Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

LEXICON

der deutschen

Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Sechster Band.

O. bis Schmalz.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1841.

O.

Jakob Hermann Obereit

ward am 2. December 1725 zu Arbon im Schweizercanton Thurgau geboren und bildete sich selbst zum größten Theil durch Unterhaltung mit einem mystischen Uhrmacher. Nach Erlernung der Wundarzneikunst 1750 als Arzt zu Lindau angestellt, erhielt er 1769 seine Amtsentlassung und lebte nun in verschiedenen Städten seiner Neigung zur Philosophie, Theosophie, Dichtkunst und Chemie. In Jena, wo er sich am längsten aufhielt, ertheilte ihm Wieland als Pfalzgraf 1769 das Diplom eines Dr. der Philosophie. Er starb daselbst am 2. Februar 1798.

Literarisch bekannt machte er sich durch:

Vertheidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens gegen Zimmermann. Frankfurt 1775.
Gamaliels Spaziergänge. Berlin 1780.
Die Einsamkeit der Weltüberwinder. Leipzig 1781.
Supplike an philosophische Damen gegen Zimmermann. Ebendas. 1786.
Die verzweifelte Metaphysik. Ebendas. 1787.
Der wiederkommende Lebensgeist der verzweifelten Metaphysik. Drama. Berlin 1788.
Kritische Spaziergänge der Vernunft. Ebendas. 1789.

O. zeigte in seinen Schriften neben mystischer Dunkelheit und unklarer Schwärmerei zugleich wirkliche Tiefe und Scharfsinn und hätte, auf besseren Bahnen fortschreitend, wohl eine dauerndere Berühmtheit erworben, als jene ephemere, welche er zum größten Theil seinen Angriffen Zimmermann's verdankte.

Jeremias Jakob Oberlin

ward am 7. August 1735 zu Straßburg geboren und widmete sich dort nach gehöriger Vorbildung eifrig dem Studium der Philologie, Philosophie und Theologie. 1754 erlangte er die philosophische Doctorwürde und wurde, nachdem er seine darauf folgenden sprachlichen, literarischen, archäologischen, geschichtlichen und diplomatischen Studien beendet hatte, 1760 Lehrer am vaterstädtischen Gymnasium und Adjunct an der dasigen Bibliothek. Durch gelehrte Reisen suchte er sich später zum tüchtigen Universitätslehrer auszubilden, war aber kaum als solcher aufgetreten, als die Stürme der Revolution auch ihn ergriffen und ihn nach Metz in Gefangenschaft brachten. Mit der Herstellung der Ordnung erhielt auch er seine Freiheit wieder und wirkte nun als ordentlicher Professor und Bibliothekar an der Universität zu Straßburg, wie auch als Mitglied des Stadtraths und Correspondent des Nationalinstituts bis an seinen am 10. October 1806 erfolgten Tod.

Er gab in deutscher Sprache heraus:

Elsasser Almanach. Straßburg 1782—92.
Bihtebuoch. Ebendas. 1784.

Ein verdienter Philolog, der sich zugleich den Dank der Literatur durch Herausgabe und Verbreitung mittelalterlicher Schriftdenkmäler erwarb.

Von Obernburg, s. Minnesinger.

Heinrich von Ofterdingen, s. Minnesinger.

Adam Gottlob Oehlenschläger.

Dieser höchst ausgezeichnete Dichter ward am 14. November 1779 zu Friedrichsberg bei Kopenhagen geboren und erhielt durch seinen Vater, den dasigen Schloßverwalter in Kopenhagen eine gelehrte Erziehung. Nach hier beendigten philosophischen und Rechtsstudien bereiste er 1805 auf königliche Kosten Deutschland, Frankreich und Italien und ward 1809 bei seiner Rückkehr als Professor der Aesthetik und Mitglied der Theater-Direction in der dänischen Hauptstadt angestellt. Sein Forschungsgeist trieb ihn aber schon 1816 wieder nach den genannten Ländern und 1829 nach Schweden, wo ihn die Universität Lund besonders ehrenvoll aufnahm und zum Dr. der Philosophie ernannte. In demselben Jahre erhielt er auch eine wirkliche ordentliche Professur an der kopenhagener Universität, der bald die Ernennung zum Consistorialassessor folgte. Von einer 1833 nach Norwegen unternommenen Reise zurückgekehrt, lebt er jetzt seiner literarischen Muße zu Kopenhagen. In neuester Zeit ward er zum Etatsrath ernannt.

Seine Schriften sind:

Kleine vermischte Schriften. Stuttgart 1821, 8. Auch unter dem Titel: die Dichter im Leben, übers. von G. Lotz.
Schriften mit Selbstbiographie (bis zum 30. Jahre). Breslau 1829—30, 18 Bde., gr. 16.; neue Ausg. 1839.
Dramatische Dichtungen. Hamburg 1835, 2 Thle., 16.

Einzeln:

Aladdin. Dramatisches Gedicht. Leipzig 1808, 2 Thle., 8.; 2. Aufl. 1820, mit 2 Kupf.
Hagbarth und Signe. Trauerspiel. Stuttgart 1808, 8.;
Hakon Jarl. Trauerspiel. Ebendas. 1810, 8.

Axel und Walburg. Trauerspiel. Ebendas. 1810; neue Ausg. 1820, 8.
Correggio. Trauerspiel. Ebendas. 1816; 3. unveränd. Aufl. 1832, 8.; französisch von X. Marmier, Paris und Straßburg 1834, 8.
Gedichte. Stuttgart 1817, gr. 8.
Märchen und Erzählungen. Ebendas. 1817, 2 Bde., 8.
Hugo von Rheinsberg. Trauerspiel. Herausgegeben von Christiani. Göttingen 1818, 8.
Palnatoke. Trauerspiel. Stuttgart 1811, 8.; 2. Aufl. 1819.
Briefe in die Heimath. Uebersetzt von Lotz. Altona 1820, 2 Bde. 8.
Der Hirtenknabe. Drama. Leipzig 1821, 12.
Ludlams Höhle. Märchen. Berlin 1821, 8.
Erich und Abel. Trauerspiel. Stuttgart 1821, 8.; aus dem Dänischen von Lotz, Schleswig 1821, 8.
Starkother. Trauerspiel. Stuttgart 1821, 8.
Freia's Altar. Lustspiel. Berlin 1821, 8.
Die Räuberburg. Singspiel. Stuttgart 1821, 8.
Robinson in England. Lustspiel. Ebendas. 1821, 8.
König Hroar in Leire. Ebend. 1822, 8.
Holbergs Lustspiele. Uebersetzt. Leipzig 1822—23, 4 Thle., 8.
Tordenskiold. Drama. Nach dem Dänischen von G. Lotz. Kassel 1823; 2. Ausg. 1828, 8.
Die Blutbrüder. Uebersetzt von G. Lotz. Leipzig 1823, 8.
Vaulundur. Stuttgart 1824.
Aly und Gulhyndi. Ebendas. 1825.
Die Inseln im Südmeer. Tübingen 1826, 4 Bde. 8.
Die Väringer in Konstantinopel. Trauerspiel. Berlin 1828, 8.
Die Götter des Nordens. Epos. Aus dem Dänischen von Glückselig (G. Legis). Leipzig 1829, 8.
Morgenländische Dichtungen. Leipzig 1831, 2 Bändchen, gr. 12.

Ein Ausländer, den wir durch seine trefflichen deutschen Schriften mit Stolz auch den Koryphäen unserer Nationalliteratur beizählen können. Tiefe und Innigkeit des Gefühls, reiche Phantasie, Anmuth, Witz und trotz dem, daß die deutsche Sprache für ihn eine fremde ist, seltene Beherrschung der Form, ja selbst, ungeachtet mancher dänischen Wendung, bewundernswürdige Klarheit und Adel des Ausdruckes sind ihm eigen und weisen ihm als Dichter einen Platz unter den besten seiner poetischen Zeitgenossen an. Der einzige Tadel, der im Allgemeinen seine dramatischen Leistungen trifft, ist eine gewisse naive Sentimentalität, durch welche die nöthige Kraft gerade da, wo sie am meisten vorherrschen sollte, gelähmt, mitunter selbst ganz verdrängt wird. Am bedeutendsten erscheint er in der Bearbeitung mythischer und historischer nordischer Stoffe, und sein „Hakon Jarl" ist namentlich ein Meisterwerk, am anmuthigsten dagegen, wo er leichtere Märchen mit spielender Phantasie und warmer Lebendigkeit, die ihm eigenthümlich ist und seinen Dichtungen häufig ein südliches Colorit verleiht, behandelt. O. ist eine durchaus edle Natur, das spricht sich auch in allen seinen Poesieen, selbst in den minder gelungenen siegreich aus und wird in Dänemark wie in Deutschland stets willig anerkannt werden.

Reichmuth von Adocht*).

Zu Cöln lebte im Jahre 1571 ein reicher Bürgermeister, dessen Ehefrau Reichmuth krank ward und starb. Sie hatten sehr glücklich mit einander gelebt; Reichmuth war noch sehr jung und schön gewesen, und ihr Eheherr hatte während der Krankheit nie ihr Bette verlassen. Sie litt nicht viel in der letzten Zeit ihrer Krankheit, aber die Ohnmachten wurden immer häufiger und dauerten immer länger, bis sie zuletzt nicht mehr aufhörten und sie verschied. Es ist bekannt, daß Cöln eine Stadt ist, die, was Andacht betrifft, sich in alten Tagen mit Rom vergleichen konnte; weßhalb man sie auch Roma germanica, oder civitas sancta geheißen. Es schien, als wenn sie in folgenden Zeiten durch Frömmigkeit das Unglück wieder gut machen wollte, der abscheulichen Agrippina Geburtsort gewesen zu sein. Man sah in vielen Jahren weiter nichts als Priester, Studenten und Bettelmönche. Man hörte immer da mit den Glocken lauten, und zählt noch eben so viele Kirchen und Klöster, wie das Jahr Tage hat.

Die vornehmste Kirche, die Kathedrale St. Petri, ist eins der vortrefflichsten Gebäude Deutschlands, aber noch nicht vollendet. Nur der Chor ist gewölbt. Das Innere der Kirche besteht aus vier mächtigen Säulenreihen, und ist etwas länger als der Straßburger Münster. Der Hauptaltar ist ein einziger schwarzer Marmorstein aus Namur an der Maas, längs des Rheins nach Cöln gebracht. In der Sacristei zeigt man einen Stab von Elfenbein, der dem Apostel Petrus zugehört haben soll. In einer Capelle steht ein silberner vergoldeter Sarg, mit den vermeintlichen Leichnamen der heiligen drei Könige.

In dieser Kirche ward Reichmuth von Adocht beigesetzt, als Braut geschmückt, in blumiger Seide, einen bunten Kranz auf dem Haupte, die Finger voll köstlicher Reife.

So ward sie in eine kleine Capelle im Keller unter dem Chore in einem Sarge mit gläsernen Scheiben hingesetzt. Mehrere ihrer Voraltern lagen schon da.

Der wackere Adocht, ihr Eheherr, hatte mit schweren Schritten seine Hausfrau zur Ruhestätte geleitet, die große Glocke im Thurme, von zweihundert und zwanzig Centnern, ihre erhabenen Trauertöne durch die weite Stadt verbreitet; die frommen Mönche, mit Gesang und Serpenten, mit Licht und mit Rauchwerk, hatten ein Requiem abgesungen von den großen Pergamentsfolianten, die im Chore auf den Notenstühlen aufgestellt waren. Jetzt lag sie da, blaß und lang, in der Hülle des Todes. Die ungeheure Uhr, die nur einmal im Jahre aufgezogen wird, die die Stunden des Tages und den Lauf der Sterne zeigt, war das einzige Bewegliche im stillen Gewölbe. Ihr eintönig lautendes Tiktak ertönte über die stillen Gräber, über die alten heiligen Bilder.

Es war ein stürmender November-Abend, als Peter Bolt, Todtengräber bei der St. Peterskirche, nach dieser prächtigen Begräbnißfeier nach Hause ging. Seine Frau hatte ihm ein Jahr nach ihrer Ehe eine Tochter geschenkt; jetzt war sie wieder guter Hoffnung. Mit schwerem Herzen ging der arme Mann von der Kirche nach seiner stillen Wohnung, die kalt und feucht am Flusse lag, und dem Sturm im Herbste am ärgsten ausgesetzt war. Er wollte zu seiner Frau hineingehen, aber die kleine Maria, die in der Vorstube mit ihrer Puppe spielend saß, kam ihm entgegen. Vater, rief sie, geh nicht hinein! Der Storch ist gekommen, hat Maria einen Bruder gebracht, Mutter ins Bein gebissen; sie ist krank und liegt im Bette. — Kurz darauf kam seine Schwägerin und brachte ihm einen neugebornen gesunden Knaben. Seine Frau befand sich nicht wohl, und es wurden Anforderungen zu nothwendigen Ausgaben gemacht, die weit seine Kräfte überstiegen. In dieser Noth lief er hin zum Juden Isaak, der ihm in der letzten Zeit mitunter eine kleine Summe vorgestreckt hatte. Aber Bolt hatte nichts mehr zu verpfänden; er mußte seine ganze Hoffnung auf Isaaks Mitleid gründen, und das war ein schlechter Ankerplatz. Isaak hörte seine heftige, durch Thränen unterbrochene Bitte mit Geduld an. Als Bolt ausgesprochen hatte, antwortete er gelassen, daß er auf ein neugeborenes Kind nichts verleihen könne, und daß Thränen und Seufzer ein schlechtes Pfand seien, das keinem ordentlichen Manne genüge. In gefühlloser Stumpfheit, zwecklos und verzweifelt, taumelte Bolt jetzt wieder nach Hause. Bei den reichen Prälaten war er österes gewesen, sie hatten ihn mit unbedeutenden Almosen abgespeist, und nun durfte er da nichts mehr erwarten. Es war dunkele Nacht geworden; der erste Schnee fiel eben in großen Flocken schräge hin über den Domplatz. In diesem Taumel, ganz in sein Unglück versunken, verfehlte er den Weg über den Markt, den er doch so oft gegangen, und ehe er es selbst wußte, stand er auf der Kirchentreppe, gerade beim Haupteingange des Doms. — Die Uhr schlug dreimal, das war drei Viertel auf Zwölfe. Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke, wie ein Blitzstrahl, durch den Kopf. Er sah seine kleine Maria mit der Puppe spielen; — seine kranke Frau mit dem neugebornen Kinde an der ausgezehrten Brust im Bette liegen; — alsdann die todte Reichmuth im gläsernen Sarge, mit Edelsteinen an den Leichenfingern. — Wozu braucht sie die? dachte er. Ist es eine Sünde, die Todten zu berauben, um die Lebendigen zu erquicken? — In diesen Gedanken eilte er nach Hause; und nachdem er hundertmal auf dem Wege so und so beschlossen hatte, brachte das stille, verheimlichte Leiden seiner Frau ihn zum Entschluß. Er zündete seine Blendlaterne an, steckte den großen Schlüsselbund in die Tasche und ging. Unterweges schien es ihm, als ob die Erde unter ihm wanke; aber der Gedanke, daß es zu Hause noch schlimmer war, als hier, trieb ihn fort. Er tröstete sich mit dem schlechten Wetter, welches die Straße leer hielt, so daß ihn Niemand belauern würde. Auf der Treppe stand er wieder einen Augenblick stille, darauf faßte er Muth, steckte den Schlüssel in das alte Schloß, drehte mit dem gewöhnlichen Griffe, und jetzt stand er allein in der Kirche, nachdem er die Thür wieder angelegt hatte.

*) Novelle aus A. G. Oehlenschläger's „Schriften," 16. Bdchn. (Breslau 1830).

Mit welcher Herzensangst ging er durch das lange Schiff der Kirche. Er zitterte so sehr mit der Leuchte in der Hand, daß er jeden Augenblick fürchten mußte, das Licht würde auslöschen. Es schien ihm, als ob die ausgeschnitzten Cherubim an den Stühlen mit ihren Flügeln ihn an dem Rocke zurückhalten wollten. Er hatte von einem Menschen gehört, der in die Kirche gegangen war, um seinen Muth zu zeigen; er wollte zum Zeichen, daß er da gewesen, sein Messer in einen Sarg stoßen; unvorsichtiger Weise hatte er auch den Rockschoß durchbohrt, und da dieser ihn zurückhielt, sei er vor Schrecken todt umgefallen. „Du mußt deine Furcht zähmen; es ist alles Einbildung! Es ist dein wallendes Blut, das dich betrügt! Hundertmal bist du hier des Nachts gewesen, und es ist dir nichts zugestoßen!" Alles dieses sagte er sich selbst; es machte ihn aber nicht muthiger. Es dünkte ihm ein eitler Laut der Lippen, obschon er es nur dachte, und sich wohl hütete, laut zu sprechen.

Jedesmal, wenn er mit der Leuchte an einer Altartafel vorbeikam und die Bilder beleuchtete, schien es ihm, als ob die ernsten Gesichter drohende Mienen machten. An einem Bilde sah man die Hinrichtung des Apostels Petrus. Das Haupt gegen die Erde gekehrt und die Füße gegen den Himmel gewandt, hing der Heilige da am Kreuze. Das Blut sank ihm ins ausdrucksvolle Gesicht, und die Silberlocken fegten den Staub. In diesem Augenblick glaubte Bolt die Sekundenschläge der Glocke stärker zu hören. — Er wich zurück. Gott! dachte er, was du ein Sünder bist! Der heilige Petrus starb so demüthig seinen schmerzlichen Tod für Jesus, und du verräthst ihn. Jetzt krähte der Mitternachtshahn draußen, und es rann Bolt in Sinn, wie Petrus seinen Erlöser dreimal verläugnet, ehe der Hahn zweimal gekrähet hatte. — Er war doch auch ein Mensch, dachte Bolt, und hatte keine Johanne, keine kleine Maria, kein neugebornes Kind zu versorgen. — Dieser Gedanke gab ihm Muth. Er ging am Hochaltar keck vorbei, öffnete die Chorthür, stieg die Treppe hinunter, schlich sich durch den langen, schmalen Kellergang, mit Begräbnissen zu beiden Seiten, machte Reichmuths Capelle auf — und jetzt stand er ihrem Sarge gerade gegenüber. Da lag sie blaß und gelb. Er glaubte schon einen unangenehmen Leichengeruch im Gewölbe zu spüren. Der Flitter in ihrem Haare und die Ringe an ihren Fingern glänzten seltsam im schwachen Leuchtenschimmer. Er wollte den Deckel öffnen, fuhr aber zurück. Es schien ihm, als ob die Todte ihr Gesicht verzöge. Hätte ich nur Zeit, dachte er, so wollte ich doch lieber etwas aus den andern Särgen nehmen. Die Zeit hat das Menschliche an diesen Mumien vertilget! Man bringt ja ohne Gewissensangst Mumien von Egypten. Die lange Zeit hat das Recht des Todten und die Ehrwürdigkeit der Leichen aufgehoben. Doch — dachte er wieder — diese sind Christen, meine Brüder und Freunde. Die Egypter sollen ihre Grabmäler selbst in großer Ehre halten; es sind nur ihre Feinde und Fremde, die sie öffnen und plündern. Die Scheu davor, sich lange an diesem schlimmen Orte aufzuhalten, gab ihm Thatkraft. Reichmuths Sarg schien ihm zum Oeffnen der leichteste, er wollte ihn mit einem Brecheisen aufmachen, aber es ging nicht so leicht. Die gläsernen Scheiben waren zu klein, und darinnen mit Eisendrath versehen. Er mußte das Holz von außen spalten. Während es krachte, floß ihm der kalte Schweiß übers Gesicht. Dieser Laut überzeugte ihn mehr, als alles Uebrige, daß er ein Kirchenräuber sei. Vorher hatten ihn nur die Umgebungen angst gemacht; jetzt fing er an, vor sich selbst zu erschrecken, und er hätte ohne Zweifel Alles aufgegeben, wäre nicht das Schloß plötzlich aufgesprungen, indem er eine Feder drückte. Hurtig sah er zurück, als wenn er den wahrnehmen wollte, der hinter ihm stand und ihn belauerte. Als er Niemand sah, fiel er auf seine Knie, erhob seine Hände und seufzte: „Heilige Todte! vergib! Du brauchst nichts von diesem Schmucke, und ein einziger Stein davon vermag eine arme lebendige Familie glücklich zu machen. Es war ihm, als ob die Todte bei diesen Worten freundlicher aussah. Beherzt ergriff er nun ihre Hand, einen der Ringe abzuziehen. Was schildert sein Schrecken, als die Leiche seine Hand mit kalten Fingern umfaßte und sie fest um das Handgelenke drückte. Mit einem Schrei machte er sich los. Er hatte nicht so viel Besonnenheit, die Leuchte mitzunehmen. Angst findet den Weg im Dunkeln. Als ein Hase fuhr er durch den Gang der Capelle, durch das Chor, und wäre ohne Zweifel glücklich hinausgekommen, hätte er nicht in der Eile den großen sogenannten Teufelsstein vergessen, der mitten in der Kirche liegt, der Sage nach, vom Teufel durchs Gewölbe geworfen. So viel ist gewiß, er ist vom Boden heruntergefallen, und man zeigt noch das Loch droben, wodurch er gefallen ist.

Gegen diesen Stein taumelte der unglückliche Bolt, eben wie die Glocke ihre zwölf dumpfen Schläge vom Thurm herab brummte, und unbewußt stürzte er zur Erde. Als er aus seiner Ohnmacht erwachte und vernahm, daß Niemand ihn verfolgte, gab die Furcht ihm Flügel. Jetzt eilte er zur Kirche hinaus, über den Markt, gerade nach des Bürgermeisters Haus. Er war sich nichts bewußt, als seine Sünde, und sah keine Möglichkeit, der Rache der Todten zu entgehen, als durch eine Beichte.

Er mußte lange klopfen, ehe die Thür aufgemacht ward. Das ganze Gesinde lag im tiefen Schlummer, nur der betrübte Adocht saß noch in seinem Canapee, wo er so oft mit Reichmuth gesessen. Ihr Bild hing im Schatten an der Wand. Bolt's wiederholtes Klopfen weckte ihn endlich aus seinem wehmüthigen Traume. Er ging hin, öffnete das Fenster, und fragte: „Wer ist da?" — „Ach, gestrenger Herr Bürgermeister," war die Antwort, „ich bin's!" — „Welches Ich?" — „Peter Bolt, Totengräber bei der St. Peterskirche. Ich habe eine Sache von äußerster Wichtigkeit zu entdecken, Herr Bürgermeister." Eine natürliche Gedankenverbindung von Reichmuth, dem Todtengräber von der Kirche, worin sie lag, und dem wichtigen Geheimnisse trieb Adocht fort, um so bald als möglich mehr zu erfahren. Er nahm die Wachskerze, eilte die Treppe hinunter, und öffnete Bolten selbst die Thür. „Was habt Ihr mir zu sagen?" rief er. Kaum war die Thür wieder zugemacht, als Bolt sich ihm zu Füßen warf, und seine Sünde gestand mit Allem, was vorgegangen sei. Adocht hörte ihm verwundert zu; sein Zorn war mit Mitleid vermischt. Er befahl Bolten, diese Sache zu verschweigen, da er sich sonst selbst ins größte Unglück stürzen würde. Selbst beschloß er gleich mit Bolten nach der Kirche zu gehen, um den Zusammenhang zu untersuchen. Allein Jener weigerte sich durchaus. „Ihr könnt mich lieber gleich zum Hochgerichte schleppen," rief er, „als daß ich zum zweiten Male den Frieden der Todten stören sollte." Adocht brannte vor Begierde, dahin zu gehen. Ein Funke der Hoffnung glühte in seinem Herzen auf. Mit einigen Thalern half er dem Todtengräber aus seiner dringenden Noth, und ließ ihn nach Hause gehen, um seine Frau zu trösten.

Jetzt rief Adocht seinen alten Hausknecht. „Fürchtest Du die Todten, Hans?" fragte er ihn. „Nein, vester Herr Bürgermeister," war die Antwort, „sie sind lange nicht so gefährlich, wie die Lebendigen." — „Wagtest Du zum Beispiel wohl zur Nacht in die Domkirche zu gehen?" „Wenn es von Amts wegen wäre, ja; sonst nicht. Man soll das Ehrwürdige nicht verspotten." „Glaubst Du an Gespenster, Hans?" „Ja, Herr Bürgermeister." — „Fürchtest Du sie?" — „Nein. Ich halte mich an unsern Herrgott, der ist der stärkste." — „Willst Du mit mir in die Domkirche gehen, Hans? Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt: es schien mir, als wenn meine selige Frau mir vom Kirchthurme über den Markt zuriefe." — „Nun ist Peter Bolt gewiß hier gewesen und hat Euch Grillen in den Kopf gesetzt. Diese Todtengräber sehen Gespenster alle Augenblicke." — „Zünde Deine Hornleuchte an, Hans! schweig' und folge mir. Ich befehle es Dir." — „Wenn Ihr es befehlt, gestrenger Herr Bürgermeister, so muß ich gehorchen, denn Ihr seid sowohl meine Herrschaft, als meine Obrigkeit." Jetzt zündete Hans ohne weitere Widerrede seine Leuchte an und folgte seinem Herrn.

Adocht trat mit schnellen Schritten in die Kirche hinein; Hans aber, der vorangehen und leuchten sollte, hielt ihn mit seinen Betrachtungen auf, so daß es nur langsam ging. Gleich beim Eingange beleuchtete er die goldenen Stäbe über der Thür, welche jedes Jahr durch einen neuen vermehrt werden, damit man sehe, wie lange der regierende Churfürst gelebt. „Das ist eine gute Einrichtung, gestrenger Herr Bürgermeister," sagte Hans; „man braucht nur diese Stäbe zu zählen, so erfährt man gleich, wie lange Zeit der gnädige Herr Churfürst uns sündhafte Menschen beherrschet hat." Die schönen Gräber von Kupfer und Alabaster mußte er auch erst beleuchten; er bat, sein Herr möchte ihm einige Inschriften erklären; kurz, er betrug sich wie ein fremder Reisender, der die Gelegenheit benutzt, um die Merkwürdigkeiten der Kirche zu besehen, obschon er alle seine drei und sechzig Jahre hier in der Stadt Cöln zugebracht und in der Zeit mehrere Male wöchenllich in der Kirche gewesen.

Adocht, der wohl wußte, es hülfe nichts, Vorstellungen zu machen, fand sich geduldig in die Wunderlichkeiten seines alten Hausfreundes, und begnügte sich damit, seine Fragen so kurz als möglich zu beantworten. So näherten sie sich denn nach und nach dem Hochaltare. Aber hier stand Hans plötzlich stille, und war nicht weiter zu bringen. — „Spute Dich!" — rief nun Adocht, der die Geduld zu verlieren begann, und dem das Herz von der unruhigsten Erwartung klopfte. „Alle guten Geister loben den Herrn!" murmelte Hans durch die klappernden Zähne, zitternd an dem Gürtel seinen Rosenkranz suchend. — „Was gibt es?" rief Adocht. — „Seht Ihr nicht, wer dort sitzt, gestrenger Herr Bürgermeister?" — „Wo?" — „Gott verzeihe mir's da sitzt ja die gnädige Frau im langen schwarzen Mantel auf dem Altare, und trinkt aus dem Silberkelche. Jetzt richtete Hans die Laterne gegen die Erscheinung, und es verhielt sich wirklich so. Blaß saß sie da, im weit hinschwebenden dunkeln Gewande, und erhob die silberne Schale an ihre Lippen. Auch Adochts Muth fing zu wanken an. „Reichmuth!" rief er.

„In Jesu Namen beschwör' ich Dich: bist Du es selbst, oder ist es Dein Schatten?" — „Ach," antwortete eine schwache Stimme: „Ihr habt mich lebendig begraben. Ich war nahe daran zu verschmachten. Aber diese Weintropfen haben mich erquickt. Komm herauf zu mir, lieber Adocht. Ich bin nicht todt, aber matt, und wenn nicht bald für mich gesorgt wird, sterb' ich." Hier eilte Adocht hinauf zum Altare und schloß die geliebte, wieder gefundene Frau in seine Arme.

Nachdem Bolt entflohen war, hatte Reichmuth, im Sarge von ihrem Scheintode erwachend, einige gräßliche Augenblicke zugebracht. Ehe sie ihrer noch recht bewußt geworden, hatte sie, durch die Armbewegung, das Licht umgeworfen, so daß es auslöschte. Sie schlug die Augen auf und wußte nicht, wo sie sei? Sie tastete rund umher, aber statt warmer Betttücher, fand sie sich nur in dünne Seide gewickelt. Sie griff nach dem Haupte und entdeckte den goldenen Schmuck. Noch wußte sie nicht, was sie denken sollte. Es war dunkle Nacht. Als sie noch weiter umhertastete, entdeckte sie, daß sie in einem engen Kasten liege. Jetzt trennten sich die Schneewolken am Himmel, und der helle Mond stand dem einzigen kleinen Fenster des Gewölbes gegenüber. Nun sah Reichmuth zu ihrem Schrecken, wo sie war. Sie richtete sich empor und erfüllte die Wölbung mit ihrem Geschrei. Die schauerlichsten Vorstellungen, lebendig begraben zu sein, vor Hunger und Durst zu sterben, ihre letzten Stunden zwischen gräßlichen Leichen zuzubringen, standen vor ihr. Die Thür war zugeschlossen. Der erschrockene Bolt hatte sie nach sich zugeschlagen. Sie wußte, daß man nicht vom Chore her ihr Geschrei hören könnte. Das Fenster saß hoch in der Mauer und wandte sich nach einem abgelegenen Orte hinaus, wo Niemand hinkam. Wahrscheinlich, glaubte sie, würde man in mehreren Tagen nicht nach der Grabstätte kommen; in der Zeit müßte sie verschmachten. Reichmuth rang ihre Hände. Mit Schaudern betrachtete sie die weißen, zinnernen Särge, die schwarz geräucherten Wände. Auf diese Blätter war es, wo sie ihre Leidensgeschichte schreiben sollte, die einzige Linderung und Zerstreuung vor ihrem scheußlichen Tode. Die Verzweiflung prägte sich auf ihrem blassen Gesichte aus. Sie fing an, vor Kälte und Entsetzen zu frieren. In dieser Noth suchte sie nach etwas, worein sie sich wickeln könnte, und fand das schwarze Leichentuch, worin man sie auf der Bahre hergebracht. In dieses hüllte sie sich, und es war, als wenn der wärmere Zustand ihr neue Kräfte mittheilte. Der Mond schien sehr hell. In der schwarzen Hülle kniete sie vor das Fenster hin, und rief: „Heilige Mutter Gottes, die Du droben in der Kirche über dem Altar stehest! ich kann in diesem Augenblicke nicht vor Deinem geweiheten Bilde knieen. Aber Dein Antlitz ist hold und strahlend, wie der Mond. Ich stelle mir vor, daß Du es bist, die von Deinem Himmel zu mir herunter blickest. Heilige Maria! erlöse mich, rette mich!" — Nach diesem Gebete ging sie zur Thür und wendete ihre letzten Kräfte daran, den großen verrosteten Griff umzubrechen. Was schildert ihre Freude, als sie merkte, die Thür sei nicht zugeschlossen, sondern nur angelehnt. Jetzt eilte sie mit schnellen Schritten hinaus. Aber sie kam nicht weiter, als bis zum Hochaltare. Sie fühlte, Todeskälte durchzuckte ihr Gebein, und fürchtete wieder eine Ohnmacht. Zum Glücke erinnerte sie sich, daß der Priester gewöhnlich den Krug, worin man Wein zum Abendmahle brachte, hinter dem Altare stehen ließ. Sie arbeitete sich dahin, erhob den Deckel des silbernen Gefäßes, und fand eben so viel, als sie brauchte, um sich zu stärken. Sie fühlte das Leben wieder in ihre Adern zurückkehren. So fand sie ihr Eheherr. Nur einen Augenblick schauderte er zurück vor der sonderbaren Erscheinung; bald faßte er sich und erwärmte das geliebte Weib in seinen Armen.

Adocht traf die besten Veranstaltungen, um sie mit Vorsicht nach Hause zu bringen. Es war ihm ein Leichtes, die wahre Ursache der Rettung seiner Frau zu verbergen. Wie groß war seine Freude, als der Arzt den folgenden Tag versicherte, die gefährliche Krisis sei überstanden und er brauche nicht für seine Reichmuth zu fürchten. Es war ihm nicht möglich, dem armen Bolt böse zu sein, der aus so rührenden Ursachen Verbrecher geworden war. Allein Bolt war selbst ein strengerer Richter, als der Bürgermeister. Er legte sein kleines Amt nieder, und wollte nie mehr als Todtengräber die Kirche sehen. Reichmuth sorgte für seine Frau, Adocht für ihn. Sie waren beide Pathen seines Kindes. Welche Gefühle erfüllten ihre Brust, als Reichmuth vierzehn Tage nach ihrer Errettung, an einem schönen sommerhellen Vormittage, den lächelnden Knaben aus der Taufe hob, unter dem Klange der Orgel, die Stühle mit grünen Tannenzweigen und Schaumgolde geschmückt, und alle Pulpitäre voll Einwohner der Stadt! Sie dankten der Vorsehung in ihren Herzen und beschlossen, den kleinen Knaben nie zu verlassen, dessen dürftige Geburt allein Reichmuths gräßlichen Tod verhindert hatte. So ward denn die traurige Leichenfeier plötzlich in eine freudige Kindtaufe verwandelt, mit Pauken und Trompeten, und der reiche Adocht sparte nicht seinen alten Rheinwein diesen Tag, sondern ließ ihn im großen Fasse auf dem Markte springen, zur Freude des Volks, das seine und seiner Frau Gesundheit mit wiederholten Glückwünschungen trank.

Gedichte von A. G. Oehlenschläger.

An Charlotte Schiller.

Der Sänger geht am schmalen Stege,
Im Schatten blühender Natur;
Verschmäht die gar zu breiten Wege,
Gepflastert durch des Haufens Spur;
Da muß er vieles überwinden,
Durch manchen Dorn er dringen muß;
Wo er gehofft, den Bach zu finden,
Trifft er den brausend wilden Fluß.

Doch kämpft er gern sich, unverdrossen,
Selbst durch den dicksten Tannenwald;
Wird er mitunter rund umflossen —
Es muß sich ja doch enden bald!
Wo Dornen stechen, blühen Rosen,
Das Dickicht führt zu einer Au',
Es endigt sich der Wolke Tosen,
Sie flieht und läßt den Himmel blau.

Und steht er endlich dann im Haine,
Im dunkelgrünen Buchenhain,
Röthlich beglänzt im Abendscheine,
Dann ist er länger nicht allein.
Wie durch der Aeolsharfe Töne
Die Lüfte gaukeln, voller Lust,
So zittert auch durch ihn das Schöne,
Und klingt hinaus durch seine Brust.

Und durch die Bäume drängt sich leise
Zum breiten Heerweg der Gesang:
Da kommt das Rad aus seinem Gleise,
Dem Fuhrmann wird's im Herzen bang;
Zum grünen Tempel der Gesänge
Fühlt er zu lenken sich geneigt;
Besinnt sich aber, folgt der Menge,
Glaubt, daß sich dort die Elfin zeigt.

Der Sänger wandert über Hügel.
Er steigt getrost, und kommt der Fluß,
Dann schwimmt er kühn; mit losem Zügel
Auf Abenteu'r er reiten muß.
Und Alles, was ihm so begegnet,
Dringt in sein Herz gewaltig ein;
Und ob es stürmet oder regnet,
Muß er doch wohl zufrieden sein.

Nichts Endliches kann ihn beglücken,
Nichts Endliches vernichtet ihn.
Und jede Kraft muß ihn entzücken,
Und durch sein ganzes Wesen glüh'n;
In Schauen muß er sich vertiefen,
Was ihn verhindert, merkt er kaum;
Es ist ihm, als wenn Viele schliefen;
Selbst freut er sich im schönsten Traum.

Doch hat er lange so mit Wonne
Den schönen Weg zurückgelegt,
Dann kommt der Abend, sinkt die Sonne,
Und kalt sich jedes Blatt bewegt,
Dann ist er Mensch, und er begehret
Nach dem, was wieder ihn belebt,
Was ihm der Augenblick verwehret,
Weil er nicht klug danach gestrebt.

Doch kommen Bauern her im Walde,
Und speisen ihn mit Obst und Brot.
Er ißt, trinkt aus der Quell', und balde
Vergißt er die verschwundne Noth.
Und mit der frühen Morgenröthe
Erwacht er bei dem ersten Schall,
Blickt um sich, greift und bläst die Flöte,
Wetteifernd mit der Nachtigall.

Es kommen aber viele Tage,
Wo nicht die Sonn' im Walde scheint;
Es tobt kein Sturm; in stummer Klage
Nur Gras und Blatt und Hügel weint;

Es ist nicht Kampf, kein kühnes Ringen,
Ist lebenlose Trauer nur,
Die Harfe selbst kann hell nicht klingen,
Sie ist so schlaff, wie die Natur.

Dann sehnt er sich wohl nach den Mauern
Und in den lichten Saal hinein,
Wo Gäste sitzen ohne Schauern,
Bei schönen Frauen, gutem Wein.
Dann denkt er auch, wenn fern er schauet
Ein schönes, reichbegabtes Haus:
Warum ist es nicht Dir erbauet?
Und warum schließt Dich Alles aus?

Und weil er fühlt im tiefsten Herzen,
Was auf die weiche Seele fällt,
Müßt' ihn auch tief und bitter schmerzen
Die Stumpfheit, Blödigkeit der Welt,
Und die Verschmähung seiner Lieder,
Der Hohn, der Trotz, der Frevelmuth,
Wenn die Natur nicht freundlich wieder
Das Unheil machte immer gut.

Am Wege, dort wo er gesungen,
Neugierig horchten sie, im Flug;
Kaum aber war das Lied verklungen,
So hatten sie daran genug!
Er sang: von Ceres Aehrenhaufen,
Die in den goldnen Garben steh'n.
Sie geh'n das Korn nur zu verkaufen,
Im Gelde nur das Gold sie seh'n.

Jetzt singt er laut in ernsten Liedern
Von der verschwundnen Menschen Thun,
Erzählt von den verstorbnen Brüdern,
Die tief im moos'gen Grabe ruh'n.
Er singt: Wie durch des Grabes Hügel
Sich hebet frisch der Rosmarin,
So hebt sich auf der Zeiten Flügel
Das Leben auch zum neuen Blühn.

Sie hören's nicht. Doch Ein'ge kommen,
Und sie verlassen ihren Weg;
Sie haben gern das Lied vernommen,
Und folgen ihm auf seinem Steg.
Und hurtig wird der Bund geschlossen,
Die Seele kennt die Seele bald.
Und öfter folgen unverdrossen
Sie ihrem Freund durch seinen Wald.

Doch Männer sind zur That berufen,
Und That verhindert der Verein;
Sie müssen steigen ihre Stufen
Und mit sich selbst beschäftigt sein.
Das Lied giebt ihnen Muth und Leben,
Ermuntert gehn sie wieder fort.
Sie danken ihm, weil er gegeben —
Und — einsam steht er wieder dort.

Wer sitzt auf der Wolken Rande,
Den Lorbeerzweig in weißer Hand,
In himmelstrahlendem Gewande,
So fremd und doch so wohlbekannt?
Entfernet von dem Erdgetümmel
Vernimmt sie doch das Lärmen gern;
Vergißt darüber selbst den Himmel;
Es klingt ihr, wie ein Lied von fern.

Es ist die Muse. Freundlich schauet
Sie ihren vielgeliebten Sohn.
Ihr sanftes Auge sich bethauet;
Sie sinnt auf einen würd'gen Lohn;
Sieht, wie nach ihrem Götterbilde
Er strebt so treu, bei Tag und Nacht,
Und — eine Jungfrau — schön und milde,
Begegnet sie ihm auf der Jagd.

Erröthend nähert sich die Schöne
Verschämt dem vielgeliebten Mann;
Und — wie Telemachos Athene —
So staunet sie der Jüngling an.
Er kannte längst das holde Wesen,
Sieht sie doch jetzt zum ersten Mal.
Er kann in ihren Blicken lesen,
Und fühlt der Göttin Liebesstrahl.

Da singt sie: Jede schöne Blume
Hebt sich mit ihrer Blätterschaar
Vom Staub hinauf zum Heiligthume,
Und reichet Gott die Krone dar.
Doch steh'n die Wurzeln tief im Grunde,
Worin der Lebenssaft sich regt;
Daß sie gedeih', daß sie gesunde,
Ist nöthig, daß sie Liebe pflegt.

Ich will die Gärtnerin im Garten
Dir werden, denn Du liebest mich!
Entwickle Blumen aller Arten!
Ich hege, Freund, ich pflege Dich.
Nie sollst Du Dich allein befinden;
Scheint nicht die Sonne länger warm,
Wenn Strahlen, Tag und Farben schwinden,
Dann ruhe süß in meinem Arm.

Er sieht der Mittlerin des Lebens
Entzückt ins lichte Augenpaar.
Er überredet sich vergebens,
Daß dieß ein irdisch Mädchen war!
Er fühlt sich neubegeistert wieder,
Der Weg ist länger nicht so hart.
Er singt sein Heil, — und schöne Lieder
Verkünden ihre Gegenwart.

Sie hat mit Lorbeern ihn bekrönet,
Und durch ein wundersam Geschick
Sieht er sich plötzlich ausgesöhnet
Jetzt mit der Zeit, dem Augenblick.
Nun will er nichts von Trennung wissen!
Das Glück steht ihm nicht länger fern.
Was Lieb' erst hatte wild zerrissen,
Vereinigt Liebe wieder gern.

Ein jeder Sänger, dessen Leier
In Waldes Einsamkeit ertönt,
Trifft seine Muse, die ihn, freier,
Bald mit der ganzen Welt versöhnt.
So schmücktest Du dem großen Sänger
Den Weg mit lichtem Lebensmai;
Du machtest ihm den Busen enger,
Und dadurch ward der Busen frei.

Du lindertest so hold sein Leiden,
Da war das Leben nicht vergällt;
Beglücktest ihn mit Vaterfreuden,
Und zeigtest heiter ihm die Welt.
Da ward er ruhig und geduldig,
Er fühlte sich von Gott bestrahlt.
Wir sind ihm, ach! so Vieles schuldig!
Doch Du hast ihm für uns gezahlt.

Drum nimm auch dieses Lied zum Danke,
Das treu aus meinem Herzen bricht;
Wohin ich in der Welt auch wanke,
Vergeß' ich Deiner Milde nicht.
Ich seh' im heil'gen Abendschauer,
Wenn düster die Cypressen weh'n,
Dich, eine Blum', in Liebestrauer
Am Grabe des Geliebten steh'n!

Heimweh.

Wunderbare Abendlüfte,
Wohin winkt ihr meinen Sinn?
Laue, milde Blumendüfte!
Saget an, wo wollt ihr hin?
Weht ihr über Meer und Strand
Zum geliebten Vaterland?
Wollt ihr auf der Sehnsucht Schwingen
Meinen stillen Seufzer bringen?

Sonne! matt, im letzten Funkeln,
Sinkst du ins Gebirge dort!
Und nun sitz' ich ganz im Dunkeln
Einsam am verborgnen Ort.
Dort war kein Gebirg'! — Ich bin
Weit denn von der Heimath hin?
Soll nicht zuversichtlich träumen
Unter den bekannten Bäumen!

Sohn aus Norweg! hast gesungen
Oft mit voller, treuer Brust:
In der Heimath wird errungen
Nur die ungestörte Lust!
Schweizer dort am Felsenhang!
So ertönt auch Dein Gesang.
Heil'ger Sehnsucht heiße Lieder
Winkten zum Gebirg' Euch wieder.

Glaubt Ihr, daß der Berg alleine
Tief sich in die Seele prägt?
Aengstlich auf dem nackten Steine
Mir das Herz im Busen schlägt.
Stolz das Tannenlied erschallt;
Doch, wo ist mein Buchenwald?
Gelber Fluß, der hier sich bieget,
Nicht zur Ruh die Seele wieget.

Dort bewegt sich keine Welle
Tief im Grabe seicht und schwer;
In der großen Lebensquelle
Rollt sie fort, im freien Meer!
Schlängelt sich mit eitler Lust
Um der Insel volle Brust,
Geht, und freut sich an den Blüthen,
Die dem Kind am Busen glühten.

Stille, still die Zither klinget;
Schaukelnd schwimmt der Kahn so sacht.
Eine holde Jungfrau singet
In der klaren Sommernacht.
Reine Töne! Milder Klang!
Holder, trefflicher Gesang!
Doch, was wein' ich traurig wieder?
Singt sie doch so schöne Lieder!

Es ist nicht in Dänenzungen,
Es ist nicht das alte Lied,
Nicht das Lied, das mir geklungen,
Wo die Abendlinde blüht;
Besser? Ach, das kann wohl sein;
Aber nicht das alte, nein!
Fröhlich klingt es, ohne Sehnen,
Rührt mich doch zu heißen Thränen.

Singen muß ich, kann nicht schweigen;
Nehmt mir nicht das Lied zu schwer!
Ahnung wiegt sich auf den Zweigen,
Seufzend kommt das Windchen her.
Manche Nacht im Mondenschein
Saß ich so in meinem Hain,
Die Erinn'rung schöner Tage
Kam und weckte meine Klage.

Früh verlor ich meine Mutter!
Ach, wie innig schmerzt' es mich.
Dänmark, meine zweite Mutter!
Seh' ich jemals wieder dich?
Schwach das Menschenleben ist!
Grause Zeit und lange Frist!
Werd ich wieder mit Entzücken
Dich in meine Arme drücken?

Die Veilchen.

Kleine Veilchen, süß und blaß
Schaut ihr durch das grüne Gras,
Blau im Thale;
Sonne wärmet eure Lust,
Wehmuth sauget euer Duft
Von des Mondes Strahle.

Dicht ihr schon im Grase steht,
Röthe spielend übergeht
Zart ins Blaue;
Frisch, im lichten Frühlingsschein,
Winket ihr zum bunten Hain,
Mägdelein der Aue.

Aber rauh der Frühling weht,
Schüchtern jedes Veilchen steht.
Ach, ihr Armen!
Kraut und blätterlos Gesträuch
Wölbt sich fruchtlos über euch.
Ihr könnt nicht erwarmen!

Kleine, liebe Veilchen! Nein,
Sturm soll länger nicht im Hain
Euch durchbeben.
Seid nur froh, seid wohlgemuth!
Neu um meiner Emma Hut
Sollt ihr euch beleben.

Um des Strohes lichten Glanz
Schlängle sich der dunkle Kranz
Voll im Drange.
O, wie wird der matte Schein
Heben ihr Schwarzäugelein,
Und die Purpurwange!

Lebewohl an Giebichenstein.

(Im Januar 1816.)

Leb' wohl, du schöner Garten!
Du baumbewachs'ner Hügel!
Ihr lieben Stauden dort im grünen Thale!
Ich kann nicht länger warten;
Mich lenken andre Zügel,
Das Schicksal fernt mich von der gelben Saale.
Doch muß zum letzten Male
Ich noch den Blick auf dich, o Garten, werfen,
Wo holde Mädchen sangen,
In Stimmen, die durchdrangen
Mit seligem Vergnügen meine Nerven;
Wo Gastfreiheit und Milde
In Blumenpracht erheitert das Gefilde.
Du stehest zwar betrübet,
In Winter-Ernst gebunden,
Und keine Blume glüht durch dunkle Blätter;
Doch deutest du, geliebet,
Die baldverrauschten Stunden
Im lauen, liebevollen Frühlingswetter.
Jetzt walten andre Götter!
Ein Schmetterling, ist Flora schnell entwichen,
Laut stürmt des Windes Tosen;
Es blühen keine Rosen;
Der rothe Sommerglanz ist längst verblichen;
Schneeblume, bleich im Leiden,
Bedeutet nur das weiße Blümlein: Scheiden!

Ja, eine schöne Blume
Ist Scheiden, thaubethränet;
Sie ruft die andern alle sanft zurücke.
Im lieben Heiligthume,
Wonach ich mich gesehnet,
Steht alles wieder da zu meinem Glücke!
Es zeigt sich meinem Blicke
Nun jede kleine, sonst vergeßne Blüthe,
Und jedes Lied, das labend
Im heitern Sommerabend
Erfreute mich, erquickte mein Gemüthe;
Die Mutter mit dem Kinde,
Die Freunde sprechend an der Schattenlinde.
Durch Blumen seh' ich gehen
Den Meister der Gesänge,
Ich seh' ihn wieder sitzen, Saiten schlagend,
Ich seh' die Töchter stehen,
Die schöne Blumenmenge;
Bald tönt das Lied mir fröhlich, und bald klagend:
Ich seh' mich selber zagend,
Ob ich mit Worten oder stillem Schweigen
Soll ihnen recht ausdrücken
Mein inniges Entzücken;
Wie die Gefühle sich zur Erde neigen,
Wie ganz der junge Däne
Ist aufgelöst in einer sel'gen Thräne.

Ich konnt' es nie, und kann es auch nicht heute.
So geh' denn, mein Gesang! und sag' im Singen,
Was heute nicht und nimmer wird gelingen.

Der Wunderbaum.

Es stand ein großer Baum im großen Garten;
Ihr glaubt es kaum,
Doch Blumen, Früchte trug von allen Arten
Der Wunderbaum.

So groß, wie eine königliche Eiche,
Der Stamm erschien.
Im Laub, da blühten Rosen, roth' und bleiche,
Durchs Rosmarin.

Die Blätter wickelten sich mannigfaltig,
So grün und dicht;
Die Aeste breiteten sich aus gewaltig
Im Sonnenlicht.

Bald wölbten sie hinunter sich zur Aue,
Wie Lindenzweig';
Bald schossen sie die Flügel weit ins Blaue,
Cheruben gleich.

Bald schwarz und dick und knotig war die Rinde,
Voll Schwamm und Kraut;
Die zarten Blätter waren glatt und linde,
Wie Mädchenhaut.

Man konnte Kirschen und Orangen finden,
Wo man nur las;
Die Aeste schüttelten in Sommerwinden
Die Frucht ins Gras.

Des Tags, da krochen Affen in den Zweigen
Und neckten sich;
Des Nachts, da stand der Baum so still und eigen,
Und schauerlich.

Die Nachtigall im kalten Mondlichtsbade,
Erschrak und schied;
Denn in dem Stamm sang zaubernd die Dryade
Ihr Todtenlied.

Von Vielen ward der Baum geliebt; genossen
Von Wen'gen ganz;
Doch Jeder fand, was er gesucht,
In Sonnenglanz.

Wer Früchte liebte, sagte: Ei, da seh' ich
Den Apfelbaum!
Wer Schatten suchte, seufzete: Nun geh' ich
Zum Frühlingstraum.

Wer Blumen wollte, sagte: Sieh', da glühet
Mein Blumenstrauß!
Wer Lieder wünschte, sagte: Sieh', da blühet
Mein Vogelhaus!

Wer gar nichts liebte, sagte: Zwinge, zwinge
Dein Plaudermaul!
Wer Alles liebte, sagte: Singe, singe
Noch lang, Jean Paul!

Vergleichung.

(Voß, Tieck, Göthe, Jean Paul.)

Der Erste liebt antike Form;
Der Zweite bleibt im Stoff enorm;
Der Dritte einet schön die Zwei;
Der Vierte fühlt als alle Drei.

Der Erste lebt in Griechenland;
Der Zweit' in der Romanzen Land;
Der Dritte lebt, wo's ihm gefällt;
Den Vierten trifft man — in der Welt.

Der Erste meint: So ist es recht!
Der Zweite sagt: So ist es schlecht!
Der Dritte schweigt, und macht es gut;
Der Vierte: recht und schlecht und gut.

Ich schätz' hoch des Ersten That;
Den Zweiten lieb' ich früh und spat;
Ich bete fast den Dritten an;
Der Viert' ist eben recht mein Mann.

Nachschrift:
Ein Jeder macht's, so gut er kann!

Sehnsucht in Paris.

Ach, wie erquickend ist es doch mitunter,
Ein schönes, edles Weib zu schau'n;
Das Auge flammt, das Herz wird munter;
Nichts in der Welt belebt doch wie die Frau'n.

Man geht so als Garçon auf seine Reise;
Man sieht, bemerkt und reflectirt,
Und alles nur erbarmungswürd'ger Weise;
Stumpf wird der Geist, wenn Liebe nicht regiert.

Armer Gesell! Im fremden, fernen Lande
Er unbekannt und sprachlos geht,
Und unterhält sich stets mit dem Verstande —
Bis der Verstand ihm stille steht!

Und ohne Liebe, ohne süßes Herzen
Ist Jugend doch ein welker Kranz,
Ein Purpurschauspiel ohne Kerzen,
Ein kalter Morgen ohne Sonnenglanz.

„Bist in Paris, und — welch ein seltnes Träumen!
Sehnst Dich nach Frauen? Das muß ich gesteh'n!
Du kannst wohl nicht den Wald vor lauter Bäumen,
Vor lauter Lilien und Rosen seh'n?"

Ach, Lieber! Zarte Lilien seh' ich viele,
Selbst manche rothe Rose winkt;
Die Lilien aber sind nicht mehr am Stiele;
Die Rosen sind — geschminkt.

Im Frühlinge.

Wenn ich seh' den Frühling mit den Blumen
Wieder sich im Grünen neu vermählen;
Wenn das Eis geschmolzen und die Quelle
Wieder leicht dahin und munter fließt:
Tönen aus den grünen Heiligthumen,
Aus den Schatten tausend Vögelkehlen;
Und des Dichters Harfe klingt so helle,
Während Geist in Worte sich ergießt.

Aber immer nicht Gesänge laben
Von den weiß beschneiten Blumenhecken,
Zaubertönend, schmeichelnd Deinem Ohre;
Ueberall nicht hörst Du Liebesschall;
Auch die Eulen schrei'n, die Pfau'n und Raben,
Auch im Teiche dort die Frösche quaken,
Und die Unken rufen dort im Moore,
Tödtend oft das Lied der Nachtigall.

Heult, ihr Eulen! Rufet fort, ihr Unken!
Quäket, Frösche, nur; ich mag es hören!
Eu'r Gesang ist kurz, natürlich, eigen;
Wie ein altes Volkslied rührt es mich.
Aber ist der Mensch so tief gesunken?
Muß zur Narrheit ihn der Lenz bethören?
Muß er, statt genießen, selbst nur geigen,
Um der Welt zu zeigen: Hier bin ich!

Hat ja Gott ihm doch Verstand gegeben,
Und Gefühl in seinem stillen Herzen,
Zu vernehmen, wie die Hirten flöten,
Die noch wissen mit Gesang Bescheid!
Muß er dieses blühend-schöne Leben,
Wo vergnügte Musensöhne scherzen
Muß er diese Melodien tödten
Durch den stumpfen Trieb der Eitelkeit?

Nie wird das Gefühl so sehr erkaltet,
Nichts erschlafft so gänzlich das Gemüthe
Als, wenn ringsum durch Apollo's Güte
Unsre Erde grünt im Ueberfluß,

Und sich jede Blume zart entfaltet,
Nur zu sehen, wie die höchste Blüthe,
Wie die Menschenseele, mißgestaltet,
Ausgeartet, plump, sich schämen muß.

Drum, o Pan! hinein zu Deinem Bache,
Führe mich, wo Bächlein in die Wette
Rieseln aus des Berges tiefer Schichte,
Wo die Eichen sprossen derb hervor;
So daß aus dem Musenalmanache
Nicht die Assonanzen und Sonette,
Nicht die ew'gen Einerleigedichte
Noch erreichen da mein armes Ohr.

Da will stumm ich die Natur genießen,
Alte Liebe soll sich neu entzünden;
Spiele dann, o heilige Cäcilie,
Auf der großen Orgel der Natur!
Und wenn die Gedanken überfließen,
Lehre mich ein Lied, sie zu verkünden!
Rosenduftend, edel wie die Lilie,
Würdig jenen Blumen auf der Flur.

Als ich klein war.

(Aus dem Dänischen, nach Baggesen.)

Es war einmal — da war ich noch der Kleine,
Und eine Elle lang mein Körper kaum:
So oft ich daran denke, leicht ich weine,
Drum denk' ich oft zurück den schönen Traum.

Ich spielte froh an meiner Mutter Busen,
Auf Vaters Schooß war ich ein Ritterheld,
Und kannte noch die Eitelkeit, die Musen
So wenig, wie den Krieg und wie das Geld.

Auf Erden lebte nichts mir in der Ferne;
Sie war so klein, das Uebel auch in ihr;
Als goldne Punkte glänzten mir die Sterne,
Um sie zu greifen, wünscht' ich Flügel mir.

Ich sah den Mond im Wald herunter gehen,
Und dachte: Würdest Du da hingebracht,
So könntest Du einmal doch richtig sehen,
Woraus so glänzend er und rund gemacht.

Da sah ich staunend Gottes Sonne sinken
Allmählig in des Meeres tiefen Schooß,
Und froh und fröhlich sah sie wieder blinken
Des Morgens fern' am Berge, roth und groß.

Und dacht' an jenen gnäd'gen Gott im Himmel,
Der mich erschaffen, wie die Sonne da,
Das Meer, die Wälder und das Sterngewimmel
Und alles, was mein kindlich Auge sah.

Voll Inbrunst fühlt' ich dann mein Herz sich heben,
Ich betete, wie Mutter mich gelehrt:
O, lieber Gott! o, laß mich immer streben,
Fromm, brav zu sein und Deiner Güte werth.

Dann lernt' ich beten und die Hände falten
Für Eltern, Schwestern und die ganze Stadt,
Und für den König, und den armen Alten,
Der heute mir begegnet bleich und matt.

O, guter Gott! im Herzen kannst Du lesen,
Tief in die Seele schaut Dein ew'ges Licht!
Noch bet' ich — doch ein sündenhaftes Wesen,
In jener Unschuld flammt die Andacht nicht.

Ludwig Oken,

einer der größten Naturhistoriker, ward am 8. August 1782 zu Freiburg im Breisgau geboren, studirte zu Göttingen Philosophie, Medicin und besonders Naturwissenschaften mit Eifer und Erfolg. Nachdem er einige Jahre Privatdocent daselbst gewesen war, kam er 1807 als außerordentlicher Professor der Medicin nach Jena, wo seine mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Vorlesungen über Naturphilosophie, Naturgeschichte und Zoologie ihm 1810 den Hofrathscharakter und 1812 eine ordentliche Professur erwarben. Die 1816 unternommene Herausgabe des freisinnigen naturhistorischen Blattes „Isis" verwickelte ihn jedoch in allerlei Händel und zwangen die weimarische Regierung, ihm zwischen Aufgabe der Professur oder der Isis die Wahl zu stellen. Er gab die erstere auf und beschäftigte sich nach erfolgter Freisprache von aller Schuld in Bezug auf das Wartburgsfest bis 1819 daselbst blos mit Herausgabe jenes Blattes und naturhistorischer Werke. Dann lebte er als Privatgelehrter theils in Jena, theils in Basel, bis er 1827 als Privatdocent sich in München niederließ und dort eine ordentliche Professur der Naturwissenschaften erhielt. Um der Versetzung auf eine andere bairische Universität zu entgehen, nahm er 1833 seine Entlassung und ging als ordentlicher Professor der Naturkunde auf die neuerrichtete Universität Zürich, wo er noch gegenwärtig mit großer Anerkennung wirkt.

Er schrieb:

- Grundriß der Naturphilosophie. Frankfurt a. M. 1802; 2. Ausg. 1829.
- Die Zeugung. Bamberg und Würzburg 1805.
- Biologie. Göttingen 1806.
- Beiträge zur vergleichenden Anatomie und Physiologie. Bamberg 1806—7, 2 Hefte mit Kupf.
- Ueber die Bedeutung der Schädelknochen. Bamberg 1807, 4.
- Ueber das Universum, als Fortsetzung des Sinnensystems. Jena 1808, 4.
- Erste Ideen zur Theorie des Lichts, der Finsterniß, der Farben und der Wärme. Ebendas. 1808, 4.
- Lehrbuch der Naturphilosophie. Jena 1809—11, 3 Thle.; 2. Ausg. 1831.
- Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze. Ebendas. 1809, 4.
- Ueber den Werth der Naturgeschichte. Ebendas. 1809, 4.
- Ueber Licht und Wärme. Ebendas. 1809.
- Lehrbuch der Naturgeschichte. Jena und Leipzig 1813—26, 3 Bde.
- Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Deutschland. Jena 1813.
- Isis. Jena und Leipzig 1816.
- Naturgeschichte für Schulen. Leipzig 1821.
- Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände. Stuttgart 1833—37, 4 Bde.

Oken's unsterbliche Verdienste um die Naturwissenschaften zu charakterisiren, ist hier nicht der Ort. Ein Schüler Schelling's, bildete er, mit genialer Consequenz der Erfahrung folgend, sein System der Naturkunde aus, und wußte dasselbe auch in populären Schriften mit trefflicher Darstellung allgemein zugänglich zu machen.

Adam Olearius

ward um das Jahr 1600 zu Aschersleben im Halberstädtischen geboren, wo sein Vater, Oelschläger, das Schneiderhandwerk trieb. Nachdem er in Leipzig seine philosophischen Studien beendigt hatte und Magister und Assessor der dasigen philosophischen Facultät geworden war, ging er nach Holstein an den Hof des Herzogs Friedrich III. von Holstein

Gottorp und wurde dessen Bibliothekar und Hofmathematicus. Im Jahr 1633 begab er sich mit dem Titel eines fürstlichen Rathes und Secretärs als Beauftragter des Herzogs mit seinem Freunde Paul Flemming zu dem Czaar Michael Feodorowitsch nach Moskau und bereiste, 1635 nochmals dahin gesandt, von dort aus Persien. Hier lebte er eine Zeitlang bei dem Schah Sefi und sammelte die nach seiner Rückkehr 1639 herausgegebenen Reisenotizen und Schriften des persischen Dichters Saadi und des Fabeldichters Lokman. 1651 wurde er unter dem Namen der Vielbemühete Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und starb am 22. Februar 1671.

Er hinterließ schriftlich:

- Moscovitische und persianische Reisebeschreibung von 1633 bis 1639. Schleswig 1647 Fol. Fernere vermehrte Ausgaben: Ebendas. 1656, 1663, 1671. Am vollständigsten Hamburg 1696 Fol. mit Kupf. Wurde ins Holländische, Englische, Französische und Italienische übersetzt.
- Oswald Belings verdeutschte Waldlieder. Halle 1647, 8.
- Persianisches Rosenthal. Schleswig 1654. Dann 1660, 4.; neue verb. Ausg. von Schummel. Wittenberg und Zerbst 1775, 8. Kam fast gleichzeitig durch Andere lateinisch, französisch und englisch heraus.
- Albrechts von Mandelslo morgenländische Reisebeschreibung. Schleswig 1658, Fol. mit Kupf. (Findet sich auch in der hamburger Ausgabe der Reisebeschreibung des A. O.)
- Holsteinische Chronik von 1448—1663. Schleswig 1663, 8.
- Gottorpische Kunstkammer. Ebendas. 1664, 4.

Nicht allein durch seine Reisen, sondern auch durch seine treffliche Darstellungsweise und seine kernige und reine, wenn auch mitunter etwas ungelenke Sprache, so wie durch seine wacker gearbeiteten Uebersetzungen orientalischer Werke erwarb sich Olearius bleibende Verdienste um die Bildung der deutschen Prosa. Als Dichter ist er weniger bedeutend.

Johann Olearius

ward am 17. September 1611 zu Halle geboren, studirte daselbst Philosophie und Theologie und wurde, nachdem er einige andere Aemter zur Zufriedenheit verwaltet hatte, zuerst Superintendent zu Querfurt und dann Hofprediger zu Halle. Von hier kam er als Dr. theologiae Oberhofprediger, Kirchenrath und Generalsuperintendent nach Weißenfels, wo er am 14. April 1684 starb.

Er verfaßte:

- Geistliche Singekunst. Leipzig 1671, 8.; n. A. 1672, 12.
- Geistliche Gedankkunst. 3. Aufl. Leipzig 1677.

Mehrere seiner trefflichen geistlichen Lieder haben sich bis auf die neueste Zeit in den Gesangbüchern evangelischer Gemeinden erhalten.

Paul Olearius, s. Meistersänger.

Magnus Daniel Omeis

ward am 6. September 1646 zu Nürnberg geboren, studirte daselbst und zu Altdorf schöne Wissenschaften und wurde Magister der Philosophie. Nach längerem Aufenthalte bei dem brandenburgischen Residenten Neumann kam er 1674 als Professor der Beredtsamkeit nach Altdorf, mit welcher Stelle er später die Professur der Moral und Dichtkunst und seit 1699 das Inspectorat der nürnbergischen Alumnen verband. Er war auch Präsident der Pegnitzschäfer, als welcher er den Namen des nordischen Damon führte, und kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf zu Altdorf. Hier starb er am 22. November 1708.

Er schrieb:

- Gründliche Anweisung zur deutschen accuraten Reim- und Dichtkunst. Altdorf 1704.
- Geistliche Gedichte und Liederblumen. Nürnberg 1706.

Außerdem mehrere Gedichte und Lobreden auf Kaiser Leopold und Dissertationen, unter welchen „De claris quibusdam in orbe literato Norinbergensibus" besonders wichtig ist.

O. führte zuerst, nicht ohne Erfolg, mehrere antike Rhythmen in die deutsche Poesie ein und lieferte zugleich viele treffliche religiöse Lieder. Sein Lesebuch der Poetik ist für seine Zeit als sehr verdienstvoll zu betrachten und wurde lange als das Beste dieser Gattung benutzt.

Martin Opitz von Boberfeld.

Der Vater und Wiederhersteller der deutschen Dichtkunst, war der Sohn des nachmaligen Rathsherrn Sebastian O. zu Bunzlau und wurde daselbst am 23. December 1597 geboren. Auf der dasigen Stadtschule förderte besonders Sanftleben die Entwickelung seines dichterischen Geistes und auf dem Magdalenen-Gymnasium zu Breslau seit 1614 der berühmte Höckelshofen seine Liebe zur Philosophie und zum Alterthume. Nachdem er durch eine kleine Sammlung eigner lateinischer Gedichte, Neujahrs-Geschenke betitelt, seinen bisherigen Lehrern seinen Dank abgestattet und seit 1617 auf dem Gymnasium zu Beuthen als Hauslehrer des kaiserlichen Kammerfiscals und Pfalzgrafen Scultetus von Schwanensee und Bregoschütz sich in jeder Hinsicht tüchtig gemacht hatte, bezog er 1618 die Universität zu Frankfurt an der Oder, widmete sich hier ein ganzes Jahr allein der Philosophie und Dichtkunst und gab auch die ersten deutschen Gedichte unter dem Namen Brautlieder heraus. Von jetzt an führte er ein unstetes Leben, indem er 1619 die Universität Heidelberg besuchte und dort eine Zeit lang bei seinem Gönner, dem kurpfälzischen Geheimrath Lingelsheim verweilte, auch mit den dasigen ausgezeichneten Gelehrten freundlichen Umgang pflog, dann 1620 nach Straßburg zu dem berühmten M. Bernegger reiste und nach seiner Rückkehr über Tübingen mit seinem Freunde Hamilton, einem Dänen, noch in demselben Jahre in die Niederlande ging, um den Stürmen des 30jährigen Krieges auszuweichen. Hier vollendeten die großen Gelehrten Scriver, Voß und Heinsius zu Leyden seine wissenschaftliche Bildung. 1621 lebte er 7 Monate lang bei seinem Freunde Hamilton im Holsteinischen den Musen und der Freundschaft, kehrte

dann in sein Vaterland zurück und ging 1622 mit Hintansetzung eines Rufs an den herzoglichen Hof zu Liegnitz zum Fürsten Bethlen Gabor nach Siebenbürgen, um als Lehrer der Philosophie zur Hebung der Universität zu Weißenburg beizutragen. Mißvergnügt über die dortige Lebensweise und voll Sehnsucht nach dem Vaterlande kehrte er jedoch bald nach Bunzlau zurück und kam 1623 an den herzoglichen Hof nach Liegnitz, wo er wegen seiner versificirten Sonn- und Festtags-Episteln zum Rath ernannt und auf einer Reise nach Anhalt vom Stifter der fruchtbringenden Gesellschaft, dem Herzog Ludwig von Anhalt, unter dem Namen des Gekrönten in dieselbe aufgenommen wurde. Im Jahre 1625 ward er vom Kaiser Ferdinand II. selbst zum Dichter gekrönt, und 1628 sogar als Opitz von Boberfeld geadelt. Von 1626 bis 1633 war er Geheimschreiber des Burggrafen von Dohna, hielt sich dann an verschiedenen Orten auf und trat dann als Secretär und Historiograph in die Dienste des Königs von Polen. Er starb am 20. August 1639 zu Danzig an der Pest.

Seine gesammelten Schriften (Gedichte fast aller Gattungen enthaltend, erschienen in folgenden Ausgaben: Breslau 1625 in 4. Frankfurt 1628. Breslau 1629, 2 Thle. Breslau 1637, 2 Thle. Danzig 1641, 2 Thle. Frankfurt 1644, 2 Thle. Amsterdam 1646, 3 Thle in 12. Frankfurt 1648. Breslau 1690. Frankfurt 1724, 3 Thle. (die vollständige). Zürich 1745 1r Th. (von Bodmer und Breitinger). Frankfurt 1746, von Triller besorgt, jedoch mit eigenmächtigen Veränderungen.

O. verdankt seinen großen Ruhm nur den Verhältnissen seiner Zeit, welche ihn befähigten eine eigene Schule zu bilden und der Gestaltung der Poesie eine neue Richtung zu verleihen. Das Bedürfniß einer regelrechten Ausbildung der Poesie und ihrer Hilfsmittel hatte sich in Deutschland dringend fühlbar gemacht, er kam ihm entgegen und zeigte durch Lehre und Beispiel nicht die Bahn, die man mit wahrem Genie begabt, hätte einschlagen sollen, wohl aber diejenige, die dem Geschmacke der Mehrzahl, namentlich unter den wissenschaftlich Gebildeten, am meisten zusagte, und so folgte ihm die Menge willig und betrachtete ihn mit ehrender Anerkennung als den Schöpfer einer neuen Dichtkunst. Sein poetisches Talent war eigentlich sehr unbedeutend, größer dagegen sein rhetorisches, das er in poetischem Gewande offenbarte. Gluth der Phantasie, Tiefe und Kraft der Empfindung, schöpferisches Genie, lauter Dinge, ohne welche es unmöglich ist, ein wahrer Dichter zu sein, muß man bei ihm nicht suchen; dagegen besaß er Gewandtheit in Beherrschung der Sprache und Form, gefällige Leichtigkeit des Ausdrucks, Correctheit, eine gewisse poetische Behaglichkeit und eine gesunde Moral. Durch diese letzteren Eigenschaften hat er allerdings sehr genützt und sich namentlich großes Verdienst um die Ausbildung und Reinheit unserer Sprache erworben; dem Geschmacke schadete er dagegen sehr, einmal weil er selbst sich nach manierirten holländischen und französischen Mustern bildete und sich von der Wahrheit der Natur entfernte, dann weil er das sogenannte Nützlichkeitsprincip, nach welchem die Poesie nur ein Vehikel ist, um gute moralische und andere Lehren auf eine angenehme Weise vorzutragen, in die deutsche Literatur einführte und durch sein Vorbild feststellte. Seine besten Leistungen finden sich in seinen lyrischen Poesieen.

Gedichte von Martin Opitz *).

Vielguet.

Indessen daß mein Sinn der Welt gemeines Ziel
Vernichten, vnd sein Lob auff etwas stellen will,
Das gut ist vnd die Zeit deß Lebens gut kan machen,
So komm O Höchstes Gut, du Vrsprung guter Sachen,
Deß bösen ärgster Feind, erwecke mir Verstand,
Verleyhe kecken Muth, vnd schärpffe meine Hand
Zu bringen durch den Nerd deß Volckes von der Erden,
Das sonst mit seiner Schar mein Meister möchte werden,
Vnd Wahrheit kaum verträgt. Du aber, wehrter Heldt,
O mehr als guter Fürst, dem diese Lust gefällt,
Der du das gute liebst, von dem ich hier will singen,
Beschawe neben mir, wie nichts in vielen Dingen,
Am guten gutes sey, das gut heist vnd nicht ist,
Vnd wenig diesem gleicht, was du dir fast erkiest.
Der Vatter der Vernunfft vnd Kunst vnd vieler Werke
Prometheus hatte zwar auß seiner Weißheit Stärcke
Dem Menschen, welchen er vor ohne Geist gemacht,
Deß Fewers edlen Schein vom Himmel eingebracht,
Durch nütze Dieberey in seines Leibes Höle,
Die erstlich dunckel war, daß also Witz vnd Seele
Deß Cörpers Wirthe sind; wann Epimetheus nicht
Ein Faß hätt' auffgethan, vnd an das Sonnen Liecht
Viel Vbel das vns kränckt mit Hauffen außgelassen.
Der Arme wolte sich zwar mit dem Deckel fassen,
Zu stopffen diß Geschirr: Doch leider gar zu spat,
Was einmal Lufft bekompt, das gibt auff keinen Rath,
Vnd kehrt nicht widervmb. Seit angeregter Zeiten
Sindt Armut, Vppigkeit, Betrug, Gewalt vnd Streiten,
Vnd Kranckheit, vnd der Todt geflogen vmb vnd an
Durch alles, was der Tag bey uns bescheinen kan.
Prometheus hat vns wol ein klares Liecht gegeben,
Ein Fewer aufgesteckt, dem rechten nach zu streben,
Zu kennen was vns dient; sein Bruder aber macht
Daß schwartzer Nebel sich mit einer dicken Nacht
Vmb vnser Hertze legt, vnd läßt vns nicht entscheiden
Wohin zu gehen sey; was billich das vermeyden,
Was falsch ist suchen wir; worauff deß Menschen Muth
Am meisten sieht vnd denckt, das heißt sein bestes Guet.
Ein Theil das pfleget sich zum Ertze zu verdammen,
Vnd Höllen ab zu gehn; da lesen sie zusammen
Das Geld, den reinen Koth, der bleichen Sorgen Kindt,
Des Glückes Außgespey, den Rauch, den thewren Wind,
Der in die Tugent stürmt. Sie scharzen auß der Erden
Wordurch sie mehr vnd mehr den Himmel frembde werden
Darein kein Goldt nicht kompt. Sie holen vber Meer
Auß einer andern Welt der Laster Werckzeug her,
Versetzen ihren Halß den Wellen selbst zum Pfande,
Sind Blutarm auff der See, vmb reich zu seyn zu Lande,
Das weit von dannen liegt. Wo ist dein Sinn und Rath?
Was bawst du auff ein Hauß, das keinen Boden hat,
O Mensch, du Glückes-Ball, was häwst du auß den Gründen,
Vnd suchest in der Bach, im Sande deine Sünden?
Was laufffst vnd rennest du und schwitzest Tag und Nacht?
Was trägst du diese Last, die sorgenvolle Pracht
Durch Recht vnd Vnrecht ein? daß Jason doch ist kommen
An Colchos wilden Strand, vnd hat das Fell genommen,
Nun weiß man vmb das Gold vnd auch vmb Hassz vnd Streit:
Da noch kein Goldt nicht war, da war die güldne Zeit.
Die Götter haben selbst das was wir Gold jetzt nennen,
Vnd erstlich Erde war, gar langsam lernen kennen:
Man sagt, daß Jupiter zu zeigen seine Macht
Auff einen Feyertag den Plitz herfür gebracht,
Neptun den Dreizanckstab, Minerva trug die Eule,
Die Harpffe Cynthius, Alcides seine Keule,
Die braune Ceres Korn, Pan Pfeiffen, Flora Graß,
Vnd Amor sein Geschoß; ein jeder wußte was
Mit dem er Meister ward; doch hatte schon für allen
Der grosse Fürst Neptun dem Mittel wolgefallen,
Wo nicht die Erde noch auf jhre Schoß gezeigt.
Wie wan deß Tages Ziehr die Sonne Seewaerts steigt,
Vnd jhre Strahlen läßt mit einem schönen Blincken,
Daß Land vnd See sich frewt, den süssen Schlaff-Trunck trinken,
So ließ sie gleichfalls auß deß Goldes falsche Pracht,
Dadurch der Himmel auch jhr dienstbar ward gemacht
Als bald nimpt Jupiter jhm Gold zu seinem Throne,
Zum Scepter den er trägt, die Juno jhr zur Krone,
Mercur vmb seinen Stab, der vor nur Höltzern war,
Vnd Pallas vmb den Schildt. Der Gott der Krieges-Schar
Mars läßt jhm Helm vnd Schwerdt, der Titan seinen Wagen,
Saturn das Siegelhefft mit Goldte gantz beschlagen.
Ja der Gerechtigkeit, die nie geliebt den Schein,
Muß jhre Wage-Schal jetzt selbst vergüldet seyn.
So ist das arge Gold ein Gott der Götter worden:
Der Himmel geitzet auch, vnd reitzt mit seinem Orden,
Den er bey Gütern darbt, der seinen Feind bewacht,
Sich hasset vnd liebt Gelt, das blind ist vnd blind macht,
Lahm kompt, geflügelt weicht; der sein Gemüthe hencket
An einen güldnen Strick, vnd nie vernünfftig dencket
Daß dieses, was man kriegt vnd auch besitzt mit Pein,
Vnd vbel leben lehrt, kein rechtes Gut kan seyn.
Was soll ich aber dann von Ehr und Würden sagen,
Darauff ein stoltzer Geist sein gantzes wolbehagen

---

*) Werke 1. Theil, Amsterdam 1646.

Vnd alle Sinnen setzt? ist diß das beste Gut
Wann einer, dem sein Leib, sein eygen Fleisch und Blut
Zum Herzen worden ist, deß andern Leib und Leben
In seinen Händen hat, beherrschet nur was neben,
Vnd nicht was in jhm ist? diß Fell, diß Vberkleydt
Kan vnderthänig seyn: der Sinn bricht durch die Zeit
Vnd aller Fürsten Sinn, er läßt sich nicht regieren
Von einer frembden Hand, nicht bey der Nasen führen
Als wie ein armes Vieh, vnd was du für Gewalt
Hast vber seine Haut, das hat auch der gestallt
Ein andrer vber dich. Diß wird kein Gut nicht heissen
Werauff ein böser Mensch sich pfleget zu befleissen,
Der alles Vbel thut zu treffen auf sein Ziel,
Vnd wann es treffen ist, schafft was er kann vnd will.

Es ist ein grösser Lob, daß gute Leute fragen
Warumb nit, als warumb dir was wird auffgetragen.
Was kümmert Cato sich, daß etwan ein Vatin,
Ein Narr hoch oben sitzt? ich bleibe wer ich bin
Wann ich zu Fusse geh' vnd Struma prächtig fehret,
Der zwar so viel nicht kan, doch aber mehr verzehret
Dann einer der nichts weiß als nur verständig seyn.
Du Stock, die gantze Statt die kennet deinen Schein;
Kreuch in ein Löwen-Fell, so reden doch die Ohren:
Durch Hoheit wird der Standt deß Hertzen nicht verlohren:
Die ähre beuget sich, worinnen Körner sind,
Die auffrecht steht ist Sprew, vnd fleuget in den Wind.

Zwar köstlich ist es wol, ein Theil der Welt regieren,
Herr vieler Herzen seyn, das Schwerdt und Scepter führen,
Besitzen Gut und Blut, doch ist hier minder Ruh
Als auff der wilden See, die grimmig ab vnd zu
Mit jhren Wellen jagt, und nie vermag zu stehen.
In einem grossen Hoff, wo tausend Leuthe gehen.
Zu suchen Gnad' vnd Recht, da schleichen auch hinein
Gefahr, Betrug vnd List: es führt der grosse Schein
Viel Schatten hinter sich. Die auff dem Throne sitzen
In voller Herzlichkeit, und also häufig schwitzen,
Was meynst du daß es sey? Der Schimmer thut es nicht,
Die Sonne kan nicht hin: was auß der Stirnen bricht
Ist Arbeit vnd Beschwer. So viel hier Leute dienen
Sind jhnen mehrentheils zu Dienste selbst erschienen;
Sie ehren nur die Macht des Fürsten vnd nicht jhn,
Vnd wann sein Glücke fällt, so gehn sie auch dahin.

Ist ferner diß so gut ein starckes Lob erlangen,
Bekandt seyn weit vnd breit, mit grossem Titul prangen
Der kaum kan auff den Brieff, der Edlen Ahnen Zahl
Zerstummelt vnd zerhackt vmb einen gantzen Saal
Mit Wappen vnd Panir in jhrer Ordnung weisen?
Ich ehre deinen Standt: doch soll ich dich auch preisen,
So lebe Ritterlich, vnd laß mich vnverlacht,
Ob du gleich Edel bist gebohren, ich gemacht.
Wann schon ein gutes Pferd auß Barbarey nicht kommen,
Wann seine Schlacht schon nit von Napels ist genommen,
Das sonst nur Edel ist, vnd erstlich trifft das Ziehl,
Es habe gleich sein Graß gefressen, wo es will,
So kriegt es doch den Preiß. Die Bilder die hier stehen,
Von welcher wegen du pflegst oben an zu gehen,
Die ruffen auff dich her, vnd schawen was du thust:
Folg' jhrer Tugend nach, hast du zum Lobe Lust.

Die Schönheit wird es seyn, die gut genennt kan werden,
Dann alles schön ist gut: das schöne was der Erden
Allhier nichts schuldig ist, was alles schöne macht,
Wz Titans Hauß besternt, wz güldner Blumen Pracht
Auff Feld vnd Wiesen setze, vnd Wäld auff grüne Hugel,
Was Brunnen Quelle gibt, vnd Vögeln jhre Flügel,
Vnd alles uns verleyht, was schönes an vns ist,
Dasselb' ist schön vnd gut. Wer dieses nicht erkiest,
Nicht gut von jhm lernt seyn, der will mit etwas pragen
Das keiner Hoffart werth. Die Rosenroten Wangen
Der Lilienweise Halß, die Augen, dieser Mund
Sind eine schöne Wandt, ein Hauß das seinen Grundt
Von innen haben muß. An Cedern, an Cypressen,
Am Lorbeerbaume zwar ist keine Zier vergessen,
Die Früchte desto mehr: ein wol gemahltes Weib,
Das nichts zu zeigen weiß als seinen zarten Leib,
Ist ein gemeiner Raub, den Mann' ein thewres prangen,
Den Eltern eine Schmach, den Frembden ein Verlangen,
Der andern Frawen Neyd, ein schöner Koth vnd Wust,
Ein Opffer vnd Altar der offentlichen Lust,
Vnd was du haben wilt: Gestalt pflegt auß zu tretten,
Vnd ist jhr Kuppler selbst: die keiner hat gebetten
Die bleibt am meisten keusch. Es weiß die gantze Welt
Daß reiner Wille sich mit Schönheit kaum gesellt,
Mit Schönheit, welcher Stahl vnd grimmes Fewer weichet,
Doch die nicht minder bald zerrinnet vnd verbleichet,
Wie eine Blume thut, die mit dem Tage steht,
Vnd wan der Abend kömpt, mit jhm auch vntergeht.

Viel suchen grossen Ruhm, vnd meinen zu bekleiben
Durch Lob das nimmer stirbt mit lesen vnd mit schreiben
Vnd sehen diß doch nicht in jhren Büchern an,
Daß einer welcher Lob vnd Ruhm verachten kan
Sey vber alles Lob. Was wilt du dich bemühen,
O Mensch, der Sterbligkeit deß Menschen zu entfliehen,
Wann du die Menschen fleugst, machst noch im Leben dir
Auß deinem Hauß' ein Grab vnd tichtest für vnd für
Auff Bücher an den Mayn zur Messe fort zu senden,
Da kluge Thorheit wird von so viel tausend Händen
Durch Land vnd See geschlept? bedencke daß die Welt
Noch einen weitern Raum als Teutschland in sich hält,
Vnd Holland auch dazu. Vermeynst du daß dein Wesen,
Madrid, Pariß vnd Rom pflegt sonderlich zu lesen,
Da mehr Gehirne wächst? Drückt an Quinsai Bach
Deß Landes China Volck dir deine Träume nach?
Kennt Nilus deine Hand? sey sicher, dieses Schlachten,
Das keiner Völker schont, wird deiner Kunst nit achten;
Die Weißheit nem' ich auß, die Noth vnd Tod zerbricht;
Wer diese Kunst nicht kan, der kan gar keine nicht.

Noch hab' ich nie gesagt von Epicurus Söhnen,
Der rawen Art, die Gott vnd Menschen pflegt zu höhnen,
Vnd schätzet jhren Bauch für Gott und für jhr Gut;
Denselben opffert sie den Wein der Erden Blut,
Vnd lebet so dahin als dörffte sie nicht sterben,
Vnd stirbt als sey hernach kein Leben mehr zu erben:
Sie dencke nicht eines an daß jhre Schwelgerey
Der blossen Dürfftigkeit vnd Krankheit Mutter sey.

Was klaget doch so sehr deß Volckes Lentz, die Jugend,
Der Tag verlauffe sich, vnd sey zu kurz zur Tugend?
Sie selbst fleugt für der Zeit, und nicht die Zeit für jhr.
Was scheubest du viel auff? dein heute das ist hier,
Nicht lebe morgen erst. Du must das wilde fressen,
Den Wein der Venus Milch, die Venus auch vergessen,
Zu leben nach Gebühr. Was deine Gurgel heißt,
Worauf ein Bawersmann und Schiffer sich befleißt,
Was See und Acker trägt, das wird gezeugt zum Leben,
Vnd dringt das Leben vmb: wilt du dem Leibe geben,
So frage die Natur. Man soll, daß vns der Wein
Nicht schaden bringen mag, jhm selber schädlich seyn,
Vnd Bach darvnter thun. Die Vollheit lehret hassen,
Entdeckt was dunckel ist, pflegt Argwohn außzulassen,
Vnd alles was nit taug: sie schäpfft die schnöde Brunst,
Die Liebe, welche nichts von einer Himmels-Gunst,
Vom besten guten weiß. Dann wohnet solchen Dingen
Auch etwas gutes bey, die bösen Außschlag bringen?
Die Liebe sucht ein Müh vnd Arbeit jhre Ruh,
Im Schmertzen jhre Lust, schleußt dessen Hertze zu
Der jhr die Augen gönnt, heißt Knechte nach den Frawen,
Den Edlen nach der Magdt, den Greiß nach jungen schawen,
Beschönt was grewlich ist; sie wird in Angst begehrt,
In Hoffnung fort gepflantzt, in Furchtsamkeit gewehrt,
Vnd Eckel folgt jhr nach: Die Röhte, dieses Blicken,
Der Schweiß, das Hertzenweh, diß auff vnd nider schicken,
Der Säufftzer zeiget ja, daß jhre beste Frucht
Ein wahres Stücke sey der rechten Sucht.

O Gut, O böses Gut, was kanst du denen geben
Die deine Folger sind, vnd dir zu Dienste leben!
Du Wollust, wann du mir zu schawen hast gebracht
Die Furche, die ein Schiff auff wilder See gemacht,
Vnd eines Adlers Flug, so will ich dir auch finden
Den Weg, auf welchen du gewohnt bist zu verschwinden,
Vnd nimbst mit dir dahin die Blüte von der Zeit,
Vor welche du nichts gibst als Armut, Schmach vnd Leyd.

Komm mit mir wann du kanst; ich will dir etwas weisen,
Darnach du nicht erst darfst biß in Peru hin reysen,
Wo solcher Werkzeug wächst, darauff dein Volck sich fleißt.
Komm mit mir an den Orth der Vielguet ist vnd heißt,
In vnsern Schlesien, dem jetzt nicht reichen Lande,
Das dannoch Vielguet hat; schaw' an dem kleinen Strande,
Der Weyde, dessen Ruh, der seinen Sinn gesetzt
Auff etwas das den Leib vnd Sinn zugleich ergetzt.

Vergönne mir O Trost deß Landes, dein Verweylen
Vnd angenehme Lust auch andern mit zu theylen:
Ein Fürst ein hohes Haupt ist ein gemeines Gut,
Kan nicht verborgen seyn, vnd was er sagt vnd thut,
Ja fast auch bei sich denckt, zerbricht vnd wider bawet,
Das wird von Jung vnd Alt begierig angeschawet,
Vnd hin und her geweltzt. O wol dem der wie du
Kein anders nicht beginnt, als wo das Volck darzu
Mit Hauffen rennen mag, vnd auf die Wage setzen
Das Leben so er führt! ein Stein pflegt Stahl zu wetzen,

Die Obrigkeit jhr Volck, ein Mensch wie ich der fällt
Vnd steht auch heimlich auff, ein Herr für aller Welt.
Wohin nun soll ich wol die Augen erstlich senden?
Dein Vielguet Edler Fürst, das ist an allen Enden
Ein Vielguet wie es heißt, ein Wohnplatz aller Ruh,
Ein Außzug der Natur, vnd trifft dem Namen zu,
Als wie der Name dir. Hier hast du auffgesetzet
Ohn Hoffart, nicht ohn Lust, ein Hauß, das dich ergetzet,
Vnd deine Sorge kühlt, so durch dein hohes Ampt,
Durch vnser Vatterland, vnd durch vns allesampt
Dir stets wird auffgelegt. Was wolt jhr Menschen bawen
Bis nach den Wolcken zu? was laßt jhr Marmor hawen
Mit solcher thewren Kost? worzu taug dieser Pracht?
Was mawret jhr euch ein? die Unschuld wird bewacht
Von jhrer Frömmigkeit. Was wolt jhr euch beschliessen,
Verrigeln vmb vnd vmb, vnd fürchtet das Gewissen
Das mitten in euch wohnt? was hilfft es daß die Wandt
Von aussen schöne sey, vnd drinnen fehlt Verstandt,
Deß Hauses bester Schmuck? es ließ ihm Nero machen
Gar einen güldnen Hoff, darein von allen Sachen
Nichts schlimmers kan als er der Wust, der schnöde Grauß,
Der gantzen Erden spott. Hier ziehrt der Herr das Hauß,
Daß Hauß so fernen liegt von Falschheit, von dem Neide
Der in Pallästen wächst. Der stille Strom die Weide
Laufft ringes hier vmbher, vnd wird doch kaum gehört;
Vnd dieses hat jhn auch sein Hertzog selbst gelehrt
Das Bildt der Gütigkeit. Hier wohnen die Najaden,
Der keuschen Nymphen Chor so mit den Schwanen baden
Die unser Phebus liebt, weil keiner, wie man sagt,
Wann Zeit zu sterben ist, sich vber diß beklagt,
Was Todt genennet wird: sie fangen an zu singen
Ein süsses Grabe-Lied, vnd gehn von diesen Dingen
Mit solcher Fröligkeit, als jhnen auch bewußt
Wie vns vnd kündig sey, daß dieser Erden Lust
Zergeht und eitel ist. Hier sieht man fröhlich irren
Vmb jhre Körbe her mit einem süssen Kirren
Der frommen Tauben Schar; hier Vieh vnd Herde gehn
Auff jhre Weide zu; hier schöne Rosse stehn
Durch jhren gantzen Stall, geliebt dir zu spatzieren?
Hier kanst du dich zur Lust der Gärten lassen führen,
An welchen die Natur nicht wenig hat gebawt,
Vnd reichlich sich erzeigt? hast du auch sie beschawt
So nim der Wiesen war; hier lebet auf den Teichen
Der Endten zahmes Wildt; hier sind die hohen Eichen,
Der Pusch so allerseits den gantzen Orth vmbringt,
Wo Pan der Waldtgodt selbst mit seinen Faunen singt,
Vnd vmb die Stauden tantzt, wo manche Drias gehet,
Vnd durch jhr kühnes Lob den starcken Sinn erhöhet
Der alle Liebes Brunst getrost verlachen kan:
Wo manches schnelles Wild auff seiner freyen Bahn,
Die jhm sein Herr gezeugt, der einig Macht zu schonen
Vnd Macht zu nehmen hat, mag vngehindert wohnen,
Mag lauffen hin vnd her, du jmmergrüner Waldt,
Ihr Bäume Jupiters, der Hirschen Auffenthalt,
Der leichten Hindin Ruh, jhr Häuser der Geflügel,
Ihr frischer Hitze-Schirm, jhr Thäler vnd jhr Hügel,
Ihr Wiesen, Pusch vnd Feldt, jhr Ort der Einsamkeit!
Wer euch besuchen kan, wer seine stille Zeit
Mit ewrer Lust vermengt, vnd läßt sich diß ergetzen
Was jhm sein Schöpffer gibt, den muß man selig schätzen.
Muß preysen seine Lust, es mag des Glückes Schein
Vnd dieser Zeiten Lauff gleich noch so böse seyn.
Ihm wohnt viel gutes bey vnd seinem gantzen Leben:
Wann sich die Sonne will auß jhrer Ruh erheben,
Vnd schickt die Morgenröth im kühlen vor jhr her,
So steht er auff mit jhr, sein Haupt ist ihm nicht schwer
Von einer frembden Last: er pflegt sich an zu legen,
Zwar sauber doch nicht stoltz, mit seinem Morgensegen,
Vnd ruffet dessen Schirm zum allerersten an,
Ohn welchen weder Mensch noch Thier bestehen kan,
Der alles schafft und ist: jhn lobt er mit dem Munde,
Vnd mit dem Hertzen auch, vnd bringt die erste Stunde
Mit seinem Helffer zu. Auff dieses wo sein Sinn,
Vnd nicht ein andrer will, da geht er selber hin,
Verwündschet, daß jhn Gott auch ferner also treibe,
Zu leben wie er heischt, und bei gesundem Leibe
Gesundes Hertze sey, nimbt also frölich für
Was seines Amptes ist, verfähret nach Gebühr
In allem was er schafft, und läßt jhm sein Gewissen
Mit Sachen die jhm nicht gebühren vnzerrissen,
Vnd treibt sie also fort, daß auch der helle Tag
Diß was er redt vnd thut vnd denckt bescheinen mag.
Kömpt dann das Mittagsmahl, so pfleget er zu leben
Von diesem sonderlich was jhm sein Gut gegeben,
Was etwan auff der Jagt sein Windspiel hat gehetzt,
Darmit er vor den Muth, jetzt auch den Leib ergetzt,
Was jhm sein Teich gebracht, ißt seinen reinen Bissen,
Nimbt seinen klaren Trunck mit redlichem Gewissen,
Ist sicher daß kein Gifft auff dessen Tafel kan,
Der seine gantze Zeit dergleichen nichts gethan,
Das Gifftes würdig ist: jhm wird ein Glaß gereichet,
Nicht zwar darvor ein Mensch verschwartzet vnd verbleichet,
Ein helles Cristallin, darauß jhm wann er trinckt
Deß Bacchus schöner Glantz biß in die Augen blinckt.
Er siehet frölich zu, wird eines außgestochen
Das Muth zu reden macht; als wie vor wenig Wochen
Die güldne Stutte war die also Ritterlich
Ich meinen Mann gewehrt, mich dennoch neben sich
Fast hätte hingelegt. Der Wein erfrischt die Alten,
Vnd weckt die Jugend auff: ich kan darvon nichts halten,
Daß einer gar kein Glaß in seine Fäuste nimbt,
Vnd zu der Sicherheit des Lebens nüchtern kömpt.
Es heißt uns die Natur mit masse mässig leben,
Die jhrer Güter Schar nicht hat vmbsonst gegeben:
Wer seine Zeit vollführt, wie jetzund wird gesagt,
Der weiß was sich geziembt, sitzt wie es jhm behagt,
Heißt wegthun wann er will, erträgt nicht Zanck vnd Streiten
Das voller Sinn gebührt, läßt doch den Frölichkeiten
Beym Essen ihren Platz, thut alles nach der Lust,
Die dieses Reichthumb hat, jhm selbst sein woll bewust.
Im Fall er also dann mit Ruh ist auffgestanden,
So nimbt er nachmals auch kein anders vnterhanden
Als einig was jhm Gott vnd sein Gemüte heißt:
In dem der Hundes-Stern anjetzt so hefftig greißt,
Vnd Feldt vnd Wiesen kocht mit seinem schweren hitzen,
Erkiest er jhm ein Orht, an dem er frey kann sitzen,
Liegt etwan bey dem Quell, sucht Schatten an der Bach,
Spatziert umb jhren Strandt den kühlen Bäumen nach,
Vnd bringt die Stunden hin mit ehrbaren Gedancken,
Die jmmer eines sind, nicht augenblicklich wancken,
Als wie ein schwaches Schiff, das wo der Wind hin steht
Den blinden Wellen nach mit vollem Segel geht.
Indessen will nun fast das große Liecht der Erden,
Das Auge dieser Welt, wie wir auch schläffrig werden,
Da nimbt er widervmb das Nachtmal also ein,
Daß wol zusehen ist, den Tag ein mal satt seyn
Sey der Natur genug; legt dann darauff sich nider,
Vnd allen Kummer auch, danckt seinem Schöpffer wider,
Befiehlt jhm Leib vnd Geist, der jhn die gantze Nacht
In dem er ruhig schläfft gar Väterlich bewacht.
O drey und vier mal ist der ja selig zu nennen
Der also leben kan, vnd keinen besser kennen
Nicht lernet als sich selbst: der, was sein Standt vnd Zeit
Nur immer leyden will, mit stiller Einsamkeit
In dem was sein ist lebt, vnd bey sich kan vernichten,
Wo Ruh und Einfalt wohnt, war auff die Leute tichten,
Das nichts als eytel ist, was nutzt jhn der Demant,
Das viel zu thewre Glaß, an seiner werthen Hand;
Kan etwas das nicht lebt deß Menschen Glieder zieren
Der Seel' vnd Sinnen hat? der Raub von wilde Thieren,
Der Würmer Webe-Garn soll dieses Hoffart seyn?
Habt jhr nichts eygnes nicht? muß ewer gantzer Schein
In dem was flüchtig ist vnd ausser euch bestehen?
Dem Höchsten hat beliebt euch gleichfalls zu erhöhen;
Ihr aber schätzet euch noch minder als ein Thier,
Dieweil jhr ja von jhm entlehnet ewre Zier,
Vnd seine Schuldner seydt. Wer an dem Orte wohnet
Wo Demut Werthin ist, der bleibet gantz verschonet
Von solcher falschen Pracht vnd Gauckeley der Welt,
Die nur gemeiniglich von Nichts am meysten hält.
Er fraget von jhm selbst sein Hertze das nicht leuget,
Nicht Schmeichelworte giebt, vnd wann er je betreuget
Mit einer guten List, so stellt er auff ein Wildt,
Auff keinen Menschen nicht. Er zeucht kein falsches Bildt
Für sein Gesichte her, er redet was er dencket,
Vnd dencket was er redt, hat nichts bei sich versencket
Das andern Schaden bringt; er führt sein Hertze bloß,
Sein Hertze welches jhm ein Schutz, ein starckes Schloß
Vnd freyer Hafen ist. Er zähmet seine Sinnen,
Die nur sehr jrrden sind, vnd führet sein Beginnen
Auß jhren Augen weg, sein Geist steht vber sich,
Vnd weiß daß diese Last der Zeit so jhn vnd dich
Von allen Seiten drückt, durch Leyd nicht ist zu wenden:
Drumb nimbt er, was GOtt schickt mit außgestreckten Händen,
Mit eisernem Gemüt' vnd allen Frewden an,
Erkennt daß beydes er kein Vbel leyden kan,
Vnd auch kein Vbel thun, verhenget böse Sachen,
Braucht Ruten vnd auch Schwerdt die bösen gut zu machen,
Die guten besser noch, zu prüffen wer ihn liebt,
Vnd wer jhm Hertz vnd Sinn in beydem Glücke giebt.

Ein armes junges Kind nimbt offtermals ein Messer
Vnd spielet umb sich her, ein Vatter weiß es besser,
Beraubt es ohn Gefahr: so thut der Vatter auch
Der alles hat erzeugt, vnd reißt vns den Gebrauch
Der scharpffen Güter auß, darein ein Mensch sich stechen,
Ja Seel' vnd Halß zugleich darüber köndte brechen.
Wie bitter er auch ist, so nim den Tranck nur ein,
Den er dein Artzt dir reicht, wo du gesund wilt seyn.
Ein Leben das von Noth, von Creutze nicht kan sagen,
Dem alles auff der Welt ergehet nach behagen,
Ist wie ein todtes Meer, das gantz steht vnbewegt,
Vnd niemals an das Landt mit seinen Wellen schlägt.
Ein Fechter foedert auß, ein Landtsknecht liebt das Kriegen,
Ein weiser Mannes Muth will vber Vnglück siegen,
Begehrt den Feind zu sehn; er steht wann alles fällt,
Vnd schlügen schon vielleicht auch Stücke von der Welt
Auff seinen Halß herab; er kan mit grossem Hertzen
Vernichten Furcht vnd Trost, zertreten Noth vnd Schmertzen,
Stirbt ab der Sterbligkeit, ist seines Lebens voll,
Vnd hoffet auff den Tag, an dem er wandern sol.
Vnd solches kömpt daher, daß diese trübe Höle,
Diß Sünden-Nest, der Leib, an seiner reinen Seele
Die meisten Kräfften hat, der Seele welcher Glut
Nach jhrem Himmel steigt, wie sonst ein Fewer thut,
Das freye Lufft bekömpt; die nicht jhr Gut auß Sachen
Erzwingt so sterblich sind vnd gleichfalls sterblich machen,
Die alles Gut vnd Lust nur in sich selber sucht,
Da Frewden ohne Leyd, vnd Reichthumb ohne Flucht
Beständig wohnen kan; die jhren Heyland kennet,
Die hertzlich Tag vnd Nacht für seiner Liebe brennet,
Mit jhm sich gantz vergnügt, vnd jetzt schon zu voran
Worauß sie kommen ist im Himmel wohnen kan.
Dis Gut ists was jhm hier ein frommer Sinn begehret,
Vnd was das Höchste Gut nach wündschen jhm gewehret,
Derselbte dem er Gut vnd Leben in die Lufft,
Mit allem Willen strewt, vnd kompt so bald er rufft.

Oden oder Gesänge*).

I.

Galathee.

Corydon der gieng betrübet
An der kalten Cimbersee,
Wegen seiner Galathee,
Die er vor so sehr geliebet,
Die jhm vor so sehr behagt
Eh' er ward von jhr gejagt.

Seit daß ich hinweg bin kommen,
Seit daß wir geschieden seyn,
Sang er, hat deß Mondeßschein
Viermal ab und zugenommen:
Galathee, so lange Zeit
Bin ich von dir allbereit.

Nun du wirst dich noch besinnen
Daß ich bey dir gantz vnd gar
Fuß zu halten willens war,
Vnd auch kaum gesegnen können:
Nawe Heidelberg mich sehr,
Du viel tausend mal noch mehr.

Galathee, ich were blieben,
Vngescherwt der Kriegesnoth;
Der verlacht Gefahr vnd Tod
Welcher trewlich pflegt zu lieben:
Aber es ist dir wol kundt
Daß es gar bey mir nicht stundt.

Ich zoh' hin von meinen Schaffen,
War auch schon biß an den Mayn;
Doch es wolte gantz nicht seyn,
Ich vermochte nicht zu schlaffen,
Biß ich wieder zu dir kam,
Vnd noch einmal Abschied nahm.

Dann must' ich, was solt ich machen?
Wieder auff mein Franckfurt zu:
Tityrus der sprach: wie nu?
Wie stehts jetzund umb die Sachen?
Mich bedüncket gantz vnd gar,
Daß dir vor viel besser war.

Tityrus ist recht gewesen;
Ich ward jmmer ärger kranck:
Thyrsis gab mir einen Tranck,
Ob ich köndte so genesen;
Aber alle Kräuterkunst
War vergebens vnd vmbsonst.

Keiner Müh' hab' ich geschonet,
Schifft' hin in das Niederlandt;
Leyden wird die Stadt genandt,
Da der grosse Daphnis wohnet;
Daphnis der berümbte Mann,
Der so trefflich spielen kan.

Ich kam zu jhm, wolte singen
Wie zu Heidelberg vorhin:
Nein, es schlieff mir Muth vnd Sinn;
Alle Worte must' ich zwingen:
Bloß mein Schatten gieng allhier,
Ich war nirgend als bey dir.

Doch er ließ es jhm gefallen,
Sagte: wol mein Corydon,
Fahre fort; dein guter Thon
Kan noch weit vnd breit erschallen:
Es war aber nicht vor mich;
Ich gedachte nur an dich.

Bin ich vnten oder oben,
Es gilt alles eben viel,
Vnd was hilfft es, daß mein Spiel,
Alle die es hören loben,
Du hergegen, O mein Liecht,
Die ich lobe, hörst es nicht!

Nachmals kam ich zu den Friesen,
Sah' jhr schönes Vieh da stehn,
Vnd im feisten Grase gehn
Vnd die Lämmer auf den Wiesen:
O wie wol ist doch daran,
Sprach ich, der so leben kan!

Nun ich wil euch gar nicht neiden,
Ja ich wünschte noch darzu
Daß jhr lange Zeit in Rhu,
Liebe Hirten, möget weiden.
Aber ich hier unbekandt
Flieh' anjetzt mein Vaterlandt.

Ihr könnt singen bey den Quellen,
Daß man höret weit vnd breit
Von der schönen Freundligkeit
Daß gestade Wiederschellen:
Ich muß singen auff der See:
Wo ist meine Galathee?

O wie bist du so verdrungen!
Wo ist jetzt die Herrlichkeit,
Corydon, wie vor der Zeit?
Nun sing wie du vor gesungen:
Galathee, bey dir allein
Will ich jetzt und immer seyn.

Geh' jetzund hin zu dem Brunnen,
Da deß Wolffes strenge Macht
Mutter Jetten vmbgebracht,
Da sich offters durch der Sonnen
Heisse Stralen angeregt
Galathee zu dir gelegt;

Da sie dich mit vielen Küssen
In die weissen Arme schloß;
Da du in der zarten Schoß
Deine Lust recht kondtest büssen:
Aber jetzt, O Corydon,
Ach wie weit bistu darvon!

Nun wir haben es erlebet,
Was du, Gott, verhangen hast,
Daß bey vns ein frembder Gast
Auff den schönen äckern gräbet:
Was wir haben außgestrewt,
Wird von andern abgemeyt.

Woldem der sein Feld kan bawen,
Lieben Schäffer, gleich wie jhr,
Darff sein Leben nicht mit mir
Nur dem blossen Winde trawen:
Ihr habt ewer Vattergut,
Ich muß auff die wüste Flut.

Nach dem hin vnd wieder ziehen
Kam ich endlich doch hieher,
Galathee, weit vber Meer:
Weiter kan ich nun nicht fliehen;
Weiter fliehen kan ich nicht,
Weil mir Wind und See gebricht.

Wo die Schiffe vor geflossen,
Da liegt schaerffes Eiß vnd Schnee:
Dieses Vfer da ich geh
Hat den Winter gantz verschlossen!
Vor der grünen Felder Lust
Ist hier lauter Reiff vnd Frost.

---

*) M. Opiz' Werke, 2. Theil. Amsterdam 1645.

Nun ich wolte gerne leiden
Was ich jmmer leiden soll;
Ja, mir wäre gantz so wol,
Wann ich dich nicht dörffte meiden:
Alle Trawrigkeit vnd Pein
Fühl ich nur von wegen dein.
Alle Nacht pflegt mir zu träumen
Wie ich bey dem Necker sey,
Wie ich aller Sorgen frey
Bey den rauchen Kestenbäumen
Mit dir, liebe Galathee,
Oepffel auffzulesen geh.
Dein Verstand vnd kluge Sinnen,
Die mir meine liessen nicht,
Deiner schönen Augen Liecht,
Die ich muste lieb gewinnen,
Deiner roten Lippen Ziehr
Sind ohn vnterlaß allhier.
Gantz verstarret vnd erfroren
Durch den Schnee vnd strengen Nort
Irr' ich offters vmb den Port,
Ruffe dir die ich verlohren
O vergebens, Corydon,
Sie ist allzuweit hiervon.
Täglich geht die Sonne nieder
Steht auch täglich wider auff,
Vnd helt jhren alten Lauff;
Aber wann seh ich dich wieder?
Ach, wie weit ist doch der Tag,
Daß ich dich vmbfangen mag!
Manches Land muß ich noch sehen,
Vnd mich lassen hin vnd her
Durch das weite wilde Meer
Manche rauhe Winde wehen,
Eh' ich, reicht mir Gott die Hand,
Schawen kan mein Vaterland.
Unterdessen meine Frewde
Galathee gehab dich wol,
Biß ich, wo ich leben soll.
Weit von Trawren vnd von Leide
Bey den meinen vnd bey dir
Bleiben werde für vnd für.
Dieses Ufer wil ich haben;
Galathee in deiner Schoß
Kan ich werden frey vnd loß;
Hier wil ich mein Leyd vergraben!
Hier soll weit von Angst vnd Pein
Meiner Reise Ruhstadt seyn.
Also sang er, daß die Wellen
Vnd das Vfer an der See
Galathee, O Galathee,
Sämptlich muste wiederschellen,
Biß die Abendröthe kam,
Vnd die Nacht den Tag wegnahm.

II.

Ist jrgend zu erfragen
Ein Schäffer vmb den Rein,
Der sehnlich sich beklagen
Muß vber Liebes pein
Der wird mir müssen weichen,
Ich weiß sie plagt mich mehr:
Niemand ist mir zu gleichen,
Vnd liebt er noch so sehr.
Es ist vorbey gegangen
Fast jetzt ein volles Jahr,
Das Phyllis mich gefangen
Mit Liebe gantz vnd gar;
Daß sie mir hat genommen
Gedancken, Muth vnd Sinn:
Ein Jahr ists, daß ich kommen
In jhre Liebe bin.
Seyt dem bin ich verwirret
Gewesen für vnd für,
Es haben auch geirret
Die Schaffe neben mir;
Das Feld hab' ich verlassen,
Gelebt in Einsamkeit,
Hab' alles müssen hassen
Worvmb ein Mensch sich frewt.
Nichts hab' ich können singen
Als nur jhr klares Liecht;
Von jhr hab' ich zu klingen
Die Lauten abgericht;
Wie sehr ich sie muß lieben,
Vnd jhre grosse Ziehr,
Das hab' ich fast geschrieben
An alle Bäwm' allhier.
Kein Trincken vnd kein Essen,
Ja nichts hat mir behagt,
Ich bin nur stets gesessen,
Vnd habe mich beklagt:
In diesem schweren Orden
Verändert alles sich,
Die Herd' ist mager worden,
Vnd ich bin nicht mehr ich.
Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Ist gar nicht zu gewinnen,
Als wer' ich jhr nicht werth;
Da doch was ich gesungen
Im Brittenland' erschallt,
Vnd auch mein Ton gedrungen
Biß durch den Böhmer Walde.
So hab' ich auch darneben,
Ich habe was bey mir,
Daß ich nicht wolte geben
Vmb alles Vieh allhier
Daß an deß Neckers Rande
Im grünen Grase geht:
Mein Lob wird auff dem Lande
Vnd in der Stadt erhöht.
Jedoch nach diesem allen
Frag' ich nicht sonders viel,
Der Phyllis zu gefallen
Ich einig singen wil,
Weil nichts ist das auff Erden
Mir ohne sie gefellt;
Kan jhre Gunst mir werden,
So hab' ich alle Welt.

III.

Wol dem der weit von hohen dingen
Den Fuß stellt auf der Einfalt Bahn!
Wer seinen Muth zu hoch wil schwingen,
Der stößt gar leichtlich oben an.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Ein hohes Schloß wird von den Schlägen
Des starcken Donners mehr berührt;
Wer weit will fellt offt auß den Wegen,
Vnd wird durch seinen Stoltz verführt.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Auff grosser See sind grosse Wellen,
Viel Klippen, Sturm vnd harter Wind:
Wer klug ist bleibet bei den Quellen,
Die in den grünen Wäldern sind.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Hat Phyllis gleich nicht Gold vnd Schätze,
So hat sie doch was mir gefellt:
Wormit ich mein Gemüt' ergetze,
Wird nicht erkaufft umb Gut vnd Geldt.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Man steht bei reicher Leute Pforte
Sehr oft vnd kömpt doch selten ein.
Bey jhr bedarff es nicht der Worte;
Was jhr ist, ist nicht minder mein.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Gläntzt sie gleich nicht mit thewren Sachen,
So gläntzt doch jhrer Augen Liecht:
Gar viel muß Hoffart schöne machen,
Ihr schlechter Schein betreugt mich nicht.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Ist sie gleich nicht von hohem Stande,
So ist sie dennoch auß der Welt;
Hat sie gleich keinen Sitz im Lande,
Sie selbst ist mir ein weites Feldt.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.
Wer wil mag in den Lüfften fliegen,
Mein Ziel erstreckt sich nicht so weit:
Ich lasse mich an dem begnügen
Was nicht bemüht vnd doch erfrewt,
Vnd lobe billich meinen Sinn,
Vnd meine schöne Schäfferinn.

IV.

Jetzund kömpt die Nacht herbey,
Vieh und Menschen werden frey,
Die gewünschte Ruh geht an;
Meine Sorge komt heran.
Schöne glänzt der Mondenschein;
Vnd die Gülden Sternelein;
Froh ist alles weit vnd breit,
Ich nur bin in Traurigkeit.
Zweene mangeln vberall
An der schönen Sterne Zahl;
Diese Sternen die ich mein'
Ist der Liebsten Augenschein.
Nach dem Monden frag' ich nicht,
Dunckel ist der Sternen Liecht;
Weil sich von mir weggewendt
Asteris mein Firmament.
Wann sich aber neigt zu mir
Dieser meiner Sonnen Ziehr,
Acht ich es das beste seyn,
Daß kein Stern noch Monde schein.

V.

Kompt last vns auß spatzieren,
Zu hören durch den Wald.
Die Vögel musiciren,
Das Berg und Thal erschallt.
Wol dem der frey kan singen,
Wie ihr, ihr Volck der Lufft;
Mag seine Stimme schwingen
Zu der auff die er hofft.
Ich werde nicht erhöret,
Schrey ich gleich ohne Ruh;
Die so mich singen lehret
Stopfft selbst die Ohren zu.
Mehr wol dem der frey lebet,
Wie du, du leichte Schar,
In Trost und Angst nicht schwebet,
Ist ausser der Gefahr.
Ihr werdet zwar vmbgangen,
Doch helt man euch in werth;
Ich bin von der gefangen
Die meiner nicht begehrt.
Ihr könnt noch Mittel finden,
Entfliehen auß der Pein;
Sie muß noch mehr mich binden,
Soll ich erlöset sein.

VI.

Geht meine seufftzen hin,
Erweichet derer Sinn
Die meinen Sinn mir plaget,
Vnd reget vnverwandt,
Ein Hertze von Demant
Das stets mich naget.
Schawt daß ihr sie bewegt
Die taube Sinnen tregt,
Vnd nichts von mir will wissen,
Wiewohl die threnen mir
Aus Wehmut für vnd für
Als Wasser fliessen.
Ach Feindinn meiner Brunst,
Vnd aller Liebesgunst,
Was glänzet dein Gesichte
Mit stralen weit und breit,
Wann du durch härtigkeit
Sie machst zu nichte?
O meine Lust vnd Pein,
Schön vnd auch grausam sein
Das schickt sich nicht zusammen:
Vermische dann dein liecht
Das mir mein Hertze bricht
Mit Liebesflammen.

VII.

Corynde, wilt du mich verlassen?
Halt an vnd eile nicht so sehr:
Dein lieben ist ein halbes hassen,
Hat wenig glut, rauch desto mehr.
Getrewe Liebe kan nicht wancken,
Sie liegt zu ancker jederzeit.
Halt ihre sinnen vnd Gedancken
Gegründet auff beständigkeit.
Was wilt du dich vmb etwas grämen
Das nichts ist als ein blosser Wahn,
Vnd du mir nicht kanst wieder nemen,
Ich gleichfalls dir nicht geben kan.
Kein Mensch ist nur jhm selbst gebohren,
Was du bist weiß ich daß ich bin:
Was fort ist wird nicht mehr verlohren,
Darumb gedencke hin sey hin.
Komm her vnd laß dich ferner lieben,
Weil deine jugend Schönheit hat:
Bleib bistu einmal schon geblieben,
Die Flucht ist jetzt doch gar zu spat.

VIII.

Ach liebste laß uns eilen,
Wir haben Zeit,
Es schadet vns verweilen
Vns beyderseit.
Der Edlen schönheit Gaben
Fliehn fuß für fuß:
Das alles was wir haben
Verschwinden muß.
Der Wangen Ziehr verbleichet,
Das Haar wird greiß,
Der Augen Fewer weichet,
Die Brunst wird Eiß.
Das Mündlein von Corallen
Wird vngestalt,
Die Händ' als Schnee verfallen,
Vnd du wirst alt.
Drumb laß vns jetzt geniessen
Der Jugend Frucht,
Eh' als wir folgen müssen
Der Jahre Flucht.
Wo du dich selber liebest,
So liebe mich,
Gieb mir das wann du giebest
Verlier auch ich.

IX.

Auß Ronsardts Erfindung.

Als ich nechst war außspatzieret
Zu den Hirten in den Waldt.
Vnd mit jhnen musiciret,
Daß der gantze Pusch erschallt,
Kam die Venus selbst zu mir,
Bracht' auch ihren Sohn mit jhr,
Der bey mir verbleiben solte,
Wo ich jhn was lehren wolte.
Alles was du wilt bedingen
Sagte sie, ist dir vergünnt,
Wo du deine Kunst zu singen
Lehren wirst mein kleines Kind:
Wol, ich weiß' jhm gantz bereit,
Was man noch hat dieser Zeit
Von den Göttern auffgeschrieben,
Vnd im Hirtenbuch' ist blieben.
Wie das Pan auff sieben Röhren
Anzustimmen hat erdacht,
Vnd gantz lieblich anzuhören
Einen newen Thon auffbracht:
Wie daß Aristeus weit
Mit dem Bacchus kam in Streit,
Ob die Süssigkeit der Bienen
Mehr als Wein vns köndte dienen.
Aber nein, der lose Knabe
Machte was er vor gethan;
Wann ich jhm was anders gabe
So hub er von buhlen an:
Allzeit ward von ihm gehört;
Wie die Lieb' vns so bethört;
Wie nach seiner Mutter Sinnen
Jedermann muß lieb gewinnen.
Solt' er Lection auffsagen,
Wust' er lauter nichts darvon,
Brachte selbst mir vorgetragen
Eine schwere Lection:
Jetzt ich also nichts mehr weiß
Dann von Lieb vnd jhrem Preiß:
Jetzt ist gäntzlich mir entfallen
Was ich kondte vor für allen.

Nun ade jhr Feldgöttinnen,
Nun ade du grüne Lust;
Corydon muß jetzt beginnen
Was er vorhin nie gewust;
Es ist wo ich geh' vnd steh'
Alles nichts dann Galathee:
In den strengen Liebesorden
Bin ich durch ein Kind bracht worden.

X.

An Herren Esaias Sperern.

Viermal ist der Früling kommen,
Viermal hat die Winters Zeit
Von den Wäldern abgenommen
Jhr begrüntes Sommerkleid,
Seyd daß wir gebracht sind worden
In der trewen Freundschaft Orden.
Wie viel Tage sind verflossen
Inner Frewd vnd guter Lust,
Wann wir vns den Sinn begossen
Mit Lyæus seiner Kost?
Doch nicht wie die rawen Seythen
Die den gantzen Wanst voll schütten.
Wie ein Schiffer an dem Rande
Seinen krummen Nachen führt,
Vnd sich nicht weit helt vom Lande
Wann er starcke Wellen spührt,
So auch muß es seyn im Trincken
Wollen wir nicht vntersinken.
Sehn wir in der Schale springen,
Vngern, deinen klaren Wein,
Können wir vns auch bezwingen,
Daß wir lange nüchtern seyn?
Es muß alles was vns kräncket
In das Weinfaß seyn versencket.
Wann wir dann so viel genommen
Daß der angenehme Safft
Etwas in die Stirn' ist kommen,
Da kriegt Hertz und Zunge krafft,
Da wird alles außgelassen
Was vns taug vnd was wir hassen.
Warumb dieses sey zu meiden,
Warumb das nicht könte seyn,
Warumb der vnd der vns neiden,
Jener auch nur falschen Schein
Deß Gemütes von sich giebet,
Hertzlich haßt vnd mündlich liebet.
O jhr Matten, O jhr Wiesen,
Du Gebirge welches wir
Nennen von den alten Riesen,
O jhr warmen Bäder jhr,
Jhr Napeen habt vernommen
Was vns offtmals ein ist kommen.
So ergetzt vns hier auff Erden
Ein schön Glaß vnd ein schön Buch
Biß wir eingehüllet werden
In ein stücke leinen Tuch.
Weil wir mehr nicht mit uns nehmen,
Sollen wir uns dann viel gremen?
Werden wir auch sonst nichts lassen
(Dann sich umb das Eygenthumb
Niemand schlagen wird vnd hassen)
So bleibt doch ein guter Ruhm,
Den der Todt vns nicht kan sterben,
Vnd kein Mensch mit Geld' erwerben.
Du durchrennst mit freyem Zügel
Deß geehrten Lobes Pfadt
Durch deß hohen Adlers Flügel,
Welcher dich zu diensten hat,
Vnd auch mich wil höher heben,
Mir Helm, Schild vnd Adel geben.
Dieses sind die Gifft vnd Gaben,
Die vns vber allen Neid,
Wann wir lange sind vergraben,
Heben sollen jederzeit;
Diese Schätz' vnd Güter machen
Das wir Hohn vnd Haß verlachen.
Wann die Mißgunst tausend Zungen
Hette feindlich außgestreckt,
Vnd käm' auff vns zu gedrungen,
Doch so bleiben wir verdeckt
In der Trew' vnd Tugend Schatten,
Da kein Neid kan hingerathen.

Nun wolan, mit dem Bedinge
Laß vns bleiben wie wir seyn,
Daß ich dann darauff dir bringe
Dieses grosse Schiff voll Wein,
Daß dich wol nicht mehr soll dürsten,
Auff Gesundheit vnsers Fürsten.

XI.

Fast auß dem Holländischen;

wie auch das nachfolgende.

O du Gott der süssen Schmertzen,
Warumb daß man dich so blind
Vber all gemahlet findt?
Ich befind' es nicht im Hertzen.
Nun du habest kein Gesicht;
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Siehstu nicht, wie kanst du wissen
Wo dein Pfeil hinfliehen soll;
Blinde sehen sonst nicht wol;
Du kanst ziemlich grade schiessen:
Nun du habest kein Gesicht',
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Die in dicke Püsche ziehen,
Vnd in wüsten Wäldern seyn,
Können doch der Liebes Pein
Vnd dem Bogen nicht entfliehen:
Nun du habest kein Gesicht'
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Die das weite Meer durchjagen
Müssen fühlen deine Stärck:
Ist das solcher Leute Werck?
Heist das blind seyn? recht zu sagen:
Nun du habest kein Gesicht',
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Giengst du nicht die enge Strassen
In das himlische Gebäw,
Vnbegleitet ohne Schew,
Dorfftest Jupiter anfassen?
Nun du habest kein Gesicht',
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Kondtest du den Pluto finden
Stiegest in der Höllen Schlund,
Dorfftest dich auff seinen Grund'
Jhn zu schiessen vnterwinden?
Nun du habest kein Gesicht',
Ich vnd niemand glaubt es nicht.
Du wilst keine Klage kennen,
Keine Bitte nimpstu an,
Alles ist umbsonst gethan;
Blinde sind die dich blind nennen;
Dieses geht mir besser ein,
Daß du trefflich taub must seyn.

XII.

Corydon sprach mit Verlangen
Zu der liebsten Feldgöttin:
Wer' es Lydia dein Sinn
Daß du woltest mich vmbfangen,
Das wir möchten noch in Frewd'
Enden vnsre junge Zeit?
Alles Wildniß in den Wäldern
Schmeckt die süsse Liebeskost;
Es gebrauchen sich der Lust
Herd' vnd Hirten auff den Feldern?
Wollen wir dann ohne Frewd'
Enden vnsre junge Zeit?
Alle Vogel in den Lüfften
Hört man singen für vnd für,
Alle Nymphen da vnd hier
Sicht man newe Heyrath stifften;
Eh laß vns doch auch in frewd'
Enden vnsre junge Zeit.
Zwar der Wahrheit nicht zu schonen,
Ich bin nur ein Bawerknecht,
Doch noch eins so fromm vnd recht
Als die in den Städten wohnen;
Drumb so laß vns doch in Frewd'
Enden vnsre junge Zeit.
Ich weiß gar wol deine Sinnen
Du vermeynst es were Kunst
Wann du mich durch Liebesbrunst
Würdest gantz verzehren können:

Darumb sollen wir ohn Frewd'
Enden vnsre junge Zeit.
Nymphe, wilst du mir entgehen,
Weil ich nur vom Dorffe bin?
Schaw auff alle Götter hin
Die nach Bawrenliebe stehen:
Können wir dann ohne Frewd'
Enden vnsre junge Zeit?
Venus hat vielmal geschlaffen
Bey Adonis in dem Wald,
Ob gleich schon sein Auffenthalt
Nirgend war als bey den Schaffen:
Wir nur wollen ohne Frewd'
Enden vnsre junge Zeit.
Doch ich wil mich nicht betrüben,
Ich begehr' es nicht so sehr;
Aber dencke, wer dich mehr
Wird als ich so heftig lieben,
Wann wir jetzund ohne Frewd'
Enden vnsre junge Zeit.

XIII.

Allhier in dieser wüsten Heyd'
Ist gar kein Mensch nicht weit vnd breit,
Die wilden Thier allein
Die seh' ich selbst Mitleyden tragen,
Die Vögel trawrig seyn,
Vnd mich mit schwacher Stimme klagen,
Die kalten Brunnen stärcker fliessen,
Viel Threnen gleichfals zu vergiessen.
Stein, Wälder, Wiesen, Feld vnd Thal
Hör' ich beklagen meinen Fall;
Sie fühlen meine Pein,
Die Schafe wollen gar nichts weiden.
Du, Delia, allein
Wirst nicht beweget durch mein Leiden
Du Kron vnd Zier der Schäferinnen,
Du strengste Fürstin meiner Sinnen.
In dich hab' ich mein Ziel gericht,
Mein einig All, meins Lebens Liecht:
Nun hat deß Glückes Neid
Von deiner Seiten mich gerissen;
Drumb wüntsch' ich dieser Zeit
Nicht mehr deß Lebens zu geniessen;
Vom Todte nur werd' ich bekommen
Die Freyheit so du mir genommen.
Laß' ich gleich aber diese Welt,
Wird meine Trew doch nicht gefellt;
Die Liebe gegen dir
Hab' ich an manchem Baum geschnitten;
Da sicht man für vnd für
Was ich für Angst vnd Pein erlitten;
So lang Arcadia wird stehen
Soll auch mein Nahme nicht vergehen.
Es tritt Diana selber hin,
Mein Grab zu machen in das grün;
Die Göttin Flora geht
Sich nach Violen vmbzuschawen,
Mein Leichstein ist erhöht,
Darein die Nymphen werden hawen:
Hier hat den Geist dahin gegeben
Den seine Liebste bracht' vmbs Leben.

XIV.

Asterie mag bleiben wer sie wil,
Ich weiß nichts mehr von jhr,
Vnd jhrer Huld; ein sehr viel höher Ziel
Hab' ich anjetzt vor mir:
Ich wil mich weiter schwingen
Als durch den Erdenkreiß,
Vnd nur alleine singen
Der Tugend Ehr' vnd Preiß.
Wie selig ist wer in Vollkommenheit
Der weißheit sich verliebt,
Die süsse Gifft der schnöden Eitelkeit
Jhn nimmermehr betriebt;
Er weichet von den Wegen
Der Veppigkeit der Welt,
Darauff zuvor erlegen
Manch freyer kühner Heldt.
Die Schönheit zwar veracht' ich gäntzlich nicht,
Weil sie von oben kömpt,
Das sag' ich nur, daß sie gar leichte bricht,
Vnd bald ein Ende nimpt:
Der rote Mund, die Wangen
Der schönen Augen Glantz,
Ja alle Pracht vnd Prangen
Ist wie ein Rosenkrantz.
Wer Tugend liebt, der stirbet nimmermehr,
Er bringt durch alle Noth,
Durch alle Welt erklingt sein Lob vnd Ehr,
Er bleibt und lebet todt:
Drumb wil ich nichts mehr schreiben
Von zeitlicher Begiehr,
So wird mein Lob' bekleiben,
Vnd grünen für vnd für.
Weg, Venus, weg, du Pest der jungen Zeit,
Ich selbst vergesse mein;
Ich wil jetz gehn den Lauff der Ewigkeit,
Vnd auff der süssen Pein
Verwirrten Bahn nicht wallen,
Die Tugend ist mein Ziel;
Asterie sampt allen
Mag bleiben wer sie wil.

XV.

Mein Nüßler, vnd ist diß dein Rath,
Ich soll die schnöde Wollust hassen,
Vnd die so mich bethöret hat,
Die schöne Flavia verlassen?
Sprich, sagst du, deine Musen an,
Setz' an die Feder, das zu schreiben
Durch welches dein Gerüchte kan
In Ewigkeit hernach bekleiben.
Laß fahren, die zu wenig ist
Daß sie die viel gewünschten Sachen
Die du zu tichten außerkiest
Soll gantz vnd gar zu Wasser machen.
Denck' an den Ruhm den du nunmehr
Bey grossen Leuten hast erworben:
Seit daß du liebst ist schier die Ehr'
In jhrer ersten Blüt' erstorben.
War ist es, ich bin jetzund fast
Der Bücher ärgster Todfeind worden,
Nun Venus, du gewünschte Last,
Mich wieder hat in ihrem Orden.
Doch bin ich sehr in Zweifel noch
Ob auch des blossen Lobes wegen
Das Joch, das angeneme Joch,
Sey gantz vnd gar hinweg zulegen.
Dieweil ich kürtzlich soll hernach
Die lange Nacht vergraben liegen,
Was hilfft michs durch viel Vngemach
Vnd müh ein Hand voll Ehre kriegen?
Kein Vers, wie künstlich er mag seyn,
Der kan mir jetzund Bürge werden
Man werde dieses mein Gebein
Bedecken mit fein leichter Erden.
Doch wol, laß meine Poesie,
Vnd was ich sonsten möchte schreiben,
Als zu Ergetzung meiner Müh,
Ein hundert Jahr' vnd lenger bleiben:
Bin ich mehr als Anacreon,
Als Stesichor vnd Simonides,
Als Antimachus vnd Bion,
Als Philet, oder Bacchylides?
Ist aber dir dann nicht bekandt
Der Griechen schöne Ziehr im Tichten?
Was soll nun diese meine Hand
In Teutscher Sprache können richten?
Nein, nein, ich lobe meinen Sinn,
Vnd hoff' es soll mir auch gelingen,
Daß das worauff ich kommen bin
Noch möglich sey mir zu vollbringen.
Das dünckt mich gar viel besser seyn,
Als derer Fleiß, die nichts erwerben
Durch jhre Reim' als leichten Schein,
Vnd doch für Hunger kaum nicht sterben.

XVI.

Ich kan mich zwar zu dir begeben
Jetzt wann ich wil mein Vatterland,
Nun ich befreyt bin von dem Leben
Bey dem kein Glück ist vnd Bestand:
Doch helt mich noch der Liebe Band,
Der ich zu schwach zu widerstreben.
Vor hab' ich mich zu dir gewendet;
Kein Ort gefiel mir besser nicht:
Nun hat sich alle Lust geendet,

Nachdem mich meines Hertzens Liecht,
Was jedermann darwider spricht,
Mit seiner Anmuth gantz verblendet.
Vor wann die Morgenröthe lachte,
Vnd ließ sich sehn auff jhrer Bahn,
So grüßt' ich sie wann ich erwachte;
Jetzt ist es alles nun gethan,
Weil ich mein Lieb nur preisen kan,
Vnd allzeit jhre Ziehr betrachte.
Vor hab' ich zu den kühlen Flüssen,
Vnd klaren Brunnen mich gesellt;
Die Rosen, Lilien vnd Narcissen
Liebt' ich für alles in der Welt:
Jetzt weiß ich viel ein schöner Feldt,
Vnd hoffe sein noch zu geniessen.
Ihr Bircken vnd jhr hohen Linden,
Ihr Wüsten vnd du stiller Waldt,
Lebt wol mit ewren tieffen Gründen,
Vnd grünen Wiesen mannigfalt:
Mein Trost vnd bester Auffenthalt
Ist sonstwo als bey euch zu finden.

XVII.

Ihr schwartzen Augen, jhr, vnd du, auch schwartzes Haar,
Der frischen Flavien, die vor mein Hertze war,
Auff die ich pflag zu richten,
Mehr als ein weiser soll,
Mein Schreiben, Thun vnd Tichten,
Gehabt euch jetzund wol.
Nicht gerne sprech' ich so, ruff' auch zu Zeugen an
Dich, Venus, vnd dein Kind, daß ich gewiß hieran
Die minste Schuldt nicht trage,
Ja alles Kummers voll
Mich stündlich kränck' vnd plage,
Daß ich sie lassen soll.
Ihr Parcen, die jhr vns das Thun des Lebens spinnt
Gebt mir vnd ihr das was ich jhr, vnd sie mir gönnt,
Weil ich's ja soll erfüllen,
Soll zähmen meinen Fuß,
Vnd wider Lust vnd Willen
Auch nachmals sagen muß:
Ihr schwartzen Augen, jhr, vnd du, auch schwartzes Haar,
Der frischen Flavien, die vor mein Hertze war,
Auff die ich pflag zu richten,
Mehr als ein weiser soll,
Mein Schreiben, Thun vnd Tichten,
Gehabt euch jetzund wol.

XVIII.

Ich empfinde fast ein Grawen
Daß ich, Plato, für vnd für
Bin gesessen vber dir;
Es ist Zeit hinauß zu schawen,
Vnd sich bey den frischen Quellen
In dem grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn,
Vnd die Fischer Netze stellen.
Worzu dienet das studieren
Als zu lauter Vngemach?
Vnter dessen laufft die Bach
Vnsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auff jhr letztes Ende hin,
Dann kömpt ohne Geist vnd Sin
Dieses alles in die Erden.
Hola, Junger, geh' vnd frage
Wo der beste Trunck mag seyn,
Nimb den Krug, vnd fülle Wein.
Alles Trawren, Leid vnd Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' vns Clotho fort gerafft,
Will ich in den süssen Safft,
Den die Traube gibt, vergraben.
Kauffe gleichfals auch Melonen,
Vnd vergiß des Zuckers nicht;
Schawe nur daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bey seinem Gold' vnd Schätzen
Tolle sich zu krencken pflegt,
Vnd nicht satt zu Bette legt:
Ich wil weil ich kan mich letzen.
Bitte meine gute Brüder
Auff die Music vnd ein Glaß:
Kein ding schickt sich, dünckt mich, baß,
Als ein Trunck vnd gute Lieder.
Laß' ich schon nicht viel zu erben,
Ey so hab ich edlen Wein.
Wil mit andern lustig seyn,
Wann ich gleich allein muß sterben.

XIX.

Derselbe welcher diese Nacht
Erst hat sein Leben hingebracht,
Ist eben auch wie die gestorben,
Die längst zuvor verblichen seyn,
Vnd derer Leichnam vnd Gebein,
Vor tausend Jahren sind verdorben.
Der Mensch stirbt zeitlich oder spat,
So bald er nur gesegnet hat,
So wird er in den Sand versencket,
Vnd legt sich zu der langen Rhu.
Wann Ohr vnd Auge schon ist zu,
Wer ist der an die Welt gedencket?
Die Seele doch allein und bloß
Fleugt, wann sie wird deß Cörpers loß,
Zum Himmel da sie her geführet.
Was diesen schnöden Leib betrifft,
Wird nichts an jhm als Stanck vnd Gifft,
Wie schön er vormals war, gespühret.
Es ist in ihm kein Geist mehr nicht,
Das Fleisch fellt weg, die Haut verbricht,
Ein jeglich Haar das muß verstieben:
Vnd was ich achte mehr zu seyn,
Diejenige kömpt keinem ein,
Die er für allem pflag zu lieben.
Der Tod begehrt nichts vmb vnd an:
Drumb, weil ich jetzt noch wüntschen kan,
So wil ich mir nur einig wehlen
Gesunden Leib, vnd rechten Sinn:
Hernachmals wann ich kalt schon bin,
Da will ich Gott den Rest befehlen.
Homerus, Sappho, Pindarus,
Anacreon, Hesiodus,
Vnd andere sein ohne Sorgen,
Man red' jetzt auff sie was man wil:
So, sagt man nun gleich von mir viel,
Wer weiß geschicht es übermorgen.
Wo dient das Wüntschen aber zu,
Als das ein Mensch ohn alle Rhu
Sich Tag vnd Nacht nur selbst verzehret?
Wer wüntschet kränckt sich jederzeit;
Wer todt ist ist ohn alles Leid.
O wol dem der nichts mehr begehret!

XX.

O wol dem der die rechte Zeit
In allen dingen siehet,
Vnd nicht nach dem was allbereit
Hinweg ist sich bemühet,
Der kennet was er lieben soll,
Vnd was er soll verlassen;
Er lebet frey vnd allzeit wohl,
Vnd darff sich selbst nicht hassen.
Die Göttin der Gelegenheit
Ist fornen nur mit haaren,
Im Nacken bleibt sie kahl allzeit;
Drumb laß sie ja nicht fahren
Weil du sie bei der Stirnen hast;
Der Tag geht eylends nieder,
Die Stunden lauffen ohne rast,
Vnd kommen gantz nicht wieder.

Sonette.

An der Liebsten Vatterland.

Du allerschönster Ort der Flüß vnd kalten Brunnen,
Dahin sich alle Zier vnd Lust hat eingestallt,
Dahin sich alles Gut begeben mannigfalt,
So jemals worden ist beschienen von der Sonnen.
Du allerschönste Stadt, du Haus der Frewd vnd wonnen,
Princessin aller Städt an Reichthumb vnd Gewalt,
Doch mehr weil du erzeugt meins Lebens Auffenthalt,
Der keine Schätze nicht verglichen werden können.
Verzeihe mir du Stadt, darinnen ich gebohren,
Hier hab' ich mir zu seyn inkünfftig außerkohren,
Hieher hab' einig ich mein Hertz vnd Sinn gewandt.
Vnd ob es wird gleich schwer, daß ich dich werde meiden,
Wil dennoch ich von dir als jhr viel lieber scheiden,
Dann wo mein Leben ist, da ist mein Vatterland.

An einen Berg.

Du grüner Berg, der du mit zweyen Spitzen
Parnasso gleichst, du hoher Felß, bey dir
Wüntsch' ich in Rhu zu bleiben für vnd für,
Vnd deine Lust gantz einsam zu besitzen,
Weil du mir auch für aller Welt kanst nützen
Dann wann ich bin auff deinem Klippen hier,
So seh' ich stets derjenen Ort für mir,
Die für dem Tod alleine mich kan schützen,
Mein höchste Frewd' vnd meines Lebens Leben:
So weiß ich auch daß man sonst nirgend findt
Mit solcher Zier ein einig Ort vmbgeben:
Natura hat die Lust alhier gesetzet,
Daß die auff dich mit Müh gestiegen sind,
Hinwiederomb auch würden recht ergetzet.

An die Bienen.

Ihr Honigvögelein, die ihr von den Violen
Vnd Rosen abgemeit den wundersüssen Safft,
Die ihr dem grünen Klee entzogen seine Krafft,
Die ihr das schöne Feld so offt vnd viel bestohlen.
Ihr Feldeinwohnerin, was wollet ihr doch holen
Daß so euch noch zur Zeit hat wenig Nutz geschafft,
Weil ihr mit Dienstbarkeit deß Menschen seyd behafft,
Vnd jhnen mehrentheils das Honig müsset zohlen?
Kompt, kompt zu meinem Lieb' auff jhren Rosenmund,
Der mir mein krancks Hertz hat inniglich verwundt,
Da solt jhr Himmelspeis' auch vberflüssig brechen:
Wann aber jemand sie wil setzen in Gefahr,
Vnd jhr ein Leyd anthun, dem solt du starcke schar
Für Honig Galle seyn, vnd' jhn zu Todte stechen.

An die Augen seiner Jungfrawen.

Fast auß dem Holländischen.

Leitsternen meines Haupts, vnd meiner jungen Zeit,
Die als Planeten sind gesetzet meinem Leben,
Ihr Augen, wann ich euch so freundlich sehe schweben,
So bin ich als entzückt, so kenne gantz kein Leid:
Dann jhr beschliest in euch ein' hohe Lieblichkeit,
Vnd lieblich' Hoheit; jhr, jhr könnt alleine geben
Genüge, rechte Lust: wornach wir Männer streben
Das habt jhr, O mein Liecht, vor allem weit vnd breit.
Natura selber liegt im Dunckeln fast begraben,
Vnd mangelt jhres Liechts, von wegen jhrer Gaben,
Die gantz versamblet sind in solcher engen statt;
Doch ist sie enge nicht, vnd kan sich weit ergiessen,
Ja were groß genung fast alles einzuschliessen,
Weil sich mein' arme Seel' in jhr verirret hat.

Auff einen Kuß.

Auch zum theil auß dem Holländischen.

Auff alle meine Noth, auff so viel Angst vnd Klagen,
Auff Seufftzer, Ach vnd Weh, auff höchste Trawrigkeit
Auff das wodurch mein Hertz' empfandt sein tieffes Leid,
Wird doch mein Lieb bewegt mir eins nicht abzuschlagen.
Ich mag gewißlich wol von gutem Glücke sagen;
Sie kam ja endlich noch die sehr gewüntschte Zeit,
Vnd hat mir Hertz vnd Sinn durch einen Kuß erfrewt;
Ich habe diese Gunst doch endlich weg getragen.
Der Thaw, der süsse Thaw, der auff den Lippen schwebt,
Der Marck vnd Pein erquickt, dadurch mein Geist noch lebt,
Kan alle meine Furcht vnd Trawren von mir scheiden.
Ihr Götter die jhr schawt hier zu vns Menschen her,
Kehrt ja mir diese Frewd' vnd Trost in kein Beschwer:
Der Kuß ist wohl verkaufft vmb solche Noth vnd Leyden.

Einer Jungfrawen Klage vber nahendes Alter.

Ach wo ist nun die Zeit, in der man pflag zu gleichen
Der Rosen schöner Zier mein' edele Gestalt?
Ja frevlich bin ich so, nun bin ich graw vnd alt.
Eh' als der Sonnen Glantz die Rose kan erreichen,
So muß sie durch die Lufft der Nacht zuvor verbleichen,
Vnd hat nur von dem Thaw ein wenig Vnterhalt:
So netzen mich jetzt auch die Threnen mannigfalt,
Weil ich die junge Zeit nun habe lassen schleichen.
Geht dann der Morgen an, so wird die Rose roth;
Ich werde Schamroth auch, gedenck ich an die Noth.
Doch hab ich diesen Trost, daß gleich wie von den Winden
Die Rose, wann der Tag sich neigt, wird abgemeit,
So werd' auch ich, weil nun mein Abend nicht ist weit,
Kan ja es hier nicht seyn, doch Ruh' im Grabe finden.

* * *

Du schöne Tyndaris, wer findet deines gleichen,
Vnd wolt er hin vnd her das gantze Landt durchziehn?
Dein' Augen trutzen wohl dem edelsten Rubin,
Vnd für den Lippen muß ein Türckis auch verbleichen,
Die Zähne kan kein Gold an hoher Farb' erreichen,
Der Mund ist Himmel weit, der Halß sticht Atstein hin:
Wo ich mein Vrtheil nur zu fellen würdig bin,
Alecto wird dir selbst deß Haares halben weichen,
Der Venus Ehemann geht so gerade nicht,
Vnd auch der Venus Sohn kan kein so scharff Gesicht.
In summa, nichts mag dir verglichen werden können:
Weil man dann denen auch die vns gleich nicht sind wol,
Geht es schon sawer ein, doch gutes gönnen soll,
So wüntsch' ich daß mein Feindt dich möge lieb gewinnen.

* * *

Wann ich mit frieden kan in deinen Armen liegen,
So hab' ich schon genung, mehr ehre wüntsch ich nicht
Auff dieser weiten Welt, als dir, mein Trost vnd Liecht,
In deiner weissen Schoß zu ruhen nach genügen.
Diß ist mein bester zweck; es mag ein andrer kriegen,
Dem Mars im Hertzen steckt, das aus jhm selber bricht,
Nach Helm' vnd Waffen greifft, den kühnen Feind bespricht
Vnd wanckt nicht vmb ein Haar, wil sterben oder siegen.
So wilde bin ich nicht: Clorinde, wann du dich
Vmb meine Schuldern wirffst, das ist ein krieg für mich:
Hiervon soll meinen Sinn kein Ruhm vnd Gut bewegen.
Das Glücke deiner Gunst hat bey mir grössern schein
Als etwan Cesar selbst vnd Alexander seyn,
Vnd diese gantze Welt zun Füssen können legen.

Judith *).

Die Personen deß Schawspiels.

Holofern.
Arsace, ... Hauptmann.
Bagos, ... Kämmerling.
Judith.
Abra, ... Kammermagd.
Orontes, ... Marschalck.
Hircan, ... Wachtmeister.

Chore.

Der gefangenen Könige.
Der Wache.
Der Ebreer in der Stadt.
Der Ebreischen Jungfrawen.
Der Soldaten.

Der 1. Act. Die 1. Scena.

Holofern.

Soll der Ebreer dann mir jetzt zum Meister werden,
Mir, dessen Helden Muth
Nichts gleiches weiß auff Erden,
Für den Araxes selbst legt seine wilde Flut,
Für welches Macht der Strom deß Tigers schweiget
Vnd Taurus auch sein Schneegefilde neiget?
Mag nun diß arme Volck mich länger hinterziehn?
Nein, Nein: sie sollen bald erfahren wer ich bin.

Arsace.

Der Erden Kreiß erschüttert,
Die Hölle zittert
Auch selbst für dir,
Der Angel Stern,
Erbleichet schier,
Wann du das Heer auffführest,
O Holofern,
Vnd deine Waffen führest.

Holofern.

Aber, ach! ich kan ja Siegen:
Doch, was hilft es daß die Hand,
Zähmet so viel Leut' vnd Landt,
Vnd das Hertze muß erliegen,
Muß sich lassen jetzt betriegen
Nicht durch strenge Schlacht vnd Streit,
Sondern schöne Freundligkeit?
Kein starckes Heer hat mich,
Gejaget je zurücke,

*) M. Opitz' Werke, 3. Theil. Amsterdam 1645.

Jetzt zitter' ich
Für einem leichten Augenblicke.
Es muste mein Gebott so mancher König spüren,
Jetz aber kan ich selbst mich nicht regieren.
Du hast gewonnen, du Ebreer;
Du zwingest meinen Sinn:
Wie hoch ich bin,
So ist ein Weib auß deiner Statt doch höher.

Bagos.

Sehr stets hat die Natur behertzet sein vnd lieben
In einem hohen Sinn zusammen eingeschrieben.

Holofern.

Da mein Beestand zuvor so viel gegolten hat,
Gebricht mir jetzund selber Rhat.

Arsace.

Solte dem ein Weib entgehen,
Dem ein Heer ist vnterthan;
Dem zu frevem Willen stehen
Der Araber vnd Hircan;
Dem Armenien gehorchet, den der Parther Schütze hört,
Den die schwartzgebrandten Mohren, den der kühne Meder ehrt;
Dem der Reiche Perß sich ziehrt,
Der das Volck der Ammoniten,
Vnd die frechen Moabiten
Allesampt zu Felde führt?
Was verhindert deine Rhue?
Schaffe mit so ists gethan;
Weil ein Held wie du
Nicht alleine kräfftig bitten, sondern auch gebieten kan.

Holofern.

O Ihr Götter saget mir,
Ists der Himmel der mich zwinget,
Ist es etwan ein Gestirne, welches mich zur Liebe bringet,
Oder ist es ihre Ziehr?
O ja sie ists allein! diß Reden, dieses Lachen,
Der Augen Vnstern ists, der mein Gesicht entzückt,
Das Haar, das mein Gemüt' vnd allen Muth bestrickt,
Der Mund, der meinen Mund kein gantzes Wort läst machen.

Arsace.

Deß Mannes Hauß wird billich abgebrandt,
Der Wasser klagt, vnd hat es bey der Hand.

Bagos.

Vnd magst du wol nicht schlagen
Das Wild, so ohne Jagen
In dein Gehäge kömpt?
Ich glaube daß es auch sie selber wunder nimbt,
Vnd ihr Gedancken macht,
Dieweil sie ist zu lieben,
Daß dannoch sie von dir schon nach der dritten Nacht
Hindan gestellt ist blieben.
Gesetzet auch, daß sie dir was versagt,
Bist du nicht Herr, vnd sie ist deine Magd?

Holofern.

So sey es dann; auffs Nachtmal lade mir
Die Obristen, vnd diese meine Ziehr,
Vnterdessen daß ich ordne, wie man morgen auff den Tag
Allerseits zusammen rücken, vnd die Stadt ersteigen mag.
Ich wil mich an sie wagen:
O Zunge! waffne dich;
Vnd was ich nicht kan sagen,
Soll Bachus thun für mich.

Bagos.

Herr, geht, verrichtet ewre Sachen;
Im vbrigen laßt mich nur machen.
Ein Weibesvolck, wie keusch es auch mag seyn,
Wird offtermals bezwungen durch den Wein.
Da kömpt sie gleich, deß Fürsten Trost vnd Pein,
Die gar wol mächtig ist, die Götter selbst zu binden,
Vnd durch der Schönheit Glantz den Himmel anzuzünden.

Der 1. Act. Die 2. Scena.

Judith.

Sonne, Zier der Erde,
Die du zu der Nachtruh schreitest,
Vnd die müden Pferde
In die See zum Trincken reitest,
Zürne nicht, daß du mich siehst,
In deß rawen Volckes Händen,
Das ein Feind deß Höchsten ist.
Ich verhoffe zu vollenden,
Für das Land vnd Billigkeit,
Was mein Sinn jhm fürgenommen,
Ehe du zur Morgenzeit
Widerumb herauf wirst kommen.

Bagos.

Was sagstu zu der Sonne,
Du Sonne dieser Welt,
Der Menschen Lust vnd Wonne,
Der kein Gestirne nicht die Gegenwage helt?
Klagestu, daß jetzt der Abend, vns beraubet jhrer Zier,
Laß sie immer vntergehen, scheinestu doch bey vns hier.

Judith.

Recht zu sagen, was ich mache, mich bedünckt der Sonnen Liecht,
Sey ein Bildnuß deines Herren: Weil mein Antlitz aber nicht,
Wie es wündscht, jhn sehen kan,
Schawt es diß sein Vorbild an.

Bagos.

Eben dieser den du lobest, Judith, wil auffs Nachtmahl hier,
Viel deß Volckes edle Helden, bey sich wissen neben dir.
Komm, dann dein vnd sein Begehren stimmet gäntzlich vberein;
Wündschestu jhn stäts zu sehen, so gefällst du jhm allein.

Judith.

Ich arme Magd! was für Dienst vnd Sachen
Sind doch an mir, darauff ein solcher Held,
Die Furcht vnd Krafft der Welt,
Jhm darff Gedancken machen?
Wiewol ich nun der Gunst mich vnwerth schätze,
So stell ich sie doch nicht zurücke:
Sein Wollen ist mein Glücke,
Sein Wincken mein Gesätze.

Bagos.

Ich wil mit dieser Post zu meinem Herren eylen;
Du wollest dich allhier ein wenig nur verweilen.

Der 1. Act. Die 3. Scena.

Abra.

Sol dann nun diß die Judith seyn,
Der Spiegel keuscher Jugend,
Deß Frawenzimmers Liecht vnd Schein,
Der Außzug aller Tugend?
Nun solche Sinnen vnd Gedancken,
Auch wollen wancken,
So muß ich nur gestehn, daß auff der gantzen Erden
Nichts eher, als ein Weib, kan vnbeständig werden.
Du Morgenstern der Zucht, du Engelreines Bild,
Was ist's, daß du dahin zu Gaste gehen wilt,
Vnd zwar so gantz allein,
Wo Tyranney vnd Macht,
Wo Spiel, wo Wein vnd Nacht,
Versammen werden seyn,
Die Feinde guter Sitten,
Von denen Erbarkeit nie bleibet vnbestritten?

Judith.

Bin ich dir so vnbekandt?
Was mich reitzt dahin zu kommen, ist gewiß kein Frewdenfest,
Sondern Gott vnd vnser Land.
Welchem kan es übel gehn, der sich nur auff Jhn verläßt?

Abra.

Ich weiß es, Fraw, du wirst nicht wancken,
Wirst bleiben für vnd für,
Bey deinen züchtigen Gedancken,
Jedoch dein grosser Feind, die Schönheit geht mit dir.

Judith.

Sey nur getrost, vnd komm zum Brunnen hier,
Wo ich gewohnet bin zu waschen mein Gesichte,
Es kennt ein jed'rer wol
Mein ehrliches Gerüchte,
Das ehrlich bleiben sol.

Chor der gefangenen Könige.

Was machstu, falsches Glücke,
Wie greiffen deine Tücke,
Auch hohe Scepter an!

Die Macht in der wir waren,
Das Land, die starcken Scharen,
Sind and'ren vnterthan.

Der König auß Libien.

Gantz Libien war meine,
Das stäts mit heissem Scheine
Erwärmt der Hundes Stern.

Ein anderer.

Ich hatte die Pheniceer.

Ein anderer.

Ich euch, O ihr Cilicer.

Alle zugleich.

Jetzt hat vns Holofern.
In Eysen fein geschlagen,
Vnd dannoch Cronen tragen
Ist Leyd vnd Spott zugleich.
Ach, Holofern, die Sinnen,
Die selbst sich zähmen können,
Sind halbes Königreich.
Wer ist sie, die hier gehet,
Als Luna bey der Nacht?
O Blum vnd Liecht der Jugend,
Die Keuschheit, Scham vnd Tugend,
Wird vbel hier verwacht!
Doch, wann die Götter wollen,
Auff die wir hoffen sollen,
So kan auch dieser Schein,
Der Glantz vns Freyheit bringen,
Den Wütterich bezwingen,
Vnd vnser Rächer seyn.
Ach! Himmel, laß die Augen
Diß freche Blut außsaugen,
Gib, daß die güldne Haar,
Zu Stricken müssen werden,
Vnd stürtze zu der Erden,
Das Haupt der stoltzen Schaar.

Der 2. Act. Die 1. Scena.

Holofern.

O Monde, dessen Liecht die braune Nacht bestralt,
Ihr Sternen, welcher glantz den Baw deß Himmels mahlt,
Im Fall ihr euch nicht schämbt, für meiner Judith Zier,
So blicket diese Nacht mit Frölichkeit herfür.
O Monde, fahre langsam zu,
Halt an der weissen Pferde Zügel:
Ihr Sternen gönnt mir diese Ruh,
Nembt nicht geschwinde Flügel.
Der Morgenröhte Zier
Begehr ich nicht, ist doch mein Leytstern hier.
O Judith, wann ich dich zu schawen nicht vermag,
Ist ohne Monden Nacht, vnd ohne Sonne Tag!

Bagos.

Orontes kompt, ohn zweiffel anzusagen,
Daß nunmehr sey zur Tafel auffgetragen.

Der 2. Act. Die 2. Scena.

Orontes.

Herr, die Gäste sind vorhanden, vnd die Speisen stehen schon,
Bachus vnd der Venus Sohn
Scheinen selber zu verlangen.

Holofern.

Aber, wo muß Judith seyn?
Schaw, hier kompt sie her gegangen,
Meine Lust vnd meine Pein.
Keine Mutter, die ihr Kind
Vber See hat außgesendet,
Ist so froh, wann guter Wind
Seinen Mast nach Hause lendet
Als mein Hertze sich erquicket,
Nun das Auge die erblicket,
Die mein Port, den ich erkiest,
Vnd mein Wind vnd Sägel ist.

Der 2. Act. Die 3. Scena.

Judith.

Du kühnster Held
Der jemals Lantz vnd Schild,
Geführet hat, der alles Land erfüllt,
So weit die Welt von grossen Thaten sagt,
Wie sol doch deine Magd
Das vnverhoffte Glück in Ewigkeit verschweigen,
Daß du sie anzusehn die Gnad' ihr wilst erzeigen?

Holofern.

Sol die zu meinen Füssen liegen,
Die meinem Hertzen ob kan siegen?
O edle Fraw, du Außbund aller Zier,
Du findest jetzt nicht Majestät allhier,
Nicht Waffen, sondern Liebesflammen.
Ach, stelle diese Demuht ein!
Es schickt sich nicht zusammen,
Verliebt und prächtig seyn.
Wird deine Trew sich deiner Schönheit gleichen,
Vnd du mich meinst, wie dich mein Hertze liebt,
So wil ich deiner Gunst vom halben Theile weichen
Deß Scepters, welches mir mein Sieg vnd Stärcke giebt.
Man sol von dir forthin vmb meinet willen wissen,
Wo Orus vnd Eufrat, vnd Ister selber fliessen.

Judith.

Herr, deine grosse Freundlichkeit,
Benimpt der Hoheit nicht:
Die Sonn erleuchtet weit vnd breit,
Auch Thäler, nicht nur Höhen;
Jedennoch bleibt ihr klares Liecht
Am Himmel allzeit stehen.
Dich lieben förcht' ich nur, das wil mir kaum gehören,
Ich wil als dienerin, dich mit Gehorsam ehren.

Hirean.

Sie gehen fort. Wer hat doch weit vnd ferren,
So schönes Weib, so einen grossen Herren
Zugleich gesehn? O, der gewünschten Nacht,
Die diß Pancket, vnd was drauff folget, macht!
Wolan, ihr lieben Rottgesellen,
Indessen wir hier wachen
So laßt vns auch vns lustig machen!
Auff, rufft mit mir den lieben Weingott an,
Der frölich ist, vnd frölich machen kan.

Chor der Wache.

Was thustu jetzund oben,
Du Sohn der Semele,
Komm her, vnd laß dich loben,
Jäch, Evoe.

Komm, her vnd gib zum besten,
Die süsse Rebenbäch,
Den angenehmen Gästen,
Evoe, Jäch.

Der Feldherr liegt gefangen,
Schifft auff der Venus See;
Hilff jhm den Port erlangen,
Jäch, Evoe.

Weil deine Milch nicht springet,
Da bleibt die Liebe nach;
Du bist, der Wollust bringet,
Evoe, Jäch.

Ein nüchternes Gehirne,
Das fühlet Angst vnd Weh;
Erhitzig du die Stirne,
Jäch, Evoe.

Viel besser ist ein Becher,
Als Leyd vnd Vngemäch:
Komm her, du Sorgenbrecher,
Evoe, Jäch.

Komm Bassaren, komm Bache,
Komm Vatter Bromie,
O Evan, O Jäche,
Jäch, Evoe.

Der 2. Act. Die 4. Scena.

Hirean.

Ihr Pursch, jetzt könt ihr sehn, vnd ewer Vrtheil fällen,
Wie gerne hoher Sinn, vnd Schönheit sich gesellen.
Der grosse Holofern henckt seinen Heldenmuht,
An diß zwar zierliches, doch gleichwol feindlichs Blut:
Vnd sie sucht Liebe hier, vnd achtet nicht der Schande,
Die sie zu Hause läßt, wird jhrem Vaterlande
Ein vngetrewes Kind,

Es ist kein Donner nicht,
Kein vngehewrer Wind,
Der Mast vnd Schiff zerbricht,
So grimmig als ein Weib, das in Begier entbrennet,
Ihr gleicht kein Tiegerthier, wie sehr es tobt und rennet,
Wann seine Jungen jhm genommen worden sind:
Nicht Ganges, wann sein Strom auß seiner Gräntze rinnt,
Vnd reißt die Bäume fort. Diß Fewer ist verblendet,
Fängt sich vnd andre bald, vnd wird nicht bald geendet.
Wie gar wol aber gleicht sich dieses edle Par!
Doch Holofern liebt Lust, vnd Judith auch Gefahr.

Soldat.

Wie blicken doch auß ihrer Lufft herfür,
Der Mars vnd Venus Stern!
Die Judith gleicht der Venus selbst an Zier,
Vnd Mars ist Holofern.
Es steht schon längst am Himmel angeschrieben,
Daß er vnd sie einander sollen lieben.

Chor der Wache.

Halt, Bachus, halt nun jnnen,
Der Feldherr trinckt zu viel,
Er netzet auch die Sinnen,
Vnd wil nicht, was er wil.

Das Oele muß zwar fliessen,
So brennt die Lampe gut;
Doch gar zu viel angiessen,
Ersäufft die gantze Glut.

Der, dem du steckst im Kopffe,
Vergißt der Liebespflicht,
Er gebet auff dem Kopffe
Vnd kennt sich selber nicht.

Wann schon die Zunge klebet,
Du Lust- vnd Vnlust-Gott,
Vnd Hand vnd Fuß nicht hebet,
Da ist die Liebe Todt.

Halt, Bachus, halt nun jnnen,
Vnd dämpffe deinen Wein:
Wer dißfals wil gewinnen,
Muß voll vnd nüchtern seyn.

Der 2. Act. Die 5. Scena.

Hircan.

Sehet, wie der Holofern sein beschwertes Hertz läßt sincken,
Vnd die Helden stehen auff, satt vom essen, laß vom trincken.

Soldat.

Sie gehen fort, er selber folget nach,
Vnd Bagos führt jhn in sein Schlaffgemach.

Hircan.

Nun, wir wollen auch vns letzen,
Wollen dieser guten Zeit,
Kein Gebot vnd Weise setzen;
Morgen muß man an den Streit.
Stärckt vnd schärffet Hertz und Glieder,
Greiffet an vnd stürmt den Wein:
Wissen wir doch nicht, wer wieder
Auff die Nacht wird lustig seyn.

Zwey auß dem Chor der Soldaten.

Komm, Bachus, komm; du must vns auch erquicken,
Komm, Bachus, komm; es wil sich vbel schicken,
Daß Hertzen voll, vnd Diener nüchtern sind:
Babacta komm, du nasses Hüffte-Kind,
Komm, Lenean, wir haben Wein vnd Degen,
Da wollen wir den Feind dar mit erlegen:
Der Degen sol für den Ebreer seyn;
Jetzt tödten wir die Sorgen durch den Wein.
Recht, Eleleu; Jaha, Jäch, Jache;
Wenn alles schläfft, so trinket erst die Wache.
Gib guten Wind, das Schiff ist in der See,
Herumb, herumb, O Evan, Evoe.

Der 2. Act. Die 6. Scena.

Judith.

Abra, geh', es ist vonnöthen, daß man heimlich sich erkiest,
Ob die Königliche Wache, für der Thür vorhanden ist.

Abra.

Es ist ein tieffes Schweigen;
Ich seh' auch niemand, als die Sternen,
Die sich von fernen
Am hellen Himmel zeigen.

Judith.

Nun, Judith, jetzt ists Zeit, den Weibermuht zulassen;
Jetzt muß die schwache Hand, den kühnen Degen fassen,
Für Spindel vnd für Garn; sie muß durch einen Streich
Erlösen Israels betrübtes Königreich,
Gott, der du Davids Faust, so kräfftig hast gereget,
Daß Goliath von jhm zu Boden ward geleget,
Durch einen Schleuderstein, das vngehewre Thier;
Der Jael hat gestärckt, sey jetzund auch bey mir,
Vnd führe diesen Arm, damit er dem Tyrannen,
Sein Lohn ertheilen mag, der deinen Dienst verbannen,
Vnd dich entsceptern wil: Es werde diese Nacht
In Freyheit vnser Land, die Kirch in Ruh gebracht.

Abra.

Deß Himmels Gnade sey mit dir,
Vnd rette dich vnd vns auß Nöthen!
Hilff GOtt, ein Weib das nimbt jhm für
Den Wüterich zu tödten,
Der vnter seine grimme Macht,
Viel Volck vnd Länder hat gebracht!
Sie wil das Haupt abhawen,
Das ich auch anzuschawen,
Zu furchtsam bin.

Judith.

Abra, nimb es hin,
Was bißher vns hat gejrret,
Vnd den Erdenkreiß verwirret.
Was vor diesem zuvollbringen, sich entschlossen hat kein Mann,
Das hat GOtt durch mich gethan.

Abra.

O der grossen Heldenthat
Zittert mir doch Arm vnd Beine,
Anzusehen nur alleine,
Was dein Muht verrichtet hat.
Wie nichts vnd nichtig sind, der Menschen Thun vnd Zier?
Wo ist deß Heyden Macht? Sein stoltzer Kopff ist hier.

Judith.

Wir müssen fliehn für allen Dingen,
Komm, laß vns vnsr'em Vaterlande
Sein Heyl, vnd seiner Feinde Schande,
Zur guten Zeitung bringen.

Chor der gefangenen Könige.

Es wil mir nicht zu Sinne,
Daß dieses edle Weib,
Mit arger Liebe könne
Beflecken jhren Leib.

Ihr ehrliches Gesichte
Zeigt viel ein bessers an:
Die Zucht, auß der ich richte,
Benimbt mir allen Wahn.

Doch kan sie Fewer fassen,
Vnd gibt demselben nach
Der nichts verdient, als hassen,
So ists ja Spott vnd Schmach.

So muß ich ja erfahren
Wie blüte der gestalt,
Sehr ähnlich sey den Wahren
Die selten werden alt.

Ich wil gar gerne sagen,
Daß freylich vngemein
Zugleiche sich vertragen,
Keusch vnd auch schöne seyn.

Doch wil mir nicht zu Sinne,
Daß dieses edle Weib,
Mit arger Liebe könne
Beflecken jhren Leib.

Ein Ebreischer Soldat von der Mauren.

Jetzund sprich, Israel, daß doch dein Gott noch lebe,
Daß Er biß an deß Himmels Zelt,
Dein Horn erhebe.
Der schnöde Heyd' ist nun gefellt:
Hier stecke nun sein Haupt, damit es aller Welt
Ein Spiegel sey, vnd zu erkennen gebe,
O Israel, daß doch dein GOtt noch lebe.

Chor der Ebreer in der Stadt.

Auff, auff, vnd fordert Rache!
Es ist jetzt Zeit zur Sache.

Der 3. Act. Die 2. Scena.

Arsace.

Hört, ihr Assyrier, hört an ihr Pueßgesellen,
Wie trutzig dörffen doch, die Hunde drinnen bellen?
Das nichtige Gesinde
Wil noch den Muht nicht legen,
Darff auch die Drummel regen,
Vnd schlägt sich mit dem Winde.
Ich weiß nicht, wo der Muht herkömpt,
Den jhr die Handvoll Leute nimpt.

Wache.

Lerm, Hola, Waffen, Waffen,
Jetzt ist nicht Zeit zuschlaffen,
Auff, jhr Soldaten auff; der Feind kompt schon mit Hauffen,
Den Berg herab gelauffen.

Hircan.

Auff dann, auff, vnd säumet nicht:
Bagos, trag du den Bericht,
Eilends vnsrem Herren für,
Daß er möge bald erwachen:
Wir in dessen wollen hier,
Vns zum Schlagen fertig machen,
Vnd das Volck in Ordnung stellen.

Einer von der Wache.

Ich bekenn', jhr Rottgesellen,
Mir erschüttert Marck vnd Bein:
Glaubt, es muß was grosses seyn,
Was der Feind sich vnterfangen,
Heute, wie der Sonnenschein
Noch nicht recht war auffgegangen,
Vnd ich nächst dem Brunnen hin
Wache gleich gestanden bin,
Hab ich furchtsam angehöret,
Wie sich durch die gantze Stadt,
Ein Geschrey und Jauchtzen hatt
Schnell erhoben vnd empöret.
Betreuget mich auch nicht mein Schrecken,
Vnd ich soll Warheit melden,
So sah' ich auff dem Thurne stecken
Ein Haupt, gleich vnsrem Helden.
Du grosse Derceto, vnd auch Astarte, du,
O Chamos, vnd O Bel, O Adad, gib nicht zu,
Daß ich auff dieses mal sol haben recht geschawet,
Ihr Götter, deren Macht diß starcke Heer vertrawet,
Verschafft, daß Holofern anjetzt verlasse hier
Die and're Venus seine Zier,
Darmit wir mögen kämpffen,
Vnd komme bald herfür,
Deß Feindes Trutz zu dämpffen.

Der 3. Act. Die 3. Scena.

Bagos.

O armer Holofern! O, du verruchtes Weib!
Wo ist das edle Haupt? Ich finde nur den Leib.
Ach! Ach! Assyrien, daß ich doch Bothe bin,
Der grossen Vbelthat! deß Hauptes Haupt ist hin!
Dein Liecht ist außgelescht! Ach weh! Ach! jhr Chaldeer,
Ein Weib das siegt vns ob, vnd rettet die Ebreer!
Ach! Ach! der Ritterliche Held
Ist durch die schnöde Magd gefellt.

Hircan.

O weh! O weh! Ach Jammer, Noht vnd Klagen!
Ein Weib hat vns geschlagen.
Ach! Ach! O weh! O weh! Wer wird dir Zeitung bringen,
Du armes Ninive!
Ich hör', ich höre klingen
Der Feinde Spieß vnd Schwerd
Die vor sich nie gewehrt,
Die werden vns jetzt zwingen.
Ob wir entgegen ziehn?
Nein: Auff, vnd laßt vns fliehn.

Chor der Ebreer in der Stadt.

Auff, auff, vnd fordert Rache!
Es ist jetzt Zeit zur Sache.

Der 3. Act. Die 4. Scena.

Abra.

Da ist das wilde Haupt, das alle Welt zufressen
Vorhin gemeinet war; jetzt wird sein bald vergessen.
Da ist des Wütrichs Haupt, daß jhm (O Wunderthat!)
Ein Weib herab gerissen hat.

Judith.

Wer seinen Kräfften trawt, vnd nicht den Feind wil achten,
Der kan mich schwaches Weib, vnd diesen hier betrachten.
Der alle Welt gedruckt, der dich, du heil'ges Land
Zufangen hat vermeint, dem mangelt jetzund Sand,
In dem er faulen mag; sein Aaß liegt vnbegraben,
Gestümmelt vnd zerhackt: Sie wollen alle haben:
Egypten sagt: Ein Arm der müsse seine seyn,
Der Bürger am Euphrat ergreifft das rechte Bein,
Das Linke der von Tyr: Ein jeglicher begehret;
Doch würde gleich sein Leib, in Sonnenstaub verkehret,
So wer' er nicht genung. Nun diß hat der gethan
Der auch ein Weibesbild zum Manne machen kan.
Wie sol ichs doch, O HErr, verdancken deiner Güte?
Du hast mit Himmelskrafft verpantzert mein Gemüthe:
Durch dich erhielt ich mir das Leben ohne Noht,
Die Jugend ohne Fall, die Keuschheit ohne Spott.

Abra.

Kompt, jhr Jungfrawen, kompt herbey,
Vnd lobt mit süsser Melodey
Die werthe Fraw, das Heyl der Stadt,
Die euch vnd Sie erhalten hat.
Herbey, vnd lobet ewre Zier.

Judith.

Nein; nicht mich, GOtt vielmehr für mir.

Abra.

Seyt frölich Wiesen, Wald vnd Feld,
Erhebt euch jhr Gefilde,
Der euch vnd vns hat nachgestellt,
Ist selbst erlegt vnd vmbgebracht,
Von einem Weibesbilde.

Judith.

Von mir nicht, von deß Höchsten Macht.

Judith, sampt dem Chore der Jungfrawen.

Laßt vns ein Getichte singen,
Daß diß durch die Wolken thönt,
Vnd dem HErrn ein Opffer bringen,
Der der Fürsten Pracht entthrönt,
Vnd dem Armen der jhn liebet,
Thron vnd Cron vnd Scepter giebet.

Hätt' es jemand glauben können?
Dennoch ist das Haupt gefällt,
Das in seinen stoltzen Sinnen
Herr war dieser gantzen Welt,
Also weit der Sonnenstralen
Mohrenland vnd Calpe mahlen.

Holofern ist eine Leiche,
Vnd noch minder dieser Zeit,
Der so manchem Königreiche
Aufftrang schwäre Dienstbarkeit.
Der viel Länder vberwunden,
Hat nun keinen Sarch gefunden.

Wüterich, laß dich begraben
In Porphir vnd Marmorstein:
Nein; dein Ebenbild die Raben
Sollen dein Begräbnuß sein:
Es muß dir, du Last der Erden,
Erde nicht zutheile werden.

Vnser GOtt hatt obgesieget,
Hatt diß grosse Werck gethan:
Er ists, der nicht vnten lieget,
Vnd durch Wincken schlagen kan:
Wem Er seine Gunst wil senden,
Der bezwingt mit Weiber-Händen.

Judith.

Schawt, kommen doch die Könige gegangen,
Die Holofern so schändlich hielt gefangen.
Sie sind hinfort erlöst von Menschen-Dienstbarkeit;
Ach weren sie deß Diensts der Götter auch befreyt.

Der 3. Act. Die 5. Scena.

Ein gefangener König.

O Glantz Bethuliens, O Sions Auffenthalt,
O aller Weiber Zier, du hast vns der Gewalt
Deß Wüterichs entrissen!
Nun kommen wir allhier,
Die keusche Hand zu küssen.

Judith.

Das Lob gehört nicht mir.
Mein Gott errettet euch, vnd vns beschert Er Ruh:
Für Ihm beugt ewre Knie, doch auch den Sinn darzu.

Ein anderer König.

O du Heerfürst der Ebreer, O du höchster Capitein,
Wir erkennen, du verbleibest, bist, vnd warest GOtt allein.
Wir erkennen, vnsre Götter sind nur Götter, ohne Gott,
Ihre Hülffe kan nicht helffen, ihr Arm schläffet, sie sind Todt.
Weg mit jhnen, deine Güte, die den Feind hat vmbgebracht,
Hat vns jetzund auch die Augen vnd die Hertzen auffgemacht.
Freylich haben wir gefehlet; doch die Hand die siegen kan
Nimpt auch die, so sich ergeben, widerumb zu Gnaden an.
Laß vns dir nun eyffrig dienen, laß vns rühmen jederzeit,
Daß wir dich zum Herren haben: Dir sey Lob in Ewigkeit.

Trommeten.

Abra.

Laß den Triumphgesang durch Lufft vnd Wolcken tringen:
Es müsse diesen Sieg erheben vnd besingen,
Die Erde, Land vnd Meer.
Wie frölich kompt gegangen,
Vnd hat nun Sieg empfangen
Osias vnser Fürst, vnd auch sein schönes Heer.

Der 3. Act. Die 6. Scena.

Chor der Ebreer.

Der Höchste sey gelobt, Bethulien ist loß:
O, daß man jederzeit der Judith Ruhm vnd Ehre,
Biß an deß Himmels Schloß,
Durch Wald, vnd Feld, vnd Berg, vnd Thal, erschallen höre.

Osias.

O Heldin, Blum vnd Spiegel aller Zucht,
Der Feind ist Todt, Todt oder in der Flucht;
Sie ist dahin die stoltze grimme Schar,
Der fast die Welt zu enge worden war:
Die vns gedräwt zuschlagen in die Eysen,
Die müssen jetzt Wild vnd Geflügel speisen.
Daß nun Bethulien noch steht,
Daß Sion nicht zu Grunde geht,
Daß ich diß Scepter führen kan,
Das hast, O Judith, du gethan.

Judith.

Osias, Gott allein, der hat mich wöllen leyten,
Hat meinen schwachen Arm gelehrt so kräfftig streiten,
Die Finger meiner Hand erregt behertzt zu seyn;
Drumb ehren wir auch recht, vnd rühmen Gott allein.

Osias.

So laß vns Sion nun die edle Beute bringen,
Der jetzund nicht mehr starcken Macht,
Worinnen sie zuvor so stoltz vnd muhtig giengen,
Das wird jetzt seyn deß Tempels Pracht;
Vnd du, O keuscher Stern deß Landes, solt nun leben
Geruhig in derselben Stadt,
Die billich höchste Gunst vnd Liebe dir wird geben,
Weil sie von dir die Freyheit hat.

Voller Chor.

Der Höchste sey gelobt, Bethulien ist loß.
O, daß man jederzeit der Judith Ruhm vnd Ehre,
Biß an deß Himmels Schloß,
Durch Wald, vnd Feld, vnd Berg, vnd Thal erschallen höre!

Judith.

O Gott, durch dessen Arm die Schwächeren gewinnen,
Verschaffe, daß hinfort das listige Beginnen
Deß Volckes, so dich schertzt, vnd frembde Götter ehrt,
Auch werde, wie anjetzt gehindert vnd zerstört.
Brich jhren Vbermuht, laß sie die Degen wetzen,
Auff jhren eyg'nen Kopff, vnd in dem Blute netzen,
Das gegen deine Schaar, so grimmig ist entbrandt.
Du aber sey gegrüßt, O liebes Vatterland.

Voller Chor.

Der Höchste sey gelobt, Bethulien ist loß:
O, daß man jederzeit der Judith Rhum vnd Ehre,
Biß an deß Himmels Schloß,
Durch Wald, vnd Feld, vnd Berg, vnd Thal, erschallen höre.

Friedrich von Oertel

ward im Jahre 1764 zu Leipzig geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, lebte darauf als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt und später in dem Dorfe Eutritzsch bei Leipzig, wo er am 27. October 1807 starb.

Seine Schriften, meist Uebersetzungen und Nachbildungen fremder Originale, sind:

Flor. Karl, Marquis de Fleurange. Leipzig 1793, 2 Thle.
Ariel oder der unsichtbare Erinnerer. Leipzig 1805, 4 Thle.
Begebenheiten des Grafen Fathom. Kopenhagen 1770—71, 2 Thle.
Bettina, eine Geschichte in Briefen. Leipzig 1794.
Croft (Miß), Schloß Ankerwick. Leipzig 1802, 2 Thle.
Denkwürdigkeiten des Nachtwächters Robert von Zwäzen. Dresden 1796, 2 Thle.
Duway-Dumenil, Coeline. Leipzig 1800, 3 Thle.
Dessen Victor. Leipzig 1798.
Dessen Paul. Leipzig 1803, 2 Thle.
Ethelwina. Leipzig 1803, 2 Thle.
Fielding, Abenteuer Jos. Andrews. Meißen 1802; n. A. 1811.
Godwin, Ormond. Leipzig 1802.
Graf Latimore. Leipzig 1802.
Lee, H. u. S., Erzählungen. Berlin..., 2 Bde.; n. A. 1810.
Lee, H., die beiden Emilien. Leipzig 1799.
Miriam. Leipzig 1801.
Der Mönch. Leipzig 1797, 3 Thle.
Pauline von Ferrières. Leipzig 1802.
Radcliffe, das Grab. Berlin 1800.
Regnault, Marie, Spinalba. Leipzig 1804, 2 Thle.
Roche, der Nachtbesuch. Leipzig 1802, 3 Thle.
Smith, Papiere eines einsamen Wandrers. Leipzig 1805, 3 Thle.
Der letzte Wettkampf. Leipzig 1801.

Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form sind ihm nicht abzusprechen; seine eigenen Leistungen dagegen nur unbedeutend.

Johann Christian Otto

ward am 9. December 1764 zu Hof geboren, studirte zu Leipzig die Rechtswissenschaft, lebte dann in seiner Vaterstadt und in Baireuth als Privatgelehrter, wurde darauf k. preuß. Regimentsquartiermeister und Privatsecretär des Prinzen Wilhelm von Preußen und trat 1807 wieder in seine früheren Verhältnisse zurück, welche ihm eine innige Freundschaft mit Jean Paul Fr. Richter so angenehm machten. Er starb am 6. Februar 1826 zu Baireuth.

Seine Schriften, welche er unter den Namen Christian und Gregorius herausgab, sind:

Handels- und Finanzpandora der neuesten Zeit. Nürnberg 1810.
Geschichts-, Finanz- und Handels-Ansichten. Nürnberg 1811, 2 Thle.
Versuch einer Darstellung der Licenzgeschichte. Nürnberg 1814.
Briefwechsel mit Jean Paul. Berlin 1829—30, 3 Thle.
Einzelne Abhandlungen und Aufsätze in Zeitschriften, wie z. B. Woltmann's Journal für Geschichte, Politik u. s. w.

O's Schriften im Handels- und Finanzfache werden von Sachverständigen sehr geschätzt; sein Briefwechsel mit Jean Paul, dem er mit der wärmsten Anhänglichkeit zugethan war, haben ihm bei dem größeren Publikum, als einem eben so geistreichen und scharfsinnigen wie liebenswürdigen und wohlwollenden Manne, einen sehr geachteten Namen erworben.

Christian Adolf Overbeck

ward am 21. August 1755 zu Lübeck geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung daselbst, kehrte nach vollendeten Rechtsstudien in seine Vaterstadt zurück, in deren Dienste er trat, und starb hier als Dr. juris, Bürgermeister und Syndicus des Domcapitels am 9. März 1821.

Von ihm erschien:

Fritzchens Lieder. Hamburg 1781.
Lehrgedichte und Lieder. Lindau 1786.
Sammlung vermischter Gedichte. Lübeck 1794.
Anakreon und Sappho. Lübeck 1800; n. A. 1822.

Ein angenehmes lyrisches Talent, dessen Lieder in früherer Zeit viele Freunde fanden und häufig gesungen wurden, mehrere derselben bahnten sich ihren Weg in das Volk und wurden dessen Eigenthum.

P.

Johann Gottfried Pahl

ward am 12. Junius 1767 zu Aalen im Königreich Württemberg geboren, widmete sich dem Studium der Theologie auf der Universität zu Tübingen, ward 1786 Pfarrvicar zu Sachsenfeld und Essingen, 1790 Pfarrer zu Neubronn, 1801 Beamter daselbst, 1802—4 Regierungscommissär der Grafschaft Edelstetten, 1808 Pfarrer zu Affalterbach bei Ludwigsburg und 1814 zu Bichberg bei Schwäbisch-Hall.

Wir besitzen von ihm:

Hillmars Geständnisse. Basel 1794.
Hillmars Briefe vom Lande. Nördlingen 1794.
Bertha von Wöllstein. Nördlingen 1794.
Ulrich von Rosenstein. Basel 1795.
Oswald der Menschenfresser. Ulm 1795.
Die Philosophie aus dem Uranus. Konstantinopel 1795.
Handbibliothek für meine Töchter. Nördlingen 1796 u. 97, 2 Bde.
Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben im Jahr 1796. Nördlingen 1796 u. 97, 3 Bde.
Herwart der Eifersüchtige. Basel 1797.
Leben und Thaten des Paters Simpertus. Madrid 1799.
Geschichte des französischen Revolutionskrieges. Stuttgart 1799—1801, 3 Thle.
Nationalchronik der Deutschen. Schwäbisch-Gmünd 1801—9, 4.
Lectionen aus der Vorschule des Lebens. Stuttgart 1811.
Eduards Wiedergeburt. München 1811.
Herda, Erzählungen und Gemälde aus der Geschichte der deutschen Vorzeit. Freiburg 1811—16, 4 Bde.
Klio. Augsburg 1817.
Neue Nationalchronik der Deutschen. Ellwangen 1820—22, 4.
Ueber den Obscurantismus, der das deutsche Vaterland bedrängt. Tübingen 1826.
Geschichte Württembergs für's württembergische Volk. Stuttgart 1828—30, 6 Bdchn.

Ein zu seiner Zeit sehr fleißiger Romanschriftsteller, dessen Leistungen von einem großen Theile des Publikums gern und viel gelesen wurden, jetzt aber bereits gänzlich der Vergessenheit anheim gefallen sind. Bleibenderen Werth haben P's historische Arbeiten, namentlich seine Geschichte Württembergs, in welcher er sein Ziel, für das Volk zu schreiben, auf eine glückliche Weise erreichte.

Der Sieg bei Höchstädt
am 13. August 1704 *).

Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern, der im Jahre 1679 den Thron seiner Väter bestieg, war ein Regent von ausgezeichneter Geisteskraft, und tapferm, in kühnen Bestrebungen sich ankündigendem Muthe. Die Achtung und der Dank, die sich die Großen der Welt durch weise und pflichtmäßige Verwaltung der Länder und durch stille Förderung des allgemeinen Wohls erwerben, hatten für ihn keinen Reiz; dagegen fühlte er sich unwiderstehlich angezogen und erregt durch den Ruhm, der den Namen des Helden und des Eroberers verherrlicht; die unruhige Kraft, die in ihm war, fand keine Rast in irgend einer bestimmten Grenze, und Land und Leute schienen ihm nur gegeben, um sich ihrer als Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes und zur Ausführung seiner stolzen Anschläge bedienen zu können. Es gewährten ihm in der Jugend seines Lebens die Kriege, welche damals der Kaiser Leopold gegen die Türken führte, einen schönen Spielraum, um sich in großen Kämpfen zu versuchen, und es melden die Annalen jener Zeiten nicht nur, mit welcher Macht er zu wiederholten Malen gegen den Feind des christlichen Namens ausgezogen sei, sondern auch wie er durch verständige Anschläge und tapfere Thaten unter den Fürsten der Heere geglänzt habe. Aber diese Anstrengungen waren kein Segen für sein Volk. Sie verzehrten in Kurzem den reichen Schatz, der unter der löblichen Regierung seines Vaters Ferdinand Maria war gesammelt worden; 30,000 Baiern fanden in den Gefilden von Ungarn ihr Grab; die Waffen entzogen dem Ackerbau und den Gewerben viele fleißige Hände; schwere Abgaben drückten das Land.

Für einen Fürsten von diesem Sinne mußte wohl die Aussicht auf die herrlichste Erbschaft, die irgend einem Sterblichen anfallen konnte, einen doppelten Werth haben. Er war nämlich mit der Prinzessin Marie Antonie von Oesterreich vermählt, einer Nichte des Königs Karls II. von Spanien, mit dem sein Stamm sich zum Erlöschen neigte, und der Prinz Joseph war die Frucht dieser Ehe. Nichts schien mehr das Gelingen dieser

*) Aus Pahl's Herda Bd. 4, S. 68. flg.

großen Hoffnung hindern zu können. Der Erblasser welkte dahin; Jedermann schien die Rechte des Kurprinzen anzuerkennen; durch ein feierliches Testament setzte ihn der König (1698) zu seinem Thronfolger ein. Es werde, so hatte es das Ansehen, die Macht des Hauses Wittelsbach künftig von der Donau bis an die Säulen des Herkules, auf die Spitze des Aetna und in die Tiefen der südamerikanischen Gold- und Silberminen reichen. Aber unerwartet zerstörte die Vorsehung, was die Politik so mühsam und mit so großem Aufwande unfehlbar eingeleitet zu haben glaubte. In dem Augenblicke, in dem der Prinz Joseph im Begriffe war, dem Wunsche der Reichsstände gemäß, nach Spanien abzureisen, um dort nach den Sitten der Nation erzogen zu werden, die er einst beherrschen sollte, machte ein plötzlicher Tod seinem jugendlichen Leben ein Ende (1699). Es ward dem Kurfürsten schwer, diese Tücke des Schicksals zu ertragen. Um zu erlangen, was es ihm entrissen hatte, waren so große Aufopferungen von ihm gemacht worden. Er hatte sogar Jahre lang seine Erblande verlassen, um die Niederlande als spanischer Statthalter zu regieren, wo er durch unermeßlichen Aufwand der Nation darthat, was sie einst von einem Regenten seines Stammes erwarten dürfte. Dieser Aufwand wurde von den Kräften des ohnehin schon erschöpften Baierns bestritten. Man erhöhte die Steuern und erfand eine Menge neuer Gaben, unter denen damals schon die Stempeltaxe war. Dazu machte man Schulden so viel man konnte, und verkaufte sogar die kurfürstlichen Unterthanen und Güter an die Stände. Es kam das Sprüchwort in Lauf: „der Kurfürst habe Baiern in die Niederlande eingebrockt.“

Der König Ludwig XIV. von Frankreich, in seinem unaufhörlichen Streben, durch stete Erweiterung seiner Macht alle übrigen Staaten von Europa zu unterjochen, hatte seine Augen auf die spanische Monarchie geworfen, und indem er zu seinen Zwecken jedes Mittel sich erlaubte, den schwachen König Karl dahin vermocht, daß derselbe den Herzog Philipp von Anjou, Ludwigs zweiten Enkel, zum Erben aller seiner Lande einsetzte, welcher Verfügung aber der Kaiser Leopold, in Beziehung auf ein älteres Erbrecht, widersprach. Als nun Karl gestorben war (1. Nov. 1700), stritten sich Frankreich und Oesterreich über seine Hinterlassenschaft, und es begann der Morgen des achtzehnten Jahrhunderts mit einem blutigen und langwierigen Kriege, dessen Schrecken, zu Wasser und zu Lande sich verbreitend, die meisten Nationen von Europa ergriffen haben. Auf der einen Seite stand Frankreich, dem die spanische Nation, um dem Unglücke einer Zertrümmerung der Monarchie zu entgehen, sich ergeben hatte; auf der andern Oesterreich, mit dem Großbritannien, die vereinigten Niederlande, das teutsche Reich, Portugall und Savoyen sich verbanden, um der Gefahr einer neuen Weltherrschaft vorzubeugen, mit welcher die Vereinigung der französischen und spanischen Macht die Völker bedrohte.

In Paris war man indeß sehr thätig, um den Kurfürsten von Baiern in das französische Interesse zu ziehen. Man begriff, wie wichtig ein Bundesgenosse von diesem kriegerischen Charakter, und der im Besitze so ansehnlicher Hülfsmittel, werden konnte, zumal seine Stellung gegen den Feind, in der Mitte von Teutschland, besondere Vortheile darbot. Zugleich stand zu erwarten, daß sein Bruder Joseph Clemens seine Parthie nehmen werde, welcher, da er nicht nur den Kurhut von Köln, sondern auch die Infuln von Lüttich und Hildesheim trug, der gemeinen Sache eine bedeutende Verstärkung gewähren konnte. Der Sieg der französischen Politik war auch in diesem Falle nicht schwer. Erst hatte man das väterliche Herz des Kurfürsten mit unversöhnlicher Entrüstung gegen den Kaiser erfüllt, indem man den Verdacht in ihm erregte, daß der Tod seines Prinzen eine Veranstaltung des österreichischen Hofes sei; und dann bot man seinem Ehrgeize Hoffnungen dar, deren Erfüllung ihn für den Verlust der spanischen Monarchie zum Theil entschädigen konnte. Ein Vertrag, den sein Gesandter, der Marquis von Bedmar, wenige Tage nach dem Tode des Königs Karl, in Paris abschloß, ertheilte ihm die Versicherung, daß die Kronen Frankreich und Spanien nicht nur alle Kosten des Krieges tragen und ihm lebenslänglich ansehnliche Subsidien an Geld reichen, sondern auch, daß die Statthalterschaft in den Niederlanden ihm und seiner Nachkommenschaft auf ewige Zeiten verbürgt und er auf den teutschen Kaiserthron erhoben werden sollte, in dem Falle, daß das Glück der Waffen eine Erledigung desselben herbeiführen würde. Diese Verheißungen waren hinreichend, um den Kurfürsten in Frankreichs Fesseln zu verstricken. Die Kaiserkrone war eine unwiderstehliche Lockung für seine exaltirte Phantasie, und die Zusage großer Geldhülfen mußte ihm in seiner Noth über die Maßen willkommen sein, denn das kostbare Leben in den Niederlanden hatte die Zerrüttung seiner Finanzen auf einen so hohen Grad gebracht, daß er genöthigt war, seine Kleinode und selbst seinen Kurhut an die Holländer zu versetzen. Sobald er den Vertrag, den der Herr von Bedmar geschlossen, erhalten hatte, reiste er in der Verkleidung eines Jägers nach Versailles, um seine Zustimmung zu der getroffenen Uebereinkunft persönlich auszudrücken. Nach seiner Zurückkunft nach Brüssel ließ er den Herzog von Anjou als Herzog von Brabant ausrufen. Zugleich gab er Befehl, dem heranziehenden französischen Heere alle Städte und Festungen zu öffnen. Er selbst verließ die Niederlande (22. März 1701) und ging nach München zurück, um hier die erforderlichen Vorbereitungen zur Ausführung seiner Pläne zu treffen. Das baierische Volk empfing ihn, nachdem es ihn so lange entbehrt hatte, mit unaussprechlicher Freude. Es beredete sich in seinem frommen Sinne, es bedürfe zur Wiederkunft besserer Zeiten nichts als der Anwesenheit eines Regenten, den es wegen seiner angenehmen Manieren und wegen seiner freundlichen Herablassung noch immer liebte.

Aber Max Emanuel war nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Es wurde durch Vermehrung der alten und durch Errichtung neuer Regimenter der Stand des regelmäßigen Militärs auf 20,000 Mann gebracht; man verstärkte die Festungen, schaffte Kriegsgeräthe und Lebensmittel herbei, und bereitete alles dergestalt, daß man täglich losschlagen konnte. Zwar wollte der Kurfürst, daß der eigentliche Zweck seiner Rüstungen zur Zeit noch dem Kaiser und seinen Verbündeten verborgen bleiben sollte; aber er verrieth sich in den Unterhandlungen, die mit ihm angeknüpft wurden, zu deutlich, als daß man über seine Absichten hätte in Zweifel sein können. Er gestattete dem Kaiser den Durchzug österreichischer Truppen durch seine Lande nur unter lästigen Bedingungen. Er weigerte sich, der Association der vordern Reichskreise, so wie dem großen Bunde gegen Frankreich beizutreten, und als der Kaiser (17. Juni 1702) den Ständen das Ansinnen machte, daß der allgemeine Reichskrieg förmlich erklärt werden möchte, protestirte er auf das eifrigste dagegen, mit der Versicherung, „daß bisher nicht zu vernehmen gewesen, wie die Kronen Spanien und Frankreich dem Reiche oder dessen Ständen das geringste Leid zuzufügen oder etwas zu entziehen begehrt haben.“ Der Kurfürst von Köln hatte früher schon die Hülle fallen lassen, indem er in die Stadt Lüttich, so wie in die Städte und festen Plätze des Erzstifts unter nichtigem Vorwande französische Truppen aufnahm, und die von Seiten des Kaisers an ihn ergangenen Abmahnungen und Drohungen auf eine Weise erwiederte, welche die Absicht einer gänzlichen Aufhebung aller friedlichen Verhältnisse zu erkennen gab.

Während der Krieg bereits mit großer Thätigkeit am Ober- und Niederrhein geführt wurde und aller Augen auf Landau gerichtet waren, welches der junge römische König Joseph mit Thätigkeit und Erfolg belagerte, zog der Kurfürst seine gesammte Heeresmacht an dem Ufer des Lech, zwischen Ingolstadt und Augsburg, zusammen. Seine Versicherung, daß er diese kriegerische Stellung blos in der Absicht nehme, um seinen Ländern ihren Ruhestand zu sichern, war nicht hinreichend, die Besorgnisse niederzuschlagen, die aller Herzen erfüllten. Er säumte auch nicht, das Geheimniß seines Anschlags zu offenbaren. Er hatte beschlossen, durch Ueberraschung sich der Stadt Ulm zu bemächtigen, die durch ihre Lage Schwaben und Baiern beherrscht, und zur Vereinigung mit der französischen Hülfe, der man entgegen sah, große Vortheile darbot. Das Unternehmen wurde (8. September 1702) von dem Obristlieutenant Pechmann mit Verstand und Kühnheit ausgeführt. In wenigen Stunden waren die Baiern Meister der Stadt. Die Eroberung kostete beinahe kein Blut. Das gesammte Heer, das am Lechrain sich versammelt hatte, rückte die Donau herauf. Angst und Schrecken erfüllte die Gauen von Franken und Schwaben. Der Kurfürst sandte Eilboten an die ausschreibenden Stände der beiden letztern Kreise, und erklärte ihnen, daß er sich der Stadt Ulm bemächtigt habe, um die Neutralität seiner Lande zu sichern, daß das höchste Interesse der Kreise es fordere, auf demselben Grundsatze zu bestehen, da die spanischen Händel für Teutschland gleichgültig seien, und daß er in jedem Falle solche Maßregeln ergreifen werde, die der Wohlfahrt seiner Staaten und seiner Unterthanen zusagen. Niemand ließ sich durch Vorspiegelungen dieser Art über seine Absichten täuschen. Die drei Reichskollegien faßten die Entschließung, daß der Kaiser ersucht werden sollte, die ausgeübte Gewaltthat durch alle reichsverfassungsmäßige Mittel zu hintertreiben, und Kurbaiern anzuhalten, „eine so vornehme Reichsstadt“ nicht nur wieder in den vorigen Stand herzustellen, sondern auch in Zukunft sich ähnlicher Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Der Kaiser erließ auch (18. September) ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürsten, worin er erklärte, wie unerwartet ihm der Angriff auf die Stadt Ulm „von einem Eidam und so nahen Verwandten“ gekommen sei, und zugleich ihn „freund-, vetter- und gnädiglich, auch väterlich“ ermahnte, Alles wieder in den vorigen Stand zu stellen und mit den den schwäbischen und fränkischen Ständen angedrohten Thätigkeiten inne zu halten, indem widrigenfalls

gegen „solche unverantwortliche Gewalt" alle verfassungsmäßigen Mittel mit Nachdruck vorgekehrt werden würden. Der Kurfürst aber blieb unerschütterlich auf seinem Sinne. Er zog mit einem Theile seines Heeres vor Memmingen, welche Stadt sich ihm (1. Oktober) nach einer kurzen Beschießung ergab, machte einen Anschlag auf Augsburg, der jedoch mißlang, und schrieb starke Kontributionen in die schwäbischen Kreislande aus. Solcher Troß verdiente keine Schonung weiter. Ein Reichsschluß vom 12. Oktober erklärte Maximilian Emanuel für einen Feind des Vaterlandes. Der Kaiser erließ die Abrufungsbriefe an seine sämmtlichen Dienstleute, Soldaten und Unterthanen. Der baierische Resident zu Wien, v. Mormann, erhielt Befehl, die österreichischen Lande plötzlich zu verlassen. Unterdessen ging der General Villars bei Hüningen über den Rhein, um mit dem ansehnlichen Heere, das er anführte, die baierische Macht zu verstärken. Das Treffen bei Friedlingen (13. Oktober) vereitelte aber diesen Plan. Der Kurfürst legte seine Truppen in die Winterquartiere und benutzte die Ruhe, um sich zu verstärken und seine Feinde durch täuschende Unterhandlungen hinzuhalten. Aber unversehens erschien er wieder als Eroberer, erst indem er das Schloß Ortenburg und das Städtchen Weiden in der obern Pfalz besetzte, und dann, indem er die wichtige Stadt Neuburg an der Donau (1. Februar) zwang, sich ihm zu unterwerfen.

Mit dem Anfange des Monats März eröffneten endlich die Oesterreicher die Feindseligkeiten gegen Baiern. Sie rückten in zwei Heerhaufen in das Land ein. Der erstere, befehligt von dem Generale Styrum, nahm seinen Weg durch die obere Pfalz und drang nach einem glücklichen Gefechte bis an die Altmühl und die Donau vor. Der andere aber, den der General Schlik commandirte, bewegte sich gegen den Inn und berennte das Städtchen Scharding. Es erfolgte hier ein hitziges Treffen, in dem der Kurfürst durch die Klugheit seiner Anstalten und die Tapferkeit seiner Truppen den rühmlichsten Sieg davon trug, so daß er nun mit dem Kern seiner Macht auf den General Styrum fallen konnte. Dieser schickte ihm den Markgrafen von Anspach entgegen, welcher gleichfalls geschlagen wurde, ohne daß jedoch das kaiserliche Hauptcorps in seinem festen Lager zwischen Neumark und Amberg angegriffen werden konnte. Hierauf wandte sich der Kurfürst wieder gegen die Donau, wo Schlik neue Kräfte gesammelt hatte, und besetzte hier, um das weitere Vordringen des Feindes zu hindern, erst die Donaubrücke bei Regensburg (8. April) und dann die Stadt selbst.

Um diese Zeit gewannen seine Angelegenheiten mit jedem Tage ein glänzenderes Ansehen. Der Marschall von Villars, nachdem er nach einer kurzen Belagerung die vernachläß'gte Reichsfestung Kehl erobert hatte, ging in der Mitte des April mit einem zahlreichen Heere auf drei Punkten über den Rhein, drang durch den Schwarzwald vor, vollzog bei Tuttlingen seine Vereinigung mit dem Kurfürsten (12. Mai), nahm eine Stellung an der Donau zwischen Dillingen und Lauingen und zog schwere Contributionen aus dem Lande. Da das baierische Heer zugleich größtentheils in der Gegend von Augsburg lag, so waren die Stände des schwäbischen Kreises in der Unmöglichkeit, sich mit der kaiserlichen Armee in Verbindung zu setzen. Die vereinte französische und baierische Macht dagegen konnte irgend eine große offensive Unternehmung wagen, ohne daß sie die Vortheile verlor, die sie bereits errungen hatte.

Man beschloß einen Angriff auf Tyrol. Wenn derselbe gelang, war man nicht nur Meister von dem Vorwerke der österreichischen Monarchie, sondern man setzte sich auch in Verbindung mit dem General Vendome, der an der Spitze von 12,000 Mann längs der Etsch heraufzog, und schnitt die kaiserliche Armee in Italien von allen ihren Hülfsquellen ab. Die Ausführung des Anschlags unternahm der Kurfürst an der Spitze eines Heeres von 16,000 Mann. Unvermuthet erschien er vor den Schluchten, die in das Innere von Tyrol führen. Nirgends waren Sicherheitsanstalten getroffen. Alles begünstigte die Unternehmung. Ein Zufall schloß (20. Juni) die stolze Bergfeste Kufstein den Ankömmlingen auf. Darüber gerieth das ganze Land in Schrecken. Es öffneten Wergel und Rattenberg die wohlverwahrten Thore. Auch die Hauptstadt übergab dem Sieger ihre Schlüssel, und er nahm in ihr die Huldigung ein. Die Scharnitz und die Ehrenberger Klause fielen beinahe ohne Widerstand. Der Kurfürst tritt seinen Zug über den Brenner an, um Vendome die Hand zu reichen, der schon bis Trient vorgedrungen war. Aber nun erwacht der Volksgeist der Tyroler, erregt durch die Härte, womit die Feinde das Recht des Eroberers mißbrauchen. Allenthalben greifen Bauern und Jäger zu den Waffen; Verstärkungen von österreichischem Militär heben den Muth der treuen, tapfern Nation. Von allen Seiten angegriffen und bedrängt, sehen die Baiern zu einem schleunigen Rückzuge sich genöthigt. In wenigen Tagen geht das ganze Land wieder verloren, bis auf Kufstein. Beinahe die Hälfte des Heeres ist aufgerieben. Selbst der Kurfürst rettet nur dadurch sein Leben, daß der Graf von Arco mit seltenem Edelmuth sich für ihn aufopfert. Die Tyroler verfolgen die Flüchtenden tief in ihre Heimath und vergelten ihnen siebenfältig, was sie ihnen Böses erwiesen hatten. So war diese Unternehmung gänzlich mißlungen!

Dem ungeachtet behauptete die vereinigte französische und baierische Macht noch immer die Ueberlegenheit im südlichen Teutschland. Nicht nur schlug sie die wiederholten auf sie gemachten Angriffe siegreich zurück, sondern bemächtigte sich auch der Städte Augsburg und Passau. Zur nämlichen Zeit ward von den Franzosen Breisach erobert, der Sieg vor den Linien von Neustadt erfochten, Landau wieder genommen und das zur Hülfe herbeieilende Heer der Verbündeten bei Speyersbach geschlagen. Der Schauplatz des Krieges schien nun in die Mitte von Deutschland verlegt zu werden. Die französische Eitelkeit sprach in hohem Tone von den Vortheilen, die ihr gelungen waren. Der Kurfürst sah seine stolzen Hoffnungen in ihrer schönsten Blüthe.

Diese sollten in dem folgenden Feldzuge (1704) aufgehen. Es hatte der Marschall von Tallard ein Corps von 24,000 Mann versammelt, um es dem vereinigten Heere in Teutschland zuzuführen. Der Kurfürst brach von Ulm auf und bewegte sich gegen den Schwarzwald, um die heranziehende Verstärkung aufzunehmen. Die kaiserliche und Reichsarmee versammelte sich bei Nördlingen und folgte ihm auf seiner rechten Flanke nach. Der General von Thüngen stellte sich vor dem Schwarzwalde auf. Man schlug sich täglich mit dem Feinde und setzte ihn, indem man ihm seine Unterhaltungsmittel entzog, in große Verlegenheit. Dem ungeachtet gelang es dem Marschall, nachdem er bei Freiburg im Breisgau vorüber gegangen war, die Pässe des Schwarzwaldes, „der hohle Graben" und „die kalte Herberge" genannt, zu durchbrechen und sich (17. Mai) bei Villingen an den Kurfürsten anzuschließen. Die vereinigte Armee wandte sich nun in starken Märschen über Donaueschingen und Pfullendorf gegen Ulm, und nahm, nachdem sie auf diesem Zuge nicht geringen Verlust erlitten hatte, eine Stellung an der Iller. Das kaiserliche Heer, unter dem Markgrafen Ludwig von Baden, folgte dem Feinde längs der Donau nach und lagerte sich um Elchingen, unweit Ulm.

Zur nämlichen Zeit kam aber auch für die Sache Teutschlands eine große Hülfe herbei. Es hatte sich nämlich ein 30,000 Mann starkes Heer englischer und holländischer Truppen am Niederrhein zusammengezogen. An der Spitze desselben stand der Herzog von Marlborough, einer der größten Feldherrn aller Zeiten, von dem die Geschichte bezeugt, daß er nie eine Schlacht geliefert, ohne sie gewonnen, und nie eine Stadt belagert, ohne sie erobert zu haben. Um dem Feinde seine Absicht zu verbergen, ließ er eine Menge Proviant, Munition und Kriegsgeräthe nach Köln und Koblenz bringen, und nahm selbst seinen Weg nach der letztern Stadt, so daß es das Ansehen hatte, als wollte er eine Unternehmung an den Ufern der Mosel ausführen. Aber unversehens wandte er sich links, ging bei Ladenburg über den Neckar und rückte in drei Heersäulen in das Herzogthum Würtemberg ein. Am 9. Juni sah man zu Groß-Heppach, einem Dorfe im Remsthale unweit Waiblingen, die Helden Marlborough, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, wie sie in dem dortigen Gasthofe zum Lamm zusammentraten und den Plan zu den weitern Operationen verabredeten. Von hier nahm das Heer seine Richtung über Göppingen in die Gegend von Ulm und vereinigte sich zum Theil mit der kaiserlichen Armee bei Elchingen (22. Juni), worauf dann die verbündete Macht in die Herrschaft Heidenheim einrückte und ihr Hauptquartier zu Herbrechtingen aufschlug. Der Prinz Eugen hatte sich von Heppach wieder an den Oberrhein in die Linien von Bühl zurück begeben, um den Rücken des an der Donau operirenden Heeres gegen die dort stehende feindliche Macht zu sichern.

Die Befehlshaber der alliirten Armee, entschlossen, den Schauplatz des Krieges so schnell als möglich in das Innere von Baiern zu spielen, durften nicht säumen, den Feind anzugreifen und den Uebergang über die Donau zu erzwingen. Er hatte seine Stellung längs dieses Flusses stark befestigt; nur der Schellenberg bei Donauwörth schien eine verwundbare Seite darzubieten, weil die dortigen Werke noch nicht vollendet und mit keiner hinlänglichen Besatzung versehen waren. Man beschloß, auf diesem Punkte die feindlichen Linien zu durchbrechen. Am zweiten des Heumonats Nachmittags um 4 Uhr erschien Marlborough vor demselben. Abends um 6 Uhr begann, unter dem Widerspruche der meisten übrigen Befehlshaber, der Angriff, und zwei Stunden später war die Schanze überstiegen, der Feind geschlagen und der vollkommenste Sieg erfochten. Die Annalen der Kriege nennen wenige Gefechte, in denen mit solcher Erbitterung gefochten worden, wo in so kurzer Zeit so viel Blut geflossen und wo von beiden Seiten so viele Offiziere vom ersten

Range gefallen wären. Mit Freblocken vernahm Teutschland die Kunde von dieser Niederlage des gehaßten Feindes; es verkündigten die Dichter der Nation den Ruhm der Sieger *); und da der Sieg am Tage der Heimsuchung Mariens erfochten war, so bemerkten die Frommen, Baiern habe nun keine Hoffnung mehr, da es von seiner Landespatronin so sichtbar verlassen worden sei. Eiligst hob der Kurfürst sein verschanztes Lager zwischen Lauingen und Dillingen auf und zog sich gegen Augsburg. Die Verbündeten aber bemächtigten sich der Städte Donauwörth, Dillingen, Rain und Neuburg, nahmen eine Stellung bei Friedberg am Lech und schickten von hier Parthien nach Baiern aus, welche bis vor die Thore von München streiften und das Land dergestalt verheerten, daß in wenigen Tagen gegen 300 Ortschaften in Asche gelegt worden sein sollen.

Diese Grausamkeit war nicht zwecklos; sie sollte zur Beförderung der Friedensunterhandlungen dienen, welche man mit dem Kurfürsten angeknüpft hatte. Das Heer, welches ihm gegenüber stand, und dessen Stärke gegen 80,000 Mann betrug, war seiner Macht bei weitem überlegen und hatte seine Operationen mit einem glänzenden Siege begonnen. Von seinen Staaten abgeschnitten, entbehrte er die Hülfsmittel, die sie ihm darboten. Seine Armee litt Mangel an allen Bedürfnissen. Baiern wurde in eine Wüste verwandelt. Die Hülfe, die ihm verheißen worden, war noch so fern. — Diese Umstände konnten seinen starken Sinn brechen. Es wurden Konferenzen eröffnet, in denen der Minister, Graf von Wratislau, im Namen des Kaisers das Wort führte. Zwar fehlte es nicht an Punkten, welche das Geschäft erschweren konnten; besonders war die geforderte gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von Köln ein Gegenstand, worüber die Ansichten sehr von einander abwichen. Auch waren die Franzosen unermüdet, um sich ihren Bundesgenossen und damit zugleich ihre in Schwaben stehende Armee zu erhalten. Dem ungeachtet führten die Unterhandlungen so weit, daß bereits die Acte des Vertrags gefaßt werden konnte. Schon hatte der Kurfürst die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen; aber in diesem Augenblicke trat ein Eilbote herein und brachte ihm die Nachricht, daß der Marschall von Tallard bis auf den 24. des Monats mit einem neuen Heere zu ihm stoßen werde. Da huben sich mit einem Male seine Hoffnungen wieder; ohnehin hatte sein kühner Sinn sich gesträubt, durch Unterwerfung zu endigen, was er mit dem Schwerdte begonnen hatte. Er warf die Feder hinweg und sprach: „So will ich denn mein Heil noch einmal versuchen." Damit schritt er in sein Verderben.

Tallard war, nachdem er dem Kurfürsten den ersten Succurs zugeführt hatte, wieder an den Oberrhein zurückgegangen und hatte daselbst das Kommando übernommen. Der Prinz Eugen, der ihm gegenüber stand, beobachtete seine Bewegungen, die bald einen Angriff auf die Linien von Stollhofen, bald auf die Festung Philippsburg anzudeuten schienen. Aber die Niederlage am Schellenberg und die dringenden Aufforderungen des Kurfürsten, daß er ihm zu Hülfe kommen möchte, gaben seinen Bewegungen ihre Richtung gegen die Donau. So erhob er sich mit einem 35,000 Mann starken Heere und rückte in den Schwarzwald ein, während der Marschall von Villeroi ihm mit 20,000 Mann nachfolgte, der General Coigny aber mit 8000 Mann das Elsaß deckte. Erst belagerte er Villingen und ängstigte es drei Tage lang mit dem Feuer seines Geschützes. Als ihm aber der Kurfürst entbot, daß er genöthigt sei, sich mit den Verbündeten zu vereinigen, wenn die Hülfe nicht schleunigst herbeikomme, so hob er die Belagerung auf und zog — während der Prinz Eugen, das Herzogthum Würtemberg deckend, ihn immer auf seiner linken Flanke begleitete — über Donaueschingen und Ulm nach Augsburg, wo er sich am 4. August mit dem baierisch-französischen Heere vereinigte. Mit hoher Freude wurden von dem letztern die Ankommenden aufgenommen, denn durch sie war man nun dem Feinde an Zahl überlegen, und es fehlte nicht mehr an Mitteln, um den Entbehrungen und dem Mangel zu steuern, die bisher so viel Mißmuth erregt hatten. Auch war von diesen Truppen nichts Gemeines zu erwarten, da sie, indem sie größtentheils zu dem Hause des Königs gehörten, den Kern der französischen Kriegsmacht ausmachten. So schilderte sie der Marschall selbst. Als er nach seiner Ankunft, umgeben von mehr als 800 Offizieren, zu Augsburg dem Kurfürsten vorgestellt wurde, sprach er zu ihm: „Sehen Sie hier, gnädigster Herr, diese unüberwindliche „Armee, welche Landau genommen, die Feinde bei Speyerbach geschlagen und die Linien trotz alles Widerstandes gebrochen hat, die Sie in den Stand setzen wird, Ihren Zweck zu „erreichen, und die durch ihre Tapferkeit alle Schwierigkeiten „überwinden wird" *). Zugleich übernahm Tallard das Kommando über die sämmtlichen französischen Truppen, da Villars, mit dem sich der Kurfürst nicht vertragen konnte, früher schon abgegangen war.

Sobald die Vereinigung geschehen war, brach das Heer (6. August) im Gefühle seiner verstärkten Kraft aus dem Lager bei Augsburg auf und bewegte sich gegen die Donau, in der Absicht, den Prinzen Eugen, der mit seinem Corps in der Herrschaft Heidenheim stand, zu überfallen und vereinzelt aufzureiben. Dieses Vorhaben entging dem Herzoge von Marlborough nicht. Nachdem er zuvor schon die Stellung bei Friedberg verlassen hatte, zog er auf dem rechten Ufer des Lechs herunter, sandte den Markgrafen Ludwig von Baden ab, um Ingolstadt zu belagern, und ging am 11. August bei Donauwörth über die Donau, da denn in der folgenden Nacht der Prinz Eugen sich an ihn anschloß. An demselben Tage war die feindliche Macht bei Lauingen über die Donau gezogen. Beide Heere standen einander gegenüber. Allenthalben bemerkte man die Vorzeichen einer großen Schlacht.

Die Franzosen und Baiern hatten indessen ihren wichtigsten Vortheil schon verloren, indem es ihnen mißlungen war, den Prinzen Eugen vor seiner Vereinigung mit Marlborough anzufallen. Auch forderte sie kein Interesse auf, jetzt, wo die ganze feindliche Macht vereinigt war, sich gegen dieselbe zu versuchen, und damit das Schicksal von Teutschland von den Resultaten eines Tages abhängig zu machen. Die Verbündeten dagegen durften nicht säumen, den Feind anzugreifen, weil zu besorgen war, daß der Marschall Villeroi sich vom Oberrhein her mit Tallard vereinigte, in welchem Falle ein solches Mißverhältniß der gegenseitigen Kräfte entstand, daß für jene alle Hoffnung, in offener Schlacht zu siegen, unterging. Waren sie aber auf solche Weise auf die bloße Vertheidigung zurück gebracht, so hing es von dem Feinde ab, sich zum Meister von ganz Schwaben zu machen und alle Hülfsmittel, die dieses reiche Land darbietet, für sich zu benutzen. Zugleich marschirte er dem Feldmarschall Grafen von Nassau-Weilburg, der mit einem schwachen kaiserlichen Corps am Oberrhein stand, in den Rücken, und schnitt die Verbindungen von Philippsburg und Mainz mit der Armee an der Donau ab. Die Betrachtung dieser Umstände konnte die Befehlshaber der alliirten Macht um so mehr zum ungesäumten Angriff bestimmen, da der frohe Muth zum Streiten das ganze Heer erfüllte und Offiziere und Gemeine mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, in dem sie dem verhaßten Feinde unter das Gesicht treten sollten.

Indessen bot die Stellung des letztern einem Angriffe nicht geringe Schwierigkeiten dar. Der rechte Flügel lehnte sich nämlich bei Blindheim an die Donau. Von diesem Dorfe, das sehr stark besetzt und mit Pallisaden umzäunt war, und in dem der Marschall Tallard sein Hauptquartier hatte, zog sich das Lager gegen Norden, wo es in emporsteigendem Gelände an einen Wald anschloß. Hier stand der linke Flügel, und an seiner Spitze, in dem Dorfe Sondern, der Kurfürst. Vor der Fronte zog sich ein Bach hin, der wegen seiner sumpfigen Ufer nicht leicht zu überschreiten war; überdies bildete das Terrain, auf dem sich das Lager befand, eine ansehnliche Erhöhung, so daß der Feind, der es angreifen wollte, aus der Tiefe operiren mußte. Die französisch-baierische Armee bestand aus 82 Bataillons und 146 Escadrons, mit 90 Kanonen. Die Macht der Verbündeten aber, die beträchtlich schwächer war, betrug 66 Bataillons und 178 Escadrons, mit 50 Kanonen.

Am 12. August nahmen die beiden Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, das sich zwischen Münster und Appetshofen gelagert hatte, an der Spitze von 28 Escadrons eine Recognoscirung der feindlichen Stellung vor; zugleich wurden an mehreren Orten Brücken über den kleinen Fluß Kessel geschlagen und die Wege ausgebessert, weil man die Absicht hatte, an diesem Tage mit der Armee näher gegen den Feind anzurücken. Dieses Vorhaben konnte aber nicht ausgeführt werden, indem auch der letztere in voller Bewegung war, um den Anrückenden zu widerstehen. Man beschränkte sich deshalb darauf, die Arbeiten vor der Fronte der Stellung fortzusetzen und dem Heere den Weg zum allgemeinen Angriffe zu bahnen, der an dem folgenden Tage ausgeführt werden sollte. Das Gepäck der Armee wurde nach Rietlingen bei Donauwörth zurückgeschickt.

Eine Stunde nach Mitternacht ertönte der Schall der Trommeln durch das ganze Lager der Verbündeten. Um 3 Uhr setzte sich das Heer in Bewegung. Dasselbe war in 8 Colonnen eingetheilt; jeder Flügel bestand aus zwei Infanterie- und eben so viel Cavalleriecolonnen. Den linken Flügel bildeten, unter dem

*) Z. B. Haud Secus ac largo qui Semine conserit arva,
Laetius ut vireant impre rigata cupit.
Sangu'ne sic Nostros, Angli Bataviqne rigast's,
Major ut hinc Vobis gloria Surgat agros.

*) „Monseigneur! je vous presente içi cette armée invincible, qui a pris Landau, battu les ennemis à Speyerbach, passé les lignes malgré tout l'effort de le garder; et qui vous mettra en état de pousser votre dessein à bout, en surmontant tous les difficultés par la valeur de nos trouppes."

Herzoge von Marlborough, die Engländer, Holländer und Hessen, in 48 Bataillons und 86 Escadrons; den rechten, unter dem Prinzen Eugen, die österreichischen, preußischen, dänischen und Reichstruppen, in 18 Bataillons und 92 Escadrons. Nachdem die Armee über den Kessel gegangen und Dapfheim erreicht hatte, formirte der General Wilkes, der in diesem Dorfe gestanden hatte, mit den von ihm befehligten 2 Bataillons Hessen und 15 Escadrons die neunte Colonne; die vorangeschickten Avantgarden aber rückten wieder in ihre Regimenter ein. Alles bewegte sich in der Richtung gegen Schwenningen. Zwischen diesem Dorfe und dem Walde wurde Halt gemacht. Auf einer Anhöhe versammelten die beiden Oberbefehlshaber die Generale um sich und ertheilten ihnen die Dispositionen zum Angriffe. Es war Morgens 6 Uhr. In dem feindlichen Lager gerieth Alles in Bewegung. Es fielen zwei Kanonenschüsse, um die Fourageurs einzurufen. Die ganze Armee stellte sich unter das Gewehr. Die Anrückenden waren mittlerweile bis in die Ebene gekommen, die sich längs dem Bach hinzog, der die feindliche Stellung deckte.

Während der General Wilkes auf dem äußern Saum des linken Flügels vorrückte, um zwei Mühlen bei Blindheim, die der Feind stark besetzt hatte, anzugreifen, nahmen die Spitzen der Colonnen ihren Weg gegen den Bach. Der Uebergang über denselben bot große Schwierigkeiten dar. Das Wasser war überall ausgetreten; an mehreren Stellen des Ufers zogen sich große Moräste hin. Man war genöthigt, im Angesichte des Feindes fünf Brücken zu schlagen und durch Faschinen einige sumpfige Punkte trocken zu legen. Dies Geschäft suchte der Feind zu hindern, indem er eine lebhafte Kanonade begann, die jedoch wenig Schaden verursachte und von den Verbündeten mit gutem Erfolge erwiedert wurde. Es dauerte bis 1 Uhr Nachmittags, bis alle Zubereitungen vollendet und sämmtliche Bestandtheile des Heeres in Schlachtordnung angereiht waren, und nun gaben die Befehlshaber das Zeichen zum allgemeinen Angriffe.

Der General Wilkes fiel mit 6 englischen Bataillons und 4 Bataillons Hessen zuerst auf den Feind, griff die beiden Mühlen bei Blindheim muthig an und nahm sie in Besitz. Sogleich wird stürmend auf das Dorf selbst vorgerückt. Man kommt bis an die Pallisaden und schlägt sich mit den Säbeln. Aber das Feuer der Franzosen treibt die Angreifenden zurück; ihre Reiterei, die mit Ungestüm die Weichenden verfolgt, bringt Angst und Verderben in ihre Reihen. Doch die Hessen wenden wieder um, stellen sich in Schlachtordnung und empfangen ihre Verfolger mit einem heftigen Feuer. Der Feind ergreift die Flucht. Fünf englische Escadrons verfolgen ihn und setzen über den Bach. Frische französische Brigaden eilen herbei und drängen die Engländer über den Bach zurück. Da stehen abermals die Hessen unerschütterlich wie die Felsen; an ihnen bricht das Ungestüm des Feindes. Er weicht in Unordnung. Zwei englische Brigaden vereinigen sich mit den Hessen und greifen Blindheim auf der linken Seite an. Viermal wird gestürmt, aber die höchste Tapferkeit vermag nichts gegen die Vortheile der feindlichen Stellung. Dies wiederholte Vorrücken und Zurückweichen hatte beiden Theilen eine Menge braver Krieger gekostet; das Schlachtfeld war mit Todten und Verwundeten bedeckt.

Nun gab Marlborough Befehl, daß die Reiterei anrücken sollte. Sie bricht durch die Reihen des Fußvolkes hervor. Sobald die französische Cavallerie sie erblickt, fällt sie von ihren Anhöhen herab und macht einen ungestümen Angriff auf sie. Zugleich wirkt das Feuer des französischen Fußvolkes zerstörend auf ihre Flanke. Sie kommt in Unordnung, und ihre erste Linie zieht sich wieder über den Bach zurück. Zweifelhaft schwankt in diesem Augenblicke das Schicksal des Tages. Aber wie ein rettender Gott eilt der lüneburgische General von Bülow an der Spitze von drei Dragoner-Regimentern herbei, stürzt auf die feindliche Reiterei, wirft sie mit großem Verluste über den Bach zurück und treibt sie bis an die Gärten von Blindheim. Der Anblick dieser muthigen That giebt der übrigen Reiterei neue Zuversicht. Sie bildet sich wieder in Schlachtordnung, greift die feindliche Cavallerie abermals an und bringt sie nach hartnäckigem Widerstande zum Weichen. Das ganze Heer der Verbündeten rückt vor; der Sieg scheint sich auf ihre Seite zu neigen. Tallard, unerschrocken in der Gefahr und durch sie nur zu größern Anstrengungen erregt, führt 10 Bataillons zur Unterstützung seiner Cavallerie herbei. Ihr Feuer bringt den Feind abermals zum Weichen. Da tritt Marlborough an die Spitze von 6 hannoveranischen und hessischen Bataillons und greift mit großer Kühnheit die feindliche Infanterie an. Aber die Tapferkeit dieser Kerntruppen und ihre Ueberzahl machen seine Anstrengungen unnütz. Das Glück lächelt aufs Neue dem Feinde. In diesem verhängnißvollen Moment sprengt der teutsche Held, Friedrich, Erbprinz von Hessen-Kassel, mit der Cavallerie heran. Das Feuer des feindlichen Fußvolkes hält ihn einige Augenblicke auf. Aber mit edler Todesverachtung stürmt er vorwärts auf die französische Reiterei, trennt ihre Escadrons und treibt sie in eine wilde Flucht. Während diese flieht, stürzt er auf die besagten 10 Bataillons. Der größte Theil von ihnen wird niedergehauen. Indeß sammelt die fliehende Reiterei sich wieder. Abermals fällt der Erbprinz von Hessen-Kassel über sie her. Sie giebt den Tag verloren. Alles eilt der Brücke zu, die zwischen Blindheim und Höchstädt über die Donau geschlagen war, um sich auf das jenseitige Ufer zu retten. Unaufhaltsam dringen die Sieger auf die Geschlagenen ein. Die Brücke faßt die Menge der Fliehenden nicht; viele von ihnen, besonders von dem schönen Corps der Gendarmes, werden in den Strom gesprengt und von den Fluthen verschlungen.

Tallard, indem er die Reiterei weichen sieht, strengt alle seine Kräfte an, sie wieder zu sammeln und zum Stehen zu bringen. Aber darüber verliert er die Zeit zu seiner Rettung. Er wird verwundet und bei einer Mühle unweit Sondern von dem nacheilenden Feinde eingeholt. Der hessische Obristlieutenant von Boyneburg stößt auf ihn, und ob er gleich schlecht gekleidet war, erkennt er ihn an seiner Decoration. Er fordert ihm den Degen ab. Umsonst bietet Tallard dem braven Krieger seine Geldbörse, sein Ordenszeichen und sein Pferd an. „Nicht um Ihr Gold," erwiederte derselbe, „ist es mir zu thun, sondern um Ihre Person." Man bringt den Gefangenen zu dem Erbprinzen Friedrich. Dieser empfängt ihn auf eine edle Art. „Ich beklage Ihr Unglück, Herr Marrschall," sprach er, „aber haben Sie Geduld und gedenken Sie, daß hier die Niederlage bei Speierbach gerächt worden."

Während diese blutigen Kämpfe die Umgegend von Blindheim mit Grauen erfüllten, stritt der General, Prinz von Hollstein-Beck, gegen den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, welchen der Marschall Marsin befehligte. Der Angriff des Prinzen war gegen das Dorf Oberklau gerichtet. Er ging an der Spitze von 10 Bataillons ohne Schwierigkeiten über den Bach; aber sobald er jenseits war, rückte die feindliche Uebermacht ihm entgegen, warf seine Brigade über den Haufen und trieb sie wieder über den Bach zurück. Das goorische Regiment wurde fast ganz zusammengehauen; der Prinz aber hatte das Unglück, verwundet und gefangen zu werden. Einige Escadrons dänischer und hannoveranischer Reiter flogen herbei, um die Bedrängten zu unterstützen; aber sie theilten mit ihnen gleiches Schicksal. Unterdessen ward die Niederlage des Feindes auf seinem rechten Flügel vollendet. Marlborough eilte sogleich dem Mittelpunkte zu, sammelte die Geschlagenen, verstärkte sie mit einigen Escadrons Reiterei und führte sie wieder über den Bach, der feindlichen Stellung entgegen. Man machte eine einzige Abfeuerung und schritt dann mit gefälltem Bajonet vorwärts. Die Franzosen, vom Schicksale ihrer Kameraden unterrichtet, räumten das Feld. Aber ihr Rückzug glich keiner Flucht; geschlossen und mit fester Haltung verließen sie die Stätte, die sie so ruhmvoll vertheidigt hatten.

Gegen den linken Flügel des Feindes, auf dem der Kurfürst mit seinen tapfern und kraftvollen Baiern stand, hatte unterdessen der Prinz Eugen gekämpft. Seine beiden Infanteriecolonnen, die aus 7 Bataillons Dänen und 11 Bataillons Preußen bestanden, führte der berühmte deutsche Held, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau an, die Reiterei aber, die gleichfalls in zwei Heersäulen marschirte, und 92 Escadrons stark war, befehligte der Prinz Georg August von Hannover und der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg. In zwei Linien rückte diese ganze Macht, rechts die Infanterie und links die Cavallerie, über den Bach, und dann durch einen dichten Wald, in der Richtung gegen Lutzingen vor. Diese Bewegung war, wegen des durchschnittenen und unebenen Bodens sehr mühsam; auch wurden die Anrückenden von den feindlichen Kanonen lebhaft beschossen. Demungeachtet schritt man zum Angriffe, nachdem das Gefecht auf dem rechten Flügel begonnen hatte. Der Fürst Leopold mit seinen Preußen, und der General von Scholten an der Spitze der Dänen, rücken in kühner Haltung vor, formiren sich, nachdem sie über einen breiten und tiefen Graben gegangen waren, auf einer Wiese im Angesicht der ersten Linie des Feindes, stürzen nach einigen lebhaften Abfeuerungen auf sie los und werfen sie zurück. Aber in demselben Augenblicke unterliegt die Cavallerie der Heftigkeit des feindlichen Feuers, und wendet um. Dadurch wird die Flanke des Fußvolks entblößt; diesen Umstand meisterhaft benützend, stürmt die Garde des Kurfürsten, unterstützt von einigen andern Regimentern, herbei, macht einen ungestümen Angriff, bringt zwei Bataillons in gänzliche Unordnung, und treibt die übrigen wieder bis an den Wald zurück. Unterdessen hatte sich die Reiterei abermals angereiht. Sie stellt sich den Feinden entgegen. Dadurch gewinnen die fliehenden Bataillons Zeit, sich zu sammeln. Der Fürst Leopold ergreift selbst eine Fahne, und stellt sich an ihre Spitze. Mit neuer Zuversicht erfüllt, folgen ihm seine Preußen nach. Man dringt wieder über den Graben bis auf die Wiese vor, und schlägt überall den Feind

zurück. Zwar wird die Reiterei abermals zu einer retrograden Bewegung genöthigt. Demungeachtet behauptet der Fürst Leopold das Feld und stellt das Heer auf demselben in Schlachtordnung.

Der Feind hatte sich in seine alte Stellung zurückgezogen. Ein fürchterliches Kanonenfeuer sprühte von der Höhe von Lutzingen herab. Da befahl der Prinz Eugen, daß ein allgemeiner Angriff gemacht, und das Dorf und die Batterien um jeden Preis genommen werden sollten. Festen Schrittes und mit gefälltem Bajonette rückten die Preußen gegen Lutzingen heran. Der Feind war ihnen bei weitem an Zahl überlegen; seine Stellung schien unangreifbar, demungeachtet widerstand er der kühnen Tapferkeit des Volkes nicht, das der Fürst Leopold anführte. Die Höhe und das Dorf wurde genommen, während das letztere, von den weichenden Baiern angezündet, in Flammen stand. Mehrere Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Zu gleicher Zeit waren die Dänen rechts von dem Dorfe vorgerückt, und hatten sich des dortigen Waldes bemächtigt. Der Feind zog sich gegen Mörschlingen zurück, ohne daß die Sieger, da es ihnen an Cavallerie fehlte, ihn lebhaft verfolgen konnten. Bald kam aber die letztere, von dem Prinz Eugen angeführt, herbei, und vollendete die Niederlage. Die Geschlagenen nahmen ihren Weg gegen Dillingen und Lauingen. Sie wurden bis jenseits Mörschlingen verfolgt, wo das siegende Heer, durch enge Wege und Sümpfe in seinem Zuge gehemmt, die Nacht über stehen blieb. Indessen war der Triumph auf dieser Seite nicht so glänzend, als auf dem linken Flügel. Denn die Baiern hatten mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten; das Beispiel und die zweckmäßigen Anordnungen des Kurfürsten erhielten auf allen Punkten Muth und Ordnung; auch der Rückzug wurde mit Festigkeit und ohne sehr großen Verlust gemacht. Um gegen ein so treues und tapferes Heer den Sieg zu erringen, bedurfte es eines Anführers von Eugens Geist und Besonnenheit. Dieser große Feldherr legte selbst das Geständniß ab: „Der Widerstand des Feindes und des Kurfürsten sei über alle Erwartung gewesen, und ohne die groben Fehler des Tallard würde dieser Tag für Teutschland, für die österreichische Monarchie, vielleicht für ganz Europa entscheidend gewesen sein."

So waren denn beide Flügel der feindlichen Armee geschlagen; aber noch standen 27 Bataillons Infanterie und 13 Eskadrons Dragoner hinter den Pallisaden und Wehren von Blindheim. Der General von Clerambault, der auf diesem Punkte befehligte, bemerkte, als er die Reiterei des rechten Flügels fliehen sah, die Gefahr seiner Stellung, suchte eine Fuhrt durch die Donau, und fand in dem Strome seinen Tod. Bald sah der General Blansac, der nun an die Spitze dieses Heerhaufens trat, sich von allen Seiten abgeschnitten. Die Infanterie der Verbündeten rückte herbei; die französischen Vorwachen waren genöthigt, sich in das Dorf zurückzuziehen. Da sammelte der Herr von Siviere die Regimenter Provence und Artois und mehrere Freiwillige um sich, jagte die Andringenden, mit dem Degen in der Hand, bis zu ihrer Cavallerie zurück, und marschirte dann wieder Schritt vor Schritt in das Dorf. Die besagten beiden Regimenter, dann Navarra und Languedoc erwiesen einen unerschütterlichen Muth, und erklärten, daß sie an die Spitze des gesammten Corps treten, und sich durch den Feind durchhauen wollten. Indessen schickte Marlborough einen gefangenen Offizier, den Herrn Desnovilles, um die Eingeschlossenen zur Ergebung aufzufordern. Von Blansac nahm das Anerbieten an. Umsonst zürnten und murrten die alten Soldaten über solchen Schimpf. Die vom Regiment Navarra zerschlugen ihre Gewehre und zerrissen ihre Fahnen. Seviere und Jourv ließen sich lieber entwaffnen, als daß sie die Artikel der Uebergabe unterschrieben hätten. Das gesammte Corps fiel in Kriegsgefangenschaft. Von Blansac ging das Gerücht, daß an seinem Betragen Verrätherei noch mehr Antheil gehabt habe, als Feigheit.

So war denn diese „unüberwindliche Armee" nicht mehr. Achtzehntausend todte und verwundete Feinde fanden die Sieger auf dem Schlachtfelde. Unter den erstern waren die Generallieutenants v. Surlauben und v. Sarsfield, die Generalmajors v. Clerambault, v. Blaiville und v. Bertilly, die Brigadiers v. la Baume, v. Maisoncelle und v. Marillac, die Obristen v. Brandeville, v. Chabrilant, v. Broc, v. Albaret und noch viele andere Offiziere. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 20,800 Mann. Unter diesen befand sich der Marschall v. Tallard und sein Sohn, der Generallieutenant v. Marivaux, die Generalmajore Marquis v. Valseme und v. Blansac, die Brigadiers v. Montperoux, la Valliere, v. Croissy, Ameny, la Mezelieu und v. Septville, die Obristen v. Jolly, v. Sully, v. St. Second, v. Signey, v. Ligendez, v. Basse, v. St. Pouange, v. Montfort, v. Lionne, v. Tavannes, v. Jouy, v. Sauveboeuf und v. Orival, im Ganzen 818 Offiziere. Dieser Verlust vermehrte sich noch sehr auf der Flucht der Geschlagenen, indem viele Verwundete in den Spitälern verlassen werden mußten, oder durch Hitze und Mangel auf dem Wege umkamen, von den Baiern aber die meisten, nach Hinwegwerfung ihrer Waffen, in ihr Vaterland zurückkehrten, so daß von der anfänglich über 60,000 Mann starken vereinigten Armee kaum 17,000 Mann über den Rhein zurück kamen.

Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. 40 Kanonen, 24 Mörser, 129 Fahnen, 171 Standarten, 17 Paar Pauken, sämmtliche Kriegskassen, 3600 Zelte, 15 Schiffbrücken, 5400 Munitions- und Proviantwagen, 34 Kutschen (in welchen lauter französische Damen saßen), und 334 mit zum Theil kostbarem Geräthe beladene Maulthiere — waren der Preis dieses ruhmvollen Tages.

Bei dem hartnäckigen Widerstande, den die Franzosen und die Baiern in der Schlacht geleistet haben, und bei den wiederholten Angriffen, die von den Verbündeten auf die mit Kanonen umgürtete Fronte der feindlichen Stellung gemacht worden waren, mußte nothwendig auch der Verlust der Sieger sehr beträchtlich sein, wie sie denn auf beiden Flügeln 4485 Todte, 7323 Verwundete und 273 Vermißte eingebüßt haben. Unter den erstern befanden sich die Generale Wilkes und v. Bielke und die Obristen v. Kailer, Graf v. Blumenthal, v. Thaler und v. Dedelschwing. Unter den Verwundeten aber waren der Herzog von Würtemberg, der Prinz von Holstein-Plön und der Obrist v. Bretow. Die letztern, die Verwundeten, wurden theils nach Nördlingen, theils nach Donauwörth gebracht, und daselbst verbunden; aber auch von ihnen wurden später noch sehr viele Opfer des Todes.

In die Gefangenen theilten sich die Oesterreicher und die Engländer und Holländer zu gleichen Theilen, und so wurden sie auch in die Heimath dieser Nationen abgeführt. Tallard nahm unter einer starken Bedeckung seinen Weg über Nördlingen und Hanau nach Holland, von wo er nach England übergeschifft wurde. Er verweilte daselbst bis in das Jahr 1711 und genoß nicht nur unbeschränkte persönliche Freiheit, sondern wußte sich auch einen bedeutenden Einfluß am Hofe und auf die Königin Anna zu verschaffen, wodurch es ihm gelang, Marlborough und seine Parthie zu stürzen und England dahin zu bewegen, daß es einen Separatvertrag mit Frankreich schloß, wodurch der allgemeine Friede vorbereitet wurde. Sein Vaterland belohnte dieses Verdienst, indem es ihm nach seiner Zurückkunft die herzogliche Würde verlieh.

Auf dem Schlachtfelde von Höchstädt hatte er sich desto weniger Ansprüche auf Dank und Belohnung erworben; denn das Unglück dieses Tages und die Vernichtung der schönen Armee, die er befehligte, fällt beinahe ausschließend der Zweckwidrigkeit seiner Maaßregeln zur Last. Schon dadurch legte er den Grund zu der folgenden verheerenden Niederlage, daß er die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem General Marlborough, die er durch Wachsamkeit und rasche Thätigkeit hindern konnte, geschehen ließ. Denn dadurch wurden die Kräfte des Feindes concentrirt, und er kam in die Nothwendigkeit, das Schicksal seiner gesammten Macht an die Entscheidung eines Tages zu knüpfen. Gelang es ihm aber, das schwache Corps des Prinzen Eugen vereinzelt anzugreifen, und wie seine Ueberlegenheit hoffen ließ, zu schlagen, so war Marlborough genöthigt, sich vor ihm zurück zu ziehen, und Teutschland vom Rhein bis an den Inn war seine Eroberung. Indessen schienen, auch nachdem diese Vereinigung geschehen war, die Vortheile seiner Stellung, der Charakter seiner Truppen, und sein Ueberfluß an physischen Mitteln, ihm noch immer den Sieg zu verbürgen; aber er versäumte beinahe alles, was nöthig war, um sich desselben zu versichern. Statt die Verbündeten mit Kühnheit anzugreifen, während sie sich zur Schlacht rüsteten, ergriff er die Parthie der bloßen Vertheidigung. Die Zugänge zu seiner Stellung waren nur auf einzelnen Punkten künstlich verwahrt; auch wurde der Feind, als er sich die Wege über die Moräste und Gräben bahnte, nicht thätig genug in seinem Beginnen gehindert. Der Kern des Heeres wurde in die Dörfer Blindheim und Oberklau gelegt, und dadurch die in der Schlachtordnung gegen den Feind wirkende Macht unnützer Weise geschwächt. Ueberdies hatte man versäumt, auf dem erstern Posten Kanonen aufzupflanzen, durch deren seitwärts streichendes Feuer den Verbündeten großer Schaden zugefügt worden wäre. Auch blieb die Cavallerie auf der Höhe zu lange unthätig, wodurch der Feind Zeit gewann, sich fest zu setzen und zu verstärken. Desgleichen gereicht es dem Marschall Marsin zum Vorwurfe, daß er, als Tallard ins Gedränge kam, keine Bewegung machte, um ihn zu unterstützen, was er um so eher thun konnte, da der linke Flügel lange dem Feinde überlegen blieb. Ohne diese unverzeihlichen Fehler wäre das Resultat des Tages unfehlbar ein anderes geworden; wenigstens würde ohne sie keine so große und schimpfliche Niederlage erfolgt sein. Indessen fällt

auch nicht der mindeste Vorwurf auf den Kurfürsten. Alle seine Anstalten waren zweckmäßig; überall zeigte er die Vorsicht, die Klugheit und die Tapferkeit eines erprobten Generals; mit Löwenmuth focht sein Heer; lange war der Sieg zweifelhaft. Aber als Tallard in die Flucht geschlagen war, konnte er sich nicht mehr halten. Doch erwarb er sich da noch den Ruhm eines geordneten und mit geringem Verlust verbundenen Rückzugs.

Jubel und Freude erfüllte das Lager der Sieger an dem Abend dieses schönen Tages. Auf allen Seiten flogen die Eilboten aus, um den verbündeten Königen und Fürsten zu verkünden, wie wundersam Gott ihre Waffen gesegnet. Am vierten Tage nach der Schlacht feierte die Armee auf der Wahlstadt ein frommes Dankfest *); am Schlusse desselben wurden alle Kanonen gelöst. Ganz Teutschland ertönte von dem frohen Triumphgeschrei. In Wien, London, Berlin, Haag und Kopenhagen beging man den Sieg mit glänzenden Feierlichkeiten. In ganz England und Holland wurden Feste angeordnet. Die Helden, unter deren Leitung der stolze Feind diese Demüthigung erlitten, empfingen von ihren Regenten die größten Auszeichnungen. Vor allen aber war, wie es sich auch gebührte, Marlboroughs Name gefeiert. Der Kaiser ertheilte ihm die reichsfürstliche Würde, ernannte ihn zu seinem Feldmarschall, und ließ ihm durch seinen Prinzen, den römischen König Joseph, einen kostbaren Degen und einen mit vielen Diamanten besetzten Marschallsstab einhändigen.

In Paris hatte der dortige lothringische Resident die erste Zeitung von der Niederlage bei Höchstädt empfangen. Aber die französische Eitelkeit hielt die Sache für unmöglich, und erklärte ihn für einen Rasenden. Doch frühe genug erfolgte die Bestätigung, und man konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß das Unglück noch größer sei, als die ersten Nachrichten angegeben hatten. Schrecken und Trauer erfüllten die Hauptstadt und die Provinzen. Es gab wenige vornehme Familien, die nicht den Verlust eines Todten oder Gefangenen zu beklagen hatten. Man schlug die Jahrbücher des Reichs nach, und bemerkte, daß seit dem unglücklichen Tage bei St. Quentin (10. August 1557), da der Connetable von Montmorency von dem Herzoge von Savoyen besiegt worden, kein ähnlicher verheerender Schlag die französische Macht getroffen. Umsonst suchte die Regierung die Nation zu beruhigen, indem sie bekannt machte, daß die ersten Gerüchte von der Niederlage übertrieben gewesen seien. Der König war äußerst entrüstet über die, welche er für die Ursache des Unglücks hielt. Der alte Marschall Catinat aber fiel in Ungnade, weil er dem Monarchen ins Gesicht sagte: „man hätte dem Gutachten der Kriegsräthe folgen, und diese Blüthe der französischen Macht nicht auf die Schlachtbank nach Baiern liefern sollen." Um die auf solche Weise entstandene Lücke in der Armee zu ergänzen, und den Osten des Reichs gegen das Andringen des Feindes sicher zu stellen, wurde die Aushebung von 60 neuen Infanterieregimentern, mit der verhältnißmäßigen Reiterei, und die Aufstellung einer Landwehre verfügt. Auch erhielt der Herzog von Feuillade, der in Savoyen stand, Befehl, mit seinem Corps das königliche Heer am Oberrheine zu verstärken.

Die Trümmer der französischen und baierschen Armee nahmen von dem Schlachtfelde, das durch ihre Niederlage so denkwürdig geworden, ihren Marsch längst der Donau hinauf nach Ulm, zogen hier die Besatzung von Augsburg, Memmingen, Kaufbeuern und andern Orten an sich, und schlugen dann über Tuttlingen den Weg nach dem Schwarzwalde ein. Ueberall sahen sie sich von dem entrüsteten Landvolke angegriffen, dessen Zorn durch die von ihnen angerichteten Verwüstungen noch vermehrt wurde. Um ihren Rückzug zu sichern, ging ihnen der Marschall von Villeroi über Hornberg und St. Georgen entgegen, vereinigte sich mit ihnen bei Donaueschingen (25. August) und führte dann, was sich noch aus dem verderblichen Sturm gerettet hatte, über den Rhein hinüber. Bei dem Anblicke des Stroms erklärten die wenigen Soldaten, die noch von dem baierischen Heere übrig waren, daß sie sich außer den Grenzen Teutschlands durchaus zu keinem Dienste verpflichtet hielten; worauf der Kurfürst den Befehl ertheilte, daß sie entwaffnet, und als Gefangene der Armee nachgeführt werden sollten.

Das Heer der Verbündeten ging, nachdem es einige Tage auf dem Schlachtfelde gerastet und sich zu neuen Unternehmungen vorbereitet hatte, über Gundelfingen und Ober-Elchingen an der Donau hinauf und lagerte sich in den Umgebungen von Ulm. Hier vereinigte sich der Markgraf Ludwig von Baden, nachdem er die Einschließung von Ingolstadt den Generalen von Herbeville und von Aussäß überlassen hatte, mit demselben. Am 27. August brach die gesammte Macht in 3 Colonnen auf, und bewegte sich, auf den durch Würtemberg führenden Straßen gegen Bruchsal. Der General v. Thüngen blieb mit 12,000 Mann vor Ulm zurück, welche Stadt sich ihm am 10. September ergab. Die Armee aber ging über den Rhein, belagerte Landau und wurde am 26. November Meister dieses wichtigen Platzes. An der Donau hatten unterdessen Regensburg, Straubing, Passau, und Kehlheim den Verbündeten die Thore geöffnet; Marlborough aber breitete sich jenseits des Rheins bis an die Mosel aus, und hielt am 29. November seinen Einzug in Trier. Wenige Tage später ergab sich Trarbach an den Erbprinzen von Hessen-Kassel.

Das Schicksal der baierischen Lande konnte, da sie im Rücken der siegenden Armee lagen, und nur durch eine sehr schwache Kriegsmacht gedeckt waren, nicht mehr zweifelhaft sein. Indessen suchte der Kurfürst wenigstens vor der Hand für seine Familie zu retten, was ihm selbst das Unglück so grausam entrissen hatte. Er schickte seine Gemahlin Theresia Kunigunde, eine Tochter Königs Johann Sobiesky von Polen, die ihm auf seiner Flucht bis in den Schwarzwald gefolgt war, wieder zurück, nachdem er ihr „unbeschränkte Vollmacht" ertheilt hatte, „während seiner Abwesenheit die Regierung zu führen, und alles zu handeln und zu schließen, was sie ihr und dem Lande für das Beste erachten würde." Es wurden sowohl von ihr, als auch von den baierschen Landständen verschiedene Schritte gemacht, um den zürnenden Sieger zu besänftigen, aber sie mußte sich endlich doch gefallen lassen, den Tractat von Ilbersheim zu unterzeichnen, den ihr der römische König Joseph, der eben damals Landau einschloß, diktirte. Vermöge desselben sollten alle feste Plätze in und außer Baiern, die von kurfürstlichen Truppen besetzt waren, mit ihren sämmtlichen Vorräthen, dem Kaiser eingeräumt, und alles Kriegsvolk, bis auf eine Leibwache von 400 Mann abgedankt werden. Das Rentamt München, mit Ausnahme von Ingolstadt, Rain, Wembingen und Donauwörth, sollte der Kurfürstin bleiben, alles übrige Land aber zur Disposition des Kaisers sein. — Mit Strenge wurde der Vertrag vollzogen. Es erschien der Graf von Löwenstein-Wertheim als kaiserlicher Statthalter in Baiern, und empfing die Huldigung von den Unterthanen. Der Gesandte des Kurfürsten am Reichstage war, so wie der kurkölnische, zuvor schon verwiesen worden. Zahlreiche kaiserliche Heeradtheilungen zogen in das Land, und nahmen in demselben die Winterquartiere. Die Kurfürstin begab sich zu ihrer Mutter, der verwitweten Königin von Polen nach Venedig.

Die kaiserliche Landesverwaltung übte die Rechte des Eroberers in ihrer ganzen Strenge gegen die Baiern aus, steckte ihre Jünglinge unter ihre Regimenter, und forderte ungeheure Abgaben von ihnen, die sie um so weniger zu leisten im Stande waren, da das Land schon seit mehrern Jahren den Launen des Regenten und dem Unglück der Zeit so große Opfer gebracht hatte. Dadurch wurde die Erbitterung allgemein, und auch der Kurfürst säumte nicht, durch geheime Einflüsse sie immer mehr zu erregen. Die Verzweifelten, einige tapfere und entschlossene Männer an ihrer Spitze, entwarfen Plane, wie das Joch der verhaßten Fremdlinge abzuwerfen sei; aber da es ihnen nicht gelang, die Verschwörung hinreichend zu verbergen, so ertheilten sie selbst dem Eroberer die Berechtigung, noch härter zu verfahren. Schon der erste Verdacht war hinreichend gewesen, der Kurfürstin die Rückkehr in das Land zu verwehren. Nun ging man aber noch weiter. Die ganze baierische Nation wurde entwaffnet, die Verdächtigen verhaftet, München besetzt, die dortigen Festungswerke niedergerissen, die kaiserliche Kriegsmacht im Lande verstärkt, und der Druck der Unterthanen verdoppelt. Aber in demselben Verhältnisse stieg auch die Erbitterung der Gemüther. Im November (1705) brach die Empörung in einigen Gemeinden der obern Pfalz aus. Bald mehrte sich der erste kleine Haufe, indem das Landvolk allenthalben sich erhob und viele verabschiedete baiersche Offiziere und Soldaten seinen Muth anfeuerten und seine Bewegungen leiteten. Es fiel Burghausen, Braunau, Scharding und alles Land zwischen dem Inn und der Isar in die Hände der Empörer. Von da breitete sich das Feuer an die Donau und endlich nach Oberbaiern aus, ohne daß die Vortheile, welche die Kaiserlichen über einzelne Haufen erfochten, und die Grausamkeit, womit sie die Gefangenen behandelten, es zu dämpfen vermocht hätten. Aber die blutige Niederlage, welche die Bauern vor den Thoren von München erlitten, und dann der noch härtere Schlag, der sie bei Vilshofen getroffen, zertrümmerte ihre Macht und vernichtete ihre Hoffnungen, wie denn in diesen beiden Treffen ihrer gegen 9000

*) Auch vor und während der Schlacht hatte der religiöse Geist jener Zeit sich auf eine rührende Weise geoffenbart. Der holländische General v. Hompesch meldete den Generalstaaten in einem Schreiben vom 17. August, ehe man ausgerückt „habe die ganze Armee ein eifriges Gebet zu Gott verrichtet, welches," setzt er hinzu, „auch erhört worden." (S. der mit Blut vermischte Donaustrom. IV. Fortsetzung 4. Leipzig 704. S. 118.) Desgleichen versichern handschriftliche Nachrichten, daß man, als der von Höchstädt herschallende Kanonendonner dem umliegenden Lande eine große Schlacht verkündigt, in Städten und Dörfern die Kirchen eröffnet, und dann das Volk bis auf den Abend, vor den Altären knieend, Gott um Sieg für die Sache des Vaterlandes angefleht habe.

unter dem feindlichen Schwerte gefallen sind. Ueberall flohen die Ueberbliebenen in ihre Wohnungen zurück, und alle Städte und Dörfer unterwarfen sich den Siegern. Aber es war in diesem Aufstande viel Blut umsonst vergossen worden, und schrecklich hatten die Oesterreicher durch Brand, Plünderung und Verheerung die Schuldigen und Unschuldigen verfolgt. Viele, zum Theile Leute von Rang und Ansehen, die sich des Aufruhrs theilhaftig gemacht, starben, nach Unterdrückung desselben unter der Hand des Henkers; andere wurden zu ewiger Gefangenschaft abgeführt. Die österreichische Regierung aber glaubte sich Alles gegen ein Volk erlauben zu dürfen, das ihre Rache so sehr gereizt hatte.

Joseph I., der unterdessen nach dem Tode seines Vaters Leopold den Kaiserthron bestiegen hatte, verfolgte mit Eifer den schon früher entworfenen Plan, vermöge dessen die gegenwärtige Gunst der Umstände benützt werden sollte, um einen Theil von Baiern mit den Staaten des Hauses Oesterreich zu vereinigen. In dieser Absicht sprach er, jedoch ohne strenge Beobachtung der reichsverfassungsmäßigen Formen, am 29. April 1706 über die Kurfürsten von Baiern und Cöln die Acht aus, und zwar dergestalt: „es sei Maximilian Emanuel aller Reichslehen, Regalien, Ehren, Würden, Anwartschaften und Privilegien zu berauben, aus dem Schutz und Schirm des Reichs zu verstoßen, und aus dem Frieden in den Unfrieden zu versetzen; auch soll sein unglückseliger Leib jedermänniglich preis gegeben sein, so daß an ihm niemand freveln, oder sich vergreifen möge." Da durch dies Urtheil alles Besitzthum des Geächteten herrenlos wurde, so hing es von dem Kaiser ab, darüber zu schalten, und er benützte diese Befugniß, indem er die Eroberung theils mit seinen Erblanden vereinigte, theils an seine Bundesgenossen und an die treuen Diener seines Hauses verschenkte. So erlangte Donauwörth die verlorne Reichsunmittelbarkeit, und der Kurfürst von der Pfalz die verlorne alte pfälzische Kur sammt der obern Pfalz wieder. Der Herzog von Marlborough erhielt die Herrschaft Mindelheim, die Stadt Nürnberg, die festen Schlösser Rothenberg und Hartenstein, der Herzog von Würtemberg Wiesenstaig und das Hochstift Augsburg, Schwabeck, Schwangau und den Lechrain. Dem Grafen von Lamberg ward die Grafschaft Leuchtenberg gegeben, dem Grafen von Sinzendorf, die Grafschaft Hals, dem Grafen von Schönborn Dietfurth und Riedenburg, dem Grafen von Löwenstein Mauerkirchen sammt dem burghausischen Kastenamte, dem Grafen von Traun die Stadt Abensperg, mit ihrem Gerichte. Verschiedene andere Parcellen erlangten andere Stände und Herren. Die Stadt Braunau aber sammt dem ganzen Gerichte, Schärding, Altenheim und Ried, mit ihren Gerichten und Kastenämtern trennte der Kaiser von Baiern und vereinigte sie mit dem Lande ob der Ens. Ueber die noch übrig gebliebenen Trümmer des Ganzen sollte der Friede entscheiden. Mit tiefem Schmerze sahen die baierischen Patrioten diese Zersplitterung des geliebten Vaterlandes. Flehend suchte die Kurfürstin vor dem kaiserlichen Throne die Rechte ihrer schuldlosen Kinder auf das altväterliche Erbe geltend zu machen. Auch die Landschaft erwies in triftigen Vorstellungen, es werde hier nicht nach den Ordnungen des Reichs und den Gesetzen verfahren. Aber selten haben Eroberer ein Ohr für die um Gerechtigkeit flehende Stimme der Ueberwundenen.

Während sich dies alles in Baiern begab, war der Kurfürst ferne von dem bedrückten, zertrümmerten Lande, und er, der einst so glücklich in dem stolzen Traume gewesen war, mehrere Kronen auf seinem Haupte vereinigt zu sehen, hatte nun nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Nach dem unglücklichen Tage bei Höchstädt stand für ihn, auf dem Wege der Unterhandlung, bei den Verbündeten nichts mehr zu erwarten; sein ganzes Heil lag nun in der Treue des französischen Hofes, und in einem neuen Umschwunge des Waffenglücks. Während er — seinen festen Sinn und sein stolzes Streben nie verläugnend — dem letztern, in den Niederlanden, wo er nun seine Statthalterschaft wieder angetreten, entgegen sah, und er als Oberbefehlshaber der in jenen Gegenden stehenden Kriegsmacht sich selbst wieder ein besseres Schicksal zu erkämpfen hoffte, hörte zwar Ludwig XIV. nicht auf, seine Standhaftigkeit und seine Großmuth in hohen Phrasen zu preisen, und ihm zu betheuern, daß seine Sache von der von Frankreich nie getrennt werden sollte. Aber nur zu bald wurde er inne, wie leicht die Menschen die frühern Verdienste der Unglücklichen vergessen, und wie schnöde die Politik diejenigen vernachlässigt, deren Freundschaft ihr keinen Vortheil mehr verheißt. Durch eine so lange Gewohnheit war ihm ein unermeßlicher Aufwand zum Bedürfnisse geworden; und nun hatte er weder Geld noch Credit. Unaufhörlich drangen seine Geschäftsleute in Paris auf Unterstützungen; aber bald wurden sie mit Hohn abgewiesen, bald mit Summen abgefertigt, die wegen ihrer Geringfügigkeit oft beleidigender waren, als eine abschlägige Antwort. Wiederholt forderte er, daß man ihm, wie die Verträge es wollten, endlich die Souverainetät über die Niederlande abtreten möchte; aber auch damit bewirkte er nichts, als eitle Vertröstungen. Oft ward sein reizbares Gemüth durch den Stolz, oft durch die Treulosigkeit der Franzosen tief gekränkt. Erschien er selbst an Ludwigs Hofe, um durch seinen Anblick an die Opfer zu erinnern, die er dem französischen Interesse gebracht, so übertäubte man ihn mit Zerstreuungen, Jagden und Festen, auf daß der Zweck seiner Ankunft nicht zur Sprache kommen konnte, verweigerte ihm dabei die Auszeichnungen, die sein Ehrgeiz zu fordern sich berechtigt hielt, und ließ ihn oft auf eine recht demüthigende Weise fühlen, wie bald der Unglückliche in den Kreisen der Glücklichen überlästig wird. Die Ereignisse des Krieges gaben ihm auch keine Hoffnung mehr zur Verbesserung seines Schicksals. Denn seit dem Tage bei Höchstädt blieb das Glück von den Fahnen der Franzosen ferne; es trafen die Kriegsmacht des Königs Schläge, die wohl einen Regenten von zuversichtlichem Sinne in Verzweiflung stürzen konnten; namentlich ging in den Niederlanden eine Festung nach der andern verloren, es wurde von den Verbündeten eine Schlacht nach der andern gewonnen, so daß es schien, es dürfte dem Kurfürsten von seiner Statthalterschaft bald so wenig übrig bleiben, als ihm von seinen Erbstaaten übrig geblieben war. Er hatte endlich nur noch das Herzogthum Luxenburg und die Grafschaft Namur, dann die Festungen Charleroi und Nieuport inne, als der König Philipp von Spanien seinen so oft wiederholten Wunsch erfüllte, und die gesammten Niederlande, mit allen Regierungsrechten an ihn abtrat. Ob nun gleich diese Abtretung nur zum kleinsten Theile realisirt werden konnte, so hatte sie doch ihren Werth, weil der Kurfürst dadurch die Möglichkeit erlangte, seiner Zeit gegen die Zurückgabe seiner alten Lande einen Ersatz darzubieten.

Der Tod des Kaisers Joseph I. und das durch Marlborough's Sturz bewirkte veränderte System am englischen Hofe retteten Frankreich aus seinen Verlegenheiten. Es versöhnte sich in dem Vertrage von Utrecht mit seinen Feinden; nur Oesterreich sah noch nicht erfüllt, was es hoffen zu dürfen glaubte. Aber bald ließ Villars seine Heere fühlen, daß nun die Ueberlegenheit wieder auf französischer Seite sei, und so reichte man endlich auch die Hand zum Frieden dar. Erst wurden die Präliminarien zu Rastadt (6. März 1714) und dann der definitive Tractat zu Baden (7. September 1714) unterzeichnet, und darin ausdrücklich versehen, daß die beiden Kurfürsten von Baiern und Köln wieder in alle ihre Länder, Regalien, Rechte und Würden, wie sie solche vor dem Kriege inne gehabt, eingesetzt werden sollten. Damit war das kurze Glück vorüber, dessen sich diejenigen erfreuten, die der Kaiser durch die baierische Beute bereichert hatte, und Alle räumten eiligst den zum Theil recht verderblich benutzten Besitz; der Kurfürst aber ging wieder in seine Staaten zurück, nachdem er, als vogelfreier Flüchtling, zehn Jahre lang von denselben abwesend war.

Der Anblick einer verarmten Nation und eines bis auf seine letzten Kräfte ausgesogenen Landes, dann die Klagen so vieler verwaisten Familien, die Trümmer so vieler Städte und Dörfer, der Verfall aller öffentlichen Anstalten und die Auflösung aller polizeilichen Ordnung konnten ihn lehren, wie gefährlich der Ruhm ist, den die Regenten im Getümmel der Waffen und im Glanze großer Macht suchen. Er regierte noch etwas über eilf Jahre; aber die Zeit war zu kurz, um die Wunden zu heilen, die er seinem Volke durch seinen Ehrgeiz geschlagen hatte. Er konnte mit seiner Geisteskraft der Segen dieses Volkes werden; aber, indem er von seiner eigentlichen Bestimmung abirrte, ward er demselben zum Fluche!

Peter Simon Pallas,

geb. im Jahre 1741 zu Berlin, Sohn eines Arztes, widmete sich besonders dem Studium der Naturwissenschaften und folgte 1768 dem Rufe der Kaiserin Katharina als Mitglied der Akademie nach Petersburg. Hier wurde er russischer Staatsrath, Historiograph des Admiralitätscollegiums, machte als solcher große Reisen durch Rußland, welche vorzugsweise für die Botanik wichtig sind, und erhielt dafür 1796 mehrere Krongüter in Taurien zum Geschenk.

Er lebte nun zu Sympheropol, kehrte aber nach dem Ableben seiner Gattin in seine Geburtsstadt zurück und starb daselbst am 8. September 1811.

Er schrieb:

Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches. Petersburg 1771—76. 3 Th. 4.
Neue nordische Beiträge zur physikalischen und geographischen Erd- und Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Oekonomie. Petersburg und Leipzig 1781—96, 7 Bde.
Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs. Leipzig 1799—1801, 2 Thle. 4.

Der wahre Werth von Pallas' Schriften, namentlich seinen Reisebeschreibungen, beruht auf höchst bedeutenden naturhistorischen Forschungen und Beobachtungen, doch zeichnen dieselben sich auch zu gleicher Zeit durch einen trefflichen Stil und eine sehr glückliche Darstellungsgabe höchst vortheilhaft aus.

Pallidor, s. Georg Christian Lehms.

Karl Panse

ward am 2. Februar 1798 zu Naumburg geboren, studirte Theologie und war Hauslehrer bei Müllner. Später wurde er schwarzburg-sondershausischer Legationsrath, privatisirte eine Zeitlang und erhielt dann eine Anstellung als Professor der Geschichte am Gymnasium zu Weimar und Redacteur der weimarischen Zeitung.

Wir besitzen von ihm:

Der Sylvesterabend. Trauerspiel. Naumburg 1823, 8.
Prometheus, oder litterarische Oppositionsblätter. Naumburg 1823—24, gr. 4.
Der Eremit in Deutschland. Journal. Leipzig 1825 ff.
Bibliothek guter alter deutscher Lustspiele. Leipzig 1826.
Der politische Kannegießer. Lustspiel. Leipzig 1826.
Der Diener zweier Herren. N. A. Leipzig 1827.
Launen meiner Muse. Leipzig 1827, 2 Thle. 8.
Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger 1732. Leipzig 1828.
Geschichte des preußischen Staats. Berlin 1829 bis 1830. 2 Thle.
Einzelne Aufsätze, Gedichte u. s. w. in deutschen Zeitschriften u. s. w.

Feinheit des Geistes, Wärme des Gefühls, Anmuth und Kraft in Behandlung der Sprache und Form, gute Charakterzeichnung und lebendige Darstellung sind diesem talentvollen Dichter eigen, der sich auch in der dramatischen Poesie nicht ohne Erfolg versuchte. Noch glücklicher war er jedoch in seinen Leistungen als Historiker; seine Geschichte des preußischen Staates fand überall die rühmlichste Anerkennung, und seine Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger muß um so mehr als eine der vortrefflichsten Arbeiten in dieser Gattung betrachtet werden, als der Verfasser in derselben zugleich mit dem Scharfsinn und der feinen Beobachtungsgabe des wahren Forschers die reiche Wärme eines für die leidende Menschheit innig fühlenden Gemüthes verband und auf diese Weise eine eben so treffliche als zuverlässige und lebendige Darstellung lieferte.

Ueber die Entwickelung des Sophokleischen Philoktet.

Offenes Missiv an einen jungen Gelehrten.

Von Karl Panse.

Gestehen Sie, mein junger Freund, Sie wollen nicht daran glauben! Einen Dichter, wie Sophokles, den Jahrhunderte als Muster bewundert, gegen den Sie von dem Augenblick an, wo Ihre Lippe die ersten griechischen Laute lallen lernte, Verehrung eingesogen, von dem Sie, wie von dem Bilde einer heiligen Ueberlieferung, jede Betastung des Zweifels abgewehrt haben, einen solchen Mann eines Fehlers zeihen, den selbst unsere Stümper zu vermeiden suchen, das verletzt Ihr Gefühl, das ist Ihnen ein Eingriff in die Rechte der Pietät. Und doch hat Sophokles in seinem Philoktet, wie man sagt, den Fehler begangen, und doch hat er, um dem Spiel ein Ende zu machen, einen Deus ex machina herauf oder vielmehr herunter beschworen und damit selbst in Absicht auf dramatische Entwicklung Gesetze übertreten, welche Aristoteles besonders mit aus den Meisterwerken dieses Dichters abstrahirt hat. Freilich ist es etwas befremdend, daß eben der Aristoteles, der zum Besten der Kunst die Mißgriffe großer und kleiner Dichter schonungslos aufdeckt, kein Wort von jener fehlerhaften Entwicklung erwähnt, da wo er die beste Gelegenheit dazu hat; aber muß denn ein Schriftsteller den ganzen Apparat seiner Beispiele aufstellen, und muß er es auch dann, wenn seine Behauptung keines Belegs bedarf? Daß er dessen nicht bedurfte, zeigt die Fabel (Handlung) des Stückes.

Zehn Jahre hatten die Griechen Troja vergebens belagert, als ihnen ein gefangener Sohn des Priamos, Helenos, verkündigte, daß sie ihren Zweck nur mit den Pfeilen des Herakles und dem Sohne des Achilleus erreichen würden. Es gelang, den Jüngling Neoptolemos, Sohn des Achilleus, herbeizuschaffen; jenes Geschoß aber befand sich in den Händen eines thessalischen Fürsten, Philoktet, der es von Herakles selbst in dem Augenblick zum Geschenk erhalten hatte, als dieser auf dem Oeta sich verbrannte, und eben diesen Philoktet hatten die Achäer auf ihrer Fahrt gen Troja grausam genug auf der wüsten Insel Lemnos ausgesetzt, weil er an der Wirkung eines Schlangenbisses, als Strafe einer beleidigten Göttin, an einer eiternden Wunde litt, die einen unerträglichen Geruch verbreitete und ihm fast ununterbrochen, selbst während der Opfer, den Schrei des Schmerzes entlockte. Diesen Unglücklichen, so treulos behandelten Mann oder wenigstens sein Geschoß nach Troja zu bringen, war die Aufgabe, und derselbe Odysseus, von dem die Verrätherei an ihm ausgegangen war, entschloß sich in Begleitung des jungen Neoptolemos zur Ausführung.

Der Moment, wo sie auf Lemnos landen, ist der Anfang des Stückes, und wir werden in alle Umstände eingeweiht, die wir zu wissen nöthig haben, um die Handlung zu verstehen und uns dafür zu interessiren. Odysseus, der den Haß Philoktets kennt und wohl weiß, daß er dem Geschoß desselben nicht entrinnen würde, überredet den Jüngling zu einer List; Neoptolemos solle vorgeben, man habe ihn mit vielen Bitten zur Fahrt nach Troja bewogen und ihm dennoch die Waffen seines Vaters Achilleus nicht herausgegeben, deshalb schiffe er in seine Heimath zurück; gleicher Haß gegen Odysseus werde bald ein Verständniß zwischen ihnen herbeiführen. Er selber, Odysseus, werde sich entfernen, um nicht gesehen zu werden, und dann, wenn er aus dem Gespräch den rechten Zeitpunkt bemerke, den als Kaufmann verkleideten Späher senden, um dem Neoptolemos Gelegenheit zu geben, aus der scheinbar ganz unbefangenen Erzählung des Mannes Vortheil bei der Einwirkung auf den Entschluß Philoktets zu ziehen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß der Inhalt dieser Erzählung von Odysseus selbst eingegeben ist und die Bewegung der Handlung beschleunigt. Der Unglückliche geht in die Falle. Voll Vertrauen überreicht er dem Jünglinge den Bogen, den Gegenstand scheinbar unschuldiger Neugier, und tritt mit ihm noch einmal in die Höhle zurück, um nachzusehen, daß vom Geschoß nichts vergessen sei. Durch diese Anstrengung wird, als sie wieder herauskommen, der Schmerz der Wunde in so furchtbarem Grade aufgeweckt, daß Philoktet gleich darauf in Schlummer ähnliche Betäubung fällt. Während dieser Augenblicke, wo er hilflos in die Gewalt des Andern gegeben ist, schwebt er in Gefahr, das letzte, was er besessen und was ihm das Leben erhalten hat, sein Geschoß, durch die Flucht Neoptolems zu verlieren. Aber der Jüngling, der sich erinnert, daß der Bogen allein nichts helfe, fängt an zu schwanken; er entdeckt dem Unglücklichen nach der Rückkehr seines Bewußtseins, daß er ihn hintergangen habe, daß er ihn nicht in die Heimath, sondern nach Troja führen müsse; doch im rechten Momente

tritt Odysseus hervor, um für sich und die Achäer etwas Schlimmeres zu verhüten: die Rückgabe des Bogens. Da den betrogenen Fürsten keine Worte zu einer freiwilligen Begleitung nach Troja bewegen, „denn mein Haupt blutspritzend soll es eh'r von Fels zu Felsen stürzen", so läßt ihn Odysseus fesseln, um ihn mit Gewalt an Bord zu bringen, besinnt sich jedoch bald eines Andern, entledigt ihn seiner Banden wieder und geht mit Achilleus' Sohne nach den Schiffen. Aber gepeinigt von dem Bewußtsein einer schlechten That, kehrt Neoptolemos um und giebt dem Verlassenen die Pfeile zurück. Odysseus sieht seinen ganzen Plan vernichtet, Ueberredung und Versprechung haben nicht gefruchtet, Gewalt ist nicht mehr anzuwenden, denn Philoktet ist wieder im Besitz der sicher treffenden, tödtenden Pfeile. So geht er, verfolgt von dem Vorwurf der Feigheit, den ihm der zornige Thessalier nachruft. Noch einmal versucht indeß Neoptolemos, den Widerwillen Philoktets gegen die Achäer zu erschüttern, er verspricht ihm Ruhm und Heilung, aber der Haß des kranken Fürsten, seine Zweifel sind nicht mehr zu überwinden: „Wie, wenn du selbst mich den Feinden überliefertest? Die Atriden verstießen mich, — mit meinem Willen werd' ich Troja niemals sehen." Im Gegentheil fordert er den Jüngling auf, sein Versprechen zu erfüllen und ihn in die Heimath zu führen; Neoptolemos willigt ein. Was soll aus den Griechen bei Troja und aus der Verkündigung des Helenos, was aus der Tragödie werden, die offenbar auf ein anderes Ende angelegt ist? Um dem Laufe der Ereignisse, welche mit dem Dichter durchzugehen scheinen, die gewünschte Richtung zu geben, kommt der Gott selber, Herakles, aus der Höhe: „Herakles' Stimme tönt dir in's Ohr, sein Bild ist's, das dir erscheint. Geh' mit diesem Jünglinge nach Troja, dort wirst du von deiner Krankheit geheilt werden, der Erste des Heeres an Tapferkeit, die Burg Priamos' stürzen und der Beute Bestes nach Hause schicken. Asklepios send' ich nach Ilion, um dein Weh' zu stillen." Philoktet ist nach diesen Worten wie verwandelt, er verspricht sogleich Gehorsam, nimmt Abschied von dem Orte seiner Leiden und schifft sich nach Troja ein.

Wenn Sie, mein junger Freund, ein wenig darauf aufmerksam gewesen sind, wie ich die Fabel erzählt, warum ich diese Stelle angezogen oder jene, warum ich so viele Schönheiten und feine Züge gleichsam am Wege habe liegen lassen; so werden Sie leicht bemerken, daß ich damit auf einen gewissen Zweck hinaus will. Daß es kein anderer sein könne, als Ihnen den Deus ex machina in seiner nackten Gestalt zu zeigen, werden Sie — errathen; aber ich wollte eigentlich noch mehr, ich wollte Ihnen damit andeuten, daß der Dichter zu diesem Auskunftsmittel greifen mußte, denn was in aller Welt hätte denn aus der Sache werden sollen? Schlagen sie die Ausgabe von Hermann auf. „Nach der Rückgabe des Bogens an Philoktet — sagt dieser Gelehrte in der Einleitung, und ich ziehe seine Worte etwas zusammen — was hätte der Dichter noch erfinden können? Neoptolemos nach Troja zurückschicken, Philoktet aber auf Lemnos lassen — wäre auf einer Seite eine Wortbrüchigkeit, auf der andern ein sehr unpassender Ausgang gewesen, wenn die ganze Expedition umsonst wäre unternommen werden, abgesehen, daß es der Geschichte widerstreitet. Oder sollte Philoktet den Mahnungen Neoptolems endlich nachgeben? Aber ob der Dichter gleich bei dieser Gelegenheit die Macht seiner Beredsamkeit hätte entwickeln können, so fühlte er doch, glaub' ich, daß er schwerlich vermocht hätte, besonders nach solchen Täuschungen, dem Neoptolemos so gewichtige Beweisgründe in den Mund zu legen, daß sie den Haß Philoktets gegen die Atriden selbst bis zur Bereitwilligkeit zu Diensten für sie hätten überwinden können. Hätte dieser Unglückliche es gethan, so würden wir von seinem Wankelmuth eben so abgestoßen worden sein, wie durch den unwahrscheinlichen Ausgang der Fabel. Unter diesen Umständen glaubte Sophokles den Weg einschlagen zu müssen, daß weder an Neoptolemos irgend ein Fleck haften bliebe, noch Philoktet aus seinem Charakter fiele, die historische Treue aber gerettet würde. Daher ist Neoptolemos bereit, den Philoktet in sein Vaterland zurückzuführen, aber in dem Augenblick erscheint Herakles vom Himmel und befiehlt Beiden, zu thun, was vom Geschick beschlossen sei." Das ist die Meinung Hermanns, und Schneider ist desselben Glaubens, nur daß er hinzusetzt: „weil die Charaktere selbst es nöthig machen, löst ein Gott den Knoten." Mich dünkt aber, daß es ziemlich gleichgiltig sei, welcher Deus ex machina ihn löse und warum er ihn löse, wenn ihn nur überhaupt einer löst. Bleibt ein Feldherr darum weniger geschlagen, weil man uns sagt, wie es zugegangen sei? Ist ein Fehler darum beseitigt, weil er erklärt wird, und ist er erklärt, wenn man ihn entschuldigt? Daß man doch über Nebensachen immer die Hauptsache vergißt! In einem poetischen Werke dieser Art kann aber nichts mehr Hauptsache sein, als die Fabel, in dieser kleinen künstlichen Schöpfung, wie in der großen natürlichen, zunächst nichts mehr, als ihr Bau und seine Elemente; darin vor allem wollen die Breter die Welt bedeuten. Wenn in der Natur dem Menschen die Gesetze ihres Daseins, die oft zarten Faden von Ursach' und Wirkung und ihre Absicht verschwinden, so will er sie wenigstens in der Kunst entdecken, hier wenigstens will er den Werkmeister belauschen, wie er die Räder zusammensetzt und eins durch das andere bewegen läßt, hier wenigstens will er seine Wißbegier, seinen Stolz, seinen Drang nach jenem unaussprechlichen Vergnügen befriedigt wissen, das er empfindet, wenn er in den Erscheinungen zugleich die Nothwendigkeit ihrer Ordnung, die Gründe ihres Ursprungs und Zusammenhanges wahrnimmt, kurz den Widerspruch zwischen seinem geheimnißvollen, geistigen Bedürfnisse und den Stoffen ausgesöhnt sieht. Sowie aber der tragische Dichter den Anfang, die Mitte und das Ende seiner Schöpfung durch ein, aus der Handlung nicht nothwendig hervorgehendes Ereigniß zerreißt, so zerstört er nicht allein jenes Vergnügen, er macht sich auch die Erreichung seines besondern Zwecks, die Reinigung der Leidenschaften, unmöglich. Und wenn das ist, wenn er uns in das Haus zieht, wo er den Vorhang vor seiner Schöpfung ausrollen läßt, ohne seiner Aufgabe gewachsen zu sein, so werden weder Erklärungen, noch Entschuldigungen uns für den Verlust unseres Genusses entschädigen.

Denn was man geschichtliche Treue einer dramatischen Dichtung nennt, das ist zu allen Zeiten von Männern, die das wahre Wesen der Poesie erkannt haben, sehr gering angeschlagen worden. Ich will gern zugeben, daß eine historische Unterlage das Interesse für den Stoff erhöht, auch will ich glauben, daß die Griechen eine allgemeine Kenntniß der Ereignisse des trojanischen Krieges besaßen, um dieses Interesse zu haben; aber sie war doch unstreitig durch die Poesie, nicht durch die Geschichtschreiber verbreitet, der Boden wankte unter den Füßen des Dramatikers, und eine einzige öffentliche Stimme der Kritik, wenn sie sich erhoben hätte oder hätte erheben wollen, wäre hinreichend gewesen, den ganzen Vortheil zweifelhaft zu machen, den er aus der Anwendung des geschichtlichen Gegenstandes zu ziehen gewähnt hatte. Doch auch gesetzt, sie hätte sich hier nicht erheben können, diese Stimme, es wäre fast alles historisch, was dem Philoktet begegnet — und wer untersuchte, was es nicht war? — so gab es doch darin eine einleuchtende Ausnahme, und sonderbar! an diese Ausnahme hat Sophokles in seiner Tragödie das ganze Gewicht der Entwicklung gehängt. Oder meint man, daß der Dichter die sichtbare Erscheinung eines Gottes für historisch gehalten habe? Wenn er es nicht that und dieses Ereigniß für das nahm, was es war, eine Sage, so war er um so weniger daran gebunden, da ihn der Gebrauch in der Weise, wie er ihn davon machte, zu einer Verletzung der ersten tragischen Regeln verleiten mußte.

Aber auch den Einwand zugegeben, daß in diesem Falle die Sage eben so viel bedeutete, als die Geschichte selbst, wenn nur die Zuhörer daran glaubten: so kenn ich keine Regel die den Dramatiker veranlassen könnte, Geschichte zu schreiben, wie sie ist. Er gebraucht eine historische Thatsache, wie der Bildhauer einen Block von Carrara; ihm ist nicht das Gesetz der gemeinen Wirklichkeit, sondern nur der Wahrscheinlichkeit und der dramatischen Nothwendigkeit vorgeschrieben, und diese dramatische Nothwendigkeit schließt für die Entwicklung jeden Zufall d. h. jedes nicht aus dem causalen Zusammenhange des Ganzen entspringende Ereigniß aus. Denn was Aristoteles an einer andern Stelle, die man dagegen anführen könnte, von unerwarteten Zufällen sagt, welche das Interesse in der Tragödie steigern; so meint er darunter keine solchen, die auf eine gewöhnliche Ueberraschung abzielen, sondern solche, welche wohl den handelnden Personen, nicht aber den Zuschauern unverhofft kommen und den Lauf der Dinge, wie jene ihn erwartet hatten, verändern. Auf diesem Umstande beruht besonders die große Wirkung der Tragödie, denn giebt es irgend etwas, was uns Mitleid, Furcht, Schrecken, Hoffnung, Freude einflößen kann, so ist es das! Hier ist von keiner plumpen Zerhauung des Knotens die Rede und von keinem kindischen Puppenspiel, das man endet, wenn es nicht weiter will; es ist die tiefste Berechnung des Meisters, durch Vermeidung jeder unmotivirten Störung der Entwicklung die Beeinträchtigung jenes Zweckes zu verhüten. Das wußte Sophokles mehr, als irgend einer, ohne bei Aeschylos Vorlesungen über die dramatische Kunst gehört oder eines Stagiriten bedurft zu haben; er wußte wohl — und ich getraute mir, es zu beweisen — daß er mit der Erscheinung des Herakles in der letzten Scene des Philoktet seinen ganzen, schönen Plan zerriß, daß er aus diesem unglücklichen Fürsten in dem Kampfe mit dem entsetzlichen Geschick durch ein solche Wendung eine Marionette machte, die einen widerlichen Eindruck hervorbringt; daß er den Odysseus anlaufen ließ, ohne Rücksicht darauf, wie sehr unsere Achtung vor den geistigen Fähigkeiten desselben fallen, und wie gering unsere Vorstellung von der Klugheit der Götter werden mußte, die einen Dummkopf zur Ausführung ihrer Absichten wählten; daß er unhistorisch wurde, indem er der Geschichte zu treu war; daß wir nicht begreifen können, warum Herakles, wenn er sich einmal so warm für das Schicksal seines Freundes und der Achäer vor Troja interessirt,

zehn Jahre lang diesen Freund und diese Achäer sich umsonst quälen lasse, da die Erhörung beider bei so gestalteten Umständen nicht mehr allein von der Kenntniß des Götterwillens (durch Helenos), sondern von dem Götterwillen unmittelbar abhängt: alles das wußte der Dichter, und was wußte er nicht noch mehr! Und doch bedachte er sich nicht, seinem Kunstwerke eine solche Auflösung zu geben!

Wie man also auch die Sache betrachten mag, mein junger Freund, die fehlerhafte, aller künstlerischen Absicht widerstrebende Entwicklung im Philoktet ist nicht nur nicht wegzuerklären, Sophokles findet auch weder in der Benutzung eines historischen Stoffes, noch in irgend einer Unkenntniß Entschuldigung. Möglich, daß er einen solchen Mißgriff auf seinen Ruhm hin wagte, daß er sich in den Kopf gesetzt hatte, gerade diesen Stoff, vielleicht nur zu einer Probe mit dem tragischen Eindruck eines physischen Schmerzes, für eine dramatische Bearbeitung zu wählen, daß er alle andern Rücksichten aus den Augen ließ und die Fabel nahm, wie er sie fand, zufrieden, die Treue der Charaktere gerettet zu haben. Das Genie hat seine Capricen, und dann fragt es viel nach schulmeisterlichen Regeln! Aber abgesehen, daß es mit dieser Treue, wie ich eben bemerkt habe, nicht sonderlich steht und daß es der (alten) Tragödie für ihren Zweck bei weitem weniger darum zu thun ist, Charaktere, als eine Handlung darzustellen, hat das wahre Genie auch nie seine Capricen auf Kosten seiner Kunst, am wenigsten, wenn es seine letzte Absicht verfehlt und es leicht ist, diese Verfehlung zu vermeiden. Gesetzt, Sophokles hätte dem Philoktet, ganz demselben Philoktet, wie er war, ohne an seinem Charakter auch nur einen Zug zu ändern, den Entschluß eingegeben, seine Rache dadurch zu befriedigen, daß er unter den Achäern erschiene, die ihn so verächtlich behandelt hatten und doch nun gestehen mußten, daß sie ihn nicht entbehren konnten; sollte diese Genugthuung einem griechischen Helden nicht angemessen sein, zumal da er sie nicht auf Kosten des Nationalinteresses sich verschaffte? Neoptolemos hatte ihm das Geschoß zurückgegeben; jetzt, nicht früher, war es seiner würdig, für die Fahrt nach Troja sich zu entscheiden, er that es nicht gezwungen, nicht, um feig ein Leben zu verlängern, das seinen Gehalt verloren hatte, frei war er wieder, und aus freiem Entschluß ging seine Handlung hervor, die mit dem Willen der Götter übereinstimmte. Dieser Ausweg, der so nahe lag, der dem griechischen Stolze so geschmeichelt hatte, und dem dramatischen Zwecke so günstig gewesen wäre: man kann sich schwer überreden, daß ihn Sophokles nicht gesehen haben sollte. Denn in der Regel muß man annehmen, daß der Dichter um einige Grade gescheidter ist, als seine Ausleger.

Es gab jedoch einen zweiten, auf dem, wie es scheint, eben so wenig von den Schönheiten des Stückes hätte geopfert werden müssen, wie auf dem ersten. Hier ist er. Neoptolemos hatte gegen alle Erwartung des Odysseus dem Philoktet die Pfeile wieder zugestellt: was nun thun? Der Dichter brauchte zu den Zügen des Odysseus nur noch einen hinzuzufügen: verstellte Reue; er brauchte ihn nur seine Zuflucht zu der List nehmen zu lassen, dem Philoktet zuzugestehen, daß die Achäer ihm Unrecht gethan hätten, daß sie dafür durch die Fruchtlosigkeit zehnjähriger Anstrengungen bestraft worden, daß er von ihnen gesendet wäre, um mit dieser Erklärung ihm die Unbill gleichsam abzubitten; — sollte es nicht in dem Charakter Philoktets, in seinem ganzen, von der Pein der Krankheit angegriffenen Wesen liegen, ihm Glauben zu schenken und sich nach solcher Genugthuung zu etwas zu entschließen, wozu er sich schon vor zehn Jahren entschlossen hat? Dem Odysseus aber war jedes Mittel recht, wenn es nur zum Ziele führte. Ob einige Anstalten in der Oekonomie des Stücks getroffen, um diesen Ausgang vorzubereiten, ob einige leichte Wendungen im Laufe der Handlung gemacht, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, ob einige Pinselstriche hinzugefügt werden mußten, um die Charaktere für diesen Zweck zu markiren — dies und ähnliches zu bedenken zu geben, würde bei Sophokles nicht nöthig gewesen sein, wenn er nur überhaupt gewollt hätte.

Aber der Dichter hatte noch einen dritten Weg. Gesetzt, man brächte dem Unglücklichen, da am Ende kein Mittel anschlägt, ihn zur Mitfahrt nach Troja zu bewegen, die beglaubigte Versicherung, daß er dort von seinen Leiden würde geheilt werden; — sind diese Leiden nicht stark genug, um der Befreiung willen etwas von seinem Hasse zu opfern? Daß Philoktet — —

Doch, mein junger Freund, jetzt bin ich an dem Punkte angekommen, wohin ich gewollt habe; Sie müssen aber das Ziel von einer andern Seite her betrachten, wenn Sie es deutlich dafür erkennen wollen. Lassen Sie uns noch einen kurzen Umweg einschlagen.

Die Triebfedern, welche auch den Fürsten Philoktet bewogen hatten, sich dem Zuge nach Troja anzuschließen, waren Nationalinteresse, Ruhm und Beute. Von der Theilnahme an der allgemeinen Sache stießen ihn seine Gefährten weg, indem sie ihn aussetzten; Ruhm und Beute, auch anderswo, als vor Ilion zu finden, war sogar mit dem Herakleischen Geschoß eine eitle Hoffnung, da es in seinem Zustande begreiflich nur zur nothdürftigsten Vertheidigung, nicht zum Angriff dienen konnte. Die Heilung war also die nothwendigste Bedingung, und wo konnte er diese Heilung, wo die Pflege, die vielleicht dahin führte, eher und sicherer zu finden hoffen, als in der Heimath? Und wie wahr tritt der Ehrgeiz, der dem Helden eigen ist, in seinen unaussprechlichen, übermenschlichen Leiden vor dem Gefühle des Heimwehs zurück, wie laut ist die Befreiung von seinem Uebel der letzte Zweck seines Lebens, wie füllt sie den ganzen Umfang seiner Wünsche aus! Daher klammert sich der verlassene, von allen menschlichen Wesen weggestoßene Fürst so warm an die erste Hoffnung, die ihm nach zehn Jahren geboten wird, daher in dem argwöhnisch gemachten Herzen das schnelle Vertrauen zu dem Jünglinge, der rührende Erguß seiner Bitte! „Bei deinem Vater, bei deiner Mutter, bei allem, was dir in der Heimath theuer ist, beschwör' ich dich, laß mich in solchen Qualen nicht allein zurück! Entschließe dich, nimm mich mit, wirf mich hin, wohin du willst, in den untersten Raum, an das Steuer, an den Vordertheil des Schiffes, wo ich die Mannschaft am wenigsten quäle. Sieh, zu den Füßen fleh' ich dich an, verlaß mich nicht so schrecklich einsam!" Und als sich's offenbart, daß er hintergangen ist: was soll er im Lager der Achäer vor Troja? Es widersteht ihm, die Verräther zu sehen, selbst dann noch, als er die Pfeile von Neoptolemos wieder erhalten und die freie Wahl hat, zu folgen oder nicht zu folgen; doch nicht sowohl des Vergangenen wegen widersteht es ihm, als der Furcht willen, in einem solchen Zustande noch mehr Schmach von ihnen erdulden zu müssen, der Scham wegen, vor seinen Gegnern in einer solchen Gestalt sich zu zeigen. Was wird er thun, wenn ihm Hoffnung gemacht ist, dieser Furcht und dieser Scham durch seine Genesung ledig zu werden? Wird die Stimme des Ehrgeizes schweigen, wenn die Bedingung gegeben ist, ihn zu befriedigen, oder wird der Grieche, wie ein sentimentaler Bühnenheld des achtzehnten Jahrhunderts, auch dann noch erst nach dem Hause verlangen, wo er jung geworden ist? Er schwankt einen Augenblick, aber nur einen Augenblick, denn wer giebt ihm diese Hoffnung? Derselbe Jüngling, der sein Vertrauen schon einmal getäuscht, derselbe Odysseus, der ihm die Schlingen gelegt und ihn hat fesseln lassen. Was soll es, daß sich Neoptolemos auf den gefangenen Seher beruft und ihm den Ruhm verspricht, Troja zu stürzen? Wenn Philoktet auch geneigt sein sollte, dem Jünglinge zu glauben, was er nicht ist, so glaubt er ihm doch in solcher Umgebung nicht, nicht für solchen Zweck, für solche Männer nicht. Um daher sein Mißtrauen zu überwinden und die Absicht durchzusetzen, welche die ganze Unternehmung veranlaßt hat, bedarf es, da alle Mittel der Ueberredung erschöpft sind und Gewalt nicht mehr anzuwenden ist, weil er die Pfeile wieder besitzt, einer Versicherung aus anderem Munde und von anderem Gewicht. Ich wüßte nicht, welche andere Beglaubigung unter solchen Umständen gegeben werden könnte, als eine göttliche, und diese göttliche Verheißung tönt von den Lippen seines Wohlthäters Herakles. „Erst Genesung, dann Ruhm und Beute" ist ihr Inhalt. Jetzt kommen keine Zweifel mehr auf, er ist wieder, was er gewesen: Held, und seine Heimath sucht er nun erst auf dem Umwege der kriegerischen Ehre. Daher kein Wort mehr von irgend einem Bedenken, keine Spur mehr von einem Gefühl des Heimwehes, keine Laute mehr, als die wehmüthig frohen Laute des Abschieds von dem Orte seiner Leiden und die Aeußerung des Wunsches nach einer glücklichen Ueberfahrt nach Troja. „Leb' wohl, mein Haus, mein Schutz, und ihr Quellen umher, und du mein Gebirg, du ringsumwogtes Land, lebt wohl! Gebe der Lenker des Geschicks eine gefahrlose Meerfahrt!" Dieser plötzliche Uebergang — wie unnatürlich, todt und puppenhaft wär' er, wenn in der göttlichen Erscheinung nichts weiter läge, als das Mittel, der Verwicklung ein Ende zu machen, und das Geständniß des Dichters, daß er sich nicht anders habe helfen können! Wie psychologisch richtig, wie seelenvoll und ergreifend ist er, wenn die Verheißung, wie wir gesehen haben, nur die Erfüllung jenes tiefen, durch Noth und Leiden, List und Betrug zurückgedrückten Heldenwunsches ausspricht! Welch' verächtliches Kinderspielzeug der Götter wäre Philoktet, wenn Herakles nichts wäre, als der Ueberbringer eines Tagesbefehles; welche Aussöhnung zwischen Schicksal und Menschenwürde, da er nur der Verkündiger einer höhern Verheißung ist!

Wenden Sie mir nicht ein, mein Freund, was Wilhelm Schlegel sagt: Der alten Tragödie „absoluter Anfang ist Bewahrung der Freiheit, die Anerkennung der Nothwendigkeit ihr absolutes Ende." Denn wenn Sie damit sagen wollen, daß diese Grundidee der griechischen Tragödie aus dem Philoktet verschwände, sobald man annähme, daß die Erscheinung des Herakles nur eine höhere Verbürgung sei; so sind Sie im Irrthum. In dem Helden des Stückes sind zwei Personen verei-

nigt: eine davon ist Werkzeug zur Bestrafung eines Frevels (des trojanischen Königssohnes); die zweite leidet selbst Strafe für ein Vergehen an einer geheiligten Stätte, in beiden spricht sich die (moralische) Weltordnung oder das Weltgrundgesetz aus. Um seine Sendung, die ihm mit den Pfeilen des Herakles gegeben war, zu erfüllen und die beleidigte Ordnung an dem Beleidiger zu rächen, mußte Philoktet selbst erst mit ihr versöhnt, die Zeit der Büßung mußte abgelaufen, die sittliche Läuterung in der demüthigen Anerkennung jenes Grundgesetzes mußte eingetreten sein. Sie ist es, und zur Sicherheit giebt ihm der göttliche Bote selbst noch in seinen letzten Worten die Warnung mit, die Philoktet früher hätte bedenken sollen: „Seht euch wohl vor (wenn ihr Troja erobert), daß ihr das Göttliche achtet, denn das will Zeus vor Allem, nie stirbt mit dem Menschen die Götterfurcht." Weit entfernt also, daß jene Idee durch die Art, wie ich mir die Entwicklung erkläre, aus der Handlung verwischt würde, tritt sie nur desto schöner in der *Versöhnung* des Schicksals hervor und bezeichnet zugleich den Unterschied zwischen dieser und andern Tragödien im engern Sinne, in welchen der Mensch dem Kampfe mit dem Geschick unterliegt. Wie befriedigend ist nun die Auflösung, wie künstlerisch sind die Gesetze befolgt, die aus der Natur der dramatischen Poesie hervorgehen, wie nothwendig gefügt ist eins in das andere!

Aber ich gehe noch einen Schritt weiter, mein junger Freund; ich behaupte nicht nur, daß Herakles kein Deus ex machina, sondern auch, daß der Deus ex machina kein Herakles sei. Dieser Gott soll in den Lüften erscheinen, was man nun so unter Lüften versteht, in den Wolken oder in dem Himmel, wie Sie wollen, — wo aber hat Sophokles das geschrieben? In den Worten des Herakles selbst? Eben diese Worte sind es, die — man nicht hätte glauben sollen. Ich erkläre mich.

Dieses dramatische Kunstwerk gehört unter die wenigen aus dem griechischen Alterthume, wo die Verwicklung auf der *Intrigue* beruht. Odysseus legt gleich in der ersten Scene den listigen Plan auseinander, Philoktet zu fangen; in einem schlauen Accord mit der Tugend verleitet er den biedern Jüngling Neoptolemos zu einer Täuschung, wartet hinter der Scene den Erfolg ab und hält schon einen zweiten Betrug in Bereitschaft, um den ersten zu unterstützen: ein Kundschafter muß sich in einen Kaufmann verkleiden, und das Mährchen, das er erzählt, klingt recht glaubhaft, wenn man in einer Lage ist, wie Philoktet. Ein Mann, der so erfinderisch in den Mitteln und so wenig nachdenklich über den Werth derselben ist, der das ganze Glück der Unternehmung auf den Schultern trägt und wohl weiß, daß eine falsche Bewegung es abwerfen kann, — ein solcher Kopf ist nicht verlegen, eine dritte Betrügerei auszusinnen, und schrickt am wenigsten da vor Schwierigkeiten zurück, wo es nichts weiter gilt, als Komödie zu spielen. Als er daher sieht, daß die Sache schief geht, daß er sich in dem Gedanken, der Unschuld die Ausführung eines Bubenstückes zu übergeben, verrechnet hat, daß Gewalt nicht räthlich ist, wo er sie anwenden, noch weniger, wo er sie nur mit Gefahr anwenden kann, glaubt man, daß er einen Augenblick sich bedenke, selbst einen Gott vorzustellen oder einen andern vorzuschieben und hinter ihm den Souffleur zu machen, oder hält man ihn im Ernst für fähig, mit einer Drohung das Spiel aufzugeben, wie ein Knabe, der sich nicht mehr zu helfen weiß? Kurz, ich bin der Meinung, daß derjenige, welcher in der Glosse für den Schauspieler die Ankündigung eines (poet.) wahrhaftigen Gottes gefunden hat, weder den Charakter des Odysseus, noch die Natur eines solchen Stückes, noch überhaupt die gar nicht undeutlich angedeuteten Absichten des Dichters verstanden habe. *Herakles ist niemand anders, als Odysseus oder sein Helfershelfer.*

Wenn das ganze Wesen dieses Drama's und der Charakter des Odysseus, ja selbst Philoktets, der „nie (menschlichen) Worten folgt, noch mit Gewalt gewonnen wird," auf den Gebrauch eines solchen äußersten Mittels hinweisen; so thun es die Construction des Stückes und die Worte des Pseudo-Herkules nicht weniger. Man denke sich in die Stituation. Neoptolemos kehrt auf dem Wege nach den Schiffen um, plötzlich, ohne daß Odysseus den Grund weiß, um dem Betrogenen sein Geschoß zurückzugeben; mit diesem Entschluß erscheint er wieder auf der Bühne, Odysseus folgt ihm, redet ihm zu, sucht ihm Furcht vor der Rache der Achäer einzuflößen, greift selbst an das Schwert, zieht sich aber sogleich zurück, sobald Neoptolemos dasselbe thut, und geht mit der Erklärung ab, daß er dem Heere diese Nachricht bringen werde, damit es ihn züchtige. Geht er wirklich? Nein, er kommt zurück und zwar in dem Momente, als Philoktet den Bogen wieder in Empfang nimmt. Weit kann er also nicht gewesen sein, und was mag er unterdeß vorgenommen haben? Oder hat der Dichter ihn nur auf einige Augenblicke fortgeschafft, um keine Störung in die Rückgabe der Pfeile zu bringen? Man denkt immer gering von einem Dramatiker, wie Sophokles, wenn man annimt, daß er nur seine Bequemlichkeit im Auge habe. Odysseus wendet sich, unstreitig nicht in der besten Laune, nach den Schiffen, aber er besinnt sich, er beschließt, noch einen Versuch zu machen, und ruft ihnen die Protestation schon aus der Ferne zu; doch es ist zu spät, das Geschoß ist zurückgegeben, und ihm bleibt nichts übrig, als so schnell wie möglich das Feld zu räumen, denn Philoktet legt schon an und wird nur von Neoptolemos zurückgehalten. Aber wie tritt er ab? Mit der Versicherung, er werde Philoktet mit Gewalt nach Troja führen, möge Neoptolemos wollen oder nicht. So geht er und erscheint nach der gewöhnlichen Annahme nicht wieder; er verschwindet aus dem Spiele, mit ihm die Triebfeder des Ganzen. Kann der Dichter es wirklich so gemeint, sollte er keine Absicht mit des Odysseus Worten, seiner Ankündigung von Gewalt, verbunden haben, als die, ihn als einen leeren Bramarbas hinzustellen? Ich müßte mich sehr irren, oder Sophokles hat mit der, außerdem völlig zwecklosen, Wiederkehr des Odysseus und seiner Erklärung den Zuhörer auf etwas vorbereiten wollen, was er ihm mit deutlicheren Wort nicht sagen darf und nun nicht mehr zu sagen braucht. Unter dieser Gewalt, mit welcher er droht, meint Odysseus keine andere, als die höhere, den Befehl eines Gottes, des Herakles selbst, und geht hinaus, um ihn sogleich vorzustellen oder vorstellen zu lassen. Alles ist günstig: die Scene spielt im Freien vor einer Höhle, die in einen Hügel hineingeht; Neoptolemos ist jung und unerfahren, Philoktet schon durch sein Verhältniß zu Herakles und durch lange Leiden für den Glauben an eine göttliche Erscheinung empfänglich gemacht, beide sind durch die außerordentlichen Vorgänge im Innersten aufgeregt, kein Zeuge ist da, der durch skeptische Aeußerung die Ueberraschung stören könnte, der wiederholte Versuch Neoptolem's, Philoktet zur Fahrt nach Troja zu überreden, läßt ihm, Odysseus, Zeit, die scenischen Anordnungen für seinen Herakles zu treffen. Ich wüßte nicht, was dem intriguanten Griechen näher liegen sollte, als eine Maske. Er erscheint als Herakles *auf der Anhöhe*: „Nicht weiter, bevor du andern Ausspruch vernommen hast! Du hörst Herakles' Stimme, du erblickst sein Bild; deinetwegen bin ich aus den himmlischen Höhen hernieder gestiegen, um dir den Rathschluß Gottes zu verkünden!"

Das mußte in einem solchen Momente wirken, nichts Anderes konnte es besser; aber hätte der wahre Herakles so gesprochen? Wozu erst die feierliche Versicherung, daß er es sei, da Philoktet ihn nur zu wohl kannte an Gestalt und Stimme, und die Himmlischen sich nicht verwandeln? *Der* Herakles, der hier erscheint, mußte befürchten, nicht erkannt zu werden, und daher schickt er die Ankündigung voraus; statt zu befehlen, wie es der Bote eines Götterrathes gethan hätte, überredet er, er verspricht alles, was dem Philoktet eben wünschenswerth war, um in den Neigungen des Unglücklichen nicht erst einen Widerstand überwinden zu müssen; er wendet sich an Neoptolem zugleich mit, da er sie beide zugleich braucht; zum Schluß empfiehlt er Eile, nach zehn schrecklichen Jahren endlich Eile, weniger Philoktets, als seiner wegen. Der Schlaukopf, der den Genuß des Sieges wohl kennt, wenn auch der Weg dahin nicht viel taugt, und der mit dem Augenblick über den Werth der Tugend unterhandelt auf die Aussicht hin, daß man in Zukunft ein Muster der Rechtschaffenheit werden könne, hört sogleich auf, seine Beredtsamkeit weiter zu entfalten, sowie er den guten Erfolg bemerkt. So zögert nicht, der Wind ist günstig! ist alles, was er noch sagt; der Zweck ist erreicht, und dieselbe Triebfeder, welche die Handlung in Bewegung gesetzt hat, bringt sie auch zum Schlusse: die Intrigue löst, was sie verwickelt hat, und Odysseus rettet Namen und Charakter. Auf Philoktet aber hat die *Beschaffenheit* der Erscheinung keinen Einfluß, sobald er nur den Gott *glaubt*, der sich verkündet; für ihn ist die Offenbarung *wahr*, und eines weitern bedarf es nicht.

Eine andere Frage ist, ob der letzte Eindruck dieser Täuschung geeignet sei, die Forderungen unsers sittlichen Gefühls zu befriedigen. Denn je mehr in der gemeinen Wirklichkeit die Genugthuung, welche unser moralischer Wunsch für die Tugend, die gedrückte oder gefallene und büßende in Anspruch nimmt, dem irdischen Auge entschwindet, oder je weniger es fähig ist, aus dem engen Gesichtskreise des Besondern hinauszugehen und an der endlosen Kette von Ursach' und Wirkung hin in dem Allgemeinen die Vollstreckung der sittlichen Gesetze zu erblicken, desto verlangender sucht es sie in der Kunst, die es auf sich hat, aus dem unentwirrbaren, in tausend Gestaltungen und Richtungen durch einander fluthenden Leben und Weben eine einzelne Handlung, aus dem Weltmeer einen Tropfen, herauszunehmen und in der weisen Verknüpfung von Anfang und Ende als ein für sich bestehendes Ganze wie eine Weltgeschichte hinzustellen. In dieser Beziehung ständ' es schlimm mit meiner Erklärung. Denn das Mitleid, das wir dem Philoktet ohnedieß um so bereitwilliger widmen, da wir sein Vergehen einem Irrthume beimessen und die Unsicherheit in der Bestimmung menschlicher Strafen für Sünden an der Gottheit kennen, würde sich in einen herben, völlig unkünstlerischen Schmerz bei dem Anblick

eines Unglücklichen verwandeln, der bis zum letzten Moment der Spielball eines Betruges bleibt. In einer Art von moralischer Verstimmung würden wir uns abwenden und, der eigenen Schwachheit uns bewußt, an den Himmel gleichsam die trostlose Frage richten, ob er durch eine solche Büßung für ein solches Vergehen noch nicht versöhnt werde und dem Menschen die Rechte seiner Freiheit zurückgeben wolle. Ich sage, es stände schlimm mit meiner Erklärung oder, in so fern sie richtig ist, mit dem Kunstwerke, wenn dieses Ende wirklich das Ende wäre. Aber eben die Täuschung ist es, was den Thessalier aus dem Labyrinthe seiner Leiden der lang ersehnten Erlösung entgegenführt; des schlimmen Mittels bedient sich Odysseus nur, um den Zweifel Philoktets an der Gnade des Himmels zu überwinden, denn sie ist verkündet, er glaubt ihr nur nicht, weil er den Verkündiger nicht glaubt. Weit entfernt, ihn zu bedauern, daß er das Spiel an die List verliert, würden wir ihn beklagen, wenn er es gewönne. Hier liegt die Befriedigung unsers sittlichen Verlangens.

Jetzt nun, da ich am Ziele bin, wollen Sie noch eine Erklärung, mein Freund, warum ich Sie erst durch eine Reihe von scheinbaren Beweisen für die Behauptung durchgeführt habe, daß Sophokles seinen Philoktet stümperhaft entwickle, warum ich den Dichter nur vor den Richterstuhl des Aristoteles gezogen und keines Andern? Fragen Sie mich nichts weiter, aber bewahren Sie jene Pietät, die über den Vorzügen großer Männer ihre Fehler nicht übersieht, vor Allem jedoch untersucht, ob es Fehler seien. Denn das fordert die Gerechtigkeit, am stärksten dann, wenn sich die Angeschuldigten nicht mehr vertheidigen können. Leben Sie wohl!

Heinrich Pantaleon

ward am 13. Junius 1522 zu Basel geboren, studirte zu Heidelberg, Ingolstadt und Basel Theologie, wurde bald Diaconus, gab aber seine Stelle wieder auf und widmete sich nun der Medicin. Im Jahre 1553 wurde er zu Valence zum Dr. med. promovirt, erhielt 1556 die Professur der Dialektik und Physik zu Basel, wurde 1558 Dekan der medicinischen Facultät und starb am 3. März 1595 daselbst.

Wir besitzen von ihm:

Teutscher Nation Heldenbuch. Basel 1568—70, 3 Bde. Fol.

Beschreibung der uralten Stadt und Graffschaft Baden sammt ihren heilsamen Bädern. Basel 1580.

Er übersetzte auch ins Deutsche:

Sleidanus Historie vom Zustand der Religion und des Staats unter Karl V.

Paul Jovius histor. Schriften rc.

P's Heldenbuch ist eine, namentlich für seine Zeit, treffliche und bedeutende Arbeit, deren Herausgabe in einem unseren Tagen angemessenen Gewande ein verdienstvolles Werk wäre. Es erschien auch in lateinischer Sprache.

Samuel Christian Pape,

geboren am 22. November 1774 zu Lesum im Bremenschen, studirte Theologie und ward zweiter Prediger der Gemeinde zu Nordleda im Lande Hadeln, wo er am 5. April 1817 starb.

Er schrieb:

Hiob, übers. u. mit Vorrede von J. G. Eichhorn. Göttingen 1797.

Gedichte, mit einem biograph. Vorworte von Fr. de la Motte Fouqué. Tübingen 1821.

Ein überaus anmuthiges poetisches Talent, dessen gelungene Leistungen bei weitem nicht so bekannt geworden sind, wie sie es verdienen. Am glücklichsten in lyrischen Poesien durch Frische, Anmuth, Reichthum der Phantasie und Wohllaut, hat P. namentlich auch einige ganz vortreffliche Balladen und Romanzen hinterlassen, die sich dem Besten, das wir in dieser Gattung besitzen, würdig anreihen.

Romanzen und Balladen von Sam. Christian Pape.

Des Gefangenen Ahndung.

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da blickt' ich still hinab;
Drei Männer stehn so traurig —
O Thürmer, wie so schaurig!
Ist wahrlich dort ein Grab!

„Ich seh drei Junggesellen
Mit Spaten in der Hand,
Sie pflanzen dort in Reihen
Am Kirchhof junge Maien
Wohl zur Kapellenwand."

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da hör' ich Grabgesang;
Das hallt so dumpf und traurig —
O Thürmer, wie so schaurig!
Ist wahrlich Todtenklang.

„Ich hör' von ferne läuten
Durch Regen und durch Sturm;
Ich hör' die Jungfrau singen,
Die Feierglocken klingen
Wohl vom Kapellenthurm."

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da weht ein schwarzes Tuch;
Die Menge wallt so traurig —
O Thürmer, wie so schaurig!
Ist wahrlich Leichenzug!

„Ich seh den Pfaffen wallen
Den Kirchensteig hervor;
Ich seh die Menge gehen,
Frohnleichnamsfahnen wehen
Wohl am Kapellenthor!"

O nein, o nein! sie senken
Den schwarzen Sarg hinab!
Die Sterbeglocken hallen,
Die Grabgesänge schallen —
Ist meines Liebchens Grab!

Wohl über wenig Tage,
Ein Tag ist bald vorbei,
Dann klagt nicht mehr der Ritter
Am dunkeln Sklavengitter,
Dann bin ich los und frei!

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da sehn' ich mich hinab;
Bald siehst du, Thürmer, traurig,
Von deiner Warte schaurig
Auch auf des Ritters Grab!

Der kühne Schiffer.

Das Ufer wogt im wilden Nord,
Die Felsen hallen rings umher,
Der kühne Schiffer stand am Bord:
„Ihr Männer, auf ins Meer!

„Ins schöne Frankreich fahren wir,
Im reichen England kehr' ich ein.
In England trinkt ihr braunes Bier,
In Frankreich kühlen Wein!"

Und als das Segel rauscht' im Wind
Und als am Mast das Segel schwoll,
Da rief ihm noch sein einzig's Kind
Vom Ufer Lebewohl!

„Du könntest gehn im grünen Wald,
Am Blumenbach, so hell und klar.
Nun weht der Abendwind so kalt
Dein silberweißes Haar!

„„Du könntest ruhn die dunkle Nacht
In deinem warmen Kämmerlein.
Nun wachst du noch, wann Niemand wacht,
Im grausen Mondenschein!"" —

O Mädchen, still! Bei Helgoland,
Bei Helgoland, im tiefen Meer,
Da ruht dein Vater rechter Hand,
Die Männer um ihn her.

Die Lautensängerin.

Draußen auf der braunen Heide,
Linker Hand zum Thor hinaus,
Unter einer Pappelweide
Liegt ein kleines Schäferhaus.

Wo die hohen Pappelbäume,
Wo das stille Hüttchen liegt,
Wurd' ich oft in süße Träume
Unter Thränen eingewiegt.

In der Hütte wohnt' ein Mädchen,
Eine Lautensängerin.
Oefters ging ich aus dem Städtchen
Nach den Pappelweiden hin.

Mußte dann das gute Mädchen
An der Thür mich wandern sehn,
Ließ es wohl das Spinnerädchen
In der Myrthenlaube stehn,

Nahm wohl seine süße Laute
In die zarte, weiße Hand,
Spielte, bis der Abend graute,
Bis der Mond am Himmel stand.

Und sie sang von ihren Thränen,
Und von treuer Liebe Noth,
Wie die Liebenden sich sehnen
Nur nach Grabgeläut' und Tod.

Daß sie wiederfinden wollte
Ihren Liebsten, der sie kennt,
Wo ihrs Niemand wehren sollte,
Wo kein Tod sie wieder trennt.

Vieles hat sie schon getragen;
Willig trägt sie's; aber dann
Allen Engeln will sie's klagen,
Was sie litt von Jugend an. —

Meine Thränen flossen immer,
Immer naht' ich ihr so gern;
Aber, ach! ich wagt' es nimmer,
Denn die Mutter war nicht fern.

Mußte bald das Hüttchen meiden,
Wo das gute Mädchen wohnt:
In die Fremde mußt' ich scheiden,
Weh mir! im Septembermond.

Monde gingen mir vorüber,
Sieben Monde gingen hin,
Immer dacht' ich noch hinüber
An die Lautensängerin.

Und die Vöglein sangen Lieder,
Und der schöne Lenz begann;
Und im Maien kam ich wieder
In der lieben Heimath an.

Täglich ging ich aus dem Städtchen,
Nach den Pappelweiden hin,
Nach der Hütte, nach dem Mädchen,
Nach der Lautensängerin.

Konnt' ich doch das gute Mädchen
Nimmer vor der Hütte sehn!
Sah ich doch kein Spinnerädchen
In der Myrthenlaube stehn.

Hörte keine süße Laute
Von der zarten weißen Hand,
Harrend, bis der Abend graute,
Bis der Mond am Himmel stand! —

Da gedacht' ich ihrer Thränen,
Und der treuen Liebe Noth,
Wie die Liebenden sich sehnen,
Nur nach Grabgeläut' und Tod.

Heimlich in der Abendstunde
Ging ich nun zum Kirchhof hin,
Und der Kirchhof gab mir Kunde
Von der Lautensängerin.

Die Schäferin vom Lande.

Es ritt ein Junker, schön und fein,
Durch einen grünen Wald;
Und als es war um Abendschein,
Und als er kam zum Kirmeßreihn,
Da tanzte Jung und Alt.
Die Schäferin vom Lande
Gefiel dem Junker bald.

„Küss' mich, du schöne Schäferin,
Mit deinem Rosenmund!
Mir ist so weh in meinem Sinn,
All meine Ruh nahmst du dahin;
Mach du mich nun gesund!
Die Schäferin vom Lande
Lieb ich von Herzensgrund!" —

„„Geh du nur hin, du stolzes Blut,
Mit deinem Jägerstaat!
Dein Herzchen wird wohl wieder gut,
Jagst du zu Roß mit Junkers-Muth
Durch Korn und Waizensaat.
Die Schäferin vom Lande
Weiß keinen bessern Rath!""

Und als die kühle Nacht anbrach,
Und er zu Rosse saß,
Sann er des Mädchens Rede nach;
Und was sie that und was sie sprach,
Macht' ihm sein Auge naß.
Die Schäferin vom Lande
Er nimmermehr vergaß!

Joh. Pappus

wurde am 16. Januar 1549 zu Lindau geboren, war Dr. und Professor der Theologie, Kanonicus, Prediger am Münster und Präsident des Kirchenconvents zu Straßburg und starb am 30. Julius 1610.

Er ist Verfasser des bekannten Liedes

Ich hab meine Sach Gott heimgestellt etc.

das vielen frommen Gemüthern, selbst noch in der neuesten Zeit, zum Troste und zur Erbauung gereichte, und in fast alle Gesangbücher deutscher christlicher Gemeinden übergegangen ist.

Patrick-Peale, s. G. A. von Seckendorf.

Johann Samuel Patzke

ward am 24. October 1727 zu Frankfurt an der Oder geboren, studirte unter sehr drückenden Verhältnissen in seiner Vaterstadt und in Halle Theologie, wurde 1755 Prediger zu Stolzenberg, 1759 zu Linzen in der Neumark, 1762 zu Magdeburg und später erster Prediger an der heiligen Geistkirche und Senior des Ministeriums der Altstadt daselbst. Gegen das Ende seines Lebens, welches am 14. December 1787 erfolgte, legte er seine Aemter nieder.

Er schrieb:

Gedichte. Halle 1750, 8.
Des P. Terenzius Lustspiele, aus d. Latein. übers. rc. m. K. Halle 1753, 8.
Lieder und Erzählungen. 3 Thle. Halle 1754, 8.
Virginia, ein Trauerspiel. Frankfurt u. Leipzig 1755.
Freundschaftliche Briefe. Frankfurt u. Leipzig 1760; n. Aufl. u. d. Titel: Briefe von dem Verfasser des Greises. Leipzig 1767, 8.
Der Greis. Eine Wochenschrift. 16 Thle. Magdeburg 1763—69, 8.; n. A., 4 Bde. Leipzig 1781, gr. 8.
Der Wohlthäter. Eine Wochenschrift. 6 Thle. Magdeburg 1772—73, 8.
Wöchentliche Unterhaltungen. 3 Thle. Magdeburg 1777—79, 8.
C. Cornel. Tacitus Werke, a. d. Latein. 6 Thle. Magdeburg u. Halle 1771—77, gr. 8.
Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, Religion und Glückseligkeit. 3 Thle.; n. A. Leipzig 1779—83, 8.
Musikalische Gedichte nebst einem Anhange einiger Lieder für Kinder. Magdeburg u. Leipzig 1780, kl. 8.
Sammlung einiger Predigten über verschiedene der gewöhnlichen sonntäglichen Texte. 3 Thle. Berlin 1760—65, gr. 8.
Predigten über die Evangelien durch das ganze Jahr. 2 Thle. Magdeburg 1774 u. 75, 4.
Predigten über die Episteln rc. 2 Thle. Magdeburg 1777, 4.
Auswahl einiger seiner Predigten rc. Magdeburg 1789, gr. 8.

Nach seinem Tode erschienen:

Patzke's hinterlassene Predigten über evangelische und epistolische Texte. Berlin u. Libau 1789, gr. 8.
Auswahl der vorzüglichsten Kanzelreden rc. über die Evangelien. Dessau 1794, 8.

Durch seine asketischen Schriften und seine Predigten, welche sich durch Wärme, Kraft, Faßlichkeit und gute Diction höchst rühmlich auszeichnen, erwarb sich P. zu seiner Zeit einen sehr geachteten Ruf und große Beliebtheit. Von minderem Werthe sind seine poetischen Arbeiten, doch hat er hier die Cantate und das religiöse Lied mit Glück behandelt.

Jean Paul, s. J. P. F. Richter.

Johann Pauli

lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und war Lesemeister im Barfüßerkloster Tann zu Straßburg.

Er schrieb:

Schimpf und Ernst. Straßburg 1525, Fol. Augsburg 1536, 1544.

und es ist dies eine Sammlung von 700 Erzählungen, welche später, ihrer kernigen Weise und seines den Zeitgenossen interessanten Inhaltes wegen, Volksbuch geworden. P. war auch der erste Uebersetzer der Predigten Joh. Geyler's über Seb. Brant's Narrenschiff. Seine Uebertragung erschien zu Straßburg 1520 in Folio. —

Heinrich Eberhardt Gottlob Paulus

ward am 1. September 1761 zu Leonberg in Württemberg geboren, studirte zu Tübingen Theologie, wurde 1789 Professor der morgenländischen Sprache, 1794 ordentlicher Prof. der Theologie zu Jena, kam dann 1804 in gleicher Würde nach Würzburg, war von 1808—11 Kreisschulrath zu Bamberg, Nürnberg und Ansbach und ist nun seit 1811 mit dem Titel eines geheimen Kirchenrathes Professor der Theologie und Philosophie zu Heidelberg.

Wir besitzen von ihm:

Einheit, Geistigkeit Gottes und Glaube. Predigten. Lemgo 1788.
Neues Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur. Jena 1790.
Memorabilien. Leipzig 1791—96, 8. St.
Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient. 7 Thle. Jena 1792—1803.
Philosophischer, krit. u. histor. Commentar über das N. T. 2 Bde. Lübeck 1800—1805.
Bened. de Spinoza opera omnia. II. Vol. Ibid. 1803.
Beiträge zur Verbesserung des jüdischen Glaubens. Frankfurt 1817.
Die heidelberger akademische Säcularfeier der Reformat. Heidelberg 1818.
Sophronizon. Frankfurt 1818, Fol.
Theologisch-exegetisches Conservatorium. Frankfurt 1822, Fol.
Der Denkgläubige. Heidelberg 1825, Fol.
Kirchenbeleuchtungen. Heidelberg 1827, Fol.
Das Leben Jesu. 2 Thle. Heidelberg 1828.
Rechtserforschungen. 3 Hfte. Heidelberg 1824—25.
Berichtigende Resultate aus dem neuesten Versuche des Supernaturalismus gegen den biblisch-christlichen Rationalismus. Wiesbaden 1830.
Einzelne Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w.

Paulus außerordentliche Verdienste im Kampfe für Licht, Wahrheit und Recht, vorzüglich auf dem Gebiete der rationalistischen Theologie und namentlich der Exegese, genügend zu würdigen, ist hier nicht der geeignete Raum. Er hat sich zugleich auch nicht minder rühmlich als rechts- und staatswissenschaftlicher Schriftsteller ausgezeichnet und überall das Wort für seine Ueberzeugung mit männlicher Unerschrockenheit, wissenschaftlichster Gründlichkeit und allgemein faßlicher Klarheit zu führen gewußt.

Karoline Paulus

ward am 14. Sept. 1767 zu Schorndorf geboren, ist eine Tochter des Oberamtmanns G. F. Paulus, und seit 1789 an den geheimen Kirchenrath H. E. G. Paulus zu Heidelberg verheirathet. Auf ihren Schriften nennt sie sich Eleutheria Holberg.

Wir besitzen von ihr:

Wilh. Dumont. Lübeck 1803; n. A. 1808.
Adolf und Virginie, oder Liebe und Kunst. Nürnberg 1808.
Natalia Perou und Voltaire's Semiramis. Nach dem Franz. Nürnberg 1811.
Erzählungen. Heidelberg 1823.

Reiche, lebendige Phantasie, Feinheit des Geistes, Scharfsinn in der Entwickelung der Charaktere und eine anmuthige Darstellung haben ihren erzählenden Schriften einen bleibenden Werth verliehen.

Der Ring*).

Durch den Bankerot von mehreren angesehenen Handelshäusern verlor Herrmann sein ganzes Vermögen, gerade da er das Glück seiner einzigen Tochter Lydie durch die Verbindung mit einem reichen, gebildeten Kaufmannssohn in Leipzig aufs Dauerhafteste zu begründen hoffte.

Lydie hatte den ihr von beiden Vätern bestimmten Bräutigam noch nie gesehen. Sie war entschlossen, den Wünschen des ihrigen, an dem sie, seit dem Tode ihrer geliebten Mutter, mit verstärkter Zärtlichkeit hing, mit Ergebung zu folgen, was ihr um so leichter wurde, da noch keine frühere Neigung ihr junges unerfahrnes Herz beschäftigte.

Herrmanns Unglück vernichtete auch diesen Plan, an welchem der verarmte Mann seine letzte schwache Hoffnung geknüpft hatte. Ein Brief von dem alten Ruhberg nahm die abgeschlossene Verbindung, wie ein durch die Umstände aufgehobenes Pactum, zurück.

Lydien konnte der Verlust eines Mannes, den sie nicht kannte, nicht schmerzen; aber tief rührte sie der Jammer ihres Vaters, der bei der niederschlagenden Nachricht in laute Klagen ausbrach. „Es ist schrecklich," rief er, „wenn dem liebenden Vater mit dem eigenen Glück auch alle Mittel verschwinden, für sein geliebtes Kind zu sorgen! Ich habe für manchen Fremden mit Eifer und Erfolg gearbeitet; und nun, da mein einziges Kind die Früchte meiner vieljährigen Bemühungen erndten sollte, zertritt mir das rohe Schicksal den letzten Samen meiner aufkeimenden Hoffnung."

„Lieber Vater," fiel Lydie tröstend ein, „noch wissen Sie nicht, ob nicht aus dem verheerten Felde ein zerstreutes verborgenes Körnchen für Ihre Tochter aufblühen wird. Sie haben bis jetzt so treu für mich gesorgt; werden Sie nicht muthlos, daß der Himmel nun auch meine Kräfte zur Thätigkeit aufruft. Mein dankbares Herz folgt diesem schönen Rufe so gerne. Durch Ihre Güte habe ich mir mancherlei Kenntnisse und Fertigkeiten erworben. Was ich nur als Spielerei gelernt habe, erhält nun einen doppelten Werth durch die Nothwendigkeit der einträglichen Anwendung."

„Das heißt mit andern Worten: Du willst für Geld nähen, sticken, malen, Unterricht geben, um Deinen verarmten Vater zu erhalten. Nein, meine geliebte Lydie, dahin darf es nicht kommen. Hätte ich darum alle meine Thätigkeit zur Erreichung meines Lieblingswunsches, Dich reich und reicher, glücklich und glücklicher zu machen, angestrengt, um mitten auf dem Wege zu dem schönen Ziele, bei dem ersten gefährlichen Sturme muthlos umzukehren, und das einzige Wesen, auf das ich die ganze Fülle meiner Liebe zu der früh verlornen Gattin fortpflanzend einimpfte, in Niedrigkeit und Armuth zurückzuführen?"

„Ein Vater, wie Sie, ersetzt jeden andern Verlust reichlich. Und gewiß, glauben Sie mir, ich würde ohne die mindeste Bekümmerniß den gegenwärtigen ertragen, wenn dadurch nur Ihre Zufriedenheit nicht gestört würde."

„Ich vergebe Deiner Jugend diese Sorglosigkeit. Noch bist Du nicht völlig aus den Träumen der Kindheit erwacht. Du stehst an dem Eingange einer Dir unbekannten Welt, und Dein kindlicher Sinn begreift noch nicht, wie unheilbringend mein gesunkener Glückszustand in Dein werdendes Schicksal eingreift, und welchen mühseligen Verhältnissen das schutzlose Mädchen entgegen geht. Deine Unmündigkeit kann mir noch keine von den Sorgen abnehmen, die der reiferen väterlichen Einsicht angewiesen sind. Weder meine Jahre noch meine Kräfte widersetzen sich einem neuen angestrengten Versuch. Ich besitze noch einen geheimen kleinen Fond, mit dem ich mein merkantilisches Glück zum zweitenmale aufrufen werde. Meine Gläubiger sollen darunter nicht leiden, sondern nur später und dafür auch gänzlich befriedigt werden. Allein an unserm gegenwärtigen Aufenthaltsort kann ich diesen Talisman nicht benutzen. Nur eine große Handelsstadt kann meiner Thätigkeit die erforderlichen Mittel gewähren. Darf ich voraussetzen, daß meine gute Lydie meine Unternehmungen durch eine Aufopferung von ihrer Seite unterstützen wird?"

„Alles, mein geliebter Vater, alles, was zu Ihrer Beruhigung beitragen kann, werde ich mit Freuden thun."

„Nun denn," sagte er erleichtert, „wir müssen uns trennen, um uns glücklicher wiederzusehen. Ich kann nicht voraussehen, was die Umstände mir in der Ferne gebieten werden, und werde beruhigter meine Geschäfte verfolgen können, wenn ich allein bin, als wenn ich meine Aufmerksamkeit zwischen ihnen und der Sorge für Deine Gegenwart theilen müßte. Du hast aus Liebe zu mir jedem irdischen Vortheile auf immer entsagen wollen; ich fordere dagegen nur, daß Du Dich einer vorübergehenden Entsagung unterwerfest, die ich aufs Möglichste abkürzen werde. Willst Du es Dir wohl gefallen lassen, die Zeit meiner Abwesenheit bei meiner Schwester in Leipzig als Gesellschafterin ihrer beiden Töchter zuzubringen? Ich habe so oft im Sinne gehabt, diese Schwester mit Dir zu besuchen; jetzt danke ich dem Zufall, daß es nie geschah, daß sie Dich nicht kennt und daß Du unter einem erborgten Namen bei ihr sein kannst. Denn kaum würde ich den Gedanken ertragen können, daß Lydie Herrmann in einem erniedrigten Glückszustande dem Manne begegnen könnte, der ihre Hand zurückgewiesen hat."

So wenig auch dieser Vorschlag mit Lydiens Neigungen zusammenstimmte, so sehr bewies sie sich dennoch bereit, den Wünschen ihres Vaters mit der heitersten Miene zu entsprechen.

Herrmann schrieb noch an demselben Tage an seine Schwester, Madame Löben, wie die ungünstigen Umstände ihn nöthigten, mit seiner Tochter eine Reise nach Amsterdam zu machen, und es ihm sehr lieb sein würde, wenn sie deren bisherige Erzieherin und Freundin, ein Mädchen von vorzüglichem Werth, bis zu seiner Zurückkunft als Gesellschafterin oder Lehrerin ihrer beiden Töchter aufnehmen wolle, indem er gegenwärtig in der Nähe keinen annehmlichen Platz für sie habe auffinden können.

Nach Verfluß von einigen Wochen lief eine erwünschte Antwort von Madame Löben ein, und Herrmann war ungemein erfreut, die erste nicht unbedeutende Schwierigkeit so schnell gehoben zu sehen.

Lydie sah mit schwerem Herzen der neuen ungewohnten Laufbahn und der nahen Trennung von ihrem Vater entgegen. Er war bis jetzt ihr einziger Vertrauter und Rathgeber gewesen; nun sollte sie sich, als unbekannt, an unbekannte Menschen anschließen, ihre süßesten Gefühle kindlicher Liebe, ihre innigsten Wünsche vor ihnen verborgen halten.

Die Anstalten zur Abreise wurden gemacht. Der besorgte Vater begleitete seine Tochter fast bis an den Ort ihrer Bestimmung.

Nach einem schmerzlichen Abschiede, den Lydie durch erkünstelte Fassung ihrem Vater zu erleichtern suchte, trennten sich Beide mit sehr ungleichartigen Hoffnungen und Wünschen.

Herrmann strebte nach reichem Erwerb. Lydiens stille Gebete enthielten den reineren Wunsch für die Erhaltung des geliebten Vaters, der in jeder äußeren Gestalt ihr theuerster Besitz war. Eine geheime Ahnung rief ihr Erhörung zu und stärkte wunderbar ihren Muth.

Am Abend des nämlichen Tages, an welchem sie ihr Vater verlassen hatte, kam sie bei ihrer Tante, einer reichen Wittwe, an, und wurde von dieser recht freundlich aufgenommen. Nicht so erfreulich war ihre Erscheinung für ihre älteste Tochter Aurelie, deren Eitelkeit von Lydiens Anmuth und Schönheit unangenehm berührt wurde. Einen desto wohlthuenderen Eindruck machte ihre jüngere Schwester Betty, die bald nachher ins Zimmer trat und ihre neue Lehrerin mit natürlicher Offenheit und vertrauensvollen Worten aufs Liebreichste begrüßte.

So habe ich doch ein Gemüth gefunden, dachte Lydie getröstet, das mit dem meinigen verwandt ist und mir meine trübe Lage erheitern wird!

Sobald sie sich von der langen Reise erholt und mit den fremden Umgebungen näher bekannt gemacht hatte, fing sie ihre

*) Aus Karol. Paulus „Erzählungen" (Heidelberg 1823).

Lehrstunden mit den beiden Mädchen, nach den Vorschriften der Mutter, an.

Betty's Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute versprach ihren Bemühungen den reichsten Lohn. Die liebenswürdige Eigenthümlichkeit ihres Charakters, so wie ihre geistigen Anlagen, waren bei der bisherigen pedantischen Lehr- und Behandlungsweise mehr unterdrückt als hervorgehoben worden; unter Lydiens sinn- und gemüthvoller Leitung entfalteten sie sich schnell. Oft wird erst durch äußere Anregungen unser tiefes innerstes Leben und Wirken hervorgelockt. Dies war auch bei Betty der Fall.

Aurelie hingegen suchte sich nur aus Eitelkeit zu bilden, wie dies leider so häufig geschieht; sie brachte es daher nie zu einer reinen selbstbeglückenden Geistesthätigkeit. Lydie hörte es deswegen auch nicht ungern, als ihr Betty eines Tages vertraute: ihre Schwester werde das mütterliche Haus vielleicht bald verlassen, indem sich ihre Mutter gegenwärtig mit einem Heirathsplan für sie beschäftige, der ihren beiderseitigen Wünschen angemessen sei, und wahrscheinlich schon in Richtigkeit sein würde, wenn die Unentschiedenheit des indolenten Bräutigams seine Neigung nicht zweifelhaft machte. „Mir ist es klar, daß er Aurelien nicht liebt," setzte Betty hinzu, „und daß er am Ende nur aus Nachgiebigkeit gegen seinen Vater sich die Verbindung gefallen läßt. Denn welcher Liebende besinnt sich wohl, ob er lieben soll? Ueberhaupt ist es ein rechtes Unglück, daß die meisten Mütter und Töchter glauben, man lebe nur, um zu heirathen, indeß die meisten Mädchen nur heirathen, um zu leben. Der Ehe heiliges Band ist der Preis eines leichtsinnigen Lebensspiels geworden, das als ein solches nichts Anziehendes für mich hat. Mag sich nur ja Keiner, der mich nicht wirklich liebt, einfallen lassen, mich mit seiner Hand beglücken zu wollen: ich würde sie standhaft zurückweisen, und wenn sich kein Einziger findet, der mich lieben kann, so will ich fröhlichen Muthes Betty Löben verbleiben bis an mein Lebensende."

Lydie dachte wohl eben so wie ihre Freundin, nur glaubte sie sich verpflichtet, dem kindlichen Gehorsam jeden eigenen Wunsch aufopfern und in dem Willen ihres Vaters den Willen einer alles lenkenden Vorsehung anerkennen zu müssen. In diesem Glauben wollte ihr oft der Verlust ihres Reichthums als ein Abwendungsmittel ihrer vorgehabten Verbindung, wie glückliche Schickung vorkommen.

Nach sechs Wochen erhielt sie den ersten Brief von ihrem Vater aus Amsterdam. Der Inhalt desselben war erfreulich. Herrmann hatte an dem Kaufmann Vanderhaagen einen alten ihm treu gebliebenen Freund gefunden, dem er seine ganze Lage hatte vertrauen können, und der durch seinen Credit sowohl, als durch seine Handelskenntnisse und Connexionen, seine Unternehmungen kräftig zu unterstützen bereit war. Dieser großmüthige Mann machte ihm das Anerbieten, sich zu einer jetzt eben zu unternehmenden Speculation, von der ein reicher Gewinn zu erwarten stehe, mit ihm zu associiren, wozu er die nöthige Summe allein vorschießen wolle, wenn Herrmann dagegen nach seiner Weisung und in möglichster Schnelligkeit sich einer Reise nach *** unterziehen und dort das Geschäft betreiben wolle.

Lydie konnte sich nicht enthalten, diese frohe Nachricht der liebevollen Betty mitzutheilen, und das ganze Geheimniß ihrer Lage deren treuem Herzen anzuvertrauen. Betty fühlte sich eben so geehrt durch das Zutrauen einer Freundin, die sie so sehr liebte und schätzte, als beglückt durch die verwandtschaftlichen Bande und die Aussicht, durch ein fortbestehendes Verhältniß mit ihr verbunden zu bleiben. „Sie haben," sagte ihr Betty, „durch Ihre vertrauensvolle Eröffnung recht herrliche Wünsche und Erwartungen in mein einförmiges Leben geschoben, die meine Phantasie auf die ergötzlichste Weise beschäftigen und mir manche langweilige Theestunde versüßen werden. Nun darf ich Ihnen aber auch nicht länger verschweigen, daß derselbe junge Mann, der mit Ihrer Hand beglückt werden sollte, eben der ist, dem man Aurelie als Braut zugedacht hat. Wenn er Sie gleich nicht kennt, so ist es doch auf alle Fälle besser, daß Sie ihm nicht unvorbereitet begegnen."

„Meine Neigung," antwortete Lydie, „konnte an der Wahl meines Vaters keinen Theil haben; Ruhbergs Erscheinung wird daher meine Unbefangenheit nicht stören. Nun aber wird es ein eigenes Interesse für mich haben, den Mann, der so entscheidend auf meine Zukunft wirken sollte, dessen persönlicher Bekanntschaft ich so oft mit zweifelhafter banger Hoffnung entgegensah, in einer ganz verschiedenen Beziehung kennen zu lernen.

Wenige Tage nach dieser Unterredung wurde Madame Löben mit ihren beiden Töchtern und Lydie in das Ruhbergische Haus zum Thee gebeten.

Mit der ruhigsten Gemüthsstimmung trat Lydie in den neuen Kreis dieser Familie. Madame Ruhberg, eine kluge angenehme Frau, gewann ihre Zuneigung bei dem ersten Blick; auch sie würdigte Lydien bald einer ausgezeichneten Achtung. Nach einer höflichen, aber ziemlich kalten Begrüßung schlich sich der junge Ruhberg sogleich ins Nebenzimmer und griff einige unzusammenhängende trübe Accorde auf dem Flügel, die eben nicht die Empfindungen eines glücklichen Liebhabers aussprachen. Seine Mutter rief ihn zum Thee und suchte durch eine lebhafte Gesprächsunterhaltung ihren allzueinsylbigen Sohn aufmunternd darein zu verflechten. Es würde ihr nicht gelungen sein, wenn nicht Lydiens persönliche und geistige Reize über seine Gleichgültigkeit gegen ein Geschlecht, das ihn bis jetzt noch nie interessirte, gesiegt hätten.

Die scharfsichtige Aurelie errieth bald, welcher Gegenstand den sonst zerstreuten Mann fixirte, wußte aber mit großer Kunst ihre beleidigte Eitelkeit zu verbergen, und beruhigte sich mit dem Gedanken, daß ein unbegütertes Mädchen aus der dienenden Klasse keine gefährliche Nebenbuhlerin für sie werden könne.

Lydie beobachtete ihren ehemaligen Verlobten mit stillem Wohlgefallen. Es ruhte ein verborgener Zauber in seinem ganzen Wesen, den das Interesse für ihre Gegenwart überraschend enthüllte. Seine hohe Liebenswürdigkeit zog sie an, aber noch beklagte ihr Herz nicht, ihn verloren zu haben.

Sobald der Thee getrunken war, ging die ganze Gesellschaft in den großen am Hause gelegenen Garten, wo auch bald nachher der alte Ruhberg erschien, den seine Handelsgeschäfte nicht früher hatten abkommen lassen. Er brachte noch mehrere gute Freunde mit. Man fand sich behaglicher und freier.

Betty führte ihre Freundin überall herum, und endlich zu einem gar zierlich angelegten Rosenhügel, der die Mitte des Gartens bezeichnete und gerade in seiner vollen Herrlichkeit blühte. „Wir müssen dem kalten Liebhaber doch Gelegenheit geben," sagte sie, mit der ihm zugedachten Braut ungestörter zu sprechen, damit er seiner langsamen Entscheidung wenigstens näher komme. Das gegenwärtige Verhältniß ist für beide Theile höchst peinlich. Es ist doch ein recht unglückliches Unternehmen, Empfindungen wie Wechselbriefe behandeln zu wollen." Lydie unterdrückte eine Antwort und pflückte eine halb geöffnete Rose, die aber ihrer Hand wieder entfiel. Indem sie die Blume vom Rasen aufheben wollte, fiel ihr ein einfacher goldener Ring in die Hand, der nur wenig mit Erde bedeckt war. „Das bedeutet Glück," rief Betty scherzend, als sie ihn erblickte, und in dem Augenblick stand der junge Ruhberg neben ihnen. Lydie überreichte ihm unbefangen das gefundene Kleinod. Er betrachtete die innere Schrift und sagte dann nachdenklich bewegt: „Vor zwei Monaten verlor ich diesen Ring, der damals nach der Disposition meines Vaters einer mir unbekannten Braut bestimmt war, die aber glücklicherweise mit dem Ringe für mich verloren ging." — „So habe ich ihn," versetzte Lydie, „vielleicht in einem entscheidenden Zeitpunkte wiedergefunden." — „Gewiß," antwortete er mit bedeutungsvollem Nachdruck, „denn nie als in diesem Augenblick hat er die unbekannten Wünsche meines Herzens hervorgerufen. Die magische Kraft kommt aus Ihrer Hand, in jeder andern bleibt er werthlos. Ich bitte, behalten Sie ihn, ich werde seiner wohl nie bedürfen." —

Ehe die erstaunte Lydie ihn bitten konnte, das wunderbare Geschenk zurückzunehmen, war er verschwunden.

Dieser überraschende Moment war der Wendepunkt in Lydiens bisherigem ruhigen Leben, das sich so plötzlich der ersten Liebe erschloß. Ein unauslöschliches Gefühl war in ihr Innerstes gedrungen. Sie konnte nicht mehr auf ihre Vergangenheit zurückblicken, ohne dem schmerzlichen Verlust dieses geliebten Mannes zu begegnen. „Wie wunderbar," sagte Betty nach einer nachdenklichen Pause, „wenn dieser Ring, wie ich wohl glauben muß, derselbe ist, der ursprünglich Ihnen bestimmt, durch die eigennützigen Grundsätze des alten Ruhberg Ihnen entzogen, nun aber, allen menschlichen Berechnungen zum Trotz, wie von höherer Hand, wie von geheimnißvoller Kraft beseelt, Ihnen wieder zugefallen ist."

Gedankenvoll schweigend entfernte sich Lydie mit ihrer Freundin von dem anmuthigen Plätzchen.

Madame Ruhberg kam auf sie zu, und Lydie überreichte ihr sogleich den Ring. — „Das ist ja Adolphs Ring," rief sie vergnügt, „den wir so lange vergeblich gesucht haben. Möchte uns doch sein Wiederfinden zu einer guten Vorbedeutung werden."

Betty war im Stillen recht unzufrieden über die Zurückgabe des Ringes, der nach ihrer Meinung in der einzigen würdigen Hand ihrer Lydie hätte bleiben sollen, und ging verdrießlich wieder nach dem Rosenhügel zurück. Dies war Madame Ruhberg erwünscht, denn sie hatte die Gelegenheit gesucht, mit Lydien allein zu sprechen, und entdeckte dieser nun ohne Rückhalt die Absicht ihres Mannes, ihren Sohn Adolph mit Aurelien zu vermählen, und forderte sie auf, ihre Meinung darüber auszusprechen, da sie Mademoiselle Löben genauer kenne. —

„Sollte nicht," antwortete Lydie, „die Neigung Ihres Herrn Sohnes jede fremde Einmischung überflüssig machen?" — „Bei seiner ungewöhnlichen Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht," versetzte Madame Ruhberg, „wird es ohne Einwirkung Anderer nie zu einer Entscheidung kommen, und sein

Vater wünscht doch so sehr, seinem unstäten Wesen durch ein ernsthaft bindendes Verhältniß mehr Festigkeit zu geben, und seine sonderbare Unbekümmertheit für alles, was außer ihm vorgeht, durch ein eigenes Etablissement in ein thätiges Geschäftsleben zu verwandeln." —

Adolph trat aus einem Seitengange rasch auf sie zu und endigte diese für Lydie so qualvolle Unterredung. Seine Mutter stellte ihm heiter lächelnd den wiedergefundenen Ring zu, den er, einen wehmüthigen Blick auf Lydien heftend, stillschweigend annahm, und sie schnell verließ, als eben Aurelie mit ihrer Mutter herbeikamen.

Der Abend war so herrlich, daß man im Garten zu speisen beschloß. Erst als man sich, in dem runden tempelartigen Gebäude versammelt, zu Tische setzen wollte, wurde es bemerkt, daß Adolph sich weggeschlichen hatte. Man ließ ihn auf seinem Zimmer aufsuchen; auch dort war er nicht.

„Der Mensch ist und bleibt ein Träumer," sagte der alte Ruhberg höchst verdrießlich. Seine Gattin entschuldigte ihn, so gut es ging. Aurelie verzog das Gesicht und Madame Löben fing an zu bereuen, sich so weit in das Heirathsprojekt eingelassen zu haben.

Nach dem Essen wurde zufälliger Weise die Gesellschaft noch zahlreicher. Die jüngeren Personen vertheilten sich im Garten in kleinere Gruppen; die älteren blieben bei der erwärmenden Punschbole sitzen, die alte bessere Zeit nach ihren verschiedenen Ansichten preisend.

Kaum hatten sich Lydie und Betty in die Nische eines einsamen Laubenganges gesetzt, als Adolph aus einer nahe stehenden Strohhütte herauskam, sich mit edlem Selbstvertrauen beiden Freundinnen näherte und mit liebenswürdiger Bescheidenheit sein Verlangen äußerte, nur einige Worte mit Lydien allein zu sprechen.

Als die wohlwollende Betty sich mit freudiger Bereitwilligkeit entfernt hatte, sagte Adolph mit recht wehmüthiger, tief ins Herz dringender Stimme: ich bin heute, durch die huldvollste Laune meines Schicksals, dem Glück meines Lebens begegnet, das ich wohl nur in der Erinnerung festhalten darf. Ein Wort aus ihrer Seele kann dieser erst ihren ganzen vollen Werth geben. Versagen Sie dem liebenden Freund wenigstens den Trost nicht, an ihr stilles Andenken glauben zu dürfen, das dieser wunderkräftige Ring erhalten möge. Ach, ich bitte recht inständig, weisen Sie ihn nicht zum zweitenmale zurück. Sie können ihn ohne Bedenklichkeit annehmen; er deutet nur auf meine Liebe, die ich als mein eigenstes, heiligstes Eigenthum aussprechen und festhalten darf, ohne deswegen irgend eine meiner Pflichten verletzen zu wollen.

Die erhabene Fassung des Geliebten ging mit seinen Worten in Lydiens Herz über. Sie nahm den Ring und fühlte sich stark genug, seine Aufrichtigkeit zu erwiedern. Dieß Kleinod, antwortete sie mit selbstvertrauender Festigkeit, wird mir ein ewig theures Andenken bleiben. Des Ringes Kraft, sich auch an mir bewährend, hat ein Geheimniß enthüllt, das Sie in Ihrem reinen Herzen bewahren werden. Halten Sie Wort bleiben Sie Ihren kindlichen Pflichten getreu, damit wir diesen schönen Lebensmoment nie zu bereuen haben.

Adolph faßte entzückt Lydiens Hand, drückte sie, stillschweigend gelobend, an sein überwältigtes Herz und entfernte sich schnell und unbemerkt durch eine Nebenthür des Gartens.

Lydie holte ihre treue Betty zurück, und fühlte sich glücklich, nach so bewegten Augenblicken in dem zarten Mitgefühl der Freundin ausruhen und ihr alles vertrauen zu können. Der stille Mond war indessen herrlich aufgegangen und blickte durch die hohen Kastanienbäume freundlich herüber, als ob auch er die schöne Weihestunde der Liebe und Freundschaft mit feiern wollte. Lydiens Gefühle gingen in fromme Andacht über, und eine himmlische Ruhe stärkte ihr gottergebenes Gemüth.

Waren auch die nächsten Folgen dieses für zwei vereinte Herzen so verhängnißvollen, schönen Abends sehr unerfreulich für den jungen Ruhberg: sein innerstes Leben und Empfinden gewährte ihm den reichsten Ersatz, so wie den unerschütterlichen Muth, alles Drückende, das er zu erdulden hatte, mit pflichtmäßiger Haltung zu bestehen.

Sein Vater stürmte aufs neue auf ihn ein; die vortheilhafte Verbindung mit Aurelien nicht länger hinauszuschieben, ihn und sich selbst nicht lächerlich und zweideutig zu machen, vor Freunden und Bekannten, welche die Verbindung für längst abgeschlossen und ihn für wortbrüchig halten müßten, wenn er nun wieder zurücktreten würde. —

Wortbrüchig werde ich niemals werden, antwortete Adolph mit Würde; auch damals war ich es nicht, mein Vater, als Sie, ohne mich erst darüber zu befragen, das Herrn Herrmann in *** förmlich gegebene Versprechen zurücknahmen. Gegen Aurelien habe ich wenigstens nie ein Wort ausgesprochen, das mich binden könnte. Wenn der Mangel des Reichthums ein gegebenes Wort zurückzunehmen Ihnen erlaubte, wie viel mehr noch berechtigt mich der Mangel an Zuneigung, ein solches Wort nicht auszusprechen.

Soll dieß deine letzte Erklärung sein? fragte der aufgebrachte Vater. —

Ich gelobe Ihnen, erwiederte Adolph, mir nie eine Gattin gegen Ihren Willen, wählen zu wollen, mithin mein ganzes Lebensglück Ihren väterlichen Wünschen willig aufzuopfern. Sollte ich dagegen nicht von Ihnen erbitten dürfen, mir keine Braut gegen meine Neigung aufzudringen, mich nicht in unabsehliches Unglück zu stürzen.

Adolph hatte diese letzten Worte mit einem Tone der Verzweiflung ausgesprochen, der die Hartnäckigkeit des Vaters erschütterte, ohne jedoch sein Herz zu rühren. Er war und blieb über das Nichtgelingen seines eigennützigen Planes höchst mißvergnügt, so sehr auch seine verständige, billige Gattin ihn zu besänftigen und zu erheitern bemüht war.

Nach manchen vergeblichen Bitten, brachte sie ihn endlich dahin, daß er einwilligte, seinen Sohn noch eine Zeitlang reisen zu lassen, und ihm die auswärtigen Handelsgeschäfte, die sonst ein Commis besorgte, zu übertragen. Mit diesem Resultat begab sie sich zu Madame Löben, und suchte die verdrießliche Angelegenheit aufs freundlichste zu beseitigen, indem sie aufrichtig gegen sie beklagte, daß ihr in jugendlichen Träumereien befangener Sohn, jedes bindende Verhältniß scheuend, beschlossen habe, noch einmal zu reisen und sich in den vorzüglichsten Handelsplätzen thätig umzusehen; was ihm sein Vater zugestanden habe, hoffend, er werde vielleicht durch das vielseitigere, mehr ins Große gehende merkantilische Treiben eher Interesse für einen Stand gewinnen, zu dem er nie Lust gehabt habe.

Madame Löben wußte diese Erklärung als eine weltkluge Frau aufzunehmen, und so schieden Beide mit den freundschaftlichsten Zusicherungen.

Adolph reiste wenigstens mit erleichtertem Herzen ab, um so mehr, als ihm durch die mit dem Löben'schen Hause gestörten Verhältnisse jede Gelegenheit entzogen war, sich seiner Geliebten zu nähern.

Zwei Monate nach seiner Abreise ersetzte Aurelien eine andere, dem Aeußeren nach eben so glänzende Parthie, den Verlust eines Mannes, der ihren Stolz aufs empfindlichste gekränkt und dessen innere Vorzüge sie ohnehin nie zu würdigen verstanden hatte.

Dieß war für Betty ein doppelt erwünschtes Ereigniß, weil es ihr den Weg bahnte, mit dem Ruhberg'schen Hause wieder in ein umgängliches Verkehr zu kommen. Auf ihr weltklug scheinendes Anrathen wurden Herr und Frau Ruhberg zu Aurelien's Trauungsfest freundlichst eingeladen. Bei dieser Gelegenheit suchte Betty, durch die aufmerksamste Gefälligkeit die Gunst der Madame Ruhberg zu gewinnen. Sie erkundigte sich bei ihr so angelegentlich nach dem abwesenden Sohne, und lenkte das Gespräch so oft auf ihn, daß der getäuschten Frau endlich ein neuer Hoffnungsstern aufging, der auf eine Verbindung zwischen den beiden Familien weissagend hinwies. Diese frohe Vermuthung erhielt noch mehr Gewicht, als sechs Wochen nachher ein kleines Packetchen, von Adolph an Betty Löben überschrieben, einlief, welches Madame Ruhberg voll freudiger Neugier ihr selbst überbrachte. Es enthielt ein außerordentlich schönes Duodez-Schreibzeug von Perlmutter zierlich gearbeitet, worauf als Randverzierung mit goldenen Buchstaben die bedeutsamen Worte künstlich verschlungen eingefugt waren: „Möchte ich verstanden werden." Betty verstand sie nur zu gut, und ihre Freude darüber war so wahr und innig, daß es Niemand einfiel, sie für eine uneigennützige zu halten. Gar gerne gewährte ihr Madame Ruhberg die Bitte, eine schriftliche Danksagung von ihr an ihren Sohn einzuschließen; und so war die Korrespondenz schicklich eingeleitet.

Ich weiß nicht, ob alle meine Leserinnen begreifen werden, wie glücklich sich Betty in dieser schönen Freundesthätigkeit fühlte; aber ich wünsche es.

Erst nachdem das eben so vorsichtig, als befriedigend abgefaßte Briefchen an Adolph abgegangen war, zeigte Betty ihrer Freundin das von Adolph erhaltene hieroglyphische Geschenk, und offenbarte ihr, wie sie es nach dem liebenden Sinn des Gebers benutzt habe.

Lydie erkannte auch hieraus wieder die herzliche Treue der Freundin, aber sie konnte nicht gut heißen, was für sie Beide vielleicht sehr unangenehme Folgen haben konnte, und bat sie recht dringend, künftig nichts mehr von der Art ohne ihre Beistimmung zu thun. Die beharrliche Betty wußte dieser besorglichen Bitte mit der Frage geschickt auszuweichen: Wäre es denn nicht recht grausam gewesen, einen so zart angedeuteten Wunsch ganz unbeachtet zu lassen? Ihre Freundin schwieg besiegt, und sie folgte ferner den Antrieben ihres Gefühls, jedoch ohne Lydien eine deutliche Kunde davon zu geben.

So war den beiden innig vereinten Freundinnen ein heiteres Jahr ruhig, wenn auch nicht wunschlos vorüber gegangen. Nicht so dem abwesenden Ruhberg, den Sehnsucht und Liebe gewaltig nach der Heimath hinzogen, und der schon längst wieder zurück gekehrt seyn würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, dort wieder

mit neuen Heirathsprojekten bestürmt zu werden. Seine Liebe zu Lydie hatte sich in ihrer vollen Stärke erhalten. Es war ihm unmöglich, einer Andern seine Hand hinzugeben.

Eines Abends saßen Lydie und Betty, in ihre Lieblingsgespräche verflochten, allein beieinander, als ein Bedienter gemeldet wurde, der sich nach Mademoiselle Lindenstein (nur unter diesem Namen war Lydie in Leipzig bekannt) erkundigte, um ihr ein Billet von einem fremden Herrn einzuhändigen.

Betty, hastig aufspringend, glaubte schon der Glücksbote aller schönen Erwartungen, die sie für die Freundin im Herzen trug, stehe vor der Thüre, lief hocherfreut mit ihr aus dem Zimmer, und gebot dem Ueberbringer zu warten. Es bedarf keiner Antwort, sagte dieser, denn der fremde Herr ist schon weiter gereist.

Dieß wollte ihre Freude niederschlagen, als Lydie, die indeß den Inhalt des Billets gelesen hatte, ihr mit überströmenden Augen leise vertraute: ihr Vater werde in wenigen Tagen hier eintreffen. Diesem Fremden, den er unterwegs getroffen, habe er den Auftrag gegeben, sie darauf vorzubereiten.

Herrlich, herrlich, sagte Betty. Der Anfang ist gemacht; haben wir nur erst den Vater wieder, dann wird auch der Geliebte nicht ausbleiben. Unglück kommt nie allein, sagt das Sprichwort; auch das Glück, diese freigebige Göttin, spendet selten halbe Gaben, wenn man ihr nur recht fest vertraut, und das thue ich in Ihrem Namen.

Des anderen Tages kam Betty schon in aller Frühe in Lydien's Zimmer, und wollte eben anfangen, ihr die lieblichen Träume zu erzählen, die in dieser Nacht an ihr vorübergegangen waren; da pochte es sanft an der Thüre, und herein trat Vater Herrmann, gesund, kräftig, glücklich. Keine Worte vermögen die Freude dieses Wiedersehens zu beschreiben.

Betty eilte ihre Mutter herbeizuholen, laut verkündigend: der Onkel sei angekommen.

Wie staunte Madame Löben, als sie Lydie in Herrmann's Armen fand, und vernahm, sie sei seine Tochter.

Gott sei gedankt, sprach Herrmann mit gefalteten Händen, der mir, nach einer kurzen Leidenszeit diesen reichlich ersetzenden Moment gewährt hat! und Dir, meine gute Schwester, setzte er, sie brüderlich umarmend, hinzu, Dir bleibe ich ewig Dank und Dienst verpflichtet, für alle Liebe, die Du meiner verlassenen Tochter erzeigt hast. Gib mir nur bald, nur gleich Gelegenheit, Dir meinen Dank thätig zu beweisen. Und Du meine geliebte Betty, die Du meine Lydie so schwesterlich liebst, von Dir wünsche ich nun auch als Vater angesehen zu werden. —

Unter solchen schönen Herzensergießungen verging der Vormittag schnell. Nach Tische begab sich Hermann in das ihm angewiesene Zimmer, und nach einem kurzen Mittagsschlaf fing er an, seine Sachen auszupacken.

Er hatte die reichlichsten Geschenke (Beweise seines wiedererworbenen Reichthums) für Alle mitgebracht. Kostbare Shawls, herrliche Kleiderzeuge und Spitzen wurden auf dem Tische ausgebreitet, und unter die Ueberraschten vertheilt. Seiner Betty schlug er noch außerdem eine schwere goldene Kette mit einem großen Kreuz von Brillanten um den Hals, sie noch einmal dankbar an sein Herz drückend. Dieß ist der Orden der Verschwiegenheit, sagte er, den hat sie ritterlich verdient.

Nun aber, Ihr beiden Kinder, sprach er, sich zu den Mädchen wendend, die noch in ihrem Morgenanzuge waren, geht, macht Eure Toilette; denn ich will es nur lieber ohne alle Umschweife gleich heraussagen: ich habe mir, im Vertrauen auf den gewohnten Gehorsam meiner Lydie, einen künftigen Schwiegersohn mitgebracht, der mir herzlich lieb und werth ist, und dem sie wohl ihre Hand nicht verweigern wird.

Die erschrockene Lydie senkte ihr Köpfchen tief herunter, um dem Vater ihren leidenschaftlichen Kampf zu verbergen, und reichte ihm, als Zeichen ihrer Ergebung, stillschweigend die Hand. Betty gerieth in die heftigste Bestürzung. Wie? lieber Onkel! rief sie, wie? Ist es möglich? Kann das Ihr Ernst sein? Nein, es kann, es darf nicht sein. Nun, da sich Alles so wunderbar gefügt, jedes Hinderniß glücklich gehoben ist, nun, da alle meine schönen Ahnungen — — — Du sprichst seltsame, räthselhafte Worte, meine liebe Betty! fiel Herrmann schnell ein. —

„Ach, diese Räthsel," erwiederte sie, „sind Lydien und mir recht klar; sie sollen auch Ihnen klar werden. Hören Sie mich nur erst an; ich weiß zu schweigen, aber auch zu reden, wo es Noth thut, wo das Lebensglück einer geliebten Freundin auf dem Spiele steht."

„Meine gute, theure Betty," sprach Lydie, recht wehmüthig in sie dringend, „ich bitte, ich beschwöre Dich, diese unheilbringende Heftigkeit zu bekämpfen, und mich erst gelassen anzuhören. Komm, folge mir in mein Zimmer." Beide wollten hinausgehen; da trat ihnen Herrmann in den Weg. — „Vor allen Dingen," sagte er, und sah dabei recht heiter aus, „vor allen Dingen wäre meine Meinung, daß man die Erscheinung des jungen Mannes erst ruhig abwartete; hat er dann das Unglück, meiner Lydie zu mißfallen, so ist es immer noch Zeit, daß Betty mir ihre räthselhaften Geheimnisse offenbare. Geht indessen, Euch anzukleiden, und macht es nicht zu lange."

Sie gehorchten stillschweigend, und beeilten sich so sehr, daß sie schon nach einer halben Stunde fertig waren.

Herrmann betrachtete die geliebte Tochter mit recht innigem Wohlgefallen, und schloß sie, zärtlich an sein Herz drückend, in seine Arme: da wurde die Thüre geöffnet, und der junge Ruhberg stürzte, von Freude und Liebe begeistert, in die Arme der überraschten Braut. Segnend umschlang der gerührte Vater seine glücklichen Kinder, und die Seligkeit dreier Herzen war unbeschreiblich.

Betty küßte in lautem Jubel bald die geliebte Freundin, bald den bösen lieben Onkel, der sie so grausam geneckt hatte. Dann begrüßte sie glückwünschend ihren theuren Freund Adolph.

Madame Löben, welche diesen räthselhaften Scenen eine Weile in sprachlosem Erstaunen zugesehen hatte, bat endlich ihren Bruder um erklärende Aufschlüsse. „Führe mich in dein Kabinet," antwortete er, „die jungen Leute bedürfen unserer ohnehin jetzt nicht; dann sollst Du Alles erfahren."

„Vor allen Dingen," fing Herrmann dort an, „muß ich Dir vertrauen, daß Lydien's Verbindung mit dem jungen Ruhberg unter uns beiden Vätern schon vor funfzehn Monaten fest abgeschlossen war, daß aber der alte Ruhberg, von meinem damaligen Mißgeschick unterrichtet, für gut gefunden, sein gegebenes Wort wieder zurückzunehmen. Dieß der Grund, warum ich meine Tochter nicht eher unter ihrem wahren Namen hier erscheinen lassen wollte, als bis ich durch rastlose Betriebsamkeit die Gunst des mir treulos gewordenen Glückes mir wieder erkämpft haben würde. Das Zusammentreffen mancherlei glücklicher Umstände beschleunigte die Erfüllung meiner Wünsche. Alle meine Unternehmungen waren gesegnet, und schneller als ich es für möglich hielt, war mein merkantilisches Glück aufs neue fest begründet."

„Ich dachte daher in wenigen Wochen meine Tochter wieder abzuholen."

„Eines Tages, als eben wieder glückliche, das heißt in kaufmännischer Sprache, Gewinn verkündende Botschaften eingelaufen waren, saß ich vergnügt bei meinem alten Freunde Vanderhaagen, als ein Herr Ruhberg aus Leipzig gemeldet wurde. Bei dem Namen Ruhberg stieg mir das Blut in den Kopf, und ich konnte über meine menschliche Schwachheit nicht ganz Herr werden. Der Gemeldete trat herein, und so sehr mich auch die einnehmende Persönlichkeit, das stille bescheidene Benehmen, der schwermüthige Blick des jungen Mannes, ihm geneigt machten, so wenig konnte ich mir die Genugthuung versagen, mich ihm zu erkennen zu geben, und ihn auf eine scheinbar großmüthige Weise fühlen zu lassen, wie wenig ich Ursache hätte, die Auflösung seiner Verbindung mit meiner Tochter für ein Unglück zu halten."

„Das Gespräch einleitend, sagte ich ihm, indem ich zugleich meinen Namen nannte: ich werde in wenig Wochen nach Leipzig abreisen, um dort meine Tochter abzuholen; haben Sie Aufträge an Ihre Eltern, so erbiete ich mich, sie bestens zu besorgen, und ihrem Herrn Vater bei dieser Gelegenheit einen Beweis zu geben, daß ich ihm sein unrechtliches Benehmen gegen mich von Herzen vergeben habe." —

„Erlauben Sie mir, antwortete er, mit gepreßter Brust, über Ihre gerechte Bitterkeit gegen meinen Vater zu schweigen. Ich denke und fühle anders als er; aber es geziemt dem Sohne nicht, den Vater laut zu tadeln."

„Mit diesen Worten entwaffnete er mich so vollständig, daß ich den eigennützigen Vater über dem liebenswürdigen Sohne vergaß, und, in eine bessere Stimmung versetzt, über andere Dinge mit ihm erheitert weiter redete. Im Verlaufe des Gesprächs erkundigte ich mich auch nach Dir, als meiner Schwester, und fragte, ob er Dich vielleicht persönlich kenne."

„Er war einen Augenblick verlegen, faßte sich aber bald, und antwortete dann, mit einem Tone der die zarteste Saite meines Gemüths harmonisch berührte: Ich bin so glücklich gewesen, Mademoiselle Lindenstein und deren Freundin Betty im Löben'schen Hause kennen zu lernen. — Meine Tochter Lydie! rief ich mit überwältigtem Vaterherzen."

„Da erfaßte ihn ein leidenschaftlicher Schmerz, den er vergebens zu bekämpfen suchte. Ein glühendes Roth überzog sein Gesicht; Thränen drängten sich aus seinen Augen. Sprachlos stand er auf, hastig nach seinem Hute greifend, und wollte eben das Zimmer verlassen, als Vanderhaagen, der indeß weggegangen war, um die Wechselangelegenheiten zu berichtigen, wieder hereinkam, und ihn mit der Frage aufhielt: wo er das Geld hinschicken solle?"

„Er hatte sich indessen einigermaßen wieder gefaßt, nannte ihm seine Wohnung, und eilte mit einer höflichen Verbeugung dankend, zur Thüre hinaus."

„Mir ahnete, was den jungen Mann so schmerzlich berührt hatte, und von einer rücksichtslosen unwiderstehlichen Theilnahme

zu ihm hingezogen, ging ich ihm nach, und bat ihn, Morgen mit mir zu frühstücken, weil ich noch Einiges mit ihm zu sprechen hätte."

„Bestürzt, zweifelhaft sah er mich an, versprach aber zu kommen."

„Kaum war ich am folgenden Tage aufgestanden, als mein Bedienter mir meldete: es warte ein junger Mann schon seit einer Stunde im Vorzimmer."

„Sogleich rief ich ihn herein, ihm freundlich entgegengehend, und wollte ihn durch die Worte ermuthigen: ich habe Ihnen gestern durch empfindliche Aeußerungen über Ihren Herrn Vater wehe gethan, und bitte deshalb um Ihre Verzeihung."

„Er mißdeutete die Absicht meiner Anrede."

„Mögen Sie sich weiden an meinem Schmerz, an meiner Verzweiflung, rief er außer sich, meine Hand mit unbeschreiblicher Heftigkeit ergreifend. Mögen Sie es vernehmen, das hoffnungslose Geheimniß: Ja, ich liebe Ihre Tochter, ja Sie sind gerächt."

„Jetzt thun Sie mir wehe, antwortete ich gelassen, und drückte recht herzlich seine zitternde Hand; Sie verkennen meine Absicht. Wie sollte mir der Mann nicht lieb und werth sein, der meine Gefühle für eine zärtlich geliebte Tochter so innig theilt, der mich so schön überzeugt hat, daß seine Liebe zu ihr reiner Art ist. Vertrauen Sie mir, glauben Sie mir, auch mein Wohlwollen für Sie ist eben so reiner Art; davon sollen Sie überzeugt werden. Nur beantworten Sie mir erst die wichtige Frage: Glauben Sie sich von meiner Tochter geliebt? Ueberzeugt, entzückt, stürzte er vor mir auf die Knie nieder, mir in den rührenden Worten dankend, ohne meine Frage zu beantworten." —

„Ich wiederholte sie nachdrücklicher." —

„Ich habe zu schweigen gelobt, antwortete er endlich, aber mein Entzücken hat das Geheimniß verrathen, und Lydie wird mir dieses Entzücken vergeben."

„Ich wußte nun alles, was ich zu wissen nöthig hatte."

„Vierzehn Tage später fuhren wir zusammen von Amsterdam ab, sind gestern Abend hier angekommen, und haben den Eltern unsere Wünsche vorgetragen. Adolphs Mutter ist hocherfreut über die glückliche Wahl ihres Sohnes, und seinem Vater sehen wir es gerne nach, daß er sich nur auf eine kaufmännische Weise darüber zu freuen fähig ist."

„Wie Adolph mit Lydien bekannt geworden, wie und wo der geheime Bund ihrer Liebe geschlossen wurde, das kannst Du aus dem anmuthigen Munde unserer lieben Betty, der Beschützerin dieses Bundes, am besten vernehmen." —

Gegen Abend begab sich die ganze Gesellschaft ins Ruhberg'sche Haus, wo Lydie, unter den herzlichsten Segnungen von den vergnügten Eltern als Tochter aufgenommen wurde.

Herrmann reiste nach Lydien's Trauung noch einmal nach Amsterdam zurück, und ordnete seine Handelsverhältnisse so, daß er in Leipzig seinen Wohnsitz nehmen und im glücklichen Kreise seiner Kinder und Verwandten leben konnte.

Ein Jahr später vermählte sich die liebenswürdige Betty mit dem jüngeren einzigen Bruder von Adolph, einem an Geist und Charakter eben so vorzüglichen Manne; und sie und Lydie, so wie ihre beiden Gatten lebten ununterbrochen in dem beglückendsten Vereine.

Pellegrin, s. F. de la Motte Fouqué.

Georg Heinrich Pertz,

geb. im Jahre 1795 zu Hannover, studirte zu Göttingen, wurde 1820 k. großbritannischer Archivrath, Bibliothekar und 1830 Mitglied des Oberschulcollegiums in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

Geschichte der merowingischen Hausmeier. Hannover 1819.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Hannover 1824, 5. Bd. ff. (Bd. 1—3 gab J. C. Büchler und Dümgé, Frankf. 1819—1822, Bd. 4 J. C. v. Fischard, das. 1823 heraus.)

Monumenta historica Germaniae ab anno 500—1500. Hannov. 1826—1836, 2. Tom. Fol.

Ein eben so gründlich gelehrter, als rastlos thätiger Geschichtsforscher, der sich vorzüglich durch Herausgabe unedirter, älterer Denkmale deutscher Geschichte ein großes und bleibendes Verdienst erwarb.

Johann Heinrich Pestalozzi,

geboren am 12. Januar 1746 zu Zürich, studirte erst Theologie, dann Jurisprudenz, verließ aber auch diese Wissenschaft, wendete sich nun der Oekonomie zu und bearbeitete sein Gut Neuhof bei Lenzburg. Hier begann P's wohlthätige pädagogische Wirksamkeit (1775), indem er verlassene bettelnde Kinder zu sich nahm und erzog. 1798 stiftete er ein Erziehungsinstitut für verwaiste arme Kinder in Stanz, 1799 in Burgdorf, 1804 zog er von da nach München-Buchsee und 1805 mit Fellenberg nach Yverdun. Im Jahre 1818 wurde wieder eine Armenschule von ihm gegründet. Er lebte wegen seiner Methode unter beständigen Anfechtungen und Streit und starb am 17. Februar 1827 zu Aargau. Vergl. Biber, Beitr. zur Biographie Pestalozzi's (St. Gallen 1827).

Wir besitzen von ihm:

Bernhard und Gertrud. Berlin 1781—87 u. öft.
Ueber die Aufwandgesetze. Zürich 1781.
Das Schweizerblatt. Dessau 1782, 2 Thle.
Christoph und Else. Ebendas. 1782, 2 Thle.
Ueber Gesetzgebung und Kindermord. Ebendas. 1783.
Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts. Zürich 1797.
Figuren zu meinem A B C-Buch. Basel 1797 u. öft.
Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Bern und Zürich 1801.
Elementarbücher. Zürich, Bern und Tübingen 1803.
Wochenschrift für Menschenbildung. 2. A. Aarau 1815, 2 Thle.
Anweisung zum Buchstabiren und Lesenlehren. Leipzig 1806.
Ansichten ꝛc. ꝛc. Leipzig 1806.
An die Unschuld, den Ernst und Edelmuth meines Zeitalters. Ifferten 1815.
Rede an seinem 73. Geburtstage. Zürich 1818.
Sämmtliche Schriften. Stuttgart und Tübingen 1820—26, 15 Bde.
Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute. Leipzig 1826.

Wenn es je einen Märtyrer eines edlen und uneigennützigen Strebens gegeben hat, dessen aufopfernde Ausdauer noch den fernsten Enkeln Segen bringen wird, so ist es dieser vortreffliche Mann gewesen, der unablässig thätig für das wahre Wohl der Menschheit als Reformator des Erziehungswesens wirkte und doch nur den schmählichsten Undank, gerade von denen, die ihm am meisten verpflichtet waren, erndtete. Der niedrigste Eigennutz falscher Freunde und gewissenloser Schüler bemächtigte sich seiner Ideen und bereicherte sich selbst im gewöhnlichsten Sinne des Wortes durch dieselben, während P. sich die Früchte, langer, redlicher Thätigkeit entrissen sah und arm und hülflos endete. Die von ihm eingeführte Methode wirkte aber heilbringend fort; er führte den ersten Unterricht auf sinnliche und mathematische, den Fähigkeiten des

kindlichen Alters angemessenere Anschauung zurück, ehe er Wortgedächtniß und Denkkraft zu bilden begann, und ließ die Zöglinge so auf eine leichte Weise die Gegenstände auffassen, um sie nachher bei fortgeschrittener Bildung desto gründlicher und eindringlicher sich aneignen zu können. Diese Methode wurde nach allen Richtungen hin weiter gebildet und fortgeführt; nicht bloß die Deutschen, sondern Engländer, Franzosen und Amerikaner, wie Bell, Lancaster, Hamilton, Jacotot cultivirten dieselbe mit großem Gewinn, und der jetzt fast allgemein verbesserte Volksunterricht hat ihr die segensreiche hohe Stellung, die er bei mehreren Nationen einnimmt, ursprünglich zu verdanken. — In P's Schriften, welche sich sämmtlich auf das Ziel, das er sich vorsteckte, mehr oder weniger beziehen, spricht sich außerdem eine solche kindliche Liebenswürdigkeit und Frische des Herzens, ein so tiefes Gefühl und ein so großer sittlicher Eifer aus, daß man nicht anders als mit der lebhaftesten Verehrung von ihm scheiden kann und selbst seine Schwächen diese noch verstärken.

Adolf Peters

ward am 9. Februar 1803 zu Hamburg geboren, hatte das Unglück, seine Eltern schon früh zu verlieren und erhielt seine Erziehung in dem Hause eines Oheims zu Hameln, wo er die dortige gelehrte Schule besuchte, sich der Mathematik widmete, und ehe er zur weiteren theoretischen Ausbildung in derselben eine Universität bezog, als Praktiker mehrere Jahre arbeitete. Dann begab er sich nach Göttingen, vollendete daselbst seine Studien und wandte sich dann nach Leipzig, wo er als Doctor der Philosophie promovirte und noch eine Zeitlang als Privatgelehrter lebte. Von hier ging er als Lehrer der Mathematik an das Blochmann-Vitzthum'sche Gymnasium nach Dresden, wo er gegenwärtig noch erfolgreich wirkt.

Von ihm erschien im Druck:

Sangbüchlein der Liebe. (Anonym.) Göttingen 1825.
Ueber das Studium der Mathematik auf Gymnasien. Dresden 1828.
Allgemein verständliche Himmelskunde. Nach Schwarz bearbeitet. 3. A. Pirna 1832.
Neue Curvenlehre. Grundzüge einer Umgestaltung der höheren Geometrie durch ihre ursprüngliche Methode. Dresden 1835.
Gesänge der Liebe. Dresden 1840.

Was P. als Mathematiker geleistet, ist hier nicht der Ort zu beurtheilen; es genüge daher anzuführen, daß namentlich seine neue Curvenlehre als eine anerkannt wichtige Bereicherung der mathematischen Wissenschaften von den Fachgelehrten betrachtet wird. Als lyrischer Dichter zeichnet er sich durch tiefe, innige Kindlichkeit, gemüthliche Phantasie, warmes und reiches Gefühl, Natürlichkeit, Anmuth der Sprache und Form, frei von aller jetzt herrschenden Manier, aber voll Eigenthümlichkeit des Gedankenganges, sehr vortheilhaft aus.

Aus A. Peters' „Gesänge der Liebe."

Hans und Bärbel.

Eine Schnitter-Idylle.

Rhythmisch rauschten die Sensen im Korn, mit bebänderten Hüten
Schritten die Schnitter im Zug und schwangen die mächtigen Schneiden.
Sichtbar rückten sie vor, wie ein Heer, das die Feinde zurückdrängt,
Schritt vor Schritt sie bekämpft, nicht umblickt. Jubelnde Mädchen
Banden, was Jene gefällt, es erhob sich Mandel auf Mandel
Strotzender Garben; vom Feld queerüber schwankte ein Fuder
Unbeholfen davon. Ich schaute dem fröhlichen Fleiß zu,
Lange gefesselt. Zuletzt dann schlendert' ich weiter und setzte
Unter die Eiche mich, fern, am Brunnen. Da kam von den Mähern
Eilig ein Dirnchen gesprungen, behend, leicht schlüpfenden Fußes,
Einen gehenkelten Krug in der Hand, gerad' auf den Born zu.
Schüchtern sah sie umher, ob niemand lausche. (Ich selbst war
Hinter die Eiche getreten.) Sie stellte den Krug auf die Steinbank,
Lehnte sich über den Born, ihr Figürchen bespiegelnd, und lachte —
Lachte noch einmal und nickte hinunter und pfiff, — doch es ging nicht.
So mit gespitztem Mündchen verharrt in der Schwebe die Kleine:
Roth ihr Mieder und kurz nur das Röckchen, es strebte vergebens
Ihr mit dem blumigen Saume das nackende Füßlein zu küssen.
Aber dem Hute gelang's, mir den Nacken zu bergen, die Stirn gar,
Doch nur ein Weilchen; sie lös'te das Band schon und schüttelt' ihn von sich.
Lang hing's Bärbel nun so in Gedanken, des ländlichen Bornes
Einsam glühende Knospe, in zitternder Tiefe gespiegelt.
Endlich doch bog sie sich auf, stand sinnend und griff nach dem Steinkrug.
Setzt' ihn wieder und sprach zu sich selbst mit vergnüglicher Schalkheit:
Listiger Hans, und du fängst mich doch nicht! Steckst du im Born gar?
Lauschest herauf? (Sie schnitt ein Gesicht in den Brunnen:) so mach' ich's,
Werd' ich ja roth, wenn du kommst! Und zupfst du mich doch an den Zöpfen,
Greif' ich zum Kruge geschwind und besprütze dich über und über! —
Hastig nun zog sie das Wasser, den frischen, elastischen Gliedern
Gönnte die rasche Bewegung das mannigfaltige Spiel kaum,
Den schon kam von den Schnittern, den durst'gen, ein Bote herüber,
Eins von den älteren Mädchen. Es sagte und nahm ihr den Krug weg:
Bärbel, wo steckst nur so lang? Und läßt uns verdursten und schaffst nichts?
Spottest beständig uns aus, doch nun wart, heut sorge für Spott nicht!
Weißt du, was Kätherle sprach? „Das Häschen, da sonst es so flink ist,
Muß es verliebt sein!" — Einer belacht' es, er rief: und das tüchtig!
„War's wohl der Hans?" — Nein, Hans schwieg still, doch der alte Andreas
Wetzte die Sense und sagte, und hustete immer: „so lauft doch
Selber und holt euch den Krug! Mag's faule Margretel da drüben
Gleich nur am Kampe verbleiben, die Arbeit muß sie allein thun,
Alles da binden und stellen." Da lachten die andern ihm Beifall. —
Ha, das thu' ich gar fix, rief Bärbel, gewiß bin ich früher
Fertig als ihr, und da komm' ich und such' Kornblumen, den Hut ab
Setz' ich, ein Kränzel ins' Haar, und tanz' vor der Nas' euch und lache!
Sprach es und huschte hinüber und tummelte schon mit dem Korn sich:
Luftig umflog sie das Röckchen, ich sah an verschiedenen Orten
Fast sie zugleich und man glaubte, sie tanze mit Garben den Kehraus:
Eins, zwei, drei! und gestellt war wieder die folgende Mandel.
Weit jedoch dehnte die Ecke sich hin und da alles gethan war,
Sank sie erschöpft an das Korn und nickte und träumte und schlief ein.

Bärbel, du träumst? O ich rathe, du träumst, wie im Kranz du sie auslachst,

Oder vom Erntezug und vom Reigen — am Ende vom Hans gar?
Ja, du träumest vom Hans, du Schalk, und du sinnst auf ein Schelmstück,
Träumst du aber auch wohl, daß Hans dein Schlummern beäugelt? —
Hans war den Schnittern entschlüpft, nach der Kleinen zu forschen, die Arbeit
Fand er gethan wie gehert, und noch nicht vom Erstaunen genesen,
Sah er die liebliche Dirn' im Schlaf; hinschlich er und lauschte.
Keck stand's Jäckchen dem Buben und dummschlau sann er auf Pfiffe,
Heute der Süßen Geständniß und Brautkuß doch zu erbeuten.
Wichtig fragt er sich selbst und legt' an die Nase den Finger:
„Hans, wie fängst du das an? Erweck' ich sie, giebt es wie stets Krieg,
Kirr' ich sie dann, thu' schön, so reicht sie 'nen Klapps mir und läuft weg!"
Denkend rieb er die Stirn, schlug öfters ergrimmt vor den Kopf sich,
Sann dann wieder bedächtig und brummte. — „Ich hab's!" rief er plötzlich,
Und wie ein Zecher vom Sitz, halb trunken vom feurigen Weine,
Aufspringt, Flaschen und Krüge im stolprichten Schwunge dahinstürzt,
Sprang vor Entzücken der Hans, sah Maulwurfshaufen und Kraut nicht,
Kam in's Gestrauchel, Gepurzel und stürmt' in's Getreide des Nachbars,
Daß er die rasselnden Bunde zerwarf und im Nu auf der Nas' lag.
Doch wie ein Stehaufmännchen war schnell Hans wieder zu Beinen,
Schlich auf den Zehen und spähte in Angst, ob Bärbel erwacht sei.
Hans, dein Glücksstern strahlt. Süßruhend schlummerte Bärbel,
Bietend im glühenden Mund, so klein, liebreizend gespalten,
Hold unschuldig dem Hans ein Röschen, das eben sich aufthut.

Hans nun fing sich im Hut ganz leis Grashüpfer in Unzahl,
Nur von den kleinsten. Er streckte damit an der Seite des Mägdleins
Sacht sich nieder und that, sobald er die springende Heerschaar
Ueber die Liebste gesä't, als schlief' er — und schnarchte sofort laut.
Bärbel regte sich schon. Sie fuhr mit der Hand nach dem Ohr hin,
Auch in die Locken, worin sich ein Paar von den Hüpfern verwickelt,
Schlug dann wieder nach einem im Halbschlaf, murmelte: „Fliege,
Geh' doch!" — Aber umsonst. Zuletzt, unaufhörlich gequält, sprang
Rasch sie empor und gewahrt den Buben. Sie stößt einen Schrei aus,
Steht schon gewendet zur Flucht, da entdeckt sie, er schläft ja, und kehrt um,
Nähert sich eilig, erblickt ihn mit pochendem Herzen, sie bebt noch,
Aber sie schaut ihm gerührt in's Antlitz und neigt sich ein wenig —
Hans schläft ruhig — sie beugt sich tiefer und senkt auf ein Knie sich,
Streichelt ihm leise die Hand — hielt ein — kniff fein in die Wang' ihm —
Hans schlief ruhig. — Sie lachte. — Doch Hans schlief ruhig sein Stückchen,
Nur daß er stöhnte. Da preßt' an ihr Herz sie die Hand des Verschmitzten,
Husch! und da war es geschehn: sie küßt' ihm erröthend den Krauskopf.
Jetzo blinzelte Hans, doch höchst vorsichtig; er hielt sich
Aengstlich still wie ein Angler, der eben der tanzenden Spule
Deutliches Zucken gewahrt. Und der Goldfisch biß und ihr Kuß flog
Ueber die Lippen ihm hin. Da ruckte der Fischer die Schnur an,
Schlang ihr den Arm um den Nacken und rief: „Jetzt hab' ich dich, Füchslein,
Hab' dich erwischt!" Doch sie schrie: „Hans, laß mich, du Räuber, du Spitzbub!"
Nimmer, wo nicht du gelobst, mein Weibchen zu werden — entschließ' dich!
Vierzig Schaafe und zwei Spann Ochsen nebst Wiesen und Aeckern
Sagte der Vater mir zu, dazu noch das kleinere Wohnhaus;
Ueberleg' es dir recht und bedenk', daß du eher nicht loskommst!
Bärbel erwiederte kurz, doch mit merklich begütigter Stimme:
Gleich laß los, du empfängst jetzt ein gepfefferten Ohrklapps
Wegen des Trugs! — Nach richt'gem Empfang stahl Hans ihr ein Mäulchen,
Wiederholte die Frage und Bärbelchen flüsterte: Ja, Hans!

Fernher scholl der Gesang der Schnitter, die über den Hügel,
Der schon die Sonne verbarg, heimzogen zum dampfenden Herde.
Sanft von den Tönen gewiegt schlich eben das Pärchen vorüber,
Neckisch hört' ich sie flüstern und Hans sprach schon von der Hochzeit,
Welches verfängliche Wort ihr so wonnigen Stich in das Herz gab,
Daß sie zur Mutter zu eilen beklommen den Bräutigam antrieb.

Strudelfahrt.

Ein Schiff den Rhein hinunterzieht,
Es schwebt so ruhig weiter,
An's Ufer klingt ein helles Lied,
Der Himmel ist so heiter.
Und als ich kam an's Schiff dahin,
Da saßen nichts als Mädchen drin.
Mädel, ja wunderschöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Rosen.

„Ach Schiffer, lieber Schiffer mein,
Ihr laßt das Schiff nur treiben,
Wie weit mag's noch vom Strudel sein?
Wir können vor Angst nicht bleiben!
Wann ihr passirt den Strudelbraus,
Steigen wir alle zusammen aus."
Mädel, ja wunderschöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Rosen.

Und als das Schiff an's Ufer trieb,
Sie sprangen heraus zu Paaren,
Nur ganz alleine sitzen blieb
Ein Mädel von sechszehn Jahren.
„Komm mit! Der Strudel ist falsch und wild,
Wir beten beim Muttergottesbild."
Mädel, ja wunderschöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Rosen.

„Und wie mir's auch ergehen mag,
Und wie die Wasser brausen,
Was fragt die junge Liebe danach,
Mich macht der Tod nicht grausen.
Stoßt ab, mein Schiffsmann, wo ihr seid,
Da bleib' ich auch in Ewigkeit!"
Mädel, ja wunderschöne Mädel, juchhe!
Mädel wie lauter Rosen.

Launige Liebes-Elegien.

Weltpathos, bittrer Liebesfeind,
Lustvoll die Liebe dich verneint!

1.

Einst, als Basen und Muhm' argwöhneten, daß ich verliebt sei,
Weil ich zur Tänzerin mir oft Schönblondchen erkor,
Sprachen sie angstvoll warnend mit bänglich ergreifendem Pathos,
Während das Kätzlein sanft schnurrt' auf dem Kanapee:
„Schenk' uns Vertraun, den du bist ein Knab' erst, kaum noch ein Jüngling,
Hüt', o hüte dein Herz, oder die Liebe berückt's!
Laß dich belehren, die Lieb' ist nichts als ein gaukelndes Trugbild,
Nur ein verschwindend Gespenst, das dir als Engel erscheint,
Oder ein wonniger Rausch, der zaubrisch die Sinne bestrickt hält,

Aber nach Taumel und Traum, Uebel gebärend, entflieht; —
Wahrlich, ein lustiges Feuer, das Anfangs lodert und knistert,
Aber sich selber verzehrt, tiefer und tiefer versinkt,
Bis auch die bleibende Kohle, die matt ein Weilchen noch durchglimmt,
Sterbend zur Schlacke versteint, sterbend in Asche zerstäubt."
Redlich folgt ich der Mahnung, ob auch wie ein himmlisch Geheimniß
Still verbergend das Wort Liebe zum Ohre mir klang;
Nimmer auch ließen sie ab, stets sicherer ward ich gewonnen,
Wenig nur fehlte und stolz hätt' ich die Mädchen gehaßt. —
Da stiegst du von dem Himmel! Die Offenbarung der Liebe
Nahm gefangen in mir Bäschens und Mühmchens Vernunft.

2.

„Wallet ein Halbgott dort?" rief spöttisch ein Bube herüber,
Der durch das Gartenstaket lugte mit lüsternem Blick.
Und ich erschrak, mir umrauschte das Haupt weitflatternder Epheu,
That's auch die eigene Hand, wähnt' ich von dir mich bekränzt.
Göttliches Mädchen, geleite nur treu den beseligten Jüngling,
Ist er kein Irdischer mehr, muß er ein Himmlischer sein!
„Ja, ein Halbgott!" rief ich, und schalkisch neigte der Bube,
Daß ihm das goldene Haar wallte vom Nacken, sein Haupt.

3.

Als ich ein Knabe noch war, da zog ich mit Trommeln und Fahnen
Prunkend zum Anger hinaus, barsch commandirt' ich das Heer,
Mochten die Hügel auch prangen von schimmernden Blumen, wir brausten
Wild aufjauchzend hinan, traten zu Boden den Flor.
Aber seit ich betroffen dich, blühendes Mädchen, gesehen,
Weilete theilnahmvoll über dem Lenz mein Blick.
Nur den Blumen vertraut' ich des Busens banges Geheimniß,
Unaussprechlich Gefühl, Sehnsucht, Zweifel und Angst,
Was ich dir selbst nicht gestand, dem liebsten Freunde verhehlte,
Nickten die Gräser sich zu, dufteten Veilchen am Hag;
Primeln und Anemonen, als hörten sie meine Gedanken,
Sahn mitleidig mich an, lachten mir Hoffnung in's Herz.
Heilig hielt ich sie lang, unverletzlich, da ward ich von neuem
Ihr barbarischer Feind, Blume der Blumen, durch dich.
Denn kaum brannt' auf den Lippen dein erster Kuß mir, so stürmt' ich
Plündernd durch Wiesen und Wald, schmückte dir Zimmer und Flur,
Nachts verheert' ich den Garten, ein heimlicher Dieb und am Morgen
Zierte ein duftiger Kranz glühender Nelken dein Haar.

4.

„Bleib', o bleibe, Geliebter! Ich sterb' in Erwartung und Sehnsucht,
Bist du die Hälfte des Tags und noch am Abend mir fern!"
So sprach klagend die Süße mit bittenden Worten der Wehmuth,
Handschuh' windend und Hut mir aus der lässigen Hand.
„Ach, du mein herrliches Mädchen, wie gern, wie freudig verweilt' ich,
Glücklich im liebenden Arm, selig wie Götter bei dir!
Aber es möchten zuletzt mir die Muhmen mit steigendem Argwohn
Nachspähn — würd' ich ertappt, wehe dem himmlischen Glück!
Immer, reiß' ich mich endlich, versenkt in dein inniges Leben,
Seufzend vom Busen dir los, find' ich den Tisch schon gedeckt,
Schon sind, lange verhüllt die leckeren Brühen geronnen,
Braten und Tunke verbrennt, hadernd die zornige Magd.
Harrend sitzen die Muhmen und starren mit langen Gesichtern,
Tret' ich zur Stube hinein, düster den Kommenden an,
Freundlich erfleh' ich Vergebung, ich stottre schmeichelnde Reden,
Aber sie murren erzürnt, machen mich fragend verwirrt.
Schleich' ich nicht immer am Abend, wann nirgend ein lauerndes Auge
Noch in der Finsterniß wacht, schlau durch die hintere Thür?
Laß drum, Schönste, mich scheiden, enteilen dem heimischen Eden,
Heilig gelob' ich es an, morgen schon eil' ich zurück."
„Morgen ist heut nicht!" rief sie und spitzt' ihr verführerisch Mündchen,
Schüttelt' ihr lockiges Haupt, drückte die Händ' auf die Brust,
Drauf gleich ich, sie umfangend, ein Heros, rufte verwegen:
„Widersteh' dir ein Gott! Muhmen, ihr schrecket mich nicht!"

5.

Schnöd schnob draußen der Nord und fegte zu Haufen den Staubschnee,
Männer, in Mäntel vermummt, schritten mit eisigem Bart;
Doch aus dem freundlichen Hause mit aufgethaueten Fenstern
Schimmert ein Frühlingsgesicht hinter den Scheiben hervor.
Halb von Blumen versteckt sitzt still beschäftigt die Holde,
Ueber der Stickerei regt sich der Künstlerin Hand,
Sinnig und liebevoll bewegen sich ihre Gedanken,
Und die umschlossene Brust hebt sich in glücklicher Ruh'.
Wie sie selbst, die Natur, ein lieblich Gebild nach dem andern
Schaffend im ewigen Traum, wob in Gedanken die Braut,
Alle die Blumen umher mit den halbgeöffneten Kronen
Schienen der Phantasie ihrer Empfindung entsproßt.
Eben begann es zu dämmern, und freundlich im türkischen Schlafrock,
Zeitungen noch in der Hand, trat in die Thüre der Ohm,
Sprach, aufblasend des Knasters gewölkigen bläulichen Weihrauch:
Nichte, man spielte wohl heut wieder ein Robberchen Whist.
„Gern, mein Ohm, doch der Dritte? Ich dächte, der artige Vetter,
Oder der muntere Freund? Letzteren lad' ich geschwind!"
Schon stand, als ich erschien, bereitet der spiegelnde Spieltisch,
Heimlich, mit innigem Blick winkte die Theure mir zu.
„Nehmen wir Platz denn und ziehn!" sprach mahnend der Ohm und wir spielten,
Er mit dem Strohmann, ich mit der lebendigen Braut.
Schüchtern setzte sie mir auf den Fuß ihr Füßchen, ein Schauer
Süßer Entzückungen rann mir bis zum Haupt von der Zeh',
Drob nun fehlt' ich im Spiel und während ihr lächender Mund schalt,
Streichelt mir über den Spann zärtlich ihr Füßchen herab.
Aber zufrieden benutzte der Oheim meine Zerstreuung,
Schmunzelnd macht' er anjetzt einen brillanten Grandschlemm;
Robber gewann er auf Robber, wir nahmen beständig Revanche,
Endlich berauscht' ihn die Lust steten Gewinnes mit Macht.
Trunken von Schlaf ließ jetzt er die Karten sinken und klappernd
Stürzte die Brill' auf den Tisch, schnarchend senkt' er das Haupt.
„Eia," rief ich, „popeia!" und rückte der Himmlischen näher,
Nickte der Alte herab, küßten den Takt wir dazu.

6.

Schwager! Schwager! Hülfe! Zu Hülfe, mein Schwäh'r! Ach wo bist du!
Räuber und Mörder! Ein Spitz-Bub laurt hinter dem Baum!
Laut so rufend entflog wie ein Pfeil sie und rauschte dem Baum zu,
Wo wir, vertieft in Gespräch, 's Schwägerchen lauschen gespürt:
Denn an dem Stamme hervor dort guckte der Schlafrockzipfel.
Voller Entsetzen entwich aus dem Versteck der Spion,
Anfangs schleichend, ein Katz, dann, hinter verbergenden Sträuchen,
Springend, ein lustiger Has', dem auf den Fersen die Jagd.

7.

„Liebendes Völkchen ist eitel!“ behauptete launig ein Männlein,
Schleunig entgegnet' ich ihm, daß ein Verläumder er sei. —
Nimmer vergeß' ich des Tags, da in thauiger Frühe sich Hulda,
Trällernd ein ländliches Lied, schmückte zum herbstlichen Fest,
Seh's noch heut, wie erröthend den Unverhofften sie schaute,
Tief wie die Lilie verschämt, schaut ihr die Ros' in den Kelch.
Ungefesselt noch strömte des Haupthaars dunkele Fülle
Ueber den Nacken von Schnee glänzend und duftend herab,
Kaum noch zur Hälfte entflohn der Papilloten Verpuppung,
Schwankten ihr über der Stirn Locken und Löckchen herab,
Locker nur war das Gewand vom seidenen Gürtel gefesselt,
Und nur von Schleiern umwebt schien ihr die leuchtende Brust.
Aber ich stehe, versenkt in Träume der himmlischen Schöne,
Ohne Bedenken und Arg plötzlich in Liebchens Gemach.
Ha, wie voll Schrecken sie floh! Doch vom bergenden Mantel umflossen,
Schleß sie den Lieben sogleich fromm an das zärtliche Herz. —
Also verwerf ich den Satz: „das liebende Völkchen ist eitel!“
Sollen's die Mädchen denn sein, sind's doch die Liebenden nicht.

8.

Kaum nach staubiger Wandrung betret' ich die Schwelle des Gasthofs,
Und schon umschwebt mich, schon blickt freundlich die Muse mich an.
Was ich gesehen, verklärt sie. Die Waldungen rauschen prophetisch,
Weidender Heerden Geläut tönt wie die Sage von fern,
Leuchtend erhebt sich ein Schwan aus dem düsteren See und sein Lied singt
Von der versunkenen Welt unter der flüsternden Flut.
Plötzlich hervor aus Gewölk blitzt weithin strömend die Sonne,
Wogen und Kräuter und Fels schweben in zitterndem Glanz:
So strömt über mein Herz die Liebe. Vergoldete Gipfel
Glühn die Gedanken und schaun in das romantische Land,
Wo du als Königin gehst im Diademe der Schönheit,
Unermeßlichem Schatz himmlischer Liebe gebeutst.
Hastig leer' ich das Glas. „Herr Wirth, ein Zimmerchen, einsam,
Traulich eng, ungestört, Feder und Dint' und Papier!“
Also sitz' ich und dichte, es wachsen zu Tagen die Stunden,
„Auf!“ schon ruft es, versäumt ließ ich des Reisenden Pflicht.
„Zuchthaus, Kunstcabinet, Parad', merkwürdige Männer!“
Sprach der beredte Marqueur — nun ist im Rücken die Stadt.
Was nun erzähl' ich daheim den gespannt neugier'gen Cousinen?
Weh! schon schauen die drei Köpfe symmetrisch mich an.
Steht, o ihr Musen, mir bei, kühn ihnen in's Antlitz zu dichten,
Was ich doch nimmer erlebt! Hüllet in Wolken mich ein!
Rettet! Entrückt mich im Nu dem fixirenden Blick der Cousinen,
Während versteinert sie stehn, traget zum Liebchen mich hin.
Dann, o ihr Hohen, enteilt! Ein Engel öffnet die Arme,
Himmlisch lohnt mich sein Kuß für das gesungene Lied.

9.

„Fledermäuschen, wer bin ich? du nickst und scheinst mich zu kennen,
Gleich erkannt' ich auch dich mitten im Maskengewühl!“
Aber sie floh kopfschüttelnd und kichernd, es trug sie der Töne
Wiegende Woge hinweg, unter den wirbelnden Schwall. —
Diese Gestalt, wie sie tief in's innerste Herz mir geprägt ist,
Sicher mit Liebesgewalt selbst die verhüllte mich trifft!
Stunden unendlicher Wonne, die Tage des Glückes, Erinn'rung,
Hoffnung und Gegenwart gaukeln als Engel um sie, —
„He, Herr Ritter!“ da flüstert es plötzlich und zupft mir am Schwert stark,
Wieder mit Nicken schon stand Fledermäuschen bei mir.
Schnell ergriff ich die Hand, die süßgewohnte, und schrieb ihr
„Du,“ das Wörtchen, hinein, aber sie lachte, verwarf's,
Malt' auf den pappenen Schild mir behend mit zirkelndem Finger:
„Amor!“ — Mädchen, du neckst! Amor wär' ich, der Held?
Unter der Schönheit Panier vereint er die Frauen, erobert
Ihnen die seufzende Welt; ach, sein Gefangner bin ich!
Hegst du Zweifel? Bejahest? — Verneinst? — Sag' an, wie versteh' ich's? —
Aber sie winkte, befahl: „Folge mir, schau, wer du bist!“
Fern bald scholl die Musik, durch weite gewundene Gänge
Rauschten wir, wandten uns rasch jetzt in ein Seitengemach.
Da rief schnell sie: „wer bist du? gesteh's!“ warf plötzlich die Maske,
Käppchen und Domino ab — „Psyche du! — Amor denn ich!“
Seliger Schrecken, als vor mir das Mädchen im himmlischen Reiz stand,
Leuchtend in Göttergestalt, nur ein verwirklichter Traum!
Silbern ätherisch umfloß ein zart anschmiegend Gewand sie,
Flimmernd am Nacken empor zitterten Schwingen von Licht,
Und wie im innersten Kelch erröthet die schneeige Rose,
Flog hell schimmernde Glut über das holde Gesicht.
„Trag' ich noch all' dies Glück? O laß deine Kniee mich umfangen!“
Aber sie hob mich empor, noch durchschau'rt mich der Kuß.
„Theurer, wie bin ich beglückt! Hier schattet die Palme der Liebe,
Tos't nicht der Wirbel, der mich, ach! und der dich mir entreißt
Dort, mir graut vor mir selbst, ich dünke mein eig'nes Gespenst mir,
Das mit der nächtigen Schaar murmelt und zischelt und kreis't.
Himmelsluft dir am Herzen! Bedrängt seufzt heimliche Liebe
Unter der wachenden Hut, sie zu betrügen, wie süß!
Gern erschien' ich ihr stets als Fledermaus, doch als Psyche
Einzig, Geliebter, nur dir, der du die Liebe mir bist;
Dich sucht Psyche, sie trau'rt, wo du nicht bist; unablässig
Flattert sie ängstlich umher, sucht dich zum ewigen Bund:
Ach! viel Prüfungen steht das einsam gefolterte Weib aus,
Und aus dem Tartarus strebt noch sie vergebens herauf.
Horch! ein Tritt! er gemahnt mich, er scheucht mich zurück in's Getümmel,
Murrt die Musik nicht? — Halt, Amor, Psyche doch fest!“
„Ja, dich halt' ich getrost! Die geweihete Stunde beschirmen
All' die Unsterblichen, scheu birgt sich der Dämon und flieht.
Darum vertrau'! Laß Jene bethört und die Glücklichen uns sein,
Dort irr' tobende Lust, Stille der Seligkeit hier!
Mögen sie schwirren und schwanken! Wir wiegen auf Flügeln der Liebe
Uns in den Himmeln und tief unter uns dreht sich der Ball.“

10.

Unverschämte Carossen! Man hört nicht und sieht nicht, sie rasseln
Mörderisch hin, und umsonst sucht man im Fliehn Trottoirs.
Schmieg dich, Liebchen, mir an, nur eilig vorbei dem Theater!
Bald dann wandeln wir still, einsam selig dahin.
Siehst du den drängenden Schwarm? er zahlt, er miethet als Vorspann
Vor den Wagen der Zeit sich das geflügelte Roß.
Darum ist es gescholten, das unglückselige Völkchen;
Sucht doch anderen Rath, wählet nur unser Gespann!
Fix sitzt Amor zu Bock; der kleine betrunkene Schwager
Peitscht auf die Pferdchen, erreicht immer zu früh die Station.

11.

Muhme, o englische Muhm', schaff Blumen zum morgenden Feste!
Liebchen, zum Schmucke für dich sind noch die Gärtner zu arm.

„Was mein Gärtchen vermag, sei euer, nur pflücket behutsam!"
Sprach's leutseligen Ernsts, reichte den Schlüssel mir dar.
„Doch — Herr Vetter, erlaubet, ich selbst —" Zu spät, schon entschlüpft' ich,
— Gänzlich vergebens! noch war Würdiges nirgend erblüht.
Traurig ging ich vorbei am Gewächshaus, klein, doch von Pracht voll,
Centifolien-Glut schien durch den gläsernen Flor.
Hätt' ich den Schlüssel! — Was seh' ich? Ein Fach an der Seite geöffnet! —
Schnell ich hinein, ein Bouquet glühender Knospen stipitzt! —
Sieh nur, sprach ich, mein Mühmchen, ich bin auch bescheiden gewesen!
„Was? — Aus dem Treibhaus?" Ja! War es die Meinung denn nicht?
O so bedaur' ich's von Herzen! — Sie macht' ein Gesicht, das sehr schief war:
„Böslicher Vetter, warum habt ihr mir solches gethan!"
Halb mit erröthendem Dank und halb mitleidigen Ausdrucks
Um der Beraubten Verlust — halb mit der Freude der Braut,
Halb auch verkündend das Weib, das zärtlich die Knospen behütet,
Blickte die Liebste mich an, drückte die Rosen ans' Herz.
Aber die Muhm' sah's staunend, erhob sich entsetzt, stand, blickte,
Schreitend zur Thüre hinaus, häßlich die Liebliche an.
Da ergriff mich das Mädchen und drückte unzählige Küsse
Süß mit dem sammetnen Mund mir auf die fühlende Hand.

12.

Sucht mich heim Herr Vetter, der Kaufherr, spricht mit Gelächel:
Macht euch, Freundchen, im Ernst, nicht zum Gespötte der Stadt!
Denn, wie ich höre, so seid ihr nunmehro verliebt, wollt freien,
Aber habt ihr ein Amt oder solides Geschäft? —
„Nein, Herr Vetter, ihr wißt es, ein liebender Schwärmer, ein Dichter
Lebt von der himmlischen Luft, auch von der Schönheit der Braut."
Hochroth, ja, wie mir schien, in's Bläuliche färbte das Antlitz
Jetzt des Ergrimmeten sich; aber ich sprach: „Mit Verlaub,
Wißt ihr den Namen der Braut?" Nein. „Ha, ist ein Himmel voll Sterne!
Perlen und lauteres Gold! Macht unermeßlich mich reich!"
Wahrlich, die Alte da drüben? Die Reiche? Ist's möglich!
Wer hat euch plötzlich gemacht zu dem verständigen Mann?
Brav! Charmanter Gedank'! Hätt's wahrlich in euch nicht gesucht! — Brav!!
Und ich bezeug' euch hiermit meinen besondern Respect.

13.

Ueber den schreienden Markt hin eil' ich zum Liebchen in Schnellschritt,
Doch bald hier, bald dort hemmt mich das wüste Gedräng;
Tausend Feilschende gehen und stehn, sie bieten, erwägen,
Kosten, betasten, beschaun, prüfen mit Kennergesicht
Milch, Wurst, Schinken, Salat, Bücklinge, Geflügel und Wildpret,
Eier, auch Butter, Gemüs', plätschernde Fische im Faß.
Hell an der Ecke dort singt's, spaziert und flattert im Käfig,
Vöglein sind es, wie bunt! „Alte, wie hoch ist der Preis
Hier von dem Gimpel? Was pfeift er? Doch solcher erboßt gar zu leicht sich;
Ist nicht ein Stieglitz zu Kauf, der sich das Wägelchen zieht?
Habt nur den einz'gen noch? Schad', der mausert sich, sieht wie gerupft aus,
Einen so garstigen Spatz brächt' ich der Schönsten nicht gern."
Seht mir doch! Garstig! Und Spatz! Ei Geduld nur, die Herzallerliebste
Mausert sich auch noch und der wächst auch kein Federchen neu.
„Gallichte Her' du!" wollt' ich in Zorn aussprühn, doch verhielt ich's,
Kaufte das Thierchen und sprach, eilend zur Braut, im Gemüth:

Jetzt bist du schön wie der Tag! Ich schwelg' in der Schönheit, die du bist,
Trinke mit glühendem Durst ihren beperlten Pokal,
Jetzt, in des Herzens Entzückung und Götterbedürfniß, erblaßt' ich,
Schlösse dem lechzenden Mund sich der elysische Born.
Doch fließt einst er mir kärglich und kärglicher, will ich nicht klagen,
Noch im Entschwinden den Reiz segnen, der früh uns geeint.
Denn wir sind unser! Es fliehe die Jugend, erbleiche die Schönheit,
Ist unsterblich das Herz, ist es die Liebe zuerst:
Hoch am Haupte des Königs erglänzt noch die köstliche Perle,
Längst ist die Muschel zerstäubt, welche im Meer sie gebar.

Wiedersehn.

1.

„Ich mußte Monde, Jahre schmachten,
Doch nie wie diese Stunde wachten
Der Sehnsucht heiße Schmerzen auf.
Noch immer stumm und leer die Ferne!
Schon blinken einzeln kleine Sterne,
Der Mond beginnt den stillen Lauf.

O hätten ihre Rosse Flügel
Und braus'ten mit verhängtem Zügel
Durch Dämmerluft wie Drachenflug! —
Da rollt es!" — Wie vom Sturm getragen
Saus't rasch heran ein Götterwagen —
„Sie ist's, sie winkt, sie schwingt das Tuch!"

Die schwarzen Rosse schnauben, springen,
Und schon erkenn' ich sie! — vergingen
Die Sinne mir? — heiß blieb ich stehn.
Sie kam, sie flog mir froh entgegen,
Und wie in's Gras ein Blütenregen
Sank sie in meinen Arm so schön.

Und Wonnestammeln, Namennennen —
„Soll nichts, soll nichts uns wieder trennen?
Bist noch wie einst, bist ewig mein?" —
Wir schaun uns an, erbeben, bangen,
Wir halten, lassen uns umfangen
Uns wieder in Entzückungspein.

Wir sprechen — alle Worte stocken,
Erglühend küß ich ihre Locken,
Des vollen Nackens Liliengrund,
Die süß gesenkten Augenlieder,
Die klare Stirn, und immer wieder
Zuletzt den rosenknosp'gen Mund.

„Halt' ich denn wirklich dich umfangen?
O wie dein Blick all' mein Verlangen
Zugleich beschwichtigt und erregt!
Du bist's, du bist es, die mir lächelt,
Mit Engelflügeln mich umfächelt,
Mich an der Brust zum Himmel trägt!"

O wonneselig Wiederfinden!
O schmerzreich, wollustvoll Umwinden!
O Liebesanblick, tausendmal!
Uns immer neu an's Herz zu sinken,
Uns immer durst'ger nur zu trinken
An unsrer Liebe Lust und Qual!

2.

Wir hatten uns so viel zu sagen
Von all' den hingeschwund'nen Tagen,
Der Liebe kummervoll allein,
Wir konnten uns nicht auserzählen,
Nicht satt uns freuen, satt uns quälen
An unsrer Seligkeit und Pein.

Wir schwärmten durch die gold'nen Felder,
Wir stiegen in den Dom der Wälder,
Wir pflückten Blumen aus dem Klee,
Der Schäfer blies, die Bäche schäumten,
Wir schauten uns im Quell, wir träumten,
Uns war so wohl, so selig weh.

O wer kann solches Glück ermessen!
Die alte Trennung war vergessen,
Das alte Leid verblaßt und todt;
Und unsre Liebe, unsre Wonne,
Sie sah der Mond, sie sah die Sonne,
Sie sah das frühe Morgenroth.

O selig Aug' im Auge Weiden!
Der Abend kommt, er will uns scheiden —
Der Tag war nur ein Pendelschlag;
Noch diesen Kuß! — ein süß Umfassen —
„O Mädchen, nein, kannst du mich lassen
In holder Nacht, der Liebe Tag? —

Komm, geh' mit mir die Bergespfade;
Enthüllt im klaren Mondlichtbade
Ruht, hoher Träume voll, die Nacht.
Gefallen sind der Erde Schranken,
Gehüllt in sel'ge Lichtgedanken
Hält nur der Mond am Himmel Wacht."

Johann Wilh. Petersen,

am 1. Julius 1649 zu Osnabrück geboren, gebildet für das Studium der Theologie und Philologie zu Lübeck, Gießen und Rostock, war eine Zeitlang Magister legens zu Gießen, dann Professor der Poesie zu Rostock, hierauf Pastor zu St. Egidien in Hannover und später Superintendent zu Eutin. 1686 wurde er Dr. theol. zu Rostock, 1688 Superintendent zu Lüneburg, doch 1699 seines Chiliasmus wegen entsetzt. Er wohnte nun zu Magdeburg und starb auf seinem Gute Thymern bei Zerbst am 31. Januar 1727.

Er schrieb:

Stimmen aus Zion. Halle 1698.
Neue Stimmen aus Zion. Halle 1701, 12.
Geheimniß der Wiederbringung aller Dinge. 3 Thle. Fol. Halle 1702.
Das Geheimniß der Gottseligkeit. Ebendas. 1704.
Das Leben Josephs. Ebendas. 1705.
Oeffnungen des Geistes. Ebendas. 1706.
Die Hochzeit des Lammes und der Braut. Ebend. 1707.
Eid- und Pflichtpredigten. Ebendas. 1708
Das Geheimniß der Arbeiter im Weinberge. Ebendas. 1713.
Selbstbiographie. Halle 1717. Neue Auflage 1719.

Feurige Begeisterung, Kraft der Rede, tiefes, inniges Gefühl und ein für seine Zeit edler und einfacher Stil in seinen prosaischen Leistungen, so wie Lebendigkeit und Begeisterung in seinen Liedern, weisen diesem Manne eine für seine Zeit nicht geringe Stellung an.

Johanne Eleon. Petersen, geb. v. Merlau,

geboren am 20. April 1644 zu Frankfurt am Main, war seit 1680 mit Dr. Joh. Wilh. Petersen vermählt und eine treue Anhängerin der religiösen Meinungen ihres Gemahls. Sie starb im Jahre 1720.

Sie schrieb:

Verständniß der heil. Offenbarung Jesu Christi.
Verklärte Offenbarung. Geistlicher Kampf der geistlichen Ueberwinder. Herzensgespräche mit Gott. 3 Thle. 1691.
Selbstbiographie. Bei der Biograph. ihres Mannes. 1717 neu bearbeitet von F. Horn im Frauentaschenbuche für 1820.

Lebendige Phantasie, Kraft der Darstellung, Tiefe und schwärmerische Gluth, waren dieser merkwürdigen Frau eigenthümlich und offenbarten sich in ihren Schriften.

Sam. Friedr. Erdmann Petri,

geboren am 20. October 1776 zu Budissin, ward 1803 Vicedirector des Schullehrer-Seminars zu Dresden-Friedrichsstadt, 1805 Professor am Gymnasium zu Fulda, 1807 Vicar der protestantischen Gemeinde und später Kirchenrath, Inspector, Schulrath und evangelischer Prediger daselbst.

Wir besitzen von ihm:

Compendiöse Frauenzimmer-Bibliothek. Leipzig 1800.
Magazin der pädagogischen Litteratur-Geschichte. 2te Samml. in 2 Bden. Leipz. 1805—1807.
Die Abendmahlsfeier. Neust. 1805.
Deutsche Homöophonik. Pirna 1805. 2te Aufl. 1807.
Neuer Dolmetscher oder Handbuch der Fremdwörter. Leipz. 1806. 5. Aufl. Dresden 1827, 2 Th.
Lehrbuch der städtischen Gewerbkunde. Leipz. 1807.
Vorschule der Sprachlehre. Leipz. 1808. N. Aufl. 1811.
Vorkenntnisse der Verskunst. Pirna 1809.
Grundsätze der Wohlredenheit. Pirna 1809. Neue Aufl. 1818.
Kronos. Gießen 1817.
Ueber Dichtkunst und ihre Geschichte. Leipz. 1817.
Hellas. Leipz. 1818.
Erinnerungen an Napoleon und Philipp von Macedonien. Schmalkalden 1822.
Das Christenthum, in seinem Entstehen rc. Eisenach 1822.
Klio und Kalliope. Eisenach 1822.
Hellenen. Eisenach 1823.
Maiblumen. Hanau 1826.
Eichenkränze. Wiesbaden 1826—28, 4 Bde.
National-Kalender der Deutschen. 2 Bände. Leipz. 1828—30.
Einzelne Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften.

Ein eben so gründlicher als klardenkender und freisinniger Gelehrter, der die Wissenschaft stets mit dem Leben in Verbindung zu setzen wußte, und namentlich für die Verbesserung und Bildung des Gymnasial-, wie des Realschul-Unterrichtes mit unermüdlicher Thätigkeit wirkte.

Heinr. Karl Friedr. Peucer

ward am 26. September 1779 zu Buttstedt geboren, studirte zu Jena Jurisprudenz, wurde 1805 Hofadvocat zu Weimar, 1807 Legationssecretär zu Paris, 1809 geheimer Staatskanzleisecretär zu Weimar, 1810 Regierungsassessor, 1811 Rath, 1816 geheimer Regierungsrath und Oberconsistorialdirector und 1839 Präsident des Oberconsistoriums daselbst.

Er schrieb:

Landsturmblatt. Weimar 1817—19.
Heroismus alter und neuer Zeit. Erfurt 1817.
Classisches Theater der Franzosen. Leipz. 1819 ff.
Weimarische Blätter. gr. 12. Leipz. 1834.
Ein Theaterabend. Dramat. Studien. 8. Leipz. 1835.

Ein feiner Geist, der trotz seiner bedeutenden Berufsgeschäfte doch mit großem Erfolg die Künste cultivirte und bei großem Gedankenreichthum, Anmuth und Zartheit es zu einer seltenen Meisterschaft in Behandlung der Sprache und Form brachte, was er namentlich in seinen Uebertragungen classischer französischer Tragödien auf das Glänzendste beurkundete.

Nikolaus Peucker,

geboren in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts in Schlesien, war kurfürstlich brandenburgischer Kammergerichts-Advocat, Stadtrichter und Rathskämmerer zu Köln an der Spree und starb im Jahre 1674.

Wir besitzen von ihm:

Die rechte klingende lustige Pauke von 100 finnreichen Scherzgedichten, herausgegeben v. D. Chr. Pfeffer. Berlin 1702. 12.

Ein für seine Zeit sehr hübsches lyrisches Talent, trotz dem damaligen Geschmacke voll Natürlichkeit und gemüthlicher Leichtigkeit, die besonders in seinen Wiegenliedern und Gesängen auf die Jahreszeiten hervortreten.

Johann Pezzl,

geboren im Jahre 1756 zu Mollersdorf in Baiern, lebte eine Zeitlang privatisirend in Salzburg und Zürich und ward 1785 Secretär, Lector und Bibliothekar des Staatskanzlers Fürsten von Kaunitz in Wien und 1791 Mitglied der Chifferkanzlei. Er starb 1836.

Es erschien von ihm:

Briefe aus dem Noviziat. 4 Bde. Zürich 1780—83.
Faustin oder das philosophische Jahrhundert. Zürich 1783. Neue Aufl. 1788.
Biographisches Denkmal Risbecks. Kempten 1786.
Skizze von Wien. 6 Hefte. Wien 1786—90. 4te Aufl. 1803.
Sincerus der Reformator. Frankf. u. Leipzig 1787.
Vertraute Briefe über Katholiken und Protestanten. Straßburg 1787.
Denkmal auf Stoll. Wien 1788.
Charakteristik Josephs. Wien 1790. 4te Aufl. 1807.
Laudon's Leben. Wien 1790.
Eugen's Leben. Wien 1791.
Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde. 2 Thle. Wien 1800. 2.
Neue Skizze von Wien. Wien 1805 ff. 3 Hefte.
Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Wien. 5te Aufl. Wien 1820.
Gabriel und die Stiefmutter Natur. Wien 1810.

Der Roman Faustin, die Briefe über den Katholicismus und die Biographie Josephs II. erwarben P. zu seiner Zeit den Ruhm eines praktischen Philosophen und gediegenen Denkers, den er jedoch nicht bis an seinen Tod behauptet hat. Nicht ohne Talent für populäre Darstellung und Gewandtheit, in der Schilderung fehlt es ihm doch an Tiefe und Gedankenreichthum; er bewegt sich nur auf der Oberfläche und gefällt sich hier in breitem Raisonnement, das er als gründlich und erschöpfend betrachtet.

Karl Alexander Friedr. Pfaff

geboren am 22. Februar 1795 zu Stuttgart, studirte zu Tübingen und lebt als Dr. philosoph. und Conrector am Gymnasium zu Eßlingen.

Er schrieb:

Denkmal Dr. Martin Luther's. Heidelb. 1817.
Geschichte Würtembergs. Reutlingen 1818—20, 2 Th.
Handbuch der Weltkunde. Tübing. 1823—28, 6 Th.
Geschichte des Reichstages zu Augsburg 1530. 2 Th. Stuttg. 1830.

Ein tüchtiger und wackerer Historiker, der mit gründlichem Quellenstudium eine treffliche, klare Darstellungsweise verbindet.

Gottlieb Konrad Pfeffel

ward am 28. Junius 1736 zu Kolmar geboren, studirte in Halle Jurisprudenz, hatte aber das Unglück, 1757 ganz blind zu werden. 1768 wurde er hessen-darmstädtischer Hofrath und legte ein protestantisches Erziehungsinstitut unter dem Namen Kriegsschule zu Kolmar an. Dieses ging während der Revolution ein und er beschäftigte sich nun allein mit Literatur, bis er 1803 Präsident des neuerrichteten Consistoriums zu Kolmar wurde. Er starb am 1. Mai 1809 daselbst.

Er hinterließ:

Poetische Versuche, in 3 Büchern. Frankf. 1761, 8.
Der Schatz. Schäferspiel. Frankf. 1761, 8.
Versuch in einigen Gedichten. Frankf. 1762, gr. 8.
Der Einsiedler. Trauerspiel. Karlsruhe 1763, 8.
Philemon und Baucis. Schausp. Straßb. 1763, 8.
Theatralische Belustigungen nach französischen Mustern. 1—5. Sammlung. Frankf. u. Leipz. 1765, 1766, 1767, 1770 u. 1774, 8.
Neue Beiträge zur deutschen Makulatur. Frankf. 1766, 8.
Dramatische Kinderspiele. Straßb. 1769, 8.
Lieder für die Kolmarische Kriegsschule. Köln 1778, 8.
Historisches Magazin für den Verstand und das Herz. 2 Bde. Neue Aufl. Straßb. 1792, 8. Französisch und Deutsch.
Fabeln, der helvetischen Gesellschaft gewidmet. Basel 1783, 8.
Poetische Versuche. 3 Thle. Basel 1789, 1790, 8.
Poetische Versuche. 8 Thle. 4te Aufl. Tübingen 1802—1805, 8.
Prosaische Versuche. Tübingen u. Stuttgart 1810—1813, 10 Thle.
Supplementband zu den poetischen u. prosaischen Versuchen. Ebendas. 1820.

Gesunder Verstand, reiche Phantasie, schlagender Witz, warmes, tiefes Gefühl und ein nie erkaltender Eifer für Wahrheit und Recht, treten in allen Poesieen dieses trefflichen Mannes, dem die Muse eine tröstende Begleiterin durch die Nacht seines Lebens war, glänzend hervor und beurkunden auf das Entscheidendste seinen Beruf für Poesie. Am glücklichsten war er in der zu seiner Zeit noch häufiger cultivirten Gattung der poetischen Epistel, in welcher eine edle männliche Sentimentalität ihren Eindruck auf den Leser nie verfehlt, und vor Allem in seinen Fabeln, in welchen er bis jetzt noch unübertroffen dasteht, da er sich von der gewöhnlichen naiven Kindlichkeit der Aesopischen Fabel fern hielt und einen satirisch-sentimentalen Ton annahm, welcher trefflich zu den behandelten Gegenständen paßte, die Pfeffel zugleich auf eine leichte, malerische Weise darzustellen wußte. Nicht minder gelungen sind seine poetischen Erzählungen, denen seine prosaischen Versuche dieser Art nachstehn; am unbedeutendsten dagegen erscheinen seine, meist französischen Originalen nachgebildeten, dramatischen Leistungen.

Gedichte von Gottl. Konrad Pfeffel.

Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Sternenscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leise kroch aus faulem Moos
Seine Nachbarin,
Eine Kröte, hin und schoß
All ihr Gift auf ihn.

Ach! was hab' ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ei! fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest du?

Der Schmetterling und die Biene.

Die Biene ließ den Schmetterling
Einst ihre fetten Speicher sehn.
Schön! rief der bunte Gast: doch muß ich dir gestehen,
Ich tauschte nicht mit dir. — Warum nicht dummes Ding,
Was hast denn du? Laß sehn; wir wollen inventiren.
Ich hab' ein volles Haus! — Und ich . . . nichts zu verlieren!

Die zwei Griechen.

Zwei Griechen, welche durch das Band
Der Sympathie verbrüdert waren,
Verließen jung ihr Vaterland,
Und suchten Glück bei den Barbaren.
Das Schicksal trennte sie; Porphyr
Kam nach Illyrien, ward Kriegsknecht, Officier,
Spion, Feldmarschall, Großvezier,
Und kurz, in Zeit von zwanzig Jahren
Bestieg er als der Schwiegersohn
Des Königs den ererbten Thron.
Aret, der nichts von ihm erfahren,
Kam als ein armer Philosoph,
Vom Unglück stets verfolgt, an seines Freundes Hof,
Der eben Audienz ertheilte.
Was seh ich? Himmel! rief Aret,
Der weinend ihm entgegen eilte,
Porphyr! mein Bruder? — Was? fiel Seine Majestät
Erröthend ihm ins Wort; hinweg mit diesem Tollen,
Der unsern Stand vergißt! Vielleicht hat gar ein Feind
Sich hinter ihm verbergen wollen.
Vergieb mir, sprach Aret, ich hätte keinen Freund
Auf einem Throne suchen sollen!

Der junge Hase.

Mit ernstem Schritte, wie der Held
Von Mancha, kam ein junger Hase
Nach Haus, und seine wunde Nase
Schien laut zu rufen: Staune, Welt!

Du blutest, Neffe? sprach ein Greis
Zu ihm, was hat sich zugetragen?
Je nun, ich habe mich geschlagen,
Versetzt er, und der Kampf war heiß.

Was, rief die ganze Sippschaft aus,
Geschlagen? wie? mit welchem Feinde?
Mit einem Hund? — Ja, liebe Freunde,
Mit einer ungeheuern Maus.

Der Goldfasan.

Es war einst eine Hungersnoth
Im Thierreich; alles schrie nach Brot;
Ein Goldfasan schlich matt und schwer
Und ächzend durch den Hain daher.

Ihm sah ein Specht von ferne zu
Und sagte, Freund, was ächzest du?
Verkaufe nur dein reiches Kleid,
So hast du Brot auf lange Zeit.

Dem Goldfasan gefiel der Rath;
Er setzte seinen ganzen Staat
Bei einem alten Hamster ab,
Der ihm dafür viel Körner gab.

Nun pflegt er sich bei Fürstenkost,
Doch plötzlich kam der Winterfrost,
Und plötzlich war der arme Narr
Am nackten Leibe blau und starr.

O weh mir, sprach er nun zum Specht,
Mein guter Freund, dein Rath war schlecht!
Ich weiß, man stirbt aus Hungersnoth,
Doch, wer erfriert, ist gleichfalls todt.

Guarin und Lydia.

Eine spanische Legende.

Ein reicher Fürst war Don Alvar,
Der Graf von Barcelone;
Allein das reinste Kleinod war
Sein Kind in seiner Krone.

Die Büßerin von Magdala
In ihren Flitterjahren
War kaum so schön, als Lydia,
Von Antlitz, Wuchs und Haaren.

Auch sagte mancher Rittersohn
Mit süß berauschtem Sinne:
Weit lieber, als des Vaters Thron,
Wär' mir der Tochter Minne.

Guarin, der Hofmarschall, ein Fant
Voll gleißnerischer Tücke,
Schoß oft nach ihr, von Lust entbrannt,
Verstohlne Sperbersblicke.

Doch Lydia verstand sie nicht.
Nun wagt er's gar, zu sprechen.
Sie zürnt und droht dem frechen Wicht,
Die Ungebühr zu rächen.

Er bebt vor Furcht, sein Auge sprüht
Vor stolzer Wuth; das Feuer
Der Hölle, das sein Herz durchglüht,
Macht ihn zum Ungeheuer.

Er heuchelt Reue, späht und wacht;
Mit Gold sprengt er die Thüren,
Und läßt das Fräulein bei der Nacht
Auf seine Burg entführen.

Er selber bleibt am Hof zurück,
Um dem Verdacht zu wehren,
Und theilt mit tief gesenktem Blick
Des armen Vaters Zähren.

Der erste Sturm ist kaum verhallt,
So steigt er zu der Schönen,
Und will mit trotziger Gewalt
Sein Bubenstück nun krönen.

Sie fällt aufs Knie, sie weint, sie fleht.
Er lacht mit kaltem Blute;
Sein Frevel wächst. Sie widersteht
Mit Amazonen-Muthe.

Nun zückt er, um sie zu bedräun,
Mit grimmiger Geberde
Den blanken Dolch. Sie rennt hinein
Und stürzet todt zur Erde.

Er schaudert; kaum erstickt ihr Blut
Die Lust in seiner Seele.
Er schleppt voll Angst und stiller Wuth
Den Leib in eine Höhle.

Fürst Satan lacht; wie Donnersturm
Schallts in des Frevlers Ohren.
Er zagt, er krümmt sich wie ein Wurm,
Und will sich selbst durchbohren.

Ein rascher Blitz lähmt seine Hand,
Der das Gemach entzündet,
Und Lydia im Lichtgewand
Zeigt ihm ein Kreuz und schwindet.

Er starrt, er heult; der Hölle Pein
Zerfoltert sein Gewissen;
Er flieht in einen öden Hain,
Um seine Schuld zu büßen.

„Ich war ein Thier; als Thier will ich,
Sprach er, bei Thieren leben,
Und nie wag' es mein Auge, sich
Zum Auge aufzuheben."

Ein hohler Eichbaum ward sein Haus,
Er kroch auf allen Vieren,
Brach Schwämme, grub sich Wurzeln aus
Und graste mit den Thieren.

Oft war's, ob Lydia's Phantom
Ihm vor das Auge träte,
Und heißer floß der Thränenstrom
In seine Bußgebete.

Ach! auch der Vater konnte nie
Sein Busenkind vergessen;
Sechs Jahre schon beweint er sie
Und weiht ihr Seelenmessen.

Zum ersten Mal ergötzt Alvar,
Dem erst vor wenig Tagen
Die Gattin einen Sohn gebar,
Nun wieder sich mit Jagen.

Er ließ den unbesuchten Hain
Mit Netzen rund umstellen,
Und drängte muthig sich hinein
Mit seinen Waidgesellen.

Auf einmal scholl es weit umher,
Daß Berg und Thal erklangen:
Ein Pavian, ein Zeiselbär,
Ein Oger ist gefangen.

Man band das Thier; am Leibe rauch,
Bewehrt mit Greifenklauen,
Mit einem Bart bis auf den Bauch,
Wagt es nicht aufzuschauen.

Der Graf befahl, das kühne Wild
Nach seinem Schloß zu bringen,
Das bald ein Strom von Menschen füllt,
Die staunend es umringen.

Da naht' auch mit dem Hofgesind'
Im dichtgedrängten Schwarme,
Die Amme sich und trug das Kind
Der Gräfin auf dem Arme.

Kaum blickt es auf den Waldmann hin,
So fängt es an zu sprechen
Und rufet laut: „Steh auf, Guarin!
Versöhnt ist dein Verbrechen."

Zum Grafen sprachs: „Geraubet hat
Er Lydien das Leben;
Vergieb ihm, Vater, seine That!
Auch Gott hat ihm vergeben."

Der Säugling schwieg. Die ganze Schaar
Erzittert und erbleichet.
Der Büßer schluchzt; indeß Alvar
Versöhnt die Hand ihm reichet.

Noch steht das Volk versteinert da,
Bekreuzet sich und weinet,
Als in dem Kreise Lydia,
Schön, wie der Lenz, erscheinet.

Sie flieget an des Grafen Brust.
Vor süßem Schrecken bebet
Der gute Vater, unbewußt,
Was ihm vor Augen schwebet.

„Erkenne mich!" sprach sie; „für todt
Lag ich auf kühlem Grunde,
Da sah Maria meine Noth
Und heilte meine Wunde.

Durch eine unsichtbare Macht
Von meiner Marterstätte
Im Schlaf entrückt, fand ich erwacht
Mich jetzt auf meinem Bette."

Sie sprachs. — Die Holde wußte nicht,
Wie lange sie geschlafen —
Und schmiegte lächelnd ihr Gesicht
An das Gesicht des Grafen.

„Gott," rief der Graf, „so ists kein Traum,
So schenkst du sie mir wieder!"
Guarin küßt ihres Kleides Saum
Und wirft sich vor ihr nieder.

„Nun glaub' ich, daß mir Gott verzeiht,
Doch kann ich nie gnug büßen,
Und will mich in der Einsamkeit
Auf lebenslang verschließen."

So sprach er, kehrt in seinen Hain
Und baut sich eine Zelle.
Hier zeigt man jetzt noch sein Gebein
In Sankt Guarins Capelle.

Epistel an Phöbe,

an ihrem vierzehnten Geburtstag.

Heut' vierzehn Jahre; theures Kind!
Wie bald vollendet! Wie geschwind
Eil' ich von meines Mittags Höhe
Ins öde Schattenthal herab!
O! meine Phöbe, gerne flöhe
Ich aus dem Lärm ins stille Grab
Zu meinem Sunim, meinem Stab,
Wenn ich nicht — küss' die süße Zähre
Mir weg — Gemahl und Vater wäre;
Wenn — doch der Gott, der euch mir gab,
Wog unser Loos auf seiner Wage
Und maß den Faden meiner Tage
Am Zepter seiner Weisheit ab.
Vergieb mir's, Kind, die feige Klage,
Ein Dankfest soll dein Tag mir sein.
Komm, laß mich dich mit Rosen krönen,
Mit diesem Kuß, mit diesen Thränen
Weih ich dich mir zur Freundin ein.
Nicht wahr, du fühlst ihn, gute Phöbe,
Des Titels werth, den ich dir gebe?
Hinfort nicht mehr dein Vater, nein,
Dein Freund bin ich, der dich begleitet
Durchs Land der Täuschung, und dein Herz
Zum Leiden sachte vorbereitet;
Denn leiden wirst du; Lust und Schmerz
Sind, gleich den Schalen einer Wage,
Hier nie getrennt, und dieser neigt
Das Herz in seine rechte Lage,
Wenn es zu hoch im Glücke steigt.
Ein Leben voller Wonnetage
Taugt nur für Engel: Hüte dich
Dir eins zu träumen. Hüllet sich
Dein Aug' in Wolken; o! so weine
Sie auf mein Herz, verbirg mir keine:
Der Schmerz ist ja nicht neu für mich.
Und wenn — nie denk' ichs ohne Beben —
In dir der neue Trieb erwacht,
Der Mädchen auf ihr ganzes Leben
Beseligt oder elend macht;
Dann meine Phöbe, dann erwähle
Mich zum Vertrauten deiner Seele.
Nicht streng, nur sorgsam will ich sein,
Dein Herz vor Stürmen zu bewahren
Und ihm die namenlose Pein

Des Streits mit Hang und Pflicht zu sparen.
Für deine Ruhe fürcht' ich nichts
Vom ekeln Weihrauch süßer Laffen;
Am Glanz des reichen Taugenichts
Wird sich dein Blick auch nie vergaffen;
Doch schrecklich sind die Zauberwaffen
Des feinen Redebösewichts,
Der nichts von Flammen, nichts von Schmerzen
Der Liebe spricht, nur von Genie,
Von Tugend und von Energie,
Von Freundschaft und von Sympathie,
Und, Vampyrn gleich, am sichern Herzen
Des Mädchens saugt, bis es verdirbt,
So wie vom Wurm die Rose stirbt.
Dank sei es unsern hellern Zeiten,
Daß Selbstheit und Sophisterei
Und Vollkraft und Empfindelei
Der Unschuld mehr Gefahr bereiten,
Als je die Nacht der Barbarei.
Es fällt mir gleich ein Mährchen bei
Ich will es, Phöbe, dir erzählen,
O laß damit mich meines Zieles,
Dich zu belehren, nicht verfehlen!
Es heißt: Die Klippe des Gefühles.

Ein Dämon, der beim alten Drachen
Mit Ehren als Geselle stund,
Erhob sich auf das Erdenrund,
Um da sein Meisterstück zu machen.
Er sollte wie von Anbeginn
Die Zunftgesetze vorgeschrieben,
Ein Mädchen ins Verderben ziehn,
Das stets der Unschuld treu geblieben.
Sophie war zum Opferlamm
Ersehn; ein Kind aus edlem Stamm,
Das jeder Reiz der Eva schmückte
Und dessen stille Frömmigkeit
Schon oft die Serafim entzückte.
Er kroch in ein Husarenkleid.
Die Uniform sprengt alle Thüren,
Und dienet oft zum Talisman
Ein eitles Püppchen zu verführen.
Er meldet sich bei Fieckchen an
Und sagt ihr unter tausend Schwüren,
Sie sei das niedlichste Gesicht,
Das ihm von Quedeck bis nach Posen
Auf seinen Zügen aufgestoßen.
Reich, sprach er, Mädchen, bin ich nicht;
Doch wird der Donner erster Tagen
Den krüpplichten Major erschlagen;
Dann sollst du Frau Majorin sein.
Was meinst du! Rede kleiner Nickel!
Das arme Fieckchen war betäubt
Und bebte, wie der Perpendickel
Der Wanduhr. Höhnisch lachend reibt
Jetzt Sphynx (dies war des Helden Name)
Den Schnurrbart auf die zarte Hand.
Itzt lößt sich ihrer Zunge Band!
Sie schreit und eine alte Dame
Kam hustend ins Gemach gerannt;
Die Muhme war's. Der Herzensstürmer
Ward schimpflich aus dem Schloß verbannt,
Und Fieckchen bat den raschen Thürmer
Würd' er sich nur von Ferne nahn,
Den Doggen auf ihn los zu hetzen.
Nun fing er erst zu fluchen an!
Er riß den Dollman stracks in Fetzen,
Und wollte nun als reicher Geck
Des Fräuleins Herz in Flammen setzen.
Er nennt sich Graf von Schwarzenegg
Und kömmt in einer Staatskarosse
Mit einem königlichen Trosse,
In einem Kleide, starr von Gold,
Schön, wie der Liebling der Cythere,
Umwölkt von einer Balsamsphäre
Ins adelige Schloß gerollt.
Der Graf ward schwebend aus dem Wagen
In Fieckchens Putzgemach getragen.
Er überreichet ihr sein Bild,
Geziert mit seinem Wappenschild,
In einem Rahmen von Brillanten;
Fleht kniend um des Fräuleins Gunst
Und spielt mit meisterhafter Kunst
Den feinen schmachtenden Amanten:
Sechshunderttausend Thaler sind
Ihr Mahlschatz, angenehmes Kind,
Wenn Sie zum Bräutigam mich wählen.
Er sprach's: Ein Kästchen mit Juwelen
Giebt seinen Worten neue Kraft.
Die gute graue Muhme gafft
Entzückt durch ihre Staarenbrille
Den ausgekramten Reichthum an;
Doch Fieckchen blickt in ernster Stille
Nur auf den üppigen Galan,
In dessen Aug' ein Feuer lodert,
Das Wollust strömt, und Wollust fodert.
Ihr Herz verschließt sich vor dem Blick:
Mein Herr, ein allzugroßes Glück
Ist Gift für eine weiche Seele.
Ich kenne mich und ich erwähle
Den Mittelstand, in dessen Schooß
Ich so viel unvermischte Freuden,
So vielen Trost in kleinen Leiden,
Kurz, mich und die Natur genoß.
Sie schweigt; die alte Tante brummet,
Der stolze Bräutigam verstummet,
Ruft seinen bunten Phaeton
Und flieget wie ein Pfeil davon.
Triumph! nun weiß ich dich zu packen,
Ruft er, und lacht so fürchterlich,
Daß Berg und Thal davor erschracken;
In wenig Tagen fang' ich dich;
Wo nicht, so mögen alle Welten
Mich einen dummen Teufel schelten.
Des nahen Sturmes unbewußt,
Ging Fieckchen bei dem ersten Strahle
Aurorens aus dem Sommersaale
Ins Wäldchen, und mit Engelslust
Sah sie den Quell vom Felsen fallen
Und sang ins Lied der Nachtigallen.
Da trat ein feiner junger Mann
Mit einem Buch aus dem Gebüsche;
Sein Antlitz kündigt ein Gemische
Von Heiterkeit und Wehmuth an.
Mit Ehrfurcht grüßet er die Schöne
Und wischet eine stille Thräne
Vom Auge. Fieckchen nickt ihm zu
Und fraget ihn mit holder Miene:
Was, edler Fremdling, liesest du?
Das Marterthum der Klementine
Im Grandison, erwiedert er
Und seufzt. Das gute Mädchen blicket
Ihn zärtlich an; ihr Herz wird schwer;
Es hebt sich schneller und erstickt
Nur halb des Seufzers Antwort. — Heil!
Heil dir! versetzt er, schöne Seele;
Doch lebe wohl! Gram ist mein Theil;
Und Frevel ist's, wenn ich dich quäle.
Sie hält ihn auf: O Freund! erzähle
Dein Schicksal mir. Nach langem Zwang
Setzt er sich neben ihr ins Grüne:
Auch mir war eine Klementine
Bescheert, rief er; doch ach! nicht lang':
Sie starb! — Ein Strom von Zähren drang
Aus Fieckchens Augen; ja sie fühlte
Für Damon, was sie nie empfand;
Ein Feuer, das ihr Herz durchwühlte.
Beim Abschied küßt er ihr die Hand;
Und nun begegneten sich beide
An jedem Tag mit neuer Freude
Im kühlen Hain: dann sprachen sie
Entzückt von Drang der Sympathie
Und von der Schöpfung Harmonie.
So oft er von ihr schied, betrübte
Sie sich, und wußte nicht warum:
Doch Damon blieb nicht stumm;
Sein Mund gestand, daß er sie liebte,
Und sie gab ihm den ersten Kuß
Zum Pfand der Gegengunst zurücke.
Doch bald verfinstert ein Verdruß
Des guten Damons Wonneblicke:
Ich bin kein Ritter. Ach! ich muß, —
So fing er endlich an zu klagen,
Dir, holdes Fieckchen, dir entsagen.
Nie läßt dein Vormund es geschehn,
Daß wir — Gott! mußten wir uns finden,
Um ewig uns getrennt zu sehn!
Wer kann den Jammer nachempfinden,
Der Fieckchens treue Brust zerriß!
Wie heben wir das Hinderniß?

Frug sie ihn einst mit banger Stimme.
Nichts rettet uns; nichts, als die Flucht
Vor deiner Anverwandten Grimme.
Doch nein, Geliebte, nein. Verflucht
Sei dieser Rath! Nur ich will fliehen.
Fahr' wohl — Vergiß mich — Laß mich ziehen —
Sei glücklich! — Kann ich's ohne dich!
Nein, Damon, ich will mit dir fliehen.
Gott will's. Mit dir, mit dir allein,
Du trauter Bruder meiner Seele,
Kann ich auch in der fernsten Höhle
Bei bittern Wurzeln selig sein.
Sie schweigt. Des Jünglings Wange glühet;
Sein Odem stockt; sein Herz pocht laut;
Wie beim Altar der Beter knieet,
Liegt er vor ihr: Ach! süße Braut;
Für mich Geschaffne! kann ich's glauben?
Lallt er, komm laß uns gleich entfliehn,
Eh Menschen unser Glück uns rauben.
Du zögerst? Ach! ich war zu kühn
In meiner Hoffnung. Fieckchen hatte
Den letzten Kampf der Pflicht gekämpft;
Ein Seufzer der Geliebten dämpft
Den heil'gen Aufruhr. Ach! mein Gatte,
Hin bin ich! ruft sie, flüchte mich,
Gieb meinem Geist die Ruhe wieder!
Sie weint. Der Himmel röthet sich:
Es fährt auf leuchtendem Gefieder
Sophiens Schutzgeist schnell hernieder:
Betrogne, was beschließest du?
Rief er dem blassen Mädchen zu;
Erkenne, wem du dich ergeben!
Sein Finger rührt den Damon an;
Im Nu verschwindet der Galan,
Und Fieckchen sieht mit Graus und Beben
Ein schwarzes Kind des Erebus,
Den Faunen gleich an Haupt und Fuß,
Vor ihrem starren Auge schweben
Und knirschend einen Blick ihr geben,
In dem der Hölle Feuerschlund
Ganz, wie am Richttag, offen stund.
Dem Täubchen gleich, wenn ihm der Geier
Im Flug den bunten Nacken bricht,
Stürzt Fieckchen vor das Ungeheuer
Entgeistert auf ihr Angesicht;
Und als sie sich im Gras gefunden,
War Faun und Genius verschwunden. —

Ein leiser Schauer fasse dich,
O Phöbe! was ich dir erzählte
Ist kein Traum; oft begab er sich
Der Fall, nur daß der Schutzgeist fehlte.
O! danke, danke Gott für den,
Geliebte, welchen seine Güte,
Bei deinem Eintritt ins Gebiete
Der Sterblichkeit, dir auserseh’n,
Für deine Mutter, die im Stillen,
Doch Engeln sichtbar, ihm nur lebt,
Und ihrem Haus, und sich bestrebt,
Zuerst die Lehren zu erfüllen,
Die sie dir giebt. Die schöne Pflicht
Der Arbeit, Kind, versäume nicht;
Auch diese gab uns Gott zum Schutze
Der Unschuld. Aber bloß zum Schein
Die Hände regen, blos dem Putze
Sie widmen, ist nicht Arbeit, nein,
Bedacht und nützlich muß sie sein;
Kein träges Spielwerk eitler Jugend.
Suchst du dir lauter Freuden hier?
Ach! Phöbe, nichts gewährt sie dir,
Als Gottes Schöpfung und die Tugend.
Suchst du Gesellschaft? Dein Klavier,
Ein gutes Buch und du und wir,
Was brauchst du mehr, die Zeit zu kürzen?
Fleuch, wenn du liesest, den Roman:
So gut, als Fieckchens Damon, kann
Ein Buch dich ins Verderben stürzen,
Das bald uns eine Tugend leiht,
Die noch kein Menschenkind erreichet
Das in der Unschuld Feierkleid
Sich langsam in die Seele schleichet;
Bald unsrer Weisheit alle Kraft
Abwitzelt, und die Leidenschaft
Für Fürstin der Vernunft erkläret,
Und bald die kranke Phantasei
Des Schicksals blinder Tyrannei
Durch Gift und Dolch entfliehen lehret.
Glaub immer an die Sympathie
Verwandter Seelen; ohne sie
Fänd' ich nicht Glück genug auf Erden.
Allein, o möchtest du doch nie
Durch dies Gefühl getäuschet werden!
Nicht auf den Lippen, in der Brust
Wohnt es, ist ewig, wie die Jugend
Des Seraphs, rein, wie seine Lust.
Ja, meine Phöbe, ja die Tugend
Hat ihren Magnetismus auch,
Der wie des Zephirs warmer Hauch
Zwo Blumen sanft zusammen wehet,
Zwei Herzen, die der Gottheit Ruf
Zu Bild und Gegenbild erschuf,
Sich schwesterlich entgegen drehet.
Doch, Phöbe, diese Wunderkraft
Ist nicht Instinkt, nicht Leidenschaft,
Aus der nur Scham und Ekel stammet.
Den Geist erwärmt sie, nicht das Blut,
Und läutert, wie die stille Glut,
Das Goldherz, die, so sie entflammet,
Durch des Genusses Ebb' und Fluth;
Würzt ihre Freuden, stählt den Muth,
Wenn sie die Last des Daseins quälet;
Und gab auch mir das höchste Gut
Der Erde, das Monarchen fehlet:
Ein Chor von Freunden, am Altar
Der Ewigkeit mit mir vermählet,
Die mir zum Schutz, gleich jener Schaar,
Die Jakob einst im Traum gesehen,
Auf Gottes Leiter vor mir stehen,
Und oben Er, mit milderm Glanz
Der Vaterwürde. Theure Phöbe!
Ich weiß, du kennest noch nicht ganz
Das frohe, mystische Gewebe
Der Fesseln wahrer Sympathie!
Allein auch dir ist einst durch sie
Der Menschheit höchstes Glück beschieden.
Nur hüte dich vor Schwärmerei,
Und suche kein Geschöpf hienieden,
Das frei von allen Mängeln sei.
Und wenn dein Herz den Jüngling findet,
Zu dem es jenen Hang empfindet,
Dem noch kein edles Herz entflohn:
So folge nicht dem ersten Triebe;
Belausch' ihn: hat er einen Thron,
Und spottet der Religion,
Kind, so verachte seine Liebe,
Und wähle seinen frommen Knecht.
Zeuch froh mit ihm in seine Zelle,
Und leb im Dunkeln an der Quelle
Der Seligkeiten schlecht und recht.
Und ruft euch einst der Vorsicht Willen
Ins Vaterland der Tugend ab,
So leg' ein Enkel eure Hüllen
In mein und meiner Doris Grab.

Georg Michael Pfefferkorn

ward im Jahre 1646 zu Ifta bei Eisenach geboren, studirte zu Jena Theologie, wurde dann frühzeitig Lehrer am Gymnasium zu Altenburg, hierauf Informator der gothaischen Prinzen, 1676 Pfarrer zu Friemar und 1682 Superintendent zu Gräfentonna. Er starb am 3. März 1732 daselbst.

Wir besitzen von ihm:
Poetische u. philosoph. Fest- u. Wochenlust. Pleißnische Ehrenkränze. Anweisung z. Verskunst. 1669.

Einige seiner geistlichen Lieder haben sich lange in den Gesangbüchern evangelischer Gemeinden erhalten. Bekanntlich wurde ihm der geistliche Gesang „Wer weiß wie nahe mir mein Ende," das nach Anderen Aemilia Juliana von Rudolstadt (s. d.) zur Verfasserin hatte, ebenfalls zugeschrieben, was heftige, jedoch unentschiedene gelehrte Streitigkeiten nach sich zog.

Johann Gebhard Pfeil,

geboren in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zu Magdeburg, ward Prediger zu Geschwerde in Thüringen, zu St. Nicolai in Magdeburg, Präpositus zu Gräfenhagen in Pommern und privatisirte dann in Berlin, wo er im Jahre 1777 starb.

Er schrieb:

Geschichte des Grafen v. P. Leipzig 1755. Neue Aufl. 1765.

Versuch in moralischen Erzählungen. Leipz. 1757.

Lucie Woodwil. Bürgerliches Trauerspiel. Leipz. 1760.

Pf. war nicht ohne Talent für die Erzählung, und wußte in derselben dem Geschmacke seiner Zeit mit Erfolg zu huldigen, so daß seine Geschichte des Grafen von P. lange zu den gesuchtesten Lectüren früherer Tage gehörte.

Melchior Pfinzing,

geboren am 21. Julius 1481 zu Nürnberg, ward Geheimschreiber des Kaisers Maximilian I. und darauf Probst an St. Sebald zu Nürnberg, dann außerordentlicher Rath, Canonicus zu Trient und Probst an St. Alban in Mainz. Er starb im Jahre 1536.

Er schrieb:

Die Geverlichkeiten und eines teils der Geschichten des löblichen, streytparen und hochberühmbten Helds und Ritters Herr Teuerdannckhs. Nürnberg 1517. Fol. Spätere Ausgaben Augsburg 1519, 1537, 1692, Fol. u. s. w. Ueberarbeitungen von Burkard Waldis, Frankfurt am Main 1553, 1563 u. öft. Fol. Von Matth. Schultes, Ulm 1679, Fol. Neueste Ausgaben von B. F. Hummel, Nürnberg 1790, 4. u. a. m.

Selten hat wohl ein Werk zur Zeit seines Erscheinens solches Aufsehn gemacht, wie das episch-allegorische Gedicht, Teuerdank, das zur Verherrlichung Kaiser Maximilian's geschrieben wurde, und diesem Umstande die allgemeine Theilnahme, die ihm ward, verdankte, denn der eigentliche poetische Werth desselben ist sehr gering. Sehr treffend urtheilt daher Bouterwek (Geschichte der schönen Wissenschaften Th. IX. S. 377), indem er von demselben sagt: Die ganze Erfindung des Teuerdank ist frostig und trivial. Selbst wenn sie in der Ausführung geistreich und mit allen Reizen des poetischen Stils geschmückt wäre, würde der Teuerdank, als episches Gedicht, tief unter dem Liede der Nibelungen und andern deutschen Rittergedichten aus dem dreizehnten Jahrhundert stehen. Aber auch in der Ausführung der allegorischen Composition hat Pfinzing wenig poetischen Geist gezeigt. Es fehlt dem Teuerdank nicht nur an epischer Kraft und Mannigfaltigkeit, an innerem Interesse der Charaktere und Situationen, an Scenen, die das Gemüth fesseln und eine lebendige Menschlichkeit mit poetischer Wärme darstellen; auch die Sprache und der Stil Pfinzing's gehören mehr dem kalten Verstande an, als einer poetisch erwärmten Phantasie. Das einzige Verdienst des Gedichtes ist eine gewisse anspruchslose Natürlichkeit. Pfinzing affectirt keine Dichtertalente, die ihm fehlten. Er erzählt treuherzig in der gewöhnlichen deutschen Versart des Zeitalters, wie eine Begebenheit auf die andere folgte. Von romantischer Schwärmerei hat seine Manier keinen Zug; aber eine moralische Wärme, die sich der Darstellung mittheilt, giebt der kalten Erfindung doch eine Art von Leben. Gesunder Verstand ist in dem ganzen Werke nicht zu verkennen. Malerische Partieen sucht man vergebens. —

Aus Melchior Pfinzing's Teuerdank.

Wie Vnfalo den Edlen Teurdanck in ein ander gefehrlichkeit mit einem grossen Bären füret.

Ist geschehen im land ob der Ens.

Vnfalo thet den Helden fragen
  Einsmals ob er het lust zu jagen.
Der Held antwortet jm, Fast gern,
  Vnfalo sprach: Ich weiß einn Bärn,
Vnd wil euch an dieselbe stat
  Füren, da er sein läger hat.
Damit weißt Vnfalo den man,
  Auff das gejaid in wald hindan,
Da warn bei jm auff allen seiten
  Das hoffgesind, die jn geleiten,
Der Adel, gelerten, rathsverwandten,
  Leuffer, Lackeien vnd Trabanten,
Die jäger auch bestellt da stunden,
  Zogen für außhin mit den hunden,
Man fürt daneben etlich wagen,
  Darauff vil garn vnd seyle lagen,
Vnd was man dorfft zur berenjagd,
  Vil bawren waren unverzagt,
Mit ärten, parten, knebel, spiessen,
  Theten was sie die jäger hiessen,
Welchen Vnfalo het befolen,
  Daß sie sich all enthalten sollen,
Ir keiner stechen wöll den bärn,
  Dann ich (sprach er) wolt selber gern,
Daß jn Teurdanck selb stechen gundt,
  Da möcht man sehen was er kundt,
Wo er sich allein an jn wagt,
  Halt ich jn warlich unverzagt.
Demselben alln also geschah,
  Alsbald der Bär den Held ersah,
Lieff er jn gar trutzlichen an,
  Teurdanck müst jn allein bestan,
Wiewol derselbe Bär fast groß was,
  Noch dannoch Teurdanck nit vergaß,
Sonder nam seinen vortheil ein,
  Stundt hinder ein klein bäumelein,
Das zu seim Vortheil vngefer
  Da stund, dann jn derselbig bär
Het überhöhet gantz vnd gar,
  Mit zorn er lieff gegen jm dar,
Dermaß daß er jm kaum entweich
  Auß dem biß vnd seim starcken streich,
Derselbig bär vor grossem zorn
  Schlug nach dem Helden hochgeborn,
Vermeynt jn mit den groben tatzen
  Zu greiffen vnd feindtlich zu kratzen.
Der Held auß seiner gschicklichkeit,
  Trat gar schnell neben auff ein seit,
Der bär meint, er het schon den Held
  Gefaßt, daß er jn stürtzen wölt.
Teurdanck der unverzagte man
  Den Bern mit seinem spieß traff an

So tieff jm in die lenden steckt,
Daß er all vier von sich reckt.
Vnfalo sprach: Thu wie ich wöll,
So schadt disem kein vngefell,
Wer mir, als jm, het zugesetzt,
So wer ich worden lang verletzt,
Ich het in solchen schweren geschefften
Nit mögen stehn auß meinen krefften.
Doch wiewol er hat glückes vil,
Noch dannocht ich nicht lassen wil.
Von seiner hawt in disem jar
Einn riemen muß er lassen zwar,
Eh er von hinnen kompt hindon.
Damit ritten sie beid da von.
Deß Bären größ vnd freudigkeit
Verwundert mann sich weit vnd breit,
Wie gar behertzt, vnd wie gewiß
Der Held wer mit seim Bärenspieß
Vnd wie ern vndern buch het troffen,
Das jrn keinr het mögen hoffen.
Das wolt Vnfalo plagen gar,
Dann er forcht sehr es würd gewar
Der that sein fraw die Küniginn,
Das würd jm bringen keinen gwinn,
Also er eilet in der sach,
Den Held zu fürn in vngemach,
Dann kaum dieselbig nacht vergieng,
Ein ander schalckheit er ansieng.

Wie Vnfalo Teurdanck abermalen in ein groß gefehrlichkeit füret auff einem faulen Rüstbaum.

Ist geschehen im vntern Intal.

Als nun her kam der ander tag,
Vnfalo seiner falschheit pflag,
Im vndern Intal auff ein schloß,
Da stifftet er ein boßheit groß,
Den theuren Held fürt auff ein fest,
In derselben er gantz wol west,
Daß da ein grosser Rüstbaum war,
Derselbig war erfaulet gar,
Lag noch inn tag weit gar hinauß,
Als man dann dasselbige hauß
Newlichen gar het außgebawt
Den het der schalck zuvor beschawt,
Daß er wol würd leichtlichen brechen,
Das doch het keiner solln sprechen,
Der jn schawet von oben an,
Daß er solt einig feulen han,
Darumb fürt er den Helden dar,
Sprach: Herr ich hab nit gnommen war,
Ob euch auch thut der schwindel icht,
Teurdanck sprach: Er mich jrret nicht,
Stünd ich gleich droben auff dem tach,
Kein härlein fraget ich darnach,
Vnd ist mir so ein klein beschwerd,
Als stünd ich niden auff der erd.
Darauff antwort jm Vnfalo,
Herr, so tret auff disen plock do,
Vnd meßt hinauß in freiem tag,
Anderhalben schuh, in der wag,
Jr müst euch aber halten fest,
Dann warlichen das ist die best
Prob, dardurch jr mögt wohl bestahn,
Wann jr nach Gembsen werdet gahn.
Der Teurdanck trawt jm diser wort,
Trat hinfür an deß baumes ort,
Wolt gleich die schuch gemessen han,
Da fieng der baum zu krachen an,
Daß dem Helden da nit mehr ward,
Dann daß er eilends auf der fart,
Begriff ein seulen hart darneben,
Die fristet jm sein junges leben,
Sonst het der Held sich gantz vnd gar
Zu todt gefallen, denn es war
Vber ein Felsen ab fast hoch,
Teurdanck hinauff sich wider zog,
Biß er stund ohn all sorge mehr.
Vnfalo lieff der erst daher,
Als wolt er jm geholffen han,
Sprach: Ei Herr wie habt jr gethan?
Teurdanck der Held jm antwort gab,
Der baum der ist gebrochen ab
Gar schnell vnder den füssen mein,
Wer hets gemeynt, daß da solt sein
Der baum also erfault gewesen.
Vnfalo sprach, Weil jr seit gnesen,
So geht herein, trawt jm nit mehr,
Damit kundt er sein arg gefehr
Verklügen gantz außbündig wol,
Im hertzen war er boßheit vol.
Teurdanck der Held vermeynt, Es wer
Beschehen ohn alles gefehr.
Darumb ers gütlich ließ hingan.
Vnfalo gedacht, wie mag doch han
Diser Held nur sovil glück?
All meine list, anschläg vnd dück
Haben an seinem leib kein stat.
Muß suchen noch einn andern rath,
Daß er nit komm so schlecht davon,
Sol vor von mirs Valete han.

Wie Vnfalo den Teurdanck in ein gefehrlichen fall auff einem eiß füret.

Geschahe bei nacht im vndern Intal.

Es kamen auff ein zeit die meer,
Daß dicker eiß gefroren wer,
Mit schnee bedecket an der straß,
Als Vnfalo vermercket das,
Gedacht nicht guts in seinem sinn,
Möcht ich den Held da bringen hin,
Daß er arm, schenckel, kopf zerfiel,
Das wer mir ein recht eben spiel,
Gieng zu dem edlen Teurdanck dar,
Sprach in geheym: Herr nemet war,
Vil guter Herrn beinander seyd
Nit fern hievon an einem end,
In kurtzweil, freud vnd Ritterspiel,
Mit euch dahin ich reiten wil.
Der Held sprach: Gern gewer ichs dich,
Wanns zeit ist laß nur wissen mich.
Also schickt zu dem Held in eil,
Der Vnfalo vber ein kleine weil,
Ob glegen wolte sein dem herrn,
Daß mit einander gleich auffwern,
Dahin sie ritten biß in d'nacht,
Teurdanck der het der eiß nit acht,
Ritt unversehens mitten drauff,
Von stund an lag ob einem hauff
Er vnd sein pferdt in solcher weiß,
Am rucken auff dem herten eiß,
Also gschwindt war derselbig fall,
Mit gwalt die Sattelgurt zerknall
Zu stücken vnder jm zerbrach.
Als solchs der Vnfalo ersah,
Sprach: Herr glaubt mir bei meinem eydt,
Daß ich im schlaff wol halber reyt,
Damit ewrn fall hab übersehn,
O daß euch nur nit wee sei gschehn.
Der held sprach: Ich bin frisch vnd gsund,
Dartzu mein pferdt zu dieser stund,
Dann Gott in meinen sinn mir gab,
Daß ich im fall vom pferdt sprang ab.
Auß falschem hertzen Vnfalo
Sprach, deß bin ich von hertzen fro,
Im hertzen jm doch anders was.
Teurdanck auff sein pferdt wider saß,
Vnd sprach: Es ist zwar hart gefrorn,
Die sach sei darumb nit verlorn,
Wir wöllen doch mit allem fleiß
Volziehen die angfangne reiß,
Wer auß unvorsichtigkeit felt,
Steht wider auff bald wie ein Held,
Der ist so edel vnd gut bei allen,
Als der so vor ist nie gfallen.
Damit sie samptlich kamen dar,
Wie jr anschlag gewesen war,
Vnd het der Vnfalo kein ruh,
Biß er mehr vnglück richtet zu.

Wie der Teurdanck sich selbs tödtlich mit eim gespanten Armbrost beschädigt haben solt, auff dem pirschen, auß anweisung des Vnfalo.

Ist in Braband geschehen.

Vnfalo wist gar wol vorhin,
Daß den Helden stund all sein sinn,
Zu allem waidwerck vnd dem pirschen,
Darumb sprach er: Ich weiß einn hirschen
Ein schön lustig vnd freudigs thier,
Fürwar Herr, wolt jr glauben mir,
So möcht jr gute kurtzweil haben,
Ich sah jn nechten an eim graben
Nit weit von hinnen in eim wald,
Sos euch gefelt, so wölln wir bald
All beid dahin geritten sein,
Mit vos nemens pirsch armbrost mein,
Dann es ist starck, geht ab gering.
Der Held antwort: Schafft aller ding
Die pferdt zu rüsten, also bald
Sie ritten samptlich in den wald,
Eine kleine weil in grüner awen
Theten mit fleiß nach wilpret schawen,
Zu erst ersah eins Vnfalo,
Sprach: Herr seht jr einn hirschen do?
Darumb so steht bald ab zufuß,
So mögt jr kommen zu eim schuß.
Vermeynt er sollt ann sporen bhangen,
Einn schaden leicht dadurch erlangen,
Wies jm dann auch alda geschah,
Der Held, als bald ers wilpret sah,
Stund ab zu fuß von seinem pferdt,
Vnd spannt das armbrost auff der erdt,
Ein scharpff geschoß er darauff schlug,
Zum wilpret schlich heimlich mit fug,
Het auff die stauden gar kein acht,
Das jn schier het vms leben bracht,
Wie dann die eil thut selten gut,
Doch het jn Gott in seiner hut,
Dann in der eil etliche dom
Sich schlugen vmb des Helden sporn,
Dardurch der edle Held so werd
Fiel nider für sich auff die erd,
In solchem fall sein armbrost ließ,
Die bsunnenheit war der genieß
Des Helden, dann er sein haupt het
Im fall empor, drumb jm nicht thet
Das gschoß noch d'Sennen einigen schaden,
Vnfalo der war vberladen
Mit schmertzen vnd mit hertzen leidt,
Er sah des Helden gesundtheit,
Lieff bald vnd halff jm wider auff,
Sprach: Ach Herr wie sehet jr drauff?
Ir habt ewr gantz vnd gar kein acht,
Hat euchs armbrost keinn schaden bracht?
Das ist je ein glückliche sach.
Darauff der edle Teurdanck sprach:
Die sachen seind gerathen wol
Drumb meinen Gott ich loben sol,
Der mich durch seine wunder gut
Vor solchem Vnfall hat behut,
In dem er ritt widerumb zuhauß,
Vnd war damit das pirschen auß.

Wie Teurdanck sich het am durchlassen vergessen, wolt einen bößen sprung am höchsten gebirg gethan haben, aber durch eines jägers anschreien ward er vor schaden verhüt.

Als sie warn wider auffgesessen,
Het d'Held dises bald vergessen,
Trug sichs zu, daß sie deid zu mal
Beinander waren im Haller tal,
Vnfalo den Held lustig sah,
Da wolt er auch nit lassen nach
Sein boßheit für vnd für zu üben,
Damit er möcht den Held betrüben,
Erdacht einn andern bösen sinn,
Den Helden ließ er füren hin
Auff hohen dergen in ein wandt
Darinne er vil Gembsen fand,
Den Teurdanck gar freundlich ansprach,
Kein man nie mehr Gembsen gesah.
Bei einander an einem ort,
In aller höh ein sehet dort,
Wann einer dises thierlein fellt,
Den hielt ich warlich für einn Held,
Vnd so es thet ein hoher man,
Die Künginn het groß gfallen dran,
So es jr würde fürgebracht.
Teurdanck jm nichts gefehrlichs dacht,
Sondern auß rechter edler gir,
Tracht er den nechsten zu dem thier,
Gleich wie ein Löw freudig vnd stoltz,
Wann er wil jagen in dem holtz,
Gieng auß seim vnverzagtem mut,
Ins gpirg mit seinem schafft so gut,
Den jm der Vnfalo het geben,
Es daucht jn alles schlecht vnd eben,
Als er zu höchst ins pirge kam,
Sein schafft zu beden henden nam,
Wolt sich ab über ein geheng
Lassen, in einer tieffen eng,
Kam jm vngfehr in seinen mut,
Der sprung wie man denselben thut,
An picken in dem Niderland,
Als trug er einn falcken in der hand,
Den sprung er hette auch gethan,
Wo nit der trewe jägers man,
So mit jm auff dem birge was,
Zu rechter Zeit her gsehen das,
Der griff in eil ins Helden schafft,
Vnd hielt jn fest mit gantzer krafft,
Schrie über laut den Helden an,
Er solde vnderwegen lan
Den sprung, vnd gab jm gute leer,
Wann er sich wolt durch lassen mehr
Mit seinem schafft an solchem ort,
Was weitter mehr darzu gehort.
Der jäger sagts dem Vnfal nit,
Kein danck er het verdient damit,
Daß also wer der Held errett,
Auffs ergst ers jm gedeutet het.
Dann diß ist je vnd alle fart
Der boßhafftigen menschen art,
Daß alles gut was sie dein leuten
Sehen zum ärgsten können deuten,
Vnd diß ist gmeyn bei jn im brauch,
Also thet diser böswicht auch.
Darumb musts diser jägers knecht
Verhelen, damit blieb es schlecht.
Als Teurdanck wider kam vom jeydt,
Zum Vnfal sprach: Auff meinen eydt,
Es ist warlichen gar sorglich,
Zufarn von der höh vnder sich,
Ich het es vbersehen schier.
Vnfal gedacht: Ist aber mir
Mein anschlag gangen hinder rück,
So weiß ich noch ein ander stück,
Auff wasser wil versuchen das,
Ob es mir wolt gerathen daß,
Der sachen hat er keinn verstand,
Nit offt gewest im wasserland.
Auff erden ist es gar verlorn,
Daß thut mir je im hertzen zorn.
Also blieben die sachen stan,
Daß Vnfalo nichts mehr fieng an
Gegen dem Helden Teuerdanck,
Biß vber ein zeit nit fast lang,
Da ers mit fug het abgemessen,
Der Held des Vnfals schon vergessen,
Ihm bracht mit listen in ein schiff,
Hernach volgt, was sich da verlieff.

Joh. Christoph Pfister,

geboren am 11. März 1772 zu Pleidelsheim in Württemberg, studirte zu Tübingen, wurde daselbst Repetent am theol. Stifte, 1810 Diaconus zu Vaihingen und Pfarrer zu Kleinglattbach und 1813 Prediger zu Türkheim.

Es erschien von ihm:

Geschichte von Schwaben. Heilbronn 1803—27, 5 Thle.
Uebersicht der Geschichte von Schwaben. Stuttgart 1813.
Ueber das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Württemberg. Heilbronn 1816.
Denkwürdigkeiten der württembergischen und schwäbischen Reformationsgeschichte mit J. C. Schmid. Tübingen 1817, 2 Hfte.
Herzog Christoph zu Württemberg. Tübingen 1820, 2 Thle.
Schwäbisches Taschenbuch. Stuttgart 1820.
Eberhard im Bart, erster Herzog von Württemberg. Tübingen 1822.
Miscellen aus der württembergischen Geschichte. Tübingen 1824.
Geschichte der Deutschen, in der von Heeren und Ukert besorgten Geschichte der europäischen Staaten. Hamburg 1829, Fol., 4 Thle.

Ein sehr tüchtiger Historiker, der sich namentlich um die Geschichtschreibung seines Vaterlandes Württemberg große und bleibende Verdienste erwarb. Seine Geschichte Deutschlands ist gleichfalls, sowohl dem Inhalte wie der Darstellung nach, ein treffliches Werk, doch wird ihr von Einigen der Vorwurf gemacht, daß sie ungleich in der Ausführung und hin und wieder nicht entschieden genug im Urtheile sei.

Joh. Christoph Ludw. Pflaum

ward am 16. September 1774 zu Walsdorf bei Bamberg geboren, studirte Theologie und wurde dann 1798 Mittagsprediger und Katechet an der Hauptkirche zu Ansbach, 1805 Feldprediger des preußischen Infanterieregiments von Tauenzien, 1809 Pfarrer zu Helmbrechts im Baireuthschen, 1820 aber Decan und Stadtpfarrer zu Baireuth, wo er am 7. Mai 1824 starb.

Er hinterließ:

Blüthen. Ansbach 1799, 1800, 2 Thle.
Ansbacher Monatsschrift. 1800—1802.
Veilchenlese. Leipzig 1808.
Religion, eine Angelegenheit der Fürsten. Leipzig 1809.
Neuer Briefwechsel von und für Knaben und Mädchen. Baireuth 1809.
Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer. Stuttgart 1813, Fol., 6 Thle.
Beicht- und Kommunionbüchlein. Leipzig 1815; 2. A. Nürnberg 1818.
Sonntagsblatt für evangelische Christusverehrer. 1817—23.
Das Leben Jesu für Geist und Herz. Nürnberg 1819.
Christliche Lieder. Nürnberg 1822.

Innigkeit und Wärme des Gefühls, Klarheit und Lebendigkeit des Vortrags und Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form zeichnen P's prosaische Schriften, unter denen die ascetischen, so wie seine poetischen, unter denen die religiösen Lieder die gelungensten sind, vortheilhaft aus.

Joh. Georg Pfranger

ward am 5. August 1745 zu Hildburghausen geboren, studirte zu Koburg und Jena Theologie, wurde 1772 Pfarrsubstitut in Straßenhausen bei Hildburghausen, 1773 Pfarrer daselbst und 1776 Hofprediger und Consistorialassessor zu Meiningen. Er starb am 10. Julius 1790.

Wir besitzen von ihm:

Die Vorsehung. Lehrgedicht. Hildburghausen 1772, 8.
Ueber die Auferstehung der Todten. Hilburghausen 1776, 4.
Predigten über die Sonn- und Festtagsepisteln. Hildburghausen 1779—1791, 4 Bde., 8.
Der Mönch vom Libanon. Dessau 1782, 8.; 2. Aufl. 1785.
Leopold. Dessau 1785, 8.
Fragen ohne Antwort, oder Katechismus der Weisen. Meiningen 1784, 8.
Feier des Abends im Mondenschein. Meiningen 1778, 8.
Ueber Sonn- und Festtagsevangelien. Meiningen 1792, 4.
Vermischte Predigten. Leipzig 1792, 1794, 3 Thle., 8. Herausgegeben vom Diaconus Berger in Römhild.
Gedichte. Herausgegeben von Berger; 2. A. Meiningen 1794, 8.

Klarheit, Besonnenheit, Anmuth der Rede und glückliche Beherrschung der Form sind P. eigen, doch fehlte ihm jene Begeisterung und Gluth der Gedanken, welche dem Kanzelredner wie dem Dichter unentbehrlich sind, wenn sie Bleibendes schaffen wollen. Auch sein Mönch vom Libanon, eine Fortsetzung und Nachahmung von Lessing's Nathan dem Weisen, hält, trotz mancher gelungenen und schönen Stelle, die Vergleichung mit seinem Vorbilde nicht aus.

Joh. Ernst Philippi,

geboren im Jahre 1701 zu Merseburg, studirte zu Leipzig und Halle Jurisprudenz, practicirte dann vom Jahre 1728 an als Advocat zu Merseburg, erhielt darauf eine Professur der deutschen Beredtsamkeit zu Halle, zog sich aber bald durch seine Schriften großen Haß und Spott zu und sah sich genöthigt, Halle zu verlassen. Er lebte nun unstät, saß einige Zeit als Verrückter im Irrenhause zu Waldheim und fristete später, völlig wiederhergestellt, als Corrector und Heftschreiber zu Jena kümmerlich sein Dasein. Er starb ums Jahr 1750.

Wir besitzen von ihm:

Sechs deutsche Reden. Leipzig 1732.
Geschichte von Thüringen. Halle 1732.
Der eröffnete Tempel der Ehren und Vorsehung. Ged. Halle 1732.
Sottises champêtres oder Schäfergedichte. Leipzig 1733.
Der Freidenker. Göttingen 1734, 9 St.
Cicero, ein großer Windbeutel, Rabulist und Charlatan. Halle 1735.
Regeln und Maximen der edlen Reim-Schmiede-Kunst. Altenburg 1743.

P. machte zu seiner Zeit durch die Frechheit und Dreistigkeit seiner Schriften, besonders seines heftigen und geistlosen Angriffes gegen Cicero, einiges Aufsehn, ward aber gebührend zurecht gewiesen und bald vergessen. Seine Reden sind für die damalige Zeit nicht ohne Gewandtheit in Behandlung der Form.

Karl Ferdinand Philippi

ward am 12. März 1792 in Leipzig geboren, studirte daselbst, lebte nach vollendeten Studienjahren eine Zeit lang in der Oberlausitz und ward dann 1815 Director der damaligen Garnisonschule in Dresden, später Director des Realinstituts, Hofrath und Censor daselbst. In den letzten Jahren entsagte er allen diesen Aemtern und ließ sich in Grimma nieder, wo er, mit Herausgabe mehrerer Journale beschäftigt, gegenwärtig noch lebt.

Wir haben von ihm:

Martin und Elisabeth, oder die Waisen im Chamounythal. Leipzig 1813.
Encyclopädisches Handbuch der Schulwissenschaften. Dresden 1819.
Literarischer Merkur. Dresden 1819—30.
Kreuz- und Querfahrten eines englischen Schillings. Dresden 1821.
Skolien in Freundesrund. Dresden 1821.
Dramaturgische Brandraketen. Leipzig 1826, 2 Hfte.
Geschichte des Freistaats von St. Domingo. Dresden 1827, 3 Thle.
Geschichte der vereinigten Niederlande. Dresden 1827, 2 Thle.
Geschichte des Papstthums. Dresden 1828, 7 Thle.
Herbstblätter. Grimma 1834.
Viele Aufsätze und Abhandlungen in von ihm herausgegebenen Journalen und Wochenblättern u. s. w.

Ein feiner, witziger und äußerst gewandter Kopf, mit reichen Kenntnissen begabt, hat Ph. leider zu sehr Gefallen an der Tagespolitik und dem Journalwesen, das ihn fast ausschließlich beschäftigt, gefunden. Mit größerer Muße und Ruhe würde er weit Bedeutenderes und Bleibenderes haben liefern können; daß er es vermag, hat er wiederholt, wenn auch nur in Leistungen von geringem Umfange, bewiesen.

Karoline Pichler

ward im October 1769 zu Wien, wo ihr Vater, Franz von Greiner, Hofrath war, geboren, verheirathete sich 1796 mit dem Regierungsrathe Pichler, erfreute sich des Umgangs mit den geistreichsten Männern ihrer Vaterstadt und wurde dadurch, so wie durch eifrige Selbststudien, mit den besten Erzeugnissen der schönen Litteratur vertraut. Sie selbst trat erst 1799 mit ihren eignen Productionen auf.

Wir besitzen von ihr:

Sämmtliche Werke. Wien 1811—20, 24 Bde. — 1820—23, 26 Bde. — 1820—35, 49 Bde. — 1828—32, 50 Bändchen.

Diese enthalten:

Leonore. 2 Thle.
Agathokles. 3 Thle.
Die Grafen von Hohenberg. 2 Thle.
Olivier.
Die Nebenbuhler. 2 Thle.
Frauenwürde. 4 Thle.
Idyllen.
Gedichte.
Prosaische Aufsätze. 2 Thle.
Dramatische Dichtungen. 3 Thle.
Kleine Erzählungen. 15 Thle.
Die Belagerung Wiens. 3 Thle.
Die Schweden in Prag. 3 Thle.
Die Wiedereroberung von Ofen. 2 Thle.
Friedrich der Streitbare. 4 Thle.
Henriette von England.
Elisabeth von Guttenstein.

Innigkeit und Wärme des Gefühls, namentlich wo es das Gute und Schöne gilt, glückliche Erfindung, Ruhe und Anmuth der Darstellung und hohe weibliche Würde und Zartheit zeichnen die Schriften dieser trefflichen Frau aus und weisen ihr eine bedeutende Stellung unter den deutschen Autoren an. — Als ihre vorzüglichste Leistung wird ihr Agathokles bezeichnet, in welchem sie von hohem Standpunkte aus die Gegensätze des Heidnischen zum Christenthum und den großartigen Einfluß des letzteren auf die Veredlung des menschlichen Geschlechtes mit eben so reichem Talent als geistiger Feinheit und warmem Gemüthe schilderte.

Der schwarze Fritz.

Erzählung von Karoline Pichler.

Es war ein trüber Herbstabend des 1648sten Jahres, als Graf Martinitz mit seiner Nichte Luitgarde nach langer Abwesenheit dem Schlosse seiner Ahnen zufuhr. Lange, so lange als möglich, hatte er sich einst nicht entschließen können, trotz der Schrecken des dreißigjährigen Krieges, den liebgewordenen Aufenthalt zu verlassen. Er hatte die Stürme der ersten wilden Auftritte, die Folgen der Prager Schlacht und so manchen andern Unfall muthig ertragen, und glaubte sich, da die Friedensunterhandlungen bereits angeknüpft waren, im Hafen der Ruhe, als ganz unvermuthet Banner's und Torstenson's wilde Haufen in sein Vaterland eindrangen, alles mit Feuer und Schwerdt verwüsteten und die verheerende Fluth sich auf seine Gegend zuwälzte. Nun blieb ihm nichts übrig, als mit Frau und Kind zu fliehen und sein Schloß den wüthenden Schaaren preis zu geben.

In Prag, wohin er sich mit den Seinigen nicht ohne Gefahr gerettet hatte, starb seine geliebte Gemahlin an den Folgen des Schreckens, und ein jüngerer Knabe folgte ihr bald im Tode nach. Tiefgebeugt ging der Graf von Prag, das ihm nichts als traurige Erinnerungen bot, nach Wien, wo ihm viele Freunde lebten. Im Kreise geliebter Anverwandten heilten allmälig seine Wunden, und nachdem der langersehnte Friede das erschöpfte Vaterland beruhigt hatte, zog ihn stille Sehnsucht nach dem verlassenen Orte seiner Geburt, nach den Gräbern seiner Ahnen, und er beschloß, jetzt dahin zu gehen und dort das Hochzeitfest seines ältesten, nun einzigen Sohnes zu feiern.

Graf Friedrich war ein liebenswürdiger junger Mann. Mit einer angenehmen Gestalt und gefälligen Sitten verband er mancherlei Eigenschaften, die ihn in Gesellschaften beliebt und seinen Freunden werth machten. Er zeichnete und malte, war glücklich im Ergreifen der Aehnlichkeiten und besaß einen großen Band kleiner Bildnisse von Bekannten, die er selbst auf seinen Reisen verfertigt hatte. Er war in Paris, in Madrid, in Italien gewesen, und für jene Zeit und für seinen Stand ein kleines Wunder. Sein Vater sah seiner Ankunft mit Stolz und Freude entgegen. Was den redlichen Greis aber noch inniger vergnügte, war der Ruf reiner Sitten, den sein Sohn sich überall zu erhalten und unversehrt ins Vaterland mitzubringen gewußt hatte.

Familienübereinkunft und kindliche Zuneigung hatten seit langen Jahren Graf Friedrich und Luitgarde für einander bestimmt. Der alte Graf liebte in seiner Nichte nicht blos das Ebenbild einer theuern Schwester, er liebte auch in ihr das schuldlose Gemüth, den stillen Sinn, den die Stürme jener Zeit früher als die Jahre gereift hatten. So war sie in ihrer Kindheit und frühern Jugend in Prag und Wien neben ihrem Vetter aufgewachsen. Später hatten seine Studien und Reisen ihn lange von ihr getrennt, und sie sah jetzt mit inniger Freude einem Wiedersehen und einer Verbindung mit dem Jugendgespielen entgegen, die sie, seit ihr Geist sich zu entwickeln angefangen hatte, als die angenehmste Bestimmung ihres Lebens zu betrachten gewohnt war.

An ihrem Oheim hing sie mit kindlicher Zärtlichkeit, und nahm daher seinen Vorschlag gern an, ihn nach Böhmen zu begleiten und bis zur Ankunft ihres Bräutigams ihm auf der einsamen Bergfeste Gesellschaft zu leisten.

In fröhlichen Aussichten auf eine heitere Zukunft war sie durch die von einem gesegneten Herbste verschönerten Gefilde des reichen Oesterreichs gefahren. An der böhmischen Gränze änderte sich die Scene. Die dreißigjährigen Leiden eines Religions-

und Bürgerkrieges hatten dem Lande unverlöschbare Spuren eingedrückt. Dörfer, in denen erst einige ärmliche Hütten neben zerfallenen Brandstätten emporzusteigen anfingen, bleiche Gestalten, aus deren Zügen Mangel und Kummer sprachen, weite Strecken unangebauten Landes, Nahrungslosigkeit und stockender Handel in den Städten, Klagen über Verwilderung des Volkes und Unsicherheit der Straßen beurkundeten überall die traurigen Folgen langwieriger Kriegsstürme. Luitgards froher Muth sank allmälig; still und in sich gekehrt saß sie neben dem Oheim, in dessen Seele die gegenwärtigen Bilder des Jammers noch schmerzlichere Erinnerungen zu wecken schienen. Das heitere Herbstwetter hatte nebelgrauen Tagen Platz gemacht, der düstere Flor, der über Luitgardens und des alten Grafen Seele lag, schien sich auch über die ganze Natur verbreitet zu haben. Leiser Regen säuselte unaufhörlich durch die vom Herbste entfärbten Wälder und ein kaltes Lüftchen jagte die gelben Blätter in die Fluthen der Moldau, die eintönig und tief neben dem Wege hinrauschte. Jetzt erschien bei der nächsten Wendung der Straße das graue Gemäuer eines ansehnlichen Schlosses. Der Graf erblickte es zuerst, er deutete schweigend darauf hin, und ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust. Luitgarde verstand, was bei dem Anblicke der wohlbekannten Mauern ihres Oheims Seele bewegte; auch sie schwieg, seinen Schmerz durch dies Schweigen ehrend, und so, still, in düstern Gedanken und wehmüthigen Gefühlen, betrat sie zuerst das Schloß, das ihr künftiger Wohnsitz sein sollte.

Aber ihr klarer Sinn scheuchte bald die dunkeln Bilder von sich weg, und wenn auch in den weiten halbleeren Sälen, in den hohen Gemächern, wo hier und da beschädigte Geräthe an alte Verwüstungen erinnerten, eine wehmüthige Stimmung sie ergreifen wollte, widerstand sie ihr mit Kraft und Besonnenheit, gab sich Mühe sich zu beschäftigen und mit hellen Aussichten in die fröhlichere Zukunft zu erheitern, wenn ihr lieber Jugendgespiele und Bräutigam, den sie nun seit so vielen Jahren nicht gesehen hatte, mit seiner Gegenwart diese tiefe Einsamkeit beleben und die seltsamen Wünsche und Ahnungen, die oft in ihrer Brust aufwallten, ganz lösen und befriedigen würde.

Aber Graf Friedrich kam noch immer nicht. Geschäfte hielten ihn in Wien zurück, wohin er bald nach seines Vaters Abreise gekommen war und wo er seine bedeutenden Sammlungen, die Früchte seiner Reisen, unter der Anleitung gelehrter Männer zu ordnen gedachte, ehe er sich damit in seine ländliche Einsamkeit begab. Luitgarde schmähte ihn darüber in ihren Briefen aus, aber sie suchte sich die Zeit, so gut es ging, zu vertreiben. Sie übernahm die Führung des ganzen Hauswesens, sie leitete die Arbeiten, die zur Verbesserung des beschädigten Schlosses vorgenommen wurden, sie durchstrich an hellen Tagen die umliegende Gegend und arbeitete bei unfreundlichem Wetter fleißig mit ihren Frauen. Dann brachte sie die Abende mit ihrem Oheim und dem Pfarrer vor dem freundlichen Kaminfeuer zu, wo sie, was ihr in dem Laufe des still und thätig verlebten Tages begegnet war, dem Oheim mittheilte, seine Meinung forderte, oder doch einen Gegenstand zum lebhaften Gespräche lieferte.

Gleich an einem der ersten Tage, als noch Alles im Schlosse ihre Neugierde reizte und kein Geräthe, kein Gemälde ihrer Aufmerksamkeit entging, hatte sie in einem Saale, durch welchen sie jederzeit gehen mußte, um von ihren Zimmern in die des Oheims zu kommen, ein Bild von mittelmäßiger Größe entdeckt, das ihre Aufmerksamkeit lebhaft auf sich zog, und jemehr sie es betrachtete, jemehr fesselte. Es schien ein Kerkergewölbe, vielleicht ein Burgverließ aus alter Zeit vorzustellen. Hohe Bogengänge vertieften sich im Hintergrunde in ferne, schauerliche Dunkelheit; im Vordergrunde rechts war ganz in der Höhe oben eine einzige runde Oeffnung, durch welche der Schein des Mondes in das tiefe dunkle Gewölbe und auf die Gestalt eines gefangenen Ritters fiel, der, mit schweren Ketten belastet, auf seinem Strohlager saß. Man konnte sein Gesicht nicht sehen. Der Kopf, von reichen dunkeln Locken umschattet, war vom Zuseher abgewendet; aber die gebeugte Stellung, das in eine Hand schwermüthig gestützte Haupt, während der andern einige Kerbhölzer achtlos entglitten, auf denen mit einem verrosteten Nagel, der daneben am Boden lag, Striche, vermuthlich die Zahl seiner Leidenstage, gegraben waren; das Alles in der dämmernden Beleuchtung des Mondstrahles machte ein sprechendes Ganzes aus und ergriff Luitgarden schaurig und geheimnißvoll. Sie konnte sich lange nicht von dem Bilde losreißen, sie konnte sich es nicht versagen, so oft sie durch den Saal ging, davor stehen zu bleiben, es zu betrachten und sich in die Leidensgeschichte, in die Gefühle des armen Gefangenen recht lebhaft hinein zu denken, und endlich befragte sie des Abends am Kamin den Oheim um das Bild und die Geschichte des gefangenen Ritters. Graf Martinitz wußte ihr wenig Bescheid zu geben. Wahrscheinlich war das Ganze blos eine Vorstellung des Malers, den er nannte; wenn aber eine wahre Geschichte zum Grunde lag, wie er in seiner Kindheit wohl manchmal von seiner Großtante hatte erzählen hören, die eine lebende Chronik ihres Hauses war, so stellte dies Bild einen ihrer Ahnherrn vor, der in den Zeiten des Hussitenkrieges gelebt und wegen Religionsmeinungen vom König Siegmund war gefangen gehalten worden.

„Ach, das waren auch böse Zeiten, wie die unsrigen!“ sagte der Pfarrer, indem er seufzend zum Himmel blickte.

„Ja wohl,“ erwiederte der Graf, und nun vertieften sich die beiden Greise in ein Gespräch, das in der damaligen Zeit wohl der Hauptgegenstand aller Gespräche war, in Klagen über die Leiden ihres Vaterlandes, die unübersehbaren Folgen derselben auf Kinder und Kindeskinder. Vor allem führte der Pfarrer die Verwilderung des Volkes an, wo die drückende Noth das Härteste und Schlechteste gebietet und keine Gottesfurcht den bösen Begierden ein Gegengewicht giebt. Er erzählte von Räuberbanden, die sich in den Wäldern zusammengethan und theils aus entlaufenen oder entlassenen Soldaten, die der Friede unnütz gemacht, theils aus verarmten, hülflosen Menschen bestanden. Er wußte eine Menge gräßlicher Geschichten von ihnen, und der Graf, in dessen wundem Herzen diese Klagen antwortende Klänge fanden, stieg nun auch in die Vergangenheit hinauf und führte an, was in früheren Jahren durch den unseligen Bürgerkrieg Trauriges geschehen war.

„So hat einer meiner Freunde seinen einzigen Sohn, den einzigen Erben eines großen Vermögens eingebüßt, und das edle Haus stirbt nun aus. Ihr habt ja, ehrwürdiger Herr, den Grafen Lansky gekannt?“

„Lansky?“ rief Luitgarde, und wurde aufmerksam.

„Ja,“ fuhr der Oheim zu ihr fort, „der Graf Lansky, mein Jugendfreund, der einst deine Mutter hatte heirathen sollen! Verhältnisse trennten diese Verbindung; Lansky ging auf seine Güter in Schlesien; ich habe ihn seitdem nur wenig mehr gesehen. Er verheirathete sich dem Wunsche seines Vaters gemäß und fand den einzigen Trost einer unzufriedenen Ehe in der Geburt eines schönen, vielversprechenden Knaben. Da wälzte sich die Woge des verheerenden Krieges auch über jene Gegenden. Der wilde Mannsfeld, von Wallenstein verfolgt, zog mit dem Reste seines Raubgesindels, durch Schlesien sich durchschlagend, bis nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor. Alle Schrecken und Verheerungen, die ein fliehendes, von Allem, was zu seinem Unterhalte nöthig ist, entblößtes Heer begleiten, trafen die Güter meines Freundes. Die Mannsfeldschen brachen mit Feuer und Schwerdt in die Dörfer, das Schloß ging in Flammen auf, die Plünderer drangen hinein. Was die Flamme nicht fraß, fiel in ihre Hände oder unter ihren Klingen. So ging auch der Sohn meines Freundes verloren. In dem Zimmer, das er bewohnt hatte, fand man den Leichnam einer seiner Wärterinnen, der halb von den Flammen verzehrt war. Was aus dem Kinde geworden war, wußte Niemand. Lange hatte der unglückliche Vater die Hoffnung genährt, das Kind, ein holder Knabe von vier Jahren, könnte wiedergefunden werden, weil seine Leiche nicht entdeckt worden war; aber mehr als zwanzig Jahre vergeblichen Wartens und fruchtloser Nachforschungen haben ihn endlich überzeugt, daß sein Sohn ein Raub der Flammen geworden ist, und Lansky steht nun kinderlos auf seinen Herrschaften, die sich seitdem noch nicht von den Verwüstungen erholen konnten.“

Der Pfarrer brach in neue Klagen und Verwünschungen des Krieges aus. Luitgarde hatte still da gesessen, ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust. Jetzt erhob sie das dunkle Auge mit wehmüthigem Ausdruck auf ihren Oheim und sagte: „Hieß der verlorene Knabe nicht Victorin, lieber Oheim?“

„Ich glaube ja,“ erwiederte dieser.

„Meine gute selige Mutter hat mir öfters erzählt,“ fuhr sie mit einem kleinen Erröthen fort, „daß einmal von einer Verbindung“ —

„Ganz recht,“ fiel Graf Martinitz ihr ins Wort. „Du warst zur Braut dieses Victorin bestimmt. Weil sein Vater deine Mutter nicht besitzen durfte, sollte das sehnlich gewünschte Band ihre Kinder beglücken. Doch du warst kaum geboren, als der Himmel, gleichsam um jede Möglichkeit einer Vereinigung zwischen unsern Häusern zu zerstören, dir den Bräutigam durch den Tod entriß.“

„Er hat mir den Verlust reich ersetzt,“ erwiederte Luitgarde erröthend, indem sie des Oheims Hand an die Lippen zog.

„Ja,“ sagte der alte Graf, „mein Friedrich ist ein edler Jüngling; ich hoffe mit Gottes Beistand, er wird dich so glücklich machen, als du, gutes Kind, es verdienst.“

„Amen!“ rief der Pfarrer, und faltete andächtig die Hände.

Luitgarde seufzte: indem sie des Oheims Hand an ihre Brust drückte: „Ach! wenn er nur schon da wäre!“

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen vergingen die langen Herbstabende nicht ohne Genuß; aber wenn auch Luitgarde Vieles, ja das Meiste von dem erzählte, was ihr begegnet, so gab es doch Einiges, was sie ihrem Oheim nicht mittheilte. So war sie an einem der ersten schönen Tage, welche sie auf dem Schlosse verlebte, ihrer Gewohnheit nach in den Garten und

aus demselben in den nahen Wald spazieren gegangen. Ein Hügel, auf dem eine Gruppe von prächtigen Buchen stand, war das gewöhnliche Ziel ihrer Wanderungen, von dem aus sie die Gegend und den Fluß, der hier zwischen den Bergen hervorkam, übersah. An jenem Tage lockte die Neugier sie weiter. Sie stieg vom Gipfel herab und dachte leicht und ohne Hinderniß an den Fluß herab kommen zu können, der hinter dem Hügel herumfloß; aber als sie ein paar hundert Schritte zwischen Gebüschen herabgestiegen war, fand sie plötzlich einen jähen Abgrund, felsicht und schroff, unter welchem die Moldau tosend zwischen engen, steinigten Ufern hinbraus'te. Der wildschöne Anblick reizte sie, sie blieb stehen und schaute mit wunderbarer Sehnsucht hinab in das wechselnde Gestrudel der Wogen, die sich bald kochend überschäumten, bald über höhere Steine in glattem Spiegel hinabflossen. Ein kleiner Knabe spielte am Ufer mit flachen Steinchen und allerlei Spielzeug, das er auf die Oberfläche des Wassers warf und sich daran ergötzte, wenn die leichten Gegenstände bald auf der Spitze der Wellen erschienen, bald in Tiefen verschwanden. Da rauschte es im Dickicht des Ufers. Eine hohe Mannsgestalt in dunkelfarbiger Kleidung trat heraus, doch so, daß Luitgarde sein Gesicht nicht sehen konnte, das gegen den Fluß zugekehrt war. Der Mann blieb stehen und schaute ebenfalls in den Strom, dann hakte er langsam sein Wehrgelenke los, zog ein breites Schwerdt rasselnd aus der stählernen Scheide und bückte sich zum Wasser hinab, um Blutflecken, die Luitgarde deutlich erkannte, davon abzuwaschen. Der Anzug des Fremden, der keinem bestimmten Stande anzugehören schien, das Rasche, beinahe Wilde in seiner Bewegung, sein finsteres Aussehen, das Blut am Schwerdte, Alles kam ihr unheimlich vor und sie gedachte aller der Erzählungen von Räubern und Mördern, mit welchen der Pfarrer sich trug; dennoch konnte sie nicht umhin, die hohe, stolze Gestalt des Fremden, die sich vortheilhaft in der phantastischen Kleidung ausnahm, selbst das Edle in seinen Bewegungen zu bemerken, und noch stand sie in zweifelhafter Regung zwischen Grauen und Wohlgefallen, als ein jammernder Schrei des Kindes sie aufschreckte, das unvorsichtig seinem Spielzeuge ins Wasser nachgestürzt war. Luitgarde stieß ebenfalls einen Laut der Angst aus. Der Fremde fuhr empor, warf Hut, Schwerdt und Mantel ab, sprang in den Fluß, zog den schreienden Knaben heraus, ergriff hastig die weggeworfenen Kleidungsstücke, sah sich noch einmal wild um und floh, so schnell er konnte, ins Dickicht hinein. Luitgarde stand betäubt, verwirrt durch Alles, was sie gesehen. Auch das Kind sah sich verwundert nach seinem Retter um; aber er war verschwunden, und jene erste Vermuthung von etwas Unheimlichem drängte sich ihr lebhafter auf. Doch der Unbekannte hatte ja so menschlich schön an dem fremden Kinde gehandelt; er konnte nicht unedel, er konnte kein Mitglied eines Bundes von Verbrechern sein. Wer es aber immer sein mochte, er wollte nicht gesehen werden, er hatte ein Geheimniß, und das beschloß sie dem edelmüthigen Retter des Kindes treu zu bewahren.

Sie erwähnte des Zufalls nie im Schlosse, aber sie liebte es, sich in einsamen Stunden die Scene zurückzurufen, sich, so viel als möglich war, auf die nur flüchtig erblickten Züge des Fremden zu besinnen und aus Allem, was sie gesehen und nicht gesehen hatte, sich ein Ganzes zu bilden, das jene wunderliche Erscheinung erklären sollte.

Indessen mehrten sich die Gerüchte von den Räuberbanden, die hier und da in Wäldern oder verwüsteten Schlössern sich aufhielten und von dort Schrecken und Unglück über ganze Gegenden verbreiteten. Die allerschrecklichsten, so wie die seltsamsten Erzählungen wurden von einer dieser Gesellschaften verbreitet, deren Hauptmann der schwarze Fritz genannt wurde und allgemein als der kühnste und entschlossenste Räuber bekannt war. Einige hielten ihn für einen Mannsfeldschen Freibeuter, andere für einen dunkelfarbigen Italiener von des Cardinal Infanten Truppen, noch andere machten ihn zu einem Köhlerssohne aus Sachsen, der sich durch Muth und Verstand bis zum Offizier unter den schwedischen Truppen geschwungen habe, nach dem Kriege aus Mangel und Mißmuth in die Wälder gegangen und das Haupt einer Schaar kühner Abenteurer geworden war, die, was das Schicksal nach ihrer Ansicht an ihnen gesündigt, nun an Beglückteren rächen wollten. Man trug sich mit einer Menge Anekdoten von diesem schwarzen Fritz und seiner Bande. Sie waren bald schauerlich, bald wunderbar, bald gräßlich, nie aber gemein, und Alle, besonders die, wo der Hauptmann selbst eine Rolle spielte, trugen das Gepräge einer wilden Größe, nicht ohne Reste von Menschlichkeit, ja manchmal Großmuth und kühner Verachtung jeder Gefahr.

Luitgarde konnte nie bei solchen Gesprächen gegenwärtig sein, ohne daß ihr der Fremdling vom Moldaustrande einfiel. Das Blut am Schwerdte, die seltsame Kleidung, die dunkle Gesichtsfarbe, selbst die Scheu, mit der er floh, Alles schien ihr auf ein Mitglied jenes furchtbaren Bundes, wo nicht gar auf den Hauptmann desselben, den berüchtigten schwarzen Fritz, zu deuten, und sie bedauerte nun noch mehr, daß sie seine Züge so wenig hatte unterscheiden können. Doch hörte sie mit lebhaftem Interesse allen Gesprächen von ihm zu, und wenn auch ihr rechtlicher Sinn sich mit Abscheu von den erzählten Gräuelthaten abwandte, so konnte sie doch einen lebhaften Antheil nicht unterdrücken, der aus der Betrachtung so vielen Muthes, solcher Willenskraft und Kühnheit entsprang, verbunden mit dem innigsten Bedauern über den Mißbrauch so schöner Kräfte und einer zarten Regung von Mitleid, was dieses von der Natur so reich begabte Wesen in andern Verhältnissen hätte werden können, und was nun sein Loos in dieser und jener Welt sei!

Immer näher, immer häufiger fingen die Spuren von dem Dasein jener Bande an, sich um Luitgardens Wohnsitz zu zeigen. Graf Martinitz dachte auf ernstliche Gegenanstalten, und mitten unter diesen Bewegungen und Erörterungen traf ein Brief von Graf Friedrich ein, der seine Ankunft auf die nächsten Tage festsetzte. Auch er hatte von den Gerüchten gehört, die über die Unsicherheit jener Gegenden sich schon bis Wien verbreitet hatten, auch ihm war der schwarze Fritz als ein gefürchtetes Ungethüm geschildert worden, und er nahm daher seine Maßregeln sehr vorsichtig, so daß er, von mehreren Bedienten begleitet, nur in kurzen Tagereisen, um nie in der Nacht zu fahren, seinen Weg einrichten und sich vor den berüchtigsten Stellen Geleite von den nächsten Militairposten verschaffen wollte. Der alte Graf war sehr froh über diese kluge Vorsicht seines Sohnes, dessen Reise ihn längst mit Besorgniß erfüllt hatte. Luitgarde freute sich recht sehr auf den lieben Jugendgespielen, auf den treuen Theilnehmer ihrer Einsamkeit, und so beschloß sie, einen Besuch bei einer ihrer Freundinnen in der Nachbarschaft, den sie sich längst vorgenommen hatte, lieber jetzt gleich zu machen, um dann ungestört der Nähe und des Umgangs ihres Geliebten zu genießen. Der Oheim willigte ein; die Freundin war nur zwei Stunden entfernt, Luitgarde sollte bewaffnete Bedienten und ihre Kammerfrau mitnehmen, am Morgen des einen Tages hin, am Morgen des dritten zurückfahren, und, um aller Gefahr zu entgehen, die offene Straße über den Berg wählen.

Luitgarde ließ sich alles gefallen, obwohl in ihr Herz keine Furcht gekommen war, und diese Reise ging glücklich vor sich, bis auf den schlechten Weg, der durch lange Vernachlässigung und das Herbstwetter grundlos geworden war. Schon waren sie auf dem Rückwege und hatten das Schloß der Freundin lange verlassen, als mitten auf der Anhöhe, wo der Weg sich am steilsten Ufer eines Wildbaches hinzog und die Pferde kaum mehr im Stande waren, die Kutsche in den tiefsten Geleisen aufwärts zu ziehen, ein Rad brach und alles zusammenstürzte. Das Jammergeschrei der Kammerfrau, das Fluchen der Domestiken zogen einen Mann herbei, der in sauberer bürgerlicher Kleidung vom Berge herab seines Weges kam. Er sah den Unfall, eilte herbei, griff thätig zu und zog, indeß die Andern wie verwirrt durcheinander liefen, die erschrockenen Frauen aus der umgestürzten Kutsche. Die Kammerfrau sprang ihm zuerst in die Arme, er setzte sie an einer trockenen Stelle nieder und eilte zum Wagen zurück. Luitgarde hatte sich aufgerichtet, sie reichte dem hülfreichen Fremden die Hand, ihr Auge begegnete dem seinigen, und — eine Purpurgluth schoß in ihre Wangen. Es war eines der schönsten, wenigstens der bedeutendsten Männergesichter, die sie je gesehen. Große dunkelglühende Augen blitzten sie unter schön gewölbten Braunen an, eine regelmäßige Nase senkte sich zu den fein gespaltenen Lippen nieder, und zwischen einem dunkeln Schnurrbart blickten blüthenweiße Zähne hervor, indem er mit Anstand und reiner Sprache ihr seine Hülfe anbot. Auch er schien betroffen über den Anblick seiner Geretteten, und Luitgarde bemerkte leicht, daß er sie mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit behandelte. Er bot ihr seinen Arm, er leitete sie sorglich, und an einer sehr sumpfigen Stelle erbat er sich die Erlaubniß, sie auf seinen Armen hinüber zu tragen. Ihr blieb nichts übrig, als einzuwilligen, wenn sie nicht bis an den Knöchel versinken wollte. Ehrerbietig umfaßte er sie, kein unanständiges Nahen, kein kühner Blick mißbrauchte die verführerische Lage. Ohne die Augen zu ihr zu erheben, ohne einen Laut trug er sie über den Sumpf, setzte sie am trockenen Rande des Weges hin und wagte nur, sie zu halten, bis sie sich gesammelt hatte, damit sie nicht vielleicht, vom Schwindel ergriffen, in die Tiefe stürzen möchte. Jetzt, als ihre ganze Besinnung zurückgekehrt war, dankte sie dem Fremden sehr verbindlich, der nicht ohne Verlegenheit ihren Dank annahm, aber sogleich zu dem Wagen eilte und hier durch Rath und Hülfe das Beste that. Seine Augen hatten schnell Alles gefaßt, Alles bemerkt. Er befahl, er herrschte den Leuten zu; keiner war, der sich widersetzte, dem es auch nur einfiel, sich über den gebietenden Ton des Fremden aufzuhalten. Der Wagen wurde zusammengeknüpft, so gut es möglich war, und langsam den Berg hinab in das Haus geleitet, das der Fremde ihnen bezeichnete, und wo sie Geräthe, Werkzeug und helfende Hände finden sollten; er aber kehrte nun zu den Frauen zurück und fragte Luitgarde, ob sie nicht ebenfalls mit hinunter in das

Haus gehen wollte, wo sie sich erholen und mit mehr Bequemlichkeit warten könnte, bis der Wagen wieder zurecht gemacht sein würde. Sie willigte ein, der Fremde ging neben ihr her, die Kutsche mit den Domestiken folgte langsam. So kam der Zug den Abhang hinunter. Der Fremde unterhielt sie mit verständigen Gesprächen und zeigte eine Denkart und Sitten, die weit über dem schienen, was sein Anzug verkündete. Unter andern fragte er sie, warum sie nicht lieber den bequemern Weg unten durchs Waldthal gefahren sei, da die Straße über den Berg in dieser Jahreszeit immer schlecht wäre? Luitgarde lächelte und sagte nach einem kleinen Bedenken: „Die Straße da unten durch den Wald soll unsicher sein, mein Oheim hat für mich gefürchtet."

„Und Ihr, edles Fräulein, fürchtet Euch nicht?"

„Nein," erwiederte Luitgarde. „Man sagt, der Räuberhauptmann, der schwarze Fritz, wie sie ihn nennen, hat stets gute Kundschaft von Allem; so wird er auch gewußt haben, daß ein Fräulein, welches mit ein Paar Domestiken eine Freundin zu besuchen fährt, keine Schätze bei sich führt, die ihn reizen könnten."

„Ganz wohl, mein Fräulein, aber der schwarze Fritz soll nicht blos raubsüchtig, er soll auch verwegen und grausam sein und oft zur Lust" —

„Nein," erwiederte Luitgarde bestimmt, „das glaube ich nicht. Ohne Zweck, ohne Aussicht auf reiche Beute, blos um Uebles zu thun, wird der Mensch kein Verbrechen begehen."

„Habt Ihr denn eine bessere Meinung von ihm, als die Welt," fragte der Fremde zweifelnd.

„Die habe ich," antwortete Luitgarde.

„Wirklich?" fuhr der Mann auf. „Und warum? Woher?"

„Es mag Euch vielleicht seltsam scheinen," antwortete Luitgarde gelassen, als sie aus der Heftigkeit der Frage auf eine Mißbilligung ihrer Ansicht schloß; „es mag Euch seltsam scheinen, aber ich kann nun einmal von diesem schwarzen Fritz nicht all das Böse glauben, was man sich erzählt."

Der Fremde blieb einen Augenblick stehen und sah Luitgarden mit einem seltsamen Blicke an: „Wirklich, edles Fräulein? Thut Ihr das?"

„Ja," entgegnete Luitgarde, „obgleich Ihr nicht meiner Meinung zu sein und das Urtheil der Menge zu theilen scheint." Und nun erzählte sie ihm gesprächig allerlei Anekdoten, die sie vom schwarzen Fritz gehört hatte, und in welchen Allen sie bei wilden Thaten und verwerflichem Beginnen eine gewisse Größe der Seele und eine nicht gemeine Denkart zu finden glaubte. Der Fremde widersprach ihr öfters, er sah den Räuberhauptmann in viel ungünstigerem Lichte, er schien von seinem Beginnen ziemlich genau unterrichtet zu sein, indem er ihr manches Unbekannte von ihm sagte, und unter andern auch gewiß versicherte, er sei schwedischer Offizier gewesen, habe mit Auszeichnung gedient und nach dem Frieden aus Kränkung und Verzweiflung seine jetzige Lebensart ergriffen; aber er erklärte sich bestimmt gegen ihn.

„Ich kann Euch nicht widersprechen, da Ihr so wohl unterrichtet seid," sagte sie endlich; „aber ich versichere Euch, daß ich mit schwerem Herzen meine bessere Meinung von diesem Menschen aufgebe."

Der Fremde seufzte und sah finster vor sich nieder: „Wären mehr Menschen eines so edlen Zutrauens fähig, als Ihr, mein Fräulein, vielleicht wäre dann der Unglückliche nicht so tief gesunken."

„Glaubt Ihr? Nun seht, Ihr seid im Grunde auch meiner Meinung, und so kann ich Euch sagen, daß ich schon mehr als einmal recht herzlich für ihn zu Gott gebetet habe, daß er ihn erleuchten und von seinem blutigen Wege zum Rechten und Guten zurückführen möchte."

Der Fremde schien in heftiger Bewegung, und Luitgarde, als sie sich besann, was sie gesagt, erstaunte über sich selbst, wie sie dahin kam, einem wildfremden Menschen, den sie zum erstenmale sah, dessen Namen und Stand ihr gänzlich unbekannt war, so recht aus der Tiefe ihres Herzens zu antworten. Aber es war etwas in dem Betragen des Mannes, das ihre Seele wie mit Gewalt öffnete.

Nun waren sie im Thale. Das Haus lag vor ihnen, der Fremde eilte voraus; bald erschienen die Bewohner und beeiferten sich, die Kutsche heranzubringen und Alles vorzukehren, was zu ihrer Herstellung vonnöthen war. Es schien, als habe der Fremde hier zu befehlen, und Luitgarde nahte sich, da er nicht erschien, einem von den herbeigekommenen Leuten. Jetzt sah sie sie erst genauer an. Es waren lauter wunderliche, abschreckende Gestalten, und nicht ohne Widerwillen redete sie einen Mann an und fragte nach dem Herrn. Er war ein Kaufmann aus Budweis und der Hof und Hammer hier gehörte sein. Luitgarde beruhigte sich. Diese schwarzen, wilden Männer waren Eisenarbeiter; auch machte es ihr Vergnügen, zu sehen, wie geschickt sie die Arbeit angriffen, so daß sie hoffen konnte, ihre Reise bald fortsetzen zu können. Aber noch immer blieb der Fremde aus. Endlich erschien er. Mit trübem Ausdruck in den Blicken bat er sie um Verzeihung, daß er sie habe warten lassen, und ersuchte sie ehrerbietig, ins Haus einzutreten. Er öffnete ein artiges Zimmer im Erdgeschosse, eine kleine Collation stand auf einem Tische bereit, eine alte Frau empfing sie mit vielen Bücklingen. Die Art, wie der Fremde ihr einen Stuhl brachte, ihr von den Früchten und Confituren anbot, sie unterhielt, zeugte von seiner Lebensart, und ein schwermüthiger Ausdruck in diesen kräftigen Zügen, verbunden mit dem weichen Ton seiner Stimme, regte ihr Herz in den seltsamsten Gefühlen auf. Nun kamen ihre Leute und meldeten ihr, daß Alles bereit und der Wagen im Stande sei, sie weiter zu bringen. Der Fremde fuhr vom Stuhl empor, ein fürchterlicher Blick schoß auf den eintretenden Bedienten, der seiner Gebieterin diese unwillkommene Botschaft brachte. Luitgarde schrak zusammen. Der Fremde bemerkte es, und sogleich wieder milde, bat er sie um Vergebung seiner raschen Bewegung, und bot ihr den Arm, um sie zum Wagen zu führen. Sie verneigte sich freundlich und legte ihre Hand auf seinen Arm. Da blieb er plötzlich stehen, sah sie lange an und sagte nach einigem Kampfe mit sich selbst: Erlaubt, edles Fräulein, daß ich Euch ein paar Worte allein sage.

Luitgarde winkte der Kammerfrau, voraus zu gehen, und auch die Alte verließ das Zimmer.

Ihr habt mir von dem schwarzen Fritz gesagt. Ihr fürchtet ihn zwar nicht, aber seine Leute. Er hat Ursache, sich vor mir zu scheuen. Wo ich bin, kommt er gewiß nicht hin. So erlaubt, daß ich Euch diesen Ring gebe, und wenn Ihr einst durch ein unglückliches Ungefähr in seine oder seiner Leute Hände gerathet, so weiset diesen Ring vor, und Ihr seid gerettet.

Luitgarde stand bestürzt. Ein Gedanke, der wie ein Blitz ihre Seele durchzuckte, machte sie verstummen. Der dunkle Fremdling am Moldaustrom erschien vor ihrem Geiste, sie glaubte einige Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Hammerherrn zu finden, ein Schauer überlief sie, und, ohne reden zu können, ohne den Ring zu nehmen, den er ihr darhielt, sah sie ihn forschend und grausend an. Der Adel dieser Züge, der milde Ausdruck seiner Augen straften eine kindische Furcht Lügen; sie faßte sich und ergriff den Ring. Es war ein schöner Carniol in Gold reich gefaßt, und zu beiden Seiten mit drei kleinen Diamanten in Form eines Kleeblatts besetzt.

Ich danke euch recht sehr, und erkenne den ganzen Umfang meiner Verpflichtung gegen Euch. Diesen Ring werde ich als ein theures Kleinod aufbewahren, und ihn, wenn ich seiner nicht mehr bedarf, mit dem lebhaftesten Dank seinem Eigenthümer zurückstellen. Aber seid nun auch so gütig, mir Euren Namen und Wohnort zu sagen, damit ich —

Drückt Euch das arme Geschenk des wilden Fremdlings? rief der Mann mit ausbrechendem Zorne. Der Ring ist mir sehr theuer. Ich gab ihn Euch, er sollte Euch dienen, er sollte Euch vielleicht retten, er sollte dafür bei Euch bleiben dürfen, und Ihr —

Luitgarde erröthete bis unter die Locken, ihr Auge suchte den Boden, und schnell ließ sie, ohne zu bedenken, was sie that, den Ring in den Busen fallen, weil Jemand ins Zimmer trat. Der Hammermeister bot ihr aufs Neue den Arm, sie schritten hinaus, er hob sie in den Wagen, ein leichter Druck, den er auf ihre Hand wagte, wurde eben so flüchtig erwiedert, ihre Blicke begegneten sich noch einmal und die Pferde rissen den Wagen fort.

In tiefen Gedanken und streitenden Gefühlen fuhr sie dahin. Sie konnte sichs nicht läugnen, daß die Erscheinung des Budweiser Hammerherrn einen wunderbaren Eindruck auf sie gemacht hatte. So war ihr noch kein Mann vorgekommen, und das Unbegreiflichste war ihr die Gewalt, mit der sein Inneres auf das ihrige zu wirken, sie zur Offenheit und zu Wohlwollen gegen ihn gleichsam zu zwingen schien, gegen ihn, den sie nie gesehen, ja dessen Aeußerungen und Umgebungen so manches seltsame und nicht freundliche Räthsel zu enthalten schienen.

Angelangt auf dem Schlosse ihres Oheims, kam ihr dieser voll Freuden und mit der Nachricht entgegen, daß ihr Bräutigam noch diesen Abend eintreffen werde. Luitgarde hatte das ungefähr gewußt, und doch berührte sie diese Nachricht wie ein Donnerschlag. Sie war nicht im Stande zu antworten: die Müdigkeit, die Erschütterung der Reise — die Kammerfrau hatte sogleich ihren Unfall weitläufig erzählt — dienten ihr zum Vorwand, sich in ihr Zimmer zu begeben. Hier warf sie sich auf einen Stuhl. Ein Sturm erhob sich in ihrer Brust, tausend Gedanken, Bilder und Gefühle fuhren im chaotischen Streite durcheinander, Schmerz und Beschämung, Sehnsucht und Bangigkeit, Schauer und Liebe, Widerwillen und Unmuth. Sie war unzufrieden mit sich selbst, mit Friedrichs plötzlicher Ankunft, mit des Fremden zudringlicher Neigung, mit der ganzen Welt. Da wurde es laut im Schlosse, Thüren gingen auf und zu, Menschentritte schallten eilig über die Gänge, Friedrich war ange-

kommen. Sie mußte sich zusammennehmen und ihm geziemend entgegen gehen.

Sie stand auf, sie fühlte, daß sie zitterte, und ihre Knie wankten. O Gott, was ist das? rief sie: Was wird mit mir? In dieser Bewegung, wie sie die Hände jammernd erhob, fiel der Ring des Fremden aus den Falten ihres Busentuches. Sie erschrak, wie vor einem Geiste, vor dem Blinken der Diamanten zu ihren Füßen; aber man nahete sich ihrem Zimmer, schnell hob sie den Ring auf, drückte einen flüchtigen Kuß darauf und verbarg ihn an der vorigen Stelle.

Die Thüre des Vorsaals ging auf, sie hörte ihren Oheim und eine feine zweite Männerstimme, die ihr Herz umwandte. Entschlossen raffte sie sich auf und eilte ihnen entgegen. Ihr Oheim stand vor ihr und ein junger Mann, in dessen ausgebildeten Zügen sie die Umrisse des jugendlichen Freundes erkannte, bückte sich zierlich und tief. Das ist mein Sohn, mein Friedrich, dein Friedrich, sagte der Oheim freudig, und das ist deine Braut.

Meine schöne Braut, lispelte Friedrich, und breitete die Arme aus, sie zu umfangen. Aber in ihr hatte der innere Sturm seinen höchsten Gipfel erreicht, ein unbeschreibliches Weh durchzuckte ihre Brust, sie stieß einen undeutlichen Schrei aus, und sank ohnmächtig auf Friedrichs Schulter.

Als sie zu sich kam, fand sie sich auf ihrem Bette, der Oheim hielt sie in seinen Armen, Friedrich kniete vor ihr, und hielt ihre Hand, während eine Kammerfrau sie mit Essenzen labte. Sie richtete sich auf, sah starr umher, Alles kam ihr vor wie ein Traum, und jetzt brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und machte dem gepreßten Herzen Luft.

Wie ist Euch, liebe schöne Cousine? fragte Friedrich: Ach Gott, Ihr weint! — Wenn ich gedacht hätte, daß es dich so ergreifen könnte, ich hätte dich vorbereitet, sagte der alte Graf: Aber wer konnte glauben —

Luitgarde suchte sich zu fassen: Beunruhigt Euch nicht, lieber Oheim! Und du, Friedrich, vergieb! Ich konnte wahrlich nicht dafür; aber jetzt ist es vorbei, mir ist wieder leichter. Sie stand auf, sie strebte, ihren Vetter recht freundlich anzusehen und angelegentlich von seiner Reise, von seinem Aufenthalte in Wien zu sprechen. Es kostete sie unsägliche Mühe, aber es gelang.

Friedrich fing an zu erzählen, der Vater hörte mit inniger Theilnahme zu, und Luitgardens aufgeregte Gefühle beruhigten sich nach und nach.

Von nun an war es ausgemacht im Schlosse, daß Luitgarde ihren Bräutigam ganz unbeschreiblich liebe, und Friedrich suchte sich auf alle Weise dieser schönen Neigung werth zu machen. Luitgarde fühlte dies an tausend geflissentlichen Aufmerksamkeiten, an zierlichen Bestrebungen, ihre Wünsche zu errathen und ihr gefällig zu werden. Friedrich war ein kunstreicher Mensch; in den vielen Ballen und Kisten, die er mitbrachte, waren nicht blos Kunstwerke und Sammlungen, es waren auch Geräthschaften und Werkzeuge aller Art. Sie durfte nur winken, nur wünschen, so war, was ihr an Arbeitszeug, an kleinem Geräthe fehlte oder zerbrach, herbeigeschafft, oder zurecht gemacht, und sie mußte sich hüten, derlei Wünsche ja nicht so oft laut werden zu lassen, wenn sie nicht von allen Seiten mit Leistungen und Verbindlichkeiten umsponnen sein wollte, in denen ihr Bräutigam zugleich seine Kunstfertigkeiten und seine Liebe zu ihr an den Tag zu legen strebte. Diese Geschicklichkeiten erstreckten sich auch noch weiter. Er fing an, die Einrichtung des ganzen Schlosses zu übernehmen, er sprach und unterhandelte mit den Arbeitern, er griff selbst zu, er schmückte einige Zimmer mit Zeichnungen von seiner Hand aus, er malte andere selbst, war pünktlich, anstellig, sanft, gefällig, voll Kenntnisse, voll Talente. Luidgarde erkannte das Alles, sie schätzte seinen Werth, sie ehrte sein gutes Herz, sie war fest entschlossen, ihm ihre Hand zu geben; aber sie konnte in einsamen Stunden, oder wenn ein gar zu zierliches Wesen ihr den Vetter weibisch und schwach darstellte, ein rebellisches Gefühl nicht ganz zum Schweigen bringen, das ihr ein ganz anderes Bild vorzauberte, und sie zu Vergleichen hinzureißen schien, die sie sich nun einmal nicht erlauben durfte.

Aber indeß Friedrich auf hunderterlei Art sich zu beschäftigen wußte, und Luitgarde mit festem Sinne dahin strebte, sich in altgewohnten Banden ohne Widerwillen zu bewegen, und neuen, heiligern mit Heiterkeit entgegen zu sehen, da der alte Graf das Hochzeitfest seiner Kinder für den nächsten Frühling angesetzt hatte, gingen auch die Dinge, die in den Verhältnissen der Zeit lagen, ihren Gang fort. Jeder ankommende Gast, jeder Einwohner des Schlosses oder Dorfes, der vielleicht in einer nahen Stadt gewesen, brachte neue Raub- und Mordgeschichten vom schwarzen Fritz mit. Mitunter waren es Neckereien, Schalksstreiche oder unbegreifliche Wagstücke, wie nur Uebermuth und Verachtung jeder Gefahr sie eingeben konnten, Auftritte, bei denen der kühne Räuber nicht selten, um ein tolles Wort, das er gegeben, zu lösen, oder um ein Unrecht zu strafen, sein Leben, ja seine Freiheit, die ihm weit mehr als jenes gelten mußte, auf's Spiel gesetzt hatte.

Nicht ohne Herzklopfen hörte Luitgarde seit dem Vorfalle mit dem Budweiser Kaufmann diese Erzählungen. Obgleich der Ring, auf dem ein schönes adeliges Wappen gestochen war, eher für günstigere Vorstellungen sprach, so klärte er doch eigentlich nichts auf, und trotz eines inneren Grauens führte eine geheime Macht sie immer wieder auf den Gedanken zurück, den sie mit Beben und doch mit unaussprechlichem Wohlgefallen dachte, daß sie dem Furchtbaren vielleicht nahe gewesen, von ihm, vor dem Alles zitterte, Beweise der Theilnahme, von dem Wilden und Gesetzlosen, Merkzeichen der zartesten Achtung erhalten habe. Aber selbst diese Ungewißheit, das räthselhafte Dunkel, worein sich ihr Verhältniß zu dem Unbekannten hüllte, diente nur dazu, sein Andenken öfters in ihrem Geiste zu erwecken.

Es waren aber nicht diese zufälligen Erzählungen und Gespräche allein, was unaufhörlich ihr jenes Bild vor die Seele führte. Sie fühlte seit einiger Zeit deutlich, daß sie von einer unbekannten Macht umgeben und geheimen Einwirkungen blosgestellt sei, deren Urheber sie nicht entdecken, aber aus deren Art und Natur sie auf Gesinnungen der zartesten Achtung, ja vielleicht noch einer sanfteren Empfindung schließen konnte. Mancher kleine Wunsch, den sie flüchtig geäußert, fand sich erfüllt, manche Sorge, die sie als Führerin des Hauswesens beschäftigte, schien wie durch einen Zufall von ihr genommen. Was sie an Vorräthen, an Habseligkeiten für sich und das Haus bestellte, langte mitten durch die unsichersten Gegenden, und während Alles von Raubthaten voll war, unversehrt im Schlosse an. Auf drei bis vier Meilen um ihren Wohnsitz herrschte die tiefste Ruhe, und in den undurchdringlichsten Wäldern, die ihn umgaben, konnte man des Nachts mit Händen voll Geld reisen. Es war, als schwebe eine schützende Gottheit über dieser Gegend; und mancher kleine Raub, der an einem Unterthan ihres Oheims früher war begangen worden, wurde nun auf geheimnißvolle Weise ersetzt. Jede solche Erfahrung drückte einen scharfen Stachel in Luitgardens Brust, und ein nur zu theures Bild noch tiefer in dieselbe.

Es war vor einigen Wochen, als sie einst über der Tafel im Gespräche den Wunsch geäußert, einen Papagei zu besitzen, wie sie einen bei einer Freundin in Wien gesehen. Sie sprach mit Lust und lächelndem Vorwurf von der Unterhaltung, die ihr so ein Thierchen machen würde, von der Zerstreuung in einsamen Stunden, wenn Geschäfte oder Kränklichkeit den Oheim, und Kunstsammlungen und Malereien den Vetter von ihr entfernten. Aber das Gespräch, der Papagei und die Freude daran waren längst vergessen, als plötzlich einmal bei'm Aufstehen ein seltsamer Schrei ihr Ohr berührte und sie, zum Fenster tretend, woher er erschollen war, mit Schrecken und Staunen ein sehr schönes Papageienhaus an dasselbe gebunden und darin einen prächtigen Vogel dieser Art erblickte. Wie war der Käfig an ihr Fenster gekommen, das im zweiten Stockwerke des auf Felsen gebauten Schlosses nur dem kühnsten Waghals zugänglich war? Sie rieth auf Jemand im Hause, auf ihren Vetter, der denn aus den Fenstern der anstoßenden Zimmer mit geringer Mühe die Ueberraschung hatte einleiten können. Sie ließ den Vogel hereinnehmen, sie eilte zu ihrem Oheim hinüber, sie dankte ihrem Vetter. Alles war erstaunt, aber Niemand unterrichtet; ja, Friedrich bewies ihr durch allerlei kleine Umstände, daß er in dieser Nacht nicht auf jenem Flügel des Schlosses gewesen sein konnte. Alle Leute im Schlosse wurden ausgeforscht und nichts entdeckt.

Indeß behielt Luitgarde den Vogel und ergötzte sich an seinem mannigfaltigen Geschwätz, und konnte gewisse Gedanken, die ihn ihr werth machten und ihr Herz, wenn sie an die Art, wie der Käfig an ihr Fenster gekommen, dachte, mit Schauder erfüllten, nicht verscheuchen, als plötzlich in einer einsamen Stunde der Vogel deutlich: „Victorin! Ach, Victorin!" ausrief. Dieser Name und der Seufzer, der ihn begleitete, machten sie stutzen. Sie sprang auf, eilte zum Käfig und fragte den Vogel, wer ihn das Wort gelehrt, gleich als könnte er sie verstehen. Aber der Vogel wiederholte sein: „Ach Victorin!" und Luitgarde, die sogleich an den Sohn des Geliebten ihrer Mutter, an den ihr zuerst bestimmten Verlobten dachte, fühlte ein unaussprechliches Grauen; es war ihr, als umringten sie die Geister der Verstorbenen. Bald darauf aber kehrte ihre klare Besinnung wieder zurück, sie schämte sich ihrer Furcht, ja, sie neckte den Vogel nun absichtlich mit dem Namen, und ließ sich ihn, so oft es ging, vorsagen.

Der Vogel, und die Art, wie er in's Haus gekommen, beschäftigten alle Bewohner desselben auf's lebhafteste. Die Meisten fanden viel Spaß an dem kunstreichen, schwatzhaften Thierchen; nur der alte Graf schüttelte bedenklich das Haupt, indem er noch andere geheime Bestrebungen damit verglich, womit eine unsichtbare Macht Luitgarden zu umgeben schien, und die den Gliedern ihrer Familie nicht entgehen konnten. Graf Friedrich

war am unruhigsten, er forschte überall nach, er durchsuchte das ganze Schloß und seine Umgebungen, er lauerte, aber er entdeckte nichts.

So gingen einige Tage hin, als eine weitläufige Verwandte des Hauses, Gräfin Bellheim, die Familie zu besuchen kam. Ihr Gut war ein Paar Tagereisen entfernt, und nur ein nothwendiges Geschäft, welches sie mit dem alten Grafen abzuthun hatte, konnte sie bewegen, im Winter und bei den furchtbaren Gerüchten von der Unsicherheit der Straßen den weiten Weg zu machen. Alles empfing sie mit Freuden. Luitgarde hatte so lange eines Umgangs von ihrem Geschlechte entbehrt; sie führte also gleich am andern Morgen die Gräfin in ihr Schlafzimmer, wo weibliche Arbeiten, Putz und tausend ähnliche Gegenstände Stoff zu lebhaftem Gespräche gaben, als auf einmal der Papagei seine Stimme erhob, und „Victorin! ach, Victorin!" rufend, der Gräfin Blicke auf sich lenkte.

Was ist das? rief sie bestürzt: — dieser Papagei — hier — in Eurem Zimmer? — Kennt Ihr ihn? rief Luitgarde, und ein banges Gefühl ergriff sie.

Es ist mein Papagei, rief die Andere: Ich habe ihn viele Jahre gehabt, und er wurde mir auf ganz unbegreifliche Weise entwendet.

Luitgarde stand verlegen: — Bei Gott! Ich weiß nichts —

Das glaub' ich wohl; aber wie kam er in Eure Hände?

Luitgarde erzählte. Die Gräfin wiegte staunend das Haupt. Das fasse, wer kann, sagte sie: aber um uns zu überzeugen, ob ich Recht habe, so seid so gütig und öffnet den Käfig ein wenig.

Luitgarde that es. Coco! Coco! rief die Gräfin kosend, und der Papagei drehte den Hals nach der Stimme, schüttelte die Flügel und flog aus dem Käfig gerade auf die Gräfin zu, die ihm die Hand hin hielt. Er setzte sich sogleich darauf, er liebkos'te ihr und erkannte so mit allen Zeichen die ehemalige Gebieterin.

Der Vogel ist Euer, sagte Luitgarde finster: Ich seh' es wohl. Nehmt ihn hin! Sie wandte sich mit sehr bitterm Gefühle ab.

Die Gräfin verbat es, sie wollte Luitgarden ihre Freude nicht nehmen, sie ersuchte sie, das Thierchen, das vorher doch ein gestohlenes Gut gewesen, jetzt rechtmäßig aus der Hand einer Freundin zu empfangen.

Gestohlen Gut? wiederholte Luitgarde, und ihr Innerstes war empört. Ja, ja, Ihr habt Recht, Gräfin! sagte sie nach einer Pause, und ich danke Euch für Euer gütiges Anerbieten; aber ich kann's nicht annehmen. Der Vogel ist mir verhaßt, seit ich weiß, wie ich dazu gekommen.

Die Gräfin wollte ihr freundlich zureden, sie stellte ihr vor, daß vielleicht der, der ihn ihr mit Gefahr seines Lebens gebracht, ganz unschuldig —

Nein, nein! rief Luitgarde heftig: Das kann nicht sein!

So wisset Ihr? —

Ich weiß nichts, gar nichts; erwiederte Luitgarde hastig, als daß ich den Vogel nicht mehr sehen kann, daß ich Euch bitte, Euch beschwöre, ihn sogleich mit euch fortzunehmen, denn ich — ich lasse ihn zum Fenster hinausfliegen. Was liegt mir daran? O Gott! Er ist ja gestohlen!

Die Heftigkeit, die hervorbrechenden Thränen, mit welchen Luitgarde diese letzten Worte sprach, machten die Gräfin stutzen. Sie drang also nicht weiter in sie, und es blieb dabei, daß sie ihren Vogel mit sich nehmen würde.

Unter verschiedenen Gesprächen, die sie, um die tiefbewegte Freundin zu zerstreuen, auf die Bahn brachte, legte sich endlich Luitgardens innere Empörung, und nach einer Weile war sie ruhig genug, die Gräfin zu fragen, wer denn in ihrem Hause Victorin heiße, und warum der Papagei diesen Namen immer mit einem Seufzer ausspreche?

Victorin? sagte die Gräfin verwundert: Bei mir heißt Niemand im ganzen Hause so, und er hat auch dies Wort nie gekonnt, so lange ich ihn hatte, was beinahe drei Jahre war.

Luitgarde schwieg gedankenvoll.

So heißt wohl Euer unbekannter Ritter so, und er hat den Vogel seinen Namen sprechen gelehrt, um Euch an ihn zu erinnern. Das könnte auf eine Spur —

Nichts, durchaus nichts! unterbrach Luitgarde sie heftig: Ich kenne keinen Menschen, der diesen Namen führt. Bei Gott, ich kenne Niemand!

Die Gräfin drang nicht weiter in sie, denn sie sah wohl, wie Alles, was auf diesen Vogel Bezug hatte, Luitgarden auf das heftigste erregte; aber sie behielt ihre Gedanken für sich, und konnte nicht umhin, Graf Friedrich noch denselben Abend einen Theil derselben mitzutheilen.

Er, der von dem, was vorgegangen war, wenig erfahren, und von den Bewegungen in dem Herzen seiner Braut gar nichts geahnet hatte, schweifte, durch die Erzählung der Gräfin aufgereizt, auf allerlei ganz entgegengesetzte Fährten, und war daher nicht im Stande, irgend etwas Haltbares zusammen zu denken; doch beruhigte es ihn ungemein, daß Luitgarde den Papagei weggab, und er glaubte nicht viel von einem Nebenbuhler zu fürchten zu haben, der so zweideutige Geschenke bringe, und die man so zweideutig wieder hingebe.

Die Gräfin sollte bald darauf abreisen, und da sie von allen den Mordgeschichten, welche sie hier im Schlosse hatte erzählen hören, noch ängstlicher geworden war, sah der alte Graf keine Möglichkeit, seine Verwandte zu beruhigen, als wenn er ihr noch ein männliches Geleite mitgäbe. Gern würde ich selbst meiner schönen Muhme diesen Ritterdienst erweisen, sagte er, aber mein Podagra erlaubt mir in diesem Wetter keinen Ausflug. So geh' du mit Friedrich, hörst du?

Mit vielem Vergnügen, antwortete dieser, indem er aufstand, und sich gegen die Gräfin verneigte. Aber Luitgarde sah den Widerwillen deutlich, mit dem er sich diesem Auftrage unterzog.

Es war indessen nichts anders zu thun, als freundlich beim bösen Spiele auszusehen. Die Reise wurde am folgenden Tage angetreten, und am dritten Abende langte Graf Friedrich glücklich und wohlbehalten wieder im väterlichen Schlosse an. Luitgarde kam ihm auf der Treppe entgegen, sie hatte einige Aengstlichkeit über das Schicksal ihres Jugendfreundes nicht ganz bezwingen können, so ernst und liebreich auch der Oheim ihr zugeredet, und alle vernünftigen Gründe gegen diese Bangigkeit angeführt hatte. Den Grund, der sie besorgt machte, und der auch für sie nur auf ungewissen Vermuthungen beruhte, durfte sie ja nicht angeben. Friedrich war gerührt durch diesen sichtbaren Antheil, er umarmte seine Braut recht herzlich, und sie sah bald aus seinen Mienen, daß etwas Bedeutendes vorgegangen sein müsse, welches er ihr zu verkündigen habe. Stelle dir vor, Luitgarde! sagte er: — Doch warte! Mein Vater muß es auch hören. Komm nur herein! Er zog sie mit sich in's Zimmer des alten Grafen, und gleich nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen konnte er seine große Neuigkeit nicht mehr zurückhalten. — Vater, Luitgarde! sagte er: Denkt, was mir begegnet ist, was ich erlebt habe — Ich habe den schwarzen Fritz gesehen.

Den schwarzen Fritz? riefen Beide.

Ja, ja, leibhaftig und so nahe, wie ich Euch sehe, und ich habe sogar mit ihm gesprochen.

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Vater: So ist er gefangen?

O das nicht! antwortete Friedrich.

Bist du angefallen worden? fragte Luitgarde erschrocken.

Gott bewahre! erwiederte Friedrich: Gesprochen habe ich ihn, wie ich Euch spreche, ruhig, gelassen.

Nun, so erzähle in Gottes Namen! sagte der alte Graf ungeduldig.

Und Friedrich begann nun: Ich mußte heut Morgens auf der ersten Station vom Schlosse der Gräfin herwärts eine Weile auf Pferde warten. Der Sicherheit wegen fand ich es für gut, meinen Stand und Namen zu verschweigen; ich ließ mir daher kein eigenes Zimmer geben, sondern setzte mich in der Gaststube hin. Es waren allerlei Leute da, Bauern, Beamte und einige Dragoner von denen, die Befehl haben, in der Gegend zu streifen. Sie lärmten und fluchten, und erzählten allerlei wildes Zeug von den Räubern, und wie sie dem schwarzen Fritz schon zweimal ganz nahe auf der Spur gewesen wären, wie er hier herum seinen eigentlichen Sitz habe u. s. w., daß mir nicht ganz wohl zu Muthe wurde, wenn ich bedachte, daß der Aufenthalt mit den Pferden mich zwingen könnte, in der Nacht zu fahren. Indeß öffnete sich die Thüre, und ein Geistlicher, wie ein Landpfarrer gekleidet, und von seinem Schulmeister gefolgt, trat herein. Es war ein noch junger Mann von ansehnlicher Gestalt, sein Aussehen, sein Stand, selbst seine Blicke, möcht' ich sagen, geboten dem rohen Haufen Stillschweigen. Er ließ sich mit seinem Schulmeister etwas Wein geben, trank mäßig und hielt sich still. Nach und nach fingen die Dragoner wieder an zu schwatzen, sie behaupteten, den schwarzen Fritz gut zu kennen, sie schilderten ihn mit furchtbaren Zügen und versicherten, wenn sie ihn jetzt wieder träfen, sollte er ihnen nicht mehr entgehen. Da stand der Geistliche auf, stellte sich zu ihnen und fragte: wenn sie denn ihrer Sache so gewiß wären, warum sie dem Menschen sein schreckliches Handwerk nicht schon längst gelegt hätten? Die Dragoner schwatzten und schwadronirten in den Tag hinein, wie rohe Soldaten pflegen. Der Geistliche trieb seinen Spott mit ihnen, das konnt' ich deutlich sehen, und es schien ihn zu belustigen, wie hoch und kühn sich die Kerls vermaßen, was sie an dem schwarzen Fritz thun wollten, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekämen.

Und wenn er hier mitten unter Euch wäre? sagte der Geistliche, mit einem Tone, der mir, ich gestehe es, das Blut für einen Augenblick gerinnen machte, und die Dragoner verblüffte. Wir sahen uns Alle untereinander an, Jeder besorgte,

in seinem Nachbar den gefürchteten Räuber zu entdecken. Indessen war der Schulmeister, der sich vorhin entfernt gehabt hatte, wieder herein gekommen, und gab dem Geistlichen einen Wink.

Ich bin der schwarze Fritz, rief dieser nun mit einer Donnerstimme mitten in die betäubte Versammlung hinein, warf sein falsches Haar ab, und stand in schwarzen, krausen Locken furchtbar aber hübsch da. Zugleich aber zog er ein Pistol, und hielt es vor sich. „Dem, der mir nahe kommt, brenn ich das Gehirn aus!“ rief er. Der vermeinte Schulmeister entblößte einen ungeheuren Sarras und deckte seines Herrn Rückzug. Wir standen Alle erstarrt, und die Räuber waren fort.

O, zum Teufel! rief der alte Graf. Das ist zu arg! Schämt Ihr Euch nicht? Hätte sich denn Keiner an die Kerls wagen können?

Aber, lieber Vater, die Wenigsten waren bewaffnet.

Und habt Ihr ihm nicht nachgesetzt?

Ja wohl. Die Dragoner waren sogleich aufgesprungen, aber die Gurte ihrer Pferde waren abgeschnitten, und wie sie sich aufschwingen wollen, rollten sie mit Decke und Sattel wieder von ihren Gäulen herab; die beiden Räuber aber sprengten hohnlachend auf ihren windschnellen Rossen davon.

Nun, das ist zu toll! sagte der Vater. Ein ganzes Zimmer voll Menschen, darunter Soldaten, und können zwei Räuber, die sich ihnen noch spottend zu erkennen geben, nicht fangen!

Graf Friedrich suchte die Sache zu erklären, zu entschuldigen; aber der Vater blieb auf seinem Sinne, daß es eine ewige Schande sei, und Luitgarde brannte vor Begierde, ihrem Vetter eine Beschreibung vom schwarzen Fritz abzufragen.

Erlaube mir, holdes Mühmchen, daß dieß indessen mein Geheimniß bleibe. In wenigen Tagen sollst du ganz und über alle Erwartung befriedigt werden.

Luitgarde mußte sich ergeben, aber sie konnte nun weniger als je ein gewisses Bild aus ihrem Gedächtnisse verbannen, oder sich des dunklen Gefühls erwehren, daß ihr Vetter neben dem kecken Räuber doch eine armselige Rolle gespielt habe.

Nach zwei Tagen, während welcher Friedrich seine Cousine auf eine geschickte Art vom Durchgehn durch den Bildersaal abzuhalten gewußt hatte, holte er sie mit triumphirender Miene aus ihrem Zimmer, und indem er ihr ganz geheimnißvoll etwas zu zeigen versprach, führte er sie gerade vor das Bild des unglücklichen Gefangenen, das sie so oft mit Wehmuth betrachtet hatte, und sagte: Nun schau, Luitgarde!

Entsetzt fuhr sie zurück. — Des Gefangenen Gesicht war gerade gegen sie gekehrt und die Züge des Unbekannten, in der düstersten Verzweiflung starrten sie aus großen, tiefen Augen an.

Mit einem lauten Schrei schlug sie die Hände vor das Gesicht, und entfloh.

Friedrich folgte ihr triumphirend über den schauerlichen Erfolg seiner Kunst und der schlauen Ueberraschung. Er fand sie, zitternd an allen Gliedern, im andern Zimmer an einen Pfeiler gelehnt. Ihr Busen flog, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr.

Mein Gott, liebes Mühmchen, was ist dir? Kann dich denn ein künstlicher Versuch so erschrecken? Du weißt, wir haben öfters darüber gestritten. Du fandest das Bild gerade so anziehend, weil man die Züge nicht sah und hinzu denken konnte, was man wollte; ich behauptete immer, es wäre nur ein Kunstgriff des Malers, der es nicht gewagt, den Schmerz und die Verzweiflung des Gefangenen darzustellen. Nun habe ich es versucht, die Aufgabe zu lösen, ich habe dem Gefangenen das Gesicht des Räuberhauptmanns gegeben.

Hu! rief Luitgarde, und schauderte.

Es ist so ähnlich wie möglich, kann ich dich versichern, und dein Entsetzen beweis't für den beabsichtigten Effect. Aber komm doch, und sieh es noch einmal an!

Um keinen Preis in der Welt! rief sie mit Entschlossenheit. Das Zimmer betrete ich nie wieder!

Sei nicht so kindisch! Es war ein kühner Einfall von mir, ich gestehe: aber ich müßte bedauern, daß es so vollkommen gelungen ist, wenn ich dir dadurch das Bild verleidet hätte. Ich finde —

Finde du, was du willst! rief sie. Aber sei versichert, du hast mir unendlich weh gethan.

Verzeihe, mein Kind! Das wollte ich nicht; und wenn ich auch fasse, daß der erste Anblick dich erschrecken kannte, so begreife ich doch nicht —

O mein Gott, mein Gott! rief Luitgarde, und ihre Thränen brachen hervor.

Friedrich stand erstaunt. Er suchte sie zu beruhigen; aber so weh es ihm that, die holde Braut in solcher heftigen Erschütterung zu sehen, schmeichelte es im Grunde doch seiner Eitelkeit, weil er die ganze Sache der auffallenden Wirkung seiner großen Kunst zuschrieb.

Luitgarde faßte sich endlich. Sie ging auf ihr Zimmer, aber nicht wieder durch den Saal, wo die umgewendete Gestalt mit der unglücklichen Aehnlichkeit und dem Ausdruck der fürchterlichsten Verzweiflung ihr wie ein schreckendes Gespenst vorkam.

Der alte Graf hörte den Vorfall, er mißbilligte sehr seines Sohnes eitlen Einfall, und ließ das Bild an einen andern Ort bringen, um seine Nichte nicht täglich mehrere Male zu einem langen Umweg über kalte Gänge und Treppen zu zwingen; aber auch, als das Gemälde entfernt und ihr Weg wieder frei war, ging sie nie durch den Saal, ohne daß das Bild des Unglücklichen, die Verwilderung, in die ein von Natur edles Wesen gesunken war, sich schmerzlich vor ihr erhob, und der Ausblick in eine schreckliche Zukunft, wo er, eben so von Ketten belastet, der Freiheit, des Tageslichts beraubt, die Dauer eines jammervollen Daseins in düstrer Verzweiflung an den eingegrabenen Strichen abzählen würde, ihr Innerstes zerriß. Und hinter dieser düstern Kerkerscene — was zeigte sich ihren Blicken da? — Der Tod durch Henkershand und die ewige Verdammniß einer Seele, die Gott zum Heil geschaffen, für die des Erlösers Blut geflossen, und die vielleicht jetzt noch eines bessern Gefühls fähig war!

Ein Gedanke ergriff sie am mächtigsten und beschäftigte sie unaufhörlich, — es war ein lichter Punkt, auf den sich ihre Seele in dem wüsten Gewirre, das sie umfing, mit Eifer und stets wachsender Liebe richtete — seine Seele zu retten, wenn es möglich wäre, und diesem Jüngling, dem sie die innigste Theilnahme nicht versagen konnte, der sich gegen sie edel und liebevoll bewiesen hatte, vielleicht von seinen schrecklichen Wegen zurückzubringen. Jemehr sie diesem Entwurfe nachsann, je glänzender strahlte er ihr entgegen; sie glaubte, daß das eine recht schöne Aufgabe, ja ein lohnender Zweck für ein ganzes darauf gewendetes Dasein werden könnte, und sie entwarf tausend Pläne und Möglichkeiten, wie das überhaupt, wie es am liebsten durch sie geschehen möchte.

Unterdessen fing der Winter allgemach an, sich seinem Ende zu nähern. Laue Lüfte fuhren über die Erde hin und schmolzen aller Orten den Schnee von den Bergen, das Eis der Ströme zerbrach, das stumme Erstarren des Winters wich vor dem Geräusche der fallenden Tropfen und der entfesselten Wellen, Frühlings- und Sehnsuchtsgefühle regten sich in der belebten und unbelebten Natur.

Friedrich dachte mit erhöhtem Vergnügen an sein nahendes Hochzeitfest, Luitgarde fühlte die Brust von schmerzlich süßen Ahnungen gedehnt, deren Gegenstand aber jenes Fest nicht war; ja vielmehr schlug jede Mahnung daran, deren es jetzt täglich immer mehr gab, wie mit eisiger Hand in den warmen Blumenflor ihrer dunklen, düstern Hoffnungen. Doch es war der Wunsch ihres verehrten Oheims, der deutlich ausgesprochene Wille der ganzen Familie, und Friedrich war so rechtlich, so aufmerksam gegen sie, daß sie ihr rebellisches Gefühl mit strenger Vernunft zur Ruhe sprach, und sich alle Mühe gab, die Freude des ganzen Hauses über das nahende frohe Ereigniß zu theilen.

Indessen schob sich durch einen Zufall ein kleiner Aufenthalt dazwischen. Ein unvorhergesehenes wichtiges Geschäft, das des alten Grafen Anwesenheit in Prag für längere Zeit forderte, zwang ihn, das Hochzeitfest seines Sohnes auf unbestimmte Frist zu verschieben. Dieser sollte indeß im Schlosse bleiben und alle Anstalten und Vorkehrungen betreiben, Luitgarde aber, die nicht schicklich bei ihm verweilen konnte, den Vater begleiten.

Die Reise ward mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, wozu Friedrich eifrig ermahnte, angetreten, zwei Tagereisen waren glücklich zurückgelegt, und schon glaubten sich die Reisenden aller Fährlichkeiten überhoben, als plötzlich in einem Gehölze, wo der schlechten Straße wegen der Wagen langsam zu fahren gemüßigt war, berittene Räuber von zwei Seiten hervorsprengten, den Postillon mit vorgehaltenem Pistol zum Halten zwangen, die Bedienten, welche sich zur Wehre setzen wollten, vom Kutschbocke rissen, sich dem Wagen näherten und mit wilder Stimme Geld und Kostbarkeiten, die der Graf mit sich führte, forderten. Dieser antwortete ihnen unerschrocken, aber einer der Räuber zog ein Terzerol und schlug auf den Grafen an. Erschrocken fuhr Luitgarde empor, riß den Ring aus der Brust, hielt ihn dem Räuber vor und rief: Laßt ab von uns! Ehrt den Befehl eures Hauptmanns! Der Räuber wich zurück, betrachtete den Ring, zog die Mütze, rief seine Kameraden mit einem Pfiffe zusammen, und Alle sprengten mit verhängtem Zügel in's Dickicht hinein.

Nach einer langen Pause des stummen Erstaunens sagte endlich der Graf: Was war das? und Luitgarde, von Purpurgluth bedeckt, mußte bekennen und erzählen, wie sie zu dem Ringe gekommen war. Indessen hatten die Bedienten sich aufgerafft, der Wagen wurde in Bewegung gebracht, und man setzte, noch erschrocken, betäubt von dem schnellen Wechsel der Ereignisse, den Weg fort. Mit düsterem Unmuth hörte Graf Martinitz den Bericht seiner Nichte an. Die Liebe eines Räubers für sie, der sichtbare Antheil, den ihr der wilde Jüngling einzuflößen gewußt hatte, der Rückblick auf das Schicksal seines Sohnes — Alles regte sein Innerstes in peinliche Gefühle auf; doch schwieg er finster, und verlangte nur den Ring zu sehen.

Luitgarde reichte ihn hin. Mein Gott, rief er, das ist das Lansky'sche Wappen! Das ist ein Siegelring, den ich, nur ohne die Diamanten, die ihn jetzt zieren, oft an meines Freundes Finger gesehen habe! Wie kommt der Mensch zu dem Ringe? — Und er ist ihm theuer, hat er dir gesagt? Und doch hat er ihn dir geschenkt? — Er schüttelte das greise Haupt.

Lansky? — Lansky? — wiederholte Luitgarde langsam und nachdenkend, und das von Flammen verzehrte Kind und der Ruf des Papageys fielen ihr auf einmal schwer aufs Herz. — Victorin von Lansky war ihr von ihrer Mutter und seinem Vater bestimmt gewesen, und wer hatte ihr den Papagei gebracht, und wer ihm den Namen ihres verlornen Verlobten gelehrt? Sie schauderte; denn mitten aus der Tiefe verworrener Gefühle und Gedanken hob sich eine Vermuthung auf, die zugleich Grauen, Wehmuth und schmerzliche Lust in ihr erweckte.

Wie kommt der Straßenräuber zu dem Ringe? Weißt du davon? fragte der Graf.

Nichts, lieber Oheim, als was ich Euch schon gesagt habe. Der Ring ist ihm sehr theuer, hat er mich versichert. Ich wollte ihm denselben zurücksenden, wenn ich seiner nicht mehr bedürfte, aber er verweigerte es mit sichtlicher Empfindlichkeit.

Der Mensch ist in dich verliebt, das ist klar. Nun lassen sich auch mehrere Dinge und das Geschenk des gestohlenen Papageis begreifen. Eine lächerliche und doch grausenhafte, schändliche Liebschaft, fürwahr, zwischen meiner Nichte und einem Spitzbubenhauptmann!

Dies Wort schnitt tief und schmerzlich in Luitgardens Brust, und sie vermochte nicht, ihre Thränen zurückzuhalten; aber aus der offenen Wunde hob sich der Stolz und der Entschluß, den Unglücklichen, der mitten in seiner Verwilderung noch besserer Gefühle fähig war, nicht zu verläugnen, und seiner Sache muthig treu zu bleiben.

Meist schweigend in tiefen Gedanken kamen sie nach Prag. Graf Martinitz betrieb seine Geschäfte und mitunter geheime Nachforschungen wegen des Ringes. Luitgarde fühlte sich beobachtet, und nicht mehr so zwanglos, wie auf dem Lande. Das kränkte sie, denn sie wußte sich keines Vergehens, nicht einmal tadelhafter Nachgiebigkeit schuldig. Sie hatte gegen verführerische Erinnerungen ernstlich gekämpft, sie wollte Friedrich ihre Hand geben, sein liebevolles, treues Ehegemahl sein. Mehr forderte er selbst nicht, denn er gab auch nicht mehr, und den Platz, den vielleicht in Schatten und Nebel gehüllt, ein gewisses Bild in Luitgardens Herzen einnahm, besetzten ja in ihres Vetters Brust ganz offen und hell seine Sammlungen und Kunstfertigkeiten; sie sah nicht ein, worin sie gefehlt hatte.

Die Geschichte von des Grafen wunderbarer Erlösung aus der Hand der Räuber machte Aufsehen in Prag. Die Domestiken, welche den eigentlichen Hergang nicht wußten, hatten theils verworrenes, theils unrichtiges Zeug geschwatzt. Von Mund zu Mund laufend, vergrößert, entstellt, gelangte die Kunde zum Kanzler des Gerichtshofes, der längst schon von Ferdinand dem Dritten den Auftrag erhalten hatte, mit größter Strenge und Eifer den ferneren Fortschritten der Räuberbanden entgegen zu wirken, und in Folge dieses Befehls jetzt einen hohen Preis auf den Kopf des schwarzen Fritz gesetzt hatte. Er ging sogleich selbst zum Grafen von Martinitz, und seine Freiheit mit seiner Pflicht entschuldigend, bat er ihn im Namen des Gerichtshofes Seiner Majestät, ja der guten Sache selbst, um bestimmte und treue Auskunft. Der Antheil seiner Nichte an der wunderlichen Geschichte setzte den Grafen einigermaßen in Verlegenheit, doch beantwortete er des Kanzlers Fragen, so aufrichtig er konnte, und dieser verlangte endlich den Ring zu sehen. Luitgarde sollte ihn hergeben. Sie that es mit dem größten Widerstreben, sie bat, sie kniete vor dem Onkel nieder, der ihn ihr abforderte, eine dunkle Ahnung flog durch ihre Seele, sie hätte so gern das Pfand der zartesten Achtung des Unglücklichen für sie treu bewahrt! Und nun, in welche Hände sollte es gerathen! Doch der Oheim befahl in seinem Namen, im Namen der öffentlichen Ordnung und Ruhe, die durch die Unthaten des wilden Räubers lange genug war gestört worden. Luitgarde konnte sich nicht entziehen. Stumm und düster gab sie den Ring hin. — Nun war der Unglückliche vielleicht verrathen, und war es durch sie! Der Kanzler erkannte ebenfalls das Wappen der Grafen von Lansky. Er nahm den Ring mit sich, und verhieß, ihn innerhalb acht Tagen dem Grafen wieder zuzustellen.

Diese acht Tage vergingen in einer peinlichen Spannung, und jemehr Luitgardens Gefühl für den schauerlichen Verehrer in's Gedränge mit Sitte, Recht und älteren Banden kam, je lebhafter schien es sich in Widerstand und Reibung zu entzünden, und eine unselige, schmerzlich süße Vermuthung, die seit der nähern Bekanntschaft mit dem Ringe sie tausendmal in wunderbare Träumereien verlockte, vollendete den Zauber.

Aber aus den acht Tagen wurden zehn, und endlich vierzehn. Luitgarde hatte es in der Angst ihres Herzens gewagt, ihren Oheim an den Ring zu erinnern, und war mit finstern Mienen darauf hingewiesen worden, daß man jedes Mittel anzuwenden, nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet sei, was zur Entdeckung und vielleicht zur Ergreifung eines so verruchten Verbrechers führen könnte, und daß er sich des Mitleids schäme, das sich für ein solches Ungeheuer in der Brust seiner Verwandten, der Braut seines Sohnes, zu regen scheine.

Luitgarde antwortete nichts auf diese Vorwürfe, und beschloß zugleich, über die Sache nie wieder ein Wort gegen den Oheim zu verlieren, der ihr, wie sie meinte, Unrecht that, und überhaupt sich unrecht in diesem Verhältnisse benehme. Eine bittere Empfindung bemächtigte sich ihres Herzens, sie fing an, den Gedanken, die sie zur Vergleichungen lockten, nachzuhängen. Sie sann nach, was aus Friedrich, dem zierlichen Wesen, das sich in allen Künsten versuchte, und in keiner Meister war, geworden wäre, wenn ihn das harte Schicksal hinausgestoßen hätte in die Wildniß, unter böse, verderbte Menschen, wenn er sein Leben, seine Freiheit gegen feindliche Mächte, und unter verbrecherischen Beispielen seine Tugend hätte behaupten sollen? Und sie versetzte nun den unglücklichen, gefallenen Jüngling mit seiner Willens- und Körperkraft, mit seinen Anlagen und seinem Muthe in den Schooß einer liebenden Familie, sie dachte sich ihn unter rechtlichen Menschen, in adeligen Sitten, in jeder Uebung der Tugend und nützlichen Wissenschaft erzogen, sie wagte es, das Bild auszumalen, wenn er wirklich Victorin Lansky und ihr erster Verlobter wäre, und sie erlag ihrem Schmerz und ihren Thränen.

So vergingen einige Tage. Da gab eines Morgens beim Frühstück ihr Oheim ihr den Ring mit den Worten zurück: daß der Kanzler seiner nicht mehr bedürfe. Ein eiskalter Schauer überlief Luitgarden, sie nahm ihn schweigend aus seiner Hand, mit einer gräßlichen Ahnung berührten im Spiele der Phantasie sie die Farben desselben — der Carniol war ihr Victorins Blut, die Diamanten ihre Thränen um ihn; sie verließ das Zimmer.

Noch am Abend desselben Tages stürzte eine ihrer Zofen mit lauter Freude in ihr Kabinet: So eben verbreite sich durch die Straßen von Prag das Gerücht, der schwarze Fritz sei gefangen, und werde morgen in schweren Ketten und Banden in die Stadt gebracht werden. Luitgarde erstarrte. Die Dämmerung entzog dem Mädchen den Anblick ihres tödtlichen Erbleichens und sein geschäftiges Geplauder erlaubte ihr wortlos zuzuhören, oder vielmehr in schmerzliche Gedanken zu versinken.

Und ich habe ihn verrathen! brach sie endlich in jammernden Tönen aus, als die Zofe das Zimmer verlassen hatte. Daß er durch den Ring gefangen worden, daß man seine vermuthete Neigung für sie zum Werkzeuge seines Verderbens gemacht hatte, war ihr unumstößlich bewiesen, und von diesem Augenblicke an, da dem unerbittlichen Gesetze genug geschehen und nun weiter von dem Furchtbaren nichts mehr zu besorgen war, nahm ein tiefes heiliges Mitleid, verbunden mit bitteren Vorwürfen gegen sich selbst, und mit dem Bewußtsein der Schuld gegen den, der, wenn auch gegen die ganze Welt unrecht, doch gegen sie edel gehandelt hatte, ihre Seele gewaltsam ein, und machte jede andere Neigung, ja jede Rücksicht daraus verschwinden.

Ein unruhiges Laufen in den Straßen, das Treiben des Hausgesindes, Alles überzeugte sie am andern Morgen, daß die Nachricht der Zofe nur zu wahr war. Gefangen, mit ungeheuern Ketten belastet, beinahe an jedem Gliede seines Körpers gefesselt und von einem Trupp Soldaten mit geladenen Flinten und gezogenem Hahn begleitet, wurde er, ein willkommenes und jetzt noch furchtbares Schauspiel, durch die Straßen der Stadt auf einem von Wachen umringten Wagen geführt. Alles lief, ihn zu sehen. Alles erzählte vom schwarzen Fritz und Alles schien sich zu vereinen, um Luitgardens Herz zu zerreißen.

Ach, was das ein schöner Mensch ist! Was er für prächtige Augen hat! rief die eine Zofe der andern in der Gallerie vor Luitgardens Thüre zu. Und hast du gesehen, sagte die zweite, wie er so wild und fürchterlich auf den Boden starrte, und zuweilen die Ketten schüttelte, daß mich ob dem Rasseln schauerte?

Ja, es war, als wollte er die Leute schrecken, die ihn anzusehn gelaufen waren.

Nein doch, antwortete die zweite, ich glaube vielmehr, die schweren Ketten müssen ihn nicht wenig drücken und schmerzen; er war ja an der rechten Hand voll Blut, der arme Mensch.

Was fällt dir ein, Mitleid mit einem Straßenräuber zu haben?

Ach! es ist ein unglücklicher Mensch, erwiederte jene, und wird es schwer büßen.

Luitgardens Herz war zum Zerspringen voll, und in diesem Augenblicke, wo sie ihr halbes Vermögen darum gegeben hätte, sich in einer einsamen Stunde ausweinen zu können, kam Besuch an Besuch, und Jeder wiederholte die Erzählung von der Einbringung des gefürchteten Räubers, und wußte irgend eine Anekdote von ihm, erdichtet oder wahr, die Luitgardens Innerstes zerriß.

Die Verhöre des Gefangenen fingen nun an, und mehrere

Umstände über sein Schicksal, seine Thaten, seine Gefangennehmung wurden bekannt, doch nicht aus seinem Munde; denn er weigerte sich störrisch, etwas zu bekennen. Seine Mitschuldigen sagten aus: Er war im sächsischen Erzgebirge von einem Köhler erzogen worden, der, selbst Mitglied einer Diebesbande, den Knaben, der ihn widerstrebend Vater nannte, zu rauhem, hartem Leben und wilden Thaten anhielt. Mit vierzehn Jahren entlief er und gerieth unter Schwedische Freibeuter, die den hochgewachsenen kühnen Knaben gern annahmen. Wilder Muth und kalte Entschlossenheit machten ihn zum Liebling seiner Kameraden, über die er bald eine Art von Oberherrschaft gewann.

Nach und nach sah er ein, wie viel ihm noch gebrach, zu sein, oder zu werden, was Andere waren, die glänzend vor ihm standen. Ihn schreckte es nicht ab. In müßigen Stunden, wenn die Kameraden tranken oder spielten, lernte er lesen und schreiben, ja sogar militärisch zeichnen. Bald wurde der Commandant des Corps auf ihn aufmerksam. Fritz wurde Unteroffizier, und in kurzer Zeit bei einer kleinen Expedition, die nur sein toller Muth unternehmen und ausführen konnte, Offizier. Nun stand eine schimmernde Bahn vor ihm offen und alle Kraft seines Gemüths wandte sich auf Ehr- und Ruhmsucht. Er wollte steigen, er wollte glänzen, herrschen, Alles neben sich verdunkeln; denn ihm schwebten aus dunkler Erinnerung Bilder eines bessern Zustandes seiner frühern Kindheit vor, als er in der schmutzigen Köhlerhütte und unter seinen niedriggesinnten Kameraden gefunden hatte. Wer ihn an den Aufenthalt und sein Leben im Erzgebirge erinnerte, hatte ihn tödlich beleidigt. Er nannte sich nicht mehr Fritz, sondern Victorin; denn ihm klang eine dunkle Sage in der Brust, daß er einst mit diesem Namen war gerufen worden, und er strebte glühend darnach, den Schimmer, der ihm, wie er glaubte, durch die Geburt gehörte, und den ein böses Verhängniß ihm entrissen, durch Tapferkeit und Talent wieder zu erobern. Aber ungeschmeidig, kühn und stolz, hatte er von jeher versäumt, sich Freunde zu erwerben, und nur seinen Thaten vertraut, die für ihn zeugen sollten. Seine Neider und Feinde wußten das zu benutzen, Unwürdigere, Jüngere wurden ihm vorgezogen, weil sie den Vorzug besaßen, den er in den Augen der Welt nicht geltend machen konnte, obwohl er ihn zu haben fest überzeugt war: eine adelige Herkunft. Das kränkte ihn am tiefsten und erfüllte seine Brust mit gehässigen Gefühlen. Dennoch stand er endlich im Begriff, seinen Wunsch zu erreichen und als Hauptmann in ein Linienregiment zu treten, als der Friede geschlossen, sein Corps aufgelöst und die meisten Truppen entlassen wurden. Nun war ihm alle weitere Hoffnung auf Ruhm und Glanz abgeschnitten, seine alte Wildheit erwachte, Noth, Verzweiflung, Rache stachelten ihn auf, brod- und herrenlose Kameraden gesellten sich zu ihm, und der Entschluß bildete sich in ihm aus, sich an der bürgerlichen Gesellschaft zu rächen, die ihn ausgestoßen, die alle seine Plane auf Ehre und rechtlichen Besitz zerstört hatte. Bald hatte sich die Bande gesammelt, bald war er durch einstimmigen Zuruf zum Führer und Hauptmann erklärt. Die wildesten Thaten, die kühnsten Entwürfe waren sein Werk, aber auch die strengste Ordnung und eine rauhe Rechtlichkeit unter den Mitgliedern seines furchtbaren Bundes. So war es ihm möglich, beinahe Unglaubliches auszuführen und sich jeder Nachstellung, jeder Gefahr zu entziehen.

Endlich erlag seine Geistesgegenwart, sein Scharfblick der verführerischen Stimme einer Leidenschaft, die stärker sprach, als Ehre, Muth und Vorsicht. Er ging in die schlau gelegte Schlinge, er folgte einer geheimnißvollen Einladung, die ihm von dem Weibe kam, das er glühend liebte und die durch ein Kleinod bekräftigt wurde, das er ihr selbst in einer glücklichen Stunde als Pfand seiner Treue gegeben. So ward er gefangen und fluchte der Treulosen, die ihn verrathen, und fühlte schmerzlicher, als seine Bande und den Tod, der ihm bevorstand, die Falschheit derjenigen, die er allein auf Erden wahrhaft geliebt, um die allein er nur Dank verdient hatte.

Niemand, der diese Geschichte ganz oder stückweise in Gesellschaften vor Luitgarden erzählte — denn der *schwarze Fritz* war das allgemeine Gespräch — dachte wohl daran, wie schmerzlich er ein Herz berührte, das sich ohne sein Verschulden so tief getroffen fühlen mußte. Sie vermied aus diesem Grunde so viel als möglich, in die Welt zu gehen, aber sie konnte, ohne ihres Oheims finstere Laune zu erregen, nicht vermeiden, seine Verwandten zu besuchen. Bei einer derselben, einer ehrwürdigen alten Dame, traf sie einen Geistlichen, dessen Aussehen und stille Würde ihr Herz im ersten Augenblicke gewann. Auch hier fiel das Gespräch bald auf die Neuigkeit des Tages, den Räuberhauptmann, und es ergab sich, daß der Geistliche sein, wie überhaupt der Beichtvater aller Missethäter sei, dem das schwere Amt ward, die Verbrecher zum Tode zu bereiten und auf dem letzten Wege zu geleiten. Mit warmem Antheile äußerte sich der priesterliche Greis über seinen Gefangenen. Er bedauerte manche schöne Anlage, die hier zerstört war, er konnte dem gefallenen Jüngling sein tiefes Mitleid nicht versagen; was ihn aber am meisten bekümmerte, war die Unbußfertigkeit desselben, indem er keine Spur von Reue über alle seine ungeheuern Verbrechen äußere, zu keinem Bekenntniß, ja kaum zum Sprechen zu bringen, und mehr als einmal auf unseligen Versuchen, sich das Leben zu nehmen, ertappt worden sei.

„Es ist eine wilde Verzweiflung in dem jungen Menschen," sagte der Geistliche im Verlauf der Rede, „die weniger von dem Bewußtsein seiner Schuld, oder von Furcht und Strafe, als von einem ungemessenen, beleidigten Stolze und von einer tiefen Erbitterung gegen eine Person, die ihn getäuscht oder verrathen haben muß, herzurühren scheint.

„Und hat er sich über diese Person nie bestimmt geäußert?" fragte Luitgarde zitternd. Der Geistliche zuckte die Achseln. „Daß es ein Weib sein müsse, scheint so ziemlich aus entfallenen Worten hervorzugehen; aber er ist zu keinem Bekenntniß überhaupt, und so auch nicht zu diesem zu bewegen."

„Dann wied man ihn ohne Weiteres auf die Folter bringen," sagte kalt einer der anwesenden Herrn.

Luitgardens Herzschlag stand still und eine Todesblässe überzog ihr Gesicht. Der Geistliche betrachtete sie unbemerkt, aber aufmerksam. „Das wied nicht nöthig sein," sagte er, „denn er leugnet ja auch nichts. Er läßt die Richter über sich sprechen und entscheiden, was sie wollen; die Thatsachen sind durch die Aussagen so vieler Mitschuldigen und Zeugen bewiesen, er kann und er will nicht gerettet werden. Sein Leben ist ganz gewiß verloren. Möchte ich nur so glücklich sein, seine Seele zu retten!"

Luitgarde sah den Geistlichen lang und forschend an. In diesen Zügen lag so viel Menschlichkeit, so viel Duldung und so viel himmelwärts strebendes Verlangen, daß ein Entschluß, der in ihr zu arbeiten begann, sich immer mehr und mehr ausbildete. Sie nahm von dem an wenig Theil mehr am Gespräche, und heftete ihr ganzes Gemüth auf Einen Gedanken.

Am andern Morgen stand sie früh auf, sagte, daß sie ihre Beichte verrichten wollte, und ging, von ihcer Kammerfrau begleitet, in das Kloster, in welchem Pater Augustin, dessen Orden und Namen sie sorgfältig auszukundschaften nicht vergessen hatte, lebte. Sie ließ ihn durch den Pfortner herabbitten. Der Geistliche erschien sogleich. Mit ganz zerknirschtem Herzen, unter Thränen des Schmerzes und der Scham entdeckte sie nun dem Priester ihr ganzes Schicksal, die Stimmung ihres Gemüths gegen den Unglücklichen, ihre frühere Wecbindung mit Friedrich, die Geschichte mit dem Ringe, den Antheil der Schuld des Verraths, der auf sie fiel, ihre Angst vor den Folgen der Verzweiflung des Gefangenen, vor dem ewigen Tod seiner Seele und ihre Hoffnung, ob nicht vielleicht ein offenes Geständniß von ihrer Seite, seine Kenntniß ihrer Gefühle für ihn, ihre Reue über willenloses Uebel, das durch sie verübt worden war, sein starres Herz schmelzen und weicheren Empfindungen, und vielleicht einem frommen Gedanken den Eingang in dasselbe öffnen könnte?

Der Geistliche hatte sie ganz ausreden lassen, dann saß er noch eine Weile tief nachsinnend. Endlich erhob er sich und speach: Es ist möglich, mein Kind, daß Euer verdienstlicher Entschluß auch wirksam sein kann; ich will darüber nachdenken. Für's Erste aber schweigt von Eurem Vorsatz gegen Jedermann und gebt keiner voreiligen Hoffnung Raum; denn wir haben es nicht mit einem Sünder aus Leichtsinn und Uebereilung, sondern mit einem verstockten Verbrecher zu thun. Und hierauf drang er mit siegender Beredtsamkeit in alle Tiefen ihres Herzens, stellte ihr alle möglichen Folgen ihres Schrittes vor, und hieß sie zuletzt in acht Tagen wieder anfragen.

Sie schied von dem Geistlichen verstört, gekränkt, voll Zweifel über ihn, aber trotz aller Hindernisse, die er vor ihr aufzuthürmen schien, dennoch fest entschlossen, an ihr Ziel zu gelangen, möchte es nun durch ihn oder auf einem andern Wege sein.

Die acht Tage gingen herum, und Luitgarde erschien wieder vor dem Pater Augustin. Durch das sichtliche Erstaunen, mit dem er sie empfing, blickte ein Zug von stillem Wohlgefallen, und er antwortete ihr auf ihre Frage: ob er ihr Vorhaben wohl überlegt habe, und ihr die Hand dazu zu bieten gesonnen sei? — es ließe sich ohne Zweifel hierin etwas thun, auch für die Sinnesänderung des Gefangenen etwas hoffen; aber — Luitgacde müßte sich entschließen, selbst zu ihm in den Kerker zu kommen.

Sie stutzte. — „Wenn es keinen andern Ausweg giebt — ich bin auch hierzu bereit!" — Der Geistliche sah sie verwundert an. — „Sobald Ihr, ehrwürdiger Herr, mir Verschwiegenheit und Verborgenheit zusichern könnt, so, daß außer Euch und ihm Niemand etwas von diesem gewagten Schritte erfährt."

Das kann ich, erwiederte der Geistliche.

„Nun, so benennt Tag und Stunde."

„Es ist mein fester Entschluß. Ich will seine Seele retten, wenn ich kann, ich will für seine Liebe, die ich ihm so schlecht gelohnt, dieß zum Ersatze geben." Des Geistlichen Züge hellten sich nach und nach auf, wie er Luitgardens festen Entschluß sah, und der Gang ward auf den dritt-nächsten Tag festgesetzt.

Mit der nöthigen Vorsicht und in hinreichender Verhüllung traten sie den Weg an. Je näher Luitgarde dem unglücklichen Orte

kam, je mehr nahm ihr Zittern, ihre Beklemmung zu. Der Pater bereitete sie auf das vor, was sie zu finden hatte, — ein tiefes, dunkles Gewölbe, den Gefangenen mit einer Menge schwerer Ketten an Händen und Füßen gefesselt, auf seinem harten Lager liegend, durch welches die Ketten herabfielen und unten mit einem ungeheuern Schloß verbunden waren, das er auf die Bretter hinaufzulegen pflegte, um sich etwas mehr Freiheit der Bewegungen oder Ruhe im Schlafe zu verschaffen, und das dann mehrmals bei einer schnellen Änderung seiner Lage mit Getöse herabfiel und ihn aufschreckte — ihn selbst bleich, durch Kerkerluft ermattet, finster und beinahe verzweifelnd!

Durch lange, düstre Gänge, neben hohen Eisenthüren, an festvergitterten Löchern vorbei, aus denen Kettengeklirre oder Aechzen oder Brüllen der Wuth scholl, folgte sie wankend und bleich ihrem Führer. Nun ging es noch eine enge Treppe hinab, der Schließer öffnete rasselnd eine knarrende Eisenthüre — und sie waren zur Stelle.

Ein eiskalter Schauer wehte aus dem dumpfen, finstern Aufenthalte sie an. Der Geistliche ging voran. Er redete den Gefangenen, der, auf dem Gesichte liegend, sich auch nicht einmal nach dem Eintretenden umsah, freundlich an und sagte: „Du hast es verlangt, Fritz, daß die bewußte Person zu dir komme, wenn du dich von ihrer Unschuld überzeugen sollst. — Hier ist sie.“ Bei diesen Worten schlug er den Schleier zurück, den Luitgarde vor Angst und Schmerz zu lüften vergessen hatte, und der Gefangene fuhr mit einem schrecklichen Fluche von seinem Lager auf, die schweren Ketten rasselten, das Schloß fiel mit fürchterlichem Gepolter zu Boden, und riß durch sein Gewicht den Unglücklichen wieder gewaltsam zu nieder.

„O Gott! o großer Gott!“ rief Luitgarde jammernd, und hob die Hände gen Himmel.

„Du bist's?“ rief der Gefangene: „Du kommst in diesen Aufenthalt des Elends und des Grauens?“ — Er betrachtete sie eine Weile halb gerührt, halb zürnend. — Nach und nach verdüsterten sich seine Züge wieder, und mit bitterm Lachen sagte er: „Sinnst du wieder auf neue Tücke? Willst du noch mehr von mir erlauschen, um mich meinen Peinigern zu verrathen. Es ist nicht nöthig, ich will ja sterben, ich will mich nicht retten.“

Der Geistliche wollte antworten, da Luitgarde, zu ergriffen von Allem, was sie sah und hörte, schwieg.

„Schweigt!“ rief der Gefangene: „Ihr schweigt! Ich habe es nur mit ihr.“ Und nun ergoß er sich in bittere Vorwürfe und wüthenden Zorn gegen ihre Falschheit, und eine ungeheure Leidenschaft, bald wild und verzehrend, bald innig und zart, verrieth sich in diesen Klagen und Wünschen und ließ Luitgarden in die Tiefe eines Herzens sehen, das ihr ganz ergeben und ihr längst schon theuer war. Sie weinte sanft. Das entwaffnete ihn nach und nach, und als er ausgetobt hatte, trat sie näher zu ihm und sagte: „Ich bin doch unschuldig, Victorin, so sehr der Schein wider mich ist. Hört mich an!“ — Sie erzählte ihm nun den Vorfall mit den Räubern, das Aufsehen, welches diese Geschichte erregt, und das ernste, unausweichbare Begehren des Kanzlers an sie um den Ring.

Er hörte ihr zweifelhaft zu: aber im Eifer des Gesprächs hatte sie sich neben ihn auf sein hartes Lager gesetzt, und das schwere Schloß, das bei jeder heftigen Bewegung von ihm herunterzufallen drohte, auf ihre Knie gelegt, um es zu halten. — „Was macht Ihr?“ rief er verwirrt, und wollte ihr die ungewohnte Last abnehmen. Aber so, wie er die Hand ausstreckte, schrie Luitgarde auf: „Mein Gott, Ihr blutet!“ — Die schweren Fesseln hatten ihn wund gedrückt. Schnell zog sie ihr Schnupftuch hervor, zerriß es behende und legte mitleidig einen Verband um die wunde Hand. Ihre Thränen flossen darauf.

„Ist's möglich?“ rief der Gefangene: „Hasset Ihr mich nicht? Lebt noch eine Stimme in Eurem Herzen, die für mich spricht?“

Sie erhob den Kopf und sah ihn durch Thränen ernst und lieblich an: „Ich bin euch von Herzen gut, ich war es im ersten Augenblicke, wo ich Euch kennen lernte, und sag' ich Euch: so wahr ich für mich und Euch die ewige Seligkeit wünsche, ich bin unschuldig!“

„Barmherziger Gott!“ rief er, überwältigt und laut: „Weh! Weh! Was hab' ich gethan? Ich habe gelästert, mir kann Gott nicht barmherzig sein!“ Er stürzte nieder auf das Gesicht und seine Brust arbeitete in schrecklicher Beklemmung.

Luitgarde legte ihre Hand auf seine Schulter. „Victorin!“ sagte sie mit leiser Rührung: „Glaubt mir, Gott ist unendlich gut und langmüthig, und wenn Ihr ein schwaches, sterbliches Wesen, mir verzeihen könnt, von der Ihr Euch so schwer beleidigt glaubt, wie soll der allbarmherzige Vater nicht seinem gefallenen und reuigen Kinde verzeihen?“

Jetzt trat der Geistliche hinzu. Mit aller Kraft des heiligen Glaubens, mit aller Kenntniß des Menschenherzens und mit aller Salbung seines hohen Berufs drang er unwiderstehlich in den Unglücklichen. Er pochte, er riß an diesem Herzen, das noch manches schönen Gefühls fähig war, und es gelang ihm endlich, seine starre Hülle zu schmelzen. Der Gefangene richtete sich auf; Luitgarde sah sein Gesicht in Thränen gebadet. — „Und glaubt Ihr, glaubt Ihr wirklich, ehrwürdiger Vater,“ sagte er dumpf, „daß Gott mir noch verzeihen könne — mir, einem so verruchten, so verhärteten Sünder?“

Der Geistliche faßte ihn schnell bei diesem Gedanken, er entwickelte alle Tiefen der göttlichen Langmuth, er führte alle Stellen aus den heiligen Büchern an, die dem reuigen Sünder Verzeihung verhießen. Victorins Thränen flossen stärker. „O Gott!“ rief er endlich und stürzte von seinem Lager herab auf die Knie: „Kannst du mir verzeihen?“ In diesem Augenblicke trat die Sonne über das Gitter des Gefängnisses und goß einen hellen Schimmer auf den Knieenden nieder. „Du bist erhört, dir ist vergeben!“ rief Luitgarde in Begeisterung. — „Gott stärke dich mein Sohn!“ sagte der Geistliche und legte seine Hand auf des Jünglings Haupt. Luitgarde sank an seine Brust. „Ach, diesen Engel im Arm,“ rief er, „darf ich wagen, zu dir empor zu blicken? O mein Vater! verzeih' deinem zerknirschten, deinem verzweifelten Kinde!“

Eine tiefe, heilige Stille feierte den Augenblick der Rückkehr eines gefallenen Sünders zu der göttlichen Barmherzigkeit. Als alle Drei sich von ihrer Rührung erholt hatten, sagte der Geistliche zu Luitgarden: „Jetzt, mein Fräulein, werde ich Euch fort begleiten, denn ich habe mit ihm allein zu reden.“ Luitgarde verneigte sich stumm.

„Ich darf doch noch einmal vor meinem Tode hoffen, Euch wieder zu sehen, edles Fräulein?“ fragte der Gefangene ehrerbietig, aber mit sichtbarer Angst. Sie reichte ihm weinend die Hand: „Ich sehe dich wieder, Victorin! Wir werden nicht getrennt.“ Der Geistliche führte sie fort.

Victorin's Sinnesänderung ging nun mit schnellen Schritten vorwärts, sein störrisches Betragen gegen seine Richter verschwand, er bekannte seine Verbrechen, er verlangte keine Schonung, er wünschte zu sterben. Nur Ein Ziel hatte ihm auf der Welt in diesen letzten Zeiten wünschenswerth geschienen, der Besitz des über Alles geliebten Weibes, das seit lange wieder die erste Regung edlerer Natur in seinem erstorbenen Herzen geweckt hatte, und dieses war durch seine Verbrechen auf ewig von ihm geschieden. So hatte ein Leben, das so gräßliche Erinnerungen vergifteten, keinen Reiz für ihn, und er that, was an ihm war, um sein Urtheil und die dunkeln Folgen desselben zu beschleunigen.

Luitgarde hatte, gleich Victorin, sich in ihr Geschick ergeben. Auch ihr war es klar, daß er sterben mußte; ja, sie sah in dem versöhnenden Tode des Schuldigen eine Art von Verklärung seiner selbst und ihrer Liebe für ihn. Aber auch ihr Entschluß war für diesen Fall gefaßt, und nur Eine Angelegenheit lag ihr noch recht ängstlich auf der Seele: die Aufklärung über Victorin's Geburt. Sie zog den Geistlichen in ihr Geheimniß und es ward endlich nach manchen Berathungen festgesetzt, daß dieser an den Grafen Lansky schreiben, ihm den Ring senden, die Erinnerungen des Gefangenen aus seiner Kindheit und manche andere Vermuthung mittheilen, und dann erwarten sollte, was dieser beschließen würde; Victorin aber sollte vor der Hand nichts von diesen Verhandlungen erfahren.

Die Antwort kam schnell zurück, Vaterangst und Hoffnung, Vaterfreude und Schmerz kämpften darin. Noch ließ sich nichts entscheiden, viel hoffen, noch mehr fürchten; aber der Graf wollte selbst nach Prag kommen, und Pater Augustin sollte indessen den Gefangenen näher ausforschen und vorbereiten. Das geschah. Alles, was Victorin erzählte, alle dunkeln Erinnerungen, auf die er sich selbst besann, der Werth, den die gute Köhlerin, seine Pflegemutter, auf den Siegelring legte, die Achtung, die sie ihm heimlich dafür, als für sein kostbarstes Kleinod, einzuprägen suchte, — denn ihr Mann dachte ganz anders, als sie, — und die ihn späterhin bewog, den einfachen Ring so kostbar verzieren zu lassen, wie er nun war, einzelne Worte, die er von seinen Pflegeältern in den sächsischen Gebirgen gehört hatte, — Alles stimmte genau mit Luitgardens Vermuthungen überein, und Pater Augustin wagte endlich, ihm das wahrscheinliche Geheimniß seiner Geburt und seines Ranges zu eröffnen.

Er gerieth außer sich, er schien wie wahnsinnig. Stolz und Verzweiflung, Freude und ungeheurer Schmerz zerrissen seine Brust, und der Gedanke, vielleicht in den letzten Augenblicken eines geächteten, dem Henkerbeile verfallenen Lebens eine glänzende Geburt, einen Vater und eine edle Geliebte, kurz Alles, was dem Dasein Werth geben konnte, gefunden zu haben, um alle diese Güter in wenigen Tagen wieder zu verlieren, war mächtiger, als seine Besinnung und seine Kraft. Er erlag ihm, ein wüthendes Fieber ergriff ihn, und der gute Geistliche sah, nicht ohne eine Mischung von Zufriedenheit, der Annäherung eines freundlichen Todes entgegen, der dem Unglücklichen die letzten grauenvollen Auftritte und die öffentliche Schmach ersparen sollte.

Auf sein dringendes Bitten wurde der Kranke in einen gesundern Aufenthalt gebracht, die schweren Fesseln mit leichten vertauscht und für bessere Pflege gesorgt. Seine unverdorbene Jugend widerstand der Wuth der Krankheit, und mit seiner körperlichen Kraft war auch die Wildheit seines Geistes gebrochen. So

wie er zu sich kam, und, einiger Besinnung fähig, den Priester eintreten sah, streckte er ihm mit still ergebener Miene die Hand entgegen und sprach: „Jetzt habe ich es gefunden, Pater Augustin, jetzt bin ich wieder ruhig! O, verzeiht den Schrecken, den Kummer, den ich Euch gemacht!“ „Und was hast du gefunden, mein Sohn?“ fragte der Geistliche. „Ach, einen Faden, ehrwürdiger Vater, der mich aus dem Labyrinthe meiner Verzweiflung und meines Verderbens führen soll!“ Und nun entwickelte er mit innerer Erhebung, ja mit einer Art von Begeisterung den Gedanken, daß Gott ihn so wunderbar geführt, und ihm am Ende seiner Laufbahn alles Glück der Erde gezeigt habe, damit er durch ein gelassenes, williges Opfer alles dessen, was dem Menschen am theuersten ist, einen kleinen Theil seiner Schuld abtragen, somit seine Büßung auf Erden schmerzhaft beginnen und in der andern Welt minder zu leiden haben sollte.

Froh und gerührt stärkte der fromme Greis seinen Schützling in diesen Gedanken und ging hierauf zu Luitgarden, um ihr Bericht von Allem abzustatten, und, ohne daß er es wollte, durch seine warme Erzählung von der stillen Ergebenheit des Jünglings, von seinen frommen Entschlüssen, die längst genährte Flamme in ihrer Brust noch heller anzufachen. In dem Augenblicke ging die Thüre auf, und ein Mann in mittleren Jahren, von hoher, edler Gestalt trat ins Zimmer.

„Gott im Himmel! Graf Lansky!“ rief Luitgarde.

Der Graf stand betroffen; — „Ihr kennt mich, mein edles Fräulein, oder Frau? Ich wüßte nicht, daß ich jemals“ —

Luitgarde erröthete heftig; „Verzeiht, Herr Graf, wir vermutheten — wir wußten“ —

„Ist mein Freund Martinitz zu Hause?“

„Er ist seinem Sohne entgegen gereist, der in ein paar Tagen erwartet wird. Uebrigens, Herr Graf, bin ich des Grafen Nichte und dieser geistliche Herr Pater Augustin.“ Der Graf ging auf ihn zu und schüttelte ihm schweigend, aber erschüttert die Hand; dann sah er Luitgarden scharf an. „Sagt mir aufrichtig, mein Fräulein, woran und wie Ihr mich im ersten Augenblicke erkannet?“

„Wenn ich die Wahrheit gestehen soll — eine seltsame — eine unverkennbare Aehnlichkeit“ —

„Mit dem Räuberhauptmann?“ rief der Graf heftig. „O, so soll es denn wahr sein? Soll ich einen lang beweinten einzigen Sohn nur gefunden haben, um die Schande meines Geschlechts an ihm zu erleben?“

Der Geistliche trat hinzu und versuchte es, das Schmerzliche dieses Gedankens zu mildern, indem er dem Grafen die würdige Fassung, die fromme Ergebung des Unglücklichen schilderte. Er hörte in tiefen Kummer versenkt zu, dann wendete er sich an Luitgarden: „Und Ihr, mein Fräulein, heißet?“ —

„Luitgarde Branow.“

„Dacht ich's nicht! O, es muß sich Alles vereinen, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Ihr seid Fräulein Branow, die Tochter von Graf Martinitz Schwester?“

Luitgarde nickte bejahend.

„Ja, das sind ihre Augen! So blickte Adelheid, so war ihr Wuchs. — O Gott! Gott! Und wißt Ihr auch, Fräulein, welches Loos Euch bestimmt war?“

Mit einem schweren Seufzer sagte sie: „Ich weiß, Herr Graf, ich habe es längst geahnet.“

„Und Ihr verabscheuet den, den Euch die unglücklichen Aeltern bestimmt hatten? Ihr müßt ihn hassen.“

Jetzt brachen Luitgardens Thränen hervor; „Ach, ich hasse ihn nicht, ich kann ihn nicht hassen!“

„Was hör' ich? Ists möglich? Einen Verbrecher, einen Abscheu der Menschheit?“

„Mir ist er nicht anders als edel erschienen,“ sagte Luitgarde, indem sie ihre Thränen zu trocknen und sich zu fassen strebte. Und nun erzählte sie dem Grafen Alles, von der ersten Begegnung am Moldau-Ufer bis zu ihrem letzten Besuche im Kerker bei ihm. Graf Lansky hörte ihr gespannt zu. Nach und nach schmelz sein empörtes Gemüth zu weichern Gefühlen; väterliche Liebe, Mitleid und ein tiefer Schmerz über die trefflichen Anlagen, die hier ein feindliches Schicksal zerstört hatte, nahmen Platz in seiner Brust. Er erhob sich zuletzt mit Thränen in den Augen und sagte: „Nun, wenn es denn wahr sein und ich in dem Gefangenen mein verlornes Kind wiederfinden soll, so laßt uns zu ihm gehen! Eine marternde Ungewißheit erträgt sich am schwersten, und ich weiß nicht, wovor ich mehr zittern soll: Keinen Sohn zu haben, oder ihn so wiederzusehen! Führt mich zu ihm, Pater Augustin, und Ihr, edles Fräulein, Tochter der unvergessenen Jugendfreundin, Ihr seid doch wohl so gütig, uns zu begleiten?“

Sie gingen. Pater August öffnete die Thüre eines hochgewölbten, festvergitterten Zimmers, in welchem aber Reinlichkeit und freundliche Helle die Eintretenden angenehm empfingen. Luitgarde, mit hochschlagendem Herzen, blieb außer der halbgeöffneten Thüre stehen, um die erschütternde Scene nicht zu stören. Der Gefangene stand von seinem Tische auf, an welchem er in einem frommen Buche gelesen hatte, ging dem Geistlichen, so weit es seine Ketten erlaubten, entgegen und begrüßte ihn mit ehrerbietiger Freude. Die Blässe seiner Züge, die Langsamkeit seiner Bewegung zeugten von dem, was er gelitten, und bewegten die ihm geneigten Herzen in zarter Regung. „Das ist ein Abgesandter des Grafen von Lansky,“ sagte der Priester, der gekommen ist, Euch um die Umstände Eurer Jugendgeschichte und Eure Erinnerungen zu befragen. Ihr begreifet, von welcher Wichtigkeit Eure Aussagen und Eure Wahrhaftigkeit in diesem Stücke sein können.“

Victorin neigte sich stumm, indem er die Hand auf die Brust legte und eine heftige Bewegung ihn beim Anblick des Fremden und bei dem Namen seines geglaubten Vaters zu durchzittern schien.

Auch der alte Graf betrachtete ihn mit sichtbarer Verwirrung, dann hub er an und forschte, streng, genau und nicht ohne Härte in Ton und Blick. Der Gefangene antwortete ehrfurchtsvoll und sanft. Die Strenge in des Grafen Wesen ließ allmählig nach, wie sein Blick länger auf dem Unglücklichen verweilte, in dessen Gestalt und Benehmen sich kein gemeiner Sinn, nichts Unedles aussprach; aber seine Verwirrung vermehrte sich mit jedem Zeichen, das der Gefangene angab, und stieg endlich bis zu dem heftigsten inneren Kampf.

„Es trifft Alles, Alles zu,“ rief er schmerzlich; „nur noch ein Zeichen übrigt, um das Unglück und die Schmach eines edlen Greises zu entscheiden.“

Victorin erblaßte und trat zurück.

„Der verlorne Sohn des Grafen Lansky muß eine Narbe an der Stirn tragen, von einem schweren Falle, den er im vierten Lebensjahre that. — Könnt Ihr auch das — ?

Eine schnelle Gluth überflog das Gesicht des Unglücklichen, er schlug mit zitternder Hand das dunkle Gelock von der hohen Stirn, und die Narbe erschien.

„Gott, Gott, er ist's! Es ist mein Sohn!“ rief der Graf mit zerschmetterndem Tone, schlug beide Hände vor's Gesicht und wandte sich in heftiger Bewegung von dem Erkannten ab.

„Mein Vater! Ach, mein Vater!“ schrie Victorin, streckte die Arme aus und schwankte erblassend zurück, da er die verabscheuende Geberde desselben sah. Der Geistliche trat zu ihm, ihn zu unterstützen; aber in dem Augenblicke sprang Luitgarde, die unter den letzten Reden unbemerkt näher getreten war, auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen und rief: „Und wenn dein Vater dich verwirft, wenn alle Welt dich verläßt, ich verlasse dich nicht, denn ich bin deine Verlobte, deine Braut!

Der Unglückliche sah sie mit sterbenden Blicken der innigsten Liebe an und sank ohnmächtig in ihre und Pater Augustin's Arme. Sie ließen ihn auf sein Strohlager nieder, sie bemühten sich seine Lebensgeister zu erwecken. Der alte Graf wandte sich langsam nach der Gruppe, er sah den bleichen Jüngling, der seine Züge trug, der sein einziger Sohn war, wie einen Sterbenden in den Armen der Fremden; sein Herz wendete sich in der Vaterbrust, er stürzte auf ihn zu, umarmte ihn unter Thränen und rief: „Es ist doch mein Sohn, mein einziges, mein geliebtes Kind! Erwache, erwache, mein Victorin, mein Sohn!“

Die Töne der Vaterliebe regten die erstorbenen Geister auf. Victorin öffnete die Augen. Seines Vaters Züge, voll Liebe, voll Thränen, waren der erste Gegenstand, der ihnen begegnete, und unfähig zu sprechen, glitt er vom Lager herab ihm zu Füßen, indem er seine Knie umschlang und in heißen Thränen darauf liegen blieb.

Der Graf beugte sich nieder, ihn aufzurichten, und empfing den sich Erhebenden in seine Arme, an dem Vaterherzen. Luitgarde und Pater Augustin standen stillschweigend und betend an ihrer Seite; aber erst nach langer Zeit legte sich der Sturm der aufgeregten Gefühle und die schmerzlich Glücklichen vermochten es, über ihre Lage zu sprechen. Victorin erzählte sein Schicksal aufrichtig, gefaßt; nur als er an die Periode seines Räuberlebens kam, bat er den Vater, sie stillschweigend übergehen zu dürfen, und betheuerte feierlich, daß, seit er Luitgarden das erste Mal erblickte, seine Hand kein Blut vergossen und der Entschluß, sich von seinen wilden Gesellen zu trennen, ein verbrecherisches Leben aufzugeben, und sich der Geliebten würdig zu machen, mächtig in seiner Brust gearbeitet habe.

Der Vater hörte tieferschüttert zu. Der Gedanke, ob es nicht vielleicht möglich sei, den gebesserten, den einzigen Sohn zu retten, erwachte in ihm und gewann mit jeder Aeußerung des letztern, worin ein edles Gemüth sich spiegelte, mehr Lebendigkeit. Er wollte nach Wien, sich Ferdinand zu Füßen werfen, und von ihm Begnadigung erflehen. Victorin verwarf den Vorschlag mit einer Art von Schrecken. Er wollte nicht leben, die Erinnerungen seiner Brust waren zu gräßlich, er sah den Tod als das einzige Mittel an, der erzürnten Gerechtigkeit Gottes, der verletzten bürgerlichen Pflicht und seinem eigenen Gefühle Genüge zu thun. Aber er flehte seinen Vater an, sein Ansehen, seine Ver-

bindungen dahin zu verwenden, daß ihm vergönnt würde, ohne Martern, einen schnellen, minder schimpflichen Tod durch das Schwert des Blutrichters zu empfangen.

Als Graf Lansky mit Luitgarden nach Hause kam, langten bald darauf der Oheim und sein Sohn an. Mit Freude und Verwunderung fand Martinitz den Jugendfreund bei sich. Unangenehme Berührungen, das Verhältniß Luitgardens zwischen Friedrich und Victorin, gestörte Hoffnungen, die man lange und mit Fug gehegt, Mitleid mit der Lage seines Sohnes, regten den alten Martinitz zuerst in Unmuth und Zorn auf; aber sein besseres Gefühl siegte nach und nach. Er erkannte die Hand eines höhern Schicksals, das mit den Planen und Hoffnungen der Menschen ein achtloses Spiel treibt, er konnte gegen die Gültigkeit von Luitgardens erstem Verlöbniß, die der heftigste Wunsch seiner sterbenden Schwester gewesen war, nichts einwenden, die Gewalt einer Leidenschaft nicht verdammen, die von dem ersten Augenblicke des Erkennens unter Gefahren, Verdacht und Trennung sich treu und standhaft bewiesen, und als eine in den Gemüthern vorbestimmte Verbindung bewährt hatte. So wich er endlich Lansky's Vorstellungen, sprach selbst mit Graf Friedrich und trug ihm als entschieden vor, worauf er ihn schon auf der Herreise vorzubereiten für gut gefunden hatte. Friedrich wollte verzweifeln. Er legte alle Zeichen tiefer Traurigkeit in Geberden und Worten, ja im Tone der Stimme an den Tag, er seufzte vor Luitgarden, sah sie beweglich an und suchte durch Klagen, Beweisthümer und Vorwürfe ihr begreiflich zu machen, daß der Räuberhauptmann, der wilde, ungeschlachte Mensch, der, unter Schelmen und Freibeutern aufgewachsen, keine Erziehung, keinen Unterricht genossen habe, und wenn er hundertmal ein Graf von Lansky wäre, doch mit ihm in keinen Vergleich zu stellen sei.

Luitgarden waren diese Gespräche im Anfange sehr peinlich; nach und nach gewöhnte sie sich daran und überhörte sie.

Gerade in diesen Tagen ward Victorin's Urtheil gesprochen, und der Tod durch's Schwert ihm auf den dritten Morgen zuerkannt. Man brachte es Luitgarden schonend vor. In diesem Augenblick brach die lang gehaltene Kraft zusammen. Sie erwachte spät aus einer tiefen Ohnmacht; aber bekannt mit der kurzen Zeit, die sie mit dem Freunde auf Erden noch zu genießen hatte, bot sie alle ihre Kräfte auf, sich so lange zu halten, und erflehte von ihrem Oheim nur die Erlaubniß, mit dem Verlobten ihrer Kindheit, mit dem Manne, dem ihre verklärte Mutter sie zugedacht, in Gesellschaft des Geistlichen die letzten Tage hinbringen zu dürfen.

Graf Martinitz schüttelte den Kopf, Friedrich entsetzte sich. Victorin hörte diesen Vorsatz mit entzückter Dankbarkeit, sein Vetter umarmte Luitgarden mit Thränen, und Graf Martinitz ließ sich bereden, seine Nichte zu begleiten und zugleich den unglücklichen Sohn seines Freundes kennen zu lernen, der in der Welt und in seinem Hause so viel Zerstörung verursacht hatte.

Mit vorgefaßtem Widerwillen betrat er das Zimmer des Gefangenen, der jetzt seit seiner Verurtheilung nach hergebrachter Sitte freier und gütiger behandelt und seinem Wunsche gemäß einfach, aber seiner Geburt entsprechend gekleidet war, und die bedeutende Persönlichkeit, in welcher die Demuth des reuigen Sünders mit dem angeborenen Stolze sich vermischte, die stille Fassung, die Würde des heiligen Unglücks rissen auch ihn hin. Er umarmte den einst Gehaßten recht herzlich und versicherte ihn seiner völligen Verzeihung.

Diesen Tag und den folgenden brachten Luitgarde, Graf Lansky und Pater Augustin fast unausgesetzt bei Victorin zu. Luitgarde hielt sich mit aller ihrer Kraft, obwohl sie innerlich die Macht der langen, heftigen Erschütterung wohl fühlte, und ahnete, was geschehen würde, wenn erst der entscheidende Moment einträte.

Am zweiten Abende — es war der vor dem Todestage — nachdem sie und der tiefgebeugte Vater den letzten Abschied genommen und Victorin sie, wie ein Sterbender, still, fromm und innig entlassen hatte, sank sie in dem Gange vor seiner Thüre zusammen, man brachte sie ohnmächtig in ihre Wohnung auf ihr Bette, und sie erwachte in der ganzen schrecklichen Nacht nicht aus ihrer Betäubung.

Am nächsten Morgen geleitete Pater August mit tiefer Trauer und heiliger Rührung seinen Schutzbefohlenen auf dem letzten, schweren Gange. Victorin war gefaßter. Er fürchtete den Tod nicht, dem er so oft in der Schlacht und bei gefährlichen Anschlägen beherzt entgegen gegangen war, er sah in ihm den Hafen der Ruhe, in welchem seine von Erinnerungen und Vorwürfen gemarterte Seele Frieden und Versöhnung finden sollte. Ihn schmerzte nur die Trennung von seiner Geliebten und ihr Jammer. Beschäftigt mit Gott und dem nahen großen Augenblicke, schritt er still und gefaßt durch die gaffende Menge hin, die seiner Schönheit, seiner Jugend, seiner sichtbaren Reue Worte und Thränen des Mitleids zollte. Am Richtplatze trug er dem Geistlichen noch die letzten heiligen Grüße an Vater und Geliebte auf, ließ sich die Augen mit dem Tuche, das Luitgarde für ihn genäht hatte, verbinden, und in wenig Minuten stand seine Seele vor Gott, der That und Absicht, Umstände und Beziehung klarer durchschaut, als sterbliche Richter vermögen, und den durch Leiden gereinigten Geist in väterlicher Liebe richtet.

In demselben Momente fuhr Luitgarde aus ihrer Ohnmacht empor. „Jetzt ist es vorbei!“ rief sie. „O Victorin nimm mich zu dir!“

Bald darauf kam Pater Augustin. Bleich, stumm legte er das unglückliche Tuch — so hatte sie es gewünscht, in ihre Hand. Ihr Herz brach — sie litt noch lange. Es brauchte Wochen, bis der Schmerz langsam alle Fäden eines blühenden jugendlichen Lebens zerrissen hatte; aber ein paar Monden nach Victorins Tod, um dieselbe Morgenstunde, wo er gestorben war, verschied sie sanft und heiter, und sein Name und seine himmlische Erscheinung, die sie vor sich schweben zu sehen behauptete, war ihr letzter Laut.

Picander, s. Henrici.

Pickhart, s. Fischart.

Johann Pideritius,

geboren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, lebte als Pastor zu Blumenberg im Hessischen. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er schrieb:

Beschreibung der alten Grafen zur Lippe. Rinteln 1627 ff.

Seine Chronik zeichnet sich durch einen für seine Zeit ungewöhnlich guten Stil aus.

Johann Valentin Pietsch

ward am 23. Juni 1690 zu Königsberg geboren, studirte daselbst und zu Frankfurt a. d. Oder Medicin, wurde 1717 Professor der Poesie zu Königsberg, 1719 Hofrath, Leibmedicus und Oberlandphysicus daselbst, und starb am 29. Juli 1733.

Es erschien von ihm:

Poetische Werke. Leipzig 1731.

Gebundene Schriften. In einer vermehrten Sammlung von Prof. Bock. Königsberg 1740.

P's poetische Leistungen sind für die Zeit, in welcher er schrieb, als correct und frei von Manier zu loben, hatten jedoch, zum größten Theil Gelegenheitsgedichte, keinen bleibenden Werth.

Wilibald Pirckheimer

ward am 5. Dec. 1470 zu Eichstädt geboren, stammte aus einem altem patricischen Geschlecht der Reichsstadt Nürnberg, wurde nach vollendeten Studien und Reisen Dr. jur., kaiserlicher Rath und Senator in seiner Vaterstadt. Von 1499—1500 diente er als Oberster im helvetischen Kriege, und zeichnete sich aus als ein eifriger Beförderer der Reformation. Er starb am 22. December 1530.

Er schrieb unter Andern:

Der deutsche Missiv oder Sendbrief, so die Ebtissin von Nürnberg an den Bock Emser geschrieben hat. S. l. 1523. 4.

P. erwarb sich als Dürer's Freund und eifriger Beförderer der Reformation größere Verdienste um deutsche Kunst und Wissenschaft, als durch seine Satiren, von denen nur die hier genannte in seiner Muttersprache geschrieben war. Uebrigens fehlte es ihm nicht an geistiger Schärfe und beißendem Witz, von denen indessen seine lateinischen Schriften (Opera, ed. Goldast. Francof. 1610 Fol.) noch mehr zeugen.

Johann Karl Pischon

ward am 12. October 1764 zu Kottbus in der Niederlausitz geboren, studirte Theologie, lebte dann als zweiter Prediger an der reformirten Domgemeinde zu Halle und seit 1799 als Hofprediger und Prediger an der Garnisonkirche zu Potsdam, wo er am 16. November 1805 starb.

Er schrieb:

Predigten an Festtagen und bei besondern Gelegenheiten. Halle 1794.
Gesangbuch für die Domkirche zu Halle. Mit G. J. Pauli. Halle 1795.
Philoikos. Für Familien. Leipzig 1797, 2 Th.
Moral in Beispiel, oder 3r u. 4r. Theil des Philoikos. Leipzig 1799, 1800.
Predigten. Leipzig 1803.
Neue homiletisch-kritische Blätter. Mit Haustein. Stendal 1803—1805.

Kraft und Würde, Wärme und Innigkeit des Gefühls und ein eleganter Stil erwarben den Predigten und Erbauungsschriften dieses trefflichen Mannes viele Freunde.

Gottlieb Jakob Planck

ward am 15. November 1751 zu Nürtingen in Württemberg geboren, studirte zu Tübingen, war dann von 1780—1784 Prediger an der Militärakademie zu Stuttgart, und wurde 1784 Professor der Theologie zu Göttingen, 1791 Consistorialrath, 1805 Generalsuperintendent, 1817 Ritter, 1828 Abt, 1830 Oberconsistorialrath und starb daselbst am 31. August 1831.

Er schrieb:

Gedicht vom Gefühl des Schönen. Tübingen 1771, 4.
Entwurf einiger Abhandlungen vom Herzen. Stuttgart 1773.
Tagebuch eines neuen Ehemannes. Leipzig 1779.
Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. 1781—1800. 6 Bde. 2te Aufl. 1791 ff.
Walchs neueste Religionsgeschichte. Fortgesetzt Lemgo 1787—93, 3 Th.
Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung. Hanover 1803—1808, 3 Th.
Ueber Spittler als Historiker. Göttingen 1811.
Leben des Reformators J. Knox. A. d. Englischen des T. M'Crie. Göttingen 1817.
Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung. Götting. 1818, 2 Th.
Das erste Amtsjahr des Pfarrers von S. Göttingen 1823.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

P. hat sich namentlich bedeutende und bleibende Verdienste um die gründliche pragmatische Behandlung der Kirchengeschichte erworben, da er mit eben so großer Klarheit die ausgebreitetste Gelehrsamkeit und scharfsinnigste Forschung verband, und aus der Vergangenheit, welche offen vor ihm da lag, die weiseste und mildeste Auffassung und Behandlung der Gegenwart zu entwickeln und anzuwenden wußte. Nur an seiner äußeren Darstellung tadelt man nicht ganz mit Unrecht hin und wieder Unbeholfenheit und Breite; dies kann jedoch bei dem geistigen Reichthum und der sonstigen Vortrefflichkeit seiner Schriften nicht in Betracht kommen.

August Graf von Platen zu Hallermünde

ward am 24. October 1796 zu Ansbach geboren, kam 1807 zur Erziehung in das Cadettenhaus nach München, wurde 1814 Cavallerie-Officier im Leibregimente, gab jedoch diese Carriere auf und studirte zu Würzburg und Erlangen. Später wurde er Kammerherr am württembergischen Hofe, lebte dann abwechselnd in Italien und Deutschland und starb zu Syrakus am 5. December 1835.

Er schrieb:

Lyrische Blätter. Leipzig 1821, 8.
Ghaselen. Erlangen 1821, gr. 8.
Vermischte Schriften. Erlangen 1822, gr. 8.
Neue Ghaselen. Erlangen 1824, gr. 8.
Ode an den König Ludwig. Ebend. 1825, gr. 4.
Schauspiele. 1s Bdchen. Erlangen 1824, 8.
Sonette aus Venedig. Ebend. 1826, 8.
Die verhängnißvolle Gabel. Lustspiel. Stuttgart 1826, gr. 8.
Gedichte. Stuttgart 1828. 2te Aufl. 1834.
Schauspiele. Stuttgart 1828, gr. 8.
Der romantische Oedipus. Lustsp. Stuttg. 1829, gr. 8.
Geschichten des Königreichs Neapel von 1414—1443. Frankfurt 1833, gr. 12.
Die Liga von Cambrai. Geschichtl. Drama. Frankf. 1833, gr. 16.
Die Abbassiden. Stuttgart 1835, 8.
Sämmtliche Schriften. Stuttgart 1839.

P. ist von seinen Freunden überschätzt, von seinen Gegnern zu geringschätzig behandelt worden. Er besaß große Elasticität des Geistes, ein feines Ohr und einen seltenen Fleiß für Behandlung der Sprache und Form, so daß er es hierin zu wahrer Meisterschaft brachte. Aber es fehlte ihm an poetischer Selbstständigkeit und genialer Schöpfungskraft; er ist und bleibt nur ein reproducirendes, bald diesem bald jenem Geschmacke huldigendes Talent. Daß er das nicht einsah,

sondern sich selbst zu hoch stellte, machte ihn unzufrieden mit seinem Vaterlande, verwickelte ihn in litterärische Händel, bei denen er den Kürzeren zog und trat ihm in seinen eigenen Leistungen stets hinderlich entgegen. Seine lyrischen Poesieen, und unter diesen namentlich seine Oden und seine Ghaselen, sind seine gelungensten Arbeiten und enthalten unbestritten viel Schönes und Gefälliges, ohne indessen sehr auf innere Originalität Anspruch machen zu können.

Gedichte von Graf von Platen.

Scheiden.

Werden je sich feinde Töne
Fügen im verbundnen Klange?
Ich mit meinem düstern Drange,
Du in deiner Jugendschöne?
Heiter schlürfst du leichte Stunden,
Dem es nie vergebens tagte:
Ich ersehne das Versagte,
Und beweine, was verschwunden.

Du, zu deines Mädchens Laren
Kommst du nächtlich oft gegangen,
Schmiegst dich an die zarten Wangen
Wühlst in ihren seid'nen Haaren:
Während ich, der im Gemüthe
Auf den Wink der Gunst verzichtet,
Bücher vor mir aufgeschichtet,
Ueber'm Rauch der Lampe brüte.

Freund, es war ein eitles Wähnen,
Daß sich unsre Geister fänden,
Uns're Blicke sich verständen,
Sich vermischten uns're Thränen:
Laß mich denn allein, versäume
Nicht um mich die gold'nen Tage,
Kehre wieder zum Gelage,
Und vergiß den Mann der Träume!

Reue.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen;
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht
Ich lehnte mich über die Brücke;
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht;
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in die Nacht, in die Nacht,
Ich blickte hinunter aufs Neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht!
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

Mein Herz und deine Stimme.

Laß tief in dir mich lesen,
Verhehl' auch dies mir nicht,
Was für ein Zauberwesen
Aus deiner Stimme spricht?

So viele Worte dringen
An's Ohr uns ohne Plan,
Und während sie verklingen,
Ist alles abgethan.

Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir sich her,
Behorch' ich ihn so gerne,
Vergess' ich ihn so schwer!

Ich bebe dann, entglimme
Von allzu rascher Gluth:
Mein Herz und deine Stimme
Versteh'n sich gar zu gut!

Der Vesuv im December 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt;

Wo in Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Last durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden herabrollt:

Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauch's tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, freudenreiches,
Silbernes Antlitz!

Loos des Lyrikers.

Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung
Ist der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter.

Gerne zeigt Jedwedem bequem Homer sich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend erhöht des Drama's
Schöpfer den Schauplatz:

Aber Pindar's Flug und die Kunst des Flaccus,
Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt sich uns langsam in's Herz, der Menge
Bleibt's ein Geheimniß!

Jenen ward blos geistiger Reiz, des Liebchens
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele.

Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit, doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefsinn.

Gaselen.

Entspringen ließest du dem Ei die Welt,
Dein ewiger Wunderspiegel sei die Welt;
Es schaut nach dir, wiewohl dich keiner schaut,
In liebevoller Schwärmerei die Welt;
Du athmest Leben und du athmest aus
Mit jedem Athemzuge für die Welt;
Du siehst dich selbst, und dir am Auge geht
In jedem Augenblick vorbei die Welt;
Der einzig Eine bist du, doch du lenkst
Als eine mystisch große Drei die Welt!

Du wähnst so sicher dich und klug zu sein,
So ganz der Welt und dir genug zu sein?
Doch unbefriedigt schien mir jedes Herz
Und jedes Wesen, das ich frug, zu sein;
Des Baumes Schatten, unter dem ich lag,
Schien mir ein köstlicher Betrug zu sein;
Gehemmt in Fesseln schien mein eigen Lied,
In die ich's wider Willen schlug, zu sein.

Das Morgenroth beschämt die Nacht endlich;
Die lange Müh' vergilt der Schacht endlich;
Die Wolken bargen stets den Mond wieder,
Doch er gewann die schöne Schlacht endlich;
Es hat die Sonne grüne Brautperlen
Aus Wittwenthränenthau gemacht endlich;
Der Samenfunke glimmt im Erdreiche,
Bis man die Tulpenflamme facht endlich.
So zeige dich nach vielen Ansprüchen
In der verheißenen heiligen Pracht endlich.

Die Sterne scheinen, und Alles ist gut,
Sie tadeln keinen, und Alles ist gut.
Drum keck, o Schenke, kredenze den Wein,
Den süßen, reinen, und Alles ist gut;
Die Sonnenaugen entflammen den Stern,
Und mich die deinen, und Alles ist gut;
Dein Schmeicheln, Zürnen und Trotzen und Flehn,
Dein Lachen, Weinen und Alles ist gut;
Des Hafis Lieder, ich rühme sie laut,
Du rühmst die meinen, und Alles ist gut.

Hab' ich doch Verlust in Allem, was ich je gewann, ertragen;
Aber glaubet mir, das Leben läßt sich dann und wann ertragen!
Zwar des Leidens ganze Bürde riß mich oft schon halb zu Boden,
Doch ich hab' es immer wieder, wenn ich mich besann, ertragen;
Mir geziemt der volle Becher, mir der volle Klang der Lauten,
Denn den vollen Schmerz des Lebens hab' ich als ein Mann ertragen!
Doch nun fühl' ich, wie auf Fitt'gen, bis zum Himmel mich gehoben,
Denn es lehrte mich das Leben, daß man Alles kann ertragen!
Und es öffnet gegen Alle sich das Herz in reiner Liebe,
Und ich will so gern mit Allen dieses Lebens Bann ertragen:
Schließt den Kreis und singt die Lieder, diese Sommernächte feiernd;
Schlimmre Zeiten werden kommen, die wir auch sodann ertragen!

Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang:
Und sie konnten kaum empfinden, was dem Busen kaum entsprang:
Nicht den Geist, der scharf und sicher in des Lebens Auge blickt,
Nicht die zarten Klagelaute jener Seele voll Gesang!
Kalt und ahnungslos und schweigend, ja mit Hohn empfing sie mich,
Während sie um niedre Stirnen ihre schnöden Zweige schlang!
Mir indessen, dem's im Busen thatenschwanger wühlte, geht,
Diente selbst der Scherz als Maske, wenn ich tiefe Schmerzen sang.
Doch getrost! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang.

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde,
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen;
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"
Sagen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Aus:

Der gläserne Pantoffel*).

Fünfter Akt.

Verwachsenes Gehölz in der Nähe des verzauberten Schlosses.

Diodat (allein). Wie wunderbar erschien mir heute Nacht
Im Traum das Mährchen, welches am Kamin
Des Carmosines Tochter mir erzählte,
Doch nicht vollendete, weil eben mich,
Zur schlimmen Zeit ein Schlummer übermannte.
O hätt' ich's ganz gehört! Nun drängt es sich
Mir auf, ich seh' es immer in Gedanken,
Und unwillkührlich zog es mich heran
In dieses Schlosses Nähe, doch umsonst
Versucht' ich die Gesträuche zu durchdringen:
Sie wachsen hyderartig neu empor,
Wenn mit dem Schwert ich sie zusammensäble.
Mein Fuß ist müde, meine Finger bluten
Von wilden Rosenhecken. — Doch, verdient
Noch andere Beschäftigung mein Herz
Zu füllen, meine Glieder zu bewegen,
Als der Gedank' an dich, o Claribelle!
(Er zieht ihr Bild aus dem Busen und betrachtet es.)

Diodat. Die Fee Chrysolide, als altes Mütterchen verkleidet. Diodat steckt das Gemälde wieder ein.

Chrys. Ei, ei, so tief im Walde, junger Herr,
In diesem Wirrwarr von Gestrüpp und Dornen?
Diodat. So könnt' ich euch auch wohl befragen, Alte!
Chrys. Mich treibt mein Lebensunterhalt hieher.
Ich suche dürres Reisig hier für meinen
Camin, und dürres Laub für meine Kuh.
Diodat. Da, nehmt hier diese Kleinigkeit für euch!
Chrys. Bedanke mich! doch habt ihr schon gehört,
Daß dieser Wald im Zauberbanne liegt?
Diodat. Ich hörte so was munkeln, wißt ihr mehr?
Chrys. Wohl weiß ich die Historie bereits
Von meiner Aeltermutter, ob sie wahr,
Ob fabelhaft, das läßt sich nicht bestimmen;
Doch sagt man, daß in jenem Schlosse drüben,
Von dem man hier die Thürme ragen sieht,
Ein Fürstenkind, seit hundert Jahren, schläft.
Diodat. Ein Fürstenkind?
Chrys. Ein König wird erzählt,
Der eine schöne Tochter hatte, ließ
Sich prophezeien, daß das arme Mädchen
An einem Spindelstiche sterben sollte.
Verboten wurde jede Spindel nun
Im Land, und man gehorchte dem Verbot,
So daß der König sich gesichert glaubte.
Doch als er einst auf einer Jagdparthie
Mit Weib und Tochter jenes Schloß besuchte,
Das abgelegen im Gehölze ragt,
Durchspähte die Prinzessin die Gemächer
Der alten Burg, und fand ein Mütterchen,
Das eben spann in einem Bodenstübchen.
Noch hatte nichts die alte Frau gehört
Von jenem Spindelconfiscirmandat,
Und spann mit ihrer Spindel noch. Geschwind
Und neubegierig, da dergleichen es
Noch nie gesehen, griff das schöne Kind
Nach jener Spindel, stach sich, fiel zu Boden —
Diodat. So ward die schlimme Prophezeihung voll?
Chrys. Doch eine Fee, die sich von Jugend an,
Der Fürstentochter angenommen hatte,
Verwandelte den Tod in einen Schlaf,
Der ihr bewahrt die Jugend, bis ein Prinz,
Von stiller Macht getrieben, die Prinzessin,
Sie bei dem Namen rufend, auferweckt.
Diodat. Sie bei dem Namen rufend?
Chrys. Und sogleich
Nachdem der König und die Königin
Das Trauerschloß verlassen, zauberte
Die Fee den Hof und alle Dienerschaft
Der jungen Fürstin in denselben Schlaf,
Die nun in Nebensälen um sie her
Mit ihr den Traum von hundert Jahren träumen,
Und auch mit ihr zuletzt erwachen werden,
Um ihr zum Dienste gleich bereit zu sein.

*) Schauspiel von August Graf von Platen.

Diodat. Und wißt ihr auch den Namen jener Schönen?
Chrys. Den Namen? — Nein — den weiß ich nicht, und wenn
Ich ihn gewußt, so hab' ich ihn vergessen;
Doch was bekümmert das auch mich und euch?
Diodat. Mich allerdings, ich will das Schloß besuchen.
Chrys. Ihr wollt das Schloß besuchen?
Diodat. Ja!
Chrys. So geht!
(Ihr Mantel fällt ab, sie steht als Fee vor ihm und verschwindet.)
Diodat (allein). Ha, was ist das! Es ruft der Himmel selbst
Zu diesem heiligen Geschäft mich auf,
Denn keiner unterirdischen Gestalt
Scheint eine solche Bildung zu gehören.
O was für Ahnungen durchkreuzen mir
Den aufgeregten, lebenvollen Busen!
Es fließt mir täuschend Claribellens Bild
Mit jenem Bilde der Bezauberten
Zusammen, doch das ist nur ein Betrug!
Wie drängt sich in mein liebliches Gemälde
Das Schicksal einer Fremdlingin herein?
Es setzt in künstliche Verbindungen
Der Dinge Wesenheit bethörte Liebe:
Wie hascht sie nach dem Möglichen, und reibt
Die Gegenstände täuschend an einander,
Die tausendfach sich in die Welt zerstreun!
Doch sei dem, wie ihm wolle, so besteh' ich
Das Wagestück, ich eile nach der Burg:
Durch diese Hecken bahn' ich mir die Straße,
Durch diese Stämme hau' ich mir den Weg!
Vermag ich jene Schlafende zu wecken,
So sehe neu sie sich am Lichte satt —
Wie gerne schlief ich nicht an ihrer Statt. (Ab.)

(Gemach im Schlosse des Königs.)

König. Astolf.

König. Ist das der Lohn, den ich von meinen Söhnen
Erwartet habe? sage mir, Astolf!
Dein Bruder hat sich von mir losgerissen,
Du scheinst zum Vorbild ihn gewählt zu haben.
Astolf. Laß wen'ge Tage mich allein gewähren!
König. Unselige Melancholie, die stets
Uns in des Lebens schöner Ueppigkeit,
In des Genießens Tagen überfällt!
Es ist die schwere, lastende Gewalt,
Die stets der Jugend übermüthige,
Von leichter Luft getragne Mongolfiere,
Eh' in den Himmel sie verschweben kann,
Zur Erde niederdrückt.
Astolf. So ist's.
König. So ist's?
Sonst weißt du nichts mir zu erwiedern?
Nichts?
Dies Wort ist leerer, als der leere Raum!
Astolf. Drum hat aus ihm auch Gott die Welt erschaffen.
König. Doch er bereut' es, als er es gethan!
Astolf. Nur konnt' er nicht mehr sie vernichten scheint's.
König. Kein Nichts vernichten können. Das ist nichts!
Astolf. Das Nichtige vernichtet sich von selbst.
König. Und nichtig ist ein gläserner Pantoffel!
Pernullo (herein eilend). Triumph! Triumph! Man folge mir hinaus!
Astolf. Wohin!
König. Wozu?
Pernullo. Wodurch? Woran? Woraus?
Wir wollen sehen, wer am längsten fragt!
König. Wir folgen dir, doch nur warum gesagt!
Pernullo. Warum? Warum? Der Stern der Liebe tagt! (Ab.)

(Die Scene verwandelt sich in eine Halle des verzauberten Palastes. Alles trägt die Spuren eines längst vergangenen Seculums. Im Hintergrunde eine hohe, breite Nische, von einem seidenen Vorhange bedeckt. Es ist allmählig Nacht geworden. Diodat, überall umherblickend, kommt langsam herein, mit einer Fackel in der Hand, die er an einer Seitenwand in einen Ring befestigt.)

Diodat.

So hat das Glück mich bis hieher geleitet,
Durch dieses Waldes struppiges Gedränge
Mir einen mühelosen Weg bereitet:

Die Zweige wölbten sich, wie mit Gepränge,
Hoch über mir, und ließen so mich wallen
Durch ihre dunkeln, langen Bogengänge.

Nun steh' ich hier in diesen öden Hallen,
In diesem Haus des Schlafs, doch unverdorben
Ist alles rings umher, und unzerfallen.

Ach, aber schauerlich und ausgestorben!
Kein Wort empfängt den fremden Gast, kein Zeichen,
Kein Weihgesang von Harfen und Theorben!

Die Schlösser geben nach, die Riegel weichen
Von selbst und ohne Klappern oder Knarren,
Und nichts vernehm' ich, als mein eignes Schleichen!

Hier könnten Mörder ihren Raub verscharren,
Durch nichts entdeckt, es würde mit dem Beile
Der Henker stets auf ihre Häupter harren.

Doch was ist das, vor dem ich hier verweile?
Ein rother Vorhang sinkt herab mit Quasten,
Befestiget an lange, goldne Seile.

Soll hinter diesem jene Dame rasten?
O Gott! Was schlägt das Herz mir an die Rippe?
Und was vermag ich nicht ihn anzutasten?

Vielleicht verbirgt er nichts, als ein Gerippe,
Mit hohlen Augen, die mir finster grollen,
Daß mir der Hauch erstarrt auf meiner Lippe!

Wo nicht, so birgt er einen Sarg, verquollen
Durch langes Alter, röthlich angestrichen,
Mit schwarzem Kreuz und runden, schwarzen Stollen.

Allein was gilt's, und wenn sie auch erblichen?
Was ist der Tod? Dem Tode trotzt das Leben,
Das ewig lächelnde dem fürchterlichen!

O Diodat! Du hast verlernt zu beben!
Geht nicht im Christenvolk die große Sage,
Daß auch die Todten sich zuletzt erheben?

Die Gräber bersten und die Sarkophage,
Durch öde Grüfte weht des Lichtes Helle,
Wohlan! Ich steh' an meinem jüngsten Tage!
(Er reißt den Vorhang auf.)
Sie schläft! Sie lebt! O Himmel! Claribelle!
Claribelle (allmählig sich aufrichtend).
Wer ruft mir?
Diodat. Ras' ich? Weiß ich, was ich schaue?
Steh' ich noch fest auf diesem festen Baue?
Dreht nicht der ganze Himmel sich dort oben,
Und macht Musik mit seinen goldnen Globen?
Clar. Wer bist du? sprich, was soll dies wilde Toben?
Diodat. Gekrönt ist jede Hoffnung, jede, jede!
Clar. Wo ist mein Vater? meine Mutter? rede!
Diodat. O wähne nicht, daß sie dir mehr erscheinen,
Dich trennen hundert Jahre von den Deinen!
Clar. Wie ist mir? Ja — Nein — Ja, das ist das Wahre,
Ich schlief — ich schlief — du sagst mir, hundert Jahre —
Diodat. Ich weckte dich, ich hob dich von der Bahre!
Clar. Was soll ich thun, mich in die Welt zu finden?
Diodat (zu ihren Füßen). Mit deinem einz'gen Freunde dich verbinden!

(Eine Musik wird in der Ferne gehört, der Saal erscheint plötzlich erleuchtet. Die Thüren zu beiden Seiten öffnen sich. Durch die eine kommen der König, Astolf, Pernullo, Hegesippus, Carmosines, Sephise und Ursula, mit Gefolge; durch die andere die Fee Chrysolide mit Aschenbrödel, prächtig gekleidet, wie im dritten Akt, und hinter ihnen der Hofstaat der Prinzessin Claribelle in alterthümlicher Tracht.)

Chor der Fee.

Die Nacht ist vergangen,
Es brennen die Wangen,
Wie flammende Sonnen, dem lachenden Glück,
Und was wir erfahren
In sonstigen Jahren,
Es führt es die schönere Stunde zurück!

Chor des Königs.

Das Leben verflieget,
Doch Liebe sie sieget,
Und setzte sich auch ihr entgegen die Welt!
Wir sehen sie gleiten
Im Meere der Zeiten,
Von rosigen Schäumen umduftet, umschwellt!

Beide Chöre.

Das Neue, das Alte
Verknüpfe, gestalte
Zum ewigen Bund der lebendige Sinn!

Es werde dem stillen,
Dem gläubigen Willen
Sogar des Unmöglichen schöner Gewinn!

Astolf (auf den Knien vor Aschenbrödel).
Vergib, o Sol, wenn dein Trabant dir dient!

Aschenbr. Ihr seid's, weil Ihr als Hesper mir erscheint.

Diobat. O Vater, segne deiner Söhne Wahl!

König. Verdoppelt seh ich meiner Kinder Zahl!

Chrys. Genießt die Gaben, die das Glück verliehen,
Genießt des Tags vergängliche Secunden!
Sie lassen halten sich, wiewohl sie fliehen,
Zur Ewigkeit vermögt Ihr sie zu runden!
Dem Leben werde jede Noth verziehen,
Wenn jeder das, was ihm genehm, gefunden:
Doch mir vergönnt, nach diesen kurzen Lehren,
Ins schöne Feenland zurückzukehren.
(Sie verschwindet.)

Ernst Platner

ward am 11. Juni 1774 zu Leipzig geboren, wo sein Vater als Professor der Medicin lebte. Als ihn jedoch schon im dritten Jahre seines Alters das Unglück traf, denselben zu verlieren, sorgte seine Mutter, von dem berühmten Ernesti geleitet, für seine Erziehung, und ließ ihn dann die Gymnasien zu Altenburg und Gera besuchen. Im Jahre 1762 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, studirte daselbst Arzneiwissenschaft, erwarb sich 1767 den Doctorgrad in derselben und machte dann 1768 eine Reise durch Frankreich und Holland. Bei seiner Zurückkunft erhielt er 1770 eine außerordentliche Professur der Medicin, lehrte mit großem Beifall, wurde 1780 ordentlicher Professor der Physiologie, 1801 außerordentlicher und 1811 ordentlicher Professor der Philosophie an derselben Hochschule und feierte 1817 sein Jubiläum als Docent. Ein Jahr nachher ergriff ihn eine unheilbare Gemüthskrankheit, von der ihn der Tod am 27. December 1818 erlöste.

Seine deutschen Schriften sind:

- Briefe eines Arztes an seinen Freund. Leipzig 1771—72, 2 Thle.
- Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Leipzig 1772—74, 2 Thle.
- Der Professor. Wochenschrift. Ebendas. 1773—74.
- Philosophische Aphorismen. Ebendas. 1776—84; n. A. 1793, 1800, 2 Thle.
- Papiere von J. K. Wetzel wider E. Platner. Leipzig 1781.
- Neue Anthropologie. Leipzig 1790, 2 Thle.
- Lehrbuch der Logik und Metaphysik. Leipzig 1795.
- Vorlesungen über Aesthetik. Wiedergegeben von M. E. Engel. Zittau 1836.
- Viele Programme, einzelne Abhandlungen, Aufsätze u. s. w.

P. war es vorzüglich zuerst, der die Anatomie und Physiologie auf die Anthropologie und Psychologie anwandte und daher Bedeutendes zu der Ausbildung dieser letztern Wissenschaften beitrug. Als eigentlicher speculativer Philosoph war er jedoch nicht sehr bedeutend; obwohl er sich eine genaue historische Kenntniß angeeignet, so fehlte es ihm doch an eindringendem Forschergeiste, und er besaß nicht die Mittel, dem Umschwunge in der Philosophie, welcher durch Kant gestaltet worden, zu folgen, so viel Scharfsinn er auch in jenen zuvor genannten Fächern zeigte. Sein didaktischer Stil war elegant und concis, doch soll sein mündlicher Vortrag denselben noch an Sauberkeit und Feinheit übertroffen haben, so daß er lange einer der gefeiertsten Docenten der Universität Leipzig blieb.

Karl Gottlieb Plato

ward am 6. October 1757 zu Halbau in der Oberlausitz geboren und besuchte die Schule Pforta, verlor aber nach dem Tode seines Vaters sein Vermögen und würde sich von Allem entblößt gesehen haben, wenn sich nicht ein Verwandter des vielversprechenden Jünglings angenommen hätte. Von diesem unterstützt, beendete er seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Budissin und studirte darauf in Leipzig Theologie und Pädagogik. Durch Rosenmüller empfohlen, erhielt er 1792 die Direction der neu errichteten und von ihm organisirten Freischule, der er mit großer Liebe bis zu seinem am 25. April 1833 erfolgten Tode vorstand.

Von ihm erschien:

- Gedanken über die gewöhnlichen ABC-Bücher. Leipzig 1797.
- Vorübungen im Lesen und Denken. Leipzig 1797 u. öft.
- Schulgebete. N. A. Leipzig 1817.
- Deutschlands Giftpflanzen. 3. A. Leipzig 1820 folgde., fortgesetzt von Wilrenk.

Ein tüchtiger praktischer Schulmann, der mit großer Lehrgabe eben solche Liebe für seinen Beruf verband, durch seine Schriften jüngeren Collegen den richtigen Weg zeigte und in jeder Hinsicht äußerst segensreich gewirkt hat.

Dietrich von Pleningen

lebte um's Jahr 1515 zu Schonbegk und Eisenhofen, war Ritter und Dr. jur., Kammergerichtsassessor und später Kanzler des Kurfürsten Philipp von der Pfalz. Er erhielt seine Jugendbildung in Italien. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er schrieb:

- Gay Pliny des andern lobsagung — — vom heyligen Kayser Trajano. Landshut 1515, Fol.
- Wie es gekomm: das sich wenig menschen jrs stands benuegen lassent: sondern ein yeder lobe das widerwartig und wie es zugang das wenig leut von auffgang piß zu niedergang der sonnen das war guterkennen u. s. w. Landshut 1516, Fol.
- Von Klaffern. Hernach volgen zway puechlein: das ein Lucianus, und das ander Poggius beschrieben haben. Landshut 1516, Fol.

Sein Stil ist für jene Zeit lobenswerth; noch mehr Anerkennung verdient aber die Bemühung, mit der er die Ausbildung der deutschen Litteratur zu befördern strebte.

Karl Martin Plümicke,

geboren am 26. März 1749 zu Wollin, war Rathssecretär zu Breslau, wurde dann Schauspieldichter zu Berlin, 1784 aber Cabinetssecretär des Herzogs von Kurland und später Regierungsrath zu Sagan. Um das Jahr 1810 lebte er zu Magdeburg. Das Jahr seines Todes ist nicht aufzufinden.

Er schrieb:

Lustspiele: Jenny Warton, der Volontär, Henriette oder der Husarenraub ꝛc.
Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin ꝛc. 1781, 8.
Lanassa. Trauerspiel. 1782.
Neuer Beitrag für's Theater. Berlin 1803.
Neue Schauspiele. Das. 1808 ꝛc.
Viele Bearbeitungen fremder Producte für die Bühne.

P's dramatische Arbeiten wurden zu ihrer Zeit gern auf der Bühne gesehn, da er das Talent besaß, fremde Originale geschickt den Forderungen des deutschen Theaters anzupassen; namentlich machte sein Trauerspiel Lanassa damals ein mehr als gewöhnliches Glück. Von wirklicher bleibender Bedeutung war indessen keine seiner Leistungen.

Karl Friedrich Pockels

ward am 15. Nov. 1757 zu Wörlitz bei Halle geboren, studirte zu Halle Theologie, wurde dann zu Potsdam Hauslehrer und bald darauf 1780 braunschweigischer Prinzenlehrer, 1788 Lehrer und Secretär des Herzogs August von Braunschweig zu Nordheim, mit dem Titel Rath, 1800 Hofrath zu Braunschweig und Canonicus am Stift St. Blasii, und 1814 Censor. Er starb am 28. Octbr. 1814.

Wir besitzen von ihm:

Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntniß. Berlin 1788—89. 2 Stück.
Fragm. zur Kenntniß des menschlichen Herzens. Hannover 1788—94. 3 Samml.
Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Hannover 1797—1802, 5 Th.; n. A. 1806.
Neue Betr. zur Bereicherung der Menschenkunde. Hamburg 1798.
Taschenbuch auf das Jahr 1803 u. 1804.
Contraste zu dem Gemälde der Weiber. Hannover 1804.
Der Mann. Hannover 1805—8, 4 Th.
Karl Wilh. Ferdinand von Braunschweig. Tübingen 1809.
Ueber den Umgang mit Kindern. Hannover 1811.
Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang. 3 Th. Hannover 1813—16.

Scharfe und feine Beobachtung, Wahrheit der psychologischen Ansichten, reiche Erfahrung, tiefe Menschenkenntniß und eine überaus elegante Darstellung verleihen den Schriften dieses trefflichen Mannes und geistreichen Denkers einen bleibenden Werth.

Ueber die böse Laune *).

Ein psychologischer Versuch.

Meine Leser verstehen dieses Wort, und es wäre daher überflüssig, wenn ich mich bei Erklärung desselben aufhalten wollte. Indem ich von der bösen Laune reden will, geht meine Absicht vornehmlich dahin, — einige Quellen derselben, — die traurigen Folgen, welche sie so oft für uns und Andere hat, — und endlich die vornehmsten Mittel anzuzeigen, wodurch man ihr vorbauen muß, und wodurch sie bei einer richtigen und vernünftigen Anwendung derselben geheilt werden kann.

Wir sind nicht immer im Stande, die Ursachen anzugeben, welche uns in eine böse Laune versetzt haben. Wir empfinden und denken sehr oft nach einer unwillkürlichen Ideenfolge, nach gewissen schnellwirkenden Gedächtniß-Eindrücken, deren Entstehen uns eigentlich unbekannt ist, weil wir uns des ersten innern Anstoßes derselben nicht bewußt sind. Wir haben die Modificationen unsrer Kräfte zu denken und zu wollen, die so unendlich vielen Abänderungen augenblicklich unterworfen sind, nicht immer, und wenn wir es ganz genau erwägen, eigentlich sehr selten in unserer Gewalt. Offenbar werden wir durch den Einfluß unseres Körpers auf unsere Seele, durch die innere Nothwendigkeit und Verbindung unsrer Vorstellungen, durch den Mechanismus der Organisation, durch eine Menge blinder in uns liegender Triebe, durch die Macht der Gewohnheit und der Jugendeindrücke, und durch viele andere auf uns wirkende Umstände unzählig oft, wider unsern Willen, so und nicht anders gestimmt. Am meisten aber fühlen wir dergleichen unwillkürliche Gemüthsbewegungen, wenn sich die Traurigkeit, oder Furcht, oder irgend ein Leiden unsrer Herzen bemächtigt. Jeder Mensch hat seine trüben Stunden, ohne daß er sich immer ihren Ursprung, und die Entstehung so mancher traurigmachender Bilder, die sich auf einmal dem freien Gange seiner Gedanken in den Weg stellen, und die innere Ruhe seines Geistes einige Zeit aufheben, erklären kann. Oft können wir uns auch auf die entfernteste Art nicht erinnern, ob sie durch einen äußern Gegenstand, oder durch eine innere unwillkürliche Ideenassociation entstanden sind, so abgesondert liegen sie außer dem Gebiete unserer gewöhnlichen Vorstellungen.

Wir fühlen es mit dem größten Mißvergnügen, und oft mit einer Erbitterung gegen uns selbst, wie in solchen trüben Augenblicken unsere ganze Art zu denken und zu empfinden gleichsam umgeformt wird. Unsere Heiterkeit verliert sich wie die Sonne hinter einem trüben Gewölk. Wir sehen alles in einem falschen Lichte. Unsere Gedanken folgen langsam und schüchtern auf einander, unsere Sprache wird langsam und schleppend, und unser ganzes Gesicht drückt die Unruhe aus, welche in dem Innern unserer Seele herrscht. Unser Herz sinkt dabei nicht selten in eine Erschlaffung, die uns kalt und unempfindlich gegen alle Freuden des Lebens macht. Wir fühlen uns geneigter, mißtrauisch gegen Andere, selbst gegen unsere Freunde zu sein, als sie zu lieben. Ihre Scherze, ihre Aufmunterungen, ihre Fröhlichkeit werden uns lästig und unangenehm, und es kostet uns Zwang und Ueberwindung, auch nur dem äußern Scheine nach, das Gutmeinen zu erwiedern, welches sie gegen uns an den Tag legen. Solche trübe Launen überraschen uns oft bei den angenehmsten Geschäften, in den fröhlichsten Gesellschaften, und pressen uns manche stille Thräne der Wehmuth aus, ohne daß wir es selbst genau wissen, worüber wir weinen *).

Aber in den meisten Fällen sind wir uns doch dessen deutlich bewußt, was unserer Seele jene unglückliche Stimmung gab. — Ein zu gewagter Scherz des Andern über uns, und unsere Angelegenheiten, für den wir nicht Empfänglichkeit genug hatten; eine kalte Begegnung von Leuten, von denen wir, vielleicht auch nur eingebildeter Weise, Liebe, Zutrauen, Zuvorkommen erwarteten; eine uns mit Hitze, oder, was oft noch stärker auf unsern Mißmuth wirkt, mit Satyre gesagte Wahrheit; ein Tadel, der unsere Person, Einsichten, unsern Umgang betraf, hatte uns beleidigt. Man hatte unsern Wünschen, unsern Lieblingsplanen und Phantasien Hindernisse in den Weg gelegt, unsere wahren, oder — noch öfter unsere geträumten Verdienste nicht erkannt, die Gesellschaft, den Rath, die Mei-

*) Aus K. F. Pockels „Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntniß."

*) Sehr richtig beurtheilt der Abt Trublet in seinen Versuchen über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre und Gelehrsamkeit (Theil 2.) den übellaunigen Character in folgender Stelle:

„Das übel aufgeräumte Wesen ist ein physikalisches Uebel, welches ein sittliches verursacht. Ein rechtschaffener Mann würde sich wegen des erstern ohne das andere trösten. Dieß macht seinen Schmerz vollkommen; er empfindet es, daß er nun vernünftig und ungerecht ist. Er wird in seinen guten Zwischenzeiten gewahr, daß er in seinen schlimmen nichts, als falsche, oder wenigstens übertriebene Urtheile fällt, daß er Sachen sieht, die nicht sind, daß er diejenigen nicht sieht, die wirklich vorhanden sind, oder daß er sie ganz anders sieht, als sie sind. Dieß bekümmert ihn noch mehr, daß man oft von seinem Verstande und seinem Herzen nach seinem übel aufgeräumten Wesen urtheilt."

„Wenn ein Mensch, fährt Trublet fort, von übelaufgeräumten Wesen ist, so muß man von dem, was er in seinen schlimmen Augenblicken sagt, oder thut, auf nichts Nachtheiliges für seinen Character schließen. — — Eine von den größten Beschwerlichkeiten eines übelaufgeräumten Wesens ist, daß die harten und verächtlichen Dinge, die es uns andern bisweilen vorzusagen bewegt, ihnen Gelegenheit zu glauben geben, wenigstens wenn sie uns nicht genug kennen, daß wir sie weder lieben noch hochachten, ob wir sie gleich oft sehr hochachten und lieben. Man muß indessen gestehen, daß, wenn man in den Augenblicken der Uebelaufgeräumtheit denen, welche man liebt, harte Dinge versagt, man sie in diesen Augenblicken wirklich nicht liebt."

Sehr wahr ist auch das, was unser Verfasser gleich im Anfange seiner vermischten Gedanken über die böse Laune sagt: Ein übelaufgeräumtes Wesen ist oft eine Unordnung der Maschine, eine wahre Krankheit, für welche man mehr physische als moralische Mittel nöthig hat. Wenn die schlimmen Augenblicke vergangen sind, wenn das Blut seinen ordentlichen Lauf wieder genommen hat, wenn die Maschine wieder aufgezogen worden ist; so erröthet man, man seufzt, daß man so wenig vernünftig gewesen, sich so leicht hat erzürnen lassen, so verschieden von sich selbst gewesen ist. Man verspricht sich ein andermal mehr auf seiner Hut zu sein. Den andern Morgen hat man neue Anfälle von der Uebelaufgeräumtheit, — und daher auch neuen Verdruß. —

nung Anderer der unsrigen vorgezogen. Man hatte Mißtrauen gegen unsern moralischen Charakter, gegen die Absichten unserer Handlungen geäußert, und unsere Schwächen, die wir nur immer äußerst delicat behandelt zu sehen wünschen, auch vielleicht nur im Scherz, zu laut bekannt gemacht. Untreue der Menschen, Verstellung und Nachlässigkeit Anderer in Beobachtung ihrer Pflichten gegen uns, zu wenig Rücksicht derselben auf die Delicatesse und Empfindlichkeit unsers Charakters, auf die Vorzüge unsrer Geburt, unseres Standes auf der einen Seite, — und zu viel Selbstinteresse anderer in ihren Urtheilen über uns auf der andern, und mancherlei andere Ursachen hatten uns auf irgend eine Weise aufgebracht; aber nicht selten war auch heimliche Unzufriedenheit mit uns selbst, lebhafte Zurückerinnerung an gewisse Fehler unseres Herzens, und ein zu empfindelnder Ton unsrer Gefühle, oft auch ein zu zartes Gewissen der Grund zu jener finstern Stimmung unserer Seele geworden.

Die Erfahrung lehrt, daß alle diejenigen, welche sehr lebhafte Leidenschaften, eine sehr empfindliche Natur haben, deren Einbildungskraft leicht gereizt, und deren Gefühle schnell erschüttert werden können, am meisten der übeln Laune ausgesetzt sind. Da die Lebhaftigkeit und Schnelligkeit ihrer Empfindungen ihnen gemeiniglich wenig Zeit zum Nachdenken übrig läßt; da die ersten Eindrücke dieser Empfindungen bei ihnen auch immer die heftigsten sind, und da ihre Phantasie oft ohne ihren Willen selbst die größte Kleinigkeit so schnell zu einer Riesengröße zu erheben weiß: so ists begreiflich, warum jene empfindlichen Leute selbst bei einem guten und richtigen Verstande sich immer am wenigsten in ihrer Gewalt haben, so bald sie von ihren Launen überfallen werden.

Wenn ich nicht irre, trägt Eitelkeit und Stolz erstaunlich viel dazu bei, unsern Charakter empfindlich zu machen, und ich glaube daher, daß keine Leidenschaft des menschlichen Herzens eine leichtere Veranlassung zu übeln Launen geben kann, als — Eitelkeit und Stolz. Die Sache ist ganz natürlich. Diejenigen, die vermöge jenes Charakterzuges unaufhörlich darauf denken, ob man ihnen auch immer und überall die Ehre erzeige, die sie nach ihrer Meinung verdienen, die auf jeden Vorzug Anderer neidisch sind, jeden Scherz, der sie angeht, übel verstehen, jede kalte Miene und Begegnung mißdeuten, hinter jeder kleinen Vernachlässigung des Ceremoniels ein Majestätsverbrechen gegen ihre Person suchen; — Leute, die nur deswegen da zu sein glauben, um bewundert zu werden; die für jeden ihrer Gedanken, für jeden auch wohl schalen Witz einen lauten Beifall fordern; die überall, auch in ihren seltsamsten Meinungen Recht haben, ihre Art zu denken Jedem aufdringen, und hingegen selbst nie eine Zurechtweisung annehmen wollen, weil sie sich für untrüglich halten, — solche Leute, sag' ich, müssen auch bei allen übrigen guten Eigenschaften, die sie haben können, alle Augenblicke Gefahr laufen, verstimmt zu werden, weil sie immer zu viel fordern. Ihre ganze Denkungsart ist zu eitel, zu selbstsüchtig, als daß sie nicht überall Hindernisse antreffen sollten, die ihren Wünschen entgegen stehen, und diese ihre Wünsche stimmen gemeiniglich zu wenig mit der Denkungsart Anderer überein, als daß sie immer in Erfüllung gehen könnten.

Der Eitle und Stolze kann für seine Leidenschaft unmöglich Nahrung genug in einer Welt finden, die aus so verschiedenen Ständen, und so unendlich verschieden denkenden Menschen besteht. Jeder hat sein eigenes Selbstinteresse, wonach er uns, ohne immer Rücksicht auf unsere persönlichen guten Eigenschaften und Verdienste zu nehmen, zu beurtheilen pflegt. Wir gefallen ihm nur gemeiniglich in so fern, als unsere Kenntnisse, unser Stand, unsere Handlungen eine für ihn vortheilhafte mit seiner Denkungsart übereinstimmende Beziehung auf seine Kenntnisse, seinen Stand, seine Handlungen haben. Wir können daher auch Andere nicht zwingen, so von uns zu urtheilen, wie wir es gerade haben wollen. Wir bleiben bis an unser Grab, und noch jenseit desselben dem gerechten, oder ungerechten Tadel der Welt ausgesetzt, und wir können es auf keine Weise verhindern, daß Andere selbst in unsern verdienstlichen Handlungen nicht das Unzeitige, Schiefe, Affectirte und Zweideutige aufsuchen sollten, was sie an sich haben, oder wenigstens doch an sich zu haben scheinen. Die Menschen um uns her sind von Natur viel mehr geneigt, uns mit Strenge, als mit Nachsicht zu beurtheilen, unsere Schwäche eher als unsere Vollkommenheiten aufzusuchen, — und dies allemal um so viel mehr, je größern Beifall wir von ihnen verlangen, und je größer das Selbstinteresse ist, das wir dabei zu erkennen geben. Der Ehrgeizige muß also schon um deswillen überall anstoßen, und unzählig oft in übele Launen gerathen, wenn nicht anders ein versteckter Leichtsinn ihn dagegen sichert.

Hiezu kommt noch die Art und Weise, wie er nach dem Beifalle der Welt hascht, und der hohe Grad falscher Empfindlichkeit, den er dabei an den Tag legt. Er sucht uns nämlich, wenige Ehrgeizige ausgenommen, die ihren Stolz durch Bescheidenheit zu nähren suchen, immer mehr zu erobern, als zu gewinnen. Er will eigentlich nicht immer die Liebe unserer Herzen, mit der wir ohnedem oft freigebiger, als mit den Bezeugungen der Hochachtung zu sein scheinen, sondern deutliche Zeichen der Ehrfurcht von uns haben, und diese verlangt er wieder so dreist, mit so weniger Herablassung auf unsere Denkart und oft mit einem so steifen, affectirten und hochtrabenden Wesen, daß er uns eher leicht gegen sich erbittert, als auf seine Seite zieht. Wir glauben ihm um so weniger Hochachtung schuldig zu sein, je mehr er sie zu erzwingen sucht, und wir halten es daher für eine Art Schuldigkeit, den Mann zu demüthigen, oder doch wenigstens mit Gleichgültigkeit zu behandeln, in dessen Augen wir keinen andern Werth zu haben scheinen, als das Gefolge seiner Anbeter vermehren zu helfen.

Und nun bitte ich meine Leser einmal in dem Kreise ihrer Bekannten umherzuschauen. Ich glaube sie werden meine obige Bemerkung richtig finden, — daß nämlich die Menschen, welche ein zu feines und also auch ein zu leicht verstimmbares Gefühl für Ehre haben, zu stolz auf ihre persönlichen Eigenschaften sind, zu wenig Rücksicht auf Andere nehmen, nach zu vielen Vorzügen haschen, und diesen Vorzügen noch überdem einen besonders hohen Werth andichten, daß diese, sag ich, auch am meisten von den Züchtigungen einer übeln Laune leiden müssen; — daß hingegen diejenigen, welche weniger ehrgeizige Ansprüche auf den Beifall der Welt machen, ihre Verdienste nicht so oft zur Schau ausstellen, nicht zu eitel und eifersüchtig auf ihre Person sind, und die Menschen nicht nur um von ihnen geehrt und vorgezogen werden, sondern um ihrer Tugenden willen lieben, gemeiniglich ein fröhliches Gemüth, und wenn sie nicht von gewissen andern Leiden gedrückt werden, und ihr kränklicher Körper sie nicht verfolgt, selten böse Launen haben.

Ich komme zu einer andern Quelle der übeln Laune. Bei sehr vielen und ich möchte behaupten bei den meisten Menschen ist sie blos etwas Körperliches. Sie sind entweder so gewöhnt, oder haben sich so gewöhnt, daß sie ganz von ihrem Körper abhängen. Sie stehen unter seiner Herrschaft, wie ein schwacher Mann unter der Gewalt seines eigensinnigen Weibes. Jede kleine bedenklich scheinende Veränderung, die sie an ihm wahrnehmen, jede etwas mehr als gewöhnliche Aufwallung ihres Bluts, jeder kleine Schmerz macht sie im höchsten Grade unruhig, mürrisch und mißmuthig. Sie zittern vor jeder kühlen Luft, fürchten sich vor jedem warmen Sonnenschein, und fühlen oft mit einer unbeschreiblichen Angst jeden Wechsel der Witterung und Atmosphäre. Sehr oft liegen diese Unglücklichen nur an einer verzärtelten Einbildung krank *); aber nicht selten leiden sie an einer wirklichen Nervenschwäche, und dann verdienen sie unser ganzes Mitleiden. Wenn der Körper innerlich leidet, wenn seine Werkzeuge nur gleichsam mit Unwillen ihre Dienste verrichten, und durch jede Veränderung der Luft, der äußern Lebensart und des Klimas in ihrer Gesundheit und freien Wirksamkeit gestört werden, so kann der Geist, der so genau mit dem Körper verbunden ist, dessen Krankheiten gemeiniglich Folgen von Krankheiten des Körpers sind, ohnmöglich heiter sein. Er kann und mag in solch einem Zustande keine fröhlichen Empfindungen in sich erwecken, und wenn er es auch versucht, so sinkt er doch immer sogleich wieder in seine übele Laune zurück, weil er den unangenehmen Einfluß seines Körpers auf jenen nicht aufheben kann.

Diese Art übler Laune, die aus Kränklichkeit und Nervenschwäche entsteht, könnte man die bösartige nennen, weil sie schwerer, als alle Arten zu heilen ist, weil sie nach und nach zur Gewohnheit wird, und weil wir dadurch fast alle Gewalt über uns selbst verlieren. Nichts vermag in diesem traurigen Zustande die innere Ruhe unseres Geistes und das Gleichgewicht seiner Kräfte wieder herzustellen, welches durch den zu starken Einfluß des Körpers auf unsere ganze Denkungsart aufgehoben worden ist. Unsere Vernunft hat das Vermögen, uns zu trösten, gleichsam verloren, unsere Grundsätze sind das Spiel trüber Empfindungen geworden, und wir scheuen sogar den Gebrauch solcher Mittel, die uns heilen sollten, fliehen die Menschen, sehen nichts als das Böse an ihnen, und weil uns dadurch die Erde zu einer traurigen Einöde geworden ist, in der wir nur zu unsrer Qual zu leben glauben; so wünschen wir uns alsdann nicht selten das Ende unseres Elendes durch einen baldigen Tod. In diesem unwillkürlichen Zustande haben

*) Die Leiden der Einbildungskraft anderer Menschen reizen uns nicht so leicht zur Theilnahme, als wirkliche Uebel. Wir setzen immer voraus, daß jene, ob sie gleich oft bitterer, als wirkliche Uebel sein mögen, durch vernünftiges Nachdenken geheilt werden können, daß also ihre Fortdauer durch unsere Schuld bewirkt wird, indem wir jenes Nachdenken nicht anwenden wollen. Vornehmlich wird auch der Eindruck eingebildeter Uebel Anderer dadurch auf unser Herz geschwächt, weil sie nicht selten etwas Lächerliches an sich haben, und weil es uns überhaupt unvernünftig vorkommt, sich vor einem Uebel zu fürchten, das nicht wirklich vorhanden ist.

viele Menschen die Waffen gegen sich selbst ergriffen, und unsere neuern Philosophen haben daher mit Recht auf ihn in Beurtheilung der Gründe für und wider den Selbstmord Rücksicht genommen.

Nichts vermehrt die körperlichen Ursachen der bösen Laune so sehr als Unmäßigkeit im Genuß der Speisen, des Getränks und der Wollust, weil eben durch diese Unmäßigkeit die Nerven erstaunlich geschwächt, und die Verdauungswerkzeuge überladen werden. Die meisten Menschen, sonderlich die, welche eine sitzende Lebensart führen und viel mit dem Kopfe arbeiten müssen, werden daher gemeiniglich nach der Mahlzeit von bösen Launen überfallen, denen sie auf keine Weise ausweichen können. Ich kenne sehr viele, die alsdann gar nicht mehr die nämlichen Menschen zu sein scheinen, und bei aller sonst bekannten Güte ihrer Herzen aus einem lieblosen Urtheile ins andere fallen, und ihre Gemüthsverstimmung oft auf eine sehr unedle Art zu erkennen geben. Ihr Blut ist in einer heftigen Bewegung, sie sagen Andern Bitterkeiten, die es nicht verdienten, und bringen Ideen zur Welt, über deren Geburt sie hinterher selbst erschrecken und Reue empfinden. Die Wollust, die so mäßig genossen, als möglich ist, dennoch unmäßig bleibt, sobald sie auf Gemüthsverstimmungen wirkt, hat gemeiniglich noch einen stärkern Einfluß auf die böse Laune, als Unmäßigkeit in Speise und Trank, weil sie auf alle Fasern des Körpers wirkt, und gleichsam das Gehirn unmittelbar selbst angreift. Ich wollte wetten, daß das heutzutage einreißende übellaunige Wesen so vieler Jünglinge und Mädchen vornehmlich eine Folge von den heimlichen Ausschweifungen einer Leidenschaft sei, welche wir gemeiniglich für die heftigste, aber auch für die schädlichste zu halten Ursache haben.

Unserm Zeitalter kann in der That der Vorwurf gemacht werden, daß es den Hang der Menschen zu übeln Launen offenbar befördert. Der jetzige überall herrschende ungeheure Luxus, der die Menschen so sichtbar weichlicher, empfindlicher und kränklicher macht; der allgemeiner gewordene Genuß zusammengesetzter Speisen und Getränke, die durch unsere neue Modelectüre und die Art des jetzigen Umgangs eingeführte Empfindelei, welche sonderlich so viel heimlichen Schaden stiftet, und endlich unsere falsche Erziehungsart tragen alle das ihrige dazu bei. Vornehmlich ist die letztere bei allen gut gemeinten und durchdachten Vorschlägen sie zu verbessern und der Natur des Menschen und ihrer so nothwendigen Festigkeit gemäßer einzurichten, immer noch sehr verzärtelnd. So wie die Kinder sonderlich in vornehmen und reichen Häusern erzogen werden, worin ohnedem ein übellauniges Wesen mit zu dem abwechselnden Ton des Umgangs zu gehören scheint, müssen sie durchaus schon frühzeitig zu mancherlei bösen Launen gewöhnt werden, und gerade diese Kinder sind es doch, welche in der folgenden Zeit einen so großen Einfluß auf das Wohl und Weh der menschlichen Gesellschaft bekommen. — Man bringt ihnen schon in den ersten Jahren ihres Lebens, durch zu vieles Nachgeben, durch eine pünctliche Erfüllung aller ihrer Wünsche, durch ein ängstliches Bemühen, ihre Gunst zu behalten, durch Putz und Schmeicheleien zu hohe Begriffe von ihrem Werthe, von ihrem kleinen Ich bei Man behandelt sie immer als Menschen, die in Zukunft überall ihr väterliches Haus mit allen jenen Fehlern des Schonens und Nachgebens antreffen würden, die man bei ihrer Erziehung so unverantwortlich, und gleichsam geflissentlich beging, — und denkt nicht daran, daß sie eben durch dieses Verwöhnen zu einer Menge der traurigsten Uebel vorbereitet werden, die in der menschlichen Gesellschaft jeden treffen müssen, der eigentlich nicht für das System dieser Gesellschaft gebildet ist, und die daher einen unausbleiblichen Einfluß auf die Verstimmung ihres Gemüths haben werden. Wie viele Fehler begeht man endlich nicht in Absicht ihrer körperlichen Erziehung! Unvorsichtigkeit in der Wahl ihrer Speisen und derjenigen, die sie ihnen reichen müssen, zu weiche und dicke Kleider, worin man sie einhüllt, frühzeitiger Gebrauch künstlicher Arzeneien, Absonderung von der freien Himmelsluft, zu spätes Gewöhnen an körperliche Festigkeit und Geschäfte, Verzärtelung ihrer Leidenschaften und Gefühle, — und so viele andere erkannte und unerkannte Fehler bei ihrer Erziehung haben einen sichtbaren Einfluß auf die Schwächung ihres Körpers, und müssen daher nothwendig Menschen aus ihnen bilden, die in Zukunft durch ihre üblen Launen sich und Andern zur größten Last fallen werden.

Es giebt noch viele andre Quellen der bösen Laune, die ich hier anführen könnte. Alles was einen unangenehmen Eindruck auf unsre Vorstellungskraft, oder auf unsere Gefühle überhaupt machen kann, ist im Stande uns darein zu versetzen. — Zu langes und anhaltendes Studiren, trübe Aussichten in die Zukunft, Zweifel über uns angelegentliche Wahrheiten, heimliche Wünsche unsrer Herzen; Liebe und Empfindlichkeit, selbst Träume und vermeinte Ahndungen können uns sogar bei der Ueberzeugung von ihrer Nichtigkeit böse Launen verursachen; — allein ich übergehe diese und mehrere Quellen derselben, die ich künftig einmal psychologisch aus einander setzen werde.

Jetzt komme ich zu den traurigen Folgen, welche mit unsern bösen Launen für uns und Andere so oft verbunden sind, und unendlich viel mehr Schaden stiften, als wir gemeiniglich glauben.

Die traurige Zerrüttung, welche durch eine üble Laune in dem Innern unserer Seele hervorgebracht wird, hat nicht nur den Schaden für uns, daß sie uns gegen die Freuden des Lebens unempfindlich macht, daß sie die Menschen von uns scheucht, und unser Herz gegen sie verschließt; sondern daß sie auch offenbar den menschlichen Geist in den Fortschritten seiner Erkenntniß und in der Ausbildung seiner moralischen Vollkommenheiten aufhält. Die Unbehaglichkeit, die wir in uns fühlen, der innere Zwang und Druck, den unsere Maschine leidet, theilt sich jedesmal unserer Kraft zu denken mit; alle unsere Fähigkeiten fangen gleichsam zu stocken an, unsere Begriffe verdunkeln sich, oder werden oft schon in ihrer Geburt erstickt, und es kostet uns Mühe sie ins Helle zu bringen. Andere stehen mit einer unbeschreiblichen Lebhaftigkeit vor unsern Augen, blenden uns, und machen uns unfähig sie ins Dunkle zu schieben. Keine Arbeit unseres Geistes will uns mehr gelingen; wir bemühen uns, ihn anzustrengen; aber in wenig Augenblicken fühlen wir uns schon ermüdet, und ein kränkendes Mißtrauen gegen uns selbst, begleitet alles, was wir denken, und bringt uns gegen unsere eigenen Vorstellungen auf. Was wir in diesem traurigen Seelenzustande allenfalls vollbringen, wird schief, unvollkommen und übereilt. Man sieht unsern Arbeiten den kläglichen Zwang ihrer Geburt an, es sind gemeiniglich Mißgeburten, über die wir erstaunen, wenn wir sie nachher mit heitrer Seele betrachten. Selbst die Lectüre der angenehmsten und unterhaltendsten Schriften wird uns bei einer finsteren Laune unschmackhaft, wir finden ihre schönsten Stellen fade, affectirt, weitschweifig und verworren. Wir fühlen uns sogar nicht selten gegen ihre unschuldigen Verfasser aufgebracht, als ob sie uns persönlich beleidigt hätten, und unser Tadel darüber ergießt sich in bittern Recensionen, deren so vielen man es in öffentlichen Blättern ansieht, daß sie nichts weniger, als mit reifer Einsicht, aber mit desto mehr böser Laune gemacht sind.

Es ist aus dem Vorhergesagten begreiflich, daß ein Mann, der vielen übeln Launen, und folglich auch einer damit verbundenen Unstätigkeit seiner Ideen unterworfen ist, in reellen Kenntnissen, wo nicht aufgehalten werden, doch mit vieler Mühe weiter kommen müsse, — und wer kennt nicht an sich recht gute Köpfe, die es in Wissenschaften darum nie weit bringen werden, weil sie alles anfangen, und alles wieder liegen lassen. Ihre Begriffe erhalten gleichsam nur immer eine halbe Ausbildung, weil sie zu leicht, durch ihre abwechselnden Launen verfolgt, ermüden, und ihr Geist eben dadurch zu sehr zur Zerstreuung geneigt wird, daß er eine lange Reihe von Ideen mit gehöriger Aufmerksamkeit beleuchten könnte.

Eben so vielen und noch mehrern Schaden leidet nun auch ferner durch böse Launen das menschliche Herz. Es läßt sich schon ohne tiefe Kenntniß der menschlichen Natur einsehen, daß durch die beständige Ebbe und Fluth unserer Empfindungen, durch die Verstimmung unserer Gefühle, die gemeiniglich so schnell auf die Verschlimmerung, wenigstens auf die unrichtige Anwendung unserer Grundsätze wirkt, und durch das aus seinem Gleichgewicht gebrachte Selbstinteresse, welches so sehr durch jede üble Laune verschoben wird, — unser Herz sehr viel von seinem moralischen Werthe verlieren müsse *). Die besten Menschen handeln oft in einer bösen Laune sehr schlecht, und durch nichts geht die edle Einfalt und Gradheit des Charakters, das reine und innige Gefühl fürs Gute, die Liebe und Hochachtung, welche wir den Tugenden Anderer schuldig sind, die Festigkeit in unsern Gesinnungen und die Theilnehmung der Herzen an Freundschaft und Menschenliebe mehr und leichter verloren, als durch ein übel aufgeräumtes Wesen. Wir gerathen dadurch nach und nach in jenen verachtungswürdigen Wankelmuth unserer Gesinnungen und Grundsätze, der allen übel aufgeräumten Leuten eigen ist; — ein Wankelmuth, der sie zu untreuen, flüchtigen, veränderlichen Freunden, zu unsichern Gesellschaftern und unbrauchbaren Geschäftsmännern macht, die mit Recht unser Mißtrauen und unsere Kälte gegen ihr schwaches Herz verdienen.

Solche Leute sind sich fast keinen Augenblick gleich, und sie gefallen sich in dieser Veränderlichkeit oft so sehr, daß sie sich nicht gern lange gleich bleiben mögen. Gestern tadelten sie, was sie heute rühmen; heute scheinen sie unsere wärmsten

*) Man hat gesagt, heißt es in Trudlers Versuchen (von dem übelaufgeräumten Wesen), daß alles seine bestimmten Tage habe, der Witz, die Herzhaftigkeit, die Weisheit selbst; daß nur das Herz jederzeit gut wäre, wenn es einmal gut ist. Das übelaufgeräumte Wesen verhindert, daß diese letzte Ausnahme unwahr ist. Das Herz hat selbst bei den besten Leuten seine bestimmten Tage, wenn sie Leute von übelaufgeräumtem Wesen sind.

Freunde zu sein, und morgen begegnen sie uns mit allen Kennzeichen der Verachtung, oder wenigstens der Gleichgültigkeit. Gestern waren sie angenehm, zuvorkommend, theilnehmend, heute sind sie unausstehlich, affectirt, ungestüm wild. Ein andermal sind sie bigott, fromm, abergläubig, — wieder ein andermal leichtsinnig ausschweifend, zu frei denkend. Kurz wir wissen eigentlich nie recht, was wir an ihnen haben, und sie — kennen sich gemeiniglich selbst nicht.

Es ist unbeschreiblich, was durch solche wankelmüthige, übel aufgeräumte Leute in allen Ständen und Verhältnissen des menschlichen Lebens für Schaden gestiftet wird. Hier verderben eigensinnige übellaunige Eltern und Erzieher die hoffnungsvollsten Kinder, indem sie ihre Freiheit zu sehr einschränken, und durch ein übel aufgeräumtes Wesen ihrer moralischen Ausbildung gerode entgegen arbeiten. Dort stiftet die böse Laune eines undilligen Vaters Ehiverbindungen zwischen Leuten, die sich nie lieben können, und bis an ihren Tod ein höchst trauriges Leben neben einonder führen werden. Hier verstimmt eine bizarre Mutter durch ihr ewiges Schelten und durch den Zwong einer barbarischen Erziehung die liebenswürdigsten Töchter. Dort leidet eine ganze verehrungswürdige Fomilie durch die hämische Laune eines mürrischen Anverwandten. Hier spricht ein eigensinniger Richter in einer seiner finstern Stunden ein höchst ungerechtes Urtheil, wodurch das Glück ganzer Familien zu Grunde gerichtet wird. Dort wird eine böse Laune die Erfinderin furchtbarer Intriguen gegen das Ansehn verdienter Männer. Durch sie kommt Unfriede und Haß in die glücklichsten Ehen, durch sie entstanden blutige Kriege, — und wer vermag alle die unzähligen Uebel zu nennen, die sie von jeher in der menschlichen Gesellschaft veranlaßt hat!

Wir sind nie mehr in Gefahr ungerecht und unbillig gegen andere Menschen zu werden, als wenn wir übel aufgeräumt sind. Da sie durch diese schiefe Richtung ihrer Seele auch gemeiniglich in unsern Augen ihren Werth verlieren, da uns an ihnen dann nichts, oder nicht viel mehr gefällt, so nehmen wir uns auch ungewöhnliche Freiheiten gegen sie heraus. Wir finden es nun nicht mehr unschicklich, ihnen oft die bittersten Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, und ihnen die unschuldigsten Dinge zum Verbrechen zu machen. Unsere Warnungen verwandeln sich in hitzige Vorwürfe, unsere Moralen werden anzüglich, unsere Scherze giftig, unser Stillschweigen selbst wird für Andere kränkend. Wir sind dabei oft so blind, daß wir unsern Unwillen gegen ganz Unschuldige richten, weil unser Mißmuth irgend einen Gegenstand haben muß, an dem er sich auslassen konn. Wir fühlen es nicht selten, daß wir dabei gefehlt haben, daß wir in unsrer bösen Laune zu weit gegangen sind; — allein diese innere Scham bringt uns oft noch mehr auf. Wir wollen nicht gern das Ansehn haben, als ob wir gefehlt hätten, und wir suchen alsdann eine noch größere Hitze zum Beweise unsrer gerechten Sache zu machen.

Wie sollen und können wir nun aber jenen übeln Launen vorbouen; wie können wir sie heilen? —

Ich will es verjuchen im beiderlei Betracht Mittel dazu vorzuschlagen, ob ich gleich weiß, daß gegen diese Kronkheit unsrer Seele auch die besten Mittel oft gerade nichts helfen, weil wir entweder zu sehr von der Nervenschwäche unsres Körpers abhängen, wogegen keine Gründe der Vernunft etwas ausrichten können; oder weil wir jene Krankheit überhaupt nicht zu hoben glauben; oder, welches das Allerschlimmste ist, weil wir sie behalten wollen.

Um einer bösen Loune vorzubauen, würde ich nun *erstlich* und vornehmlich rathen, nicht nur die Gegenstände und Gelegenheiten sorgfältigst zu vermeiden, wodurch wir verstimmt werden können, sondern auch einen trüben Gedanken, der uns empfindlich werden könnte, so viel es nur immer möglich ist, gleich in seiner Geburt zu ersticken. Eine Regel, die auch für die Heilart einer schon wirklich vorhandenen übeln Laune sehr brauchbar sein konn. Wenn wir jenem Gedonken so lange nachhängen, bis er erst unsre gonze Phantasie eingenommen hat, so knüpfen sich notürlicher Weise immer noch mehrere trübe Vorstellungen an ihn an, und wir können nun schon dorum weniger Herr über ihn werden, weil er sich gleichsam verschanzt und gegen die Versuche, ihn von seinen unangenehmen Nebenvorstellungen abzusondern, gesichert hat. Um aber das Uebel in seiner Geburt zu ersticken, müssen wir seine ersten Eindrücke durch eine Reihe neuer, so viel möglich angenehmer und zerstreuender Vorstellungen, die unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen und unser Nachdenken beschäftigen können, und durch eine solche Stellung des unangenehmen Gegenstondes, wodurch er uns nicht mehr in seiner ganzen finstern Gestalt erscheint, wieder aufzuheben suchen. — Oft können wir den bösen Launen schon doburch entgehen, wenn wir das Gespenst, den unangenehmen Gegenstand so betrachten, wie er ist, nicht wie ihn uns unsre Einbildungskraft vormalt, welche gemeiniglich den größten Antheil an den Verstimmungen unseres Gemüths hat, zumal wenn wir von Furcht und Schrecken eingenommen sind. Diese betäuben unser Gemüth und verschaffen der Einbildungskraft einen um so viel größern Spielraum, je weniger ein ernstes Nachdenken bei jenen Leidenschaften statt zu finden pflegt. Die glückliche Gabe sich zu fassen, wenn uns etwas Unangenehmes begegnet, ist sehr wenigen Menschen eigen, ob sie gleich das beste Mittel gegen unzählige schiefe Richtungen unsrer Gefühle sein würde.

Zweitens suche man vornehmlich den Umgang solcher Menschen auf, die selbst keine oder wenig üble Launen haben. Die menschlichen Seelen hängen durch unauflösliche sympathetische Bande zusammen, und nichts ist den Umstimmungen unsers Herzens zum Mißmuth und zur Traurigkeit gefährlicher, als übel aufgeräumte Leute. So sehr wir uns gegen ihre Denkungsart, gegen den Ton ihrer Empfindungen und Empfindlichkeit zu sichern suchen, so schnell werden wir doch gemeiniglich von ihnen angesteckt, und oft scheint es sogar die äußere Pflicht zu erfordern, daß wir uns von ihnen anstecken lassen. Ihre Art sich auszudrücken, ihre finstere Stirn, ihr koltes und zugleich leicht aufgebrachtes Wesen, ihre oft bis zur Albernheit gestiegene Empfindlichkeit, erweckt nach und nach hundert trübe Bilder in uns, die sich anfangs nur durch einen steifen Ernst in Mienen und Ausdrücken, bald aber in einer gänzlichen Unbehaglichkeit unserer Empfindungen äußern. Fröhliche Menschen hingegen sichern uns vor diesem traurigen Zustande, ihre Aufmunterungen, ihr heiteres Gesicht, ihre Einfälle, ihre behaglichen Gefühle, die nach und nach in uns übergehen, bekämpfen gleichsam den schwarzen Dämon, der sich in unsrer Brust festsetzen will.

Drittens suche man sich nur immer fleißig zu beschäftigen, und Müßiggang und Langeweile als die größten Verführerinnen zur bösen Laune zu fliehen. Müßige Leute sind beständig damit geplagt, und man hot schon lange angemerkt, daß es nirgends mehr übel aufgeräumte Leute, als in der großen Welt giebt, weil sie zu viel Zeit zu ihren Grillen übrig haben, und zu sehr von Langeweile verfolgt werden. Arbeit und Geschäftigkeit macht hingegen fröhliche Gemüther. Unser Körper wird dadurch gestählt, seine Säfte in einem gesunden Umlauf erhalten, und unserm Geiste fehlt es bei einem thätigen Leben nie an Gelegenheit sich zu zerstreuen, und die dunkeln Bilder aus sich fortzuschoffen, die eine böse Laune in ihm aufstellen will. — Es ist nicht zu läugnen, daß das andere Geschlecht wegen der Empfindlichkeit und Reizbarkeit seiner Nerven, wegen seiner körperlichen Schwächen, und der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen einen größern Hang zu bösen Launen, als das unsrige fühlt; — aber ich möchte auch noch vornehmlich den Grund davon angeben, daß es mit weniger zerstreuenden Geschäften, als das unsrige zu thun hat, bei seinen Arbeiten doch gemeiniglich wenigstens in Absicht der so nöthigen Leibesbewegung in gewissem Verstonde müßig bleibt, und also immer bei einer stillern, eingeschränktern Lebensart zu viel Zeit übrig behält, seinen trüben Phantasien auf diese oder jene Art nachzuhängen, wozu seine zärtlichen Empfindungen erstaunlich viel beitragen.

Viertens genieße mon fleißig der freien Luft, des heitern Himmels und des Anblicks der schönen Natur. Nichts vermag uns so sehr und oft so schnell aufzuheitern, als diese. Hier athmen, empfinden und denken wir freier. Tausend reizende Gegenstände ziehen hier in einem lachenden Kleide unsere Aufmerksamkeit an sich, und loden uns zu ihrem unschuldigen Genusse ein. Wir fühlen es deutlich, wie nach und nach die finstern Bilder aus unsrer Seele verschwinden, welche sich darin festgesetzt hatten, und wir kehren gemeiniglich gleichsam gestärkt und fröhlicher in unsere Wohnungen zurück, ols wir sie verließen. Tausend Menschen würden ein fröhlicheres, und ich setze hinzu besseres Gemüth haben, wenn sie sich öfter jenes uns und allen Menschen vom Himmel geschenkten Mittels gegen ihre bösen Lounen bedienen wollten, — Feinde, die durch das ewige Lesen und Wiederlesen ganzer Bibliotheken, durch den lästigen Sklavendienst für den Buchladen, durch die Menge feierlicher den Geist tödtender Visiten, durch Leib und Seele verheerende Schmausereien, durch ängstliche Spiele, durch den Zwang der Toilette, und durch so viele andere Umstände täglich vermehrt werden müssen, und die das gesellige Leben vornehmlich in Städten zusammengehäuft hat, um uns gleichsam darin — lebendig zu begraben.

Fünftens hüte man sich sorgfältigst vor jeder Schwächung seines Körpers, weil sie allemal und unausbleiblich nach unumstößlichen Erfahrungen über lang oder kurz eine Lähmung der Seele, und folglich auch die natürlichste Gefahr zu übeln Launen mit sich führt. Alle heftigen Leidenschaften, Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Verzärtelung der Glieder, ängstliche Aufmerksamkeit auf seine Gesundheit, unnöthiger Gebrauch der Arzeneien, Uebermaß im Schlafen und Wachen, Lectüre aller solcher Schriften, die leicht unsre Einbildungskraft erhitzen, und

unsre Empfindsamkeit vermehren, innerlich verschlossener Kummer und vornehmlich eine zu frühe oder zu häufige Ausübung des Begattungstriebes rauben unserm Körper nach und nach seine Kräfte, und mit diesen geht die Gewalt der Seele verloren, welche diese besitzen muß, wenn sie nicht ein trauriges Spiel ihrer Empfindungen und das Wohnhaus jeder ausschweifenden Leidenschaft werden soll. Wir müssen also auch sorgfältigst alle jene Feinde unsrer Gesundheit zu vermeiden suchen, wenn wir vor bösen Launen sicher sein wollen.

Sechstens suche man sich stets den beruhigenden Gedanken von einer allweisen, alle unsre Schicksale leitenden Vorsehung zu vergegenwärtigen. — Wenn wir fleißig und mit Ernst daran denken, daß uns ohne den Willen eines höchst weisen und gütigen Wesens nichts in der Welt begegnen kann, daß dieses Wesen uns wahrhaftig und immer glücklich machen will, und daß also selbst die Leiden, welche uns treffen, unausbleiblich zu unserm Besten gereichen müssen; — wenn wir uns dabei die vortrefflichen Anlagen unsrer gesammten Natur, und die abgemessensten Verhältnisse derselben, zur Erreichung so mannigfaltiger moralischer Endzwecke sowohl, als auch die große Summe schon genossener Freuden ins Gedächtniß bringen; — wenn wir uns endlich auch dadurch zu beruhigen suchen, daß eine glücklichere Zukunft so viel gelittenes Unrecht wieder gut machen, und uns den Plan der göttlichen Weisheit in Absicht unseres ganzen Daseins in dem deutlichsten Lichte zeigen werde; so müßten wir in der That kein Gefühl mehr von unserm eigenen Werthe, kein Zutrauen gegen die Gottheit haben, wenn uns jene Gedanken die Leiden unseres Lebens, und den Kummer unseres Herzens nicht sehr viel erträglicher machen sollten.

Wir können uns zwar nicht immer überzeugen, daß das, was uns begegnet, allemal das Beste sei; unser Gefühl streitet oft zu deutlich gegen diese Ueberzeugung; allein es schickt sich sehr wohl für unsere Vernunft, daß sie es glaubt, und sich mit diesem Glauben tröstet; daß sie um des Wohlbehagens eines Geschöpfs willen keine Umbildung des Ganzen verlangt, und daß sie überhaupt von der Ordnung und Harmonie der Absichten der Natur, die sie überschauen kann, auch auf die Ordnung und Harmonie derjenigen Theile des Ganzen schließt, worin sie eine mangelhafte Folge, eine Zerrüttung anzutreffen meint.

Siebentens suche man sich die Menschen, und sonderlich die, deren Schicksale und Gesinnungen mit den unsrigen zusammenhängen, immer mehr von ihrer angenehmen und liebenswürdigen Seite, als von ihrer gehässigen vorzustellen. Unsere meisten Launen entstehen doch einmal aus Mißmuth und Unzufriedenheit über andere Menschen. Ein kleines Vergehen ist im Stande, uns leicht gegen sie aufzubringen, und uns mißtrauisch gegen sie zu machen. Wir neigen auch unser Ohr immer lieber zu denen, welche übel, als welche gut von Andern sprechen, und die Medisance hat von jeher unzählige Freunde gehabt. Allein wir müssen billiger, auch um unseres Besten willen, billiger in Beurtheilung Anderer sein, und uns vornehmlich hüten, nicht jedes Vergehen derselben sogleich auf die Rechnung ihres Charakters zu schreiben. Die Menschen sind gewiß unzählich oft besser, als wirs glauben, und würden oft nicht viel taugen, wenn sie gerade so beschaffen wären, als wir sie haben wollen. Ihr Leichtsinn, ihre Uebereilungen, ihre eigne, an sich unschuldige Art zu denken, die der unsrigen entgegen zu stehen scheint, ihre Vorurtheile und Irrthümer müssen immer von absichtlicher Beleidigung genau unterschieden werden, wenn wir gerecht sein wollen. Wir müssen bedenken, daß ein jeder Mensch in einer andern Lage anders denkt, jeder sein eigenes ihm gerecht dünkendes Selbstinteresse hat, jeder sein eigenthümliches Gute besitzt, und daß keiner, vermöge der Natur der menschlichen Seele soviel für uns empfinden könne, als wir für uns fühlen. — Kein Mensch ist daher unglücklicher als der, welcher ewig argwohnt. Keiner hat mehr üble Launen, als der Mißtrauische, und keiner wird weniger Gutes für Andere stiften, als er.

Achtens. Schränke man, so viel es nur irgend mit dem Werthe unsrer Natur bestehen kann, seine hohen Begriffe vom Selbstinteresse und Selbstwerthe ein; oder lasse sie wenigstens nicht überall zu deutlich hervorleuchten. Wenn wir von uns selbst nicht zu viel halten, nicht zu viel von Andern verlangen; wenn wir uns erinnern, daß wir so gut wie Andere unsere Fehler haben, daß Andere manche Fehler an uns bemerken, die wir nicht sehen; so werden wir auch von Andern nicht so leicht beleidigt, und zu bösen Launen gegen sie gereizt werden können. Vornehmlich schränke man seine Begierde nach glänzenden Vorzügen ein. Je mehr wir dieser Begierde nachgeben, je eifersüchtiger wir auf uns selbst werden; je mehr böse Launen folgen uns auf dem Fuße nach. Zufriedenheit mit dem, was man ist, was man hat, ist die beste Arzenei gegen ein übel aufgeräumtes Wesen. Sie hält unsere Leidenschaften in ihren gehörigen Grenzen, sammelt fröhliche Menschen und Freunde um uns her, bereitet uns zur ruhigen Ertragung eines jeden unangenehmen Zufalles vor, so wie sie uns in demselben Muth und Standhaftigkeit, die über alles hochzuschätzende Gegenwart des Geistes schenkt; lehrt uns immer heitern Blickes in die Zukunft schauen, und reicht uns auch endlich ihre freundliche Hand zum Ausgange aus dieser Welt. — Wir haben die größte Ursache zu glauben, daß uns das gute Vernehmen, in welchem wir mit uns selbst gelebt, und die ruhige Stimmung unseres Geistes diesseits des Grabes noch lange, und wahrscheinlich immer nach unserm Tode in Absicht des Wachsthums unsrer Kenntnisse und Tugenden sehr werth und wichtig bleiben werde.

Joh. Paul Pöhlmann,

geboren am 19. November 1760 zu Weißenstadt bei Baireuth, war seit 1784 Director einer Privaterziehungsanstalt zu Erlangen, wurde 1805 Director der neuen Realschule daselbst und 1818 Pfarrer zu Ostheim am Ries im Rezatkreise.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die Kosacken. St. Petersburg 1799.
Praktische Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern. Erlangen 1801—1808 u. öft., 7 Bdchn.
Die echte Wahrsagekunst. Erlangen 1802.
Elementarbuch. Nürnberg 1809, 2 Thle.
Agnes und ihre Kinder. Erlangen 1809.
Das Gemeinnützigste aus der deutschen Sprachlehre. Erlangen 1813, 16, 2 Thle.
Sammlung von Gedichten. Erlangen 1818.
Der Erzähler. Erlangen 1818.
Blumenlese zur Verbreitung mythologischer Kenntnisse. Erlangen 1819.
Sammelschrift für die Jugend. Erlangen 1819.
Der Lichtfreund. Erlangen 1821 ꝛc.

P's Jugendschriften zeugen von eben so großem Talent für dieses Fach, als von redlichem Fleiß und Eifer, und haben überall eine sehr freundliche Aufnahme gefunden.

Karl Heinrich Ludwig Pölitz

ward am 17. August 1772 zu Ernstthal im Schönburgischen geboren, studirte seit 1791 zu Leipzig, wo er sich 1794 habilitirte, wurde 1795 Professor an der Ritterakademie zu Dresden, 1803 außerordentlicher Professor zu Leipzig und in demselben Jahre ordentlicher Professor des Natur- und Völkerrechts zu Wittenberg, 1815 Professor der Geschichte und Statistik zu Leipzig, 1820 Professor der Politik und Staatswirthschaft und 1828 Hofrath und später Geheimrath. Er starb daselbst am 27. Februar 1838.

Er schrieb:

Andeutungen über den staatsrechtlichen und politischen Charakter des Grundgesetzes für das Herzogthum Sachsen-Altenburg ꝛc. Hannover 1831.
Die Aesthetik für gebildete Leser. Leipzig 1807, 2 Bde.
Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Aesthetik ꝛc. Pirna 1800.
Anreden bei der allgemeinen Beichte.
Populäre Anthropologie. Leipzig 1800.

Daß durch eine unvorbereitete Aufklärung und durch Verbreitung neuer ungewöhnlicher Meinungen unter den verschiedenen Volksklassen mehr geschadet als genützt werde. Eine Rede. Dresden 1797.

Sind wir berechtigt, eine größere künftige Aufklärung und höhere Reife unsers Geschlechts zu erwarten? Leipzig 1795.

Beiträge zur Kritik der Religionsphilosophie und Exegese unsers Zeitalters. Leipzig 1795.

Beleuchtung des Entwurfs eines Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hannover. Leipzig 1831.

Sittlich-religiöse Betrachtungen am Morgen und Abend auf alle Tage im Jahre. N. Aufl. Leipzig 1810, 3 Bde.

Bruchstücke aus den Klassikern der deutschen Nation. 3 Thle; n. Aufl., Leipzig 1821, 4 Thle.

Deutschland in geographisch-statistischer Beziehung seit den letzten tausend Jahren. Leipzig 1814.

Ueber den Einfluß, den der fortschreitende Geist des Zeitalters auf die höhere Cultur der Officiers haben kann und soll. Dresden 1798.

Elementarcursus für den Vortrag der Geschichte unsers Geschlechts. Dresden 1795.

Elementarbuch des Wissenswürdigsten und Unentbehrlichsten aus der deutschen Sprache. N. Aufl. Halle 1831.

Elementarlogik für pädagogische Zwecke. Dresden 1802.

Encyclopädie der gesammten philosophischen Wissenschaften. Leipzig 1807, 2 Thle.

Systematische Encyclopädie der stilistischen Wissenschaften. Leipzig 1805; 2. Aufl. u. d. Titel: Lehrbuch der deutschen Sprache, Leipzig 1810.

Die Erziehungswissenschaft. Leipzig 1806, 2 Bde.

Fragmente zur Philosophie des Lebens. Chemnitz 1802.

Historische Gemälde der drei letzten Jahrhunderte bis zum preßburger Frieden. Leipzig 1806—10.

Gedrängte Darstellung der Geschichte der Deutschen. Leipzig 1804.

Geschichte der Cultur der Menschheit nach kritischen Principien. Leipzig 1795, 1. Thl.

Die Geschichte Preußens. Dresden 1824, 4 Bdchn.

Umriß der Geschichte des preußischen Staats. Halle 1820.

Geschichte des Königreichs Sachsen. Dresden 1826, 2 Bde.

Geschichte, Statistik und Erdbeschreibung des Königreichs Sachsen und des Herzogthums Warschau. Leipzig 1808—10, 3 Thle.

Geschichte der Staaten des Ernestinischen Hauses Sachsen. Dresden 1827.

Kurzes Lehrbuch der Geschichte des Königreichs Sachsen. Leipzig 1823.

Rubriken der sächsischen Geschichte. Dresden 1797.

Handbuch der Geschichte der souverainen Staaten des Rheinbundes. Leipzig 1811, 2 Bde.

Handbuch der Geschichte der souverainen Staaten des deutschen Bundes. Leipzig 1817 u. 18, 1. Bd. in 2 Abth.

Cursus zur allgemeinen Uebersicht der Geschichte der Völker und der Menschheit. N. Aufl. Dresden 1810.

Die neue Handels-Lehranstalt zu Leipzig. Leipzig 1831.

Kurzgefaßtes Handwörterbuch der Wissenschaften und Künste. 1. Bd. Regensburg 1805.

Praktisches Handbuch zur statuarischen und cursorischen Lectüre der deutschen Klassiker. N. Aufl. Leipzig 1828, 4 Thle.

Das constitutionelle Leben nach seinen Formen und Bedingungen. Leipzig 1831.

Materialien zum Dictiren. N. Aufl. Leipzig 1824.

Populäre Moral des Christenthums. Leipzig 1794.

Moralisches Handbuch oder Grundsätze eines vernünftigen und glücklichen Lebens. N. Aufl. Leipzig 1794.

Lehrbuch für den ersten Cursus der Philosophie. N. Aufl. Leipzig 1798.

Die Regierung Friedrich Augusts, Königs von Sachsen. Leipzig 1830.

Darstellung der philosophischen und theologischen Lehrsätze F. W. Reinhards. Amberg 1801—3.

Dr. F. W. Reinhard, nach seinem Leben und Wirken. Leipzig 1815.

Der Rheinbund. Historisch und statistisch dargestellt. Leipzig 1811.

Lehrbuch der deutschen, dichterischen Schreibart. Halle 1827.

Lehrbuch der deutschen prosaischen und rednerischen Schreibart. Halle 1826.

Vermischte Schriften aus den Kreisen der Geschichte, der Staatskunst und der Literatur. Leipzig 1831, 2 Bde.

J. M. Schröckh's Nekrolog. Wittenberg 1808.

Summarien der philosophischen Sittenlehre. Hamburg 1802.

Die deutsche Sprache. Leipzig 1804.

Die Sprache der Deutschen, philosophisch und geschichtlich. Leipzig 1820.

Lehrbuch der deutschen Sprache in ihrem ganzen Umfange rc. Leipzig 1810.

Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch dargestellt. Leipzig 1825, 4 Bde.

Allgemeine deutsche Sprachkunde. Leipzig 1804.

Rubriken der Staatengeschichte der alten und neuern Zeit. Görlitz 1801.

Die Staatensysteme Europa's und Amerika's seit dem Jahre 1783. Frankfurt 1825, 3 Thle.

Die Staatslehre für denkende Geschäftsmänner rc. Leipzig 1808, 2 Thle.

Grundriß für encyclopädische Vorträge über die gesammten Staatswissenschaften. Leipzig 1825.

Die drei Systeme der Staatswirthschaft in Beziehung auf die Staatsverwaltung im Königreich Sachsen. Leipzig 1828.

Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. N. Aufl. Leipzig 1827, 28, 5 Thle.

Ueber die politische Stellung Sachsens im Staatensystem von Deutschland und Europa. Leipzig 1816.

Versuch eines Systems des deutschen Stils. Görlitz 1800—1802, 4 Thle.

Historisches Taschenbuch für Deutschlands gebildete Stände auf 1817. Leipzig 1817, 2 Thle.

Pragmatische Uebersicht der Theologie der spätern Zeiten. Leipzig 1795, 1. Thl.

H. G. Tzschirner. Kurzer Abriß seines Lebens. N. Aufl. Leipzig 1828.

Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Leipzig 1833, 3 Bde.

Ueber das Verhältniß des Studiums der sächsischen Geschichte zur Belebung und Erhöhung eines reinen Patriotismus. Leipzig 1816.

Das deutsche Volk und Reich. Leipzig 1816.

Das sächsische Volk, als ein während der 50jährigen Regierung seines Königs mündig gewordenes Volk. Leipzig 1818.

Die europäischen Völker und Staaten am Ende des 18ten und am Anfange des 19ten Jahrhunderts. 2 Bde.

Staatswirthschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in constitutionellen Staaten. Leipzig 1832, 33, 3 Bde.

Ueber die Vorzüge des gemischten Princips in der Moralphilosophie rc. Gera 1800.

Votum über den Entwurf der revidirten Landschaftsordnung des Herzogthums Braunschweig.

Handbuch der Weltgeschichte. N. Aufl. Leipzig 1837, 4 Bde.

Weltgeschichte für Real- und Bürgerschulen. N. Aufl. Leipzig 1825.

Kleine Weltgeschichte oder compendiarische Darstellung der Universalgeschichte. N. Aufl. Leipzig 1834.

Synchronistische Uebersicht der Weltbegebenheiten in den Jahren 1805—7. Leipzig 1819.

Grundlinien zur pragmatischen Weltgeschichte, als ein Versuch, sie auf ein Princip zurückzuführen. Leipzig 1794.

Handbuch der Weltgeschichte. Ein Lehr- und Lesebuch für die reifere Jugend. Leipzig 1806, 3 Bde.

Können höhere Wesen auf die Menschen wirken und sich mit ihnen verbinden? N. Aufl. Leipzig 1810.

Die philosophischen Wissenschaften in einer encyclopädischen Uebersicht. Leipzig 1813.

Ueber den nothwendigen Zusammenhang der Philosophie mit der Geschichte der Menschheit. Leipzig 1795.

Einer der fleißigsten deutschen Schriftsteller, hat P. sich als Historiker, Publicist, praktischer Aesthetiker und Philosoph einen sehr geachteten und mit Recht verdienten Ruf erworben. Es muß besonders an ihm hervorgehoben werden, daß er sich stets von allem Parteiwesen in der Wissenschaft wie im Leben freihielt, sich eine Stellung über der Zeit und ihren Conflicten zu bewahren wußte und die gewonnenen Resultate, wenn sie auch gleich selten neu, sondern meist schon von Anderen ausgesprochen waren, mit Klarheit und Faßlichkeit zu entwickeln und darzustellen verstand. Ausgebreitetes Wissen, vielseitige Bildung, Liebe zum Wahren und Guten und ein großes Talent zweckmäßiger Anordnung, leichter Uebersicht und lebendigen Vortrages unterstützten ihn dabei und werden vielen seiner, besonders für die Unterweisung der studirenden Jugend verfaßten Lehrbücher und anderen Schriften noch lange die Anerkennung und das Ansehn bewahren, welches sie um ihrer Deutlichkeit und Brauchbarkeit willen allgemein gefunden haben.

Die politische Rede*).

Begriff der politischen Rede.

Die politische Rede ist die Einheit einer, in der Sprache der Beredsamkeit vollendeten, stylistischen Form, deren Stoff aus dem weiten Kreise des gesammten Staatslebens, sowohl des bürgerlichen als des öffentlichen, entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entschlüssen und Handlungen berechnet ist, durch welche gewisse Zwecke des Lebens im Staate befördert und verwirklicht werden sollen. Die politische Rede kann — unter der Voraussetzung, daß sie fruchtbare Gegenstände des Staatslebens zur Sprache bringt und die Form das Gepräge der stylistischen Vollendung erhält — eine hohe Wirkung auf das menschliche Bestrebungsvermögen nicht verfehlen, weil nächst dem Kreise sittlich-religiöser Wahrheiten, dessen Stoffe der religiösen Beredsamkeit angehören, kein anderer Kreis von Begriffen und Ideen so reichhaltig ist und dem Menschen so nahe liegt, als der Kreis der zum bürgerlichen und öffentlichen Leben gehörenden Begriffe und Ideen. Denn wer nicht, entfernt von der menschlichen Gesellschaft, auf einer wüsten Insel oder als Einsiedler in einer Höhle lebt, wird von den unzähligen Verhältnissen, Rücksichten und Formen des bürgerlichen Lebens ununterbrochen umgeben. Schon seine Verhältnisse im häuslichen und Familienleben stehen mit seiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft in unmittelbarer und nothwendiger Verbindung; noch vielseitiger und reichhaltiger aber sind bei den meisten Menschen die Beziehungen und Verhältnisse, die aus ihrer Stellung in der bürgerlichen Rechtsgesellschaft selbst hervorgehen. Denn nicht nur daß jeder, der im Staate lebt, — er sei nun Feldbauer oder Gewerbbetreibender, er sei Kaufmann oder Künstler, er sei Gelehrter oder Staatsdiener, er stehe in den Diensten Andrer oder er lebe von seinem Vermögen ohne öffentliche Anstellung, — theils mit allen den andern Individuen seines Standes, theils mit einer bedeutenden Zahl von Individuen aus den übrigen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, in vielfacher Berührung und in ununterbrochenem Verkehre steht; er nimmt auch, außer diesen individuellen Verhältnissen, als eigentlicher Staatsbürger, mehr oder weniger Antheil an allen öffentlichen, im innern und äußern Staatsleben bestehenden Einrichtungen. So steht er mit den verschiedenen Behörden im Staate in mannigfaltiger Verbindung, auch wenn er nicht selbst zu denselben als Mitglied gehört; er steht unter dem Einflusse der im Staate organisirten Gerechtigkeitspflege und Finanzverwaltung; er muß sich in Angemessenheit zu den im Staate bestehenden polizeilichen und militärischen Anordnungen und Verhältnissen betragen; er muß sein bürgerliches Leben nach den vorhandenen bürgerlichen und peinlichen Gesetzbüchern einrichten und sich darnach beurtheilen lassen; er ist zugleich Mitglied einer im Staate anerkannten Kirche, und hat, als solches, eben sowohl eigenthümliche Verpflichtungen, wie eigenthümliche Rechte; er ist entweder in unbeschränkten Monarchieen dem unbedingten Willen des Regenten und der von demselben ernannten höchsten Staatsbehörden unterworfen, oder er steht in beschränkten Monarchieen und in Republiken zu den rechtlich vorhandenen Vertretern des Volkes in Verhältnissen der Abhängigkeit oder Gleichstellung; er ist entweder mit seiner bürgerlichen Thätigkeit zunächst und ausschließend auf das Inland beschränkt, oder er verbreitet seine amtliche Wirksamkeit auf die mannigfaltigen Verhältnisse, nach welchen der Staat, in welchem er lebt, mehr oder weniger zu dem gesammten Auslande sich ankündigt.

Eintheilung der politischen Reden.

Das gesammte Staatsleben zerfällt in zwei Haupttheile: in das innere und in das äußere Staatsleben. Deshalb kann auch die politische Beredsamkeit nur diese zwei Hauptgegenstände berücksichtigen und darnach eingetheilt werden. Alle politische Reden betreffen entweder das innere, oder das äußere Staatsleben.

1) Der Kreis des innern Staatslebens unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Kreise des äußern Staatslebens, daß sein Gebiet weit mannigfaltiger und reichhaltiger als das des letztern ist, und daß, nach den Aussagen der Geschichte, in den meisten Fällen die Ankündigung des äußern Staatslebens von der Begründung, Haltung, Einrichtung und Ankündigung des innern Staatslebens abhängt. Der Umfang des innern Staatslebens umschließt aber zunächst drei Hauptgegenstände: die Verfassung, die Regierung und die Verwaltung des Staates. Die politische Beredsamkeit im innern Staatsleben wird daher nothwendig diesen drei Hauptgegenständen folgen, die besondern Verhältnisse und Zwecke derselben vergegenwärtigen und sie zum deutlichen Bewußtsein bringen müssen.

2) Das äußere Staatsleben, im Gegensatze des innern, umschließt alle diejenigen Verhältnisse, in welchen ein in der Wirklichkeit bestehender Staat zu dem gesammten Auslande, besonders aber zu den benachbarten Staaten und Reichen steht. Die politische Beredsamkeit im äußern Staatsleben wird daher alle diejenigen Gegenstände betreffen, welche im gegenseitigen Verkehre und in der Wechselwirkung, so wie in der Verbindung zweier oder mehrerer Staaten öffentlich zur Sprache kommen.

a) Politische Reden in Beziehung auf das innere Staatsleben.

Die politische Beredsamkeit im innern Staatsleben bezieht sich entweder auf die Verfassung, oder auf die Regierung, oder auf die Verwaltung des Staates.

1) Unter der Verfassung des Staates wird, im Allgemeinen, die rechtlich begründete und thatsächlich bestehende Unterlage des gesammten innern Staatslebens in Hinsicht auf die öffentliche Ankündigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, — im Besondern aber ein geschriebenes Grundgesetz verstanden, welches die einzelnen Grundbedingungen des innern Staatslebens mit Bestimmtheit festsetzt und ausspricht. Es gehört der wissenschaftlichen Darstellung der Staatskunst an, die verschiedenen in Europa und Amerika seit den letzten vierzig Jahren ins öffentliche Staatsleben eingetretenen, zum Theile bereits wieder erloschenen, zum Theile bestehenden, geschriebenen Verfassungen nach ihrem Ursprunge und nach ihrem Gesammtinhalte zu bezeichnen, ob sie nämlich von den Regenten als Ausflüsse ihrer souveränen Gewalt gegeben, oder von den Ständen der Reiche und Staaten entworfen und den Regenten zur Annahme vorgelegt, oder von den Regenten und Ständen gemeinschaftlich berathen und angenommen wurden. Für die politische Beredsamkeit sind daraus sehr viele neue Formen hervorgegangen, z. B. die Reden der Regenten bei der Eröffnung und dem Schlusse der ständischen Versammlungen; die Reden der Minister und Reichsräthe bei den Anträgen zu Gesetzen und Verordnungen in der Mitte der ständischen Versammlungen, zur Vertheidigung ihres practisch geübten Systems der Verwaltung, oder zur Abweisung der ihnen gemachten Vorwürfe; die Reden der einzelnen Volksvertreter für oder gegen die zur öffentlichen Verhandlung gebrachten Gegenstände des innern und äußern Staatslebens; die Reden der Mitglieder der aus den Ständen erwählten Ausschüsse zur besondern und vorbereitenden Bearbeitung wichtiger Gegenstände des Staatslebens u. s. w. — So wie die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes, der in einer ständischen Versammlung durch öffentliche Reden verhandelt und entschieden werden soll, in den meisten Fällen über die logische Behandlung und ästhetische Vollendung der rednerischen Form entscheiden wird; so hängt doch der Grundton der politischen Rede und die Farbengebung der Darstellung im Einzelnen zwar zunächst ab von der Individualität

*) Aus Pölitz' Gesammtgebiet der deutschen Sprache, Bd. IV. S. 260 flgde

des auftretenden Redners, im Ganzen aber von den in der Verfassung den Volksvertretern zugestandenen Rechten, namentlich in Hinsicht des ihnen zugesprochenen Antheils an der Gesetzgebung, der ihnen zustehenden Bewilligung der Steuern und Abgaben, und des ihnen zugetheilten Rechts der Beschwerdeführung, oder selbst der Anklage über verwaltende Behörden, über eingerissene Mißbräuche, so wie der ihnen zukommenden Rechte der Bitter (Petitionsrecht) und der Anträge an den Regenten.

2) Die Regierung des Staates beruht auf dem Regenten desselben und auf den höchsten, im Namen des Regenten handelnden und entscheidenden Staatsbehörden. Wenn die Staatskunst, als Wissenschaft, im Allgemeinen zwischen monarchischen und republikanischen Regierungsformen, und im Besondern zwischen unbeschränkten und beschränkten Monarchieen, zwischen rein demokratischen, repräsentativ-demokratischen und aristokratischen Republiken unterscheiden muß, und selbst die seltenern Regierungsformen der Theokratie, des Staatenbundes und des Bundesstaates nicht übergehen darf; so bezieht sich die politische Beredsamkeit, in Hinsicht auf die Regierung der Staaten, zunächst nur auf die verschiedenen Formen der Reden, welche entweder die Regenten persönlich, oder Minister und Staatsbeamte in ihrem Namen, oder auch die Vorsteher und Mitglieder einzelner Behörden im Staate an den Regenten und die Minister, und in der Mitte ihrer eignen Versammlungen über Gegenstände der Regierung zu halten haben. Nothwendig entscheidet der Stoff der Rede, und die Individualität des Redners, so wie seine persönliche Stellung, entweder aufwärts oder abwärts zu den Zuhörern, über die Form der Einkleidung und über die Wahl des Tones und der Farben in der Behandlung und Durchführung der politischen Rede.

3) Die Verwaltung des Staates umschließt vier Haupttheile: die Gerechtigkeitspflege, die Polizei, das Finanzwesen und die Gestaltung des Kriegswesens im Staate, mit allen ihren einzelnen Verzweigungen, Abstufungen und Untertheilen. Ob nun gleich auch die politische Beredsamkeit nicht ganz von dem Wirkungskreise der Polizei-, Finanz- und Militär-Behörden ausgeschlossen wird, so hat sie doch ihren weitesten Spielraum in dem Gebiete der Gerechtigkeitspflege, besonders wo in Staaten mit neuen geschriebenen Verfassungen das öffentliche und mündliche Verfahren entweder ganz, oder nur theilweise, entweder blos in Fällen des peinlichen, oder selbst über Gegenstände und Angelegenheiten des bürgerlichen Rechts eingeführt worden ist. Denn so wenig es in das Gebiet der politischen Beredsamkeit gehört, die wichtigen Fragen über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, über die Räthlichkeit und zweckdienliche Gestaltung der Geschwornengerichte, über die für das Ressort derselben geeigneten Gegenstände (namentlich auch Preßvergehen), und über die mit dem mündlichen und öffentlichen Verfahren in nothwendiger Verbindung stehende Veränderung und neue Bildung des Advokatenstandes zu entscheiden; so muß doch die politische Beredsamkeit in allen Staaten und Reichen, wo diese neuen Formen innerhalb der Gerechtigkeitspflege ins öffentliche Staatsleben eingetreten sind, nicht nur einen sehr weiten Wirkungskreis, sondern auch einen unermeßlichen Umfang des Stoffes gewinnen, der vermittelst der vollendeten stylistischen Form sich öffentlich ankündigen und auf den versammelten Kreis der Zuhörer seine Wirkung hervorbringen soll. — Die gerichtlichen Reden können aber entweder von dem Richter, oder von den Partheien oder von den Advocaten derselben gehalten werden, woraus sich von selbst der Unterschied zwischen den anklagenden und vertheidigenden gerichtlichen Reden ergiebt. Auch kann man zwischen Haupt- und Neben-Reden in Hinsicht der gerichtlichen Beredsamkeit unterscheiden *), von welchen die erstern unmittelbar, die letztern nur mittelbar auf die Entscheidung des Rechtshandels sich beziehen, inwiefern die erstern die Hauptsache, die letztern nur einen Incidentpunkt zum Gegenstande haben. — Die gerichtliche Beredsamkeit unterscheidet sich aber von allen übrigen Gattungen und Arten der politischen Beredsamkeit dadurch, daß streitige Rechtsfälle die Stoffe derselben bilden, woraus der Zweck dieses Zweiges der politischen Beredsamkeit hervorgehet, der in der Vertheidigung der Rechte der Partheien, zum Behufe einer gerichtlichen Entscheidung, besteht. Diese Entscheidung aber soll **) nach Rechtsgrundsätzen eine Entscheidung aus objectiven Gründen, d. h. eine Entscheidung sein, die nicht allein mit den vorliegenden und erwiesenen Thatsachen und mit den Rechten übereinstimmt, sondern auch von dem Richter ganz allein um deswillen gefällt wird, weil sie mit diesen Bedingungen des richterlichen Urtheils übereinstimmt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, schließt daher die gerichtliche Beredsamkeit die (der alten Welt nicht unbekannte) absichtliche Entstellung der Thatsachen, die häufige Verdrehung des Rechts, und die rednerische Kunst von sich aus, den aufgestellten subjectiven Gründen des Redners den Sieg und die Entscheidung über den Gegenstand, mit Umgehung der rein objectiven Rechtsgründe, zu verschaffen.

b) Politische Reden in Beziehung auf das äußere Staatsleben.

So wie bei allen irdischen Organisationen das innere Leben die Grundbedingung der Ankündigung des äußern ist, und jenes eben so nach seiner Gesundheit, Ordnung, Fülle und Kraft, wie nach seiner Krankheit, Zerrüttung, Schwäche und bevorstehenden Auflösung in den Erscheinungen und Wirkungen des äußern Lebens erkannt wird; so auch bei den einzelnen Völkern und Staaten. Denn jeder Staat ist, im Kreise der äußern Erscheinung, so wie im Gebiete der Geschichte, und in der Verbindung und Wechselwirkung mit andern neben ihm gleichzeitig bestehenden Staaten und Reichen, eine irdische Organisation, deren Blüthe, Emporstreben und Kraft eben so, wie ihr Veralten, Rückwärtsschreiten und Sinken, von den unveränderlichen Gesetzen und Bedingungen des innern organischen Lebens abhängig bleibt. Zu den in dem Kreise der Erfahrung wahrnehmbaren Erscheinungen und Ankündigungen des äußern Staatslebens gehören aber theils alle Verhältnisse eines Staates, welche aus seiner rechtlichen und friedlichen Wechselwirkung und Verbindung mit allen übrigen, neben ihm bestehenden Staaten hervorgehen; theils alle Verhältnisse, welche bei bedrohten oder verletzten Rechten des Staates durch andere Staaten eintreten. Die politische Beredsamkeit in Beziehung auf das äußere Staatsleben muß daher nach diesen beiden im äußern Staatsleben eintretenden Hauptverhältnissen sich gestalten.

1) Im Zustande der rechtlichen und friedlichen Wechselwirkung und Verbindung des Staates mit andern Staaten werden die Stoffe der politischen Beredsamkeit auf alle diejenigen Gegenstände und Verhältnisse sich beziehen, welche eines Ausdruckes des rechtlichen und freundschaftlichen Zustandes zwischen den einzelnen Staaten bedürfen. Dahin gehören besonders die von den Gesandten und diplomatischen Personen an die Regenten befreundeter Staaten zu haltenden Reden, z. B. bei Thronbesteigungen, Vermählungen, glücklichen Familienereignissen, gelungenen politischen Planen u. s. w., so wie die Antworten und Gegenreden der Regenten oder deren Minister auf die Anreden der auswärtigen Diplomaten. Weiter gehören dahin die Staatsreden bei dem Antritte einer gesandtschaftlichen Stelle, die Reden vor oder nach Abschließung eines Vertrages zwischen zweien Staaten, die Reden der, neben der stehenden Gesandtschaft, bisweilen abgeordneten außerordentlichen Gesandten entweder für gewisse politische Zwecke (z. B. in der Nähe eines ausbrechenden Krieges, zur Uebernahme der Vermittelung während der Zwiste, und während des schon begonnenen Krieges zwischen zweien Mächten u. s. w.), oder für gewisse Hoffeierlichkeiten (z. B. bei der Regierungsjubelfeier eines Fürsten rc). Nicht selten sind in den Zeiten politischer Schwankung und Gährung die von Regenten, Diplomaten und andern Staatsbeamten in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse gehaltenen Reden absichtlich darauf berechnet, die politische Gesinnung eines Hofes öffentlich auszusprechen, oder auch die politische Stimmung der übrigen Mächte zu erforschen, inwiefern solche öffentliche Staatsreden sehr oft von andern Mächten berücksichtigt, und selbst förmlich beantwortet werden. — Welchen Einfluß, in allen diesen Beziehungen, das Gefühl und die Stellung einer Macht des dritten oder vierten politischen Ranges auf die Einkleidung und den Ton der politischen Rede gegen eine Macht des ersten und zweiten politischen Ranges, — oder das Gefühl und die Stellung einer Macht des ersten politischen Ranges in der Sprache gegen eine Macht des dritten und vierten Ranges behauptet, gehört nicht der Theorie der Beredsamkeit, sondern der Staatskunst zu entscheiden an; nur daß in den wirklich vorhandenen politischen Reden dieser Art (z. B. in den französischen zu Napoleons Zeit, in den britischen, selbst in den nordamerikanischen) der Einfluß jenes Gefühls und jener thatsächlichen Stellung der Mächte nach Außen sich nicht verkennen läßt.

2) Noch stärker ist gewöhnlich die Farbe und die Ankündigung dieses Tones in Beziehung auf das äußere Staatsleben, sobald zwischen zweien oder mehreren Staaten das Verhältniß der Spannung, der Feindseligkeiten und des Krieges eintritt. Mögen Staatsrecht und Staatskunst darüber entscheiden, ob und wann zwischen Staaten Retorsion

*) Vgl. Karl. Sal. Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit. Heidelb. 1810. 8.

**) Zachariä, S. 21.

nen, Repressalien, Abbrechung der freundschaftlichen Verhältnisse, und Kriegserklärungen nöthig sind; in das Gebiet der politischen Beredsamkeit gehört blos die Behandlung des jene Zwiste, Spannungen und zuletzt die Kriegserklärung herbeiführenden Stoffes vermittelst einer in sich vollendeten rednerischen Form. Doch müssen zu diesem Kreise auch die politischen Reden gerechnet werden, welche der Aussöhnung der kriegführenden Staaten im Frieden vorausgehen und nachfolgen.

Ueber den Inhalt und Geist der politischen Reden.

Sollen die politischen Reden, in Hinsicht auf die Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens, den aufgestellten Forderungen genügen, so setzen sie bei dem Redner eine gründliche allgemeine Bildung seines Geistes, und namentlich eine tiefe und umschließende Kenntniß der gesammten Staatswissenschaften voraus. Denn wie der religiöse Redner, der seiner hohen Bestimmung entsprechen will, im Allgemeinen mit gründlichen Kenntnissen der Sprachen, der Philosophie und der Religions- und Culturgeschichte der Menschheit, und im Besondern mit der tiefsten Erforschung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ausgestattet sein muß; so wird auch von dem politischen Redner eine eben so weitreichende Kenntniß der classischen Sprachen des Alterthums, denen bekanntlich die ersten Muster der politischen Beredsamkeit angehören, und ein sorgfältiges Erforschen der Philosophie und der allgemeinen Geschichte verlangt, bevor er mit Erfolg dem besondern Studium der einzelnen Staatswissenschaften sich widmen kann. Denn ob er gleich nicht selbst Philosophie verkündigen soll, so bedarf er doch des philosophischen Geistes, um alle Angelegenheiten und Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens aus dem höchsten, d. i. aus dem rein menschlichen Standpunkte zu fassen. Er bedarf namentlich der empirischen Psychologie, der Logik, der Metaphysik, der Sitten- und Rechtslehre, um über die höchsten Angelegenheiten unsers Geschlechts mit sich selbst einig zu werden. Zugleich bedarf er aber auch der genauesten Bekanntschaft mit der allgemeinen Geschichte, um den Gang der geistigen und politischen Entwickelung und Bildung, so wie die Ursachen des Steigens und Sinkens, des Veraltens und des Erlöschens vieler Völker, Staaten und Reiche der Vorzeit, des Mittelalters und selbst der neuern Zeit zu überschauen und zu erforschen; denn die Gegenwart soll sich kennen und verstehen lernen in dem Spiegel der Vergangenheit nach allen ihren Licht- und Schattenseiten, nach allen Bedingungen des fröhlichen Gedeihens und Fortschreitens der jetzt bestehenden Staaten, so wie nach allen in der Geschichte angedeuteten Verirrungen und politischen Mißgriffen im innern und äußern Leben der Staaten und Reiche.

Unter allen Theilen und Zweigen der Geschichte muß aber die Geschichte des vaterländischen Staates dem politischen Redner am bekanntesten sein. Denn nur sie kann ihm ein wahres Bild von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande desselben vermitteln; nur durch sie kann er lernen, wie und unter welchen Verhältnissen der vaterländische Staat die verschiedenen Zeiträume seines politischen Lebens durchging; was in den einzelnen Zeiträumen für die Grundbedingungen seines innern und seines äußern Lebens geschah, und durch wen; welche Fürsten und Staatsmänner die Ankündigung des innern und des äußern Lebens, und die Wechselwirkung beider auf einander förderten oder hinderten, vorwärts oder rückwärts brachten; in welchen Verhältnissen zu den Nachbarstaaten und zu dem ganzen Auslande der vaterländische Staat in den einzelnen Abschnitten seines politischen Daseins stand; wie und wodurch der Geist des Volkes in der Cultur gesteigert oder gelähmt ward; was Verfassung, Regierung und Verwaltung, was Religion und Sitten auf den Geist des Volkes wirkten; wie, in staatswirthschaftlicher Hinsicht, in seiner Mitte Feldbau, Gewerbfleiß, Handel, Künste und Wissenschaften gegeneinander sich verhalten, und auf welchem Punkte des politischen Gewichts und Einflusses eben gegenwärtig der vaterländische Staat steht, weil selbst der politische Takt und die politische Sprache des Redners größtentheils davon abhängt, und anders ein britischer, als ein portugiesischer Staatsmann, anders ein russischer, östreichischer und preußischer, als ein spanischer und schweizerischer Diplomat, sich in den einzelnen Formen der politischen Beredsamkeit ankündigen wird.

Besonders aber verlangt die politische Beredsamkeit in ständischen Versammlungen und in den verschiedenen diplomatischen Aemtern die gründlichste Erforschung des philosophischen Staatsrechts, des praktischen Völkerrechts, der Volks- und Staatswirthschaftslehre, der Finanz- und Polizeikunde, der eigentlichen Staatskunst (Politik) als selbstständiger Wissenschaft, des öffentlichen Staats- oder Verfassungsrechts in den mit geschriebenen Verfassungen ausgestatteten europäischen und amerikanischen Staaten, so wie der Geschichte des europäischen Staatensystems seit der Entdeckung des vierten Erdtheils, der Staatenkunde (Statistik), und der eigentlichen Diplomatie, nach deren wesentlicher Verschiedenheit von der Diplomatik, die, während jene dem abgeschlossenen reichen Kreise der Staatswissenschaften zufällt, in das Gebiet der Hülfswissenschaften der Geschichte gehört.

Ueber die Form der politischen Reden.

Wenn gleich das Gesetz der Form, nach Richtigkeit und Schönheit, als den beiden Grundbedingungen jeder stylistisch vollendeten Form, auch das höchste Gesetz und die unnachläßliche Forderung an jede politische Rede bleibt, so unterscheiden sich doch die meisten politischen Reden, theils nach ihrer logischen Begründung und Durchführung, theils nach ihrem ästhetischen Charakter und Tone, sehr wesentlich von den religiösen Reden. Schon der Eingang der politischen Rede ist gewöhnlich anders, als bei der religiösen Rede; in vielen Fällen beschränkt er sich blos auf einige kurze und vorbereitende Sätze, denen sogleich das Thema folgt. Das Thema selbst muß allerdings nach logischen Regeln, entweder als Partition, oder als Division, durchgeführt werden; allein selten wird in der politischen Rede die Gliederung der einzelnen Theile und Untertheile mit so vieler Schärfe hervortreten, als in der religiösen Rede gewöhnlich geschieht. Die politische Rede ist in den meisten Fällen mehr ein freier, vom augenblicklichen Interesse eingegebener Erguß der Beredsamkeit, als eine sorgfältig im Voraus bearbeitete und gleichmäßig in allen Theilen durchgeführte Rede, wie es die religiöse Rede sein soll. Namentlich wird der Redner in Parlamenten und ständischen Versammlungen in vielen Fällen unvorbereitet auftreten, und aus der eigenthümlichen Kraft seines gebildeten Geistes sprechen müssen; auf ähnliche Weise sehr oft, in der gerichtlichen Beredsamkeit, der Anwalt und der Richter.

Seltner, als der religiöse Redner, wird der politische Redner in den Fall kommen, eigentlich zu belehren; in den meisten Fällen wird er einen, mit den zu behandelnden Thatsachen oder politischen Verhältnissen bekannten und darauf vorbereiteten, Kreis von Zuhörern voraussetzen können, und deshalb sogleich für seine Ansicht ihren Verstand zu überzeugen, ihr Gefühl zu bewegen und zu erschüttern, und ihren Willen zu Handlungen zu bestimmen suchen. Beabsichtigt er aber nicht blos Ueberredung, sondern Ueberzeugung, so muß die Wahrheit, und die von ihr unmittelbar ausgehende heilige Kraft der Ueberzeugung auf seiner Seite stehen. Und will er nicht vergebens über den Reichthum, die Fülle, den Wohllaut und die Kraft der Sprache gebieten, so bringe er die rechtliche und sittliche Seite des von ihm behandelten Gegenstandes in unmittelbare Berührung mit dem Gefühls- und Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer. Denn tief in jedem unverdorbenen Gemüthe liegt, für alle Verhältnisse, Ankündigungen und Erscheinungen des bürgerlichen und politischen Lebens, das Bedürfniß ihrer Angemessenheit zu dem Ideale der Sittlichkeit, das gleichmäßig Recht und Pflicht in sich einschließt. Je mehr nun der in Rede behandelte Stoff aus dem Standpunkte des ewig geltenden Rechts und der Pflicht gefaßt werden kann, und von dem Redner gefaßt wird, desto unaufhaltbarer und bleibender ist seine Wirkung. Dies haben in der Welt des Alterthums und der neuern Zeit die Despoten und Usurpatoren, die nach Willkühr handelnden kirchlichen und weltlichen Machthaber, die Großinquisitoren und die Oberbehörden der geheimen Polizei, die leidenschaftlichen oder bestochenen Richter in den Gerichtshöfen, und die Fürsten gefühlt, welche friedliche Staaten mit ungerechten Kriegen überzogen. Wie viel hat doch seit Wilhelm dem Oranier die politische Beredsamkeit im Parlamente der Briten bewirkt *); man denke nur an Burke's Reden gegen die französische Revolution oder gegen Hastings, den Generalgouverneur von Ostindien; an Pitt und Fox; an Wilberforce's Reden gegen den Sklavenhandel; an die Reden beim Prozesse der Königin Karoline in beiden Häusern; an Whitbreads, Broughams und Wilsons Reden seit dem Jahre 1814 über die Gesammtangelegenheiten in Europa; — oder an die Vertheidigungsrede Ludwigs XVI. von Deseze; an die oft meisterhaften Reden französischer Anwalte vor Gericht; an viele nachdrucksvolle politische Reden in Frankreich während und nach Napoleons Zeit; z. B. an Portalis Reden bei Bekanntmachung des Concordats vom Jahre 1801; an Carnots Rede im Jahre 1804 gegen Napoleons Kaiserwürde im Tribunate gehalten; an Royer Collards Rede 1825 gehalten gegen das Sacrilegesetz u. a. — Je tiefer daher der Stoff einer politischen Rede ins Gebiet der unerschütterlichen Wahrheiten des Rechts und der Pflicht eingreift, je mehr der Redner es versteht, die rechtlichen und sittlichen Interessen seiner Zuhörer aufzuregen, je weniger die politische Rede blos die Farbe der kalten Conve-

*) Man vergleiche darüber: Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit, von D. H. Hegewisch. Altona, 1804, 8. und Adam Müllers zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. Lpz. 1816, 8. S. 129 ff.

nienz und des abgeschliffenen Hoftons, oder den Charakter der Verstellung, der Erschleichung, und der beabsichtigten Täuschung an sich trägt, — desto mehr wird sie wirken, und desto unaufhaltsamer werden ihre Folgen im eigentlichen Staatsleben sein.

* * *

Ob nun gleich nach den aufgestellten Grundsätzen und nach den vorliegenden Beispielen der politischen Beredsamkeit bei den Griechen, Römern und Briten, so wie bei den Franzosen in neuerer Zeit der politische Redner im Allgemeinen mit mehr Freiheit sich bewegen darf, als der religiöse Redner: so darf er doch nie der Gesetze der Denklehre sich für entbunden halten, oder, — in den entgegengesetzten Fehler fallend, — mit Vernachlässigung der wesentlichen Eigenschaften der Schönheit der Form, blos durch die sorgfältig berechnete logische Gliederung und Aufeinanderfolge der darzustellenden Begriffe seinen Zweck zu erreichen suchen.

Sobald die politische Rede nicht bloße Harangue — (kurze Anrede) — ist, deren in der Ergänzungsklasse rednerischer Formen gedacht wird, sobald muß aus dem Zusammenhange des Ganzen erhellen, daß der Redner das Verhältniß des Eingangs zur Aufstellung des Thema richtig würdigte, so wie er das innere Verhältniß der Erzählung (narratio), wo diese in Beziehung auf Thatsachen hingehört, der Beweisführung, der Widerlegung der entgegengesetzten Meinungen und Ansichten, und des Schlusses der Rede gegen einander im Voraus sorgfältig zu berechnen verstand. Auf gleiche Weise muß ihm vorschweben, wie und wodurch er auf das Gefühl, besonders aber auf das Bestrebungsvermögen zu wirken vermag, damit er nicht blos seine Zuhörer für seine Ansicht gewinne, sondern auch, durch die ihnen zugeführte feste Ueberzeugung, sie zu Entschlüssen und Handlungen bringe, wodurch das, was er mit seiner Rede beabsichtigte, verwirklicht wird.

Ueber die politische Beredsamkeit bei den Deutschen.

Die Sprache der politischen Beredsamkeit ist bei den Deutschen im Ganzen noch jetzt in ihrer Kindheit; auch darf diese Erscheinung und der Mangel an entsprechenden Beispielen für die politische Beredsamkeit aus der vaterländischen Literatur nicht befremden, weil, während die religiöse Beredsamkeit bei den Deutschen allen übrigen europäischen Völkern voraneilte, weder in der Verfassung des deutschen Reiches, noch in der frühern Form der in den meisten deutschen Staaten bestehenden ständischen Versammlungen, noch in der Einrichtung der Gerechtigkeitspflege und des gerichtlichen Verfahrens, eine Veranlassung zur Entwickelung und Anwendung der politischen Beredsamkeit lag. Doch sind in den beiden letzten Jahrzehenden allerdings einzelne treffliche politische Reden erschienen, in welchen deutsche Redner theils in ständischen Versammlungen, theils über Gegenstände der besondern Zweige der Staatsverwaltung, namentlich der Gerechtigkeitspflege, theils über politische Stoffe überhaupt, den voranleuchtenden Mustern der Griechen und Römer in der Welt des Alterthums, und den ausgezeichneten politischen Rednern Großbritanniens nachstrebten. Namentlich sind in den ständischen Versammlungen Baierns und Badens seit dem Jahre 1819 einige gediegene politische Reden gehalten worden.

Joh. Siegm. Val. Popowitsch,

geboren 1705 zu Studenitz in Steiermark, studirte Sprachwissenschaften und Naturgeschichte zu Grätz, lebte eine geraume Zeit in verschiedenen Ländern, und wurde 1754 Professor der deutschen Beredsamkeit an der Universität und der savoyisch-lichtensteinschen Akademie zu Grätz, nahm aber 1766 seine Entlassung und lebte bis zu seinem Tode, welcher am 21. Nov. 1774 erfolgte, in dem Marktflecken Petersdorf.

Es erschien von ihm:

Die nothwendigsten Anfangsgründe der deutschen Sprachkunst. Wien 1754.
Entwurf einer Abhandlung von deutschen Beisen. Ebendas. 1760.
Versuch einer Vereinigung der Mundarten Deutschlands. Herausgegeben v. Ign. Lethmüller. Ebendas. 1780.

P. war einer der Ersten, welche die deutsche Grammatik philosophisch zu begründen strebten, und verdient in dieser Hinsicht rühmliche Anerkennung.

Joh. Heinr. Mor. Poppe,

geboren am 16. Januar 1776 zu Göttingen, studirte vom Jahre 1795 zu Göttingen, ward hierauf Uhrmacher, 1802 fürstlich schwarzburgischer Hofrath, 1804 Dr. legens, 1805 Professor am Gymnasium zu Frankfurt am Main und 1818 Hofrath und Professor zu Tübingen, wo er noch mit großer Thätigkeit wirkt.

Er schrieb u. A.

Geschichte der theoretisch-praktischen Uhrmacherkunst. Leipzig 1801.
Encyclopädie des gesammten Maschinenwesens. Ebendas. 1803—27, 8 Bde.
Handbuch der Technologie. Frankfurt a. M. 1806; 3. A., 1810.
Geschichte der Technologie. Göttingen 1807—10, 2 Bde.
Der physikalische Jugendfreund. Frankfurt a. M. 1811—21, 8 Bde.
Technologisches Lexikon. Stuttgart 1816—20, 5 Bde.
Lehrbuch der Maschinenkunde. Tübingen 1821.
Die ganze Lehre vom Sehen. Ebendas. 1823.
Der magische Jugendfreund. Frankf. a. M. 1817, 3 Bde.
Der astronomische Jugendfreund. Tübingen 1822 u. 23, 4 Bde.
Geschichte der Mathematik. Tübingen 1828.
Populäres Handbuch der Mechanik. Stuttgart 1829.
Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen in Künsten und Wissenschaften. Dresden 1830, 4 Thle.
Viele technologische u. a. Schriften, Abhandlungen u. s. w.

Als trefflicher Jugendschriftsteller ausgezeichneter Theolog und als der Erste, welcher die Geschichte der technischen Wissenschaften in Deutschland behandelte, hat P. sich einen sehr geschätzten Namen erworben.

Karl Ludwig Pörschke,

geboren am 3. Januar 1752 zu Malsen in Preußen, studirte in Königsberg und habilitirte sich daselbst als Privatdocent; er wurde 1803 ordentlicher Professor der Dichtkunst und 1806 der Pädagogik und Geschichte. Er starb am 24. September 1812.

Wir besitzen von ihm:

Gedanken über einige Gegenstände der Philosophie des Schönen. Liebau 1794—1796, 2. Samml.
Vorbereitungen zu einem populären Naturrecht. Königsberg 1794.
Einleitung in die Moral. Liebau 1797.
Briefe über die Metaphysik der Moral. Königsberg 1800.
Ueber Shakspeare's Macbeth. Ebendas. 1801.
Anthropologische Abhandlungen. Ebendas. 1801.
Rede am Geburtstage der Königin. Ebendas. 1808.

P's philosophische Schriften zeichnen sich vorzüglich durch Klarheit und Reife der Ideen und einen trefflichen didaktischen Stil lobenswerth aus.

Posgaru s. Suckow.

Ernst Ludwig Posselt,

geboren am 22. Januar 1763 zu Durlach in Baden, besuchte das Gymnasium zu Karlsruhe, dann die Universität Göttingen, um Jurisprudenz, Diplomatik und Politik zu studiren, wurde darauf Advocat im Badenschen, 1783 Professor der Geschichte und Beredtsamkeit am Gymnasium zu Karlsruhe, dann Privatsecretär des Markgrafen, 1791 Beamter in Gernsbach, 1796 Legationsrath. Im Jahre 1796 legte er seine Stelle nieder und lebte nun abwechselnd in Erlangen, Tübingen u. s. w. Er stürzte am 11. Junius 1804 zu Heidelberg, als er sich zu weit vorbeugte, aus dem Fenster und starb an den Folgen dieses Falles.

Er schrieb in deutscher Sprache:

- An Sterne's Geist. Karlsruhe 1783, 8.
- Wissenschaftliches Magazin für Aufklärung. Kehl 1785—88, 3 Bde.
- Ueber deutsche Historiographie, eine Rede. Durlach 1786, 8.
- Ueber die Reden großer Römer in den Werken ihrer Geschichtschreiber. Kehl 1786, 8.
- Friedrich dem Großen. Eine Rede. Karlsruhe 1787, 8.
- Geschichte der deutschen Fürstenvereine. Leipzig 1787, 8.
- Der Vaterlandstod der 400 Bürger von Pforzheim. Eine Rede. Karlsruhe 1788, 8.
- Dem Andenken des Freiherrn Augusts Johann von Hahn. Eine Rede. Ebendas. 1788, 8.
- Geschichte der Deutschen für alle Stände. Leipzig 1789—1790, 2 Bde.; 3. Bd. Leipzig 1805, gr. 8.
- Ueber Mirabeau's Histoire secrète de la Cour de Berlin. Karlsruhe 1789, 8.
- Des P. Ovidius Naso Lieder der Liebe. Metrisch verdeutscht. Leipzig 1789, 8.
- Archiv für ältere und neuere, vorzüglich deutsche Geschichte, Staatsklugheit und Erdkunde. Memmingen 1790—1792, 2 Bändchen, 8.
- Geschichte Karl's XII. Königs von Schweden. Nach Voltaire. Karlsruhe 1791, 8.
- Geschichte Gustav's III. Königs von Schweden und Gothen. Ebendas. 1792, 8.
- Geschichte des peinlichen Prozesses gegen Ludwig XVI., König von Frankreich. Basel 1793, 2 Thle., 8.; n. A. 1802, gr. 8.
- Taschenbuch für die neueste Geschichte. Nürnberg 1794—1804, 10 Jahrgg., 12.
- Europäische Annalen. Tübingen 1795—1804, 10 Jahrgänge, gr. 8.
- Kleine Schriften. Nürnberg 1795, 8.
- Condorcet's Entwurf eines historischen Gemäldes der Fortschritte des menschlichen Geistes. Uebersetzt. Tübingen 1796, 8.
- Ewald Friedrich Graf v. Herzberg, mit Auszügen aus seiner Korrespondenz, die neuesten Welthändel betreffend. Tübingen 1798, 8.
- Sieve's Geist aus seinen Schriften. Von Oelsner. A. d. Franz. 1800, 8.
- Lexikon der französischen Revolution oder Sammlung von Biographien der wichtigsten Männer, die sich im Laufe derselben ausgezeichnet haben. Nürnberg 1802, 1. Bd., 8.
- Sämmtliche Werke. Herausgegeben v. W. Weick. Stuttgart 1828 ff., 6 Thle.

Scharfsinn, Talent der Darstellung und leichte Beherrschung der Sprache und Form sind P's historischen und politischen Schriften eigen, aber er befand sich nicht auf der Höhe der geistigen Freiheit, auf welcher der Historiker durchaus stehen muß, und war daher befangen und einseitig in seinen Urtheilen, so daß er bei Weitem nicht geleistet hat, was er bei seinem unermüdlichen Fleiße und den ihm von der Natur verliehenen Gaben hätte leisten können. Seine vorzüglichste Arbeit bleibt sein Taschenbuch für die neueste Geschichte, das einen trefflichen Ueberblick der Begebenheiten jener Jahre, in denen es erschien, gewährt.

Friedrich dem Großen*).

Eine Rede,

am ersten Jahrstage seines Todes den 17. August 1787 gehalten.

Ich bin nicht geübt in den Künsten der Redner; was sollte bisher in Deutschland, bei dem tiefen politischen Schlafe, die ernsthaftere Beredsamkeit? — Aber heute; wer kann schweigen, wenn er zurück denkt, was im Laufe des vorigen Jahres am heutigen Tage geschah? — — Er, der jetzt das Schwert nahm, und in den Feldern von Czaslau und Soor und Roßbach und Lissa jene Schlachten schlug, die der ewige Ruhm nennen wird; jetzt in den stillen Lorbeerhainen seines Sanssouci mit demselben Arm für die Nachwelt schrieb, oder die verborgensten Geheimnisse der Könige, seiner Zeitgenossen, mit einem Blicke seines Auges bis in's Mark aufschlang; Er, der geliebt, und gehaßt, und bewundert, und beneidet ward, wie außer ihm keiner; Er, vor dem der Erdkreis zitterte von Pol zu Pol, — — der lag da am heutigen Tage, fürchterlich ringend mit der Todesangst, kalt, athemlos, starr — fühlte kaum im schon gebrochnen Ohr den schweren Tritt der Ewigkeit, die immer näher und näher kam, ihn mit dem Riesenarm zu fassen .... Wenige Diener des Königs über Myriaden, mit weggewandtem Jammerblick, um ihn her. Nur Herzberg trägt's, den großen Sterbenden zu sehen, dem er so viel war .... Immer heftiger arbeitet des Königs Körper im Todeskampf. Die Natur, welche Formen, wie diese, nur nach Zwischenräumen von Jahrtausenden schafft, scheint zu zweifeln, ob sie ihr Meisterwerk zerbrechen soll? .... Zeit und Ewigkeit drücken sich an ihn an, und hadern um ihn. Ach, der königliche Blitzstrahl des Auges, den er bis in's zitternde Alter, bis an die Pforten der Ewigkeit hintrug — als auch der in's umwölkte Trüblicht des Todes erstarb; und jene hohe Gegenwart des Geistes, die ihn nimmer verließ, — als auch sie, nach vierundsiebzig Jahren zum erstenmal, ihres Brennpunktes verfehlte, und des Todes immer näher rückende Gewalt das edle ruhevolle Gesicht des eisgrauen Helden krampfhaft verzog, und die Brust, die nie gebebt hatte, mit lauten Schlägen jetzt emporwarf, jetzt niederriß, und alle Sehnen und Adern und Nerven pochten mit ihrer letzten Kraft und wie Verzweifelte sich gegen die Auflösung stemmten, bis nach und nach des Lebens immer schwächeres Licht vom innern Kampfe aufgezehrt ward, und der Tod die Augen des größten aller Könige auf ewig schloß: wer weinte — staunte — bewunderte nicht?

Staunen — bewundern .... wird wetteifernd mit uns noch die letzte Fortzeugung der Menschen, wann sie, wie in Gesichte verloren, am Riesenbilde seines Lebens hängt; aber weinen — weinen müssen nur wir ... Wenn Du von den Wohnungen des Himmels, aus der Strahlenmenge der Helden, die rund um dich her ist, noch herab blickst auf die niedere, nur durch dich verherrlichte Schaubühne deines Ruhms, du Rächer unsrer Freiheit! so freue dich der Thränen, die nah und fern der Deutschen großes Volk dir weint. Nicht deinem Tode fließen diese Thränen; wer ist der Verworfene, der sich grämt, wann die Sonne sinkt, um auch andern Welten zu leuchten? Aber daß wir dich, du Bewunderter von Freund und Feind! erst am Schlusse deiner mühsamen Laufbahn ganz verstanden, wie du nicht nur so groß, sondern auch so herzvoll, so edel warst; daß im Todesschauer noch von deinen eiskalten Lippen das Bekenntniß zittern mußte, das die Nachwelt zweifelhaft machen wird, ob es unserm Zeitalter ehrenvoller war, daß es einen Friedrich hatte, oder schändlicher, daß es diesen Friedrich mit solchen Worten sterben sah? — das Bekenntniß: „ich gehe ruhig hinüber zu dir, du ewiges Wesen! Zwar dort, wo du die Wage hältst, werd' ich nicht König sein, aber thätig doch und nicht mehr von Undank gedrückt" ... das, das allein preßt uns glühende Thränen aus. O, daß du's wüßtest, wie die Reue in unserm Busen wühlt; wie wir — vergieb es uns — wie wir selbst aus den Hallen der Ewigkeit dich zurückwünschen, um dir's sa-

*) Aus E. L. Posselt's „Kleine Schriften."

gen zu können, wie dein Volk dich liebt! wie es arbeitet, dich immer tiefer zu verstehen! wie es die Bahn, die du ihm vorgezeichnet hast, so stark und muthig geht!

Nicht alle Thaten, die Friedrich für das Zeitalter, für die Nation und für die Größe seines Volkes that, will ich hier aufführen; wer vermöchte das überwältigende Gewicht einer solchen Unternehmung zu tragen? Aber rührungsvoller weiß ich sein Andenken nicht zu feiern, als indem ich etwas näher entwickle, was ihm für das letzte und schönste seiner Werke, den deutschen Bund, dessen Stifter er ist, Europa überhaupt, und ganz vorzüglich Deutschland schuldig ist.

Ein Land, im Mittelpunkt des erdherrschenden Welttheils, unter allen dieses Welttheils das wichtigste, voll zusammengedrängter einfachstarker Kraft, dem die Erzeugnisse seines Bodens, der bei seiner weiten Dehnung fast alle Abstufungen des Klima in sich vereinigt, und die Zahl seiner Ströme, eine innere Mittheilung und eine Unabhängigkeit von außen geben, die in solchem Grade selbst Frankreich nicht hat; das in seinen Wäldern und auf seinen Gebirghöhen noch eben die Riesen zeugt, die einst jene Vertilgungsschlacht gegen die Weltherren schlugen: ein Volk, mehr kühn als ungestüm, mehr stark als heftig, voll Empfindung für Freiheit und doch gehorsam seinen Fürsten wie kein anderes; das wenig sagt, und viel thut; das kalt überlegt, aber glühend vollbringt; dem an Tiefe des Geistes und des Gefühls nur wenige, an Waffenruhm unter allen Völkern keines gleichkommt — so ist Deutschland, und so sind die Deutschen.

Ein solches Land und ein solches Volk — laßt es unter dem Machtgebot Eines Geistkolossen stehen — und er wird sich eine neue Welt erschaffen; die Könige werden zittern vor ihm, und mit Sclavenfreundlichkeit seinem Winke zuvorkommen die Fürsten .... Zwar viele unter uns sind so fremd in den Geschichten der Vorzeit, oder so unwürdig des deutschen Namens, daß sie eine Allherrschaft, wie sie einst von Rom aus schwer auf der Erde lag, für unmöglich, oder gar für wünschenswerth halten. Aber blickt hinab in eure Seele, und hinauf an den ewigen Tafeln der Geschichte — tiefer wurzelt keine Leidenschaft in uns, als das Verlangen nach Herrschaft. Wer herrschen kann; fragt Jahrtausende, ob der nicht herrschen will? Oder todte des unbändigen Ehrgeizes Flamme nur in Nimrod's oder in Cäsar's Seele? Sind wir Riesen in der Tugend, oder Zwerge im Laster, daß es uns an Vorsatz, oder an Kraft gebricht, auf den Trümmern alter Verfassungen zur Herrschaft über Alle zu steigen, so wie sie? — Euch, euch ruf' ich zu Zeugen auf, ihr verhängnißvollen Berge um Prag! und dich vor allen, du Feld bei Mühlberg! das den trunkenen Uebermuth der Tyrannen sah, und ihr Lustgebrüll hörte und die Worte ihres Stolzes. Wäre nicht, wie ein hoher Berg, den Gottes Feuer trifft, Moritz entflammt worden zu der großen That, den alles fürchtenden, alles wagenden Karl, ihn, in dessen Staaten aufging die Sonne und unterging, der Frankreichs Macht zerbrochen hatte, und in Deutschland die Häupter der Freiheit, die frömmsten und edelkühnsten Fürsten des Reichs, wie Missethäter gefangen hielt; diesen Karl, der mit spanischem Stolze nur sich selbst liebte, und mit welscher Arglist sich selbst kaum traute — einzuschläfern durch eine Kunst, die, zusammengehalten mit dem damaligen rohen Volksgeist in Deutschland, bis zum Wunder steigt, und durch eine Macht zu täuben, deren stärkstes Triebwerk in der Ueberraschung und in der Wetterschnelle lag, mit der sie gebraucht ward — ha! das Jahrtausende hindurch freie Deutschland, euer kühnes, herrliches, unbezwungenes Deutschland — — jetzt wär's der Knechtschaft verabscheutester Wohnsitz. Eure Fürsten, die den edlen Nacken keinem Könige beugen — sie würden ihn hinstrecken unter das Beil des Tyrannen, wenn beim Wollustmahle seine Buhlerin ihr Blut gefodert hätte. Ihr selbst — denkt ja nicht, daß der Bürger überall Bürger sei. Fürsten waren in Deutschland, da Hermann die gepriesene Schlacht der Freiheit schlug: der Geist, der wie ein Todesengel die Legionen würgte — noch lebt er unter uns, und weht stark in jedem Theile unsrer Verfassung — einer Verfassung, die das edle Charakteristische hat, daß in derselben die höchste Gewalt alles Gute wirken kann, und doch zugleich nichts Böses zu wirken vermag .... Wir haben einen Kaiser; denn wie könnte ein so unermeßliches, so zusammengesetztes Ganze ohne einen solchen Centralpunkt der Vereinigung bestehen? Aber dieser Kaiser ist kein Sultan, kein Donnergott, ausgerüstet mit Allmacht; nein, er ist an sehr bestimmte Gesetze, an einen ihm vorgezeichneten ausführlichen Regierungsplan gebunden, den er, unter dem Namen Wahl-Capitulation, beschwören muß, ehe er Kaiser wird. Weil jedoch der Raum vom Belt bis an den Bodensee, vom Rhein bis zur Oder zu groß ist, als daß Eines, auch des außerordentlichsten Menschen Blick ihn übersehen könnte — eine Wahrheit, die schon der Eroberer Karl fühlte, und eben darum sein Reich noch vor seinem Tode unter mehrere Söhne theilte*), — so ist dies Ganze, in dem der Geist Eines Ursprungs, Einer Sprache, Eines Oberhaupts wacht, in sehr viele besondere Theile vereinzelt, deren jeder von seinem Fürsten, wie von einem Hausvater, umfaßt und geleitet werden kann ... Wie soll ein Monarch von Spanien, oder wie soll auch nur ein Monarch von Dänemark des seligen Bewußtseins, wie sein Volk des Trostes froh werden können, daß er, Mensch wie er ist, vermöge, das Anliegen, die Bedrückungen, die Wünsche jedes Einzelnen zu erforschen, gleichsam der erste und gemeinsame Hausvater seines Volkes zu sein? Das konnte seinen Briten kein Alfred, seinen Franzosen kein Heinrich IV., seinen Schweden kein Gustav Adolf sein; aber das können euch eure Fürsten. Aus den Tagen grauer Vorzeit, durch eine Folgenreihe edler Anherren, die ihr Blut verströmt haben für ihr Volk, an dies Volk mit ganzem Herzen angeheftet, kennen sie alle eure Bedürfnisse, steigen sie, bei dem mäßigen Umfang ihrer Herrschaft, ohne Stolz, ohne Vergessenheit des Einzelnen über der Sorge für's Ganze, in eure kleinsten Verhältnisse herab. Sie sind über euch; aber das Gesetz ist über alle. Mächtig genug, euch wohl zu thun, können sie nie mit Uebergewalt auf euch drücken, so lange diese Ordnung der Dinge fortdauert, in deren Erhaltung ihr Glanz und eure Sicherheit liegt.

Und was hättet ihr von der Allherrschaft eines Einzigen zu erwarten? — Wer Deutschland unterjocht hat und seine siebenhunderttausend bewaffnete Männer, der mußte manche Gefahr, manchen heißen Kampf für die Herrschaft wagen. Und nun, auf der offensten Laufbahn seiner Siege, auf der Scheitelhöhe des Glückes, sollt' er plötzlich stille stehen, wie ein genügsamer Weiser, und in's eiserne Deutschland das goldne Zeitalter zurückzaubern? Nein; wie ein hungriger Adler wird er mit wildem Flügelschlage von Land zu Land stürmen, und seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht keine Grenzen wissen. Da wird über Deutschlands Gauen aus allen Theilen von Europa des Krieges Feuerstrom sich wälzen; da wird nicht gesäet werden, wo der Feind steht, noch geerntet, wo er hinzieht; da wird man Abgaben auf euch legen, wie Berge. — Zwar manchem unter euch wird der Tyrann stolzlächelnd das Gold zuwerfen, das er euren Fürsten nahm; aber wer wird euch schützen, wenn's ihm morgen lüstet, all dies Gold von euch zurückzufodern sammt dem eurigen? Und was ist Gold gegen Freiheit! — — Gold haben auch eure Juden; Gold hat auch der Thierischdumme und der Bösewicht; Gold hat, mehr als alle andern, der Erde finstrer Bauch; Gold ängstiget und drückt, und ist tausend Zufällen unterworfen: aber die Freiheit wohnt bei Gott, und kommt von Gott, und wärmt das Herz, und leuchtet dem Verstand, wie die Sonne, wann sie mild am Frühlingshimmel glänzt, und der Jüngling und der Greis ihres Strahls sich freut.

Seht in die Zeiten zurück, da die Cäsare in Rom allmächtig über die Erde herrschten .... Da waren alle Länder ausgeplündert, verödet; alle Völker in Knechtschaft und Elend hingehalten; drei Welttheile — Europa, Asien, Afrika — Eine ungeheuer große Pflanzung, worin nicht weniger als 200,000,000 Menschen für eine einzige Stadt am Tyberbach, wie Negern, unter den blutigen Geißelhieben irgend eines Zuchtmeisters, genannt Proconsul ihr qualvolles Leben hinseufzten. Und glaubet nicht, daß darum auch nur die Menschen, die in dieser Einen weltherrschenden Stadt wohnten, desto glücklicher waren. Eben die Ketten, die sie den andern Völkern anlegten: eben die Plagen, Mißhandlungen, Gefahren, die sie über den Erdkreis brachten, litten sie selbst auch. Denn da saß mitten in Rom ein einziges menschliches Ungeheuer, ein Padischa, ein Cäsar, dem die Allmacht, worin er sich fühlte, alle Sinnen verrückte; der, indeß er sich allen Lastern des Thieres hingab, die Tugend, wenn sie ja noch unter dem Verderbniß allgemeiner Ueppigkeit hie und da aufzuckte, mit Feuer und Schwerdt verfolgte; der — wie überall, wo Einer Alles kann, und wie noch jetzt der Großsultan — über den, der der nächste an ihm war, mit eben der Leichtigkeit den Tod sprach, wie über irgend einem Sclaven aus Abessinien. So wurden alle Völker von den kleinen Räubern aus Rom rein ausgeplündert: diesen ließ alsdann der große Welttyrann, wenn ihm nach ihrem Golde lüstete, oder wenn ihm eine ihrer Mienen nicht ganz gefiel, oder wenn er sich einmal beim Schmause mehr als gewöhnlich vergnügen wollte, ohne weiteres den Kopf abhacken. Zuletzt traf die Reihe des Todtgestochenwerdens dann freilich ihn selbst auch; aber was nützte das? — Unmittelbar auf ihn kam ein andrer, der nicht minder raste; der, wie sein Vorgänger, im Leben vergöttert, und todt in die Tiber geworfen ward. So war die Universalmonarchie gleich verderblich dem, der sie übte,

*) „Karl war ein großer Mann; die deutsche Nation hat gegen die Helden des Alterthums vornehmlich ihn und Friedrich. Sein besonderer Verstand fühlte das Unnatürliche übergroßer Herrschaft: er vertheilte sie.“ (Müller's) Darstellung des Fürstenbundes, B. 2. Kap. 2. S. 23.

und denen, wider die sie geübt ward! so erdrückte Rom zugleich die Welt und sich selbst!

Dasselbe Loos würde eurer warten, wenn Deutschland unter einen Alleinherrn käme. Selbst Knechte, müßtet auch ihr dem Tyrannen euren gewaltigen deutschen Arm geben, um in gleiche Ketten auch andere Völker zu legen: wie aus dem Herzen, wohlthätig für den ganzen Körper, aus- und einströmt das Blut, so würde im verderblichen Laufe auch von Deutschland, wie einst von Rom aus die Knechtschaft über den Erdball kreisen .... O du ewige Macht im Himmel, die du der Freiheit Urquell bist, und die Tugend rächst an dem Laster — nie, nie müsse solche Schmach über unser Vaterland kommen! Nie, nie wieder müß' es auch nur schwindeln an der Kluft, von der es Moritz damals, und bald darauf Gustav Adolph, und mehr als ein Jahrtausend zuvor unser Hermann zurückriß! ... Was dreimal beinah wirklich geschah, das könnte zum viertenmal bis zur Erfüllung gelingen. Wer fernt von uns auf ewig die Tage der Schwäche, des Schlafes, der Unkunde seiner Vortheile, und kleinlicher Privatrücksichten, und mannigfacher innerer und äußerer Zerrüttung? Laßt dann einen Mann aufstehen, kühn, planvoll, überwältigend wie Cäsar; einen Mann, dem nichts zu hoch und nichts zu niedrig ist für die Herrschaft: gebt ihm einen Staat, der beim vollen Gebrauche seiner Kräfte eine halbe Million geübter Krieger ins Feld stellen kann, und die Kaiserwürde, die ihm so viel Nachdruck im wesentlichen Einfluß und so viel Gelegenheit zu scheinbarem gewährt; laßt ihn einen Nachfolger haben von gleicher Seelenstärke und von gleichen Grundsätzen — und dann sucht, wann das rollende Rad der Zeit sich um hundert Jahre weiter fortbewegt hat, sucht noch Fürsten in Deutschland und Könige in Europa! — Dann wird sie da sein, jene Zeit, auf die sich eure Schriftsteller, die Patrioten, so hinsehnen, jene goldene Zeit, da auf der Erde nur Ein Herr ist, wie im Himmel nur Ein Gott; da Deutschland den Stolz haben wird, das furchtbare Zuchthaus des Erdballs zu sein; da wir des boshaft süßen Trostes der Knechtschaft genießen werden, daß unsere Fürsten, sie, die wir jetzt noch mit der Ehrfurcht freier Männer lieben, Knechte sind, gleich wie wir. Da wird die Lilie zerknickt werden vom Adler, und der Erbfeind der Christenheit zitternd über den Hellespontus fliehn. Ein Wink des Erdengottes — weil's so schön und so ruhig ist, wenn man nur Einen Glauben hat, und weil im tiefen Schlafe der Despotie, wo die Seele kraftlos in sich erstirbt, oder nur in wilden Fieberträumen aufzuckt, das Vernünfteln ohnehin wenig fremmt — Ein Wink eures Erdengottes wird alles thun, was jetzt, bei dem Unheil getheilter Herrschaft, eure Jesuiten aller Art umsonst mit der geheimsten Arglist bereiten .... O des großen, jubelvollen, langerseufzten Augenblicks! O der Herrlichkeit Deutschlands, für die selbst die Ewigkeit nicht Preis genug hat! Aber diese Herrlichkeit — wird nicht von Dauer sein. Nur der gewaltigste Arm, nur der drangvollste Geist kann eine Welt halten. Unter jedem Schwächern wird sie aufgelöst, und zerfällt in sich. Da kommt vielleicht einst aus Spanien ein Statthalter mit dem siegjauchzenden Kriegesheer, und zerstört unter den Ludwigen, was die Karle schufen: hie und da und dort lodert dann der alte Volksgeist aus seiner Asche, und rasselt in Flammen auf, die der feige Despot auf dem Weltthron nicht mehr niederdrücken kann. Wie sie begann, mit Krieg, und fortdauerte, unter Gewaltthat, so muß sie auch zersplittern — donnernd und tödtend weit umher, wie der Strom, wann seine Eisdecke bricht — die Universalmonarchie, deren Lob eure Schriftsteller mit so viel Begeisterung tönen.

Und diese Universalmonarchie schien uns fernher bereitet zu werden. Schon dröhnte Deutschlands Boden vom Fußtritt der Uebergewalt .... Da schwur Friedrich, der deutschen Freiheit Rächer zu sein! Schwer lagen seine Jahre, schwerer seine Thaten auf ihm; aber es schien ihm so groß, der deutschen Freiheit Rächer zu sein! Böhmens wolkenbeladene Gebirge, sie, die den Helden gesehen hatten im Mannsalter, da seine Seele, gleich einem Feuermeere, Thaten wälzte, wie Wogen, da er kühn über die Möglichkeit hinauszugreifen schien, und dem Tod trotzte auf den Triumphfeldern des Todes: wie staunten sie, als er nun, seiner Verewigung sich bewußt, so harmlos und so ruhig in den dünnen Locken des Alters daherzog vor seinem Heere, bereit zu siegen und zu sterben! Nicht an ihm lag's, daß von dem edelsten seiner Kriege die Geschichttafeln der Nachwelt so wenig enthalten werden; Gott, der seinen eisgrauen Gesalbten dem wichtigeren Werke des Friedens aufsparen wollte, Gott selbst goß aus vollen Schalen Bewunderung seiner Größe und Sehnsucht nach Frieden über seine Feinde aus. Was im vorigen Jahrhundert zu Münster und Osnabrück durch fünfjährige Arbeit der größten Staatsmänner des Welttheils mit Mühe bewirkt ward, das geschah durch Friedrich's Waffenmacht zu Teschen nach einer Unterhandlung von wenigen Wochen.

Aber zum zweitenmal dröhnte Deutschland vom Fußtritt der Uebergewalt. Fürchterlich ward an dem Staatsgebäude gerüttelt, an dem wegen seines Alters und wegen der Lenkung des Erdballs, die von ihm ausgeht, der ganze Welttheil mit eifersüchtiger Ehrfurcht hinaufsieht .... Da riß sich Friedrich noch einmal empor im Gefühle seiner Kraft, und warnte so laut, daß es von den Ufern der Spree durch alle Gauen Germaniens hallte. Die Fürsten, von Zutrauen und Rührung durchglüht, erkannten seinen weisheitsvollen Ruf, boten sich die eiserne Hand, und schwuren: „niemands Rechte zu verletzen, aber ihre eigenen zu schützen; niemand Gewalt zu thun, aber keine Gewalt zu dulden; der Größte den Kleinsten und der Kleinste den Größten bei dem Seinigen zu erhalten, und mit vereinter Kraft Alles zu wagen für die Freiheit." So ward der deutsche Bund.

Von jeher war's der Herrschsucht wirksamster Grundsatz, den Widerstand, dessen volle Last sie nicht trug, zu vereinzeln: was im Ganzen nicht zu erschüttern war, das fiel getheilt. So erhob sich in den Tagen der Vorzeit zu wiederholten Malen Ein ungeheures Reich, stieg nach und nach über alle übrigen empor, und verschlang zuletzt ganz ruhig eins nach dem andern. Heftet euren Blick auf den Weltstaat der Römer, von dem prolenmäßigen Weiberraube an bis auf die Zerstörung von Carthago. Eben das Rom, das Anfangs mit Mühe den Bezirk einer kleinen deutschen Grafschaft einnahm; warum gebot es zuletzt unumschränkt in allen Theilen der Erde? — Weil aus kleinlichem Interesse, und aus Mangel an Verbindung die übrigen Völker nicht in Zeiten darauf sannen, ihm den Weg zur Universalmonarchie abzugraben.

Endlich, endlich ist sie zu unserm Ohr gedrungen, die Stimme von Jahrtausenden! Seht ihr den Zusammenhang der Verbündeten, der sich von den Wogen des Baltischen Meeres wie eine eiserne Kette hinzieht bis zum starrenden Eis der Alpen, ha! und die großen Seelen, die den Zusammenhang schufen? — Eine solche Macht, wenn sie für die Gesetze kämpft, wer mag sie brechen? Eine solche Glanzschaar edler Fürsten, die lieber Tod wollen als Knechtschaft, wer mag's wagen, mit Trotz, oder mit Gleichgiltigkeit auf sie zu sehen? ... Ihr Bund ist auf Gerechtigkeit gegründet, wie auf einen Felsen. Nicht die Person, nur die Sache soll entscheiden. Wer für das Gesetz ist, für den ist der deutsche Bund. Wer wider das Gesetz ist, wider den ist der deutsche Bund. Er ist für die Verfassung des Reichs, was für ein ehrwürdiges Gebäude aus den Zeiten der Vorväter die starken Säulen sind, womit der Enkel es unterstützt. In jedem Theile unsers vielfach zusammengesetzten Systems äußert sich sein wohlthätiger Einfluß.

Durch freiwilliges Einverständniß der ersten Glieder des Reichs erleichtert er dem Oberhaupt des Reichs die Handhabung der Gesetze, und macht es eben dadurch mächtiger, als es jemals war. Oder wollt ihr bei euren Kaisern eine größere Macht, als daß sie Alles können für das Gesetz? ... Die Karle und Ferdinande konnten Alles, auch wider das Gesetz. Aber ihre Zeit, die Zeit der eisernen Gewaltthat — unter den vielen herzerhebenden Bildern, die im Tempel der deutschen Geschichte glänzen, steht sie da, wie ein dräuender Nachtgeist, auf den aufgethürmten Leichnamen der Freigebornen, blutig, im Rauch zerstörter Städte, und haucht weit umher Entsetzen und Tod. — Deutschlands Kaiser sein, war schon in der ältesten Zeit kein wollüstiges Recht zu thun, was man will, und des Ganzen zu mißbrauchen zu besonderem Vortheil: Deutschlands Kaiser sein, ist ein Amt, zu dessen Annahme nur glühende Liebe zum Vaterlande bewegen sollte, ein Amt, voll Mühen und Beschwerden, wobei man unter häufigem Undank nur so weit thätig sein darf, als das mit nothwendiger Eifersucht abgemessene Verhältniß zwischen Haupt und Gliedern es gestattet. Darum traf uns meist von zweien Uebeln eins, — unsere Kaiser waren zu schwach für das Gesetz, oder zu mächtig wider dasselbe. Der deutsche Bund setzt alles in's Gleichgewicht. In seinem Zweck und in seinen Mitteln will er nichts, als Gerechtigkeit: und die muß auch der Kaiser der Deutschen wollen; den das hat er durch feierlichen Eidschwur betheuert. Kein Haß, kein Undank wird mehr auf ihm liegen, daß er Gerechtigkeit übt: die größten und edelsten der Fürsten theilen ihn gern mit ihm. — Das kann der deutsche Bund dem Kaiser sein!

Und in den Tagen der geist- und herzschwächenden Ueppigkeit und der höchsten Spannung im Kriege und Frieden; da man so gern, durch den leisen Gifthauch der List, oder durch den Donnersturm der Gewaltthat, alte Verfassungen bricht; da das Verhältniß der Staaten unstät wogt, wie das Meer; da die Uebergewalt jetzt unter dem ehrwürdigen Namen von Menschheitsrechten, den heiligsten Verträgen zuwider, alles ausführt, was ihr behagt, dann plötzlich sich an längstverfallene Formen hängt, und Altes und Neues durcheinander mischt nach verschiedenartigem Vortheil, — was würden in solchen Tagen, ohne diese enge, durch Gerechtigkeit und durch Eintracht starke Vereinigung, eure Fürsten, und was würdet, ohne eure Fürsten, Ihr sein? — Du edles, bescheidn freies, selbstständiges Volk; du Volk, das

mit wachsamem Geiste und mit starkem Arm seine und des Welttheils Sicherheit hält; das unter Fürsten steht, deren jeder sein Gebiet bis auf's Einzelne überschauen und mit der Sorge eines Vaters beglücken kann — du würdest, weit von Haus, die Waffen der Herrschsucht tragen müssen, indeß zu Hause deine ehrwürdigen Greise mißhandelt, und deine Weiber und deine Töchter geschändet würden von den Satrapen des Einzigen, der dir nichts, als den thränenwerthen Ruhm lassen würde, *gehaßt und gefürchtet zu werden vom Erdkreis*.

Aber *Friedrich*, der jedem seiner Gedanken That, und seiner Thaten jeder Unsterblichkeit gab, — Er hat gesorgt, daß nie solche Gräuel über Deutschland kommen werden. An seinem Grabhügel steht der *deutsche Bund*, einem Riesen gleich, an dem die Sense der Zeit splittert, kühn wie sein Arm, stark wie sein Geist, gerecht und edel wie sein Herz. Mit *ihm* schloß er die unabsehbare Reihe seiner Thaten. Sagt nun selbst, ihr freien Männer Deutschlands! ob er sie größer, wohlthätiger, verewigender schließen konnte? ob Er, dem der Bewunderung Thränen fließen werden, so lange das Geschlecht der Menschen fortdauert, nicht auch die heißern Thränen des *Dankes* verdient, so lange Deutschland durch seine Freiheit hervorragen wird unter den Völkern? — —

Heil dir, daß du vollendet hast, du Held des Jahrhunderts! — vollendet, wie Keiner! . . . . Im glanzbeströmten Schooße der Ewigkeit, zwischen *Hermann* und *Gustav Adolph*, ruhst du nun von deinem Todeskampfe, und von den Mühen deiner langjährigen Volksbeherrschung, frohlockend im Gefühle deines Ruhms. Als volle Mannskraft noch die Nerven dir spannte; als in den Schlachten deiner Siege auf Einen Wink deines Auges der Tod unwiderstehbar in die Schaaren deiner Feinde fuhr, und Tausende mit sich hinabriß: *da* schon standest du auf einem Thatengebirge — tief unter ihm wogte der Zeitstrom — und sahst kühn hinüber mit deinem Heldenblicke an's Gestade der fernen Ewigkeit. Doch, wie damals du, so sah'n auch *Alexander* einst hinüber, und *Cäsar*, und *Gustav Adolph*, und ruhiger, als sie Alle, von Thermopylä's Felsen herab *Leonidas*. Aber *sie* riß des Schicksals Arm mitten von ihrem herrlichem Laufe, aus dem drangvollen Zusammenhange ewiger Thaten hinweg: *dir*, *dir* vor Allen fiel das beneidete Loos, der größten Menschen *Erster* zu sein. In des Krieges vielveränderlichem Ungestüm Held den Feinden und deinem Volke immer noch Herrscher; im lieblichen Schooße des Friedens ganz Vater dieses Volks, nicht nach dem Maßstabe gewöhnlicher Schwäche, sondern wie's auch Gott den Menschen ist, durch Wohlthun im Großen und durch weise Strenge; in den Geschäften der hohen Politik so fein und so herzvoll, und zugleich so furchtlos und so gefürchtet, so neidlos und so beneidet; ohne auf der Schwindelhöhe des Throns, im langen Lauf einer siebenundvierzigjährigen Volksbeherrschung auch nur durch Eine dunklere That das Gepräge außerordentlicher Größe zu verwischen und, nicht unter den Lockungen der Wollust — *die* zu verachten, war das leichteste Werk deiner lichtreinen Seele — aber unter den Zaubern der Königsmacht und unter den eiskalten Schrecken des Todes, der absichtlich langsam gegen dich anzog, als hätt' ihm die Bewunderung den Gang gelähmt, oder als wollt' er deine ganze Stärke prüfen; — *da* noch, im nervenschwachen zitternden Alter, unter so vieler und so großer Thaten Last, bis hin an den letzten Tag, der die erhabene Seele aus dem Körper losriß, der sie nicht mehr fassen konnte, das starke Ruder des Staats fest im Heldenarm halten, als ob kein Wechsel bevorstünde . . . . wer — unter Allen, die bei der Nachwelt leben — wer hat's gethan, als *Du*? Die Eichen auf den Felsen werden sinken mit den Jahren; die Felsen selbst zerbricht einst die alte hungrige Zeit: aber *Deines* Namens Ruhm wird nimmer vergehen. Heil dir, daß du vollendet hast, du Erster der Helden! — vollendet, wie Keiner!

Christian Heinrich Postel

ward am 11. October 1658 zu Freiburg in Hadeln geboren, studirte zu Leipzig und Rostock Jurisprudenz, habilitirte sich darauf als Advocat zu Hamburg und starb daselbst am 22. März 1705.

Außer einer großen Anzahl Singspiele erschien von ihm:

Die listige Juno, wie solche von Homer im 14. B. der Ilias abgebildet. Hamburg 1700.
Poetische Nebenwerke. Hamburg 1707.
Der große Wittekind. Heldengedicht. Herausgegeben mit des Dichters Leben von C. F. Weichmann. Hamb. 1724.

Ein talentloser Reimer, der zwar zu seiner Zeit reichen Beifall durch seine Operntexte einerndtete und sich namentlich für einen großen epischen Dichter hielt, aber nichts nur einigermaßen Werthvolles hinterlassen hat. Das einzige Verdienst, das ihm nicht streitig gemacht werden kann, ist eine fließende Sprache und nüchterne Correctheit der Form.

Johann Ludwig Prasch

ward 1637 zu Regensburg geboren, studirte die Rechte und wurde dann Rathssyndicus, Bürgermeister, Oberscholarch, Consistorialpräsident und Reichstagsdeputirter in seiner Vaterstadt. Er starb am 11. Juni 1690 daselbst.

Es erschien von ihm:

Gründliche Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbesserung deutscher Poesie. Regensb. 1680.
Erster Theil der Geheimnisse der deutschen Sprache. Regensburg 1681.
Astrea. Regensburg 1681.
Lobsingende Harfe, oder geistliche Lobgedichte. Regensb. 1682.
Die getreue Alcestis. Regensburg 1684.
Psyche cretica. Regensb. 1685. Uebersetzt von J. C. Eibelhuber unter dem Titel:
Geistlicher Roman von der menschlichen Seele. Leipzig 1705.

Seine geistlichen Gedichte sind mühsame Nachbildungen, und Werke des Fleißes und der Gelehrsamkeit, aber wie seine anderen Leistungen ohne eigentlichen poetischen Werth.

Johann Prätorius,

geboren in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Zetiingen war Magister der Philosophie und kaiserlicher gekrönter Poet zu Leipzig und starb daselbst am 25. October 1680.

Er schrieb:

Philosophia Colus, oder Phy lose Vieh der Weiber. Leipzig 1667.
Eine Zigeunercharte. Nürnberg 1659.
Eine astronomische Charte. Nürnb. 1663.
Saturnalia, d. i. Weihnachtsfratzen. Leipz. 1663.

P's Satiren waren vorzüglich gegen den Aberglauben gerichtet, das geringe Verdienst ihrer Tendenz wird aber durch die Plumpheit und Geschmacklosigkeit derselben wieder aufgehoben.

Karl Gottlieb Prätzel

ward im Jahr 1791 zu Halbau in der Niederlausitz geboren, lebte eine Zeitlang als Hauslehrer in Hamburg, begab sich später als Privatgelehrter nach Oldesloe in Holstein, und kehrte von da wieder nach Hamburg zurück, wo er sich gegenwärtig noch aufhält.

Wir besitzen von ihm:

Jugendphantasien. Mit J. G. Petnik. Leipzig 1805. Neue Aufl. 1809.
Vermischte Gedichte. Hamb. 1809. Neue Aufl. 1820.
Zeitklänge. Hamb. 1815.
Feldherrnränke. Komisches Gedicht. Leipzig 1815.
Ausflüge des Scherzes und der Laune. Leipz. 1816.
Hamburgischer Jugendfreund. Hamb. 1816. 2 Th.
Feldrosen. Leipzig 1819. 2 Th.
Launen der Liebe. Leipzig 1821. 2 Th.
Kleine Romane und Erzählungen. Leipz. 1822. 4 Th.
Fabian und Sebastian. Leipz. 1824.
Spiegelbilder. Leipz. 1826. 2 Th.
Die Getäuschten. Leipz. 1826. 2 Th.
Frühlingsgaben. Hamb. 1828.
Maurer-Gedichte. Hamb. 1829.
Novellen und Erzählungen. Berlin 1829. 2 Th.
Festrosen. Hamb. 1830.
Erzählungen. Leipzig 1832. 2 Bde.
Gedichte. Leipzig 1820.
Hildrian. Ein Sommermärchen in 6 Gesängen. Hamb. 1821.

Ein sehr hübsches Talent für das Komische, das sich namentlich durch die harmlose satirische und komische Zeichnung kleinstädtischer Verhältnisse zu einem Lieblinge des größern Publikums gemacht hat, und diesen Vorzug wegen der Redlichkeit seiner Gesinnungen, der Wärme seines unverdorbenen Gefühls, der launigen Darstellung und der Anmuth und Gefälligkeit in der Behandlung von Sprache und Form vollkommen verdient.

Gedichte von Karl Gottlieb Prätzel.

Die Neujahrswünsche.

Der letzte des Decembers war geschieden;
Am Himmel stand der Mond in stiller Pracht,
Und tausend Sterne, theilend seinen Frieden,
Durchblitzten klar und hell die Winternacht.
Mit schneidend scharfem Hauch, auf freiem Gleise,
Durchstrich der Nord im öden Waldgebiet
Die Fichtengipfel, wo aus Reif und Eise
Krystallne Blumen funkelnd aufgeblüht.
Vom strengen Frost gehärtet war die Erde,
Und wer den Pflichtruf, den er sich geweiht,
Entrinnen durfte mit dem Ruf der Zeit,
Der saß daheim am lockend warmen Herde
In ruhiger Gesprächestraulichkeit.

Nur Förster Burgfeld schweifte still verdrossen,
Mit heftger, doch vergeblicher Begier,
Von grauenvollem Schweigen rings umschlossen,
Nach Beute noch umher im Waldrevier. —
Sonst folgt' ihm heitrer Sinn auf jedem Schritte,
Still freudig zog er mit dem Jagdgewehr
Des Morgens aus, und bei der Wiederkehr
Empfing ein liebend Weib ihn in der Hütte,
Drei holde Kinder hüpften um ihn her.
Zum nährenden Beruf, der ihm beschieden,
Gesellte sich des Wohlseins Lust und Kraft;
Und eines wackern Freundes Nachbarschaft
Vollendete sein Glück und seinen Frieden.

Das war vorbei! — Wo Lieb' und Einigkeit
Gewaltet und gewohnt in Heil und Segen,
Da herrschte jetzt verderblich Groll und Streit:
Denn zürnend hatten eines Grundstücks wegen
Im Lauf des Jahrs die Freunde sich entzweit.
Verdruß und Unmuth gab der Blick zu lesen,
Aus dem der Engel des Vertrauens wich;
Fest saß die Natter, die das Herz beschlich,
Und die sich unentbehrlich sonst gewesen,
Vermieden jetzt mit scheuer Sorgfal sich.

So zog der Förster in des Vollmonds Schimmer
Mit düstrem Mienenspiel den Wald entlang;
Doch plötzlich stand er still, denn es erklang
Fern im Gebüsch ein klagendes Gewimmer,
Das hohl und dumpf zu ihm herüber drang.
Ergriffen ward sein Herz; in Flügelschnelle,
Mit starken Armen brach er nach der Stelle
Sich durch das wilde Dickicht freie Bahn,
Und einen zarten Knaben traf er an,
Der, Angst und Schrecken auf den bleichen Wangen,
Hier in der öden Wildniß irr' gegangen.
Durchbebt von Frost, kaum seiner selbst bewußt,
Begann der Lebenspuls ihm schon zu stocken,
Gepeitscht vom Nordwind flogen seine Locken;
Doch hing, hindeutend auf vergangne Lust,
Ihm eine Zither an der starren Brust.

„Das steht mir in den Sternen wohl geschrieben!"
Hub Burgfeld an; „auch ungesucht geblieben,
Kommt abermals mir die Gelegenheit,
Beim Jahresschluß ein gutes Werk zu üben,
Wie ich gewohnt gewesen jederzeit!
So bleib es denn bei der verjährten Sitte,
Trübt Unlust gleich und Unmuth mir den Sinn!" —
Das Jagdgeräth warf er ins Dickicht hin,
Und regen Laufs verdoppelnd seine Schritte,
Trug er den Knaben heim nach seiner Hütte.

Hier kehrte bald, gepflegt von milder Hand,
Dem Sterbenden in die erstarrten Glieder
Der schon erloschne Lebensfunke wieder.
Dem edlen Retter dankbar zugewandt,
Begann der muntre Blick sich zu erheben,
Und jede Spur erlittner Angst verschwand.
Jetzt wies der Wirth, da Mitternacht so eben
Herangenaht, ihm in den Hüttenraum
Das Lager an; und Alles schien ein Traum,
Was sich zu Leid und Lust mit ihm begeben.

Kaum aber war in Rosengluth entbrannt,
Das Morgenlicht des jungen Jahrs erschienen,
Als reiseflink die Zither in der Hand,
Und rege Ungeduld in Blick und Mienen,
Der Knabe schon am Bett des Försters stand.
„„Im Osten dämmerts, und ich muß von hinnen!""
Rief er ihm zu; „„doch willig füg' ich auch,
Bevor ich schride, mich dem frommen Brauch,
Das junge Jahr glückwünschend zu beginnen.
So höre denn, der du mein Retter bist,
Was mir für dich ins Herz gegeben ist.

„„Vorüberschwebend nach gemessnem Walten
Und regelrecht verkettend Tag und Nacht
Verwandelt sich das Jahr in vier Gestalten,
Und auch vier Wünsche sind dir zugedacht.

„„Wenn nach des Winters feindlich strengem Schalten
Der Reiz des Frühlings die Gefilde ziert,
Dann bringe dir, von eigner Hand geführt,
Die scharfe Axt in früher Morgenstunde
Abgleitend in den Fuß zu blutger Wunde!

„„Wenn froh und üppig dann zur Sommerzeit
Des Fleißes Saat zur goldnen Frucht gedeiht,
Zerstöre wider Hoffen und Erwarten
Ein Hagelschlag dir den Gemüsegarten!

„„Lockt dich ins Jagdrevier mit Wink und Gruß
Der Herbst hinaus: dann deck' und überflore
Ein Dämon dir den Blick, damit der Schuß
Gefesselt haften bleib' im Feuerrohre!

„„Und fällt aufs Neu der Sonne Glanz und Gluth
In schrägem Strahl zur winterlichen Erde:
Dann in des Eisgangs wild empörter Wuth
Verschlinge — daß dein Glück vollkommen werde —
Den Liebling dir des Stromes tiefe Fluth!""

„Unnützer Bube!" rief mit Zorngeberde
Der Förster aus, zur Züchtigung bereit;
„So lohnst du mir den Trieb der Menschlichkeit,
Den mein bewegtes Herz für dich empfunden?
Jetzt magst du schaun, nichtswürdiger Prophet,
Was an dir selber in Erfüllung geht!" — —

Doch, eh' er noch dem Lager sich entwunden,
War, wie vom Winde spurlos fortgeweht,
Der kecke Zitherspieler schon verschwunden.

Den Winter sah man allgemach entfliehn.
In mildrer Lüfte schöpferischem Weben,
Und froh begrüßt von Lerchenmelodien
Begann der Lenz die Thäler und die Höhen
Mit jugendlichem Schmuck zu überziehn.

Da rüstet sich in früher Dämmrungsstunde
Der Förster einst, der längst die Unglückskunde
Des Zitherspielers nun vergessen hat,
Zur Wanderung nach der entlegnen Stadt.
Des Einkaufs denkend, den er will beschicken,
Trägt er bereits in blanken Silberstücken
Die Baarschaft fest gegürtet um den Leib,
Und schon hinaus will er in Wandrerseile;
Doch aus der Küche winkt und ruft sein Weib:
„„Komm, Burgfeld! Einen Augenblick nur weile!
Denn fort und fort vergebens quäl' ich mich,
Weil ich dich ungern länger aufgehalten,
Den Eichenklotz mit eigner Hand zu spalten;
Was mir zu schwer, ist leichtes Werk für dich!""

Doch kaum hat er im rüstigen Beginnen
Mit scharfer Axt den ersten Schlag gethan,
So strömt sein Blut, es schwinden ihm die Sinnen,
Vereitelt ist der Wandrung Zweck und Plan;
Denn in der Wange schmerzlichem Erbleichen
Kann er die Lagerstätte kaum erreichen.

Und einen Andern, der auf gleicher Bahn
Still wandelnd eintrat in das Waldgehege,
Traf das Geschick, daß in verborgner Nacht
Ruchlose List dem Förster zugedacht.
Im starren Blick das sprechende Gepräge
Der Todesangst, beraubt von Räubershand,
Ein preisgegebnes Bild des Jammers, fand
Man mit gebundnen Gliedern ihn am Wege! —

Vorüber floh des Lenzes Blumentraum,
Und lohnvoll deutend auf erwünschte Spende,
Sah jetzt der Förster in des Gartens Raum
Zur reichen Frucht gedeihn den Fleiß der Hände.
Da hört man furchtbar einst in finstrer Nacht
Ein Ungewitter durch den Luftkreis toben;
Im Riesenkampfe mit sich selbst erhoben,
Sind alle Schrecken der Natur erwacht.
Der Himmelsraum, gedrückt von Wolkenschwere,
Von Dunkelheit, von Blitzesgluth erfüllt,
Wird bald zur Grabnacht, bald zum Flammenmeere!
Laut heult der Sturm, der Donner kracht und brüllt!
Es irrt die Angst umher in den Gemächern
Mit brünstigem Flehn für Anger und Gefild,
Und prasselnd klirrt der Hagel auf den Dächern.

Und wie der Tag im Osten sich erhebt,
Lenkt Burgfeld zögernd nach des Gartens Auen
Die scheuen Schritte, um — erfüllt zu schauen,
Was ahnend schon im Geist ihm vorgeschwebt!
Zerknickte Halme trauern ihm entgegen;
Was er gepflanzt mit rüstig reger Hand,
Liegt überschüttet mit Gestein und Sand,
Und rettungslos zerstört ist aller Segen!

Und wie er steht im Kummer des Gemüths,
Ruft ihm ein fremder Pilgersmann entgegen,
Der prüfend sich genähert den Gehegen:
„„Seid Ihr der Eigner dieses Grundgebiets,
So wendet dankbar Euren Blick nach oben;
Denn wunderbares Heil kam Euch von droben!
Da schaut der Blätter gleisend fetten Saft,
Erzeugt vom Giftgewächs, das in den Räumen
Gewuchert überall, und seine Kraft
Verderblich mitgetheilt den Nachbarkeimen.
Der Schlag, der diese Ernte weggerafft,
Zu Eurem Glück ward er herbeigeleitet;
Denn tödtlicher Genuß stand Euch bereitet!"" —

Mit ernstem Blick erwog er die Gefahr,
Die, voll geheimer Tücke, wunderbar
Geruht in den zerstörten Segensgaben!
Und als er wieder in die Hütte trat,
Sprach er zur Hausfrau: „Hüte mir den Knaben,
Daß er da draußen nicht dem Strom sich naht!" —

Im Zeitenflug war jetzt der Herbst erschienen,
Den Förster zog es in die Waldung fort.
„Bleibt mir die Wahl?" rief er mit finstern Mienen,
„Ich muß hinaus, trotz dem Prophetenwort,
Es ist ja mein Beruf, dem muß ich dienen!"

Und fort und fort vom Glücksstern angelacht,
Ward ihm, so oft sein Tagwerk sich erneute,
Im Eifer des Berufs so reiche Beute,
Wie früherhin kein Herbst sie ihm gebracht.
Das stille Grauen vor des Schicksals Tücke
Ward ausgetilgt durch des Gelingens Lust;
Denn nimmer fehlte seinem sichern Blicke
Der sichre Zielflug nach des Wildes Brust.

Schon überstrich des Nordes kalter Flügel
Mit schärferm Hauch die Flur im Schneegewand,
Schon lag des Eises trüglich blanker Spiegel
Auf stiller Wogenfläche ausgespannt.
Doch in der Wünsche feurigstem entbrannt,
Des Glücks gewiß, daß stets sich treu bewährte,
Durchzog der Förster mit erhöhtem Fleiß
Jetzt das Revier; denn eines Hirschbocks Fährte
Gab hier im Schnee sich seinen Blicken preis,
Und eifervoll entglüht war sein Verlangen,
Den edlen Flüchtling würdig zu empfangen.

Nach tagelang vergeblichem Bemühn,
Traf endlich er mit schauerndem Behagen
Im dunkeln Dickicht des Gebüsches ihn.
„Nur dies Mal noch," seufzt er, von flüchtgem Zagen
Leis' überwallt und brennend vor Begier,
Den längst gewünschten Meisterschuß zu wagen,
„Nur dies Mal noch, o Glück, sei günstig mir!"
Verlorner Wunsch! Indem das Thier sich flüchtet,
Versagt gewährungslos das Feuerrohr!
Doch Klagruf dringt zugleich zu seinem Ohr,
Und an dem Ort, wohin der Schuß gerichtet,
Tritt aus dem Waldgebüsch — sein Weib hervor!
Vom sichern Todesblei verschont geblieben,
Durchwühlt der Dolch des Jammers ihr das Herz!
Die Hände ringt sie im Verzweiflungsschmerz;
Entsetzen steht in ihrem Blick geschrieben!
„„Der Knab' ist fort!" ertönt ihr Angstgeschrei,
„„Der Knab' ist fort, ist nirgends mehr zu finden!
Am Stromesufer sah man ihn verschwinden!
Die Fluth hat ihn erfaßt! Gott steh uns bei!""

Erblassend folgt der Förster ihrem Schritte,
Und schon der Heimath sind sie schaudernd nah:
Da winkt der Nachbar sie in seine Hütte,
Wie es seit Jahresfrist nicht mehr geschah.
Sie folgen seinem Ruf, — und welch Entzücken
Ergreift im selgen Wechsel ihre Brust,
Als sie den Knaben, ihres Lebens Lust,
Der Fluth entrafft, hier am Kamin erblicken!
Mit Wonneschauern, die der Erd' entrücken,
Mit Himmelslust umfassend den Gewinn,
Stürzt sich die Mutter auf den Liebling hin!
Der Förster aber kehrt mit Schamgeberde
Zum edlen Retter seines Kindes sich.
„Verfolgt," beginnt er stammelnd, „hab' ich dich
Mit Groll und Haß um eine Hand voll Erde;
Du aber, bessrer Sinnesart, als ich,
Mir wiederschenkend ein geliebtes Leben,
Das ich dem Tod zur Beute schon geglaubt,
Du folgst der Lehre, die die Schrift gegeben,
Und sammelst feur'ge Kohlen mir aufs Haupt!" —

„„Der Zufall ließ,"" entgegnete gelassen
Der Nachbar ihm, „„mich durch des Gartens Wand
Den Knaben eben in das Auge fassen,
Als er hinabglitt von des Ufers Rand.
Wohl haben wir uns Beide schwer vergangen,
Seit wir — in Liebe sonst uns zugewandt —
Uns trotzig zu befehden angefangen!
Die Gunst des Zufalls tritt vermittelnd ein:
So möge denn, von aller Selbstsucht rein,
Wonach wir Beid' im Innersten verlangen,
Der Freundschaftsbund aufs Neu' geschlossen sein!""

„O Zauberspruch, am Jahresfest mir verkündet!"
Rief Burgfeld aus, und fromm gerührt empor
Hob sich sein Blick, in Dankesgluth entzündet;
„O Zauberspruch, so schreckhaft für das Ohr,

Und auf verborgne Wohlfahrt doch gegründet!
Was erst wie Hauch des Unglücks mich umweht,
Erfüllt mit Trost und Heil hat es geendet;
Sei mir gesegnet, pilgernder Prophet!
Du hattest Recht — jetzt ist mein Glück vollendet!" —

Der Klosterschneider.

Ein Kloster stand auf Böhmens Auen;
Ehrwürdig war es anzuschauen,
Doch drinnen herrschte frank und frei
Die zügellose Völlerei.
Gebet und Fasten ward zu Schanden,
Hintangesetzt der Dienst des Herrn,
Und wo sich Zween zusammenfanden,
Stand auch der Weinkrug nimmer fern.
Der Keim des Guten war verschlungen;
Des Bibelblattes würdge Schrift
Daher gelallt von schweren Zungen,
Klang wie — Gespött, und fortgedrungen
War der Verderbniß schleichend Gift
Vom Prior bis zum Küchenjungen.

Nur Einer hielt in diesem Stift
Sich fleckenlos, blieb von der Lüste
Verführerischem Prunkgerüste,
Vom Reiz des Schwelgens unberückt:
Der Klosterschneider Benedikt.
Umzogen von des Lasters Kette,
War er in Ehr' und Zucht ergraut;
Nie fehlt' er bei Sermon und Mette,
Denn, scholl des Glöckleins Silberlaut,
So mied er Scheer' und Bügeleisen,
Und ging, um seinen Gott zu preisen.

Einst, als der Prior Hochamt hielt,
Fiel er, bevor der Schluß erzielt,
Berauscht von süßem Ungarweine,
Zum Greul der christlichen Gemeine,
Unwürdiglich zur Seite hin;
Zween Ministranten brachten ihn
Mit Müh und Angst kaum auf die Beine
Doch frech genug sprach er zum Schluß
Noch das Vobiscum Dominus.

Darob entbrannt' am heiligen Orte
Der Zorn in Benedikt's Gemüth,
Und was im Innern längst geglüht,
Ergoß sich jetzt in Tadelworte.
Doch der Verrath stand auf der Wacht,
Drum blieb sein Thun nicht ungerochen;
Was eifervoll sein Mund gesprochen,
Ward schnell dem Prior hinterbracht.

Und bei der nächsten Morgenhelle
Beschied ihn der gewalt'ge Mann
Sogleich in die gewölbte Zelle,
Und schnaubt' ihn wild und wüthend an:
„Ihr habt in sträflichem Erkühnen
Geschmäht des Ordens frommen Bund,
Und Euren Frevel auszusühnen,
Mach' ich Euch jetzt die Buße kund:
Ihr sollt, eh sieben Tage scheiden,
Des Tempels heiligen Altar,
Der Eurer Lästrung Zeuge war,
Auf eigne Kosten neu bekleiden;
Und falls nicht bis zu dieser Frist,
Was ich gesagt, vollzogen ist,
Den heiligen Grund des Klosters meiden.
Fest bleibt mein Schluß; Gott steh Euch bei!"

Betrübt schlich Benedikt von dannen;
Schlug, von dem Schreck sich zu ermannen,
Vor Stirn und Brust der Kreuze drei,
Und wußte nicht, von wo und wannen
Die Hülfe zu erwarten sei.
So saß er, das Gemüth mit Klage,
Den Blick mit Thränen angefüllt,
Daheim vor seinem Christusbild;
So saß er bis zum sechsten Tage,
Und rief, von hartem Loos bedroht,
Zum letzten Retter in der Noth.
Und wie die Nacht den Tag vertrieben,
Begann er mit bewegtem Sinn,
Mit Wehmuth sein Gebet zu üben,
Und warf sich auf das Lager hin.

Doch als der Schlag der neunten Stunde
Vom Klosterthurm herüber drang,
Erwachte wunderbarer Klang,
Der wie Getön aus Seraphmunde,
Wie Harfenspiel sein Herz bezwang.
Und mächtig abgelockt vom Beten,
Erhebt er sich mit Neubegier;
Da öffnet leise sich die Thier,
Und in die niedre Klause treten,
Umspielt von güldnem Heilgenschein,
Drei zarte Engelknaben ein.
Die bringen mit vereinten Kräften
Zum engen, ärmlichen Bezirk
Geräth zum Biegeln und zum Heften,
Und Scharlachtuch und Goldgewirk;
Und setzen alle sonder Weilen
Sich an des Meisters Arbeitstisch,
Und fangen an, das Tuch zu theilen,
Und nähen und biegeln flink und frisch;
Und übersehn der Regeln keine,
Und scheuen Müh und Sorgfalt nicht,
Und von des Tuches Wiederscheine
Färbt sich ihr Liliengesicht.

Da kann der Meister sich nicht halten,
Der Fleiß am Tisch läßt ihm nicht Ruh;
Er stehet auf, und sieht dem Walten
Der blühenden Gesellen zu;
Und möchte gern dazwischen schalten,
Weil er Bekanntes üben sieht
Und des Gewerbes Lust ihn zieht.
Doch wie er schüchtern sich dem Sitze
Des Einen nähert, sieh! da sticht
Der Knab' ihn in die Fingerspitze,
Daß es ihm schnell an Muth gebricht.
Doch die Verwundung schmerzet nicht;
Und sacht begibt er in die Ecke
Mit frommer Scheue sich zurück,
Und sieht mit unverwandtem Blick
Bereiten eine Altardecke,
Ein tadelloses Meisterstück.
Doch, wie sie ihr Geschäft vollendet,
Da winken sie, zu gleicher Zeit
Den Blick nach Benedikt gewendet,
Und wandeln aus der Dienstbarkeit
Zu dem zurück, der sie gesendet.

In frommer Kindeseinfalt nimmt
Der Meister, wie ihm aufgetragen,
Die Decke, die gleich Sternen glimmt,
Und bringt mit schaurig-süßem Zagen,
In saubrer Leinwand eingeschlagen,
Sie morgens zu dem Prior hin.
Der weidet schmunzelnd Aug' und Sinn,
Und kann von all dem Glanz nicht weichen;
Und ruft: „Ei, ei, das Klösterlein
Hilft seinen Dienern auf die Bein'!
Euch sah man stets so sinnig schleichen,
Und doch habt ihr nach Herzenslust
Das Bäumchen zu behaun gewußt!" —

Der Meister fühlt vom Thränenquelle
Die Wimper schmerzlich überthaut;
Er geht zurück nach seiner Zelle,
Sinkt auf die Knie und betet laut:
„Ihr steigt in meine Klause nieder,
Ihr Himmlischen! — Wann kommt Ihr wieder?
Wann zieht Ihr aus der Erdenschmach
In Eure Herrlichkeit mich nach?"

Am Ostertag, so ist beschlossen,
Soll der Altar vom Sakristan
Sein köstliches Gewand empfahn.
Schon ist die letzte Nacht verflossen,
Schon öffnet sich des Himmels Thor,
Und festlich tritt der Tag hervor.
Die Schatten weichen; Ulmen wiegen
Ihr grünend Haupt, und Glockenklang
Verkündigt, daß nach Leidenszwang
Der Lebensfürst dem Grab entstiegen.

Lebendig wird's im Klösterlein,
Der Tempel prangt im Morgenschein:
Hier weicht der dunkle Trauerschleier,
Und glänzend stehn die Säulenreihn;
Dort sieht man duft'ge Spezerein
Bereiten zu des Hochamts Feier.

Auch wird zuletzt vom Sakristan
Der Scharlachschmuck herbeigetragen;
Und alle Chorgehülfen nahn,
Erfaßt von schaurigem Behagen.
Sie nahn und geben dienstbereit
Dem Marmorstein sein Ehrenkleid;
Und nach des Tempels fernsten Enden
Ergießt sich rosenhaftes Blenden.

Der rüst'ge Glöckner läutet schon;
Es strömt in wogendem Gedränge
Zum Heiligthum des Volkes Menge,
Und stimmend in den Orgelton
Erschallen festliche Gesänge.
Und wie die Orgel schweigt, da tritt
Der Prior mit bedächt'gem Schritt
Aus seiner Zell' im Meßtalare
Und nähert sich dem Hochaltare.
Doch wie er, um mit lautem Mund
Das Deo gloria zu beten,
Die Stufen des Altars betreten,
Thut sich ein seltnes Wunder kund;
Denn, wild umbraust von Sturmgeheule,
Bebt Gypsgewölb' und Marmorsäule;
Des Tempels friedlichem Verein
Glänzt keine Blend' und keine Kerze,
Und des Altares Purpurschein
Verwandelt sich in Rabenschwärze!
Erschrocken stürzt mit Angst und Graus
Des Volkes bleiche Schaar hinaus.

Und wie die Wuth des Sturmes wieder
Sich legt im öden Gotteshaus,
Versammeln sich die Ordensbrüder,
Und jeder stimmt den Prior bei:
Daß dieser Spuk an heiliger Stelle
Ein freches Zauberspiel der Hölle,
Und Benedikt ihr Jünger sei.
Und beispiellos ihn zu bestrafen,
Erstürmt in frommer Blutbegier
Man alsobald des Schneiders Thür —
Der aber war im Herrn entschlafen.

Die Erscheinung.

Es steht der Meister bei Lampenlicht
Mit düster schweifenden Sinnen,
Mit zagender Brust und bleichem Gesicht
Ein dringendes Werk zu beginnen.
Die Säge, den Hobel nimmt er zur Hand,
Und seitwärts, an des Kamines Rand
Steht glänzender Firniß bereitet,
Der peinliche Dünste verbreitet.

Dem blühenden Kindlein, das ihm entschlief,
Beginnt er mit Grämen und Grauen
Zum langen Schlummer im Grabe tief
Die enge Behausung zu bauen.
Fahr' hin, erseufzt er mit finsterm Blick,
Du fernres Hoffen auf irdisches Glück!
Was könnt' ich nicht meiden und missen,
Nun mir der Frühling entrissen!

Doch kaum, daß in Uebung der düstren Pflicht
Die Worte den Lippen entgleiten,
Sieht er ein seltsam schimmerndes Licht
Sich durch die Werkstatt verbreiten.
Ein Klingen vernimmt er, wie Harfenlaut,
Und wie er betroffen zur Seite schaut,
Ist grüßend mit lächelnden Mienen
Des Kindleins Gestalt ihm erschienen.

Von lieblich grünendem Myrthenkranz
Sind ihm die Locken umfangen;
Es strahlt das Auge von frischem Glanz
Und rosig blühen die Wangen
Durch Todesschauer zum Engel verklärt,
Vom Stern der Wonne zurückgekehrt,
Erscheint es im Dunkel der Erde
Mit freundlicher Trostesgeberde.

„Laß ab," beginnt es mit sanftem Laut,
„Die Seele zum Kummer zu neigen!
Mir ist ein Blumengezelt erbaut
Aus unverwelklichen Zweigen.
Dort hegen und weiden sich Blick und Brust
An Bildern ewiger Frühlingslust:
Und was man verloren im Leben,
Wird schöner dort wiedergegeben!

„Eh' mich die schnöden Lüste der Welt
Durch sündige Lockung gewonnen,
Eh', von verderblichem Garn umstellt,
Ich noch zu straucheln begonnen,
Der makelfreien Lilie gleich,
Ging ich ins himmlische Freudenreich;
Dort eilt ich aus Blumengehegen
Dir freudigen Grußes entgegen!" —

Dem Meister wird's dunkel um den Sinn,
Als er den Trostspruch vernommen;
Er neigt sich über den Sarg dahin,
Und stöhnet bang und beklommen,
Doch wie der dämmernde Tag erwacht,
Hat er sein irdisches Wandern vollbracht,
Und ist, von Sehnsucht befangen,
Zum Liebling hinüber gegangen.

Aus K. G. Prätzel's

Feldherrnränke.

Erster Gesang.

„Meister Bremsel! ohne lang zu streiten
Mach' er sich bequem, wie's ihm gefällt;
Kein Vernünft'ger kann's als Hochmuth deuten,
Wenn der Redner auf die Bank sich stellt.
Leichter wird er unsern Muth erregen.
Ist sein Heldenanblick uns verliehn;
Kann ja allenfalls, des Schmutzes wegen,
Sich indeß die Schuhe runter ziehn!"

Bremsel that's, und hub mit festen Mienen
Folgendergestalt zu sprechen an:
„Endlich ist der Augenblick erschienen,
Endlich reift der langgenährte Plan!
Vielfach hab' ich euern Muth beschworen,
Hab' euch angereizt bei Bier und Wein;
All umsonst! ihr hattet keine Ohren,
Fieberangst durchlief euch Mark und Bein!"

„Schon seit Jahren, wenn die zwölfte Stunde
Um die Zeit des Mais von Thurme schallt,
Zeigen auf des Kirchhofs stillem Grunde
Sich zween Geister, furchtbar von Gestalt!
Schwarz und zottig sind sie anzuschauen,
Ihre Augen sind ein Funkenmeer;
Hörner tragen sie und Drachenklauen,
Und nach Schwefel stinkt es weit umher!"

„Kiebitz, den einst an des Kirchhofs Planken
Ein Berufsweg spät vorbeigeführt,
Hat's den flinken Schenkeln nur zu danken,
Daß vor Angst ihn nicht der Schlag gerührt!
Küsters Elsbeth ward dem Schreck zum Raube;
Halb gelähmt, mit Müh und Noth entkroch
Sie dem Platz, und unter ihrer Haube
Rappelt es bis diese Stunde noch!

„Diesem Unheil muß gesteuert werden!
Herzhaft müssen wir dem Schreckbild nahn;
Oder als das feigste Volk auf Erden
Schildert uns des Auslands Lästerzahn.
Will der Urian uns Schlingen legen,
Treff' er uns gestählt mit Muth und Kraft!
Ach wir sind, des trägen Zauderns wegen,
Längst das Spottgedicht der Nachbarschaft!"

„Bürger Tiefenbachs! o wenn ihr wüßtet,
Wie so tief mich euer Anblick rührt!
Mit Geschoß und Speer steht ihr gerüstet,
Und das Werk seh ich schon halb vollführt.
Droht uns auch das ganze Heer der Geister;
Ich, der Schützengilde Flügelmann,
Erbgesessner Zunft- und Schneidermeister,
Scheue nichts, und zieh euch kühn voran!"—

Sprachs, und reckte fürchterlich die Glieder,
Stieg dann schwitzend von der Bank herab,
Schnallte hastvoll sich die Schuhe wieder,
Und ergriff den knot'gen Feldherrnstab.

Alle drängten sich um ihren Führer
Wie die Bienen um den Weisel her,
Und es trank der große Herzensrührer
Manches Glas zu neuer Stärkung leer.

Rastlos hatte für die Abendstunde
Raps den Tag hindurch mit Weib und Kind
In des Kellers unterird'schem Grunde
Hier ein Glas geschwefelt, dort verdünnt;
Dennoch fand man, statt zufriednen Dankes,
Seinen Landwein ohne Geist und Kraft,
Und den Vorrath seines Gerstentrankes
Für Stieglitzenschmäuse angeschafft.

Doch vor Allen, die zum großen Werke
Jetzt sich stählten in des Gastwirths Haus,
Zeichnete durch seines Durstes Stärke
Sich der Altgesell wie immer aus!
Diesem Durst hat er das Loos zu danken,
Das sich draußen wider ihn verschwor;
Als er, rettungslos gebracht zum Wanken,
Mond und Stern' aus dem Gesicht verlor.

Tief und tiefer war die Nacht gesunken,
Und der Feldherr stellte, stillbemüht,
Die Verschwornen, die sich Muth getrunken,
Seinem Plan gemäß, in Reih und Glied. —
Und nun sei, o Muse, mir gewogen!
Nenne sonder Umschweif und Verzug
Die Beherzten, die zum Kampfe zogen,
Und die Waffen, welche Jeder trug!

Majestätisch an des Heeres Spitze
Prangt im grünkalmanknen Sonntagsrock,
Auf dem linken Ohr die Bibermütze,
Gebhard Bremsel mit dem Knotenstock.
Aber wer erkennt den Windesraschen,
Wer den vielgewandten Schneider mehr?
Spitze Steine füllen ihm die Taschen,
Und ein Sarras folgt ihm, lang und schwer.

Ihm zunächst schließt sich mit dickem Zopfe
Bärenschreck, der Huf- und Grobschmidt, an:
Einen Karpfenkessel auf dem Kopfe,
Und mit steifem Schurzfell angethan.
In den Fäusten schwingt er Keul' und Messer,
Und auf edlen Siegesruhm erpicht,
Blickt dem ungestümen Eisenfresser
Mordlust aus dem rußigen Gesicht.

Auch den Aldermann der Feuerspritzen,
Hänsel Pfiff, sieht man im Zuge gehn!
Stets gerecht stehn seines Hutes Spitzen,
Mag er sie nach Süd und Westen drehn.
Muth und Liquor röthen ihm den Zinken;
Und so trabt er, hurtig und gewandt,
Eine Feuerzange in der linken,
Einen Zaunpfahl in der rechten Hand.

Raps, des Städtchens Gastwirth, trägt, der vierte
Eine Peitsche, die er kurz vorher
Mit betheertem Glasstaub überschmierte:
Wo sie anschnellt, wächst kein Härchen mehr. —
Ihm gesellt mit rostiger Muskete
Sich Hans Hunger, der zur Mittagszeit,
Phantasirend auf der Pfennigs-Flöte,
Haus für Haus der Reihe nach erfreut.

An des Künstlers Seite nimmt ein zweiter,
Gleichgeschätzt im Städtchen, seinen Platz:
Peter Primel, Traum- und Zeichendeuter,
Hoch gelehrt in Kart' und Kaffeesatz!
Jammervoll beschwert mit Magenkrämpfen
Ist er oft, zumal zur Zeit der Nacht;
Wo er dann, die innre Pein zu dämpfen,
Sich vom Bett erhebt und Verse macht!

Eingeweiht in dunkle Künst' und Zeichen
Thut er — kann er des Gespenstes Ohr
Mit den Zauberformeln erst erreichen —
Auch als Geisterbanner sich hervor.
Feuer frißt er, daß die Ohren dampfen,
Gläser kann er auseinander schrein. —
Diesen sieht man kühn den Boden stampfen,
Und mit blanker Holzaxt zornig dräun.

Aufgemuntert durch den Sonntagsbraten,
Den der Feldherr seinem Dienst versprach,
Folget auch, versehn mit Hack' und Spaten,
Fendelbach, der Todtengräber, nach.

Hinter ihm, mit büchnem Rockenträger,
Den er heimlich seinem Weib entwandt,
Schreitet Kiebitz, Schloß- und Kirchenfeger,
Und der Weichselzöpfige genannt.

Blitz und Donner auf der Felbelweste,
Und das Wamms mit Rauchwerk ausgelegt,
Trippelt Buhzel, der am Kirmeßfeste
Ohne Notenblatt den Grundbaß sägt.
Ach, ihm wär' es nimmer zu verdenken,
Hätt' er sich vom Zuge losgesagt;
Doch den Spieß sieht man ihn muthig schwenken,
Trotz der Gicht die seine Glieder plagt.

Auch der Fleischer nimmt, ein halber Heide
Und Gespensterläugner, schuldigst Theil;
Schwer am Gurt hängt ihm die Messerscheide
Und am Arm das blankgeschliffne Beil. —
„Was," so pflegte Stroppel oft zu sagen,
„Von Gespenstern in dem Städtchen spukt,
Sind vielleicht die Kälber von drei Tagen,
Die ihr Sonntags gierig niederschluckt!" —

Eine Trommel mit beschabtem Felle,
Und von melancholisch dumpfem Ton,
Trägt Elias Muff, der Altgeselle,
Schier ergraut in Stroppels Brot und Lohn.
Denn ihn brachte Stroppel mit aus Polen,
Als er einst dahin gezogen war,
Für die Kirmiß Rindvieh einzuholen,
Und sie blieben Freund' auf immerdar.

Nicht auf schlechtem Seitenweg' erschlichen
Ward dies Amt von der bescheidnen Haut;
Nein, durch Stimmenmehrheit ausgeglichen,
Hat man ihm die Trommel anvertraut.
Aber nicht soll ihn der Muth verführen,
Eh man siegreich von dem Schlachtfeld zieht,
Ungestümen Eifers sie zu rühren,
Drum wandelt er im Hinterglied. —

Leuchtend stand der Mond am Himmelsbogen,
Frühlingslüfte spielten lind und kühl,
Und die Tapfern, die bewaffnet zogen,
Nahten mehr und mehr sich ihrem Ziel.
Friedlich aber, vor des Kirchhofs Räumen,
Liegt ein Hügel, der, zur Seidenzucht
Hier und dort bepflanzt mit Maulbeerbäumen,
Schatten beut und vogelfreie Frucht.

Hier ward Halt gemacht. Der Feldherr selber
Stieg hinauf mit raschem Ungestüm,
Und die andern alle, wie die Kälber,
Die den Hirschbock drängen, folgten ihm.
Buhzel selbst, als man an Ort und Stelle
Angelangt, stand in den Vorderreihn;
Auch die Trommel trug der Altgeselle
Unverdroßnen Muthes hinterdrein.

Und wie alles nun hinüberspähet,
Sieh, da springen aus dem Fliederstrauch,
Welcher innen an der Planke stehet,
Die Gespenster ganz nach altem Brauch,
Tummeln erst, den Lauschenden zum Schrecken,
Seltsam auf den Gräbern sich herum,
Klettern emsig auf und ab, und strecken
Endlich in das Gras sich, still und stumm.

Todtenstille herrscht' im Heldenkreise,
Die Gesichter wurden blaß und roth;
Bis der Gastwirth Raps, nach seiner Weise,
Der Versammlung eine Prise bot.
„Riecht ihr's auch?" begann mit hohlem Flüstern
Hänsel Pfiff, der Held mit Zang und Pfahl;
„Man erlebt solch Funkeln und solch Knistern
Wohl sein Tage nicht zum zweiten Mal!"

„Kinder, laßt den Kopf uns nicht verlieren!"
Fiel der Feldherr jetzt mit Unmuth ein;
„Mußt' ich muthvoll euch zum Kampfe führen
Um ein Zeuge eurer Angst zu sein?
Herzhaft müssen wir das Treffen wagen!
Kehren wir zurück in träger Ruh;
Bürger Tiefenbachs! die Weiber schlagen
Uns die Thüren vor der Nase zu!"

„Zieht denn hin, euch Lorbeern zu erstreiten,
Während ich, mit Einsicht und Verstand
Von dem Hügel aus die Schlacht zu leiten,
Hier verharre, Flint' und Spieß zur Hand.

Nicht dem Feldherrn ziemt's mit blindem Wagen
Seine unersetzliche Person
In die Hitze des Gefechts zu tragen;
Darum bleib' ich, wie gesagt, davon." —

Als ihm aber dieses Wort entfallen,
Plötzlich wurden alle Zungen frei.
Diesen sah man wild die Hände ballen,
Jener sprach von Trug und Schelmerei.
Alle sah er wider sich verschworen;
Da ergriff ein edles Zürnen ihn,
Und vor Eifer roth bis an die Ohren,
Sah man ihn der Plank' entgegen ziehn.

Alle folgten im gestrecktem Trabe,
Doch sobald man an der Pforte stand,
Winkte Bremsel mit dem Feldherrnstabe,
Das Gesicht den Seinen zugewandt.
„Jetzt," so sprach er, „laßt uns Rathes pflegen;
Meinen Vorschlag höret allesammt;
Stemmt euch nicht zum zweiten Mal dagegen,
Oder niederleg' ich Stab und Amt!"

„Kinder! laßt nur diesmal mir den Willen!
Siegt man denn durch Keul und Spieß allein?
Mit den Kieseln, die die Taschen füllen,
Kann ich nur von weitem nützlich sein! —
Ueberdies ist mir die Kraft gesunken!
Hätte doch sein saures Lagerbier
Raps, der schnöde Schenkwirth, selbst getrunken!
Denn vor Magenpein vergeh' ich schier!" —

Aber schwer verletzt durch diese Worte
Warf ihn Raps, in seines Zornes Drang,
Dergestalt an die verschloss'ne Pforte,
Daß sie knarrend aus der Angel sprang.
Länger zähmet jetzt der Altgeselle
Die Begierde seines Muthes nicht,
Läßt sie wüthend aus am Trommelfelle,
Daß der Schweiß ihm durch die Glieder bricht.

Und von innen tönt ein dumpfes Heulen,
Grauenvoll ist die Entscheidung nah;
An den Boden sinken Spieß' und Keulen,
Schreckenslaute hört man hier und da!
Bremsel strebt umsonst sich aufzurichten,
Todesangst umnebelt ihm den Sinn;
Und zwei schwarze *Pudelhunde* flüchten
Ueber ihn mit Windesschnelle hin!

Das Traubenkörbchen.

Trauben las die spröde Philippine
An der Mittagswand des Gartenhauses;
Meinte, vor des Lauschers Blick gesichert,
Sich der süßen Beute zu erfreuen,
Und vergaß des Zwangs, mit dem die Mode
Grausam ihre Priesterinnen fesselt.

Aber seitwärts an dem Wiesenbache
Lag ich, wohl versteckt, im hohen Grase,
Weidete gemüthlich Herz und Augen
An dem harmlos ruhigen Geschäfte,
An dem süßen Lächeln ihres Mundes,
An dem holden Ebenmaß der Glieder,
An der leichten Anmuth ihres Wesens.
So vertieft in seliger Beschauung,
Scheut' ich mich, mit leisem Athemzuge
Die geknickten Halme zu bewegen,
Die um Wang' und Stirn' sich häkelnd drängten,
Und erwog im Innern still die Weise,
Wie ich, unbemerkt der Leiter nahend,
Sie erschrecken und versühnen möchte.

Plötzlich trat der Gott des Sonnenwagens,
Hülfreich meinem Wunsch und meinem Trachten,
Aus dem silbernen Gewölk des Himmels;
Sandte, zielend nach dem Weinspaliere,
Glüh'nde Pfeile nach der Bogensenne,
Traf des Nackens hellen Alabaster
Und den Lilienarm der Unbeflorten;
Färbte höher ihre Purpurwange,
Ließ nicht ab mit schelmischer Befehdung,
Bis sie, hüpfend von den glatten Sprossen,
Schleiertuch und Halmentuch zu suchen,
Nach des Geisblatts ferner Laub' enteilte.

Und zu Helios verklärtem Lichte
Stieg mein Dank in froh geweihtem Opfer!
Dem beblümten Lager mich entraffend,
Naht' ich schüchtern mich dem Weingeländer,
Raubte kühn das schöngeflochtne Körbchen,
Das den Lohn enthielt des regen Fleißes;
Nahm den Rückweg durch die Wiesenblumen,
Durch des Baches leichtbespülte Kiesel,
Und erharrte still am Gegenufer,
Wie der Knoten sich entwickeln möge.

Fröhlich kehrte sie; ein muntrer Zephyr
Spielte mit des Busens losem Schleier,
Mit des Hutes fesselfreien Bändern.
Heiter lächelnd brach sie eine Traube,
Wandte niederwärts sich nach dem Körbchen,
Und erblaßte —
„Löse dir die Beute!"
Rief ich kecklich mit erhobner Stimme,
Und das Körbchen in den Lüften schwingend.

Aber zürnend den verwegnen Worten,
Lehnte seitwärts sie sich an die Leiter,
Auf die Traube, die sie frisch gebrochen,
Starr und trotzig ihre Blicke heftend.

„Löse dir die Beute!" rief ich wieder;
„Nur der Schritte funfzehn oder zwanzig,
Und die Opfer nenn' ich dir mit Namen,
Die den süßen Raub zurück erkaufen!"

„„Wohl!"" versetzte sie mit zarter Stimme,
Die melodisch mir das Herz bewegte;
„„Der begehrte Tausch ist leicht zu treffen:
Gib das Körbchen mir und nimm die Trauben!
Der Verlust ist eben zu verschmerzen.""

„Mädchen," unterbrach ich ihre Worte,
„Hart und lieblos klingt, was du geredet!
Denkst du wirklich, in der Willensmeinung
Kam ich her, das Körbchen dir zu geben?
Theurer Lohn gebührt der theuren Mühe!
Also Kuß um Traube: und wir können
Beide, mein' ich, bei dem Tausch bestehen!"

Leicht erröthend sah sie mir ins Auge
Und die Purpurtraub' in ihrer Linken,
Schlich sie scheuen Fußes nah' und näher;
Mich auch hielten jetzt des Baches Wellen
Länger nicht von meinem Glück geschieden;
Munter hüpft ich über seine Kiesel,
Ueber Binsenkraut und Wiesenblumen,
Bis zur Seit ich stand dem holden Kinde;
Setzt' im Lindenschatten drauf mich nieder,
Und begann mit fester Mien' und Stimme:
„Laß uns Rechnung halten, Philippine!"

„„Fein berechnest du den Werth der Waare,""
Rief sie aus in lieblicher Verwirrung,
„„Und im Nu erfahr ich, was ich gelte!
Fertig ist der Ueberschlag des Krämers,
Und sein Ausspruch schmeichelt meinem Stolze.
Also Kuß um Traube! Wär' ich vorschnell
Doch der Kühnen Meinung fast gewesen,
Daß in *einem* Kuß für Korb und Trauben
Die vollkommne Lösung sich bewähre!""

„Wieder nennest du zu Qual und Aerger
Mir das Körbchen!" rief ich ungeduldig,
„Hassenswerth ist mir der Klang des Wortes,
Hassenswerther noch in deinem Munde! —
Scheust du dich, der Neigung süße Zeichen
Abzumessen gegen Traubenpurpur,
So ertheile sie genau und redlich
Nach dem Maße mir, wie ich dich liebe! —
Meiner Sehnsucht bleibt dein Herz verschlossen,
Ungehört verhallten meine Wünsche,
Und der Lenz ging kranzlos mir vorüber.
Soll ich jetzt des Glückes Wink verschmähen? —
Kühne Forderung hegt der kühne Räuber;
Denn ihn schreckt die Flucht des Augenblickes!
Viele Tage faßt der Kreis des Jahres,
Und nur einer winkt zur Traubenlese!"

Sprach's und zog sie herzhaft zu mir nieder,
Theilte dann die zarten Traubenstengel
Heimlich und geschickt mit feinem Nagel,
Daß dem Tausch es nicht an Stoff gebrechen
Und mit klugvermehrter Zahlenreihe
Der Gewinn sich froh verdoppeln möge.

Aber bald verwirrt' im Wechselspiele
Amors Hinterlist uns Herz und Sinnen,
Und die Klarheit wich aus der Entscheidung:
Wer das Pfand verwahrt' und wer es löse.
Der Entbehrung düstren Gram vergessend,
Trieben wir, umglänzt vom Abendgolde,
Tändeleien der beglückten Liebe;
Bis mit lautem Ruf entlang den Hecken
Uns die Mutter aus einander scheuchte.

Johann Preuss,

geboren 1620 zu Guben, studirte Theologie, war Prediger und wurde des Socianismus halber eingekerkert. Er irrte dann lange Zeit in Deutschland umher, lebte in Berlin, Frankfurt a. d. Oder, Selcho u. s. w. und floh endlich nach Polen, wo er auch wahrscheinlich starb.

Er schrieb:

Herzliches Saitenspiel. Frankfurt a. d. Oder, 1657.
Geistlicher Weihrauch. O. O. 1662.
Fastenspeise, kranke Gewissen damit zu erquicken. O. O. 1673.

Innige, warme Andacht, Begeisterung und tiefes, religiöses Gefühl, verbunden mit guter Behandlung der Sprache und Form, zeichnen seine geistlichen Lieder vor denen der Mehrzahl seiner Zeitgenossen rühmlich aus.

Johann Aloys Primisser

ward am 4. März 1796 zu Innsbruck geboren, studirte in Wien, ward daselbst Kustos an dem Münz-, Antiken- und Ambraser Cabinet und starb am 25. Juli 1827, zu früh für die Wissenschaft und seine Freunde.

Außer vielen kleinen Abhandlungen in Journalen ꝛc. besitzen wir von ihm:

Die k. k. Ambraser Sammlung beschrieben. Wien 1820.
Der Heldenbuch in der Ursprache. Berlin 1820—21, 2 Th. 4. Mit F. H. v. d. Hagen.
Der Stammbaum des Hauses Habsburg-Oesterreich. Wien 1820, Fol.
Peter Suchenwirths Werke. Mit Wörterbuch und und historischen Bemerkungen. Ebend. 1827.

P. erwarb sich große Verdienste um die kritische Herausgabe deutscher Werke des Mittelalters, und würde sie gewiß noch sehr erhöht haben, wenn ihm ein längeres Leben verstattet gewesen wäre.

Hermann, Fürst Pückler von Muskau.

Dieser in mehr als einer Hinsicht ausgezeichnete Mann ward am 30. October 1785 zu Muskau in der Lausitz geboren, erhielt seine erste Bildung zu Uhyst, auf dem Pädagogium zu Halle und zu Dessau unter der Leitung eines Hofmeisters, und studirte dann von 1801 bis 1803 Jurisprudenz in Leipzig. Er trat darauf in sächsische Kriegsdienste, avancirte bis zum Rittmeister in der sächsischen Garde und machte später, nach verlangtem Abschiede, eine Reise durch Frankreich und Italien. Nach seiner Heimkehr durch den Tod seines Vaters Erbe der Standesherrschaft Muskau geworden, schuf er aus diesem Besitzthum einen herrlichen Aufenthalt, und trat dann, während des Feldzuges gegen Napoleon im October 1813 als Major in russische Dienste, worauf er dem Herzoge von Sachsen-Weimar, Karl August, als Adjutant beigegeben wurde. Nachdem er sich in diesem Kriege in jeder Hinsicht höchst rühmlich ausgezeichnet hatte, besuchte er England, wo er ein Jahr verweilte, und ging dann nach seinem Stammsitze zurück, den er mit dem feinsten und großartigsten Geschmacke zu verschönern fortfuhr. Im Jahre 1817 vermählte er sich mit der Reichsgräfin von Pappenheim, der Tochter des Fürsten von Hardenberg; diese Ehe ward jedoch 1826 wieder, nach gegenseitiger Uebereinkunft, gelöst. 1822 erhob ihn der König von Preußen in den Fürstenstand. Von 1828 lebte er fast beständig auf Reisen, besuchte England, Frankreich und einen Theil des Morgenlandes und ist erst seit Kurzem wieder aus Aegypten nach Deutschland zurückgekehrt.

Von ihm erschien im Druck:

Gedichte. Berlin 1811, 1. Bd., gr. 8.
Briefe eines Verstorbenen. München 1830—31, 4 Bde.
Tutti Frutti. Stuttgart 1834, 5 Bde.
Semilasso's vorletzter Weltgang, Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Stuttgart 1835.
Einzelne Reiseberichte in der Augsburger Allgemeinen Zeitung u. s. w.

Wie es nicht anders sein konnte, ist der geniale und originelle Reisende eben so heftig angegriffen worden, als er sich eines großen und in mehr als einer Hinsicht gerechten Beifalls erfreute. Von allen Kritikern urtheilt gewiß Menzel (deutsche Literatur Th. IV. S. 322 flgde.) am billigsten und richtigsten von ihm, indem er sagt: Der Fürst von Pückler Muskau vereint mit angeborner Eleganz zugleich die feinste Berücksichtigung aller Tendenzen der Zeit, die ihn aus einem dunkeln, aristokratischen Dasein zu einer glänzenden und doch im strengsten Sinne nur bürgerlichen Rolle herausgedrängt haben, und er weiß der Neuheit dieser Situation jeden Reiz abzugewinnen. Er hat von seinem Stande nur die Comforts, nur den feinen Epikuräismus der schönen Sitten beibehalten, und wenn er auch einmal seiner „Wappenvögel" gedenkt, so ist es doch unpassend, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, denn seine ganze literarische Erscheinung ist weit eher eine Concession, welche die hohe Aristokratie dem Zeitgeist macht, als eine Reclamation. Es ist eine Erscheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbesondere ohne die socialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es ist ein Schlaglicht, aus Frankreich nach Deutschland herübergeworfen, und der Fürst Pückler verhält sich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie Friedrich der Große zum philosophisch gewordenen alten sich verhielt. Daher ist auch der Fürst wieder, wie Friedrich, in seinen Formen französisch. Noch kein Schriftsteller hat sich in deutscher Sprache so französisch auszudrücken gewußt. Es ist nicht allein der

leichte Memoirenton, es ist vorzüglich der noch piquantere Conversationston, gewürzt mit allen Grazien sowohl der Offenheit als der Coquetterie. Die Rücksicht, stets vortheilhaft und liebenswürdig zu erscheinen, ohne Neid zu erregen, zu imponiren, ohne zu verletzen, zu schmeicheln, ohne sich etwas zu vergeben, diese erste Regel echt französischer Geselligkeit geht auch bei Pückler allen andern vor. Wenn er oft, besonders in seinem schönen Werke über England, bei dem Gedanken verweilt, wie die Aristokratie mehr und mehr aus dem politischen Leben herausgedrängt worden, so beweist er selbst, wie das bessere aristokratische Element immerhin seine Herrschaft im socialen Leben zu bewahren berufen sei. Die Aristokratie schöner Sitten wird sich niemals ausrotten lassen, oder immer wieder auf den Trümmern der Gesellschaft sich anbauen. Schon der bloße Reichthum wird immer Vorrechte begründen, und es ist nicht der letzte Vorzug der Schriften des Fürsten Pückler, daß so mancher Reiche darin die Anweisung finden kann, mit Geschmack zu schaffen und zu genießen, und im eigenen Genuß dem Gemeinwesen wenigstens den Tribut der Schönheit abzutragen.

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

Dritter Brief.

London, den 5. October 1826.

Ich habe eine sehr unglückliche Ueberfahrt gehabt. Eine Bouraske, die leidige Seekrankheit, 40 Stunden Dauer statt 20, und zu guter letzt noch das Festsitzen auf einer Sandbank in der Themse, wo wir 6 Stunden verweilen mußten, ehe uns die Fluth wieder flott machte, waren die unangenehmen Evénements dieser Reise.

Ich weiß nicht, ob ich früher (es sind 10 Jahre, seit ich England zum letztenmal verließ) Alles mit verschönernden Augen ansah, oder meine Einbildungskraft seitdem, mir unbewußt, das entfernte Bild sich mit reizenderen Farben ausmalte — ich fand diesmal alle Ansichten, die wir von beiden Ufern erhielten, weder so frisch noch pittoresk als sonst, obgleich zuweilen doch herrliche Baumgruppen und freundliche Landsitze sichtbar wurden. Auch hier verstellt, wie im nördlichen Deutschland, das Lauben der Bäume gar oft die Landschaft, nur daß ihre Menge in den vielfachen Hecken, die alle Felder umgeben, und die Rücksicht, daß man ihnen wenigstens die äußersten Kronen und Wipfel läßt, den Anblick weniger trostlos machen, wie z. B. in dem sonst so schönen Schlesien.

Unter den Passagieren befand sich ein Engländer, der erst kürzlich aus Herrnhut zurückkehrte und auch das Bad von M.... besucht hatte. Es divertirte mich sehr, ungekannt von ihm, seine Urtheile über die dortigen Anlagen zu hören. Wie der Geschmack verschieden ist und man daher bei nichts verzweifeln darf, kannst Du daraus abnehmen, daß dieser Mann jene düstern Gegenden ungemein bewunderte, blos wegen der Immensität ihrer „evergreen woods,“ womit er die endlosen monotonen Kieferwälder meinte, die uns so unerträglich vorkommen, in England aber, wo die Kiefern mühsam in den Parks angepflanzt werden, obgleich sie in der Regel schlecht gedeihen, eine sehr geschätzte Seltenheit sind. Ein Amerikaner war sehr entrüstet, bei dieser elenden Ueberfahrt seekrank geworden zu sein, während er es von Amerika nach Rotterdam nie gewesen, und ein Plantagenbesitzer aus Demerary, der beständig fror, jammerte daneben noch mehr über die unpolitische Aufhebung des Sclavenhandels, der, wie er meinte, bald den gänzlichen Ruin der Colonien herbeiführen müßte, denn, sagte er: Ein Sclave oder Inländer arbeitet nie, wenn er nicht muß, und um zu leben, braucht er nicht zu arbeiten, da das herrliche Land und Klima ihm von selbst Nahrung und Obdach liefert. Europäer aber können bei der Hitze nicht arbeiten, es bleibt also nichts übrig, als die Alternative: Kolonien mit Sclaven, oder keine Kolonien. Dies wisse man auch recht gut, habe aber ganz andere Zwecke bei der Sache, die sich blos hinter der Etalage von Menschenliebe (dies waren seine Worte) zu verstecken suchten. Die Sclaven, behauptete er übrigens, würden schon des eignen Vortheils der Herren wegen weit besser behandelt, als z. B. die irländischen Bauern, und er habe früher in Europa gar oft auch Dienstboten weit schlimmer traktiren gesehn. Eine Ausnahme hie und da möge vorkommen, sie käme aber beim Ganzen nicht in Betracht u. s. w. Ich suchte das Gespräch von dem für Menschenfreunde so schmerzlichen Gegenstand abzuleiten und ließ mir dagegen von ihm das Leben Guyanas und die Pracht seiner Urwälder beschreiben, eine weit interessantere Unterhaltung, die mich fast mit einer Art Heimweh nach jenen Naturwundern erfüllte, wo Alles herrlicher, nur der Mensch niedriger ist.

Das lächerliche Element unserer Fahrt war eine englische Dame, die mit seltener Volubilität und bei jeder Gelegenheit französische Conversationen anzuknüpfen suchte. Nicht mehr im blühendsten Alter, wußte sie diesem Fehler, selbst auf dem Schiffe, durch die sorgfältigste Toilette abzuhelfen, und einer der Passagiere behauptete sogar, sie habe „a crack“ im Nacken, eine neuerfundene Art Schraube, durch welche die Runzeln aufgewunden werden. Als wir spät am Morgen Alle mehr oder weniger elend auf dem Verdeck erschienen, war sie schon im eleganten Negligée dort etablirt, und erwiederte auf meine Klagen lustig in ihrem breiten Dialekt: „Comment, comment, vous n'avez pas pû dormir? moi parfaitement, très comfortable, j'étais tres chaudement couché entre deux matelots, et je m'en porte à merveille,“ — „Madame,“ sagte ich, „on conçoit que vous ne craignez pas la mer.“

Mitten in der zweiten Nacht ankerten wir an der Londoner Brücke, der fatalste Umstand, der Einem hier begegnen kann, weil man dann, wegen der Strenge der Duanen, vor der Visitation seiner Sachen nichts mit sich vom Schiffe nehmen darf, die Bureaus aber nicht vor 10 Uhr früh geöffnet werden. Da ich meine deutschen Diener nicht mit Wagen und Effekten allein lassen mochte, und eben so vernachlässigt hatte, mir Quartier zu bestellen, als mich durch den Gesandten von der Visitation zu befreien, so war ich genöthigt, fast wie ich ging und stand, die Nacht in einer elenden Matrosen-Taverne am Ufer zuzubringen, fand aber am Morgen, wo ich bei der Untersuchung meiner Sachen gegenwärtig war, auch hier den selten trügenden goldnen Schlüssel sehr wirksam, um mir langes Warten und Weitläufigkeiten zu ersparen. Selbst ein paar Dutzend französische Handschuhe, die in aller Unschuld bei meiner Wäsche oben auf lagen, schienen durch meine Guinee unsichtbar geworden zu sein, denn Niemand bemerkte sie.

So schnell als möglich eilte ich aus der schmutzigen City mit ihrem Ameisengetümmel herauszukommen, mußte aber noch eine halbe Station weit mit Postpferden fahren, ehe ich in das westend of the town gelangte, wo ich in meiner frühern Wohnung im Clarendon Hotel abtrat. Mein alter Wirth, ein Schweizer, hatte zwar unterdeß England mit einem andern, bis jetzt noch unbekannten Lande vertauscht, der Sohn aber seine Stelle eingenommen, und dieser empfing mich mit aller der ehrerbietigen Sorgfalt, welche die englischen Gastwirthe, und überhaupt hier alle diejenigen, welche vom Gelde Anderer leben, auszeichnet. Auch erwies er mir sogleich einen wahren Dienst, denn, kaum eine Stunde ausgeruht, ward ich gewahr, daß ich im Trouble der Nacht einen Beutel mit 80 Sovereigns im Commodenfache meiner Schlafstube vergessen hatte. Monsieur Jaquier, der das englische Terrain zu gut kannte, zuckte die Achseln, sandte jedoch ohne Verzug einen Vertrauten zu Wasser ab, um wo möglich das Verlorne wiederzubringen. Die Unordnung, welche in jenem elenden Gasthofe der Vorstädte herrschte, kam mir zu statten. Unser Bote fand die Stube noch unaufgeräumt, und, zur vielleicht unangenehmen Ueberraschung der Hausleute, den Beutel unberührt an der bezeichneten Stelle.

London ist jetzt so todt an Eleganz und fashionablen Leuten, daß man kaum eine Equipage vorüberfahren sieht, und von aller beau monde nur einige Gesandten gegenwärtig sind. Dabei ist die ungeheure Stadt voller Schmutz und Nebel, und die macadamisirten Straßen einer ausgefahrenen Landstraße ähnlich, denn das alte Pflaster ist in diesen herausgerissen worden und durch Granitstückchen, mit Kies ausgefüllt, ersetzt, die zwar ein sanfteres Fahren gewähren und den Lärm dämpfen, im Winter aber auch die Stadt in einen halben Sumpf verwandeln. Ohne die vortrefflichen Trottoirs müßte man, wie in den Landes bei Bordeaux, auf Stelzen gehen. Auch tragen die gemeinen Engländerinnen etwas Aehnliches von Eisen an ihren großen Füßen.

Durch die neue Regents-Straße Portland-Place und den Regents-Park hat die Stadt indeß sehr gewonnen. Sie sieht nun erst in diesem Theile einer Residenz ähnlich, nicht mehr wie sonst einer bloßen unermeßlichen Hauptstadt für shopkeepers, nach weiland Napoleons Ausdruck. Obgleich der arme Herr Nash (ein einflußreicher Architekt des Königs, von dem diese Meliorationen hauptsächlich herrühren) so übel von manchen Kunstkennern mitgenommen wird, und auch nicht zu läugnen ist, daß in seinen Gebäuden alle Style unter einander geworfen worden und das Gemengsel oft mehr barock als genial erscheint, so ist ihm doch meines Erachtens die Nation vielen Dank dafür schuldig, so riesenmäßige Pläne zur Verschönerung ihrer Hauptstadt gefaßt und durchgeführt zu haben. Das Meiste ist übrigens noch in petto, wird aber bei der allgemeinen Bauwuth und dem vielen Gelde der Engländer gewiß schnell in's Leben

treten. In die Details muß man freilich nicht zu streng einge- hen. So ist der Regentstret zum point de vüe dienende Thurm, der in einer Nagelspitze endet, und bei welchem Körper und Dach um Anfang und Ende zu streiten scheinen, eine seltsame architektonische Mißgeburt, und nichts ergötzlicher, als die darauf gemachte Carricatur, wo man Herrn Nash (ein sehr kleiner, verschrumpelt aussehender Mann) gestiefelt und gespornt, äußerst ähnlich abconterfeit und auf oben erwähnter Spitze reitend, an- gespießt sieht, mit der Unterschrift: National taste (wird aus- gesprochen: Nashional).

Man könnte viele ähnliche Abnormitäten anführen. So sind unter andern an einem Balkon, der den größten Pallast am Regents-Park ziert, vier plattgedrückte Gestalten an die Wand gequetscht, deren Bedeutung ein Räthsel bleibt. Ihr Co- stüme gleicht einer Art Schlafrock, woraus man wenigstens schlie- ßen kann, daß Menschen damit gemeint sind. Vielleicht sind es Embleme für ein Lazareth, denn diesen scheinbaren Pallästen ist, wie denen in Potsdam, auch nur Einheit und Ansehen durch die Façaden gegeben, eigentlich bilden sie eine Menge schmaler Häu- ser, die zu allerlei Gewerbs- und andern Zwecken, wie hundert verschiedenen Eigenthümern zur Wohnung dienen.

Tadellos ist dagegen die, auch von Herrn Nash ausgehende ländliche Anlage in diesem Park, vorzüglich die Wasserpartie. Hier hat die Kunst das schwere Problem völlig gelöst, in schein- bar frei wirkender Natur nicht mehr bemerkt zu werden. Man glaubt einen breiten Fluß weit hin durch üppig bebuschte Ufer in die Ferne strömen und dort sich in mehrere Arme vertheilen zu sehen, während man doch nur ein mühsam ausgegrabnes, stehendes und beschränktes, aber klares Wasser vor sich hat. Eine so reizende Landschaft wie diese, mit hervorragenden Hügeln in der Ferne und umgeben von einem Meilen langen Circus pracht- voller Gebäude, ist gewiß eine der Hauptstadt der Welt wür- dige Anlage, und wird, wenn die jungen Bäume erst alte Rie- sen geworden sind, wohl kaum irgendwo ihres Gleichen finden. Viele alte Straßen wurden, um alles dieses zu schaffen, wegge- rissen, und seit 10 Jahren mehr als 60,000 neue Häuser in die- ser Gegend der Stadt aufgebaut. Es ist, wie mich dünkt, eine besondere Schönheit der neuen Straßen, daß sie zwar breit sind, aber nicht durchaus in schnurgerader Linie gehen, sondern, wie die Wege in einem Park, zuweilen Biegungen machen, die ihre sonst nicht zu verhindernde Einförmigkeit unterbrechen. Erhält London noch Quais und wird die Paulskirche frei gemacht, wie der talentvolle Obrist Trench projektirt hat, so wird sich keine Stadt an Pracht mit ihr messen können, wie sie schon jetzt jede andere an Größe übertrifft.

Unter den neuen Brücken steht die Waterloobrücke oben an, bei der die Unternehmer jedoch 300,000 L. St. verloren haben sollen. 1,200 Fuß lang und mit einem gediegnen Geländer aus Granit versehen, dabei fast immer verhältnißmäßig einsam, bie- tet sie einen anmuthigen Spaziergang dar, mit den schönsten Flußaussichten auf ein stolzes Gemisch von Pallästen, Brücken, Schiffen und Thürmen, insofern nämlich der Nebel solche zu sehen gestattet. Die Vorrichtung, welche hier stattfindet, die Einnehmer des Brückengeldes zu controliren, war mir neu. Der eiserne Dreher, durch den man gehen muß und der die gewöhn- liche Kreuzesform hat, ist so eingerichtet, daß er nur ein Vier- tel des Cirkels jedesmal weicht, gerade so viel als nöthig ist, um eine Person hindurch zu lassen, und in demselben Augen- blick, wo er in diese Viertelwendung einschlägt, fällt durch einen Mechanismus unter der Brücke eine Marke in einen verschlossenen Behälter. Eine ähnliche Vorrichtung findet sich daneben für die Wagen, und die Eigenthümer brauchen daher nur Abends die Marken nachzuzählen, um genau zu wissen, wie viel Fußgänger und Pferde täglich über die Brücke passirt sind. Man zahlt ei- nen Penny für den Fußgänger und drei Pence für ein Pferd, wobei man auf 300 L. St. tägliche Einnahme gerechnet hatte; diese übersteigt jedoch selten 50.

Den 7. October.

Was Dich hier sehr ansprechen würde, ist die ausnehmende Reinlichkeit in allen Häusern, die große Bequemlichkeit der Meubeln, die Art und Artigkeit der dienenden Klassen. Es ist wahr, man bezahlt alles, was zum Luxus gehört (denn das blos Nothwendige ist im Grunde nicht viel theurer als bei uns) sechsfach höher, man findet aber auch sechsfach mehr comfort dabei. So ist auch in den Gasthöfen alles weit reichlicher und im Ueberflusse, als auf dem Continent. Das Bett z. B., wel- ches aus drei übereinander gelegten Matratzen besteht, ist groß genug, um zwei bis drei Personen darauf Platz zu geben, und sind die Vorhänge des viereckigen Betthimmels, der auf starken Mahagonysäulen ruht, zugezogen, so befindest Du Dich wie in einem kleinen Cabinet, ein Raum, wo in Frankreich Jemand ganz bequem wohnen würde. Auf Deinem Waschtische findest Du nicht blos eine ärmliche Wasser-Bouteille mit einem einzi- gen Fayence oder silbernen Krug und Becken nebst einem lang- gedehnten Handtuche, wie Dir in deutschen und fränkischen Ho- tels und selbst in vielen Privathäusern geboten wird, sondern statt dessen wahre kleine Wannen von chinesischem Porcellain, in die man den halben Leib ohne Mühe tauchen könnte, darüber Ro- binets, die im Moment jede beliebige Wasserfluth liefern; ein halbes Dutzend breite Servietten, eine Menge große und kleine Kristallflaschen, einen hohen Stellspiegel, Fußbecken ꝛc., ohne die andern anonymen Bequemlichkeiten der Toilette in eleganter Gestalt zu erwähnen. — Alles präsentirt sich so behaglich vor Dir, daß Dich sofort beim Erwachen eine wahre Badelust an- wandelt. Braucht man sonst etwas, so erscheint auf den Ruf der Klingel entweder ein sehr nett gekleidetes Mädchen mit einem tiefen Knix, oder ein Kellner, der in der Tracht und mit dem Anstand eines gewandten Kammerdieners respectvoll Deine Be- fehle entgegen nimmt, statt eines ungekämmten Burschen in ab- geschnittener Jacke und grüner Schürze, der mit dummdreister Zuthätigkeit Dich fragt: Was schaffen's, Ihr Gnoden? oder: Haben Sie hier jeklingelt? und dann schon wieder herausläuft, ehe er noch recht vernommen hat, was man eigentlich von ihm wollte. Gute Teppiche decken den Boden aller Zimmer, und im hellpolirten Stahlkamin brennt ein freudiges Feuer, statt der schmutzigen Bretter und des rauchenden oder übelriechenden Ofens in so vielen vaterländischen Gasthäusern. Gehst Du aus, so findest Du nie eine unsaubere Treppe, noch eine so spärlich er- leuchtete, wo nur gerade die Dunkelheit sichtbar wird. Im gan- zen Hause herrscht überdies Tag und Nacht die größte Ruhe und Decenz, und in vielen Hotels hat sogar jedes geräumige Logis seine eigene Treppe, so daß man mit Niemand Andern in Berührung kommt. Bei Tische gewährt man dem Gaste eine gleiche Profusion weißer Tischwäsche und glänzend geputzter Be- stecke, nebst einer wohl furnirten plat de menage und einer Ele- ganz der Anrichtung, die billiger Weise nichts zu wünschen übrig läßt; die Dienerschaft ist stets da, wenn man sie braucht, und drängt sich doch nicht auf, der Wirth selbst aber erscheint ge- wöhnlich beim Anfang des Dinés, um sich zu erkundigen, ob man mit Allem zufrieden sei, kurz man vermißt in einem guten Gasthofe hier nichts, was der wohlhabende gereiste Privatmann in seinem eignen Hause besitzt, und wird vielleicht noch mit mehr Aufmerksamkeit bedient. Freilich ist die Rechnung dem angemes- sen, und auch die Waiters müssen ziemlich eben so hoch wie eigne Diener bezahlt werden. In den ersten Hotels ist ein Kell- ner, für seine Person allein, mit weniger als zwei Pfund Trink- geld die Woche durchaus nicht zufrieden. Die Trinkgelder sind überhaupt in England mehr als irgendwo an der Tagesordnung, und werden mit seltner Unverschämtheit selbst in der Kirche ein- gefordert.

Ich besuchte heute einige Bazars, die seit den letzten Jah- ren immer mehr überhand nehmen und den Käufern viel Be- quemlichkeit darbieten. Der sogenannte Pferde-Bazar ist im größten Maßstabe erbaut und versammelt täglich eine sehr bunte Menge. Er nimmt mehrere weitläufige Gebäude ein, wo in endlosen langen Gallerien und Sälen zuerst viele Hunderte von Wagen und Geschirren aller Art, neue und alte (aber auch die letztern wie neue aufgefrischt), fast zu allen Preisen ausge- stellt sind. In andern Zimmern werden Porcellain-Waaren, Putz, Kristall, Spiegel, Quincaillerie, Spielsachen, sogar tro- pische Vögel und Schmetterlings-Sammlungen ꝛc. feil geboten, bis man endlich in der Mitte des Etablissements in die Zimmer eines Kaffeehauses gelangt, mit einer rund um einen freien Platz laufenden Glasgallerie. Hier sieht man, während man gemäch- lich (freilich in sehr gemischter Gesellschaft) frühstücken kann, eine Menge Pferde vorführen und verauctioniren, die in zahl- reichen Ställen daneben stehen, wo sie sehr gut gewartet wer- den, und wo auch für eine voraus bestimmte Vergütung, Jeder, der verkaufen will, die seinigen hinsenden kann. Wenn ein sol- ches Pferd vom Auctionator garantirt wird (warranted sound) so kann man es ziemlich sicher kaufen, da die Eigenthümer der Anstalt dafür einstehen müssen; das Beste findet man allerdings hier in der Regel nicht, aber gewiß das Wohlfeilste, und für Manchen hat dies auch sein Gutes, noch mehr vielleicht die große Bequemlichkeit, sich alles Nöthige im Augenblick an dem- selben Orte verschaffen zu können. Dergleichen Bazars giebt es, wie gesagt, schon eine Menge, und sie sind wohl eine kleine Promenade werth. Ueberdies macht das bequeme Gehen auf den vortrefflichen Londoner Trottoirs, die bunten fortwährend wech- selnden Bilder in den Straßen und die vielen reichen Läden, welche die meisten zieren, die Spaziergänge in der Stadt, be- sonders bei Abend, für den Fremden sehr angenehm.

Außer der glänzenden Gasbeleuchtung sind dann vor den vielen Apothekerläden große Glaskugeln von tiefrother, blauer und grüner Farbe aufgehangen, deren prachtvolles Licht Meilen weit gesehen wird und oft zum Leitstern, aber auch zuweilen zum Irrstern dient, wenn man unglücklicher Weise eines mit dem andern verwechselt.

Auch unter den Buden ziehen vor allen diejenigen die Augen auf sich, worin das schöne englische Kristall verkauft wird. Aechte Diamanten können fast nicht blendender glänzen, als die weithin strahlenden Sammlungen einiger dieser Fabrikanten. Ich sah dort auch einige Gegenstände in rosenrothem und andern farbigem Glase gearbeitet, doch wundert es mich, daß man die Formen noch immer so wenig verändert. So sind die Kronleuchter immer gleich monoton, und doch sollte ich denken, daß dergleichen, z. B. in Sonnengestalt mit ausgehenden Strahlen, oder als Blumenbouquets, statt der gewöhnlichen Kronenform, und eben so Wandleuchter in bunten Farben, wie Bijoux von farbigen Edelsteinen behandelt, bei übereinstimmender (vielleicht orientalischer) Zimmerverzierung, noch bisher ganz ungesehene und überraschende Effekte hervorbringen müßten.

In andern Buden sieht man mit großem Interesse alle Instrumente neuer Argikultur und Mechanik, von gigantischen Säemaschinen und Rodeapparaten zum Ausreißen alter Bäume, bis zur kleinen Gartenscheere herab, in weiten Lokalen fertig aufgestellt, Alles mit einer gewissen Zierlichkeit arrangirt, die selbst bei den Fleischern, Fisch- und Kartoffelhändlern noch anzutreffen ist. Auch die Läden der Eisenmeubel und Lampenverkäufer verdienen gar wohl eine Besichtigung, da sie Neues und Nützliches in Menge darbieten: was man nicht leicht auf dem übrigen Continent, weder in gleicher Fülle noch Zweckmäßigkeit, zu sehen bekommt. Der Reisende aber, der sich immer blos auf die Salons und seines Gleichen beschränken, und auch nur, so zu sagen, vornehme Merkwürdigkeiten besehen will, bleibe besser zu Hause.

Ich beschloß den heutigen Tag mit einer Spazierfahrt nach Chelsea, dem Invalidenhause der Landtruppen, wo man sich innig freut, die alten Krieger wohl gepflegt einen Pallast und sorgfältig gehaltenen Garten mit den schönsten kurz gemähten bowling greens und hohen Kastanienalleen bewohnen zu sehen, dessen ein kleiner Souverain sich nicht zu schämen hätte. Ich speiste dann um 8 Uhr beim O. Gesandten zu Mittag, ein Diné, daß sich außer der Liebenswürdigkeit des Hausherrn, noch durch ächten Metternich-Johannisberger auszeichnete, für welchen Nektar wenigstens auch der eingefleischteste Liberale dem großen Minister Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß. Ich fand dort Deinen Freund B., den vierzigjährigen Jüngling, der mir viele Empfehlungen an Dich auftrug. Er ist immer noch der Alte und unterhielt mich lange von seiner Toilette, wobei er versicherte, daß er hier vor Langerweile entsetzlich mager geworden sei, nur an einer Stelle finde ihn sein Schneider bedeutend stärker, nämlich da, wo er seit einem Monat falsche Waden trage.

Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich Dir über die hiesige Gesellschaft nicht viel sagen kann, bis ein längerer Aufenthalt und „die season" mich befähigt hat, etwas ausführlicher davon zu sprechen. So lange London, hinsichtlich der großen Welt, einem Palmyra an Einsamkeit gleicht, werde ich mich mit der Beschreibung der Lokalitäten begnügen, die mir zufällig, oder denen ich absichtlich in den Weg komme.

Den 10. October.

Vor einigen Tagen benützte ich ein etwas helleres Wetter, um Chiswick, eine Villa des Herzogs von Devonshire, zu besuchen, die für die eleganteste Anlage dieser Art in England gilt, und die ich vor mehreren Jahren nur oberflächlich bei einem Feste, das der Herzog gab, gesehen hatte. Die Gemälde konnte ich auch diesmal nicht betrachten, weil ein Gast das Haus bewohnte. Im Garten fand ich viel verändert, aber kaum zum Vortheil, denn es herrscht jetzt eine Mischung von Regelmäßigem und Unregelmäßigem darin, die einen widrigen Effect hervorbringt. Ueberhaupt ist an mehreren Orten die häßliche Mode in England eingerissen, den pleasure ground fast überall nur mit einzelnen, fast reihenweise gestellten seltnen Bäumen zu bepflanzen, was den Rasenstücken das Ansehen von Baumschulen giebt. In den Strubs beschneidet man die Sträucher rund umher, damit sie ja den Nebenstrauch nicht berühren können, reinigt täglich die Erde darum sorgfältig und führt die Rasenkanten in steifen Linien, so daß man mehr schwarzen Boden als grünes Laub sieht und die freie Schönheit der Naturformen ganz verdrängt wird.

Nur Herr Nash geht bei seinen Anlagen von einem ganz andern Princip aus, und die neuen Gärten des Königs bei Buckinghamhouse sind wahre Muster für den Pflanzer in dieser Hinsicht.

Was den Gärtner in England am meisten begünstigt, ist das milde Klima. Der Kirsch- und portugiesische Lorbeer, Azalien, Rhododendron erfrieren nie und geben Winter und Sommer den herrlichsten, üppig wachsenden Unterbusch, reiche Blüthen und Beeren.

Magnolien werden selten bedeckt und selbst Camelien überwintern an geschützten Stellen unter einer bloßen Bastdecke. Auch der Rasen behält den ganzen Winter hindurch eine schöne Frische, ja er ist in dieser Jahreszeit in der Regel weit schöner und dichter als im Sommer, wo ich mich erinnere, ihn bei dürrem Wetter oft noch schlechter als in der Mark gesehen zu haben, jetzt im Herbst ist aber die ganze Vegetation gerade in ihrer üppigsten Pracht.

Eine schöne Wirkung macht in Chiswick ein einzelner hoher Baum vor dem Hause, dessen Stamm man bis an die Krone glatt aufgeputzt hat und unter welchem man nun den ganzen Garten und einen Theil des Parks übersieht, ein guter Wink für Landschaftsgärtner, den ich Dir in M. zu benutzen rathe. Die hiesigen Cedernalleen (welcher Baum bei uns leider auch nicht im Freien gedeiht) sind berühmt und erreichen die Größe alter Tannen. Auch colossale Taxushecken bekunden, wie lange dies Besitzthum schon gepflegt wurde, und die neuen Gewächs- und Treibhäuser empfehlen den guten Geschmack ihres jetzigen Besitzers besser als der pleasure ground. Sonderbar ist es, daß nirgends in England die Orangenbäume zu irgend einer bedeutenden Größe zu bringen sind. Auch hier ist dieser Theil der Gärtnerei nur sehr mesquin, dagegen die Blumengärten noch immer reich blühen. Die Blumenbeete waren ebenfalls so sparsam bepflanzt, daß jede einzelne Staude frei sich ausbreiten konnte, ausgenommen diejenigen Beete, wo nur eine Blumensorte cultivirt wird. In diesem Falle sucht man das Ganze so voll als möglich zu erhalten, und diese letzteren sind daher auch bei weitem die schönsten. Ich sah in den Treibhäusern hier zum erstenmale die große Providence-Ananas, welche Exemplare bis zu 12 Pfund Gewicht liefert. Eine kleine Menagerie ist mit Chiswick verbunden, wo ein zahmer Elephant allerlei Kunststücke macht und sich auf einem weiten Rasenplatze sehr ruhig von jedem Neugierigen reiten läßt. Sein Nachbar ist ein Lama und weit unsanfterer Natur. Die Waffe desselben besteht in einem äußerst übelriechenden Speichel, mit dem es mehrere Ellen weit diejenigen, welche es necken, anspuckt, und dabei so richtig trifft und so schnell und plötzlich auf seinen Gegner losspringt, daß man nur mit vieler Mühe der zugedachten Ladung entgeht.

Leider hat Chiswick nur stehendes und schlammiges Wasser, was zuweilen so austrocknet, daß der Elephant bei starkem Durst den Rest aussaufen könnte.

Durch eine Reihe lieblicher Villen und Landhäuser aller Art, unter dem Getümmel von Reitern, Landkutschen, Reisewagen und Kohlenkarren mit Riesenpferden bespannt, dazwischen mit gelegentlichen schönen Aussichten auf die Themse, langte ich nach einer Stunde raschen Fahrens wieder bei Hydeparkcorner an und begrub mich von Neuem in das Labyrinth der unermeßlichen Stadt.

Den andern Tag besuchte ich die City mit meinem Lohnbedienten, einem Schweizer, der Aegypten, Syrien, Sibirien und Amerika bereist, ein russisches Postbuch herausgegeben, die erste Nachricht von der Einnahme Hamburgs durch Tettenborn, nebst einem Kosacken in natura, nach London gebracht, und zuletzt Napoleons Krönungsanzug in Paris erstanden und hier für 5 Schilling Eintrittsgeld gezeigt hat, dabei geläufig die meisten europäischen Sprachen spricht und also mit einer halben Guinee täglich nicht zu theuer bezahlt wird. Auch als Arzt ist er zu gebrauchen, denn er hat auf seinen Reisen so viel Arcana und Recepte gesammelt, daß er wundervolle Hausmittel für jedes Uebel, und überdem, wie er behauptet, noch tausend verschiedene Punschrecepte besitzt. Geführt von diesem Universalgenie, betrat ich zuerst die Börse, the Royal Exchange.

An andern Orten hat die Börse gewöhnlich nur ein kaufmännisches Ansehen, hier durchaus ein historisches. Die imposanten Statuen englischer Herrscher rund umher, unter denen sich Heinrich VIII. und Elisabeth besonders auszeichnen, wie die alterthümliche und würdige Bauart, erwecken poetische Gefühle, denen der Gedanke eines so unermeßlichen Welthandels, dessen Hauptplatz London ist, eine noch tiefere Bedeutung giebt. Die Menschen jedoch, die das Gemälde beleben, ziehen Einen bald wieder in das Reich des Alltäglichen hinab, denn hier leuchtet Eigennutz und Interesse zu lebhaft aus jedem Auge, so daß in dieser Hinsicht der Ort wie die ganze City einen fast unheimlichen Anblick darbietet, der dem rast- und trostlosen Gewühle verdammter Geister nicht ganz unähnlich erscheint.

Der große Hof der Börse wird von bedeckten Arcaden umgeben, wo Inschriften den Kaufleuten aller Nationen ihren Versammlungsort anweisen. In der Mitte des Hofes steht eine Statue Karls II., der den Pallast erbaute. Sie drückt in Haltung und Geberde ganz den Mann aus, wie ihn die Geschichte beschreibt, nicht schön, aber doch nicht ohne Grazie, und mit einem festgewurzelten Leichtsinn in den wie zum Spott halb gravitätischen Zügen, den nichts bessern kann, weil er aus Mittelmäßigkeit entspringt, und daher auch aus diesem König einen eben so liebenswürdigen und sorglosen Roué, als schlechten Re-

genten machte. In Nischen, die rund um den zweiten Stock angebracht sind, stehen die Büsten anderer Herrscher Englands. Ich hatte schon die Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth genannt. Sie würden auch ohne die sich ihnen beimischende Erinnerung auffallen. Heinrich fett und behaglich und so zu sagen gemüthlich grausam aussehend, Elisabeth männlich großartig und doch auch weiblich boshaft. Die Büsten sind gewiß nach den besten Holbeinischen Gemälden gemacht. In diesem Stocke befindet sich das berühmte Lloyd's Coffeehouse, das schmutzigste Lokal dieser Art in London, dem man es nicht ansieht, daß hier täglich über Millionen verhandelt wird. Doch sind offenbar mehr Papier und Federn, als Erfrischungen sichtbar.

Nahe dabei ist das schöne und ungeheure Gebäude der Bank von England, mit einer Menge großer und kleiner Säle, die größtentheils von oben beleuchtet und zur Aufnahme der verschiedenen Comptoirs bestimmt sind. Hunderte von Clerks arbeiten hier neben einander und führen mechanisch die kolossalen Geschäfte, bei denen das nil admirari dem ohnedies gern bewundernden armen Deutschen oft schwer werden mag, besonders wenn er im Ballion office, wo die Lingots aufbewahrt werden, die Goldhaufen und Silberfässer anstaunt, die ihm die Schätze der Tausend und einen Nacht zu realisiren scheinen.

Von hier begab ich mich nach dem Rathhause, wo eben der Lord-Mayor, dermalen ein Buchhändler, der aber in seinem blauen Mantel mit goldner Kette gar nicht übel repräsentirte und einen ganz monarchischen Anstand anzunehmen wußte, Recht sprach. Ich glaube nicht, daß er sich dabei schlechter wie ein Justizbeamter aus der Affaire zog; denn seit Sancho Pansa's Zeiten ist es bekannt, daß der gesunde Menschenverstand das Rechte nicht selten richtiger erkennt, als die durch zu viele scharfgeschliffene Brillengläser übersichtig gewordene Wissenschaft, so wie ich auch, in Parenthese gesagt, das Kunsturtheil eines gebildeten natürlichen Sinnes in der Regel dem eines Antiquaren vorziehe, der durch den Namen, oder eines Selbstkünstlers, der durch die besiegten Schwierigkeiten am meisten bestochen wird.

Der Schauplatz hier war nur ein mittelmäßiges Zimmer, zur Hälfte mit dem niedrigsten Pöbel gefüllt. Es handelte sich um das häufigste Thema in England, einen Diebstahl, und da der Sünder, welcher eben so gelassen als ennuyirt schien, nach geringem Zögern gestand, so hatte das Drama schnell ein Ende.

Und weiter wandelten wir fort in der tumultuarischen City, wo man wie ein Atom verloren gehen kann, wenn man nicht gehörig rechts und links aufpaßt, um weder von einer dem Trottoir zu nahe kommenden Cabrioletgabel aufgespießt, noch von einem einbrechenden und umstürzenden Diligencegebäude erdrückt zu werden, und gelangten abermals zu einem höchst dunkeln und unansehnlichen Kaffeehause, Garroways Coffeehouse genannt, wo in einem elenden Lokale Landgüter und Palläste, oft Hunderttausende an Werth, täglich versteigert werden. Wir setzten uns ganz ernsthaft dazu hin, als wären wir sehr begierig, ähnliche Acquisitionen zu machen, und bewunderten die ungemeine Liebenswürdigkeit und fast unglaubliche Geschicklichkeit des Auctionators, die Kauflust bei seinem Auditorium zu erregen. Er zeigte sich in zierlicher schwarzer Kleidung und Perücke und stand wie ein Professor auf dem erhabenen Catheder. Ueber jedes Gut hielt er eine allerliebste Rede, die er nicht ermangelte mit vielfachen Späßen zu würzen und jeden Gegenstand dabei so unwiderstehlich anzupreisen, daß der Unbefangene darauf hätte schwören mögen, Alles ginge hier für das unverantwortlichste Spottgeld weg.

Mein Lohnlakay erzählte mir, daß dieser berühmte Auctionator vor einiger Zeit in einen unangenehmen Prozeß verwickelt worden sei. Er hatte nämlich ein Landgut ungemein wegen des romantischen hanging wood in seiner Nähe gepriesen, eine Holzart, die sehr beliebt in England ist und worunter gewöhnlich Trauerweiden, Trauerbirken, Hängeäschen, Fichten u. s. w. verstanden werden. Ein Käufer ließ sich hierdurch zur Erstehung verleiten; denn es ist eigenthümlich englisch, daß fast alle Käufe, die hier gemacht werden, ohne eigne Besichtigung des ausgebotenen Ortes stattfinden. Als er indeß auf seinem neu acquirirten Grundstücke ankam, fand er dasselbe fest ganz von Bäumen entblößt und kein andres hanging wood daselbst, als einen naben — Galgen. Soviel für englische Humoristik und Gerechtigkeit.

Wie hätte ich aber die City verlassen können, ohne ihren wahren Lion (englischer Ausdruck für jedes Außerordentliche in seiner Art), ihren Beherrscher — mit einem Worte: Rothschild, besucht zu haben.

Auch er bewohnt hier nur ein unscheinbares Lokal (denn im westend of the town befindet sich sein Hotel), und in dem kleinen Hofe des Comptoirs wurde mir durch einen Frachtwagen, mit Silberbarren beladen, der Eingang zu diesem Hauptalliirten der heiligen Allianz ziemlich schwierig gemacht. Ich fand den russischen Consul daselbst, der eben seine Cour machte. Es war ein feiner und gescheidter Mann, der seine Rolle perfect zu spielen und den schuldigen Respekt cum dignitate zu verbinden wußte. Dies wurde um desto schwerer, da der geniale Selbstherrscher der City eben nicht viel Umstände machte, denn nachdem er gegen mich, der ihm seinen Creditbrief überreicht hatte, ironisch geäußert: wir wären glückliche reiche Leute, daß wir so umherreisen und uns amüsiren könnten, während auf ihm armen Manne Weltlasten lägen, fuhr er damit fort, sich bitter zu beklagen, daß kein armer Teufel nach England käme, der nicht von ihm etwas haben wolle. So habe noch gestern wieder ein Russe bei ihm gebettelt, eine Episode, die dem Gesichte des Consuls einen bittersüßen Stempel aufdrückte, und, setzte er hinzu, die Deutschen lassen mir vollends gar keine Ruhe! Hier kam die Reihe an mich, gute Contenance zu halten. Als sich nachher das Gespräch auf politische Gegenstände richtete, gaben wir Beide gern zu, daß ohne ihn Europa nicht mehr bestehen könne; er lehnte es aber bescheiden ab und meinte lächelnd: „Ach nein, da machen Sie nur Spaß, ich bin nichts mehr als ein Bedienter, mit dem man zufrieden ist, weil er die Geschäfte gut macht, und dem man dann aus Erkenntlichkeit auch was zufließen läßt."

Dies wurde in einer ganz eigenthümlichen Sprache, halb englisch, halb deutsch, das Englische aber ganz mit deutschem Accent, vorgetragen, jedoch Alles mit einer imponirenden Assurance, die dergleichen Kleinigkeiten unter ihrer Aufmerksamkeit zu finden scheint. Mir erschien gerade diese originelle Sprache sehr charakteristisch an einem Manne, dem man Genialität und sogar einen in seiner Art großen Charakter gar nicht absprechen kann.

Bei Royal Exchange, wo die Kaufleute zu sehen sind, hatte ich, für England sehr consequent, begonnen, mit Exeter Change, wo man die fremden Thiere gleichsam als Repräsentanten der Colonien zeigt, beschloß ich meine Tournee. Auch hier begegnete mir wieder ein Lion, diesmal aber ein wirklicher, mit Namen Nero, welcher außer seiner Zahmheit das in unserm Klima seltenere Verdienst hat, bereits sechs Generationen junger englischer National-Löwen geliefert zu haben. Er ist von ungeheurer Größe und ehrwürdigem Ansehn, ruht aber jetzt auf seinen Lorbeeren aus und schläft königlich fast den ganzen Tag. Erwacht er jedoch übler Laune, so macht noch sein Brüllen das alte Bretterhaus und die ihn umgebenden gemeinern Thiere erzittern. Diese bestehen aus Geschöpfen fast aller Arten, Elephanten, Tiger, Leoparden, Hyänen, Zebras, Affen, Strauße, Condors, Papageyen und Vögeln aller Zonen. Eigenthümlich ist es, daß sie nicht ebener Erde, sondern alle im zweiten und dritten Stocke wohnen, so daß man auf einem der gezähmten Elephanten, der immer gesattelt steht, oben umherreiten und eine recht hübsche Aussicht ins Weite dabei genießen kann. Den Kauflustigen lockt die große Auswahl und verhältnißmäßig sehr wohlfeile Preise. Der württembergische Gesandte des letzten hochselig verstorbenen Königs hatte, wie ich mich noch wohl erinnere, hier mehr zu thun als in St. James und Downingstreet, ja ich weiß, daß er einmal wegen einer krepirten, seltenen großen Schildkröte lange in großen Sorgen stand, seinen Posten zu verlieren.

Auf dem Rückwege zu meinem Hotel kamen wir bei einem Palais vorbei, von welchem mein weit gereister Cicerone, Herr Tournier, Gelegenheit nahm, mir folgende interessante Erzählung zu machen. Hat er brodirt, so bitte ich Dich, es ihm und nicht mir entgelten zu lassen.

Es war dieser Pallast nämlich das Haus der Montague (die Shakspeare nach Verona versetzt), aus welchem vor geraumer Zeit der junge Erbe dieses Hauses als einjähriges Kind gestohlen und lange nichts weiter von ihm gehört ward. Nach acht Jahren vergeblicher Nachforschungen der trostlosen Mutter schickte einst der Schornsteinfeger des Stadtviertels einen kleinen Knaben zum Fegen des Kamins in das Schlafzimmer der Lady Montague, in welchem man durch einen glücklichen Zufall, vermöge eines Mals am Auge und den darauf gegründeten Nachforschungen, den verlornen Sohn erkannte; eine Anekdote, die später zu einem bekannten französischen Vaudeville Anlaß gegeben hat. Aus Dankbarkeit für ein so unverhofftes Glück gab Lady Montague viele Jahre lang, und ich glaube noch jetzt geschieht etwas Aehnliches, in dem großen Garten, der an ihr Palais stößt, der ganzen Schornsteinfeger-Innung von London am Tage des Wiederfindens ein Fest, wo sie selbst mit aller ihrer Dienerschaft in Staatskleidung für die Bewirthung dieser Leute Sorge trug.

Der Knabe ward später ein sehr ausgezeichneter, aber auch eben so excentrischer und wilder Jüngling, der sein Hauptvergnügen in ungewöhnlichen Wagstücken suchte, wozu er bei fortwährenden Reisen in fremde und unbekannte Länder die beste Gelegenheit fand. Auf diesen begleitete ihn stets ein sehr geliebter Freund, ein gewisser M. Barnett.

So hatte er in mehreren Welttheilen die entferntesten Gegenden gesehen, als im Jahre 90 Tournier, seiner Aussage nach, ihn als Kammerdiener nach der Schweiz begleitete. In Schaffhausen angelangt, faßte der Lord die unglückliche Idee, mit einem Boote den Rheinfall hinunterzufahren. Der erste Geistliche des Ortes, so wie viele andere Bekannte baten den jungen Brausekopf um des Himmels willen, ein so rasendes Unternehmen zu unterlassen, jedoch vergebens. Man wollte ihn sogar durch Aufbieten der Schaffhäuser Stadtsoldaten daran verhindern, es scheint aber, daß sie ihm nicht mehr Furcht als die weiland Leipziger den dortigen Studiosen einflößten, oder täuschte er ihre Wachsamkeit, kurz, nachdem er vorher einen leeren Kahn gleichsam zur Probe als avantcoureur vorausgeschickt hatte, der auch glücklich mit seinem hölzernen Leben davon kam, folgte er selbst in Gesellschaft seines Freundes. Mr. Barnett hatte zwar ebenfalls alles angewandt, dem entetirten Lord sein Vorhaben auszureden, als ihm dieser aber zurief: „Wie Barnett, Du bist mit mir über den ganzen Erdball gezogen, hast jede Gefahr treulich mit bestanden und willst mich nun bei dieser Kinderei verlassen?" so gab er gezwungen nach und setzte sich, die Achseln zuckend, in den verhängnißvollen Kahn.

Sie schwammen erst sanft und langsam, dann mit immer reißenderer Schnelle dem Sturze zu, während Hunderte von Zuschauern zagend den Wagehälsen nachschauten.

Was indessen Jeder vorhergesagt, geschah. Die Kante der Felsen berührend, schlug der Kahn um, die beiden Männer erschienen nur noch einmal zwischen dem Gestein und der Donner der Wogen übertäubte ihr Hülfegeschrei, das nur undeutlich in Zwischenräumen vernommen ward. Bald waren sie gänzlich verschwunden, und obgleich man viele Monate lang, ohne Kosten zu scheuen, die Körper bis an den Ausfluß des Rheins in Holland suchen ließ und große Summen auf ihr Wiederfinden setzte, so hat man doch nie wieder etwas von ihnen vernommen. Sie schlummern unbekannt in der krystallenen Tiefe.

Sonderbar ist es, daß an demselben Tage, der ihnen den Tod brachte, das Stammschloß der Montague in Sussex bis auf den Grund abbrannte. Die unglückliche Mutter überlebte nur ein Jahr den Tod ihres zum zweitenmal und diesmal unwiederbringlich verlorenen Sohnes.

Wenn Grillparzer zu trauen ist, so muß hier wenigstens **eine** unversöhnliche Ahnfrau im Spiele gewesen sein, vielleicht noch von Romeo's Zeiten her.

Den 13. October.

Müde von der vorgestrigen Tour, brachte ich den andern Morgen in meinen vier Pfählen zu, besuchte aber Abends die englische Oper im Strand, nicht weit von dem Thierlokal, dessen Bewohner sie gleich zu ihrer Disposition hat. Das Haus ist weder elegant noch groß, aber die Acteurs gar nicht übel. Man gab indeß keine Oper, sondern hideuse Melodramen, zuerst Frankenstein, wo ein Mensch durch Zauberkünste, ohne Frauenhülfe, gemacht wird und daher auch sehr schlecht geräth, und dann den Vampyr, nach der bekannten Lord Byron fälschlich zugeschriebenen Erzählung. In beiden spielte Herr Cook die Hauptrolle, der sich durch ein schönes Aeußere, sehr gewandtes Spiel und einen höchst vornehmen und noblen Anstand auszeichnet. Auch war das Zusammenspiel durchgängig musterhaft, die Stücke jedoch so albern und unsinnig, daß man es unmöglich bis ans Ende aushalten konnte. Hitze, Ausdünstung und Publikum waren dabei ebenfalls nicht die erfreulichsten. Ueberdem dauert dieses Schauspiel von 7 bis ½ 1 Uhr, was selbst bei dem vortrefflichsten zu lang wäre.

Den nächsten Tag fuhr ich nach Hamptoncourt, um das dortige Schloß, das Gestüt und meine alte Freundin Lady Lansdown zu besuchen.

Von allen drei Dingen fand ich das erste am unverändertsten vor, und den berühmten Weinstock im Garten wohl noch mit einem Hundert Trauben mehr beschwert. Er hatte jetzt im Ganzen weit über tausend Stück und bedeckte das ihm eingeräumte Treibhaus von 75 Fuß Länge und 25 Fuß Breite völlig. In einer Ecke stand, gleich dem dunkeln Ahnherrn eines stolzen Geschlechts, sein brauner Stamm, so verloren und unscheinbar, als wenn er gar nicht mehr zu dem prachtvollen Gewölbe von Blättern und Früchten gehöre, die ihm doch allein ihr Dasein verdanken.

Die meisten Zimmer im Schlosse sind noch ganz so meublirt, wie sie Wilhelm III. vor 120 Jahren verließ. Man conservirt absichtlich die zerrissenen Stühle und Tapeten. Viele interessante und vortreffliche Gemälde zieren diese Gebäude, vor allen die berühmten Cartons von Raphael, welche aber bald von hier nach dem neuen Pallaste des Königs wandern sollen. Du hast das Alles aber so oft beschrieben gelesen, daß ich mich der Wiederholung enthalte. Nur zwei schöne Portraits, Wolsey's, des stolzen Erbauers dieses Pallastes, und Heinrichs des VIII. seines verrätherischen Herrn, laß mich erwähnen. Beide sind vortrefflich und höchst charakteristisch. Du erinnerst Dich jenes dicken Advokaten, den wir nur mit so vieler Mühe los wurden, thierischen Ausdrucks, sinnlich, blutgierig so weit die heutige Zeit es erlaubt, gewandt, spitzfindig, voller Geist und Arglist, und bei unbegrenztem Hochmuthe doch mit überwiegender Tendenz zum Gemeinen, zuletzt aber noch auf eine wahrhaft naive Weise frei von allem Gewissen, — gieb dem Bilde einen grünen Frack mit Perlmutterknöpfen und Du hast sein treuestes Portrait.

Immer wiederholt sich in anderer Nüance die Natur, aber die Stufen sind verschieden und mit ihnen die Ausbildung, wie das Schicksal der Menschen und der Welt.

In der Nacht wäre ich bald im Erstickungstode hinübergeschieden, da mein heimathlicher Jocrisse, wahrscheinlich von einem englischen Kameraden früher zu gut bewirthet, während ich schon schlief, Kohlen aus dem Kamin wegtragen wollte und sie auf einem lackirten Präsentirbrett daneben stehen ließ. Ein furchtbarer Dampf und infernaler Geruch weckte mich noch glücklicher Weise, als ich eben träumte, ein Hofmann Heinrichs des VIII. zu sein und im Camp d'or eine französische Schöne erobert zu haben — sonst hätte ich gewiß die Traumbraut nur im Himmel geküßt.

Ohngefähr wie dieser Himmel, eben so entfernt und eben so lieblich, erscheint mir der Ort, wo du weilst, meine Traute, und so sende ich dir den Friedenskuß übers Meer und schließe, Heil und Segen wünschend, hiermit die erste englische Epistel.

Dein herzlich ergebener

L.

Samuel, Freiherr von Pufendorf

ward am 8. Januar 1632 zu Flöhe bei Chemnitz, wo sein Vater als Prediger lebte, geboren und erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf der Fürstenschule zu Grimma. Von hier aus begab er sich nach Leipzig und dann nach Jena, und nahm darauf, als es ihm nach vollendeten Studien nicht glücken wollte, ein Amt im Vaterlande zu finden, eine Hauslehrerstelle bei dem schwedischen Gesandten in Kopenhagen (1658) an, wo er das Schicksal hatte, während des Krieges zwischen Dänemark und Schweden mit der Familie seines Principals verhaftet zu werden. Er studirte während dieser Zeit vorzüglich staatsrechtliche Schriften; die Frucht dieser Studien waren seine Elementa jurisprudentiae universalis, eine Arbeit, welche dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz so sehr gefiel, daß er ihn 1661 zum Professor des Natur- und Völkerrechtes an der Universität zu Heidelberg ernannte. Von hier ging P. in gleicher Eigenschaft nach Lund, und wurde dann Staatssecretär und Historiograph in Stockholm. Im Jahre 1686 folgte er einem Rufe als Hofrath, Historiograph und Kammergerichtsbeisitzer nach Berlin, ward daselbst 1690 Geheimerath und 1694 von dem Könige von Schweden in den Freiherrnstand erhoben. Er starb am 26. October 1694 zu Berlin.

Die Mehrzahl von P's Schriften ist lateinisch; deutsch verfaßte er nur:

Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten. Frankfurt 1682, 3 Thle.
Leben des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Berlin 1694.

Die vorzüglichsten Verdienste erwarb sich P. um die philosophische Entwickelung des Natur- und Staatsrechtes, so wie er als Historiker zuerst eine Geschichte der europäischen Staaten bearbeitete. Sein deutscher Stil steht jedoch seinem lateinischen bei Weitem nach.

Friedrich Pustkuchen,

als Schriftsteller Glanzow oder Pustkuchen-Glanzow, ward am 4. Februar 1793 zu Detmold geboren, studirte von 1811—13 zu Göttingen Theologie, wurde 1815 Lehrer in Elberfeld, gab aber seine Stelle 1816 auf und privatisirte bis 1820, wo er Prediger zu Lieme bei Lemgo wurde. Im Jahre 1826 gab er auch dieses Amt wieder auf und lebte nun zu Herford. Er starb am 2. Januar 1834.

Wir besitzen von ihm außer vielen theologischen und pädagogischen Schriften:

Die Schlacht bei la belle Alliance. Bremen 1816.
Poesie der Jugend. Leipzig 1817.
Die Perlenschnur. Quedlinburg 1820, 2 Thle.
W. Meisters Wanderjahre. Ebendas. 1821—28, 5 Thle.
W. Meisters Tagebuch. Ebendas. 1821—22, 2 Thle.
Gedanken einer frommen Gräfin. Ebendas. 1822; n. A. 1826.
W. Meisters Meisterjahre. Ebendas. 1824, 2 Thle.
Kleine Schriften. Berlin 1823.
Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes. Hamburg 1828.
Poetische Werke. Hannover 1829 ff. 6 Thle.

Pustkuchen erwarb sich einen vorübergehenden Ruf durch seine falschen Wanderjahre, in welchen er Göthe und dessen Tendenz auf eine persiflirende Weise parodirte und angriff, und dessen Schriften aus frömmelnden Motiven herabzuwürdigen suchte, aber bei den Bessergesinnten in der Nation, wenn sie auch vielleicht in diesem oder jenem Stücke seine Ansicht theilten, keinen Beifall erndtete und nur dem Plebs eine Freude bereitete. Uebrigens war er keineswegs ohne Talent und besaß vorzüglich Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der Form, die, wo er sie auf bessere Dinge verwendete, ihm auch gerechte Anerkennung bereiteten.

Johann Stephan Pütter

ward am 25. Juni 1725 zu Iserlohn in der Grafschaft Mark geboren, bezog 13 Jahre alt die Universität Marburg, besuchte später Halle und Jena, habilitirte sich darauf als Docent zu Marburg, wurde 1746 Professor zu Göttingen, 1753 ordentlicher Professor, 1758 Hofrath und 1770 geheimer Justizrath und Ordinarius der Juristenfacultät daselbst. Er starb am 12. August 1807 in Göttingen, an dem er mit ganzer Seele hing und dem zu Liebe er mehrere höchst bedeutende Vocationen abgeschlagen hatte.

Außer vielen staatsrechtlichen, andern juridischen und religiösen Schriften schrieb er:

Deutsche Reichsgeschichte. Göttingen 1778; 3. A. 1794.
Hystorische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs. Göttingen 1786—87, 3 Thle.; 3. A. 1798.
Selbstbiographie. Göttingen 1798, 2 Thle.

P. war seiner Zeit einer der trefflichsten Lehrer des Staatsrechtes und wird als solcher noch immer trotz den in dieser Wissenschaft gemachten Fortschritten, die vollkommenste Anerkennung finden. Als Historiker ist er ausgezeichnet durch gründliches Quellenstudium, unermüdlichen Fleiß und wahre Liebe des Rechtes; sein zwar jetzt veralteter und unbeholfener Stil beweist deutlich in der Reihenfolge seiner Schriften, wie sehr ihm die eigene Ausbildung, so wie das Fortschreiten der Wissenschaft am Herzen lag.

Jakob Immanuel Pyra,

geboren im Jahre 1715 zu Kottbus, studirte in Halle Theologie und Philologie, war seit 1742 Conrector am kölnischen Gymnasium zu Berlin und starb daselbst am 14. Julius 1744.

Er schrieb:

Tempel der wahren Dichtkunst. Halle 1732.
Erweis, daß die Gottschedische Secte den Geschmack verderbe. Hamburg und Leipzig 1743.
Thyrsis (Pyra) und Damons (Lange) freundschaftliche Lieder. Zürich 1745; 2. A. 1749.

Ein Gegner Gottsched's besaß Pyra vorzüglich ein hübsches Talent für die lyrische Poesie, das sich durch Gefühl und Begeisterung auszeichnete, aber es fehlte ihm an der Herrschaft über Sprache und Form, und sein früher Tod hinderte ihn, sich in dieser Hinsicht auszubilden.

Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör.

Dieser geistig eben so ausgezeichnete als hochgestellte Mann ward am 2. November 1772 zu Langh in der stuhlweißenburger Gespannschaft Ungarns, wo sein Vater als Gutsverwalter lebte, geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf der Schule zu Stuhlweißenburg. Er besuchte dann die Akademie zu Fünfkirchen und ging darauf nach Ofen, um die Beamtencarriere einzuschlagen. Dies glückte ihm jedoch nicht. Er reiste nun, um das Secretariat bei einem Grafen in Palermo zu übernehmen, nach Italien, und schiffte sich in Neapel ein, ward aber nebst seinem Reisegenossen von einem Corsaren gefangen genommen und als Sclave nach Algier gebracht. Hier hatte er jedoch das Glück, zu entfliehn. Er begab sich über Venedig nach Wien und trat dann 1792 in den Orden der Cistercienser im Kloster Lilienfeld in Unteröstreich. Darauf studirte er im Seminar zu St. Pölten Theologie, ward 1796 Priester, verwaltete mehrere Klosterämter und kam 1807 als Pfarrer nach Tirnitz. 1811 ernannte man ihn zum Prior des Stiftes, 1812 aber zum Abt desselben. Im Jahre 1818 ward er Bischof von Zips, 1820 Patriarch von Venedig, 1821 wirklicher Geheimerath und 1827 Erzbischof von Erlau, Primas von Dalmatien und ungarischer Erbobergespann.

Er gab deutsch heraus:

Historische Schauspiele. Wien 1810.
Tunisias. Heldengedicht. Wien 1819; 3. A. 1826.
Perlen der heiligen Vorzeit. Ofen 1821; 2. A. Wien 1826.
Rudolfias. Heldengedicht. Wien 1824; n. A. 1827.
Sämmtliche Werke. Stuttgart 1831—34, 3 Bde. — Eine neue Auflage in einem Bande ist unter der Presse.

P. ist als epischer Dichter mit Recht sehr gefeiert und seine Tunisias namentlich in mehrere Sprachen übersetzt

worden. Reiche Phantasie, tiefes inniges Gefühl, treffliche Charakterzeichnung, Lebendigkeit, Anmuth und Würde der Darstellung und eine seltene Meisterschaft in Behandlung der Sprache und Form, reihen seine Leistungen dem Besten, was Deutschland in dieser Gattung besitzt, unbestritten an.

Die Makkabäer.

Erster Gesang.

Mathathias *).

Trost.

Tön', o Gesang, im rascheren Flug, auf den Fittigen tragend,
Bis zu den Enden der Welt, den Ruhm des Heldengeschlechtes,
Das für Jehova's Gesetz, und die vaterländischen Sitten
Eifernd, hier, voll männlicher Kraft, frechwüthenden Feinden
Muthig die Stirne bot, und dort, auch im zarten Geschlecht, die
Heldin, mit Wonne, den Tod der holdaufblühenden Söhne
Sah — dem Tode geweiht! — und so auf die späteste Nachwelt
Erbte der Thaten Gewinn: der Tugend herrliches Beispiel! —

Asia's König Antiochus, er, den niedrige Schmeichler,
Feig, den Erlauchten genannt, entbot gewaltige Heere:
Auszutilgen das Volk von Israel, das ihm verhaßt war.
Sieh! schon hatt' er die Stadt Jerusalem stürmend erobert;
Hingewürgt an dem Tag wohl achtzig Tausend des Volkes:
Jünglinge, Männer und Greis'; auch säugende Mütter und Jungfrau'n;
Tausende fortgeschleppt, und zum Kauf geboten, dem Thier gleich:
Oder zerstreut in den Ländern umher, und in schmähligen Banden
Wund gedrückt: auf daß sie entsagten dem Glauben der Väter.
Hatte der heiligen Stadt ehrwürdige Mauern und Thürme
Niedergeworfen, zur Schmach des Volk's; das Heiligthum selber
Frech entweiht; geraubt die goldenen Opfergefäße;
Auch den Altar von Gold, den goldenen Leuchter und Schautisch,
Und das zertrümmert' Erz gemünzt zu schnödem Gebrauche,
Mit dem Tempelschatz, dem heimlichen, den ihm Verräther
Kundgethan, im Schooß der Graunumhüllenden Erde.
Und, o schreckliche Schau für gottergeb'ne Gemüther!
Dort in dem Allerheiligsten, wo Jehova, dem wahren,
Dem unsichtbaren Gott, der Hohe-Priester, des Jahr's nur
Einmal, nahte mit heiliger Scheu, und ihm, bebend vor Ehrfurcht,
Fern nachblickte das Volk, als er aufhüllte den Vorhang:
Dort erhöhte das Bild des Olympiers, Zeus, mit Gesang und
Opfern, Antiochos Ruf, und gebot Anbetung dem Volke!
Götzendienst sollt' ihm ersetzen den Glauben der Väter,
Den, von Anbeginn her, der Ewige selber ihm kund that;
Auch erbaut' er die Burg auf Zions entheiligten Höhen:
Daß die unmenschliche Schaar der Söldlinge, Waffen-gerüstet,
Zwänge das Volk, des Wüth'richs Ruf zu gehorchen, in Demuth.
Rastlos scholl nur Mord und Gewürg in Jerusalems Straßen;
Tausende starben den Tod der Gerechten, für Glauben und Freiheit;
Tausende bebten dem Tod und der Qual, und opferten, treulos
Dem ererbten Gesetz, vor schändlichen Götzen-Altären.
So war dort in der heiligen Stadt, und im Lande, nur Jammer! —

Doch, jetzt drohte noch größere Schmach dem unglücklichen Volke!
Immer furchtbarer scholl's: der Rache brütende König
Zieh', an den Marken des Reichs, unzählige Völker zusammen!
Weit durch Asia hin ertöne nur Hammergetöse:
Schmiedend des Kriegs Werkzeug', und der Knechtschaft schmähliche Fessel. —

Sieh'! auch der Himmel ging mit Entsetzlichem schwanger; er trug's im
Gährenden Schooß, und gebar's dem bangenden Volke zum Zeichen
Unglückdräuender Zeit! Durch vierzig Tag' und so viele
Nächte, war in der Luft Getös' und Schlachtengetümmel.
Wie das Abendgewölk entschwindet am rosigen Himmel;
Wie der Gedanke, so schnell; wie Morgenträume, so flüchtig,
Schwanden die Luftgestalten dahin im dunkelen Aether;
Dann, zum erneuerten Kampf, herbrausend von Osten und Westen,
Stürmten auf feurigen Rossen sie an: der goldenen Waffen
Glanz erhellte die Nacht, wie Mondesschimmer im Vollschein;
Schwenkten über dem Helm den Speer, und trieben und drängten
Gegen einander die Ross', im entsetzlichen Waffengemenge.
Sieh', an dem Grashalm hing, in des Morgens kühleren Stunden,
Dann der Thau, wie Blut, in dunkelröthlichen Tropfen!
Das unzählige Volk von Jerusalem sah zu dem Himmel
Schaudernd auf; nicht der Waffen gedachte der Krieger; vergessen
Stand das Gespann mit dem Pflug in der halbgezogenen Furche;
Jegliche Werkstatt leer. Auf die Straßen hinaus, und die Wälle,
Strömte das Volk, und stand, und jammerte laut zu Jehova:
Daß doch Israels Heil entsprieße dem gährenden Himmel! —

Kehrend als Sieger heim aus Aegypten, sandte der König
Drohende Worte des Zorns an die Feldhauptleute der Schaaren,
Die er gelegt in die heilige Stadt, und die Vesten des Landes:
„Jetzt und auf immer verbannt aus Israels Landen, und Juda's,
Sei Jehova's Dienst, der Glaub' und die Sprache der Väter;
Ein' und dasselbe hellenische Volk, — so frevelt' ein Fremdling! —
Wohne hinfort in dem Reich, das seinem Zepter gehorchet."
Und mit grimmiger Lust vernahmen die Schaarengebieter
Jetzo den Ruf: sie rissen entzwei die heiligen Bücher;
Baueten, rings im Land, dem nichtigen Götzen, Altäre;
Schleppten die Jünglinge hin, die Greis' und die Männer und Weiber:
Daß sie, Jehova zur Schmach dort opferten; äßen vom Schweinfleisch,
Mose zur Schmach, der, väterlich weis' auf Jegliches achtend,
Solches dem Volke verbot in den Gluthgefilden der Sonne!
Wer getreu sich erwies, den würgten die Wüth'riche nieder,
Mitleidlos, voll höhnenden Grimms und entsetzlicher Blutgier.
Doch, erbebend dem Tod und des Henkers zerfleischender Geißel,
Folgten Viele dem Ruf, und die Redlichen jammerten laut auf! —

Dort erhob sich im Volk Mathathias, Sohn des Jochanan,
Simeons Enkel, des Herrn Geweihter und Hoher-Priester,
Ein ehrwürdiger Greis. In Staunen-gebietender Hoheit
Trat er im Tempel einher, wenn dort das silberne Haupt ihm
Zierte das Horn; die Brust des Ephods funkelnde Steine
Deckten, und ihm das schneeige Kleid zu der Ferse herabfloß.
Aber ihn pries das Volk, von Jehova gesegnet, als Vater
Fünf erlesener Söhne; pries ihn den Vater der Armen,
Des Gefallenen Schild, und das rettende Schwert des Bedrängten!
Tief ergrimmte der Greis: der heiligen Stadt und des Volkes
Israel, schrecklichen Untergang vor den Augen gewahrend:
Vorn an der Brust zerriß er das Kleid, und sagte den Söhnen:

„Weh', welch' Jammergeschick! wer könnt' es noch länger erdulden?
Fremdlinge schalten im Heiligthum! dem verachteten Sclaven
Gleich ist das Haus des Herrn; der prächtige Tempel Jehova's
All' der heil'gen Gefäße beraubt; sein Schimmer verloschen!
Kinder und Greis', erwürgt, bedecken die Straßen; der Männer
Blüth' ist niedergehau'n, und unrühmlich der Waffen beraubet!
Eine Magd ist die heilige Stadt, die Freie, geworden;
All' ihr Schmuck ist dahin: denn Heiden vertheilten ihr Erbe
Unter sich, und bedeckten mit Schmach und Jammer die Reine!
Kinder, lasset uns flieh'n! In des Sandmeer's wüsten Gefilden,
Unter den reißenden Thieren des Wald's, ist bessere Herberg,
Als im verpesteten Hauch der Mord-besudelten Hauptstadt!" —

Sprach's und machte sich auf. Nach Modin, der Stadt im Gebirge,
Zog er mit seinen fünf, für Israels künftige Rettung
Und unsterblichen Ruhm, erzogenen Söhnen, und barg sich,
Nächtlich, im einsamen Haus. Doch sieh' auch dorthin gesendet
Kam die Frevel gebietende Schaar; erhöhte des Götzen
Steingebild, und rief zu dem Opfer die bangen Bewohner.
Auch Mathathias entbot Apelles, der Schaaren Gebieter,
Zum empörenden Götzendienst, und sprach vor dem Volke:

*) Aus Pyrker's Perlen der heiligen Vorzeit. Wien 1826.

„Komm, ehrwürdiger Greis, und nahe den mächtigen Göttern
Huldigend; Weihrauch streu' auf die Gluth, und opf're das Böcklein,
Hier, auf dem Markt: daß dich, den hochgepriesenen Vater,
Von den trefflichen Söhnen umschaart, am Altar die Bewohner
Modins schau'n, und sie zum Gehorsam lenke dein Beispiel.
Schon gehorchte das Volk zu Jerusalem; folgst du des Königs
Freundlichem Ruf, so soll dir Gold und Silber die Fülle
Werden; als Günstling stehst du am Thron mit deinen Erzeugten." —
Doch, Mathathias erhob, mit erschütternder Würde, die Stimme:

„Mögen die Völker gesammt, die Antiochus Zepter gehorchen,
Von Jehova's Gesetz nun feig abfallen, und Götzen
Huldigen, wie dem lebendigen Gott: so will ich, sein Diener,
Mit den Söhnen vereint und den Brüdern, fest an der Väter
Heiligen Bund mich halten, und steh'n und fallen mit ihnen,
Wie's Jehova gefällt, dem wahren, und einigen Gotte!" —

Als er die Worte gesagt, da trat ein niedriger Wüstling,
Ischabar: lang' verachtet im Volk, von dem Bunde der Väter
Ausgeschlossen schon lang', ob fluchbeladener Thaten;
Streute den Weihrauch kühn, und rief: „Ich entsage Jehova,
Hier vor Zeus Altar, des Königs Stimme gehorchend.
Und verehre hinfort die unsterblichen, ewigen Götter." —

Als geschehen die That, und gesprochen das frevelnde Wort war,
Sprang Mathathias hervor aus dem Kreis': ihm bebten die Glieder:
Denn unduldbarer Schmerz erfüllte die heilige Brust ihm;
Für Jehova's Gesetz entflammt, entriß er dem Krieger
Jetzt das blinkende Schwert; er stürzte schnell zum Altar hin;
Würgte den Frevler dort, und mit ihm Apelles, den Hauptmann,
Der, ihn zu tödten bereit, lautschreiend und fluchend herankam;
Warf den Götzenaltar zum Staub, und sprach zu der Menge:

„Kommt, und folget mir nach! Erfüllt ist der schreckliche Zeitraum,
Wo wir, ausgeschlossen vom Kreis des geselligen Lebens,
Nur in den Wüsten umher, in den Wäldern und felsigen Höhlen,
Oder im Schlachtengefild uns retten vor sündiger Knechtschaft.
Wer den heiligen Bund, das Gesetz Jehova's zu schirmen
Glüht, der folge mir nach! Wir leben und sterben als Freie!" —

Laut umjauchzte das Volk den Eifernden. Aber er ging jetzt
Mit den Söhnen hinaus in das waldumhüllte Gebirge.
Tausende folgten ihm nach: Jehova's heiligem Bund treu,
Jegliches Erdenglück verschmähend! Am liebenden Busen
Trug die Mutter das Kind. Umringt von munteren Kleinen,
Floh der Vater; und frommgesinnt erhob auf die Schulter
Mancher den wankenden Greis, und eilete fort in die Wüste,
Von den Henkern entfernt in dunkeler Höhle zu wohnen. —

Bald erscholl der Ruf zu Jerusalem: wie Mathathias
Eiferte für Jehova's Ruhm; wie er würgte den Hauptmann,
Und empörte das Volk im frech umwüthenden Unsinn.
Mächtige Schaaren, gesandt von Zions entheiligten Höhen,
Wo die Heiden die Burg erbaueten, eisern zu schalten
Ueber Israels Land, annahten mit eiligen Schritten,
Lechzend nach Rache im Blut des Gott-ergebenen Volkes.
Wie im dunkelen Forst, die Wild aufspürenden Hunde
Wenden die Schritte links und rechts, und gierig umherschau'n;
Also erforschten sie die Spur der flüchtigen Menge.
Siehe! da wies ein Weib, Jehova verläugnend, dem Hauptmann,
Oben im Felsenriff, die jüngstbevölkerten Höhlen;
Warnt' und sprach: „Nicht heut', am Morgen greife den Feind an:
Denn der Sabbath naht, und Israel ruht an dem Tage."
Also geschah's. Fern war Mathathias mit seinen Erzeugten:
Rings um Modin versammelnd sein Heer, und wehrlos die Menge:
Denn sie feierten still des Sabbaths heiligen Festtag. —

Aber der Hauptmann sandte zuvor in die Höhle den Herold;
Der laut rufend begann: „Empörer! kommt aus der Höhle;
Opfert den Göttern frei, so erlangt ihr Huld und Vergebung."
Siehe! da sprach einmüthig das Volk: „Wir folgen dem Ruf nicht!
Nur Jehova ist Gott, nicht ehren wir nichtige Götter
Lechzt ihr also nach unserem Blut? Wir sinken in Unschuld
In das Grab. — Weh' euch! denn Himmel und Erde sind Zeugen,
Wie ihr ermordet ein Volk, weil solches Jehova getreu blieb!"
D'rauf begann ein Kampf, unrühmlich des tapferen Kriegers:
Denn er würgte jetzt die wehrlos sinkenden Männer,
Weiber und Kinder und Greis', an der Zahl drei Tausend, voll Wuth hin.
Auch erschlug er das Vieh, und verbrannte die blutigen Leichen. —

Glühender Schmerz durchzuckte die Brust Mathathias, des Helden,
Als er die Kunde vernahm von dem frech ermordeten Volke.
Weinend saß er im Staub', und fleht' um Rettung zu Gott auf;
Dann berief er die Seinen zum Rath, und sagte mit Nachdruck:

„Gebt mir willig Gehör! Wenn Israels Völker am Sabbath
Wehrlos fallen der Waffengewalt, so schwindet ihr Name
Bald von der Erde hinweg; d'rum laßt uns die muthige Stirne
Bieten dem Feind, so er uns, List übend, bekämpft an dem Tage.
Nur das sei uns Gesetz: daß wir von wüthenden Feinden
Retten das Vaterland, und kämpfen für Gott und die Freiheit!" —

All' aufjauchzten dem Wort. Da brach, zum Kampfe gerüstet,
Der gewaltige Greis aus des finstern Waldes Umlaubung,
Mit erlesenem Volk, in die Eb'ne herab, und bekämpfte
Siegend des Feindes Macht. Er wüthete gegen die Frevler,
Die, verläugnend Jehova's Gesetz, zu den Heiden sich wandten;
Warf der Götzen Altäre in Staub, zerbrach die Gebilde;
Baute des Weltalls Gott, Jehova, den heiligen Altar
In den Städten umher, die er stürmend aus feindlicher Obmacht
Rettete; — rächte das Vaterland, denn Israels Völker
Athmeten frei, und auf Zions Höh'n erbebten die Feinde. —

Syriens Feldherr, Seron, vernahm, daß im fernen Gebirge
Modins, Meuterer — denn so nannt' er die tapferen Männer —
Sich vereinten zum Waffenbund, den heiligen Glauben,
Nach dem ererbten Gesetz, mit Macht zu schirmen entschlossen.
Schnell berief er zum Rath die Feldherrn all', und die Hauptleut',
In Samaria, der Stadt, und sprach den Versammelten also:

„Tapfere Männer und Brüder, hört! In Modins Gebirgen
Hat ein niedriges Volk, in Geist verblendender Frechheit,
Jüngst sich vereint, uns entgegen zu stehn, des Krieges Geschicke
Kühn zu versuchen im Kampf, zu ersiegen im Felde die Freiheit
Von Antiochos Macht, des Herrlichen! Denket den Unsinn!
Soll ich erwähnen des Muths, mit dem Antiochos Krieger,
Dieß verachtete Volk, das Israels Söhne sich rühmet,
Stets bezwangen im Feld, und zerstäubten, wie Spreu von der Tenne
Leicht zerstäubet des Windes Hauch? Sie flohen, erschrocken,
Schon vor euerem Blick, dem zermalmenden, schrecklichen, kühnen!
Jetzo will ich mir herrlichen Ruhm ersiegen im Felde!
Staunen sollt ihr, wie schnell, wie furchtbar, Seron der Feinde
Schaaren zermalmt. Noch heut', am dämmernden Abend, versamml' ich
Dreißig Tausend im Kampf versuchte Krieger und breche
Los auf den schlummernden Feind, — dem nächtlichen Donnergewitter
Gleich, das plötzlich naht, — und zerschmettre die Feigen auf einmal!
Dir, Apollon, sei die Sorge des vorderen Zuges,
Mit den Riesenthieren, vertraut, die auch Reihen der Feinde
Schnell hinstrecken im Feld mit dem schrecklichen Rüssel, und furchtbar
Wüthend zertreten im Staub, mit eherngegründeten Füßen.
Von dem Rücken herab, in ragende Thürme verborgen,
Werfe die Kraft der Tapferen dann durch Pfeile, durch Lanzen,
Und durch Schleuder, den Feind, der, schauend der furchtbaren Thiere
Riesengestalt, vor Angst und Schauder, erstarrt in dem Felde;
Oder sich wendet zur Flucht, des Widerstandes vergessend.
Alle zugleich gedenket des Kampfs und des herrlichsten Sieges,
Waffnend in Eile das Volk, — Antiochos Ruhm ist die Losung." —

Also rief er zur Schaar der erst versammelten Führer.
Siehe! nicht lang', da zog das geordnete Heer aus den Mauern

Von Samaria, hinaus g'en Modins dunkle Gebirge.
Erst in dem Vorderzug die Schleuderer, deckend die Reihe
Zwölf, auf dem Rücken den Thurm, und im Thurm gewaffnete Männer,
Tragender Elephanten; die Erd' erzitterte weithin
Unter dem ehernen Fuß der Riesen-gestalteten Thiere.
Als der Lenker der Schaar der Schleuderer, kühn und verwegen,
Kam Apollon, und trieb das Viergespann aus dem Wagen,
Der zweirädrig ihm nachflog, mit donnernder Stimm' an.
D'rauf ein gleiches Gespann vom ringsvergoldeten Wagen
Geißelnd, kam, in der Mitte des Heers, der oberste Feldherr,
Seron, der an der Zahl zehntausend Krieger, bewaffnet
Mit der Lanz', und bewehrt mit dem Helm und dem Panzer, heran trieb.
Aber im Nachzug dann, den Bogenschützen gebietend,
Die, an der Zahl, wie Jen' an der Stirn', und im Busen des Heeres
Naheten, kam Zoraim, der stürmische Held in der Feldschlacht.
Hundert folgten zugleich Streitwägen ihm nach, mit dem Lenker
Saß in jeglichem ein mit Speeren bewaffneter Krieger.
Also geordnet eilte das Heer den Feinden entgegen. —

Gar nicht ahnete noch Mathathias, der liebende Vater
Seines Volk's, welch' grause Gefahr ihm drohte vom Feinde.
Draußen im felsigen Thal, in des dunkeln Waldes Umlaubung,
Lag entschlummert der Greis, um ihn die geliebtesten Söhne
Alle, und rings in dem Thal, in Felsenschluchten gelagert,
Oder in Mäntel gehüllt, und gestreckt auf rauschende Blätter,
Ruhte die Schaar, acht tausend Kampf-gewaltige Männer.
Mitternacht entschwand; die Flamme verlosch in dem Lager
Ringsher, nur ein bläulicher Rauch stieg noch aus dem Haufen
Glimmender Asch' empor, und wälzte sich hierhin und dorthin,
Durch das Laubgewölb' der hochaufragenden Stämme.
Aber nicht thöricht hatte der Greis die Gefahren verachtet,
Oder, unkundig des Kriegs, versäumt zu begegnen des Feindes
Dräuender Hinterlist und Geist verwirrendem Anschlag.
All' die waldigen Höhen entlang vertheilt' er die Wachen,
Die, ringsher umschauend vom Fels, ihm Alles und Jedes
Kündeten, was Kampf-drohend erschien, und nahes Verderben
Ahnen ließe dem Volk, aus der Feind-durchwimmelten Eb'ne. —

Jetzo nahte Rephim, der Krieger, mit Angst in dem Blick, und
Zitternd, ähnlich dem Laub der Silberpappel im Winde;
Faßte sogleich die Hand des ruhenden Greises, und dacht' ihn
So zu erwecken vom Schlaf, in Geheim vor den lagernden Schaaren;
Aber der freundliche Greis sah ihm mit verklärten Augen
In das Gesicht: denn eben verließ ihn der Engel Jehova's,
Der ihm genahet im Traum, zu gottvertrauendem Muth ihn
Mahnete, Sieg ihm verhieß, und herrlichen Lohn in der Zukunft!
Jetzo begann der Wächter der Höh'n: „Unzählige Feinde
Kommen zu würgen heran. Was sah ich! Streitwagen und Waffen
Sträubten das Haar auf der Scheitel mir auf; doch sank ich vor Schrecken
Auf die Knie', vor mir die Riesenthiere der Wüste
Schauend, welche dem Heer, gleich wandelnden Bergen, voranzieh'n:
Thürme, gleich Vesten, mit Kriegern besetzt, auf dem wölbenden Rücken
Tragen, und Tod und Jammer dräu'n mit dem furchtbaren Rüssel:
Der, jetzt eingeschrumpft in den Hauern schwebt, und urplötzlich
Wieder vom Haupte verlängt, mit der Schnelle des Blitzes, den Krieger
Fest umschlingt, ihn erdrückt, aufschleudert mit Grimm in die Lüfte,
Und zermalmt, voll Wuth, mit den eherngegründeten Füßen.
Wahrlich, o Herr! so Jehova säumt, aus den Händen der Feinde
Nun zu erretten sein Volk, so wird es vergehen auf immer." —

Sprach's, da erhob sich der Greis: er winkte dem Priester Adisatz:
Alsbald stieß er mit mächtigem Hauch in die Kriegesposaune,
So, daß der eherne Laut, in des Waldthals felsigen Schluchten,
Weithin erklang, und das Volk urschnell um den Vater vereinte:
Denn so hieß es den Greis, Mathathias, voll heiliger Ehrfurcht.
Aber der jugendlich blühende Held, der tapfere Juda,
Fuhr der erste vom Laub, und sah, wie ein muthiger Löwe,
In dem Dunkel umher, der fern, den nahenden Gegner
Wittert; er faßte das Schwert, und hing an den Augen des Vaters.
Auch Eleazar kam, und Jonathan, glühenden Muthes,
Näher; sie forschten besorgt, was Jochanan und Simon, die Brüder,
Von dem Vater gehört? warum die Posaune getönet? —

Sieh'! nun sprach der edele Greis dem versammelten Volk so:
„Fasset das Schwerdt! Wir ziehn jetzt Israels Feinden entgegen!"
Doch, schon hatte das Volk von dem furchtverblendeten Krieger,
Schreckenbetäubt, vernommen die Macht und die Stärke der Gegner,
Die, mit der Schaar der Riesenthier', entsetzlich zu schau'n war!
Alsbald drang es heran, und Sadok, der Aelteste, sagte:
„Groß ist dein Muth, erhabener Greis! wir staunen ihm billig;
Aber er leitet dich irre, daß du, vergessend der Weisheit,
Die dein Alter ziert', unzähligen Feinden entgegen
Führest das Volk, das schon vom dauernden Fasten entkräftet,
So in der Minderzahl, auch schwächeren Feinden erbebte.
Thorheit wäre der Kampf, vermessen der Streit mit dem König,
Dem Jehova, im Zorn, uns preisgegeben für immer."
Drohend erhob Mathathias die Hand, und sagte mit Wehmuth:
„Oh, nicht schafft uns im Kampf des Sieges Palme die Menge;
Gottes gewaltiger Arm errettet mit wenigen Händen
Eben so schnell, wie mit vielen, vom Joch entehrender Knechtschaft
Sein erlesenes Volk, so er will, barmherzig und gnädig." —

Aber glühend vor Zorn, entriß nun plötzlich der Scheide
Juda sein Schwert, und hieb mit nerviger Rechte der Zeder
Thürmenden Stamm entzwei, daß weit der Wipfel dahinflog,
Von dem Stamme getrennt durch Juda's gewaltigen Schwerthieb.
Sadok wich, erschrocken, zurück, und beugte sein Antlitz
Nieder zum Staub; doch, fern sank schon die Zeder zur Erde.
Aber auch All' ergriff ein herzbeklemmendes Staunen
Ob des Jünglings Kraft, der jetzt, entflammt zu dem Volk rief:

„Ha! ihr bebt vor der Menge zurück, vor den niedrigen Sündern,
Welch' im wüthigen Trotz ermorden die jammernden Weiber,
Und den lächelnden Säugling zugleich, an dem Busen der Mutter;
Die für schnöden Gewinn verhandeln den Mann und den Jüngling,
Gleich dem Vieh, auf dem Markt, an den weltdurchwandernden Kaufmann:
Also vor uns Jehova's Ruhm zu verhöhnen entschlossen?
Besser der Tod in dem Kampf, als solch unrühmliches Leben!
Auf! wir streiten für Gott, für unser Leben und Freiheit.
Zaget nicht; fasset nur Muth! der Herr ist mit uns in dem Schlachtfeld."
Also rief er, und ging; ihm folgte, begeistert, das Volk nach. —

Nicht den Pfad entlang, der tief im windenden Thale
Führte des Wanderers Fuß, zur felsumstarreten Waldschlucht,
Zog nun Israels Heer auf den Feind, mit erneuertem Muth, los:
Sondern auf waldigen Höh'n, bis hin, wo der letzte der Hügel
Sich g'en Bethoron, der Stadt, hinzieht, und zur lachenden Eb'ne
Und goldschimmernder Aehrenflur den grünenden Fuß dehnt,
Eilte das muthige vor. Dort ordnete Juda die Schaaren;
Gab an dem linken Horn Eleazar, und Jonathan gab er
An dem rechten Gewalt, zu gebieten im Sturme der Feldschlacht.
Er selbst, gegen den Feind, in der Mitte zu stehen der Erste,
Stand allein, und freute sich, weil Jochanan, sein Bruder,
Ihm an der Ferse gefolgt, der heldenmüthige Jüngling!
Doch, Mathathias stand, umgeben vom Volk auf des Hügels
Felsigem Haupt mit Simon, dem ältesten Sohn, und erhob jetzt,
Warnend, g'en Juda die Hand, und fragt' ihn, sorglichen Blickes:

„Juda! hast du erwogen das Ziel? gesichtet des Herzens
Tiefverborgenen Grund: ob dich vermessener Stolz nur,
Ob Vertrau'n auf eigene Kraft zur gefahrvollen Stelle
Dort, an der Spitze des Heer's, getrieben, in eitler Ruhmsucht?
Hast du heiß zu Jehova gefleht? des Ewigen Beifall

Fromm erforscht im Gebet, in des Herzens heiliger Regung?"
Juda entgegnete schnell: „Erwogen das Ziel, und des Herzens
Tiefverborgenen Grund gesichtet, hab' ich, mein Vater!
Nicht vermessener Stolz, nicht Vertrau'n auf eigene Kraft nur,
Heißt mich steh'n an der Spitze des Heers; Jehova gebot mir!
Ja, in der Brust rief Gott: daß ich leite das Volk zu dem Siege."
Sprach's, und entblößte das Schwerdt; d'rauf setzt' er sich nieder im Grase;
Stützte das Kinn auf die Hand, und sah mit glühenden Blicken
Durch das nächtliche Grau'n den nahenden Feinden entgegen.
Wie der Leu', der erst entwöhnt von der säugenden Mutter,
Im Vertrauen auf eigene Kraft, aus der dunkelen Höhle
Kommend, sich vor den Eingang stellt, und mit glühenden Blicken
Schaut in dem Wald umher: ob mächtige Gegner ihm nahen?
Lechzend nach Blut, sich leckt mit der stachligen Zunge die Schnautze;
Peitscht den dröhnenden Grund mit dem buschigen Schweif, daß zum Himmel
Wirbelnd der Staub auffleugt; und brüllt, und sträubet die Mähnen:
Also saß vor den Schaaren der Held auf dem Boden, und blickte
In das Dunkel hinaus, nach feindlichem Blute sich sehnend. —

Jetzt erglühte der Saum des lichtgewordenen Himmels
Fern im Osten; im Frühwind floh'n die umwandernden Nebel;
Lerchen wirbelten hoch in dem dämmernden Himmelsgewölbe.
Einzeln hier, dann dort, erwacht' ein Laut in der Eb'ne:
So in dem Wald, auf den Höh'n, und in tiefverborgener Thalschlucht.
Doch, als jetzt ihr Flammenhaupt, im duftigen Goldglanz
Schwebend die Sonn' erhob, und rings die erwachende Schöpfung
Jubelte, — siehe! da zog die sirische Macht, auf des Landmanns
Saaten, in täuschender Stille heran: denn Seron gedachte
Heimlich, im Ueberfall, zu erwürgen die lagernden Feinde.
Wohl erbebte das Volk von Israel, als es die Reihe
Der gewaltigen Thiere vor sich im dräuenden Kampf sah;
Aber der älteste Sohn Mathathias, des heiligen Greises,
Simon, eilte herab, und sagte zu Juda, dem Feldherrn:

„Kühner! entbiet' aus dem Heer Freiwillige, Todesgeweihte,
Die, für Gott und die Rettung des Volks, das Große vollbringen:
Furchtbar ist ihm der Kampf mit dem riesengestalteten Thier nur;
Mögen Jene das Schwert mit des langgeschaften Speeres
Erze vereinen: das Schwert an den Schaft mit kräftigen Riemen
Festigend, und im Gemenge der Schlacht losstürzend vor Allen
Auf die Thiere, sie kühn verwunden am schrecklichen Rüssel:
Daß in dem eigenen Heer, von wüthenden Schmerzen gefoltert,
Sie Verwirrung verbreiten, und Mord und grauses Verderben!" —

Juda erhob das Schwert, und winkte dem sinnigen Bruder
Beifall zu. Kaum war in den Reih'n der geordneten Krieger
Kund geworden der Ruf des kühnen Beginnes, da traten
Hunderte vor, und erboten, voll Muths, zum rühmlichen Tod sich.
Aber Simon erlas nur Zwölf' aus den tapfersten Männern,
Die sich bewährten, im Schlachtengefild, ein Schrecken der Feinde!
Alsbald hefteten dies' ihr Schwert mit kräftigen Riemen
An den ragenden Schaft des fernhintreffenden Speeres;
Eilten hinab zu des Hügels Rand, wo dichtes Gebüsche
Sich an dem Pfad hinzog, und harrten, verborgen, der Gegner. —

Näher und näher erhob sich Gewölk aufqualmenden Staubes;
Blitzender zuckte das Licht der strahlengekröneten Sonne,
Mitten in Staubesqualm, aus den hellgeglätteten Waffen;
Lauter erscholl der Tritt viel Tausender, schnob das Entsetzen
Vor den Schaaren einher, und nah' war Mord und Gewürge. —

Juda, jetzo die Gegner vor sich, mit leuchtenden Augen,
Schauend, erhob sich voll Hast; schrie laut, daß die Thäler und Berge
Dröhneten; All' um ihn her erbebten, und oben am Felsriff,
Selbst Mathathias erschrak. Von Furcht und Entsetzen ergriffen,
Hörten die Feinde den Ruf, und taumelten dahin und dorthin.
Aber jetzt auf den Höh'n, das Heer der Gegner, mit einmal,
Nur so schwach an der Zahl, und allein mit dem Schwerte bewaffnet:
Sonder Panzer und Helm, Streitwagen und Rosse, gewahrend,
Lachte Seron vor Wuth, und rief, voreilend, Apollon,
Der dem Vorderzuge gebot, mit höhnendem Blick, so:

„Wahrlich, ich dacht' im Geist, ganz Israel stünde bewaffnet
Wider uns auf, und bereit' uns Tod und grause Vernichtung!
Soll dieß treffliche Heer mit jenem der Feinde sich messen,
Das die verborgenen Höhlen des Wald's, gleich Räubern, bewohnet;
Waffen- und wehrlos ist, und jetzt verzweifelnd den Tod sucht?
Mögen die Krieger allein, vom hochgethürmeten Rücken
Der, dem Volk Entsetzen und Angst erregenden Thiere,
Schleudernd den tödtlichen Stein, und schnellend die mordenden Pfeile,
Jene bekämpfen: sie flieh'n der Thier' entsetzlichen Blick schon." —

Rief's, da drängten die Führer zugleich, mit lautem Gebrülle,
Die Elephanten vor; auch stachelten sie, von dem Thurme,
So zu empören zur Wuth, die Krieger mit stechenden Lanzen.
Bald erwacht ihr Grimm: sie schritten vor, mit dem Rüssel
Laut sich peitschend die Brust, und schnoben vor glühender Mordgier.
Von der Sehne geschnellt, durchsausten befiederte Pfeile,
Weithin die Luft. Der Schleuderer schwang den spitzigen Wurfstein
Kreisend umher, bis jetzt die Schnur von dem hemmenden Finger
Wich; der Stein laut heulend im Luftraum flog, und am Hügel,
Mit den Pfeilen zugleich, manch' tapferen Krieger zum Staub warf. —

Nun erhob Mathathias zu Gott laut flehend die Hände:
„Rett', Erbarmer, dein Volk von dem Feind, der Schmach und Verderben
Ihm bereitet, mit wüthigem Trotz, verhöhnend Dich wahren,
Ewigen Gott! O gib uns den Sieg, Allmächtiger heute!
Daß er erkenne mit Angst, wie mächtig Jehova, der Herr ist!"
Sieh', da warfen sich Jene zugleich, die muthig dem Tod sich
Weihten zuvor, auf den Feind, zwölf tapfere Männer von Juda:
Jeglicher drang, mit weitvorragendem Speer, auf das Thier ein,
Stieß und verwundet es schnell an dem Rüssel. Nur Dorach, aus Gaza,
Fehlte das Ziel: abglitt sein Speer an dem glänzenden Hauer,
Und durchbohrte des Thiers Ohrlapp', die faltig herabhing.
Jetzt umklammert' ihn der Elephant mit dem schrecklichen Rüssel,
Ihm zermalmend die Brust, und warf ihn empor in die Lüfte,
Daß er den Sinkenden racherfüllt in dem Sande zertrete;
Aber da sprang Nabal, aus Bethoron, herbei, und erhebend
Hoch den Schaft mit dem festgehefteten Schwerte durchstieß er
Schnell das Auge des Thiers, das sonst so klug, so verständig,
Sinnig und mild hersah, nun hell entflammt von der Wuth war. —

Jetzo tobten, von Zorn und furchtbaren Schmerzen gefoltert,
Die Elephanten im Feld umher: sie warfen die Krieger
Aus den Thürmen herab, und eileten schnaubend zurücke:
Durchzubrechen das eigene Heer, und im rauschenden Strome
Dann zu kühlen die Gluth der tief gespalteten Wunde.
Ein gewaltiger stieß an Serons rollenden Wagen,
Der, von dem Sessel herab, antreibend die schnaubenden Rosse,
Und, ersehend von fern, welch' schrecklichen Frevel die Gegner
An den Thieren verübeten, jetzt die Führer des Heeres
Schalt, und ermahnte zugleich, die Frevelnden niederzuschmettern.
Doch, schon lag er im Staub und blutete; lagen die Rosse,
Lag der Wagen zertrümmert im Feld: denn schnell wie der Blitzstrahl,
Mitten im Hain, die hundertjährige Fichte zersplittert,
Daß nur Trümmer umher von dem ragenden Stamme sich weisen;
So zertrümmerte der Elephant den rollenden Wagen;
So zertrat er die Ross' und den lautaufschreienden Feldherrn.
Und alsbald entfloh'n in wilder Verwirrung die Syrer. —

Jetzt, wie im Lenz, von dem Felsengebirg, gelöset vom Südwind

Niederrollt mit Getös' die schreckliche, wilde Lawine,
Stürzet den Wald, fortreißt die Felder und blühenden Matten:
Also kam von dem Hügel herab, die Zierde der Helden
Makkabäischen Stamms, kam Juda, der tapfere Jüngling,
An der Spitze des Heer's. Er lag den Fliehenden hart im
Rücken und drängte sein dürstendes Schwerdt im Blute der Feinde.
So Eleazar, der Held, so Jonathan. Keiner der Krieger
Rastete jetzt; mit dem Mord ertönte des Siegers Gejauchze.
Tausende lagen erwürgt, und deckten die Felder und Pfade. —

Doch an dem Zederngehölz, unferne den Mauern Bethorons,
Stellt' Apollon sich kühn zur Wehr; er hemmte der Seinen
Schmähliche Flucht, in dem Kampf mit Ehre zu sterben entschlossen.
Juda säumte nicht, kam, und sprang vor den muthigen Feind hin.
Dem Anstürmenden hielt Apollon die ragende Lanze
Weithin entgegen; doch er schwang sein blinkendes Eisen;
Hieb entzwei den ragenden Schaft, und bohrte das Schwerdt so
Tief in des Gegners Brust, daß er sank, und das Leben verhauchte
D'rauf entriß er ihm schnell das Schwert, das heut' in dem Feld er
Führete: um hinfort, in dem Kampf für den heiligen Glauben,
Für die Rettung des Vaterland's und die Sitten der Väter,
Solches zu führen, zum Ruhme für Israel, siegeverherrlicht!
Aber in eiliger Hast entflohn' die Trümmer des Heeres,
Das den Juden Vernichtung gedroht; nur Wenige kehrten
Heim in das Vaterland, den Ihren den Jammer zu künden. —

Sieh! — Mathathias Vollendung naht'; er fühlte des Todes
Schaurigen Hauch, und rufte vor sich die theuern Erzeugten;
Hob sich auf in dem Bett', und begann mit leiserer Stimme:

„Nehmt den Segen zum Lohn, Geliebteste! Möge Jehova
Euch behüten mit ewiger Huld: daß ihr, würdig der Väter,
Wandelt der Tugend Pfad', und in Unschuld wirket das Gute.
Jammerschwer ist die Zeit, in der ihr lebet: der Hochmuth
Herrscht in der Welt, und der Stolz ersinnet nur Schmach und Verderben.
Haltet fest am Gesetz des Herrn; gedenket der Thaten
Eurer Väter, und suchet den Ruhm, der Ihnen zu Theil ward,
Auch um des Lebens Preis: dann lohnt euch ewiger Nachruhm!
Abraham heißt uns gerecht! da er treu in der Prüfung bestanden!
Joseph herrschte mit Macht in Aegypten: weil er im Unglück,
So wie im Glück, Jehova's Gesetz verehrete! — Phines
Eiferte redlich für Gottes Wort: und des Priesterthums Ehre,
Dauernd in seinem Geschlecht, ward ihm zum Lohne gegeben!
Josua that, wie Jehova gebot: und er wurde der Retter
Israels! — Kaleb sprach vor allem Volke die Wahrheit:
Und er hatte sein Erb' im verheißenen Lande des Segens!
David war barmherzig und mild: und ihm wurde die Herrschaft,
Ihm und seinem Geschlecht, gegeben auf ewige Zeiten!
Für Jehova's Wort entglühte der Thesbit Helias:
Und er wurde mit Blitz und Sturm g'en Himmel gehoben!
Weil Sidrach, Misach und Abdenago glaubten, so ward ihr
Glaube belohnt: sie kamen gerettet hervor aus den Flammen!
Auch die grimmigen Leu'n bezähmte Daniels Unschuld!
Also hinauf, in der dämmernden Frühe der heiligen Vorzeit,
Seht ihr Jene belohnt, die liebend Jehova vertrauten!
Fürchtet nie den Trotz und die dräuenden Worte des Sünders;
Seine Herrlichkeit ist nur Staub, sein Ende sind Würmer:
Heute bläht er sich auf, und hebt sich empor in die Lüfte,
Morgen ist er nicht mehr, denn tief in des dunkeln Grab's Nacht
Sank sein wüthiger Trotz, und all' sein stolzes Beginnen!
Auf! — erhebt euch mit Muth, geliebteste Söhne! Jehova's
Mächtiger Arm schützt euch, so ihr treu verharrt dem Gesetze.
Simeon ist erfahren und klug; mein Aeltester werd' euch
Vater hinfort, ein Lenker im Grau'n des umnachteten Lebens.
Aber Judas, mein Held, Makkabäer gepriesen vor Allen
Meines Geschlecht's, beherrsche das Feld der eisernen Schlachten:
Euer tapferer Hort, erzogen im Lager der Krieger.
Mit den Beiden vereint sei Jonathan, sei Eleazar,
Und Jochanan, im Bruderbund. — Versammelt Jehova's
Tapf're Verehrer alle, zum Kampf für die heilige Freiheit;
Rächet die Schmach des Vaterland's an den Feinden mit Nachdruck!" —

Als er geendet das Wort, da sank er zurück auf die Kissen;
Sah mit segnendem Blick auf die Lieben, und hauchte den Geist aus
D'rauf in der Väter Grab, unferne den Mauern von Modin,
Brachten, im Trauerzug, die weinenden Söhne die Leiche.
Und in Israel scholl Wehklag' um den Vater des Volkes! —

Aber im jubelnden Ruf der Himmlischen reicht' ihm vom Throne
Schon der Allerbarmer, voll Huld, den lohnenden Kranz ihn:
Da er, vertrauend auf Ihn, in dem nächtlichen Sturme des Lebens
Muthig stand, und den Frommen in ihm, zum erhebenden Trost ward!

Zweiter Gesang.

Eleazar.

Hingebung.

Tief in des Gartens Grund, im Schatten der säuselnden Palmen,
Saß Eleazar der Greis, und lächelte: heilige Wonne
Fühlend über die Stelle des Buch's, die er eben gelesen.
Aber die Stelle hieß: „Und Abraham lud auf den Rücken
Isaak das Opferholz, und ließ die Knechte zurücke.
Als er bergan stieg, in den Händen tragend das Messer,
Und die Gluth: da folgt ihm sein Sohn, erkoren zum Opfer,
Keuchend unter der Last. Sie gingen zusammen und schwiegen.
Doch, nun rief der Sohn: „Mein Vater!" — Und dieser — „Ich höre!"
Isaak begann: „Da seh' ich die Gluth und das Messer, und nirgend
Wies sich das Opfer noch; wo findest du solches, o Vater?"
Abraham drängte die Thräne zurück, und sagte beklommen:
„Still, mein Sohn! schon wird sich Gott erlesen das Opfer."
Sprach's; er sah nicht zurück, und sie stiegen empor auf Moria. —

„Himmlische Unschuld," dachte der Greis — „ein glänzendes Vorbild
Meines Erlösers seh' ich in dir! Wie selig die Menschen,
Welch' erwählt zu leiden für ihn, mit heiterem Blicke
Wandeln die Dornenbahn zu den Wonnegefilden des Himmels!"
Gar nicht ahnt' er jetzt, wie sein die schrecklichsten Leiden
Harrten, die er ertrug, ein Held für den heiligen Glauben,
Und das hohe Gesetz der gottgefälligen Wahrheit.
Sieh! da kamen die Krieger gesandt, und pochten gewaltig
An die Thüre des still und einsam lebenden Greises.
Freundlich öffnet' er jetzo die Thür', und sagte verwundert:

„Waffen seh' ich gezückt, und des Kriegers drohende Miene?
Doch, was sollen sie hier, in des Friedens stiller Behausung?
Den ihr sucht, ist ferne vielleicht: ihr fehltet das Haus nur." —

„Nein; wir suchen dich, Eleazar," — sagte der Hauptmann,
Der die Krieger geführt — „Antiochos, Asia's König —
Deiner denn auch? — entbot uns erst: daß wir dich gefesselt
Führen vor seinen Thron und des Volk's versammelte Menge.
Dort, wie Zeus dein Loos mit dem ewigwaltenden Schicksal
Ordnete, wird es dir geh'n: verhüllt ist der Himmlischen Rathschluß!" —

Lächelnd sprach Eleazar zu ihm: „Mich willst du gefesselt
Vor Antiochos Thron und des Volk's versammelte Menge
Führen, mich, den zitternden Greis? .. Ich folge dir willig." —

Und sie führten ihn auf den Markt, wo Syriens König,
Sitzend auf goldenem Thron, im Kreis bewaffneter Schaaren,
Und unzähliges Volk's, den olympischen Göttern zu Ehren
Opfer zu bringen gebot, und sie durch mancherlei Spiele
Ehrete: denn er gab dem siegenden Lenker des Wagens;
Dem, der weit vor Allen, die lastende Scheibe geworfen;
Der mit dem Pfeil, von der Sehne geschnellt, das ragende Ziel traf;
Der in dem Faustkampf Gegner besiegt'; und dem hurtigsten Läufer;
Jeglichem gab er den Preis mit eigenen Händen zum Lohn hin.
D'rauf begann er und rief: „Ruhm sei den unsterblichen Göttern
Von den Völkern gezollt; gestürzt und auf immer vernichtet
Sei Jehova's Altar, und verflucht, wer diesen verehret:
Denn ich weih' ihn dem Tod in der Folter schrecklichsten Qualen." —

Schauder ergriff das Volk von Jerusalem, als auf dem Markte
Laut ertönte des Schreckens Ruf. Schon opferten Viele

Scheuend Folter und Tod, als Feige, den nichtigen Götzen;
Mancher, dem wahren Gott Abtrünniger, wurde die Geißel
Seines Volk's. So Jason, ein Mann unbändiger Ehrsucht,
Der für sündiges Geld des Hohenpriesterthums Würde
Sich erst jüngst erkaufte vom Könige: jeglicher Tugend
Abhold; allem Schicklichen feind, und dem Laster ergeben,
Wüthet' er frech g'en Vaterland und den Glauben der Väter!
Dieser haßt Eleazar schon lang', deß' leuchtende Tugend
Seiner Seel' entsetzliche Nacht, und die gräßliche Schwärze
Seines Gemüths, noch mehr; noch erschütternder, furchbarer, zeigte;
Allwärts auch des Würdigen Feind der unwürdige Mensch ist!
Aber von Rach' empört, weil ihn Eleazar verworfen
Von dem Gesetz und unwürdig des Hohenpriesterthums, nannte,
Gab er Antiochos kund: „Eleazar schmähe des Königs
Herrschaft laut, und ihn selbst, weil er hellenische Sitten
Rings in dem Land von Israel, er, ein Fremdling, gebiete." —

Jetzt, durch drängende Haufen heran, auf den wimmelnden Marktplatz
Führten die Krieger den Greis, und überall wich ihm die Menge,
Ehrfurchtsvoll, und seufzt' ob solch' entsetzlichem Schicksal
Des ehrwürdigen Mann's, dem Keiner in Israel gleich kam!
Jason stand auf den Stufen des Thron's, und lächelte grimmig,
Hohn der Hölle, der Verdammter Seelen bewillkommt,
Ihm entgegen; und doch sah Jener, vergebend, nach ihm hin! —

Abgewandten Gesichts', des tiefaufgährenden Herzens
Wuth zu bergen, und stützend den Arm auf den goldenen Armstuhl,
Saß Antiochos dort auf dem Thron; er rufte gebietend
Jason herbei, und sprach: „Er opfere jetzt am Altare,
Zeus, dem Beherrscher der Erd' und des Himmels, dem mächtigsten Gotte,
Hier vor allem Volk; auch allen unsterblichen Göttern
Zell' er, tiefanbetend, Ruhm: so wird ihm vergeben.
Säumt' er, unserem Herrscherwink zu gehorchen in Demuth:
Dann auf die Folter mit ihm; in Qualen verhauch' er das Leben!"
Sprach's; da führte die Schaar den Helden des Herrn auf den Kampfplatz. —

Gegenüber dem Thron, auf sieben Stufen erhöhet,
War das Steingebild des Olympiers. Ueber ihm wölbte
Eine Kuppel sich auf, von Marmorsäulen getragen.
Von dem runden Altar, am Fußgestelle des Götzen,
Dampfte der Opferrauch empor, und erfüllte den Marktplatz
Weithin. Im schneeigen Kleid, mit der goldenen Binde gezieret,
Standen die Priester umher, und sangen die Hymne des Opfers.
Doch, nun stieg der heilige Greis, in erschütternder Hoheit,
Allen sichtbar am Markt, auf des Tempels oberste Stufe;
Wandte den Flammenblick, voll unaussprechlicher Anmuth,
Nach der starrenden Menge hinab, und es preßte das Mitleid
Thränen ihm aus, die, schnell von seinen gerötheten Wangen,
Nach dem Busen hinab, in schwimmenden Tropfen sich drängten.
Doch, nun fuhr er betroffen zurück: die geöffneten Lippen
Bebten ihm; jetzt verlosch, jetzt flammte sein Auge nur heller:
Wie der Mond, den, flugs, ein schwindendes Wölkchen verhüllet;
Jetzt umschwebt' ihm den Mund ein Himmelslächeln; er starrte
Vor sich hin in die leere Luft — so däucht' es der Menge:
Denn ihm war Uriel, der Himmlischen Einer, genahet,
Von dem Erbarmer gesandt. Mit goldenen Fittigen schwebt' er,
Eilend, herab; er trug herbei zwei goldene Schaalen;
Nahte dem staunenden Greis, und lächelt' ihm mild in das Auge;
Dann begann er, und sprach: — „Eleazar! neunzig der Jahre
Hast du gelebt: nur Zehn sind dir noch übrig zum Grabe.
Sieh', in der Linken hier, die Macht das irdische Leben
Weit hinaus zu dehnen, nach Wunsch; und, hier in der Rechten,
Nahen und qualvollen Tod, doch, kommenden Menschengeschlechtern
Noch zur Ermunterung, Wonne und Glück: was wählst du von Beiden?"
Weit vorbog sich der Greis, und zitterte, bebte vor Wonne,
Nach dem seligen Augenblick des unsterblichen Lebens!
Viel zu gering ein Leben voll Schmach; zu nichtig die Qualen
Achtend, und ersehnend im Tod den Beifall Jehova's,
Griff er schnell nach des Engels Recht'; entriß ihm die Schaale,
Hob sie zum Mund, und trank, und fühlte sich Wunder-gestärket:
Freudig zu kämpfen den Kampf; zu vollenden die herrliche Laufbahn,
Und zu erringen, am Ziel, des Siegers lohnende Kränze! —

Alsbald flog aus der linken Hand des Engels die Schaale;
Stürzte zu Boden, zerbrach, und zerfiel zum nichtigen Staube;
Doch, der Unsterbliche schlang, im höheren Glanze, die Hände
Um Eleazars Nacken, und rief: „Ich werde dir nahen,
Muth einhauchend, im Kampf, und versüßen die Stunde des Todes."
Sagt es mit lohnendem Blick, und schwand aus den Augen des Greises. —

Jason eilte herbei, das Opfer bereitete Schweinfleisch
Ihm in den Mund mit Gewalt zu drängen, und sagte: „Verzehr' es,
Den unsterblichen Göttern zum Ruhm, so will ich dich retten."
Aber er faßt ihn am Arm, und stieß ihn die Stufen hinunter.
Als er, im schrecklichen Zorn, nun flucht' und tobte vor Ingrimm,
Kam Nikanor heran, Feldoberst in Syriens Heer'smacht,
Dem Eleazar einst Huld flehend am Throne genaht war.
Dieser führt ihn beiseit, und sagte mit ängstlichem Blicke:

„Herrlicher Greis! gedenke der Zeit, wo wir uns am Hofe
Des Antiochos, den die Welt den Großen genannt hat,
Sah'n; der dich, den Gesandten des Volk's von Israel, ehrte;
Denke der Tage denn auch, die uns dort, im trauten Vereine,
Selig entfloh'n, als ich beim Könige, des Eleazar
Freund, die Rechte des Volk's von Israel, nur ihm zu Liebe,
Kühn und muthig vertrat, und ihm erwirkte die Freiheit
Von unleidlicher Dienstbarkeit, Schmach, und zermalmender Knechtschaft.
Solches bedenk', o Greis! und schone dein Leben, so theuer
Deinem Volk, dem Könige selbst und deinem Nikanor;
Schaue den Rettungsweg, und folg' ihm: wie das Gesetz dir
Gönnet des Fleisches Genuß, laß' solches dir holen, und kost' es
Am Altar des Olympiers, Zeus — so handelnd zum Schein nur!
Denn der Ruf: du habest der Opferspeise genossen,
Macht den König dir hold, und du bist gerettet auf immer.
Folge mir! Siehe mir rinnt der Schweiß, in glühenden Tropfen,
Von der Stirne herab: ich weiß: mit dem ernsten Gemüthe
Haltest du fest am ererbten Gesetz . . . doch will ich dich retten!
Schone dein Haupt, das allverehrte; habe doch Mitleid
Mit dir selber, dem Volk und dem treugesinneten Freunde." —

Also sprach er bewegt, und Thränen umhüllten sein Auge.
Doch, Eleazar ergriff ihn am Arm, und führt' ihn zurücke,
Nach dem Platz, wo er heute zu steh'n von Jehova erwählt war:
Denn er trat zu dem Bild des Olympiers; stand und bedachte
Jenen Vorzug, den ihm sein Alter erworben; den Adel
Seines Geschlecht's, deß' herrlichste Zier sein grauendes Haupt war,
Und die Jahre gesammt des frommen unsträflichen Lebens;
Dacht' es im edeln Gemüth, und sprach, zu den Seinen gewendet:

„Israels Volk, merk auf! Mir bot unedles Mitleid
Rettung von Qualen, vom Tod: Erlaubtes sollt' ich zum Schein nur
Kosten, und also erheucheln, zum Lohn ein schmähliches Leben.
Ich, den Frevel begehn? — Eleazar, der Lehrer des Volkes,
Er, der neunzigjährige Greis, erkaufe sich Jahre,
Monden, Tage vielleicht, um solchen Preis der Verdammniß?
Und der Jugend weise den Pfad der niedrigen Falschheit,
Der Verstellung und List; und der Wahrheit freche Verachtung
Lehre dem zartaufblüh'ndem Geschlecht, durch sündiges Beispiel?
Also Verwünschung und Fluch ihn treff' im dunkelen Grab noch?
Nein, ich wähle den Tod von eurem geschwungenen Mordbeil:
Denn nicht brächte mir solches Gewinn, wenn ich nur der Menschen
Henkergewalt entrönn', und mich des erheuchelten Lebens
Freuete, da ich nicht hier im irdischen Leben, nicht jenseits,
Gottes furchtbarer Hand entrönn', ein frevelnder Sünder!
Fort in den Tod! — Der Abend des heiter entschwundenen Lebens,
Und der Himmel im rein und schuldlos pochenden Herzen,
Werd' auch jetzt nicht getrübt durch seelenverderbende Thorheit.
Jünglingen will ich zum Muster steh'n: daß sie, fürchtend Jehova's
Zorn allein, nicht fürchten den Trotz des sterblichen Menschen,
Der heut' wüthet und lärmt, und morgen verstummt in dem Grab liegt;
Daß sie wandeln die herrliche Bahn, die ich ihnen voranging:
Für das Gesetz, das Vaterland, und den Glauben der Väter,
Freudig aushauchend den Geist im heldenmüthigen Tode!" —

Sprach's, und eilte hinab, in den Tod zu gehen entschlossen.
Jason sah mit höhnendem Blick nach dem Helden Nikanor

Der ihm Rettung ersann; da plötzlich wurde sein Mitleid
Nun verwandelt in Haß, und sein Erbarmen zur Blutgier,
Gegen den heiligen Greis, der sein, so wähnte der Syrer,
Spottete. D'rauf erforschet er schnell den Willen des Königs,
Der im empörten Gemüth ihm längst nur Folter und Tod sann,
Und jetzt wuthvoll rief: „Führt ihn zum schrecklichsten Tode!"
Alsbald, von dem Altar, hinaus zum dunkeln Stadtthor
Führten sie ihn, und lautaufweinend eilte das Volk nach.
Doch, Eleazar sah, auf dem Todeswege, für sich hin,
Starr mit flammendem Blick, und höherer Gluth auf den Wangen:
Denn der Unsterbliche ging vor ihm her; nach dem Greise zurücke
Hatt' er das Antlitz gewandt, das schimmernde: himmlische Rosen
Streuend vor ihm auf den Weg: sie hauchten wonnige Düfte! —

Draußen rissen die Wüthriche jetzt Eleazar zur Erde;
Streckten die Glieder ihm aus, und schlugen, mit eisernen Stäben
Ihm die Bein entzwei. — Er rief laut jammernd zu Gott auf:

„Schrecklich leid' ich, o Gott! — Allmächtiger, stärke den schwachen,
Bebenden Greis. Du weißt, o Herr! nicht wählt' ich des Treu'bruch's
Schmählichen Rettungsweg: ich wählte den Tod des Gerechten.
Lös', o! gütig das Band des Seel' umengenden Fleisches:
Daß sie schweb' empor, und dir auf immer vereint sei!" —

Rief's! Der Unsterbliche hing jetzt über des sterbenden Greises
Antlitz; ihm sank vom Auge herab ein zitternder Tropfen,
Deß' ätherischer Glanz des Mitleids innige Wehmuth
Spiegelte; kühlt ihm, liebend die Gluth der thauenden Stirne,
Mit dem fächelnden Schwung der goldenen Flügel, und haucht' ihm
Muth und Vertrau'n auf den Herrn, in die los sich ringende Seele.
Wie von des Felsens Höh'n des Morgens schimmernder Nebel
Auf g'en Himmel sich schwingt, und schnell in die bläulichen Lüfte
Fortzuschweben sich sehnt; doch hält ihn des ragenden Berges
Scheitel noch fest; er haftet mit zartem Fuß auf den Höhen:
Also schwebte der Geist Eleazars, sich von dem Leib los
Ringend, empor, da in stets ermattendern Schlägen sein Herz schlug,
Jetzo nur leis' mehr zitterte, stand — und ruhte für immer!
Doch, nun stürzte der himmlische Freund an die selige Brust ihm;
Drückte den Seelenkuß, unsterblichen Lebens Willkommen!
Ihm auf den Mund; sie standen entzückt in hehrer Umarmung,
Und entschwebten, vereint, den düstern Gefilden der Erde! —

Seine sterbliche Hülle, vom Staub und quellenden Blute
Reinigend, trug das Volk, mit Thränen hinaus an den Herrweg,
Und bestattete sie in dem felsummauerten Grabe!

Q.

Johann Gottlob von Quandt

wurde am 9. April 1787 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Auch er widmete sich Anfangs dem Handelsstande, wandte sich aber bald auf Veranlassung des Hofrathes Rochlitz und Chevalier de Renty dem Studium der Kunst zu, für welches er schon früh eine außerordentliche Vorliebe zeigte. In den Jahren 1813 und 1820 reiste er nach Italien und übte die Kunst nun auch praktisch. Nach seines Vaters Tode ließ er sich in Dresden nieder und ward in den Adelsstand erhoben.

Außer vielen Aufsätzen in öffentlichen Blättern besitzen wir von ihm:

Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Italien im Jahre 1813. Leipzig u. Altenburg 1818—1819, 3 Thle.
Geschichte der Kupferstecherkunst. Leipzig 1827.
Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und Kunst. Gera 1829, 2 Thle.

Ein eben so feiner als durch gründliches Wissen und edeln Geschmack ausgezeichneter Kunstkenner, dessen Schriften ihm ein bleibendes, ehrenvolles Denkmal setzen würden, auch wenn er nicht in anderer Weise durch unermüdliche Theilnahme und echte Liberalität das Gedeihen der schönen Künste beförderte.

Konrad von Queinfurt,

Prediger zu Steinbach am Queiß, starb im Jahre 1382 zu Löwenberg in Schlesien.

Er ist der Verfasser des bis jetzt bekannten ältesten Kirchenliedes:

Du Lenze gut des Jares theures Quarte, in Greg. Corneri großem katholischen Gesangbuche. Wien 1631. 8.

R.

Gottlieb Wilhelm Rabener,

ein Enkel Justus Gottfr. R's, geboren am 17. September 1714 auf seines Vaters Landgute Wachau bei Leipzig. Seine Jugendbildung erhielt er auf der Fürstenschule zu Meißen, wo er mit Gärtner und Gellert in das vertrauteste Verhältniß trat, welches auch in Leipzig fortdauerte, als er daselbst im Jahre 1737 die Rechtswissenschaften zu studiren begann. Seine früh erwachte Neigung zu den schönen Wissenschaften und zur Poesie erkalteten nicht, als er nach vollendeten

akademischen Studien im Jahre 1741 das Amt eines Steuerrevisors des leipziger Kreises erhielt und sich so in das thätigste Geschäftsleben versetzt sah. Im Jahre 1753 wurde er Obersteuerrath bei dem Obersteuercollegium zu Dresden, wo er, nachdem er durch die traurigen Begegnisse des siebenjährigen Krieges hart bedrängt worden, am 22. März 1771 starb.

Wir besitzen von ihm:

- Satiren. 4 Th. 10te Auflage. Mit Titelvign. gr. 8. Leipzig 1751—55.
- Das Mährchen vom ersten April. Aus dem Holländischen. 2te Auflage. 12. Leipzig 1756.
- Briefe, von ihm selbst gesammelt und nach seinem Tode, nebst einer Nachricht von seinem Leben und seinen Schriften. Herausgegeben von Chr. Fel. Weiße. gr. 8. Leipz. 1772.
- Sämmtliche Schriften. 6 Theile. Neue Aufl. (1r Th. mit des Verfassers Leben und Charakter v. Chr. F. Weiße) 8. Leipzig 1777.

Höchst treffend urtheilt Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit Th. XI. S. 175) über Rabener, indem er unter Andern von ihm sagt: „Seine Satire hat eine Würde, die von seinem persönlichen Charakter ausging und seinen Zeitgenossen imponirte. Wie er im geselligen Leben nie ernsthafter war, als da, wo man einen Lustigmacher in ihm kennen zu lernen erwartete, so liegt auch den komischen Spielen seines Witzes ein moralischer Ernst und eine innige Liebe zum Guten und Vernünftigen zu Grunde. Oefter noch als es dem wahren Satiriker ziemt, läßt er diesen Ernst auch unverschleiert blicken. Aber die Würde seiner Satire hat keinen der finstern Züge, die den Werken Swift's einen fast menschenfeindlichen Charakter zu geben scheinen. Eben so fremd ist ihm die vornehme und wegwerfende Hofmeistermiene des selbstgefälligen Boileau. Rabener's Satire ist immer gesellig und fast immer heiter, obgleich selten bis zum wirklichen Lachen ergötzend. Einen vorzüglichen Werth giebt seinen Schriften die kaum übersehbare Menge von Charakteren, die er treffend nach dem Leben gezeichnet hat. In dieser Hinsicht hat er weder unter den älteren, noch unter den neueren Satirikern seines Gleichen, und bei Allem, was an diesen Charaktergemälden veraltet und uninteressant geworden ist, bleibt ihnen genug Anziehendes und Lehrreiches für jedes Zeitalter übrig; denn unter diesen moralischen Varietäten der menschlichen Natur, finden sich genug, die mit geringer Veränderung immer wiederkehren. Noch wichtiger für die deutsche Litteratur sind Rabener's Satiren durch ihren Stil geworden. Eine bessere Prosa schrieb damals Niemand in Deutschland, obgleich Gellert und Lessing, Jeder in seinem Charakter, eben so gut schrieben. — Die gefällige Natürlichkeit seiner Prosa ist musterhaft, außer wo sie dem allgemeinen Geschmacke der sächsischen Schule zu sehr nachgiebt, und den damals üblichen Conversationston, an dem man den Mann von feiner Lebensart erkennen sollte, auch in Kleinigkeiten, zum Beispiel in der Umständlichkeit galanter Scherze, nachahmt. —

Eine Todtenliste*)

von Nikolaus Klimen,

Küstern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen.

Ich habe unter dem Büchervorrathe meines Vaters den Aufsatz gefunden, welchen ich jetzt meinen Lesern mittheile. Unser berühmter Klim hat ihn geschrieben; ich kenne seine Hand genau, und es wird wohl Niemand zweifeln, daß es seine eigene Arbeit sei, wenn man nur dieses bedenken will, daß er ein Mann war, welcher auf seinen unterirdischen Reisen die Gemüther der Menschen vollkommen einsehen gelernt hatte. Als Künstler besaß er noch eben die Fähigkeiten, durch welche er sich als Kaiser in Quama ansehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf seine unterirdische Reisebeschreibung, in welcher man die deutlichsten Spuren finden wird, daß er als ein Philosoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufsatz ist ein Verzeichniß unterschiedener Personen, welche seit seines Küsteramtes in Bergen gestorben sind. Er sagt von einer jeden seine Meinung, und die Liebe läßt uns hoffen, er werde in seinen Charakteren unparteiisch gewesen sein. Es wäre zu wünschen, daß in allen Städten dergleichen Todtenlisten gehalten, und beim Schlusse des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele seiner Mitbürger nach ihrem Tode besser kennen lernen, als man sie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als hochedele, hochgelahrte, hochweise, ehrsame und tugendbelobte abgekündigt, welche bei ihrer Unwissenheit, bei ihrer niederträchtigen und lächerlichen Aufführung, keinen von diesen Titeln verdient haben. Es ist unbillig, daß wir denjenigen im Grabe loben, welcher sich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliste von der Art, wie gegenwärtige ist, würden wir die Ehre der Wahrheit retten, und ich zweifle nicht, daß unsre Bürger dadurch wenigstens eben so sehr erbaut werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten gewesen, oder uneheliche Kinder geboren worden. Ich will es dem Urtheile der Leser überlassen, ob meine Hoffnung gegründet sei. Vielleicht bedauern sie mit mir, daß gegenwärtige Liste nicht vollständig, sondern durch die Unachtsamkeit der klimischen Erben der Anfang, und vermuthlich ein großes Stück davon verloren gegangen ist.

Bergen in Norwegen, am 10-21. des Wintermonats 1742.

B. Abelinson.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — hochmüthig,
— — — — — — — — — — — — geizig,
er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Ansehen seines langen Rocks zu danken, daß niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an Andern würden unerträglich gewesen sein.

Gustav Trolle. Durch den Tod dieses Mannes verlor unsre Stadt mehr, als sie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüthe; er nahm jederzeit an dem Glücke oder Unglücke seiner Mitbürger vielen Antheil, und wünschte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur spottweise den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmale seiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich ließ er die Häuser seiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überschatten, und wenn der Himmel seine christlichen Wünsche erhört hätte, so würden alle Rathsmänner in Bergen, vom Bürgermeister an bis auf den Stadtschreiber, wenigstens Nestors Jahre erreicht haben. Bei jedem Todesfalle tauchte er seinen Kiel in bittre Salzen und herben Wehrmuth ein. Er schien ganz untröstbar über den Tod des Kapellans, welcher drei Vornamen hatte, und also dem Berufe unsers Dichters sehr einträglich war. Die Musen unterhielt er in beständiger Bewegung, sobald er die Feder eintunkte, sobald stunden sie alle neune auf seinem Zettel. Sie hatten auch Ursache gehorsam zu sein; denn es war ein sehr hitziger Mann. Wenn sie nicht gleich kamen, und ihm bei seiner sauren Arbeit vorspannten: so schimpfte er so lange auf sie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedicht auf mich, als ich zum Küster an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigstens acht Groschen werth, und ich und meine Frau haben es nie ohne Thränen durchlesen können. Bei Hochzeitgedichten war er sehr scherzhaft. Der Name des Bräutigams oder der Braut mochte noch so verwirrt klingen, so wußte er ihn doch so lange herum zu zehren, bis er in demselben einen Gedanken fand, der sich zur Wiege schickte. Die Deutschen haben ihm die Erfindung der Leberreime zu danken, welche er, zum erstenmale an des Stadtschulzens Geburtstage, aus dem Stegreife machte, da er so trunken war, daß er von seinem Verstande nichts wußte. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für sechzehn Groschen schüttete er sein ganzes Herz aus. Er starb auch in großer Armuth, und hinterließ nichts, als einen Lorbeerkranz und einen zerrißnen Mantel.

Suante Stuve, verwaltete das Stadtschulzenamt zwanzig Jahre lang: seine Frau aber hatte das Directorium actorum. Diese machte auch die Abschiede, und die Parteien mußten in ihrer Küche gegen einander verfallen. Wer daselbst nicht erschien, der war sachfällig; wer aber den größten Braten schickte, der hatte das größte Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu sein, so mußten die Parteien würfeln; derjenige gewann den Proceß, der die meisten Augen warf. Der Stadtschreiber war sein Schwiegersohn, und hatte bei ihm freien Tisch.

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Bruder der spielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war früh-

*) Aus Rabener's Satiren, 1s Bdchen.

zeitig an unserm Brahe. Schon im siebenten Jahre war er klüger als seine Aeltern und Lehrmeister; im vierzehnten verwickelte er sich in gelehrte Streitigkeiten, und schrieb kritische Anmerkungen über die philosophischen Bücher seiner Zeit, welches in Norwegen einen Lärmen machte. Er war heftig in seinen Meinungen, in seiner Schreibart spöttisch, und wenn ihn sein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgesetzt war, so schonte er keines Menschen. Auf seinen leiblichen Vater machte er Satiren. Er hatte eine so herzliche Neigung gegen sich und seine Einfälle, daß er sich lieber würde den Staubbesen haben geben lassen, als einen artigen Gedanken auf seinem Herzen und Gewissen behalten wollen. Er schrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leser schwerer zu verstehen war, als ihm zu machen. Die Prosodie war sein Leibstudium nicht, und die Grammatik für seine hohe Gelehrsamkeit zu niedrig. Im zwanzigsten Jahre spürte er eine merkliche Abnahme seines Verstandes, und ward so kindisch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubt, er habe sich damals selbst gefühlt, und sein herannahendes Ende vermuthet, dieses will man aus einer Ode schließen, welche er unter dem Titel eines Schwanengesangs der Nachwelt hinterlassen, und worinnen er von seiner muthwilligen Leier Abschied genommen hat. Er starb auch wirklich kurz darauf, und hinterließ eine große Anzahl Titel zu Büchern, die er hat schreiben wollen.

Gustav Gripp, ein Rathmann, und eine gutherzige Seele; er hat in seinem Leben nicht widersprochen, und sagte zu allem, Ja. Nirgends schlief er sanfter, als auf der Rathsstube, besonders wenn die Rechtshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, sein Gutachten zu sagen, so weckte ihn sein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeister.

Hans Erichson, ein fleißiger Mann. Er war in Sammlung und Lesung alter Bücher unermüdet, lebte in seiner Studierstube zwei und siebenzig Jahre, und ward nach seinem Tode nicht vermißt, weil er in seinem Leben der Welt mit nichts genützt hat. Unter seinen Papieren hat man einen Aufsatz gefunden, welcher den Titel führt: Unumstößlicher Beweis, daß ein gründlich Gelehrter nicht für andre Leute, sondern nur für sich geschaffen sei.

Jugo Alrieus, ein geschickter Arzt. Wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser wahrsagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er Jemanden an den Puls fühlte, so war dieses ein sichres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von Allen denen, welche alte geizige Wittwen, oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten kurirte er auf griechisch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen dreien Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates gestorben sind. Man kann leicht glauben, daß die Geistlichkeit, ich, der Küster, und andere Todtengräber diesem fleißigen Manne viel zu danken haben.

Christian Towede, hatte auf der hohen Schule zu Abo seine Wissenschaften erlernt, war von einem unersättlichen Hochmuthe, und doch dabei geizig, in seiner Freundschaft unbeständig, gegen Vornehme niederträchtig, gegen Geringe tyrannisch, in allen Arten wollüstig, in seiner Religion leichtsinnig, im Uebrigen aber ein Philosoph.

Claes Horn, war ein Sohn des reichen Johann Horn, und ein Enkel des berühmten Gelehrten Elrich Horn. Ich nenne seine Vorfahren um deßwillen, weil sein eigner Name nicht gar zu bekannt ist. Er hatte einen natürlichen Abscheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden bestunden in zehntausend Thalern Einkünften. Hätte ihn die weise Vorsehung nicht mit diesem Vorzuge begabet, so würde er seinem Vaterlande zu Last gereichet haben. Seine Berufsarbeit war diese, daß er aus dem Bette aufstund und sich wieder niederlegte. Er lebte neun und funfzig Jahr; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er schlief, so hat er sein Alter nicht höher als auf neunzehn Jahre gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er einsah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hatte, welches nicht er, sondern seine Voraltern durch ihren Fleiß verdient. Um deßwillen betrachtete er sich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu seiner höchsten Nothdurft brauchte, das nahm er davon; weiter nichts. Hätte er durch sein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen sollen, so würde er dieses für einen Eingriff in fremde Güter angesehen haben. Endlich starb er, und hinterließ seine Schätze einem Vetter, welcher unserm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zu Folge mußte ihm ein Leichenstein gesetzt werden, auf den dasjenige kommen sollte, was er in seinem Leben Rühmliches gethan hatte. Es steht also weiter nichts darauf, als dieses, daß er gestorben sei.

Nilson Scribbens. Dieser gelehrte Mann hatte eine ganz besondere Natur. Unter andern war es merkwürdig, daß bei ihm seine Gelehrsamkeit den Sitz im Magen hatte. Sobald ihn hungerte, so bald fing er auch an Bücher zu schreiben. Aus der Größe seiner Schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefastet hatte. Ein Tractätchen von zweien oder dreien Bogen war ein untrügliches Merkmal, daß er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu essen gehabt, und wenn der Hunger recht nagend war, so schrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der großen Theurung im Jahr 1689 schrieb er die Universalchronik aller Nordscheine, welche sich seit dem Tode Knuts hatten sehen lassen, in zwölf Bänden, groß Quart, mit Figuren, nebst einer Vorrede wider die unbußfertigen Atheisten. Dieses gelehrte Werk fängt schon an rar zu werden, weil es gleich in den ersten Jahren stark verbraucht worden ist.

Johann Kyle, ein Advokat und geübter Mann, welcher alle casus in terminis gehabt hatte. Seinen Klienten konnte er es gleich an den Kleidern ansehen, ob sie gerechte Sachen hatten, oder nicht. Die Armen ermahnte er sehr ernstlich zum Frieden, und schlug ihnen seinen Beistand schlechterdings ab; denn sie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Wessen er sich aber einmal annahm, den verließ er nicht, so lange derselbe noch einen Groschen im Beutel hatte. Sein größter Vortheil bestund im Schwören. Er war auch selbst vermögend, in einem Athem drei falsche Eide zu thun. Er verstund sich sehr wohl auf die Kunst, Zeugen zu machen. Der Schelmen und Diebe nahm er sich recht väterlich an, und wessen Sache er vertheidigte, den redete er gewiß vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renommist. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht so dachten als er. Kein Gelehrter durfte sich blicken lassen, den er nicht mit der Feder in der Faust anfiel. Eigentlich hatte er sich auf nichts gelegt; aber eben um deßwillen glaubte er, er sei geschickt Alles zu beurtheilen, es möchte sein, aus welcher Disciplin es wolle. Er war aus Northolm gebürtig, und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht aus Northolm waren. Besonders in Druckfehlern hatte er eine starke Einsicht, worüber er sich oftmals sehr lustig machte. In seiner Schreibart war er so spöttisch wie ein Bootsknecht, und konnte schimpfen wie ein Kunstrichter. Hätten ihn die unterirdischen Einwohner der Stadt Keba gehabt, so würde er auf ihrem gelehrten Kampfjagen der beste Masbakus gewesen, und wenigstens für dreißigtausend Riccatu verkauft worden sein.

Ursel Sigrid. Wollte künftig jemand die Gemüthsbeschaffenheit dieser Frau beschreiben, der würde in einer Person so viel verwirrte, und einander entgegenlaufende Charaktere finden, daß es unmöglich scheint, dieselben auseinander zu wickeln, wofern man nicht in ihrem Lebenslaufe besonders drei Zeitpunkte festsetzt.

Der erste geht bis in ihr dreißigstes Jahr. Was die Ausländer galant, und wir nach unserer einfältigen Muttersprache verbuhlt nennen, das fand man damals in der größten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von jungen Herren, die daselbst zusammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer sehr strengen Abgötterei bestund. Sie ließ sich anbeten und schien doch unempfindlich dabei zu sein. Man mochte sie einen Tiger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen, oder donnerschwangre Wolken heißen, ihre Brust mit hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen: bei Allem that sie gleichgültig. Die Seufzer ihrer Anbeter bewegten sie nicht; sie sah dieselben als einen Tribut an, welchen ihr ihre Sklaven schuldig wären und diese hielten es schon für ein großes Glück, wenn sie nur in ihrer Gegenwart seufzen konnten. Viele brachte diese angenommene Sprödigkeit beinahe zur Verzweiflung. Sie schwuren, daß sie nicht länger leben wollten, redeten von Gift und Dolch; sie leben aber noch Alle, dem Himmel sei Dank, bis auf diese Stunde frisch und gesund. Man wird an dieser Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich versichre, daß ich in meiner Jugend selbst einer von denen gewesen bin, welche unter diesen verliebten Fesseln geschmachtet haben. Ich will glauben, daß mir dieses Geständniß eben zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entschuldigen, wenn man bedenkt, daß ich damals noch nicht Küster an der Kreuzkirche, sondern nur ein junger Mensch und Baccalaureus der Philosophie war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechischen und lateinischen Frauenzimmern gehabt hatte, wirkte in mir die gewisse Zuversicht, die norwegischen Schönen würden eben sowohl mit sich reden lassen, als jene. Ich wählte bei meiner ersten Anrede an dieselbe, die zärtlichste Stelle aus dem Anakreon: es schien aber nicht, als würde sie dadurch sehr gerührt. Ich strich meine Verdienste heraus, und erzählte ihr, daß ich drei Disputationen von den Pantoffeln der alten europäischen Völker gehalten hätte; dennoch blieb sie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugnisse, welche ich zu Kopenhagen, meines Fleißes und meiner Gelehrsamkeit wegen, von der philosophischen und theologischen Facultät bekommen hatte; allein ich

glaube, ich würde den Greif, welcher mich auf den Planeten Razar riß, eher dadurch bewegt haben, als die Unempfindliche. Ich beschwur sie bei dem Rocken der Parcen, sie möchte mit mir Erbarmung haben; aber umsonst. Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieser Name war mir so unerträglich, daß ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaßen zu den unterirdischen Einwohnern brachte. Diesen Umstand führe ich um deßwillen hier an, weil er die wahre Ursache meiner damaligen Tiefsinnigkeit ist, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin und meinem guten Freunde, Magister Eduarden, vertraute: denn ich schämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen lateinischen Donatschnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unsre Sigridin. Die bezeigte Grausamkeit war ihrer Natur so sehr zuwider, als der Abschied vieler von ihren Anbetern. Ihr Herz war eben so wohl von Fleisch, als die Herzen andrer Frauenzimmer. Allein Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflungen und Disputationen von Pantoffeln, waren freilich die Mittel nicht, durch welche man dieselbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg konnte diese Spröde so zahm machen, als ein Lamm. Ich verschweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne, und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unserm Kirchenbuche gefunden habe. Der holsteinische Edelmann ist noch vielen bekannt; er hätte freilich sein Wort halten sollen, doch hat er auch allemal bezahlt als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küster, so dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldin bis in ihr dreißigstes Jahr aus. Nunmehr kommt der andre Aufzug, und die Rolle, welche sie darinnen bis in ihr vierzigstes Jahr gespielt hat, ist nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das dreißigste Jahr sei bei der Schönheit dasjenige, was im menschlichen Leben das große Stufenjahr heißt. Man wird wenig Schöne finden, welche dasselbe überleben; ich beweise dieses mit dem Exempel unsrer Sigridin. Um diese Zeit verlor sich das Feuer ihrer Blicke, welches so viele Herzen in Flammen gesetzt hatte. Ihre Anbeter verschwanden mit ihren Reizungen; man konnte sie ansehen, ohne den Verstand zu verlieren, und wenn sie gleich unempfindlich that, so wollte doch Niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu seufzen an sie. In öffentlichen Gesellschaften war sie bemüht, den Rest ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigstens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleien vorsagte, deren sie seit langen Jahren gewohnt war; aber umsonst. Man rechnete sie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht ansehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Diese bezeigte Kaltsinnigkeit machte sie unruhig; sie suchte ihren Zweck zu erlangen, es möchte auch kosten, was es wolle. Ihre verstellte Sittsamkeit verlor sich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverschämt; sie suchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was sie nicht mit List hatte erlangen können. Nunmehr fing sie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehemals ihr zu Ehren alle Gestirne und Mineralien in seinen Versen verschwendet hatte; dieser leichtsinnige Dichter war so boshaft, daß er sie die Chronik von Bergen nannte, und ihre ungezähmte Aufführung dergestalt lächerlich machte, daß die ganze Stadt mit Fingern auf sie zeigte, und sie nur die verliebte Alte hieß.

Di allgemeine Verspottung brachte sie in diejenigen Umstände, in welchen sie bis an ihren Tod geblieben ist. Sie sah sich in ihren Absichten betrogen, und hatte alle fleischliche Hoffnung verloren; deßwegen gerieth sie in Verzweiflung und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige, schien ihr ein Abscheu, und eine Mördergrube zu sein; sie seufzte, wenn sie ein schönes Frauenzimmer sah; sie eiferte wider die unschuldigsten Gefälligkeiten, die man artigen Personen erzeugte, denn dieses, sagte sie, sei der gerade Weg zur Hölle. Reinlichkeit und Putz hielt sie für Eitelkeit und Lockungen des Satans. Die Haare stunden ihr zu Berge, wenn sie tanzen sah. Schwefel und Pech würde das Geringste gewesen sein, das sie auf diese verstockte Rotte würde haben herabfallen lassen, wenn sie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meinung war der jüngste Tag vor der Thüre, als um selbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfingen, die sündlichen Fantangen zu tragen. Von keinem Menschen redete sie Gutes, und verdammte die ganze Stadt, besonders aber das Frauenzimmer bei lebendigem Leibe. Widerfuhr Jemandem ein Unglück an seinem Körper oder an seiner Nahrung, so waren dieses allemal augenscheinliche Zorngerichte, welche über das böse Geschlecht hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmste Ursache war, sah sie schon in der Hölle brennen, und der sollte schlechterdings nirgends anders, als auf dem Misthaufen sterben; denn er war ein Greuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte Niemand mehr auf sie sehen; darum sah sie beständig gen Himmel. In Gesellschaften mochte sie Niemand haben; darum ging sie einsam, und verschloß sich in ihr Kämmerlein und beseufzte vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie starb endlich alt und lebenssatt, und hinterließ in den Nasen ihrer Mitschwestern einen starken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch diese Erzählungen zu viel, so bin ich gewissermaßen zu entschuldigen, denn sie hat mir es in meiner Jugend auch sauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulfo Humblus, ein lateinischer Mann, und geschworner Feind seiner Muttersprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die noewegische Sprache in Aufnahme bringen, und gewisse Regeln der Schreibart festsetzen wollten. Ihm war es einerlei, ob er Duyter oder Titer schriebe; und wer ihn bereden wollte, nur das erste sei recht, den hielt er wenigstens für einen Grillenfänger. Wenn er aber sah, daß Jemand im Lateinischen ein D für ein T setzte, so schlug er die Hände über den Kopf zusammen, und vergoß die bittersten Thränen über den Verfall der schönen Wissenschaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweisen konnte. Niemand verdiente, nach seiner Meinung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigsten einen auctorem classicum edirt hatte. Er schrieb eine kritische Untersuchung der Frage: ob Horaz die triefenden Augen von dem Rauche seiner Oellampe, oder von den gesalzenen Fischen bekommen habe, die er in der Jugend bei seinem Vater gegessen. Er behauptete die erste Meinung; und weil sein College, der ehrliche Conrector der letzten Meinung zugethan war, so warf er einen so tödtlichen Haß auf ihn, daß er sich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demselben versöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer der Grammatik konnte er sich ärgern, daß er das Podagra bekam; und als sein College, der Conrector, ein Programma in seiner Muttersprache schrieb, so ereiferte er sich dergestalt darüber, daß ihn das Podagra in den Leib trat, woran er auch starb.

Stephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen seiner Mutter als ein gehorsamer Sohn gewandelt hat, bis an seinen Tod. Er wünschte für sein Vaterland zu sterben, und kam deswegen niemals aus Bergen. Er hat seit seiner Kriegsdienste vielen Belagerungen und Schlachten beigewohnt; aber nur von Haus aus. Etlichemal geschah es, daß er mit in's Feld rücken sollte; sobald er aber Ordre bekam, so überfiel ihn eine starke Engbrüstigkeit, und er überschickte an seiner Stelle ein Attestat vom Stadtphysikus, daß er im Leibe nicht richtig wäre, und an dieser Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deswegen war er aber zu Hause nicht müßig: denn er trank alle Tage die Gesundheit des commandirenden Generals und seiner übrigen Kameraden, die im Felde standen, deren Wohlsein er so zu Herzen nahm, daß er vielmals von seinen Sinnen nichts wußte. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu sonderbarem Troste, daß er seine Hände niemals mit Blute befleckt hatte. Im Uebrigen war er kühn und unerschrocken, und machte sich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals seinen kriegerischen Beruf empfinden ließ. Es ist eine bloße Verläumdung, daß ihm unser Pfarrer Schuld gab, er sei ein rechter Atheist, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geschieht ihm zu viel; denn ich habe es selbst gehört, daß er allemal über das andere Wort sagte: Hol mich der Teufel! und daß er zu jeder Lüge schwur. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabei nicht ekel. Er gerieth einmal beim Spiel mit einem schwedischen Offizier in Händel, welcher ihn herausforderte. Allein unser sanftmüthiger Wäderhat war im Mutterleibe verwahrlost, daß ihm allemal Hören und Sehen verging, wenn er einen bloßen Degen erblickte: deswegen schlug er die Ausforderung vorsichtig ab, unter dem Vorwande: er sei der einzige Sohn seiner Mutter, und der Stammhalter des wäderhatischen Geschlechts; wenn ein Unglück geschähe, so könnte die Nachwelt um seine Kinder kommen, worüber er sich ein Gewissen machte, und mit einer Hand voll Blut sei ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahr bekam er Befehl sich schlechterdings marschfertig zu halten, und weder seine Engbrüstigkeit, noch andere natürliche Fehler vorzuschützen. Dieses war ein Donnerschlag in seinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergestalt in alle Glieder, daß er bis an sein seliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen seiner gebeugten Mutter starb, und in Frieden zu seinen Vätern versammelt ward.

Curt Stemhill. Dieser Mann hatte in seiner Jugend hohe Absichten und eine vornehme Einbildung von seinem künftigen Glücke. Als er noch auf der Stadtschule zu Bergen studirte, dachte er wenigstens regierender Bürgermeister in seinem Vaterlande zu werden. In diesem schmeichelhaften Gedanken bestärkte ihn der Aberglaube seiner Mutter, welche damals, als sie mit diesem Sohne schwanger gegangen war, geträumt hatte, sie brächte einen Knaben mit einer ernsthaften Miene und einem sehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Copenhagen lernte er mehr Menschen kennen, als er in seiner Vaterstadt

jemals gesehen hatte. Dieses verringerte seine Hochachtung gegen sich selbst, und er erklärte sich bei seiner Heimkunft, daß er allenfalls mit dem Stadtschreiberdienste vorlieb nehmen wollte. Allein auch in dieser Hoffnung sah er sich betrogen, und mußte es noch für ein unverdientes Glück rechnen, daß er bei zunehmenden Jahren als Mägdleinschulmeister an der Barfüßerkirche sein Brod verdienen konnte; welchem Amte er auch bis an sein Ende mit der größten Ernsthaftigkeit und unermüdeten Fäusten vorgestanden hat. Demungeachtet glaubte er, der Traum seiner Mutter sei erfüllt: denn ein regierender Bürgermeister habe höchstens nur über Hals und Hand die Gewalt, ein Schulmeister hingegen herrsche mit unumschränkter Macht über den ganzen Körper seiner Schulkinder.

Veit Seghersell, war aus einem adeligen Geschlechte, und ein Todfeind aller Hasen und Füchse. Mit Hunden und Pferden ging er um, als mit seines gleichen, und liebte ihre Gesellschaft am meisten, weil er unter ihnen die vernünftigste Creatur war. Aus dem Umgange mit Menschen machte er sich nicht viel, den sie redeten allemal von Sachen, die er nicht verstand. Mit der Bibel konnte er sich gar nicht behelfen, desto besser aber mit dem Erbregister, welches seine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf den Nimrod hielt er große Stücken, weil ihn sein Pfarrer gesagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt; er wollte sich es auch nicht ausreden lassen, daß dieser Nimrod ein Landedelmann in Assyrien gewesen wäre. Um die Geschichte auswärtiger Völker und seines Vaterlandes bekümmerte er sich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniß, wenn er auf seinen Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, daß ein Mann wegen seiner Tapferkeit, wegen seiner Staatserfahrenheit oder wegen anderer Verdienste, die er dem Vaterlande erzeugt hatte, in den Adelstand erhoben ward; denn er sagte, wenn solche Verdienste einen Edelmann machten, so wäre ihm und seines Gleichen Vater und Mutter, und die ganze Sippschaft nichts nütze. Seine Wirthschaft war sehr unordentlich bestellt. War er nicht auf der Jagd, so saß er bei Tische, und alsdann war er vermögend, seine ganze hochadelige Nachbarschaft zu Boden zu saufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte sie durch Processe zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber selbst bald nach, weil er wegen Schulden seinem Verwalter das Gut überlassen, und den Rest seines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nikolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fischen, und war zugleich ein Wechsler. Diese Lebensart stund ihm aber nicht länger an; er bemühte sich also, Kapellan in der fanoensischen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienst er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Mensch konnte begreifen, wie es zuginge. Er sagte aber: wer in Bergen einen Dienst haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Lakei, oder ein Hahnrei sein: folglich habe er einen dreifachen Beruf zu seinem Amte. Wer nur einen solchen Dienst suche, zu dem er sich schicke, der würde seinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutscher könnte ein Amtmann, ein Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieser gar leicht ein Kapellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne schmählen, und mit seinem Willen solle ihn Niemand um den Decem betrügen; mithin sähe er nicht, was man an ihn aussetzen wolle.

Ulfo Suanvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er sollte sein Handwerk lernen: er stellte sich aber so dumm dabei an, daß man gar bald sah, er habe weder Witz noch Verstand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte diese große Blödigkeit des Sohnes einigen seiner Collegen, welche alle der Meinung waren, er schickte sich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieser Entschluß ward in's Werk gerichtet. Der dumme Sohn mußte studiren; er lebte auch wirklich sechs Jahre lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drei Jahre auf der Universität zu Copenhagen, sodann absolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurück; zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wußte sein Vater so wenig, als andere Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen sei. Er behielt ihn bei sich, und war zufrieden, daß er ihn wenigstens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufsicht über die Hühner an, welche er in der That mit großer Sorgfalt fütterte. Endlich starb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten sich über unsern Suanvita, damit er nicht verhungern durfte. Die kümmerlichen Umstände änderten sich auf einmal. Ein lübeckischer Kaufmann, welcher sein Vetter war, starb unvermuthet, und hinterließ ihm ein ansehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Besitze desselben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein großer Mann zu werden. Was er in seinem Kopfe vermißte, das fand er in dem Geldkasten seines Vetters. Der Titel eines Standraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeit besitze, jährlich drei tausend Thaler Renten zu haben, und ein sammtnes Kleid zu tragen, der habe Geschicklichkeit genug, ein Standrath zu werden. Um deswillen fand er kein Bedenken, sich diesen Titel zu kaufen. Die Last, welche nunmehr Seine Excellenz, der Herr Standrath, auf seinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu sehr, als daß er länger vermögend gewesen wäre, sich auf den Füßen zu erhalten: er setzte sich also in einen Wagen, und zwei muntre Pferde schienen recht stolz zu sein, daß ihnen die Ehre gegönnt ward, diesen theuern Mann, die Zierde des Vaterlandes, durch die Gassen zu schleppen. Er hatte sich eine ernsthafte und tiefsinnige Gesichtsbildung zugelegt; in seinem Umgange that er sehr geschäftig; er hatte aber in der That jetzt weit weniger zu thun, als ehedem in seines Vaters Hause, weil er damals eine ganze Heerde Hühner fütterte, nunmehr aber nur seinen Mops abrichten mußte, an dem er guten natürlichen Verstand zu verspüren glaubte, welchen er niemals, ohne eine kleine Eifersucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedanten. Er versicherte, daß er niemals an den Wissenschaften einen Geschmack gefunden, und gleich anfangs bei sich gemerkt habe, daß er zu etwas Größerem als zu einem Schulfuchse geboren sei. Durch die Berufsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniß dergestalt geschwächt, daß er sich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bei denen er ehedem, nach des Vaters Tode, das Gnadenbrod gegessen hatte. Das konnte er sich gar nicht einbilden, daß sein Vater ein Schneider gewesen wäre; Adler erzeugten nur Adler, und kein Schneider einen Standrath. Er bedauerte das frühzeitige Absterben seiner Mutter, welche ihm in dieser Sache ein großes Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gern leiden; er las aber von den Gedichten, die ihm in Demuth zur Bezeugung unterthänigster Devotion überreicht wurden, weiter nichts als den Titel. War dieser recht ansehnlich und weitläufig, so sagte er, es sei ein Carmen von gutem Geschmacke, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod ist auch Niemanden so nahe gegangen, als den bergischen Musen. Wäre alles dasjenige wahr gewesen, was in den Leichenversen stand, so würde der Verlust unersetzlich sein, welchen das Vaterland durch das Absterben dieses Mäcenaten erlitten hätte. Man hat aber eben nicht gehört, daß durch seinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegischen Reiche vorgegangen.

Carl Hunding. Dieser Mann hatte durch das Glück und durch seinen unermüdeten Fleiß ein ansehnliches Vermögen erworben; gleichwohl seufzte er beständig über die nahrlosen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit seinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daß er ihm einen Magen gegeben hatte; denn er glaubte, der Mensch würde viel ersparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte sich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine gestickte Weste hielt er für ein Todsünde. Seiner Meinung nach waren die Kleider zu nichts nütze, als daß sie uns an den kläglichen Fall der ersten Aeltern, und an den Verlust derjenigen Glückseligkeit erinnern sollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deswillen flickte er sich weder Strümpfe noch Hosen, und je mehr diese zerlöchert waren, desto näher glaubte er dem Stande der Unschuld zu kommen. Alle Ausgaben berechnete er nach Procenten, und betete nicht ein Vaterunser umsonst; denn die Gottseligkeit, sagte er, sei zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal auf's Aeußerste gebracht, und genöthigt, Ehren halber einen Thaler Geld zu verthun, so brach er es gewiß entweder dem Pfarrer, oder seinem Gesinde am Lohne wieder ab. Die Haut schauerte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Bissen Brod ansprach. Nichts war unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche diese nichtswürdigen Müssiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm seine Frau ein Kind zur Welt brachte, so oft klagte er, daß er in seiner Nahrung einen empfindlichen Stoß erlitte; denn Kinder wären fressende Kapitalien. Als sie zum fünften Mal in die Wochen kam, so schien er ganz untröstbar; da er aber gar hörte, daß es eine Tochter wäre, so gerieth er in eine solche Verzweiflung, daß er Bonis cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und sie nach der Mode erziehen sollte, der müsse bankerott werden, er sei auch noch so ehrlich als er wolle. Starb ihm ein Kind, so war er allemal so vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewisse Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäßigkeit, und sie würde sich haben sehr elend behelfen müssen, wenn sie nicht schön ausgesehen hätte; auf solche Weise aber fanden sich verschiedene Liebhaber ihrer Waare, und sie verstand ihren Handel vortrefflich. Der Mann wußte dieses; er schien aber nicht eifersüchtig zu sein: denn er meinte, es müsse Jedermann mit seinem Pfunde wuchern, so gut er könne; seine Frau thue nichts umsonst, und was ihm dadurch an der Ehre abginge, das komme ihm am Gelde wieder zu gute: er gewinne also mehr dabei, als er verliere. Er war mit seiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That sein

Betrübniß darüber nicht bergen: doch zog er sich nicht sowohl die Schande, als die Vermehrung seiner Familie zu Gemüthe. Er wollte diese ungerathene Tochter enterben, als er hörte, daß sie bloß aus Neigung gegen ihren Liebhaber diesen Fehltritt begangen hatte. Da aber dieser sich erklärte, sie zu heirathen, und zwar ohne Mitgift, so kam er auf einmal wieder zu sich selbst, und hielt diese Begebenheit für die glücklichste in seinem Leben. Sein ältester Sohn war sehr liederlich, und verschwendete mehr Geld, als der Vater ersparen konnte. Weil ihm dieser keines gab, so borgte er bei andern Leuten, und wie der Vater niemals weniger als funfzehn Procent nahm, so mußte auch der Sohn allemal so viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte und starb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verstand noch verwirrter machte, als er bei gesunden Tagen gewesen war. Er redete von nichts als Interessen, von bösen Schuldnern und Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irdischen abzuziehen und ihm Todesgedanken beizubringen; er wies ihn auf das theure Lösegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke, dafür kann ich es nicht brauchen, es thut nach jetzigem Cours nicht mehr als ein und drei Quart! Dieses waren seine letzten Worte und er verschied.

Stine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte sehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieser Welt ihrer verdorbenen Milz und dem ungesunden Geblüte zuschreiben wollten. Wenn sie betete, so betete sie mit Händen und Füßen, und man konnte die Wirkung ihres gläubigen Herzens an allen Gliedern sehen; wie sie denn über die Unbußfertigkeit der verstockten Welt sich dergestalt betrübte, daß sie rothe Augen und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelsten Worte, und solche Formeln, welche etwas Verwirrtes in sich faßten, waren ihre Kern- und Trostseufzer; sie hielt dasjenige für die Sprache des Geistes, was die sich selbst überlassene Vernunft nicht verstand. Die Liebe des Nächsten rechnete sie zwar mit unter das Ceremonialgesetz, gleichwohl that sie den Armen im Ursulinerkloster viel Gutes, weil es allemal von der Kanzel abgekündiget und dem christlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeinde gedankt ward. Ihr Mann mußte sehr viel bei ihr ausstehen, denn wenn sie betete so zankte sie, und es ist mehr als einmal geschehen, daß sie ihm sogar mitten in der Andacht einen Schlüssel an den Kopf geschmissen hat. Ihr Ehrgeiz war unersättlich; wenn sie auch bei dem Gottesdienste auf die Knie fiel, so mußte es doch nach der Rangordnung geschehen. Sie hatte die Gabe zu wahrsagen, und Gesichter zu sehen. Das Geschrei einer Krähe war ihr so verständlich, daß sie allemal wußte wer davon sterben würde. Heulte ein Hund unter ihren Fenstern, so ward sie dadurch mehr gerührt, als wenn unser Kapellan eine Bußvermahnung hielt. Wenn sich ein Stern schneuzte, so fuhr es ihr in die Seele, und als ihr von faulen Eiern träumte, erschrack sie dergestalt darüber, daß sie das Testament machte, und sich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieser Einbildung stärkte sie ihr Mann auf alle ersinnliche Weise, und war dabei so glücklich, daß sie einige Wochen darauf starb.

Fiedler Frohton. Dieses hoffnungsvolle Kind hat sein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drei Tage. Sein Vater, ein Apotheker in Bergen, kann sich über den frühzeitigen Verlust dieses tugendhaften Söhnleins noch jetzt nicht trösten. Er fand einen recht männlichen Verstand an demselben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich sein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieses Kindes verriethen, seiner Meinung nach, eine große Seele. Wenn er auf seinem Stühlchen saß, so machte es eine so ernsthafte Miene, als ein Arzt, welcher bei dem Krankenbette sitzt und zweifelhaft ist, ob er den Patienten an Pulver oder an Tropfen sterben lassen will. Eben diese ernsthafte Miene hielt der aufmerksame Vater für einen untrüglichen Beruf, daß sein Sohn in Doctorem Medicinae promoviren müßte, nur war er noch zweifelhaft, ob es zu Upsala oder Kopenhagen geschehen sollte, welche Ungewißheit ihm viele schlaflose Nächte machte. Schon im Geiste stellte er sich vor, wie ansehnlich der junge Herr Doctor Frohton in einer sammtnen Weste einhertreten, und den Glanz seines väterlichen Hauses emporbringen würde. Aber auf einmal verschwand diese süße Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Trost, als diesen, daß er unter seinen Händen starb; denn er war eben im Begriffe, ihm das letzte Klistier zu setzen, als er verschied. Sein Vaterland bedauerte er so sehr, als sich selbst. War noch etwas vermögend ihn zu beruhigen, so waren die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben diese frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophezeite sich um deswillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubt es, daß er über hundert Jahre leben kann, wenn der Verstand der Gesundheit schädlich ist.

Sivart Stärkoter, ein Astronomus, welcher am Tage die Sonne und des Nachts den Mond mit so unermüdetem Fleiße beschaute, daß er zu nichts weiter geschickt war, als an die Gestirne zu sehen. Bei den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels hat er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde und in dem Umgange mit Menschen zu wissen nöthig ist. Er war dadurch so tiefsinnig geworden, daß er seiner selbst vergaß. Mehr als einmal geschah es, daß er des Morgens im Schlafpelze und ohne Hosen ausging. Wer ihm begegnete dem sah er starr in die Augen, schüttelte mit dem Kopfe, und redete nicht ein Wort. Aber von allem diesen wußte seine Seele nichts; der Körper bewegte sich nur mechanisch. Kurz vor seinem Tode sah er mich in der Kirche; er ging auf mich los, packte mich bei der Halskrause und sagte mit einer zerstreuten mathematischen Miene zu mir: Die excentrische Anomalie ist der Bogen des excentrischen Zirkels zwischen der Linie Apsidum; das sollte Er lange wissen und ich schäme mich, daß es Ihm erst jetzt sagen muß. Darauf ging er wieder von mir, und ließ mich voller Schrecken stehen, denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigsten erwürgen wollen. Er hat sich vielmals des Nachts aus den Armen seiner Frau gerissen, wenn ihm eine astronomische Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieses sehr unerträglich vor, und sie hat zu gewissen Zeiten mehr über die Sterne geseufzet, als mancher Liebhaber nicht thut. Endlich aber fand sie Gelegenheit die Abwesenheit ihres Mannes durch den Zuspruch solcher Leute zu ersetzen, welche irdischer gesinnt waren, als jener. Je gestirnter der Himmel war, desto ungestörter blieb sie in ihrem Vergnügen! und wenn der Mann eine Mondfinsterniß zu besorgen hatte, so konnte sie gewiß glauben, daß er an sie nicht denken würde.

Versuch eines deutschen Wörterbuches.

Da einige Gelehrte unter uns so muthig sind, und es wagen, ihrer deutschen Muttersprache sich nicht weiter zu schämen, so werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Versuch den Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuch zu entwerfen.

Ich habe empfunden, daß viele deutsche Wörter so unbestimmt sind, daß oftmals derjenige, der sie braucht, etwas ganz anders dabei denkt, als er eigentlich denken sollte; und derjenige, der sie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig sein, daß die Gelehrten sich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Worte fest zu stellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, ist unaussprechlich. Wir werden einander besser, und mit völliger Zuverlässigkeit verstehen; alle Zweideutigkeiten werden sich verlieren, und mancher den man jetzt aus Mißbrauch einen gepriesenen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf sei.

Ich ersuche meine Landsleute um ihren Beitrag zu diesem Wörterbuche. Für mich allein ist dies Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieses Bekenntniß von mir selbst thue. Bei denen, welche glauben, derjenige sei noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigstens sechs Folianten ediren könne, bei diesen werde ich mich durch meine Bescheidenheit in schlechte Hochachtung setzen. Aber es sei darum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande, so wird es sich alsdann schon zeigen, ob diese arbeitsamen Kreaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieses Wörterbuches habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus den Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Absicht deutlicher sehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatische Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Real-Lexikon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bei einigen Artikeln zu weitläufig gewesen sei, und Sachen ausgeführt habe, welche die Absicht und die Gränzen eines Wörterbuches überschreiten, so will ich diesen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausstreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweisen, wo man deutlich sieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen da steht, und dennoch bleibt es Bayle's Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals auf's beste empfehle, damit ich dieses wichtige Werk durch ihre Beihilfe, so bald nur möglich zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichts bedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und

Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des Andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen; und dieses ist auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt sein, als er will, kann sich nicht tief genug bücken, den er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ißt und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bei zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bei allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenfesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bei dieser Gelegenheit noch dieses daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug sein von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: Ich bitte, dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen Sie dem Herrn mein Compliment! Was aber dieses eigentlich heiße, das läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundterte nichts bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde! Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauch übersetzen sollte, so könnte es ungefähr also lauten: „Ich würde Sie für den gröbsten Menschen von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hätten, mir so viele Complimente zu machen."

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigster Diener; ich verharre Euer Hochedel. gehorsamst ergebenster ꝛc. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion ꝛc. ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu sein Deroselben ꝛc. Dieses sind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant sind, nichts.

Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre Briefe setzen, so denken sie dabei eben so wenig, als mein Schneider bei den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankrott machen will, und zum Anfange der Messe unter seine Wechsel schreibt: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidschwur.

In alten Zeiten kam dieses Wort nicht oft vor, und daher geschah es auch, daß unsere ungesitteten Vorfahren, die einfältigen Deutschen, glaubten, ein Eidschwur sei etwas sehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieses schon besser eingesehen, und je häufiger dieses Wort sowohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben vorkommt, desto weniger will es sagen.

Einen Eid ablegen, ist bei Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts Anderes, als eine gewisse Ceremonie, da man aufrechts steht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verspricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufsetzt. Mit einem Worte, es ist ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment sei, davon siehe Compliment.

Etwas eidlich versichern, heißt an vielen Orten so viel, als eine Lüge recht wahrscheinlich machen.

Van Höken, in seinem allzeit fertigen Juristen, nennt den Eid herbam botanicam, und versichert, einem den Eid deferiren, sei nichts Anderes, als seinen klagenden Clienten die Sache muthwillig verspielen; und die Formel, sich mit einem Eide reinigen, heißt so viel als den Proceß gewinnen: denn zu einem Reinigungseide gehört doch weiter nichts, als drei gesunde Finger, und ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten fast alle Menschen, und dieses die wenigsten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein sogenanntes Gewissen hätte: so würde es doch nirgends an solchen Advocaten fehlen, welche ihn eines Bessern belehren, und für ein billiges Geld aus seinem Irrthume helfen könnten.

Gott straf mich! oder: Der Teufel zerreiße mich! ist bei Matrosen und Muskelirern eine Art eines galanten Scherzes und in Pommern lernte ich einen jungen Offizier kennen, der schwur auch so; doch schwur er niemals geringer, als wenigstens bei tausend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! ist das gewöhnliche Sprichwort eines gewissen Narren, welcher gar zu gern aussehen möchte, wie ein Freigeist. Er würde es in der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen wollte, der einen Himmel oder eine Hölle glaubte, und dennoch schwört er jeden Augenblick mit der wichtigsten Miene von der Welt, bei Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieses eben so kräftig vor, als wenn unser Münzjude Jesus Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel sagen, und wird die Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie auch manchmal; aber eben daher kömmt es, daß sie so geschwind vergessen wird, als die Predigt selbst. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die Ehe brechen. Und um deswillen ist ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in großen Städten, so viel, als ein Mann, der zu leben weiß. Diese Bedeutung fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unsre Deutschen werden alle Tage witziger, und in Kurzem werden wir es den Franzosen beinahe gleich thun.

Ewig

ist ein Wort, welches ein Jeder nach seinem Gutbefinden, und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. Eine ewige Treue zu schwören, wird gemeiniglich bei Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchstens vier Wochen darnach, und im letztverwichenen Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vierundzwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, ist noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Personen, und es kömmt hierbei auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauern soll: denn man will Exempel wissen, daß eine solche verliebte Ewigkeit auf einmal aus gewesen sei, sobald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu sein, und angefangen, eine ewige Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an Einem Abende drei ewige Freundschaften überlebt habe. Wenn es hoch kömmt, so hält eine dergleichen ewige Freundschaft nicht länger wider, als der Rausch, welcher Schuld daran ist; denn cessante causa, cessat effectus.

Einen ewigen Frieden schließen, ist ein Gallicismus, bedeutet in der französischen Sprache so viel, als bei uns ein Waffenstillstand, und mit einem Worte ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man seinen Vortheil dabei sieht.

Sich verewigen, ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes etwas auf weißes Papier schreibt, und es dem Drucke übergiebt. Die Schlüssel zur Ewigkeit hat also der Setzer, und die bestehen aus gewissen bleiernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen, und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit sterben (siehe Unsterblichkeit) besteht in einer gewissen Krankheit, welche nicht sowohl den Patienten selbst, als vielmehr Andern beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute, und verliert sich bei zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel dawider sind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxismus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel Aehnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel dawider soll dieses sein, wenn man, so oft sich eine dergleichen preßhafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräusches, der mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte, oder sähe, oder das Geringste von ihnen wüßte; auch ihren Namen bei keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böses von ihnen spricht. Das Recept mag nicht unrecht sein. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzneiverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der wunderlichen

Geberden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andere epidemische Krankheiten, zu gewisser Zeit und oft wieder kömmt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da sie angemerkt haben, daß sie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daumen ausbricht, wie es bei der fallenden Sucht gebräuchlich ist. Andre glauben, sie komme von einer verderbten Galle her. *Galen* hält sie für nichts Anderes, als für einen heftigen Magenkrampf, und der selige Hr. Geheimerath *Hofmann* in Halle nennt sie das Autorfieber, im dritten Kapitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verstande dieses Wortes reden, denn was es im eigentlichen Verstande heißt, solches ist bekannt genug, und ich trage gegen alles, was im eigentlichen Verstande ehrwürdig ist, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen sollte, dessen Bedeutung in meinem Wörterbuche festzustellen. Im figürlichen Verstande also heißt *ehrwürdig* so viel, als schwarz, und ein *ehrwürdiger Mann* so viel, als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind viele, an denen man nicht das geringste Ehrwürdige findet, als das schwarze Kleid. Ich könnte sie mit Namen nennen, aber es ist überflüssig, denn ich weiß gewiß, sie werden sich bei Lesung dieses Artikels selber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unserer Sprache das böse Gewissen heißt. Meine Leser dürfen also nur auf diejenigen schwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfasser dieses Wörterbuches in die Ketzerrolle setzen, und sie können sich alsdann darauf verlassen, daß eben diese, und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verstande sind, welche ich meine, und welche man gewiß für Laien ansehen würde, wenn sie nicht schwarz gekleidet gingen.

Wenn ich also diese Erklärung des Worts *ehrwürdig* voraussetze, so werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutsche Muttersprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem schwarzen Rocke, welcher den Armen aus christlichem Erbarmen Geld gegen acht, höchstens zwölf pro Cent vorstreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zur Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beispringt, und auf ein Pfand, das zwei Mal so viel werth ist, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahresfrist das Pfand eingelöst werden, oder verfallen sein soll: dieser Mann wird künftig ein *ehrwürdiger Wucherer* heißen, denn ginge er nicht schwarz gekleidet, so wäre er kein ehrwürdiger, sondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Gesetzen unsers Landes zu bestrafen. *Ehrwürdige junge Herren* würde man wohl in Deutschland nicht gesucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten sollte, so natürlich weiß er die Rolle eines jungen Herrn unter seinem schwarzen Rocke zu spielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich sein kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabaksdose und Manschetten zu haben.

Ein ehrwürdiger Rausch, ist ein ganz neues Wort, aber eine sehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterscheiden sollte, welcher von beiden Berauschten der Schultheiß im Dorfe, oder *Pastor loci* wäre, wenn Ihro Wohlehrwürdigen nicht schwarz gingen.

Sich ein ehrwürdiges Ansehen geben, heißt bei dieser Art Leuten so viel, als eine große Unterkehle und einen steifen Nacken machen, und *ein ehrwürdiges Amt bekleiden*, so viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut und welche von Andern nicht getadelt werden dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieses mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verstande, oder von solchen Männern genug sein, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Wesen nicht dulden würde, wenn sie nicht schwarze Röcke trügen. Wie wenig also diese Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verstande verdienen, solches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einsehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre schwarze Kleidung und das Amt nähme, in welches sie sich geschlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein: *Ein ehrwürdiges Amt suchen*, heißt in einigen Parochien so viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heirathen.

Gelehrt.

Das Wort *gelehrt* hat mit dem Worte *tugendhaft* beinahe ein gleiches Schicksal. Alle Leute wollen tugendhaft, Alle, die studirt haben, wollen gelehrt sein; aber, im Vertrauen zu sagen, sind es die Wenigsten. Freilich liegt dieser Fehler nicht an denen, welche sich den Titel eines Gelehrten anmaßen, sondern nur an etlichen eigensinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es sei noch ein sehr großer Unterschied zwischen einem Gelehrten und zwischen einem Manne, der keine Profession oder kein Handwerk treibt, der in seiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen absolvirt, und endlich promovirt hat. Diese närrischen Richter vergehen sich so weit, daß sie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten lassen, welche Bücher geschrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche sich den Wissenschaften mit ganzem Ernste widmen, die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerksamkeit lesen, die höhern Wahrheiten durch eigenes Nachdenken untersuchen, sich bemühen, ihnen noch weiter nachforschen, auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben, von der Gründlichkeit eines jeden Satzes sich selbst überführen wollen, Sachen, die in der Welt nichts nütze sind, als höchstens eine kritische Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und sich auf solche Wissenschaften legen, welche der menschlichen Gesellschaft wahren Nutzen bringen, und welche diese Wissenschaften auch wirklich zum Nutzen Anderer anzuwenden suchen? Nur diese sollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das ist beinahe zu viel! Wenn das gelten soll, so stehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrten-Lexikon, welche jetzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, sich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Oktavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fordert, daß er bescheiden, ohne Eigenliebe, und eben so tugendhaft, als philosophisch sei. Verlangt man noch dieses, was für ein kleines Häuflein wird aus unserer großen gelehrten Welt werden? Ich wünschte mir nicht, dieses Unglück zu erleben! Viele tausend Menschen würde man auf solche Art um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da sie außer ihrer gelehrten Miene sonst nichts verstehen, wodurch sie sich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir in's Land kriegen! Selbst in meiner Familie würden wenigstens sechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müssen! Ich wünsche es nicht, ich sage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wissen kann; so will ich gegen diese meine werthen Angehörigen immer im Voraus liebreich sein, damit ich sie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Lesern sagen, worinnen die Gelehrsamkeit von einigen unter ihnen besteht, wenn sich etwan Jemand finden wollte, der sie zu gebrauchen wüßte.

Den ersten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Professor *Titus Manlius Vermicularis*. Es geht nunmehr in das drei und funfzigste Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zusetzung seiner eigenen Gesundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Besten und der Nachwelt zur Warnung Donatschnitzer gesammelt hat, und zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unsrer Zeit. Der ehrliche Mann sollte mich sehr dauern, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wollte. Ich kann es theuer versichern, er thut dem gemeinen Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein belesener Herr Oheim wundern, wenn über diese Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so grausames Urtheil ergehen sollte! Er läßt sich darauf todtschlagen, daß er ein Gelehrter ist! So oft er Jemanden auf seine grammatischen Wahrheiten tractirt: so oft heißt es immer über das andere Wort: prout nos docti loquimur! Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt wie lateinisch, und mit Niemandem spricht er deutsch, als mit seiner Magd und mit seinem Hausknechte, denn diese gehören zum Pöbel. Der gute Vetter, wenn er noch lange lebt, so bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er soll bald sterben: denn das Unglück hat ihn ein lateinisches Programma zugeführt, in welchem er so viel himmelschreiende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römischen Sprache entdeckte, daß ihn gleich bei Lesung der ersten Seite alle Sinne vergingen. Er ermannte sich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keuchte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch wenig Hoffnung zu seiner Besserung da; wenn das Ding so fortgeht, so wird er noch an diesem ketzerischen Programma elendiglich ersticken müssen. Der gelehrte Mann!

Der hochedle, veste, rechtshochgelahrte Herr D. *Valentin Vanno*, ist mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er ist Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgesagt haben, daß er das Geringste von der Rechtsgelahrsamkeit versteht; aber er ist doch Doctor. Sein seliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verstande nicht gestorben ist, war der gelehrte Doctor *Pancratius Vanno*. Seinen Herrn Vater habe ich noch

wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine so gelehrte Unterkehle, als zehen andre seines gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch Doctor werden. Ihre Hochedeln, unser Herr Banno hieß schon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief, und es ist gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernste geworden ist, er würde sonst gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts sein. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebsten Knaben! das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum funfzehn Jahr alt, und kann schon lateinisch lesen. Dieser muß auch Doctor werden, und in Kurzem wird er es sein! Die wackern Männer! Es steckt dieser gelehrten Familie recht im Geblüte, daß sie alle Doctor sein müssen. Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Doctortitel ab, so werden sie die betrübteste Figur von der Welt vorstellen! Wie sehr würde ich meinen Lesern verbunden sein, wenn sie sich alsdann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, Georg Knut, ist ein so grundgelehrter Mann, daß er die alten römischen Münzen weit besser kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verschimmelter Nummus in die Hände fällt, so sieht er so lustig und freundlich aus, als Harpax kaum aussehen kann, wenn er feinsilbrige Zweidrittheile einwechselt. Nur unlängst ist er in eine sehr heftige Verbitterung mit einem andern auch so gelehrten Manne gerathen. Sie schimpften einander in Schriften dergestalt, daß die Leser ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beiden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeschichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter sagte, sie stelle die Venerem victricem vor; sein Widersacher aber behauptete, sie bedeute die Venerem armatam der Lakedämonier. Auf beiden Seiten ward die Heftigkeit zum Höchsten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn diese wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren diese großen Männer einig; ob sie aber victrix oder armata sein sollte, das war noch ungewiß. Sie gingen in ihrem Eifer so weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entstand. Selbst die Weiber dieser beiden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch schimpften sie einander so muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich war das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten schlugen sich in's Mittel. Man untersuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter; er ließ die ganzen Streitschriften zusammen drucken, und war so listig, daß er auf das Titelblatt die Worte setzen ließ:

— — — — — — — Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenes?

Ueber diesen Sieg ward er und seine ganze Familie so muthig, daß sogar seine Köchin allen Leuten erzählte, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann ist! Aber mir ist doch nicht wohl dabei zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den ersten sein, welchen man die Gelehrsamkeit abspricht, und ich kann es meinen Lesern beinahe nicht zumuthen, daß sie ihn künftig ernähren sollen; denn er ist über seine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und sieht so zerstreut im Gesichte aus, daß es recht gefährlich ist, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, ist mein sehr naher Vetter; aber er schämt sich meiner, und seiner ganzen Freundschaft: Denn er behauptet, trotz allen Genealogisten, daß sein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin gewesen sei. Wer so liebreich sein und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt und sein Großvater ein guter ehrbarer Schneider gewesen, der wird sein Todfeind. Der Küster kam sehr schlimm an, als er ihm dieses aus dem Kirchenbuche beweisen wollte. Das hat ein Schelm geschrieben! rief er, und holte den Mabillon, damit er sehen sollte, daß sein Kirchenbuch nicht die geringste Beschaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfordert würde. Gegenwärtig ist er mit den politischen Affairen außerordentlich beschäftigt. Er ist sehr französisch gesinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beinahe zu mächtig, den jenseits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Faust, wenn er in Gesellschaften von dem Prätendenten sprechen hört: denn das läßt er sich nicht ausreden, daß der Prätendent durch seine schlauen Anschläge bis nach Edinburg gekommen ist. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schlesien, denn er hat die Absicht gar nicht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Rußland ist er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn seit etlichen Tagen so tiefsinnig umhergehen sehen, daß ich befürchte, es dürfte mit Nächsten eine große Meuterei wider die Czarinn auf seiner Studirstube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troste sagen, daß sich seine politische Gelehrsamkeit nicht weiter erstreckt, als die vier Wände seiner Studirstube gehen. Bei alle dem aber spricht er doch sehr viel über Staatssachen, und schreibt sogar politische Monatsschriften; doch werden sie, dem Himmel sei Dank! nicht gedruckt. Er behält sie alle im Concepte, und sagt: dieses sei ein heimlicher Schatz, welchen er seinen Kindern sammle. Jetzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Ansprüche des Königs in Frankreich an das orientalische Kaiserthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuscripte, und nennt es in der Ueberschrift, wie leicht zu glauben ist, eine gründlich gelehrte Deduction. Sollte dieser gründlich gelehrte Mann nicht noch in diesem Jahre, wie ich doch fast hoffe, in's Tollhaus gesperrt werden, so werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall seiner Gelehrsamkeit gerathen sollte, nach Frankreich zu bringen suchen, daß er alsdann in seinem vermeinten Vaterlande durch ein neues Project zur Universalmonarchie seinen Bissen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weiß nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich studirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig mit den Degen gehen gesehen; sein Vater hat mir auch die Rechnung gewiesen, nach der er ihm in drei Jahren mehr als zweitausend Thaler auf der Universität zu unterhalten gekostet hat. Ja, was noch mehr ist, er steht mit seinem ganzen Tauf- und Zunamen im Verzeichniß der jetzt lebenden Gelehrten. — Man wird doch nicht etwa mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das Geringste? Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann versichern. In Leipzig heirathete er eine junge Magd: denn sie wollte gern einen Herrn Magister haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren sie sich ganz gut mit einander, und so lange sie noch jung ist, und gut aussieht, so lange hat es keine Noth, es mag mit dem Gelehrten im Uebrigen gehen, wie es will. Sollte sie aber alt und häßlich werden, so läge freilich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte sehr bitten, daß sich meine Leser des guten Mannes annähmen. Er ist in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator sollte er sich, meines Erachtens, vortrefflich schicken. Er versteht nichts; es ist wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder so beschaffen ist, daß man nicht eben darauf sieht, wie geschickt der Informator, sondern nur, wie wohlfeil er ist, so zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an seinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch wie ein Hahnrei, und das hat er seinem lieben Weibe zu verdanken; eine nothwendige Tugend, die ein Mensch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweisen will. Er ist so geduldig, man kann mir sicher glauben, so geduldig ist er, daß er sogar mit der Frau im Hause gut wird auskommen können; und wer weiß denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch sein Glück treibt, wenn er sich gewöhnen kann, der Amme und der Köchin mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an diesem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiste Freude, und ich habe mir schon ein gewisses Haus in unserer Stadt ausgesehen, wohin sich zu einem Informator kein Mensch besser schickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünschen, daß sich Liebhaber zu ihren Künsten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutschland sein müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste nicht ist, so viele sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten nicht streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sei; so muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: Es ist ein gelehrtes Werk! aber die Begriffe, die ein Jeder dabei hat, sind mehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kömmt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatsschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrsamkeit wie mit der Religion. Ein Jeder hält nur die seinige für die wahre, alle andere Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth; dieses Wort ist von einer so weitläufigen Bedeutung, daß es eine absonderliche Abhandlung erfordert, welche wenigstens so viele Bände einnehmen dürfte, als die europäische Fama.

Gelehrter Wind; hiervon siehe mit Mehrerem die meisten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, ist ein Problema.

Menschenfeind.

Unter diesem Namen verstehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrießlichen und mürrischen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er sie zu Menschen gemacht hat, und welche niemals mißvergnügter sind, als wenn sie sich in Gesellschaft anderer Menschen befinden. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Sittenlehrer Recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andere Bedeutung des Wortes *Menschenfeind* statt haben kann.

Ich setze, und zwar vermöge der Erfahrung, zum voraus, daß gemeiniglich der Mensch nichts Anderes ist als ein Thier, welches nur sich für vollkommen, alle andere menschliche Thiere aber, die um dasselbe herum sind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen Andere niemals ausübt, die es doch von Andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erschaffen ist, nur seinetwegen erschaffen ist; welches sich Mühe giebt, dasjenige zu scheinen, was es nicht ist; welches sehr mühselig lebt, um elend zu sterben; welches thöricht ist, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu sein, und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle diese Arbeiten vorsagt. Wer also so verwegen ist, dieses zu thun, der ist sein Feind.

Menschenfeinde also sind Leute, welche die Wahrheit sagen. Ein häßliches Laster, wodurch man die glückselige Einbildung andrer Leute stört, und zugleich sein eigenes Glück hindert.

Ein *Menschenfeind* würde ich sein, wenn ich sagen wollte, daß Neran unter dem Vorwande seiner obrigkeitlichen Pflicht Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiße gedrückter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider sich reizte, und das Vermögen verlassener Mündel an sich risse; daß diese noch in fünfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereien des Neran's wieder erzählen, und noch im Alter sein Andenken verfluchen würden. Alles dieses thut Neran; es ist wahr. Ich aber hüte mich wohl dem Neran dieses vorzuhalten, denn ich mag keines Menschen Feind sein. Einen Vater des Vaterlandes, einen Priester der Gerechtigkeit, den großen Neran nenne ich ihn, so oft ich zu ihm komme, dieses aber geschieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabei. Wie Neran ist, so sind noch unzählig viele Andere, und ich würde von den größten Palästen anfangen, und bis in die Hütten der geringsten Landmänner gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweisen, daß man ein Menschenfeind würde, sobald man die Wahrheit sagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bei den boshaften, gefährlichen, unbedachtsamen, verstockten, ich weiß beinahe nicht, wie ich sie arg genug schimpfen soll! mit einem Worte, bei den verhaßten Satirenschreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, *Erbfeinde der Menschen* zu sein, und welche so unbesonnen sind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche Obrigkeit nicht Anstalt macht, diese Menschenfeinde auszurotten, so lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde sicher sein können, den angemaßten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und was das Schrecklichste ist, sogar Leute, welche sich durch den Bannstrahl, den sie in ihren drohenden Händen führen, beim Pöbel ansehnlich und furchtbar machen, werden dennoch diesen verwegenen Menschenfeinden nicht fürchterlich genug aussehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran denken, wenn ich mir vorstelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich sein wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter diesen satirischen Menschenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichsten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menschen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine solche Wahrheit, die man uns mit einer spöttischen Miene sagt, denn oftmals sind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen spottend nachahmet und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unsers schönen Geschlechts muß ich erinnern, daß Alles, was ich bisher gesagt habe, von ihm nicht zu verstehen ist. Nichts auf der Welt ist ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bei ihm ist nur der ein Menschenfeind, welcher schmeichelt. Brigitte ist abergläubisch, neidisch und verleumdet ihren Nächsten; Flavia ist verbuhlt, und überläßt ihre Gunst an den Meistbietenden; Cäcilie ist so hochmüthig, daß sie ihrer reichen Nachbarin im Stande nicht im geringsten nachgeben würde, und sollte sie mit ihrem Manne auch Bettel-Brod essen müssen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieses Brigitten, Flavien und Cäcilien trocken unter die Augen zu sagen, ohne von ihnen Menschenfeind genannt zu werden. Sie werden sich schämen, sie werden sich bessern, sie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank sagen. So merklich sind die Vorzüge, welche das Frauenzimmer vor uns eingebildeten Männern hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur schwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewissen, sind bei unterschiedenen Leuten, die in öffentlichen Geschäften stehen, eine gewisse Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben sie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwischen aber sind sie doch so unentbehrlich, als diese, und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird also bei dergleichen Leuten so viel heißen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande seiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein *Unverpflichteter* zu thun nicht wagen darf, ohne seine Leidenschaften zu verrathen. Weil in gewissen Gegenden sowohl geistliche als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geschenke und aufzuwendende Unkosten, erlangt werden: so ist es gar wohl zu verstehen, was die *geleistete theure Pflicht* heißt; und alsdann wird der Ausdruck, *seine Pflicht sorgfältig zu erfüllen suchen*, nichts Anderes sagen, als wenn ich spreche: sich sorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von Andern so viel wieder zu pressen, als das Amt gekostet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewissenhafter Richter sprechen, wenn ihm der Beklagte Geschenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewissenhaften Richters seine *Frau* Liebste nicht in *Pflichten* steht, und sich daher mit seinen Geschenken zu dieser wenden, wenn er anders von ihrem Manne ein *pflichtmäßiges Urtheil* verlangt. Ich habe einen Schösser gekannt, welcher das Expensbuch beständig vor sich liegen hatte, und daher von sich selbst rühmte, *daß er seine Pflicht niemals aus den Augen ließe*; denn er glaubte, nur um deßwillen sei er ein verpflichteter Schösser, daß er seinen Bauern liquidiren könne. Ex officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: *pflichtmäßig arbeiten*, übersetzen. Aber das wäre ein erschrecklicher Schnitzer wider den juristischen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was es bedeutet, den will ich an einen gewissen Amtmann weisen. Wenn dieser über die nahrlosen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt, so spricht er allemal: „Ein ehrlicher Mann kann es fast nicht mehr ausstehen. Lauter Arbeit ex officio! Bald Armensachen! Bald „Bericht wegen brandbeschädigter Unterthanen! Bald wegen herrschaftlicher Sachen! Alles ex officio!" Sachen also, davon in der Taxordnung nichts steht, sind Sachen ex officio, und freilich sind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verstand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben, so wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf dem Katheder von dem Worte: *Verstand* macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verstand so viel, als Reichthum.

Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts Anderes als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit Einem Worte, er kann der artigste und nützlichste Mann in der Stadt sein, das hilft ihm alles nichts: der Verstand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen Dreier Verstand darinnen! spricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieset. Warum? mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat als addiren, und er glaubt, wenn er die schönste Ode auf die Börse trüge, so würde er doch nicht einen Dreier dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verstand, sagt ein Liebhaber, der nur auf's Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen nichts thut, als daß es Kaffee trinkt, Lombre spielt, Knötchen macht, zum Fenster hinaus sieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinnen spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesem Allen thun kann, ist sie nicht im Stande etwas weiter zu sagen, als ein trocknes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer, so würde man sie für eine Statue ansehen. Aber das thut alles nichts, für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heißt so viel: Er hat von seinen Aeltern eine reiche Erbschaft übernommen, und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heißt: **Er wuchert mit seinem Verstande**, das darf ich Niemandem erklären; es versteht sich von selbst.

Ich bin der Dümmste eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreißigjährige Erfahrung die verschiednen Grade des Verstandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verstande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tarif machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verstand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verstand;
12000 Thaler, ein feiner Verstand;
30000 Thaler, ein großer Verstand;
50000 Thaler, ein durchdringender Verstand;
100000 Thaler, ein englischer Verstand;

und auf solche Weise steigt es mit jedem tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war, als sein Reitpferd. Er besaß aber viermal hundert tausend Thaler, und um deßwillen versichert mich mein Correspondent, daß er in ganz Mecklenburg beinahe der Verständigste wäre.

Der Kerl hat seinen Verstand verloren! wird man also von einem bankerotten Kaufmanne sagen, und ich kenne Einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch ihren eigensinnigen Staat an diesem Verluste gemeinglich die meiste Ursache haben, dennoch ihren **eingebrachten Verstand**, daß ich mich kunstmäßig ausdrücke oder deutlich zu reden, eigenes Vermögen, und daher noch allemal so viel übrig behalten, als nöthig ist, **sich und ihren unverständigen Mann** auf das Bequemlichste zu ernähren.

Justus Gottfried Rabener,

Großvater des Satirikers Gottl. Wilh. R., wurde im J. 1665 zu Sorau in der Niederlausitz geboren. Er war Anfangs Conrector der Fürstenschule zu Grimma, darauf Gymnasialrector zu Freiburg und zuletzt Rector der grimmaschen Fürstenschule. Er starb im Jahre 1699.

Außer mehreren lateinischen Dissertationen schrieb er:

Nützliche Lehrgedichte. Dresden 1691.

Obwohl das Ziel, welches ihm vorschwebte, ein höchst lobenswerthes, namentlich für seine Zeit, zu nennen ist, so zeichneten sich doch seine Leistungen in dem Gebiete der didaktischen Poesie weder durch Gedankenreichthum, noch durch Eleganz der Form vor der Masse aus.

Joachim Rachel,

geb. am 28. Febr. 1618 zu Lunden in Norder-Dithmarsen, studirte zu Rostock und Dörpt Philologie und wurde bald nach absolvirten Studienjahren Rector zu Heiden in Dithmarsen. Gleiche Anstellung erhielt er im Jahre 1660 zu Norder in Ostfriesland und 1668 zu Schleswig, wo er am 3. Mai 1669 starb.

Wir besitzen von ihm:

Deutsche satirische Gedichte. Frankfurt 1664 u. öft. Neueste Ausgabe von H. Schröder, Altona 1828.

Persius und Juvenal waren die Vorbilder dieses tüchtigen Mannes; ohne sie jedoch pedantisch und sklavisch nachzuahmen, wußte er ihnen mit kräftigem und gesundem Verstande nachzustreben und die Thorheiten und Verirrungen seiner Zeit mit freiem Blick, männlicher Gesinnung und fester Hand darzustellen. — Freilich ist er oft derb, ja selbst plump (doch ohne je gemein zu werden), und dem besseren Geschmacke unserer Tage werden seine Leistungen schwerlich ein Wohlgefallen ablocken. Betrachtet man aber das Jahrhundert, in welchem er, einer der ersten deutschen Satiriker, schrieb, so wird man sich leicht geneigt finden, jene Verstöße zu entschuldigen und der Correctheit und Reinheit seiner Diction gern vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Sechste Satire *).

Gut und Böse.

„Ich bin kein Kind nicht mehr!" darf wol ein Milchmaul sagen,
„Was Gut und Böse sei, bedarf ich nicht zu fragen!
„Ich kenne Weiß und Schwarz!" — Glück zu, der Weisheit Sohn,
Du **Thales** unsrer Zeit, du mehr als **Salomon**!
Woher hast du, o Held, den Ursprung doch genommen?
Du bist der Mutter (traun!) nicht aus der Nasen kommen,
Wie ein gemeiner Rotz. Wo mich der Sinn nicht treugt,
So bist du aus dem Haupt des **Jupiter** gezeugt,
Noch eh'r, als **Pallas** selbst. Wo hat man deines Gleichen!
So weit die Sonne mag mit ihren Strahlen reichen,
Ist Niemand so wie du, der, alles Zweifels frei,
So richtig wissen mag, was Gut und Böse sei.
Kein Mensch auf dieser Welt wird seinem Leib' und Leben
Erwünschen, was nicht dient, noch irgend danach streben,
Das nur verderblich ist, wo nicht ein falscher Wahn
Den Gift für Zucker nimmt, und sieht ein Unglück an
Als wär' es lauter Glück. Wo ist ein Mensch auf Erden,
Der endlich satt genug an Reichthum könne werden?
Da doch der güldne Koth, das sorgenschwere Geld,
So manche Seel' ersäuft, so manchem Mann gefällt.
Was hat doch den **Longin** **) so plötzlich hingerichtet?
Nicht **Cassius** sein Bild, wie damals ist erdichtet.
Was denn? das liebe Geld war größer als gemein,
Und seine Baarschaft mehr als des Tyrannen sein.
Hätt' auch der **Seneca** so plump nicht zugenommen,
Das warme Bad wär' ihm so übel nicht bekommen.
Hätt' ihn das gute Glück mit Gelde nur verschont,
Der Schüler hätte nicht dem Meister so gelohnt.
Wer seinen Schatz, das Geld, zur Reise mit sich träget,
Wie geht er voller Angst! wenn nur ein Schilf sich reget,
So führet er das Schwert. So oft ein Lüftchen weht,
So ist kein Haar an ihm, das nicht zu Berge steht.
Er wünschet tausend Mal den rothgefärbten Morgen,
Das liebe Tageslicht, den Anstand seiner Sorgen.
Wer ledig ist, geht frei. Die Armuth ist sein Schutz,
Er singt ein fröhlich Lied, dem Mörder wie zum Trutz.
Wir sehen mächtig stolz, wenn unsre Tafeln prahlen
Mit silbern Tischgeschirr, und güldenen Pokalen,
Da doch viel besser ist, nur Salz und sichre Ruh.
Man richtet keinen Gift in steinern Schüsseln zu.
Wo theurer Malvasier im rothen Golde brennet,
Da fürchte die Gefahr, die Leib und Seele trennet.
Ein Schinken aus dem Rauch steht wider Hungersnoth,
Der süße Marzipan bringt oft den bittern Tod.
**Wohl deme, dessen Wunsch nicht weiter sich erstrecket
Als seine Nothdurft dient.** Ob dich ein Pallast decket
Von Marmor oder Stroh, du wirst nach meinem Sinn
Darum nicht höher sein, nicht kürzer als vorhin.
Was hilft es, daß **Lucull** zur Tafel ist gesessen,
Da hundert Trachten stehn? Er kann nur satt sich fressen.
Was ihm Geflügel, Wild, Pasteten, welsches Huhn,
Das Alles kann mir auch ein guter Stockfisch thun.
Geschweige, daß ihm Nichts nach Willen mag gerathen:

*) Aus Rachel's deutschen satirischen Gedichten. Altona 1828.

**) Ein römischer Rechtsgelehrter, der eben so, wie der Philosoph Seneca, auf des Kaisers Nero Befehl getödtet wurde.

Dann ist die Suppe salz, das Fleisch zu sehr gebraten,
Es mangelt hie und dort, bald Dieß, bald Jenes noch.
Da geht ein Wetter an, da fluchet man dem Koch
So Manchen in den Leib, als Juden sind zu Prage,
Als Huren zu Florenz, als Stutzer in dem Haage *),
Da doch den armen Tropf allein der Ekel quält,
Und Nichtes auf der Welt, als nur der Hunger, fehlt,
Wenn noch der Magen nicht das Vorig' kann verdauen,
Den Schmauß der letzten Nacht, und lieber wollte speien,
Als wieder sein gefüllt: welch Bißlein, welcher Trank
Kann ihm zu Willen sein? wer kochet ihm zu Dank?
Da wird dem Leckermaul, dem sonsten Nichtes fehlet,
Ein Hering abgestreift, ein Rettig nur geschälet,
Ein frischer Kopfsalat mit Essig vorgebracht,
Und also ist Lucull und ich nun gleich gemacht:
Dieß trägt mein Garten auch! Ach, wie ein selig Leben
Führt der, dem seine Faust **) das täglich Brod kann geben,
Ist vor der Sonnen wach, fängt Alles, was er kann,
Mit Gott und dem Gebeth und frischen Händen an.
Wenn noch ein Reicher sich in seinen Federn strecket,
Greift er zu Käs' und Brod, das ihm viel besser schmecket,
Als eingemachter Saft, als Ingver und Succad,
Und was in seinem Kram der Apotheker hat.
Dann wieder an sein Werk, gehämmert und gesungen,
Mit Kindern, Weib und Magd, mit Knechten und mit Jungen,
Bis daß der halbe Tag ist fleißig fortgebracht,
Der ihm von Neuem Lust zur guten Mahlzeit macht.
Von solchem Leben weiß ein Reicher nicht zu sagen,
Der nur in Ueppigkeit und lauter faulen Tagen
Die liebe Zeit zubringt, mit Müssiggang sich quält,
Und nur mit Ueberdruß die langen Stunden zählt.
Ihm schmeckt nicht Warm noch Kalt; kann schwerlich selber schließen,
Womit er seine Lust will machen oder büßen.
Der arme Teufel stöhnt, von zarter Faulheit schwach,
Hat Alles, was er will, und Nichtes, was er mag.
Doch aber Dieser ist so groß nicht zu beklagen,
Frißt er jetzunder nicht, so hat er seinen Magen
Doch gestern wohlgefüllt, und fügt es seinem Sinn,
So geht es wieder auf den alten Kaiser hin.
Wie Mancher aber ist, der von den reichen Schätzen
Nicht ein Mal in dem Jahr sich redlich darf ergötzen,
Säuft Wasser oder Wei, maust hart und schimmlicht Brod:
Der große Vorrath selbst bringt ihn in Hungersnoth.
Zu Leuten kommt er nicht, er hütet sich vor Schaden:
Denn wer zu Gaste geht, der muß auch Gäste laden.
Drum hält er sich versperrt, frißt seinen Kohl allein.
Darauf ich wahrlich nicht sein Gast begehr' zu sein.
Er ist der Erben Fluch, wiewohl sie alle schmeicheln,
Und, Dieser mehr als Der, dem alten Kröchler heucheln,
Und sehn erbärmlich zu, wenn ihm vor'm Fieber graut,
Als wie ein magrer Hund ein sterbend Pferd anschaut.
Hier aber weiß der Geiz sich schön und rein zu machen,
Spricht: „Was? Soll denn ein Mensch nicht für die Seinen wachen?
„Ernähren Weib und Kind? versorgen seinen Herd?
„So wär' er ja ein Bub', und nicht des Lebens werth!" —
Ja freilich! Aber Dieß hat auch dieschidne Maße,
Viel besser ist's, daß man was Ehrlichs hinterlasse,
Den Uebrigen zu Gut, als daß man herrlich leb',
Und endlich für den Sarg den letzten Thaler geb',
Und mach' ein Testament, dafür nicht viel zu danken,
Als nur, daß um den Rest die Erben sich nicht zanken.
Wer wohlgewonnen Gut den Seinen lassen kann,
Der ist vor aller Welt ein ihrenwerther Mann.
Du aber hörst nicht auf zu kargen und zu fasten,
Und machest einen Gott aus deinem Silberkasten!
Und ob des Geldes noch wär' tausend Mal so viel,
So hat der schnöde Geiz doch weder Maß noch Ziel.
Nun, Lieber, sage mir: Wenn etwa deine Kinder
Auch sollten sein wie du, so endelose Schinder;
Wozu das große Geld? Wozu die reiche Beut',
Im Fall man nimmermehr derselben wird erfreut?
Doch hier ist keine Noth. Auf einen guten Heger
Folgt (wie das Sprichwort heißt) ein guter Säckelfeger.
Zwei Schelme müssen sein zu lang erspartem Gut,
Der Eine, der's erwirbt, der Andre, der's verthut.
Was jener alte Narr in zwei Mal dreißig Jahren
Hat sorglich beigelegt, kann durch die Gurgel fahren
In soviel Monatszeit: der Junker hat nun Gild,
Der Arbeit mag er nicht, er sucht die frische Welt,
Wo von dem süßen Wein die Becher überfließen,
Wo sich die junge Bursch' in Fröhlichkeit begießen,
Wo Rauch und Pfeifen sind, wo man beim guten Schmaus
Den Ofen, Stühl' und Tisch zum Fenster wirft hinaus.
Wo Jeder säuft und speit, sich schläget, singt und lachet,
Und nasse Brüderschaft so leichtlich bricht als machet;
Wo man beim Saitenspiel mit Freuden tanzt und springt,
Wo man Runda! Runda! auf zwanzig Stimmen singt;
Wo Venus Hofgesind' um's Geld zu Dienste stehen,
Wo Kartenspiel und Brett in vollem Schwange gehen.
Es wird gehurt, geschwelgt, gedoppelt, bis zuletzt
Auch Beutel, Hosen, Wamms und Hut wird aufgesetzt.
Da geht der Jammer an; da hebt er an zu denken,
Ob er den nassen Hals will würgen oder henken.
Den Freunden kommet er nicht gerne zu Gesicht,
Das Graben wird ihm sau'r, zum Handwerk taucht er nicht.
Nach langem Rath greift er zu Spiessen, Wehr und Waffen,
Will das verlorne Geld durch's Eisen wieder schaffen;
Gibt sich beim Werber an, beut selber Leib und Blut,
Um einen Thaler feil, der so ein trefflich Gut
So schändlich umgebracht, und noch wol weiter gehen,
Und auch das Vorgebirg der guten Hoffnun sehen,
Dann nach Sumatra zu, nach Zeilon, nach Javan,
Da, wo der Pfeffer wächs't, dem schwarzen Morian,
Wiewohl nach Indien auch näher ist zu kommen:
Nur fort, die Elbe lang den sichern Weg genommen,
Bis auf die Vestung *) zu, wo man die Wilden schleußt,
Wo man brasilisch Holz mit eisern Zähnen beißt.
Ein Andrer meint, daß er den Himmel eingenommen,
Wenn er vor aller Welt mag hoch zu Brette kommen,
Bei Fürsten sein gesehn, in güldner Dienstbarkeit
Und stolzer Sklaverei verbringen seine Zeit;
Hat gern, daß neben ihm das ganze Volk sich beuge,
Und mit entblößtem Haupt bis auf die Erde neige,
Spricht lauter Stelzen-Wort'; erhebt, indem er spricht,
Die Augen hoch empor, kennt keinen Bruder nicht,
Noch einen alten Freund, der nur zu Fuße gehet,
Und jetzo neben ihm ein armer Ritter stehet:
Da er auf einem Gaul von tausend Thaler sitzt,
Der, wild von geiler Lust, sich hebet, schäumt und schwitzt.
Es laufen um ihn her die Pagen und Lakeien
(Von Jungen sag' ich Nichts, es möchte Steine schneien),
Geschnürt, gebrämt, geputzt, da keiner ist so klein,
Der ihm nicht selber auch ein Herr bedünkt zu sein.
Was sollte Der nicht thun, der so ein Volk kann miethen,
Und nur mit einem Wink den Stutzern darf gebieten?
Er kennt sich selber kaum, er hat den stolzen Staar
Er war nicht, der er ist, er ist nicht, der er war.
Und ob er muß gestehn, dafern er nicht will lügen,
Daß er durch Weiß und Schwarz so hoch empor gestiegen,
Doch hält er's sehr verdeckt. Er meidet das Latein,
Ein jeglich ander Wort muß nur französisch sein.
Französisch Mund und Bart, französisch alle Sitten,
Französisch Tuch und Wamms, französisch zugeschnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft
Hat neulich **) aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das liebt der Deutschen zu. Sollt' ein Franzos' es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, die Schuh' an Händen tragen,
Die Stiefeln auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch
Anstatt des Nestelwerks — ein Deutscher thät es auch.
Wer hätte wol erdacht, als Narren und Franzosen,
Bei einem sammtnen Rock die groben Leinwandhosen?
Wenn selber Heraklit ***) den Plunder sollte sehn,
Er ließ' (mit Gunst gesagt) vor Lachen einen gehn.
Ich sag' jetzunder nicht von prächtigen Karossen,
Darauf Madame sitzt, vor'm Regen ganz verschlossen,
Der Sonnen aufgedeckt; die Tochter neben ihr,
Der Kammerkatzen drei, sechs Rappen oder vier.
Imgleichen meld' ich nicht von kleinen Polster-Hunden,
Von Schmink' und Puderhaar, von Pflastern ohne Wunden †),
Von aller Kleider Pracht. Ich ziehe nicht herfür
Das marmorsteinern Haus, die riegelfeste Thür,
Das Gips- und Bilderwerk, die Teppich' an den Wänden,
Und was nach fremder Art mit nicht gemeinen Händen

*) Wiederum ein Beweis, daß die Niederlande um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch das Land der Moden waren.

**) Faust ward damals für poetischer gehalten, als Hand.

*) Hier kann wol keine andere gemeint sein, als Glückstadt. Dann wäre das alte Zuchthaus daselbst vor 1664 erbaut, und anfänglich ein Irren- und Raspelhaus gewesen. Das Erste war es bekanntlich bis 1820, wo die Irrenanstalt bei Schleswig eröffnet ward.

**) Dieses Wort, so wie überhaupt der starke Eifer des Dichters gegen die französischen Moden, beweist, daß sie damals noch nicht lange bei den Deutschen bekannt waren. Wahrscheinlich wurden sie es durch den 30jährigen Krieg. Auch scheinen sie damals nur noch bei den höheren Ständen Eingang gefunden zu haben.

***) Ein griechischer Philosoph, der niemals gelacht haben soll.

†) Wieder eine Anspielung auf die Mode der Schönpflästerchen.

Ist künstlich ausgeführt, was der gemeine Mann
Nicht, als mit offnem Maul und Wunder sehen kann;
Wer aber mit Vernunft das Dockenwerk' beschauet,
Und nicht den Augen nur in solchem Handel trauet,
Wer neben dieser Pracht auch merket die Gefahr,
Und nimmt so manchen Fall des hohen Glückes wahr,
Dem kommt ein Schrecken an. Gleichwie wir furchtsam stehen,
Und auf dem hohen Thurm den kühnen Decker sehen:
Nicht Einer klimmt ihm nach, wir danken Gott allein,
Daß wir der Erden nah' und an dem Boden sein.
Als Rom zur Dienstbarkeit sich nunmehr schon bekannte,
Und ehrte seinen Herrn, der sich von Tiber nannte,
Da herrschte neben ihm der mächtige Sejan,
Fast seinem Kaiser gleich, war Niemand unterthan.
Sejan ward hochgeehrt; Sejan ward angebethen,
Die Größesten der Stadt durft' er mit Füßen treten,
Er war des Glückes Sohn, vor Allen hochgestellt,
Sejan, des Kaisers Freund, das nächste Haupt der Welt.
Sejan that, was er wollt', es war kein Widersprechen;
Wer ihm gefiel, der konnt' den besten Mann ausstechen.
Er theilte Aemter aus; er setzte auf und ab;
Er schenkte, wem er wollt', den schwanken Rebenstab;
Gab Regimenter weg. Er theilte die Vogteien
Den Landverwaltern aus. Es mußte sich auch scheuen
Der Römer ganzer Rath. Dieß währte seine Zeit,
Bis daß von Capreis *) ein heimlicher Bescheid
Ward in die Stadt gesandt. Sejan war schon verrathen,
Sejanus war verdammt, weiß nicht um was für Thaten.
Man sagte, daß er selbst dem Kaiser nachgestellt:
Die That war ungewiß; das Urtheil war gefällt.
Sejani Bildniß ward vom Henker abgerissen,
Sejanus ward geschleift, getreten mit den Füßen,
Gehöhnet, angespeit, zur Tiber hingebracht:
Dieß war der letzte Lohn, die Endschaft seiner Macht! **)
Hie siehest du, mein Freund, wie auf des Glückes Spitzen
Auch in dem höchsten Staat so fährlich ist, zu sitzen;
Wie großer Herren Gunst so plötzlich bald zerbricht,
Wie leicht ein böser Wurm den großen Kürbis sticht.
Ich sage von dem Neid: bevorab so die Herren,
Wenn ein Verläumder spricht, die Ohren weit aufsperren,
Dem Argwohn unterthan, als nach Tyrannen Art,
So ist kein Biedermann bei ihnen lang verwahrt;
Sie fallen plötzlich zu. Kaum ist ein Wort gesprochen,
Es ist sobald geglaubt. Der Stecken ist gebrochen,
Die Unschuld ist in Noth, ja um den Hals gebracht,
Indem der Neider steht und in das Fäustchen lacht.
Ich such' das vor'ge Pfad, davon ich abgegangen,
Und sag', daß Mancher wünscht mit äußerstem Verlangen,
Was ihm nur schädlich ist, und daß er Solches thut,
Dieweil er nicht erkennt, was bös' ist oder gut.

Wer aber mit Verstand will für die Seinen sorgen,
Der hält sie dahin nur, daß sie vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht in Büchern emsig sein,
Bevorab an dem Ort, wo Griechisch und Latein
Aus allen Fenstern raucht, wo Priscian ***) regieret,
Wo ein Orbilius †) den Birkenscepter führet,
Bis daß der junge Herr schon seinem Dünkel traut,
Und den Palämon selbst mit lautrem Trutz anschaut.
Dann schicket man ihn fort auf hohe Fürstenschulen,
Um Kunst und Wissenschaft mit rechtem Ernst zu buhlen,
Zu lernen in der Zeit, womit er wie ein Mann
Bevorab Gott, der Welt, und ihm selbst dienen kann.
Und dieses ist der Ort, wo sich die Jugend übet,
Wo Einer Gottes Wort, die hoh' Geheimniß, liebet;
Ein Andrer thut das Sein', erforschet Tag und Nacht,
Was von Justinian zusammen ist gebracht;
Ein Andrer (wie es geht) wird von Natur getrieben,
Zu lernen, was Galen und Celsus vorgeschrieben;
Ein Theil geht bei der Nacht, will aus den Sternen sehn,
Was über funfzig Jahr und ferner soll geschehn,
Wiewohl es etwan fehlt. Ein Andrer hat sein Leben
Dem klugen Stagirit ††), und seiner Lehr' ergeben;
Ein Andrer rechnet aus der Winkel Maß und Zahl,
Und sucht den Mittelstrich mit einem spitzen Stahl;
Ein Andrer, und mit ihm der allermeiste Haufen,
Will sich mit aller Macht zu einem Doctor saufen,
Beut allen Helden Trutz: Wer nicht Bescheiden thut,
Dem greift er mit der Faust, wie billig, auf den Hut.
Da müssen Gläser, Feu'r, Tabak und Pfeifen springen,
Des Morgens fordert er den Feind vor seine Klingen:
„Heraus, du Hund! heraus —" versucht dann in der That
All was ihm Maitre Alard für Kunst gezeiget hat
In einem ganzen Jahr. Der Andre kann nicht weichen,
Muß mit dem Narren fort. Nach vielen blinden Streichen
Wird Einem ungefähr die Nas' ein wenig wund:
Da säuft man wiederum auf einen neuen Bund.
Ein Andrer hat den Ruhm, daß er in allen Schmäusen
Sich der Pennäle *) Feind und Geißel will erweisen,
Theilt Nasenstüber aus, schlägt einen Landesmann,
Der etwa drei Mal mehr, als er, versteht und kann.
Ein Andrer läßt sich wohl sammt Dreien gar versperren,
Und kürzet seine Zeit mit hochgebornen Herren,
Bringt ohne Zauberei in einem Schlafgemach
Den Cäsar, Hektor, Karl und David **) vor den Tag;
Setzt Geld und Bücher auf bei einer freien Zechen,
Darf wol den guten Papst mit einem Bauern stechen,
Des Bannes ungeacht't, der Knecht Cyprin Roman
Schlägt seines Herren Weib. Ein Andrer gibt sich an
Bei Meister Firlefanz, lernt springen nach der Geigen;
Bald hat er seine Lust auf's hölzern' Pferd zu steigen,
Bald muß das Messer her, versuchet, wie ein Ei,
Ein Haas', ein Reh', ein Huhn, ein Fisch zu theilen sei.
Ein stiller Schleich-ins-Haus hält sich zu Jungfer Käthen,
Kommt oftmals ihr zu Dienst im Finstern angetreten,
Stimmt seine Lauten an, erhebet nach der Kunst
Der Schönheit höchsten Preis und seines Herzen Brunst.
So geht es dorten her; so pfleget man's zu treiben.
Der Vater wundert sich, wo doch das Geld mag bleiben,
Das er dem Boten gibt. Doch Lieb' und Hoffnung macht,
Daß alle Rechnung nicht so eben wird bedacht.
Der Alt' verlanget nur, er wartet alle Tage,
Daß sein Phidippus auch das roth Barettlein trage ***),
Daß er in kurzer Zeit für Meister mag bestehn,
Vor Allen sei geschickt, mit Künsten wohl versehn;
Vor Allen tüchtig sei, der ganzen Stadt zu nützen,
Die Unschuld vor Gewalt und falschem Unrecht zu schützen;
Ja, daß er mit der Zeit mag kommen in den Rath,
Da Mancher viel Verstand und Witz von Nöthen hat.
Nun ist ja freilich wahr, daß hier auf dieser Erden
Mag nichtes Seligers von Gott gewünschet werden,
Als Wissenschaft und Kunst, wofern dieß große Gut
Fällt auf ein frommes Herz. Wo aber stolzer Muth,
Wo Vorwitz und der Geiz sich bei Gelahrten finden,
Da bleibt das Böse nur, das Gute muß verschwinden.
Wie wäre Müh' und Zeit viel besser angewandt,
Wenn Mancher weder Buch, noch Buchstab hätt' erkannt!
Wenn selbst Demosthenes den Stahl hätt' angehitzet,
Und, wie sein Vater that, bei'm Schmiedebalg geschwitzet,
Da er zur Schulen ging; er hätt' ihm selber nicht,
Sammt vielen Tausenden, solch Uebel zugericht't.
Obgleich der Tullius †) ist gen Athen gekommen,
Und hat der Jungen Ruhm den Griechen abgenommen,
Welch Vortheil war dabei? Es ging ihm ebenfalls
Gleich wie des Schmiedes Sohn: das Maul zerbrach den Hals.
Wie Mancher will der Schrift Geheimniß wohl erwägen,
Viel mehr, als Andre sehn, die Ketzer widerlegen,
Vertiefet sich so fern, wenn ihn der Vorwitz treibt,
Daß er dem Papst so viel als einem Luther gläubt,
Dem Zwingel nicht vielmehr; will alle Ding' ergründen,
Und je er weiter sucht, je mehr ist Nichts zu finden.
Zuletzt verwirft er's gar, und bleibt ein Lucian ††),
Der es mit Keinem hält, und nichts als zweifeln kann.
Und wie, wenn gute Lehr' und ungeschicktes Leben,
(Wie leider oft geschieht) einander widerstreben?
Wenn Einer auf den Trunk mit großem Eifer schmäht,
Und selber mehren Theils in vollem Sause geht;
Ermahnet, wie man soll den Zorn und Rache meiden,
Und ist so wunderzart, daß er kein Wort kann leiden;

---

*) Eine Insel bei Neapel, wo der Kaiser Tiber sich in seinen letzten Jahren aufhielt.

**) Man vergleiche Juvenal a. a. O. V. 56—70, und man wird finden, daß Rachel auch hier seinen eigenen Weg gegangen ist. Man sehe auch die wörtliche Uebersetzung von v. Canitz in dessen Gedichten, Ausgabe von 1765, S. 297 u. 99.

***) u. †) Römische Sprachlehrer, von denen der Erste im 6. Jahrhundert nach Christus lebte, der Andere aber vor Christus, zu den Zeiten des Cicero.

††) Aristoteles, dessen Philosophie im Mittelalter in hohem Ansehen stand; daher hier für Philosophie überhaupt. Vgl. V. 397.

*) So hießen zu Rachel's Zeiten die angehenden Studenten, welche von den älteren vielfältig geneckt wurden, was man Pennalismus nannte.

**) Namen der vier Kartenkönige.

***) D. h. Doctor werde.

†) Der bekannte römische Redner Cicero, der, wie der berühmte griechische Redner Demosthenes, gewaltsamer Weise ums Leben kam.

††) Ein satirischer Schriftsteller der Griechen aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus der sich über die Mythologie lustig machte.

Spricht, wie man stolzen Sinn und Hofart fliehen soll,
Und ist, bis über's Maul, desselben Lasters voll?
Wie reimet's sich vor Gott (verzeih mir, daß ich frage)
Ein Paulus auf dem Stuhl, ein Stocknarr im Gelage?
Wo nicht des Priesters That sich reimet mit der Lehr',
Er schreie Jahrelang, man glaubt ihm nimmermehr.
Ist Jemand weltgelehrt, der Rechten wie geflissen,
In Ränken abgeführt, und träget sein Gewissen
Um Geld und Gaben feil, hat nichts als Vortheil lieb,
Was kann er anders sein als ein vermummter Dieb?
Kommt er bei Fürsten auf, was weiß er nicht zu finden,
Das arme Bürgervolk bis auf den Grad zu schinden?
Macht Alles mit Gewalt und Listen unterthan,
Und streicht der Dienstbarkeit die schönsten Farben an.
Hat sich ein rauher Mensch in Arzenei begeben,
Er läßt den kranken Mann nicht lang' in Schmerzen leben;
Will er kein Gut mehr thun, so bringt er ihn zur Ruh',
Giebt ihm den letzten Trunk, und nimmt das Geld dazu.
Hat aber Jemand gar der Plauderkunst geschworen,
Und ist, wie von Natur, zum Streiten nur geboren,
Ein steifer Haberecht; in allen Stücken schnell,
Der Nichts im Munde führt, als seinen Zabarell *),
Und Meister Wandersmann; der nie sich läßt bedeuten,
Giebt kein gewonnen Spiel, hat Lieb' und Lust zu streiten.
Ein solcher macht sich selbst bei Jedermann verhaßt,
Und ist auf Deutsch ein Narr, auf Griechisch ein Phantast.
Wie Manchen hat sogar der Dünkel eingenommen,
Daß er auch bei sich selbst nicht kann zu Schlusse kommen,
Welch Ansehn, welcher Dienst, welch Leben, welcher Stand
Nur seiner würdig sei. Das ganze weite Land
Hat einen Kanzler nur, sonst wär' es nur ein Fressen;
In einer Priesterzunft ganz oben an gesessen,
Ein Probst, ein Bischof sein, in einem ganz Stift,
Das ist ein selten Glück, und das nur Einen trifft.
In einem Dorfe stehn, die Bauern-Kirche füllen,
Daß kann ein Jeder thun, der eine gute Brillen
Zu seinem Schulzen hat, ein Beix (?); ein Mennonist,
Der heute kaum getauft und Lehrer worden ist.
So laß denn deine Kunst in guten Schulen hören.
„Was, ich ein Schulfuchs? ich? Sollt' ich die Knaben lehren?
„Ein Brillenpauker sein? der Bürger Schmach und Fluch?
„So wollt' ich, daß der Blitz den Aristotel schlug!
„Hab' ich zu solchem End' in meinen jungen Tagen
„Bei hellem Sonnenschein die Fackel müssen tragen,
„Den Schmausern eingeschenkt? die Backen groß gemacht?
„So manches Maul gestillt? gedient so manche Nacht?"
So spricht Herr Dünkelgroß. In solchen hohen Sinnen
Verbleibt er, wie er ist, weiß Nichtes zu beginnen,
Kriegt endlich einen Freund, besucht ein fremdes Land,
Und singt das alte Lied, den Thüren wohl bekannt:
„Sit nomen domini, der Herr hat einen Becher
(Der Wirth, der ist ein Schelm, er borget keinem Zecher).
„Von der Fortun' werd' ich, werd' ich getrieben um:
„Wilt du, mein edles Lieb', wilt du mit mir, so kumm!" —
Da geht der theure Mann! Die Hosen sind zerrissen,
Er löschet wohl den Durst, thut aber schmale Bissen.
Ein lahmer Schuster hat von einer Kunst sein Brod,
Der Siebenkünstler geht, und leidet Hungersnoth.
Ich wollte weiter hin zu andern Sachen treten,
Da sprach ein Freund zu mir: „Wo bleiben die Poeten?
„Das fromm' und ehrlich Volk?" — Ich sagte rund und rein:
Wer fromm und ehrlich ist, der kann kein Schelm nicht sein.
Wenn aber ein Poet nur mit der Saue läutrt,
Und gern auf schändlich' Ding' mit groben Possen deutet;
Wenn seine ganze Schrift nach bösem Leumund schmeckt,
Wenn er geheime Schmach der ganzen Welt entdeckt;
Wenn seiner Feder Ruhm besteht in solchen Sachen,
Daß er mit bitterm Scherz nur Andre schwarz will machen:
Ein solcher Mann ist werth zu tragen einen Kranz,
An Statt des Lorbeerzweigs, von einem Kälberschwanz.
Zuletzt: Wer Gottes Geist in Demuth nicht ersuchet,
Der ist mit aller Kunst und Wissenschaft verfluchet,
Strebt nur nach eitlem Ruhm, und (das der höchste Stich
Der lautern Thorheit ist) liebt Niemand mehr als sich.
So viel der Köpfe sind, so viel sind auch der Sinnen;
Ein hitziges Geblüt läßt keine Müh' zerrinnen,
Macht sich der Welt bekannt durch einen Heldenmuth,
Durch eine tapfre Faust, durch Kriege, Mord und Blut.
Es ist sein' höchste Lust, wenn Dörfer Städt und Flecken
Vor seinem Namen nur, als vor der Pest, erschrecken.

*) Welchen von den verschiedenen, zu ihrer Zeit berühmten, Schriftstellern dieses Namens der Dichter hier im Sinne hat, läßt sich wohl nicht angeben. Ein Philosoph Zabarella starb 1589; ein anderer, früher Lebender, machte sich als Rechtsgelehrter einen Namen.

Wenn ein bedrängtes Volk, ein Reich, ein ganzes Land,
Wie lang es stehen soll, steht bloß in seiner Hand;
Wenn unter seiner Macht sich Fürsten müssen beugen,
Wenn er auch Gunst und Glimpf mag Königen erzeigen
Wenn sein brrühmter Nam' durch alle Völker geht,
In allen Zeitungen Sennor Spavento *) steht,
Nun aber ist ein Gott, der dieß und Alles siehet,
Und ohne dessen Wink auf Erden nichts geschiehet.
Nach seinem Willen geht das Schauspiel dieser Welt;
Er schafft es wieder ab, sobald es ihm gefällt.
Es sind wohl Andre mehr so hoch empor gekommen,
Und haben, ach wie bald! so plötzlich abgenommen.
Wie spielt die höchste Macht so heimlich alle Ding',
Als ob sie nirgend wär', und legt den Nasenring
Dem wilden Löwen an! Wie kann ein Mensch sich sträuben,
Und will die ganze Welt mit einer Faust zerreiben,
Kennt seinen Führer nicht; da doch der stolze Gast,
Wie groß und hoch er ist, nur träget seine Last,
Gleich wie des Müllers Thier. Nach etwa wenig Tagen
So hat er wenig mehr, vielleicht wohl nichts, zu sagen.
Wer war der große Held, der Tyrus Grenzen trug,
Der sechszig tausend Mann der besten Römer schlug
In einem Treffen nur? Die Alpen mußten weichen,
Bis er das welsche Land durch Siegen konnt erreichen!
Welch Schrecken bracht' er mit! das Wörtlein Hannibal,
Das war dem ganzen Rom ein rechter Donnerknall.
Wie grimmig sah' er aus? An Statt der Ross' und Wagen
Mußt' diesen Polyphem ein Elephant forttragen,
Drauf saß dies Ungeheu'r, sah um sich nah' und fern
Mit einem Auge nur, als wie ein Unglücksstern,
Der Nichts als Blut und Mord dem ganzen Lande bringet.
Was aber trägt sich zu? Wie dieser Welschland zwinget,
So thut ein Held aus Rom den Afrikanern auch,
Und setzt das ganze Land in lauter Feu'r und Rauch;
Macht nieder, was er kann, der Römer Schimpf zu rächen,
Geht auf Karthago zu, läßt Stein und Mauern brechen.
Hie wird der Hannibal in großer Eil' berückt,
Der über Hals und Kopf aus Welschland wieder zückt,
Die hochbedrängte Stadt, sein Vaterland, zu retten,
Wird aber von der Macht des Feindes untertreten,
Geschlagen, aufgeräumt, bis daß der große Held
Fein heimlich aus drr Stadt sich giebt in's Hasenfeld;
Sucht endlich seinen Schutz bei'm Syrer und Bithynen,
Will gern um guten Sold für schlechten Hauptmann dienen:
Bis er zu allerletzt durch den geschmierten Ring **)
Den selbsterwählten Tod, den letzten Lohn, empfing.
Philippen großer Sohn war noch nicht halb vergnüget,
Ob er die ganze Welt fast hatte durchgesieget,
Bis daß der Zwingeland kam in die Ziegelstadt ***),
Da ihn ein enger Sarg zuletzt beschlossen hat.
Wie ging's dem Kirbiskopf †), der mit dem großen Haufen
Und seiner Kriegesmacht die Ströme wollt' aussaufen,
Der das gewalt'ge Meer mit Ruthen hauen ließ.
(Mich wundert, daß er ihm kein Brandmal geben ließ),
Der Amphitriten selbst die Ketten wollt' anlegen;
Gebieten, daß kein Wind sich feindlich sollte regen.
Wie lief es endlich aus? O Stolz, o eitle Pracht!
Im einem Fischerkahn ward er davon gebracht.
Und war des Lebens froh, ließ seine Schwimmer sinken,
Genöthigt von Neptun, mit großen starken Tränken
Von Wasser und von Blut, bis ihm sein eigner Knecht
Zum allerletzten gab das unverhoffte Recht.
Wie mächtig war auch der, der Perser, Gothen, Wenden,
Neapolis und Rom bezwang mit eignen Händen,
Der große Belisar ††)? Dem weder Krieg noch Streit
Hat jemals obgesiegt, wird durch den schlimmen Neid
So schändlich abgelohnt; dem Niemand abgebrochen,
Dem hat ein falsches Maul die Augen ausgestochen:
Geht seinem Leiter nach, sucht endlich in der Noth
Ein Scherflein Kupfergeld, nimmt wohl ein Stücklein Brod.
Was aber darf ich noch die alte Mähr' erzählen,
Als ob es unsrer Zeit an Thorheit sollte fehlen.
Man seh' den Trutz und Blitz, den falschen Friedland †††) an,

*) Italienisch und spanisch; zu deutsch: Herr Schreck. — Der Dichter zielt auf ein französisches Gedicht dieses Titels, das von Joh. Rist in's Deutsche übersetzt ist. Hamburg 1635 u. 1640.

**) In welchem er Gift bei sich führte.

***) Babylon, welche mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben war. Hier starb Alexander von Makedonien.

†) Er meint den Perserkönig Xerxes.

††) Bekannter und berühmter Feldherr des oströmischen Kaisers Justinian I. — An Marmontel's Belisar, der mehrmals in's Deutsche übersetzt worden, brauch' ich wohl kaum zu erinnern.

†††) Wallenstein, Herzog von Friedland, ermordet zu Eger 1634.

Den Schrecken deutsches Ohrs, den ungeheuren Mann,
Der täglich sieben Mal ohn' einziges Bedenken
Ein fertigs Urtheil sprach: „Laßt fort die Bestie henken!"
Der Galgen war sein Spiel, that sonsten wenig mehr,
Als ob ein armer Mensch ein Pickelhering wär'.
Ich halte wahrlich nicht, daß dieser Wütrich wußte,
Daß er auch menschlich war, und daß er sterben mußte,
Bis daß man endlich ihm zu Eger in der Nacht
Mit einer Partisan den letzten Schlaftrunk bracht'.
Dieß ist des Glückes Scherz, so pflegt es zu erheben,
Und endlich einen Stoß mit starker Faust zu geben;
Ein solcher Würgehals und blutiger Tyrann,
Kommt selten ohne Blut zu Ceres Tochtermann.
Wer wollte nun den Staat so übergroßer Ehren,
Die wankelbare Pracht' ihm wünschen und begehren,
Und suchen nicht viel mehr den sichern Mittelstand,
Der einmal Gut und Bös vernünftig hat erkannt? —
Nun ist vor kurzer Zeit ein Possen mir geschehen:
Ein alt, gekrümmtes Weib kam zitternd zu mir gehen,
Und bat ein Blechlein Geld. Ich gab ihr ganzer vier.
Ach wie voll Freuden war das alte Knochenthier.
„Gott laß Euch (sprach das Weib) noch hundert Jahre leben,
„Und mir so mannich Mal so reichlich wieder geben."
Ich lachte bei mir selbst, daß dieses Haut und Bein
Der langen Jammerzeit nicht sollte müde sein.
Wenn aber ich der Welt gemeinen Sinn bedenke,
Wer wünscht nicht, daß ihm Gott ein hohes Alter schenke.
Hat Jemand einen Sohn, hat Jemand einen Freund,
Dem er das Beste gönnt, und recht mit Treuen meint,
Er wünschet, daß er mag den Nestor übergehen
An langer Lebenszeit, die Hirsche sammt den Krähen.
Da wird nicht nachdebacht, noch klüglich überlegt,
Welch eine schwere Last der schwache Puckel trägt,
Welch Elend, welchen Spott. Man sieht die magern Wangen,
Die wie ein dürres Fell gleich einer Taschen hangen,
Wie meine pflegt zu sein, damit ich keinem Mann,
Wie bös' ich immer bin, ein Aug' auswerfen kann.
Die Zähne taugen nicht, die Krumen mehr zu beißen,
(Wo sonsten drei allein auch können Zähne heißen)
Und eben diese Zahl ist leichtlich ausgerückt:
Er fürchtet, daß er sie zusammt der Papp' einschluckt.
Die Augen starren ihm, sind immer trüb' und feuchte,
Und scheinen wie ein Horn in einer dunkeln Leuchte.
Er höret kaum ein Wort, wo du nicht zu ihm gehst,
Und ihm mit lauter Stimm' recht in die Ohren bläst.
Die Hände beben ihm, kann kaum die Nestel finden,
So oft ihm nöthig ist, die Hosen aufzubinden,
Geschweige, daß er sonst nicht gar ist hinten fest,
Und oftmals ungespannt die Ader springen läßt.
Von Venus Reuterdienst kann Grimmbart nicht mehr wissen,
Das Räthsel Oedipi kreucht fort auf dreien Füßen,
Wird oftmals nicht gewahr, wie feist die Nase sei,
Frißt, wie ein kleines Kind, den Rotz zusammt dem Brei:
Und ob ein Alter gleich noch wär' bei guten Kräften
Geschickt zu Rath und That, und ehrlichen Geschäften,
Was muß er manches Kreuz, was muß er Unglück sehn!
Wie manche Thränenfluth muß durch die Augen gehn!
Bald wird das ganze Land in Krieg und Mord gesetzet,
Geplündert, ausgeheert, bis auf das Hemd' geschätzet:
Dann folget theure Zeit, dann schwere Hungersnoth,
Zwei Brüder schlagen sich nur um ein Bißlein Brod.
Bald kommt der Würgemann, der bleiche Tod, gelaufen,
Und nimmt die Menschen hin bei ungezählten Haufen,
Sieht nicht, wer groß, wer klein, wer arm ist oder reich,
In allen Ecken liegt ein' unbegrabne Leich'.
Bald wird ein liebes Kind zur Erden hingetragen,
Und das nicht ein Mal nur in so viel Jahr' und Tagen,
Dann auch das fünfte Weib. Bald kommt ein neues an:
Die Tochter kriegt ein Kind, wird Mutter ohne Mann.
Bald kommt ein' Feuersbrunst, bald schwere Leibesseuchen,
Im ganzen Haus ist nichts, als Stöhnen oder Keuchen.
Bald bricht ein schlauer Dieb durch Fenster oder Wand,
Bald geht ein Schuldner durch und sucht ein fremdes Land.
Und wer kann alle Müh' und Jammer doch aussprechen?
Des Unglücks ist so viel, als Deutsche in den Zechen,
Als Hasen in dem Busch, als Prahler ohne Muth,
Als Huren ungedeckt, als Junker ohne Gut.
So viel als Mohrenland hat Kokernüß' und Affen,
Als Heuchler sind zu Rom und kahlgeschorne Pfaffen,
Als Mücken in der Luft, zu Hofe falsche Ehr',
Als Titel ohne Grund, und sonsten Nichtes mehr.
So viel als Löcher sind in einem härnen Siebe,
Als Schneider zu Paris, als auf der Mühlen Diebe,
Als England gute Schaaf', als Schweden Steine trägt,
Als Fickchen schwarze Flöh' mit beiden Daumen schlägt,
So viel als Härlein sind in einer Zobelmützen,
Als Sperling' in dem Lenz, als Frösch' in allen Pfützen,
Als Köpfe sonder Hirn, als Tropfen in dem Rhein,
Als Flüche bei dem Spiel, als Narren bei dem Wein.
Das zarte Weibervolk pflegt insgemein zu bitten
Um Schönheit der Gestalt und Höflichkeit der Sitten.
Wie bäumt die Mutter sich, wenn man sie selig heißt
Und ihre Trefflichkeit auch an der Tochter preist!
„Und warum nicht (spricht sie), Latona trägt Gefallen,
„Weil ihre Cynthia die Schönste ist von Allen,
„Weil kaum die Venus selbst den hohen Ruhm erreicht,
„Weil All, was himmlich ist, nur ihrer Schönheit weicht." —
Wie denn das liebe Volk gar leichtlich Alles gläubet,
Obschon der Buhler scherzt, und seinen Spott nur treibet,
Obschon er jeglich Haar von lauterm Golde nimmt,
Und in dem eitlen Ruhm die Wahrheit überstimmt.
Spricht, daß die zarte Haut sei nicht zu unterscheiden,
Vom schönsten Elfenbein und von der weißen Kreiden,
Daß ihrer Wangen Roth und purpurfarbne Tracht
Der Gärten höchsten Ruhm, die Rosen, schaamroth macht;
Daß ihrer Augen Glanz die Sternen übergehet,
Daß Phöbus nicht so klar im heißen Sommer stehet,
Daß der Korallen Blut nicht sei den Lippen gleich,
Und daß der süße Mund sei Zimmetrinden reich.
Es wird ein jeglich Wort als weis' und klug erhoben,
Daran mit Wahrheit doch nichts Sonders ist zu loben:
Die lautre Eitelkeit, der lange Plaudertand
Wird nach der Schmeichelkunst Beredsamkeit genannt.
Nun setz' ich diesen Fall: Es sei in allen Dingen
So überflüssig gut, als diese Vögel singen,
Die Jungfrau sei so schön, ein Wunder ihrer Zeit,
Ein Ruhm der ganzen Stadt, und aller Augen Neid,
Von Funfzigen bedient: dieß sind nur solche Sachen,
Die eine Jungfrau stolz und übermüthig machen;
Sie wird der Arbeit feind, der Tugend wird sie gram,
Liebt nichts als Müssigang, als Spiegel, Pfriem und Kamm,
Geht den Gedanken nach, bis sie sich ganz ergeben,
Und kann nicht ruhig mehr ohn' ihren Diener leben.
Wenn alle Welt noch schläft, so lieget sie und wacht,
Läßt wohl den Dieb ins Haus zu stiller Mitternacht,
Da Lied' und Finsterniß zu aller Schande rathen,
Bis daß die böse Lust bricht aus in böse Thaten.
Denn dieses Sprichwort ist so wahr als auch gemein,
Daß Schönheit, Ehr' und Zucht nicht oft beisammen sein;
Und ob es möglich ist, daß sie beisammen wären,
(Wie denn geschehen kann) so wird doch ihrer Ehren
Am meisten nachgestellt. Des Collatinus Weib
Hat Nichts zu Fall gebracht, als nur ihr schöner Leib,
Wie züchtig sie auch war. Man hat viel tausend Ränke.
Durch eine schlaue Magd, durch Gaben und Geschenke,
Wird manche Nacht gekauft. Bald steckt ein geiler Bock,
Ein junger Clodius *), in einem Frauenrock.
Wär' auch die Tyndaris der Ausbund aller Schönen,
Vor diesem nicht gewest, sie wäre von Mycenen
So leichtlich nicht entführt, das waffenschwangre Pferd,
Das hätte Troja nicht so elend umgekehrt.
So gar ist alles Das, wonach die Menschen trachten,
Ihr Wünschen, ihr Gebet, für einen Fluch zu achten,
So gar sind wir verkehrt an Willen, Herz und Muth,
So gar verstehn wir nicht, was Bös' sei oder Gut.
„Wie soll man denn (sprichst du) vor Gott den Höchsten treten?
„Wie soll man, sage mir, und warum soll man beten?" —
Dafern du Rath begehrst, so bitte das allein,
Was Er, der höchste Gott, vermeinet Gut zu sein.
Er weiß es, was dir dient; er meinet dich mit Treuen,
Er schenket, was dich nun und nimmer mag gereuen.
Kein Mensch ist selber ihm so freundlich zugethan,
Als er, der höchste Gott, der Alles weiß und kann.
Willst du denn, daß ich dir was Sonderlichs beschreibe?
So bitt' ein frommes Herz in einem frischen Leibe,
Ein Herz, das Alles nicht auf Galg' und Rad hin wagt,
Doch auch in keinem Fall des Unglücks ganz verzagt,
Ein Herz, von böser Lust und Bitterkeit befreiet,
Das nicht so balde zürnt, als auf der That verzeihet;
Ein Herz, der Hofart feind, das sich zuvor erkennt,
Eh' es den Köhler schwarz, den Sünder Bube nennt,
Ein Herz, das alle Zeit und sorglich ist geflissen,
Zu tragen vor der Welt und Gott ein gut Gewissen,
Der Seelen edlen Schatz, den Auszug aller Freud',

*) Man findet über diesen ruchlosen Römer hinlängliche Auskunft in Cicero's Rede für den T. Annius Milo.

Der viel Mal übertrifft der Wollust Eitelkeit!
Woraus die wahre Ruh' und Freudigkeit entstehet,
Daß Einer seinem Tod getrost entgegen gehet,
Folgt dem Verhängniß gern, ist fertig auf ein Wort:
Denn wer sich lange sperrt muß ebenwohl doch fort.

Will denn des Himmels Gunst dir auch ein langes Leben,
Ja Reichthum, Macht und Pracht, Verstand und Schönheit geben,
So nimm es auch vorlieb. Nur meide stolzen Muth,
Ist nur das Herz nicht bös', so ist es Alles gut.

Johann Gottlieb Radlof,

geboren zu Kleinlauchstädt am 27. März 1775, Dr. der Philosophie, hielt sich nach zurückgelegten Universitätsjahren das Jahr 1805 hindurch im Hause Campe's zu Braunschweig auf, wo er mit diesem eine kritische Durchsicht von dessen Verdeutschungswörterbuche vornahm und lebte dann abwechselnd in Leipzig, Heidelberg und Erlangen. Vom Jahre 1811 bis 1816 war er Diurnist bei der Centralbibliothek zu München. Hierauf wählte er Frankfurt am Main zu seinem Aufenthaltsorte, bis er im Jahre 1818 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Bonn berufen ward. Schon nach vier Jahren mußte er diese Stelle wegen eintretender Blindheit aufgeben, und seitdem lebt er als Privatgelehrter mit Pension zu Berlin.

Er schrieb:

Gesetzgebung der deutschen Sprache. München 1802.
Trefflichkeiten der deutschen Mundarten. München 1811.
Frankreichs Sprach- und Geistestyrannei über Europa. München 1814.
Deutschlands Ruhmhallen. München 1814.
Die Sprache der Germanen in ihren sämmtlichen Mundarten. Frankfurt 1817.
Ausführliche Schreibungslehre der deutschen Sprache. Frankfurt 1820.
Mustersaal aller deutschen Mundarten. Bonn 1821, 1822, 2 Thle.
Neue Untersuchungen des Keltenthumes. Bonn 1822.
Deutschkundliche Forschungen und Erheiterungen. Berlin 1826, 1827, 3 Thle.

R. hat sich große und bleibende Verdienste um die gründliche Erforschung des Wesens und Ursprungs der deutschen Sprache erworben und namentlich die Dialekte derselben, welche bisher nur theilweise, in einzelnen Monographieen behandelt waren, übersichtlich untersucht, und ihr Verhältniß zu einander wie zu der Büchersprache möglichst festgestellt.

Radpert

lebte im zehnten Jahrhunderte und ist der Verfasser des sich handschriftlich zu St. Gallen vorfindlichen

Leben des heiligen Gallus. In Versen. S. Pezii thes. T. I. p. 3. u. Gerbert de cantu et musica. I. p. 349.

Näheres über ihn ist nicht bekannt.

Hans Rudolph Räbmann

lebte in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts und war Diener am Worte Gottes zu Muri bei Bern. Sein Geburts- und Todesjahr sind unbekannt.

Er schrieb:

Ein new lustig ernsthaft poetisch Gastmal und Gespräch zweier Bergen, nemlich des Riesens und Stockhorns. Bern 1606, 1620.

Eine poetische, mit didaktischen Sentenzen und historischen Schilderungen ausgeschmückte Darstellung der Schweiz, welche mehr wegen ihres Inhaltes als wegen ihrer äußeren Behandlung Aufmerksamkeit verdient, und für den Geschichtsforscher nicht ohne alles Interesse ist.

Elise Charlotte Rächler,

geboren am 14. Januar 1789 zu Nordhausen, Tochter des im Jahr 1820 verstorbenen Magister F. W. Ehrhardt, ehelichte 1822 einen Baumwollenfabricanten Rächler zu Nordhausen, welcher früher Mitglied der evangelischen Brüdergemeinde zu Neudietendorf war. Sie starb im Jahre 1828.

Von ihr erschien:

Die Freundinnen oder das Geheimniß. Nordhausen 1814.
Die Wahlverwandten zu Marienthal. Nordhausen 1817.
Wiesenblumen. Nordhausen 1819.
Die Wunderblume. Erzählung in sechs Gesängen. In der Urania für 1820 u. A. m.

Warmes Gefühl, anmuthige Auffassung und Darstellung und glückliche Behandlung der Form und Sprache sind den Leistungen dieser talentvollen, früh verstorbenen Schriftstellerin eigen, welche für ihr poetische Erzählung „Die Wunderblume" das Preisaccessit gewann.

Die Wunderblume.

Poetische Erzählung in sechs Gesängen
von
Elise Rächler.

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.
Schiller.

Ueberlieferung.

Von einer alten Veste,
Der Vorzeit stolzem Bau,
Begrüßen euch die Reste,
Weit durch die Nachbarau,

Zu deren öden Hallen,
Umrankt von Immergrün,
Andächt'ge Hirten wallen,
So oft die Veilchen blühn.

Sie heben fromm die Hände
Zum hehren Gnadenbild,
Das aus erkaltner Blende
Herabblickt himmlisch mild.

Die Hochgebenedeite
Neigt sich von ihrem Thron;
Hold lächelt ihr zur Seite
Der eingeborne Sohn.

Er hält, mit Himmelsgüte
Den Betern zugewandt,
Gar eine schöne Blüthe
In segenreicher Hand.

Und wem's bei der Betrachtung
Vom Blick wie Schuppen fällt,
Wer sinniger Beachtung
Die Blume würdig hält,

Der pilgert durch die Trümmer
Der längst versunknen Zeit,
Wo dann in Lebensschimmer
Ihn oft die Blum' erfreut.

Und wer mit reinem Streben
Sie aus den Trümmern pflückt,
Der ist für's ganze Leben
Gesegnet und beglückt.

So aus dem Alterthume
Verpflanzt von Mund zu Mund,
Blieb von der Wunderblume
Die fromme Sage kund.

Und linde Lüfte führten
Sie von dem Wiesenplan
Dem Sänger zu, und rührten
Der Harfe Saiten an.

Erster Gesang.

In finstrer Mitternacht, durch Sturm und Regen,
Ging Raimund, seines Pfades ungewiß,
Dem Schimmer eines fernen Lichts entgegen,
Das dem Verirrten ein Asyl verhieß;
Auch täuscht' ihn keineswegs die reine Helle:
Er stand am Ziel vor einer Klausnerzelle.

Er klopft und fleht zugleich mit gutem Worte
Um Obdach in der grausen Sturmesnacht.
Da öffnet ihm die schmal' und niedre Pforte
Ein Frauenbild in schwarzer Büßertracht;
Mit sanftem Blick und abgehärmten Wangen
Eilt sie, den Wandrer wirthlich zu empfangen.

Sie schürt am Herd die fast erloschnen Flammen,
Weis't ihm dabei das wärmste Plätzchen an,
Und trägt von Speis' und Trank sofort zusammen,
Was nur ihr dürftger Vorrath bieten kann;
Drauf bringt sie Laub und Moos zur Lagerstätte,
Dem Müden weicher, als das weichste Bette.

Und während er hier stärkt die matten Glieder,
Und süß erquickt im Arm des Schlafes ruht,
Sinkt Cölestine auf die Knie nieder,
Und wachet über ihn mit treuer Huth;
Zum Kreuzesbild, wo die Gebendeite
In Schmerz verging, blickt sie, die Schmerzgeweihte.

Und als der Tag mit rosig goldnen Säumen
Das Nebelkleid der Morgendämmrung ziert,
Entreißt der Schläfer sich den bunten Träumen,
Nachsinnend, was ihn doch hierher geführt?
Noch ist's, als ob die Gnomen ihn umringen,
Noch wähnt er sich in ihren Zauberschlingen.

Nein, denkt er, hier ist keine Zauberhöhle,
Hier reizt kein Gold, hier prunkt kein eitler Schein
Im Staube fleht dort eine fromme Seele,
Und Alles ist so einfach und so rein.
Man fühlt es recht in der Umgebung Mitte:
Hier waltet Gottesfurcht und biedre Sitte.

Und kaum gewahrt die fromme Cölestine,
Ihr Gast sei allbereits vom Schlaf erwacht,
Als sie sofort mit liebevoller Miene
Sich wirthlich viel für ihn zu schaffen macht:
„Nehmt," spricht sie, „so für lieb mit gutem Willen
Wohl möcht' ich besser Gastrechtspflicht erfüllen."

„Doch bieten diese unwirthbaren Wälder
Nur magre Kost der armen Klausnerin:
Kein Obstbaum winkt, kein Aehrenschmuck der Felder
Verheißt der Mühe fröhlichen Gewinn,
Kein Wollenvieh ist hier auf grüner Weide
Des Hirten Reichthum und der Hirtin Freude."

Bei diesen Worten blickt der Jüngling trübe
Mit einem leisen Seufzer niederwärts.
Voll heißer Sehnsucht und erwachter Liebe
Drückt er das Bild der Heimath an sein Herz:
So nickte dort die Aehr' in Abendlüften,
So hüpfte dort das Lamm auf reichen Triften.

Denn jenseits dieser rauhen Waldeshöhen
Lacht' einer schönen Aue reizend Bild;
Kein reicher Feld war weit umher zu sehen,
Der Mensch war dort so wie sein Himmel mild;
Mit Kindlichkeit und sonder viel Beschwerde
Baut' er den Acker, weidet' er die Heerde.

Dort schwand der Lenz von unsres Reimunds Leben:
Ein alter Hirt nannt' ihn sein liebes Kind;
Dem Knaben war ein zarter Sinn gegeben;
Die Außenwelt berührt' ihn warm und lind.
So schwebt er oft in sinnig heitern Träumen,
Zum Engel schon verklärt, in lichten Räumen.

Einst als um Mittag auf den grünen Matten
Die satte Heerde ruhend wiederkäut,
Entschlummert er in einer Linde Schatten,
Die ihren Schutz ihn vor der Sonne beut,
Und, sanft umspielt von ihren Blüthenzweigen,
Sieht er ein Wunderbild herab sich neigen.

Sie ist's vor welcher er in der Kapelle
Auf jenem Berg in Andacht oft gekniet,
Die Mutter Gottes in der Strahlenhelle,
Aus der sie freundlich auf ihn niedersieht,
An ihre Brust geschmiegt voll Lieb' und Wonne
Hält sie das Kindlein, leuchtend wie die Sonne.

Mit einem Blick, der Himmelshuld nur eigen,
Scheint sich dem Träumenden von ihrem Thron
Die Himmelskönigin herab zu neigen,
Indeß auf ihren Wink ihr theurer Sohn
Mit holdem Lächeln eine Blum' ihm reichet,
Der kein' an Bau und Glanz und Schöne gleichet.

„Sie sei zum Eigenthume dir gegeben,
Ertönt dabei das göttlich milde Wort,
Bewahrest du ein kindlich reines Leben,
Blüht sie dir hier, blüht sie dir schöner dort;
Doch merke wohl, ich zeige dir die echte,
Wohl dir, erkennst du sie nur als die rechte!"

Geblendet von der hohen Wunderschöne
Des seltnen lebenvollen Traumgesichts,
Hört der Erwachende noch ferne Töne,
Schaut lange noch die Glorie des Lichts,
Und nie empfundne süße Blumendüfte
Aus Edens Gärten wallen durch die Lüfte.

Seitdem nimmt eine tiefe Sabbathstille
Des Hirtenknaben ganzes Wesen ein,
Das laute Spiel, der Jugendfreuden Fülle,
Kann fürderhin ihn wenig mehr erfreun;
Nur da weilt er, wo bunte Blumen sprießen,
Im dunkeln Hain, auf schmelzbesäten Wiesen.

Und schauen ihn die freundlich holden Sterne
Der Frühlingserde so bedeutend an,
So dünkt's ihn oft, als ob aus hoher Ferne
Sich, zart verschleiert, kleine Englein nahn.
Er bittet dann: Zeigt mir die Wunderblume,
Die mir verheißen ward zum Eigenthume!

Doch solche Form, solch glühend Farbenleben,
Dergleichen selbst aus Ostens Thoren nur
Sich selten im Rubinenglanz erheben,
Zeigt ihm kein Blüthenkelch der ganzen Flur,
Und früh entbrannt im heißen Sehnsuchtstriebe
Zerschmilzt sein Herz in unnennbarer Liebe.

Bald steht der Jüngling einsam an dem Grabe
Des alten Hirten, den er Vater nennt,
Da greift er muthig nach dem Wanderstabe,
Der Boden unter seinen Füßen brennt;
Er muß hinüber, jenseits dieser Auen
Das unbekannte Leben anzuschauen.

„Von wannen mag der schöne Fremdling kommen?"
Fragt sanfter strahlend mancher Hirtin Blick;
Den freien Busen fühlt sie süß beklommen,
Heimkehrend kehrt die Ruh' ihr nicht zurück.
„O, daß er doch so schnell vorübereilte!
Wie selig, wenn auf dieser Trift er weilte!"

Oft weilt er wohl und schaut mit trunknen Augen
Der reichen Schöpfung wundervolle Pracht,
Und möchte all die Schönheit in sich saugen,
Die ihm von Berg und Thal entgegen lacht;
Bald aber treibt's ihn, weiter nachzudringen,
Vom Schönen sich das Schönste zu erringen.

So liegen denn der Heimath stille Triften
Gar bald in fernen Nebelflor verhüllt;
Schon klimmt sein Fuß an steilen Felsenklüften,
Wo brausend unter ihm der Bergstrom schwillt,
Wo schwarze Tannen traurig einsam stehen
Und in die Felsengräber niedersehen.

Hier prangt nicht, wie auf der grünen Weide,
In tausendfachem Schmelz der Blumen Schaar;
Kaum bietet noch die moosdurchflochtne Haide
Der Dauer freundlich Bild dem Wandrer dar,
Und drüben vor dem düstern Höhlenschlunde
Ragt Giftkraut aus dem moorig feuchten Grunde.

Wohl thöricht wär' es, hier das Gut zu hoffen,
Das aus des Himmels reinsten Fluren stammt.
Doch, wunderbar! dort, wo die Höhle offen
Den Eingang zeigt, ein röthlich Feuer flammt,
Dem Schilde ähnlich, von der Sonn' umstrahlet,
Das, golden schon, sich zwiefach golden malet.

Ein mächtger Reiz ist solcher Gluth verliehen,
Die schauerlich aus dunkler Tiefe glänzt;
Hinab will uns der alte Erdgeist ziehen,
Wo Schein und Wesen an einander grenzt;
Bemüht, dem wahren Licht uns zu entführen,
Stellt falsches er an seines Hauses Thüren.

Auch unser Jüngling läßt sich bald verlocken,
Schon schaut, schon horcht er in den Spalt hinein:
Welch holder Klang, gleich hellen Kirchenglocken,
Wie schön mag's in den weiten Hallen sein!
Wie flimmern rings umher in Spiegelglätte
Die Lichtlein, wie in heilger Weihnachtsmette!

Und als er so mit Drang und doch mit Bangen
Den ersten Schritt in's Zauberreich gethan,
Rückt gleich, den schönen Fremdling zu empfangen,
Das Gnomenvolk in muntern Haufen an:
„Willkommen," singen sie nach ihrer Sitte,
„Willkommen in des Erdballs reicher Mitte!"

„Sieh dich nur um, wie tausend Schätze winken,
Gebiete nur, und alle sind sie dein!
Solch edle Zier, solch wunderholdes Blinken
Mag selten einen Sterblichen erfreun:
Nimm hin, so rufen ihn umringend Alle,
Der Schätze Preis, die Blume der Metalle!"

Und jubelnd schlingt, in bunten Zaubertänzen
Hinwirbelnd, Paar an Paar den wilden Reihn,
Und in der Ferne sieht er silbern glänzen
In Zweig und Laub den schönsten Feenhain,
Und drinnen, wo die schönsten Zweige hangen,
In Silberpracht die goldne Blüthe prangen.

Soll sie es sein, das Kleinod seines Lebens?
Bewahret ihm der Erde innrer Kern,
Was er auf ihrer Fläche sucht, vergebens?
Wirkt hier nicht auch die Schöpferkraft des Herrn?
Vielleicht soll er, umrungen von dem Bösen,
Das reine Gut aus seiner Knechtschaft lösen.

So schließt der Jüngling mit bestochnen Sinnen:
Geblendet, übertäubend innern Graus,
Streckt er, die goldne Blume zu gewinnen,
Die Hand schon gierig nach dem Zweige aus,
Als plötzlich, wie ein Hauch vorüber schwebet,
Ein leises Wehe! in den Lüften bebet.

Kein Donnerschlag konnt' ihn so mächtig rühren,
Wie dieses Seufzers zarter Klagelaut:
Als wollt' er ihn empor zum Himmel führen,
Als ruf' ihn so die längst geliebte Braut,
So ließ er, wie auf eines Engels Winken,
Die schon gehobne Rechte staunend sinken.

Nichts sah er mehr vom falschen Zauberwerke,
Fest nach der Höhe blieb sein Blick gewandt,
Von nie gefühltem Muth, in voller Stärke,
Fühlt' er zur schönsten That sein Herz entbrannt.
Da neigte sich, von Ketten fest gehalten,
Aus schroffer Höh' die schönste der Gestalten.

Hoch oben, wo sich über unsre Fluren
Das Himmelszelt in heitrer Bläue spannt,
Hängt, aufgethürmt aus grauer Vorwelt Spuren,
Den Einsturz drohend, eine Schieferwand:
Wer weiß, welch Gräßliches sie mag bedecken?
Wer kennt der Unterwelt verborgne Schrecken?

Ein weiter Spalt, mit starken Eisenstäben
Genau verwahrt, zeigt eines Kerkers Spur.
Hier schmachtet rettungslos das schönste Leben,
Das Meisterbild der schaffenden Natur.
Ein zartes Mädchen ringt die schönen Glieder
In Fesseln wund, und blickt auf Raimund nieder.

„Ist's möglich," klagt sie, „zeigen diese Grüfte
Mir eines Menschen theures Angesicht?
Ach, rette dich, such deines Himmels Lüfte,
Eh dich die Fessel siebenfach umflicht!"
„Nein, nein!" ruft Raimund, „dich erst will ich retten:
Wo wär' ich frei, wüßt' ich dich hier in Ketten?"

Ihr Auge senkt sich, heiße Thränen rollen,
Wehmüthig auf den harten Stein herab:
„Dank dir, mein Bruder, Dank dir für dein Wollen,
Für diesen Trost, den mir dein Mitleid gab;
Doch rette dich! mein Herz muß hier verbluten:
Was mich kann retten, bergen wilde Fluthen."

„O nenne mir das Kleinod, und erringen
Will ich's, und bärg' es auch die tiefste See;
Sollt' ich mit allen Elementen ringen,
Besiegen Fluth und Feuer, Tief' und Höh:
Für dich ist's Lust, das Schwerste zu erstreben,
Für dich ist Sterben selbst nur schöner Leben."

Sie sieht, wie hoch entzückt sein Auge strahlet,
Die sanfte Stirn verkläret edler Muth,
Die reinen unschuldvollen Wangen malet
Der ersten Liebe heil'ge Rosengluth,
Und sie vergißt des Kerkers bittre Leiden
Im Vollgefühl der schönsten aller Freuden.

Ist's noch der Schreckensort? sind's noch die Ketten,
Die sie verzweifelnd lange Jahre trug?
Ein Engel nahet freundlich sie zu retten,
Und daß er's will, ist Trostes schon genug;
Ja, wenn auch Alles unverändert bliebe,
Ein Engel mildert ihren Schmerz — die Liebe.

Sie bittet Raimund nochmals zu entweichen,
Bevor das böse Blendwerk ihn umstrickt:
„Nur der herrscht frei in diesen Zauberreichen",
So spricht sie, „der die Wunderblume pflückt.
Mein war sie einst — durch Höllenlist betrogen,
Verschlangen sie des Sees wilde Wogen."

Gern möcht' er weitre Kunde noch gewinnen,
Da nahet lärmend schon der Gnomentroß,
Und immer tiefer, immer mehr nach innen
Geht's drängend weiter. Da reißt er sich los;
Mit hohem Muth, mit heiligen Gedanken
Weist er das niedre Völkchen in die Schranken.

Und eilt zurück, so lockend sie auch singen:
„Flieh, schwacher Thor, nicht aus des Glückes Schooß;
Begehrest du die Schöne zu erringen,
Kaufst du sie nur durch unsre Schätze los."
Er hört sie nicht, ihm graut vor all dem Flimmern,
Und bald sieht er des Himmels Sterne schimmern.

„Ich grüßt' entzückt die himmlischen Vertrauten,"
Fuhr er der Klausnerin erzählend fort,
„Die freundlich jetzt auf mich hernieder schauten,
Wie in der Heimath, so am fremden Ort:
Ob ich mich gleich in einer Wildniß sahe,
Doch fühlt' ich froh mich Gottes Himmel nahe."

Zwar rollt' es dumpf in Blitz durchzuckter Ferne,
Als rühre Gottes Zorn die Schöpfung an,
Erschrocken schwanden mehr und mehr die Sterne,
Und finstre Nacht umgab des Wandrers Bahn,
Doch winkt ihm leitend durch des Waldes Mitte
Gar bald das milde Licht aus eurer Hütte.

Zweiter Gesang.

So schloß, die Hand der Wirthin dankbar reichend,
Der Jüngling seines Abentheur's Bericht.
Sie hatt', erröthend bald und bald erbleichend,
Ihm zugehört, und barg es länger nicht,
Wie seine Wort' aus ihres Herzens Tiefen
So Leid als Lust auf's neu' ins Leben riefen.

„Wär's möglich," rief sie aus, „dürft' ich es hoffen,
Sie lebte noch, das vielgeliebte Kind,
Um welches, seit das Unglück mich betroffen,
Mir Tag und Nacht die bittre Thräne rinnt?
Sie lebt? nicht fruchtlos war mein heißes Flehen,
Und froh dürft' ich dem Ziel entgegen sehen?"

„Ihr staunt? — O Fremdling, hört aus meinem Munde,
Der lange Zeit voll tiefer Traurigkeit
Verstummte, hört die thränenwerthe Kunde,
Und fühlt dann selbst, wie euer Wort mich freut:
Denn ob wir auch den Gram in uns verschließen,
Aus Herz in Herz muß sich die Freud' ergießen.

In Dürftigkeit, verlassen von dem Gatten,
Den schnöde Habsucht, trügerische Lust
Vom häuslich stillen Herd vertrieben hatten,
Nahm ich mein Knäbchen weinend von der Brust,
Gab's meiner Mutter, hörte noch sein Lallen,
Hinwandelnd nach des Schlosses Marmorhallen.

Dorthin war von der Fürstin ich beschieden,
Als ihres einz'gen Kindes Pflegerin.
Das theuerste, was sie besaß hienieden,
Gab sie vertrauend meiner Sorgfalt hin;
Und reich belohnten ihre milden Hände
Geringe Müh' mit königlicher Spende.

Doch wärmer, als erkauft mit Gut und Golde,
Liebt ich gar bald das mir vertraute Pfand;
Mein ganzes Wesen knüpfte an das holde
Geliebte Kind ein heilig festes Band:
Nichts wird von uns mit solcher Treu' umschlungen,
Als das, was wir mit Lieb' und Schmerz errungen.

Das ist der Mutterliebe heil'ges Weben
Der magische geheimnißvolle Bund,
In welchem alle Erdgeborne leben,
Der ew'gen Dauer felsenfester Grund.
Darum auch bindet mit gleich mächt'gem Triebe
Die Amm' an ihren Säugling Mutterliebe.

So hing ich an Adelens holden Blicken,
Nicht wußt' ich, ob mit Wonne oder Schmerz;
Den fernen Liebling drückt' ich voll Entzücken
Im Geiste oft zugleich mit ihr an's Herz;
Wollt' ich mich ganz in Mutterlust versenken,
So mußt' ich mir als Eins die Beiden denken.

Und anmuthvoll, wie eine zarte Blüthe,
Des süßen Lebens sich nur halb bewußt,
Im Rosenlichte der Gesundheit glühte
Das schöne Kind, der Aeltern höchste Lust,
Als ich nach einem hold verträumten Jahre
Mit ihm erschien beim edlen Fürstenpaare.

Und unter Küssen, unter Freudenzähren
Ihm schmeichelnd, waren beide nur bedacht,
Des Kindes Glück wie meines zu vermehren,
Durch ihrer reichen Gaben edle Pracht.
Doch schien Adelen von den Schätzen allen
Am meisten eine Blume zu gefallen.

Beim schönsten Baue in des Frühroths Glühen
Durchstrahlt von Sonnengold und Aetherlicht,
Sah man sie hold am zarten Stengel blühen,
Und ahnte eines Engels Angesicht,
Das unter dieser schönen Blumendecke
Sein Himmelsbild den Sterblichen verstecke.

Gar leicht und sicher findet das Verwandte
Des Kindes frischer ungetrübter Blick:
Als hielte sich das schöne, längst gekannte,
Längst ihr verheißne, nun gefundne Glück,
So hatt' Adele sich das Schwesterwesen
Von all den andern Gaben auserlesen.

Sie hat gewählt! sprach mit besorgter Miene
Die Mutter, zum Gemahle hingewandt,
Sie hat gewählt! O treue Cölestine,
Nun hütest du ein doppelt köstlich Pfand:
Denn weicht die Blume von Adelens Herzen,
Wird sie das Opfer namenloser Schmerzen.

Drum laß sie nie aus unsers Parkes Grenzen!
Hier wird die Blume an des Kindes Brust
In immer gleicher Lenzesfrische glänzen,
Zum holden Spiele unschuldvoller Lust.
Doch wehe! jenseits dieser stillen Mauern
Wird teuflisch lüstern der Verderber lauern.

So sprach die Fürstin, und mit stillem Weinen —
Ihr ahnte wohl das schreckliche Geschick —
Mit heißen Küssen scheidend von der Kleinen,
Ging sie in ihren Frauensaal zurück.
Mich schreckte nichts: leicht war es ja, den Willen
Der liebebangen Mutter zu erfüllen.

Wo lacht' ein schöner Land, ein schönrer Himmel?
Wo gäb' es solch ein Leben, solch ein Blühn?
Der Pflanzen Trieb, der Thiere bunt Gewimmel,
Der Früchte Gluth, der Lauben üppig Grün —
Wo sonst auf Erden wär' es so? wo bliebe
Ein Wunsch, der uns aus diesem Eden triebe?

So sprach ich oft, die duft'gen Laubengänge
Durchwandelnd mit Adelen an der Hand.
Doch auch das Paradies wird uns zu enge,
Sind aus der Heimath wir dahin verbannt:
Oft mußt' ich sehnsuchtsvoll nach meinen blauen
Geliebten Bergen in die Ferne schauen.

Das Knäbchen, meines Herzens Freud' und Kummer,
Erblickt' ich weinend oft im wachen Traum,
Und schloß die müden Augen mir der Schlummer,
Fand meine Sehnsucht nur noch weitern Raum,
Nicht selten sah ich da des Kindes Leben
Bedroht, von tausendfacher Noth umgeben.

So hör' ich einst, in Thränen eingeschlafen,
Ein kläglich Wimmern aus dem nahen Hain;
Ich horche ängstlich auf, wie Pfeile trafen
Mich diese Tön', es muß mein Knabe sein:
„O Mutter! rief's, hab' ich dich ganz verloren?
Bin ich nicht dein, hast du mich nicht geboren?"

„Wie du, hab' ich die Heimath auch verlassen;
Doch nicht wie dir winkt mir ein gastlich Schloß,
Auf feuchter Erde werd' ich hier erblassen,
Dann bist du meiner, ich der Schmerzen los —
O Mutter, hörst du nicht? hast mit dem armen
Von dir verlaßnen Kinde kein Erbarmen?"

Ich fahre auf, wie Marterschrauben pressen
Mich diese Worte, preßt mich ihr Gewicht:
„So soll mich Gott im Todeskampf vergessen,
Errett' ich dich mit diesen Händen nicht!"
Halb sinnlos tauml' ich fort, Adel' umschlinget
Die Arme, die mit Fieberwahnsinn ringet.

Erst als die Morgenkühlung ihre Schauer
Durch die nur leicht umhüllten Glieder goß,
Besann ich mich — doch, Gott! wo war die Mauer?
Wohin entschwand der Park? wohin das Schloß? —
O! weine nicht, bat mich die holde Kleine:
Hier ist's so schön, auch sind wir nicht alleine.

„Wo? wo?" — Des jungen Tages erste Lichter
Erhellten allgemach den Aufenthalt,
Rings um uns her erstreckte sich ein dichter,
Von Bergen eingeschloßner, Föhrenwald,
Und an des Sees graulichem Gestade
Entstiegen Kinder, zart geformt, dem Bade.

Ihr schlichtes Haar hing wie ein gelber Schleier
Um ihr Gewand aus feuchtem Nebelflor,
Sie sangen wie zur hohen Morgenfeier
Die schönsten Weisen in vereintem Chor;
Adele hörte mit entzücktem Lauschen
Der Wellen Flüstern und der Töne Rauschen.

„O laß mich mit den lieben Schwestern spielen,"
Bat sie, mir schmeichelnd, und umfing auch schon
Die nächsten, welche taumelnd nach dem kühlen
Umschilften See pfeilschnell mit ihr entflohn;
Wie auch die Todesangst mich mochte treiben,
Entkräftet mußt' ich bald zurücke bleiben.

Ach! sehen mußt' ich, wie die Truggestalten,
Des falschen Elements heillose Brut,
Das schöne Fürstenkind umschlungen halten,
Wie sie's hinabziehn in die grüne Fluth;
Hoch schlugen glühend, in des Morgens Flammen,
Die Wogen lüstern über ihr zusammen.

Hinstarrend nach der grausen Unglücksstätte,
Erblick' ich nahe an des Ufers Rand
Die Blume schwimmend auf dem Wogenbette,
Und bebend streck' ich aus nach ihr die Hand.
Da schlagen abermals, wie Feuerflammen,
Die Wellen lüstern über ihr zusammen.

Wie könnten Wort' euch die Verzweiflung malen,
Die sonder Rast mich durch die Wildniß trieb?
Ich irrt' umher, verfolgt von allen Qualen,
Bis ich entkräftet endlich liegen blieb;
Von Elend aufgezehrt, den Tod im Herzen,
Erwartet' ich das Ende meiner Schmerzen.

Auf einmal dringt durch der Verzweiflung Toben,
Durch dieser Hölle siebenfache Nacht,
Ein mildes Friedenswort, ein Strahl von oben,
Mit Himmelstrost, mit höh'rer Geistermacht;
Ich blick' empor und seh' mit ernstem Schweigen
Ein greises Haupt zu mir herab sich neigen.

„Unglückliche!" sprach eine milde Stimme,
„Was immer auch mit dir geschehen sei;
Entreiße dich des Wahnsinns wildem Grimme,
Des bösen Feindes frecher Tyrannei.
Welch' Schreckliches auch last' auf deinem Leben,
Die ew'ge Huld will retten, will vergeben."

Da fand ich Thränen; knieend vor dem Greise,
Bekannt' ich ihm mein Leid und meine Schuld;
Er hört' und tröstete auf Engelweise
Mit Manneskraft, mit weiblicher Geduld;
Drauf führt er tief mich in des Waldes Mitte
Zu seiner stillen gottgeweihten Hütte.

„Längst ruht der Edle von des Lebens Mühen,"
Fuhr Cölestine hellen Blickes fort,
„In stiller Gruft, wo Veilchen sparsam blühen,
Doch reiche, ew'ge Kränze blühn ihm dort;
Er wohnt bei denen, die den Zuruf übten:
Weint mit dem Dulder, tröstet die Betrübten!"

„Ihm dank' ich's, daß ich dieses dunkeln Lebens
Verworrnen Faden frevelnd nicht zerriß,
Er war's, der mich den Preis des bessern Strebens,
Den Lohn des treuen Dulders ahnen ließ;
In seiner Lehr', in dieser kleinen Zelle
Fand ich des Seelenfriedens reinste Quelle."

So sprach sie lächelnd, gleichsam wiederkehrend
Vom Himmel zu der schön verjüngten Welt,
Die ihr, den ritterlichen Jüngling hörend,
Mit neuem Lebensmuth das Herz geschwellt.
Adele lebt! nichts irret ihr Vertrauen:
Noch hier wird sie den Liebling wiederschauen.

Doch mahnt sie Raimund, mit Bedacht zu handeln,
Zu mäßigen der Jugend rasche Gluth,
Auf seinem stillen Wege fortzuwandeln,
Fromm zu erwarten das verheißne Gut:
„Dem Glauben, nicht dem ungestümen Dringen,
Wird," schließt sie, „auch das Schwierigste gelingen."

Dritter Gesang.

Indessen ruht die hohe Mittagssonne
Erquickend auf des Waldes Schattennacht,
Als unser Freund, voll süßer Hoffnungswonne,
Sich auf den Weg zur weitern Reise macht.
„Vergeßt nicht, wenn des Glückes Stern euch scheinet,
Daß hier die arme Cölestine weinet!"

So tönt ihr Abschied von der Pfortenschwelle
Dem Eilenden noch in der Ferne nach.
Und aufwärts steigt sein Fuß, ihm ruft die Helle
Der Gipfel, wie ein rosig heitrer Tag.
Dort, wo um ew'gen Schnee Rubinen glühen,
Dort, hofft er, wird das hohe Wunder blühen,

Wie stauneten die nie besuchten Höhen
In ihrer greisen Abgeschiedenheit,
Den sanften Hirtenjüngling hier zu sehen,
Zu jedem Abenteuer kühn bereit;
Die Sonne selbst auf ihrem Strahlenwagen
Blickt heller auf mit lächelndem Behagen.

Er sieht sie scheiden, sieht mit Sternenkronen
Die ew'ge Götterhalle ausgeschmückt:
„Ihr Geister dort auf euern lichten Thronen,
Ist keiner, der voll Mitleid auf mich blickt?
Euch wär's ein Kleines, ihr erhabnen Mächte,
Daß mir ein Lüftchen das Ersehnte brächte."

Er spricht's, und starrt von seinem Felsenbette
Heißflehend in die Mitternacht hinaus,
Und gleich als ob's ein Geist vernommen hätte,
Erschließt sich jetzt das grause Riesenhaus
Des Berges, und mit schütternd hohlen Tritten
Kommt feierlich ein Mann daher geschritten.

Lang fließt das Kleid und reich an dunkeln Falten
Verhüllend bis zum Fuß um ihn herab;
Sein ernstes Antlitz glänzt, die Hände halten
Geheimnißvoll den schlanken Zauberstab.
Unheimlich faßt den Jüngling Geistergrauen,
Doch jener wandelt schnell es in Vertrauen.

„Wen hat, o Sterblicher dein Wort beschworen?
Dein Uebermuth klopft an das Geisterhaus:
Wer nahet ungestraft sich seinen Thoren?
Wer, der's betrat, ging lebend je heraus?
Nur dem, der diesen Stab vermag zu halten,
Neigt sich der Kreis der geistigen Gewalten."

„Ich kenne dich, ich kenne dein Begehren,
Mein Blick verließ den Gottgeliebten nicht;
Es steht vor dir der Freund, dich zu belehren,
Dir anzuzünden das verborgne Licht.
Drum folge mir zum innern Heiligthume,
Dort winket, dort allein die Wunderblume."

Wen lockte solch ein Ruf, solch ein Verheißen
Nicht an den Vorhang hin, der, halb gelüpft,
Im Dunkelhell das klare Wort des Weisen
Mit Zaubersprüchen wunderbar verknüpft?
Es wächst der Drang mit jenem süßen Grauen,
Das Unsichtbare sichtbar anzuschauen.

Auch Raimund folgt, von dieser Macht umgarnet,
Dem alten Zaubrer zum geheimen Thor.
Noch einmal winkt sein Stern, noch einmal warnet
Adelens Seufzer sein getäuschtes Ohr;
Sie eben sieht er in der Zauberferne,
Ihr Bild allein wird ihm hinfort zum Sterne.

Voran geht ihm der Zaubrer durch die enge
Lichtlose Pforte in der Felsenwand,
Und abwärts winden sich gewölbte Gänge
Um eines bodenlosen Abgrunds Rand;
Der Alte schreitet sicher, ihn umschließet
Ein seltsam Licht, das auf den Pfad sich gießet.

Und immer weiter geht's und immer tiefer,
Bald strahlt's wie Fernhallen durch die Nacht,
Bald wandelt sich zum finstergrauen Schiefer
Der funkelnden Krystalle bunte Pracht;
Auf einmal strahlen goldne Tempelsäulen:
Hier, spricht der Alte, wollen wir verweilen.

Tritt näher zu des Altars hohen Stufen,
Der dieses Tempels heil'ge Tiefe ziert;
Umsonst hast du die Geister nicht gerufen:
Ihr König ist's, der dich hierher geführt;
Bist du es werth, wird sich die Flamm' entzünden,
Und was du suchst sich frei aus ihr entbinden.

Der Jüngling steigt mit freudigem Vertrauen —
(Er darf sich ja der hehren Stätte nahn:
Dem Reinen schafft das Heilige kein Grauen) —
Die weißen Stufen zum Altar hinan,
Der Alte neigt den Stab, mit Blitzesschnelle
Schlägt da die Flamm' empor, die bläulich helle.

Und purpurn, wie die Ros' im Frühroth glühet
In tausendfach gebrochnem Farbenspiel,
Umglänzt vom reinen Flammenlicht, erblühet
Dem Staunenden das heißersehnte Ziel;
Jetzt sinkt die Flamm', im eignen Strahlenscheine
Geht sie hervor die Blume der Gesteine.

Du kannst noch zaudern fragt mit strengem Blicke
Der Alte, wie? und solch ein Schatz ist dein?
O schwacher Hirt! du bebst vor dem Glücke?
So kannst du nimmer sein Gebieter sein!
O fliehe heim und weide deine Heerden —
Adelen wird ein andrer Retter werden.

Da packt es ihn, wie scharfe Geierkrallen:
Ein andrer? schwirrt es schneidend ihm durch's Ohr.
Eh müsse dieses Herz in Staub zerfallen!
Er spricht's, und edler Stolz hebt ihn empor,
Und schon will seine Hand die Blume fassen —
Da scheint ihr Glanz ihm plötzlich zu erblassen.

Und warnend füllt, statt jener süßen Düfte,
Womit die Himmelsblum' ihn angeweht,
Ein böser Schwefeldampf des Tempels Lüfte,
Daß fast der Athem seiner Brust entgeht:
„Hinweg!" ruft er, „hinweg! Du willst mich täuschen;
Nicht diese ist's, die meine Wünsche heischen."

„Heil, dreimal Heil dem Lehrling, dem geprüften,
Der vor dem Meister würdevoll bestand!"
Erschallt es jauchzend in des Berges Klüften,
Und freundlich reicht der Zaubrer ihm die Hand:
„Sei mir gegrüßt, der Täuschung Ueberwinder,
Bald nun der Wahrheit hochbeglückter Finder!"

Des Menschen Glück, die Losung seiner Tage
Bestimmet ewig ihm sein eignes Herz.
Das Schicksal hält nur die gerechte Wage,
Es füllt sie an mit Freude oder Schmerz;
Die Blüthen winken, er darf sie ergreifen,
Und die er wählet, wird zur Frucht ihm reifen."

„So ward auch dir die freie Wahl gegeben,
Und wohl, o Jüngling, wohl geziemt es dir,
Allein nach dem Lebendigen zu streben.
Nur todter Glanz erwartete dich hier,
Und hättest du den ird'schen Schmuck erkohren,
War ewig dir der himmlische verloren."

„Jetzt folge mir! Es naht die ernste Stunde
Der Mitternacht, und deiner harren schon
Die edlen Ritter an der Tafelrunde,
Zu reichen dir des Lehrlings ersten Lohn;
Der letzte ist die wahre Lebensblume,
Die einst den Meister krönt mit ew'gem Ruhme."

So sprechend, pocht er dreimal mit dem Stabe
Unfern des Altars an ein eisern Thor,
Und gleich als wär's der Weg zum dunkeln Grabe,
Wohin sich längst kein Lebender verlor,
So rasseln dumpf die eingewachsnen Riegel,
So öffnen ächzend sich die schwarzen Flügel.

Und eine weite Halle schließt die Beiden
In ihr geheimnißvolles Dunkel ein;
Gar wunderlich bedeckt auf allen Seiten
Seltsame Bilderschrift den grauen Stein;
Nur eine einz'ge Lampe wirft den matten
Gelbrothen Schein beleuchtend auf die Schatten.

An einem Tisch, auf dessen schwarzem Grunde
Der Thierkreis der Gestirne funkelnd blitzt,
Um den ringsher in schauerlicher Runde
Die heil'ge Zahl der schwarzen Ritter sitzt,
Aus dreimal drei und zweimal zwei geschlungen,
Wird ernst und feierlich dies Lied gesungen:

Erste Drei:

Aus Nacht zum Licht, aus todtem Sein zum Leben,
Das ist mein Ziel, dort streb' ich wallend hin.

Zweite Drei:

Wer fern ist, werde nah, was krumm ist, eben:
Dies ist das Werk, dem ich verpflichtet bin.

Dritte Drei:

Werd' ich zur Höhe einst die Tief' erheben,
Dann krönt die Arbeit lohnender Gewinn.

Erste Zwei:

Dann messen wir des Weltall's fernste Fernen.

Alle:

Dann geht die Blum' uns auf aus diesen Sternen.

Erste Drei:

Hast du der Zukunft Schleier aufgeschlagen:
Was spricht die heilge Stunde dieser Nacht?

Zweite Drei:

Die kühne Hoffnung darf sich freudig wagen:
Die Lilie glänzt in nie geschauter Pracht.

Dritte Drei:

Vom Hirtenstabe wird ihr Kelch getragen,
Des fernen Morgens Rosenhimmel lacht.

Erste und zweite Zwei:

Ist Hirtenstab und Lilie fest verschlungen —

Alle:

Triumph! Triumph! dann ist das Ziel errungen!

So singt die ernste Schaar, und hebt im Kreise
Sich schweigend dann von ihrem Sitz empor,
Und grüßt, sich neigend auf geheime Weise,
Den Zaubrer, der zu Dienern sie erkohr.
Er führet unsern Freund in ihre Mitte;
Auch den begrüßen sie nach Rittersitte.

Und heißen als Gefährten ihn willkommen,
Den ihnen längst das Sternenbuch verhieß:
Dem Dunkel sei das schönste Licht entglommen,
Es dämmre schon der Pfad in's Paradies;
Ein frommer Hirt sei einzig auserfehen,
Durch ihren Bund geschützt, voran zu gehen.

So schicke dich denn an, den Pfad des Lebens,
Den Pfad zu einer schöneren Natur,
Mit uns vereint zu wallen, — denn vergebens
Suchst du die Wunderblum' auf dieser Flur:
Nur in des Morgenlandes Götterhainen,
Der Wunder Heimath, mag auch dies erscheinen.

Und Raimund hört die inhaltschweren Worte,
Erleuchtet scheint die innre Dämmerung;
Erschlossen ist die vorgeahnte Pforte
Des höhern Seins, er fühlt des Geistes Schwung,
Von Kindesfesseln fühlt er ihn entbunden,
Und jeden Keim zur freien Kraft gefunden.

Der Jüngling, der die Sprache, die gewandte,
Niemals geübt in seiner Einsamkeit,
Der nie die Kunst beredter Zungen kannte,
Er redet jetzt, obwohl mit Schüchternheit;
Doch fehlt ihm nicht das Wort, um auszudrücken,
Wie hoch der Zukunft Bilder ihn entzücken.

Er schildert seiner Kindheit Maienmorgen,
Den Traum, der ihn das schönste Glück gezeigt,
Sein fruchtlos Spähen, seiner Sehnsucht Sorgen,
Und wie er endlich diesen Berg erreicht;
Nur Eins verschweigt er, blos der Wange Glühen
Verräth der Liebe heiliges Erblühen.

Adele! jaucht das Herz in trunkner Wonne —
Denn sicher hofft er nun sie zu befrein —
O schönes Bild, du meiner Tage Sonne,
Dir, dir des Lebens höchsten Preis zu weihn!
Wo ist noch die Gefahr? wo sind die Plagen,
Darf ich um dich die kühne Reise wagen?

So wogt's in seiner Brust, die Lippen schweigen,
Zum Bündniß reicht den Rittern er die Hand;
Sie schmücken ihn mit ihrem Bundeszeichen,
Dem wunderbar geknüpften Ordensband.
Die Zeit ist um: sei morgen reisefertig,
So spricht der Alt', und meines Winks gewärtig.

Die Lamp' erlischt, die Tafel sammt den Rittern
Ist hui! versunken, Nacht ist rings umher;
Ein Rollen, wie von nahenden Gewittern,
Ein dumpfes Brausen, wie ein zürnend Meer.
Der alte Held, den Flammen rings umlecken,
Führt Raimund ruhig mitten durch die Schrecken.

Wer zählt die Stufen, die ihn aufwärts leiten,
Durch manches Klippenthor, durch manche Kluft?
Jetzt scheint ein mildes Licht sich zu verbreiten,
Balsamisch fächelt laue Frühlingsluft;
Es säuselt, wie auf stillen Blumenauen,
Wenn zarte Liebesthränen sie bethauen.

Ein flüsternd Laubgeflechte wölbt die Decke,
Ein duftend Lager winkt auf weichem Moos:
Hier ruhe, bis der Morgen dich erwecke,
So spricht der Führer, in des Schlummers Schooß;
Nur Nachtigallenlieder wirst du hören;
Nichts außerdem wird deine Träume stören.

Mit diesem Wort sieht er den Zaubrer gehen,
Und sich in süßer Einsamkeit allein.
Noch weiß er selber kaum, wie ihm geschehen:
Ist's wirklich? — sollten bloße Träum' es sein?
Ja, nur ein Traum scheint Alles zu zerfließen,
Indem sich seine müden Augen schließen.

Auf's neu durchwandelt er die Gnomenhöhle;
Der Silberhain, die goldne Blume blinkt;
Von Banden frei begegnet ihm Adele,
Die ihm mit aufgehobnem Schleier winkt.
Da plötzlich kommt mit drohender Geberde
Der Zaubrer, und Adele sinkt zur Erde.

Im Staube windet sie die schönen Glieder,
In schrecklich angespanntem Nervenkrampf.
Kalt, steinern blickt der Zaubrer auf sie nieder,
Zu freuen scheint ihn dieser Todeskampf.
Umsonst sucht Raimund zu ihr hin zu dringen:
Des Alten Riesenkraft weiß ihn zu zwingen.

Und schnell umringt die Schaar der schwarzen Ritter
Den Neuverbündeten und reißt ihn fort.
Er sieht zurück, ein niederfallend Gitter
Verbirgt vor seinem Blick den theuren Ort.
Nur schwachen Seufzerlaut, nur mattes Stöhnen
Hört er durch schallendes Gelächter tönen.

Da packt ihn wilder Schmerz, mit kräft'gem Ringen
Versucht er sich vom Zwange zu befrein,
Als plötzlich mehr denn hundert blanke Klingen
Scharf sausend über seinem Haupte dräun.
Er rafft sich auf, dem Tode auszubeugen,
Und sieht, erwacht, sich unter Blüthenzweigen.

Vierter Gesang.

Mit sanfter Gluth bestrahlt die Morgenröthe
Das grüne thaubeperlte Laubenzelt,
Und dicht davor glänzt auf dem Blumenbeete
Die schönste kaum geträumte Feenwelt.
Bestreut mit Goldstaub und mit Demantsande
Dehnt sich der Pfad in diesem seltnen Lande.

Und plätschernd lockt aus dunkeln Myrtenhecken
Der lieblichsten Kaskade süßer Laut.
Was ahnt die Brust? was mag ihr Silber decken?
Welch holder Reiz hat sich ihr anvertraut?
So heimlich lind, mit wollustvollem Lallen
Mag sie die schönste Nymphe nur umwallen.

Der Jüngling lauscht. Soll er sich weiter wagen?
Begierde dränget, Scham hält ihn zurück.
Mit Jugendgluth und mit der Unschuld Zagen
Wagt er durch die Gebüsche einen Blick,
Und was er sieht — und wenns ein Seraph sähe,
Er schiede nicht aus einer solchen Nähe.

Denkt euch die reizendste der schönen Frauen:
Ihr fragt, ob Lieb', ob Unschuld sie verschönt?
Ihr wagt nicht, sie begehrend anzuschauen,
So heiß ihr euch an diesen Busen sehnt;
Jetzt scheint sie liebevoll sich hinzugeben,
Jetzt scheint Vestalenglanz sie zu umschweben.

So hebt von zarten Myrten halb verborgen,
Das schöne Bild sich aus der Silberfluth.
Leis' athmend lauscht der Hain, der junge Morgen
Blickt durch die Zweig' und brennt in höh'rer Gluth.
Und du, o Jüngling, dessen reine Blicke
Solch Wunder nie noch sah'n, du bebst zurücke?

Du wagst zu fliehn? — Vergebens! nicht entgangen
Der schönen Nymph' ist solch ein Hochverrath,
Und doppelt, doppelt bist du schon gefangen,
Die Strafe folgt der kühnen Frevelthat.
Sieh, wie, von ihrer Dienerschaar begleitet,
Die Schöne zürnend dir entgegen schreitet.

Verwegner! schallt's mit klaren Silbertönen,
Was du gewagt, darf selbst kein Göttersohn.
So wisse, nichts kann diesen Frevel söhnen;
Ein ewiges Gefängniß ist dein Lohn.
Hinweg — mir schwillt das Herz in seiner Nähe —
Hinweg, daß ich sein Antlitz nicht mehr sehe!

Sie winkt den Zofen: ihre Pulse fliegen,
Tief hüllt sie sich in ihren Schleierflor.
Die Zofen öffnen drauf mit mildem Schmiegen
Dem schönen Fremdling seines Kerkers Thor.
So bös' indessen, wie dies Urtheil scheinet,
Ist es zuletzt denn doch wohl nicht gemeinet.

Ein hoher Saal mit zwanzig Marmornischen,
Durch dessen Kuppel ros'ge Dämmrung bricht;
Die schönsten Frücht' auf reich besetzten Tischen —
Gar fürchterlich ist solch ein Kerker nicht.
Nehmt noch dazu, daß süße Melodien
Von Zeit zu Zeit durch jene Nischen ziehen.

So eilen denn für unsern Freund die Stunden
In dieser leiblichen Gefangenschaft.
Die würz'gen Speisen, die er vorgefunden,
Und im Pokal der feur'ge Rebensaft,
Das Ruhebett, die seidnen Flaumenkissen,
Nichts läßt die Freiheit dringend ihn vermissen.

Der Abend dämmert; Traumgebilde wanken,
Die Ruh verscheuchend, um sein Lager her:
Bald ist's, als ob ihn Myrtenzweig' umwanken,
Bald wird der Nymphe Quell zum Feuermeer;
Hinunter reißt ihn glühendes Verlangen —
Da fühlt er sich vom weichsten Arm umfangen.

Er träumt nicht mehr: das sind die Purpurdecken;
Die Kuppel ist's, durch welche Hesper blinkt.
Er träumt nicht mehr: sie kam ihn aufzuwecken,
Die an den Busen des Erwachten sinkt.
Isminde, lispelt sie, kommt nur zu fragen,
Wie ihrem Gast die Fesseln hier behagen.

Sein trunkner Blick irrt auf dem Wunderbaue
Der hingegoßnen reizenden Gestalt.
Vergebung nicht, nein, Liebe spricht das blaue
Hellfeuchte Auge, süße Allgewalt
Der Schönheit spiegelt sich in diesen Zügen:
Sie ist besiegt, und weiß, sie wird besiegen.

Fürwahr! der grämlichste der Sittenrichter,
Des schlauen Amors abgesagtster Feind,
Gesteht, nur insgeheim, dem mildern Dichter,
Daß dieser Sieg ihm schier unfehlbar scheint.
Fürwahr! wenn unser Held aus diesen Flammen
Nicht rein hervorgeht, wer mag ihn verdammen?

Was hilft's, daß er der künftgen Nacht gedenket,
Die Reise, die an's hehre Ziel ihn mahnt?
Was ihm die Gegenwart verschwenderisch schenket,
Hat solch ein Glück sein Busen je geahnt?
Ja, sollt' er auch des Lebens Preis verscherzen —
Des Lebens Wonne ruht an seinem Herzen.

Wo ist der Warner vor zu später Reue?
Und fänd' auch wohl Gehör sein treuer Mund?
Ach! selbst der ersten Liebe heilge Treue
Versinkt zuletzt im fernen Hintergrund:
Adelens Bild umwölken Götterhöhen,
Und um des Jünglings Tugend ist's geschehen.

Und als er jetzt im glühenden Umfangen
Adelen und die ganze Welt vergißt —
Entsetzen! da entfärben sich die Wangen,
Die Purpurlippen, die er feurig küßt,
Und die Geliebt' im süßesten Vereine
Erstarrt zum kalten todten Marmorsteine.

Umsonst versuchen seine Flammentriebe,
Neu zu entzünden diese Schwanenbrust,
Umsonst der Seufzerhauch, der Kuß der Liebe —
Kalt bleibt das Steinbild, todt für Schmerz und Lust;
Still steht das Herz, des warmen Lebens Regen,
Starr lächelt ihm die schöne Form entgegen.

Und an dem Busen, der so feurig wallte,
Der selbst im Steine noch zu athmen scheint,
Ruht, halb verblühet, in des Schleiers Falte
Der Gaben köstlichste für unsern Freund.
Wozu bedarf's da noch der weiten Reise?
Am Ziel ist er schon hier auf schönre Weise.

Obgleich betäubt von Allem, was so eben
Geschehen ist, scheint doch der Blume Pracht
Auf einmal das befangne Herz zu heben,
Zu bändigen des Zaubers dunkle Macht:
Ein theures Denkmal der verblichnen Lieben
Ist ihm im zarten Blumenkelch geblieben.

Er neigt sich hin darnach mit jenem Schauer,
Mit welchem ein Vermächtniß uns erfüllt —
Die Freude des Besitzes theilt die Trauer,
Die uns mit ihrem Schleierflor umhüllt —
So wagt auch Raimund kaum mit leisem Schmachten
Die Blume als sein eigen zu betrachten.

Und Leichen gleich in alten Sarkophagen,
Leis' angerührt von frommer Enkel Hand,
Die einen frischen Kranz hinunter tragen
In ihrer Väter stilles Friedensland,
Wo täuschend noch bekannte Züge winken,
Doch, kaum berührt, in Staub zusammensinken:

So sinkt, verzehrt von unsichtbaren Flammen,
Der schönen Blume zarter Blätterbau,
Von Raimund kaum gefaßt, formlos zusammen
In leichter Asche unscheinbares Grau —
Boshaft Gelächter schallt von allen Seiten,
Und schärft noch des Verlustes Bitterkeiten.

Des Zaubrers Bild, zum ungeschlachten Riesen
Häßlich verzerrt, tritt grinsend vor ihn hin:
„Wie schön weißt du das Aechte zu erkiesen?
Wie sicher wählt dein unbestechner Sinn?
Die Reis' in's Morgenland bringt nur Gefahren;
Die weiß die Gunst der Nymphen zu ersparen."

Vermeßner Thor! der Elemente Geister
Beschwört voll Uebermuth dein frevelnd Wort?
Gewürdiget von ihrem Herrn und Meister,
Betritt dein Fuß den nie betretnen Ort,
Die Werkstatt der verborgenen Gewalten,
Wo sich der Elemente Keim' entfalten."

Bald solltest du mit ganz entbundnen Schwingen,
Vom Nebeldruck des Irdischen befreit,
In's Morgenland des Ewig'schönen dringen:
Da fesselt knechtisch dich die Sinnlichkeit?
So trage denn die selbst geschlungnen Ketten,
Der Geister Fürst vermag dich nicht zu retten."

Er spricht's, der Schreckliche, und feindlich klirren
Die Fesseln schon um unsers Raimunds Hand.
Was ihn umgiebt scheint schnell sich zu verwirren;
Der Marmor wird zur düstern Kerkerwand,
Zu feuchtem Moder seine Purpurdecken,
Und jeder holde Reiz zu Graus und Schrecken.

Und wie in jenen reizumfloßnen Stunden,
Ist er auch jetzt mit seinem Schmerz allein;
Je voller er die höchste Lust empfunden,
Ach! um so tiefer fühlt er jetzt die Pein,
Die herbe Pein, durch eigenes Verschulden,
Was ihn betrifft, strafwürdig zu erdulden.

So quält er sich in langen finstern Nächten,
Die nie ein heitrer Morgenstrahl durchbricht,
Vergessen von den falschen Geistermächten,
Verlassen selbst von Gottes mildem Licht.
Was mag ihn fürder vor Verzweiflung schützen?
Was mag die so geschlagne Hoffnung stützen?

Dahin ist seines Geistes hohes Streben,
Gelähmt des Hoffens kühner Adlerschwung,
Bedeutungslos, zertrümmert liegt sein Leben,
Sein Glaube sinkt in matte Dämmerung;
Was ihm das innerste Gemüth verheißen,
Das eben soll ihn in's Verderben reißen!

„O eile nur, dein Opfer hinzuschlachten,
Vollende nur, du furchtbares Geschick!
Nicht will ich mehr dir zu entfliehen trachten:
Das Leben ist ja nur ein Augenblick!
Hervor, ihr Ungeheu'r! ihr giftgen Schlangen!
Eilt schleunig, eure Beute zu empfangen!"

Und zischend regt sich's in des Kerkers Tiefen,
Und giftger Dunst verpestet rings die Luft,
Scheusale, die bis hieher ruhig schliefen,
Entwinden sich der dumpfen Felsengruft,
Schwarzgelbe Ottern, dickgeschwollne Drachen
Umzüngeln ihn mit aufgesperrten Rachen.

Und schaudernd fühlt er schon des Todes Krallen,
Bevor ihn noch ein giftger Zahn bedräut,
Als in der Ferne leise Töne hallen,
Vor denen selbst die Höllenbrut sich scheut,
Sie taumeln starr, bezaubert von dem süßen
Beseelten Laut, zu des Gefangnen Füßen.

„Verzage nicht!" so ist den Melodieen
Das Engelwort des Trostes eingewebt,
„Verzage nicht, wenn deine Freuden fliehen,
Wenn über deinem Haupt Verderben schwebt.
Kann aus dem Glücke nur das Heil erblühen?
Keimt nicht das Korn, das dunkle Nacht vergräbt?
Ob auch der Erde Schichten dich bedecken,
Dein Gott kann dich zum heitern Licht erwecken."

So labte einst im ausgedörrten Lande
Die Mutter Ismaels der erste Strahl
Des Wunderquells, der aus dem heißen Sande
Herniedersprang in's starre Felsenthal,
Wie unsern Freund in dieser Schreckensstunde
Der Trostgesang aus eines Engels Munde.

Und sollt' er nicht die liebe Stimme kennen?
Vernahm er sie nicht oft in schönrer Zeit?
Er wagt den theuren Namen kaum zu nennen,
Dem liebend sich sein ganzes Wesen weiht:
Wär's möglich, sie, sie wär' ihm treu geblieben?
Sie wollt' erbarmend noch den Schuld'gen lieben?

O schöne Hoffnung! schöner als die Freude!
Mit ihrem ganzen reichen Ueberfluß
Erscheinest du im grünen Frühlingskleide,
Und rührst das Herz mit deinem Friedenskuß!
Und führst es hin auf neue Lebensweide,
Du bringst vom Himmel ihm des Vaters Gruß;
Selbst, wenn's das schwerste Leid, die Schuld getroffen,
Hältst du den Pfad ihm in ein Eden offen.

So führt auch jetzt zu ihren Blüthenlauben
Die Himmelstochter unsern Freund empor,
Zur sel'gen Unschuld, zu dem frommen Glauben,
Den er im wilden Lebensdrang verlor,
Zu jener Lind' auf seiner Blumenwiese,
Zu seiner Kindheit stillem Paradiese.

Dort war dem reinen kindlichen Verlangen,
Vom Sturm der Leidenschaften unentweiht,
Die Liebe Gottes freundlich aufgegangen,
In zarter, ihm verwandter Kindlichkeit.
Wie schön vor allem, was er je erblickte,
War jene Blume, die ihn da entzückte!

Ja, rief er aus, du zeigtest mir die ächte,
Für falschen Sinnentrug gab ich sie hin!
Begierde blendet, und das Wahre, Rechte
Entgeht für immer dem umflorten Sinn:
Doch fühlt mein Herz, es giebt noch eine Quelle —
Die wäscht das trübe Leben rein und helle!

Versöhnung heißt sie, göttliches Erbarmen,
Vertrauen zu der ew'gen Vaterhuld,
Die uns emporhebt mit allmächt'gen Armen,
Voll starker Kraft, voll liebender Geduld:
Ja, Allerbarmer! mich auch willst du retten,
Leicht wär' es dir, auf Rosen mich zu betten.

Leicht wär' es dir, daß diese Kerkerhöhlen
Zum Blumenhain sich wandelten; doch nein,
Nur deine Weisheit möge für mich wählen,
Ich wünsche nichts, es ist ja Alles dein:
Die Kräfte, die des Himmels Säulen halten,
Wie der Zerstörung feindliche Gewalten.

So betet Raimund, und der süße Friede,
Der sich dabei in seine Brust ergoß,
Der reine Nachhall von dem Engelliede,
Aus dem des Trostes erster Strahl ihm floß,
Bekräftigt schon des Betenden Vertrauen,
Läßt heitrer schon ihn in die Zukunft schauen.

Fünfter Gesang.

Schon manche Nacht, schon mancher heitre Morgen
Mag auf der Oberwelt verstrichen sein,
Indeß in seinem Kerker tief verborgen,
Verbannt vom Sternenlicht, vom Sonnenschein,
Um den Gefangnen stetes Dunkel waltet,
Woraus sich nie des Morgens Ros' entfaltet.

Erstarrt jedoch und ohne ihm zu schaden,
Bleibt jene Schlangenbrut hinweggescheucht,
Auch wird ihm täglich auf verborgnen Pfaden
Von milder Hand ein wenig Brod gereicht;
Durch einen Felsenspalt, durch den der Regen
Sanft niedertropft, kommt ihm auch dieser Segen.

So freudenleer, so dunkel seine Stunden
Auf solche Weis' an ihm vorüberziehn,
So freundlich sieht, von Träumen sanft umwunden,
Der Schlafende des Lebens Kränze blühn:
Oft sieht er sie, von Engeln rings umgeben,
Adelen freundlich zu ihm niederschweben.

Aus einem solchen sel'gen Traumgebilde
Schreckt ungewohnter Lärm ihn einst empor.
Er schaut, er horcht umher, und eine wilde
Verhaßte Stimme dringet in sein Ohr:
„Steh' auf! die Zeit der Prüfung ist vorüber,
Noch heute geht's in's Morgenland hinüber!"

„Was zauderst du? Es harren die Gefährten,
Du hast gebüßt, was Sinnenwahn verbrach,
Des Glückes Sonne lächelt dem Bekehrten,
Der Ehre Kranz vergilt des Kerkers Schmach:
Ein Wort, und dieser Block und diese Bande
Verwandeln sich zum Thron im Morgenlande.

„Sprich nur: du willst, und diese Ketten weichen!"
Doch Raimund, hoch in edlem Zorn entbrannt,
Hebt sich empor, so weit die Fesseln reichen,
Und spricht, vertrauenvoll zu Gott gewandt:
„Der du im Schwachen mächtig bist, erhöre
Dein Kind, daß es die Hölle nicht bethöre!"

Und drauf zum Zaubrer: „Hebe dich von hinnen:
Ich hab', Elender, nichts mit dir gemein!
Durch dich möcht' ich den Himmel nicht gewinnen,
Weit lieber, frei von dir, gefesselt sein:
Ohnmächtiger! den Geist, der sich dem Bösen
Entringt, kannst du nicht binden und nicht lösen."

„Kennst du das Zeichen deß, der dich geschlagen,
Das Siegspanier, vor dem das Laster flieht?
Kannst du des Kreuzes Purpurglanz ertragen?"
Er hält's ihm vor, und wilde Flammen sprüht
Des Zaubrers Auge, seine Hände ballen
Sich krampfhaft zu, entstellt zu wilden Krallen.

Wuthschnaubend kehrt er unserm Freund den Rücken:
„Ich komme wieder, grinzt sein giftger Hohn,
Den Heil'gen triumphirend zu erblicken;
Wie lacht mir jetzt das Herz im Leibe schon!
Sie sind bereit die Schrauben und die Zangen,
Durch welche du zum Himmel magst gelangen."

Er spricht's verschwindend in den Finsternissen.
O Jüngling! Jüngling! zittert nicht dein Herz?
Bald blutest du am Marterpfahl zerrissen;
Schon harret dein der grimmge Folterschmerz:
Du hast gewagt, des Bösen Macht zu höhnen —
O welche Pein mag seine Rache söhnen!

Wohl schön und freundlich ist das holde Leben
Auch in des Kerkers Abgeschiedenheit;
Nicht freudig wird's dahin der Dulder geben,
Den's doch mit mancher Gabe noch erfreut;
Nicht gern mag's selbst der müde Greis verlassen —
Und Raimund sollt' es liebend nicht umfassen?

Und sie, die ja gleich ihm gefangen schmachtet,
Zu deren Retter er erkohren schien,
Die Liebliche, nach der sein Wesen trachtet,
Soll rettungslos in Kerkernacht verblühn?
O soll sein Streben so in nichts versinken —
Warum mußt' ihm die schönste Hoffnung winken?

So fragt des Dulders leise Klagestimme,
So zuckt der Seufzer durch das Menschenherz.
Nicht die Verzweiflung mit bewehrtem Grimme,
Die Wehmuth nur blickt weinend himmelwärts:
„Mein Gott, o muß es sein? muß ich vergehen?
Dein Will' ist gut — dein Wille mag geschehen!" —

„Ich weiß, du rettest mich, sei's auch durch Sterben;
Du bist das Leben, ich verzage nicht!
Der Seligkeiten Fülle werd' ich erben,
So wahr dein heil'ger Mund die Wahrheit spricht!
Muß auch das Band von Seel' und Leib zerreißen,
Doch hälst du sicher, was du mir verheißen!"

So betend sinkt sein Angesicht zur Erde;
Erquickend kühlt die Stirn der feuchte Stein;
Da schallt's, als ob die Thür geöffnet werde;
Nicht fern mehr mögen seine Henker sein;
Vielleicht betrat ihr Fuß des Kerkers Schwelle —
Doch — welch ein Glanz! welch ungewohnte Helle?

Er traut den Augen kaum, die Felsenwände
Sind wie mit Sonnenfunken überstreut:
„Bewahre mich vor neuem Trug, verblende
Den Schwachen nicht, so nah der Ewigkeit!"
Doch heller nur und strahlender verkläret
Der Kerker sich, wie jener Lärm sich mehret.

„Sie sind's! sie sinds! — Der du als Mensch gelitten,
Verlaß mich jetzt nicht, weiche nicht von mir!
Du kennst des Menschen Ohnmacht, seinen Bitten
Wird die Gewährung und die Kraft von dir:
Nimm weg das Licht, und laß des Todes Schrecken
Die lang gewohnte Dunkelheit bedecken!"

Doch ros'ger Schein, wie er den Morgen kündet
Und auf dem heitern Abend lieblich weilt,
Hat rings umher die Grabesnacht entzündet —
Und Beile klirren, das Verhängniß eilt —
Gelächter schallt, barbarisches Getümmel —
Doch Raimund hebet Aug' und Herz gen Himmel.

Und nun, o heil'ge Muse, die dem Dichter,
Das Göttliche zu malen, Muth verleiht,
Verleih' auch mir die kühnen Farbenlichter,
Den sichern Schwung die zarte Lieblichkeit —
Es bebt die Hand, wie soll ich Züge finden,
Den Sieg der frommen Demuth zu verkünden?

Hoch im Gestein, bedeckt mit zartem Moose,
Tief, tief versteckt in kühler Schattennacht,
Sieht Raimund jetzt, gleich einer Alpenrose,
Die Wunderblum' in ihrer vollsten Pracht;
Der Stengel wächst, die schöne Purpurkrone
Neigt sich herab, dem Gläubigen zum Lohne.

So duftete der Truggestalten keine,
Und weit an Schönheit stand ihr jede nach;
So rein, so makellos blüht nur die Eine:
Sie ist's, die ihm der schönste Traum versprach,
Die er vergebens in des Himmels Lüften
Gesucht, sie blühet ihm in diesen Klüften.

Zwar nicht die Hand, die schwere Fesseln drücken,
Nicht da hinauf, wo ihr die Gabe winkt;
Doch sollt' ihn auch nie ihr Besitz entzücken,
Ihr Anblick schon ist's, was ihm Frieden bringt:
Die Sehnsucht ist gestillt, das bange Hoffen —
Er ist am Ziel, er sieht den Himmel offen.

In sel'ger Anschauung, in tiefem Schweigen
Betrachtet er das Kleinod unverwandt,
Und wie sich Herzen zu einander neigen,
Neigt sich die Blum' und sinkt in seine Hand,
Und löf't die Fessel, löf't des Geistes Schwingen
Den nie geahnte Kräfte schnell durchdringen.

Inzwischen schritt der Zauberer, begleitet
Von seinen Schergen, Rach' erfüllt daher.
Schon ist zum Opfer Alles zubereitet,
Schon blitzt in seiner Hand das Mordgewehr —
Doch machtlos fällts aus des Verruchten Händen,
Als ihn der Blume heil'ge Strahlen blenden.

Der alte Berg erbebt in seinem Grunde,
Vertilgt mit einem Ruck ist jede Spur
Des Zaubers; tief in eines Kraters Schlunde
Versinkt der freche Sohn der Unnatur;
In wüsten Schachten nur, in öden Höhlen
Mag künftig Phantasie von ihm erzählen.

Jetzt werfen auch die trügrischen Gefährten
Des Unholds, ihres Ritterschmucks entblößt,
Sich vor dem Sieger reuevoll zur Erden,
Ihm dankend, daß er ihre Schmach gelöst:
„O schone, fleht ein Greis mit Silberhaaren,
Der Armen, die gleich dir Gefangne waren!"

„Uns Alle lockte durch verschiedne Ränke
Der Zaubrer vom geraden Wege ab,
Durch Ehrgeiz diesen, jenen durch Geschenke,
Bis jeder seinem Dienste sich ergab;
Mit Künsten, die wir selber nicht verstanden,
Verstrickt' er uns in seines Zaubers Banden."

Wie könnte unser Freund, der hochbeglückte,
Die schwachen armen Brüder traurig sehn?
Er hob sie freundlich auf, dem Greise drückte
Er sanft die Hand: „Laßt uns zusammen gehn,
Sprach er voll Güte, kennet ihr die Pfade,
So kommt getrost, uns leite Gottes Gnade!"

„Zu ihr! zu ihr! O sehet ihr Adelen?
Die Einzige, die sonder alle Schuld
Begraben ward in diesen Schreckenshöhlen,
Seht ihr den sanften Engel der Geduld?
Sie ist die Königin, die Auserkohrne,
Ihr nur gehört die Blume, die verlorne."

Da füllt des Greises Auge sich mit Thränen:
„Wohl hab' ich oft das zarte Kind gesehn;
Doch solltet ihr sie noch hienieden wähnen,
So möchtet ihr umsonst nur nach ihr spähn:
Der lange Kummer brach ihr schönes Leben,
Und nur als Engel mag sie euch umschweben."

So trifft der Blitz aus heitern Himmelshöhen,
Wie diese Kunde unsres Raimund's Herz.
„O laß mich, spricht er, dann die Stätte sehen,
Wo sie verging im langen Todesschmerz! —
Ich ward gerettet? ich? — O Herr des Lebens!
Warum zu spät für sie? warum vergebens?

So klagt er trauernd, und der biedre Alte
Führt' ihn durch manchen Gang, durch manche Kluft,
Und hielt zuletzt vor einem Felsenspalte:
„Hier," sprach er, „findet ihr Adelens Gruft."
Raimund drängt sich hindurch; die milde Helle
Der Blume überstrahlt die dunkle Zelle.

Und auf das dürft'ge Lager hingegossen,
In hoher Schönheit sanft in sich geschmiegt,
Vom Schleier sanfter Sittsamkeit umflossen,
Von Frömmigkeit und Unschuld eingewiegt,
Erblickt er sie, vom Schlummer leis' umfangen,
Den Hauch des Lebens auf den Rosenwangen.

Kein Wort, kein Laut entweiht das hehre Schweigen,
Der Selige kniet in der Ferne nur,
Wagt kaum, sich lauschend zu ihr hin zu neigen,
Leis' aufzuhaschen ihres Athems Spur.
Und jetzt, als dürfe sie nicht länger säumen,
Entreißt sie sich den ahnungsvollen Träumen.

So steigt dereinst aus stillen Todtenhallen,
In welchen sich entseelter Staub verlor,
Wenn sie vom Ruf der Gottheit wiederschallen,
Das neue schönre Menschenbild empor,
So mag, umstrahlt von Himmelsglanz, dem Reinen
Der Herold sel'ger Ewigkeit erscheinen.

Erst als das überirdische Entzücken
In menschlich süßer Wonne sanft zerfloß,
Als Aug' in Aug', aus liebesel'gen Blicken
Beruhigung sich in die Herzen goß,
Sank sanft ihr Himmel zu der Erde nieder,
Kam Sprache des Vertrauns der Zunge wieder.

„So bist du's, rief Adele, mein Befreier!
Du hast gesiegt, den ich als todt beweint?
O du vom ersten Anblick schon mir theuer,
Mein einziger, mein hochgeliebter Freund!
Ja du, du bist's! von Träumen zart gewebet,
Hat so dein Bild als Schutzgeist mich umschwebet.

Schon in der frühsten Kindheit Wonnetagen
Hing liebend ich an ähnlicher Gestalt,
Auf ihren Händen hat sie mich getragen
Durch schöne Gärten, durch den Riesenwald,
Bis mich die Kinder der kristallnen Wogen
Hinab in ihre feuchten Tiefen zogen.

Da sah ich sie zum letzten Mal: erwachend
Aus tiefem Schlaf der wirbelnd mich betäubt,
Erblickt' ich eine Nixenschaar, die lachend
Sich um mich her in buntem Kreise treibt:
„Willkommen, riefen sie — mir schien's zum Spotte —
Willkommen, Königin, in unsrer Grotte!"

Und knieten auf dem Wasserteppich nieder,
Und hoben mich auf einen Muschelthron.
Doch kaltes Zittern rann durch meine Glieder,
Die Lebenskraft war meiner Brust entflohn,
Und schaudernd fühlt ich schon die blauen Wellen
Erkältend bis zu meinen Füßen schwellen.

Und bald verwirrten sich die bunten Bilder,
Und kreisten sonder Ordnung um mich her,
Und immer stürmender und immer wilder
Schien mir die Fluth, ein ungeheures Meer;
Jetzt sank ich unter in des Strudels Toben —
Da riß mich eine Riesenhand nach oben.

Aus langer Ohnmacht wach' auf weichen Kissen
Ich staunend auf, gepflegt von schönen Fraun,
Die unter Schmeicheln, unter sanften Küssen
Mit frohem Lächeln auf mich niederschaun:
„Sei uns gegrüßt, o du dem süßen Leben
Durch unsres Königs Weisheit neu gegeben!"

„Du warst so krank und lagst in bösem Fieber,
Dir unbewußt, in feuchter Grotte dort,
Da trugen wir zum Schlosse dich herüber,
Auf sein Geheiß, an diesen stillen Ort,
Und lauschten unter mütterlicher Pflege,
Ob neue Lebenskraft in dir sich rege."

Den kleinsten Wunsch erfüllten mir die Frauen,
Sobald ihr Ohr ihn nur von mir vernahm.
Doch überfiel mich unbesiegbar Grauen,
Als eines Tags der König selber kam:
Je mehr er Güte mir und Huld erzeigte,
Je mehr sich ab von ihm mein Innres neigte.

Oft bat ich meine guten Pflegerinnen,
Wenn bang mein Herz von Sehnsucht überfloß,
Mit heißen Thränen, heimlich mich von hinnen
Zurück zu führen auf der Aeltern Schloß:
Ich wisse, hieß es, nicht, zu welcher Ehre,
Ich unter ihnen aufbehalten wäre.

Ach! nur zu früh, obgleich nach mehrern Jahren,
Erfuhr ich das mir zugedachte Glück,
Sah ich den tiefen Abgrund von Gefahren,
Der mich umgab, und schauderte zurück:
Der König, mir das schrecklichste der Wesen,
Hatt' ach! zu seiner Gattin mich erlesen.

Was that er nicht, sich Liebe zu erwerben?
Vergebens, seine Huld ward mir zur Pein;
Viel leichter dünkt' es mich, hülflos zu sterben,
Als selbst auf einem Thron mich ihm zu weihn.
Verzweifelnd, meinen Willen je zu brechen,
Bedroht' er mich, sich unerhört zu rächen.

Und er hielt Wort: in diese Grabeshöhlen
Verstieß mich grausam des Erzürnten Hand;
Erfindrisch sann er jetzt nur, mich zu quälen,
Wie er zuvor stets neuen Reiz erfand.
Oft fühlt ich mich zu schwach, mein Leid zu tragen;
Ach! keinem Menschen, Gott nur konnt' ich's klagen.

Oft flüchtet' ich zu ihm mit stillem Weinen,
Da dämmert' es im trüben Hintergrund:
Ich sah Vergangnes sich mit Künft'gem einen;
Verklungne Sagen aus der Amme Mund,
Verwischte Farben einer seltnen Blüthe
Bewegten sich im ahnenden Gemüthe.

Und aus der Ahnung wunderbarem Scheine
Ging endlich meines Schicksals Bild hervor:
Ich sah der Heimath friedlich stille Haine,
Die Blume, die ich in dem See verlor,
Und einen Jüngling mit den Wogen streiten,
Mir die verlorne wieder zu erbeuten.

Du warst es, du! Eh' dich mein Aug' erblickte,
Hab' ich im Geiste schon dich angeschaut,
Und wenn der Schmerz mich fast zu Boden drückte,
Hab' ich auf deine Hülfe noch gebaut;
Nur diese Hoffnung, diesen festen Glauben
Vermochte keine Macht mir je zu rauben.

Hier schweigt die Liebliche. Wie zarte Reben,
Am Stamme, den ihr grünes Laub umhüllt,
Ihm holde Zierde leihend, sich erheben —
Vereinter Kraft und Schönheit edles Bild —
So hat auch sie, von Freundesarm umwunden,
Die hohe Stütze ihres Seins gefunden.

Sechster Gesang.

Den Liebenden schwand auch im Kerkergrabe
Die Zeit so schnell als wär's ein Myrtenhain.
Besorgt, daß Raimund gar verirrt sich habe,
Trat, ihn zu suchen, drum der Greis herein.
Da machten sie mit ihm sich auf, und eilten
Dem Orte zu, wo die Gefährten weilten.

Und bald ist auch der letzte Schacht erstiegen;
Entzückt begrüßen sie die Oberwelt. —
Bewachs'ne Hügel, weite Fluren liegen
Vor ihrem Blick, vom Sonnenschein erhellt:
Und alle, auch die roheren Gefährten,
Anbetend, weinend fallen sie zur Erden.

Der Odem Gottes wehet durch die Wipfel
Uralter Eichen, vom Orkan geschont;
Ehrwürdig steigt des greisen Berges Gipfel
Bis in die Wolken, wo der Adler thront,
Und Baum und Staude, See und Felsen preisen
Einstimmig Gott in tausendfachen Weisen.

Und als sich so zum neu geschenkten Leben,
Durch Dankgebet das Häuflein eingeweiht,
Geht nach der Heimath eines Jeden Streben;
Bald hat sie das verschiedne Ziel zerstreut.
Der Alte nur bleibt unserm Paar zur Seite:
„Vergönnet, spricht er, daß ich euch begleite."

„Zu lang' ist's schon, daß von den theuern Meinen
Ein selbst verschuldet Unglück mich getrennt;
Wie ein Gespenst würd' ihnen ich erscheinen:
Wer weiß, ob selbst mein Weib mich noch erkennt?
Drum, edles Paar, gewähre meine Bitte,
Wohin du gehst zu folgen deinem Schritte."

Gern wird's gewährt. Doch nun nach welchem Ziele,
Nach welcher Richtung geht die Reise fort? —
Der Pfade sind, der Gegenden so viele —
Wo liegt Adelens schöner Heimathsort?
Vergeblich suchen irrend die Gedanken:
Die Nebelbilder der Erinnrung schwanken.

Indem sie so in Zweifel stehn, gedenket
Der Jüngling seiner guten Klausnerin.
Dort liegt ihr Wald, und ohne Zögern lenket
Nach seinem Schatten er die Wallfahrt hin.
Nicht fern mehr ist das Ziel, kaum tausend Schritte,
Und sie erblicken schon die traute Hütte.

Der Alte, welcher sich Philemon nennet,
Und gar zu gern das Schweigen unterbricht,
Ist hier nicht ganz ein Fremdling, er erkennet
Den Wald, die Felsengruppen; seufzend spricht
Er von der Zeit, wo er sie sonst gesehen,
Und wie ihm hier sein Unglück sei geschehen.

„Ach! drüben, wo sich die Gebirge wenden,
Wo dieser Gießbach sanft durch Wiesen rinnt,
Wo in der Eb'ne diese Höhen enden,
Dort dort verließ ich frevelnd Weib und Kind:
Ein Schatz war mir durch bösen Traum verheißen,
Dem alten Berggeist sollt' ich ihn entreißen."

„Er wußte täglich heißer mein Verlangen
Durch Höllenlist zu reizen, bis ich schwach,
In immer ärgerem Betrug gefangen,
Zuletzt in seinen Zaubernetzen lag:
Hin war die Freiheit, hin der Seele Frieden,
Vom Theu'rsten hatte Habsucht mich geschieden."

Sanft trösten ihn, der so den Fehl gebüßet,
Die Liebenden, und durch den milden Blick
Des Mitleids wird sein Kummer schon versüßet,
Halb kehrt sein alter Frohsinn schon zurück.
So stehn sie, eh' sie's denken, an der Schwelle
Von Cölestinens moosbedeckter Zelle.

Wie einst schon öffnet sie bescheidner Bitte
Gastfreundlich ungesäumt ihr kleines Haus;
Wie damals tritt, nach strenger Nonnensitte
Verhüllt, im Bußgewande sie heraus,
Und — sieht den Gastfreund; ahnendes Entzücken
Durchschauert sie: wen soll sie noch erblicken?

Wahr ist's, entschwundner Jahre lange Reihe
Verwischt des Denkmals Schrift vom Marmorstein;
Doch unauslöschlich gräbet ächte Treue
Geliebte Züge unserm Herzen ein:
Ein scharfer Blick, und, trotz der Jahre Walten,
Erkennt sie die befreundeten Gestalten.

Mein Lied verstummt. Wie möcht' es würdig singen
Die Wonnen alle, die im Augenblick
Des Wiedersehens durch die Herzen dringen,
Das kaum geahnte namenlose Glück?
O Cölestine trägst du das Entzücken,
Adelen und den Gatten zu erblicken?

Und du Philemon, dem die lange Reue
Die braunen Locken vor der Zeit gebleicht,
Dem jetzt die Gattin, die bewährte, treue,
Versöhnt die Hand zum treuen Bunde reicht,
Du wirst, verjüngt, einst mit beredterm Munde
Den Enkeln singen diese Weihestunde.

Bereitet euch indeß, ihr sel'gen Herzen,
Bald reicht das Glück die vollste Schal' euch dar!
Vergütet sind bis jetzt nicht alle Schmerzen;
Gedenket an das edle Fürstenpaar,
Das lange Jahr in tiefer Trauer schmachtet:
Noch ist sein reiner Himmel trüb' umnachtet.

Noch wallet schwarzer Krepp um jene Hallen,
Vordem mit Blumenkränzen überwebt;
Nicht Lautenklang, nicht Harfentöne schallen
Im stummen Saal, vom Seufzer nur durchbebt;
Gestorben sind der Haine muntre Lieder,
Schlaff sinkt sogar das Haupt der Blumen nieder.

Und heute vollends, heute fällt die Schwere
Des Kummers zwiefach auf der Aeltern Herz,
Denn heut umhüllen doppelt düstre Flöre
Den lang ertragnen und gerechten Schmerz,
An diesem Tag', an welchem das vermißte
Geliebte Kind zuerst das Licht begrüßte.

In ihrem Garten, zu den Lieblingsstellen,
Wo sie einst spielte, wallet Arm in Arm
Das edle Paar, und herbe Thränen schwellen
Die Augen, matt geweint im langen Harm.
Da sehen sie den Edelknaben kommen,
Den zum vertrauten Dienst sie aufgenommen.

„Hab' Acht, Alexis, daß an diesem Orte
Uns Niemand heut in unsrer Trauer stört!"
Verzeiht, spricht dieser, an des Parkes Pforte
Verweilt ein Paar, das euch zu nah'n begehrt:
Von Ansehn arme Hirten, hoch in Jahren,
Sie hätten Frohes euch zu offenbaren.

„Für uns hat dieses Leben keine Freuden,
Spricht ernst der Fürst, dies eile, lieber Sohn,
Die angelangten Fremden zu bescheiden!
Gieb für den guten Willen reichen Lohn!
Nur laß uns weiter nichts von ihnen hören:
Du weißt ja, Niemand soll uns heute stören."

Alexis geht mit ehrfurchtsvollem Neigen,
Von einer Thräne glänzt sein edler Blick.
Die Fürstin aber spricht nach ernstem Schweigen:
Ich wollt', er kehrte noch einmal zurück:
Mir ist, als sollt' ich das gebrochne Leben
Am schwächsten Halm, am Schatten selbst erheben.

Wie glücklich seid ihr weichgeschaffnen Frauen,
Erwiedert der Gemahl, euch bringt Gewinn
Ein Nichts, ein Schein; im Luftgebilde schauen
Oft eure Seherblicke tiefen Sinn.
Ich tadl' es nicht. Willst du die Boten sehen,
Will ich indeß im Wäldchen mich ergehen.

Schnell will die Fürstin ihren Frauen rufen,
Da steigen schon die Fremden, Frau und Mann,
Mit Jugendschnelligkeit die Marmorstufen
Zum Tempel der Erinnerung heran.
Verschleiert sinkt das Weib und stumm zur Erde;
Er aber spricht mit freudiger Geberde:

Verzeih', erhabne Fürstin, ein Erkühnen,
Das unsre Absicht nur entschuld'gen mag:
Ein seltner Traum ist meinem Weib erschienen,
Als diese Nacht sie tief im Schlummer lag;
Es blühe, träumte sie, die Wunderblume
In jener Kirche stillem Heiligthume.

Die Fürstin lächelt mit wehmüth'ger Milde:
In jener Kirche dort, wo ich so oft
Vor dem geheiligten Madonnenbilde
Auf Gnade von der Himmlischen gehofft?
Ist's auch nur leerer Traum, doch laßt uns gehen,
Mich treibt das Herz, das Gnadenbild zu sehen.

„Und wär' es mehr, als leerer Traum, und blühte,
Was du verlorst, dort heilig aufbewahrt? —
Verwirf die Hoffnung nicht: die ew'ge Güte
Hat oft den Frommen seltnes Heil erspart!"
So sucht der Greis im raschen Vorwärtsschreiten
Auf nahes Glück die Fürstin zu bereiten.

Auf einmal bleibt sie, banger ahnend, stehen:
„Das ängstlich Nahe, was es immer sei,
Nicht ohne den Gemahl will ich es sehen —
Er stehe mir mit starker Seele bei —
Ich laß' ihn bitten, winkt sie ihren Leuten,
Mich schleunig nach der Kirche zu begleiten."

Er kommt; sie reichet zitternd ihm die Rechte:
„O zürne nicht — ich hoff' auf einen Traum!
Doch wie? wenn er Unglaubliches uns brächte? —
Gott! — du erblassest — giebst der Hoffnung Raum?"
So, tief ergriffen von der Ahnung Schauern,
Umfangen sie die gothisch düstern Mauern.

Die ew'ge Lampe streut nur matte Flimmer
Auf's stille Dunkel um den Hochaltar.
Von wannen aber kommt der helle Schimmer,
Das milde Licht, so schön, so sonnenklar?
Woher der Wohlgeruch, wie Ambradüfte,
Balsamisch strömend durch des Tempels Lüfte?

Dorthin die Blicke, wo zu Gottes Ruhme
Der König wie der Hirt die Knie beugt!
Dort auf dem Hochaltare strahlt die Blume,
Von Gottes Hand den Sterblichen gereicht,
Und seitwärts, auf den oft betretnen Stiegen,
Sieht man, verhüllt, zwei fromme Beter liegen.

Und auch das edle Fürstenpaar sinkt nieder,
Anbetend den, der täglich Wunder thut;
Die Hoffnung kehrt, der feste Glaube wieder:
„Die Tochter ist in seiner treuen Huth!"
Und eh der Ahnung Zuruf noch verklungen,
Hat sie die schönre Wahrheit schon umschlungen.

Wie aber soll des Sängers Mund erzählen,
Was unaussprechlich durch die Himmel tönt?
Der Herzen Einklang, dieses Fest der Seelen,
Das selbst der Engel schönsten Tag verschönt?
Das hohe Fest, wo, von der Schwachheit Fehlen
Geläutert, mit dem Heiligen versöhnt,
Sich Gottes Huld den Sterblichen entschleiert,
Und ihren schönsten Sieg die Tugend feiert?

Noch einmal kehr aus diesen Regionen,
O heil'ge Muse, ins Erdenthal zurück,
Wo Engel nicht, nur gute Menschen wohnen,
Verweile hier noch einen Augenblick,
Und stimme rein des Dichters blöde Leier
Für dieser Stunde menschlich schöne Feier!

Die Fürstin kennt, als sie den Flor entfaltet,
Beim ersten Blick der Tochter Angesicht:
Obgleich zur hohen Jungfrau umgestaltet,
Entschwanden ihr der Kindheit Züge nicht,
Und kaum bedarfs zum völligen Erkennen
Der holden Töne, die sie Mutter nennen.

Sie schwankt betäubt in seligem Ermatten,
Der Ohnmacht Dämmerflor umwölkt den Blick
Minuten nur, gestützt vom Arm des Gatten,
Kehrt schnell ihr neue Lebenskraft zurück.
Da liegt Adele zu der Aeltern Füßen,
Empor gehoben unter Segensküssen.

Schon wird es laut, schon läuft die frohe Kunde
Durch's ganze Schloß, am ganzen Hof umher:
Adele lebt! so schallt von Mund zu Munde
In jedes Ohr die unverhoffte Mähr.
Die Dienerschaar, die Edeln, All' umringen
Die Glücklichen, den Glückwunsch darzubringen.

Ganz unbemerkt, gleich einem Nebelsterne,
Erblichen in des Hofes Sonnenpracht,
Steht Raimund traurig in bescheidner Ferne,
Sein schöner Himmel sinkt in trübe Nacht:
So nah dem Thron, wie dürft' er ihrem Kreise
Vertraulich nahen auf gewohnte Weise?

Da zieht er einen goldnen Ring, verborgen
Auf seiner Brust, vom schmalen Bande ab,
Denselbigen, den an dem letzten Morgen,
Bevor er starb, der alte Hirt' ihm gab:
Gieb ihr dies Pfand, sie wird es nicht verschmähen,
Spricht er zur Amme, im Begriff zu gehen.

Die aber sinkt vor frohem Schrecken nieder:
„Mein Kind! ruft sie, mein vielgeliebter Sohn!
Das bist du! dieser Ring giebt dich mir wieder!
O! ist der Himmel hier auf Erden schon?"
Und auch Philemon kommt, und neues Leben
Ist beiden im Geliebten Sohn gegeben.

Vergessen ist der Hof mit seinem Schimmer:
„Komm, spricht die Mutter, komm auf unsre Flur,
Fort aus der fremden Welt! Wir ruhn auf immer
Vereint, beglückt am Busen der Natur!
Da tritt, gehemmt vom jauchzenden Gedränge,
Die Fürstentochter eilig aus der Menge:

„Und du verlässest mich in dieser Stunde?
Sagt sie zu Raimund zärtlich hingewandt,
O komm, Geliebter, komm, daß unserm Bunde
Der Segen werde von der Aeltern Hand!
Die Tugend blicke freudig auf zum Throne,
Von Gott gekrönt, verdient sie jede Krone."

Und stolzer schreitet sie, von ihm geführet,
Jetzt durch die Reihen zu den Aeltern hin:
„Hier steht mein Retter, spricht sie, ihm gebühret,
Nächst Gott, der Dank, daß ich gerettet bin;
Von armen Hirten und doch hochgeboren,
War er zu Gottes Liebling auserkohren."

„Wer ist so reich, wer darf mit ihm sich messen?
Hier wird die reichste Pracht nur eitler Tand.
Er hat der Güter höchsten Preis besessen:
Die Wunderblume lag in seiner Hand.
Zu fromm jedoch, sich Ruhm von ihr zu leihen,
Beschloß er, Göttliches nur Gott zu weihen."

Die Rede macht den Fürsten schier verlegen:
„Ist er so reich, o mein geliebtes Kind,
So sprich, durch welches Gut, durch welchen Segen
Dein Retter noch ein höher Glück gewinnt?
Ist's dieses Land, sind's meiner Väter Kronen?"
Nein, sagt sie sanft, nur Liebe kann ihn lohnen.

Da knieen Beide, und des Vaters Milde
Bekräftigt ihrer Herzen schönen Bund,
Und vor dem heiligen Madonnenbilde
Geloben sie sich Treu mit Hand und Mund.
Die Blume aber scheint mit zartem Neigen
Sich segnend vom Altar herab zu beugen.

Wohl tönen fernher aus der Vorzeit Tagen
Aus dunkeln Klüften nur, wie Echoklang,
Der alten Kunde schaurig fromme Sagen,
Die euch mein Lied in schlichten Weisen sang.
Kein Stammbaum nennt des Fürstenhauses Namen;
Doch trug die Blume hundertfält'gen Samen.

Und nimmer ist sie ganz der Erd' entschwunden,
In zarten Keimen sproßt sie hier und dort;
In stillen Hainen wird sie noch gefunden,
Einsam erblüht am unscheinbarren Ort;
In ihrer Nähe heilen alle Schmerzen,
Und Wunderkraft verleiht sie frommen Herzen.

Raimar s. Rückert.

August Jakob Rambach,

geboren am 28. Mai 1777 zu Quedlinburg, Sohn des im Jahre 1818 als Hauptpastor an der St. Jakobikirche zu Hamburg verstorbenen Johann Jakob R., Dr. der Philosophie und Theologie, wurde im Jahre 1802 Diaconus an der St. Jakobikirche und 1819 Hauptpastor und Scholarch der St. Michaeliskirche zu Hamburg.

Er ist der Verfasser folgender Schriften:

Ueber Luther's Verdienst um den Kirchengesang. Hamburg 1813.
Anthologie christlicher Gesänge. Altona 1817—1833, 6 Bde.
Johann Jakob Rambach nach seinem Leben 2c. Hamburg 1818.
Predigtentwürfe. Hamb. 1820 ff. (jährl. eine Sammlung).

Ein eben so begeisterter als lichtvoller Kanzelredner und trefflicher praktischer Geistlicher, hat sich R. auch durch seine gründlichen, geistreichen und geschmackvollen Forschungen auf dem Gebiete des geistlichen Liedes einen höchst geachteten Namen erworben.

Friedrich Eberhard Rambach,

geboren am 14. Julius 1767 zu Quedlinburg, Sohn des Hauptpastors an der St. Jakobikirche zu Hamburg, Johann Jakob R., wurde nach absolvirten Studienjahren bald Subrector, im Jahre 1791 Prorector an dem Friedrichswerder-Gymnasium zu Berlin und 1798 Professor der Alterthumskunde an der Akademie der Künste; 1803 erhielt er den Ruf als Hofrath und ordentlicher Professor der Cameralwissenschaft nach Dorpat und wurde 1822 Etatsrath. Er starb im August 1826 während eines Aufenthaltes zu Reval.

Er schrieb außer mehreren Reden, ästhetischen u. a. Abhandlungen, Romanen (unter dem Namen H. Lenz und Ottokar Sturm) u. s. w.:

Theseus auf Kreta, lyr. Drama. Leipzig 1791.
Die eiserne Maske. Leipzig 1792.
Hiero und seine Familie. 2 Th. Berlin 1793.
Margot, Lustspiel. Dessau 1793.
Die Fürstin, Hofgemälde in 5 Act. Berlin 1793.
Ayle und Dschabina. 2 Th. Zerbst 1793.
Ritter, Pfaffen und Geister. Erzählung. 2 Theile. Leipzig 1793.
Der große Kurfürst vor Rathenau, Schausp. Berlin 1795.
Mythologie für Künstler. 2 Th. Berlin 1796.
Vaterländ. Schausp. 1r u. 2r Bd. 1s St. Berl. 1796 u. 1797.
Otto mit dem Pfeil, Schausp. Berlin 1797.
Friedrich von Zollern, Schausp. Berlin 1798.
Jahrb. der preuß. Monarchie. Berlin 1798—1801.
Schauspiele. Leipzig 1798—1800.
Die drei Räthsel nach Gozzi. Leipzig 1799.
Odeum. Berlin 1800, 4 Th.
Vaterländisches Taschenbuch. Königsberg 1800.
Dionysiaka. Berlin 1802.
Die Kuhpocken, dramat. Gemälde. Berlin 1802.
Dramatische Gemälde. Berlin 1803.
Fragmente über Deklamation. Berlin 1803, 2 Th.
Vaterländisch-historisches Taschenbuch. 3 Thle. Königsberg 1803.
Nabob oder das Geheimniß, Schausp. Berlin 1803.
Der Triumph des Frohsinns, Schausp. Berlin 1803.
Die Terne oder Künstlerglück, Nachsp. Berlin 1803.
Hermann. 1r Th. Die Teutoburger Schlacht. Riga 1813.

Rambach's dramatische Arbeiten, namentlich seine vaterländischen Schauspiele, fanden zur Zeit ihres Erscheinens großen Beifall und wurden auch auf der Bühne, vorzüglich in Berlin, nicht ungern gesehen, doch verschwand die Theilnahme, deren sie sich erfreuten, bald wieder, was eines Theils wohl dem Mangel an Tiefe und Phantasie, welcher in denselben vorherrscht, anderen Theils aber den Angriffen der romantischen Schule gegen die Bestrebungen ihres Verfassers überhaupt zuzuschreiben ist. Sie sanken daher bald in Vergessenheit, eben so wie die Romane und anderen poetischen Leistungen dieses zwar keineswegs talentlosen, aber sich doch nie über die Mittelmäßigkeit des Alltags erhebenden fruchtbaren Schriftstellers.

Johann Jakob Rambach,

geboren zu Halle am 24. Februar 1693, der Sohn eines Tischlers, entschloß sich spät zum Studium der Theologie, da er Anfangs das Handwerk seines Vaters erlernen wollte, und vollendete dasselbe auf der Universität zu Halle. Im Jahre 1719 habilitirte er sich als Magister legens zu Jena, ward 1722 Adjunct der theologischen Facultät seiner Vaterstadt und erhielt 1726 eine außerordentliche, aber schon im folgenden Jahre eine ordentliche Professur und das Ehrendiplom eines Dr. theol. 1731 folgte er als Superintendent und erster Professor der Theologie einem Rufe nach Gießen, wo er am 19. April 1735 starb.

Wir besitzen außer vielen Predigten, Erbauungsschriften und lateinischen Arbeiten von ihm:

Poetische Festgedanken. 4. Aufl. Jena 1726.
Geistliche Poesieen. Gießen 1735.
Gießensches Gesangbuch. Gießen 1735, 2 Th.

Ein für seine Zeit trefflicher und ausgezeichneter Kanzelredner und asketischer Schriftsteller, dessen gelungene Kirchenlieder sich, wenn auch hier und dort nach den Forderungen neuerer Zeit überarbeitet, in den meisten Gesangbüchern evangelischer Gemeinden erhalten haben.

Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr,

geboren am 21. Julius 1752 zu Drübben in der Grafschaft Hoya, wurde schon früh Hofgerichtsassessor in Hannover und 1787 Oberappellationsgerichtsrath in Celle. Im J. 1806 trat er in preußischen Staatsdienst und wurde Kammerherr und Legationsrath; darauf practicirte er einige Jahre in Dresden und Merseburg, und kam später als preußischer geheimer

Legationsrath und Resident nach Rom, bis er im Jahre 1816 als wirklicher Gesandter nach Neapel ging, wo er am 26. Julius 1822 starb.

Seine Schriften sind:

Kaiser Otto III., Trauersp. Göttingen 1783.
Ueber Malerei und Bildhauerei in Rom. 3 Th. Leipzig 1787.
Studien zur Kenntniß der schönen Natur. Hannover 1792.
Beschreibung der Gemäldegallerie des Freih. v. Brabeck zu Hildesheim. Hannover 1792.
Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten. 2 Th. Leipzig 1793.
Venus Urania. 4 Th. Leipzig 1798.
Moralische Erzählungen. 2 Th. Leipzig 1799.
Ueber die Organisation des Advocatenstandes. Hannover 1801.
Juristische Erfahrungen oder Repertorium der wichtigsten Rechtsmaterien, in alphabetischer Ordnung. 3 Bde. Hannover 1809.

Ausgezeichnet durch seine Kenntnisse in den bildenden Künsten, wußte R. durch seine in anmuthiger und allgemein verständlicher Darstellung vorgetragenen Urtheile und Ansichten seiner Zeit viel zur richtigen Auffassung und Aneignung des Schönen in der Kunst beizutragen, wenn er auch hin und wieder Manches darin suchte und hineinlegte, das ihm ursprünglich fremd war. Als Dichter ist er weniger bedeutend, doch zeichnet er sich auch hier durch Eleganz und Feinheit in Behandlung der Form aus.

Karl Wilhelm Ramler,

geboren am 25. Februar 1725 zu Kolberg, bekleidete, nachdem er seine Schul- und Universitätsbildung zu Halle erhalten hatte, seit 1748 eine Professur der schönen Litteratur am Cadettencorps zu Berlin, welche er aber im Jahre 1790 niederlegte und neben Engel die Mitdirection des Nationaltheaters übernahm. Zu Ende des Jahres 1796 legte er auch dieses Amt nieder und lebte nun, als Mitglied der berliner Akademie und mit einer Pension begnadigt, bis zu seinem am 11. April 1798 erfolgten Tode ganz seinen Freunden Götz, Kuh, Nicolay u. A.

Wir besitzen von ihm:

Poetische Werke, herausgeg. von Göckingk. 2 Theile, Berlin 1800—1801.
Horazens Oden, übers. Berlin 1800, 2 Th.
Lyrische Blumenlese. 2 Th. Leipzig 1779.
Martialis Sinngedichte. 5 Thle. Leipzig 1787—1788.
Fabellese. 3 Th. Berlin 1790.
Catull's Gedichte. Leipzig 1793.
Batteux' Einleitung in die schönen Wissenschaften. 4 Th. 5. Aufl. Leipzig 1803.

Am treffendsten über diesen Dichter, der einst außerordentlich gefeiert, jetzt höchstens in Schulen noch gelesen und von Litterärhistorikern erwähnt wird, urtheilt Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit XI. 249) mit folgenden Worten: Ramler nimmt unter den neueren Odendichtern eine Stelle ein, auf der er nicht seines Gleichen hat, obgleich eben so weit unter Horaz, wie unter Klopstock. Horaz war das Muster, das er von seiner Jugend an rastlos studirt hat, und keinem neueren Dichter ist die Nachahmung des Tons der Horazischen Ode in einem solchen Grade gelungen, diese lyrische Feierlichkeit ohne Prunk, diese wahrhaft ästhetische Erhebung der Phantasie über alles Gemeine, besonders aber die hohe Eleganz der Sprache und des Stils in eben so natürlichen, als kunstreich abgewogenen, eben so feinen, als kräftigen Worten, Wendungen und Bildern. Aber die Vollkommenheit des Stils ist auch das größte Verdienst der Oden Ramler's. Zu den philosophischen Ansichten des Lebens, die den Oden des Horaz einen Inhalt geben, der ihre poetische Wirkung nicht wenig verstärkt, konnte Ramler sich nicht erheben. Eben so fremd war ihm die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, die Klopstock's Oden von den Horazischen unterscheidet. Ramler dichtete mit Begeisterung; aber diese Begeisterung war nur ein lebhaftes Spiel seiner Phantasie, sehr verschieden von dem Geisteszustande eines Dichters, der in lyrischen Gedanken und Bildern Gefühle ausspricht, von denen sein Herz erfüllt ist. — — — Mit einer solchen Begeisterung, die nur in einer ästhetischen Aufwallung der Phantasie bestand, vertrug sich denn auch leicht die kalte, aber äußerst feine Kritik, mit welcher R. seine Gedichte zu überarbeiten und zu verbessern nicht müde wurde. Jedes Wort, jede Sylbe legte er so oft auf die kritische Goldwage, bis er endlich glaubte, nicht mehr bezweifeln zu können, daß Alles in der Ordnung sei, und doch that er sich selbst nicht Genüge. Aber durch eben dieses rastlose Streben nach vollendeter Glätte des Stils schadete er zuletzt sich selbst: denn in einigen seiner vorzüglicheren Oden hat er den kräftigen Ausdruck weggefeilt, um einen matteren, der ihm natürlicher und eleganter schien, an die Stelle zu setzen.

Fügen wir noch hinzu, daß Ramler durch seine anderweitigen Leistungen allerdings viel dazu beitrug, die Sprache und den Stil seiner Zeit auf eine höhere Stufe zu heben, im Uebrigen aber sehr einseitig verfuhr und dadurch, daß er rhetorischen Prunk und gesuchte Künstlichkeit und Correctheit als die Hauptsache in der Poesie betrachtete, auch eben so hemmend wirkte.

Gedichte von K. W. Ramler.

An die Feinde des Königs.

1760.

Wie lange schwingt die rasende Megäre
Die Fackel? Götter dieser Welt,
Warum verfolgt ihr ihn, zu seiner eigenen Ehre,
Den unbezwungnen Held?

Macht keine dieser tödtlichen Gefahren,
Womit ihr so ihn ringen saht,
Der Kronen keine, die mit Blut zu kaufen waren,
Macht keine Götterthat,

Kein glorreich übermanntes Ungeheuer
Euch endlich zur Versöhnung Lust?
So lange loderte der Rache schwarzes Feuer
In keines Gottes Brust.

Als Herkuls Arm den Löwen erst erdrückte,
Der in Nemeens Felsen lag,
Und, mit der Panzerhaut bedeckt, sein Rachschwert zückte,
Und schnell, und Schlag auf Schlag,

Der Hydra, die ihn zu ermüden wagte,
Ihr immer wachsend Leben nahm,
Obgleich die Fersen ihm ein kriechend Seethier nagte,
Das ging und wiederkam;

Und dann die falsche Brut der Stymphaliden,
Die wild aus ehrnen Schnäbeln schreien,
Mit ehrnen Klauen raubten, und den Kampf vermieden,
Aus Sumpf und Busch zu ziehn

Ein Mittel ausgedacht (sie zu erlegen
War nur ein Spiel für Herkuls Hand);
Und dann der Bistoniden Rosse, die den Segen
Der Felder weggebrannt,

Und Flammen athmend indie Hütten drangen,
Und ihren Schlund — ein hungrig Grab —
Mit Menschen fülleten, lebendig aufgefangen
Den wilden Thieren gab:

Da sank der Zorn der reuerfüllten Götter,
Und Juno, frei von Rachbegier,
Brach aus: Sohn Jupiters, der Sterblichen Erretter,
O! mehr ein Gott, als wir!

Genieß, genieß der Ruhe, dir entzogen,
Seit ich dieß Feuer angefacht,
Und aus den Himmlischen, durch mich zum Haß bewogen,
Verfolger dir gemacht.

Genieß der Opfer, die von beiden Enden
Der Erde dankbar jedermann
Noch spät dir bringen wird, und nimm von meinen Händen
Den ersten Nektar an.

An den österreichischen Fabius.

Nach dem Siege des Königs von Preußen bei Torgau in Sachsen.

Den 3. November 1760.

O Fabius! gereut dich nach drei Jahren
Dein glücklicher Verzug?
Wo waren deine Felsen? waren
Die Felsen nicht steil genug?

Vergissest du, wie man bei Nacht dem Sieger
In's müde Lager streift,
Und wie man eine Handvoll Krieger
Mit einem Ocean ersäuft?

Und wie man bundsverwandte Nationen
Bequem zur Schlachtbank schickt,
Indem man, seines Heers zu schonen,
Von sichrer Höh' weit um sich blickt? —

Wer nimmt sich nun der Diener armer Staaten,
Der hohen Waffen an,
Und straft den stolzen Potentaten,
Der selbst regieren will und kann?

Wer rächt die Feldherrn, die nach Ehre dürsten,
Nach Beute lüstern sind
An diesem wunderbaren Fürsten,
Der seine Schlachten selbst gewinnt?

Und ach! wer rächt die Zunft der schönen Geister,
Nun du geschlagen bist,
An einem Könige, der Meister
In allen ihren Künsten ist?

Weh deinem Pontifex, der stets die Laien
Mit Wundern hintergeht!
Er kann ja keinen Degen weihen,
Der wider Pallas Helm besteht.

An die Könige.

1761.

Soll wieder eine ganze Welt vergehen?
Bricht wieder eine Sündfluth ein?
Und sollen wieder alle Tempel und Trophäen
Berühmte Trümmer sein?

Und alle Künste spät aus Asch' und Moder
Und Todtengrüften auferstehn,
Und aus der Nacht des regellosen Zufalls oder
Auf ewig untergehn?

Wenn nun die weise Vorwelt ausgestorben,
Das unerzogne Kindeskind
Ein Räuber ist; die nicht zu Räubern angeworben,
Armsel'ge Pflüger sind? — —

O ihr, verderblicher, als der entbrannte
Vesuv, als unterirdische
Gewitter! ihr des magern Hungers Bundsverwandte,
Der Pest Verschworene!

Die ihr den schnellen Tod in alle Meere
Auf Donnergaleonen bringt,
Und von Lisboa bis zum kalten Oby Heere
Zum Wechselmorde dingt!

Und ach! mit Deutschlands Bürgern Deutschlands Bürger
Zerfleischet, einen bessern Held,
Der Brennen weisen König zu betrüben, Würger
Der Welt und Afterwelt!

Wenn eurer Mordsucht einst ein Friede wehret,
Der jedem das geraubte Land
Und seine bangen Feste wieder giebt, — verheeret,
Entvölkert, abgebrannt:

Ihr Könige, wie wird es euch nicht reuen
(Wo nicht die fromme Reue fleucht,
Durch Wollust, falsche Weisheit, lauter Schmeicheleien
Des Höflings weggescheucht),

Daß euer Stahl unmenschlich Millionen
Urenkelsöhne niederstieß:
Daß keiner, satt des Unglücks, seine Legionen
Das Blutfeld räumen hieß,

Und lieber, schuldlos tapfer, durch die Wogen
Des stillen Oceans den Pfad
Gesuchet, eine Welt entdeckt, ein Volk erzogen,
Wie Manko Kapak that,

Der neue Schöpfer seiner Vatererde:
Er theilte Feld und Binsenhaus
Und Weib und Kleid und Zucht und Götter einer Heerde
Zerstreuter Wilden aus;

Und hieß dem frommen Volk ein Sohn der Sonne,
Gleich milde, wachsam so wie sie,
Und so wie sie des neugebornen Landes Wonne,
Und ewig jung wie sie.

Auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzuge.

Den 30. März 1763.

Er kömmt, um den du bebtest, wann im Streite
Wohin ihn dein Verhängniß trug,
Der ehrne Donner von den Bergen ihm zur Seite,
Die Feldherrn niederschlug;

Er, wider den mehr Feinde sich gesellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und der mit unerschrockner Seele sich zwei Welten
Allein entgegen warf;

Dein König, o Berlin! durch den du weiser
Als alle deine Schwestern bist,
Voll Künste deine Thore, Felsen deine Häuser,
Die Flur ein Garten ist;

Dein Vater, der dich in der Theurung nährte,
Er kömmt, mit Staub und Ruhm bedeckt,
Und hat die Zwietracht, die der Völker Mark verzehrte,
Zur Höll' hinabgeschickt.

Fall' an sein Herz, o Königin! mit Zähren
Der Freude; flieg an seine Brust,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Lust

Dich reden läßt. Vermählte seiner Brüder,
Küßt sein friedlich Angesicht:
„Willkommen, Schutzgeist deines Volkes!" und sagt wieder!
„Willkommen!" und mehr nicht.

Ihr Jungfraun deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorberhain,
Den Weg! mischt Blumen, die der offnen Erd' entsteigen
Und frühe Blüthe drein!

Ihr edeln Mütter, opfert Spezereien,
Die Sabatha den Tempeln zollt,
Da, wo sein goldner Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.

Heil uns, daß unser Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So sagt, ihr Jünglinge; Du, Chor der Alten, sage:
Heil uns, daß wir das Ziel

So kronenwerther Thaten sahn! wir sterben
Von Wonne trunken: Friedrich
Bleibt hinter uns; ihr stolzen Enkel sollt ihn erben,
Triumph! so sag' auch ich:

Wenn unter lauter jubelvollen Zungen
Ein süßer Ton auch mir gerieth:
Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen gesungen,
Und ihm gefällt mein Lied.

An die Muse.

Willst du den allgepriesnen Zeus erhöhen,
Der sein unsterblich Haupt bewegt,
Und den Olymp erschüttert? oder Athenäen,
In diesem Haupt gepflegt,

Die mit bestählter Aesche, immer müde,
Den Typhon, den Enceladoß
Zurückwarf und mit undurchdringlicher Aegide
Die Felsen, ihr Geschoß?

Singst du den ersten König in die Saite,
Die Patareus dir aufgespannt?
Ihn? oder seinen Bruder? oder wählst du heute
Den Guelfen Ferdinand?

In königlicher Weisheit unterwiesen,
Von Kriegestugend gleich erhitzt,
Sind Beide hoher Hymnen werth. — Bald singe diesen
O Muse! jenen itzt.

Wohlan denn! spanne deines Liedes Segel
Bis an den Wimpel auf, und sprich:
Als der Monarch, den Sprea, Viadrus und Pregel
Anbeten, Friedrich,

Arminius, von Völkern angefallen,
Die Zwang und Neid und Wahn verbannt,
Mit seinem Donner nicht allgegenwärtig allen,
Nicht ewig widerstand:

Da brach, genährt im sorgelosen Frieden,
Gleich einem neuen Meteor,
Das den Orion auslöscht und die Tyndariden,
Prinz Heinrich's Geist hervor.

Als Jüngling schlief er ehmals in der Höhle
Aoniens, und war die Lust
Der Musen! nun erhöhn sie seine Seele:
Mit unbewegter Brust

Hält er der Söhne Teuts verschworne Heere
Zurück, bedeckt sein Vaterland
(So steht ein Isthmisches Gebirge, trennt zwei Meere,
Wird zweier Völker Band);

Wirft plötzlich die Betäubten von den Höhen
Der Berg' herab; hemmt hier den Lauf
Des Blutvergießens, setzt den Oelkranz den Trophäen
Des großen Bruders auf. —

Wagst da noch mehr zu singen? — daß der Sieger
So weit er in der Feinde Land
Mit seinem Lager flog, gesegnet, seine Krieger
Zum Wohlthun ausgesandt?

Selbst unerforschlich, jeden Anschlag kannte,
Früh thätig jeden hintertrieb? —
Nein! sage, daß ihn Friedrich selbst den Feldherrn nannte,
Der ohne Fehler blieb.

Der Triumph.

Schäme dich, Camill,
Daß du mit vier Sonnenpferden
In dein errettetes Rom zogst!
Und du, Romulischer Heere
Glücklicher Sieger, o Julius!
Daß dich, umgeben mit Städten und Schlachten
Aus nachahmendem Silber
Und aus Indischem Elfenbein,
Und mit Adlern und Spolien
Deiner Brüder umgeben,
Zum hohen Capitol dein stolzer Wagen trug. —
Friedrich, ein Prinz der Brennen,
Ward angefallen von Völkern Hungariens,
Von Illyriens Reitern und Daciens:
Alle dem Zepter der Königin zinsbar,
Die Vindobonens saatenreiche Fluren,
Und die Belgischen Auen beherrscht,
Und der Bojohämen Gebirge,
Und Hesperiens goldne Gärten;
Dieser erhabenen Fürstin,
Deren Wohlfahrt vom Ewigen
In sieben Sprachen erflehet wird;
Deren Heere, geführt vom Stab' Eugens,
Ehmals unbezwinglich, und jetzt
Verbunden waren mit allen, die
An Mäotischen, Kaspischen, Finnischen
Sunden wohnen, den rauhen
Samojeden und Ostiaken,
Und dem Tartar am Sangarfluß:
Einer Monarchin dienstbar, Einer,
Die den weiten Umkreis
Ihrer Welten nicht kennt.
Auch trat zu ihnen der Söhne Sarmatiens
Selbsterwählter König,
Und stellte seine Sachsen, ein treues Volk,
Mitten auf den Pfad des Siegers,
Unter eine Felsenburg.
Und die hohen Satrapen Germaniens
Fielen zahlreich dem Bunde bei.
Und die theuer erkauften Sueonen
Drangen aus dem beeis'ten Norden hervor:
Enkel der Helden, mit denen ein Jüngling
Europen und Asien schreckte.
Und Gallien, das an zwei Meeren thront,
Dessen Fahnen und Wimpel
Unter allen Himmeln wehn,
Ließ seinen Schwarm aus,
Gleich dem Heere schwirrender Grillen,
Die vor sich blühende Fluren,
Und hinter sich Wüsten sehn. —
Aber, Thalia, laß ab
Die Flotten und Fußknecht' und Reiter zu zählen!
Friedrich, so sage, bekriegt
Von scheelsüchtigen, oder getäuschten,
Oder gezwungenen Fürsten,
Kehrte nach sieben blutigen Jahren
So mächtig zurück, als er auszog,
Nur an Ehre größer,
Und triumphirte nicht. —
Siehe! er lenkt' unsern Ehrenbogen aus,
Und unsern goldbehängten Rossen,
Und bestieg den prahlenden Wagen nicht.
Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit
Ansehn, ist der Triumphe
Allerhöchster; — und des Dichters
Allerhöchster Triumph ist,
Solchen König besingen.
Drum schweige nie dein Lied von ihm, dein Lied,
Stolzer als der Greische
Und Thebanische Päan
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch dem Ehrenbogen
Von deinen Händen ausgelenkt,
Und, nicht gewöhnt an deine Töne,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So singe du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter, unnachgesungen.

An den Generallieutenant von Buddenbrock,

bei Uebersendung einiger heroischen Oden.

Der du den Kriegsgeist in der Geschichte liebest
Und in der Poesie,
Und deutsche Redlichkeit bei welscher Klugheit übest
(Die schwerste Harmonie!),

Empfiehl, o Buddenbrock, mir nicht die Heldensöhne
Von Sparta, Rom, Athen:
Verlange nicht durch mich auf väterlicher Scene
Dein Lieblingsvolk zu sehn.

Ein Dichter, unerlös't von fremder Sorge, singet
Ein leichteres Gedicht.
Corneillens Diadem, Voltairens Kranz erringet
Der müde Kämpfer nicht.

Als Ludwig's Maler sich des jüngern Ammons Züge
Durch Kodomannus Land
(Dem stolzen Gallier ein Vorbild eigner Siege)
Zu schildern unterwand:

Da richtete sein Arm nicht Fechter ab, nicht Schützen,
Erzog nicht Roß und Mann;
Denn Künste dieser Art, so sehr sie Kriegern nützen,
Stehn tausend Händen an.

Und hätt' ihm sein Gestirn ein doppelt Loos beschieden
Dann wär' er früh erbleicht,
Dann hätt' er Babylon mit seinem Philippiden
Nicht im Triumph erreicht.

Freund deines Königes, nimm kleine Siegeslieder,
Nimm, was ich geben kann,
Ein Opfer Friedrich's und seiner tapfern Brüder,
Mein achtes Lustrum an.

Abschied von den Helden.

Nicht Friedrich's Helden, welche der Brenne liebt,
Schwerin und Heinrich, Bevern und Winterfeld,
Und jeder Gwelfe nur und Seidlitz
Sind der gewaltigen Hymne würdig;

Und Ziethen, mehr in Thaten als Worten groß,
Und Möllendorf, ein Schwerdt und ein Schild des Heers,
Bekannt mit allen kriegsverwandten
Künsten, der milderen Musen Gastfreund,

Auch ihr, der Staaten friedliche Wächter, habt
Ein hohes Recht an unsere geflügelten
Gesänge; auch der tapfre Richter
Mächtiger Frevel und armer Unschuld;

Auch deren Geist dem immer erneuerten
Geschlecht der Menschen Güter und Künst' erfand;
Auch wer wachsam seinen Bürgern
Ueberfluß, Sitte, Gesundheit mittheilt.

Noch viele goldne Pfeile ruhn unversucht
Im Köcher eines Dichters, der frühe schon
Sein Leben ganz den liederreichen
Schwestern Uraniens angelobt hat;

Der, hoffend auf die Krone der Afterwelt,
Den bürgerlichen Ehren entsagete;
Der alle Wege, die zum Reichthum
Führen, verließ: ein zufriedner Jüngling.

Verleiht, bevor dieß Haupthaar der Reif umzieht,
Ein guter Gott mir Einen Aonischen
Mit Bächen und Gebüsch durchflochtnen
Winkel der Erde, so sollen alle

Durch alle Winde fliegen, den Weisesten
Ein süßer Klang, dem Ohre des blöden Volks
Unmerklich. — Ungeschwächt soll ihre
Töne der Brittische Barde trinken;

Sie sollen hell den Himmel Ausoniens
Durchwirbeln (hell, o Flaccus, wie dein Geschoß!);
Auch Galliens vergnügter Sänger
Höre den Nachhall nicht ohne Scheelsucht.

An den römischen Kaiser Joseph den Zweiten.

1769.

Von deinen Siegen, Cäsar Germaniens,
Singt mein gerechtes Loblied den ersten Sieg:
Wie du, zu groß dem Eifergeiste,
Preußens erhabenen König aufsuchst,

In Landen aufsuchst, welche sein Schwert, sein Glück,
Sein Recht vom Erbe deiner Erzeugerin
Getrennt, in ihm den weisen Vater
Ehrend, den biedersten Freund eroberst,

Und seiner Feldherrntugenden höchste dir
Erstrebst, dein weites Reich zu befestigen,
Ihn selber nimmer zu bekämpfen:
Joseph's des Völkererhalters Eidschwur.

O, deiner Thaten erste strahlt herrlicher
In eines Gottes Augen, als Ilions
Und Babylons Eroberungen,
Oder die Schlachten der Zingiskane.

Geh' nun in deiner rühmlichen Laufbahn fort,
Und leuchte künftig (unter der glänzenden,
Gekrönten Reihe deiner Ahnherrn
Groß in den Künsten der Triumphirer,

In allen Friedenskünsten der größere)
Gleich dieses Erdballs Sonne, bei Tausenden
Des gränzelosen blauen Aethers
Sichtbar allein und allein erwärmend.

An die Venus Urania.

Berlin, den 2. November 1770.

Göttin Liebe, dir weiht heute dein Agathon,
Unsers Cineas Sohn, seinen vollendeten
Tempel: Zeuch in dein Haus, Venus Urania,
Erstgeborne des Himmels, ein!

Freude hüpfe voran, Unschuld begleite dich,
Unauflöslich vereint folge dir, Arm in Arm
Holde Sanftmuth, und nie täuschende Wahrheit und
Unbestechliche Treue nach.

Keine reinere Hand brachte dir Weihrauch dar,
Als dein Diener und Freund, mit ihm Arsinoe,
Ihm an Tugenden, ihm gleich an erhabnem Geist,
Ihm an beiderlei Grazien.

Keinen heiligern Sitz beut dir ein sterblich Paar:
Ihn wird schaudervoll, ihn ewig die schmeichelnde
Aftergöttin, nach dir fälschlich genannt, und ihr
Unholdinnengefolge fliehn!

Frechheit, blutlos von Stirn, Reue mit schlafender
Natter, Falschheit verlarvt, Eifersucht immer wach,
Und mit rasendem Dolch und mit Medeischem
Becher Rach' und Verzweiflung;

Wann der schädliche Trupp aus den Hesperischen
Myrten, oder von dir, eitles Lutetien,
Auszeucht, oder den Weg aus den Auranzien-
Hain der heißen Iberer nimmt,

Durch Teutonien irrt, dort ein beglücktes Volk
Zu verderben, das noch sittsame Töchter zeugt,
Noch vom besseren Blut Siegmars entsprossene
Biederherzige Söhne nährt.

Aber täglich begrüßt dich die Gerechtigkeit,
Die nun unter uns bleibt, dich die tief forschende
Weisheit, leichtes Gesprächs, dich die verschwiegene
Freundschaft, deinen Huldinnen gleich.

Immer wechselnd besucht jede der Musen dich:
Und zur glücklichen Zeit eilet die helfende
Muttergöttin herbei, welche die Lieblinge
Deines Busens verewiget.

Nimm dein Heiligthum ein, Tochter des Himmels! hier
Sei dein erster Altar! wohne bei diesem Stamm,
Bis im Jahrbuch der Welt Friedrich, der Brennen Stolz,
Und am Himmel die Sonne stirbt.

Schlachtgesang.

1778.

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht ist unser Krieg;
Uns führet Deutschlands größter Held;
Uns folget Ehr' und Sieg.

Ihr Feinde zittert! unser Heer
Hat Kriegeskunst und Muth,
Ist schneller mit dem Mordgewehr,
Und hegt der Väter Blut.

Wir streiten noch den alten Streit:
Ein Mann verjaget vier.
Wir fragen nicht, wie stark ihr seid;
Wo stehn sie, fragen wir.

Auf, Brüder! schlagt den stolzen Feind,
So kehrt ihr früh zurück:
Wer starb, wird dann mit Recht beweint,
Wer lebt, hat Ruhm und Glück.

Der Knabe wünscht sich seinen Stand,
Das Mädchen blickt ihn an:
„Der schützt als Krieger unser Land,
„Der schütz' auch mich als Mann!"

Hört ihr der Stücke Donnerschlag,
So grüßt ihn mit Gesang:
Euch lohnet diesen einen Tag
Der Friede lebenslang.

Die Kugel treffe, wer sich bückt,
Und scheu zurücke fährt!
Und wer zur Flucht den Fuß nur rückt,
Deß Nacken treff' ein Schwert!

Nein! eh ich fliehe, stürz' ich hin
Mit Waffen in der Hand.
Seid Rächer, wenn ich treulos bin,
Gott, König, Vaterland!

Rede

am Geburtsfeste des Kronprinzen
Friedrich Wilhelm,
jetzt regierenden Königs von Preußen.

(Gehalten von einer Schauspielerin auf dem königlichen Nationaltheater, den 3. August 1787.)

Sei gegrüßt an dem Tage, der dich der Preußischen Welt gab,
Erster Königssohn! auf welchen die zärtlichen Augen
Eines Volkes gerichtet sind, das mit dem redlichsten Eifer
Seinen Beherrschern dient, und gleich den alten Teutonen
Nicht im Staube kriecht, wie die trägen Sklaven, die unter
Heißerer Sonne glühen. — Heil dir, o Prinz! der du jetzt noch
In der glücklichen Zeit lebst, wo du von eigenen Sorgen
Frei, die Sorgen der Könige kennen lernst, die Gefahren
Kennen lernst, die fern und nah die Thronen umgeben;
Wo du, geführt von der Klugheit und Redlichkeit, und von der eignen
Wissensbegierde getrieben, von allen Schriften der Weisen,
Gleich der Biene, die feinsten Blumen genießest, und alle
Höhere Künste lernst, die den künftigen Staatsmann und Feldherrn
Bilden, aber auch nicht der vaterländischen Muse
Unterricht verschmähst, die die feinsten Lehren oft lachend
Den Mitlachenden giebt, auch voll richtenden Ernstes
Durch die Thaten der Vorwelt lehrt, heroische Tugend
Zur Nacheiferung aufstellt. — Deinem Herzen noch theurer
Hast du das neue nicht fabelhafte Vorbild, den großen
Friedrich, wie vormals Octavian den erhabenen Cäsar,
Den er Degen und Feder gleich glücklich führen sah, dem er
Selbst so nahe verwandt war, wie du dem vergötterten Friedrich,
Dessen Degen und Feder den nordischen Himmel jetzt ausschmückt. —
Und noch hast du das lebende Muster des Preußischen Titus
Deines allgeliebten Vaters. Wer unter den Fürsten
Diesen Namen trägt, ist der Gottheit wahrestes Abbild.

Einst und lange see du es der Nachwelt! die Tugenden alle
Leiten deine Schritte, du Liebling des Volks! und von allen
Die Verehrerin Gottes Eusebia, deine Vertraute!
Gehe denn deine Laufbahn fort, o Borussiens Hoffnung!
Alle, die dich lieben, — und o! wer wird dich nicht lieben? —
Stimmen an mit mir: Es lebe Borussiens Hoffnung!

Chor.

Lebe, Borussiens Hoffnung!
Deines Vaters Freude,
Deiner Mutter Stolz!
Lebe, Borussiens Hoffnung,
Wonne der künftigen Welt!

Deine Schritte begleite
Aller Tugenden Chor!
Alle freundlichen Künste
Folgen jauchzend dir nach!

Feiert den seligen Tag
Der ihn dem Lande gegeben,
Glückliche Söhne der Enkel,
Feiert den seligen Tag!

Lebe, Borussiens Hoffnung!
Deines Vaters Freude,
Deiner Mutter Stolz!
Lebe, Borussiens Hoffnung!
Wonne der künftigen Welt!

Der Tod Jesu.

Eine geistliche Cantate.

Du, dessen Augen flossen,
So bald sie Zion sahn,
Zur Frevelthat entschlossen,
Sich seinem Falle nahn,

Wo ist das Thal, die Höhle,
Die, Jesu, dich verbirgt?
Verfolger seiner Seele
Habt ihr ihn schon erwürgt?

Sein Odem ist schwach; —
Seine Tage sind abgekürzet;
Seine Seele ist voll Jammer;
Sein Leben ist nahe bei der Hölle.

Gethsemane!
Wen hören deine Palmen hier
So bange, so verlassen klagen?
Wer ächzet hier die Seel' in tausend Aengsten aus?...
Ist das mein Jesus? — Bester aller Menschenkinder,
Du zagst? du zitterst, gleich dem Sünder,
Dem die Gerechtigkeit das Todesurtheil fällt? —
Ach seht! er sinket hin, der fromme Held,
Als trüg' er allen Zorn des Himmels, alle Plagen
Von einer ganzen Welt.
Sein Herz, in Arbeit, fliegt aus seiner Höhle.
Sein Schweiß rollt purpurroth
Die Schläf' herab. Er ruft: Betrübt ist meine Seele
Bis in den Tod!
Laß, Vater, diese Stunde —
Laß sie vorübergehn!
Nimm weg, nimm weg den bittern Kelch von meinem Munde! — —
Du nimmst ihn nicht? — — Wohlan! dein Wille soll geschehn.

Du Held, auf den die Köcher
Einst Höll' und Tod geleert,
Du hörest den, der, schwächer,
Am Grabe Trost begehrt;
Du willst, du kannst sein Schutzgott sein.

Wann ich am Rande dieses Lebens
Abgründe sehe, wo vergebens
Mein Geist zurücke strebt;
Wann ich den Richter kommen höre
Mit Wag' und Donner und die Sphäre
Von seinem Fußtritt bebt:
Wer will, wer kann mein Schutzgott sein?

Du, Held, auf den die Köcher
Einst Höll' und Tod geleert,
Du hörest den, der, schwächer,
Am Grabe Trost begehrt;
Du willst, du kannst sein Schutzgott sein.

Wen hab' ich in der letzten Pein?
Wer wird mir Rath und Trost verleihn?
Mit neuer Hoffnung mich beleben?
Wer blickt voll Huld mich Schwachen an,
Wann mir kein Mensch mehr helfen kann,
Und ich der Welt muß Abschied geben?
Wer schafft der trüben Seele Licht,
Thust du es, o mein Heiland, nicht?

Der Held erhebt sich von der Erde,
Gestärkt von Gott durch eines Engels Hand,
Und sucht die Jünger auf, die seine Seele liebet.
Die Jünger hat ein Schlummer übermannt;
Hier liegen sie gestützt, mit trauriger Geberde,
Betrachtend steht der Menschenfreund und spricht
Mit über sie gehängtem holdem Angesicht:
„Der Geist ist willig, nur der Leib ist schwach."
Und bückt sich, Petrus Hand sanft anzurühren, nieder:
„Auch du bist nicht mehr wach?
„O! wacht und betet, meine Brüder!"

Ein Gebet um Muth und Freude,
Freud' im Tode, Muth im Leide,
Theilt die Wolken, dringt zum Herrn,
Und der Herr erhört es gern.

Klimm' ich zu der Tugend Tempel
Matt den steilen Pfad hinauf,
O! so sporn' ich meinen Lauf
Nach der Wanderer Exempel,

Durch die Hoffnung jener schönen,
Ueber mir erhabenen Scenen,
Und erleichtre meinen Gang
Mit Gebet und mit Gesang.

Ein Gebet um Muth und Freude,
Freud' im Tode, Muth im Leide,
Theilt die Wolken, dringt zum Herrn;
Und der Herr erhört es gern.

Herr, höre die Stimme unseres Flehens,
Wann wir zu dir schreien,
Wann wir unsere Hände erheben
Zu deinem heiligen Chor.

Es klingen Waffen, Lanzen blinken bei dem Schein
Der Fackeln; Mörder dringen ein,
Ich sehe Mörder! — Ach! es ist um ihn geschehen.
Er aber, unerschrocken nahet sich
Den Feinden selbst; großmüthig spricht er: „Sucht ihr mich,
„So lasset meine Freunde gehen."
Die schüchternen Gefährten flieh'n auf dieses Wort.
Ihn bindet man, ihn führt man fort.
Sein Petrus folgt, der einzige von allen;
Er folgt, zur Hülfe schwach, von fern;
Mitleidig folgt er seinem Herrn
Zum schrecklichen Palaste
Des hohen Priesters Kajaphas. —
Was hör' ich hier? Ach! Petrus selber spricht
Ich kenne diesen Menschen nicht? —
Wie tief bist du von deinem Edelmuth gefallen! —
Doch siehe! Jesus wendet sich,
Und blickt ihn an. Er fühlt den Blick,
Er geht zurück,
Er weinet bitterlich.

Ihr weichgeschaff'nen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Ihr thränenlosen Sünder, bebet!
Einst, mitten unter Rosen hebet
Die Reu' den Schlangenkamm empor,
Und fällt mit unheilbaren Bissen
Dem Frevler an das Herz.

Ihr weichgeschaff'nen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Unsere Seele ist gebeuget zur Erde.
O Wehe, daß wir so gesündiget haben!

Jerusalem, voll Mordlust, ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm' über uns und unsre Söhn' und Töchter!"
Du siegst, Jerusalem! und Jesus blutet schon;
In Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter:
Damit er ohne Trost in seiner Marter sei,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmuth frei,
Und trägt sein Dornendiadem. —
Und eine Vatermörderhand faßt einen Stab,
Und schlägt sein Haupt: ein Strom quillt Stirn' und Wang' herab. —
Seht, welch ein Mensch! — Des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht:
Seht, welch ein Mensch! — und Juda hört sie nicht;
Und legt dem Blutenden, mit noch nicht sattem Grimme,
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll:
Er trägt ihn willig fort, und sinkt ohnmächtig hin.
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verschließen
Unaufgehaltne Thränen fließen.
Er aber sieht sich tröstend um und spricht:
„Ihr Töchter Zions, weinet nicht!"

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.

Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Fluthen heulen,
Er mag der Erde Rand zersplittern:
Der Weise sieht ihn heiter an.

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.

Zu deiner Ehre will ich alle Plagen,
Schmach und Verfolgung ohne Murren tragen;
Nach deinem Beispiel will ich selbst mit Freuden
Den Tod erleiden.

Da steht der traurige, verhängnißvolle Pfahl.
Unschuldiger! Gerechter! hauche doch einmal
Die matt gequälte Seele von dir! — Wehe! Wehe!
Nicht Banden, Ketten nicht, ich sehe
Gespitzte Keile. — Jesus reicht die Hände dar,
Die theuren Hände, deren Arbeit Wohlthun war.
Auf jeden wiederholten Schlag durchschneidet
Die Spitze Nerv' und Ader und Gebein. Er leidet
Es mit Geduld, bleibt heiter, und hängt da,
Zur Schmach erhöht, voll Blut, in Todesschmerzen
Am Golgatha. —
Ihr Männer Israels, o! ruft in eure Herzen
Erbarmung! Laßt die Rach' im Tode ruhn! —
Umsonst: die Väter höhnen ihn:
Ihr Hohn ist bitter, grausam fröhlich ihre Mienen.
Und Jesus ruft: „Mein Vater, ach: vergieb es ihnen!
„Sie thun unwissend, was sie thun."

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daß mein Herz euch liebt:
Euch verzeihn ist meine Rache.

Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache:

Jesu, wir sind deine Kinder;
Menschenfreund, wir folgen dir!

Heilig ist Gott Zebaoth!
Und erträgt den Missethäter
Mit erbarmender Geduld.

Mächtig ist der Welten Gott:
Und erzeigt dem Hochverräther
Stündlich neue Gnad' und Huld.

Ihr nur eifert über Sünder,
Grausam, Sünder, eifert ihr.

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daß mein Herz euch liebt:
Euch verzeihn ist meine Rache.

Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daß euch Gott beglückter mache!

Jesu, wir sind deine Kinder;
Menschenfreund, wir folgen dir!

O! welch ein neuer Gräuel kränket
Den Heiligen in Israel? Wo find' ich ihn?
Hier unter Missethätern aufgehenket,
Woran erkenn' ich ihn? — —
An seiner Tugend. —
Schmach, Folter, Todesangst vergißt er, und bedenket,
Maria, dein verlaßnes Alter, und ertheilt
Dem Freunde seines Busens diesen letzten, letzten Willen:
„O Jüngling! das ist deine Mutter. — Dieser eilt
(Ein Schüler Jesu!) sein Vermächtniß zu erfüllen:
Und Jesus sieht es an; —
Und wird noch mehr entzückt, und fühlet keine Wunden,
Weil er jetzt einen Strahl von Trost den trüben Stunden
Noch eines reuerfüllten Sünders schenken kann.
Er kehrt sein Antlitz hin zu dem an seiner Seite
Gekreuzigten Verbrecher, ihm zu prophezeihn:
„Ich sage dir, du wirst noch heute
„Mit mir im Paradiese sein!"

Singt dem göttlichen Propheten,
Der Unsterblichkeit verkündigt.

Singt dem himmlischen Gesandten,
Der ein Paradies euch aufschließt.

Singt dem großen Gottessohne,
Der euch zu den Engeln abruft.

Erdensöhne singt ihm Dank!

Die du von dem Staube fliehest,
Und die rollenden Gestirne
Unter deinen Füßen siehest
Nun genieße deiner Tugend!

Steig' auf der Geschöpfe Leiter
Bis zum Seraph!

Steige weiter,
Seele! — Gott sei dein Gesang!

Seele! Gott sei dein Gesang!

Singt dem göttlichen Propheten,
Der Unsterblichkeit verkündigt!

Singt dem himmlischen Gesandten,
Der ein Paradies euch aufschließt!

Singt dem großen Gottessohne,
Der euch zu den Engeln abruft!

Erdensöhne, singt ihm Dank!

Freuet euch alle, ihr Frommen!
Das Wort des Herrn ist wahrhaftig;
Was er verheißet, das hält er gewiß.

Auf einmal fällt der aufgehaltene Schmerz
Des Helden Seele wüthend an: sein Herz
Hebt die gespannte Brust; — in jeder Ader wühlet
Ein Dolch; — sein ganzer Körper fliegt
Am Kreuz empor; er fühlet
Des Todes siebenfache Gräuel; — auf ihm liegt
Die Hölle ganz; er kann ihn nicht mehr fassen,
Den Schmerz, der ihn allmächtig drückt,
Er ruft: „Mein Gott! mein Gott! wie hast du mich verlassen!" — —
Auch diese finstre Stunde rückt
Vorbei. Nun seufzet er: „Mich dürstet." Ihn erfrischet
Sein Volk mit Wein, den es mit Galle mischet. — —
Nun steigt sein Leiden höher nicht;
Nun triumphirt er laut und spricht:
„Es ist vollbracht! empfang', o Vater, meine Seele!"
Und neigt sein Haupt auf seine Brust, — und stirbt.

Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erde Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!

Erzittre, Golgatha! er starb auf deinen Höhen.
O Sonne, fleuch! und leuchte diesem Tage nicht!
Zerreiße, Land, worauf die Mörder stehen!
Ihr Gräber, thut euch auf! ihr Väter, steigt an's Licht!
Das Erdreich, das euch deckt,
Ist ganz mit Blut befleckt.

Er ist nicht mehr! so sage
Ein Tag dem andern Tage:
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr!

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Verläßt sein theures Leben.
Künftig wird sein Mund uns nicht
Lehren Gottes geben.

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Sinkt unter tausend Plagen.
Konnte seine sanfte Brust
So viel Schmerz ertragen?

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund,
Der Edle, der Gerechte,
Wird verachtet, wird verschmäht,
Stirbt den Tod der Knechte.

Weinet nicht!
Er hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unser Opfer an!

Freund Gottes und der Menschenkinder
Der seinen ewigen Gesetzen
Des Todes Siegel aufgedrückt,
Anbetung sei dein Dank!
Den opfre Jedermann!

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unser Opfer an!

Franz Leopold Ranke,

geboren zu Wiehe an der Unstrut im Jahre 1795, war seit 1818 Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. d. O. und lebt gegenwärtig als außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin.

Er schrieb:

Geschichte der germanischen u. romanischen Völker von 1494 — 1535. 2 Th. Leipzig u. Berlin 1824.
Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Leipzig u. Berlin 1824.
Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. u. 17. Jahrhunderte. 1r — 4r Bd. Berlin 1827 — 36.
Die serbische Revolution. Hamburg 1829.
Ueber die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Berlin 1831.
Historisch-politische Zeitschrift in Heften. Hamburg 1832 fgde.
Einzelne Abhandlungen, Vorträge u. s. w.

Einer der ausgezeichnetsten neueren deutschen Historiker, der mit gründlichster Quellenforschung seltenen Scharfsinn, eine großartige Weltansicht, Ruhe, Klarheit und eine treffliche Darstellung verbindet.

Albrecht von Raprechtsweil s. Minnesinger.

Christian Friedrich Raßmann,

geboren am 3. Mai 1772 zu Münster, war nach absolvirten Studienjahren einige Zeit Lehrer an der Martinischule zu Halberstadt, lebte dann daselbst und seit 1805 als Privatgelehrter zu Münster, wo er im Jahre 1831 starb.

Seine Schriften, welche theilweise unter dem pseudonymen Namen Hortensio erschienen, sind:

Abendbeheiterungen. Quedlinburg 1815.
Auswahl neuer Balladen u. Romanzen. 4 Bücher, Helmstädt 1818.
Blumenlese südlicher Spiele im Garten deutscher Poesie. Berlin 1817.
Deutscher Dichternekrolog. Nordhausen 1818.
Uebersicht der aus der Bibel geschöpften Dich-

tungen älterer und neuerer deutscher Dichter. Essen 1830.
Gallerie der jetzt lebenden deutschen Dichter, Romanschriftsteller, Erzähler, Uebersetzer aus den neuen Sprachen, Anthologen und Herausgeber belletristischer Schriften. Helmst. 1818–21.
Lyrische Gedichte. Halberstadt 1797.
Geschenk für Freunde des Eislaufs u. der Schlittenfahrt, in Gesängen deutscher Dichter. Norden 1818.
Paul Gerhard. Dramat. Posse. Essen 1813.
Litterar. Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter und zur schönen Litteratur gehörigen Schriftsteller von 1137 — 1824. Leipzig 1826.
Heroiden der Deutschen. Halberstadt 1824.
Kalliope. Sammlung lyrischer Gedichte. Münster 1807.
Neuer Kranz deutscher Sonette. Nürnberg 1820.
Kurzgefaßtes Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller. Leipzig 1830.
Poetisches Lustwäldchen. Cöln 1817.
Maja. Sammlung vermischter Schriften. Osnabrück 1811.
Themigardia. Poet. Taschenbuch auf das J. 1810—12. Münster.
Münsterischer Epigrammencyclus. Essen 1810.
Neujahrsgabe für das Jahr 1815. Münster 1815.
Pantheon deutscher jetzt lebender Dichter und in die Belletristik eingreifender Schriftsteller. Helmstädt 1823.
Pantheon der Tonkünstler. Quedlinburg 1831.
Poetisches Quodlibet. 1. Gabe. Essen 1824.
Die Romanzen und Balladen der neuern deutschen Dichter. Quedlinburg 1834.
Auserlesene poetische Schriften. Frankfurt 1816.
Poetische Schriften. Leipzig 1811.
Münsterländisches Schriftsteller-Lexikon. Lingen u. Münster 1814—15.
Sonette der (Nord-) Deutschen. 3 Th. Braunschweig 1817.
Neue Sammlung triolettischer Spiele. Lpz. 1817.
Taschenbuch auf das J. 1814. 1r Jahrg. Düsseldorf.
Triolette der Deutschen. Essen 1815.
Uebersicht derjenigen ältern und neuern Dichter, welche Dichtungen nach der heil. Schrift geliefert haben. Helmstädt 1819.
Deutsche Anthologie. 1s—87s Bändchen. Zwickau 1821—27.
Musenalmanach aus Rheinland u. Westphalen. 1r—4r Jahrg. Hamm 1821—24 (mit Rousseau herausgegeben).
— für 1823. 3r Jahrg. Cöln.
Hesperische Nachklänge. Cöln 1824.
Reineke Fuchs. Zwickau 1820.
Astern. Altenburg 1824.
Frühlingsgaben. Quedlinburg 1824.
Fastnachtsbüchlein. Hamm 1827.
Scenen aus Elysium. Halberstadt 1800.
Mimigardia. Poet. Taschenbuch für 1810.
Katholische Andachten. Münster 1806.
Epigrammencyclus. Duisburg 1809.
Sommerfrüchte. Münster 1811.
Kritisches Gesammtregister aller in den deutschen Litteraturzeitungen 2c. enthaltenen Recensionen. Leipzig 1820.

Ein fleißiger Compilator auf dem Gebiete der schönen Litteratur, dessen eigene poetische Producte jedoch unbedeutend sind und nur große Gewandtheit in Behandlung, besonders der südwestlichen Formen, beurkunden.

Heinrich Rätel,

mit dem Beinamen: zum Sagon, lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Er ist der Verfasser von:

Die Histori vom gulden Kalb Aaronis. Tragödie. Görlitz 1573.
Comedia von Konig Davids ungerathenem Sohn Absolom. Leipzig 1603.

Seine dramatischen Leistungen im Geschmack seiner Zeit sind unbedeutend und stehen weit unter denen des Hans Sachs.

Joseph Franz von Ratschky

wurde am 22. August zu Wien geboren. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien erhielt er alsbald das Amt eines niederösterreichischen Fleischaufschlagsmanipulanten zu Wien, ward hierauf Hofkanzellist bei der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei daselbst, 1786 Gubernialsecretär in Lemberg und 1787 Präsidialsecretär bei der Landesregierung in Linz. Im Jahre 1791 ward er in gleicher Eigenschaft an die Hofkammer nach Wien zurückberufen, bekleidete darauf von 1804 die Stelle eines Regierungsrathes und ersten Directors der Lottogefälleadministration, bis er 1806 zum Hofrath bei der Finanzsection und kurz darauf zum Staatsrath ernannt wurde. Er starb am 31. Mai 1810.

Wir besitzen von ihm:

Weiß und Rosenfarb. Singspiel. Wien 1773.
Wiener Musenalmanach von 1777—96 (zuletzt mit Blumauer).
Bekir und Gulroni. Schausp. Wien 1780.
Gedichte. Wien 1785 (N. A. 1791).
Der Theaterkitzel. Schausp. Wien 1781.
Melchior Striegel. Episches Gedicht. Wien 1794 (N. A. 1799).
Neuere Gedichte. Wien 1804.
Apollonion Taschenbuch. Wien 1807 u. 1808 (mit Leon u. Kreil).

R.'s komische Leistungen, besonders sein Melchior Striegel, sind von bleibendem Werth, da sie sich reich an Witz und Laune zeigen, und mit anmuthiger Darstellung große Correctheit der Sprache und Form verbinden.

Ratzeberger s. Wagenseil.

Friedrich Ludwig Georg von Raumer,

geboren am 14. Mai 1781 zu Wörlitz bei Dessau, studirte zu Halle und Göttingen Cameralwissenschaft und Geschichte, ward 1801 Referendar bei der kurmärkischen Kammer in Berlin, 1802 Assessor, 1806 Domainenrath zu Wusterhausen bei Berlin und 1809 Regierungsrath in Potsdam. Im Jahre 1810 arbeitete er im Bureau des Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, und erhielt 1811 die ordentliche Professur der Geschichte und Staatskunst in Breslau. 1815

reiste er nach Italien und wiederholte diese Reise in den Jahren 1816 und 1817 auf königliche Kosten. 1819 ward er als Professor nach Berlin berufen, und 1830 reiste er nach Paris. Gegenwärtig lebt er noch zu Berlin, häufig Reisen in das Ausland machend.

Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir:

Das britische Besteuerungssystem. Berlin 1809.
CCI emendationes in Lohmeieri et Gebhardii tabulas geolog. dynastiarum arabicarum et turcicar. Acced. 18 tab. recens composit. Heidelb. 1811.
Die Reden des Aeschines u. Demosthenes über die Krone. Uebers. Berlin 1811.
Handb. merkwürdiger Stellen aus den lat. Geschichtschreibern des Mittelalters. Breslau 1813.
Sechs Dialogen über Krieg und Handel. Hamburg 1816.
Herbstreise nach Venedig. 2 Th. Berlin 1816.
Vorlesungen über die alte Geschichte. 2 Theile. Berlin 1821.
Geschichte der Hohenstaufen u. ihrer Zeit. 6 Bde. Leipzig 1823—25.
Ueber die geschichtliche Entwickelung d. Begriffe von Recht, Staat u. Politik. Leipzig 1826 (N. A. 1831).
K. W. Ferdin. Solger's Schriften und Briefwechsel. 2 Bde. Leipzig 1826 (mit L. Tieck).
Ueber die preußische Städteordnung. Lpz. 1828.
Zur Rechtfertigung u. Berichtigung vorstehender Schrift. Leipzig 1828.
Historisches Taschenbuch. Leipzig 1829.
Briefe aus Paris u. Frankreich im Jahre 1830. 2 Bde. Leipzig 1831.
Briefe aus Paris zur Erläuterung d. Geschichte des 16. u. 17. Jahrh. 2 Th. Leipzig 1831.
Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh. 1r—6r Bd. Leipzig 1832—38.
Polens Untergang. Leipzig 1832.
Ueber den Anschluß Sachsens an die deutschen Zoll- u. Handelsvereine. Leipzig 1833.
Beitr. zur neuern Geschichte aus d. brit. Museum u. Reichsarchive. 5 Bde. Leipzig 1836—39.
England im Jahre 1835. 2 Th. Leipzig 1836.
Italien. Leipzig 1840.

Dieser ausgezeichnete Historiker, welcher, bei höchst bedeutenden Verdiensten um die Erforschung der Geschichte der mittleren und neueren Zeit, mit trefflicher Darstellung eine seltene Eleganz des Stils und eine eben so hervorragende Feinheit des Raisonnements verbindet, ist in der jüngsten Zeit eben so häufig als heftig seiner politischen Ansichten wegen angegriffen und beschuldigt worden, zu große Rücksichten auf die Maximen des Staates, dem er angehört, zu nehmen und seine Urtheile danach zu modeln. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob seine Gegner Recht haben oder nicht, wenn sie mit jenen Vorwürfen auch noch den einer zu großen schriftstellerischen Productivität verbinden; unbestritten müssen aber jene oben an ihm gerühmten Eigenschaften anerkannt und viele seiner Werke, namentlich die Geschichte der Hohenstaufen, als classische Leistungen genannt werden, welche nicht allein ihrem Verfasser, sondern der ganzen deutschen Nation die größte Ehre bringen.

Großbritannien und Irland von dem Tode der Königin Elisabeth bis zur Herstellung Karls II. *). (1603—1660.)

Die Geschichte Jakobs I. (1603—1625.)

Die Geschichte Englands in der zweiten Hälfte des sechzehnten und der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, zeigt einen so scharfen und merkwürdigen Gegensatz, daß wir nur ungern (obgleich aus überwiegenden Gründen) die Erzählung derselben unterbrochen haben. Wenn dort das Ganze durch das Uebergewicht des Geistes und Charakters der Königin Elisabeth Leben und Zusammenhang erhielt, wenn sich fast Alles auf ihre Person bezog und daselbst seinen Mittelpunkt fand, so löset sich dagegen hier, durch den Mangel hervorragender Persönlichkeiten, das Vereinte auf und fällt nach entgegengesetzten Richtungen auseinander. In jeder dieser Richtungen offenbart sich indeß ein so merkwürdiger Reichthum von Gedanken und eine so lehrreiche Folge von Abstufungen und Uebergängen, daß man (abgesehen von dem Umfange der Wirkungen) die Geschichte der englischen Revolution schon deshalb für noch anziehender und mannichfaltiger erklären möchte als die französische, weil diese zum Theil nur als eine Wiederholung dessen erscheint, was dort bereits ausgesprochen und gethan war, und in ihr ferner von vorn herein alles Kirchliche und Religiöse bei Seite geworfen ward, während es in England überall dem Politischen in den verschiedensten Gestaltungen zur Seite stand. Schriebe uns der Plan unseres Werkes nicht auch hier gebieterisch gewisse Grenzen vor, so würden wir dieser ungemein wichtigen Entwickelung neuer Gedanken, Ansichten und Grundsätze über Staat und Kirche, Königthum und Republik, bürgerliche Rechte und Pflichten, Beharren und Forschreiten u. s. w. gern noch mehr Raum gegönnt haben, da man hier nicht willkürlich zusammendrängen kann, wie bei der Erzählung bloß äußerlicher Ereignisse oder erfolgloser Kriege. Weil jedoch die Geschichte der Regierung Jakobs I. weit weniger inhaltsreich und denkwürdig ist, als die seines Sohnes Karls I., so sei es erlaubt jene als eine Einleitung für diese zu behandeln und in aller Kürze nur die Hauptsachen, ohne strenge Berücksichtigung der Zeitfolge zu erwähnen: nämlich zuerst Jakobs Thronbesteigung, Persönlichkeit und Regierungsgrundsätze, und hierauf sein Verhältniß zu fremden Staaten, zu Parlament und Kirche.

Die Gründe, welche gegen das Erbrecht der Maria Stuart waren aufgestellt worden, ließen sich zum Theil auch wider Jakob I. anwenden; doch fanden nach dem Tode der Elisabeth die wichtigsten ohne Zweifel keine Anwendung mehr.

In dem vom Parlamente bestätigten Testamente König Heinrichs VIII., welches Viele noch als die Grundlage des englischen Thronerbrechts betrachteten, waren die Nachkommen seiner an den König Jakob VI. von Schottland verheiratheten älteren Schwester Margarethe ganz mit Stillschweigen übergangen, und, nach Abgang eigener Nachkommen, die Krone den Erben seiner jüngeren Schwester, der Herzogin Marie Suffolk zugesprochen. Deren Enkelinnen Katharine Grey und Eleonore Gräfin von Cumberland hätten demgemäß für sich und ihre Kinder Ansprüche machen und zugleich hervorheben können: Jakob sei Mariens Sohn, ein Fremder und von verhaßtem Stamme. Andererseits erschien diese, durch Nichts begründete Ausschließung der älteren Linie, nur eine von den vielen Willkürlichkeiten jenes Königs, und Jakob (welcher durch keine eigene Schuld seine Rechte verwirkt hatte) war zweifelsohne der nächste natürliche Erbe. Deshalb gab auch Elisabeth (zur Anordnung der Erbfolge nicht minder berechtigt als Heinrich VIII.) ihre Zustimmung zu seiner Erhebung und ihr angesehenster Minister Cecil war schon früher in geheime Unterhandlungen mit dem Könige von Schottland getreten. Ihm schlossen sich die übrigen Staatsmänner und Hofleute an, kein anderer Thronbewerber trat hervor, und Männer wie Raleigh, Cobham und Andere, welche meinten, man müsse sich gegen den Schotten vor der Krönung durch allerhand Bedingungen sichern, waren als Gegner des Grafen Essex nicht beliebt. Auch hatte Elisabeths lange, gemäßigte Regierung jede Besorgniß vor übertriebenen Ansprüchen eines Königs den Engländern ganz aus den Augen gerückt.

Weil indessen keine Regierung ohne alle Mängel ist und, je länger sie dauert, desto mehr in jeder Veränderung eine Besserung vermuthen läßt, so freuten sich auch Manche daß England endlich wieder von einem Könige beherrscht werde, der im kräftigsten Lebensalter stehe (er zählte 36 Jahre) und durch mannichfache Erfahrungen besser als die meisten Fürsten zum Herrschen erzogen sei. Hiezu kam, daß jede Partei die ungewisse Zukunft zu eigenem Vortheil deutete, und der besonderen Vorliebe des neuen Königs gewiß zu sein glaubte. So hofften z. B. die Katholiken auf mildere Behandlung und die Puritaner auf Einführung ihrer, zeither von Jakob bekannten Lehre in England; die Anhänger des bischöflichen Systems endlich vertrauten darauf, daß ihre kirchlichen Grundsätze mit den politischen des neuen Königs übereinstimmten.

Sobald der König alles Nöthige in Schottland angeordnet hatte, brach er auf von Edinburg nach London, ward überall mit Ehren und Freuden aufgenommen und den 25. Julius 1603, dem Tage des Apostels Jakob feierlich und auf eine Weise gekrönt, welche von der ehemaligen katholischen wenig abwich. Man kann annehmen (schreibt der französische Gesandte Beaumont an Heinrich IV.), daß Bewegungen bei diesem Thronwechsel verhindert worden sind, durch den großen Gehorsam, welchen die verstorbene Königin über ihre Unterthanen so kluger Weise gegründet und erhalten hat, durch das Beispiel ihrer Gerechtigkeit und Milde und den fast vierundvierzigjährigen

*) Aus v. Raumer's Geschichte Europas rc.

Frieden ihrer Regierung, durch das Sinken des verarmten und in Zaum gehaltenen Adels, durch den Reichthum des Verlust fürchtenden Volkes, endlich durch die Schwäche und Uneinigkeit der Katholiken. — Als König Heinrich IV. sagte: „ich wundere mich, daß mein Bruder drei Königreiche so mühelos erworben hat, während mir Eins so viel zu schaffen machte," antwortete der englische Gesandte: Jakob wundere sich noch mehr wie Heinrich mit drei Weibern, Margarethe, Gabriele und Marie fertig geworden sei.

Diese Ruhe und Zufriedenheit dauerte aber in England nur ungemein kurze Zeit, denn schon sechs Wochen nach dem Tode der Königin Elisabeth schreibt derselbe Gesandte Beaumont: „Die Unzufriedenheit wächst von Tage zu Tage aus verschiedenen Gründen, und verbreitet sich über alle Klassen von Menschen."

Insbesondere zeigte der König so viel Vorliebe für die Schotten, daß diese ihren, über die Engländer zufällig gewonnenen Einfluß aus Ehrgeiz und noch mehr aus Eigennutz geltend zu machen suchten. Die Schotten (erzählen mehrere Schriftsteller) verzehren gleich Raupen das Königreich. Es gibt Nichts, was sie nicht forderten und was man ihnen nicht bewilligte; diese goldenen Kälber aufzurichten kostet mehr, denn alle Kriege der Königin Elisabeth. — Die Eifersucht der Engländer gegen die Schotten (erzählt Beaumont) vermehrt und erhitzt sich dergestalt, daß daraus wohl einige Flammen hervorbrechen könnten. Denn die letzten sind hungrig, geizig und übereilt; sie benutzen die Gunst des Königs, so lange ihnen dieselbe zu Gebote steht, und suchen sich in allen Aemtern festzusetzen. Die Engländer hingegen wollen um so weniger etwas ihnen Nachtheiliges dulden, da sie meist von des Königs Person schlecht erbaut sind und laut äußern: sie wären in Hinsicht auf seinen Ruf und die von ihm gefaßte Meinung betrogen worden. Einem ist sogar das Wort entfahren: man müsse schottische, gleichwie sicilische Vespern halten. — Ungeachtet dieser Unzufriedenheit mißglückte Cobham's und Raleigh's erneuter Versuch Miß Arabella Stuart auf den Thron zu setzen, oder den König durch neue staatsrechtliche Bestimmungen einzuschränken.

So lange zwischen England und Schottland der Gegensätze und Verschiedenheiten so viele fortdauerten, konnte indeß die Vereinigung beider Kronen auf ein Haupt und die Annahme des Titels eines Königs von Großbritannien, die Macht und das Glück der Völker nur wenig erhöhen; deshalb entwarf Jakob den Plan einer völligen Einigung und Verschmelzung beider Länder zu einem einzigen Reiche. Den Meisten erschien jedoch das angeblich vereinigende, fast zufällige Erbrecht Jakobs, ganz unbedeutend bei dem fortdauernden Gegensatze der Sitten und Gewohnheiten, der kirchlichen Entwickelung und der gesammten Volksthümlichkeit. Engländer wie Schotten forderten und fürchteten zu viel, jeder Theil hielt seine Einrichtungen für allein wichtig und angemessen, und nannte den sicheren Verlust größer, als den möglichen Gewinn. Aus diesen Gründen ward der umfassende Plan einer völligen Vereinigung von den Parlamenten verworfen und nur am 11. August 1607 die Erleichterung einiger Nebendinge hinsichtlich des Handels, der Ein- und Ausfuhr, der Grenzsperren, der Rechtspflege und dgl. angenommen. Es mußten noch viele Jahre vergehen und viele Vorurtheile und Leidenschaften verschwinden, ehe sich Schotten und Engländer als Glieder eines größeren Ganzen fühlen lernten.

Statt eines kräftigen Königs, sprachen Manche, haben wir eine schwache Königin bekommen und Großbritannien ist kleiner geworden als England war.

In seiner äußern Erscheinung und seinem Benehmen zeigte sich Jakob I. nichts weniger als würdig und königlich. Von der Schönheit und dem einnehmenden Wesen Mariens hatte er nichts geerbt, und seine nordisch rauhe Aussprache ward dadurch noch unangenehmer, daß seine Zunge für den Mund zu dick war. Auch hinderte sie ihn mit Anstand und reinlich zu trinken. Sein Gang war von Natur oder durch Angewöhnung ungeschickt und schwankend, und wenn Elisabeth glaubte, daß Pracht, selbst des Anzugs, ihrer königlichen Würde entsprechen müsse, so verachtete Jakob alles Aeußere dergestalt, daß er z. B stets denselben Schnitt der Kleider beibehielt und sie erst ablegte, wenn sie ganz zerlumpt waren. Auch für Wissenschaft und Kunst fehlten ihm meist Urtheil und Geschmack, und seine Gelehrsamkeit zeigte er fast immer auf unpassende und pedantische Art. Schmeichler nannten ihn den Salomon seiner Zeit, während Andere schärfer und richtiger bemerkten: sein Geist sei ein Magazin für bedeutungslose Kleinigkeiten und er der weiseste Thor in der Christenheit. Zwar sagte Franz Bakon: „er besitzt die Dreieinheit, welche man dem hochverehrten Hermes im Alterthume beilegte: die Macht und das Glück eines Königs, die Kenntniß und Erleuchtung eines Priesters, und die Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit eines Philosophen." In Wahrheit aber herrschte er nie selbst, eignete sich von dem Priesterlichen nur die damalige Streitsucht und Streitkunst zu, und hielt in der Wissenschaft meist nur fest an dem Einseitigen, Uebertriebenen und Unbrauchbaren. Seine Friedensliebe ruhte wesentlich auf der Furcht, und die nach raschem Zorne zurückkehrende Milde auf phlegmatischer Läßigkeit. Neben übertriebenen Forderungen für die königliche Würde, duldete er selbst das Unanständige und ward in seinen Scherzen platt und gemein. Unter dem Scheine der Aufrichtigkeit suchte er oft zu täuschen und ward (wie gewöhnlich) noch öfter durch Heuchler gelenkt und betrogen. Selten gewann wahres Verdienst bei ihm Einfluß, und seine scheinbare Großmuth führte zunächst in kindische, unwürdige Verschwendung und dann zu schlechten Mitteln sich Geld zu verschaffen. Gegen die Weiber war er nicht bloß gleichgültig, sondern grob; während er von seinen Lieblingen in ähnlicher Weise behandelt wurde und sich und ihnen selbst das Anstößige und Ekelhafte erlaubte. Seine Leidenschaft für Jagen und Trinken stand nicht mit kühnem Muthe und geistreicher Geselligkeit in Verbindung, raubte ihm aber nur zu oft Lust und Zeit, auch nur die dringendsten Geschäfte abzumachen.

Jakobs Werke, verschiedenen Inhalts, zeigen mehr Kenntnisse als Urtheil, und mehr Schreibseligkeit als Kenntnisse. Die Auslegung der Offenbarung Johannis richtet sich meist gegen Papst und Katholiken; in der Dämonologie sucht er zu erweisen, daß eine schwarze Kunst möglich und wirklich, also an Hexen, Gespenstern, bösen Geistern, Verträgen mit dem Teufel u. dgl. kein Mangel sei. Auch untersucht er ernstlich: weshalb sich der Teufel mehr mit alten Weibern als mit anderen Personen abgebe. Gern könnte man ihm diese Grillen verzeihen, hätte er sie nur nicht zur Anwendung gebracht und eine große Zahl angeblicher Hexen und Zauberer hinrichten lassen.

In seiner Schrift vom Rechte freier Monarchien fordert er einerseits: jeder König solle, wie ein guter Vater, weise und milde regieren; verwirft aber andererseits alle förmlichen Mittel des Staatsrechts, wodurch man solche Weisheit und Milde hervorbringen, oder die entgegengesetzten Eigenschaften reinigen und zähmen will. Mit Recht knüpft Jakob die Lehre von Herrschaft und Obrigkeit theoretisch an eine höhere Quelle und an eine geheiligte Beglaubigung; denn sobald sie dem bloßen Belieben jedes Einzelnen und jedes Augenblicks preisgegeben wird, entweichen Sicherheit, Haltung und Gehorsam. Irrig stellt er aber bloß die Könige unter Gottes unmittelbare Obhut, während doch jede Kreatur in dessen Hand steht und zu einer eigenthümlichen Art des Daseins und der Entwickelung berechtigt ist. Deshalb hat, sowie der König, so auch der Unterthan, eigene unantastbare Rechte, und wenn dort (durch Uebertreibung der Analogie) Allmacht und Unfehlbarkeit für den König in Anspruch genommen wird, entspringt hier (durch natürliche Umkehrung) die gleich bedenkliche Lehre, daß sich in den Meinungen der Massen immerdar Gottes Stimme ausspreche. — Jede Form, jedes Recht, jedes Herkommen (dies behauptete Jakob) habe keine andere Wurzel als sein Belieben, und das gesammte Staatsrecht gelte nur so lange, und insofern er es nicht aufhebe. Alle Bürgschaften der öffentlichen Verhältnisse bezogen sich hiernach allein auf die Person des Königs; wodurch allmälig die entgegengesetzte Ansicht hervorgetrieben ward, welche (mit irriger Beiseitsetzung aller persönlichen und liebevollen Verhältnisse zwischen Obrigkeit und Unterthanen) lediglich in den Formen Rettung suchte. Elisabeth sprach (ungeachtet ihrer überlegenen Persönlichkeit) nur von der Liebe und den guten Gesinnungen ihres Volkes; Jakob hingegen redete immer von Furcht, Gehorsam, Unterwerfung und behauptete: es sei Aufruhr darüber zu streiten, was ein König in der Fülle seiner Macht thun, oder nicht thun dürfe. Bisweilen setzte er zwar hinzu: er wollte nicht gegen Gesetz und Vernunft verfahren, — wohl aber wollte er doch allein entscheiden, was gesetzlich und vernünftig sei. — Welche Ansicht man nun auch über jene Theorien haben möge, gewiß verkannte Jakob die Verhältnisse Großbritanniens sowie seine eigene Stellung, wenn er andere Könige und Reiche zum Vorbilde nahm und dem französischen Botschafter sagte: er und Heinrich IV. wären unumschränkt in ihren Reichen und keineswegs von Rath oder Bewilligung ihrer Unterthanen abhängig. — Nicht bloß gegen seine Minister machte Jakob diese Ansichten und Grundsätze eigensinnig geltend, sondern er verstattete ebenfalls seiner Gemahlin, der Königin Anna (einer Schwester König Christians IV. von Dänemark), fast gar keinen Einfluß. Auch ward ihre Neigung sich in die Geschäfte zu mischen, nicht durch Ueberlegenheit des Geistes unterstützt, weshalb sie es bei sonstigen Mißverhältnissen zu ihrem Gemahl schon für einen Gewinn halten mußte, wenn er seine Lieblinge mit Rücksicht auf ihre Wünsche auswählte und Geld zu ihren leichtsinnigen Ausgaben anwies. Daß Prinz Heinrich von Wales Anlagen entwickelte und ebenfalls unbedingte Herrschergrundsätze zur Schau trug, gewann ihm nicht (wie man erwarten sollte) die Gunst seines Vaters; vielmehr fürchtete und beargwöhnte ihn dieser und beweinte seinen Tod weniger als das Volk, welches bessere Zeiten von dem Prinzen erwartete.

Unter den Ministern Jakobs war Robert Cecil, Graf

von Salisbury, seinem Vater Burghley zwar nicht gleich an Umfang des Geistes und Kraft des Charakters, aber doch allen seinen damaligen Mitbewerbern und Nebenbuhlern weit überlegen durch Milde, Fleiß, Beredsamkeit, Geschäftskenntniß und politischen Ueberblick. Man warf ihm seine frühere Feindschaft gegen Essex und zu große Liebe des Geldes vor; allein Essex bereitete sich selbst den Untergang, und nie hat Eigennutz den Grafen Salisbury so von der rechten Bahn abgelenkt, wie seinen noch geistreicheren Genossen Franz Bakon. Auch war es allerdings sehr schwer unter einem Könige, welcher, wie Jakob, unbedingten Gehorsam, ja Schmeichelei verlangte, ohne falsche Nachgiebigkeit Einfluß zu behalten. Wenn deßhalb Cecil den großartigen und heldenmüthigen Charakteren auch nicht beizuzählen ist, dann doch jeden Falls den nützlichen und brauchbaren Staatsmännern. Gewiß wurden die öffentlichen Angelegenheiten nach seinem Tode (er starb 1612) schlechter geleitet als vorher, und der unter Elisabeths ernster Regierung vorherrschende Sinn für strenge Pflichterfüllung und Unbestechlichkeit schwand unter den Staatsbeamten immer mehr.

Selbst ein Mann von den größten Gaben des Geistes, **Franz Bakon**, ward überführt, er habe allen Gesetzen zuwider von den Parteien Geld genommen. Die, welche ihn entschuldigen, sprechen, daß schlechte Wirthschaft und Nachgiebigkeit gegen seine Diener ihn ins Verderben gelockt, und er um Geldes willen wohl eigentlich keinen ganz ungerechten Ausspruch gethan habe; indeß gestand er selbst, daß er sich habe bestechen lassen and entsagte aller Vertheidigung. Deshalb verlor er seine Stelle, ward aller andern Aemter unfähig erklärt, in 40,000 Pfund Strafe genommen und zu Gefängniß auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Strafe und Gefängniß erließ ihm der König, aber Bakons Ehre war verloren, niedrige Schmeichelei verschaffte ihm keinen Einfluß wieder, und das Mißverhältniß seines von der Natur so reich begabten Geistes und seines feigen, unwürdigen Charakters hätte ihm bei ernster Selbstprüfung noch größer und verdammlicher erscheinen sollen, als spätern Beurtheilern, die um sonstiger Verdienste willen gern seine sittliche Richtigkeit übersehen oder entschuldigen möchten.

Ohne solche Lichtseiten erscheinen die eigentlichen Lieblinge des Königs. So **Robert Carr**, welchen bloß körperliche Schönheit und oberflächliche gesellige Talente empfahlen, während alle ächte Einsicht ihm fehlte und sein Charakter den härtesten Vorwürfen unterliegt. Deßungeachtet erhob ihn Jakob zum Grafen von **Somerset**, verstattete ihm nach Salisbury's Tode den größten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, und schenkte ihm, als er die liederliche, von ihrem Manne geschiedene Gräfin Essex heirathete, einer Angabe zufolge, für eine Million Güter. Bei der Hochzeit trug die Gräfin eine Krone, welche man auf 400,000 Thaler schätzte, und auch des rasch bereicherten Grafen Kleider waren mit Edelsteinen übersät; ja Seidenzeug und Silberstoff kosteten ihm für seine Vermählung 40,000 Thaler. Wie die meisten Emporkömmlinge war Somerset anmaßlich und grob, nicht bloß gegen Geringere und Gleichgestellte, sondern selbst gegen den König, welcher sich aus so unwürdiger Sklaverei erst frei machte, als der Graf und seine Gemahlin ihren ehemaligen Freund Overbury vergifteten, hauptsächlich weil er von dieser der Wahrheit gemäß gesprochen hatte. Indeß büßten nur die niederen Theilnehmer den Frevel mit dem Tode, jene beiden Haupturheber hingegen wurden begnadigt, und lebten noch lange gehaßt und verachtet.

Ungewarnt durch diese und andere Erfahrungen erkor sich Jakob einen neuen Liebling an **Villiers**, dem nachmaligen Herzog von **Buckingham**. Er war so schön als gewandt, tanzte am zierlichsten, lief am raschesten, und sprang am höchsten. Er hatte die reichste Kleiderkammer und die meisten Liebschaften, ließ sich zuerst von Menschen in einer Sänfte tragen, und fuhr zuerst in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen. Mit Gesang, Tanz, Festen, Aufzügen und Schauspielen wußte er dem Könige die Zeit zu vertreiben und bot, wenn stärkere Reizmittel nöthig schienen, die Hand zu Unanständigkeiten und Gemeinheiten aller Art. Obgleich einerseits so sich selbst preisgebend, war andererseits sein Stolz unbegrenzt, sein Eigennutz ungemäßigt, und selbst der König seinen Launen und Grobheiten ausgesetzt. Geheimnisse schlau entdecken, mit loser Rede Gegner abfertigen und Hofränke gar fein durchführen, war anfangs seine Lust; allen Schein von Bescheidenheit und Mäßigung legte er indeß ab, sobald er der Gunst des Königs ganz gewiß zu sein glaubte, oder vielmehr seine Herrschaft über ihn fest gegründet hatte. Aufrichtig war Buckingham mehr aus Heftigkeit als aus Wahrheitsliebe, freigebig mehr aus Hang zur Verschwendung als aus Großmuth, Freund oder Feind ohne Wahl, Klugheit und Unterscheidung. Daher gewann er keinen treuen Anhänger, ja er verstand nicht einmal sich tüchtige Gehülfen zu erziehen. Buckingham besaß nur die geringen Anlagen eines bloßen Hofgünstlings, keine eines ächten Staatsmannes, und leitete doch so lange die öffentlichen Angelegenheiten! Ueberall handelte er ohne Plan und Zusammenhang; ihn leitete kein großes Interesse für das Wohl seines Vaterlandes, er war kein Mann des Volks, kein großer Geist, kein edler Charakter.

Eitelkeit und Anmaßung entzweite ihn mit dem Spanien beherrschenden Olivarez; die Art, wie er der Königin Anna in Paris den Hof machte, verdroß Ludwig XIII., und die geistige Ueberlegenheit Richelieu's glaubte er witzig zurückgewiesen zu haben, wenn er ihn den Admiral des süßen Wassers nannte. Mit Recht schrieb deßhalb Camerarius dem Kanzler Oxenstierna: so lange Buckingham hier in England regiert, ist nichts Gutes zu erwarten; und Andere sprachen: die Günstlinge sind von Gott zur Züchtigung der Herrscher und der Völker bestimmt, und er bedient sich stets der gottlosesten zu diesem schrecklichen Zwecke.

Daß ein König wie Jakob und Günstlinge wie Somerset und Buckingham nicht im Stande sein würden, in Beziehung auf die fremden Mächte, Elisabeths würdevolle und einflußreiche Stellung zu behaupten, ließ sich voraussehen. Doch schien im Allgemeinen Englands Aufgabe unverkennbar, nämlich die spanisch-österreichische Uebermacht und die französische Eroberungslust gleichmäßig in Schranken zu halten und die Unabhängigkeit der vereinigten Niederländer zu sichern. Jakobs Ansicht von diesen ward aber schon dadurch ganz unpolitisch, daß er sie seinen theoretisch abstracten Grundsätzen gemäß, schlechthin als Empörer betrachtete. Zum Theil in dieser Beziehung schrieb Heinrich IV. seinem Botschafter in London: „König Jakob zeigt sich so leichtsinnig und gedankenlos in seinen Worten und Handlungen, daß man sehr wenig darauf bauen kann. Er verhandelt in Rom, in Spanien und überall, gleichwie mit mir, schließt sich aber in Wahrheit weder offen noch insgeheim Jemand an, setzt sich wegen irgend einer Hoffnung, welche die Seinen ihm erregen, bald so bald anders in Bewegung, prüft aber weder den Grund noch Gehalt der Sache, so daß er sich, wie ich voraussehe, in allen Dingen wird täuschen lassen."

Jakobs Friedensliebe und die Beendigung des Kriegs wider Spanien mag man im Allgemeinen billigen, bald aber bemerkten alle Nachbarn, daß jene Friedensliebe nicht aus den rechten Gründen entstand, weshalb der französische Gesandte berichtet: „So lange Jakob lebt, wird er unter keiner Veranlassung jemals einen Krieg beginnen, sondern den Frieden selbst durch schlechte unverständige und beschimpfende Mittel zu erhalten suchen. Er haßt den Krieg aus Gewohnheit, aus Grundsatz und von Natur, und will ihn (nach seinen Worten) meiden wie seine eigene Verdammniß. Denn er ist geboren und erzogen mit einem niedrigen und schwachen Herzen, und bildet sich ein (nach Weise der Fürsten, welche sich der Religion, den Wissenschaften und dem Müssiggange ergeben), er könne nie gegen seinen Willen, durch Pflicht und Gewissen, und aus gewaltigen und gesetzlichen Gründen zum Kriege gezwungen werden. Hiezu kommt, daß er sich wegen seiner Schwäche, Nachlässigkeit und Unerfahrenheit den Geschäften nicht gewachsen fühlt und fern davon hält. Und so glaubt er nun, er könne sie während des Friedens mit weniger Schande Anderen aufladen, seine Fehler leichter verdecken, und seiner Natur gemäß in aller Freiheit, der Ruhe und den Vergnügungen leben."

Niemand benutzte diese Sinnesart geschickter als der spanische Gesandte Gondomar. Er schrieb später an Lerma: „ich habe den König Jakob so in den Schlaf gewiegt, daß weder das Geschrei seiner Tochter und ihrer Kinder, noch die wiederholten Vorstellungen und Bitten seiner Parlamente und Unterthanen ihn aufzuwecken vermögend sind." Etwanigen Widerspruch von Staatsbeamten beseitigte Gondomar durch Geschenke und Jahrgelder, welche anzunehmen damals fast Niemand Bedenken trug. An den Frieden mit England, welcher die Holländer alles englischen Beistandes beraubte, hätte Spanien gern ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß geknüpft, welches jedoch zum Theil deshalb nicht zu Stande kam, weil man fürchtete, jene würden sich dann ganz den Franzosen in die Arme werfen. Erst nachdem Holland 1609 den zwölfjährigen Waffenstillstand mit Spanien abgeschlossen hatte, gewannen alle auswärtigen Verhältnisse eine friedliche Gestalt und Jakob ahnete nicht, daß die unter großer Pracht am 24. März 1613 vollzogene Vermählung seiner Tochter **Elisabeth** mit dem Pfalzgrafen **Friedrich** ihm neue und größere Sorge bereiten werde. Zunächst freute man sich in England, daß der spanisch-katholische Einfluß hierdurch gemindert, und der König stärker zu den Protestanten hingezogen sei.

Als nun aber Friedrich im Jahre 1618 die böhmische Krone annahm, traten die Wünsche der kriegslustigen Engländer und die Furchtsamkeit des Königs in unlösbaren Widerspruch. Auch konnte Jakob die Gewalt der Begebenheiten und Leidenschaften nicht durch seine allgemeinen Grundsätze mäßigen oder beherrschen. Daher sein Schwanken und ein Benehmen, welches ihn den Vorwürfen aller Partien aussetzte. Einerseits z. B. erklärte

er sich gegen jede Uebertragung von Kronen unter religiösen Vorwänden und durch den Willen des Volks, und andererseits erlaubte er doch Werbungen und Geldsammlungen zum Besten seines Schwiegersohnes und im Widerspruche mit seinem den Spaniern gegebenen Versprechen. Jenen theoretischen Behauptungen trat unter Anderen der Erzbischof Abbot entgegen und sagte: Friedrich muß die böhmische Krone annehmen und folgen, wohin ihn Gott Schritt vor Schritt führt. Die Könige der Erde, welche ihre Macht dem Thiere gaben, sollen die Hure verlassen und sie in Jammer stürzen. Verständlicher als diese apokalyptischen Deutungen waren Spottgedichte und Spottbilder. So führte man in Brüssel eine Posse auf, wonach Friedrich unterstützt wurde von Dänemark mit 100,000 Pökelhäringen, von den Niederlanden mit 100,000 Butterbüchsen, und vom Könige Jakob mit 100,000 Abgesandten. Man stellte diesen dar mit heraushängenden leeren Taschen und mit einem Schwerte an der Seite, was Viele trotz aller Anstrengung nicht herausziehen konnten.

Zugegeben, daß es bedenklich war, Unterthanen im Kriege wider ihren alten Herrscher zu unterstützen, schwierig in Deutschland mit fremder Kriegsmacht aufzutreten, und wünschenswerth durch Unterhandlungen das Ziel zu erreichen, so hätte doch König Jakob nie seine Würde preisgeben und sich in ein verächtliches Licht stellen sollen. Dies geschah (welch ein Abfall von der wahrhaft königlichen Elisabeth), indem er laut eines Berichts des französischen Gesandten, dem spanischen Botschafter Gondomar sagte: Sie haben Ursach Ihrem Herrn zu schreiben, ich sei ein Verräther, ein gottloser Mann ohne Treu und Glauben. Der Pfalzgraf ist ein abscheulicher Mensch, ein Usurpator; ich gebe Ihnen mein königliches Ehrenwort, daß ich den unirten Fürsten nicht beistehen werde." — Und dennoch versprach König Jakob um dieselbe Zeit dem pfälzischen Gesandten das Gegentheil!!

Die Spanier bezahlten den König mit gleicher Münze, was sich am deutlichsten in den langen und langweiligen Verhandlungen zeigt, welche über die Verheirathung des Prinzen Karl von Wales mit der Infantin Marie, der Schwester Philipps IV., gepflogen wurden. Bei der damaligen Stellung der politischen und religiösen Parteien war eine solche ungewöhnliche Verbindung eines protestantischen Thronerben mit einer Prinzessin aus dem ersten katholischen Königshause allerdings von ungemeiner Wichtigkeit, und noch weit darüber hinaus erstreckte sich Hoffnung und Furcht in Hinsicht auf angekündigte, oder stillschweigend vorausgesetzte Zwecke. Jakob glaubte nach seiner eitlen Weise, daß, wenn er durch eine Tochter auf die Protestanten und durch eine Schwiegertochter auf die Katholiken wirke, so werde er überall als Schiedsrichter auftreten, die Stürme beschwichtigen, den Frieden herbeiführen und seinem Schwiegersohne mit spanischer Zustimmung die Pfalz wieder verschaffen. Die Spanier stellten sich hiezu bereitwillig, um den König von England und seine Unterthanen von kriegerischen Beschlüssen abzuhalten und Zeit zu gewinnen; wenn sie aber auch (was gar nicht anzunehmen ist) den ernstlichen Willen gehabt hätten, jene politischen Plane zu unterstützen, blieben sie doch bei Oesterreichs und Baierns beharrlichem Widerspruch außer Stande sie durchzusetzen.

Mehr als die politische, trat die religiöse Seite bei den Spaniern in den Vordergrund. Während nämlich eine Partei heftig tadelte, daß man eine rechtgläubige Prinzessin in die Sündenwelt der Ketzer hinausstoßen wolle, betrachtete die andere den Heirathsplan wie eine göttliche Fügung, um dadurch den Katholicismus in England herzustellen und die Verbindung mit Rom wieder anzuknüpfen. Diese untereinander widersprechenden Ansichten und Zwecke, der Wunsch zu täuschen und die Furcht getäuscht zu werden, zogen die Verhandlungen so sehr in die Länge, daß Buckingham, Karls Ungeduld benutzend, den Plan entwarf: der Prinz solle selbst nach Madrid eilen und ritterlich die Prinzessin gewinnen! Jakobs Bedenken wurden zurückgewiesen, seine Einwilligung fast erzwungen und der spanische förmliche Hof durch des Prinzen Ankunft aufs Aeußerste überrascht. — Dieser Beschluß (ruft der venetianische Gesandte Valaresso aus) ist ein Abgrund unbegreiflicher Wunder, ein Labyrinth ohne Eingang und Ausgang, gebilligt von Niemand, ohne Vorbild in der alten und neuen Geschichte. Er streitet mit dem wahren Interesse des Königs, des Reichs, des Prinzen, Buckinghams. Wenn (wie Einige behaupten) Gondomar sagte: die Heirath werde zu Stande kommen, wenn der Prinz nach Spanien gehe, so wollte er wohl nur die Unmöglichkeit jener Verbindung durch die Unmöglichkeit dieser Reise ausdrücken.

Man behandelte den Prinzen in Madrid mit großer Auszeichnung, so lange man glaubte, er werde katholisch werden und steigerte hier, wie in Rom, die religiösen Forderungen und Bedingungen immer mehr, weil man glaubte, Karl habe durch seine Uebereilung jeden Rücktritt unmöglich gemacht. Ja Olivarez erklärte rund heraus: wir müssen annehmen, daß seine Hoheit, als sie die Reise antraten, beschlossen hatten, zu unserer Kirche überzugehen. Karl gab in der That sehr Vieles nach, und am 26. November 1623 kam endlich die päpstliche Dispensation in London, jedoch mit dem Zusatze an: sie sei nichtig, sobald nicht alle Punkte erfüllt würden. Allein schon die erste Bedingung: den Katholiken in England Duldung und freie Religionsübung zuzugestehen, war bei der damaligen leidenschaftlichen Sinnesart ganz unausführbar. Obgleich also König Jakob die Heirathspunkte beschwor und ein großes Fest gab, wobei (laut Herkommens) der Nachtisch preisgegeben und Teller und Schüsseln zum Beweise großer Freude zerschlagen wurden, waren doch wesentliche Hindernisse noch unbeseitigt und neue entstanden in Madrid.

Der spanischen Hofordnung gemäß sah Karl die Infantin nur selten und verstohlen, weshalb er (den Liebhaber dem Prinzen voranstellend) einst mit Buckingham über eine Mauer sprang um sie in ihrem Garten zu sprechen. Dies ward indessen sehr übel vermerkt und Buckinghams vorlautes, selbst den Prinzen nicht schonendes Benehmen, von den ernsteren Spaniern als unanständig bezeichnet. Noch übler, daß Buckingham sich mit dem in Spanien so mächtigen Olivarez ganz überwarf und ihm in Gegenwart des Prinzen und König Philipps sagte: des letzteren Gnade erkenne er auf jede Weise an, dem Minister sei er dagegen weder Dank noch Freundschaft schuldig. Olivarez antwortete: dies gelte ihm gleich, beharrte aber mit den befragten Theologen dabei: die kirchlichen Punkte müßten vor der Heirath vollzogen und den Katholiken in England so viel Rechte eingeräumt sein, als anderwärts den Protestanten durch Rudolf, Matthias und Heinrich IV. bewilligt worden.

Mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit welcher Buckingham früher die Heirath durchsetzen wollte, suchte er dieselbe jetzt zu hintertreiben, kehrte mit Karl nach England zurück, klagte (die dem Prinzen und ihm günstige Stimmung des Volks und Parlaments benutzend) den Grafen Bristol mit Unrecht an, daß er früher die Sache in Madrid schlecht geleitet habe, maß alle Schuld dem spanischen Hofe bei, und setzte durch, daß jede Verbindung mit demselben abgebrochen, ja ihm zuletzt der Krieg erklärt wurde. — Die Spanier (sagt Valaresso) verachten aber dieß Reich als schwach, arm, uneinig, gelenkt von einem furchtsamen Könige und einem unerfahrenen Prinzen; sie spotten ihres Zornes und reden von einem Aufstande der Mäuse gegen die Katzen. So weit war England seit Elisabeths Regierung und dem glorreichen Jahre 1588 gesunken!

Betrachten wir jetzt die inneren Angelegenheiten, so erscheinen die Mißverhältnisse nicht geringer. Zuvörderst traten die Grundsätze des Königs über seine unbeschränkte Gewalt und die Ansprüche der Parlamente auf Theilnahme an der Regierung in solchen Gegensatz, daß eine Verständigung kaum möglich blieb. Nun ist zwar bemerkt worden: des Königs Despotie sei bloß speculativer, also sehr unschuldiger Art gewesen, allein der Kampf wider dieselbe war schon um deswillen pflichtmäßig und nothwendig, weil die stillschweigende oder ausdrückliche Anerkenntniß jener Grundsätze die Tyrannei legalisirt und alle staatsrechtlichen Freiheiten so preisgegeben hätte, daß jeder kraftvollere König sich darauf würde berufen haben. Ferner blieben Jakobs Ansichten keineswegs bloß speculativ, sondern wurden sehr praktisch, wenn er aus eigener Macht die Berufung des Parlaments unterließ, Stimmrechte verlieh, auf die Wahlen den bestimmtesten Einfluß übte, alle Berathungen über Staatsangelegenheiten untersagte, oder doch mißbilligte, und Mitglieder des Parlaments für Aeußerungen verhaften und strafen ließ, welche keineswegs über den Kreis heilsamer Befugnisse hinausgingen.

Nicht unnatürlich gerieth das Parlament (zum Theil durch den König aufgereizt) auch seinerseits in Uebertreibungen und Leidenschaften, und von den Bemühungen seine bisherigen Rechte zu behaupten, kam es um so eher auf den Gedanken, dieselben zu erweitern, weil Jakob offenbar darauf ausging, sie zu verringern, oder als bloß willkürliche Gaben seiner Gnade zu bezeichnen. Auch kann ja zuletzt in keinem lebendigen Staate die Unbeweglichkeit der Rechte und Verhältnisse als höchstes Ziel der Weisheit und Glückseligkeit aufgestellt werden. Gerade daraus, daß Jakob vom Jahre 1609 bis 1620 (mit Ausnahme einer zweimonatlichen Sitzung im Jahre 1614) kein Parlament berief, und in den dreizehn letzten Jahren seiner Regierung fast gar keine förderlichen Gesetze gegeben wurden, aus diesem thörichten Stillstande erwuchsen großentheils die späteren, desto heftigeren Bewegungen.

Schon mit seinem ersten, am 31. December 1609 aufgelösten Parlamente gerieth Jakob in Streit über Geldbewilligungen, Rechtskraft seiner Proclamationen und Begrenzung seiner geistlichen Gewalt. Bei der Eröffnung des zweiten Parlaments (den 7. April 1614) versprach Jakob (unter tadelnden Hinweisungen auf das Verfahren des ersten Parlaments), er werde seinerseits alles Mögliche thun, und wünsche, daß sie einträchtig wirken und singen möchten ecce quam bonum. — Bald aber wandten sich die Dinge wie das erste Mal, weshalb der König, als er sah, daß das Parlament eigene Wünsche und Beschwerden voranstellte, und keineswegs das von ihm Geforderte rasch

bewilligte, dasselbe Anfangs Junius übereilt auflöste, obgleich dadurch an sechzig bereits eingeleitete Bills unerledigt blieben. Seitdem suchte er mit den gewöhnlichen Einnahmen auszukommen, oder auf Nebenwegen Geld herbeizuschaffen, was große Unzufriedenheit erregte und endlich 1620 zu einer Berufung des dritten Parlaments zwang. In seiner Eröffnungsrede sagte Jakob: er habe ihnen oft gepfiffen, aber sie hätten nicht getanzt, oft getrauert, aber sie hätten nicht mitgeklagt. Jetzt hege er jedoch die besten Hoffnungen für die Zukunft. Hierauf setzte er auseinander, was nach seiner Ansicht das Parlament und dessen Zweck sei und versprach die protestantische Lehre, ungeachtet des spanischen Heirathsplanes, zu schützen. Er habe die mangelhafte Verwaltung überall gebessert und nur wenig Gelder verlangt und bekommen, obgleich ihm die pfälzischen und böhmischen Angelegenheiten manche Ausgabe verursacht hätten.

Das Parlament bewilligte hierauf eine namhafte Summe, und erhob gemäßigte Beschwerden über einige Monopole, Entbindung von peinlichen Gesetzen und dergl. Diese Einigkeit mit dem Könige dauerte indessen auch diesmal nicht lange, vielmehr trieb die Verhaftung eines Parlamentsgliedes und das, wie man glaubte, unzeitige und feindliche Unterbrechen der Sitzung zu härteren Aeußerungen über die Führung der auswärtigen Angelegenheiten und die Behandlung der Katholiken in England. Ein sich hieran reihender Schriftwechsel endigte damit, daß das Parlament dem Könige zwar für alle Güte und alle Bewilligungen dankte, jedoch folgende Erklärung in die Bücher des Unterhauses eintragen ließ: die Freiheiten und Rechte des Parlaments sind ein altes, nicht zu bezweifelndes Geburtsrecht und Erbtheil der Engländer, und alle wichtigen und dringenden Angelegenheiten in Staat und Kirche, sowie die Entwerfung von Gesetzen und die Abstellung von Mißbräuchen sind die ganz eigenen Gegenstände der Berathungen und Beschlüsse des Parlaments. Hierüber können die Mitglieder in der ihnen beliebigen Ordnung frei sprechen, und dürfen deshalb nicht zur Untersuchung gezogen werden.

Wegen dieser Erklärung zürnte König Jakob so sehr, daß er dieselbe eigenhändig durchstrich und aus den Büchern des Unterhauses in Gegenwart des ganzen Geheimenrathes und aller Richter am 30. December 1621 hinwegnehmen ließ. Denn

Erstens sei er nicht gesonnen Herkommen und Rechte zu verkürzen, werde aber eben so wenig eine zweideutige, für die königlichen Rechte bedenkliche Fassung dulden.

Zweitens sei der zu jener Erklärung gewählte Zeitpunkt ganz unpassend, da er eben die Forderungen des Parlaments bewilligt und dasselbe ihm dafür gedankt habe.

Drittens sei dieselbe an einem Nachmittage übereilt durchgetrieben worden, wo kaum ein Drittel der Mitglieder gegenwärtig gewesen wäre.

Acht Tage später, den 6. Januar 1622, löste der König mit Beistimmung seines ganzen Rathes das Parlament auf und machte die Gründe seines Verfahrens bekannt. Sie hätten (hieß es z. B.) ungebührlich von fremden Herrschern gesprochen und Zeit verdorben mit unnützen Untersuchungen über ihre Privilegien und die Rechte des Königs. Obgleich dieser das Parlament aufgelöst habe, gedenke er doch gut zu regieren und bei einer günstigen Gelegenheit ein neues zu berufen. — Manche der kühnsten Sprecher im Ober- und Unterhause wurden bald darauf unter allerhand Vorwänden aus England hinweggeschickt, Andere (wie Oxford, Southampton, Coke, Philips, Selden und Pym) auf kürzere oder längere Zeit verhaftet.

Diese Maßregeln hatten aber nur zur Folge, daß der Umfang der königlichen Rechte immer schärfer untersucht und jeder Bestrafte für einen Märtyrer der guten Sache gehalten wurde.

Zum Theil deshalb eröffnete Jakob sein letztes Parlament am 19. Februar 1623 mit einer zutraulichen Rede, in welcher er die spanischen und pfälzischen Angelegenheiten berührte und vor übertriebenen Untersuchungen und Zweifeln warnte. Er wolle ihnen nicht zu nahe treten, sie möchten aber auch ein Gleiches thun und ihm als einem milden Könige vertrauen. Das Unterhaus erklärte sich lebhaft gegen die Katholiken, rieth die Verhandlungen über die Heirath einer Infantin abzubrechen und bewilligte endlich Geld zu einem Kriege wider Spanien. Katholische Lords, welche sich weigerten die vorgeschriebenen Eide zu leisten, wurden vom Oberhause ausgeschlossen, wogegen sich die Zahl der Glieder des Unterhauses dadurch erhöhte, daß allmälig 14 Ortschaften durch den König das Recht erhielten, Abgeordnete in das Unterhaus zu senden.

Dieses letzte Parlament Jakobs vernichtete mit königlicher Bewilligung alle Monopole und stellte dabei einen Grundsatz auf, aus welchem großentheils alle britische Freiheit erwachsen ist, nämlich: daß jeder Engländer thun könne, was er wolle, sobald er dadurch den Rechten seiner Mitbürger nicht zu nahe trete, und daß weder der König, noch ein öffentlicher Beamter, sondern allein das Gesetz diese Freiheit beschränken könne.

Ein allgemeiner Satz dieser Art erlaubte jedoch im Einzelnen verschiedenartige Deutung und Anwendung; wenigstens löste er nicht alle damals hervorkeimenden Zweifel. So glaubte z. B. der König, er dürfe Handelssteuern auflegen, weil er Handelsverträge schließe, und klagte in dem Maße über den Geiz des Parlamentes, als dies seine schlechte Wirthschaft und Verschwendung rügte. Jener bemerkte ferner: die Masse der Domainen sei verringert, der Silberwerth sinke und man könne die steigenden Ausgaben nicht mit den alten Einnahmen bestreiten; dieses erwiederte: zu wahrhaft nützlichen Ausgaben werde man das Geld nicht verweigern und die Abgeneigtheit des Bewilligens entstehe gutentheils daher, daß der König Besserungen anderer Art zurückweise, und, um seine Verlegenheit zu beseitigen, Domainen verkaufe, neue Monopole verleihe, minderjährige Lehnsleute durch seine Vormundschaft bedrücke, übertriebene Geldstrafen auflege oder zahlreiche Standeserhöhungen vornehme, welches Alles mit dem Buchstaben oder dem Sinne der Gesetze streite.

Nicht beruhigender als die bürgerlichen, erschienen die kirchlichen Verhältnisse. Einerseits nämlich klagten die Katholiken, daß Jakob ihre Hoffnungen getäuscht habe, ihnen nirgends Duldung verstatte und in einem zu London erschienenen Glaubensbekenntnisse den Papst als Antichrist, sowie die tridentiner Kirchenversammlung als thöricht und blutgierig bezeichnet werde; andererseits beschwerten sich die Protestanten, daß er ihren Gegnern viel zu viel bewillige, und ihre Glaubensgenossen in Böhmen und Deutschland feige preisgebe. Beide Theile hatten in so fern Recht, als es dem Könige an Einsicht und Charakterkraft mangelte, den richtigen mittleren Weg aufzufinden und mit Ueberlegenheit darauf zu beharren. So entstand seine Nachgiebigkeit gegen Rom weit mehr aus Furcht vor jesuitischen Ränken und Mördern, als aus innerer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Heilsamkeit einer größern und allgemeineren Duldung. Verfolgte er doch die unglücklichen Arminianer selbst in den Niederlanden, weil ihr System hinsichtlich einiger Lehrsätze von dem seinigen abwich.

Die Jesuiten, welche laut ihres eigenen Eingeständnisses selbst während der Regierung Elisabeths wirksam waren, erhöhten jetzt ihre Thätigkeit in England, Schottland und Irland, und sandten aus ihren Erziehungsanstalten in Spanien, Italien und den Niederlanden gar manchen Zögling übers Meer. Ihre Hoffnungen wurden aber zu Schanden, als Catesby, Piercy und mehrere fanatische Katholiken sich verschwuren, den König nebst dem ganzen Parlamente in die Luft zu sprengen. Alles war hierzu gar vorsichtig angeordnet, und es fehlten nur noch zwölf Stunden bis zur Vollziehung der That, als der katholische Lord Monteagle einen Warnungsbrief erhielt: er möge nicht im Parlament erscheinen, weil ein plötzlicher, ungeheurer Schlag von unsichtbarer Hand bevorstehe. Graf Salisbury, welchem Lord Monteagle jenen Brief mittheilte, überließ dem Könige das Verdienst zuerst an Pulver gedacht zu haben. Die angestellte Untersuchung erwies den ruchlosen Plan nur zu vollständig. Einige Theilnehmer entflohen, andere wurden ergriffen und hingerichtet, keiner aber zeigte Reue; so groß war der Aberglaube über die Verdienstlichkeit des ungeheuren Frevels. Jesuiten sollen jeden darüber noch etwa vorhandenen Zweifel zu heben gesucht und den Verschworenen Abendmahl und Lossprechung ertheilt haben. Garnet, ihr Provinzial, ward hingerichtet, weil er von der Verschwörung Kenntniß besaß, sie aber nicht anzeigte.

Obgleich jeder rechtschaffene Katholik den heillosen Plan verdammte, waren alle Leidenschaften so sehr aufgeregt, daß nicht bloß Jesuiten und katholische Geistliche nochmals bei Lebensstrafe verwiesen, sondern von jedem Unterthan ein neuer allgemeiner Eid (of allegiance) zur Sicherung des Königs verlangt wurde. Manche Katholiken glaubten ihn schwören zu können, da er nur bürgerliche Ordnung und Gehorsam bezwecke, andere verweigerten ihn mit Bezug auf eine Erklärung Papst Pauls V. Diese Weigernden wurden von allen Aemtern ausgeschlossen, Besuch des protestantischen Gottesdienstes und Genuß des Abendmahls bei Strafe anbefohlen und eine Haussuchung nach katholischen Büchern, Reliquien u. dgl. angeordnet. Jakobs löbliche Behauptung: man dürfe die Strafen der Verschwörung nicht mittelbar auf unschuldige Katholiken ausdehnen, hatte kein Gewicht und galt Vielen für Aberglauben und Götzendienst.

Die hohe, dem Namen nach herrschende Kirche strebte auf alle Weise danach, Uebereinstimmung der Lehre und der kirchlichen Verfassung aufrecht zu erhalten, und unterstützte überall die unbedingten Ansprüche des Königs, theils aus innerer Ueberzeugung, theils um bei ähnlichem Bemühen seines Beistandes gewiß zu sein. Fast alle englische Bischöfe sprachen von ihm in Ausdrücken unbegrenzter Verehrung und leiteten sein Recht und sein Thun unmittelbar von Gott ab, während sie vom Parlamente mit wenig Achtung redeten, oder gar des

Königs Unbeschränktheit auch auf willkürliche Besteuerung ausdehnten.

Diese Ansichten, die steigende Gewalt der geistlichen Commission, so wie der weltliche Sinn und die Genußliebe mancher höheren Geistlichen vermehrte die Heftigkeit und die Macht der Puritaner. Man nannte sie Vertheidiger der kirchlichen Freiheit, Bekenner der reinen vom Arminianismus unverfälschten Lehre Calvins und lobte die regelmäßige Sittlichkeit ihres Lebens. Eifrige Anhänger der hohen Kirche hingegen äußerten: der Puritanismus ist ein Deckmantel für die Nichtsnutzigen und für gewissenhafte Männer kaum mehr als eine Narrenkappe. So steht die hohe Kirche in der rechten Mitte zwischen zwei apokalyptischen Thieren, dem Puritanismus und Papismus.

Allerdings legten die Puritaner übertriebenes Gewicht auf gewisse von ihnen mißbilligte Aeußerlichkeiten (z. B. das Kreuz bei der Taufe, den Ring bei der Trauung, das Kniebeugen beim Namen Jesus und den Gebrauch des Chorhemdes), allein ihre Gegner waren in diesen Beziehungen eben nicht duldsamer, und für schärfer Sehende offenbarte sich allerdings ein tieferer und allgemeinerer Gegensatz zwischen ihnen und der hohen Kirche. Ueberzeugt, daß Religionsgespräche weit öfter die Spaltungen erweiterten, als Frieden erzeugten, hatte sie Elisabeth immer verhindert; Jakob hingegen bot auf den Grund umständlicher Klagen der Puritaner hierzu die Hand, theils weil er die Wahrheit zu fördern hoffte, theils weil er sich selbst als Theologen und Redner zeigen wollte. Bei der Eröffnung dieses Religionsgespräches zwischen Episkopalen und Puritanern zu Hamptoncourt (Januar 1605) erklärte der König seine Achtung vor der bestehenden Kirchenverfassung und seine Abneigung dieselbe zu ändern; doch könnten Mißbräuche eingeschlichen sein, welche Besserungen nöthig machten, auch sei die Verhandlung jedenfalls nützlich, um das Geschrei der Unruhigen zu beseitigen. Als nun aber die Puritaner auf ihren Meinungen beharrten, obgleich sich der König oft selbst in das Gespräch mischte, kamen seine Ansichten schärfer an das Tageslicht: er wolle die Zahl der Gesetze und kirchlichen Vorschriften nicht vermehren, oder die Glaubensbücher mit theologischen Spitzfindigkeiten anfüllen. Königthum und Presbyterianismus vertrügen sich so wenig wie Gott und Teufel, denn Hans und Kunz kämen nach dieser Lehre zusammen und kritisirten unverständig jeden König und jede Regierung. Er wisse wie die Presbyterianer ihn und seine Mutter behandelt hätten, und wie wahr der Satz sei: kein Bischof, kein König. — In Bezug auf diese Aeußerungen sagte Erzbischof Whitgift: er sei überzeugt, durch den König spreche der Geist Gottes; und der Bischof Bankroft fügte hinzu: ich kann bezeugen, daß mein Herz von Freude überfloß, weil der allmächtige Gott uns aus besonderer Gnade einen König geschenkt hat, wie es seit Christi Zeit keinen gab. In einer amtlichen Darstellung ward endlich erklärt: die hohe Kirche sei in allem Wesentlichen rein und tadellos befunden worden, und (mit Ausnahme einiger geringen Abänderungen am Gebetbuche) müsse Alles beim Alten bleiben. Später ward befohlen: Niemand solle über Dinge predigen, welche in den 39 Artikeln nicht erwähnt wären, und eben so wenig über Vorherbestimmung, Gnadenwahl, geistliche Rechte des Königs u. s. w.

Die Puritaner klagten allgemein, daß einseitig und ohne Zuziehung des Parlaments, bloß durch königliche Proklamationen, wider sie entschieden sei; uneinig aber waren sie: ob man sich den Bestimmungen unterwerfen und die englische Kirche für eine solche halten könne, oder ob man sie als ein Glied des Antichrists betrachten müsse? Viele der strenger Gesinnten wanderten nach den Niederlanden und nach Amerika aus, und zurückbleibende Widerspenstige wurden bestraft oder entsetzt; doch gewann im Ganzen die hohe Kirche nur sehr wenig durch dieses strenge Abschließen und Ausschließen, und noch schroffer stellten sich ihr die Puritaner in Schottland entgegen.

Diese trachteten nach einer von jeder weltlichen Oberleitung durchaus unabhängigen Kirche, ohne alle Abstufung der Würden und mit einem von Kunst und Ceremonien ganz entfernten Gottesdienste. Der daran sich knüpfende Ernst des Lebens und der Lebensansichten ging bei Einigen in wilde Schwärmerei, bei Anderen in finstere Melancholie über. Und selbst die gemäßigteren Geistlichen hielten es für ihre Pflicht: den Wandel des Königs, der Königin und ihrer Günstlinge, die Verwaltung der Minister, sowie alle öffentlichen Angelegenheiten schonungslos zu beurtheilen, und darüber von der Kanzel herab zum Volke zu sprechen. Sie erweiterten ihre Gerichtsbarkeit, mehrten und schärften ihren Bann, den die weltliche Macht anerkennen müsse und selbst dann nicht aufheben dürfe, wenn er ungerechter Art sei. So bannte eine Synode im Jahre 1593 alle katholischen Lords ohne Rücksicht auf des Königs Einrede, und stellte ihnen nur die Wahl sich zu bekehren oder das Land zu verlassen.

Dies Alles stand mit den Grundsätzen Jakobs in dem grellsten Widerspruche; er suchte deshalb die niedere Geistlichkeit theils durch Bewilligungen, theils durch Drohungen auf seine Seite zu bringen, gewann manche niedere Barone, die seit dem Jahre 1584 für die Grafschaften im Parlamente erschienen, sowie diejenigen unter den Lords, welche Kirchengüter zu erwerben wünschten oder deren Herausgabe befürchteten.

Zu dieser Zeit erhielt die Geistlichkeit gewissermaßen eigene Vertreter im Parlamente. Die allgemeine Versammlung schlug nämlich zu jeder Stelle sechs Personen vor, aus welchen der König eine erwählte. Doch durften diese Stellvertreter ohne besonderen Auftrag Nichts in Anregung bringen oder genehmigen, was der Kirche nachtheilig werden könnte; sie blieben nur ein Jahr in ihrem Amte und waren der allgemeinen Versammlung der Geistlichen verantwortlich. Während Manche derselben in dieser parlamentarischen Wirksamkeit einen Gewinn für die Kirche sahen, verwarfen Andere mit Heftigkeit jede Theilnahme an weltlichen Reichsversammlungen; denn sie führe, wo nicht zu einer Unterwerfung der Kirche unter den Staat, doch über kurz oder lang zu einer Herstellung der Bischöfe. Fast Alle traten Buchanan's Grundsatze bei: daß Fürsten wegen ihrer Verbrechen gleichwie der geringste Unterthan den Gerichten verantwortlich sind, und im Fall des Widerstandes mit den Waffen dürfen gezwungen und abgesetzt werden.

Bis zu seiner Thronbesteigung in England sah sich Jakob gezwungen, ungemein vorsichtig und gemäßigt gegen die Presbyterianer zu verfahren; während der folgenden Jahre traten aber seine kirchlichen Plane immer bestimmter hervor und wurden durch Mittel jeder Art (Lob, Belohnungen, Bestechungen, Drohen, Absetzen und Verbannen), oft mit Verletzung vieler Formen befördert. Die Kirche sollte sich dem Staate unterordnen und keine geistliche Versammlung ohne königliche Genehmigung berufen werden. Die Bischöfe erhielten (1606—1610) meist ihre Güter und ihre Sitze im Parlamente zurück und wurden Häupter der Versammlungen: jeder Priester sollte ihnen Gehorsam schwören, Niemand aber über die Kirchenverfassung und diese neue Anordnungen predigen.

Im Jahre 1617 setzte der König ferner manche Aenderung sowie Beschluß durch: was er mit Rath der Erzbischöfe, Bischöfe und einer hinreichenden Zahl von Geistlichen anordne, solle Gesetz sein. Gleichzeitig führte er in seiner Kapelle den Chor, die Orgel und manches andere früher Abgeschaffte wieder ein, und brachte am 25. August 1618 die Kirchenversammlung zur Annahme der sogenannten fünf Artikel von Perth. Sie setzen fest: 1) das Abendmahl wird knieend empfangen; 2) es darf an Kranke in ihren Wohnungen vertheilt werden; 3) Privattaufen sind erlaubt; 4) achtjährige Kinder dürfen confirmirt und 5) gewisse Festtage sollen gehalten werden.

Diese Punkte erschienen Vielen um so bedenklicher, da in ihnen manche schwierige und streitige Lehre nur angedeutet war oder verborgen lag; so z. B. über die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl, über die Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit, über die Gewalt der Bischöfe u. s. w. Dennoch wurden diese Artikel vom Parlamente im Jahre 1621 mit einer Mehrheit von 27 Stimmen bestätigt, nachdem der königliche Beauftragte erklärt hatte, es sollten keine weiteren Neuerungen eintreten. Seitdem wuchs überall die königliche und die bischöfliche Macht; ja bloße Eingaben und Vorstellungen an das Parlament galten schon für aufrührerisch. Wenn die frühere priesterliche Demokratie oft finstere Strenge, Anmaßung und Unruhe zeigte, so die neue bischöfliche Aristokratie oft sittliche Ausartung und neben Knechtsinn eine Herrschsucht anderer Art. Daher schrieb Jakob den Bischöfen: der ungehorsame, aufrührische, rebellische Haufe muß gehorchen, sonst widersteht er Gott, seinem natürlichen Könige und den Gesetzen des Landes. Das Schwert ist in Eure Hand gegeben, geht deshalb drauf los, gebraucht es und laßt es nicht länger ruhen.

Weder Jakob noch seine Gegner hatten einen Begriff von dem Wesentlichen des allen Bekenntnissen zu Grunde liegenden Christenthums und von einer ächten Duldung; ja Alle hielten das Dasein zweier abweichenden Ansichten in einem Staate für verderblich und verdammlich, und jeder verlangte die ganz ausschließende Herrschaft seiner Meinung. In Streit- und Spottschriften vertheidigte man dieselbe mit solcher Heftigkeit, daß die Regierung mehrere Male ernste Maßregeln dawider ergriff. Sie blieben aber meist erfolglos, und Staat und Kirche wurden der Gegenstand immer schärferen Tadels. Von puritanischer Seite traf derselbe unter Anderem eine königliche Verfügung von 1618 über die Feier des Sonntags. Laut der Schrift ein Doktors Bound sollte an demselben keine Hochzeit oder anderes Fest stattfinden, keine andere als geistliche Beschäftigung eintreten, höchstens mit einer Glocke geläutet und Scherz und heitere Reden wie Sünde betrachtet werden. Ob nun gleich jene Verfügung Jakobs, die Gesellschaften, Spiele und Erholungen nur in den Stunden erlaubte, wo Sonntags kein Gottesdienst gehalten wurde, und nur diejenigen Personen zuließ, welche bereits die Kirchen besucht hatten, nahmen Sabbatarier und Puritanier dennoch hieran den größten Anstoß. Umgekehrt

heißt es in einer Spottschrift wider die letzten: im Fall Gott und seine Engel am jüngsten Tage in ihren schönsten weißen Kleidern herabkämen, würden die Puritaner dennoch davonlaufen und schreien, daß die Gräuel der Kapellkinder auf sie eindrängen.

Zu so vielen allgemeinen Gründen der Unzufriedenheit und Auflösung traten damals noch manche einzelne Beschwerden und Ungerechtigkeiten. So z. B. die Behandlung des stolzen und heftigen, aber ungemein geistreichen Walter Raleigh. Seine Feindschaft gegen Essex hatte ihn bei dem Volke, sein Haß gegen die Schotten bei dem Könige Schaden gethan. Obgleich er, ungeachtet mancher Uebertretung vorgeschriebener Formen, der eigentlichen Theilnahme an Cobham's Verschwörung nicht überführt wurde, blieb er zehn Jahre in der Haft, bis er durch Lady Villiers dem neuen Günstling Buckingham 1500 Pfund zahlte. Eine von ihm hierauf geleitete, allerdings widerrechtliche Unternehmung gegen spanische Besitzungen mißglückte und ward (als der Einfluß Gondomars in London wieder wuchs) als Verrath betrachtet, obgleich Etliche behaupten, daß der König Jakob der Sache keineswegs ganz fremd gewesen sei. Weil indeß die neue Anklage keine schwere Strafe herbeiführte und die Spanier in ihrer Verfolgung nicht nachließen, ward der alte erloschene Prozeß nochmals aufgenommen und unter Bakons feiger Beistimmung beschlossen, das frühere Todesurtheil (ohne Rücksicht auf die zwar nicht ausdrückliche, aber doch stillschweigend eingetretene Begnadigung) zu vollziehen. Das Volk, obgleich früher dem Raleigh abgeneigt, zeigte löbliches Mitleiden und zürnte den Richtern, wie dem von den Spaniern beherrschten Könige. Doch hatten diese, abgesehen von dem Erzählten, noch einen besonderen Grund des Hasses wider den Verurtheilten. Er führte nämlich in Irland den Oberbefehl, als gefangene Spanier mit kaltem Blute niedergehauen wurden, weil sie keinen Auftrag von Philipp II. vorzeigen konnten und deshalb also wie Räuber zu betrachten wären.

Wie alles Größere verschwand auch der Glanz und der Anstand, welcher am Hofe Elisabeths herrschte, nur zu schnell, ohne daß Jakob es irgend verstand sich in anderer Weise beliebt zu machen.

Anstatt, wie Elisabeth, allen Unterthanen zugänglich zu sein, zürnte der König jedem, welcher sich ihm nahte, weshalb jemand seinem Jagdhunde eine Vorstellung um den Hals hing, mit der Bittschrift: Liebster Köter, wir bitten Sie mit dem Könige über unsere Angelegenheit zu sprechen, denn er hört Sie täglich, uns aber niemals!

Der französische Gesandte Beaumont schrieb über die damaligen Verhältnisse seinem Hofe: Ich erkenne so verschiedenen Samen von Krankheiten in England, es brütet so viel in der Stille und so viele Ereignisse erscheinen unausbleiblich, daß ich behaupten möchte: von jetzt auf ein Jahrhundert werde dieß Reich von seinem Glücke schwerlich einen andern Mißbrauch machen, als zu seinem eigenen Schaden. — Ich kann Euer Majestät versichern, daß Sie eher Grund haben König Jakobs verkehrtes Benehmen und seinen Untergang zu ahnen und zu bemitleiden, als seine Macht zu fürchten. Der Muth der Engländer ist in der Gruft der Elisabeth mit begraben. Wie muß der Staat und die Lage eines Fürsten beschaffen sein, den die Prediger öffentlich auf der Kanzel heruntermachen, den die Stadtkomödianten auf der Bühne darstellen, dessen Frau diesen Schauspielen beiwohnt, um ihn auszulachen, dem das Parlament trotzt und ihn verachtet, und der allgemein von seinem ganzen Volke gehaßt wird. Seine Laster schwächen seinen Geist; wo er als König sprechen will, fährt er zu wie ein Tyrann, und wo er sich herabläßt, wird er gemein. Unter scheinbaren Titeln sucht er ehrlose Handlungen zu verbergen, und weil ihn die Kraft zu diesen verläßt, weidet er seine Augen da, wo er seine übrigen Sinne nicht mehr befriedigen kann. Das Ende von Allem ist endlich jedesmal der Becher. — Nichts geschieht hier nach der Regel und Vernunft, sondern nach dem Belieben Buckinghams, dieses jungen, unwissenden, durch Gunst verblendeten, durch Leidenschaft fortgerissenen Menschen. Die allerwichtigsten und dringendsten Angelegenheiten können diesen König nicht dahin bringen, ihnen nur einen Tag, ja auch nur eine Stunde zu weihen oder seinen Vergnügungen abzubrechen. Er bekümmert sich nicht darum, was man von ihm urtheilt, oder was nach seinem Tode aus dem Reiche werden soll. Ich glaube eine zerbrochene Flasche Wein oder ein ähnliches Nichts liegt ihm mehr am Herzen, als der Untergang seines Schwiegersohns und das Elend seiner Enkel!

Einige dieser Aeußerungen möchte man gern der Abneigung eines Fremden oder der übertriebenen Strenge eines trübschauenden Beobachters zuschreiben — doch sagt selbst der Engländer Burnet: kein König konnte weniger geachtet und bei seinem Tode weniger beklagt werden. England (welches eine so große Rolle spielte, und dessen Königin Elisabeth Schiedsrichterin innerhalb der Christenheit, ja das Wunder ihrer Zeit war, sank unter dieser Regierung in dunkle Nacht und König Jakob ward der Spott seiner Zeit. Während hungrige Schriftsteller ihn daheim über alle Maßen priesen, betrachtete ihn das ganze Ausland als einen Pedanten ohne Urtheil, Muth und Festigkeit und als einen Knecht seiner Günstlinge. — Hiemit übereinstimmend äußert Lord Littleton: König Jakob besaß weder Muth noch Geschicklichkeit, noch Gewandtheit, und ward gleichmäßig verachtet im Inlande und Auslande. Gewiß erschien sein Tod (er starb den 6. April 1625 im neunundfunfzigsten Jahre seines Alters) den Meisten als ein Glück, und Wenige ahneten, daß die unvertilgbaren Keime größerer Umwälzungen bald mit verdoppelter Kraft hervordringen würden.

Ernst Benjamin Salomo Raupach,

geboren am 21. Mai 1784 zu Straupitz, einem Dorfe unweit Liegnitz in Schlesien, der Sohn eines Predigers, besuchte das Gymnasium zu Liegnitz und studirte seit dem Jahre 1801 zu Halle Theologie. Nach zurückgelegten Studien ging er 1804 nach Petersburg, wo er bis zum Jahre 1814 als Erzieher in Familien thätig war, darauf anderthalb Jahr in Petersburg privatisirte und 1816 bei der dasigen Universität als Hofrath und ordentlicher Professor der philosophischen Facultät angestellt wurde. Außer rein philosophischen Disciplinen lehrte er seit dem Jahre 1817 auch deutsche Litteratur und Geschichte. In Folge einer über ihn und andere Lehrer der Universität verhängten Untersuchung (1821) verließ er 1822 Rußland und erhielt später die geforderte Entlassung. Von dieser Zeit an lebte er, eine Reise nach Italien abgerechnet, bald hier bald dort in Deutschland, doch ist sein Aufenthalt immer am längsten in Berlin gewesen.

Von seinen vielen Schriften, welche theilweise unter dem pseudonymen Namen Lebr. Hirsemenzel erschienen, sind zu nennen:

Dramatische Werke ernster Gattung. 12 Bde. Hamburg 1830—35.
Dramatische Werke komischer Gattung. 4 Bde. Hamburg 1829—36.
Die Bekehrten. Lustsp. Hamburg 1827.
Die feindlichen Brüder, oder Homöopath und Allopath. Possensp. Hamburg 1834.
Denk' an Cäsar. Possensp. Hamburg 1832.
Dramatische Dichtungen. 2. A. Liegnitz 1821.
Erzählende Dichtungen. Leipzig 1820.
Die Erdennacht. Dramat. Gedicht. Leipzig 1820.
Erzählungen. Leipzig 1833.
Die Freunde. Trauersp. Leipzig 1825.
Die Gefesselten. Dramat. Dichtung. Leipzig 1821.
Genoveva. Trauersp. Hamburg, 1834.
Lebr. Hirsemenzels, eines deutschen Schulmeisters Briefe aus und über Italien. Leipzig 1823.
Die Königin. Dramat. Gedicht. Leipzig 1822.
Kritik und Antikritik. Lustsp. Hamburg 1827.
Laßt die Todten ruhen! Lustsp. Hamb. 1826.
Die Leibeignen. Trauersp. Leipzig 1826.
Der Liebe Zauberkreis. Dramat. Gedicht. Hamb. 1836.
Der Müller und sein Kind. Volksdrama. Hamb. 1835.
Napoleon der Tyrann, der Unterdrücker und Verderber Deutschlands. Dresden 1813.
Der Nasenstüber. Posse. Hamb. 1835.
Der Nibelungen-Hort. Tragödie. Hamburg 1834.
Rafaele. Trauersp. Hamb. 1828.
Robert der Teufel. Romant. Schausp. Hamb. 1834.
Schelle im Monde. Mährchen. Hamb. 1833.
Die Schleichhändler. Lustsp. Hamb. 1830.
Das Sonett. Lustsp. Hamb. 1833.
Der Stiefvater. Lustsp. Hamb. 1833.
Tasso's Tod. Trauersp. Hamb. 1835.

Timoleon der Befreier. Dramat. Gedicht. Petersburg 1814.
Die Tochter der Luft. Myth. Tragödie. Hamb. 1829.
Vormund und Mündel. Schausp. Hamb. 1835.
Der Wechsler. Lustsp. Hamb. 1830.
Der Zeitgeist. Possensp. Hamb. 1835.

Außerdem lieferte Raupach noch Beiträge zu den Jahrbüchern deutscher Bühnenspiele, zu v. Kotzebue's Almanach und vielen andern periodisch erscheinenden Werken.

Ueber diesen, in neuester Zeit vielfach angefeindeten Dichter urtheilt Menzel in seiner deutschen Litteratur (2. A. Bd. 4, S. 253) eben so unparteiisch als treffend und wahr, mit folgenden Worten: Seit Schiller hat kein tragischer Bühnendichter so viel Glück im Publicum gemacht, wie Raupach, und seit Kotzebue hat keiner so viel Stücke geschrieben. Er liefert jetzt in jedem Jahre beinahe ein Dutzend. Ohnstreitig zeichnet ihn eine große Bühnenkenntniß, eine leichte Behandlung des Scenischen, eine feine Berechnung des Effectes aus; aber um den letztern zu erproben, ist er auch jeden Augenblick bereit, die poetische Wahrheit und Würde aufzuopfern. Sein Fehler ist, daß er nur Effectstücke schreibt, und doch immer Charakterstücke schreiben will. Seine Lustspiele sind besser als seine Trauerspiele, weil die Komik jene Effectsucht viel besser verträgt. Doch bringt er auch hier durch zu viele Mittel eine kleinere Wirkung hervor, als er bei mehr Oekonomie hervorbringen würde. Sein Streben zu frappiren ist überall zu sichtbar. Es ist eine fast beleidigende Absichtlichkeit in allen seinen Werken und nirgends blickt eine Naivetät des Genies, eine jener göttlichen Nachlässigkeiten heraus, ohne die uns keine Dichtung erquicklich ist, weil ein Kunstwerk durchaus wie ein Naturwerk aussehen muß, wenn es uns recht ergreifen soll. — Uebrigens entlehnt er seine Effecte, und es ist unmöglich bei ihm, wie bei andern großen Tragikern, einen Kern von Originalität festzuhalten. Im Trauerspiel wechselt er mit der feierlichen Declamation Schiller's, mit der humoristischen Bilderfülle Shakspeare's, mit der kalten Vornehmigkeit Goethe's, mit der hinreißenden Innigkeit und Dringlichkeit Calderon's ab, doch fühlt man, daß diese Sprache nur die mattere Nachahmung bekannter Originale ist, und dies Gefühl wird peinigend, wenn bisweilen sogar wörtlich Phrasen aus berühmten Dichtern bei ihm wiederkehren, oder wenn er einen höhern Ton affectirend, als ihm natürlich ist, in Galimathias und albernen Schwulst, oder auch plötzlich aus dem hohen Ton in den gemeinen fällt. In seinen Lustspielen wechselt er ganz auf dieselbe Weise mit der Nachahmung der verschiedensten Originale ab, unter denen der bequeme und leichtfertige Kotzebue und sogar die wiener Posse neben Goldoni's Feinheit und Shakspeare's schweren Witzen und überkünstelten Metaphern wieder zu erkennen sind, was denn freilich eine sehr heterogene Mischung giebt.

Isidor und Olga.

Fünfter Act.

Erste Scene.

(Ein Gemach der Gräfin. — Abend.)

Gräfin Olga. Madame Duval tritt eben ein.

Duval.

Seid Ihr nun endlich sichtbar? Warum hattet
Ihr Euch denn eingeschlossen, liebe Gräfin?

Olga.

Um ungestört zu beten. Uebrigens
Bin ich jetzt nicht mehr Gräfin, gute Duval.

Duval.

Nicht Gräfin mehr? wie so?

Olga.

Vor ein'gen Stunden
Hab' ich dem Fürsten meine Hand gereicht.

Duval.

Ihr scherzt.

Olga.

Fürwahr! es ist ein Tag dazu!
Ist Tod und Leben Scherz?

Duval.

So wär' es Ernst?

Olga.

Ja: nach dem Abendgottesdienst hat uns
Der Priester eingesegnet.

Duval.

Ist es möglich?
Das also Eure Ohnmacht, Eure Angst
Und Eure Thränen? darum wolltet Ihr
Allein mit Marpha in die Kirche gehn?

Olga.

Ja, darum. Seid nicht böse, theure Freundin,
Daß ich Euch ein Geheimniß draus gemacht.
Solch ein Entschluß erhebe vollendet sich
Aus des Gemüthes Tiefen, wo, von Selbstsucht
Und Menschenklugheit nicht gestört, der Geist
Des Ew'gen in uns wirkt. Ihr hättet mir
Gerathen, mich gewarnt, mir zu bedenken
Gegeben, und mich fruchtlos nur gequält.

Duval.

O! warum habt Ihr das gethan?

Olga.

Ich mußte:
Denn so allein war dieser Streit zu schlichten,
Der mit der Schrecken ärgstem mich bedrohte.
Der Preis war meine Hand.

Duval.

O der Tyrann!

Olga.

Er ist jetzt mein Gemahl.

Duval.

Ach! Euer Zittern
Und Zagen hätt' Euch davor warnen sollen.

Olga.

Ich bat den Vater droben — und er ist
Uns näher in der Noth — ich fleht' ihn an,
Wenn mein Entschluß nicht Gnade vor ihm fände,
In meinem Geist den Warner mir zu wecken — —
Doch es blieb still in mir. — Ich leugne nicht,
Daß ich geweint, gezittert und gezagt:
Denn nur nach schwerem Kampf gelingt's der Sonne
Des heitigern Entschlusses, das Gewölk
Der Neigungen und Wünsche zu zerstreun.
Doch während des Gebetes schon verschwand
Die Angst, und jedes: „Herr, erbarme Dich!"
Beruhigte des Herzens Fieberpuls,
Und bei der heil'gen Handlung, dünkte mich,
War ich gefaßter, muthiger, denn er.
Jetzt, da der Schritt gethan ist, ich mein Herz
Noch einmal vor dem Ew'gen ausgeschüttet,
Bin ich vollkommen ruhig, denn ich weiß,
Daß meine That nach seinem Willen ist:
Er wollt' es so: sind seine Weg' auch dunkel,
Es sind doch seine Wege.

Duval.

Nein, o nein!
Solch' unnatürliche Verbindung wird
Und kann ja nimmer gute Früchte bringen.

Olga.

Es ist wohl wahr: in eine finst're Nacht
Seh' ich hinaus, wenn ich die Zukunft denke;
Doch muthig will ich schreiten in die Nacht,
Auf Gott vertrauend, daß er seine Sterne
Wird leuchten lassen über meinen Pfad.
Ihr aber, gute Duval, solltet nicht
Durch Unglücksprophezeihung meinen Muth
Erschüttern wollen: ich bedarf der Kraft,
Das Unabänderliche zu ertragen.

Duval.

Ist's unabänderlich? das ist die Frage:
Ist solch' erzwungene Verbindung gültig?

Olga.

Erzwungen nicht: denn keine Todesfurcht
Hat mich geschreckt, und wär' es auch geschehn,
Hätt' eher ich den Tod umarmen müssen,
Als freveInd spielen mit dem Sacrament.
Das war der größte Kampf: ob ich den Bund,
Den noch das Herz nicht, nur der Wille schloß,
Vom Sacrament besiegeln lassen durfte.
Ich hab's gewagt, und meiner Seele Heil
Liegt nun in der Erfüllung des Gelübdes:
Ich will mein Herz nun zwingen, sich zu dem
Zu wenden, dem ich es gelobt, es zwingen
Zu achten ihn, zu ehren, ihn — — — ja — ja! —
Zu lieben.

Duval.

Guter Gott! wie würdet Ihr
Das je vermögen? Ach! ich fürcht' — ich fürchte —

Olga.

Ich weiß es, was Ihr fürchtet. Eure Furcht
Ist meine Hoffnung, Gute — daß mein Herz — —
Ja — daß mein Herz im Kampfe brechen wird. —
Allgüt'ger! wenn die Hoffnung sündlich ist,
Vergieb sie deinem schwachen Kind': ich will
Gewiß nichts thun, damit es früher breche,
Als Du ihm selbst gebietest still zu steh'n. —
(Pause.)
Noch einer schweren Stunde nah' ich mich.

Duval.

Was noch, um Gottes willen!

Olga.

Ich erwarte
Den armen Isidor; ich lud ihn ein,
Will selbst ihm seinen Freibrief übergeben.

Duval.

Müßt Ihr auch diese Qual Euch auferlegen?

Olga.

Ich muß. Erst war mein Vorsatz, ihm zu schreiben;
Doch fühlt' ich bald, es wäre hart und feig',
Die letzte Pflicht, wie schmerzlich sie auch sei,
Dem Freunde zu entziehn, um mich zu schonen.
Vielleicht auch stimmt mein Wort ihn zur Ergebung,
An der's zum Unglück immer ihm gebrach.
(Ein Bediente tritt ein.)

Bediente.

Isidor, Ew. Erlaucht.

Olga.

Ich lasse bitten.
(Der Bediente geht ab. Olga reicht Madame Duval die Hand.)
Gute Nacht, wenn wir
Uns heut nicht wiedersehn.

Duval (sie umarmend).

Gott sei mit Euch.

Olga.

Er ist es; wie mein Herz auch ängstlich schlägt,
Ich fühle seinen Frieden in der Seele.
(Madame Duval entfernt sich; gleich darauf tritt Isidor ein.)

Isidor.

Ihr habt mich rufen lassen.

Olga.

Ja, und habe
Schon lang' auf Euch geharrt, mein theurer Freund.

Isidor.

Entschuldigt mich! Denn eh' ich vor Euch träte,
Wollt' ich die Rechnung schließen über mich,
Um klar zu wissen —, was nach der Verheerung
Der beiden Tage —, mir noch übrig bliebe.
Die Rechnung ist geschlossen, ich bin hier.

Olga.
(Ihm eine Schrift übergebend.)

Hier ist die Schrift, die man Euch ungerecht
Verweigert hat, ich glaubt', Ihr würdet sie
Am liebsten aus der Freundin Hand empfangen.

Isidor.
(In die Schrift blickend.)

Mein Freibrief ist's? Den konnt' ich freilich nur
Von Euch empfangen, da Ihr ihn gekauft.

Olga.

Ihr wißt — — — — —?

Isidor.

Es ward mir kund, um welchen Preis
Ihr mich habt losgekauft. Ich sollt' Euch danken;
Doch Thaten giebt's von so besond'rer Farbe,
Daß nichts, auch selbst kein Dank sich dazu schickt.
Die That ist überschwänglich; doch ich habe
Für Ueberschwängliches jetzt wenig Sinn.

Olga.

In diesen Worten hör' ich nicht den Freund.
Das spricht der Geist nicht, dessen reiches Licht
Mir Welt und Leben einst so schön erleuchtet.

Isidor.

Wie viel verwandelt oft ein Augenblick!
Und wie viel Augenblick' in sieben Stunden!
Und eine Stund' in Ketten zugebracht,
Wiegt an Gedanken leicht ein Leben auf.

Olga.

O diese kalte bitt're Sprache nicht!
Sie thut mir furchtbar weh, mein theurer Freund;
Das hab' ich nicht verdient. Schwer war der Kampf —
O fraget Euer Herz — es war ein Kampf
Der blut'gen Thränen: doch die Ueberzeugung,
Daß eine höh're Hand das Leben lenkt,
Daß sie uns unſ're Wünsche nur versagt,
Weil sie der ew'gen Weisheit widerstreben,
Die Ueberzeugung gab mir Kraft zum Siege.
O nehmt auch Ihr sie auf in Euer Herz,
Und gebet nicht, weil Ihr ein Gut verloren,
Das ganze Leben als verloren auf.

Isidor.

Ihr seid im Irrthum, Gräfin, wenn Ihr glaubt,
Schmerz über Eueren Verlust, Verzweiflung
Der Liebe sprech' aus mir: das ist vorüber.
Als ich im Sclavenrocke vor Euch stand,
Ihr mich und Euer Herz verleugnen mußtet,
Ich unter seines Hohnes Folter Euch
Erseufzen hört', und doch in der Verhöhnung
Ein schwaches Vorbild nur des Looses sah,
Das Euch an meiner Hand einst treffen würde,
Gab ich Euch auf; und wäre mir die Freiheit
Geworden in dem Augenblick, bewaffnet
Zum Selbstmord hätt' ich eher meine Hand,
Als sie befleckend in die Eurige
Gelegt.

Olga.

O! der unsel'gen Uebertreibung!

Isidor.

Ich bitt' Euch, laßt mich reden; diese Gunst
Gewährt mir noch: denn Ihr sollt mich verstehn.
Ein Sclavenkleid hat man mir angelegt,
Wie ein geschmücktes Halsband einem Hund,
Gezwungen hat man mich zum Sclavendienst,
Euch zu demüthigen durch meine Schmach:
Ich hab' es, um der Peitsche zu entgehn,
Ertragen müssen. Knecht'sche Züchtigung
Hat man mir angedroht, mit Fäusten hat
Man mich geschlagen, endlich mich verdammt
Zu einer Strafe, die — Ihr wähnt vielleicht,
Ihr hättet mich befreit? — O nein! die Schmach,
Den Seelenkrampf, den Abscheu vor mir selbst,
Den innern Tod — die Schrecken dieser Strafe —
Hab' im Gedanken an die Möglichkeit
Ich schon erlitten: nur der viehischen
Behandlung, die das schreckliche Gesetz
Mir zuerkannt, der habt Ihr mich entzogen —
Um welchen Preis? dem rohen freveln Knaben
Geopfert habt Ihr Euch, und meine Liebe
Hat nicht nur Hohn und Schande, nein! auch Angst,
Endlosen Jammer über Euch gebracht. —
Warum das Gräßliche? Weil ich gefrevelt?

O nein doch! nein! — weil ich geboren bin.
Verworfen war ich, eh' ich war — verflucht,
Ein Wurm zu sein, den man mit Füßen tritt,
Der Ekel nur erregt. Das Selbstgefühl,
Womit der Mensch im Geistesleben wurzelt,
Es ist dahin — und ich verachte mich.

Olga.

O Phantasieen des empörten Stolzes!
Mein Freund! Mein theurer Freund! wie solltet Ihr,
Weil Ihr unglücklich seid, Unwürdiges
Erlitten ohne Schuld, Euch selbst verachten?

Isidor.

Das faßt Ihr nicht: denn diese Scheidewand
Ist unverwüstlich zwischen Mann und Weib:
Keuschheit ist Eure, Freiheit unsre Ehre;
Der Knecht ist ehrlos, Knechtschaft ist Vernichtung.

Olga.

Gewaltthat war's: Ihr war't und seid ja frei;
Legt Euerm Geist nicht selber Fesseln an!
Ihr habt Verlust erlitten; aber liegt
Nicht noch vor Euch der ganzen Schöpfung Fülle?
Ihr seid noch jung, und — wenn Ihr wollt — auch reich — —

Isidor.

Recht! werft mir eine Bettlergabe zu.
Was dürfte den Verworfenen noch kränken?

Olga.

O hab' ich denn kein Recht an Euer Schicksal?
Nun wohl, verwerft mich! wendet nur den Blick
Von dem Vergangnen auf die Zukunft ab!
Kehrt wieder in das schöne Land, wo wir
So glücklich waren, trinkt Vergessenheit
In seiner milden Luft, des Himmels Glanz,
Der Erde Blühen wird die Nacht zerstreu'n,
Die Euern Geist umdüstert; Eure Kunst — —

Isidor.

Auch die entehren? um des innern Todes
Abbild hervorzubringen? Nein! — vorbei! —
Ich muß auf anderm Weg' mich wiederfinden.
Habt Ihr noch etwas zu befehlen, Herrin?

Olga.

Nein, theurer Freund, so können wir nicht scheiden. —
Es ist ein Abschied für das Leben: laßt
Den einz'gen Trost mir, Euch gefaßt zu wissen.
Was auch verloren sei, das Höchste kann
Euch ja kein Schicksal rauben. Wie das Leben
Sich auch gestalten mag, Ihr bleibt ein Werk
Des Ewigen, ein Geist von seinem Geist,
Ein Kind des güt'gen Vaters, ein Theilnehmer
An der Erlösung, ein Berufener
Zur Seligkeit. Wer kann die Würd' Euch rauben?
Wer kann verhindern Eures Geistes Flug
(auf das nahe Fenster deutend)
Zu jenen Sternen, die dort ewig leuchten?

Isidor.

Sie leuchten. Doch warum nur sie? warum
Nicht auch die vielen Millionen Erden,
Die wie an Sklavenfesseln sie umkreisen?
Warum? — — Habt Ihr noch etwas zu befehlen?

Olga.

Das Wichtigste, — das Höchste! Ehrt in Euch
Den Freund, den liebend sich mein Herz erkor,
Um den es nun gebrochen ist — den Freund, —
Den ich nur aufgab — für des Lebens Stunde —
Dort aber — hört Ihr's? — dorten wieder finden, —
Und — wieder lieben will. — — Nichts, Isidor,
Mein theurer Freund, nichts, was auf ewig uns
Jenseits des Lebens schiede — nichts! — Das ist
Die letzte Bitt' an Euch — mein letzter Wille.

Isidor.

Lebt wohl. (Er geht rasch ab.)

Olga, allein.
(Pause.)

In Deine Hand befehl' ich sein Geschick,
Allmächtiger! regiere Du sein Herz,
Und laß mein Opfer nicht vergebens sein! — —
Ach, Furcht und Angst sind wieder eingekehrt
In diese kranke Brust — die Pulse fliegen —
Ach! schwer läßt sich das Irdische besiegen. —
Ich will hinaus gehn in die stille Nacht,
Wo ich die Gegenwart des Ew'gen fühle:
Die Sterne sagen, daß sein Auge wacht,
Und wie sein Athem stärkt die Abendkühle.
(Sie geht ab.)

Zweite Scene.

(Des Fürsten Schlafzimmer, im Hintergrunde rechts sein Bette mit Vorhängen.)

Ossip kömmt.

Bei Gott, ein lustiger Hochzeittag! Ich schwöre sonst nicht bei Gott, der uns verworfen hat; aber jetzt schwöre ich bei Gott, es ist ein lustiger Hochzeittag, wie der meiner Xrinia. —

(Gen Himmel sprechend.)

Siehst Du, Fürst Peter Juriewitsch, ich bin jetzt hier mächtiger, als Du; der Wurm, den Du mit Füßen getreten, hat die Pfosten Deines Hauses zernagt, und es stürzt zusammen. Siehst Du, Peter Juriewitsch, man muß auch den Wurm nicht treten.

(Er setzt sich in einen Lehnstuhl.)

Hier will ich ihn erwarten, um ihm den Abendtrunk zu reichen — Wermuth und Galle — ein Schlaftrunk wird's nicht werden. Soll auch nicht; ich habe wohl hundert Nächte nicht geschlafen. So eine Nacht ohne Schlaf, aber voller Verzweiflung, ist ein Vorschmack der Hölle, und zu keiner Zeit kommen so viele böse Gedanken zur Reife, als in so einer Nacht. Er soll nicht schlafen. — — Ich glaube, er kommt.

Ossip stellt sich, als wenn er schliefe. Der Fürst, mit aufgerissenem Busen, tritt ein, ohne ihn zu bemerken.)

Fürst.

Gluth! — alles Gluth! — die Luft ein Feuerstrom —
Der Thau nur siedend Wasser — als ob sich
Der Tiefe Feuerbrunnen aufgethan,
Die Erd' in Feuer untergehen sollte. —
O schwebt' ich wieder auf dem wilden Meer!
Da kühlt der Wogen Bad, da kühlt der Sturm.
(Er bemerkt Ossip und betrachtet ihn eine Weile von weitem.)
Ich glaub', er schläft.
(Er nähert sich ihm.)
Ja, bei der Höll' — er schläft!
Ein Herz voll gift'gen Hasses — und er schläft;
In seinem Leben keine gute That,
Doch eine Unzahl böser — und er schläft. —
Nun, wenn er schlafen kann, und ruhig schläft,
Und nicht erduldet böser Träume Qual;
Und wenn der Tod ein fest'rer Schlaf nur ist,
Was grauset doch dem Sünder vor dem Tode?
(Er schüttelt ihn.)
Wach' auf!

Ossip.
(Springt auf, stellt sich aber schlaftrunken.)

Ach Gott — Ew. Erlaucht — vergebt — vergebt, — was befehlt Ihr?

Fürst.

Ist das der Ort für deinen Schlaf?

Ossip.

Ach Himmel! ich glaubte, Ew. Erlaucht würde nicht nach Hause kommen, würde bei der schönen Braut bleiben.

Fürst.

Schweig, frecher Narr! Ich will zu Bette gehn.

Ossip.

Nicht möglich! Ew. Erlaucht will hier schlafen? Ach, nun merke ich es: Ihr scherzt.

Fürst (ihn bei der Brust fassend).

Verfluchte Schlange! — Doch —
(er schleudert ihn bei Seite)
Du bist betrunken.

Ossip.

Betrunken nicht, Ew. Erlaucht, aber getrunken habe ich auf Euer Wohl und auf das Wohl unserer neuen Herrin: und das war meine Schuldigkeit. Ein schlechter Unterthan, der sich nicht etwas zu Gute thut am Ehrentage seines Herrn, und heute ist ja Euer Ehrentag. Dabei wollte ich auch meinen Gram vertrinken, denn heute ist auch meiner Xrinia Sterbetag. Wunderlich genug: ein Hochzeitstag und ein Sterbetag — als wenn

sich das zusammen schickte. Ja, die arme Xrinia, die wurde auch so schonungslos gezwungen.

Fürst.

Auch schonungslos gezwungen? Bösewicht,
War'st Du nicht Helfers Helfer bei dem Werk?
Du schlossest den verfluchten Handel ab.

Ossip.

Natürlich. Ein Leibeigener muß zum Vergnügen seines Herrn thun, was er kann; ist es Sünde, so fällt sie auf den Herrn. Ich sagte es wohl, Ihr solltet bedenken — —

Fürst.

Ist Isidor schon abgereis't?

Ossip.

Vermuthlich: seine Pferde sind wenigstens schon lange fort. Wäre er aber auch zehntausend Werst von hier, oder läge er im Grabe, er bliebe doch für Euch ein Stein des Anstoßes; das hättet Ihr bedenken sollen, wie ich sagte.

Fürst.

Wahr! Wahr! Er selber, seines Namens Laut,
Sein Schatten — sein Gedächtniß — Alles Eins —
Ein Fels auf ewig zwischen ihr und mir. —
O warum hatt' ich nicht den Muth und hielt
Die Lichterscheinung, den Gedanken fest,
Ihr zu entsagen: selig wär' ich ja
Gewesen in dem Anschau'n ihres Glücks
Bei ihres Dankes süßen Melodie'n.

Ossip.

Ich fürchte nur, die Seligkeit hätte nicht über eine Stunde vorgehalten.

Fürst.

Recht! Recht! Ich konnte nicht — hätt' ich gekonnt —
Ein Teufel wär' ich, hätt' ich's nicht gethan.
Jetzt nenn' ich sie doch mein, darf denken nun,
Daß sie mir angehört, darf werben nun
Um ihre Lieb' — und einst — sie hat's gelobt
Im Sacrament, ihr Herz zu überwinden.

Ossip.

Ei ja! in der Angst verspricht man auch das Unmögliche.

Fürst.

Schweig', gift'ge Zunge, schweig! Was kann der Molch
Vom Glanz der Sonne, was Dein grollend Herz
Von eines frommen Herzens Allmacht wissen? —
O sie ist eine Heil'ge! Blaß und schön
Lag sie mit Inbrunst betend am Altar;
Nicht nur der Mund, ihr Blick und jeder Zug
Des Angesichtes sprach zum Ewigen;
Zu Sternen wurden des Gebetes Worte
Und stiegen leuchtend auf zu Gottes Thron.
Ich hörte leise sie mitsprechen: „Herr,
Erbarme Dich!" und nun hab' ich gefühlt,
Was es bedeutet: „Herr, erbarme Dich!"
Wer so kann sprechen: „Herr, erbarme Dich!"
Der ist erhört, dem geht der Himmel auf,
Den drückt kein Leiden mehr und keine Schuld.
Als uns der Priester auf den Teppich winkte,
Mit festem Schritt, als führten unsichtbar
Die Engel Gottes, demuthsvoll, doch hehr,
Das Auge glänzend vom errung'nen Siege,
Trat sie hinzu: ich bebte neben ihr;
Feig' zitterte mein Ja, das ihre klang
So fest und ruhig, wie ein Segensspruch.
Und diese Heil'ge wäre mein, ganz mein
In heil'ger Lieb', und Mond und Jahr verrönn',
Und alle Zeit, und sie wär' immer mein,
Und sel'ger, als die Sel'gen Gottes, ich,
Wenn er nicht lebte — er — mein böser Geist.

Ossip.

Ja wohl! er hätte gar nicht sollen geboren werden.

Fürst.

Warum erblickten Beide wir das Licht?
Warum denn blieb nicht Einer in der Nacht
Des Wesenlosen? denn kein Friede ist
Nun zwischen uns, im Leben und im Tode.

(Eine Tapetenthür öffnet sich; Isidor tritt herein.)

Isidor

Vielleicht doch Fried' im Leben durch den Tod.

Fürst.

Du hier?

Isidor.

Du wolltest mich nicht sehn: warum
Blieb dieser Durchgang offen?

Fürst.

Und was willst — — —

Isidor.

Das sollst Du hören. Ossip, geh!

Fürst.

Du bleibst.

Isidor.

Auch das!

(zu Ossip.)

So tritt in jenen Winkel dort!
Der erste Laut, die leiseste Bewegung,

(er zieht eine Pistole aus dem Busen)

Bringt Dir den Tod.

Fürst.

Kömmst Du als Mörder her?

Isidor.

Schweig, junger Frevler, schweig und höre mich!
Du weißt, was Du gethan: Du hast das Mark
Des Lebens mir zerstört; geplündert hast
Du meine Seele, daß sie nackend ist,
Wie in der Stunde der Geburt. Mein Geist
Ist nur ein finst'rer Rachgedanke noch,
Der, ob der wüsten Stätte meines Seins,
Ein schwarzer Aar, nach Beute krächzend schwebt.
Drum Rache will ich, Rache ford're ich!

(er zieht eine zweite Pistole hervor und reicht sie dem Fürsten)

Nimm!

Fürst.

Fort! Fort! Du bist von Sinnen!

Isidor.

Wär' ich das,
Lägst Du zerschmettert schon in Deinem Blut.
Nicht Mord, Entscheidung will ich, und von dem,
Der wählet und verwirft, wie's ihm gefällt.
Entscheid' er zwischen uns, ob Beide wir,
Ob Einer fallen soll; doch Einer muß:
Denn leben können wir nicht Beide mehr.
Fall' ich — so ist's vorüber: — Du — so stirbt
Die Höll' in meiner Brust — und ob auch fern —
Auf ewig fern von ihr, ich weiß sie doch
Von Dir erlös't und von dem Fluch des Meineids,
Den Du vor Gott ihr abgezwungen hast.

(ihm wieder die Pistole reichend)

Nimm! Nimm!

Fürst.

(hastig darnach greifend)

Gieb her, ich fühl's, wir können nicht
Mehr Beide leben. Ja — Du bist der Fluch,
Den mir mein Vater hinterlassen hat;
Die Geißel Du des ungerechten Herrn,
Der an den Kindern rächt der Väter Schuld.
Laß uns denn loosen mit den eh'rnen Würfeln,
Wer weichen soll.

(sich zurechtstellend)

Du bist beleidigt; — schieß!

Isidor.

Nichts! keinen Vortheil will ich! Sein und Nichtsein —
Die Waage steht —. — Hier eine Kugel noch —
Bei ihrem Falle schießen wir zugleich.

Fürst.

Es sei!

(Sie stellen sich; Isidor läßt die Kugel fallen; sie schießen zugleich, und Beide stürzen todt zu Boden.)

Ossip.

(in die Mitte tretend und auf den Fürsten deutend)

Xrinia!

(Petrow, Fedor, Bediente eilen herbei.)

Petrow.

Gott! Gott! was ist geschehn?

Ossip.

Sie spielten Würfel,
Und Beide haben in dem Spiel verloren!

(Er kniet neben Isidor nieder.)

Petrow.
(Zu einem Bedienten.)
Zu Pferde! schnell! Schaff' einen Wundarzt her!
(Ein Bediente geht ab.)

Fedor.
(der sich mit dem Fürsten beschäftigt)
Hier ist wohl Menschenhülfe nicht vonnöthen;
Der Tod hat schon geholfen.

Ossip.
Armer Vetter!
So sollt's nicht kommen. Grüß' Xrinia!
(Olga stürzt athemlos herein.)

Olga.
Ich hörte schießen; — was —
(die Gefallenen erblickend)
Barmherziger Gott!
(Sie wirft sich neben Isidor'n nieder.)
O Hülfe! Hülfe!

Petrow.
Ein Bot' ist schon gesandt.

Olga.
Stirbst Du, mein Freund? Stirb nicht, mein süßer Freund!
Nimm meinen Hauch in Deinem Busen auf!
Er wird ihn sanft und liebevoll bewegen.
Könnt' ich Dir geben meiner Augen Licht!
Was frommt's dem Auge, das Dich nicht mehr schaut.
(Isidor erholt sich.)
Er lebt! o Gott! Er lebt!

Isidor.
Du hier? — O, nun —
Ist Alles gut. — Vergieb! — Jetzt meinen Dank —
(ihre Hand langsam an seine Lippen führend)
Jetzt heißen Dank — für Deine schöne Liebe,
Die Leben nicht — doch süßern Tod mir gab.

Olga.
O nenn' ihn nicht! er darf Dich nicht berühren,
Der kalte Blüthenräuber. Du bist mein!

Isidor.
O Du Geliebte! — Hätt' ich auch — ein Leben —
Voll Glück und Leben neben Dir — gelebt; —
Die letzte Hoffnung wäre doch geblieben — —
In Deinem Arm — an Deiner Brust zu sterben — —
Und — nicht — zu früh — — wird — schöne Hoffnung — wahr.
(Er stirbt.)

Olga.
Er stirbt! Er stirbt! — — Du bist allmächtig, Gott:
Hilf mir, wenn Du die Liebe nicht verwirfst.
(Pause.)
Schlaf wohl, mein armer thränenwerther Freund
Bis zu dem Morgen der Vereinigung. —
Wir haben viel gelitten um einander;
Verdienen wohl ein selig Wiedersehn.
Die Freiheit meiner Unterthanen soll
Dein Denkmal sein: die Seufzer will ich stillen,
Die Thränen trocknen, und mit Lieb' und Glauben
Und gutem Werk nach der Vergeltung streben,
Dort liebend und geliebt mit Dir zu leben.
(Sie steht auf und erblickt die Leiche des Fürsten.)
Ha! blut'ger Lohn — — — — —
(Sie hält plötzlich inne und wendet sich zum Himmel.)
Vergieb uns uns're Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern!

Gottfried Peter Rauschnick,

geboren am 10. September 1778 zu Königsberg, studirte dort Jurisprudenz und Philosophie und ward bei der Classificationscommission in Neuostpreußen angestellt. Er begab sich 1807 nach Königsberg zurück, kaufte ein Landgut und widmete sich der Landwirthschaft; später reiste er, nachdem er sein Vermögen eingebüßt, um einige Reste zu retten, nach Holland, den Rheingegenden und der Schweiz, und privatisirte dann von 1815 bis 1819 in Frankfurt am Main, in Mainz und endlich in Bonn. Hierauf übernahm er 1819 die Redaction der allgemeinen Zeitung in Elberfeld; 1820 erwarb er sich auf der Universität Marburg den Doctorgrad, legte 1822 die Redaction der elberfelder Zeitung nieder und übernahm die Redaction der in Schwelm erscheinenden Zeitschrift Hermann. 1827 ging er nach Leipzig, wo er 1835 starb.

Er schrieb (zuweilen unter dem pseudonymen Namen Phil. Rosenwall):

- Bemerkungen eines Russen über Preußen. Mainz 1817.
- Malerische Ansichten u. Bemerkungen auf einer Reise durch Holland ꝛc. 2 Th. Mainz 1818.
- Gespenstersagen. 2 Th. Marburg 1818.
- Königskerzen. 2 Th. Mainz 1819.
- Päonien. 2 Th. Mainz 1820.
- Kaiserkronen. 2 Th. Elberfeld 1820.
- Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Vorzeit. Marburg 1822.
- Handbuch der europ. Staatengeschichte. 2 Th. Schmalkalden 1824.
- Geschichte der Deutschen für Schulen. Schwelm 1826.
- Lehrbuch der Weltgeschichte. Koblenz 1827.
- Chronolog. Handbuch der Weltgeschichte. Erfurt 1828.
- Specialgeschichte der deutschen Staaten. 1r Th. Mainz 1828.
- Hauschronik der Deutschen. 3 Th. Leipzig 1828—1829.
- Das Bürgerthum und Städtewesen der Deutschen im Mittelalter. 3 Th. Dresden 1829.
- Historische Bilderhalle. 2 Bde. Meißen 1830.
- Denkwürdige Handlungen, Reden und Schicksale berühmter Männer des Alterthums. Berlin 1831.
- Geschichte der deutschen Hanse. Dresden 1830, 2 Bde. in 8.
- Geschichte des deutschen Adels. Dresden 1830, 4 Bdchen.
- Allgemeine preußische Hauschronik. Halle 1831 flg., 13 Hefte.
- Handbuch der Mythologie. Leipzig 1832.
- Züge aus dem Pfaffenthum der Deutschen. Leipzig 1833.
- Marschall Vorwärts. Leben Blücher's. Iserlohn 1836.
- Geschichte der deutschen Geistlichkeit im Mittelalter. Leipzig 1836.

Gute Erfindung, anmuthige Darstellung, Innigkeit und Wärme treten in R's Erzählungen vortheilhaft hervor und erwarben ihnen viele und geneigte Leser. Ein größeres Publicum fanden indessen noch die historischen Leistungen desselben Verfassers, da er hier mit gutem und klarem Vortrage einen angemessenen Ton und lebhafte Schilderung zu verbinden wußte, doch bleibt ihr Werth immer untergeordnet, da sie, meist aus secundären Quellen geschöpft, nicht das Resultat selbstständiger Forschung sind.

Christian Günther Rautenberg,

geboren zu Braunschweig im Jahre 1728, erster Prediger der Martinskirche zu Braunschweig, Bruder des durch seine moralischen und satirischen Versuche bekannten Albrecht Friedrich Gustav R. (gest. zu Hannover 1780). Er starb am 2. Februar 1776.

Wir besitzen von ihm:

Sammlung einiger Predigten. 2 Th. Braunschw. 1765. N. A. 1777.
Hume's Versuch über den ersten Grundsatz der Sittlichkeit. Uebers. Braunschweig 1768.
A. Smith's Theorie der moralischen Empfindungen. Uebers. Braunschweig 1770.

Ein Nachfolger Mosheim's zeichnete sich R. bei seinen Kanzelvorträgen vortheilhaft durch Klarheit, Innigkeit und Wärme des Gefühls aus.

Paul Rebhun,

geboren zu Ende der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war Anfangs Schullehrer zu Plauen, bis er ums Jahr 1546 Pastor zu Oelsnitz im Meißnischen und darauf Superintendent im Amte Voigtsberg ward. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er schrieb:

Ein geistlich Spiel von der gottfürchtigen und keuschen Frau Susannen. Zwickau 1536 u. 1544.
Ein Hochzeitspiel auf die Hochzeit zu Cana in Galiläa gestellet. 1538.

Seine dramatischen Arbeiten zeichnen sich weiter nicht vor den vielen ähnlichen Versuchen jener Zeit aus, als daß sie in der Form nach antikem Muster mit großem Fleiße gebildet sind und der Verfasser sich nicht allein mit Zählung der Sylben in den Versen begnügt, sondern auch die Längen und Kürzen mißt und sie regelmäßig mit einander wechseln läßt.

Andreas Georg Friedrich von Rebmann

wurde am 24. November 1768 zu Süzzenheim bei Erlangen geboren, studirte zu Erlangen Jurisprudenz und lebte darauf in den Jahren 1792 und 1793 in Leipzig und Dresden, wo er als Jacobiner verdächtig ward. Im Jahre 1794 wandte er sich nach Erfurt, legte daselbst eine Leihbibliothek an und gab mehrere Schriften heraus, in denen sich revolutionäre Grundsätze äußerten. Er sah sich bald genöthigt, von Erfurt zu flüchten und lebte nun in Altona und Amsterdam. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris wurde er von da verwiesen. Er wurde nun zerbstischer Rath zu Erlangen, später zweiter Criminalrichter bei dem Obertribunal zu Mainz, 1803 Präsident des peinlichen und Specialgerichts und 1811 Präsident des kaiserlichen Gerichtshofes zu Trier. Im J. 1816 ward ihm das Amt eines Präsidenten des Oberappellationsgerichtes in Kaiserslautern, er trat darauf in den baierischen Staatsdienst und erhielt eine gleiche Stellung in Zweibrücken. Er starb am 16. September 1824 in Wiesbaden.

Von seinen zahlreichen, größtentheils anonymen Schriften nennen wir:

Heinrich von Neideck. 2. Aufl. Erlangen 1791.
Briefe über Erlangen. 2 Th. Frankfurt 1792.
Nelkenblätter. 4 Th. Leipzig 1792—95.
Empfindsame Reise nach Schilda. Leipzig 1793.
Albrecht der Friesländer. Leipzig 1793.
Hans Kiekindiewelts Reise. Leipzig 1794.
Wahrheiten ohne Schminke. Deutschland 1794.
Leben u. Thaten des jüngern Herrn von Münchhausen. Thorn 1796.
Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands. 2 Th. Altona 1796.
Das neue graue Ungeheuer. 10 St. Altona 1795—1797.
Geschichte meiner Verfolgungen. Amsterd. 1796.
Haideblümchen. Hamburg 1796.
Frankreichs politische Verhältnisse. 3. Aufl. Paris 1797.
Die fünf Männer. Altona 1797.
Holland u. Frankreich. 2 Th. Paris 1797.
Obscurantenalmanach. Altona 1798.
Damian Hessel und seine Raubgenossen. 3. Aufl. Mainz 1811.
Magazin für deutsche gerichtliche und Polizeibeamten. 6 Hefte. Mainz 1812—1813.

R. suchte zu seiner Zeit als politischer und belletristischer Schriftsteller eine Rolle zu spielen und Aufsehen zu erregen, was ihm zwar insofern gelang, daß er sich dadurch Verfolgungen zuzog, welche er später ausführlich beschrieb, sich aber weiter nicht zu Ruhm und Ehre verhalf. Von seinen Schriften erhebt sich keine über die Mittelmäßigkeit.

Elisabeth Charlotte Constantia, gewöhnlich Elisa, von der Recke,

geboren am 20. Mai 1756 auf dem Gute Schönburg in Kurland, Tochter des Grafen Medem, Schwester der verstorbenen Herzogin Dorothea von Kurland, erhielt, da in ihrem zweiten Lebensjahre ihre Mutter bereits gestorben war, im Hause ihrer Großmutter eine sehr ungünstige Erziehung, bis sie sich von ihrem 11. Lebensjahre an unter der Pflege und Leitung ihrer Stiefmutter, der dritten Gemahlin ihres Vaters, an Körper und Geist auf eine außerordentliche Weise kräftigte. Ihre im Jahre 1771 mit dem Freiherrn von der Recke geschlossene eheliche Verbindung war eine reine Convenienzheirath und wurde bereits im Jahre 1776 wieder gelöst. Sie lebte nun in Mietau und auf Reisen. Der im J. 1777 erfolgte Tod ihrer Tochter und ihres Bruders, Friedrich von Medem, welcher sich um ihre geistige Bildung großes Verdienst erwarb, gab ihrem von Natur frommen Gefühle eine mystische Ueberspanntheit und vermochte sie zum Glauben an die Gaukeleien des berüchtigten Cagliostro: daß es möglich sei, mit geliebten Verstorbenen in Rapport zu treten. Diese mystischen Ideen wurden erst aus ihr verbannt, als sie sich ihrer Kränklichkeit halber genöthigt sah, das Karlsbad zu gebrauchen, wo sie mit Bode, Bürger, Nicolai, Spalding, Struensee, den Gebrüdern Stolberg, Teller, Zöllner u. A. in einen freundschaftlichen Verkehr trat. Ihre damals viel Aufsehen erregende Schrift über Cagliostro, welche die Kaiserin

Katharina in's Russische übersetzen ließ, veranlaßte eine kaiserliche Einladung nach Petersburg und verschaffte ihr den Nießbrauch des Gutes Pfalzgrafen in Kurland. Hier lebte sie etwas sorgenloser in einer einfachen Bauernhütte als Lehrerin und Pflegerin junger Mädchen. Fortdauernder Nervenschwäche wegen mußte sie aber bald unter Tiedge's Begleitung eine Reise nach Italien unternehmen, von welcher sie erst im Jahre 1806 wieder zurückkehrte. Sie lebte nun abwechselnd in Löbichau bei Altenburg, Nachod, Sagan, Altenburg, Berlin, Dresden und anderen Orten, den Sommer über jedoch fast jedes Jahr in Karlsbad. Seit 1818 ließ sie sich für immer in Dresden nieder und starb daselbst am 13. April 1833.

Sie schrieb, theils unter dem pseudonymen Namen: Elisa:

Ueber Cagliostro. Mietau 1779.
Etwas über den Oberhofprediger Stark in Darmstadt. Berlin 1788.
Bruchstücke aus dem Leben C. F. Neanders. Berlin 1804.
Elisens geistliche Gedichte. Herausgeg. von J. A. Hiller. Leipzig 1783.
Elisens und Sophiens (Schwarz, geb. Becker) Gedichte. Herausgeg. von F. L. Schwarz. Berlin 1789.
Kurlands Nekrolog. Mietau 1805.
Gedichte. Herausgeg. von C. A. Tiedge. 2. Aufl. Halle 1816.
Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den J. 1804—1806. Herausgeg. von K. A. Böttiger. 4 Bde. Berlin 1815—1817.
Anhang zu den Gedichten für die Besitzer der ersten Auflage. Halle 1816.
Familienscenen. Schausp. Leipzig 1826.
Gebete u. religiöse Betrachtungen. Berlin 1826.
Geistliche Lieder, Gebete und religiöse Betrachtungen. Leipzig 1833.

Tiefes Gefühl, echte Frömmigkeit, Wärme und seltener Wohlklang erwarben den Poesieen dieser trefflichen Frau und vorzüglich den religiösen Gedichten derselben viele Freunde. Ihre prosaischen Leistungen zeichnen sich gleichfalls durch Wahrheit und Reinheit der Empfindungen und hohe geistige Bildung aus, stehen aber ihren Dichtungen nach.

Wonne der Andacht*).

Seligste der Lebensstunden,
Wenn der Geist zu Gott sich schwingt!
Ganz mit Herrlichkeit umringt,
Hat dich meine Seel' empfunden,
Wenn sie sinnend, fern und nah,
Gottes ew'ge Liebe sah!

Schmückte die nicht unsre Fluren?
Schmückte sie den Himmel nicht
Mit dem Sonn'n- und Sternenlicht,
Mit den glänzenden Naturen,
Wo in Gottes Wiederschein
Sich die höhern Geister freun?

Stattete nicht zum Genusse
Gottes Huld dies Erdenthal,
Wie zu einem Liebesmahl,
Aus mit einem Ueberflusse,
Welcher, unversiegbar mild,
Aus des Lebens Urnen quillt?

O, du Wesen aller Wesen!
Deine Güt' und Herrlichkeit
Füllt das weite Reich der Zeit.
Auch der Mensch ist auserlesen,
Von der niedern Erde schon
Aufzuschau'n zu deinem Thron.

Seligste der Lebensstunden,
Du entflammest mein Gemüth!
Meine ganze Seele glüht!
Diese Erd' ist mir entschwunden!
Vorgefühl der Himmelslust
Füllt und hebet meine Brust.

*) Lied von E. v. d. Recke.

Karl Christian Redkert

wurde im Jahre 1739 zu Minden geboren, war Stadtsecretär zu Spandau und darauf landgräflich homburgischer und fürstlich hohenzollerscher Resident und geheimer Legationsrath, wie auch Ritter des Ordens der Vorsehung zu Berlin. Er starb am 20. Februar 1800.

Wir besitzen u. A. von ihm:

Vermischte Schriften. 3 Th. Münster u. Hamm 1770—1773.
Wintergemälde. Berlin 1777.
Lieder meiner Muse. Berlin 1782.

Geßner war sein Vorbild, den er auf das Aengstlichste nachahmte und daher nichts Selbstständiges lieferte, einige gelungene, jedoch unbedeutende Lieder ausgenommen.

August Wilhelm Rehberg,

geboren am 13. Januar 1757 zu Hannover, studirte zu Göttingen Jurisprudenz und ward nach absolvirten Universitätsjahren 1783 Regierungssecretär zu Osnabrück, 1786 geheimer Kanzleisecretär zu Hannover, 1794 Oberlicentinspector, 1801 Director des Intelligenzcomptoirs und 1806 Hofrath. Unter der westphälischen Regierung erhielt er das Amt eines Steuerdirectors und nach Aufhebung derselben 1814 das eines geheimen Cabinetsraths. Im Jahre 1821 legte er seine Stelle nieder und lebte nun abwechselnd zu Linden bei Hannover, Dresden, Göttingen, seit 1828 in Rom und später wieder in Göttingen. Er starb am 9. August 1836.

Wir besitzen von ihm:

Ueber das Wesen und die Einschränkungen der Kräfte. Leipzig 1779.
Kato. Basel 1780.
Philosophische Gespräche über das Vergnügen. Nürnberg 1785.
Ueber das Verhältniß der Metaphysik zur Religion. Berlin 1785.
Prüfung der Erziehungskunst. Leipzig 1792.
Untersuchungen über die französische Revolution. 2 Th. Hannover 1783.
Appellation an den gesunden Menschenverstand gegen Fichte's Appellation an das Publicum. 1799.
Ueber den deutschen Adel. Göttingen 1803.
Ueber die Staatsverwaltung deutscher Länder. Hannover 1807.
Machiavelli's Buch vom Fürsten. Hannover 1810.
Ueber den Code Napoleon. Hannover 1814
Sämmtliche Schriften. Hannover 1828 ff.

Rehberg war einer der entschiedensten, scharfsinnigsten und geistreichsten Gegner der französischen Nation, welche er

von einem hohen allgemein menschlichen Standpunkte aus auffaßte und mit den Waffen ruhigen Nachdenkens angriff, ohne sich den Fortschritten der Menschheit im geistigen Leben der Völker entgegen zu stellen, sondern diese vielmehr aus allen Kräften auf gesetzlichem Wege nach genauer Prüfung befördernd. Er bekämpfte daher Mißbräuche, wo er sie fand, mit Klarheit und Kraft, zeigte, daß er reiche Welterfahrung mit echter Wissenschaftlichkeit verband, und erhielt sich stets unabhängig und vollkommen unpartheiisch in seinem Urtheil. Unter den deutschen Publicisten wird sein Name daher stets zu den geschätztesten gehören.

Philipp Joseph von Rehfues

ward am 2. October 1779 zu Tübingen geboren, lebte anfangs als Dr. philosoph. daselbst, ging aber 1801 als Hauslehrer nach Livorno und ward 1807 als Bibliothekar des damaligen Kronprinzen von Württemberg nach Stuttgart berufen. Im Jahre 1814 ward er preußischer Hofrath und Kreisdirector in Bonn, 1818 außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter an der Universität und 1819 Regierungsrath und Commissarius der Universität. Im Jahre 1829 erhob man ihn in den Adelsstand.

Er ist Verfasser der Schriften:

Ueber den jüngern Philostratus. Tübingen 1799.
Alfieri's Trauerspiel (mit Tscharner). 1 Th. Berlin 1804.
Plato in Italien. 3 Th. Tübingen 1808.
Gemälde von Neapel. 3 Th. Zürich 1808.
Briefe aus Italien. 4 Th. Zürich 1809.
Süddeutsche Miscellen. 4r Jahrg. Tübingen 1811—1814.
Die Brautfahrt in Spanien. 2 Th. Berlin 1811.
Beschreibung seiner 1808 über Tyrol, Oberitalien, Schweiz und Frankreich gemachten Reise. Frankfurt 1812.
Spanien. 4 Th. Frankfurt 1813.
Reden an das deutsche Volk. Nürnberg 1814.
Die Oriflamme. Raney 1814.
Ueber das Zunftwesen. Bonn 1818.
Scipio Cicala. 4 Bde. Leipzig 1832.
Die Belagerung des Kastells von Gozzo. 2 Bde. Leipzig 1834.
Die neue Medea. 3 Bde. Stuttgart 1836.
Einzelne Aufsätze, Erzählungen u. s. w. in Zeitschriften, Taschenbüchern u. s. w.

Ein durch Wissenschaft und Leben überaus reich begabter Schriftsteller, dessen Werke über Italien und Spanien die genaueste Kenntniß der Dinge und Zustände mit eleganter und feinsinniger Darstellung verbinden. Seine Reden an das deutsche Volk zeigen bei großer Begeisterung und Kraft Klarheit und Besonnenheit, gehoben durch eine treffliche Diction. Ebenso beurkunden seine historischen Romane große Combinationsgabe, gute Charakterzeichnung, Reichthum der Situationen und Fülle der Begebenheiten, obwohl denselben von mancher Seite der Vorwurf gemacht worden, daß es ihnen an innerer Wärme und dem eigentlichen poetischen Hauche fehle und sie mehr ein Werk des Verstandes als wirklicher dichterischer Schöpfungskraft seien.

Abenteuer auf einer Reise durch die Abruzzen *).

Erstes Capitel.

Die kleine Reisegesellschaft, die wir begleiten, ist bereits mehrere Tage von Neapel entfernt. Sie hat die Grenzen der Provinz Abruzzo überschritten, und befindet sich in Gebirgsgegenden, welche den fruchtbaren, reich bebauten und übervölkerten Ebenen und sanften Hügeln der Terra di Lavoro durchaus unähnlich sind. Die höhere Lage des Landes, seine vielen Wälder und der Strich der Gebirge, deren Kamm die Wolkenscheidung eines schmalen, zwischen zwei Meeren gelegenen, Landes bildet, verleihen seinen klimatischen Verhältnissen einen Charakter, der sich vielleicht nur mit den gebirgigsten Schweizerlandschaften vergleichen läßt. Die Wolken von beiden Meeren und Küsten sammeln sich an seinen Firnen, und sinken in Thau oder Regen an der Seite nieder, wo sie ihre Schranke gefunden. Morgens und Abends steigen Nebel empor aus den Forsten und Schluchten, und nähren die zahllosen Gewässer, die als krystallhelle Bäche über den üppigen Grasteppich der Thäler wegeilen, um sich als schäumende Cascaden in die dunkeln Klüfte zu stürzen, oder stille sich zu bergen in den geheimnißvollen Seen der reich umschatteten Gründe. Die fettesten Weidetriften laufen an den mäandrischen Bächen hin, und bedecken die offenen Höhen zwischen den Urforsten. Die üppigste Vegetation lacht über Berg und Thal, und wuchert selbst an den gewaltigen Felsmassen empor, auf die sich jene Triften häufig abschneiden. Man erblickt meist nur einzelne, niedrige steinerne Hütten mit Schieferdächern, welche durch schwere Steine gegen die heftigen Winde geschützt sind. Die schwache Bevölkerung besteht in armen Hirten, die mit ihren Heerden das einförmige Grün der Weiden, und mit der einfachen Musik ihrer Schalmeien die tiefe Stille derselben unterbrechen. Man kann halbe Tage reisen, ohne einem Wanderer zu begegnen, und wenn es geschieht, so eilt er scheu vorüber. Nur in starker Begleitung durchzieht hie und da ein Reicher das Land, welches von jeher eine sichere Zuflucht für Räuber und Verbannte gegolten. Ansehnlichere Massen von Bevölkerung sammeln sich nur an großen Kirchenfesten zu Ehren von Heiligen, die ein besonderes Ansehn genießen. Alsdann herrscht auch die vollkommenste Sicherheit in der ganzen Gegend. Die grausamsten Mörder und Räuber sind die eifrigsten Theilnehmer solcher Feste, und hoffen, sich mit dem Himmel durch die Andachtübungen einiger Tage für die Verbrechen eines ganzen Jahres abzufinden.

Unsere Reisegesellschaft ist offenbar auf die Tage der Unsicherheit eingerichtet. Ein sogenannter Campiere eröffnet den Zug auf einem hitzigen Hengste, der seinen ganzen Weg durch den Schaum bezeichnet, welchen er von Zeit zu Zeit mit dem aufgeschnellten Kopf von dem Gebisse schleudert. Der Mann hat einen solchen Vorrath von Waffen aller Art auf sich, neben und hinter sich, daß er es mit einem ansehnlichen Trupp aufnehmen dürfte, wenn er sie alle zugleich brauchen könnte. Vor ihm auf dem Sattelknopfe, der ihm fast an die Brust reicht, liegt ein kurzer, aber weit geöffneter Stutzer, aus dessen Doppelmündung sich in einem Augenblicke Tod und Verderben unter den größten Haufen verbreiten läßt. So eben hat der Reiter die große Pfanne desselben mit frischem Pulver versehen, und bläst noch die Asche von der Lunte, womit er das Gewehr losschießen muß.

Die Gegend, in der sich der Zug befindet, ist jedoch von der Art, daß mit aller Vorsicht keine Sicherheit zu gewinnen steht. Der schmale Weg zieht sich zwischen einem reißenden Wasser und einer, senkrecht abgeschnittenen, Felswand hin, und das andere Ufer bedeckt ein dunkles Gehölz, aus dem man unbemerkt und sicher jeden Vorübergehenden mit dem Geschosse treffen kann. Dazu kommt, daß bei den steten Krümmungen des Weges die Annäherung der Gefahr nicht früher zu bemerken ist, als bis der Kampf mit ihr unvermeidlich geworden; so wie man sich auch hüten muß, Lärm zu machen, damit nicht entferntere Räuber herbeigelockt werden.

Der Campiere hat den Reiter hinter ihm auf die Nothwendigkeit verdoppelter Vorsicht und Wachsamkeit aufmerksam gemacht. Nachdem solcher die großen Pistolen an seinem Sattel in Ordnung gebracht, faßt er die eine mit der rechten Hand, um im Augenblicke feindlicher Erscheinung losdrücken zu können, während er die andere zwischen dem Sattelknopf und seinem Bauche hält. Er ist außerdem mit einem Dolch und einem kurzen, zweischneidigen Schwert versehen, und hat er auch nicht das Ansehn eines Eisenfressers, wie der Campiere, so mag er leicht, wenn es zur Entscheidung kommt, mehr Gewandtheit, und gewiß größeren Muth beweisen. Unsere Leser trauen es ihm vielleicht selber zu, wenn sie wissen, daß dieser zweite Reiter der Steuermann Jaffier ist.

Hinter ihm kommen zwei Sänften, deren jede von einem Paar Maulthiere getragen wird. Die Vorhänge derselben sind geschlossen; so daß sich über ihren Inhalt noch nicht berichten

*) Aus Urania f. d. J. 1835.

läßt. Ihnen folgt eine stark verschleierte Frau in ganz schwarzem Anzug auf einem Saumthier, das von einem Führer geleitet wird. Vier andere, schwerbepackte Thiere schlendern unbekümmert um alle Gefahr hinterher. Desto gerüsteter auf sie ist der Campiere, welcher den Zug schließt. Er zeichnet sich vor seinem Kameraden durch eine eiserne Sturmhaube und einen Brustpanzer aus, und scheint sich mehr auf die Gewehre für Hieb und Stich, als auf Feuerwaffen zu verlassen. Auch hat er den langen Degen bereits gezogen, um keinen Augenblick mit dem Gebrauche zu säumen, wenn er nöthig werden sollte.

„Ihr könnt Euren Bratspieß nur stecken lassen, Gevatter Barnabas," spricht der Maulthiertreiber zu dem Campiere, als er beim Umwenden den Degen des Letztern entblößt sieht; „ich sag' Euch, Ihr werdet heute nichts an seine Spitze bekommen. Es ist eine panzerhafte Zeit; dennoch steht sie auch noch unter Wind und Wetter, wie die alten Tage, von denen sie erzählen, daß man um das halbe Geld, was in der unsrigen ein Maulthier kostet, ein Paar kaufen konnte. Und dann war doch kein stätiges darunter!"

„Deshalb hast Du wol die Waffen zu Hause gelassen?" erwiederte der Campiere mit verächtlichem Tone.

„Dann wüßt' ich wenigstens, wo ich sie wieder holen sollte, wenn ich sie brauchte. Ich sage Euch, unser Eins ist nirgends zu Hause; und darüber muß man froh sein. Wär' ich irgendwo zu Haus, so hätt' ich auch keinen Verdienst, wenn ich nicht Sklavenarbeit verrichten wollte, und dazu, nehmt mir nicht übel, hab' ich so wenig Lust und Liebe, als Ihr zur Galeerenarbeit. Wißt Ihr auch Gevatter, wo wir am Ende Alle zu Haus kommen?"

„Wer kennt das Land nicht, wo die Hühneraugen nicht mehr schmerzen, wenn auch ein Pferd darauf tritt? Aber es ist ein schimmlichter Spaß!"

„Es ist bittrer Ernst, sag' ich Euch. Wer da zu Haus ist, dem thun weder Zähne noch Hühneraugen mehr wehe. Und dennoch kann man es nicht gewiß wissen. Aber warum kann man es nicht wissen, Gevatter? Das erklärt mir einmal!"

„Sprich leiser, oder schweige lieber ganz. Dies ist überhaupt das Beste für Dich, wenn Deine Bestien raschen Gang halten."

„Ich sag' Euch, Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Gevatter —"

„Alberner Schuft," antwortete der Campiere mit Verachtung. „Zu meinem Stand paßt die Furcht gerade, wie die Höflichkeit zu dem Deinigen. Wenn ich vorsichtig bin, so ist es nicht für mich, sondern für Diejenigen, deren Schutz mir obliegt."

„Ich sag' Euch, Ihr könnt die Vorsicht und die Nachsicht hier sparen. Stößt Euch heut' etwas zu, so kommt es wenigstens nicht von Menschenhänden; dafür steh' ich Euch."

„Woher denn sonst?"

„Was weiß ich? Aber das sag' ich Euch, und Ihr dürft mir es glauben. Der Battistiello unternimmt nichts beim Scirocco. Und hat er nicht Recht, der Battistiello!"

„Was sprecht Ihr vom Battistiello," rief Zoë, die plötzlich den Kopf aus dem Vorhang der zweiten Sänfte herausstreckte.

„Ihr könnt heute ganz ruhig sein, Signorina," erwiederte der Maulthiertreiber. „Für morgen will ich nicht stehen; denn in der Nähe ist er. Darauf kann ich schwören. Hab' ich doch um Mittag seinen großen weißen Pudel über den Weg laufen sehen, und da war er gewiß nicht ferne."

„Heiliger Spiridion, steh' uns bei!" rief Zoë. „Ich hab' es ja gesagt, daß es uns schlimm gehen würde in diesem, von Gott verfluchten, Lande! Laßt mich aussteigen! In dem Unglückskasten will ich wenigstens nicht sterben."

„Ich sag' Euch, Ihr braucht heute nicht bange zu sein, Signorina," sprach der Maulthiertreiber. „Hätten sie's auf Euch abgesehn, wär' es auch jetzt schon zu spät."

„Ich will aussteigen! Aussteigen will ich!" rief sie aufs Neue.

„Nun, wenn Ihr nicht hören wollt, so thut, was Ihr nicht lassen könnt," antwortete Jener, und ergriff den Zaum des vordern von seinen Thieren, um es anzuhalten.

„Vorwärts!" befahl der Campiere von hinten; „hier ist keine Stelle zum Anhalten. Ihr müßt Euch beruhigen, Signoria, wenn Ihr nicht aus einer ungewissen Gefahr eine gewisse machen wollt."

„Steuermann Jaffier!" schrie Zoë jetzt aus vollem Halse.

„Was befehlt Ihr, Donna Zoë?" erwiederte dieser.

„Kommt und haltet die Bestien an, damit ich aus dem unglücklichen Kasten herauskommen kann."

„Es ist unmöglich, hier anzuhalten," entgegnete Jaffier, indem er sich auf dem Sattel nach ihr umdrehte. „Auch wüßt' ich nicht, wie ich an den übrigen Thieren vorbeikommen sollte, um zu Euch zu gelangen." —

Jaffier und die ihr näher Stehenden mochten indeß sagen, was sie wollten, Zoë beruhigte sich durchaus nicht, und fing an, dem Ersten die bittersten Vorwürfe zu machen. „Was wird der Capitain sagen," rief sie aus, „wenn er erfährt, daß Ihr mich den Räubern absichtlich in die Hände geliefert?" —

Unter allen diesen und andern Reden, in welchen Zoë den Eigensinn und die Furchtsamkeit eines verzogenen Kindes an den Tag legte, war man jedoch immer weiter vorwärts gekommen. Auf einmal öffnete sich der Weg in ein kleines, anmuthiges Thal, und Jaffier benutzte den freien Raum, um an ihre Sänfte zu reiten, und sie zu bitten, den Zug doch nicht in der verdächtigsten Gegend ohne Noth und Zweck aufzuhalten. Als sie aber demungeachtet darauf bestand, erklärte er geradezu, daß er ihrem Willen nicht entsprechen würde, und der Billigung des Capitains gewiß wäre.

Nach vielen harten Worten, die indeß nicht mehr fruchteten, als die früheren, brach die reizende Frau endlich in Thränen aus. Nun ließ sich auch Lauretta vernehmen, die ihr bisher ruhig gegenüber gesessen. Sie fing an zu weinen, und verlangte gleichfalls auszusteigen.

Jaffier sprengte einen Augenblick an die erste Sänfte, und kehrte wieder zurück, nachdem er einige Worte mit der Person in derselben gewechselt. Er befahl dem Maulthiertreiber, die Thiere anzuhalten, und dieser gehorchte auch trotz der heftigsten Einwendungen der beiden Campieri. Daß die Maulthiere und Pferde abgezäumt wurden, gaben die Letztern indeß durchaus nicht zu. Es sei unsicher in der Gegend, sagten sie; der Tag neige sich bereits dem Abend zu, und der geringste Zeitverlust würde es unmöglich machen, die Herberge zu erreichen, in der sie die Nacht ohne Gefahr zubringen könnten. Außerdem stiegen in diesen feuchten Thälern manchmal vor Sonnenuntergang Nebel auf, in denen ohnedies kein Weg mit Sicherheit zu verfolgen wäre.

Zoë schien jedoch für nichts Anderes Sinn zu haben, als für die Lust, sich in das schöne Gras zu legen unter den ungeheuren Kastanienbaum, der in geringer Entfernung vom Wege stand. Und so machte die Gesellschaft denn Halt unter ihm. Zoë sprang ganz vergnügt aus der Sänfte, und Lauretta folgte ihr. Die Unbekannte in der andern Sänfte blieb jedoch sitzen; nur trat die stark verschleierte Frau in dem schwarzen Anzug, welche gleichfalls abgestiegen war, zu ihr, und nahm, als Beide einige Worte gewechselt, in scheuer Entfernung von den Andern Platz im Grase.

Nachdem sich's Zoë recht bequem gemacht auf dem zarten, aber üppigen Rasen, mußte Jaffier die Mundvorräthe abpacken lassen, welche die Reisenden mitführten. Die Campieri erneuerten ihre Einwendungen gegen Anstalten, die noch weitere Zögerungen zur Folge haben mußten, und die reizende, junge Frau wurde jetzt nur um so erfinderischer, ihre Ungeduld auf die Probe zu stellen. Die Wasserflasche sollte aus dem Flusse gefüllt werden, neben dem sich der Weg eine Zeit lang hingezogen. Man war bereits ziemlich weit davon entfernt; dennoch eilte Jaffier, ihren Wunsch zu erfüllen. Aber sie fand das Wasser von schlechtem Geschmack, und verlangte, daß er ihr anderes aus einer der vielen klaren Quellen herbeischaffen sollte, an denen sie den Tag über vorbeigekommen. Da machte sich der Maulthiertreiber, welcher am wenigsten Eile zu haben schien, unaufgefordert mit der Flasche auf den Weg, um eine solche Quelle zu suchen. Er war der Gesellschaft kaum aus dem Gesicht, so sprach der ältere Campiere zu Jaffier'n: „ich traue diesem schielenden Burschen nichts Gutes zu. Seht Ihr nicht, wie er gleich bei der Hand ist, wenn es auf Zögerung ankömmt? Ich möchte nicht dafür stehen, daß er nicht mit den Räubern unter Einer Decke spielt. Habt Ihr gehört, daß er den Hund des Battistiello kennt? Wer den Hund kennt, kennt auch den Herrn, und wenn der Herr ein Räuber ist, und er fürchtet sich nicht vor ihm, so weiß man schon, was man davon zu halten hat. Bei St. Christoph, es ist ein schielender Schurke, von dem nichts als Böses zu erwarten steht!" —

Zoë, welche diese Bemerkung gehört hatte, sprang jetzt auf einmal von ihrem weichen Sitz auf, und verlangte, daß die Reise augenblicklich weiter fortgesetzt werden sollte. „Ja, ja," rief sie; „dieser Mensch hat kein gutes Gesicht. Er wird uns an die Räuber verrathen. Lasset uns eilen, damit wir ihn loswerden —"

„Wollt Ihr die Reise zu Fuße fortsetzen, Signora?" sagte der andere Campiere ärgerlich. „Oder glaubt Ihr, daß er uns weniger verrathen werde, wenn wir ihm seine Thiere mitnehmen und ihn hier zurücklassen?" —

Zoë bestand darauf, daß man sich sogleich auf den Weg machen müßte, und fiel in die übelste Laune, als ihr eine entschiedene Weigerung entgegengesetzt wurde. Zuletzt stieg sie in ihre Sänfte, zog die Vorhänge zu, und stieß die Wasserflasche mit Verachtung weg, als der Maulthiertreiber solche nach einer ziemlich langen Zeit, während der die beiden Campieri's mit der größten Ungeduld unaufhörlich nach ihm ausgesehen, gefüllt zurückbrachte.

„Bei Sanct Bernhardin von Siena," brummte der Letztere, nachdem er selbst einige gute Züge aus der Flasche gethan: „ich sage, störrisch ist ein Maulthier; aber so ein Weib ist störrisch und unvernünftig zugleich. Und dennoch darf man ihm den Stock nicht um den Kopf schlagen, wie gern man es auch thun, und wie gut es ihm auch bekommen möchte!"

Die Campieri setzten ihre Rosse in raschen Gang, und trieben auch die Maulthiere vorwärts. Wirklich zeigte sich bald, wie nöthig die Eile früher gewesen, und wie unzureichend sie nun geworden war. Schon stiegen leichte Dünste auf den nächsten Wiesengründen empor, und wurden immer dichter, während sich der Himmel gegen Westen vergoldete, und keinen Zweifel übrig ließ, daß die Sonne, die in diesen tiefen Thälern nicht mehr sichtbar war, ihrem Untergang nahe stand. Bald wurden die Dünste zu dichten Nebeln, und verhüllten die Landschaft rings um die Reisenden. Da der Weg über frisch abgeweidetes Wiesenland hinging, auf welchem kein eigentlicher Pfad war, so wollte sich der Maulthiertreiber an die Spitze des Zuges stellen, um die Richtung zu halten. Die Campieri fanden ihr Mißtrauen dadurch bestätigt, und befahlen ihm ohne Umstände, daß er bei den Sänften bleiben sollte. Er folgte ihren Weisungen augenblicklich, versicherte ihnen jedoch zugleich, daß er für seine Person nichts von den Räubern zu fürchten habe, und ihm vollkommen gleich sei, wo er sein Nachtquartier finde.

Nachdem die Gesellschaft ihren Weg eine gute Weile fortgesetzt, wurde der Nebel dichter, und stieg immer höher empor an den Bergen, an deren Spitzen bereits die letzten Sonnenstralen verschwunden waren. Allmälig wurde das Rauschen eines starken Gewässers hörbarer, und bald ließ sich nicht mehr bezweifeln, daß sich der Zug in seiner Nähe befand. Zum Glück war es noch eben helle genug, um das tief strömende Bergwasser zu erkennen, an dessen steilem Ufer die vordern Thiere mit einemmal stille hielten. Die Campieri freuten sich jedoch über diese Nachbarschaft; sie glaubten das Wasser zu kennen, und meinten, daß sie nur an seinem Ufer hinzuziehen brauchten, um das Nachtquartier zu erreichen. Der Maulthiertreiber war mit den Sänften etwas zurückgeblieben, und beeilte sich immer weniger, den Andern zu folgen. „Was brauch' ich zu eilen, um wieder umzukehren?" erwiederte er, als ihn Jaffier wiederholt antrieb. „Ich sage, am klügsten wär' es, die weisen Herren allein ziehen zu lassen; bald genug wird ihnen der Morast ihr Ziel gesteckt haben." —

Und in der That waren sie nur noch eine kurze Strecke weiter gezogen, als die Thiere mit jedem Schritte weicher auftraten, und bald tiefer und immer tiefer einsanken. An eine Richtung des Wegs war jetzt nicht mehr zu denken; es kam nur darauf an, festen Boden zu gewinnen und zu behaupten. Aber die mancherlei vergeblichen Versuche verwirrten die Reisenden ohne Ausnahme dermaßen, daß sie bald ungewiß wurden, ob sie nicht dahin zurückkehrten, woher sie gekommen waren.

Jetzt forderten die Campieri den Maulthiertreiber von selbst auf, daß er sich an die Spitze des Zuges stellen möchte. „Ich sag' Euch, es würd' Euch wenig helfen," antwortete dieser. „Wir sind in einer Gegend, wo ich noch nie gewesen bin, und weiß meine Antonella keinen Rath, so können wir das Nachtquartier nur geradezu unter dem nächsten, besten Baume nehmen. Wäre der giftige Nebel nicht, möchte mir auch wenig daran gelegen sein." —

Unter seiner Antonella verstand der Mann das vorderste von den beiden Maulthieren, welche Zoë's Sänfte trugen. Als der Zug anhielt, um der Antonella den Vortritt zu lassen, bog sich die junge Frau aus ihrer Sänfte heraus, und beschwor erst Jaffier'n, und dann die übrigen Alle, sie nicht der Gefahr auszusetzen, plötzlich in einem Sumpfe zu versinken, oder in ein Bergwasser hinunterzustürzen. Ja, sie brach in lautes Weinen aus, als man von ihrem Einwand keine Kunde nahm, sondern die Antonella ohne Weiteres mit ihr vorwärts zog.

Nach einer guten Weile begann der Nebel von Oben herab sich zu erhellen, und in wenigen Minuten war er vor dem klaren Mondlichte zu Boden gesunken. Bald befand sich auch die Gesellschaft auf einem Pfade, der stark gebraucht schien. War man nun aber einer Sorge ledig, so stellte sich eine andere ein, und kehrten alle Besorgnisse wegen der Räuber zurück. Die Campieri erkannten die Landschaft durchaus nicht mehr, in der sie sich befanden, und machte der Maulthiertreiber gleich bemerklich, daß der Mond links vor ihnen stehe, und folglich die Hauptrichtung des Weges nicht verloren sei, so gestand er doch, daß ihm die Gegend völlig unbekannt vorkomme. „Nur seh' ich wohl," setzte er hinzu, „daß wir nicht weit von Menschenwohnungen sein können. Ich erblicke Spuren von Kühen, und ich sage, wo eine Kuh ist, da kann der Stall nicht ferne sein." —

Der Zug verfolgte nun den Weg im Thale fort, daß allmälig aufstieg, und immer enger und enger wurde. Bald war das Mondlicht nur noch an den Spitzen der Höhen sichtbar, welche den engen Horizont begrenzten, und die Luft wurde so frisch, daß die Reiter abstiegen, um sich durch das Gehen zu erwärmen. Nun ließ auch die Unbekannte in der zweiten Sänfte halten, um ihrem Beispiel zu folgen. Die verschleierte Frau stieg gleichfalls ab; nur Zoë und Lauretta blieben in der ihrigen sitzen.

Das Brüllen einer Kuh verkündigte die Nähe von menschlichen Wohnungen, und in Kurzem ward ein großes Gebäude hinter den Kastanien sichtbar, unter welchen der Weg eine Zeit lang fortführte. Dem Ansehn nach war es eine alte Burg, und gewährte in sofern einige Beruhigung, als Gebäude der Art nicht den Räubern zum Aufenthalt zu dienen pflegen. Indeß wurde dieser Trost immer zweifelhafter, je näher man kam. Der Einbau war zusammengestürzt, und der heitere Mondhimmel brach durch die meisten Fenster der Thürme, und selbst der Hauptmasse des Gebäudes. Bei dem beschränkten Horizont mußte man fürchten, daß sich die niedrigeren Theile desselben nicht in besserem Zustande befinden möchten, und man sich nur den Ruinen eines der Zufluchtsorte näherte, welche sich die Bewohner Italiens im Laufe der vielen Stürme, die seit dem Sinken der römischen Macht über ihr schönes Land gekommen sind, in den Gebirgen desselben gebaut haben.

Diese Besorgniß schwand jedoch auf einmal, als sich durch eine offene Thüre der Blick in eine große Hausflur öffnete, wo im ungeheuren Kamine des Hintergrundes ein lebhaftes Feuer brannte. Niemand schien jedoch den Gästen entgegen kommen zu wollen, und die Campieri schlugen Jaffier'n vor, erst allein einzutreten, und nachzusehen, welche Sicherheit hier zu finden sei. Machten sie selbst den Versuch, meinten sie, und es befänden sich Räuber in dem Gebäude, so würden die Feindseligkeiten augenblicklich beginnen, und der Vortheil des Angriffs ganz auf der Seite Derer sein, welche bereits Meister des Platzes wären. Gegen einen Einzelnen dürften sie schwerlich gleich etwas unternehmen, und man gewänne Zeit zur Verständigung; geschäh' es aber auch, so müßte ihre plötzliche Erscheinung zu seiner Hülfe nur um so nachdrücklicher wirken, je unerwarteter sie käme.

Jaffier fand in der ungeheuren Hausflur Niemand, als eine alte Frau, die auf der niedrigen Mauer neben dem Feuer saß, und eben eingenickt war. Da sie durch seine Annäherung nicht wach wurde, so gewann er Raum, sich umzusehen. Außer wenigen, zur Viehzucht gehörigen, Geräthschaften bemerkte er jedoch nichts Auffallendes in dem großen Gewölbe, als einige Reitersättel mit schweren Pistolenhulftern, welche an der Wand hingen. Eine steinerne Treppe führte in die oberen Räume des Gebäudes, aus welchen man durch mehrere Fensteröffnungen in die Hausflur hinuntersehen konnte.

Als die alte Frau auf sein wiederholtes Räuspern nicht aufwachte, so klopfte Jaffier ihr endlich sanft auf die Schulter. Sie hob den Kopf empor, und richtete den trüben Blick, wie blinzelnd, auf den Unbekannten, der vor ihr stand. Indeß erschrak sie nicht im geringsten, sondern antwortete ihm Mehreres, das er nicht verstand. Wie es schien, ging es ihr mit seiner Sprache nicht besser; doch gewann sie sichtbarlich Zutrauen zu ihm, und würde es vielleicht noch deutlicher geäußert haben, wäre nicht der Eine von den Campieri's eingetreten. Dieser redete sie in ihrer Provinzialmundart an; es geschah in einem unsanften Tone, und wahrscheinlich in Ausdrücken, die ihr mißfielen. Wenigstens zog sich ihr, ohnedies faltenreiches, Gesicht in immer engere Falten zusammen, und gewann ihr kleines, graues Aug' ein unheimliches Feuer, das zuvor nicht bemerkbar gewesen.

Wie sich gleich ergab, so erwiederte sie dem Campiere, daß nichts für Menschen und Thiere vorräthig sei, und die Gesellschaft am besten thun würde, den Weg im Mondschein nach dem nächsten Orte fortzusetzen, welcher nicht sehr ferne läge. Der Campiere wies jedoch auf die Sättel an der Wand, und schwur, daß, wo Pferdesättel, auch Pferdefutter vorhanden sein müsse, und er es schon zu finden wissen werde. Mit jedem Worte des Mannes schien das kleine Gesicht der alten Frau spitziger, und die Zahl seiner Falten größer zu werden; desto besser wirkte Jaffier's offenes Gesicht und sanfte Rede auf sie. Sie ergriff einige lange Späne, steckte einen davon am Feuer an, und gab dem Campiere ein Zeichen, ihr zu folgen. Da die Thiere Außen schon halb abgepackt waren, so bedeutete sie ihm mit zwei Worten, daß er die Rosse gleich mitnehmen sollte, und führte ihn und seinen Kameraden in einen Stall, unmittelbar neben dem Eingang, wo gerade Platz für Beider Thiere war. Den Maulthiertreiber, zu dem sie mehr Zutrauen zu haben schien, forderte sie auf, ihr mit den übrigen Thieren zu folgen. Sie nahm den Weg nach einem Hintergebäude, wo ein Stall war. Eine einzige Kuh mit einem, kürzlich geworfenen, Kalbe stand hier, und Maulthiere und Pferde fanden vollkommen Raum. Sie steckte den brennenden Span, der ihr zur Lampe gedient hatte, in die Mauer, und versprach dem Maulthiertreiber, daß sie auch für Futter sorgen wolle.

Als Jaffier wieder in die Hausflur zurückkam, fand er seine Reisegesellschaft bereits vor dem Feuer sitzend. Und jetzt kann

der Leser auch nicht länger zweifeln, daß Donna Laura die Unbekannte in der einen Sänfte, und ihre Duegna Rosina die tiefverschleierte Frau auf dem Maulthiere war. Lauretta wiegte sich auf Zoë's Schooß, und freute sich der lebhaften Flamme, die in den Kamin hinaufschlug. Mit ihrem gewöhnlichen Ernste blickte Laura vor sich hin, und nahm keinen Theil an der lebhaften Unterhaltung, welche bald zwischen jenen Beiden entstand.

Die Reisegesellschaft war darauf eingerichtet, unterwegs selten zu essen zu finden, und hielt sich an die Vorräthe, welche sie mit mitgebracht. Der Maulthiertreiber kam nur noch ein Mal zum Vorschein, und rieth, sich zeitig zur Ruhe zu begeben. „Wir haben morgen eine starke Tagereise," schloß er, „und ich sage, wo man nicht einkehren sollte, kann man nicht frühe genug aufbrechen." —

Zoë verlangte eine Erklärung dieser Aeußerung; zur Antwort erinnerte der Mann an ein Sprüchwort seines Gewerbes, welches besagte: kehre nicht ein in den Stall, den du nicht kennst, und weile nur in dem Hause, wo du willkommen bist.

Der Rath war schon an sich so gut, daß es keiner weitern Erklärung bedurfte, um sich darnach zu achten. Die Frauen folgten der Alten, welche sie die steinerne Treppe hinauf über einen langen Gang weg nach einem Gemach führte, dessen sämmtliche Bequemlichkeiten in einigen Haufen Heu und ein Paar Dutzend Schafpelzen bestanden, die in einer Ecke lagen. Da sie die nöthigen wollenen Decken bei sich hatten, so konnte ein Lager bereitet werden, das, nach Maßgabe der Zeit und Umstände, befriedigen durfte. Auch fanden sich Mittel, um die einzige Fensteröffnung, an welcher sogar der der Laden fehlte, wenigstens zu verhängen.

Jaffier wollte die Alte nach der Hausflur begleiten, um sein Nachtlager auf der niedrigen Mauer zu nehmen, die an den Wänden derselben hinlief. Aber sie winkte ihm, daß er ihr nach einem anderen Gemache in der Nähe folgen möchte. Es war ein kleines, niedriges, ziemlich reinliches Gewölbe, in dessen Ecke ein Haufen Heu, gleichfalls mit Schafpelzen bedeckt, lag. Die beiden Fensteröffnungen ließen sich indeß nicht verschließen; glücklicher Weise gingen sie nicht ins Freie, sondern in die Hausflur hinunter. Ehe sich die Frau von ihm trennte, suchte sie sich ihm noch verständlich zu machen, und wiederholte, was sie sagte, so lange, bis er sie durch die Versicherung beruhigte, daß er Alles wohl gefaßt habe.

Als er, bevor er sich zur Ruhe begab, noch einen Blick in die Hausflur niederwarf, hatte die Alte ihren Platz am Kamin wieder eingenommen, und schien bereits eingeschlummert. Er säumte nun auch nicht länger, und fiel, nachdem er sein Gebet verrichtet, schnell in einen tiefen Schlaf.

Nach mehreren Stunden Ruhe, die er genossen, wachte er auf, geweckt, wie er meinte, durch das laute Lachen und Reden mehrerer Personen in der Nähe. Es bedurfte nur weniger Augenblicke für ihn, um sich zu besinnen, wo er war; aber eben so schnell fiel ihm auch durch die offene Fensteröffnung die starke Helle an dem Gewölbe und der gegenüberstehenden Mauer auf. Bald blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, daß sich noch andere Gesellschaft in dem Haus eingefunden.

Er erhob sich, warf einen Blick hinunter in die Hausflur, und traute seinen Augen kaum bei der Scene, die sich ihm darstellte. In der Nähe des Kamins war eine Tafel, reichlich besetzt mit Speisen und Weinflaschen. Vier mannshohe, silberne Candelaber mit kolossalen brennenden Wachslichtern standen um dieselbe herum, und eben so viele kleinere Leuchter von dem nämlichen Metalle mit Kerzen von verhältnißmäßiger Größe zierten den Tisch. Dadurch und durch das gewaltige Feuer im Kamin war das Gewölbe bis in alle seine Winkel beleuchtet.

An der Tafel selbst saßen vier Personen, welche den Schüsseln und Flaschen allem Anschein nach bereits kräftig zugesprochen hatten. Es war ein Bischof im vollen Ornate seiner Würde, umgeben von seinen Hausgeistlichen. Vor ihm kniete ein Fünfter, welcher das Ansehn eines Soldaten hatte, mit dem Rücken gegen das Feuer gewendet. Sonderbarer Weise trugen die Uebrigen mächtige Zwickelbärte, wie der Letzte, dergleichen man zu der Zeit in Italien nur an Soldaten, und nie an Geistlichen sah.

War der Anblick dieser Gesellschaft schon höchst befremdend für Jaffier, so wurde er es noch mehr, als er weiter vernahm, was unter den seltsamen Gästen verging.

Der Knieende schien eben ein Bekenntniß geendigt zu haben; denn der Bischof fiel mit den Worten ein: „verstockter Sünder! Du hast die größten Missethaten, welche Du begangen, verschwiegen!"

„Ach, hochwürdiger Bischof," erwiederte der Knieende mit einem lauten, sonderbar klingenden Seufzer, „wo könnt' ich Worte genug finden, um alle meine Sünden zu bekennen? Ihr müßtet fürwahr den ganzen Gnadenschatz der Kirche für mich allein aufwenden, wenn Ihr mir die Absolution dafür geben wolltet. Ja, wenn ich viel Böses gethan, so habe ich noch mehr Gutes unterlassen. Ich will es nur bekennen, wie schwer die Reue darüber auf meiner Seele lastet! Vor acht Tagen, als ich bei dem Feste des heiligen Cölestin zu Aquila war, ersah ich einen günstigen Augenblick, wo ich den ganzen, wohlgefüllten Opferstock des Doms ausleeren konnte. Ihr wißt, welchen gottgefälligen Gebrauch ich von dem Gelde machen sollte; ja, ich bedurfte desselben dringend, da mich die Rosa Sfinzia schon in die dritte Woche um ein goldenes Kreuz zu ihrem Halsband plagt. Aber die Furcht vor dem Teufel machte mich schwach; ich drückte die Augen zu, und verließ eiligst den Dom, um mir die Versuchung ganz aus dem Sinne zu schlagen." —

„Du bist ein sündhafter Thor," fiel der Bischof ein, „der mit seinen Gaben nicht zu wuchern, und die Gelegenheit, die ihm Gott und seine Heiligen anbieten, nicht zu benutzen versteht! Welche schöne Figur würde das goldene Kreuz auf dem schwanenweißen Busen der Rosa Sfinzia machen? Es müßte den Heiland selbst verführen, sich aufs Neue an demselbigen kreuzigen zu lassen, und uns damit vollends von allen Sünden zu erlösen, auf daß wir unmittelbar von Wein, Weibern und Spiel in das Paradies eingehen könnten." —

„Vergebet meiner Thorheit und Sündhaftigkeit, heiliger Bischof," fuhr der Knieende fort; „ich will mich jeder Buße unterziehen, die Ihr mir auflegen möget."

„So gelobe mir denn, daß Du den silbernen Leuchter, welcher Dir zufallen wird, dazu verwenden willst, der frommen Rosa Squinzia auf den schneeweißen Calvarienberg ihres Busens ein goldenes Kreuz zu pflanzen, so schwer und schön, als es sich nur in Sulmona finden läßt." —

„Ach, hochwürdiger Bischof," rief ein Anderer von den am Tische Sitzenden aus, indem er aufstand, und sich gleichfalls auf die Knie warf; „auch auf mir lasten so große Unterlassungssünden, daß aller Wein, den ich zu mir genommen, nicht hinreichen will, um sie von meiner Seele wegzuschwemmen."

„So zieh' doch den geistlichen Rock aus," fiel ein Dritter ein, „bevor Du den ruchlosen Spaß fortsetzest. Laß' ihn den Rock ausziehen, Hauptmann; es ist der Gottlosigkeit ohnedieß genug, und ich meine, der Giuliano könnte mit den beiden Priestern, deren Blut er sich heut' auf die Seele geladen, zufrieden sein."

„Du bist ein weichmüthiger Narr, Benedetto," antwortete der Bischof. „Du hast Deine Schneidersnatur noch immer nicht ganz ausgezogen, und glaubst, daß die Kraft des Menschen in den Kleidern stecke. Meinetwegen mag er den Priesterrock nur immer ausziehn; sein Bekenntniß wird nur um so aufrichtiger sein. So streife denn ab die fromme Hülle, Bruder Giuliano, und laß den ganzen Sünder, wie er leibt und lebt, zum Vorschein kommen."

„Es sind schafsmäßige Skrupel," sprach dieser, „deren man sich bei leerem Magen, in schlaflosen Nächten, auf einsamem Lager nicht immer entschlagen kann. Aber zwischen Flaschen und Bechern und fröhlichen Gesellen, bei meiner armen Seele, man muß eine Rübe statt eines Männerherzens im Leibe haben, und die Nähnadel lieber, als den Dolch führen, um mit solchen Lumpen an seinem und an Anderer Gewissen flicken zu wollen!"

„Elender Halunke, der Du bist," rief der Benedetto, indem er den Becher mit Heftigkeit auf den Tisch stieß, und aufstehen wollte. „Meinst Du, ich habe die Feigheit nicht gesehn, womit Du den Hieben des Campiere ausgewichen bist? Dafür hast Du Deine Tapferkeit desto muthiger an dem alten Bischof ausgelassen, der Dir nichts als seine zitternden Hände entgegen hielt. Am warmen Feuer und hinter vollen Flaschen ist es keine Kunst, ein Held zu sein! Ich habe meinen Mann gestellt, so gut als irgend Einer unter Euch, und der Priester, der sich am kräftigsten wehrte, und der Campiere, dem Du so klug aus dem Wege gegangen bist, haben vor mir ins Gras beißen müssen. Bin ich ein Schneider gewesen, so brauch' ich mich deß nicht zu schämen; es ist immer ehrenvoller, als ein Mönch gewesen zu sein, und alle seine Gelübde gebrochen zu haben. Aber ein Gewissen hab' ich! Ja, bei allen Teufeln, das hab' ich, und Du sollst den Spaß nicht fortsetzen, ohne den Priesterrock abgelegt zu haben! Bei der heiligen Schüssel von Loreto, wenn Du beichten willst, so sollst Du es als Laie, und nicht als Geistlicher thun!"

„Nichts ist billiger, als dies," fiel der Vierte ein, der bisher geschwiegen. „Eigentlich hätten wir die dumme Mummerei wol unterlassen können. Ich ziehe meinen Rock auch aus."

„Nun so wirf den Pfaffenkittel von Dir, Giuliano," sprach der Bischof; „es ist nicht der Mühe werth, daß sich brave Kameraden über eine Eselshaut entzweien." —

Der Giuliano zog seinen Rock aus, indem er sagte: „bei meiner Seele, ich thu' es nur dem Costanzo zu Lieb! Dir aber will ich den feigen Halunken schon eintränken bei Gelegenheit. Warte nur!" —

Als die Beiden die langen Leibröcke abgelegt hatten, kamen stattliche Soldatenanzüge, wie sie in den Sitten der Zeit waren, zum Vorschein.

„Kann ich anfangen?“ fragte Giuliano, indem er niederkniete.

„Du magst Dein reuevolles Bekenntniß nur ablegen,“ erwiederte der Bischof. „Hoffentlich hat die heilige Kirche, deren Tröstungen in meine Hand gelegt sind, noch Reichthum genug von Gnaden, um auch diese Schulden von Deinem Haupte zu nehmen.“

„Gestern Abend,“ begann der Knieende, „als ich von Scanno zurückkehrte, begegnete ich im Gehölze der Belluccia von Sulmona. Keine Christenseele war weit und breit zu erblicken, und ich konnte sie zu unserem Glauben bekehren, ohne die geringste Störung des frommen Werkes fürchten zu dürfen. Da schnürte mir der Satan den Hals zu, und band mir Hand und Zunge, daß ich weder den Mund zu öffnen, noch einen Finger zu rühren wagte. Sie kehrte nach Hause zurück, wie sie es verlassen, und unter der Thüre wandte sie sich mit spöttischer Miene gegen mich, als ob sie sagen wollte: diese Gelegenheit kommt Dir nicht wieder!“

„Und sie soll Dir auch nicht wieder kommen,“ sprach der Bischof. „Die guten Gelegenheiten kehren nur bei Denen öfters ein, welche sie zu benutzen verstehn. Uebrigens werd' ich das Versäumte in den nächsten Tagen gut machen, und der schmucken Dirne beweisen, daß Dein Hauptmann die Gelegenheiten nicht nur besser zu benutzen, sondern, daß er sie auch herbeizuführen weiß. Verdient nun auch schon dergleichen sündhafte Thorheit und thörichte Sündhaftigkeit keine Vergebung, so soll der reiche Quell der Gnaden doch nicht umsonst für Dich geflossen sein; darum leg' ich Dir zur Buße auf, daß Du Wache hältst an der Thüre, während ich an der Bekehrung der reizenden Sünderin arbeite.“ —

Die ganze Gesellschaft brach in ein wieherndes Gelächter aus, in das der Giuliano einstimmte, indem er aufstand, und einen großen Becher leerte.

„Aber die schwerste Sünde hat er doch weislich verschwiegen,“ begann der Fünfte, welcher bisher mit einem satanischen Lächeln zugehört hatte.

„Bei Sanct Pamphilius, ich weiß nicht, was Du meinst, Pedrillo,“ versetzte Giuliano, indem er seinen Platz am Tische wieder einnahm.

„Wie? Hast Du den Pfarrer von Peatola vergessen, welchem Du den Tag zuvor in dem nämlichen Gehölze begegnet bist?“

„Wer kann auch an alle seine Sünden denken? Bei Sanct Pamphilius, es war ein dummer Streich von mir.“ —

„Und Du ließest ihn ungeschoren seine Straße ziehen, nachdem Du ihm so oft den Tod geschworen?“ fragte der Bischof.

„Was willst Du, Hauptmann?“ versetzte der Giuliano. „Ich hatte die Hand schon am Dolche, da fielen mir seine weißen Haare ins Auge. Sie brachten mir die Haare meines Vaters in Erinnerung.“ —

„Laß Deinen Vater aus dem Spiele, ruchloser Halunke!“ rief der Benedetto, den Vorigen mit der größten Heftigkeit unterbrechend. „Du hast den braven Alten so wenig zum Vater verdient, als ich den meinigen!“

„Aber eine Buße gebührt ihm doch für diese Mattherzigkeit,“ fiel der Pedrillo ein.

„Du hast ganz recht, mein frommer Bruder,“ erwiederte der Bischof. „Es ist eine schwere Sünde, und sie soll ihm fortbrennen auf der Seele, bis er sie mit dem Blut eines andern Pfaffen ausgelöscht hat.“ —

Unsere Leser mögen das Erstaunen, ja, das Entsetzen von Jaffier ermessen, als er diese schändlichen Gotteslästerungen hörte, die er sich bei dem Anzuge Derer, welche sie ausstießen, geraume Zeit gar nicht zu erklären wußte. Am Ende fand er freilich keine andere Lösung des Räthsels, als daß es eine Gesellschaft von Räubern sein müsse, die, so eben von einer ihrer blutigsten Thaten zurückgekehrt, ihren Scherz mit der Erinnerung an dieselbe trieben. Indeß wurde seine Aufmerksamkeit schnell durch die alte Frau in Anspruch genommen, die er für die einzige Bewohnerin der verfallenen Burg gehalten. Sie stürzte wie eine Furie aus dem Seitengewölbe heraus, stellte sich vor die Zechbrüder, und redete sie mit der größten Heftigkeit an. Ob er ihre Worte gleich nicht verstand, so ließ doch ihr Ton, ihre geballte Faust und das Benehmen der Letztern keinen Zweifel übrig, daß sie ihnen die größten Vorwürfe machte über die Ruchlosigkeiten, welche sie mit angesehn und angehört hatte.

Bei dieser Erscheinung brach die ganze Gesellschaft in das lauteste Gelächter aus. Der Eifer der alten Frau schien die trunkenen Gesellen höchlichst zu belustigen, und während die Unglückliche in eine Hitze gerieth, die an Wuth grenzte, so daß ihr der Schaum vor dem Munde stand, betrachteten sie sie mit lachendem Gesichte, wie man eine Schauspielerin ansieht, welche in den Uebertreibungen einer leidenschaftlichen Rolle ihre Wirkung sucht, und gerade den entgegengesetzten Zweck erreicht. Als sie aber in der höchsten Steigerung ihrer Heftigkeit an den Kamin trat, und einen Feuerbrand ergreifen wollte, um ihn unter die Tischgesellschaft zu schleudern, sprach der Räuberhauptmann zu Denen, welche neben ihm saßen: „fasset die alte Thörin und sperret sie in eines der hintern Gewölbe, damit die Ruhe der Reisenden, welche unter diesem Dache sind, nicht gestört werde.“

„Wär's nicht besser, Hauptmann,“ erwiederte der Giuliano, „wenn wir ihnen den Garaus machten, während sie im ersten Schlafe liegen? Dann könnten wir noch eine Zeitlang unsern Scherz mit der Alten treiben und uns nachher ruhig aufs Ohr legen.“

„Da hast Du's, Hauptmann,“ fiel der Benedetto ein. „Im ersten Schlafe wehren sie sich nicht, und da ist er gleich mit dem Morden bei der Hand.“

„Bei Santa Lucia, der Giuliano hat Recht,“ sprach Pedrillo. „Mordet sich's im Schlafe am leichtesten, so stirbt sich's auch am leichtesten im Schlafe.“

„Es ist des Mordens genug für heute,“ antwortete der Räuberhauptmann. „Ich will heute kein Blut mehr sehen!“

„Ich bin auch Deiner Meinung, Battistiello,“ stimmte der Costanzo bei. „Wein und Blut paßt nicht zusammen, und ich meine, wir haben Beides heute nicht gespart.“

„Du hast die schweren Päcke nicht ins Auge gefaßt, Costanzo,“ bemerkte Pedrillo; „sonst würdest Du anders reden.“

„Beim heiligen Victorinus, ich will heute nichts mehr von Morden hören,“ sprach der Hauptmann, „und wäre der Schatz des Vicekönigs selber zu gewinnen.“

„Was fällt Dir ein, Bruder?“ fragte Giuliano. „Hast Du darum heut' einem Bischof den Garaus gemacht, um mit seinem Ornate auch seine Altweibergesinnung anzulegen?“

„Mit allem Respect vor dem Hauptmann sei's gesagt,“ rief Pedrillo; „reißt ihm die gestickten Lappen vom Leibe. Er sieht ohnedies darin aus, wie ein Dolch, der in einem Schafkäse steckt.“ —

Der Nächste neben dem Hauptmann wollte Ernst machen, da stand dieser mit Hast auf, hob den langen, gezückten Dolch in die Höhe und schwor: „beim heiligen Victorinus, wer dieses Gewand berührt, der ist ein Kind des Todes! Halte sich Jeder ferne von mir! An dieser Hand klebt Priesterblut, und was sie gethan, hab' ich schon schwer genug gebüßt durch den Verlust meines treuen Pudels. Eh' ich diese Hand abgewaschen in Beicht' und Buße, soll kein anderer Tropfen unschuldigen Bluts vor meinen Augen vergossen werden?“

„Wie? Wir sollen unser Handwerk einstellen,“ fragte Pedrillo, „bis Du einen Pfaffen gefunden, der Dich absolviren will? Da wirst Du lange suchen, und wir werden darüber Hungers sterben können! Fort mit dieser pfäffischen Mummerei!“ setzte er hinzu, indem er sich den schwarzen Priesterrock vom Leibe riß und in das Kaminfeuer warf. „Es war ein dummer Scherz, den wir trieben, und dumme Scherze pflegen ein böses Ende zu nehmen.“

„Es ist ein Scherz, so gut als ein anderer,“ sprach der Giuliano, „und ich sehe nicht ein, warum wir nicht ein wenig lustig sein sollten, wenn wir des Tages Last und Hitze getragen.“

„In den Flaschen wohnt die Lust und nicht im Priesterrock, das kann Euch jeder Pfaffe bezeugen,“ rief der Räuber, der zuerst gebeichtet hatte, und schleuderte den Rock, welchen der Giuliano zuvor ausgezogen, in die Flammen. „Fort mit der albernen Mummerei!“

„Puh, wie die Pfaffenröcke stinken!“ rief der Costanzo. „Es ist lauter Heuchelei und Geiz, die im Rauch aufgehn!“

„Ich sage Dir, Hauptmann,“ sprach Pedrillo, der sich inzwischen ein Glas um das andere eingeschenkt hatte. „Ich kann Dich nicht länger in diesem Hanswurstrocke sehen. Ein Hunds..., dem ein gutes, ledernes Reiterwamms nicht lieber ist, als ein Pfaffenrock, und wenn es der Rock des Papstes selber wäre!“

„Lasset den Papst aus dem Spiel,“ antwortete der Räuberhauptmann. „Haben wir's mit Gott und seinen Heiligen verdorben, wollen wir wenigstens den Papst zum Freund behalten.“

„Du hast Recht, Hauptmann,“ fiel Costanzo ein; „deshalb eben mußt Du den Bischofsrock ausziehn. Er stiftet nur Unzufriedenheit unter uns.“

„Das heiß' ich doch einen Grund, der sich hören läßt,“ erwiederte der Hauptmann. „Es kommt Alles auf die Art an, wie man eine Sache vorbringt. — So —“ setzte er hinzu, nachdem er den bischöflichen Ornat von sich geworfen. „Jetzt ist Euer Willen geschehen; nun thut Ihr auch den meinigen.“

„Du weißt, Bruder,“ sprach der weinselige Pedrillo; „Du brauchst nur zu sagen, was Du willst. Ich für meinen Theil stoße dem Papst selber meinen Dolch in den Leib, wenn ich Dir damit eine Fliege von der Nase halten kann. Aber Eines mußt Du mir erlauben, Herzens-Battistiello,“ setzte er hinzu, indem er den Hauptmann um den Hals faßte und ihn mit der täppischen Weise der Trunkenen koste.

„So setze Dich doch, Pedrillo,“ erwiederte Dieser, und suchte

sich von ihm loszumachen. „Ich weiß schon, was Du willst. Es ist Dir Alles erlaubt; Du kannst heute so viel Wein in Dich hineinschütten, als Du nur Raum in Dir hast."

„Bei Deinem seligen Pudel, Du irrst Dich, Goldhauptmännchen," fuhr der Andere fort, während er mit der schwankenden Hand einen Becher faßte, und, nachdem er ihn halb verschüttet, zum Munde führte. „Es war ein treues Thier, Dein seliger Pudel, bei meiner armen Seele, ein treues Thier, und sein schönes, weißes Fell werd' ich in meinem Leben nie vergessen. Es machte eine köstliche Figur in dem rosenfarbenen Blute. Schau, Herzensbursche, ich muß heute noch Blut sehn, sonst kann ich meinen Durst nicht löschen!"

„So laß' uns denn gewähren, Hauptmann," stimmte der Giuliano ein. „Du brauchst ja nicht mitzugehn. Der Pedrillo und ich, wir können die Sache allein abthun."

„Ich hab' es Euch schon gesagt," antwortete der Hauptmann. „Mein Willen ist, daß heute kein Dolch mehr gezogen wird; es müßte denn zur Nothwehr geschehn. Wollt Ihr den Reisenden morgen auf der Straße aufpassen, so macht mit ihnen, was Euch gefällt. Nur in diesem Hause darf kein Blut mehr vergossen werden. Meinen armen Pudel aber soll das besoffene Schwein nicht mehr in den Mund nehmen, eh' es nüchtern geworden ist und sich gebeichtet hat."

„Du bist ein Narr," sprach der Pedrillo mit dem Ausdruck von Albernheit, Hohn und Mitleiden im Angesicht, wie er den Betrunkenen in solcher Stimmung eigen ist. „Ich werde thun, was mir beliebt, und um Deine Hauptmannschaft bekümmere ich mich nicht so viel" — bei diesen Worten hielt er ihm zween Finger wie ein Horn hin, — „Du bist lange genug Hauptmann gewesen. Der Giuliano soll unser Hauptmann sein! Komm, Herzensbruder, und thu' mir Bescheid — so — jetzt commandire nur; ich bin fertig, und stoße hin, wo Du willst!" —

Mit diesen Worten hatte der Betrunkene einen weitern Becher geleert und den bloßen Dolch um sein Haupt geschwungen. Giuliano aber war aufgestanden und hatte seinen Dolch gleichfalls gezogen. „Ich dächte, es ging Einer von Euch mit," sprach Dieser; „sonst macht mir der Pedrillo Lärmen, eh' es nöthig ist."

„Ich bin von der Partie," sagte der Räuber, den wir zuerst knieend gefunden. „Laß mich mitgehn, Hauptmann; sonst gibt es eine dumme Geschichte."

„Du kennst den feigen Halunken," sprach der Benedetto; „er hat nicht einmal den Muth, Jemand im Schlafe zu morden." —

„Schweige, Schneiderseele" — rief der Giuliano.

„Ruhig, sag' ich," befahl der Hauptmann, „und die Dolche eingesteckt! Das betrunkene Schwein aber führt auf die Seite und laßt es seinen Rausch ausschlafen!" —

Unsere Leser werden uns ohne Zweifel danken, wenn wir diese Scene ekelhafter Verworfenheit so sehr als möglich abkürzen. Der Betrunkene ließ sich auch gar nicht so leicht zur Ruhe bringen, und der Hauptmann, welcher im Anfang Gewalt brauchen wollte, entschloß sich am Ende, um Lärmen zu vermeiden, zu einem gelindern, aber sicherern Mittel seiner los zu werden. Er trank ihm einen Becher um den andern zu, und füllte ihn dermaßen mit Wein an, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Darauf ließ er das Gewölb', in das man die Alte zuvor hineingestoßen, wieder öffnen, und befahl ihr, den Betrunkenen nach seinem Lager zu schaffen. So wurde dieser, welcher nun erst in einen wahrhaft viehischen Zustand verfiel und die alte Unglückliche auf das Roheste zu kosen anfing, von ihr mehr fortgeschleppt, als geführt, und in einem der Seitenräume zur Ruhe gebracht. Wenigstens hörte man bald nichts mehr von ihm, und kam die Alte wieder zum Vorschein, um ihren frühern Platz am Feuer einzunehmen.

Jaffier hatte keinen Zug und kein Wort von dieser ganzen Scene verloren, und Jeder mag sich in seine Lage denken, als er wenige Schritte von sich und von solchen Menschen den Gedanken verhandeln hörte, ihn und seine Reisegefährtinnen umzubringen. Denn nachdem Pedrillo entfernt war, bestand Giuliano immer noch auf seinen Vorschlag, und ließ um so weniger ab, da der Räuber, welcher ihm zuvor schon seine Begleitung angetragen, mit ihm einstimmte, und bald auch der Costanzo, des lieben Friedens wegen, wie er sagte, ihr Verlangen unterstützte. Dieser Streit wurde nur eine Augenblicke dadurch unterbrochen, daß der Benedetto Geräusch, wie von Pferdehufen, zu hören vermeinte. Die Räuber zogen ihre Dolche und eilten vor die Thüre; so daß das Gewölb' auf einige Augenblicke leer wurde. Jetzt sprang die Alte mit jugendlicher Kraft von ihrem Sitz auf. Sie öffnete eine kleine Schrankthür in der Wand, nahm eine Handvoll Salz, wie Jaffier'n däuchte, aus einer Schachtel und warf es in den großen Weinkrug, welcher auf dem Tische stand. Darauf setzte sie sich an ihre vorige Stelle, und nickte sogleich ein.

Nach einer Weile kamen die Räuber wieder und fuhren in ihrem Gespräch über das angebliche Geräusch fort. Alle meinten, daß es nichts gewesen sei; Benedetto aber bestand darauf, und Giuliano widersprach ihm nur um so heftiger. Zuletzt entschied der Hauptmann, daß Vorsicht und Wachsamkeit nichts schaden könnten, und Benedetto, welchem die Schadenfreude aus den Augen strahlte, schlug vor, daß der Giuliano, weil er doch nichts fürchte, die Runde um die Burg machen sollte. Nach einer halben Stunde, erbot er sich, ihn abzulösen.

Da der Hauptmann dies genehmigte, so blieb dem Letztern nichts weiter übrig, als zu gehorchen. „Das besoffene Schwein hat alle Flaschen geleert," sprach er mit wahrem Ingrimm in dem tückisch glänzenden Aug', indem er sich einen Becher Weins einschenken wollte. „Die Nacht ist kalt, und ohne einen tüchtigen Trunk im Leibe mag der Satan umsonst und um nichts die Runde draußen machen!"

„Sei unbesorgt, Bruder," tröstete ihn Benedetto mit spöttischem Lächeln. „Wenn's nur auf den Wein ankömmt, so kannst Du Dich noch zum Löwen trinken. Da steht ein ganzer Krug voll; Pedrillo selbst hätte für einen zweiten Rausch genug daran." —

Giuliano warf dem Sprecher einen Blick zu, in welchem der Ausdruck von Haß und Grimm in die furchtbarste Drohung verschmolzen. Ohne ein Wort zu erwiedern, füllte er sich einen großen Becher voll; aber indem er ihn mit den Lippen berührte, schien er zu schaudern. Dennoch trank er, setzte jedoch gleich wieder ab, als ob ihm der Wein widerstände. Indeß schien er sich Gewalt anzuthun; er führte den Becher aufs Neue nach dem Munde und leerte ihn mit Einem Zuge.

Die Alte, welche den Trinker nicht aus dem Auge verloren, stand jetzt auf und trat an die Thüre, wie wenn sie ihm solche öffnen wollte. Ihr Gesicht schien ganz verändert. Die zahllosen kleinen Falten desselben waren verschwunden; Alles hatte mehr Breite gewonnen. Fast hätte man Freude lesen sollen in den spitzigen Zügen.

Nachdem der Benedetto hinausgegangen war, setzten sich die Uebrigen wieder, und Costanzo rückte aufs Neue mit seinem Vorschlag heraus, die Reisenden umzubringen. Der Hauptmann, welcher, seit er in der freien Luft gewesen war, die Wirkung des Weins, den er zu sich genommen, viel stärker zu fühlen schien, begann jetzt ganz wehmüthig zu werden und von dem ruchlosen Leben zu reden, welches sie lange genug geführt hätten. Es wäre nun Zeit, meinte er, ihr Handwerk aufzugeben und in ein Kloster zu gehn. „Zuletzt müssen wir uns doch bekehren," sprach er. „Wollen wir es anstehn lassen, bis wir mit dem Strick um den Hals keine andere Wahl mehr haben? Welche Freude könnt' ich auch noch auf der Straße finden, wenn ich meinen treuen Pudel nicht mehr neben mir sehe! O du treues Thier." —

Mit diesen Worten fing er an zu weinen, daß ihm die Thränen von den Wangen flossen.

„Schenkt ihm ein," rief der Costanzo. „Er fällt in seine reumüthige Grillen, wie immer, wenn er nur halb ins Trinken hineingerathen ist."

„Ich sag' Euch," fuhr der Räuberhauptmann weinend fort, und stieß den Becher, welchen ihm der Andere voll gereicht, von sich; „es ist ein sündhaftes Leben, das wir führen. Ich spür' es jetzt erst, da ich das Priestergewand abgelegt habe. Es war mir ordentlich unschuldig darin zu Muthe."

„Sei kein Narr, Battistiello, und trink" — redete ihm der Vorige zu, und reichte ihm seinen Becher aufs Neue.

Aber der Hauptmann trank nicht mehr, sondern wurde immer eifriger in seinen Vorschlägen zur Besserung, je mehr er von den Andern ausgelacht wurde. Endlich rief der Costanzo aus: „Laßt uns die Beute theilen!" —

Dieser Vorschlag gab der Stimmung der Räuber auf einmal eine andere Richtung, und auch der Hauptmann, dessen Zunge zu stammeln anfing, widersetzte sich nicht. Im Augenblick war der Tisch von Tellern und Flaschen geleert, und der Inhalt der erbeuteten Päcke auf demselben ausgeleert. Zum unangenehmen Erstaunen Aller fanden sich jedoch nur Kirchengeräthschaften verschiedener Art darin, und die silbernen Leuchter und der bischöfliche Ornat waren so ziemlich die einzigen Gegenstände, die einen besonderen Werth in den Augen der Räuber zu haben schienen.

Da sie sich so sehr in ihrer Erwartung getäuscht fanden, so schlug der Costanzo aufs Neue vor, den Reisenden im Hause sogleich den Garaus zu machen und ihr Gepäck mit zu vertheilen. „Wo Weiber sind," sprach er, „da fehlt es nicht an kostbarem Schmuck, und wenn man in Sänften reiset und so viele Mantelsäcke bei sich hat, pflegt auch der wohlgespickte Beutel nicht zu fehlen." —

Der Capitain, dem das Sprechen immer schwerer wurde, schien sich jetzt recht eigentlich zusammen zu nehmen, und that einen furchtbaren Schwur, wenn in dieser Nacht noch Blut fließen solle, so müss' es das Blut Dessen sein, der einen Dolch

ohne seinen Befehl zückte. Da er aber zugleich zu wanken anfing, so gab der Costanzo den Andern einen Wink, als ob er ihnen sagen wollte, sie brauchten sich nur noch eine kurze Weile zu gedulden, so würd' er sich um ihr Thun und Lassen nichts mehr bekümmern.

In diesem Augenblick ließ sich von Außen ein so kläglicher Schrei vernehmen, als ob Angst und Schmerzen ihre vereinte Kraft in demselben aufgeboten hätten. Der Räuberhauptmann schien auf einmal zu seiner vollen Besinnung zurückzukehren; denn indem er mit gezogenem Dolch und festem Schritt nach der Thüre sprang und die Uebrigen ihm folgten, wandte er sich unter derselben um, und befahl dem Benedetto, welcher einen Feuerbrand aus dem Kamin gerissen hatte, solchen in denselben zurückzuwerfen. „Hast Du Dein Handwerk nicht besser gelernt?" rief er. „Sollen wir Schuß und Hieb ins Dunkle thun und dem Feinde zu seinen Schüssen und Hieben auf uns leuchten?"

Der Räuber fühlte den Vorwurf und schleuderte den Feuerbrand von sich. Im Nu war das Gewölbe von den Räubern leer, und Niemand, als die alte Frau darin zurückgeblieben.

Aber jetzt verließ auch diese ihren Sitz, ohne jedoch den Räubern zu folgen. Mit einer, über ihr Alter gehenden, Heftigkeit warf sie sich vor einem der großen Candelaber auf die Knie, hob die krampfhaft gefalteten Hände empor und stimmte, wie es schien, ein heißes Gebet an. Es lag ein Ausdruck von stolzer Freudigkeit in ihrem Gesicht, der mit der Scene außer dem Hause gar nicht in Einklang zu bringen war.

Denn das Geschrei ließ sich immer stärker und schneller hinter einander vernehmen. Es war offenbar der Ausbruch der heftigsten körperlichen Schmerzen eines einzelnen Menschen. Indeß dauerte es nur kurze Zeit, so wurde die Stimme des Schreienden schwächer und verwandelte sich in ein klägliches Gestöhne. In demselben Verhältniß schien der freudige Ausdruck in dem Antlitz der betenden Alten zu wechseln.

Die Schmerzenslaute kamen näher und die Stimmen der Räuber wurden hörbar. Jaffier's Ungewißheit dauerte nicht lange. Die Räuber kamen und brachten den Giuliano geschleppt, der nur noch leis ächzte. Sie legten ihn auf den Boden, und stießen die Alte heftig an, daß sie helfen sollte. Sie sprang auf, legte einen irdenen Teller an das Feuer, und ergriff ein Tuch vom Tisch, um solchen damit zu umwickeln und ihn dem Kranken auf den Bauch zu legen. Dieser krümmte sich wie ein Wurm am Boden; doch dauerte seine Qual nicht lange. Er bäumte sich noch einmal mit dem Bauch krampfhaft in die Höhe, und verschied mit einem Ton, in welchem alle Verzweiflung körperlicher Schmerzen und der entsetzlichsten Gewissensangst vereinigt schien.

Dieser Tod erschütterte die Räuber sichtbarlich auf das Tiefste; nur der Benedetto betrachtete den Leichnam, welcher mit den vorgetriebenen Augen der heraushängenden Zunge einen gräßlichen Anblick darbot, mit Gleichgültigkeit.

„Wir müssen der Alten seinen Antheil an unsrer Beute lassen," brach der Räuberhauptmann endlich das Schweigen, „damit sie dem Unglücklichen für ein christliches Begräbniß und für ein Dutzend Seelmessen sorgt."

„Das ist nicht nöthig, Hauptmann," erwiederte Benedetto. „Ich stehe Dir dafür, er hat Geld genug in der Tasche, um die Kosten seiner Höllenfahrt selbst bestreiten zu können."

„Ich meine, Dein Haß dürfte dem armen Teufel nun wol Ruhe gönnen," sagte Costanzo. „Wie magst Du auch glauben, daß ihm die Siccia Zurla einen Pfennig in der Tasche gelassen? Geschweige so viel Gold, wie bei unser Einem nöthig ist für ein ehrliches Begräbniß."

„Es kommt auf die Untersuchung an," versetzte der Benedetto, und kniete zu diesem Zweck neben dem Todten nieder.

„Wo suchst Du denn?" fragte der Costanzo. „Wer wird eine Tasche in der Weiche haben? —

Der Andere ließ sich jedoch nicht irre machen. Nach kurzem Herumtasten zog er auch wirklich aus einer Seitentasche, welche der Todte im Futter seines Wamms hatte, einen schweren Beutel hervor und reichte solchen dem Hauptmann.

„Respect vor der edlen Schneiderkunst!" sprach Dieser, indem er den Beutel in der Hand wog. „Bei Sanct Victorinus, diesen Schatz hätte Keiner von uns zu heben verstanden! Aber lasset uns sehen, wie groß der Reichthum ist!" —

Mit diesen Worten schüttete der Hauptmann den ganzen Inhalt des Beutels auf einen Fayenceteller aus.

„Sagt' ich's nicht?" sprach der Benedetto triumphirend, „daß der feige Schurke sich den Ring des Bischofs zugeeignet? Aber Du wolltest es mir nicht glauben, Hauptmann."

„Wer soll' auch denken, daß ein Räuber ein solcher Schurke sein könnte? Bei Sanct Victorinus, der Ring ist werth, die Hand der Herzogin von Ossuna zu schmücken."

Mit diesen Worten hielt er das Kleinod, in welches ein großer, herrlicher Saphir gefaßt war, vor die Flamme einer Kerze und ließ ihr Licht durch alle seine Facetten brechen. —

„Du wirst sehen, daß das Kreuz des Bischofs auch nicht fern' ist," sprach Benedetto, und begann aufs Neue an dem Leichnam herumzutasten. Seine Vermuthung bestätigte sich auch gleich, und er brachte ein schweres, goldenes, mit kostbaren Steinen besetztes Bischofskreuz unter dem Hemde des Todten hervor.

„Bei Sanct Victorinus!" rief der Hauptmann, und nahm das Kreuz aus der Hand des Finders. „Da haben wir's! Und der diebische Schurke meinte noch, Du hättest ihm Gift gegeben," setzte er, gegen den Benedetto gerichtet, hinzu. „Lag das Kreuz nicht in seiner linken Weiche?" —

Als dieser es bejahte, fuhr er fort: „da war auch sein Hauptschmerz! Aber nun wären wir noch ärgere Thoren, da er ein Schurke war, hülfen wir ihm zum Danke noch aus dem Fegfeuer. Sorgen wir lieber, nicht selber hinein zu gerathen! Wenn es Euch recht ist, Kameraden, so verehren wir das Kreuz der Mutter Gottes von Loreto. Das kann uns gegen Galgen, Fegfeuer und Hölle schützen!" —

Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und da der Hauptmann wieder vollkommen bei Sinnen war, so gedachte Keiner mehr des Vorschlags wegen der Reisenden. Vielmehr machten sie Alle Anstalt, sich zur Ruhe zu begeben. Der Hauptmann nahm zuerst sein Lager auf der niedrigen Mauer, die an der Wand hinlief, und die Andern wollten eben seinem Beispiel folgen, als er ausrief: „schafft mir den todten Schuft aus den Augen! Er liegt eben so warm vor der Thüre!" —

Die Andern verlangten, daß die Alte den Leichnam hinaustragen sollte. Sie weigerte sich jedoch auf das Hartnäckigste, und da sie auch offenbar zu schwach war, so legten der Costanzo und seine Kameraden Hand an den Todten und trugen ihn hinaus. Der Benedetto äußerte den größten Widerwillen, ihn noch einmal zu berühren; dafür nahm er einen Feuerbrand aus dem Kamin und trat ihnen voran.

„Ich wußte wohl, daß ich dem Schuft heute noch in die Hölle leuchten mußte," sprach er lachend gegen den Hauptmann; „nur war ich mit meiner Dienstfertigkeit schneller bei der Hand, als ihm lieb war." —

Nach ihrer Rückkehr streckten sich diese gleichfalls auf die Mauer nieder, und bald war von Allen nichts mehr hörbar, als ihr lautes Schnarchen. So ferne lag diesen Menschen noch das Bewußtsein ihrer Verworfenheit, daß sie den Schlaf mit einer Schnelligkeit fanden und mit einer Ruhe genossen, nach welcher die Unschuld so oft vergebens seufzt. Jaffier, der jede ihrer Bewegungen beobachtet, und nur auf den Augenblick lauerte, wo Alle fest eingeschlafen sein würden, war selbst erstaunt, als er so schnell die Beruhigung gewann, deren er bedurfte.

Nachdem er versichert zu sein glaubte, daß die Räuber sämmtlich in tiefem Schlafe lagen, schlich er sich fort, um das Gemach der Frauen aufzusuchen. Glücklicher Weise brach der helle Mondschein durch ein eingestürztes Stück des Daches in den breiten Gang ein, welcher nach demselben führte. Sein leises Pochen wurde sogleich gehört und sein flüchtiges Wort erwiedert, als er zum schnellen Aufbruch ermunterte. Die Frauen hatten den Lärmen der Räuber vom Anfang an gehört und vor Angst kein Auge geschlossen.

Jetzt blieb noch die schwere Aufgabe zu lösen, wie sie zu ihren Thieren gelangen sollten, die im Hintergebäude standen. Vielleicht gab es einen Ausgang in der Nähe; aber wie ihn finden in der Nacht, ohne Licht, und bei der Nothwendigkeit, jedes Geräusch zu vermeiden? In der That blieb kein Ausweg übrig, als das Wagstück, welches Jaffier vorschlug, sich gerade durch die Hausflur zu schleichen, in welcher die Räuber lagen. Laura erklärte sich im Augenblick bereit dazu; aber Zoë fand das Unternehmen zu gefährlich. Umsonst versicherte ihr Jaffier, daß unter allen Gefahren, welche sie bedrohten, diese noch die geringste und das vorgeschlagene Wagstück das einzige Mittel ihrer Rettung sei. Erst als Laura den Weg ohne Weiteres antrat und Jaffier Miene machte, ihr zu folgen, schien sie andern Sinnes zu werden. Sie ergriff Lauretta's Hand, und folgte in einiger Entfernung; aber sie beschleunigte ihre Schritte erst, als sie die Andern schon glücklich an der Hausthüre angelangt sah. Jaffier warf jetzt noch einen Blick in die Hausflur zurück, da sah er die Alte einen Feuerbrand aus dem Kamin reißen, und in das offene Nebengewölbe schleudern, das er mit Heu und Reißerbündeln angefüllt wußte. Es war die großmüthige Regung eines einzigen Moments, die ihn zurücktreiben wollte; denn er erkannte sogleich, daß es der Eile jetzt mehr als jemals bedurfte. Glücklich erreichte er auch mit den Frauen den Stall im Hintergebäude, wo sie den Maulthiertreiber bereits beschäftiget fanden, seine Thiere aufzuzäumen. Ob er, da er die Gefahr gemerkt hatte, diese erst marschfertig machen, und dann die Reisenden wecken, oder ob er allein aufbrechen wollte, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Wenigstens wußte er, daß die Cam-

pieri schon vor Mitternacht in der Stille aufgebrochen waren, und hätte leicht ihr Beispiel ihn verführen können. Jaffier, welcher sie mit eigener Gefahr auffordern wollte, zu folgen, maß dem Maulthiertreiber nicht gleich Glauben bei, und beruhigte sich kaum, als er ihm versicherte, die Campieri's und die Räuber spielten häufig unter Einer Decke, und die ihrigen seien so feige Memmen, daß sie nothwendig Spitzbuben sein müßten, um ihre Haut nur einigermaßen sicher zu stellen in diesem Lande.

Die kleine Gesellschaft verließ glücklich die Räuberhöhle, in die sie gerathen war, und schlug den Weg durch das enge Thal ein, welches sich hinter dem Haus in die Höhe zog. Auf beiden Seiten durch einen hohen Wald begrenzt, gewährte solches den Vortheil, daß sie sich in demselben verbergen konnten, sobald sich irgend eine Gefahr zu nähern schien. Der Maulthiertreiber hatte die zweckmäßige Vorsicht gebraucht, die Schellen seiner Thiere mit Heu zu verstopfen, und da es immer auf Wiesengrunde fortging, so zog die kleine Gesellschaft so leis einher, daß sie durch kein Geräusch verrathen werden konnte. Zudem warfen die Bäume ihre schwarzen Schatten über sie, und gewährten ihnen eine Verborgenheit, welche beruhigend gewesen wäre, hätten sie den Weg gekannt, auf dem sie sich befanden. Zoë'n genügte sie wenigstens gar nicht. Mehr als einmal, bog sie sich angstvoll aus ihrer Sänfte heraus, um nach Jaffier'n zu rufen, und so hätte sie die Gefahr nothwendig herbeiziehen müssen, wäre sie in der Nähe gewesen.

Auf einmal wurden die Reisenden durch einen hellen hochrothen Schein erschreckt, welcher die Bäume vor ihnen erhellte, und jeden Augenblick stärker wurde. Jaffier hielt an und blickte um sich, woher die Wirkung kam. Da sah er unten in der Tiefe das alte Gebäude, aus dem sie eben entflohen waren, in lichten Flammen stehen. Es enthielt, wie es schien, große Vorräthe von Heu und Holz; denn das Feuer loderte mit solcher Gewalt von allen seinen Zinnen in die Höhe, daß die ganze Gegend weit umher fast zu Tageshelle erleuchtet wurde.

„Ich sage," sprach der Maulthiertreiber, „die Alte hat den Schurken ein stattliches Fegefeuer angerichtet, und bei Sanct Bernhardin von Siena, ich würd' es nicht löschen, wenn ich auch könnte!"

Friedrich Rehm,

geboren am 27. November 1792 zu Immichenheim in Kurhessen, habilitirte sich frühzeitig als Privatdocent an der Universität Marburg, wurde 1819 außerordentlicher und 1820 ordentlicher Professor der Geschichte und dritter Universitätsbibliothekar daselbst.

Er schrieb:

- M. C. Curtius' Grundriß der Universalhistorie. Fortgesetzt. 2te Ausgabe, Marburg 1819.
- Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Marburg u. Kassel 1821 flg., 4 Bde.
- Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Marburg 1826.
- Lehrbuch der historischen Propädeutik. Marburg 1830.
- Geschichtlicher Rückblick auf die allgemeinen Grundlagen und die Hauptepochen in der Entstehung der constitutionellen Repräsentativverfassungen der europäischen Völker. Marburg 1831.
- Abriß der Geschichte des Mittelalters. Kassel 1840.

Fleiß, Sachkenntniß, gründliches Quellenstudium und gute Darstellung haben diesem ausgezeichneten Gelehrten eine angesehene Stellung unter den deutschen Geschichtsforschern angewiesen.

Johann Friedrich Reichard,

geboren am 25. November 1751 zu Königsberg, studirte daselbst und zu Leipzig Jurisprudenz und wurde, nachdem er mehrere große Reisen gemacht, zuerst Sekretär bei der Domainenkammer, bis er im Jahre 1775 Kapellmeister zu Berlin ward. Er stand in großer Gunst bei Friedrich Wilhelm II. und machte nun Reisen nach Paris und Italien. Wegen der im Jahre 1793 von ihm herausgegebenen vertrauten Briefe erhielt er seine Entlassung und lebte nun auf seinem Gute in Giebichenstein, später in Hamburg, wo er das Journal „Frankreich" herausgab. Im J. 1797 begnadigte ihn der König wieder und ernannte ihn zum Salinendirector zu Schönebeck bei Magdeburg. 1808 erhielt er vom Könige von Westphalen die Stelle eines Directors des deutschen und französischen Theaters zu Kassel, welche er jedoch in demselben Jahre schon wieder aufgab, um auf seinem Gute der Musik zu leben. Er starb daselbst im Jahre 1814, am 27. Juli.

Außer vielen Compositionen und mehreren von ihm redigirten Zeitschriften besitzen wir von ihm:

- Briefe eines aufmerksamen Reisenden, die Musik betreffend. Frankfurt u. Leipzig, 1774, 1776, 2 Thle.
- Ueber die deutsche komische Oper. Hamburg 1774.
- Ueber die berlinische Musik. Hamburg 1775.
- Der Weltbürger. Lustspiel nach Goldoni. Berlin 1780.
- Liebe nur beglückt. Siegsschauspiel. Dessau 1781.
- Frankreich. Altona 1795—97.
- Deutschland. Berlin 1696. 12 St.
- Juchhei. Liederspiel. Kunst und Liebe. Liederspiel. Liebe und Treue. Liederspiel. Berlin 1800.
- Vertraute Briefe aus Paris. Hamburg 1805, 3 Thle.
- Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien. Amsterdam 1810, 2 Thle.

Seine trefflichen Compositionen, namentlich Göthe'scher Gedichte, welche noch immer gern gesungen werden, haben ihm einen dauernderen Ruhm erworben, als seine Schriften, obwohl auch diese, wegen der Beobachtungsgabe, des Scharfsinns und der gefälligen Darstellung, die der Verfasser in denselben entwickelte, zu ihrer Zeit gern gelesen wurden und in einzelnen Fällen, wenn gleich nur vorübergehend, Aufsehen erregten.

Heinrich August Ottokar Reichard,

geboren am 3. März 1751 zu Gotha, studirte zu Göttingen, Leipzig und Jena die Rechte, trieb aber nebenbei die schönen Wissenschaften und Künste mit größtem Eifer. Nach zurückgelegten Universitätsjahren erhielt er vom Herzog Ernst II., als dieser das Hoftheater errichtete, die Direction desselben und die Aufsicht über die herzogliche Privatbibliothek. Durch solche Verhältnisse kam er mit seinem Fürsten in die nächste Berührung; dieser gewann ihn lieb und verflocht ihn in viele interessante Verbindungen, unter welchen die der Freimaurerei noch lange von ihm gepflegt wurde. Im Jahre 1785 wurde

er Rath, 1799 Kriegscommissionsrath und später, nachdem er mehrere große Reisen durch Europa gemacht hatte, geheimer Kriegsrath und Kriegsdirector. Er starb am 17. October 1828.

Er verfaßte außer zahlreichen Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen:

Nonnenlieder. 1772.
Kleine Poesieen. 1772.
Geschichte meiner Reise nach Pyrmont. Leipz. 1772.
Launen und Einfälle. 1773.
Theaterkalender. Gotha 1775—1800.
Theaterjournal. Gotha 1777—84, 22 St.
Olla Potrida. Berlin 1778—97.
Nacht und Ungefähr. Lustspiel. Meiningen 1778.
Bibliothek der Romane. Riga 1778—94, 21 Thle.
Theater der Ausländer. Gotha 1779—81, 3 Thle.
Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin. Leipzig 1779.
Blauauge. Mährchen. Leipzig 1780.
Novellen. Leipzig 1781.
Briefe auf einer Reise nach Rom. Riga 1784—85. 2 Thle.
Kleine Reisen. Berlin 1785 ff. 8 Thle.
Revolutionsalmanach. Göttingen 1793—1803.
Historischer Kalender für 1797. Berlin.
Der Passagier auf der Reise. 6te Aufl. Weimar 1826.
Guide des Voyageurs. 9te Aufl. Weimar 1822, 2 Thle.
Handbuch für Reisende aus allen Ständen. 2te Auflage, Leipzig 1793.
Malerische Reise durch einen großen Theil der Schweiz. Neueste Aufl. Gotha 1827.

Große Belesenheit, gute Auffassung, eine angemessene Darstellung und lebhaftes Interesse für geistige Erscheinungen, verbunden mit regem Sammlerfleiße und umsichtiger Genauigkeit, erwarben R's Namen als Schriftsteller zu seiner Zeit einen geachteten Klang. Seine Reisehandbücher werden noch jetzt sehr viel benutzt, da fortwährend neue Auflagen derselben mit zeitgemäßen Aenderungen und Zusätzen erscheinen.

Püterich von Reicherzhausen,

ein Ritter aus dem Oesterreichischen, schrieb im Jahre 1462 eine poetische Epistel an eine österreichische Prinzessin, in welcher er ihr ein Verzeichniß der alten Rittergedichte mittheilt. Diesen merkwürdigen Ehrenbrief gab J. C. Adelung mit litterärischen Erläuterungen (Leipzig 1788) heraus.

Johann Joseph Reiff

ward am 11. December 1793 zu Cobern an der Mosel bei Coblenz geboren, erhielt, da er sich früh durch glückliche Anlagen bemerkbar machte, eine treffliche Erziehung und widmete sich, nachdem er seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Coblenz vollendet, 1813 der Forstwissenschaft. Später trat er in das Fach der Domänen-Administration über und ward Archivbeamter, so wie später Kanzlei-Inspector der königl. preußischen Regierung zu Coblenz, wo er in dieser Eigenschaft gegenwärtig noch lebt.

Er gab heraus:

Panorama von Coblenz. Coblenz 1821.
Die Todtenfeier. Trauerspiel. Coblenz 1824.
Otto von Rheineck. Trauerspiel. Coblenz 1828.
Der schlafende Räuber. Oper. Coblenz 1829.
Alfred der Große. Oper. (Aufgeführt in Coblenz).
Viele Lieder, in Zeitschriften abgedruckt und componirt von Zelter, Neumann, Ries, Weber u. A.

Ein geist- und gemüthvoller Dichter, dessen dramatische Arbeiten sich freundlichen Beifall erwarben; noch größere Verbreitung fanden aber seine lyrischen Poesieen, vorzüglich seine rheinischen Nationallieder, welche sich durch Wärme, Innigkeit, Redlichkeit der Gesinnung und vollendete Form viele Freunde gewannen.

Das Leben am Rhein.

(Gedicht von J. J. Reiff.)

Preiset die Reben!
Hoch preiset den Rhein!
Froher kann's Leben
Im Himmel nicht sein!
Ueberall Freude, Gesänge und Wein —
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

Fröhliche Lieder
Und heiterer Scherz,
Freundschaft, so bieder,
Und redlich das Herz,
Eintracht und Frohsinn im trauten Verein —
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

Freunde der Fernen,
O kehrt bei uns ein:
Hier sollt ihr lernen
Recht fröhlich zu sein.
Kommet, o kommt und gesteht es nur ein:
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

Auf denn! der freie,
Der mächtige Rhein
Giebt euch die Weihe
Des Lebens im Wein.
Herzlichkeit ist hier kein täuschender Schein —
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

Wer noch so ferne
Gewandert mag sein,
Saget es gerne:
Es ist nur ein Rhein.
Fremdlinge räumen es offen uns ein:
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

Ländchen der Wonne
An Freuden so reich!
Unter der Sonne
Ist keines dir gleich;
Du bist die Heimath des Frohsinns allein —
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

Land, du geliebtes,
Wie bist du so schön!
Gleiches nur giebt es
In himmlischen Höh'n;
Schöner doch kann es dort oben kaum sein —
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

Ländchen der Reben,
Dem Fürsten so treu!
Keines kann's geben,
Das treuer noch sei.
Das ist der Stolz, ein Rhenaner zu sein —
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

Segen und Frieden
Und reichlich Gedeih'n,
Sei dir beschieden
O Ländchen am Rhein!
Segen den Reben! sie geben den Wein —
Glücklich fürwahr ist das Leben am Rhein.

Schaut! in dem Becher
Glänzt perlend der Wein.
Auf denn! ihr Zecher! —
Es lebe der Rhein!
Sterbend noch soll unser Wahlspruch es sein:
Vivat das fröhliche Völkchen am Rhein!

Hermann Samuel Reimarus,

geboren am 22. December 1694 zu Hamburg, studirte zu Jena und wurde daselbst Magister und Adjunctus der philosophischen Facultät. Hierauf ward er Privatdocent zu Wittenberg und nach einer Reise durch Belgien erhielt er im J. 1723 das Rectorat zu Wismar. Im Jahre 1727 wurde er Professor der griechischen Sprache und Mathematik an dem akademischen Gymnasium zu Hamburg und starb daselbst am 1. März 1768.

Er schrieb:

Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion. 7te Auflage. Hamburg 1793.
Die Vernunftlehre. 5te Aufl. Hamburg 1790.
Betrachtungen über die Kunsttriebe der Thiere. 4te Aufl. Hamburg 1798.
(Fragmente eines Ungenannten aus der wolfenbüttelschen Bibliothek. Herausgegeben von G. E. Lessing. Berlin 1778, 1788.)

Ein geistvoller, klarer Denker, dessen philosophische Schriften, vorzüglich seine natürliche Religion, zu jener Zeit großes Aufsehn machten, außerordentlich nützten und wegen ihrer faßlichen Darstellung allgemein gelesen wurden. Eben so bedeutend ist sein treffliches Werk über die Kunsttriebe der Thiere, in welchem er die schärfste Beobachtungsgabe mit dem lichtvollsten Vortrage verbindet. Daß er wirklich der Verfasser der bekannten Wolfenbüttelschen Fragmente sei, ist bis jetzt noch nicht als ganz gewiß ermittelt.

Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion

von

Hermann Samuel Reimarus.

Die neunte Abhandlung.

Worin die Richtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorsehung gezeigt wird.

§. 1.

Lasset uns die irrigen Vorstellungen, welche gegen die göttliche Vorsehung Zweifel erregen, nach einander durchgehen. Der erste Einwurf ist sehr alt: Wenn ein Gott, wenn eine Vorsehung ist, woher kömmt denn die Unvollkommenheit und das Böse in der Welt? Er setzet eines Theils ganz recht zum Grunde, daß aus Gottes Wesen und Eigenschaften an sich nichts Unvollkommenes oder Böses, sondern lauter Gutes, herzuleiten sei; und das ist genug zu Gottes Rechtfertigung. Aber anderntheils fehlet er darin sehr, daß er das Wesen und die Natur des Geschöpfs gar nicht in Betrachtung zieht, was dieselben leiden oder in sich schließen. Beides muß gegen einander gehalten werden, wenn man urtheilen will, wie viel Vollkommenheit der unendliche Schöpfer den endlichen Dingen außer sich hat mittheilen können.

Wir würden ja eben so verfahren, wenn wir des verständigsten und besten Künstlers Werk in Thon und Erde untersuchen wollten: daß wir nicht allein aus der Vollkommenheit des Verstandes und der Wissenschaft des Künstlers, wie auch aus seinem guten Willen und Absicht immer fortschlössen, wie das Werk beschaffen sein müßte; sondern auch die Natur des Thons mit in Erwägung zögen, was, vermöge derselben, möglich sei. Wenn wir den vollkommensten Regenten als den Stifter einer gewissen Republik betrachten, so werden wir uns ja nicht, aus dem einzigen Begriffe des Regenten selbst, eine platonische Republik in etwisischen Feldern vorstellen, sondern auch die Lage und Natur des Landes, die Fähigkeit, Eigenschaft und Neigung des Volkes, mit in Betrachtung nehmen, um zu sehen, was der vollkommensten Weisheit eines Regenten, bei einem solchen Volke, in einem solchen Lande, anzuordnen gemäß wäre. Warum betrachtet man denn Gott nicht auch als den herrlichsten Werkmeister, aber in zerbrechlichen Gefäßen? als den weisesten Regenten, aber über endliche Geschöpfe? so bliebe dem höchsten Wesen seine Ehre, bei aller Unvollkommenheit der Natur.

Es ist der Vernunft entgegen, daß man das Verhältniß zweier Dinge gegen einander nicht nach beider Natur und Wesen betrachtet, und man muß auf solche Art nothwendig in mancherlei Widerspruch verwickelt werden. So sind denn einige Menschen dahin verfallen, daß sie wegen der Unvollkommenheit und des Bösen in der Welt keine Vorsehung, keine Schöpfung, keinen Gott erkennen wollen, sondern die Welt und Natur für das erste selbständige Wesen gehalten haben. Welche Thorheit! Sie konnten nicht begreifen, daß ein Werk des ersten selbständigen Wesens irgend eine Unvollkommenheit oder Böses an sich haben könnte, und nun können sie begreifen, daß das erste selbständige Wesen selbst, nämlich die Welt, welche sie dafür halten, alle diese Unvollkommenheiten und dieses Böse unter seinen wesentlichen Eigenschaften in sich fasset.

Andere haben aus der Welt ein Werk gemacht, das von zweien selbständigen, nothwendigen, ewigen, aber ganz widrigen Wesen, einem guten und einem bösen, entstanden, so daß daher Gutes und Böses in der Welt unter einander gemischt wäre. Aber auch dadurch wird die Unvollkommenheit und das Böse von der Welt in den Werkmeister selbst versetzet, und noch dazu die Vollkommenheit des besten Wesens eingeschränkt und abhängig gemacht. Wie kann denn ein nothwendiges, unendliches Wesen zwiefach und verschieden sein; wie können sie beide einen unendlichen Verstand, Willen und Macht haben, da doch das eine nicht denket, will und kann, wie das andere. Ihre Einsicht, und ihr Zweck laufen wider einander: das eine will das Gute, das andere das Böse: das eine hat so wenig Macht, als das andere, seinen Willen gänzlich zu Stande zu bringen. Sie werden dennoch bei dem streitenden Willen entweder eins, ein jedes das Seine zu dem Werke beizutragen; oder das Eine kann doch nicht hindern, daß dasjenige, was es gemacht hat, von dem Andern wieder verdorben wird. Welche Begriffe! wie haben die Menschen so blind sein können, dergleichen Gemenge in ihren Gedanken zu beherbergen? oder wie hat ein gescheuter Mann neuerer Zeit seinen Witz verschwenden mögen, dieser Meinung eine Farbe zu geben?

§. 2.

Es gereichet dem Herrn von Leibnitz zum unsterblichen Ruhme, daß er diesen Nebel, der die Menschen so lange auf die gefährlichsten Irrwege verleitet hatte, durch ein neues Licht vertrieben, und einen richtigen Mittelweg gewiesen hat, der uns bei aller unserer Unvollkommenheit dennoch zu dem vollkommensten Wesen führt.

Ein unendlicher Verstand eines selbständigen Wesens konnte sich nichts außer sich als möglich vorstellen, ohne nur eingeschränkte, veränderliche, abhängige Dinge. Denn wenn ihnen nichts an Vollkommenheit mangeln sollte; wenn sie ohne wesentliche Schranken, unveränderlich, unabhängig, nothwendig, selbständig, ewig sein sollten; wie könnten sie denn als solche gedacht werden, die bloß durch Gott, als das erste Wesen, ihre Wirklichkeit erhalten müßten? Wenn also nichts außer Gott, als eingeschränkte Dinge zu denken waren: so konnte auch bloß die verschiedene Möglichkeit der Schranken, eines jeden Dinges besonderes Wesen bestimmen; nicht anders, als es sich in den Figuren verhält, davon so viele, verschiedener Art und Wesens, möglich sind, als die Einschränkung eines Raumes Verschiedenheit leidet.

Aber eben darum, weil ein jedes außer Gott mögliches Ding seine eigene wesentliche Schranken der Vollkommenheit ha-

ben mußte, und ohne dieselben eben so wenig das sein konnte, was es ist, als ein Dreieck ein Dreieck sein, und doch die Eigenschaften eines Zirkels haben kann: so folget auch, daß etwas außer jedes Dinges Schranken der Vollkommenheit war, das ihm nach seinem Wesen unmöglich zukommen konnte. Wenn Fleisch die Härte und Festigkeit hätte, welche Stahl und Eisen hat, so würde es nicht biegsam und kein Fleisch mehr sein können. Wenn ein Baum, ein leblos Ding, Empfindung hätte, so würden sie zu den Thieren gehören. Wenn der Hund Vernunft besäße und sprechen könnte, so müßten wir ihn für ein Mittelding zwischen Menschen und Thieren halten. Und wenn wir Engelverstand hätten, so würden wir aufhören, Menschen zu sein. Jedem sind seine Schranken so wesentlich als den Figuren. Ein Dreieck kann nicht ohne Mangel der vierten Seite und des vierten Winkels, und also nicht als ein Viereck gedacht werden. Und ein Viereck ist nicht ohne Mangel der Ründe eines Zirkels möglich. Demnach konnte Gottes Verstand jedes außer ihm mögliche eingeschränkte Ding nicht ohne Mangel einer andern oder mehreren Vollkommenheit gedenken.

Eben dieser wesentliche Mangel einer anderen oder mehreren Vollkommenheit, welcher von allen eingeschränkten Dingen gedacht werden muß, enthält auch die Möglichkeit des Bösen, sowohl des natürlichen, als des sittlichen. Denn wenn Dinge mit eingeschränkten Kräften von einander abhängen, so muß auch möglich sein, daß das schwächere von dem stärkeren überwältiget, verdorben und zernichtet wird; oder daß es sich in sich selbst durch seine widrigen Kräfte aufreibt. Blumen und Pflanzen waren nicht möglich, ohne daß zugleich ihre Vernichtung durch äußere und innere Kräfte möglich wäre. Das Fleisch der Thiere konnte nicht unbiegsam hart sein, und ohne Nahrung bestehen, aber eben daher auch von Quetschung, Wunden, Krankheit und Tode nicht gänzlich frei sein. Sollten solche Seelen sein, als der Menschen und Thiere sind: so mußten auch ihre Vorstellungen von einem organischen Körper abhängen; folglich mußte auch ein Mangel dieses oder jenes Sinnes, oder ein Wahnwitz bei ihnen möglich sein. Ein eingeschränkter Verstand, der vieles gar nicht, anderes dunkel, das meiste undeutlich vorstellet, ist nach dem Maße seiner Schranken, mehr oder weniger, der Unwissenheit, Verwirrung und dem Irrthume unterworfen. Daher können sich die Mängel auch in der Vorstellung des Guten und Bösen äußern, und das Böse statt des Guten gewählet, das Gute als ein Böses verworfen werden. Es ist also offenbar, daß eine Welt von lauter eingeschränkten Dingen ohne Möglichkeit des natürlichen und sittlichen Bösen nicht zu gedenken sei, und daß besonders die Glückseligkeit der Lebendigen nicht höher, dauerhafter und reiner sein konnte, als jedes eingeschränkte Wesen litte.

§. 3.

Was sollte nun die vollkommenste Weisheit und Vorsehung thun? Sollte Gott nach derselben lieber gar keine Welt schaffen, damit nicht auch etwas Böses zur Wirklichkeit käme? Das hieße ja, wegen des Mangels einer Vollkommenheit, die unmöglich war, alle mögliche Vollkommenheit weglassen; wegen des zufälligen Bösen, auch das wesentliche Gute aufheben; wegen der Endlichkeit und Schranken des Lebens und der Lust, gar niemandem Leben und Lust gönnen.

Würde man den Fürsten für weise, gütig und mächtig halten, oder ihm eine diesen Vollkommenheiten gemäße Vorsehung zuschreiben, der deswegen sein Land nicht bevölkerte, und keine Städte, Flecken und Dörfer anlegte, weil nicht alle darin gleich vornehm, reich und bequem sein, oder gleich lange gesund und vergnügt leben könnten? weil einer hie und da verwundet werden oder ersaufen möchte; ja alle endlich doch sterben müßten? weil Betrug, Diebstahl, Mord, Ehebruch, bei diesen Einwohnern nicht gänzlich ausbleiben würden? Nein, ein weiser, gütiger und mächtiger Regent stiftet so viel Gutes, als möglich ist, und machet gegen den Mangel und das Böse alle mögliche Vorkehrung. Er bekömmt dadurch die edele Freude, sein Land mit Leben, Nahrung, Ueberflusse, mit Künsten, Wissenschaften und guten Sitten, mit Lust, Vergnügen und Glückseligkeit dergestalt zu erfüllen, daß aller Mangel und Kummer dabei verschwinden, und daß einiger Faulen und Boshaften muthwilliges Verderben gegen der übrigen Bürger und des ganzen Staats Wohlfahrt für Nichts zu achten ist.

Wie wäre es denn der göttlichen Weisheit und Güte gemäß gewesen, die Schöpfung so vieler möglichen Vollkommenheiten, wegen der ihrem Wesen anklebenden Unvollkomenheit, zu unterlassen? Eine Welt, die alle mögliche Lebendige in sich fasset, begreift alle innere Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit, die möglich ist, und alle damit übereinstimmende äußere Vollkommenheit und Schönheit; so, daß darin stets alle Stufen des Vergnügens, nach allen möglichen Arten des Lebens, durch Sinne, Triebe, Bewegung, Nahrung, Fortpflanzung, Verstand, Witz, Einsicht, Liebe und alle höhere Kräfte genossen werden. Diese also wirklich zu machen, und allem, was einer Lust fähig war, Leben und Glückseligkeit nach seiner Art zu gönnen, das ist der große Zweck des Schöpfers gewesen.

Hiernach ist der ganze Bau der Welt auf's weiseste eingerichtet, und die Natur der leblosen Dinge ist stets für das Wohl der Lebendigen, ohne unser Denken und Zuthun, arbeitsam. Die mechanischen Regeln, wornach sowohl in den großen Weltkörpern, als auf unserm Erdboden, alle sichtbare Begebenheiten erzeuget werden, stimmen an sich mit dieser Absicht unverbesserlich überein. Die körperlichen Werkzeuge des Lebendigen, zum sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, zum bewegen, nähren, zeugen, sprechen, sind mit wunderbarer Kunst zum Genusse der Lust gebildet. Die inneren Kräfte der Seele, die anerschaffenen Fertigkeiten und Künste der Thiere, die eingepflanzten Regeln, wornach sich unsere Vorstellung, Einbildungskraft, Erinnerung, unser Bewußtsein, unser Verstand und Wille richtet, zielen alle gerades Weges auf die Erlangung einer jedes Natur gemäßen Glückseligkeit. Was also von diesem Ziele in der Welt abweicht, das kömmt nicht von dem, was Gott zur Wirklichkeit gebracht hat und erhält (denn das ist alles untadelich, gut und vollkommen) sondern von den wesentlichen Schranken der Dinge, das ist, von dem Mangel solcher Vollkommenheit, die das Wesen der Dinge nicht litte. Es ist nicht die ordentliche Wirkung der Kräfte und ihrer Regeln, noch die gerade Absicht Gottes, sondern eine zufällige Begebenheit, welche ein Zusammenlauf der natürlichen Kräfte und Regeln, wegen der wesentlichen Schwäche endlicher Dinge, veranlasset.

In einer solchen Welt muß dennoch das Gute überschwenglich herrschen, weil es in der ganzen Einrichtung und Natur, so ferne sie in einer Wirklichkeit besteht, gegründet ist. Das Böse muß also weit überwogen werden, weil es nicht weiteren Grund hat, als in denen Fällen, welche die Schranken der Dinge, oder eine Abwesenheit mehrerer wirklichen Vollkommenheit, veranlassen. Ja, selbst das Böse muß sich zum Guten lenken, und ein Mittel der Vollkommenheit des Ganzen, oder auch einzelner Dinge und ihrer Arten und Geschlechter werden: weil es nur zufälliger Weise, selbst aus den Regeln des Guten entspringt, und demnach seine Richtung zum Guten allezeit behält. So war es denn auch den Regeln der höchsten Weisheit und Güte gemäß, solche Abweichungen zuzulassen, da sie in der Vollkommenheit des Ganzen verschwinden, und ohne Aufhebung des Guten nicht wegbleiben konnten, sondern vielmehr zu dessen Beförderung das Ihrige beitragen.

§. 4.

Es ist aber zweitens offenbar, daß solche Menschen, welche die Schöpfung und Vorsehung meistern, oft nach ihrem engen Erkenntnisse, und nach ihrer kurzen Einsicht von der Verbindung der Dinge, für unvollkommen und böse erklären, was in der That gut ist, und was zur Vollkommenheit sowohl des Ganzen, als der Geschlechter, Arten und einzelnen Dinge gereichet. Daher es denn auch geschieht, daß sie das Böse in der Welt nach ihren irrigen Gedanken vermehren und vergrößern, und das Uebergewicht des Guten desto weniger einsehen.

Eines Theiles sind sehr viele Dinge in der Welt, deren Absicht, Nothwendigkeit, Nutzen und Uebereinstimmung mit den andern keines Menschen Verstand übersehen kann. Es gehört ein unendlicher Verstand dazu, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der ganzen Welt, im Großen, im Kleinen, dem Raume und der Zeit nach zu beurtheilen. So sehr wir nun von solcher Einsicht entfernet sind, so vermessen ist es auch, etwas für unnütze, unvollkommen oder böse zu erklären, bloß weil man nicht weiß, wozu es gut sein sollte. Es kann in einem niedrigen Gesichtspunkte lauter Unordnung zu sein scheinen, was ein erhabenes Auge billiger für Schönheiten hält. Wie? wenn ein Hund, mit seinem an der Erde schwebenden Kopfe, des besten Gartens Schönheit sich getraute zu übersehen: würde er nicht allenthalben Mängel und verkehrtes Wesen darin zu finden vermeinen; zumal, wenn er sich einbildete, daß der Garten bloß für ihn angelegt sein müßte? Würden ihm nicht die Beeten, Stauden, Töpfe, Bildsäulen, Hecken und Lauben, ja selbst die Blumen und Fruchtbäume, allerwärts im Wege sein, wenn er mit seinem Gatten wild herumschwärmen wollte? unterdessen, da des Herrn scharfes Auge aus seinem Altane alle Schönheit dieser künstlichen und nutzbaren Einrichtung mit dem größten Vergnügen auf einmal übersieht. Wie wollten wir Menschen, die wir an der Erde kleben, von dem wahren Verhältnisse der Dinge in der ganzen Welt richtiger urtheilen?

Aus dem, was wir von der Vollkommenheit so vieler Dinge klärlich wissen, schließen wir weit vernünftiger und billiger auf das, was wir nicht wissen, daß es gleichfalls nutzbar und gut sein werde; als daß wir, wider die erkannte Beschaffenheit so vieler Dinge, von andern, lediglich wegen unserer Unwissenheit, gedenken wollten, als ob sie unnütze, unordentlich, unvollkommen und böse sein sollten. Demnach hat das Tadeln der Schö-

pfung und Vorsehung, auch in den besondern Fällen, wo kein Mensch die Güte der Dinge beweisen kann, den gerechten Vorwurf des Unverstandes gegen sich.

Wie viele aber haben nicht schon ihre thörichte Uebereilung im Tadel der Natur verrathen, da sie manches aus bloßer Unwissenheit für unnütze und böse erkläret, davon man jetzt klärlich zeigen kann, daß es allerdings nützlich, und, wie zur Erhaltung der Menschen oder Thiere, so auch zur Vollkommenheit des Erdbodens, überaus nöthig sei? Wenn Lucretius, nach Epicurs Anweisung, darthun will, daß die Natur der Dinge nicht von Gott sein könne, weil sie so viele Fehler hat: so beruft er sich gleich Anfangs darauf, daß Berge, Felsen, Wälder, Seen und Meere so vielen Platz unnützer Weise einnähmen, ja daß zwei Theile des Erdbodens vor gar zu großer Kälte und Hitze ganz unwohnbar wären *). Sehet theils eine große Unwissenheit, theils einen verwegenen Schluß aus derselben! Er wußte nicht, daß die warmen und kalten Länder bewohnt und wohnbar wären, welches jedoch schon zu seiner Zeit vielen bekannt war. Unterdessen war er doch nicht befugt, so zu folgern: ich weiß nicht, daß die Länder bewohnt sind, also sind sie es auch nicht; ich kann nicht begreifen, wies möglich sein sollte, daß Menschen die strenge Kälte und Hitze aushielten; also kann das auch nicht geschehen; also ist der Erdboden nicht nach weisem Rathe und Vorsehung eingerichtet. So müssen sich die Menschen vergehen, und selbst lächerlich machen, die sich erkühnen, den Mangel ihrer Einsicht zum Grunde eines Tadels der Werke Gottes zu legen. Wir wissen heutiges Tages noch genauer und gewisser, als die Alten, daß der Erdboden von den wärmsten Gegenden an, bis auf einen sehr hohen Grad der Kälte, seine Einwohner habe und haben könne. Wir genießen die Vortheile mit so vielen nutzbaren und angenehmen Dingen, die uns aus Ost- und Westindien, aus Norwegen, Island, Grönland und Sibirien zugeführet werden. Wir bewundern demnach vielmehr die weise Vorsorge Gottes für uns Menschen, daß er uns eben dadurch zu Herren des ganzen Erdbodens machen wollen, da unsere Natur sich zu aller Kost und Luft in allen Gegenden gewöhnen kann; wenn hingegen die unvernünftigen Thiere in einem kleinen Erdstriche eingeschränkt sind, weil sie nicht allerwärts ihr Futter finden, noch alle Luft vertragen können.

Der große Nutzen, welchen die Berge leisten, kann auch nunmehr genugsam bekannt sein. Denn außer, daß es dem Auge so angenehm als prächtig läßt, den steten Wechsel von Bergen, Hügeln, Thälern, Wiesen und Feldern zu schauen, so sind die Berge mehrentheils ein bequemer Aufenthalt für so viel Menschen und Vieh, die daselbst sichere Wohnung, reine und gesunde Luft, und reichlichen Unterhalt finden. Manche Thiere, nützliche Gewächse und Bäume, könnten gar nicht auf dem Erdboden sein, wenn nicht hohe Berge wären, als auf welchen allein ihre Natur ihnen zu leben und zu wachsen verstattet. In dem Inneren der Berge werden uns allerlei nutzbare und köstliche Metalle, Edelgesteine, Werkstücke und Erdgewächse erzeuget. Sie geben an sich der äußeren Erdrinde eine Festigkeit, zumal, wo sie in einer zusammenhängenden Kette fortgehen; sie sind guten Theils eine Vormauer gegen die Wuth des Wassers oder der Winde, und, was das vornehmste ist, so saugen sie aus dem Dunstkreise die Feuchtigkeit an sich, daß hernach von solchem durchgesickerten Wasser, das aus den Bergen rinnet, alle Quellen, Bäche und Ströme ihren Ursprung, Schuß und Lauf über den ganzen Erdboden, zu dessen Befruchtung und Schiffbarkeit, wie auch zum Getränke, und zu Genesmitteln der Brunnen und Bäder, nehmen. Selbst die rauhen Eisberge, deren Gipfel von stetem Schnee und Eise starren, sind Schatzkammern dieser nöthigen Feuchtigkeit, welche sie in haushälterische Verwahrung nehmen, und uns nach und nach zum Gebrauche, so viel nöthig ist, geschmolzen zufließen lassen.

Ein Poete kann ja wohl, aber ein Weltweiser müßte nicht an den Gebirgen einen Abscheu finden, und sich den Erdboden, wenn er allenthalben eben wäre, gleichsam als ein Paradies vorstellen. Denn es ist aus den jetzt angeführten Gründen leicht zu begreifen, daß alsdann alle die angeregten Vortheile wegfallen, und dagegen der Erdboden in einem Sumpf und Morast stehender Wasser verwandelt sein würde, darauf wegen der stinkenden und schädlichen Ausdünstungen kein Mensch oder Thier dauren, noch von einem Orte zum andern kommen könnte. Wenn man aber auch unserer Erde, wegen beständiger Abnahme der Berge eine vollkommene Ebene, auf künftige Zeiten, verkündigte: so bin ich deßfalls unbesorgt. Die weise Vorsehung, welche die jetzigen Berge und Felsen, durch natürliche Mittel, aus der Tiefe der See, mit allen darin beschlossenen Muscheln, zu der jetzigen Höhe erhoben, hat das Spülen des Regens und das Wühlen des Meeres so abgemessen, daß es nicht nur Verschlämmung des Erdbodens ausschlagen kann, sondern daß durch eben die natürlichen Mittel sich noch jetzo, obwohl unvermerkt, die Berge wieder so viel erheben, als nöthig sein wird.

Auf die Klage von dem vielen Wasser der Seen und Meere, welches unsere Erdfläche unnützer Weise bedecken soll, will ich nur kürzlich dieses zur überführenden Antwort sagen, daß das Maß des Regens, Schnees und Thaues genugsam beweist, es sei des Wassers auf der Erdfläche nicht zu viel. Denn es ist unleugbar, daß der Regen, Schnee und Thau von den Ausdünstungen der Flüsse, Seen und Meere, nach dem Verhältnisse ihrer Oberfläche, entstehen. Da wir nun des Regens, Schnees und Thaues, in Absicht auf die Befruchtung des Erdbodens, nicht zu viel haben: so folget auch unwidertreiblich, daß die Flüsse, Seen und Meere nicht unnöthiger Weise, das ist, zu viel Platz auf der Erdfläche einnehmen; sondern daß sich auch darin die weiseste Vorsehung des Schöpfers offenbaret, da er das Maß der natürlichen Ursachen so genau nach dem abgezielten Nutzen, auf alle künftigen Zeiten, abgewogen. Wenn also das Wasser in eine engere Oberfläche eingeschränkt wäre: so würde zu wenig ausdünsten, folglich auch zu wenig Regen, Schnee oder Thau fallen, mithin würde der Erdboden an sehr vielen Orten dürre und unfruchtbar werden, so wie er gegentheils, bei dem Mangel der Berge, einer schlammichten Ueberschwemmung bloßgestellt gewesen wäre. Er würde also in beiden Fällen unwohnbar sein; und die Menschen verrathen ihren Unverstand, welche eben das, was ihnen selbst und anderen Thieren gut und höchst nöthig war, für böse und überflüssig erklären. Zu geschweigen, daß der Schöpfer in den Meeren selbst, nach seinem großen Zwecke, desto mehr Lebendige, und mehr, als auf dem Lande sein könnten, unterhält. Gewiß haben wir Menschen noch nicht zu klagen, daß nicht Raum genug für uns auf der Erdoberfläche geblieben sei. Denn es könnten noch weit mehr Menschen darauf wohnen und Nahrung finden.

§. 5.

Es ist ferner eine ungegründete Klage des Lucretius wider die Natur, oder vielmehr wider die Vorsehung, daß die übergebliebene Erdfläche uns nicht von selbst Früchte darreiche, sondern mit Dornen und Büschen überzogen sei, so daß sie erst mit schwerer Arbeit bereitet werden müßte; dabei dennoch die hoffnungsvolle Saat entweder von Hitze oder Regen, oder Kälte, oder Sturmwinden verdürbe *).

Wie schlecht kennet doch Lucretius der Menschen Natur! Wie wenig weiß er den Werth der Arbeit zu schätzen! Wenn uns alle Früchte ohne Bemühung in den Mund wüchsen: so würde eine allgemeine Faulheit, und ein durchgängiger Müssiggang entstanden sein, weil Niemand für seine Nothdurft zu sorgen gehabt hätte. Eine solche Lebensart würde alle edleren Kräfte der Menschen einschläfern und ersticken, daß sie auf keine Künste und Wissenschaften dächten, weil sie dazu nicht einmal den ersten Trieb von der Nothdurft empfingen. Das Band menschlicher Gesellschaft, die Stände und die Abhängigkeit eines von dem andern, würde aufgehoben werden weil selbst die Kinder ihre Nahrung nicht mehr von dem Fleiße ihrer Aeltern erwarten dürften, vielweniger nachmals anderer Menschen nöthig hätten, sondern ein Jeder für sich leben könnte, ohne dem andern gehorsam, gefällig und dienstfertig zu werden. Es würde mithin das ganze menschliche Geschlecht in eine rohe, wilde und viehische Lebensart verfallen sein, und ein jeder, wie bei den Thieren geschieht, wenn sie der Muttermilch entwachsen sind, und der Fütterung der Aeltern nicht mehr bedürfen, für sich in die Welt dahinlaufen, ja von den Aeltern selbst weggewiesen werden.

Wir haben es der Nothdurft allein zu verdanken, daß sich die menschlichen Vorzüge in uns hervor gethan, daß unser Witz zur Erfindung erweckt worden, und daß wir nun theils im Aeußerlichen bequemer leben, und mehr sinnliches Vergnügen genießen, als das Vieh; theils auch, daß wir gesellig, vernünftig und sittsam geworden sind, und daß Künste und Wissenschaften unter uns blühen. Die Arbeitsamkeit ist überhaupt dem Menschen gut, heilsam und nöthig. Wenn seine regen Kräfte sich mit nichts beschäftigen, so ist er sich selbst eine Last, so wird ihm die Zeit lang, so verfällt er in eine dumme Unwissenheit, in eine faule und niederträchtige Wollust und allerlei andere Laster. Eine Arbeit hingegen ist seinem natürlichen Bemühen gemäß, und vergnüget ihn, wenn sie geräth und Nutzen schaffet; ja desto mehr, je mehr Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind, und je mehr Kunst, Witz, Nachdenken, Vorsicht, Wissenschaft dabei angewandt worden.

Was insonderheit die Landarbeit beim Acker-, Garten- und Weinbau, oder bei der Viehzucht betrifft: so dürfen sich die wenigsten Menschen damit bemühen. Es ist durch Witz und Ordnung dahin gebracht worden, daß die Arbeit eines kleinen Theiles der Menschen zureichet, für das ganze Geschlecht genugsame

*) Lucretius V. 196 seq.

*) Lucretius V. 207 seq.

Lebensmittel zu schaffen, und daß die übrigen sich mit andern guten Künsten und Wissenschaften beschäftigen können. Unterdessen haben sich die edelsten Gemüther aus der Landwirthschaft eine Lust gemacht: der Bauer selbst hat auch seine Freude, und sieht seinen Fleiß mit Vergnügen gedeihen. Die jugendliche Gewohnheit macht ihm die grobe Arbeit leicht, und wir, die wir dergleichen nimmer angreifen, legen demselben die Empfindung, welche wir davon haben würden, fälschlich bei. Wenn nicht manche Bauern faul und dumm wären, und so sehr an der alten Gewohnheit hingen, als daß sie allerlei Versuche zur Verbesserung machen sollten: so würden sie auch die Früchte ihres Fleißes reichlicher sammeln. Die Witterung und andere Zufälle, welche dem Landmanne oft zuwider sind, haben sonst in der Verbindung der Dinge ihren großen Nutzen, und wenn sie das Wachsthum auf der einen Erdart hindern, so fördern sie dagegen dasselbe auf andern. Dadurch wird die Fruchtbarkeit überhaupt durch alle Länder und Landarten, und für das ganze menschliche Geschlecht, zur Gleichheit gebracht: der Mißwachs hält auch in jedem Striche seinen Kreislauf, da man ein Jahr in's andere rechnen muß. Und überhaupt wäre es nicht gut, wenn nicht etwas von der Arbeit verloren ginge, und wenn die Natur das Bemühen des Landmannes, nach seinem Wunsche, so gar ergiebig vergölte. Wie würde er denn nicht selbst klagen, daß das Korn und die Früchte zu wohlfeil wären!

§. 6.

Lucretius beschweret sich weiter über die Vorsehung, daß so viele dem Menschen schädliche Thiere in der Welt sind; daß wir nackend, weinend, ohne Waffen und ohne Vermögen, uns selbst zu erhalten, auf die Welt kommen, und noch vieles Unglück im Leben auszustehen haben; dagegen die Thiere ihre beständigen Kleider und Waffen miebringen, keines Spielzeuges, keines liebkosenden Lallens der Ammen, keines Wechsels der Kleidung, keiner Mauern und Städte bedürfen, und ihr Futter bereitet vor sich finden *).

Aber darum sind sie auch unvernünftig Vieh, und bleiben in den engen Schranken einer niedrigen Glückseligkeit stehen. Uns hingegen war die natürliche Bedürfniß nöthig, daß wir gesprächig, vernünftig, künstlich, weise, gesellig, umgänglich, liebreich, tugendhaft und vorzüglich glücklich würden, und in aller Vollkommenheit immer höher steigen möchten. Hätten wir nach der Muttermilch keiner weiteren Handreichung und Hülfe nöthig: so würden wir, wie die Thiere, für uns leben, keine Sprache lernen, und ohne dieselbe keinen Gebrauch unserer Vernunft machen, noch Unterricht genießen können; folglich auch kein deutliches Bewußtsein, kein Erkenntniß von uns und andern Dingen, keine Kunst oder Wissenschaft, keine Bequemlichkeit des Lebens, kein höheres Vergnügen des Gemüthes erhalten; vielweniger zu irgend einer Sittlichkeit erzogen werden. So aber macht der hülfsbedürftige Zustand der Kinder, daß sich die Alten aus Liebe und Mitleid ihrer annehmen, und daß sich die Kinder, aus Empfindung ihres Mangels und aus Furcht vor Gefahr zu den Aeltern halten, und sich nach ihrem Beispiele und nach ihrer Vorschrift zur Sprache, zum Gebrauche der Vernunft, und zur Sittlichkeit gewöhnen, daß sie in allem guten Erkenntniß Unterricht empfangen, tüchtige Menschen und Bürger werden, und in einer anständigen Lebensart ihr eigen Glück bauen und auf ihre Kinder fortpflanzen.

Sie können dabei alles dessen, was die Thiere voraus zu haben scheinen, gerne entbehren. Sie brauchen weder angeborne Haare, noch Federn zur Kleidung, weder Zahn noch Klaue, oder Schnabel, zur Wehre und Waffen, weder schärfere Sinne, noch eine gewisse angeerbte Kunst zu ihrer Nahrung und Erhaltung. Sie würden vielmehr durch solche Naturgaben nur in einen niedrigen Grad sinnlicher Vollkommenheit eingeschränket sein. Ihre Sinnen, ihr Verstand und ihre Hände sind allein genug, Kleider, Waffen, Häuser, Nahrung, Werkzeuge, nicht nur zur Nothdurft und Sicherheit, sondern auch zur Gemächlichkeit und Ergötzung, zum Wohlstande und zum Ueberflusse zu verschaffen; alle mögliche Geschicklichkeit und Wissenschaft zu erhalten; alles was in den Reichen der Natur ist, sich zu Nutze zu machen, und unter einander Geselligkeit, Umgang, Gespräch, Freundschaft und Vergnügen zu stiften.

Demnach ist eben der Mangel, worüber Lucretius die Vorsehung anklaget, der wahre Grund unserer vorzüglichen Glückseligkeit, und das beste Mittel, was die göttliche Weisheit und Güte erwählen konnte, die menschlichen Fähigkeiten zu ihrem eigenen Wohl zu treiben. Wenn alle Menschen ihre Fähigkeit nach dieser Absicht gebrauchten: so würde von hundert jetzigen Elenden kaum ein Paar überbleiben, welche die Schuld ihres Unglücks mit Recht von sich abwälzen, und auf ihr Schicksal schieben könnten; oder deren übrige Widerwärtigkeiten nicht durch weit mehr Gutes versüßet, und dadurch das Leben erträglich und angenehm gemacht würde.

Ich muß hierbei überhaupt anmerken: daß, wenn auch eine mehrere Vollkommenheit, als jedem Dinge nach seinen wesentlichen Schranken, jedem Thiere nach seiner Art des Lebens zukömmt, möglich wäre, dieselbe ihm dennoch vielmehr schaden würde; und also der Mangel einer mehreren Vollkommenheit so ferne nichts Böses, sondern was Gutes sei.

Ein Hund ist jetzt, bei seinem Hundesverstande, vergnügt mit dem Brocken, die von des Herrn Tische fallen: er suchet sie wohl gar aus dem Sande und Staube begierig heraus. Es hindert nicht, daß er draußen liegen muß, daß er durch Schläge gewöhnt wird, dem Befehle zu gehorchen: er ist gleich munter, und freuet sich ungemein zu seinem Herrn, und zu einer guten Mine, die er bekömmt. Gebet ihm aber Menschenverstand, und sehet, wie alle seine Glückseligkeit verschwinden wird. Was denkt er? ich soll die ganze Nacht über wachsam sein, und muß dabei frieren? alles im Hause schläft auf weichen Betten, ich allein muß mich auf hartem Holze und Steinen behelfen? ich diene, ohne Lohn und Kleidung zu bekommen, für die bloße Kost, und kaum giebt man mir so viel als zur Sättigung, oder wenn ich ja was bekomme, so muß ich als Gnadenbissen annehmen, was andere nicht mögen, und was sie im Sande und Unflath herumgekehrt haben? ich thue mein Bestes, jeden zu liebkosen, und doch muß ich mich unverschuldet nach dem Eigensinne der Kinder und des Gesindes rupfen und prügeln lassen? das ist nicht länger auszuhalten. Kurz, er läuft davon; er kehrt in zehn Häuser ein, und wird aus zehn Häusern wieder weggejagt: wo man ihn aber noch aus Barmherzigkeit aufnimmt, da findet er's allenthalben noch schlechter. Er läuft nunmehr ohne Herrn allenthalben herum, und stiehlt sein Brodt, so gut er kann, wird aber darüber halb lahm geprügelt. Ja, daß ich doch Hände, daß ich doch Sprache hätte! denket er, ich wollte mich so nicht placken lassen. Er fluchet auf sein Schicksal, das ihn so hat lassen geboren werden, er stirbt vor Hunger und Verdrusse mit seinem Menschenverstande.

Sehet hierin, was wir machen, wenn wir die Welt, und jedes Ding darin, wollen besser haben, als wie es sein kann, und wie es die göttliche Vorsehung geordnet hat. Es ist bloß ein irriger Wahn und eine Schwachheit des Verstandes. Das was wir besser heißen, würde gerade dasjenige sein, welches den Zustand der Dinge verdürbe: und was uns eine Unvollkommenheit oder etwas Böses zu sein dünket, ist eben dasjenige, was zur Vollkommenheit der Dinge gehöret, und nach reiferer Einsicht gut zu nennen ist.

§. 7.

Ich könnte noch mehrere dergleichen Vergehungen namhaft machen, da man dieses und jenes in der Welt mit bösen Augen ansieht, das doch in der That untadelich und nach den Regeln der höchsten Weisheit und Güte bestimmt ist. Allein, wer sich die Dinge nicht willkürlich verkehrt vorstellen will, der kann nach obiger Anleitung entweder leicht einsehen, was zur wesentlichen Vollkommenheit der Dinge gehöre, und was für Gutes darin liege, oder, so es ihm an solcher Einsicht mangelt, so wird er sich auch bescheiden, daß er aus seiner Unwissenheit keinen widrigen Schluß ziehen könne, der so vielen klar erkannten Wahrheiten widerspricht.

Jetzt will ich einen sehr gemeinen Irthum bemerken, welcher den Menschen noch bis auf den heutigen Tag die Werke der Schöpfung und Vorsehung ganz verstellt. Sie setzen ihr Geschlecht, ja jeder sich allein, zum allgemeinen Mittelpunkte und äußersten Ziele aller übrigen Dinge. Was ihnen denn nicht offenbar und unmittelbar vortheilhaft ist, das dünket ihnen überflüssig und unnütze zu sein: und was nicht mit ihren Wünschen übereinstimmet, das erklären sie für unordentlich und böse.

Daher kömmt es denn insonderheit, daß sie sich nicht darein finden können, warum so viele verächtliche Würmer, Insecten und Geschmeiß, ja so viele unbequeme, giftige und schädliche Thiere in der Welt sind; warum sie nicht allein einander fressen, stechen, saugen, und ihr Leben auf Unkosten anderer erhalten müssen, sondern auch den Menschen zur Last fallen, ihre Arbeit und Mühe vernichten, ihnen Unlust und Schmerzen verursachen, oder wohl gar gefährlich werden. Anderer Dinge und Begebenheiten in der Welt, die ihren Absichten entgegen sind, zu geschweigen.

Wenn wir Menschen aber allein die unermeßliche Größe der göttlichen Absichten erfüllen könnten; allein verdienten, daß um unsertwillen eine Welt erbauet würde; allein verlangen könnten, daß sich alles Mögliche nach uns richten sollte; so möchten wir mit einigem Schein des Rechtens viele Dinge aus der Natur verbannen, und eine andere Einrichtung nach unserm Eigensinne machen. Aber das ist nicht der rechte Gesichtspunkt, worin wir uns zur Betrachtung der Welt stellen, darin muß uns nothwendig vieles unordentlich und verkehrt vorkommen. Das Dasein

*) Lucretius V. 219 seq.

anderer möglichen Lebendigen hat einerlei Grund mit dem unsrigen in der großen Absicht des Schöpfers; es trägt das Seinige gleichfalls zur Vollkommenheit des Ganzen bei, und machet, daß der Erdboden, daß die Welt allenthalben mit reger Kraft und Empfindung erfüllet wird. Die Kette der möglichen Lebendigen, der Zusammenhang der Dinge, kann keine Lücken leiden, kann nicht zerrüttet und zerrissen werden: und wenn wir es recht betrachten, so ist in dem Weltgebäude kein Stein umsonst, nichts so geringe und niedrig, das nicht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörte, und demnach nicht auch, wenigstens mittelbar, mit jeder Dinge Dasein und Wohl übereinstimmete.

Wie? wenn ein vornehmer und bemittelter Mann sich in einer großen Stadt niederließ, um da recht bequem und vergnügt zu leben; würde er vernünftig, billig und bei sich selbst wohl handeln, wenn er sich einbildete, daß um seinetwillen alles in der ganzen Stadt da sein oder nicht da sein müßte? Auf die Weise möchte er etwa von den Gelehrten denken: was sollen die unnützen Grillenfänger in einem Staate? sie zanken sich nur unter einander um nichts; setzen den Leuten allerlei neue Meinungen in den Kopf, und wollen dabei allen vorgezogen sein. Bei den Kaufleuten und Krämern, möchte ihm das Gedränge, da einer dem andern den Gewinn vor dem Maule wegzunehmen und ihn zu übervortheilen suchet, zuwider sein. Das ewige Getöse und Geklapper so vieler Handwerker und Arbeiter, das grobe Geschrei so vieler Bauern, und anderer, die ihre Waare öffentlich feilbieten, würde er vielleicht aus seiner Nachbarschaft und aus der Stadt wünschen. Schmierige und schmutzige Handthierungen, oder die Dampf und Gestank machen, wären ihm vollends verhaßt und abscheulich: Lumpensammler, Scherenschleifer, Tabletkrämer, Obstweiber, Matrosen und dergleichen, möchte er für unnütz und verächtlich Bettelvolk ansehen. Saget mir, würde ein solcher Mann die Vollkommenheit dieser Stadt aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten, und sich seinen Aufenthalt darin selbst vergnügt machen? Vernünftiger dächte er so: hier ist alles sein lebendig, munter und voller Menschen: sie müssen doch leben können. Wie finden so viel tausend und tausend Leute von allerlei Stande und Lebensart an einem Orte ihr Auskommen! Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie emsig ein jeder ist, sein Brod zu verdienen, und wie er sich befleißt, es dem andern zuvor zu thun. Da kann ja wohl nichts auf der Welt erdacht werden, was hier nicht zu haben wäre. Das muß ein weiser Regent sein, der alle möglichen Waaren, Handthierungen, Künste und Wissenschaften in einem Staate zu verbinden gewußt; darin ein jeder dem andern dienet, und von dem andern seinen Unterhalt und seine Bequemlichkeit erhält.

Dieses ist auch der rechte Gesichtspunkt, in welchem wir die Vollkommenheit der Welt einsehen können. Wir wohnen in einer großen Stadt Gottes, die um so viel blühender zu achten, je volkreicher sie ist, und je weniger darin ein Stand, eine Lebensart und Handthierung mangelt. Die gütigste Vorsehung des weisesten Regenten erstrecket sich über alle: er hat sie alle herein gesetzt, und ihnen das Bürgerrecht gegeben. Die Anlage der Wohnungen, die Gesetze und Verordnungen, die Nahrung und Zufuhr soll allen zu statten kommen, und eines dem andern nützlich sein. Wir Menschen sind in dieser Stadt mittleren Standes, ja in unserm Sprengel die Vornehmsten. Wir müßten aber schlechte Bürger sein, und an dem allgemeinen Wohl keinen Theil nehmen, folglich uns auch von den edelsten Absichten unsers gemeinschaftlichen Regenten sehr entfernen, wenn wir nicht leiden könnten, daß so viele geringere Mitbürger neben uns wohnen, sich nähren, fortpflanzen und nach ihrer Art fröhlich sind. Wenn man bedenket, wie viele und große Wohnplätze Gott für die Lebendigen in den Weltkugeln angeleget; wie viele und mancherlei Einwohner er in dieser großen Stadt erhalte und regiere; wie er allen und jeden Liebe und Lust zum Leben eingepflanzet; wie er allen, bis auf die niedrigsten, rege Leibeskräfte, allerlei Kitzel der Sinne, Nahrung mit Wohlschmacke, Neigung zum Gatten, Vergnügen an ihren Jungen, manchen auch noch höhere Ergötzungen gegeben: so wird man nicht zweifeln, daß in allen möglichen Arten des Lebens auch alle mögliche Lust genossen werde. Wenn gleich nicht ein jedes Geschöpf aller Arten und Stufen der Lust fähig ist, so weiß es auch von keiner besseren, es ist mit derjenigen, die seiner Natur gemäß ist, zufrieden und erfüllet seine Triebe in süßer Beschäftigung.

Ich habe oft meine Betrachtung über die geringsten Thiere, so ferne sie auch Leben und Empfindung haben, und nach ihrer Art einer Lust und Glückseligkeit fähig sind. Wenn ein Schwarm Mücken unter einander spielt; wenn die Bienen durch Blumen und Heide emsig herumflattern, um Honig und Wachs zum gemeinen Besten des Stockes zu sammeln; wenn die Vögel durch Büsche und Bäume rauschen, zwitschern, oder eine Gattin locken; wenn der Hund über seines Herrn Ankunft, oder im grünen Felde, von tausend Freuden außer sich, zehnmal hin und wieder läuft, wenn ein Kätzlein mit dem andern in hunderterlei artigen Stellungen, Springen und Haschen, scherzend die Zeit vertreibt; wenn eine Sau sich so willig hinleget, und sich von ihren saugenden Ferkeln zerwühlen läßt: so ergötze ich mich an der unschuldigen Lust der Thiere, und stelle mir die Vielheit und Mannigfaltigkeit derselben, wie sie von der unzählbaren Menge und Verschiedenheit der Lebendigen auf dem ganzen Erdboden, ja allenthalben in den großen Weltkörpern empfunden wird, mit Entzücken vor. Ich denke an den großen Schöpfer, der aller seiner Geschöpfe Lust mit anschauendem Erkenntnisse gegenwärtig vor sich hat, und in derselben den erhabenen Zweck seiner Schöpfung nicht ohne eigene Lust bewirket sieht. Ich schwinge mich in diese göttliche Vorstellung, als den wahren und einzigen Gesichtspunkt, aus welchem sich die Welt in ihrem ganzen Zusammenhange und in ihrer rechten Vollkommenheit zeiget. Ich gönne nun allen, auch den niedrigsten Geschöpfen, das Leben, und sehe, daß, wie wir Menschen im Zusammenhange des Möglichen auf einer mittleren Stufe der Vollkommenheit stehen, jedoch selbst noch einer höheren fähig sind und von Natur darnach streben, so Millionen andere Geschöpfe von noch höherer Vollkommenheit und Lust in der Welt sein müssen, die nichts in der göttlichen Absicht leer lassen, und aller noch über unsern jetzigen Zustand möglichen Glückseligkeit, außer der unendlichen, genießen.

§. 8.

Wir würden aber auch unser eigen Bestes in der Verknüpfung der Dinge nicht einsehen, wenn wir nur mit denen wenigen Thieren, die uns unmittelbar Nutzen schaffen, und zu Dienste sind, allein in der Welt sein wollten. Denn wie in einer Stadt ein Handwerk ohne das andere, und das andere ohne ein drittes, und das dritte ohne ein viertes, und endlich keines ohne alle, zu seiner Vollkommenheit gelangen kann; so daß jedes der geringsten, bis auf den Gassenfeger, Weißgerber und Schinder, dennoch seinen Einfluß in das gemeine und besondere Beste giebt: so trägt auch eines jeden Thieres Dasein, in der Verknüpfung der Dinge, nicht nur zur Vollkommenheit des Ganzen, sondern auch zur Erhaltung und Bequemlichkeit anderer, theils unmittelbar, theils mittelbar, am meisten aber für uns Menschen, bei, die wir über alle herrschen, und uns alle wissen zu Nutze zu machen.

Wie schlecht würde der die Verbindung unter uns Menschen selbst übersehen, der da meinete, er hätte nur seiner Nachbaren allein nöthig, die andern könnten seinethalben aus der Welt sein. Nein: dort in Amerika pflanzet, wartet und presset jetzt ein Mohr das Zuckerrohr für dich: dort gräbt ein Sklav in Brasilien das Gold und Silber, welches du brauchen wirst: dort bereitet ein Russe die Juchten zu deinen Stühlen: dort fährt ein Bergmann in Schweden nach seiner Grube, Eisen und Kupfer zu deinem Hause und Geräthe zu holen. Der Chinese ist emsig, dir den feinsten Thee und Porzellan zu schaffen. Der Indianer nimmt mit Reis vorlieb, damit er deine Speisen mit allerhand Gewürze schmackhaft mache. Der Grönländer, der Matrose schlägt die Robben, fängt die Wallfische mit seiner Mühe und Gefahr zu deinem Gebrauche, ohne daß du es bedenkest und weißt. Und ehe du nur dein Schälchen Thee und Kaffee mit einer Pfeife Taback trinken kannst, so hat die Hälfte des menschlichen Geschlechtes nicht nur der jetzt, sondern auch der vormals Lebenden, müssen da und beschäftiget sein.

Lasset uns den auch vernünftig bedenken, daß der Schöpfer, welcher eine so genaue Verbindung unter dem ganzen menschlichen Geschlechte, ohne ihr Denken, zu aller Vortheile gestiftet hat, auch unsere Nebengeschöpfe nicht umsonst mit uns auf einem Erdboden beschlossen habe. Auch dir sammlet die Biene, und spinnet der Seidenwurm, für dich nähret sich die Cochenille, die Ameise, die spanische Fliege und jenes Insect, das die Feigen zur Reife bringet. Wenn du gleich andere Mücken, Würmer und Insecten nicht selber issest oder brauchest, so speiset sie doch der Vogel, der dir singt, oder auf deinen Tisch kömmt, und der Fisch, der deine Mahlzeiten angenehmer machet, ja manches Schwein, das zu deiner Tafel in die Mast getrieben wird, oder der Wallfisch, der dir sein Fett und seine Baren hergiebt. Du beherrschest und bestreitest sie alle, und dein Verstand kann aus allen Vortheil ziehen. Wenn du aber auch sonst keinen Nutzen von ihnen zu erzwingen weißt, so laß sie dich, durch Betrachtung ihrer wunderbaren Bildung, Bewegung, Triebe, Nahrung, Fortpflanzung, des großen Schöpfers unendliche Weisheit und Güte lehren. Gönne denen das Leben, die es aus einer Hand haben, woraus du das deine empfangen, die die Welt, durch ihre Lust und Freude, mit mehreren Vollkommenheiten erfüllen, ja, die dich selbst weiser und klüger machen, wenn sie dir ein Spiegel der Gottheit werden.

§. 9.

Ja, denket wohl mancher, die andern Thiere möchten immerhin in der Welt sein, wenn sie dem Menschen nur nicht zum Theil Verdruß und Schaden thäten. Wozu aber so viel Geschmeiß,

das Saat, Gewächse, Eßwaaren, Kleider und Häuser verdirbt? das uns sticht und uns das Blut aussauget? wozu so viele giftige Schlangen, Kröten und Scorpionen? wozu die wilden reißenden Wölfe, Bären, Löwen, Tiger und dergleichen, die uns entweder selbst, oder dem uns nützlichen Viehe, gefährlich oder schädlich sind.

So vernünftig auch die Frage, und die darunter steckende Beschwerde über die Einrichtung und Verknüpfung der Dinge, scheint: so beruhet sie dennoch auf eben denselben Fehlern der Unbilligkeit, und des Mangels der Einsicht, welche vorhin bemerkt sind. Beides äußert sich darin, daß wir in der Welt, das ist, in einem Wohnplatze aller möglichen Lebendigen, sein, und doch die Welt für uns allein haben, und nicht das geringste Ungemach von unsern Nachbarn erdulden wollen; ingleichen, daß wir wegen des Ungemachs, das uns etwa in die Sinne fällt, den Nutzen und die Nothwendigkeit der Dinge leugnen, weil dieselbe uns so offenbar nicht sind. Dieses gleicht der Beschwerde jenes reichen Mannes, der in einer volkreichen Stadt wohnen will, da alles zu haben ist, und alle mögliche Handthierungen sind; aber da keiner von den Einwohnern seine Ruhe und Bequemlichkeit stören soll. Er will eiserne und kupferne Gefäße haben, aber das Getöse der Schmiede kann er nicht vertragen; er will allerlei Eßwaaren vor der Thüre kaufen, aber das Geschrei der Bauern, welche sie feil bieten, kann er nicht leiden; die Fleischbank soll in der Nähe sein; Butter Hering, Stockfisch, Klippfisch, Zucker läßt er zwar von seinen Nachbarn holen, aber den Gestank, Dampf und Schmauch, der damit verknüpfet ist, verabscheuet er; die Gassen sollen rein sein, aber der schmutzige Dreckfeger soll vor seinen Augen den Koth und Staub nicht auskehren; die Kaufleute und Krämer sollen ihn mit allerhand Waaren versorgen, aber sie müssen keinen Vortheil von ihm nehmen. Die Betrüger und Diebe müßten gar ausgerottet sein, in Feuersgefahr müßte ihn niemand setzen, die Dachziegeln müßten nirgend herunter wehen u. s. w.

Es ist schon ausführlich gezeiget worden, daß die Welt um der Lebendigen willen ihr Dasein hat, und daß in dieser Naturkette keine Lücke sein kann, sondern, wenn eins und anderes sein soll, daß auch alles Mögliche in dem Zusammenhange der Dinge sein müsse, und daß dieses den Vollkommenheiten des Schöpfers sowohl, als der Welt, gemäß sei. Wer also in der Welt sein will, der muß auch wollen, daß alle anderen möglichen Dinge, welche einerlei Grund ihrer Wirklichkeit mit ihm selbst haben, neben ihm sind. Daß wir also mit einigen wenigen Thieren, die uns anstehen, allein eine Welt ausmachen wollten, ist so unverständig als unbillig. Alle die uns verachteten und verhaßten Thiere gehören mit zu den möglichen Lebendigen; denn wir sehen, daß sie wirklich sind. Sie gehören alle mit zur Welt, als einem System aller möglichen Lebendigen, und zu deren Vollkommenheit. Ein jedes derselben will auch leben, und hat Lust von seinem Leben, sowohl als wir. Wenn nun ihre Verbindung mit uns in einem Wohnhause, oder einer großen Stadt, vermöge unserer wesentlichen Schranken, einiges Ungemach mit sich bringet, wie wollen wir uns mit Recht beschweren, daß wir durch das Dasein so vieler andern und ganz verschiedener Thiere in einiges Gedränge und einige Ungelegenheit kommen.

Wir Menschen haben bei dieser göttlichen Ordnung im Reiche der Thiere am allerwenigsten zu klagen, indem wir selbst eins von den allergefräßigsten Thieren sind, und alle übrigen Thiere leicht abwehren, vertreiben, übermeistern, fangen, zähmen und zu beliebigem Nutzen anwenden. Wenn wir also nicht unverständig und undankbar sind, so müssen wir eine besondere und gütige Vorsehung Gottes für uns erkennen, da er uns, bei der wehr- und waffenlosen Bildung unsers Leibes, genugsam Verstand und Witz gegeben hat, alle Mittel zur Beherrschung anderer Thiere zu erfinden, und Hände womit wir die nöthigen Werkzeuge bereiten können. Wir gebrauchen uns demnach so mancher Thiere zum pflügen, ziehen, tragen, reiten, jagen, mahlen, dreschen, streiten; wir halten, fangen, fischen und schießen sie zu unserer Nahrung; wir bedienen uns ihrer Haare, Federn, Wolle, Felle und Seide zu unserer Kleidung; wir unterhalten sie zu unserm Zeitvertreibe und Vergnügen; wir betrachten ihr Auswendiges und Inwendiges zu unserer Belehrung im Erkenntnisse der Natur und unser selbst, ja unsers gemeinschaftlichen Schöpfers.

Was besonders die schädlichen Thiere betrifft: so haben die Menschen den Vortheil, daß sie sich zu aller Luft und Speise gewöhnen, und folglich den ganzen Erdboden besetzen können; da denn die großen reißenden Thiere weichen und verjagt, andere gar ausgerottet werden. Die allermeisten derselben haben einen natürlichen Scheu vor einem Menschen, man kann sie mit Gewehr erlegen, oder ihrer auch mit List und leichten Mitteln los oder habhaft werden, und es ist ein sehr seltener Fall, das ein Mensch das Unglück hat, den reißenden Thieren in die Klauen zu gerathen. Es ist ein großer Beweis der göttlichen Vorsehung in diesem Stücke, daß sich solche Thiere nicht stark vermehren, daß sie lange hungern können, daß sie selbst einander aufreiben, und in gebührenden Schranken halten. Von den giftigen Thieren wird mehr Geschrei gemacht, als es in der That ist, und ich werde nicht wider die Wahrheit reden, wenn ich sage, daß sich solche Leute am meisten darüber beschweren, die wohl ihr Lebtage keine giftige Schlange und keinen Scorpion lebendig gesehen haben, und höchstens von einem Flohe, einer Mücke oder Wespe gestochen sein mögen.

Die Insecten, Vögel und Mäuslein thun allerdings den Früchten und der Saat Schaden. Aber wenn sie nicht wären, so würde manches andere Thier nicht leben können, welches denen Menschen zu Nutze kömmt. Wenn alle Saat unbeschädigt aufwüchse, und unverzehndet in die Scheune und zum Verkaufe käme; so würde der Bauer über die allzureiche Erndte und den wohlfeilen Preis klagen. Wenn alle Blüthe an den Bäumen zur reifen Frucht gediehe, so würden sie den Baum entkräften, und viel zu klein und unbrauchbar werden. Siehe, das Ueberflüßige ist, nach der göttlichen Vorsehung, für die Mäuslein, Vögel, Würmer und Raupen gewachsen; es bleibt für die Menschen ein zureichender Vorrath nach; der Preis bleibt mäßig und lohnet seinen Arbeiter; die Frucht wird nun größer und schmackhafter. Wenn Menschen voraussehen könnten, und ihr Bestes verstünden, so würden sie selbst auf manchen Baum Raupen hinauf tragen, und zuweilen Mäuse und Vögel in's Land einladen, daß sie ihnen den Ueberfluß der Natur verzehren hülfen. Es ist ihnen gut und heilsam, daß sie in beständiger Emsigkeit und Vorsicht erhalten werden, und daß sie nicht mit allzuweniger Arbeit so viel schaffen und gewinnen. So schädlich es für uns sein würde, wenn des Goldes und Silbers zu viel in der Welt wäre, so viel Unordnung würde auch entstehen, wenn aller Reichthum der Natur den Menschen zu Nutzen käme, und wenn der Landmann mit eines Jahres Arbeit mehrerer Jahre Vorrath gewönne. Die weiseste Vorsehung hat dieses allein zum Gleichmaße bringen können, und gute und schlechte Jahre so unter einander zu mischen gewußt, daß die Menschen in steter Arbeit unterhalten werden, aber daß es auch den Fleißigen an Belohnung, und überhaupt allen an Nahrung nicht gebricht. Darin müssen wir auch die milde Fügung mit der Witterung bewundern, daß, wenn einmal das Ungeziefer von Heuschrecken, Mäusen und dergleichen einem Lande die äußerste Verheerung zu drohen scheint, dabei alle menschliche Vorsicht unzulänglich sein würde, die künftige Brut auf's folgende Jahr auszurotten, bald darauf eine solche Witterung kömmt, welche alles Geschmeiß verjaget, alle Brut ersticket, und, so zu reden, ausfeget. So sehen wir jährlich bei allen Insecten in Gärten und Feldern, daß bald diese, bald jene Art überhand nimmt, die hingegen im nächsten Jahre durch eine andere Witterung unterdrückt und in engere Schranken gebracht wird.

§. 10.

So sehr wir Menschen aber wider den Schaden von andern Thieren durch die göttliche Vorsehung verwahret sind, so sehr möchte man sich wundern, wie es der Güte des Schöpfers gefallen mögen, unter den Thieren selbst eine solche natürliche Ordnung zu stiften, daß eins von dem andern seine Nahrung suchen, und also das andere verzehren muß. Warum sind nicht alle Thiere unschädlich? Warum ist ihre Natur nicht so beschaffen, daß sie ihre Nahrung von leblosen Dingen suchen? Warum muß ein beständiger Krieg, lauter Mord und Blutvergießen unter ihnen sein? Es kann sein, daß dieses einigen Menschen gar keinen Anstoß giebt, die gegen ihre Nebengeschöpfe gar zu unempfindlich, oder wohl grausam sind, aber vielleicht haben auch andere ein gar zu zärtliches Herz gegen die Thiere, so ferne sie sich dieselben als empfindende Wesen vorstellen, und sich ihren Schmerz und Tod in Gedanken anmaßen. Wir müssen aber nicht das Herz und dessen angenommene Neigung, sondern die Vernunft hiervon urtheilen lassen.

Wenn man sich eine solche Ordnung vorstellete, daß alle Thiere auf dem ganzen Erdboden von lauter leblosen Dingen ihre Nahrung haben sollten: so ist offenbar, daß nicht der zehnte Theil von Lebendigen bei uns sein könnte, und daß sie doch alle, eben sowohl wie jetzt, endlich sterben müßten. Das erstere erhellet aus der Menge der Raubthiere, unter den Insecten, Vögeln, Vierfüßigen und insonderheit unter den Fischen. Denn entweder müßten diese alle fehlen, oder, wenn an deren Statt andere Arten sein sollten, die sich bloß mit Kräutern und Wurzeln behülfen, so würde folgen, daß sie den ganzen Erdboden verwüsteten und kahl macheten. Gewiß, was jetzt auf Wiesen, Aeckern, Bäumen und Stauden wächst, dienet Alles, theils Menschen, zahme und wilde Thiere, Vögel und Insecten zu nähren, theils die Pflanzen und deren Früchte zu decken. Sollten nun auch die Raub- und reißenden Thiere an gleiches Futter gewiesen sein, sollten die großen Raubvögel bei Tage und bei Nacht auf unsere Saatäcker, Küchen- und Fruchtgärten fallen, so würde

keine Erndte für uns überbleiben, so würden alle Pflanzen verzehret, oder wenigstens ihrer Blätter, Blüthen und Früchte beraubt werden, und in einigen Jahren ganz vergehen, mithin auch eine allgemeine Hungersnoth und Sterben unter den Thieren erfolgen. Die Menschen würden auch für sich die größte Noth haben, sich zu erhalten, wenn sie nicht nebst den Erdgewächsen auch andere Thiere essen sollten, und wenn die, welche sie essen, sich nicht zuvor von andern Thieren genähret hätten. Und wie würden vollends die zahlreichen Schaaren der Fische und Insecten von dem wenigen Moose und Kraute, das im Wasser wächst, unterhalten werden können?

Es ist also offenbar, daß der Erdboden in allen seinen Elementen viel öder, und des größten Theils seiner Einwohner beraubt sein würde; welches der Vollkommenheit der Welt und dem Endzwecke der Schöpfung entgegen ist. Und dennoch würde für die überbleibenden Thiere nichts bei solcher Ordnung gewonnen. Denn sie müßten doch natürlicher Weise alle sterben, weil nach den ordentlichen Gesetzen der Bewegung eine solche Maschine eines organischen Körpers, als die Thiere haben, nicht ewig bestehen kann, und sie würden eines natürlichen Todes nun viel langsamer und schmerzhafter sterben, als wenn sie auf einmal von ihren Feinden hingerückt und überwältigt werden. Ja, aus dem natürlichen Tode würde noch ein neues Ungemach für die Nachbleibenden entstehen, wenn die hin und wieder umgefallenen Aeser der Landthiere, und die herumtreibenden todten Fische Luft und Wasser mit ihrem Gestanke und mit ihrer Fäulung ansteckten, indem sie von keinem fleischfressenden Thiere verzehret würden: woraus denn nothwendig unter den lebendigen Ekel, Krankheit und Pest entstehen müßte.

Es ist also eine weise und gute Ordnung in der Natur, daß sich manche Thiere von andern nähren. Die Welt wird dadurch mit einer weit größern Mannigfaltigkeit und Menge von Lebendigen, und sodann mit allerhand Art von Lust und Vergnügen erfüllet; welches sie desto vollkommener machet. Die Nahrung ist nunmehr für alle zureichender, da sie nicht bloß in dem Pflanzenreiche gesuchet werden darf. Eine jede Thierart wird, vermittelst dieser Ordnung, in gemäßigten Schranken gehalten, daß bloß ihr Ueberfluß beschnitten wird, und sie weder zu sehr zunehmen, noch auch vertilget werden kann. Den leidenden Thieren geschieht dadurch nicht mehr Böses, als daß sie sterben; welches ihnen doch nach dem Laufe der Natur hätte begegnen müssen, und welches ihnen auf die Art noch weit schmerzhafter gewesen wäre. Sie genießen unterdessen ihres Lebens, so lange sie es haben, ohne alle Besorgniß und Furcht des Zukünftigen. Der bevorstehende Tod benimmt ihrer Zufriedenheit nichts, weil sie durch keine Vorstellung des zukünftigen Endes oder der Gefahr beunruhiget werden; sie sterben, ohne zu wissen, daß sie sterben. Ihr entseelter Leichnam bleibt nicht zum Gestanke und Scheusale anderer liegen, sondern wird bald auf's neue wieder beseelt, indem er alsobald durch die Nahrung in die Gemeinschaft des Lebens tritt. Unterdessen verneuert und vervielfältiget sich eine jede Art der Sterblichen im bestimmten Verhältnisse durch die Erzeugung neuer Geschlechter, und die Welt bleibt nicht allein stets gleich lebhaft an Thieren, sondern die edleren, nämlich die Menschen, und die unschädlichen zahmen und wilden, nehmen zu, und die Welt wird noch vollkommener als sie gewesen.

Man muß dabei die unendliche Vorsicht des Schöpfers bewundern, der den Raubthieren nicht mehr Fruchtbarkeit, Waffen, Stärke, List, Geschwindigkeit und Fraß beigeleget, als zur Verzehrung des Ueberflusses anderer Geschlechter und der Aeser ihrer Todten nöthig war; hingegen aber die leidenden und unschädlichen, wo nicht mit Waffen und Stärke, dennoch mit so viel Furchtbarkeit, List oder Geschwindigkeit versehen hat, daß allezeit so viele der Gefahr entgehen, als zum gebührenden Verhältnisse der Thiere unter einander gehöret. Keine Art wird demnach zu sehr verdränget, vermindert oder gar ausgerottet, keine nimmt zum Untergange anderer überhand.

Dieses beweist eine Vorsehung, welche die Begebenheiten, in der Folge der Dinge, nicht bloß unbestimmt, und insgemein überdacht, sondern alle einzelnen Fälle aller künftigen Zeiten, nach den natürlichen Wirkungen, genau abgewogen und berechnet hat: wie viele und welche Thiere jeder Art, an jedem Orte und zu jeder Zeit, nach dem gegebenen Maße ihrer Vermehrung, Kräfte, Waffen, List oder Geschwindigkeit, in der Verknüpfung der Dinge, ihren Feinden entkommen würden, damit ein beständiges Verhältniß unter allen bliebe. Wäre nicht jeder einzelner Fall in dem allgemeinen vorausgesehen: so würde der besondere wirkliche Erfolg der Begebenheiten einem blinden Zufalle überlassen sein, und so wäre das Gleichgewicht in dem Thierreiche längst gestört und aufgehoben, und manche Art würde zu volkreich, manche zu gering geworden und vergangen sein.

§. 11.

Gleichwie wir Menschen nun eine besondere Vorsehung des Schöpfers über uns erkennen müssen, daß er uns so viele Vorzüge vor den Thieren zugestanden hat, nicht aber verlangen können, daß die Welt allein um unsertwillen sein sollte: so wäre es auch eine unbedachtsame Forderung, daß wir lauter gute Tage in der Welt haben, und sonst keine Vorsehung über uns erkennen wollten. Denn eine solche Welt und Lebensart, darin dem Menschen nichts Widriges, sondern lauter Lust und Freude begegnete, wäre nicht allein unmöglich, sondern uns auch selbst nicht zuträglich.

Lasset uns einmal eine bessere Welt für uns, wenigstens in Gedanken, bauen, und sehen, ob sie für sich und mit unserm Wohl bestehen könne. Es soll uns darin kein Blitz, kein Sturm, kein Erdbeben, keine Ueberschwemmung treffen oder schrecken. Nicht Hitze, nicht Kälte soll zu unserer Belästigung zunehmen, sondern allerwärts und allezeit soll angenehmes Wetter sein, regnen und wehen, wenn und wie wir es verlangen. Auf der Erde finden sich nun keine Wüsten, Sand, Moor, Haide, Felsen, die Berge lassen sich herunter, Unkraut, Dornen und Disteln verschwinden, der Boden wird überall eben und fruchtbar, so, daß er seine Einwohner mit wechselnder Schönheit anlachet. Man weiß von keinem Mißwachse, sondern alle Jahre bezahlen uns die Einsaat und Pflanzung mit dem reichsten Wucher. Wenn wir ja das Ungeziefer, nebst den giftigen und reißenden Thieren, dulden, so wollen wir sie in eine große Insel verweisen. Menschen und Vieh müssen keinen Fehl oder schwache und ungestalte Körper gebären. Ueber Armuth, Schmerz und Krankheiten werden keine Klagen geführet, sondern was nur irgend Sinne und Gemüth ergötzen kann, das wird allenthalben in steter Gesundheit, Lust und Ueberflusse genossen. Die Vorstellung des Todes soll uns auch nicht quälen: man kann nach eigenem Gefallen entweder beständig hier leben oder sanft einschlafen. Ich weiß nicht, ob ich auch die heftigen Leidenschaften und Laster aus der Welt verbannen soll, und statt deren lauter Tugend einführen: denn vielleicht möchten, nach Manches Sinne, jene eher, als diese, zur besten Welt und zu den güldenen Zeiten gehören.

Allein, träumen wir denn nicht, wenn wir so denken? Nehmen wir nicht lauter widersprechende Dinge für Möglichkeiten an? Die Erde kann ja nicht eben sein, und doch mit fließenden Bächen und Strömen gewässert werden: sie kann nicht einerlei fruchtbaren Boden haben, und doch allerlei Kräuter, Pflanzen, Bäume und Früchte tragen. Sie kann nicht Leimen, Sand, Kreide, Torf, Kohlen, Salz, Steine, Kalk, Kieß, Schwefel, Vitriol, Mineralien, Metalle, Gesundbrunnen und Bäder hergeben, ohne daß sie aus verschiedenen Theilen und Schichten zusammengesetzt sei, und daß sich hier und da eine Gährung und Entzündung äußere, welche ein Erdbeben nach sich zieht. Sie kann nicht mit einem Luftkreise umgeben sein, und doch keine Ausdünstungen aufsteigen lassen, welche Blitz, Wind und allerlei Wetter verursachen. Wollen wir vom Monde Licht, nebst Ebbe und Fluth, genießen, so müssen wir auch von seinem Drucke oder Anziehen Stürme und Ueberströmungen annehmen. Soll die Sonne auf- und untergehen, Frühling, Sommer und Herbst machen, und die Erde allenthalben wohnbar sein, wie können wir einerlei Wärme und Wetter verlangen? Wie soll zu gleicher Zeit für die Wäscherin die Sonne scheinen und für den Landmann Regen fallen? für das magere Land ein feuchtes, für das fette ein trockenes Jahr werden? für den auslaufenden Schiffer ein Ostwind, für den einkommenden ein Westwind wehen?

Wir aber selbst können ja nicht Menschen, und doch von Natur unsterblich sein; einen organischen Leib zu unserm Werkzeuge brauchen, ohne daß er den mechanischen Gesetzen, dem Mißwachse, der Schwäche und Krankheit, dem Tode und der Verwesung unterworfen wäre: wir können nicht zugleich Menschen- und Mückenaugen haben, die zugleich ein Mikroskopium und ein Fernglas wären; nicht Ohren, die Alles von Ferne und doch ohne Verwirrung höreten. Wie reimten sich unsere zarten Empfindungen und geschlanken Glieder mit einer eisenharten Unempfindlichkeit gegen allen Schmerz und alle Verletzung?

Gesetzt aber, daß dergleichen Welt- und Lebensart möglich wäre: würde dieser Zustand für uns gut sein? Ich zweifele daran sehr. Man wünschet die Erde so schön, daß sie vor Schönheit unwohnbar sein würde. Das beständige angenehme Wetter, ohne Blitz, Sturm und Fluthen, wird Luft und Wasser anstecken, daß keine lebendige Seele dauren kann, und wird alle Pflanzen übertreiben und ersticken, daß keine Frucht oder Saat zur Reife gedeihet. Die ebene Erdfläche wird ein artiger Morast werden, weil man die Berge, Felsen und Gletscher verwünscht hat. Dem fruchtbaren Boden wird es an tausenderlei nöthigen Pflanzen und Bäumen, an Haide, Torf, Kohlen Sand, Leimen, Kreide, Kalk, Steinen und allen Mineralien gebrechen. Und wo will man endlich mit allem Ueberflusse hin, der die Menschen träge, wollüstig und viehisch machet? Warum will man Dürftigkeit und Armuth verbannen, da sie doch das festeste Band der menschlichen Gesellschaft knüpfen, und ohne sie aller Unter-

schied der Stände aufhören, Keiner dem Andern dienstbar sein, Keiner auf Erfindungen und Künste denken, das ist, Alle arm und elend sein würden.

Stete sinnliche Lust ist der menschlichen Natur eben so wenig gemäß: ein täglicher Zucker höret auf, süß zu schmecken, und erwecket bald Ekel und Unlust: die körperlichen Nerven können den anhaltenden Kitzel nicht vertragen, und werden dadurch geschwächet: das Gemüth aber wird insonderheit dadurch entkräftet und in fauler Wollust begraben. Wir können jetzt kaum die guten Tage vertragen, da noch Regen mit dem Sonnenscheine wechselt: wie viel weniger würde uns eine lautere Heiterkeit dienen! Müßiggang, Trägheit, Schwelgerei, Geilheit, Dummheit, Unwissenheit, Thorheit, Uebermuth, Stolz, Zank und Unverträglichkeit würden die Folgen eines solchen Lebens sein. Arbeit, Mühe, Widerwärtigkeit stärken und schärfen hingegen unsere Kräfte des Leibes und Gemüthes, und halten uns von mancher Ausschweifung und Lastern ab. Die Unlust, welche sich in unsere Fröhlichkeit mischet, erhöhet sogar ihre Empfindung, wie der Winter den Frühling, das Gewitter den Sonnenschein, der Schatten die Farben, der Uebelklang die Uebereinstimmung der Töne. Oft ist sie auch eine zwar bittere, doch heilsame Arzenei, die uns zur Gesundheit gereichet und unsere Begierden wieder in Ordnung bringet. Wenn wir uns nur selbst kein Böses zuziehen, und weise sind, so wird bei allem Wechsel von Leid und Freude eine solche Mischung bleiben, die uns das Leben nicht einmal erträglich, sondern auch angenehm machet.

§. 12.

Diejenigen, welche überhaupt dem menschlichen Leben ein überwiegendes Elend zuschreiben, scheinen mir dessen Werth nach den Wünschen einer übertriebenen oder weichlichen Wollust zu schätzen, welche immer in vollem Kitzel der Sinne sein will, und sobald derselbe aufhöret, oder durch ein kleines Ungemach gestöret wird, schon heftig zu klagen anfängt. Sie scheinen die sanfte Ruhe und Ergötzung nicht zu kennen, welche von der Beschäftigung mit einer nützlichen Arbeit, von der Betrachtung der Natur und der darin offenbarten Weisheit und Güte ihres Urhebers, von der Einsicht der Wahrheiten, von Witze und Erfindung, von einer weisen und klugen Aufführung und von der Zufriedenheit des Gewissens über die Erfüllung seiner Pflicht entsteht. Sie scheinen nichts von der Hoffnung eines noch besseren Lebens in den Genuß des gegenwärtigen einfließen zu lassen, und, da ihnen dieses Leben, nach ihrer Natur, nicht volle Genüge thun kann, dasselbe gar zu verachten.

Man beziehet sich gegentheils, wie mich dünket, mit Unrecht auf aller Menschen Urtheil und Empfindung, weil Keiner sein voriges Leben noch einmal anzufangen verlangen würde, wenn er eben das Uebel, welches er ausgestanden, von Neuem wieder ausstehen sollte. Denn eines Theils ist dieses, was zum Grunde geleget wird, der Wahrheit nicht gemäß, andern Theils wird fälschlich daraus geschlossen.

Vernunft und Erfahrung lassen uns nicht anders denken, als daß die meisten Menschen ihr voriges Leben gern wieder anfangen würden, wenn sie sichs als möglich vorstelleten. Denn die Natur hat einem Jeden eine starke Liebe zum Leben eingepflanzet; so daß wohl Einige dessen Erhaltung mit vielem Schmerze erkaufen würden, wenn es ihnen frei stünde. Da nun die meisten Menschen ihr Leben in einem mittelmäßigen und erträglichen Zustande zubringen, Viele auch glücklich, reich, geehrt, gesund gewesen sind: was sollte sie menschlicher Weise bewegen, ihr voriges Leben so sehr zu hassen? Die fröhlichen Jugendjahre und die vollen Kräfte des mittlern Alters wünschen sich ja Viele wirklich wieder, ungeachtet sie ihres eingemischten Leidens nicht vergessen haben: und selbst diejenigen, denen im höheren Alter das ganze menschliche Leben so elend, eitel und betrübt vorkömmt, würden es vielleicht, wenn der Tod sie im Ernste erlösen wollte, so machen, wie jener Holzträger in der Fabel. Es giebt ja, leider! Viele, die kein zukünftiges Leben glauben, oder nicht daran gedenken: warum entleiben sich die denn nicht Alle, wenn sie es für besser halten, todt zu sein, als zu leben? warum sehen sie vielmehr den Tod als das Allererschrecklichste an?

Aber ich will zugestehen, daß es einige Menschen giebt, die ihr voriges Leben nicht wieder verlangen würden: dennoch folgete daraus nicht, daß sie es darum thäten, weil sie eine genaue Berechnung von aller empfundenen Lust und Unlust gemachet, und die Unlust weit größer gefunden hätten. Etliche können wohl im Affecte bei gegenwärtiger Empfindung oder Erinnerung eines gewissen Leides und Verdrusses in eine starke Verwünschung ihres Lebens ausbrechen: aber, wenn sich die ungestüme Bewegung geleget hat, so sind sie anderes Sinnes. Andere haben, ihrer Meinung nach, noch eine gute Zeit zu leben vor sich, und richten alsdenn, wenn sie darauf sehen, ihr Verlangen mehr auf das Zukünftige und auf die Hoffnung des Besseren. Denn wir suchen und hoffen, nach unserer Natur, immer vollkommener und glücklicher zu werden; und in der Betrachtung ist leicht zu begreifen, daß ein Mensch die niederen Stufen nicht gern noch einmal steigen will. Es geht solchen wie den Reisenden, die noch manchen schönen Ort zu besuchen vor sich haben. Die werden bei der Begierde nicht gern umkehren und die vorigen Oerter noch einmal durchreisen wollen. Aber daraus folget nicht, daß ihnen ihre vorige Reise mißfallen habe. Dieses ist noch vielmehr von denen zu sagen, welche an dem Ende ihrer Zeitlichkeit einen ernstlichen Blick in jene frohe Ewigkeit thun, und, in Vergleichung beider, die bevorstehende lautere und höhere Freude mit einer vermischten und niedrigen nicht wieder vertauschen wollten.

Wenn man die Glückseligkeit des menschlichen Lebens nicht sowohl nach dem äußerlichen Glanze der Mittel und Ehre, als nach der Empfindung der Lust, mißt: so ist unter den Menschen, wes Standes und welcher Umstände sie auch sonst sein mögen, kein großer Unterschied. Geringe und Arme essen und trinken ihre wohlfeile Kost mit eben so vielem Wohlgeschmacke, als der Reiche und Vornehme seine theuren Leckerbissen; sie freuen sich über Kleinigkeiten ja so sehr, als ein König über Siege und eroberte Länder. Die Gewohnheit machet ihnen Arbeit und Mühe leicht, welche Andern so sauer wird, und selbst die Widerwärtigkeiten schärfen und erhöhen eine geringe Lust, welche dazwischen kömmt. Was ist daran gelegen, ob sie ihre Lust und ihr Vergnügen aus prächtigen und kostbaren, oder aus schlechten und täglichen Dingen schöpfen, wenn sie nur eben so viel Lust und Vergnügen haben können, als der Glücklichste?

Die Weisheit giebt allein, bei solcher Gleichheit der Menschen, einen Vorzug. Weil wir nämlich, nach unserer Natur, nicht anders, als durch niedrige Stufen, zu einer höheren Vollkommenheit und Glückseligkeit kommen können: so verachtet und vergället ein Weiser das jetzige Leben und seinen Stand nicht durch thörichte Erfindungen zur Betrübniß und Klage. Er weiß, er ist in der natürlichen Empfindung der Lust nicht schlimmer daran, als die Größten und Reichsten; er genießt also des gegenwärtigen Guten und störet sich den Genuß nicht mit neidischer oder voreiliger Vorstellung eines größeren Guten, das er nicht besitzt oder das Andere besitzen. Er verachtet selbst die sinnlichen Ergötzungen nicht; aber er weiß sie, durch klugen Gebrauch, unschädlicher, schmackhafter und feiner zu machen: er bemühet sich jedoch, vornehmlich die Vollkommenheiten in andern Menschen, in der Natur und in deren großem Urheber einzusehen, und darnach seinen Verstand zum wahren und festen Erkenntnisse nützlicher Wahrheiten und sein Herz zur Liebe, Tugend und Zufriedenheit zu bilden. Und dieses sichert ihn vor Thorheiten, Verdrusse und Reue; es beglücket sein Leben mit einem höheren und reineren Vergnügen, das niedrigen Seelen unbekannt bleibt; es setzet ihn über die widrigen Zufälle seiner zerbrechlichen Natur, und gönnet ihm, unter steter Versicherung von der weisesten und gütigsten Obhut des allerhöchsten Wesens, einen Vorschmack von einer künftigen größeren Glückseligkeit, dazu er bestimmet ist.

§. 13.

Ein Weiser wird aber keine wunderthätige Vorsehung in der Welt von Gott erwarten oder verlangen, noch sich daran stoßen, wenn es das Ansehen hat, daß auch die Frommen einigen widrigen Zufällen in der Verknüpfung der Dinge unterworfen sind; oder, daß die Lasterhaften nicht gleich auf der Stelle gestraft werden, sondern wohl gar vor Andern glücklich zu sein scheinen. Er weiß fürs Erste, wie oft man sich in solchen Begebenheiten trügt, als ob es den Frommen so häufig übel und den Gottlosen wohl gehe; und in den seltenen Fällen, wo es Wahrheit hat, erkennet er doch, daß die Zulassung solcher widrigen Begebenheiten der weisesten Vorsehung gemäß sei und von derselben zum Guten gelenket werde.

Wer die Menschen und ihre Zufälle genauer untersuchet, der wird finden, daß von der meisten Gemüthsbeschaffenheit, Aufführung und Zustande falsch geurtheilet wird. Sie sind mehrentheils entweder nicht fromm, oder selbst schuld an ihrer Widerwärtigkeit, oder auch in der That nicht unglückselig.

Wenn wir sehen, daß ein wunderlicher Heiliger mit seinen Grillen oder mit seinem unzeitigen Eifer anläuft; daß ein unruhiger Kopf seine vermeintlich gerechte Sache, zu seinem Schaden, zu weit treibt; daß Mancher, ohne Fleiß, Vorsicht, Geschicklichkeit und ordentliche Haushaltung, blos mit Beten, Lesen, Kirchengehen seine Nahrung vergeblich suchet; daß ein Anderer, bei seiner Einfalt und Unwissenheit, ohne Beförderung bleibt; daß dort ein Eigensinniger, Mürrischer, Zanksüchtiger viele Feinde hat: werden wir solchen Leuten eine ächte Frömmigkeit und Tugend beilegen und ihren Klagen Recht geben können, daß sie unverschuldet leiden?

Die meisten Menschen sind blind gegen ihre Fehler, und daher geneigt, ihre eigene Schuld von sich ab und auf Andere, oder aufs Unglück, auf ein Schicksal, auf die Vorsehung zu wälzen; dagegen aber sich fälschlich alle Fähigkeit, Vollkommenheit

und Tugend, insonderheit die Frömmigkeit, zuzueignen. Allein, sie haben mehrentheils einen irrigen Begriff von dieser großen Pflicht und deren Belohnung. Denn sie bilden sich ein, daß entweder der äußerliche Gottesdienst, oder doch die Verehrung Gottes, Alles ausmache, was Gott von ihnen fordert, und daß sie dadurch schon an sich allen Segen verdienten, sie möchten sich übrigens betragen, wie sie wollten. Die göttliche Ordnung erheischet eben auch die Pflichten gegen andere Menschen und gegen uns selbst; und zwar, was uns selbst betrifft, daß wir nicht allein unsern Willen, sondern auch unsern Verstand und äußerlichen Zustand bessern; daß wir vernünftig, weise, klug, vorsichtig werden, was Rechtschaffenes meisterlich lernen, emsig und fleißig sind und uns andern Menschen nütze und gefällig machen. Wer dieses versäumet, oder auch das Gegentheil thut, der kann nicht sagen, daß er sich der göttlichen Ordnung gemäß bezeige, und so ferne Gott seinen Gehorsam, Furcht oder Dienst leiste. Was Wunder ist es denn, daß ihr Betragen seine natürlichen Folgen hat? oder wie kann man solche Begebenheiten unter diejenigen zählen, welche einen Anstoß gegen die göttliche Vorsehung geben?

Können sich aber die Menschen nicht eben sowohl in dem Urtheile, daß Einer lasterhaft und gottlos sei, irren, als sie der Schein einer Frömmigkeit, oder ihre Eigenliebe, trügt? Es wäre zu wünschen, daß nur der Pöbel alle diejenigen, welche weltlichen Standes sind, für Weltlichgesinnte, alle Juristen für böse Christen, alle Naturforscher für Naturalisten, alle Mathematiker für Atheisten, alle Reiche und Vornehme für ungerecht und gottlos hielte. Allein, vielleicht sind auch Klügere nicht gänzlich von solchen Vorurtheilen frei, und oft mischet sich ein Neid oder eine besondere Zwistigkeit mit in das lieblose Urtheil ein. Gesetzt aber, man kann solche Leute, denen es wohl geht, nicht eben unter die Frommen und Tugendhaften rechten: sind sie darum alsobald gottlos und lasterhaft zu nennen? Es giebt einen mittleren Zustand in der sittlichen Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Manche Menschen sind nicht völlig gut, aber auch nicht völlig böse zu nennen; und solche können doch viel natürliches Gutes und viele Geschicklichkeit, Klugheit, Emsigkeit, Dienstfertigkeit und dergleichen löbliche Eigenschaften an sich haben. Sollen sie darum alle natürliche Belohnung verlieren, weil sie nicht alle Tugenden, und besonders die höchste, besitzen? oder kann man sie mit Recht zum Beispiele der Gottlosen stellen? oder kann Gott, nach seiner weisen Vorsehung, eines seiner Kinder, dem es nöthig thut, nicht mit Schärfe ziehen, das andere mit der Güte lenken?

Hierzu kömmt noch, daß Viele sich von der Glückseligkeit und Unglückseligkeit eine falsche Vorstellung machen, als ob es auf den äußerlichen trüglichen Schein, und nicht auf das Vergnügen des Gemüthes, ankäme. Wer die Glückseligkeit auf großen Reichthum, Pracht, Ehre, vornehmen Stand oder Wohlleben stellet, der machet Andere in seinen Gedanken glücklich, die es bei allem Ueberflusse der äußerlichen Glücksgüter, dennoch wegen Mangels der Zufriedenheit und wegen vieler Unruhe und Mißvergnügens, in der That nicht sind: sich selbst aber machet er unglücklich, wenn er nicht Alles nach seinem Wunsche erhält: zumal, wenn er es meinet, mehr als Andere verdient zu haben, und dagegen das Gute, was er in seinem mittelmäßigen Zustande besitzt, nicht erkennet oder genießt, ungeachtet ihm die Vorsehung so viel gegönnet, daß er könnte zufrieden sein, und keine Ursache hätte zu klagen.

Aber selbst das vermeinte Böse, was dem Menschen begegnet, verdienet so ferne den Namen nicht, als es ihm entweder den Weg zum Glücke bahnet, oder als eine bittere Arzenei heilsam und nöthig ist, daß er sich nicht überhebe und ausschweife. Wie Mancher wäre nicht glücklich geworden, wenn er nicht unglücklich gewesen wäre? Hingegen bezeuget alle Geschichte, daß vielen Lasterhaften ihr anscheinendes Glück nur zum Falle gereichet habe, und so ferne nicht für ein Glück zu achten sei. Wenn wir auch wissen sollten, mit welcher unempfindlichen Gewohnheit die Meisten ihre Glücksgüter genießen; wie hochmüthig, üppig, wollüstig sie durch stete gute Tage, und wie zärtlich sie gegen die geringste Unlust werden; wie viel Verdruß sich verborgener Weise auch in die Palläste einschleicht, und wohl gar bis zu den Thronen klimmet; mit welcher inneren Unruhe, Scham, Reue und Furcht das böse Zeugniß des Gewissens die Lasterhaften züchtiget: so würden wir ihnen gewiß solche trügende Glückseligkeit nicht mißgönnen.

§. 14.

Was aber die Fälle betrifft, da den wirklich Unschuldigen und Frommen etwas wahrhaftig Böses, den wirklich Lasterhaften und Gottlosen etwas wahrhaftig Gutes begegnet: so kann man dabei vernünftiger Weise keine wunderthätige und übernatürliche Vorsehung verlangen, sondern höchstens nur daraus schließen, daß beide widrige Begebenheiten zugelassen, weislich zum Guten gelenket und zu seiner Zeit nach Verdienste vergolten werden.

Es giebt viele Menschen, die sich solchen Begriff von der besonderen Vorsehung machen: Gott müßte, so oft die Unschuldigen und Frommen in der Verknüpfung der Dinge mit einem Unfalle bedrohet würden, denselben außerordentlich von ihnen abkehren und ihnen dagegen lauter Gutes wiederfahren lassen: die Lasterhaften aber müßte er alles Glückes berauben und mit gegenwärtiger Strafe belegen. Allein, eine solche Vorsehung wäre Beides, den Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke entgegen und den Menschen selbst nicht zuträglich.

Würde Gott, in der Zeit, um einzelner Menschen willen, etwas in der einmal beliebten Ordnung der Natur ändern: so müßte er nicht Alles voraus gesehen und überleget haben; so müßten seine ersteren oder letzteren Einsichten und Rathschlüsse nicht die besten sein, und er würde aus Mangel des Verstandes oder des Willens eine Ordnung beliebt haben, die täglich an allen Orten einer Verbesserung bedürfte. Das widerspricht aber der Unendlichkeit seiner Vollkommenheiten. Zudem, so würde durch die Veränderung der weisesten Einrichtung und Naturgesetze weit mehr Gutes verhindert, und statt eines Bösen weit mehr Böses eingeführet werden. Denn man darf nicht gedenken, daß etwas der Natur und dem Wesen eines Dinges entgegen geschehen könne, dessen Aenderung sich nicht weiter erstreckte, als auf den kleinen Theil, worin es geschähe. Es hängt Alles in der Welt zusammen, und eine Veränderung muß die andere, ja viele mehrere nach sich ziehen. Wenn nun die Kräfte und das Wesen der lebendigen und leblosen Dinge die Mittel sind, wodurch so viel Gutes in der Welt gestiftet wird: so folget auch, daß eine außerordentliche Veränderung in den Begebenheiten der Natur, die dem ersten Zwecke nicht gemäß ist, viel Gutes aufhebet, und dagegen mehr Böses einführet, als dadurch verhindert würde. Je öfterer aber die Ordnung der Natur zerrüttet und gestöret würde, desto mehr würde auch die Uebereinstimmung und Vollkommenheit der Welt geschmälert. Nicht anders, als wie in einer bürgerlichen Gesellschaft keine Ausnahme von den Gesetzen, bei dieser oder jener einzelnen Person, geschehen kann, ohne daß es Folgen nach sich zieht, und öftere Ausnahmen den Gesetzen selbst ihre Kraft benehmen und die ganze Verfassung des Staats umkehren.

Wie? wenn denn nach eben den Regeln, wodurch so viele gesunde Körper gebildet werden, unter etlichen hundert Geburten, zufälliger Weise, ein Preßhafter, unter vielen tausenden eine Mißgeburt hervorkommen wollte; wenn ein unschuldig Kind durch Verwahrlosung seiner Wärterin Schaden leiden oder erdrückt werden würde; wenn ein frommer Mann von einem herabfallenden Ziegel gequetschet, von einem tollen Ochsen gestoßen, durch eine Feuersbrunst seiner Güter beraubet, von einem Feinde verwundet, vom Blitze erschlagen, von der See verschlungen werden möchte: sollte denn Gott alsobald in die Natur gewaltsam einbrechen, die Regeln, wornach so viele gesunde Körper gebildet werden, wodurch das Wachsthum und Leben der Menschen und Thiere befördert wird, wornach sich alle mechanische Bewegung in der Welt und der freie Wille richtet, hemmen, stören, ändern? Dadurch würde das Wesen und die Natur der Dinge selbst aufgehoben und für ein Uebel Millionen gestiftet.

§. 15.

Aber, wenn es auch die Vollkommenheit Gottes und seiner Werke zuließe, daß Gott eine so wunderthätige Vorsehung über die Frommen und Gottlosen äußerte: so würde es doch den Menschen selbst nicht ersprießlich, noch ihrer Vollkommenheit und Tugend förderlich sein. Selbst die Meinung, daß eine solche wunderthätige Vorsehung sei, ist den Menschen höchst schädlich: was würde nicht die Sache an sich sein? Denn wie Viele schöpfen nicht aus solcher falschen Einbildung ein unzeitiges Vertrauen zu der göttlichen außerordentlichen Hülfe und Obhut, daß sie die natürlichen Mittel der Weisheit, Klugheit, Behutsamkeit, ja Pflicht und Tugend in ihren Handlungen darüber versäumen? Bei aller ihrer Nachlässigkeit, Unvorsichtigkeit und Thorheit verlassen sie sich dennoch auf den göttlichen Segen und Beistand; welches nichts Anderes ist, als glauben, daß Gott ihrenthalben alle Augenblicke Wunder thun werde. Solche Leute schließen auch wohl umgekehrt: es geht mir besonders wohl, es gelingt mir dies und das; also hat es Gott um meinetwillen außerordentlich so gefüget, also muß ihm mein Wandel gefallen; da doch aus ihren Handlungen selbst nichts weniger zu urtheilen ist, als daß sie den göttlichen Vorschriften gemäß leben sollten. Man kann denn auch leicht gedenken, wie unvernünftig und lieblos dergleichen Menschen von andern urtheilen, wenn ihnen etwa widrige Begebenheiten zustoßen. Aus eben der irrigen Vorstellung von der besondern Vorsehung geschieht es, daß einige sonst nicht böse Menschen mit ihrem Gebete, so zu reden, den Himmel zu stürmen gedenken und Gott andere Rathschlüsse gläubigst abzwingen wollen, als seine ewige Weisheit festgesetzet hat; da sie vielmehr ihre Pflicht sorgfältig thun und den Erfolg der göttlichen Vorsehung in gelassenem Vertrauen empfehlen sollten.

Hieraus sieht man schon, wenn eine solche wunderthätige Vorsehung wirklich wäre, als sich Manche träumen lassen, daß sie nichts Gutes unter den Menschen stiften würde. Wenn mit der Frömmigkeit lauter gute Tage, Gesundheit, Wohlstand, Ehre, Freundschaft und Glück, mit der Gottlosigkeit hergegen stets Krankheit, Armuth, Schande, Feindschaft, Haß und alles Unglück verknüpft wäre: so würden die, welche sonst noch tugendhaft werden möchten, aus allzugroßem Vertrauen auf solche Vorsehung, ihre natürliche Fähigkeit, sich vollkommen und glücklich zu machen, nicht gebrauchen, ihre Pflicht versäumen und übertreten, in ihren Handlungen und Gebete verwegen werden, wenigstens die Tugend nicht sowohl um ihres innern Werthes, als um des äußeren Lohns willen, lieben und üben. Dagegen würden die, welche ein böses Herz haben, zwar vielleicht durch Furcht einer gegenwärtigen außerordentlichen Strafe von ihrer Büberei abgeschrecket; aber ihr Wille und Gemüth würde nicht geändert oder gebessert, sondern nur unter beständiger Furcht gehalten. Durch Beides aber würde die aufrichtige willige Neigung zur Pflicht und Tugend, die innere Vollkommenheit der Menschen, und aller Unterschied zwischen Tugendhaften und Lasterhaften aufgehoben.

Die lockere Verbindung der äußerlichen Belohnungen des Glückes und der äußerlichen Strafen des Unglückes mit Tugenden und Lastern ist demnach weise und gut, damit die Menschen ihre Pflicht nicht knechtisch thun, sondern Tugend als Tugend, um ihres inneren Werthes willen, hauptsächlich lieben, Laster als Laster, wegen ihrer inneren Häßlichkeit, vornehmlich hassen möchten. Es ist auch nicht zu befürchten, daß solche Verknüpfung der Dinge, welche die Frommen vom Unglücke nicht ganz frei machet, und den Gottlosen nicht alles Glück abschneidet, die Menschen vom Guten abschrecken und zum Bösen reizen könne. Denn weil das Unglück, eben darum, daß es nur ein Unglück ist, nicht für eine Folge und Wirkung tugendhafter Handlungen angesehen werden kann: so giebt es auch keinen Bewegungsgrund, die Tugend zu meiden. Und weil das Glück, eben darum, daß es ein bloßes Glück ist, nicht in der Gewalt des Lasterhaften steht: so kann Niemand denken, wenn ich ein Schelm werde, so müssen mir lauter Gewinne in Lotterien und gute Erbschaften zufallen.

§. 16.

Hieraus ist genugsam zu erkennen, daß es auf alle Weise der höchsten Weisheit und Güte gemäß gewesen, die widrigen Begebenheiten des Glückes und Unglückes in der Verknüpfung der Dinge zuzulassen; in so ferne durch deren außerordentliche Aenderung unendlich mehr Böses in die Natur und unter die Menschen selbst würde eingeführet werden. Es erhellet also auch, daß dieses mit Gottes allgemeiner und besonderer Vorsehung gar wohl bestehe und ihr gar nicht zur Last gereiche.

Der eigentliche Zweck Gottes ist nicht, weder seinen lebendigen Geschöpfen überhaupt Böses wiederfahren zu lassen, und besonders die frommen Menschen unglücklich, die Gottlosen glücklich zu machen, die Tugend zu unterdrücken, die Laster zu reizen, oder zu verstatten, daß es Einer so gut habe wie der Andere. Es ist auch nicht mehr Böses in der Welt zugelassen, als was die wesentlichen Schranken endlicher Dinge in der vorsichtigsten Verknüpfung unvermeidlich nach sich ziehen, und ohne welches Zulassung nur mehr Gutes gehindert, mehr Böses befördert sein würde. Dagegen liegt in der Hervorbringung aller möglichen Lebendigen, und in der Uebereinstimmung aller Einrichtung, Kräfte und Regeln mit dem Wohl der Lebendigen, der wahre Zweck des Schöpfers vor Augen: daß so viel und so mancherlei Vollkommenheit, Gutes, Lust und Glückseligkeit in der Welt gestiftet und genossen werden soll, als nur möglich ist. Alles, was von Gott zur Wirklichkeit gebracht ist, geht gerade auf diesen Zweck. Der ganze Bau der Welt, die Vertheilung der Materie in eine Menge lichter und finsterer Kugeln, die Bewegung der himmlischen Körper, die Abwechselung von Tag und Nacht, von Jahren und Jahreszeiten, die Mannichfaltigkeiten der Erden und Erdgewächse, die Fruchtbarkeit der Pflanzen und Thiere, die mechanischen Kräfte und Regeln, die Bildung der thierischen Körper und ihrer sinnlichen Werkzeuge, die Triebe, Fertigkeiten und Künste, welche ihren Seelen eingepflanzt sind: Alles ist gerade auf die Erhaltung und auf die Lust der Lebendigen gerichtet, Alles ist nicht allein untadelich, sondern unverbesserlich.

Des Menschen Natur ist besonders gemachet, den ganzen Erdboden zu bewohnen, alle Thiere zu beherrschen, Alles zu seinem Nutzen und Vergnügen anzuwenden. Er genießt nicht allein derselben sinnlichen Lust, welcher die Thiere genießen, sondern er kann sie auch durch seinen Witz vervielfältigen, schärfen und erhöhen: er hat vor Andern eine Einsicht und Empfindung von Ordnung, Proportion, Uebereinstimmung, Vollkommenheit, Schönheit, Weisheit, Kunst, Geselligkeit, Menschenliebe, Tugend, Sittlichkeit und Religion: die natürlichen Regeln seines Verstandes bringen ihn auf den Weg der Wahrheit; die natürlichen Regeln seines Willens führen ihn zu nichts, als zum Guten und zur Glückseligkeit, und er hat ein Vermögen und Verlangen, immer bis ins Unendliche vollkommener und glücklicher zu werden.

Nun ist es des Menschen Sache, sich dessen auch so viel zu gebrauchen, als es möglich ist. Bewegungsgründe dazu hat der Schöpfer schon genug in seine Seele geleget. Mit dem Erkenntnisse der Wahrheit und Vollkommenheit, mit der Ausübung von Pflicht und Tugend, hat er ein süßes Vergnügen, und eine innere Beruhigung und Zufriedenheit, als eine eigenthümliche Belohnung, verknüpft, welche über Alles geht und ihm nimmer fehlschlägt. Ueberdem ist eine solche Verknüpfung in der Natur und unter den Menschen selbst gemachet, daß solche Bemühungen, welche der göttlichen Absicht gemäß sind, nämlich Erkenntniß, Weisheit, Kunst, Mäßigkeit, Fleiß, Treue, Liebe, Dienstfertigkeit, Frömmigkeit u. s. w., an sich selbst, nothwendig, angenehme Folgen und Wirkungen von Gesundheit, Wohlstand, Ehre, Freundschaft haben müssen, welche wir als äußere Belohnungen guter Handlungen anzusehen haben, die uns die Vorsehung, mit Absicht auf unser Bestes, bestimmet hat, und die selten ausbleiben.

Wir können also nicht anders denken, als daß auch Glücksund Unglücksfälle, welche nicht von unsern Handlungen, sondern von Gottes allgemeiner Verknüpfung der Dinge entstehen, wenn sie gleich widrig scheinen möchten, dennoch, nach eben der weisen und gütigen Vorsehung des Schöpfers, eine Verbindung mit unserm Betragen, und zwar zu unserm Wohl, haben müssen. Denn es kann in dem Laufe der Natur nichts so geringe sein, das Gott nicht vorhero gesehen und beliebt hätte; und er kann nichts belieben, als was Gutes, oder auch nur zulassen, als aus guter Absicht. Demnach muß auch die Verknüpfung der Glücks- und Unglücksfälle mit verschiedener Menschen Betragen was Gutes zur Absicht haben und zum Mittel desselben angewandt sein. Und es folget umgekehrt, daß alles Gute, was aus der Verknüpfung des Glückes und Unglückes mit verschiedener Menschen Betragen entsteht oder entstehen kann, göttliche Absicht sei.

§. 17.

Wir mögen uns demnach eines Theils nur selber fragen, was für Vortheile aus den Glücks- und Unglücksfällen entstehen oder entstehen können: so werden wir die Absichten Gottes so ferne erreichen. Uebrigens aber müssen wir uns, vornehmlich in besondern Fällen, erinnern, daß wir Menschen nicht vermögend sind, den Zusammenhang jeder Begebenheit mit dem Nutzen einzelner oder mehrerer, oder gar aller Menschen einzusehen; und wir haben dennoch nicht Ursache, anders zu denken, als daß sie nach weisem Rathe und Fügung zum Besten verhängt oder zugelassen sind. Denn wir müssen diese Begebenheiten billig so betrachten, als die Werke der Natur, weil sie von einem und demselben Urheber, nach einerlei Absicht und Regeln der Weisheit, entstanden sind. Da lehret uns nun Erfahrung und Vernunft in tausend Beispielen, daß die Theile der Thiere, Pflanzen, und des ganzen Erdbodens, die Naturkräfte und Gesetze der Bewegung, die Einrichtung und Zusammenfügung der großen Weltkörper, die Ordnung und der Lauf der Veränderungen in der Welt, nicht umsonst sei, sondern Alles seinen Nutzen für die Lebendigen habe. Wenn wir aber den Gebrauch und Nutzen eines Theiles der Pflanzen und thierischen Körper, oder einer andern Sache und Geschichte in der Natur nicht errathen können: was denken wir denn vernünftiger Weise? schließen wir, daß die Sache deswegen gar keinen Nutzen habe, weil wir ihn nicht wissen und einsehen? Nein, wir setzen vielmehr zur Regel: in der Natur ist und geschieht nichts umsonst; Alles hat seinen Nutzen, ob wir ihn gleich nicht wissen. Nun gehen ja die Glücks- und Unglücksfälle auch natürlich zu, und sie sind nicht anders, als Begebenheiten der Natur anzusehen. Wir heißen sie nur Glück und Unglück, wegen unserer Unwissenheit, weil wir sie nicht voraussehen, oder ihre Verknüpfung mit den Ursachen und Absichten wissen. Vor Gott ist aber nichts Glück oder Unglück, sondern Alles in seiner Vorwissenheit so gewiß, als die Sonnen- und Mondfinsternissen, Jahreszeiten und Witterungen sind. Müssen sie denn nicht eben so, wie diese Begebenheiten, in dem göttlichen Rathschlusse zureichenden Bewegungsgrund, Absicht, Regel und Nutzen haben?

Ich brauche nicht viel von den Glücks- und Unglücksfällen zu sagen, da Fromme Gutes und Gottlose Böses trifft: denn die geben der Vorsehung gar keinen Anstoß, sondern bestätigen sie vielmehr. Unterdessen machen sich diejenigen hauptsächlich dergleichen Fälle zu Nutze, die das Gute nicht als ein Ungefähr, sondern als ein Gnadengeschenk ihres Schöpfers annehmen, das sie zur Dankbarkeit, Liebe und Gehorsam gegen ihn, zu mehrerer Gutthätigkeit gegen andere Menschen und zum beharrlichen Vorsatze der Tugend ermuntern soll. Die Unglücksfälle hingegen machen sich die zu Nutze, welche sie für eine göttliche Züchtigung

und Warnung ansehen und sich forthin seinen Absichten gemäßer zu leben entschließen.

So werden wir auch diejenigen Fälle leichtlich mit der besondern Vorsehung zusammen reimen, da eben das Unglück den Frommen ein Mittel zum Glücke, das Glück hingegen den Gottlosen zum schwereren Falle gediehen ist. Denn wenn uns gleich solche Begebenheiten anfänglich wunderbar und widrig scheinen, so kann doch die Auflösung und das Ende solcher Geschichte, wenn wir es absehen können, nicht anders, als gefallen. Ein fremder nimmt an solchem Ausgange, sogar auf der Schaubühne, geschweige in den wirklichen Begebenheiten, mit Freuden Theil, wenn er die Tugend endlich belohnet und die Laster dennoch zuletzt gestraft sieht. Was muß es aber nicht für eine innere Genugthuung für denjenigen selbst sein, der mitten im Unglücke Pflicht und Gewissen standhaft beobachtet und sein Vertrauen zu der göttlichen Vorsehung nicht weggeworfen hat; wenn endlich die Beständigkeit seiner Tugend desto reichlicher gekrönet wird.

§. 18.

Was kann aber das Böse für Nutzen haben, so ferne es, ohne folgende Vergütung, Unschuldige und Fromme trifft? Mich dünket, wer die Verknüpfung in der Welt und die Natur der Menschen nur ein wenig mit Bedacht betrachtet hat, der muß leicht einsehen können, daß das Böse, welches den Schranken der Dinge anhängt, in der Ordnung und dem Laufe der Natur allenthalben zum Mittel des Guten angewandt sei.

So unzählig verschiedene Dinge, mit verschiedenen Kräften und Bemühungen, müssen nothwendig einander alle Augenblicke entgegen arbeiten. Sie sind aber in eine solche Verbindung gebracht, wie von einem geschickten Baumeister die Steine eines Gewölbes zusammen gefüget werden, daselbst eines jeden Steines Neigung zum Sturze und Falle die Festigkeit des Gewölbes und ganzen Gebäudes machen hilft. Das Bemühen eines jeden Stäubchens, Tropfens und Luftkügelchens, sich nach einem und demselben Punkte zu bewegen und seine Nachbarn zu verdrängen, giebt der Erde ihre Figur und Festigkeit, dem Wasser seine Wasserwagsregel, der Luft ihren uns so nützlichen Druck. Die streitenden Bemühungen der Planeten, auf die Sonne zu fallen, und der Sonne, sie abzuhalten, verursachet und erhält ihre richtige Wirbelung und ihren ordentlichen Lauf. Das Toben der Elemente in unserm Luftkreise, welches nothwendig von den verschiedenen Ausdünstungen entstehen mußte, geht mit der folgenden fruchtbaren Witterung schwanger. Die Vergänglichkeit der organischen Körper von Pflanzen und Thieren wird zur Erzeugung und Erhaltung anderer angewandt. Alles ist seiner Natur nach verweslich und verderblich, aber in der ganzen Natur verdirbt nichts umsonst.

Wir Menschen sind insbesondere so geartet, daß uns unsere Unvollkommenheit eine Stufe zur Vollkommenheit werden muß, die entweder dem ganzen menschlichen Geschlechte, oder einzelnen Personen, ersprießlich ist. Wir kommen nackt, ohne Waffen, Wissenschaft und Vermögen, uns zu erhalten, auf die Welt; aber eben dieser Mangel wird das Mittel der Geselligkeit, Sprache und Uebung der Vernunft. Erst mußten die Menschen Noth und Kummer leiden, ehe sie zur Erfindung der Künste und Wissenschaften erweckt werden konnten: erst rohe und wild gegen einander verfahren, ehe sie sich ein friedfertiges, sittsames und bürgerliches Leben besser gefallen ließen. Barbarei, Aberglauben, Religionsverfolgung, Hexenprocesse über Unschuldige und dergleichen mußten zuvor aufs Höchste steigen, ehe sie Allen konnten zum Abscheue werden. Hätte sich nicht so Mancher, zu seinem Schaden, in die See und unter die Erde gewaget, so wären uns noch Schifffahrt und Handlung, Eisen und alle Reichthümer der Erde verborgen. Noch müssen wir manche Abwege der Irrthümer durchwandern, ehe wir den rechten Weg der Wahrheit finden: erst durch viele Beispiele der Unbehutsamkeit gewarnet werden, ehe wir die Mittel der Vorsicht brauchen, erst manchen Schaden erdulden, ehe wir den gewünschten Vortheil ziehen können. Wenn wir überhaupt alles Gute bedenken, was jetzt in Wissenschaften, Künsten, Gesetzen, Polizei, Landwirthschaft, Handlung und Bequemlichkeit des Lebens den Menschen zu statten kömmt: so werden wir finden, daß es fast durchgehends eine Frucht des vorhergegangenen Bösen sei. Und es ist kein Zweifel, daß noch viel Böses unter uns waltet, welches noch mit einem verborgenen allgemeinen Guten schwanger geht.

Es werden zuweilen preßhafte Kinder, ja Mißgeburten erzeuget. Aber zu geschweigen, daß sie uns Manches in der Zergliederungskunst und von dem Gebrauche der Theile entdeckt haben; so würden wir auch ohne solche Fälle meinen, die gesunde Bildung könne nicht anders sein. Nun lernen wir, daß auch Regeln möglich sind, nach welchen lauter Mißgeburten entstanden, daß die Natur nichts schlechterdings Nothwendiges sei, und daß wir unsere Gesundheit einem weisen Schöpfer zu danken haben, der uns so vollkommen gebildet. Es steht dahin, ob nicht die Menschen einmal daraus lernen werden oder lernen sollen, daß es besser wäre, solche Mißgeburten, die sich nur selbst zur Qual und Andern zum Scheusale leben würden, nicht zu erziehen, sondern, nach obrigkeitlichem Urtheile, in der ersten Kindheit, wenn sie noch von sich selbst nicht wissen, durch einen sanften Tod wieder einschlafen zu lassen. Manches Kind wird von seiner Amme oder eigenen Mutter im Schlafe erdrückt, von der Wärterin verwahrloset oder durch unnöthigen Zwang der Glieder verrenket und verletzt. Was klagen wir aber die Vorsehung an, daß sie die Luft dem Menschen zum Leben so nöthig gemachet, oder daß sie die sorglosen Ammen und Mütter nicht übernatürlich erwecket, oder daß sie den Wachsthum des Leibes nicht gegen den unnatürlichen Zwang bewahret? Lasset uns vielmehr lernen, behutsamer und sorgfältiger zu werden. Lasset uns ein Schutzmittel für die Kinder gegen die Schläfrigkeit ihrer Säugerinnen erfinden, oder vielmehr, was schon erfunden ist, einführen und gemeiner machen. Lasset uns der Natur in ihrem Wachsthume keine unnöthige Pflege und thörichte Fessel anlegen, da wir offenbar sehen, daß bei den Ständen und Völkern die zarten Leiber am stärksten und gesundesten aufwachsen, bei welchen sie die wenigste Wartung und den wenigsten Zwang haben.

Die göttliche Vorsehung ist zwar so gütig gegen die Menschen gewesen, daß sie eine solche Verknüpfung unter ihnen gemachet, wo selbst ihre Vergehungen, Thorheiten und Laster dem ganzen Geschlechte, oder der bürgerlichen Gesellschaft, zum Vortheile gereichen müssen. Die bloße Eigenliebe eines jeden Mitgliedes muß, wenn Einer nur die geringste Vernunft dabei brauchet, eben solche Handlungen hervorbringen, welche er auch aus Menschenliebe und bürgerlicher Pflicht hätte thun sollen; weil er wohl einsehen kann, daß er sein Wohl durch keine andere Mittel in der Gesellschaft zu befördern fähig sei, als durch solche, wovon auch andere Menschen Nutzen haben. Selbst die Laster, als Wollust, Ueppigkeit, Eitelkeit, Verschwendung, Geiz, Dieberei u. s. w., ernähren die Hälfte des menschlichen Geschlechtes, nicht soferne es Laster sind, oder weil an sich eine bürgerliche Gesellschaft ohne Laster nicht bestehen könnte, und ohne dieselbe nicht noch besser daran sein sollte, sondern weil Gott die Verknüpfung unter den Menschen so weislich gemachet, daß selbst ihr unsinniges Betragen, wider ihren Dank und Willen, denen Nebenmenschen zum Guten gereichen muß. Allein, die Menschen müßten auch, nach göttlicher Absicht, selbst das Ihrige thun und aus dem Bösen Vortheil ziehen lernen; so weit es in ihrer Macht ist; das ist, auf solche Verordnungen und Mittel sinnen, wodurch, ohne solch Böses, eben derselbe und noch weit größerer Vortheil erwüchse. Es ist auch fast kein Zweifel, daß durch weise Regenten und Landesväter dergleichen immer mehr wird veranstaltet werden, wodurch dem Müßiggange, der Bettelei und Dieberei, dem Betruge, der Lüderlichkeit und andern Lastern zeitiger gesteuret, eine bessere Erziehung und Sittlichkeit eingeführet, und den Unterthanen, ohne sclavischen Zwang und Unterdrückung, mehrere Gelegenheit zum Wohlstande gegeben werden möge. Denn unter Allem, was der Menschen wahrer Glückseligkeit in der Welt entgegen ist, machet unstreitig dasjenige den allergrößten Theil aus, was aus der Menschen eigener Thorheit entsteht, oder da ein Mensch dem andern schadet, welches beides der Vorsehung nicht zur Last fallen kann.

§. 19.

Bisher habe ich gezeigt, wie das Böse, durch göttliche Vorsehung, zum Mittel des allgemeinen Guten angewandt werde. Nun will ich noch mit wenigem zeigen, was einzelne Menschen selbst von dem Bösen, das sie wider ihr Verschulden trifft, für Nutzen haben oder haben können: dabei ich jedoch überhaupt erinnern muß, daß das eine Unglück mehr diesen, das andere mehr jenen Nutzen verschaffe.

Der erste Nutzen äußert sich im Verstande des Menschen. Unglück, Noth, Armuth, Elend machen klug, weise, vorsichtig, erfinderisch, kunstreich: wie hergegen das Glück träge, unwissend, unverständig, thöricht.

Der zweite Nutzen betrifft den Willen. Es bewahret vor Hochmuth, Stolz, Verachtung Anderer, Ueppigkeit, Wollust, Faulheit und allerlei Ausschweifungen: und machet dagegen arbeitsam, ordentlich, mäßig, geduldig, umgänglich, demüthig, dienstfertig, mitleidig.

Der dritte Nutzen zeigt sich in der Zufriedenheit des Gemüthes. Unglück und Elend verursachen, daß wir das Gute im Leben, wenn es auch geringe ist, desto mehr schmecken und empfinden, aber gegen die widrigen Zufälle hart werden. Dagegen das Glück Gelegenheit giebt, daß Menschen das viele Gute nur in unempfindlicher Gewohnheit genießen und gegen die geringste Unlust desto zärtlicher werden. Es steht dahin, ob Manche, zumal Lasterhafte, den Ueberfluß so mancher Glücksgüter mit eben so großem Vergnügen und ungestörter Zufriedenheit genießen, als ein Weiser und Tugendhafter selbst von der Linderung seines Schmerzes und Elendes gerühret wird oder sich an Kleinigkeiten

zu ergötzen weiß, ohne der Vortheile zu gedenken, die ihm seine Weisheit, Tugend, sein gutes Gewissen und die Religion an sich gewähret.

Der vierte Vortheil bezieht sich auf die menschliche Gesellschaft. Die Leute, die Allerlei versuchet haben und durch manche Noth geübt sind, werden die besten Bürger, weil sie nämlich arbeitsam, ordentlich, mäßig, geduldig, verträglich, demüthig, mitleidig, dienstfertig geworden sind. Und dieses sind Tugenden, die nicht allein Andern gute Beispiele geben und dem gemeinen Wesen ersprießlich sind, sondern die auch dem, welcher sie an sich hat, Liebe, Mitleid, Gunst, Lob und Beistand verschaffen, weil er sich, selbst im Unglücke, klug, vernünftig und tugendhaft beweist.

Ich will fünftens noch mancherlei anderen Nutzen des Unglückes zusammen fassen; daß es Tugendhafte von Lasterhaften unterscheidet; daß sie die Belohnung der Tugend nicht im Aeußerlichen, sondern in der Tugend selbst, in der Pflicht und dem guten Gewissen suchen; daß sie desto fleißiger an Gott denken und ihr Vertrauen auf seine weise Führung schärfen; daß sie ihre Gedanken und Hoffnung desto eifriger auf ein besseres Leben richten, desto weniger furchtsam sind vor dem Tode, desto williger sterben.

Ueberhaupt ist gewiß, daß es uns Menschen, in diesem Zustande, nicht ersprießlich sein würde, wenn wir lauter reines Glück und gute Tage hätten. Wie aber gar Wenige in einem hohen Grade glücklich zu nennen sind: so sind hergegen auch sehr wenige Menschen, die in einem hohen Grade und ohne ihre eigene Schuld und Versehen unglücklich wären. Der meisten Menschen Zustand ist mittelmäßig und gemischt, und den muß man, was das Vergnügen betrifft, nicht nach dem äußerlichen Scheine der Geburt, des Standes, Ranges, Reichthumes u. s. w. schätzen. Es ist eine große Wahrheit, die sowohl zur Vertheidigung der göttlichen Vorsehung, als zum Troste der Niedrigen dienet, daß, so ungleich die äußerlichen Glücksgüter ausgetheilet scheinen, dennoch die Lust und das Vergnügen Allen und Jeden am wohlfeilsten und in ziemlich gleicher Maaße dargeboten werde. Da heißt es in Wahrheit, wie von dem Manna der Israeliten: der hatte nichts über, der viel gesammlet hatte, und der nichts drunter, der wenig gesammlet hatte; sondern ein jeglicher hatte gesammlet, so viel er für sich essen konnte. Die Weisheit allein giebt wahren Geschmack der Süßigkeit und das Uebermaaß des Vergnügens, das auch die eingemischten Bitterkeiten dämpfen kann.

§. 20.

Unterdessen will ich nicht leugnen, daß es einige seltene Fälle eines großen Unglückes giebt, da ein Mensch, welchen es trifft, ein wenig zeitiger denken muß, was wir Alle im Alter und gegen das Ende des Lebens zu denken erinnert werden, daß wir nicht hauptsächlich für dieses Leben gemacht sind. Denn wir mögen noch so lange und noch so glücklich gelebet haben, so finden wir doch, wenn es vorbei ist, daß es vorbei und einem bloßen Traume ähnlich sei. Unsere Augen sehen natürlicher Weise vorwärts ins Weitere, unsere Begierden erstrecken sich aufs Zukünftige, und dieses um so viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige befriedigt. Wenn also die Tage kommen, die einem nicht gefallen, es sei wegen schwächlichen Alters, oder wegen eines empfindlichen Unglücks: so kann doch die Hoffnung eines besseren und dauerhafteren Lebens das gegenwärtige Leid versüßen. Hat uns nun die Vorsehung dazu bestimmt, und wird sie denen besonders, welche hier einen schweren Stand gehabt, für ihre Geduld und Treue Rechnung halten: so haben wir in keinen, auch den schlimmsten Zufällen über die Vorsehung zu klagen, als Menschen, die keine Hoffnung haben: so wenig, als wir die Lasterhaften in ihrem kurzen Glücke beneiden dürfen, da sie zu einer desto größeren Strafe aufbehalten sind.

Wenn sich Menschen ihre Unsterblichkeit aus dem Sinne zu reden bemühen, so zeigen sie schon dadurch, daß sie lasterhaft sind und unnatürlich denken. Denn wenn sie das böse Gewissen nicht mit künftiger Strafe bedrohete, sondern sie sich vielmehr nach ihrer Aufführung eine unaufhörliche Seligkeit versprechen könnten: so möchten sie ja wünschen, daß die Seele unsterblich wäre. Wenn sie aber bedächten, daß das Verlangen nach einer unaufhörlichen Glückseligkeit, bei einer Kreatur, welche Vernunft hat und sich vermöge derselben ihre zukünftige Dauer vorstellen kann, aus den eingepflanzten Regeln des Verstandes und Willens nothwendig fließe: so würden sie einsehen, daß solch Verlangen nichts anders, als den Zweck des Urhebers unserer Natur vorstelle, und beides dessen Vollkommenheiten als unserm Wesen und ganzen Bemühen gemäß sei. Sind Andere, welche den Lastern und der Sinnlichkeit nicht so sclavisch dienen: so wünschen sie doch wenigstens von dieser Wahrheit überzeugt zu sein, und fühlen in sich die Stimme der Natur, welche sie ihre Begierden über das Ziel dieses Lebens ins Unendliche erstrecken heißt: indem ihnen alle Ergötzlichkeiten der Welt, und selbst die vernünftigsten, so oft sie an ihr Ende gedenken, nicht Genüge thun wollen, sondern vielmehr bitter werden.

Es wird demnach meine Pflicht sein, daß ich diese Wahrheit klar und deutlich erweise, welche nicht allein unser gegenwärtiges Leid versüßet und verkürzet, sondern auch alle unsere Glückseligkeit, deren wir in diesem Leben zu genießen fähig sind, reiniget und erhöhet, alle Religion versiegelt und uns auch im Tode getrost machet.

Georg Reinbeck,

geboren am 11. October 1768 zu Berlin, wurde nach zurückgelegten Studienjahren Hauslehrer zu Petersburg, 1795 Professor der Aesthetik und deutschen Sprache an der dasigen deutschen Hauptschule und kurze Zeit darauf Mitdirector und Regisseur des neu errichteten deutschen Theaters. Im Jahre 1805 bereiste er Deutschland, ließ sich 1807 in Stuttgart nieder und ward 1811 württembergischer Hofrath und Professor der deutschen Sprache und Litteratur am Obergymnasium zu Stuttgart, sowie später Oberbibliothekar daselbst.

Wir besitzen von ihm:

- Schauspiele. Leipz. 1805.
- Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Petersburg nach Deutschland. 2 Th. Leipz. 1806.
- Erzählungen. Leipz. 1808. Neue Aufl. 1817.
- Heidelberg und seine Umgebungen. Tübingen 1808.
- Winterblüthen. 2. Aufl. Leipz. 1817.
- Blüthen der Muse. 1s Bdchn. Essen 1813.
- Handbuch der Sprachwissenschaften. 2. Aufl. 4 Th. Essen 1819 ff.
- Sämmtliche dramatische Werke. 6 Th. Heidelberg und Koblenz 1817—22.
- Gedichte. Leipz. 1819.
- Deutsche Sprachlehre. 5. Aufl. Stuttg. 1821.
- Abendunterhaltungen. 2 Th. Essen 1822.
- Regellehre der deutschen Sprache. Essen 1821.
- Vorhalle zum deutschen Schriftenthum. Stuttg. 1827.
- Lebensbilder. 3 Th. Essen 1829.
- Abriß der Geschichte der deutschen Dichtkunst und ihrer Litteratur. Essen 1830.

Innige Gemüthlichkeit, Gesundheit der Empfindung, Eifer für Wahrheit und Recht, Klarheit und Anmuth der Darstellung zeichnen die poetischen Arbeiten dieses trefflichen Mannes vortheilhaft aus, obwohl die meisten sich nur in der Sphäre des täglichen Lebens bewegen. Als Grammatiker hat er sich gleichfalls einen geachteten Namen erworben.

Franz Volkmar Reinhard,

eines Predigers Sohn, geboren am 12. März 1753 zu Vohenstrauß bei Sulzbach, studirte, nachdem er sich im älterlichen Hause und darauf auf der Schule zu Regensburg für die Universität vorbereitet hatte, von 1773 zu Wittenberg, woselbst er auch 1777 Magister und 1780 außerordentlicher Professor der Philosophie wurde. Der große Beifall, welchen seine Vorlesungen fanden, verschafften ihm in Kurzem auch die ordentliche Professur, und sein seltenes Talent

für Kanzelberedsamkeit veranlaßte die sächsische Regierung, ihn im Jahre 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor nach Dresden zu berufen. Er starb daselbst am 6. September 1812. Sein Leben beschrieb K. A. Böttiger (Dresden 1813, 2. Aufl. 1816), F. A. Köthe (Jena 1812), K. L. H. Pölitz (2 Th. Dresden 1813—15) u. A.

Die wichtigsten seiner Schriften sind:

Versuch über den Plan, den der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf. Wittenberg u. Zerbst 1781 u. ö.
Predigten. 2 Th. Wittenberg u. Zerbst 1786.
Predigten von 1795—1812. 35 Th. Sulzbach 1796—1813 u. ö.
Beiträge zur Schärfung des sittlichen Gefühls. 2. Aufl. Leipz. 1813.
Predigten zur häuslichen Erbauung. Herausgeg. von Hacker. 4 Th. Sulzbach 1813.
Sämmtliche Reformationspredigten. Herausgeg. v. Berthold und Engelhard. 3 Th. Sulzbach 1821—24.
System der christlichen Moral. 5 Th. Wittenberg 1788—1815 u. ö.
Geständnisse, meine Predigten und Bildung zum Prediger betreffend. Sulzb. 1810; 2. Aufl. 1811.
Ueber das Wunderbare und die Verwunderung. Wittenberg 1782.
Ueber den Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre. N. A. Meißen 1817.

Der berühmteste deutsche Kanzelredner seiner Zeit und einer der bedeutendsten Verfechter des älteren Rationalismus. Seine Predigten zeichnen sich durch streng logische Anordnung, klare, lebendige, allgemein faßliche Darstellung, Würde und Kraft, neben inniger Wärme so glanzvoll aus, daß sie stets als Musterbilder gelten werden.

Von der Erfahrung, daß man den besten Menschen gewöhnlich erst dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man sie nicht mehr hat. —

Eine Predigt von F. V. Reinhard.

Am Sonntage Cantate *).

Evangelium: Joh. 16. V. 5—15.

Wenn die Geschichte Jesu, unsers Herrn, irgend etwas auffallen und befremden muß, M. Z., so ist es gewiß sein frühes, und zwar vorsätzliches Scheiden. Es vereinigt sich bei demselben Alles, was man unerwartet und räthselhaft nennen kann. Daß Jesus seinem Tode freiwillig entgegenging, und ihn gleichsam suchte, ist unstreitig. Er hätte ihm ausweichen können, wenn er gewollt hätte; noch in der Nacht, in der man ihn verhaftete, war es in seiner Macht, zu entfliehen, und den Anschlag seiner Feinde, nebst der Verrätherei seines treulosen Jüngers zu vereiteln. Aber er sagt es seinen Jüngern ausdrücklich: seine Stunde sei nun gekommen, und er gehe zum Vater; er begiebt sich wohlbedächtig an den Ort, wo ihn der Verräther mit seiner Schaar anzutreffen hofft, und überläßt sich derselben ohne allen Widerstand. Und doch befand er sich in den Jahren der muntersten Kraft und blühendsten Gesundheit; doch hatte er für seinen Endzweck nicht länger, als drei Jahre lang, öffentlich gewirkt; das, was er ausgerichtet hatte, konnte man kaum eine Vorbereitung, kaum eine Anregung der unermeßlichen Veränderung nennen, die er hervorbringen wollte; seinen Mitbürgern war er entweder gleichgültig, oder ein Räthsel, und der übrigen Welt noch völlig unbekannt; er wußte es, daß es ihm noch nicht einmal bei seinen vertrautesten Freunden gelungen war, sich verständlich zu machen, und Sinn und Gefühl für die Sache, mit der er umging, in ihnen zu wecken. War es bei solchen Umständen rathsam, abzutreten, und sich auf immer zu entfernen? Konnte die Ausführung seiner Unternehmung Männern überlassen werden, die nicht einmal wußten, was er eigentlich gewollt habe? Hätte er nicht, so lang es möglich, selbst wirken, und wenigstens die Fortsetzer seiner Sache zweckmäßiger bilden sollen? War es bei der Eilfertigkeit, mit der er sein Ende beschleunigte, und bei den mißlichen Umständen, in welchen er seine Angelegenheiten zurückließ, denn auch berechtigt, im Gebete zu Gott zu sagen: ich habe dich verklärt auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ichs thun sollte?

Der Erfolg, das läßt sich nicht läugnen, M. Z., der Erfolg hat Jesum gerechtfertigt; nimmermehr würde seine Sache so schnell und glücklich gesiegt und die Allgemeinheit und die Ausbreitung gewonnen haben, durch die sie sich auszeichnet, wenn er sich länger auf Erden verweilt hätte; eben dieser, wie es schien viel zu frühe, und seine Unternehmung vernichtende Tod, war das wirksamste Beförderungsmittel derselben: und er hatte vollkommen recht, wenn er das Werk, das ihm für seine Person und zu eigener Ausführung gegeben war, für vollendet erklärte, als er scheiden wollte. Niemand glaubte, es sei ein glücklicher Zufall gewesen, daß alles so gut ging, haltbare Gründe, warum er sich dem Tode so früh und unerwartet preisgab, habe Jesus eigentlich doch nicht gehabt. Die evangelischen Texte, mit deren Erklärung wir uns bis zu dem bevorstehenden Pfingstfeste beschäftigen, sind im Grunde nichts anderes, als eine weitläuftige Auseinandersetzung der Ursachen, warum er seine Freunde jetzt schon verlassen, warum er zu einer Zeit sterben müsse, wo ihnen seine Gegenwart so unentbehrlich scheine. Und wie wichtig sind diese Ursachen, M. Br., wer kann sie unparteiisch erwägen, ohne sie entscheidend zu finden; wer kann ihn sprechen, wer kann ihn seine Absichten, Gesinnungen und Erwartungen enthüllen hören, ohne von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen zu werden, ohne gerade in diesem frühen, schnellen und vorsätzlichen Scheiden die tiefste Weisheit, den reinsten Eifer für die Sache des Guten, das großmüthigste Wohlwollen gegen die Menschen und den wichtigsten Gehorsam gegen Gott, seinen Vater zu erkennen.

Unter den mannichfaltigen Gründen seines Entschlusses, die er in der letzten vertraulichen Unterredung mit seinen Jüngern entwickelt, verdient der, welchen das heutige Evangelium enthält, eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Er sagt es nehmlich seinen Freunden frei heraus, er würde nichts dabei gewinnen, wenn er länger in ihrer Mitte, und vor den Augen seines Volks bleiben wollte; volle Gerechtigkeit werde man ihm erst dann widerfahren lassen, erst dann werde man ihn richtig verstehen, gebührend schätzen und mit Dankbarkeit benutzen, wenn man ihn nicht mehr haben werde. Er ist auffallend, dem ersten Anblicke nach befremdend, dieser Gedanke, m. Z.; aber wie wahr ist er, wie so ganz aus der Erfahrung und einer tiefen Kenntniß der menschlichen Natur geschöpft; wie häufig, ich möchte fast sagen, wie traurig sehen wir ihn noch immer durch die Beispiele aller derer bestätigt, derer die Welt gleichsam nicht werth ist; die sich durch die Größe ihres Geistes, durch die Wohlthätigkeit ihrer Plane, durch ihren Eifer für das Gute über das Alltägliche und Gemeine erheben, und in die Fußtapfen treten, die Jesus Christus gelassen hat. Ach, sie werden gewöhnlich verkannt, wie ihr Herr und Meister, so lange sie da sind; wohl gar gehaßt und verfolgt, wie er; und man wird erst billig gegen sie, man kommt erst von seinem Irrthume zurück, wenn man sie nicht mehr hat. Sie mag traurig, sie mag demüthigend für unser Herz sein, die Betrachtung, m. Br., auf die uns das heutige Evangelium führt; aber sie ist nöthig und nützlich; sie ist erweckend für Alle, die sich's bewußt sind, daß sie Christi Geist und Sinn haben; sie ist belehrend und warnend für die, welche unbillig oder leichtsinnig genug sind, diesen Geist und Sinn zu verkennen. Ursachen genug, warum wir diese Stunde dazu anwenden sollen, diese Betrachtung fortzusetzen. Er, der auch beim Scheiden keinen andern Endzweck hatte, als unsere Rettung und Seligkeit, sei mit uns, und segne unser Vorhaben. Wir flehen darum in stiller Andacht.

Evangelium: Joh. 16. v. 5—15.

Wahres Zutrauen, gerechtes Anerkennen seiner Unschuld und Würde, wirkliches Gelingen seiner großen Sache erwartet Jesus nach dem vorgelesenen Evangelio erst dann m. Z., wenn man ihn nicht mehr haben werde; dieß ist der Hauptgedanke, der in diesem ganzen Abschnitte seiner Abschiedsrede herrscht. Ich sage euch die Wahrheit, spricht er zu seinen Jüngern, es ist euch gut, daß ich hingehe, denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch; so ich aber hingehe, will ich ihn zu euch senden. Für unmöglich hält er es also, daß seine Freunde, so lange sie ihn vor Augen hätten, so lange sie wüßten, er sei noch auf Erden, zu jenen richtigen Einsichten von ihm und seiner Sache gelangen könnten, die ihnen der Geist Gottes nach seinem Abschiede geben würde; er erklärt seine Entfernung von ihnen für die einzige Bedingung ihrer wahren Erleuchtung. Und was erwartet er von

*) Aus Reinhard's Predigten aus dem Jahre 1800. Sulzbach 1806.

dem neuen Geist, den sie dann erhalten sollten, der sie in alle Wahrheit leiten würde? *Und wenn derselbige kommt,* sagt er, *der wird die Welt strafen um die Sünde, und um die Gerechtigkeit, und um das Gericht. Um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich;* nun wied man erst einsehen leenen, will er sagen, wie unrecht man daran that, mich und meine Lehre zu veewerfen. *Um die Gerechtigkeit aber,* fährt er fort, *daß ich zum Vater gehe, und ihr mich fort nicht mehr sehet;* auch meine Unschuld wird nun klar werden; weil man es nicht länger wied läugnen können, ich sei bei Gott, und von ihm zur Herrlichkeit erhoben. *Um das Gericht,* setzt er endlich hinzu, *daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist;* nun wird auch meine Sache siegen, und die Macht des Bösen auf Erden gestürzt werden. Wundert euch nicht, m. Z., daß er den Hingang, von welchem er hier redet, daß er seinen Tod anderwärts seine *Verklärung* nennt; es ist offenbar', erst dann, wenn er nicht mehr da sein werde, erwartete er volle Gerechtigkeit; er war überzeugt, erst dann werde man ihn für den erkennen, der er sei. Wie wahr und richtig diese Vorhersagung war, ist am Tage; sie ist mit einer Genauigkeit erfüllt worden, die alle Erwartungen übertraf. Sie erinnert aber auch daran, daß dieß mehr und weniger das Schicksal aller derer ist, die Gutes auf Erden wirken; und ich habe schon gesagt, daß ich dieser wichtigen Betrachtung die gegenwärtige Stunde widmen würde. *Von der Erfahrung, daß man den besten Menschen gemeiniglich erst dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man sie nicht mehr hat,* werde ich nämlich dießmal reden. Lasset uns zuerst *den Inhalt dieser Erfahrung erwägen, und sehen,* worin sie besteht. Lasset uns sodann *nach ihren Ursachen forschen,* und untersuchen, woher dieses widersinnige Verhalten der Menschen rühren mag. Zuletzt lasset uns *über die Wichtigkeit dieser Wahrheit nachdenken,* und den Gebrauch bestimmen, welchen wir davon machen sollen.

Es ist bekannt, man sieht es als etwas an, das sich unaufhörliche bewährt, *daß man den besten Menschen gemeiniglich erst dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man sie nicht mehr hat,* wenn man entweder von ihnen getrennt ist, oder sie durch den Tod auf immer verliert, Aber man überlegt nicht immer, was diese Erfahrung eigentlich aussagt, und wie vielbefassend ihr Inhalt ist, und es ist daher nöthig, daß wir vor allen Dingen *diesen Inhalt genau erwägen.* Wenn wir nämlich behaupten, volle Gerechtigkeit lasse man den besten Menschen gemeiniglich erst dann widerfahren, wenn man sie nicht mehr habe, so soll dieß anzeigen, man pflege sie erst nach der Trennung von ihnen, erst nach ihrem Tode, *richtig zu verstehen, gebührend zu schätzen und dankbar zu benutzen.* Lasset mich diese drei Punkte nur mit Wenigem erläutern.

Es ist nur allzuwahr, daß man die besten Menschen gemeiniglich dann erst *richtig verstehen lernt,* wenn man sie nicht mehr hat. Wie sehr dieß bei Jesu der Fall war, beweiset seine ganze Geschichte. Der grossen Menge seiner Mitbürger war fast Alles räthselhaft und befremdend, was er vortrug; *mit sehenden Augen,* sagte er von ihnen, *sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht; denn sie verstehen es nicht.* Die Gelehrten seiner Nation fanden seine Lehre sogar anstößig; sie konnten ihn noch weit weniger fassen, als die Ununterrichteten und Unbefangenen. *Ich bin zum Gericht auf die Welt kommen,* rief er daher mit einer Art von edlem Unwillen, *auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden.* Selbst über seine Vertrauten, selbst über die, die er so sorgfältig unterrichtet hatte, kam der Geist der Wahrheit nicht eher, als bis er zum Vater gegangen war. *So ich nicht hingehe,* sagt er im Evangelio, *so kommt der Tröster nicht zu euch; wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten.* Und in der That, erst nachdem der Tod Jesu dem Geiste seiner Freunde eine andere Richtung gegeben, erst nachdem seine Abwesenheit sie genöthigt hatte, selbst nachzudenken, und seine Aeußerungen, und seine Geschichte in genauere Ueberlegung zu nehmen: nun erst ging ihnen ein Licht auf, nun erst lernten sie einsehen, was er gewollt habe, nun erst wurden sie fähig, in seine Absichten einzugehen, und die Fortsetzer seines grossen Werkes zu werden. Wo ist in der ganzen Geschichte ein weiser Mann, ein Zeuge der Wahrheit, ein Wohlthäter seiner Brüder, dem nicht etwas Aehnliches widerfahren wäre? Hätten gerade die, welche den Umfang der menschlichen Erkenntniß erweiterten und neue Wahrheiten lehrten, zu allen Zeiten so viel Widerspruch finden, hätten sie so angefeindet und verlästert, hätten sie wohl gar zu Schlachtopfern des Aberglaubens und eines blinden Eifers gemacht werden können: wenn man sie, so lange sie da waren, gehörig verstanden hätte; hat man nicht den meisten von ihnen erst dann gehuldiget, und ihren Unterricht angenommen, wenn sie nicht mehr vorhanden waren? Weeden die wichtigsten Erinnerungen, die weisesten Rathschläge, die heilsamsten Warnungen nicht gewöhnlich mit Gleichgültigkeit aufgenommen, wohl gar verschmäht und verspottet; und oft erst dann, wenn der Mund derer, die sie gaben, schon lange verstummt ist, richtig eingesehen und empfunden? Nehmet eure eigene Erfahrung zu Hülfe; sollte euch in eurer Jugend von euern Eltern, von euern Lehrern und Freunden, von andern Menschen, die eurer Achtung werth waren, nicht Manches gesagt, nicht mancher Wink ertheilt, nicht manche Regel gegeben worden sein, bei der ihr lange nichts denken konntet, die euch wohl gar falsch und widersinnig vorkam? Ist es euch aber in der Folge bei zunehmenden Einsichten und Erfahrungen nicht oft auf einmal klar geworden, wie bedeutend jene Winke, wie heilsam jene Regeln waren; habt ihr es nicht mit Beschämung erkannt, wie unrecht ihr hattet, sie zu bezweifeln, oder zu verachten; habt ihr es denen, die ihr lange mißverstanden hattet, nicht oft im Grabe noch gedankt, daß sie euch so Manches mittheilten, das ihr jetzt erst einleuchtend und wahr findet? Schon darum läßt man den besten Menschen gemeiniglich erst dann volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn man sie nicht mehr hat, weil man alsdann erst anfängt, sie richtig zu verstehen.

Und mithin auch *gebührend zu schätzen.* Wie wenig man Jesu die Achtung bewies, die ihm gebührte, so lange man ihn mit Augen sah, wisset ihr Alle. Mußte er nicht das größte Widersprechen von den Sündern erdulden? Sah der Stolz der Vornehmen und Gelehrten nicht mit Verachtung auf ihn herab? Ueberhäufte Neid und Verläumdung ihn nicht mit Lästerungen aller Art? Vergoß sein undankbares Vaterland nicht zuletzt sein Blut, und behandelte ihn als einen Missethäter? Freilich war dieß der Weg zu seiner Verklärung. *Die Welt wuede nun gestraft,* wie es im Evangelio ausgedrückt ist, *um die Gerechtigkeit.* Sein Blut war kaum geflossen, er wae kaum verschwunden aus der sinnlichen Welt: so lernte man einsehen, wie sehr man sich geirrt hatte; so erkannte man mit Beschämung und Reue seine Unschuld und Würde; so sanken unzählige von denen, die ihn gelästert hatten, anbetend vor ihm nieder, und verehrten in ihm ihren Heiland und Retter. Aber war es nicht demüthigend für Alle, die so unrichtig geurtheilt hatten, daß er erst *sterben,* erst das bedauernswürdigste Schicksal erfahren mußte, ehe man seinen Werth schätzen, ehe man seine unendliche Würde fühlen lernte? War dies das Loos des Sohnes Gottes, das Loos dessen, der Alles in sich vereinigte, was die innigste Achtung einflößen und die tiefste Ehrfurcht erwecken konnte: werden gewöhnliche Menschen, wie gut sie auch sein, welche Verdienste sie sich auch erwerben mögen, etwas Anderes erwarten dürfen? Ach, euch wirklich hochachten, euern Vorzug, euern wohlthätigen Einfluß, eure Unentbehrlichkeit ganz empfinden, ihr Alle, die ihr jetzt Gutes wirket, wird man erst dann, wenn ihr nicht mehr da sein werdet; wenn das fehlen und vermißt werden wird, was ihr jetzt leistet; wenn man Gelegenheit haben und genöthigt sein wied, euch mit Denen zu vergleichen, die an eure Stelle treten und euch ersetzen sollen! Wie viel achtungswerthe treue Gatten, wie viel edelgesinnte Freunde, wie viel wohlthätige Lehrer und Rathgeber, wie viel weise und unermüdete Geschäftsmänner, wie viel gerechte, ordnungsliebende Regenten sind mit Geichgültigkeit und Kälte, wohl gar mit Verachtung und Widerwillen betrachtet worden, so lange man sie vor sich hatte, und ihren Einfluß fühlte. Aber wie manche späte Thräne ist euch geflossen, ihr Verkannte; in welche Lobsprüche hat sich nach eurem Tode der Tadel verwandelt, der euer edles Herz so oft kränkte; wie schwer hat man dafür gebüßt, daß man das Glück, euch zu haben, so wenig empfand; mit welcher Demüthigung und Wehmuth hat man den Unterschied wahrgenommen, der sich zwischen euch und so vielen findet ,die an eure Stelle getreten sind! Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man gute Menschen erst gebührend schätzen lernt, wenn man sie nicht mehr hat.

Und so ist es denn kein Wunder, daß man sie endlich auch dann erst *dankbar zu benutzen anfängt.* Erst nach dem Hingange Jesu zum Vater soll der Geist der Wahrheit nach unserm Evangelio *strafen um das Gericht;* dann soll es erst klar werden, daß die Gewalt des Bösen zerstört sei, und das Gute den Sieg erhalte. Ihr wisset, wie pünktlich dieß erfüllt worden ist. Wie wenig konnte Jesus ausrichten, so lange er noch selber lehrte; wie wenig war man geneigt, sich durch ihn bessern zu lassen, und das Heil anzunehmen, welches er darbot! Aber wurde die Menge derer, die nach seinem Tode auf seine Seite traten, nicht bald unzählbar; empfand man es nun nicht desto lebhafter, was man ihn zn danken hatte; wurden ihm nun nicht glückliche Bekenner geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe? Merket auf den Gang der Dinge, ihr werdet überall Wohlthäter der Menschen antreffen, die sich vergeblich anzustrengen scheinen, so lange sie da sind, die mit Allem, was

sie mühsam erringen, fast gar keinen Nutzen schaffen. Aber wartet die Zeit ab, wo sie zu dem zurückgekehrt sein werden, der sie gesandt hatte, und ihr werdet wahrnehmen, daß man die Rathschläge endlich billigt und befolgt, die sie lange tauben Ohren gepredigt hatten; daß man von den Erfindungen endlich Gebrauch macht, die man sonst nicht achtete, oder wohl gar geringschätzte; daß man nach den Vortheilen und Bequemlichkeiten endlich greift, die nachgewiesen, oder herbeigeschafft haben; daß man die Einrichtungen und Anstalten endlich unterstützt und fortsetzt, die von ihnen getroffen worden sind; daß man endlich unpartheiisch, redlich und vernünftig genug wird, ihr wohlthätiges Dasein für das zu erkennen, was es war, und die Segnungen zu genießen, die sie zurückgelassen haben. Und so ist es denn eine Erfahrung, die sich unaufhörlich bestätigt, daß man den besten Menschen volle Gerechtigkeit gemeiniglich erst dann widerfahren läßt, wenn man sie nicht mehr hat.

Unerwartet und widersinnig, das läßt sich unmöglich läugnen, ist das Verhalten, m. Z., welches ich bisher beschrieben habe. Aber um so mehr dringt sich die Frage auf, *woher es wohl rühren, welche Ursachen es haben mag?* Diese Ursachen sind nun zwar theils sehr mannichfaltig und abwechselnd, theils ungemein zahlreich. Die meisten liegen jedoch *in der Unfähigkeit, die solchen Menschen nicht sogleich folgen kann; in den Vorurtheilen, mit welchen man sie ansieht, und in den Leidenschaften, welchen sie im Wege sind, so lange sie leben.*

Ja, m. Br., schon *aus Unfähigkeit, weil man ihnen nicht sogleich folgen kann,* läßt man den besten Menschen gemeiniglich erst dann volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn man sie nicht mehr hat. So sehr sich auch Jesus herabließ, so sehr er auch jedes Mittel anwendete, seinen Mitbürgern faßlich zu werden: wer, sagt es selbst, wer hatte unter diesem unwissenden, verblendeten Volke die Kraft, die Wahrheit, welche er vortrug, sogleich zu verstehen und aufzunehmen; wer war in diesem lasterhaften, versunkenen Zeitalter fähig, sich sogleich zu der sittlichen Hoheit und Würde emporzuschwingen, auf die er hinzeigte? Selbst seinen Vertrauten, an deren Bildung er so lange gearbeitet hatte, muß er im Evangelio freimüthig bekennen: *ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnets jetzt nicht tragen.* Wie noch weit größer war diese Unfähigkeit bei denen, die ihn weniger kannten, die seinen Unterricht nur zuweilen hörten, zu denen er blos in Gleichnissen reden konnte, um nicht mißverstanden zu werden! Ach, es ist offenbar, m. Br., die besten Menschen haben mehr oder weniger etwas an sich, was der großen gemeinen Menge auffallend und fremde sein muß, eben darum, weil sie besser sind, als andere, passen sie nicht in die gewöhnlichen Verhältnisse; man versteht sie nicht, weil sie sich auf einer Höhe befinden, die man nicht erreichen kann. Habt ihr nicht selber so manchen eurer Lehrer, so manchen eurer Wohlthäter, so manchen ausgezeichneten Menschen blos darum lange verkannt, und ihn viel zu wenig oder gar nicht geschätzt, weil ihr noch zu schwach waret, ihn zu fassen, und den Werth dessen zu fühlen, was er für euch that? Aber bei Tausenden, m. Z., bei Tausenden verliert sich nach und nach diese Unfähigkeit; man erholt sich allmählig von dem ersten widrigen Eindruck, den die ungewohnte Größe guter Menschen auf das Heer der Schwachen macht; man fängt an sich zu besinnen, und bei gestärkten Kräften, bei zunehmender Reife Alles anders zu finden, als zuvor. Dann kommt die Zeit, m. Br., wo der Geist der Wahrheit die noch immer verklärt, welche verkannt wurden, wie Jesus; dann möchte man Manchen, den man im Leben wenig geachtet, oder wohl gar beleidigt hatte, gern mit Thränen um Verzeihung bitten, wenn man nur könnte; dann wundert man sich zuweilen selbst darüber, wie man mißverstehen, was so deutlich, wie man geringschätzen, was so wichtig, wie man ungenützt lassen konnte, was so heilsam war?

Doch noch weit wirksamer und schädlicher, als diese Unfähigkeit ist, *sind die Vorurtheile, mit welchen man die besten Menschen anzusehen pflegt.* Sie denken anders, als man gewöhnlich denkt, und widerlegen die herrschenden Irrthümer; sie fühlen anders, als man gewöhnlich fühlt, und beschämen den herrschenden Eigennutz; sie handeln anders, als man gewöhnlich handelt, und verurtheilen die herrschenden Laster. Ist es also zu verwundern, daß man sie sonderbar, unbegreiflich, wohl gar anstößig findet, daß Alles wider sie eingenommen ist, was nach den einmal geltenden unrichtigen Meinungen urtheilt, empfindet und handelt? Und dabei bemerket, auch bei den besten Menschen giebt es Umstände, die ihnen in den Augen der großen Menge nachtheilig werden, so unschuldig sie auch sein mögen. Mußte nicht der Sohn Gottes selber rufen: *selig ist, der sich nicht an mir ärgert,* der sich nicht an meine Niedrigkeit und Armuth stößt! Ist es nicht diese Niedrigkeit, dieser Mangel an Ansehen; ist es nicht der Unterschied des Standes, des Volks, der Religion und Schule; sind es nicht die tausend Kleinigkeiten, über die man wegsehen, die man gar nicht in Berechnung bringen sollte, was oft die besten Menschen noch immer um allen Einfluß bringt, so lange sie leben, was sie Allen verächtlich macht, die Vorurtheilen ergeben sind? Setzet noch hinzu, daß auch der Beste nicht ganz tadelfrei ist; daß auch die ehrwürdigsten Menschen manche auffallende Eigenheit, manche kleine Schwachheit, manchen wirklichen Fehler an sich haben, und daher denen, die sich nicht über jedes Vorurtheil wegsetzen können, anstößig bleiben, so lange sie Alles mit Augen sehen. Aber kein Vorurtheil, m. Z., hält die schwere Probe der Zeit aus; wird man also die, welche man aus Vorurtheil verkannte, nicht mit der Zeit schätzen lernen! Die auffallenden äußern Umstände, durch welche gute Menschen dem Parteiischen und Eingenommenen anstößig sind, so lange sie leben, verlieren alle Kraft, wenn die Entfernung, oder der Tod sie vernichtet; wird man also dann nicht anfangen, freier zu urtheilen, und von der ehemaligen Verblendung zurückkommen? Die Schwachheiten und Fehler endlich, die auch guten Menschen noch anhängen, verschwinden gleichsam aus den Augen, sobald das Grab sie aufnimmt; dann bleibt blos das reine, unvergängliche Bild ihrer Tugend und wohlthätigen Wirksamkeit übrig; es wird also immer leichter, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; auch nicht einmal durch die kleinen Flecken wird man dann weiter gestört, die ein verwöhntes Gefühl sonst beleidigten.

Aber mehr noch als Unfähigkeit und Vorurtheile verursachen *die Leidenschaften, welche guten Menschen im Wege sind, so lange sie leben,* daß man sie gemeiniglich erst schätzt, wenn man sie nicht mehr hat. Was that nicht der Stolz der Schriftgelehrten, den Jesus beschämte, die Heuchelei der Pharisäer, die er entlarvte, die Selbstsucht der Priester und Obersten, die er bestrafte, die Lasterhaftigkeit und Sinnlichkeit der großen Menge, die er angriff, was versuchten und wagten diese Leidenschaften nicht, ihn verdächtig und verhaßt zu machen, so lange er öffentlich wirksam war; hörte man auf, sich ihm zu widersetzen, hörte man auf, Anschläge der Unterdrückung wider ihn zu machen, bis man seinen Zweck erreicht und ihn ans Kreuz gebracht hatte? Lasset uns eingestehen, m. Br., gute Menschen sind, so lange wir sie in unsrer Mitte haben, so lange sie auf uns wirken können, uns bald lästig durch ihren Ernst, bald hinderlich bei unsern Absichten, bald nachtheilig für unsern Ehrgeiz, bald beschämend für unsere Sinnlichkeit, bald drückend durch ihre Größe; unserer Unvollkommenheit uns bewußt, ist uns in ihrer Gegenwart, gleichsam nicht wohl, und wir wissen uns nicht anders zu helfen, als daß wir uns gegen ihre Vorzüge verblenden, als daß wir sie mit Gleichgültigkeit und Kälte, oder wohl gar mit Verachtung und Widerwillen behandeln. Aber wenn sie nun aufhören, unsern Leidenschaften weiter im Wege zu sein, wenn sie aus allen irdischen Verbindungen herausgenommen, nichts weiter zurücklassen, als ihr ehrwürdiges Beispiel, als die heilsamen Folgen ihrer Tugend, als die wohlthätigen Veränderungen und Anstalten, die durch ihre Anstrengung zu Stande gekommen sind; wenn wir nichts mehr von ihnen zu fürchten haben, aber wohl durch sie gewinnen können: werden wir auch dann noch fortfahren, sie anzufeinden; verwandelt sich dann nicht oft plötzlich die vorige Geringschätzung in reine Achtung, der vorige Tadel in lautes Lob, der vorige Widerwille in Dankbarkeit und Rührung? Es ist begreiflich, m. Br., es ist sehr begreiflich, wie es zugeht, daß man selbst den besten Menschen gemeiniglich erst dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man sie nicht mehr hat; oft wird man nur langsam und spät fähig, sie zu verstehen, und sie zu schätzen; und zu mächtig sind unsere Vorurtheile und Leidenschaften, als daß wir nicht Zeit nöthig hätten, uns von ihrem Einflusse loszureißen und unser Urtheil über Menschen, die beiden so anstößig sind, zu berichtigen.

Es ist nicht zu verkennen, daß uns die Erfahrung, deren Inhalt und Ursachen wir bisher erwogen haben, in mehr als einer Hinsicht *wichtig sein muß;* lasset mich über *den Gebrauch, welchen wir davon machen sollen,* das Nöthige noch beifügen.

Zu unserer Demüthigung, das fällt sogleich in die Augen, *zu unserer Demüthigung müssen wir sie anwenden,* wir müssen es mit Beschämung und Rührung erkennen, wenn wir uns selbst an guten Menschen so versündigt haben, oder noch versündigen. Daß Jemand unter uns wäre, der nie Gelegenheit gehabt hätte, in der Nähe von Menschen zu sein, die seine Achtung verdienten, und ihm Gutes thaten; von denen er lernen, deren Rath er befolgen, deren Werth er erkennen sollte: nein, das kann ich nicht glauben; es denke nur Jeder zurück an die Verbindungen, in welchen er von Jugend auf gestanden hat; es sehe sich nur Jeder in denen um, in welchen er noch steht, sie werden ihm bald in die Augen fallen, die weisen Führer, die Gott ihm gab, die ehrwürdigen Muster,

die Gott ihm zeigte, die menschenfreundlichen Wohlthäter, die sich seiner annahmen, oder annehmen wollten, die edlen, merkwürdigen Menschen, die seine Aufmerksamkeit an sich rissen, deren ausgezeichnete Größe auch auf ihn Eindruck macht. Aber wie haben wir euch angesehen, ihr Alle, deren heiliges Bild sich unserm Geiste darstellt, wie haben wir uns gegen euch verhalten, was sind wir durch euch geworden? Sind wir immer fähig gewesen, euch zu verstehen, oder ist uns eure Weisheit, euer heilsamer Rath, eure gutgemeinte Warnung lange Thorheit geblieben? Sind wir immer billig genug gewesen, euch zu schätzen, oder hat unser Leichtsinn euch verachtet, unsere Unbesonnenheit euch betäubt, unsere Widerspenstigkeit euch wohl gar gekränkt? Sind wir willig genug gewesen, euch zu benutzen; oder war Alles vergeblich, was ihr für uns thatet; schien Alles verschwendet, was ihr uns erzeigtet; mußte sich euer thränenvolles Auge schließen, mußte euer bekümmertes Herz brechen, ehe ihr unsere Besserung sahet, ehe wir euch Gerechtigkeit widerfahren ließen? Ach! es untersuche doch Jeder, wie sein Gewissen diese Fragen beantwortet! Ich fürchte, es wird Keinen ganz frei sprechen; es wird Jedem Gräber nachweisen, die er mit Thränen der Wehmuth und Reue benetzen sollte, weil sie Edle verschließen, an denen er sich versündigt hat, deren Werth er nun erst einsieht und anerkennt. Denn soll nicht jeder Fehler dieser Art uns tief beugen, m. Br., hat er nicht allezeit Ursachen, die demüthigend für uns sind? War es unsere Unfähigkeit, was uns gegen gute Menschen gleichgültig machte, so lange sie in unserer Mitte waren: sollen wir einer solchen, fast immer verschuldeten Schwachheit uns nicht schämen? Waren es Vorurtheile, was uns über den Werth guter Menschen verblendete, und uns wider sie einnahm: sollen wir eine so traurige, durch unsere Nachlässigkeit entstandene Verblendung nicht innig bedauern? Waren es vollends Leidenschaften, was uns unbillig und undankbar gegen gute Menschen werden ließ, was uns noch immer verleitet, ungerecht und boshaft gegen sie zu verfahren: haben wir dann nicht die größte Ursache, über uns selbst zu erschrecken, und es mit der tiefsten Wehmuth zu erkennen, daß wir nichts weniger in uns wahrnehmen, als den Sinn wahrer Bekenner Jesu? Zu unserer Demüthigung, zu unserer Beschämung soll uns die Erfahrung dienen, daß man den besten Menschen gemeiniglich erst dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man sie nicht mehr hat.

Allein sie muß uns auch Trost und Ermunterung werden, wenn wir uns bei unserm Eifer für das Gute verkannt und mißverstanden sehen; denn wie schmerzhaft und traurig sie auch beim ersten Anblick ist, diese Erfahrung; wie wehe es auch guten Menschen thun mag, bei allem Eifer für das Gute weder gehörig gefaßt, noch richtig geschätzt, noch dankbar benutzt zu werden, und die Welt verlassen zu müssen, ohne noch Gerechtigkeit gefunden zu haben: erwäget sie ruhig und genauer, diese niederschlagende Erfahrung, ihr Alle, die ihr in dem Falle seid, sie bei euch selbst bestätigt zu finden, erwäget sie ruhig und genauer, und sie wird eine Quelle der Ermunterung und des Trostes für euch werden. Wie! es sollte nicht herzerhebend und beruhigend für euch sein, daß ihr euer Schicksal mit den weisesten und besten Menschen, die jemals auf Erden gelebt haben, daß ihr es mit dem Sohne Gottes selbst gemein habt? Sind die Edelsten unseres Geschlechts nicht in eben dem Grade mißverstanden, gering geschätzt, wohl gar verfolgt worden, in welchem sie groß waren, und über das Gemeine sich erhuben; hat man den Sohn Gottes nicht so verkannt, daß man ihn als einen Missethäter an das Kreuz schlug? Wolltet ihr aber in dieser Gesellschaft nicht lieber leiden, als ohne innern Werth unangefochten und glücklich sein? Und ist denn Jedermann unbillig gegen euch? Giebt es nicht schon jetzt eine Zahl veränderlicher Menschen, die euch verstehen und fassen, die euch schätzen und lieben, die durch euch besser und glücklicher werden? Läßt euch der, welcher euch würdigt, in der Gemeinschaft seines Sohnes Gutes auf Erden zu schaffen, nicht schon hier manche Frucht eurer Anstrengungen sehen, nicht schon hier so Manchen finden, der mit Achtung und Zärtlichkeit an euch hängt, von dem ihr wenigstens hoffen könnt, er werde zu sich selber kommen; der gute Saame, den ihr in sein Herz werfet, werde künftig keimen und Früchte bringen? Muß euch endlich nicht die Zukunft trösten? Sehet ihr nicht, daß man nicht immer ungerecht bleibt; daß eine Zeit kommt, wo man verständiger, billiger und dankbarer wird, daß ihr noch nützen, daß ihr dann am meisten wirken werdet, wenn man euch nicht mehr haben wird; soll es euch nicht rühren, daß man euer Andenken am innigsten ehren, daß man einst mit Thränen der edelsten Wehmuth und der größten Erkenntlichkeit an eurem Bilde hängen wird, wenn man Euch im Leben verkannt hat, und unbillig gegen euch gewesen ist? Fahret fort, Gutes zu thun und nicht müde zu werden; richtet eure Augen auf den Anfänger und Vollender eures Glaubens, dem eben die Welt, die ihn verachtet, und an das Kreuz geschlagen hatte, anbetend zu Füßen sank, sobald er zum Vater gegangen war. Wohl euch, wenn ihr ihm folget; dann wird es euch und denen, auf die ihr wirket, gut sein, daß auch ihr hingehet; dann wird auch in eure Sache der Geist der Wahrheit kommen, und euch verklären, und euch die Gerechtigkeit verschaffen, die euch jetzt versagt wird. Selig, selig sind die Todten, die so sterben; denn sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. Amen.

Karl von Reinhard,

geboren am 20. August 1769 zu Helmstädt, studirte zu Helmstädt und Göttingen, wurde hierauf Hofmeister des Grafen Stolberg-Wernigerode und lebte dann seit 1792 als Privatdocent, später als Assessor der theologischen Facultät zu Göttingen. Im J. 1806 ward er herzoglich sächsischer Hofrath, hielt sich sodann in Ratzeburg, Hamburg und Altona auf und privatisirte seit 1824 in Berlin. Später zog er sich nach Zossen zurück, wo er am 25. Mai 1840 starb.

Er schrieb:

Ueber die jüngsten Schicksale der alexandrinischen Bibliothek. Göttingen 1792.

Gedichte. 2r Th. Göttingen 1794. 3r Th. Münster 1803.

Neue Gedichte. Altona 1819.

Göttinger Musenalmanach für 1795—1805.

Entwurf der Theorie und Litteratur des deutschen Stils. Göttingen 1797.

Romanenkalender. Göttingen u. Leipzig 1798—1803.

Polyanthia. Taschenbuch für 1807. Münster. N. A. 1812.

Idyllen und ländliche Erzählungen von Petigny, geb. Levesque. Aus dem Franz. 2 Th. Lübeck 1807. N. A. 1812.

Ratzeburger litterarische Blätter. 1808—1810.

Den Manen Klopstock's. Aus d. Latein. des Grafen F. L. v. Moltke. Altona 1808.

Deutsches Fremdwörterbuch. 3 Bde. N. A. Altona 1817.

Neue Erzählungen. Altona 1821.

Romane, Erzählungen und Novellen. 2 Theile. Berlin 1829.

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte. 4 Th. Berlin 1829.

R. gehört zu den jüngeren Anhängern des Göttingischen Dichterbundes und schritt auf dem von diesem eingeschlagenen Pfade nicht ohne Erfolg fort. Leichtigkeit, Innigkeit und Natürlichkeit zeichnen vorzüglich seine lyrischen Poesieen, sowie Klarheit, Eleganz und Geschmack seine prosaischen Leistungen aus. Auch als Aesthetiker und Litterärhistoriker hat er sich mannichfache Verdienste erworben.

Karl Friedrich Graf von Reinhardt,

geboren am 2. September 1761 zu Schernberg im Würtembergischen, eines Predigers Sohn, studirte zu Tübingen Theologie und Philologie und wurde, nachdem er kurze Zeit zu Balstingen vicarirt hatte, Hauslehrer in einem Handelshause zu Bordeaux, dann Secretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. Im Jahre 1796 ward er französischer Gesandter in Hamburg, Lübeck und Bremen, 1797 in Florenz und 1798 Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter Napoleon. Im Jahre 1799 wurde er Gesandter in der Schweiz, 1802 wiederholt in Hamburg und seit 1817 in Kassel bei dem Könige von Westphalen und in den Adelsstand erhoben. Unter Ludwig XVIII. hatte er einige Zeit das Directorium in Talleyrand's Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, flüchtete aber nach Napoleon's Rückkehr von Elba auf sein in der Nähe von Köln belegenes Gut und wurde nach dem zweiten pariser Frieden Graf und Gesandter bei dem Bundestage zu Frankfurt am Main. Diesen Posten verlor er im Jahre 1829, weil er Protestant war, wurde aber dafür nach der Julirevolution 1830 Gesandter in Dresden. Er starb zu Paris am 25. December 1837.

Außer mehrfachen Journalbeiträgen haben wir von ihm:

- Gedichte des Tibull, nebst einer Probe aus Properz, den Kriegsliedern des Tyrtäus und einem Anhang eigner Gedichte. Zürich 1783.
- Episteln von Reinhardt und Lenz. Zürich 1785.

R's wahre Verdienste sind auf einem anderen Felde zu suchen und fallen der Weltgeschichte anheim. — In seinen poetischen Jugendarbeiten zeigt sich Feinheit des Geschmacks, Klarheit, Anmuth der Darstellung und warmes Gefühl.

Christian Ernst Gottlieb Jens Reinhold,

geboren am 18. October 1793 zu Jena, Sohn von K. L. Reinhold, wurde im Jahre 1819 Privatdocent zu Jena, 1820 Subrector am Gymnasium zu Kiel. Im Jahre 1822 habilitirte er sich daselbst als Privatdocent, erhielt 1824 einen Ruf als ordentlicher Pofessor der Logik und Metaphysik zu Jena und ward 1829 weimarischer Hofrath und im Jahre 1818 geheimer Hofrath.

Er schrieb u. A.:

- Versuch einer Begründung und neuen Darstellung der logischen Formen. Leipzig 1819.
- Berichtigung von Mißverständnissen in Fries' Vertheidigung seiner Lehre von der Sinnenanschauung. Leipzig 1820.
- Grundriß eines Systems der Erkenntniß- und Denklehre. Schleswig 1823.
- K. Leonhard Reinhold's Leben und litterarisches Wirken. Jena 1825.
- Logik. Jena 1826.
- Beitrag zur Erläuterung der Pythagoräischen Metaphysik. Jena 1827.
- Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie. 2 Th. Gotha 1828—29.
- Die Wissenschaften der praktischen Philosophie im Grundrisse. 3 Abth.: a) Philosophische Rechtslehre; b) Ethik und c) Religionsphilosophie. Jena 1837.
- Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 2te Aufl. Jena 1839.
- Lehrbuch der philosophisch-propädeutischen Psychologie und der formalen Logik. 2te Auflage. Jena 1839.

Ein äußerst scharfsinniger und gründlicher Denker, der unabhängig seinen eigenen Weg einschlug auf dem Gebiete der Philosophie und trotz den Anfeindungen der Schulphilosophen beharrlich auf demselben weiter schritt. Was er Neues durch seine Forschungen und Untersuchungen zu Tage förderte, ist hier zu entwickeln nicht der Ort; es muß genügen, darauf hinzudeuten, daß er mit jenen oben gerühmten Eigenschaften eine überaus klare, lichtvolle, allgemein verständliche und seinem Gegenstande höchst angemessene Darstellungsweise verbindet und auch hier manchem Gefeierten des Tages als Vorbild dienen könnte.

K. L. Reinhold's Theorie des Vorstellungsvermögens *).

Nachdem Reinhold zur Empfehlung der Kritik der reinen Vernunft, zur Beförderung des Verständnisses ihrer Bedeutung, und demnach zur Einführung der von diesem unvergänglichen Denkmale des deutschen Tiefsinnes ausgehenden neuen Periode in der Philosophie so erfolgreich zu wirken begonnen, war er auch der Erste, welcher auf der von Kant eingeschlagenen und dem damaligen Zeitalter vorgezeichneten Bahn der speculativen Forschung einen Fortschritt unternahm. Zu einer Zeit, da es noch für ein rühmliches Verdienst gelten durfte, den Zusammenhang der Kantischen Lehrbegriffe und ihr Verhältniß zu den früheren Philosophemen mit Klarheit zu durchschauen, versuchte Reinhold zuerst, mehr als dies zu leisten, und die von ihm mit musterhafter Schärfe und Bestimmtheit aufgefaßten transcendentalen Bestimmungen Kant's, den Erfordernissen des vollendeten Vernunftsystemes gemäß, tiefer zu begründen und aus einem obersten Principe mit strenger Folgerichtigkeit abzuleiten.

Er bildete nämlich bei dem Nachdenken über die Ursachen der mancherlei Mißverständnisse, auf denen nach seinem Dafürhalten die Einwürfe gegen die Kritik der reinen Vernunft größtentheils beruhten, die Ansicht in sich aus: Kant habe zwar die in dem menschlichen Erkennen zusammenwirkenden Grundthätigkeiten und deren Gesetze entdeckt, aber in Bezug auf die Gültigkeit seiner Annahmen und Folgerungen eine wichtige Frage unbeantwortet gelassen, die doch zur Entscheidung gebracht werden müsse, bevor diese Gültigkeit eine allgemeine Anerkennung finden könne. Die Kritik gehe von der zweifellosen Thatsache aus, daß sowohl reine Vernunfterkenntnisse, als Erfahrungskenntnisse in uns vorhanden sind, und mache es sich zur Aufgabe, die Möglichkeit beider Erkenntnißarten zu erklären, um ihre Beschaffenheit, ihren Umfang und ihre Beziehung auf einander vermöge einer solchen Erklärung festzusetzen. Sie zeige, wie die Erfahrung in uns nur dadurch möglich sei, daß ein vermittelst Anregung unserer Sinnlichkeit uns gegebener Wahrnehmungsstoff durch die Selbstthätigkeit des Verstandes nach gewissen Gesetzen zu einer geordneten Erscheinungswelt gestaltet werde, und sie bestimme hiernach das Eigenthümliche der mathematischen und der philosophischen reinen Erkenntniß, und ihr wahres Verhältniß zu der empirischen. Hierbei befolge sie zur Hervorbringung des reinen transcendentalen Wissens, welches ihren Inhalt ausmache, die Methode, daß sie die in unserem Inneren vor aller Erfahrung vorhandenen ursprünglichen Vermögen und Weisen des Erkennens in einer Abstraction von den Verschiedenheiten des zufälligen Inhaltes unserer Vorstellungen und in einer Reflexion auf die zurückbleibende gleiche und nothwendige Form derselben auffasse. Nun gehe sie bei allen ihren Untersuchungen von der Voraussetzung aus, daß überhaupt kein anderer objectiv existirender Gegenstand für unser theoretisches Erkennen vorhanden sein könne, als ein solcher, dessen Stoff durch die Affection der Sinnlichkeit uns dargeboten werde. Aber eben diese Grundannahme sei bei Kant eine unbewiesene Hypothese geblieben. Die Frage: „warum dies sich so verhalte," oder die hier gleichbedeutende: „woher wir es denn mit Zuverlässigkeit wissen, daß unser Geist in allem ihm erreichbaren Erkennen objectiv realer Gegenstände an einen sinnlichen Stoff und an die von Kant entdeckten Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes gebunden sei," dürfen wir keinesweges für eine schon genügend in der Kritik beantwortete halten, weil diese hierauf nur die Erwiederung ertheile, daß allein in einer solchen Weise die wirkliche Erfahrung für den Menschen Möglichkeit besitze. An dieser Erwiederung, wenn sie

*) E. Reinhold „Handb. d. allgem. Gesch. d. Philosophie" (S. 140 flg.).

als ein Beweis für die Zuverlässigkeit der Kantischen Theorie geltend gemacht werden sollte, würde der logische Fehler der sogenannten Erschleichung unverkennbar sein. Daher trete uns in jener Frage ein durch die Kantische Zergliederung des Erkenntnißvermögens nur vorbereitetes und noch nicht aufgelöstes Problem entgegen, dessen Lösung der Endpunkt sei, zu welchem die philosophirende Vernunft auf dem Wege der analytischen Untersuchung gelangen könne. Obgleich Kant auf eine keiner Berichtigung fähige Weise den Umfang des menschlichen Erkennens aus den in unserem Inneren verborgenen Bedingungen desselben abgeleitet, so sei dennoch den Erfordernissen der wissenschaftlichen Darstellung der Erkenntnißtheorie von ihm nicht Genüge geleistet, so habe er denjenigen, welche sein großes Unternehmen nicht blos dem Buchstaben nach, sondern dem Geiste nach zu würdigen verstehen, ein nicht unwichtiges Geschäft in der Vollendung seines Systemes übrig gelassen. Der angegebene Punkt, welcher von ihm zwar mit Recht, jedoch ohne Erweis, angenommen worden, und der nur in den Augen der Wenigen, die nach seinem Vorgange durch den mühsamen Weg der Analysis glücklich sich hindurchgearbeitet, gleiche Evidenz, wie für ihn selbst, enthalten könne, müsse zum Folgesatz unbestreitbarer Prämissen gemacht, kurz, die letzten Gründe, von denen Kant, ohne daß sie in ihm zum deutlichen Bewußtsein gelangten, bei seinen transcendentalen Lehren geleitet worden, müssen aufgesucht und in obersten Grundsätzen ausgesprochen werden. Alsdann werde es allen Denkern gelingen, auf dem viel leichteren, auf dem synthetischen Weg, ausgehend von den höchsten Principien der philosophischen Selbsterkenntniß, die befriedigende Einsicht in die Wahrheit der Kantischen Erkenntnißlehre zu gewinnen. Hierdurch sei die Idee einer Wissenschaft hervorgehoben und festgestellt, welche diese höchsten Principien aus dem menschlichen Geist entwickle und die Lehrsätze sowohl der theoretischen, als der praktischen Philosophie aus ihnen ableite *). Diese Wissenschaft, die „Theorie des Vorstellungsvermögens," werde die eigentliche „Elementarlehre oder Fundamentallehre der gesammten Philosophie" sein, während die Kritik der reinen Vernunft nach dem Plan ihres Verfassers nur als eine Propädeutik der Metaphysik sich geltend machen wolle **).

Alles, behauptet die Reinholdsche Theorie des Vorstellungsvermögens, was die Kritik der reinen Vernunft über den Unterschied zwischen dem Transcendentalen und dem Empirischen in der Erkenntniß, und zwischen den verschiedenen Arten der Vorstellungen lehrt, muß zu dem richtigen Begriffe der „Vorstellung überhaupt" führen, der hierbei undeutlich vorausgesetzt wird. Es ist erforderlich, daß die Gattungsmerkmale der Vorstellung deutlich von uns gedacht sein, ehe die Merkmale der Hauptarten unseres Vorstellens, also der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft, mit hinlänglicher Genauigkeit und Sicherheit von uns festgestellt werden können. Zunächst ist also die Beschaffenheit der „bloßen Vorstellung," in ihrer Unabhängigkeit von der Beschaffenheit des vorstellenden Ichs und der vorgestellten Gegenstände, zu bestimmen. Wenn gleich die Sinneswahrnehmungen, die Verstandesbegriffe und die Vernunftideen nicht in Rücksicht dessen, was sie gegenseitig von einander unterscheidet, aus der „Vorstellung überhaupt" sich ableiten lassen, so ist doch ihr gemeinschaftlicher Charakter, durch welchen sie eben Vorstellungen sind und der keineswegs von ihrer besonderen Eigenthümlichkeit abhängt, nur aus dem allgemeinen Wesen der Vorstellung erklärbar. Gerade nun dieser gemeinschaftliche Charakter muß erfaßt werden, um aus ihm die Nothwendigkeit des großen Hauptresultates der Kritik: „daß die Dinge an sich nicht erkennbar sind" und der dasselbe herbeiführenden Lehren vom Raum und von der Zeit, von den Kategorieen und von den Formen der Ideen zu deduciren ***).

Die Vorstellung kommt ursprünglich nur im Bewußtsein und durch das Bewußtsein vor. Dieses zeigt sich daher als die Quelle, zwar nicht der Vorstellung selbst, aber doch des richtigen ursprünglichen Begriffes von ihr. Es ist derjenige Zustand des Gemüthes, welcher für jede Erkenntniß, Einsicht und Ueberzeugung eine Bedingung und einen Bestandtheil ausmacht, und muß deshalb unter den Ueberzeugungen, welche Thatsachen sind, für die erste und allgemeinste gelten. Die Begriffe des reinen und erfahrungsmäßigen Bewußtseins unser selbst und der Außenwelt setzen den Begriff des „Bewußtseins überhaupt" voraus, wenn sie sowohl in ihrem Zusammenhange, als in ihrem Unterschiede richtig gedacht werden sollen *).

In diesem ganz allgemeinen Begriffe wird theils etwas gedacht, welches sich bewußt ist, das „Subject des Bewußtseins," theils etwas, dessen sich jenes bewußt ist, das „Object des Bewußtseins," theils endlich etwas, wodurch das Subject des Objectes sich bewußt ist, die „Vorstellung." Hiernach lautet derjenige Satz, welcher unmittelbar die Thatsache ausdrückt, die im Bewußtsein vor sich geht: im Bewußtsein wird die Vorstellung durch das Subject vom Subject und Object unterschieden und auf beide bezogen. Aus ihm ergeben sich die ursprünglichen Begriffe der Vorstellung des Objectes und des Subjectes. Die Vorstellung erstlich ist hiernach dasjenige, wodurch das Subject sich eines Objectes bewußt, und was daher im Bewußtsein vom Object und Subject unterschieden, aber auf beide bezogen wird. Das Object zweitens ist das im Bewußtsein durch das Subject von dem Subject und von der Vorstellung Unterschiedene, worauf die letztere, insofern sie vom Subject unterschieden werden, sich bezieht. Endlich das Subject ist das durch sich selbst im Bewußtsein von der Vorstellung und von dem Object Unterschiedene, und als Gegenstand der von dem Object unterschiedenen Vorstellung Anerkannte. Das Vermögen, aus welchem die Möglichkeit der bloßen Vorstellung entspringt und welches in der Ursache der Vorstellungen, also in demjenigen, was den Grund ihrer Wirklichkeit enthält, vor allem Vorstellen vorhanden sein muß, ist „das Vorstellungsvermögen überhaupt." Es kann zwar nicht außerhalb der vorstellenden Kraft und außerhalb der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft vorhanden sein. Aber sein Begriff läßt sich nicht aus dieser Kraft, sondern blos aus ihrer Wirkung, nämlich aus der bloßen Vorstellung, und zwar nur aus dem durch den Satz des Bewußtseins bestimmten Charakter derselben ableiten **).

Die bloße Vorstellung muß aus etwas bestehen, wodurch sie sich auf das Object und das Subject beziehen und von beiden unterscheiden läßt. Beide werden aber außerdem gegenseitig von einander im Bewußtsein unterschieden. Folglich kann auch in der Vorstellung nicht Eins und Dasselbe den Grund ihrer Beziehung auf das Object und auf das Subject enthalten. Hieraus ergiebt sich, daß in ihr zwei verschiedene Bestandtheile vereinigt sein müssen, auf deren Unterschied und Zusammenhange die „Natur oder das Wesen einer bloßen Vorstellung" beruht. Das Eine, was sich in ihr und wodurch sie sich auf das Object bezieht, heißt ihr „Stoff." Das Andere dagegen, was sich in ihr und wodurch sie sich auf das Subject bezieht, heißt ihre „Form." Für jede Vorstellung muß der Stoff dem Subjecte gegeben und die Form durch das Subject hervorgebracht sein; daher wird durch die Möglichkeit der Vorstellung überhaupt eine „Receptivität" und eine „Spontaneität" im Subjecte vorausgesetzt ***). Die Vorstellung selbst ist hiernach weder blos dem Menschen gegeben, noch blos von ihm hervorgebracht, sondern sie ist vermöge seiner Receptivität und Spontaneität von ihm erzeugt. Wenn die Unterscheidung des Vorstellenden und des Vorgestellten durch die Vorstellung im Bewußtsein möglich sein soll, so muß der Stoff der Vorstellung ein „Mannigfaltiges" und die Form der Vorstellung „Einheit des Mannigfaltigen"

*) Reinhold's erster Versuch, die angegebene Idee einer wissenschaftlichen Vollendung des Kriticismus auszuführen, war seine 1789 erschienene Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens. In den folgenden Jahren, bis er später selbst von der Unhaltbarkeit dieser Theorie sich überzeugte, war er bemüht, sie theils von mehreren bald an ihr wahrgenommenen Mängeln zu reinigen und sie vollständiger auszuführen, theils sie gegen die Angriffe zu vertheidigen, welche von vielen Seiten, von Anhängern und Gegnern der Kantischen Lehre gegen sie gerichtet wurden. Die zu diesem Zwecke von ihm verfaßten Schriften sind: 1) der erste Band seiner Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophen, 1790; 2) über das Fundament des philosophischen Wissens, 1791; 3) der zweite Band der genannten Beiträge, 1794.

**) Vers. einer neuen Theorie des Vorstellungsv. Vorrede S. 58—68. Vergl. ferner „Ueber das Bedürfniß, die Möglichkeit und die Eigenschaften eines allgemeinen ersten Grundsatzes der Philosophie," in den Beiträgen zur Berichtigung u. s. w. 1r Bd. S. 119—142. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Metaphysik, im 2. Th. der vermischten Schriften, S. 248—257.

***) Vers. einer neuen Theorie des menschl. Vorstellungsv. 1r Bd. §. V. Verm. Schriften. 2r Th. S. 257. Beiträge zur Berichtigung u. s. w. 1r Bd. S. 142—164.

*) Verm. Schriften. 2r Th. S. 237—260. Beitr. zur Berichtig. u. s. w. 1r Bd. S. 159—162.

**) Neue Darstellung der Hauptm. d. Elementarph. in d. Beitr. zur Bericht. u. s. w. S. 167—176. Verm. Schriften. 2r Th. S. 260—261.

***) Reinhold gibt für diesen Hauptsatz seiner Theorie folgenden Beweis. In der Vorstellung ist der Stoff dasjenige, wodurch sie dem Object als dem Vorgestellten entspricht, und die Form dasjenige, wodurch sie dem Subject als dem Vorstellenden angehört. Der Stoff muß also von der Form in dieser Eigenschaft sich unterscheiden. Die Form muß Eigenthum des Subjectes sein, inwiefern dasselbe im Bewußtsein als die Ursache der Vorstellung sich verhält, und der Stoff kann dem Vorstellenden in dieser Beziehung nicht zukommen. Jene ist eine Wirkung des Vorstellenden, was dieser nicht ist. Gleichwohl muß der Stoff in jeder Vorstellung nothwendig vorkommen, und muß daher dem vorstellenden, an ihm die Form hervorbringenden Subjecte gegeben sein. Die Vorstellung wird im Bewußtsein auch auf das Subject bezogen, kann aber demselben unmöglich in gleicher Weise rücksichtlich auf Stoff und auf Form angehören. Der Stoff kann dem Subjecte nur als etwas auf das Object sich Beziehendes, und insofern dem Subjecte nicht ursprünglich Eigenes, sondern Gegebenes beigelegt werden; die Form hingegen, mithin dasjenige, wodurch aus dem Stoffe die Vorstellung geworden ist, muß ein ursprüngliches Eigenthum des Subjectes sein, welches kein vorstellendes genannt werden dürfte, wenn es nicht Vorstellungen in sich erzeugte. Demzufolge beruht die Möglichkeit des Bewußtseins, als des doppelten Bezogenwerdens der Vorstellung auf das Object und auf das Subject, darauf, daß der Stoff in der Vorstellung, als das Gegebene, von der Form, als dem Hervorgebrachten, sich unterscheidet.

sein. Denn nur zufolge ihres Stoffes bezieht sich die Vorstellung auf das im Bewußtsein durch sie zu Unterscheidende, auf das Object, und nur zufolge ihrer Form auf das im Bewußtsein durch sie Unterscheidende, auf das Subject. Mithin ist es die in der Vorstellung dem Stoff als solchem angehörige Beschaffenheit, welche den Grund für die Möglichkeit der Unterscheidung des Objectes von dem Subject enthalten muß. Nun kann aber der Grund für die Möglichkeit einer Unterscheidung lediglich in der Mannigfaltigkeit liegen, und so kommt diese dem Stoffe der Vorstellung mit Nothwendigkeit zu. Ferner muß der Stoff von der Form, das Hervorgebrachte von dem Gegebenen, das auf das Object Bezogene von demjenigen, was sich auf das Subject bezieht, wesentlich verschieden sein. Aber von dem Mannigfaltigen überhaupt unterscheidet sich nur die Einheit. Deshalb besteht die Form der Vorstellung nothwendig in der Einheit des Mannigfaltigen. Hiernach bezieht sich die Vorstellung von der Seite der in ihr hervorgebrachten Einheit auf das Subject, auf dasjenige, was im Bewußtsein als das Unterscheidende, als das blos Thätige auftritt, und von der Seite des in ihr gegebenen Mannigfaltigen auf das Object, welches im Bewußtsein als das vom Subject Unterschiedene sich verhält, dem der bestimmbare Stoff der Thätigkeit angehört *). Die Receptivität ist die Fähigkeit, ein Mannigfaltiges zu empfangen. Im Vorstellungsvermögen ist die Mannigfaltigkeit des Stoffes als diejenige Eigenschaft desselben bestimmt, welche allein es möglich macht, daß er empfangen werden kann. Sie heißt die „Form der Receptivität" und macht das Wesen der Receptivität als eines Bestandtheiles des Vorstellungsvermögens aus. Dagegen besteht die Spontaneität in der Fähigkeit, an dem gegebenen Mannigfaltigen Einheit hervorzubringen, also dasselbe zu verknüpfen. Die im Vorstellungsvermögen bestimmte und im Verknüpfen sich äußernde Handlungsweise heißt die „Form der Spontaneität," und macht das Wesen der Spontaneität als eines Bestandtheiles des Vorstellungsvermögens aus. Beide Formen sind für das vorstellende Subject in und mit dem Vorstellungsvermögen, dessen Wesen sie bilden, gegeben und folglich vor aller Vorstellung vorhanden **).

Die Veränderung, welche in dem Subjecte dadurch vorgeht, daß seiner Receptivität ein Stoff gegeben wird, heißt das „Afficirtwerden," und die Handlung, durch welche der Stoff dargeboten wird, heißt das „Afficiren." Der Stoff ist „subjectiv bestimmt," indem er durch die Form der Receptivität, und er ist „objectiv bestimmt," indem er durch das Object, dem er in der Vorstellung entspricht, seine Bestimmung erhält. Wenn seine objective Beschaffenheit in der Receptivität lediglich von dem Afficirtwerden abhängt, so wird er hierdurch „bestimmt;" wenn dagegen sein bloßes Vorhandensein in der Receptivität von dem Afficirtwerden abhängt, so wird er hierdurch „gegeben." Ist er nicht nur hinsichtlich auf sein Vorhandensein in der Receptivität als Stoff, sondern auch hinsichtlich auf seine objective Beschaffenheit durch das Afficirtwerden bestimmt, so heißt er ein „empirischer," und die aus ihm entstandene Vorstellung heißt gleichfalls eine „empirische." Der empirische Stoff ist entweder ein „subjectiver," wenn er seiner Beschaffenheit nach durch ein Afficirtwerden von innen, also durch eine Handlung des seine Receptivität afficirenden Subjectes, oder er ist ein „objectiver," wenn er durch ein Afficirtwerden von außen, durch etwas vom Subjecte Verschiedenes, bestimmt ist. Derjenige Stoff, der rücksichtlich auf seine objective Beschaffenheit nicht durch ein Afficirtwerden, sondern durch das Vorstellungsvermögen, und welcher blos rücksichtlich auf sein Vorhandensein in der Receptivität durch das Afficirtwerden von innen bestimmt ist, heißt der „reine, a priori bestimmte" Stoff, und die aus ihm entstandenen Vorstellungen, welche die Formen der Vorstellungen zu ihrem Gegenstande haben, heißen „reine oder apriorische" Vorstellungen ***).

Das Bewußtsein überhaupt besteht im Bezogenwerden der Vorstellung durch das Subject auf Object und Subject, und ist von dem Vorstellen unzertrennlich. Es ist „klar," insofern es ein Bewußtsein der Vorstellung ist, „dunkel" dagegen, wenn man sich einer Sache bewußt wird, ohne der Vorstellung, durch welche dies geschieht, insbesondere und als einer solchen sich bewußt zu werden, es ist „deutlich," insofern es Bewußtsein des Vorstellenden als eines solchen, mithin Selbstbewußtsein ist. Das Bewußtsein heißt „Erkenntniß," wenn sein Object weder eine bloße Vorstellung, noch das Vorstellende, sondern ein von beiden unterschiedenes Vorgestelltes ist *).

Zur Erkenntniß gehören zwei verschiedene Arten von Vorstellungen, die eine, welche unmittelbar, und die andere, welche vermittelst jener auf den Gegenstand bezogen wird. Die erste heißt „Anschauung," und die zweite „Begriff." Wenn der Stoff der Anschauung seiner objectiven Beschaffenheit nach durch die bloße Affection in dem Vorstellenden bestimmt ist, so heißt sie eine „sinnliche," wenn er dagegen nach dieser Beschaffenheit nur durch das Vorstellungsvermögen bestimmt ist, so heißt sie eine „intellectuelle." Sie ist eine „äußere," insofern sie durch eine Affection von außenher entsteht. Dann bezieht sie sich auf einen Gegenstand, der weder als eine Vorstellung noch als das Vorstellende, sondern nur als ein von beiden unterschiedenes Object aufgefaßt werden kann. Jede äußere Anschauung ist sinnlich und das Vermögen derselben heißt der „äußere Sinn." Die „innere Anschauung" nimmt aus einer Affection von Innen ihren Ursprung. Besteht ihr Stoff in dem Afficirtwerden selbst, so heißt sie eine „innere sinnliche Anschauung" und bezieht sich auf einen Gegenstand, der nur als eine Vorstellung von uns aufgefaßt werden kann. Das Vermögen solcher Anschauungen ist der „innere Sinn." Wir stellen uns Alles im Raume vor, was uns als außerhalb unser selbst erscheint, und Alles in der Zeit, was wir als von außen her gegeben in uns aufnehmen. Unseren Leib betrachten wir als ein Außending, indem wir ihm zuschreiben, daß er einen Theil des Raumes erfüllt, und unser eigenes empirisches Wirken und Leiden vermögen wir nur als eine erfüllte Zeit, als eine Veränderung in uns selbst anzuerkennen. Die Receptivität unserer reinen Sinnlichkeit besteht in dem Vermögen, durch ein Mannigfaltiges unter der Form des Außereinanderseins angeregt zu werden, und ihre Spontaneität in dem Vermögen, Einheit in dieses Mannigfaltige zu bringen, und also die Stetigkeit zu erzeugen. Die „reine Form der sinnlichen Vorstellung überhaupt" ist die Einheit des außereinander befindlichen Mannigfaltigen; die „Form der Vorstellung des äußeren Sinnes" ist die Einheit der im Außereinandersein bestehenden Form des Mannigfaltigen, insofern es von außen her gegeben ist, also die Stetigkeit nach allen drei Dimensionen, „der bloße Raum;" die „Form der Vorstellung des inneren Sinnes" ist die Einheit der im Außereinandersein bestehenden Form des Mannigfaltigen, insofern es durch Auffassung dem Subjecte gegeben ist, also die Stetigkeit in der Aufeinanderfolge, „die bloße Zeit." Der Gegenstand einer empirischen Anschauung, welcher nur unter den a priori in unserer Seele bestimmten und folglich nur unserer Subjectivität und nicht dem Ding an sich eigenthümlichen Formen der Anschauung vorgestellt werden kann, heißt die „Erscheinung." Uns sind hiernach nichts als Erscheinungen empirisch erkennbar, und Raum und Zeit sind wesentliche Bedingungen aller Erscheinungen, aber nicht der Dinge an sich **).

Die ursprünglich aus schon vorhandenen sinnlichen Vorstellungen durch die Thätigkeit des Subjectes erzeugte Vorstellung ist der „Verstandesbegriff." Sein Stoff ist das durch Sinnlichkeit bereits vorgestellte Mannigfaltige, und seine Form die Einheit desselben, welche als Einheit des Vorgestellten die „objective Einheit" heißt. Die sinnliche Vorstellung hat zwar ein Object, jedoch wird dieses im Bewußtsein nicht als solches vorgestellt. Denn als Anschauung auf ihr Object bezogen, wird die sinnliche Vorstellung in unserem Bewußtsein von ihm nicht unterschieden. Deshalb kann aus ihr allein, ohne das Hinzutreten des Begriffes, keine Erkenntniß hervorgehen. Das Vermögen des Subjectes, sich bloßer Objecte als solcher bewußt zu werden, ist der „Verstand." Inwiefern mit dem Ausdruck „Object" die durch Verbindung des vorgestellten Mannigfaltigen hervorgebrachte Einheit bezeichnet wird, insofern setzt der Verstand selbst durch die allgemeine Form seiner Vorstellung die Objecte. Aber er thut dies nur, indem er bereits vorhandene Vorstellungen, und zwar solche verknüpft, zu denen uns der Stoff von außen her gegeben sein muß. Er hängt demnach rücksichtlich auf die bloße Möglichkeit, ein Object als außer uns befindlich vorzustellen, von der Sinnlichkeit ab. Die ihm eigenthümlichen besonderen Verknüpfungsarten, die in ihm selbst gegründeten Modificationen der objectiven Einheit, „die Kategorieen," besitzen aus diesem Grunde nur durch die reine Sinnlichkeit und durch die Beziehung auf unseren empirischen Zustand, welche in den Schematen vermittelt wird, eine objective Realität ***).

Die Vorstellung, welche durch Vereinigung von Verstandesbegriffen erzeugt wird, ist die „Idee," und das Vermögen, Ideen zu erzeugen, heißt die „Vernunft." Der unmittelbare

*) Als Bestätigung, fügt Reinhold hinzu, mag noch Folgendes dienen. Wenn ein Gegenstand erkannt werden soll, muß er sich von anderen Gegenständen unterscheiden lassen. Dies ist nur dadurch möglich, daß er verschiedene Bestimmungen enthält, daß er ein Inbegriff mannigfaltiger Merkmale ist. Es muß ihm also in der Vorstellung, durch die er erkennbar sein soll, ein Mannigfaltiges entsprechen. Das, was dem Gegenstand in einer Vorstellung entspricht, ist aber der Stoff; dieser kann folglich nur ein Mannigfaltiges sein.

**) Beitr. zur Berichtig. S. 180—204.

***) A. a. O. S. 209—213.

*) A. a. O. S. 218—223.

**) A. a. O. S. 233—254. Verm. Schriften. 2r Th. S. 265—266. Theorie des Vorstellungsv. III. Bd. §. LII — LXVI.

***) Verm. Schriften. 2r Th. S. 266—268. Theorie des Vorstellungsv. III. Bd. §. LXVII — LXXVII.

Stoff der Ideen besteht aus dem Mannigfaltigen, welches in der Form des Verstandes und durch dieselbe gegeben ist. Dieses findet unabhängig von dem Mannigfaltigen statt, welches sowohl in den sinnlichen Vorstellungen, als in den Begriffen enthalten ist, und unterscheidet sich wesentlich von Beidem, indem es auf den bloßen Verknüpfungsarten des Verstandes beruht. Daher ist die „Form der Idee" die absolute, von allen außerhalb der Spontaneität befindlichen Bedingungen unabhängige Einheit. Die Verknüpfungsarten des Verstandes, welche die Vernunft auf Einheit bringt, werden entweder vermittelst der Sinnlichkeit auf den empirischen Zustand des Subjectes, auf die Materie der Erfahrung, bezogen, in welchem Falle die Ideen „empirische" heißen, oder sie werden als Handlungsweisen des Subjectes lediglich auf das reine Subject bezogen, in welchem Falle die Ideen „reine" genannt werden. Durch reine Vernunft werden keine realen Objecte vergegenwärtigt. Die Vorstellung dieser Objecte kommt als ausschließlich eigenthümliches Geschäft dem mit der Sinnlichkeit zusammenwirkenden und an die Sinnlichkeit gebundenen Verstande zu. Deswegen verstatten die Ideen, welche nur vermittelst der Vorstellungen des Verstandes auf solche Gegenstände sich beziehen, keinen die Gegenstände der Wirklichkeit selbst im Bewußtsein „constituirenden," sondern blos einen die Erkenntnisse „regulirenden" Gebrauch *).

Es gibt noch ein besonderes Selbstbewußtsein, durch welches sowohl das reine, als das empirische vorausgesetzt wird, während es nicht blos aus der Verbindung beider besteht, das „moralische Selbstbewußtsein" oder das „Gewissen." Dieses enthält die Forderung der Vernunft an das empirische Subject: die bloße Vernunftmäßigkeit als den Grund der Befriedigung, und die Vernunftwidrigkeit als den Grund der Nichtbefriedigung der Begierden anzunehmen und geltend zu machen. Durch dasselbe sind wir uns des Sollens bewußt, was ohne Willensfreiheit unmöglich wäre. Das Vermögen, diesem Gesetz entweder gemäß oder zuwider zu handeln, und folglich die Vernunft entweder als Zweck oder als bloßes Mittel der Begierden zu gebrauchen, ist von der Selbstthätigkeit der Vernunft verschieden. Die letztere hat nur eine einzige und innerlich nothwendige Handlungsweise, die Form der absoluten Einheit; jenes hingegen übt zwei ihm gleich mögliche Handlungsweisen, bestimmt sich also selbst nicht blos zum wirklichen Handeln, sondern auch zu der Art seines Handelns und ist deshalb allein im strengsten Sinne des Wortes die „Freiheit des Willens" zu nennen. Ohne sie würde das reine Subject blos als Vernunft denkbar sein, welche sich selbst vorstellen würde, weil sie als reine Vernunft sich selbst vorstellen muß, während sie an dem reinen Verstand und der reinen Sinnlichkeit nur das Verhältniß derselben zum empirischen Vorstellungsvermögen anerkennt. Aber indem dem Subjecte die Freiheit zukommt, ist dasselbe nicht bloße Vernunft, sondern hat es Vernunft. Als Subject der Willensfreiheit muß es nicht nur reine, sondern auch empirische Vernunft und die übrigen Vermögen besitzen, welche von dieser vorausgesetzt werden. In theoretischer Rücksicht ist das reine Subject blos dadurch ein reales, daß es in seinem Zusammenhange mit dem empirischen dem Selbstbewußtsein zu Grunde liegt. Der Geist wird nur als Seele, und diese wird nur in ihrem Verhältnisse zum Leibe theoretisch erkennbar. In praktischer Rücksicht dagegen ist das Subject, durch seine zufolge des Sittengesetzes ihm gewiß werdende Freiheit, zwar nicht im Dasein, aber im Handeln von dem Zusammenhange mit einem Leib unabhängig, setzt zur Erfüllung des Sittengesetzes die endlose Fortdauer dieses Zusammenhanges voraus, und kann sich nur als „unsterbliche Seele" denken. In theoretischer Hinsicht ist kein anderes absolutes Subject erkennbar, als die reine Vernunft, und diese wird lediglich in der Eigenschaft des transcendentalen Vorstellungsvermögens und folglich in ihrer Verbindung mit dem empirischen Geistesvermögen erkannt. Daher ist auch aus dem theoretischen Gesichtspunkte keine Ueberzeugung von Gott möglich. Hingegen in praktischer Hinsicht hört die Vernunft auf, das Subject selbst zu sein, und überläßt diesen Rang der Willensfreiheit. Nun ist das Subject nur in Rücksicht auf die Richtung seines Willens frei und bedarf der empirischen Materialien seines Handelns. Folglich wird durch die äußere Möglichkeit der Erfüllung des Sittengesetzes eine durchgängige und keineswegs von der Freiheit des Subjectes abhängige Uebereinstimmung der physischen Gesetze mit den moralischen, und mithin ein moralischer Urheber der Natur vorausgesetzt. So erhält die Vernunft durch das Bewußtsein des Sittengesetzes den Charakter eines freien und endlichen Wesens, welches in Anerkennung des Verhältnisses zwischen seiner Endlichkeit, seiner Freiheit und seiner Vernünftigkeit nicht umhin kann, das Dasein eines unendlichen freien und vernünftigen Wesens anzunehmen **).

*) Verm. Schriften. 2r Th. S. 268—270. Theorie des Vorstellungsv. III. Bd. §. LXXVII — LXXXVI.

**) Verm. Schriften. 2e Th. S. 270—274. Vergl. Theorie des Vorstellungsv. III. Bd. §. LXXXVI — LXXXVIII.

Wenn man, wie es sich gebührt, das Verdienstvolle und für die Fortbildung der Philosophie Förderliche dieser Theorie in der oben bereits angedeuteten Hinsicht erwägt *), so erscheint es dadurch nicht aufgehoben oder auch nur geschmälert, daß Reinhold später sich selbst von ihrer Unhaltbarkeit überzeugte und mit der Wahrheitsliebe und Selbstverläugnung, die eines Philosophen würdig ist, dies öffentlich erklärte. Die Einwürfe, welche von mehreren achtungswerthen Denkern gegen dieselbe vorgebracht wurden, unter denen die bedeutendsten von G. E. Schulze in dessen anonym erschienenem „Aenesidemus" **) herrühren, veranlaßten Reinhold nur zu dem Bestreben, den an ihr gerügten Mängeln abzuhelfen, und führten ihn keineswegs zu einem gänzlichen Aufgeben seines Unternehmens. Hierzu bewog ihn Fichte's 1794 in ihrer ersten Grundlage an das Licht getretene Wissenschaftslehre, welche ihm als der wirklich gelungene Versuch erschien, die von Kant aufgestellten transcendentalen Formen und Gesetze des Erkennens aus einem ihnen angemessenen Princips systematisch abzuleiten. Reinhold überzeugte sich, indem er die Gültigkeit jener Formen und Gesetze noch immer nicht in Zweifel zog, daß der seiner Elementarlehre mit der Kritik der reinen Vernunft gemeinschaftliche Grundfehler durch die Fichtesche Begründung der letzteren glücklich gehoben worden sei. Diesen Fehler erblickte er darin, daß bei der Deduction der Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes das auf Anregung der Sinnlichkeit beruhende Gegebensein des Wahrnehmungsstoffes vorausgesetzt, und demnach die Bedeutung aller transcendentalen Bestimmungen auf eine mit dem Widerspruche behaftete Weise von einer blos empirischen Thatsache abhängig gemacht worden war. Denn es konnte hiernach sowohl in seiner eigenen, wie in der Kantischen Theorie, die Hypothese eines auf die Sinnlichkeit einwirkenden „Dinges an sich" nicht entbehrt und dennoch mit Folgerichtigkeit nicht zugelassen werden. Nahm man das Anregende für ein bloßes Noumenon, für ein Gedankending, so konnte es nicht als die wirkliche Ursache der in uns hervorgebrachten Empfindungen betrachtet werden. Hielt man es dagegen für etwas in der That außer uns Vorhandenes und schrieb man ihm Eindrücke auf die Sinnlichkeit zu, so mußten ihm die Prädicate der Existenz und der Causalität beigelegt werden, welche doch bloße Formen unseres Denkens des Wahrgenommenen und allein auf Erscheinungen anwendbar sein sollen ***). Dergestalt wurde Reinhold von dem Standpunkte seiner Elementarlehre zu dem der Fichteschen Wissenschaftslehre hingezogen, weil er in der letzteren diejenige Vollendung der kritischen Philosophie fand, um die es ihm seit dem Beginne seiner Bearbeitung der Theorie des Vorstellungsvermögens einzig zu thun gewesen war, und weil ihm diese Vollendung für nichts Geringeres galt, als für die Vollendung des einzig gültigen philosophischen Systemes †). Doch zeigte er sich nicht als einen unbedingten Anhänger der Fichteschen Vorstellungsart, und gab sich ihr keineswegs mit Verläugnung der Eigenthümlichkeit seines Geistes hin. Er behauptete diese auch damals auf eine seines Kopfes und seines Herzens würdige Weise, indem er eine mittlere vergleichende Stellung zwischen der Fichteschen Wissenschaftslehre und der Jacobischen Glaubenslehre einnahm, und zwar den transcendentalen Standpunkt Fichte's für den einzig möglichen zum Behufe der Entwicklung der reinen Vernunfterkenntniß, den antidogmatischen Jacobi's aber für den ursprünglichen der natürlichen lebendigen Ueberzeugung des Gewissens hielt, in der Meinung, daß der eine den anderen nicht entbehrlich mache, sondern daß jeder für sich einseitig nur einen Theil der intellectuellen Bedürfnisse des Menschen berücksichtige und befriedige, und den anderen zum vollständigen Bewußtsein der übersinnlichen Verhältnisse ergänze. Gleich Anfangs nämlich verkannte Reinhold nicht das Unbefrie-

*) Mit Recht wies in der damaligen Zeit Schelling darauf hin, wie wichtig es gewesen sei, die Hauptfrage der Kantischen Kritik, die Möglichkeit der synthetischen Urtheile a priori betreffend, in der höheren Abstraction aufzustellen, in welcher die Reinholdsche Elementarlehre sie gefaßt und zu beantworten gesucht, und bemerkte dabei, daß man sehr wenig Einsicht in den nothwendigen Gang aller Wissenschaften verrathen würde, wenn man dieses Versuches auch dann, wann die Philosophie weiter vorgerückt sei, nicht mit der größten Achtung gedenken werde. S. Schelling „Vom Ich als Princip der Philosophie" u. s. w. §. 5, Anm. Im gleichen Sinn äußerte Fichte, daß nach dem genialischen Geiste Kant's der Philosophie kein höheres Geschenk hätte gemacht werden können, als durch den systematischen Geist Reinhold's, dessen Elementarlehre immer einen ehrenvollen Platz behaupten werde auch bei den weiteren Fortschritten, welche die Philosophie nothwendig machen müsse. S. Fichte „über den Begriff der Wissenschaftslehre" u. s. w. Vorrede.

**) Aenesidemus oder über die Fundamente der von dem Hrn. Professor Reinhold in Jena gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik. 1792.

***) Verm. Schriften. 2e Th. S. 322—323.

†) In der Abhandlung „über den gegenwärtigen Zustand der Metaphysik und der transcendentalen Philosophie überhaupt," welche den größeren Theil des 1797 herausgekommenen zweiten Bandes der Auswahl seiner vermischten Schriften einnimmt, und in dem Vorberichte zu diesem Bande sprach Reinhold seine Anerkennung der Unzulänglichkeit seiner Elementarlehre und der Gültigkeit der Wissenschaftslehre in der Eigenschaft eines Fundamentes des theoretischen und praktischen Theiles der Kantischen Philosophie aus.

digende des Fichteschen Lehrbegriffes in Bezug auf die Ableitung der Grundwahrheiten der Religion. Aber sein Begriff blieb noch eine Zeitlang befangen von den Kantischen Ansichten über die Zeit und den Raum, über die Kategorieen und ihren Schematismus; ihm galten daher noch die in dem menschlichen Bewußtsein vernommenen Bestimmungen des Seins für etwas nur Subjectives, für bloße Modificationen unserer Erkenntnißthätigkeit. Deshalb hatte jene Anerkennung, so lange seinem Begriffe diese Befangenheit blieb, keine andere Folge, als daß er in Hinsicht der Vorstellungen von Gottes Sein und von Gottes Verhältnisse zur Welt und Menschheit einen unvermeidlichen Gegensatz zwischen der erworbenen künstlichen Denkweise der Speculation und zwischen der ursprünglichen natürlichen Denkart des Gewissens annahm. Für unseren philosophischen Vernunftgebrauch, dachte er mit Fichte, erscheine nichts in der Eigenschaft eines Realen, als was sich durch ihn wissen und begreifen lasse, folglich nichts, als unsere eigene Geistesthätigkeit. Daher könne in dem speculativen Denken der Glaube an Gott nur als Glaube an die moralische Weltordnung aufgefaßt und erklärt werden, welcher aus unserem nothwendigen Bewußtsein unserer inneren Freiheit und der für diese Freiheit gegebenen Zweckmäßigkeit unseres Handelns entspringe. Gott, als Realgrund alles Endlichen und durch die Speculation Erklärbaren, als Schöpfer der Natur und der moralischen Weltordnung, als Urquell des Lebens und aller Wirksamkeit, sei aus dem transcendentalen Gesichtspunkte nicht denkbar und könne aus ihm nicht von dem Menschen erfaßt werden. Demzufolge aber nahm Reinhold mit Jacobi an, die Vernehmung des Göttlichen liege in der Region eines dem philosophischen Wissen, wie allem Wissen überhaupt, schlechthin unzugänglichen, von der Allmacht selbst auf eine uns unbegreifliche Weise in uns bewirkten Glaubens. In der Seele des wahren Philosophen, dachte sich nun Reinhold in seiner Vermittlung des Gegensatzes zwischen der Wissenschaftslehre Fichte's und der Glaubenslehre Jacobi's, bestehe das speculative Wissen und der religiöse Glaube ganz unabhängig von einander und dennoch in vollkommener Harmonie und in einem nahen gegenseitigen Verhältnisse. Das Wissen habe von dem Glauben alle vernunftwidrige Zusätze und blos scheinbare rationale oder empirische Beweise abzuhalten, und ihn, soweit er erklärlich sei, aus dem Wesen der Sittlichkeit abzuleiten. Da aber die moralische Weltordnung selbst ohne eine gläubige und gewissenhafte Gesinnung als ein bloßes Ideal, als ein Product der Imagination erscheinen müsse, so werde durch den Glauben das philosophische Erkennen über den Charakter der leeren Speculation erhoben und mit der ihm zukommenden Realität ausgestattet *).

Die späteren philosophischen Bestrebungen Reinhold's, so achtungswürdig sie auch in jeder Hinsicht sind, eignen sich zu keiner genaueren Darstellung in dem Zusammenhang unserer Schilderung. Denn sie haben nicht zu dem Resultat eines gereiften Systemes, sondern nur zu Andeutungen und Keimen eines eigenthümlichen erkenntnißtheoretischen und metaphysischen Lehrbegriffes geführt, welcher erst eine ihm angemessene Ausbildung durch einen in seine Sphäre eingehenden und der Sache gewachsenen Denker erhalten muß, bevor er darauf Anspruch machen kann, an die Reihe der philosophischen Versuche von höherer Bedeutung sich anzuschließen. Was Reinhold für die Mittheilung desselben gethan, ist aus manchen Gründen ohne irgend eine sichtbare Einwirkung auf das Zeitalter und von den Meisten unter seinen philosophirenden Zeitgenossen unverstanden, ja unbeachtet geblieben. Wir geben daher hier nur anhangsweise eine kurze Uebersicht des Ganges, den seine philosophischen Untersuchungen seit der Herausgabe der angeführten „Sendschreiben“ genommen und bis an sein Lebensende behauptet.

In seiner von uns bemerkten Annahme einer Offenbarung Gottes für das menschliche Wahrheitsgefühl, welche der Erklärung und Begründung durch den Kantisch-Fichteschen Idealismus nicht zugänglich sei, blickt augenscheinlich eine nur noch nicht zur Deutlichkeit gelangte Wahrnehmung des Ungenügenden in diesem Lösungsversuche der philosophischen Probleme durch. Es bedurfte daher nur der Aussicht auf die Möglichkeit, die er lange als Anhänger der kritischen Philosophie verkannt hatte, die Vernunftforschung vermittelst einer bisher verborgen gebliebenen wissenschaftlichen Methode über den Standpunkt der auf objective Erkenntniß verzichtenden Subjectivität zu erheben, um in ihm Zweifel an der Gültigkeit der Kantischen Erkenntnißlehre zu erwecken und ihn zu der neuen Bahn der philosophischen Speculation hinzuleiten. Noch vor dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts, im Spätherbste 1799, gelangte er zur Kenntniß des vor Kurzem herausgekommenen „Grundrisses der ersten Logik“ von C. G. Bardili. So unzufrieden er auch mit dem Ton und der ganzen Darstellungsweise dieses Buches war, so erregte doch in hohem Grade seine Aufmerksamkeit der Hauptgedanke desselben und erschien ihm, je mehr er ihn erwog, in einem desto helleren Licht als wahr und wichtig, ein Gedanke, dem er schon sehr nahe gekommen war durch seine in den beiden „Sendschreiben“ ausgeführte Behauptung: daß in dem menschlichen Wesen eine Kraft sei, das über die Natur erhabene Sein Gottes auf eine über die Selbstthätigkeit unserer individuellen Vorstellung erhabene Weise zu vernehmen. Er fand nämlich, daß die Bestimmungen der Bardili'schen Logik auf die Ansicht hindeuteten: die Vernunft an sich selbst oder die allgemeine Denkthätigkeit sei die Manifestation Gottes und das Princip alles Seins und Erkennens. Sie äußere sich sowohl in dem Sein der Dinge, als in unserem Bewußtsein, wo ihre Aeußerung durch das sinnliche Vorstellen bedingt werde und mit demselben verbunden den Charakter des menschlichen Denkens annehme, zunächst durch das Ordnen des Mannigfaltigen, durch Ableitung des Vielen aus der quantitativen Einheit, der Folgen aus den Gründen, der Wirkungen aus den Ursachen und Zwecken, der Handlungen aus den Absichten, und hierauf durch Unterordnung der quantitativen Einheit unter die absolute Einheit, der Gründe unter den Urgrund, der Ursachen unter das Urwesen, der Absichten und Zwecke unter den Endzweck, also des geordneten Weltganzen unter das schlechthin einzige und unvergleichbare Eine, in welchem und durch welches Alles berechnet, begründet, beabsichtigt und bewirkt sei. Hiernach müsse dem „Idealen“ oder demjenigen, was in unserem Denken als das Unbedingte, Nothwendige und Allgemeine sich kundgibt, das wandellose „Reale“ oder die ewige Ordnung des wahren Seins vollkommen entsprechen, und es ergebe sich für die philosophische Wahrheitsforschung das Problem, in einer Analysis der reinen Vernunftideen die allgemeinen unwandelbaren Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse des Seins mit Deutlichkeit zu entwickeln. Das auf dieser Analysis beruhende metaphysische System, zu welchem Bardili den ersten leitenden Gedanken hergegeben und welches Reinhold mit dem Namen des „rationalen Realismus“ bezeichnete, suchte letzterer in verschiedenen Darstellungen, die er in seinen Beiträgen zur leichteren Uebersicht des Zustandes der Philosophie bekannt machte, mit immer größerer Genauigkeit und Folgerichtigkeit der Begriffe auszubilden. Später fand er, ohne jedoch die seinem rationalen Realismus eigenthümliche Auffassung des Verhältnisses zwischen dem Denken und dem Sein deshalb aufzugeben, daß ihm jene Darstellungen aus dem Grunde mißlungen sein, weil er das Charakteristische der verschiedenen Bedeutungen, welche eine und dieselbe Begriffsbezeichnung in der Sprache der formalen Logik, der Metaphysik und des erfahrungsmäßigen Denkens besitze oder doch besitzen müsse, nicht gehörig unterschieden habe. Er bemerkte eine Vieldeutigkeit derjenigen gleichnamigen Begriffe, welche in den drei angegebenen Sphären ihres Gebrauches die allgemeinste und wichtigste Bedeutung besitzen, nebst einer hiermit zusammenhangenden Unbestimmtheit der sinnverwandten philosophischen Begriffe, und er glaubte, den wahren Sinn und den wahren Zusammenhang der metaphysischen Ideen nur dadurch feststellen zu können, daß er jene Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit aufdecke und durch genaue Unterscheidungen aufhebe. In dieser Absicht schrieb er seine „Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften,“ welche in enger Verbindung mit einer allgemeinen Kritik der philosophischen Terminologie überhaupt aus dem Gesichtspunkte der Sinnverwandtschaft der Wörter und der Gleichnamigkeit der Begriffe, und mit einer Aufstellung der wichtigsten Classen sinnverwandter Wörter und gleichnamiger Begriffe in der Logik und Metaphysik eine neue Ausführung der ihm seit seiner Bekanntschaft mit der Bardili'schen Denklehre vorschwebenden Idee eines Systemes der reinen Vernunftideen enthält. Ein innerer Grund der Unverständlichkeit und Wirkungslosigkeit dieses einen sehr werthvollen Gehalt in einer unscheinbaren Hülle verbergenden Werkes liegt darin, daß in ihm die metaphysischen Begriffsbestimmungen nur in der Gestalt von Namenerklärungen gegeben, und die analytischen Nachweisungen, wie der menschliche Geist zu den hier aufgestellten metaphysischen Begriffen gelange und gelangen müsse, vernachlässigt worden sind. Zur näheren Erörterung der erkenntnißtheoretischen Ansichten, die in der Synonymik überall vorausgesetzt und nur hier und da angedeutet worden waren, gab Reinhold einige Jahre später seine „Untersuchung und Beschreibung des menschlichen Erkenntnißvermögens“ heraus. In dieser Schrift ist die Meinung zu Grunde gelegt, daß durch die Sprache derjenige Zusammenhang zwischen der Sinnlichkeit und zwischen dem Denkvermögen in der menschlichen Seele vermittelt werde, auf welchem das uns eigenthümliche Erkennen beruhe, und hiernach werden in ihr die Functionen des sinnlichen Wahrnehmungsvermögens und die verschiedenen Modificationen des Denkens geschildert, insofern dasselbe theils in der Erfahrung, theils im Gewissen, theils im Streben nach dem philosophischen Wissen sich

*) Die bezeichnete Vermittelung der Ansichten Fichte's und Jacobi's wurde von Reinhold ausgesprochen in der Abhandlung „über die Paradoxien der neuesten Philosophie.“ Hamb. 1799, und in den beiden „Sendschreiben an Lavater und an Fichte über den Glauben an Gott,“ welche in dem nämlichen Jahre ebendaselbst erschienen.

äußert. Aber es fehlte die zureichende Auseinandersetzung der Art und Weise, wie jener Zusammenhang durch die Sprache vermittelt wird, es mangelt die erschöpfende Zergliederung der menschlichen Erkenntnißthätigkeiten und die Construction derselben aus ihren durch Zergliederung gefundenen Elementen. Demzufolge sind in diesem Buche die erkenntnißtheoretischen Annahmen und Bestimmungen nicht gehörig abgeleitet und bewiesen, weshalb es auch nicht recht dazu geeignet war, die Aufmerksamkeit des philosophischen Publicums auf die schon in der Synonymik mitgetheilten Hauptresultate der Forschungen Reinhold's zu lenken. Seine letzte Schrift, welche den Titel führt: „die alte „Frage, was ist die Wahrheit? bei den erneuerten Streitigkeiten über die göttliche Offenbarung und die menschliche Vernunft in nähere Erwägung gezogen *)," enthält zwar in wissenschaftlicher Beziehung nichts Anderes, als was in der Synonymik bereits zur Sprache gebracht worden. Aber sie legt die aus diesem Werke hervorgehenden Grundsätze rücksichtlich auf das Wesentliche der Religion und Moral in gemeinfaßlichen Erörterungen dar, sie zeigt, daß die Frage über das Verhältniß unserer Vernunft zu der göttlichen Belehrung des Menschengeschlechtes nur gelehrte Streitpuncte betreffe, die nicht vor das Volk zu ziehen sein, und sie giebt über die allgemeine, innere Offenbarung Gottes in dem menschlichen Gemüth und Geist einen lehrreichen Aufschluß, durch welchen auf der einen Seite die Bedeutung und Gültigkeit der sogenannten positiven, in der Erfahrung durch geschichtliche Thatsachen und durch heilige Bücher vermittelten Offenbarung, und auf der andern Seite die Bedeutung und Gültigkeit der Vernunftthätigkeit zum Behufe der reinen Auffassung und Bewahrung der Religionswahrheiten auf eine sehr ansprechende und befriedigende Weise festgestellt und einleuchtend gemacht wird.

Karl Leonhard Reinhold,

geboren am 26. October 1757 zu Wien, trat schon im Jahre 1772 als Novize in das Jesuitencollegium seiner Vaterstadt und im Jahre 1774, nachdem jener Orden aufgehoben, in das Benedictinerkloster. 1780 ward er Novizenmeister und Lehrer der Philosophie und Mathematik, doch schon im Jahre 1783 entledigte er sich der ihn drückenden Fesseln und floh nach Leipzig. Im folgenden Jahre begab er sich nach Weimar, wo er mit Wieland in die engste Verbindung trat und Mitredacteur des Mercur wurde. 1785 erhielt er vom Herzoge das Prädicat Rath und 1787 eine außerordentliche Professur der Philosophie zu Jena, worauf er 1791 als ordentlicher Professor einrückte. Im Jahre 1794 folgte er einem ehrenvollen Rufe nach Kiel. 1816 wurde er zum Etatsrathe ernannt. Er starb am 10. April 1823. Seine Biographie gab sein Sohn Christian Ernst Gottlieb Jens Reinhold 1825 zu Jena heraus.

Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir:

Allgemeine Damenbibliothek. 6 Th. Leipz. 1785 — 89.
Herzenserleichterung über Lavater's Glaubensbekenntniß. Leipzig 1785.
Die hebräischen Mysterien. Leipzig 1785.
Ueber die nähere Betrachtung der Schönheiten eines epischen Gedichts. Jena 1788.
Versuch einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens. 2. Ausg. Jena 1795.
Briefe über die Kantische Philosophie. 2 Th. Leipz. 1790 u. 1792.
Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophie. 2 Th. Leipzig 1790 u. 91.
Auswahl vermischter Schriften. 2 Bde. Jena 1796.
Verhandlungen über die Grundbegriffe und Grundsätze der Moralität. Lübeck 1798
Ueber die Paradoxien der neusten Philosophie. Leipzig 1799.
Sendschreiben an Lavater und Fichte. Leipzig 1799.
Beiträge zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philosophie. 6 Hfte. Hamburg 1801—1803.
Bardili's und Reinhold's Briefwechsel. München 1804.
Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in der Philosophie. Kiel 1812.
Das menschliche Erkenntnißvermögen. Kiel 1816.
Was ist Wahrheit. Alt. 1820.
Ueber Religion, Glauben, Wissen rc. Hamburg 1828.

Was der ältere Reinhold als Anhänger Kant's für die Verbreitung und weitere Ausbildung des Systems seines Meisters wirkte, wird von seinem Sohne ausführlich in dessen Geschichte der Philosophie (Gotha 1830. Th. II. H. II. S. 140 flg.) dargelegt und ist, dem vorigen Artikel beigefügt worden. — Wir müssen hier um so mehr darauf verweisen, als die uns gezogenen Schranken, jedes tiefere Eingehen in Gegenstände dieser Art, verwehren. — Unermüdliches Forschen nach dem Wahren, tiefe Redlichkeit, geistvolle Auffassung und eine klare, verständliche Darstellung weisen, abgesehen von seinen streng philosophischen Leistungen, Reinhold einen hohen Rang unter den Schriftstellern unserer Nation an. Daß er mehr receptiv als productiv war und in seinem Systeme schwankend, sich später zu Fichte und Bardili wandte, lag gerade in seinem unermüdlichen Streben, das Rechte zu finden, und darf ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. — Seine rege Thätigkeit erlahmte selbst in seinem hohen Alter nicht, und es giebt wenige öffentliche Lehrer, die durch Rede und Schrift so lange segensreich gewirkt haben, wie er. Wir theilen hier eine weniger bekannte freimaurerische Rede des trefflichen Mannes mit, welche seinen reinen Charakter eben so klar wie seine ausgezeichnete Darstellungsweise zur Anschauung bringt.

Rede am Feste Johannis des Täufers 1809 in der □ Amalia, im Orient von Weimar gehalten von dem Bruder Reinhold aus Kiel.

Mit allen über der ganzen Erde zerstreuten Brüdern sind wir heute versammelt, um nach Vorschrift und Herkommen das Fest unsers Bundes zu feiern; und mit den Auserwählten unter der Menge der Berufenen feiern wir dasselbe im Geiste und in der Wahrheit dadurch, daß wir uns den Endzweck unsers Bundes ausdrücklicher ins Gedächtniß zurückrufen, heller mit dem Verstande auffassen und inniger zu Herzen nehmen.

Eine merkwürdige Beziehung auf diesen Endzweck geht schon aus dem Umstande hervor, daß unsre Stiftungsfeier am Festtage Johannes des Täufers begangen wird. Unverkennbar ist dadurch der Vorläufer Jesu als Vorbild unsers eigenthümlichen Berufes als Freimaurer aufgestellt, und ist das Verhältniß, in welchem das Wesen der Freimaurerei zum Wesen der Menschheit stehen muß, durch das Verhältniß angedeutet, in welchem dieser große Mann zu jenem göttlichen Manne gestanden hat, durch dessen Leben, Lehre und Tod in der seligmachenden Wahrheit: „daß das Wesen der Menschheit in der Verwandtschaft mit der Gottheit bestehe, das wichtigste aller Geheimnisse geoffenbart worden ist. Gleichwie der erste Zeuge und Verkündiger des Erstgebornen unter den Kindern des himmlischen Vaters," so soll auch der Freimaurer sich von der Welt absondern, durch welche das Wesen der Menschheit verkannt und verläugnet wird; und er soll dasselbe in der Abgeschiedenheit von den Kindern dieser Welt durch Kopf und Herz erkennen, und durch Wort und That bekennen lernen.

Die Freimaurerei ist keineswegs jenes Wesen selbst, welches vor ihr gewesen ist, und welchem sie sich selbst, nicht weniger als alles Uebrige unterordnet. — Aber sie soll der lebendigen Anerkennung desselben den Weg bereiten. In dieser Anerkennung besteht das Licht, welches die Freimaurerei ihren Eingeweihten sehen läßt, das Licht, welches den wahren Menschen erleuchtet, und der Welt unbekannt ist; und das Wort Menschheit, das durch den Mißbrauch, den die Weltklugen und Weltweisen damit zu treiben gewohnt sind, seine wahre und wesentliche Bedeutung verloren hat, ist das geheimnißvolle Wort, welches der Freimaurer suchen und finden soll.

Der wahre Mensch ist etwas ganz Anderes, als was insgemein unter dieser Benennung verstanden wird. Es ist die eigen-

thümlichste Eigenthümlichkeit der wahren Menschheit, daß ihr der Unterschied und Zusammenhang des Uebersinnlichen mit dem Sinnlichen, des Inneren mit dem Aeußern, und des Endzweckes mit den Mitteln nicht nur nicht fremd ist, sondern daß ihr derselbe als das heilige Verhältniß am Herzen liege, in welchem die Wahrheit des Erkennens und des Seins und die Rechtschaffenheit des Wollens und des Handelns besteht. Hingegen ist es der Gemeinheit der insgemein sogenannten Menschen eigenthümlich, daß ihr das besagte Verhältniß entweder gänzlich unbekannt bleibt, oder daß sie dasselbe verkennt und mißdeutet. Inwiefern sie überhaupt nur für das Sinnliche ohne das Uebersinnliche, nur für das Aeußere ohne das Innere, nur für Mittel und untergeordnete Zwecke, ohne den Endzweck, Sinn und Verstand hat, und inwiefern sie in ihrer Befangenheit durch das Eine und in ihrer Achtlosigkeit gegen das Andere unverschleiert und ungeschmückt in dem Pöbel aller Stände hervortritt; in sofern ist die ungebildete, rohe, gemeine Gemeinheit. Inwiefern sie aber das Eine und das Andere, bald unter dem Scheine dasselbe zu unterscheiden, trennt, oder in Widerspruch setzt, und bald unter dem Scheine dasselbe zu vereinigen, gleichsetzt oder vereinerleiet; in wiefern sie die feineren Eigenthümlichkeiten des Sinnlichen für das Uebersinnliche, die weniger handgreiflichen Merkmale des Aeußeren für das Innere, und untergeordnete Zwecke für den Zweck aller Zwecke annimmt; und in wiefern sie durch den erkünstelten Schein des Ungemeinen sich verschleiernd und zierend in der gelehrten und in der feinen und großen Welt sich hervorthut: in sofern ist sie die verbildete, vornehmthuende, ungemeine Gemeinheit.

Sonach besteht das Wesen der Gemeinheit überhaupt in der Denkart und Gesinnung derjenigen, welche nur dem Handgreiflichen und Sichtbaren ausschließend wirkliches Sein einräumen, und die schon vom Platon, im Theätet, unter diesem Charakter beschrieben, und mit dem Namen der Uneingeweihten, Unheiligen, Profanen, bezeichnet worden sind. Nicht nur da, wo der sogenannte gemeine Mann, erschöpft durch die dringende Sorge für den lebendigen Leib, nichts Höheres zu fühlen und zu denken vermag, als daß er sich nähren, kleiden, beherbergen, oder was in seiner Sprache dasselbe heißt, daß er leben müsse, ist das Gemeine und Profane, einheimisch. Dasselbe ist auch dort, und zwar noch tiefer eingewurzelt, anzutreffen, wo die Verfeinerung, Vervielfältigung, Verzierung, und selbst die Verschönerung der sinnlichen Bedürfnisse und Genußmittel die einzige, oder doch die hauptsächlichste, Angelegenheit ausmacht, wo die Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge und Gegenstände des Genusses für die eigenthümlichste Veredlung des menschlichen Lebens gilt, und die schwelgerische Muße des Reichbegüterten das hohe Leben genannt wird.

Am tiefsten ist das Gemeine und Profane dort eingewurzelt, wo dasselbe auf das Ungemeine und Höhere die lautesten und stolzesten Ansprüche macht, wo der Feldherr und der Staatsmann in der Kenntniß und Geschicklichkeit Völker durch Feuer und Schwert zu überwältigen, und durch List und Gewalt zu beherrschen, den erhabensten Beruf eines Menschen zu finden und auszuüben glaubt, — wo der Gelehrte das besondere Fach des Wissens, welches er eben zu bedienen hat, mit Herabsetzung der übrigen für das wichtigste unter allen hält und geltend macht, — wo der Virtuose, im stolzen Genusse seiner Wirksamkeit und seiner Werke, das höchste Leben der Menschheit zu leben wähnt, und auf den Gelehrten, den Staatsmann und den Feldherrn mitleidig herabsieht, — wo der Künstler und der Kunstfreund den Tempel des Geschmacks, der nur den Vorhof zum innersten Heiligthume der Humanität ist, für dieses Heiligthum selber, Religion und Moralität für bloße Aufgaben zu unterhaltenden Compositionen, und das Wesen der Wahrheit aufs höchste für die Seele einer Grazie ansieht, die keine andere Bestimmung habe, als die Reize eines schönen Leibes zu beleben, — wo endlich der Weltweise von Profession denjenigen Schein der Wahrheit, der eben seinem Eigendünkel am meisten schmeichelt, und durch den er am meisten zu glänzen hofft, für das Wesen der Wahrheit annimmt, durch Witz und Scharfsinn in einem blendenden Lehrgebäude verarbeitet, und zum ewigen Denkmal der Ueberlegenheit seines speculirenden Ichs über jedes Andere aufstellt.

Ueberhaupt macht Entfernung von dem Wesen der Menschheit den gemeinschaftlichen Charakter aller, noch so verschiedener, Erscheinungen der gemeinen und der vornehmen Gemeinheit aus; und wenn es dem Taglöhner, dem Landbauer, dem Handwerker, dem gemeinen Soldaten, dem Dienstboten an Zeit, Gelegenheit und Antrieb gebricht, um sich zum Gefühle und Begriffe jenes Wesens zu erheben: so bleiben hinter diesem Ziele, und zwar mehr aus Willkür als aus Noth, auch diejenigen zurück, welche sich durch äußere Umstände begünstigt, über die gemeine Menschheit erhaben dünken, und in deren Personen dem Feldherrn, dem Staatsmanne, dem Gelehrten, dem Künstler, dem Weltweisen — das Wesen der Menschheit untergeordnet oder, da sich dasselbe nicht unterordnen läßt, aufgeopfert wird.

Das Wesen der Menschheit offenbart sich an den Individuen, welche für dasselbe reif geworden, und dadurch zum wahren Menschenleben erwacht sind, zunächst in demjenigen Bestreben nach Wahrheit und Recht, welchem jedes Andere, folglich auch das Bestreben nach Schönheit, Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit nicht zwar aufgeopfert, aber ausdrücklich und absichtlich untergeordnet ist.

Die Wahrheit wahrhaftig erkennen, und in Kraft dieser Erkenntniß, das heißt, recht handeln, ist die erste Angelegenheit des wahren Menschen als solchen; und dieser glaubt und bekennt daher durch Denkart und Gesinnung, Wort und That: daß das Streben nach Wahrheit und Recht das Einzige sei, was in und durch sich selber und unter allen Umständen und ohne alle Ausnahme gut ist; das Einzige, was durch keinen Zufall weder gegeben, noch genommen, durch keine Freigebigkeit der Natur und des Glückes vermehrt, und durch keine Kargheit von Beiden verminbert werden kann; das Einzige, dem alle Gaben der Natur und des Glückes ihren wahren Werth verdanken, und wodurch die ganze Stufenleiter des Wünschenswerthen und Wissenswürdigen bestimmt wird; das Einzige, das den Zweck aller Zwecke, den Endzweck, ausmacht, dem Genuß und Arbeit, Besitz und Gewerb, Kunst und Wissenschaft, — wenn dieses Alles nicht gemißbraucht werden soll, — als bloßes Mittel unterworfen werden muß; das Einzige, wodurch dem Menschen das wahre Wohlbefinden zugesichert, jedes Unglück unschädlich und heilsam gemacht, und jedes Glück zur Glückseligkeit erhoben wird; das Einzige, wodurch sich der Mensch seiner Verwandtschaft mit dem denkenden Urwesen unmittelbar bewußt wird, in dem Schöpfer und Beherrscher des Weltalls seinen Vater, und in den vernünftigen Bewohnern aller Weltkörper seine Brüder erkennt; das Einzige endlich, wodurch ihm bei seiner Sterblichkeit als Bewohner dieser Erde sichere und heitere Aussicht auf ein Leben jenseits des Grabes eröffnet wird, welches für ihn schon diesseits durch die wahre, und eben darum ewige, Liebe der Wahrheit und des Rechtes angefangen hat.

Die durch dieses Glaubensbekenntniß sich aussprechende, und in der Einhelligkeit der Gefühle und der Begriffe bestehende, lebendige Ueberzeugung ist der seligmachende Glaube des reifen Menschen, das Lebenslicht und die Lebenswärme seines unsterblichen Geistes. Der Gewissenhafte findet diese Ueberzeugung im Gewissen, das heißt, in demjenigen Bewußtsein, welches vor jedem andern wahre Gewißheit hat, weil es durch die Wahrheit, die in demselben von sich selbst zeuget, unmittelbar gewiß ist. Der Stifter des Christenthums hat der Erste diese Ueberzeugung in ihrer Lauterkeit und Lebendigkeit öffentlich verkündigt, und insbesondere in den Ausspruch zusammengefaßt: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen. Die Philosophie, welche kein erkünstelter Wahn des Eigendünkels ist, maßet sich keineswegs an, diese Ueberzeugung zu begründen, die eher ist, als sie selber, und die von dem Gefühle der Wahrheit ausgeht, zu welchem der Begriff erst hinzu kommen kann. Aber es ist die eigenthümlichste Bestimmung und das erhabenste Geschäft der wahren Philosophie, die Gefühle des Uebersinnlichen gegen die Verdunklung und Mißdeutung durch Begriffe zu verwahren, den Unterschied des Glaubens des Gewissens von Aberglauben und Unglauben wissenschaftlich darzuthun, die Eintracht des Kopfes mit dem Herzen durch deutliche Erkenntniß sicher zu stellen, und sonach zwar nicht die Grundfeste, aber die Schutzwehr des Einen zu sein, das der Menschheit Noth ist.

Es versteht sich also von selbst, daß auch die Freimaurerei keineswegs im ausschließenden Besitze dieses Einen sich befinden, und daß durch dieselbe weder das Christenthum noch die Philosophie, welche über dieses Eine vollkommen einverstanden sind, entbehrlich werden können. Die dem Freimaurer eigenthümlichen Kenntnisse, können weder über den Inhalt der Ueberzeugung, durch welche das Wesen der Menschheit sich offenbart, hinausgehen, noch hinter denselben zurückbleiben; und sie können weder in einer Ansicht des Christenthums bestehen, welche der wahren Philosophie, noch in einem angeblich philosophischen Wissen, das dem wahren Christenthume widerspricht. Für den Fanatismus des Aberglaubens ist die Freimaurerei eine geheime Pflanzschule der Kunst, das Unbegreifliche zu begreifen, das Unsichtbare zu sehen, und das Unmögliche wirklich zu machen. Für den Fanatismus des Unglaubens ist sie eine geheime Pflanzschule derjenigen Aufklärung, welche den Glauben des Gewissens mit dem Aberglauben verwechselt und verwirft. Für den Indifferentismus, welchem Glaube, Aberglaube und Unglaube für Einerlei gilt, ist sie nichts weiter als eine Club-Gesellschaft, die sich von den Uebrigen durch ihr geheimnißvolles Ansehen, durch Almosengeben, und durch die ausgebreiteten Bekanntschaften, die sie veranlaßt, auszeichnet. Aber für den gesunden Verstand des gewissenhaften Mannes kann sie nichts Geringeres und nichts Höheres sein, als

eine Anstalt zur Erweckung, Belebung und Fortpflanzung des Glaubens, der vom Wesen der Menschheit ausgeht und auf dasselbe zurückführt.

In dieser allein und wahrhaft ehrwürdigen Eigenschaft unterscheidet die Freimaurerei das besagte Wesen absichtlich und ausdrücklich von allen den Zufälligkeiten, durch welche dasselbe im gemeinen Leben unkenntlich und unwirksam wird. Ihre Mysterien bestehen lediglich in der äußeren Darstellung der Erhabenheit des Berufes *vor Allem* nach Wahrheit und Recht zu streben, folglich ein wahrer Mensch zu werden, über alle besonderen Berufsarten, welche nur unter Jenem, und durch Jenen allein, probehaltige Schätzbarkeit, inneren Werth und wahre Würde annehmen und behaupten können. Der Tempel, den sie baut, bewohnt, und bewahrt, ist der Anerkennung, dem Genusse und dem Bekenntnisse derjenigen *brüderlichen Gleichheit* geheiliget, welche unter allen wahren Menschen durch ihren gemeinschaftlichen Beruf stattfindet, und welche nur in dem Auge der gemeinen und vornehmen Gemeinheit, oder was dasselbe heißt, im Urtheile der Welt, theils durch die bürgerlichen Unterschiede der Stände, theils durch die natürlichen Unterschiede der Glücksgüter, und der Fähigkeiten und Geschicklichkeiten des Kopfes aufgehoben ist.

Diese nichts weniger als gemeine Freimaurerei setzt freilich schon Männer voraus, denen das Wesen der Menschheit am Herzen liegt, Männer, deren Bewußtsein bereits zu klaren Gefühlen und richtigen Begriffen des wahren Menschenwerthes erwacht ist. — Wozu also erst eine besondere Erziehungsanstalt für diese Mündigen? Wozu ein besonderes Bündniß, wozu Zeichen und Symbole, um eine Ueberzeugung zu unterstützen, welche jeder Verbündete schon mit sich in den Bund bringen muß, und die nur aus seinem eigenen Gewissen hervorgehen kann? — Dazu, meine Brüder, auf daß diese Ueberzeugung, welche von außenher auf so mannichfaltige Art erschwert, angefochten, erschüttert wird, auch von außenher erleichtert, angeregt, festgehalten werde. — Dazu, meine Brüder, auf daß auch die Anerkennung des Wesens der Menschheit durch eine ihr angemessene Aeußerung sich absichtlich und ausdrücklich ausspreche; da es überhaupt für den Menschen kein Inneres ohne ein Aeußeres, keinen Geist ohne Buchstaben, keinen Gedanken ohne Wort giebt.

Wenn die rohe Gemeinheit nichts als das Aeußere kennt und liebt, den Geist über dem Buchstaben verliert, und mit Worten ohne Gedanken spielt; so zeichnet sich die verbildete dadurch aus, daß sie im Wahne ihres Eigendünkels auch wohl das Innere ohne das Aeußere wahrnehmen, den Geist ohne Buchstaben auffassen und festhalten, das Uebersinnliche ohne Bilder anschauen, und ohne Worte denken zu können wähnt. Darum werden dieselben Aufkläeer und Aufgeklärten, welche theils die Religion überhaupt für einen Wahn des Pöbels ansahen, der durch Symbole und Ceremonien dem Aberglauben huldigt, theils aber nur eine angebliche Religion der Mündigen anerkennen, die in dem Entbehren und Verwerfen aller Symbole und Ceremonien ihr Wesen hat, — auch die Freimaurerei mit den Mißbräuchen der Freimaurer vereinerleien, und die derselben eigenthümliche symbolische Darstellungen des Wesens der Menschheit theils als Thorheiten, theils als Aergernisse verschreien. Der wahrhaft aufgeklärte Mensch hingegen versteht sich auf den Unterschied und Zusammenhang des Geistes und des Buchstabens, durch die Unterordnung des Buchstabens, als des Mittels, unter den Geist, als den Endzweck; und er weiß, daß das Uebersinnliche Wesen der Menschheit sich so wenig, als irgend ein anderer übersinnlicher Gegenstand, nicht ohne eine besondere sinnliche Bezeichnung anerkennen läßt. Je näher ihm jenes Wesen am Herzen liegt, desto lebendiger fühlt er das Bedürfniß, sich dasselbe auch durch den vernunftmäßigen Gebrauch der Einbildungskraft in zweckdienlichen Bildern zu vergegenwärtigen, und durch immer wiederkehrende Anregung von außen nicht weniger, als durch fortwährende Erneuerung im Innern, seinen Glauben und seine Liebe gegen die Verdunklung und Verkältung zu verwahren, denen beides in der sogenannten Welt unvermeidlich ausgesetzt und unterworfen ist. Indem er endlich seine Ansicht der Wahrheit, als die seinige, von der Wahrheit, als solcher, zu unterscheiden bescheiden genug ist, indem er die Täuschungen durch die Selbstliebe nicht weniger kennt und fürchtet, als er der Wahrheit glaubt und vertraut, wird es ihm zu einem dringenden Bedürfnisse, seine individuelle Denkart und Gesinnung durch Mittheilung und Theilnehmung an der Denkart und Gesinnung anderer wahrer Menschen zu veredeln, und das Licht seines Geistes und die Wärme seines Herzens durch die heller und höher auflodernde Flamme zu verstärken, die aus den vereinigten Gemüthern gleichdenkender und gleichgesinnter Freunde der Wahrheit und des Rechtes emporsteigt.

Durch dieses gemeinschaftliche Bedürfniß angetrieben, werden sich diese Geistesverwandten zu allen Zeiten einen stillen Zufluchtsort aufsuchen müssen, wo ihr Glaube und ihre Liebe ungestört, und ungescheut und vollständig sich ausspreche, und durch dieses Aussprechen sich verkläre, verdeutliche und verstärke. Am unentbehrlichsten aber wird ihnen ein solcher Zufluchtsort in einem Zeitalter werden müssen, in welchem der *Egoismus*, nachdem er im Schooße der sinnlichen Cultur zur vollen Reife gelangt ist, sich ausdrücklicher als je für das Wesen der Menschheit ausgiebt, — wo das Unrecht seine Uebermacht durch List und Gewalt, und die Lüge ihr Blendwerk durch Schmeichelei gegen das Glück und Verläumdung des Unglücks öffentlicher als je ausspricht, — und die Gefahr der Menschen, *an der Menschheit irre zu werden*, auf's höchste gestiegen scheint.

Während der beispiellosen Periode der neuesten Weltgeschichte, welche mit der französischen Revolution begonnen hat, und nur mit der europäischen sich endigen kann, sind die Denkarten und Gesinnungen, so weit sich dieselben durch die öffentlichen Meinungen und Handlungen ankündigen, zugleich mit den bisherigen Verfassungen und Verwaltungen der Staaten, mehr oder weniger vom Grunde aus erschüttert worden. Die Bande des Herkommens und der Gewohnheiten, durch welche die Ansichten und Leidenschaften an die vorige Ordnung der Dinge gebunden waren, sind durch die unwiderstehliche Macht der siegenden Gewalt zerrissen worden, und das dem Kriege eigenthümliche Recht des Stärkern ist eine geraume Zeit hindurch der einstweilige Bestimmungsgrund der menschlichen Schicksale und die Triebfeder geworden, welche die Gemüther durch Furcht und Hoffnung in Bewegung setzt. Dadurch und durch den gewaltsamen Tod, die Verstümmlung, die Beraubung, die Mißhandlung, die Bedrückung von Millionen, mit Einem Worte, durch die Uebel, welche vom Menschen dem Menschen zugefügt, vorzugsweise die Gräuel sind und heißen, sind nach und nach die Gefühle des Menschenwerths abgestumpft und verkältet, und die Begriffe des Menschenwerths verwirrt und verdunkelt worden. Dieser Erfolg war um so unvermeidlicher und ausgebreiteter, weil die Ereignisse, welche ihn herbeiführten, in der Zeit eintraten, da Europa den höchsten Grad seiner bisherigen Cultur erreicht hatte. Insbesondere hatte sich für die deutsche Sprachgenossenschaft während des Friedens nach dem siebenjährigen Kriege, jene Epoche der verbesserten Sprache und Litteratur eingefunden, welche mit den goldenen Zeitaltern der Italiener, Franzosen und Engländer wetteiferte, und jedes derselben schon darum übertreffen mußte, weil sie sich die Erzeugnisse Aller zu Nutzen machte. Daß in diesem glänzenden Zeitraume auch bei uns die Künste und Wissenschaften vielmehr als Werkzeuge der *Geschicklichkeit*, als der *Sittlichkeit* bearbeitet wurden, war um so weniger bemerklich, je mehr man diese beiden Arten der Cultur unter dem gemeinschaftlichen Namen der *Aufklärung* verwechselte. Daher jene übertriebene Schätzung der Beschaffenheit und des Grades der höheren Geistesbildung der Deutschen, und jene ungemessenen und vermessenen Erwartungen, welche durch die bald darauf plötzlich hereinbrechende Gewalt erschütternder Begebenheiten niedergeschlagen, der Hofnungslosigkeit, der Verzweiflung und der gefühllosen Gleichgültigkeit Platz gemacht haben. An die Stelle des noch vor Kurzem sich so stolz ankündigenden Vertrauens theils auf die fortschreitende Veredlung der Menschheit, theils auf den besondern Beruf der deutschen Rechtlichkeit und Gründlichkeit, diese Veredlung auf eine ausgezeichnete Weise zu befördern, herrscht gegenwärtig unter den Deutschen theils die bange, jedes höhere Interesse verschlingende, Sorge für bedrohtes Leben und Eigenthum, theils das entnervende Gefühl der Ohnmacht und Wehrlosigkeit eines besiegten Vaterlandes, theils aber auch das Bestreben, aus den Zeitumständen Vortheil zu ziehen, und an der Beute, der Macht und dem Glanze der Sieger Theil zu nehmen. Während die Lenker der öffentlichen Ueberzeugung im Lehrstande immer allgemeiner und lauter dem Glücke huldigen, die Künste und Wissenschaften immer auffallender nach dem Sinne der neuen Brodherrn der Künstler und Gelehrten sich ausdrücken lernen, und selbst Religion und Moralität als Werkzeuge und Verzierungen der Gewalt auftreten müssen: greift unter allen Ständen das schlimmste und gewisseste Kennzeichen des Abfalls der menschlichen Individuen vom Wesen der Menschheit immer weiter um sich, der *Indifferentismus*, welcher der höchsten Stufe der Verbildung mit der untersten der Rohheit gemein ist, in dem *Nichtachten* des ewigen Unterschiedes zwischen Recht und Gewalt, Pflicht und Zwang, Gott und Natur, Vernunft und Sinnlichkeit besteht, und der als der populäre Indifferentismus in der *Unwissenheit jenes Unterschiedes*, als die speculative Indifferenzlehre der modernen Weltweisheit in der eingebildeten *Anschauung des Nichtunterschiedes* sein Wesen hat.

Allein so gewiß als der besagte *Unterschied* ewig ist, und das Wesen der Wahrheit selbst ausmacht, und so gewiß das denkende Urwesen über dem Wesen der Dinge und dem Wechsel ihrer Erscheinungen waltet: eben so gewiß ist auch der gegenwärtigen, theils wilden, theils methodischen Verwirrung aller nicht in die Sinne fallender, aber der Vernunft wesentlicher Unterschiede ein Ziel gesetzt, welches selbst durch die Größe der Verwirrung schneller herbei geführt wird. In den Gemüthern der Wenigen, deren Glaube an Wahrheit und Recht die schwere Probe dieser

Zeit überstanden, und eben darum an Festigkeit, Lauterkeit und Lebendigkeit gewonnen hat, ist die sicherste Bürgschaft und die wirksamste Gewährleistung der besseren Zukunft aufbewahrt. Ungeblendet sowohl durch die finsteren Erscheinungen des Unglücks, als auch durch die glänzenden des Glücks haben diese Erprobten und Treubefundenen das Wandelbare bestimmter als je von dem Unwandelbaren unterscheiden und demselben unterordnen gelernt, und mit unerschütterlichem Vertrauen erwarten sie den Sieg der Wahrheit und des Rechtes über Täuschung und Willkür, den ihre Ueberzeugung und Rechtschaffenheit herbeiführen hilft. Bei dem so schneidend hervorgetretenen Contraste des durch Eigendünkel und Gewaltsamkeit herrschenden Egoismus haben sie sich einander in ihrer gemeinschaftlichen Denkart und Gesinnung, auch ohne sich persönlich zu kennen, bestimmter als je von den Weltleuten unterscheiden, und inniger achten und lieben gelernt. Wie könnten sie säumen, einander aufzusuchen, und ausdrücklich den Bund für Wahrheit und Recht zu schließen, der, indem er sich jetzt mehr als je durch Wort und That äußern muß, nicht mehr bloß stillschweigend unter ihnen bestehen kann, der den Anmaßungen der Selbstsucht die bescheidene und ruhige Kraft der Ueberzeugung und der Rechtschaffenheit entgegengestellt, und der selbst den Weltleuten unverdächtig bleiben muß, weil er es ihnen ausschließend überläßt, Gewalt durch Gewalt und Täuschung durch Täuschung zu bekämpfen. Im stillen Heiligthume dieses Bundes erhebt und entwickelt sich das höhere Menschenleben, welches im Gewühle und Geräusche des gemeinen Weltlebens verloren geht, eröffnet sich eine unversiegbare Quelle des Trostes und der Erheiterung für eine trostlose und dunkle Gegenwart, und sammelt sich ein unverlierbarer Schatz gereinigter Gefühle und berichtigter Begriffe, zum Behufe einer tröstlichen und heiteren Zukunft. — Mit Einem Worte, meine Brüder! Dieser Bund der Einverstandenen über Wahrheit und Recht ist, was die Freimaurerei vernünftigerweise sein kann und soll, und was dieselbe werden muß, wenn sie nicht, der rohen und verbildeten Gemeinheit überlassen, immer tiefer unter die Werkzeuge der Entartung und Verschlimmerung herabsinken, sondern zum Werkzeuge der Verbesserung und Veredlung verbessert und veredelt werden soll.

Insbesondere kann allein der beschriebene Bund den klar und deutlich gedachten Endzweck ausmachen, durch welchen sich die S. E. W. Große Provinzial □ in Hamburg und die unter ihr vereinigten Schwester □□ von den Systemen, die entweder wirklich andere Zwecke haben, oder denen der besagte Endzweck nur dunkel und verworren vorschwebt, zu unterscheiden streben. Nur als ein Mitglied jenes Bundes weiß der Freimaurer wirklich, was er will, und will auch wirklich, was er weiß, und weiß und will nichts Geringeres und nichts Größeres, als daß er berufen sei, das Ebenbild der Gottheit im Wesen der Menschheit zu offenbaren, in diesem Sinne wahrer Mensch zu werden, und das wahre Menschwerden befördern zu helfen; so daß von ihm gelten könne, was im Evangelium des heutigen Festtages von Johannes dem Täufer geschrieben steht: „Du wirst ein Prophet des Höchsten genannt werden, denn du wirst einhergehen vor demselben, daß du seinen Weg bereitest, und die Erkenntniß des Heils gebest seinem Volke.“

So wachse dann auch unter dem Segen des höchsten Baumeisters die in diesem Geiste wiedergeborne Sehr Ehrwürdige □ Amalia im Oriente von Weimar, werde immer stärker in diesem Geiste, und bleibe in ihrer Abgeschiedenheit nicht weniger von dem gemeinen freimaurerischen als von dem übrigen profanen Volke, bis endlich das Wesen der Menschheit aufgehört haben wird, den Weisen und Mächtigen dieser Welt ein Geheimniß zu sein.

Heinrich Friedrich Ludwig Rellstab,

geboren zu Berlin am 13. April 1799, Sohn eines Musikalienhändlers, ging 1813 als Freiwilliger in preußische Kriegsdienste, ward später Grenadier-Officier, nahm aber 1824 seinen Abschied, und lebt seitdem als Schriftsteller und Theilhaber der Laue'schen Buchhandlung in Berlin.

Außer vielen Journalartikeln schrieb er theils unter dem pseudonymen Namen Freimund Zuschauer, theils unter seinem wirklichen:

- Griechenland's Morgenröthe in neun Gedichten. Heidelberg 1822.
- Karl der Kühne. Trauerspiel. Berlin 1824.
- Sagen und romantische Erzählungen. Berlin 1825—1829, 3 Bdchen.
- Ueber das Leben und die Werke Walter Scott's. Berlin 1826.
- Henriette oder die schöne Sängerin. Leipzig 1826.
- Gedichte. Berlin 1827, 1s Bdchen.
- Ueber mein Verhältniß als Kritiker zu Spontini. Leipzig 1827.
- Algier und Paris im Jahre 1830. Berlin 1830—1831, 3 Bde.
- Erzählungen, Skizzen und Gedichte. Berlin 1833, 3 Bde.
- Der Wildschütz. Roman. Berlin 1835.
- 1812. Historischer Roman. 2te Aufl. Leipzig 1836, 4 Bde.
- Genre- und Fresco-Skizzen aus Berlin und Athen. Leipzig 1836.
- Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Leipzig 1836, 2 Thle.
- Empfindsame Reisen. Leipzig 1836.
- Berlin. Eine Wochenschrift. 1r Jahrg. Berlin 1835.
- Berlin und Athen. Eine Zeitschrift. 1r Jahrgang. Berlin 1836.
- Iris im Gebiete der Tonkunst. 1r—7r Jahrgang. Berlin 1830—1836.
- Scherz und Ernst. Leipzig 1837.
- Einzelne Aufsätze, Erzählungen u. s. w. in Journalen u. s. w.

R. hat sich sowohl als gründlicher und geschmackvoller Kritiker auf dem Gebiete der Musik, wie als talentvoller und geistreicher Erzähler und Humorist einen geachteten Namen erworben. Lebendigkeit der Auffassung gute Charakterzeichnung, gefällige und elegante Darstellung sind ihm eigen, doch vermißt man, namentlich in seinen historischen Romanen Eins, dessen Mangel, trotz allen anderen ihm verliehenen Gaben, stets fühlbar bleibt, und das Menzel (deutsche Litteratur Nr. 308) sehr richtig mit den Worten bezeichnet: „die tiefen Schatten der Leidenschaften fehlen.“

Der Goldschmied von Augsburg*).

Eine Erzählung.

1.

In einer Weinstube zu Nürnberg, die die Fenster gerade nach der Hauptthür der St. Sebaldus-Kirche hinaus hatte, saßen im Maien des Jahres 1495 etliche muntere Gesellen beim Becher edlen Steinweins, und zwar am Ostersonntag und noch dazu während der Messe; denn auch damals waren weder die Weinwirthe noch ihre Gäste die frömmsten Leute in der Stadt. Unter ihnen befand sich ein Fremder, ein gar reicher und stattlicher junger Mann aus Augsburg, Namens Bernhard, der die edle, damals viel höher als jetzt geschätzte Kunst der Gold- und Silberschmiederei trefflich verstand. Er war nach Nürnberg gekommen, um etliche kostbare Stücke seiner Arbeit zu verkaufen, dagegen aber auch Edelsteine, Gold und Elfenbein einzuhandeln, die er in Nürnberg besser haben konnte, als in Augsburg; denn damals verkehrten die Nürnberger noch viel mit den Venetianern, und von allem, was Arabien und Indien Kostbares lieferte, traf man bei ihnen den reichsten Markt. Das war also die Ursache, aus der Herr Bernhard die Reise nach Nürnberg gethan hatte; in's Weinhaus war er aber gegangen, um auf einen abgeschlossenen Handel mit einem Juwelenhändler, Namens Herbert, einen Becher Firnewein zu trinken. Herbert saß ihm zur Seite, und beide schauten abwechselnd bald in's Glas, bald durch's Fenster nach der Kirchthür. Jetzt schlug die Thurmuhr eilf, die Thür öffnete sich, und die fromme Menge drängte sich bunt daraus hervor.

*) Aus Rellstab's Sagen und Erzählungen. 3s Bdchen. Berlin 1829.

„Der Daus,“ rief Bernhard, „ich weiß mir wahrhaft kein beff'res Vergnügen, als an einem Sonntage die geputzten Mädchen und Frauen aus der Kirche kommen zu sehn. Und wenn noch dazu die Sonne so hell am blauen Himmel scheint wie heut, und die Bäume so frisch grün an der alten Mauer stehen, und die Luft so milde ist, und die Glocken so hell läuten, da möcht ich, bei meinem Schutzpatron! vor Vergnügen tanzen. — Noch eine Flasche Steinwein!“

„Gelt?“ schmunzelte der alte Herbert, „Augsburg ist eine schöne Stadt, aber Nürnberg hat hübschere Mädchen!“

„Pah!“ entgegnete Bernhard, die Augsburgerinnen sind auch nicht von Holz! Da ist zum Beispiel . . .“

„Halt!“ rief Herbert dazwischen, „nennt mir keine, denn es werden nicht fünf Minuten verstreichen, so reut es Euch. Hier neben an wohnt ein Mädchen, sie muß auch gleich aus der Kirche kommen, wenn Ihr die gesehen habt, so schwört Ihr, daß die Augsburgerinnen Zigeunerinnen sind; darauf verwett' ich ein Ohm Steinwein.“

„Ihr meint die schöne Elisabeth, nicht so, Herr Herbert?“ sprach der Schenkwirth dazwischen, „die Tochter von meinem Nachbar dem Schmied? Das glaub' ich! das ist ein Mädel! Aber aufgepaßt, eben tritt sie aus der Kirchthür. Die mit dem nußbraunen Haar, im schwarzen Corsett, mit dem goldnen Kreuz am Kettlein um den Hals! Seht Ihr, Herr Bernhard?“

„Die mit dem Gebetbuch in der Hand?“ fragte der Augsburger.

„Richtig! Nun?“ rief Herbert.

„Je nun,“ erwiederte Bernhard, der in's Fenster getreten war, „sie ist nicht häßlich! — Sie ist recht hübsch! — Der Tausend das sind ein paar Augen! Und ein Wuchs! — Jetzt da sie näher kommt, sieht man's erst! — Meiner Treu sie ist schön! Und wie sie sich hält! So sittsam und doch so frei! — Und nun bemerk' ich's erst recht, die Purpurlippen! Und wie sie damit lächeln kann! Jetzt eben, als sie die alte Here grüßte, die vorüber ging, habt Ihrs geseh'n?“ Um die schöne Nürnbergerin weiter zu verfolgen, lehnte sich Bernhard zum Fenster hinaus.

„Der ist weg!“ sprach Herbert leise und lächelte den Wirth pfiffig an.

„Glaub's auch,“ bekräftigte dieser, „ich bin ordentlich stolz auf die Nachbarschaft des alten Schmieds!“ Indem drehte sich Bernhard um, und fragte: „Wohnt sie in dem Hause, wo sie hineingegangen ist?“ „Freilich,“ erwiederte der Wirth, „sie ist die Tochter eines Waffenschmieds, der sich Meister Reinhold nennt.“ Während der Wirth die Antwort gab, hatte Bernhard schon sein Barett aufgesetzt, und machte Miene, der Schönen gleich einen Besuch zu machen. Allein der alte Herbert hielt ihn fest und fragte: „Seid Ihr toll, Herr Bernhard? Der alte Schmied würde Euch zur Werkstätte hinaus führen! Ich stehe nicht dafür, daß er Euch nicht für einen Amboß nähme, und seinen schwersten Hammer auf Euch probirte. Sacht, sacht! Ist das bei Euch in Augsburg so Sitte, daß man den Mädchen, die aus der Kirche kommen, in die Kammer nachgeht?“

„Geht zum Teufel!“ fuhr Bernhard auf, „wie soll man sie denn kennen lernen?“

„Nur Geduld,“ fuhr Herbert gelassen fort, „dazu ließe sich wohl noch anderer und besserer Rath ersinnen. Heut' ist Sonntag, da wird sie mit ihrem Vater spazieren gehen, entweder auf der Vogelwiese, oder vielleicht am Dutzendteich, oder hinaus auf die Straße nach Feucht oder . . .“

„Daß Euch der Teufel hole mit Eurem Oder! Oder, oder, oder! Ich kann mich doch nicht in sieben und siebenzig Arme spalten, wie ein Polyp, und überall umher kreuzen? Und sehen will ich sie, darauf verpfänd' ich meinen Handschlag.“

„Ich wüßte einen Vorschlag, sprach der Wirth; „nehmt Euer Mittagsmahl hier bei mir ein, und nach Tische setzen wir uns vor die Thür, auf die steinerne Bank. Wenn dann Meister Reinhold mit der Tochter aus dem Hause tritt, so wollen wir schon sehen, welchen Weg sie einschlagen, und dann schlendert Ihr so von weitem sacht hinter her!“

„Topp,“ rief Bernhard, „ich bin's zufrieden; und Ihr seid mein Gast, Herr Herbert!“ — So geschah's. Die Mahlzeit war nach Art der lustigen Zechbrüder laut und fröhlich; mancher Scherz auf den verliebten Augsburger ging beim Wein mit unter. Doch schien es, als sei Herr Bernhard ernsthafter als gewöhnlich; er brach auch gegen seine Gewohnheit die Tafel früher ab, und kränkte dadurch den alten Herbert, der bei einer Flasche noch gern ein Weilchen gesessen hätte. Aber Bernhard wollte vor der Thür sitzen. Es war das schönste Wetter von der Welt, und kein Zweifel daran, das Meister Reinhold einen Spaziergang machen werde. Nur säumte er dem ungeduldigen Augsburger ein wenig zu lange. Rechts und links traten ehrbare Bürger mit ihren geputzten Töchtern heraus und gingen vorüber. Alle grüßten freundlichst, und die Mädchen sahen sich wohl verstohlen noch einmal nach dem stattlichen Fremden um, dessen grünsammtnes Wamms mit weißer Seide geschlitzt und reich mit Gold gestickt war. Allein Bernhard, der sonst den Blicken artiger Kinder wohl zu begegnen wußte, schaute jetzt nur nach der Thür des alten Schmiedes. Endlich ging sie auf, und ein stattlicher großer Mann mit schwarzem Bart und Haar trat, von einem schlanken Mägdlein begleitet, hervor. Es waren Meister Reinhold und seine Tochter Elisabeth. Der Vater, zugleich Rathsherr, trug sich nach Art der Nürnberger Bürger schwarz, mit einem Mantel von gleicher Farbe. Ein breiter Spitzenkragen zierte seinen Hals; an den Stiefeln hatte er, sonst gegen die Sitte der Bürger, Spornen; allein er war früher Reiter gewesen, und wollte deßhalb nicht von der Gewohnheit lassen, so sehr auch die Rathsherren von Nürnberg ihre Nasen rümpften. Es hatte sogar einmal einer ein Wort darüber gesagt, allein Meister Reinhold wußte dem spitzen Redner mit Geschicklichkeit einen ungeschickten Tritt auf den Fuß beizubringen, und ihm dabei mit dem Spornrade das Fußblatt so zu ritzen, daß das helle Blut über den Strumpfzwickel lief. Seit der Zeit stichelte Niemand mehr auf des Schmieds Spornen, denn die Spornen stichelten doch zu beißend wieder. In dieser halb kriegerischen Tracht schritt der Meister vorüber, seine Tochter am Arm, die den Gruß der Bürger mit niedergeschlagenen Augen erwiederte.

„Sie gehen nach der Vogelwiese,“ raunte Herbert dem Augsburger in's Ohr, „sonst hätten sie sich rechts gedreht.“

„So laßt uns nach,“ erwiederte Bernhard, und setzte sein Barett mit dem neuen Federschmuck zurecht.

„Hütet Euch nur mit dem Schmiede Lärmen anzufangen,“ warnte der vorsichtige Juwelenhändler, „er ist ein Teufelskerl und stolz auf seine Schmiedearbeit, als wenn das die erste Beschäftigung in der Welt wäre.“

„Laßt mich nur machen,“ erwiederte Bernhard, zupfte seinen Kragen zurecht, und hing sich an Herberts Arm. Sie gingen.

2.

Elisabeth war der Stern, nach dem die beiden Abenteurer ihr Steuerruder richteten. Sie leuchtete wirklich in dem Sonntagsstaat recht lieblich blinkend vor ihnen her. Das kirchlich schwarze Gewand hatte sie abgelegt, und war jetzt in heiteren Farben gekleidet. Ein Paar der feinsten Saffianschuhe, nach damaligem Gebrauch mit Perlen gestickt, zierten den netten Fuß, der die schlankeste Gestalt trug, die je über die Gassen von Nürnberg gegangen war. Den Leib umschloß ein knappes Mieder von violetter Seide, mit feinen, goldnen Schnüren besetzt, das gegen ihr blendend weißes, leinenes Gewand, wozu sie selbst den Faden gesponnen, wohlkleidend abstach. Den weißen Nacken umgab ein feiner Spitzenkragen, aus dem das Köpfchen so zierlich hervor ragte, wie ein Tausendschönchen aus dem grünen Rasenbeet. Nach der Sitte der Zeit trug sie ein breites, goldenes Stirnband, unter dem das Haar gescheitelt war; hinten aber hatte sie die reichen Zöpfen aufgebunden, und mit einer künstlich gearbeiteten, goldnen Nadel in Gestalt eines Pfeils befestigt. So sorgfältig, sonntäglich geschmückt, ging sie sittig neben dem Vater. — Bernhard sprach leise zu Herbert: „Sie ist ein Engel, und so nett gekleidet, wie ein Edelfräulein auf dem Turnier.“ Der Alte nickte beifällig, legte den Zeigefinger, Stille gebietend, auf den Mund, und verzögerte Bernhards beschleunigten Schritt. Aber nicht sie allein fanden Elisabeth's Anzug zierlich, sondern auch alle Nürnberger, die an ihr vorüber gingen, betrachteten sie mit halb erstaunten, halb verlangenden Blicken. Denn Meister Reinhold hatte viele blanke Kronthaler im Seckel, und Elisabeth war sein Stolz und sein Augapfel. Wenn er ihr also eine Freude machen, und zugleich sich selbst daran erquicken konnte, sparte er die blanken Thaler nicht, und es war fast keine Kaufmannstochter in der ganzen reichen Stadt Nürnberg, die nicht mit Elisabeth, der schönen Schmiedstochter, die Kleidung getauscht hätte; — vollends aber das Gesicht nebst Zubehör. — So gelangte man an's Thor. Draußen war schon alles bunt und laut von Spaziergängern; denn keiner wollte den sonnigen Maitag, der sich heiter unter dem blauen Himmel lagerte, vorüber ziehen lassen, ohne ihn zu begrüßen. — Als Bernhard die bunte, wogende Menge sah, rief er: „Freund Herbert, ich bin vergnügt, wie der Kaiser! Aber jetzt laßt uns auch keck sein, damit wir dem alten Schmied näher kommen, — sonst, hol' mich der Geier, seh' ich mich hier nach einer andern hübschen Dirne um.“

„Seht Euch nur um,“ entgegnete Herbert ruhig, „wenn ihr eine findet, die mit Jungfer Elisabeth Stich halten kann, soll mir's lieb sein. Aber mit dem Meister Reinhold geht die Sache so geschwind nicht; auf der Vogelwiese wollen wir sehn was zu thun ist.“

„Ich wollte, daß . . .“ fuhr Bernhard auf. „Ihr seid so vorsichtig, als wenn wir um Juwelen handelten!“

„Handeln auch darum,“ erwiederte Herbert noch kaltblütiger

und strich sich den Bart, „so leicht ist der Abschluß nicht gemacht. Seht einmal, Jungfer Elisabeth ist nicht ein Juwel, sie ist ein wahres Schmuckkästchen. Ihre Augen sind ein paar Saphire, Rubinen von besserm Feuer als ihre Lippen hab' ich noch nicht gesehen, Perlen wie ihre Zähnchen sind hoch im Preise, und wenn sie gar ein Thränchen vergießt, so weint sie Diamanten von einem Wasser . . ."

„Von Eis, seid Ihr," schrie Bernhard auf. „Ihr Nürnberger Poet! Was ist das für eine Weise? Etwa die güldene Stern-Weis oder die Veilchen-Weis, oder die geblümte Paradies-Weis?"

„Meine Weise, und hier ist die Vogelwiese, die Poesie habe ich in Spanien gelernt," erwiederte Herbert trocken. „Spanisch kam sie mir auch vor, bei St. Sebaldus! Doch Gott sei Dank, daß wir auf dem Platze sind."

„Und nun?"

„Nun wollen wir ein wenig umher schlendern und dann dem Alten ganz zufällig begegnen. Ich will Euch als einen Fremden mit ihm bekannt machen, dann ein Gespräch mit ihm anfangen, und es Euch überlassen mit der schönen Tochter auch ein Wörtchen zu reden." So geschah es. — Man hatte Zelte im Freien aufgeschlagen, wo Wein und mancherlei andere Erfrischungen feil geboten wurden; denn die Nürnberger liebten damals das Fasten eben so wenig als jetzt irgend eine andere Nation oder Stadt. Vor den Zelten standen Bänke, Sessel und Tische, an denen sich das bunte Gewühl vorbei trieb. Dort hatte auch Meister Reinhold Platz genommen, und sah vergnügt die Leute an, ob sie seine Tochter wohl wieder ansähen. Und wenn sich so Einer oder der Andere zwei-, dreimal nach Elisabeth umschaute, dann schmunzelte er und dachte sein Theil. Jetzt kamen auch unsere beiden Spaziergänger heran.

„Gott grüß' Euch Meister Reinhold!" hub er an. „Wie geht's? Finden wir wohl hier noch ein Plätzchen?"

„Ei was solltet Ihr nicht," erwiederte der Schmied, „wir rücken ein wenig zusammen."

„Ich mache Euch Platz," sprach ein ältlicher Mann, der neben Reinhold gesessen hatte, und stand auf. Herbert nahm die verlassene Stelle ein, und saß dem Schmied zur Linken; rechts hatte dieser die Tochter, die dem Vater ein wenig näher gerückt war. Dadurch hatte sich ein Plätzchen für unsern Augsburger geöffnet, und wie der Blitz schoß er darauf zu und saß jetzt an Elisabeths rechter Hand. Der dadurch abgeschnittene Nachbar der schönen Nürnbergerin stand, sichtlich verdrießlich, auf und ging fort. — Indeß konnten die Plätze nicht besser vertheilt sein. Herberts Gespräch mußte nun die Augen des Vaters abwärts ziehen, und Bernhard konnte ungestört mit der Tochter plaudern. Zuvor machte der Juwelenhändler ihn indessen mit dem Schmiede bekannt, und sprach: „Seht hier, Meister Reinhold, einen Genossen Eurer Kunst, nur mit dem Unterschiede, daß er in Gold, und Ihr in Eisen arbeitet. Der Herr ist aus Augsburg und nennt sich Meister Bernhard."

„Es freut mich, Euch kennen zu lernen," sprach Reinhold; „gehört hab' ich schon von Euch, wiewohl ich mich sonst um die kleinen Arbeiter in Gold wenig bekümmere. Ich denke immer, es ist männlicher mit Stahl und Eisen zu thun zu haben; doch Eure Kunst in Ehren." Bernhard ließ nicht gern auf seine Beschäftigung schelten, doch nahm er's diesmal nicht so genau und sprach: „Wohl wahr! Eure Arbeit ist für den Krieg und für die Männer; unsere mehr für den Frieden und für die schönen Frauen." Dabei warf er einen Blick auf Elisabeth, die, leicht erröthend, ihr Auge von ihm auf den Boden wandte.

„Sagt mir doch, Meister Reinhold," begann jetzt Herbert, der des Alten Schwächen kannte, „ist es denn wahr, daß ein Türkenkrieg ausbrechen soll? Ihr seid im Rath und überdies ein Mann, der viele Leute kennt, und oft die ersten Neuigkeiten erfährt; erzählt mir doch ein wenig; rüstet sich der Kaiser Maximilian wirklich, und wird er bei uns durchreisen, wie man spricht?"

„Davon läßt sich viel sagen," erwiederte Reinhold, indem er sich den Bart strich, begann zu reden, und sagte auch wirklich viel. Wir wollen es aber alles überhören, und uns einmal hinter Elisabeth und Bernhard stellen, um zu erfahren, ob sie auch so viel sprechen. Wenn es auch nicht viel Worte waren, so sagten die Worte doch viel, und noch mehr wußte Bernhard mit Blicken anzudeuten, worauf Elisabeth eigentlich nichts erwiederte, aber doch nicht erzürnt darüber schien. Ihr Gespräch nahm etwa folgenden Gang.

3.

Bernhard. Ihr werdet auf mich zürnen, schöne Jungfrau Elisabeth, daß ich Euch von Eurem Nachbar getrennt habe. Der Zufall hat es für mich so glücklich eingerichtet . . .

Elisabeth. Ich kannte den Mann gar nicht, der hier neben mir saß; und wenn auch, so würde ich doch deshalb nicht zürnen, daß Ihr Euch zu uns setzt. Aber Ihr wollt gewiß gern neben dem Vater sitzen; wir können ja tauschen. Männer reden gern mit ihres Gleichen.

Bernhard. Bewahre mich mein Schutzpatron! Ich kümm're mich wenig um Kaiser und Reich, schöne Elisabeth; so wie meine Arbeit nur für die Frauen bestimmt, so zieht mich mein Sinn auch mehr zu der Unterhaltung mit ihnen, als mit Männern.

Elisabeth. An mir werdet Ihr wenig Freude haben, ich weiß von nichts zu reden. Ich verlasse selten das Haus, und da erfährt man nicht viel. Ihr seid wohl gereist?

Bernhard. In Süden und Norden. Zuletzt hat mir's aber in der Mitte zwischen beiden am besten gefallen.

Elisabeth. Da könnt Ihr gewiß viel erzählen, was Ihr alles Schönes gesehen habt.

Bernhard. Mancherlei! Aber das Schönste hier in Nürnberg.

Elisabeth. Gewiß St. Sebaldus Grab.

Bernhard. Nein, aber nahe dabei.

Elisabeth. Die neuen Apostel vom Meister Albrecht?

Bernhard. Auch nicht.

Elisabeth. Jetzt hab' ich's, das Bild der Jungfrau Maria.

Bernhard. Nein, die Jungfrau Elisabeth.

Elisabeth. Elisabeth? die heilige Elisabeth?

Bernhard. Nicht die **heilige** Elisabeth meine ich, sondern die fromme.

Elisabeth. Die fromme?

Bernhard. Nun ja, sie geht fleißig in die Messe. Heut war sie in St. Sebaldus.

Elisabeth. O geht, Ihr spottet!

Bernhard. Gewiß ich kenne nichts Schöneres! — Bei diesen Worten wollte Bernhard die Hand seiner Nachbarin fassen, allein sie ließ gerade einen Strauß von Maienblumen, mit dem sie gespielt hatte, fallen, und bückte sich darnach. Bernhard aber hatte ihn geschwinder.

Bernhard. Jetzt geb' ich Euch den Strauß nicht wieder!

Elisabeth. O, Herr Bernhard, Ihr müßt!

Bernhard. Wenn er mir aber gar zu lieb wäre?

Elisabeth. Er welkt schon, — wenn er frischer wäre . . .

Bernhard. So wolltet Ihr mir ihn schenken?

Elisabeth. Gebt ihn nur erst wieder.

Bernhard. Da ist er! Aber nun bitt' ich etwas.

Elisabeth. Und das wäre?

Bernhard. Zweierlei. Erstlich, daß Ihr bis morgen den Strauß aufbewahrt; und dann — gönnt mir das Veilchen, das Ihr am Busen tragt.

Elisabeth. Warum soll ich ihn bis morgen bewahren?

Bernhard. Ich habe einen Zauber darüber gesprochen. Morgen blüht in der Mitte ein wunderseltenes Blümchen daraus auf. Aber nicht eher als morgen; und Ihr müßt ihn sorgfältig tragen, daß die Blüthen immer oben bleiben. Und meine andere Bitte?

Elisabeth. Ihr scherzt wohl. Ein Wunderblümchen?

Bernhard. Und meine andre Bitte?

Elisabeth. Wenn das mit dem Wunderblümchen gewiß wäre!

Bernhard. Gebt nur Acht. Ich habe den Samen dazu hineingehaucht. Wenn Ihr aber den Strauß verkehrt tragt, so verstreut er sich. Vor morgen dürft Ihr auch nicht hineinsehn, sonst wird aus Allem nichts. Das Veilchen?

Elisabeth. Ihr seid ein wunderlicher Herr; was ihr nur für Scherze treibt! Ihr denkt wohl, ich glaube daran?

Bernhard. Nur bis morgen geduldet Euch, mir zu Gefallen. Es ist ein Kunststück, das ich in Italien lernte. Ich zahlte einen hohen Preis zum Lohn dafür, darum mach' ich's auch nicht wohlfeil. Zahlt mir das Veilchen!

Elisabeth nahm es mit einem anmuthigen Erröthen lächelnd von der Brust und reichte es ihm; er nahm es und wußte dabei geschickt die Hand des schönen Mädchens zu drücken.

„Daß dich der Donner!" fuhr der Schmied auf, und Elisabeth erschrack wie vom Blitz getroffen, „daß dich der Tausend! So reich sind die Herrn Fugger? Was Ihr sagt! Geht, Ihr scherzt wohl!"

„Fragt Meister Bernhard, der ist ja von Augsburg," entgegnete Herbert, und Bernhard, froh, daß der Ausruf nicht ihm und der Tochter gegolten, erwiederte rasch ohne zu wissen, was Herbert behauptet hatte:

„Ja, ja, Meister Reinhold, so ist's, die Herren Fugger sind ganze Leute. Von ihren Schätzen könnte man einen halben Tag erzählen. Und wenn Ihr erst die Fuggerei sehn solltet! Das ist ein Gebäude, in dem die halbe Stadt Nürnberg wohnen kann."

„Hm" brummte der Schmied, „Nürnberg ist doch auch kein Dorf! Aber das müßt Ihr mir einmal ausführlich beschreiben. So etwas höre ich für mein Leben gern!

„Bei einer Flasche Steinwein, Meister Reinhold, könnte ich das noch heut Abend thun, wenn Ihr mein Gast sein wollt," erwiederte Bernhard. „Im Haus zur goldnen Traube ist der Wein nicht übel."

„Topp!" rief der Schmied, „ich komme. Der Traubenwirth ist mein Nachbar, der darf uns keinen schlechten Wein vorsetzen.

„Das laßt meine Sorge sein," rief Bernhard, „fragt einmal unsern Freund Herbert, ob wir auf den Handel gut oder schlecht getrunken haben."

„Gut, sehr gut," sprach Herbert ernsthaft, „drum hoffe ich, daß wir heut Abend besser, viel besser trinken werden. Aber jetzt laßt uns noch ein wenig auf und abgehen, bis die Sonne Ade sagt. Sind die Leute so lange bei uns vorbei gegangen, können wir's ihnen auch einmal zu Gefallen thun, und uns begaffen lassen."

Sie gingen. Bernhard wäre gern neben Elisabeth hinter den beiden Alten hergegangen, allein diese hatte sich an den Vater angeschlossen, dem sich Herbert auf der andern Seite in den Arm hing. Natürlich zog sich Bernhard auf die Seite der schönen Tochter, aber im Gedränge konnte man oft nicht gut zu Vieren gehen und so wurde er häufig abgeschnitten. Daher konnte er auch das Gespräch, das einmal so gut im Gange gewesen war, nicht wieder recht in den alten Fluß bringen. Doch bemerkte er wohl, daß die schöne Nachbarin nicht unwillig auf ihn sei, und als ein Mann, der mit dem andern Geschlecht im Vaterlande wie in der Fremde viel umgegangen war, wußte er wohl, daß es schon viel ist, wenn ein Mädchen bei solchen Gelegenheiten nicht ausweicht. Daher war er guten Muths und dachte, hast du nur erst einen Anker fest, die andern sollen schon Grund fassen. Wir wollen sehen, wie es ihm damit ging. —

Die Sonne schimmerte jetzt schon mit dunkelrothen Strahlen durch die Büsche, die Schatten der Bäume fielen lang und sanftblau über die warmen Matten der Vogelwiese, und die lustigen Leute verzogen sich allgemach, weil die altbürgerliche Sitte um sieben Uhr spätestens die Rückkehr nach Hause verlangte. Dazu schickten sich auch unsere Bekannten an. Vor der Thür des Schmieds trennten sie sich; denn Meister Reinhold nahm sein Nachtessen erst mit der Tochter und den Gesellen ein, bevor er in die Traube kam. Als Elisabeth hinter dem Vater in die Hausthür trat, sah sie sich noch einmal nach dem Fremden um, der ihr nur zu wohl gefallen zu haben schien. Bernhard war nicht der Mann, der so etwas unbemerkt ließ, oder gar unbenutzt. Darum hob er mit einem bedeutenden Blick das Veilchen hoch und führte es an die frischen Lippen; aber Elisabeth drehte rasch und hocherröthend das Köpfchen weg, und zog die Hausthür hinter sich zu. —

„Die ist mein!" rief Bernhard frohlockend und sprang hoch in die Luft.

„Wenn der Alte sie Euch giebt," entgegnete Herbert trocken.

„Das müßte doch mit dem Teufel zugehen," fuhr der Augsburger auf; „warum sollte er sie mir abschlagen?"

„Warum? Ich weiß nicht, aber er wird wohl Ursache finden, wenn er will."

„Nun laßt ihn mich nur erst beim Becher haben, dann wollen wir weiter sehn." Mit diesen Worten traten sie in's Gastzimmer der goldenen Traube, und brachen vor der Hand das Gespräch ab.

4.

In der Ecke des Zimmers nahmen sie Platz an einem saubern, mit Holz ausgetäfelten Tische, um den sich im halben Kreise eine eichene Bank zog. Der Abend war lau, und die Luft mit süßem Frühlingsduft erfüllt. Daher ließen sie die Fenster öffnen, um recht im frischen Zuge des leichten Abendwindes zu sitzen; denn besonders Bernhard fand es unbeschreiblich heiß. Eben deshalb ließ er auch eiligst einen kühlen Trunk edlen alten Weins bringen, der die Lippen recht duftig und frisch benetzte. Nach kurzer Zeit kam auch der Schmied, dem der Abendtisch zu Hause heut nicht so behaglich gewesen sein mochte als sonst, wo er Sonntags wohl eine, auch zwei Stunden mit seinen Gesellen beim Becher zu verschwatzen pflegte. Aber heut reizten ihn die Erzählungen des Fremden, und besonders hörte er gern von großen Schätzen, prächtigen Schlössern und dergleichen mehr, obwohl er eben nicht habsüchtig war; — sprach er aber selbst, so war es immer von seinen Abenteuern als Reiter, von der edlen Waffenschmiedekunst und der Würde eines Rathsherrn von Nürnberg. — Die drei Zecher waren ziemlich laut an ihrem Tische. Bernhard erzählte von Augsburg, von den Fuggers, von ihren Fabriken, Gebäuden, Waarenlagern und dergleichen, was Reinhold gern hörte, der einmal über das andre ausrief: „Der Tausend! Potz alle Welt! Ist's möglich! Bei St. Georg! Unerhört!" und dergleichen Redensarten der Verwunderung mehr. Herbert dagegen schlug häufig auf den Tisch, und betheuerte die Wahrheit der Erzählung ihres Wirthes. Noch häufiger indeß hoben alle Drei die Gläser an den Mund und tranken, der Eine, um sich zum Erzählen, der Andre zum Bekräftigen, und der Dritte zum Verwundern zu stärken. Wie Bernhard aber gar vortrug, daß der Kaiser Maximilian nächstens nach Augsburg kommen und bei den Herren Fugger wohnen werde, da rief der Schmied aus: „Nun bei St. Sebastian! solch' einen Kaufmann laß ich gelten; ja, wenn man's so treibt, so ist's ein edler Stand."

„Er soll leben!" rief Herbert, „hoch!" Die Gläser klangen, und der Jubelruf schallte durch das Zimmer. Jetzt, meinte Bernhard, sei der rechte Zeitpunkt nahe, wo er auf den Busch klopfen dürfe. Er fing also an. „Nicht wahr, Vater Reinhold, wenn so ein Freier käme, dem schlügt Ihr Eure Tochter nicht ab?"

„Hm!" entgegnete der Alte, indem er sich das bärtige Kinn strich, „lieber wäre mir's doch, wenn ein tüchtiger Waffenschmied käme!" Diese Antwort hatte Bernhard nicht vermuthet, daher fuhr er heftig auf: „Ich glaube, Ihr seid toll! So ein Mann und ein Schmied!"

„Hört einmal!" fuhr der Alte auf „kommt mir nicht zu nah'! Wißt Ihr, daß die Schmiede vor Zeiten die angesehensten Leute nach dem Könige waren? Habt Ihr von dem Schmied Asmundur gelesen? Das war ein Mann . . ."

„Fabeln, alte Mährchen und Histörchen!" lachte Bernhard auf; doch Herbert stieß ihm in die Seite, daß ihm der Athem stockte.

„Fabeln?" sprach der Schmied, „und wenn auch; deswegen bleibt der Stand doch der erste unter allen Ständen. Denn was ist das Beste, was ein Ritter, und wenn er der Kaiser wäre, hat? Antwort: Sein Schwert, und das mache ich!"

„Nein!" rief der erhitzte Bernhard, „Seine Krone, und die mach' ich!"

„Ihr?" rief Reinhold im gedehnten Tone, „Ihr — Ihr werdet doch Eure Firlefanz-Arbeit für Frauenzimmer-Ohren und Hälse nicht mit uns'rer Männerarbeit vergleichen? Was machen wir? Schwerter, Schilde, Helme . . ."

„Und Hufeisen!" rief Bernhard erhitzt.

„Ja," fuhr der Schmied auf, „für das edelste Thier in der Welt, für das Kriegsroß!"

„Oder für den Maulesel eines Krämers," lachte Bernhard.

„Maulesel?" schrie der Schmied, „daß dich der Donner! Maulesel! das hat mir noch kein Mensch gesagt!" Herbert, der vergeblich dem von Wein erhitzten Bernhard unterm Tische fast die Fußzehen entzwei gestampft hatte, legte sich dazwischen und sprach: „Halt, halt, halt! Liebe Freunde, was erhebt Ihr für einen Lärmen und Streit? Muß der Wirth nicht denken, sein Wein sei zu gut, wenn ein paar Becher euch so in's Feuer jagen? So alte Trinker sollten doch vorsichtiger sein! Und um was streitet Ihr denn? Giebt es beim Becher Rang und Stand? Ihr seid Meister Reinhold, das ist Meister Bernhard, und ich bin Meister Herbert. Damit Punctum. Ob wir in Gold, Kupfer, Zinn, Eisen, Holz oder Leder arbeiten, das dürfen wir gar nicht wissen, so lange der Wirth Wein im Keller hat. He, die Becher hoch! Es sollen die schönen Mädchen leben, das ist der erste Stand in der Welt!"

„Recht so," rief Bernhard, der sich jetzt wieder besonnen hatte, „und vor allem Eure Tochter, Meister Reinhold, das ist wieder die erste in ihrem Stande!" Der Schmied sah noch etwas mürrisch aus, allein er nahm den Becher in die Hand, und stieß mit an. Schon beim Klange des Weingrußes glättete sich eine kleine Falte seiner Stirn. Als er aber erst den Rand des Pokals an den Mund gebracht hatte, und langsam, bedächtig auf Bernhards Ruf: „ausgetrunken," die Tiefe des Gefäßes zu ergründen begann, da verzog mit jedem Schluck eine Stirnfalte zu einer Wangenfalte, so daß es fast aussah, als theile die goldne Sonne des Weins die Wolken auf dem Himmel seines Gesichts, und lache freundlich in der Mitte, während sich die schwarzen Nebelstreifen an dem Horizont seiner Wangen lagerten. Als er den Becher absetzte, war die Stirn glatt wie ein Spiegel, und der Mund lächelte in ziemlicher Weite.

Bernhard hatte dem Steigen des Barometers mit sichtlichem Vergnügen zugesehen. Jetzt, dachte er, ist gut Wetter geworden, und du kannst deine Freiersreise noch einmal antreten. Er begann vorsichtig einzuleiten, sprach von seinem Ansehn und Vermögen in Augsburg, erwähnte, wie man ihm hier und da in seiner Vaterstadt zu verstehen gegeben habe, daß man ihm eine hübsche Tochter oder Schwester wohl zur Frau geben würde, und dergleichen mehr.

„Ei, aber warum heirathet Ihr denn nicht, Ihr wilder Junggesell?" rief der Schmied, „es thäte Euch gut, glaubt mir das. Seht, ich war auch so ein Spring-durch-die-Welt, aber

ich hab' eh mein Seel' nicht bereut, daß ich meine selige Elisabeth genommen habe; es war eine Frau wie ein Engel. Drum frisch dran junger Gesell, und lieber heute als morgen!" Als Bernhard den Alten in diesem Tone reden hörte, schlug ihm das Herz vor Lust, denn nichts war klarer, als daß der Schmied ihm halben Weges entgegen kam. Daher fuhr er in seiner Freude heraus, und bemerkte es gar nicht, daß der ungeschickte Herbert ihn wieder auf den Fuß trat.

„Es ist wahr, Ihr habt Recht; und da Ihr mir selbst so zuredet, und eben Eure selige Hausfrau so hoch gerühmt habt, wie wäre es, Vater Reinhold, wenn Ihr mir die Tochter einer so braven Mutter gäbet?" Dabei wollte er dem Schwiegervater um den Hals fallen, allein der stand auf, und fragte mit einem langen Gesicht, daß wieder alle Falten oben auf der Stirne hatte:

„Tochter? Welche Tochter? Meine Tochter? Sachte, mein Freund! So rasch gäbe ich sie Keinem in der Welt; aber Ihr, nichts für ungut, bekommt sie gar nicht. Meine Tochter darf nicht unter ihrem Stande heirathen, sie muß einen Waffenschmied haben, oder geht in's Kloster. Jetzt legt Euch nieder und schlaft Euren Rausch aus. Gute Nacht!" Damit setzte er seinen Becher nieder und sein Barett auf, und drehte sich nach der Thür. Bernhard stand wie vom Blitze getroffen; allein Herbert erhob sich von seinem Sitz, begleitete den Schmied bis an die Thür, und sagte halb laut, daß es Bernhard hören konnte: „Das habt Ihr recht gemacht, Altmeister und Rathsherr; der junge Bursch ist etwas eitel, da muß man ihn ablaufen lassen. Nun schlaft wohl, und grüßt Jungfer Elisabeth; wenn Ihr's ihr erzählt, wird sie gewiß von Herzen über den Augsburger lachen." Dabei ging der Schmied hinaus, und Herbert wandte sich zu Bernhard um. Der fand eben seine Sinne wieder, und fuhr auf den Juwelenhändler los.

„Wart, Du alter Spitzbube! Meinst Du, ich hätte nicht gehört, was Du eben zu dem verteufelten Narren von Schmied gesagt hast? Aber Du sollst es bereuen!" Bei diesem Worte wollte er ihn fassen; allein Herbert stemmte die Arme in die Seite und schlug ein helles Gelächter auf. Das brachte den Augsburger wieder außer Fassung, und er stand zum zweiten Mal vor dem lachenden Alten, wie wenn er von Stein gewesen wäre. Endlich schöpfte dieser Athem und fing an: „Ihr seid doch noch ein Neuling in der Welt, trotz Eurer Reisen. Könnt Ihr Euch denn einbilden, daß ich dem Schmied Recht gebe? Und wenn ich's auch thäte, daß ich's so vor Euren Ohren thun würde, daß mir nachher um meine Ohren bang sein müßte? Wenn ich das dem alten Narren nicht gesagt hätte, so traute er mir nicht mehr über die Schwelle. So aber denke ich Euch wohl noch nützlich zu werden, und wo möglich dem Schmied eine Nase zu schmieden, die er sich nicht Sonntags zum Staat aufsetzen wird. Kommt einmal her, und laßt uns bei dem Rest der Flasche noch ein Wörtchen reden." Das thaten sie. — Wir wollen indeß nicht zuhören, sondern uns zu der schönen Elisabeth begeben, und sehen, womit sie sich, indessen sie so allein war, die Zeit verkürzt haben mag.

5.

Mit sichtlicher Zerstreutheit hatte Elisabeth den Abendtisch des Vaters besorgt; sie, die sonst nie etwas fehlen ließ, war heut vergeßlich und unaufmerksam. Als sie die Schüssel aufgetragen hatte, und das Gebet gesprochen war, ergab sich's, daß Messer und Gabel fehlten, und als der Alte den Wein aus seiner Kanne einschenken wollte, war sie leer. Unangenehmer konnte man ihn nicht überraschen. Er fuhr mit einem erstaunten: „Was zum Geier!" wie erschrecken vor dem leeren Gefäß zurück, und Elisabeth erröthend bis an die Augen, sprang rasch wie ein Reh auf, und flog in den Keller, um es zu füllen. Auf dem Rückwege weiß ich nicht, weßhalb sie den Maienblumenstrauß, den sie in einem zierlichen Glas mit Wasser auf das Fenster gestellt hatte, mit halbgewendetem Gesicht betrachtete. Allein sie that es, und so geschah es, daß sie nicht recht auf ihren Weg achtete, mit dem zierlichen Füßchen an einen Stuhl stieß, und sicherlich gefallen wäre, hätte sie nicht Ehrenfried, der Altgesell, gehalten. Zum Dank dafür erhielt er auch den Wein, der für den Vater bestimmt war, denn Elisabeth beschüttete ihn damit so, daß er aufstehen und das Wamms wechseln mußte. Dieser Unfall schien sie so in Verwirrung gesetzt zu haben, daß sie während des ganzen Nachtessens die Gedanken nicht recht beisammen hatte, denn unter andern Antworten, die sie halb und verkehrt gab, erwiederte sie auch dem Vater, der sie dreimal fragte: „Was ist das für Wein?" endlich „Ein Augsburger." Hat man wohl sein Lebtag von dieser Sorte gehört? — Niemand war froher als sie, da die Mahlzeit geendet, und sie allein war. Jetzt ging sie in ihr Stübchen hinauf, das in den mit alten Linden bepflanzten Hof sah, und setzte sich dort am offenen Fenster mit ihrem Spinnrade nieder. Vor ihr stand in einem zierlichen Glase der Maienblumenstrauß.

„Warum soll ich ihn denn erst morgen genau betrachten?" sprach sie zu sich selbst, und sah ihn ziemlich scharf an, „ich glaube doch nicht an das Kunststück. Solche gereiste Leute haben uns einfältige Bürgermädchen immer zum Besten, und halten uns noch für leichtgläubiger, als wir sind. — Wenn ich nur wüßte, ob der Fremde auch so ist? Er hatte doch so etwas Redliches in seinen Augen, und lächelte gar nicht stolz, sondern recht gutmüthig. — Aber wie ungleich spinn' ich heut; ach und wie wenig ist erst fertig! Nun geschwind, jetzt will ich einmal recht fleißig sein; eben schlägt die Thurmuhr von St. Sebaldus die siebende Stunde an. Um acht muß ich fertig sein; so lange kann ich auch noch sehen. Die Sonne geht zwar schon unter, denn die Thurmspitze und das Zifferblatt sind glühend roth, aber ich muß doch noch fertig werden, und dann — seh' ich den Strauß an!" Jetzt drehte sich das Rädchen flink und schnurrend um, und Elisabeths kleiner Fuß hob sich im raschen Takt dazu; man sah ihr recht die Freude an, wie des Flachses immer weniger wurde; und doch war ihre Ungeduld zuletzt fast unüberwindlich, denn sie wurde gar zu begierig zu sehen, was der Fremde mit dem Blumenstrauß gemacht hätte, wollte aber doch ihr Wort sich selbst nicht brechen. Um sich die Zeit zu verkürzen, sang sie, als es dunkler wurde, ein Spinnerliedchen, das so lautete:

Hör mir zu, mein liebes Rädchen!
Frage dich:
Dreht wohl jetzo dich ein Mädchen
Rasch wie ich?
Sonst schalt Mütterchen mich lässig,
Oft warst du mir selbst gehässig,
Ist's denn jetzt der Fleiß allein,
Der mich heißt so emsig sein? —

Dreh dich schneller, liebes Rädchen,
Schneller um!
Fragst: „Warum so eilig, Mädchen?
Ja, warum?
Magst du mich nur immer fragen,
Ach, ich kann es dir nicht sagen,
Kenne selbst nicht, was mir fehlt,
Nicht die Ursach', die mich quält.

Horch einmal mein liebes Rädchen!
Ohne Scherz,
Sprich, schlug je wohl einem Mädchen
So das Herz?
Wie mein Herz mit steten Schlägen,
Müssen Hand und Fuß sich regen;
Ach, an aller Ungeduld,
Glaub ich, ist das Herzchen schuld!

Nun genug, mein liebes Rädchen!
Stehe still!
Weißt du, was ich kindisch Mädchen
Jetzo will?
Nicht mich freu'n an Garnes Glanze,
Nicht zur Nachbarin, zum Tanze —
Wunderlich bin ich bethört,
Träumen will ich ungestört.

Mit dem Glockenschlag acht sang sie den letzten Ton des Liedes, und wand das letzte Garn ab. Nun griff sie nach den Blumen, und bog mit einer halben Ahnung dessen, was sie finden würde, die weißen Blüthen auseinander. Wirklich glänzte es ihr aus der grünen Dämmerung mit wunderbarem Schimmer entgegen.

„Wär' es möglich," dachte sie, „sollte er ein solcher Schwarzkünstler sein?" Sie löste hastig das Band, mit dem der Strauß gebunden war, um die Wunderblume zu ergreifen. Doch sie täuschte sich, denn sie fand nichts; aber indem sie die Stengel los ließ, hörte sie etwas auf den Boden fallen. Eiligst bückte sie sich darnach, konnte es aber, da es schon dunkel wurde, nicht auffinden. Sie mußte wissen, was es war. Daher ging sie geschwind hinab, zündete die Lampe an, und durchsuchte das ganze Kämmerchen; endlich fand sie am Fuß ihres Spinnrades zu ihrem Erstaunen einen prachtvollen Ring mit einem köstlichen Rubin. Darüber gerieth sie in nicht geringe Verlegenheit, denn das durfte sie doch dem Vater nicht verschweigen, und eine leise Ahnung sagte ihr, daß der nicht sonderlich vergnügt über den Fund sein werde. Sie betrachtete daher das wunderbar ihr zugekommene Kleinod mit einem Gemisch von Freude, Bangigkeit und Wehmuth, und endlich trübte eine Thräne ihr blaues Auge. In dem Augenblick rasselte ein Schlüssel in der Hausthür; sie vermuthete mit Recht den Vater, löschte, der Himmel weiß aus welchem dunklen Antriebe, ihre Lampe aus, und ging leise zu

Bett. Aber sie konnte lange nicht einschlafen, und sagte einmal über's andere: „Gewiß ist die laue Frühlingsnacht Schuld daran, daß mich der Schlaf flieht; mir ist auch gar zu warm." Was mich betrifft, so will ich das glauben, und die gutmüthigen Leserinnen glauben es gewiß auch. Ein kleiner Theil ihrer Unruhe aber, das kann ich doch nicht verschweigen, kam davon her, daß sie darüber nachsann, wie sie wohl auf die beste Weise ihrem Vater den Fund des Ringes beibringen möchte, denn sie hatte nicht Lust, ihm das ganze Gespräch mit Bernharden zu wiederholen, was auch gewiß für sie eben so langweilig gewesen wäre, als es für die Leser sein möchte, wenn ich es thäte. Es ist daher ein wahres Glück, daß sie es anders anfing; *wie?* erfahren wir im nächsten Capitel.

6.

Als sie am andern Morgen aufstand, war man in der Schmiede schon geschäftig. Die Hammerschläge schallten hell herauf, und ein schwarzer wolkiger Rauch zog am Sebaldus-Thurm vorüber. Das erinnerte Elisabeth daran, daß es wohl Zeit sein möchte, dem Vater und den Gesellen den Frühtrunk hinunter zu bringen. Sie füllte daher einige Becher mit Wein, legte Brod dazu, und stellte alles auf einen großen silbernen Teller, den der Vater sehr in Ehren hielt, weil ihm darauf die selige Frau am Hochzeitmorgen den ersten Frühtrunk gebracht hatte. Außer diesen Zubereitungen vergaß sie aber nicht, sich den Maiblumenstrauß vorzustecken, und den Ring wieder zwischen die Blüthen zu verbergen. Jetzt nahm sie den Teller mit den Bechern, und ging hinunter in die Schmiede. — Wenn die Arbeiter sie von weitem über den Hof kommen sahen, freuten sie sich, nicht bloß weil jetzt eine Pause in der Arbeit gemacht wurde, und ein guter Trunk sie erquickte, sondern auch, weil sie Alle gar zu gern von der schönen Elisabeth den Morgengruß erhielten. Es war stets ein förmlicher Streit unter ihnen, wer den freundlichsten Blick des schönen Mädchens bekommen hatte; denn Jeder behauptete Abends, er sei es gewesen. Eigentlich aber war keiner ausgezeichnet worden, sondern Elisabeth sah nur immer so unbeschreiblich gütig und wohlwollend aus, daß Einer leicht glauben konnte, er werde vor Allen ausgezeichnet, wenn er auch nicht zu den eitlen Männern gehörte. Diesmal aber war es unverkennbar, daß Ehrenfried, der Altgesell, wegen des gestrigen Unfalls mit besonderer Güte bedacht wurde; ja Elisabeth sprach sogar einige Worte mit ihm, obwohl sie aus natürlicher Scheu von dem Vorfall selbst nichts erwähnte. Wer es nicht gewußt hätte, und eine Minute später in die Schmiede getreten wäre, müßte übrigens blind gewesen sein, wenn er nicht bemerkt hätte, daß Ehrenfried vergnügt wie ein König gegen seine Kameraden aussah. Allein diese Freude verkehrte sich bald in Verdruß und Zank. Der alte Reinhold fragte nämlich seine Tochter: „Ei wie kommt es denn, Elisabeth, daß Du einen welken Strauß am Mieder hast? Hättest doch auch wohl ein paar frische Blumen vorstecken können." Diese Frage hatte Elisabeth voraus gesehen, denn sie pflegte jeden Tag im Sommer einen frischen Strauß zu tragen. Allein das war es gerade, was sie wollte. Sie sah aber wie befremdet auf den Busen herab, und sprach:

„Frische Blumen? Ja so, das habe ich ganz vergessen!" Indem streifte sie die Glöckchen mit den zarten Fingern ab, und sagte: „Es ist wahr, sie sind ganz welk, ich will mir gleich andere pflücken." Plötzlich aber rief sie verstellt erstaunt aus: „Ei mein Himmel, was ist denn das? Das ist ja gar ein Ring!"

„Ein Ring?" brummte der Vater, „wie käme der in den Strauß?"

„Ach ich besinne mich," fuhr Elisabeth verstellt fort, „gestern sah ich diesen Ring am Finger des Herrn von Augsburg. Er spielte öfters damit. Gewiß hat er ihn, als er mir meinen Strauß, den ich einmal fallen gelassen, aufhob, unversehens hineinfallen lassen. Ein Glück, daß er nicht verloren gegangen ist." Der Schmied hörte erstaunt zu, schien aber die Wahrheit, oder gar noch mehr zu ahnen. Doch fragte er, ohne sich zu verrathen, weiter. „Unversehens? Hinein fallen lassen? Das wäre ja sehr seltsam! Zeig' doch einmal her." Elisabeth reichte ihm den Ring nicht ohne sichtliche Verwirrung. Alle Gesellen waren aufmerksam geworden, vorzüglich Ehrenfried. Als Reinhold den Ring in der Hand hatte, griff er nach einem schweren Hammer, legte den Ring auf den Amboß, und schlug darauf, daß er in kleine Stücke sprang. Alle verwunderten sich, aber Elisabeth rief unwillkührlich aus: „Um Gotteswillen, Vater, was thut Ihr!" Aber der Schmied schien durch den Schlag plötzlich in die heftigste Wuth versetzt zu sein.

„Du unverschämte Dirne," schrie er seine Tochter an, daß sie zusammenschreckte, „meinst Du, ich merke nicht, was dahinter steckt? Aber ich will Dir solche Streiche austreiben, und sollte es mit dem Hammer hier geschehen!" Dabei hob er den schweren Hammer drohend empor, und Elisabeth halb ohnmächtig vor Schreck, sank weinend vor ihm nieder; Ehrenfried aber, dem der holdselige Blick des schönen Mädchens noch wie Feuer im Blute lag, sprang dazwischen, und riß dem Meister den Hammer weg und rief: „Seid Ihr rasend geworden?" Das brachte den Schmied vollends außer Fassung. Wüthend riß er sich von Ehrenfried los, griff nach einem eben fertig gewordenen Schwert, das auf dem Tische lag, und rief: „Unverschämter Bursch! Du willst Hand an Deinen Meister legen? Dich soll ja! —" und dabei holte er mit dem Schwerte aus, daß es wahrlich nicht wie Scherz aussah. So verstanden es auch die beiden andern Gehülfen nicht, die in der Schmiede waren, sondern sprangen hinzu, fielen ihm von hinten in den Arm, und entwanden ihm das gefährliche Werkzeug. Die arme Elisabeth war einer Ohnmacht nahe; weinend wollte sie sich an den Hals des Vaters werfen, doch er stieß sie unwillig zurück, und rang mit denen, die ihn hielten. Allein diese versicherten, sie würden ihn nicht eher loslassen, bis er versprochen hätte, sich ruhig zu verhalten. Das that er denn endlich und wurde nun frei. Als er jetzt losgelassen war, schien seine augenblickliche Wuth zwar gedämpft, allein desto tiefer der Grimm bei ihm Wurzel geschlagen zu haben.

„Den Augenblick hinaus auf Deine Kammer!" sprach er rauh zu der Tochter. Diese hielt es jetzt für das Beste, dem Zürnenden auszuweichen. Unter heftigem Weinen verließ sie daher die Schmiede, in der es plötzlich so todtenstill war, daß man ihr unterdrücktes Schluchzen wohl hören konnte. Als sie hinaus war, sprach der Schmied lange kein Wort. Endlich aber sagte er: „Mit Gesellen, die sich an ihrem Meister vergreifen, mag ich nichts zu thun haben. Ihr geht Alle augenblicklich fort, und ich rathe Euch wohlmeinend, daß sich Keiner mehr in meinem Hause sehn lasse, sonst möchte ich ihn mit Unglimpf vor die Thüre bringen." Keiner erwiederte ihm etwas, sondern sie gingen schweigend hinaus auf ihre Kammern und nahmen ihre Sachen zusammen, um sogleich auf die Wanderung zu ziehn. Doch gingen sie ungern, denn außerdem daß es ihnen bis jetzt im Hause wohl ergangen war, und sie sich auch gut mit dem Meister gestanden hatten, wurde ihnen Allen das Herz traurig, wenn sie bedachten, daß sie nun auf immer von dem freundlichen Morgengruß der holdseligen Elisabeth scheiden sollten. Ehrenfried sah sogar mehrmals nach ihrem Fenster hinüber und fuhr sich dann mit der Hand über die Augen: vermuthlich hatte ihn die Sonne geblendet. Er pfiff hierauf eine Weise, und packte endlich sein Bündel. Endlich waren sie alle drei fertig, nahmen den Reisesack auf den Rücken, und gingen hinunter in den Hof. Als sie vor der Schmiede vorbeigingen, saß Reinhold auf dem Herde, und blickte verdrießlich vor sich hin. Das Feuer war erloschen; der Ort, der vor einer Stunde noch so lebendig von munterer Arbeit gewesen war, sah fast öde aus. Sie konnten es doch nicht lassen und riefen ihm zu: „Lebt wohl, Meister Reinhold!"

Er antwortete: „Glückliche Reise!" Es war, so schien es, ihm auch nicht fröhlich zu Sinne. Jetzt waren sie unter Elisabeths Fenster; da dachte Ehrenfried bei sich: „So ganz ohne Abschied fortgehn, das wäre doch zu unfreundlich!" Er faßte sich daher ein Herz, und rief hinauf: „Grüß' Euch Gott, Jungfer Elisabeth, lebt herzlich wohl!" So thaten auch die Andern. Elisabeth kam an's Fenster, sah mit verweinten Augen hinaus, und fragte erstaunt: „Wo wollt Ihr denn hin, guter Ehrenfried?"

„Wir gehen auf die Wanderschaft," rief er hinauf, „lebt recht herzlich wohl!" „Lebt wohl!" riefen auch die beiden Andern. Aber Elisabeth konnte vor Thränen nicht antworten, sondern winkte nur mit dem Tuche, und hielt sich die Augen mit der Hand zu. Der jüngste Gesell aber stimmte das Lied an:

> Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus!
> Ade!

Und so zogen sie singend davon, und die Töne drangen wehmüthig noch aus der Ferne in Elisabeths Ohr.

7.

Bis es Zeit wurde, das Mittagsmahl zu bereiten, blieb Elisabeth traurig in ihrem Kämmerlein; dann ging sie endlich schüchtern hinunter in die Küche. Im Hofe begegnete sie dem Vater, der sie finster ansah und sprach: „Wir essen heut Beide allein!" Mit diesen Worten ging er in die Schmiede, und sah sich weiter nicht um. Elisabeth beschäftigte sich nun mit der Anordnung des Mittagstisches, und bemühte sich vor der Magd ruhig zu erscheinen, damit die vielen Fragen der gutmüthigen Alten sie nicht quälen möchten. Nach einiger Zeit schellte es an der Hausthür; es war Herr Herbert, welcher herein trat. Elisabeth erschrak fast, doch wußte sie sich kaum einen Grund davon anzugeben; dennoch war sie sehr unruhig, als sie sah, daß der alte Kaufmann zu ihrem Vater in die Schmiede hinab ging, und dort lange mit ihm sprach. Endlich kamen Beide Arm in Arm zurück, und der Vater sah wieder ziemlich freundlich aus; das

schien ein gutes Zeichen, und war der Tochter in jedem Falle lieb. Aber ach! diesmal hatte er keine erfreuliche Ursache, denn was den Vater heiter machte, machte die Tochter betrübt. Herbert hatte mit fast höhnischem Lachen dem alten Schmied erzählt, daß der Augsburger Sausewind heut in aller Früh verdrießlich davon geritten sei. Als jetzt beide Männer durch die Hausflur an der Küchenthür vorüber gingen, rief Herbert hinein: „Guten Morgen, Jungfer Elisabeth! Der Herr aus Augsburg läßt Euch grüßen; heut ist er abgereist.“ Dazu lachte er auf eine Weise, daß Elisabeth kaum ihren Unwillen und ihre Thränen unterdrücken konnte; doch nahm sie sich zusammen, und erwiederte möglichst gleichgültig: „Schönen Dank für den Gruß.“ Darauf wandte sie sich schnell um, und machte sich in der Küche ein Geschäft. Herbert ging.

So kam nach gerade der Mittag heran, den weder Vater noch Tochter herbei zu wünschen schienen. Sie saßen einander still gegenüber, Reinhold verdrießlich, Elisabeth traurig; aber Keines sprach von dem Vorfallenen, weil der Eine nicht Lust dazu, die Andere nicht den Muth hatte.

Auf diese Weise verstrichen einige Wochen, während welcher Elisabeth viel an den schönen Mann aus Augsburg dachte, und sich innerlich grämte, daß er so schnell abgereist war, und sie kaum eines Grußes gewürdigt hatte. „So ist er also auch von der leichten, flatterhaften Weise, wie die meisten sind, die weit in der Welt herum kommen,“ seufzte sie bei sich, und wollte die Gedanken an ihn verbannen. Aber vergeblich; ja sie konnte es sogar nicht lassen, wenn sie aus der Messe kam, die sie täglich besuchte, hinüber nach den Fenstern des Wirthshauses zur goldnen Traube zu blicken, ob er nicht vielleicht dort stände. Indem sie dies eines Nachmittags that, und zwar so, daß es bemerkt werden konnte, sagte plötzlich eine Stimme neben ihr: „Er ist nicht hier, aber er läßt Euch grüßen!“ Elisabeth erschrack; Herbert stand vor ihr. Er zog ein Blättchen aus dem Busen und fragte: „Könnt Ihr schweigen und lesen, so will ich Euch dies Blättchen zustellen, wo nicht, so behalt' ich's.“ Elisabeth sprach: „Wenn nichts Böses darin steht, Herr Herbert, so kann ich schweigen; und lesen hat mich die Aebtissin des Klosters, wo ich erzogen bin, gelehrt.“

„So seid aufmerksam auf Alles, was zu Euch in's Haus kommt,“ sagte Herbert, grüßte und ging vorbei. Gegen Abend schellte es an der Thür. Ein kleiner Knabe bot Waldbeeren feil. Elisabeth ließ die Magd davon ausnehmen. Während dessen zog der Knabe ein Tüchlein aus dem Busen, und warf dabei ein Blättchen auf die Erde, das er nicht aufhob. Elisabeth trat näher und stellte den Fuß darauf; der Knabe winkte ihr zu. Während die Magd damit beschäftigt war, den gewandten Boten abzufertigen, bückte sich Elisabeth unvermerkt hinunter, als drücke sie der Schuh, und hob das Blättchen auf, das sie einsam in den Busen verbarg. Kaum konnte sie die Zeit erwarten, daß sie heimlich in ihrem Kämmerchen war. Dort zog sie mit bebendem Verlangen das Blättchen hervor und las. Es war ein Brief Bernhard's an Herbert, aus dem wir nur die Stelle ausschreiben, wegen welcher er wichtig für Elisabeth war. Es hieß nämlich:

„Wenn Ihr die schöne Elisabeth seht, so grüßt sie auf's innigste von mir. Ihr Bild schwebt beständig vor meinen Augen, ihre Stimme tönt noch in meinem Ohr. O, wenn ich wüßte, daß sie mir nicht zürnte, so würde ich Euch bitten, guter Herbert, ihr zu sagen, daß ich sie auf's herzlichste liebe, und wenn sie mir nur halb so viel Gegenliebe schenkte, so wollte ich mich wohl getrauen, ihre Hand zu erwerben, trotz dem, daß ihr Vater sie mir schon versagt hat. — Aber ach, was schwatze ich, und schreibe da! Wie wäre es denn möglich, daß die Holdselige mich liebte! Sagt ihr lieber nichts, und laßt mich meinen Schmerz und meine Trauer allein tragen.“

Hundertmal las Elisabeth die Zeilen von neuem, und jedes Mal pochte das Herz ihr stärker dabei, und wenn sie an die Stelle kam: „Wie wäre es denn möglich, daß die Holdselige mich liebte!“ drangen ihr die Thränen in's Auge, und sie seufzte für sich: „Ach, und wie lieb hab' ich ihn gewonnen!“ Jetzt hätte sie Alles um ein Gespräch mit Herbert gegeben. Tausend Fragen hatte sie zu thun, tausend Grüße wollte sie sagen; vorzüglich aber drängte es sie zu wissen, was es mit der Werbung und dem Versagen ihrer Hand durch den Vater, für eine Bewandtniß habe.

Diese Unruhe trug Elisabeth über vier Wochen, denn Herbert ließ sich weder im Hause sehen, noch traf sie ihn an, wenn sie in die Messe ging oder zurückkehrte. So kam der Pfingstsonntag heran. An diesem Tage war sie gewiß, mit ihrem Vater einen Spaziergang, entweder auf die Vogelwiese, oder an den Dutzendteich, oder nach Feucht, oder wohin sonst der vergnügliche Nürnberger geht, zu machen. Da, hoffte sie, werde ihr Herbert gewiß begegnen. So geschah es auch. Er kam ihnen auf dem Marktplatze entgegen, und grüßte den Meister Reinhold freundlichst. Dann redete er ihn an, und sprach: „Wollt Ihr, Meister, heut Abend bei mir mit einigen alten Freunden ein neues Faß alten Weins anzapfen helfen, so sollt Ihr mir willkommen sein. Man muß doch das Pfingstfest feiern.“ Reinhold pflegte zu dergleichen Einladungen niemals Nein zu sagen, und versprach daher zu kommen. — Ein Blick des alten schlauen Mannes belehrte Elisabeth, daß diese Einladung sie auch ein wenig angehe, und voller Erwartung und Hoffnung ging sie mit dem Vater weiter. — Der Vater vermied den Weg nach der Vogelwiese, und zog sich mit einem Strom der bunten Menge nach dem Dutzendteich, der schon damals als Spaziergang beliebt war. Doch so gern Elisabeth sonst an solchen Orten verweilte, so wenig kümmerte sie sich heute darum, daß alle junge Leute sich drängten, sie zu sehen, und wieder von ihr gesehen zu werden. Zwar grüßte sie freundlich, wie immer, allein sie wußte kaum wen, so wenig gab sie darauf Acht. Doch der Vater war wiederum stolz auf seine Tochter, und freute sich, daß sich so viele Köpfe nach ihr umdrehten. Er konnte es endlich nicht unterlassen zu sagen: „Ich lobe mir doch uns're Nürnberger; es sind die schmucksten jungen Leute in ganz Deutschland; Schade nur, daß ich keinen weiß, der ein tüchtiger Waffenschmied ist, dem wollte ich ...“

„Was wolltet Ihr?“ fragte Elisabeth ängstlich.

„Je nun,“ antwortete der Schmied, „dem wollte ich recht gern ... aber der Tausend,“ unterbrach er sich, „es wird spät, — laß uns eilen, daß wir nach Haus kommen, sonst komme ich zu spät zu dem alten Herbert.“ — So kehrten sie um, und Elisabeth erfuhr doch nicht, was der Vater mit einem jungen tüchtigen Waffenschmied wollte; aber sie errieth es so gut, wie jede Leserinn. Daher brauche ich's wohl nicht erst zu sagen.

8.

Sie kamen nach Haus; der Vater nahm eiligst das Nachtessen ein, und ging dann, wohin er geladen war. Elisabeth mußte eine halbe Ahnung von dem haben, was geschehen sollte, denn sie horchte ängstlich hinter dem Fenstervorhang auf jeden Fußgänger, der auf der Straße sich hören ließ, in der Erwartung, es werde an ihre Thür pochen. Endlich kam etwas mit raschem Jünglingsschritt. Ihr schlug das Herz, denn gerade so war er gegangen; sie lauschte. Es schellte, aber so stark, daß die Glocke sich noch nicht wieder beruhigt hatte, als Elisabeth schon den öffnenden Schlüssel umdrehte. Das sah ihm doch nicht ähnlich. Im Aufschließen dachte sie: „Wenn er's ist, so läßest du ihn doch nicht ein, denn der Vater ist nicht zu Haus.“ Bebend öffnete sie. Ein schlanker Mann von Bernhard's Gestalt stand in der Dämmerung vor ihr; schon glaubte sie sicher zu sein, als sich plötzlich eine rauhe, fremde Stimme hören ließ, die nach ihrem Vater fragte. Sie war so überrascht, daß sie fast nicht die Worte heraus bringen konnte: „Der Vater ist nicht daheim.“ Das schien den Fremden zu verdrießen; er drehte sich seitwärts, und schien sich zu besinnen, was er thun sollte. Dabei hatte Elisabeth Gelegenheit zu bemerken, daß er zwar ein junger Mann, aber doch viel älter als Bernhard, auch größer und kräftiger war. Uebrigens hatte er in der Gestalt wirklich einige Aehnlichkeit mit ihm; doch sein Wesen war ganz ein anderes, denn er betrug sich rauh, und schien sich auf den großen schwarzen Bart, den er trug, etwas einzubilden.

„Also nicht zu Haus!“ brummte er. „Wo treff' ich ihn denn an?“ Elisabeth wollte antworten, als der eben hinzu tretende Herbert ihr die Mühe abnahm; denn er fing die Rede auf, und erwiederte: „Wenn Ihr morgen in der Frühe hier ansprecht, so ist der Meister für Euch zu Hause; heut am Feiertag könnt Ihr Ihn nicht sprechen.“ Der Unbekannte sah sich um, und sprach: „Nun wohl, so komme ich morgen; gute Nacht, Meister.“ Daraus konnte man sehn, daß er Herbert für den Schmied hielt. Elisabeth war eigentlich unangenehm durch Herbert's Kommen überrascht, denn sie hatte noch immer in der Stille gehofft, Bernhard selbst werde sich zeigen. Anderer Seits freute sie sich aber, daß ihre Tugend mit der Versuchung verschont geblieben war, denn sie fühlte doch, daß sie schwerlich widerstanden haben würde. Den Eintritt des alten Herbert konnte sie, ohne ihren Ruf zu gefährden, wohl gestatten. Der hinterbrachte ihr denn nun Alles, was zwischen Reinhold und Bernhard vorgefallen war und wir bereits wissen, und so erklärte sich ihr der Jähzorn des Vaters. Um so weniger sah sie aber die Möglichkeit ein, daß sich jemals ein glückliches Verhältniß für sie entwickeln werde. Doch Herbert tröstete und versprach seinen Beistand. „Und ein gewisser Jemand,“ fügte er lächelnd hinzu, „ist auch nicht gar weit, und läßt vor der Hand so von sich hören.“ Dabei nahm er ein Päckchen aus dem Busen, das er Elisabeth überreichte. Sie zögerte es anzunehmen, doch Herbert's Gründe und seine Behauptung, daß eine ehrliche Werbung von jedem Mädchen angenommen werden dürfte, wenn der Vater auch Anfangs die Stirn darüber runzle, besiegten sie endlich. Sie entfaltete das

Papier, in dem das Päckchen eingeschlagen war, und fand ein zierliches Schmuckkästchen, in welchem ein goldener Ring, ein Kettchen und eine Busennadel lagen, alles auf's feinste gearbeitet, wie es eine Edelfrau nicht besser wünschen konnte. Das Beste war aber ein Brieschen auf gerändeltes Pergament zierlich geschrieben. Wir betrachten die Sächelchen nachher, und lesen dazu was auf dem Pergament stand. Vor der Hand genüge uns Herberts Nachricht, daß Bernhard in wenigen Tagen wieder nach Nürnberg kommen werde, und Elisabeth auf's herzlichste bitte, ihm ein Gespräch nicht zu versagen. Doch dazu konnte sie sich nicht entschließen; Herbert mußte gehn, ohne die Versicherung dazu erhalten zu haben, nahm aber doch mit den Worten Abschied: „Wenn er nun aber zu Euch käme, schöne Elisabeth, würdet Ihr ihn dann verrathen?" Elisabeth schlug die Augen erröthend nieder und sprach: „Lieber Herbert, quält und ängstigt mich nicht. Ihr wüßt wohl recht gut, wie die Liebe ein armes Mädchen so leicht zum Unrecht verführen kann. Helft meinen Vater erweichen, aber beredet mich nicht zu einer That, die alle Süßigkeit der Liebe verbittern könnte. Herrn Bernhard aber grüßt von mir, und sagt ihm, daß mein Herz . . ." hier stockte sie, und verhüllte die schönen blauen Augen mit ihrem Tüchlein. — Herbert ging. Als Elisabeth allein war, brach sie in Thränen aus, von denen sie nicht wußte, ob sie sie süß oder schmerzlich nennen sollte; sie waren beides. Endlich wurde sie etwas ruhiger, und betrachtete nun die Geschenke, die ihr der Geliebte gesendet hatte. Es war ein feines Goldkettchen, wie man sie damals nur in der berühmten, kunstreichen Stadt Venetia verfertigen konnte, ein Ring mit einem herzförmigen Rubin und eine Busennadel, deren Knopf durch ein Vergißmeinnicht gebildet wurde. Dazu hatte Bernhard auf das Pergament einen Gruß an sein holdes Liebchen geschrieben, der so lautete:

Schüchtern send' ich Dir das gold'ne Spielwerk,
Hoffe kaum, daß Du's betrachten werdest.
Doch die Hoffnung schmeichelt mir so lieblich,
Will nicht von mir weichen, drängt mich immer
Neu versuchend nahe mir zum Herzen,
Daß ich ihrer Lockung endlich glaube,
Wissend wohl, daß sie mich täuschen möchte.
Denn wie scheu sie ist, und furchtsam zagend,
Will sie doch den Muth nicht sinken lassen.
Wie ein Flämmchen vor dem rauhen Winde
Ewig flieht und ewig wiederkehret,
So entflattert sie und kehrt mir wieder,
Hängt an meiner Liebe treuem Glühen,
Wie der Schmetterling an zarter Rose,
Die er, oft gescheucht, stets wieder suchet. —
Und sie redet schmeichlerisch betrügend,
Weiß mir holde Bildchen vorzuzaubern,
Daß das Herz in sehnsuchtsvoller Wehmuth
Endlich glaubt, was sie sich gankelnd träumet.
Und so spricht sie: „Wenn Du Liebchen sähest,
„Wie sie mit den sanften holden Augen
„Freundlich auf den kleinen Gaben weilet,
„Prüfend sie mit zartem Finger rühret,
„Und dann lieblich lächelt, wie zufrieden —
„O Du würdest schnell den Ring, das Kettlein,
„Auch die Busennadel schnell ihr senden,
„Nicht mehr zögernd steh'n und dich bedenken.
„Wär' ich eins der kleinen gold'nen Dinge,
„Wahrlich unversöhnlich würd' ich zürnen,
„Ließest Du mich einsam, trauernd liegen,
„Gäbst mir keine schöne, liebe Herrin.
„Soll das Kettchen süßer Lust entbehren,
„Um den schlanken Hals sich ihr zu legen?
„Liebend treu ihr an das Herz zu sinken,
„Um zu horchen, ob's für dich wohl poche?
„Warum ließ der Ring von rauhen Händen
„Willig sich, doch stets unwillig, krümmen!
„Warum scheute er nicht schwere Hämmer,
„Selber nicht des Feuers heiße Gluth.n,
„Hätt' er nicht gehofft auf weichem Kissen
„Ihrer Hand zuletzt belohnt zu ruhen;
„Dankbar dächt' er dort gewiß auch deiner,
„Böte seine Dienste deinem Liebchen,
Schaute sie bedeutsam an, und spräche:
„„Weißt Du, Herrin, wohl, wozu ich diene?
„„Bin ich nicht das Pfand getreuer Liebe,
„„Ihres Bundes heilig dauernd Zeichen?""
„Und wie könntest du's ihm jemals lohnen,
„Wenn die Holde endlich spräche: „„Ringlein,
„„Wohl bist du des Bundes heilig Zeichen,
„„Darum trag' ich dich an meiner Linken,
„„Die zunächst erfährt von meinem Herzen."" —
„Und nun hör' ich gar die Busennadel
„Traurig fragen: „„Hast mich selbst gebildet
„„Aus dem Blümchen mit dem holden Namen,
„„Und doch willst Du meiner nicht gedenken,
„„Willst, Du selber, mein zuerst vergessen,
„„Mich nicht senden an Dein süßes Liebchen? —
„„Sende mich nur immer, o gewißlich
„„Weis't sie mich nicht ab, wenn ich erscheine;
„„Ring und Kettlein, das sind Liebesboten,
„„Aber ich bin eine Liebesbitte,
„„Und die Bitte findet milde Herzen.
„„Dicht an ihrem Herzen will ich wohnen,
„„Flüsternd will ich's täglich zu ihr sagen,
„„Was mein Name Liebes, Holdes flehet,
„„Und will lauschen, ob's dann stärker klopfet.""

Also spricht die Träumerin, die Hoffnung.
Und wie leicht mag sie mein Herz bereden,
Daß sie weiß, was es so gerne möchte,
Daß es ihrem Schmeichelworte traut!
Darum, glaubend halb, und halb verzagend,
Thu' ich endlich, wie sie stets mich reizet.
Doch hab' ich gefehlt und sie geirret,
So verklage ich die bösen Sterne,
Daß sie mich auf falschen Pfad geleitet.
Nein, ich will's nicht glauben, will's nicht denken! —
Der Pilot schaut nach den Zwillingssternen,
Und sie leiten ihn durch wüste Meere;
Sollten mich zwei treue, holde Sterne,
Die so freundlich, die so lieblich blinken,
Heller als das Gold und edle Steine,
Die in Ring und Kettlein glänzend schimmern,
Heller selbst als jene an dem Himmel,
Die der Schiffer Nachts beruhigt anblickt,
(Denn sie täuschen nicht, weil er vertrauet)
Sollten sie mich in die Wüste locken,
Daß ich einsam seufzend dort verschmachte?

Voller Freude über die Zeilen, die ihr Liebe und Zartheit zugleich auszudrücken schienen, küßte sie das Brieschen einmal über's andere. Dann zündete sie die Lampe an, und setzte sich vor einen kleinen Spiegel, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte, um zu versuchen, ob ihr die Geschenke wohl gut stehen würden. Sie warf das Halstuch ab, und enthüllte den schlanken, blendend weißen Nacken, den sie mit dem goldnen Kettchen umschlang, das in zarten Linien auf dem weißen, weichen Grunde sich hinschlängelte. Hierauf, als wollte sie sich zu einer Hochzeit putzen, legte sie ihr feinstes Tüchlein um, aber ließ es nur eben über die Schultern fallen, damit der goldne Halsschmuck nicht versteckt würde, und befestigte es vorn mit der zierlichen Nadel. Dann steckte sie den Ring an den Finger, und zupfte nun mit dieser Hand bald das Kettchen, bald das Tuch zurecht, während sie sich mit der andern dazu beleuchtete. Geschickt brachte sie bald den Rubin mit der Nadel, bald diese mit der Kette, bald alle drei Kleinodien zusammen, um zu versuchen, wie eines durch das andere gehoben würde; und wenn es recht glänzte und blitzte, lächelte sie so lieblich und freudig dazu, daß ich die ganze Erzählung darum gäbe, wenn mir ein Maler ein Bildchen davon machen wollte. Aber für so schlechten Preis arbeitet mir das gewiß Keiner. Doch die Thurmuhr von St. Sebaldus schlug zehn Uhr, und erinnerte die schöne Nürnbergerin, daß es endlich Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben, besonders damit dies Capitel geschlossen werden könne.

9.

Am andern Morgen hörte Elisabeth ihren Vater im Hofe mit Jemand sprechen, dessen Stimme ihr bekannt zu sein schien. Sie horchte schärfer, und erkannte endlich den Fremden von gestern Abend. „Vermuthlich ein Gesell," dachte sie, „der bei uns in Arbeit treten will," und irrte sich nicht. Meister Reinhold hatte jetzt nämlich sechs Wochen allein arbeiten müssen, denn da er seine Gesellen sämmtlich fortgeschickt hatte, waren so schnell gute Arbeiter nicht wieder aufzufinden gewesen. Daher kam es ihm sehr gelegen, daß der Zufall ihm einen tüchtigen Gehülfen zuführte. Der neue Gesell nannte sich Walther; er war auf der Landstraße zufällig dem wandernden Ehrenfried begegnet, und von diesem brachte er einen Gruß. Das freute den alten Schmied doppelt, denn er hatte den Ehrenfried ungern verloren. Daher nahm er den Ankömmling mit Freuden auf. Doch Walther sagte zu ihm: „Im Anfang Meister, werdet Ihr Nachsicht mit mir haben müssen, denn seht, es ist wohl drei oder vier Jahre her, daß ich nicht gearbeitet habe. Ich befand mich damals gerade in Böhmen; es gab Krieg mit den mährischen Nachbarn, ich hatte mich eben mit meinem Meister erzürnt, und dachte: Ei, man muß allerlei versuchen, und ward Reiter. Das bin ich denn bis vor kurzem gewesen, und dabei, wißt Ihr

wohl, geht die Kunst nicht vorwärts. Ich verlange daher auch keinen Lohn, sondern will mich auf ein halbes Jahr umsonst bei Euch verdingen." Der Schmied war froh, einen Kriegskameraden zum Gesellen zu bekommen, und meinte daher, es werde sich bald mit der Arbeit wieder finden, man müsse nur von vorn herein wieder lernen. So schlossen sie ihren Handel, Walther legte den Ranzen ab, und faßte den Hammer, und in wenigen Minuten arbeiteten Beide schon rüstig zusammen. Der neue Gesell schien sein Handwerk zwar zu verstehen, allein es gebrach ihm, wie natürlich, an Fertigkeit in der Ausführung. Doch da Reinhold Nachsicht hatte, war er gutes Muths und rief: „Meister, ich fühle ordentlich, wie ich's mit jedem Hammerschlag gewohnter werde. Laßt sechs Wochen vorbei ziehen, so bin ich wieder der Alte; ich will ein reifer Schmiedegesell sein, ehe das Korn reif wird!"

Die Frühstückstunde kam heran. Der Schmied sprach: „Halt! Jetzt wird ein wenig ausgeruht." Dann trat er vor die Schmiede hinaus, und rief: „Elisabeth, Frühstück für unsrer zwei!"

„Aha," sprach Walther, „jetzt werde ich doch auch Eure weit berühmte Tochter zu sehen bekommen!"

„Berühmt?" schmunzelte der Schmied, „der Ehrenfried wird Euch wohl davon erzählt haben; sonst wüßt ich nicht, wo der Ruhm herkommen sollte."

„Der Ehrenfried? Erzählt?" entgegnete Walther: „Das war der Letzte, der mit mir davon sprach. In ganz Schwaben, Franken und Baiern kennt jeder Schmiedegesell den Meister Reinhold und seine schöne Tochter Elisabeth."

„Das wäre!" rief der Alte vergnügt.

„Freilich," antwortete Walther: „glaubt Ihr denn, daß hier ein wandernder Gesell anspricht, der nicht im Reich weiter davon erzählte? Ein Mädchen wie die sein soll, sieht man nicht alle Tage! Da kommt sie, das muß sie sein, bei meinem Reiterschwert!" Elisabeth trat in die Schmiede; sie trug den Frühtrunk. Den Vater grüßte sie freundlich, doch den Fremden nur höflich; sie hatte noch einen kleinen Groll von gestern auf ihn, weil er sie so getäuscht hatte, auch mißfiel ihr sein rauhes Kriegswesen. Daher sah sie ihn nur halb an, und verließ die Schmiede geschwind wieder. Kaum war sie fort, so rief Walther: „Nun, Meister, geschwind an's Werk; so ein Anblick stärkt mehr wie alter Wein; jetzt sollt Ihr sehen, wie die Arbeit von Statten gehn wird." Wirklich fing er auch an, mit dem schwersten Hammer so rasch und gewaltig zu arbeiten, daß Reinhold sagte: „Der Tausend, Ihr seid ein starker Bursch! Den Hammer könnte ich kaum so leicht führen. Wenn Ihr nur erst etwas wieder in die Uebung kommt, da müßt Ihr ein tüchtiger Arbeiter werden."

Der Mittag kam heran; in den wenigen Stunden war Walther dem Meister schon ordentlich lieb geworden. Daher sprach er bei Tisch zur Tochter: „Höre, Elisabeth, wir haben so lang allein gegessen, ich bin ordentlich froh, daß ich wieder einen tüchtigen Gehülfen bei mir habe. Hol' uns doch eine Kanne Firnewein: wir wollen uns zum Willkommen etwas zu gute thun." Elisabeth that es, credenzte den Wein, setzte sich aber dann seitwärts mit ihrem Spinnrade, und hing ihren Gedanken nach. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf Walther, und suchte heraus zu bringen, was ihr so bekannt an ihm vorkomme. Endlich fand sie, daß er eine entfernte Aehnlichkeit mit Bernhard auch in den Gesichtszügen habe. Nur war bei ihm alles viel größer und kolossaler, und das ganze Wesen des Menschen hatte etwas unsäglich rauhes, ja rohes, wiewohl er gutmüthig schien. Seine braune, sonnverbrannte Gesichtsfarbe, sein struppiger Bart und Augenbraunen, und die wilden Augen selbst gaben ihm ein mehr furchtbares, als männliches Ansehen; und wie aus seinen Zügen, so schien auch aus seiner rauhen Sprache, seinem lauten Gelächter, eine durch den Krieg und dessen Grausamkeit sehr verwilderte Seele hervor zu gehen. Der Eindruck war nicht gerade unangenehm, doch schreckte er zurück. Bei dem Vater schien es sich aber umgekehrt zu verhalten, und es kam Elisabeth vor, als wäre der neue Ankömmling ihm lieber, je wilder er sich äußerte. Er erzählte eben von seinen Feldzügen; und obwohl er nicht prahlte, wußte er doch manchen Umstand einzustreuen, der deutlich zu erkennen gab, daß er das Schwert nicht ohne Glück und Muth geführt habe. Der alte Schmied wurde endlich ganz begeistert, hob den Becher auf, und stieß mit dem Gesellen an: „Auf das Wohl der Kriegsknechte und Feldkameraden!" Walther that aus dem vollen Becher Bescheid, setzte aber hinzu: „und auf das Wohl aller schönen, tugendhaften Jungfrauen," und sah dabei Elisabeth mit einem verstohlnen Blick an. Das machte ihr wenig Freude, und es ist schwer zu bestimmen, ob sie aus Scham oder Verdruß roth wurde. Es schien ihr sehr keck von dem Fremden, daß er gleich so vertraut auftrat, als sei er schon lange Jahre im Hause; doch der Vater fand die Gesundheit äußerst passend, leerte seinen Becher und umarmte den neuen Gesellen; das hatte er noch mit keinem gethan. Elisabeth fing an sehr bange zu werden; denn wenn der Vater einmal einen Liebling hatte, wer weiß, was ihr dann bevorstand! — Viele Leiden standen ihr bevor, denn was sie fürchtete, traf ein. — Der Vater gewann mit jedem Tage den neuen Gesellen lieber, und äußerte dies so oft und so bezüglich gegen Elisabeth, daß diese ganz außer Zweifel darüber war, daß er die Absicht hege, ihr den wilden Gesellen zum Eheherrn zu geben. Ja, die ganze Zeit ließ sich auch weder Herbert, noch Bernhard vernehmen, so daß die Arme sehr traurig wurde. So saß sie eines Abends bei'm Spinnrade in der Ecke des Zimmers, während der Vater auf und nieder ging, wie es schien, in der Absicht etwas zu sagen, wozu er sich Worte und Gedanken erst gehörig ordnete. Endlich fing er an: „Der Walther ist doch ein wackerer Mensch; er arbeitet so eifrig, wie ich noch nie gesehen habe. Arm ist er auch nicht, er hat im Kriege eine hübsche Beute gemacht; es kann ihm nicht fehlen, er wird einmal eine Frau stattlich erhalten können." Elisabeth bückte sich, um eine Thräne zu verbergen. Der Vater bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken, denn er fuhr fort: „Wenn ich mir einen Schwiegersohn wünschte . . ." In dem Augenblick schallte ein Trompetenstoß auf dem Markte, und Walther kam eiligst herein: „Meister, wißt Ihr was Neues? der Kaiser Maximilian kommt morgen hier an. Er reist hier durch, nach Augsburg."

„Nach Augsburg?" fragte Elisabeth rasch, und schwieg erschrocken.

„Freilich Jungfer," erwiederte Walther, „dort wird er bei den Herren Fugger wohnen!" Der Schmied war über die wichtige Nachricht anfangs ganz erstaunt, besonders da sie ihm wie ein Kanonenschuß in die Flanke seiner Operationen gefahren war. Jetzt aber übersah er die Wichtigkeit der Sache, und sprach gravitätisch: „Nun wird es für die Rathsherrn von Nürnberg was zu denken geben! Wann kommt der Kaiser?"

„Morgen, zu Mittag, zu Abend, wer weiß; eben sind etliche Reiter angekommen, die es der Stadt anzeigen."

„So muß ich in den Rath," sagte der Schmied, und langte nach seinem Feiertagswamms. Walther aber rief: „Und ich will auf den Markt, um die Reiter zu sehen; vielleicht kenne ich einen davon." So verließen Beide das Haus.

10.

Elisabeth saß nun allein, und überließ sich allen traurigen Gedanken, die aus ihrer Lage entsprangen; darüber wurde es dunkel, sie ging hinauf in ihre Kammer. Dort langte sie die Geschenke Bernhard's hervor, und betrachtete sie wehmüthig. Durch die Zweige einer alten Linde, die im Hofe gerade vor ihrem Fenster stand, konnte sie hinüber nach Walther's Fenstern sehen, in denen sie Licht erblickte. Vermuthlich, dachte sie, denkt er spät nach Hause zu kommen, und hat sich die Lampe angezündet. Ach, wenn er doch nicht wieder kommen wollte! Es war ihr, als müßte ihr im Dunkeln wohler sein; daher löschte sie das Licht aus, setzte sich an's Fenster, und sah, das Haupt in die Hand stützend, traurig in die duftenden blühenden Zweige der Linde hinein, hinter der das Licht gegenüber schimmerte. Plötzlich tönte es leise aus dem belaubten Dunkel des Baumes, wie wenn Jemand in eine Laute griffe. Elisabeth erstaunte. Aber wer beschreibt ihre Empfindung, als sie auch ihren Namen leise rufen hört, und da sie schüchtern fragt: „Ruft mich Jemand?" Bernhard's wohl erinnerliche Stimme ihr entgegen tönt, die sie mit sanftem Laut anredet: „Holde Elisabeth, wacht Ihr noch? O laßt mich nur wenige Worte zu Euch sprechen." Noch ehe sie geantwortet hatte, saß er schon auf dem schwankenden Zweige vor ihrem Fenster. Doch er schwebte in augenscheinlicher Gefahr hinab zu stürzen, da die Last dem Zweige zu schwer war, und dieser sich daher hinab beugte, daß Bernhard kaum zu Elisabeth hinauf reichen konnte. In der Besorgniß, ihn verunglücken zu sehen, reichte sie ihm helfend ihre Hand, die er heftig ergriff, sich mit der andern um das Kreuz des Fensters klammerte, und so, ohne um fernere Erlaubniß zu bitten, sich auf den äußersten Rand desselben schwang.

„Um Gottes willen," rief jetzt Elisabeth, „was thut Ihr? Wenn Euch Jemand hier erblickte, so wäre ich verloren; entfernt Euch schnell, und naht mir niemals wieder auf diese Weise." Bernhard erwiederte: „Süße Elisabeth, zürnt mir nicht, sondern bedenkt, in welcher Angst die verzweifelte Liebe ist. Euer Wort kann mich jetzt selig machen, oder zur Verzweiflung bringen. Laßt mich einen Augenblick zu Euch ein, denn gegenüber erblicke ich noch Licht, und würden wir entdeckt, es wäre Euer Verderben wie das meine." Ehe das unschlüssige Mädchen entscheiden konnte, war er schon eingedrungen, und lag, Verzeihung flehend, zu ihren Füßen, indem er ihre Hand, die er noch immer fest hielt, mit tausend glühenden Küssen bedeckte. Dann erzählte er, wie er mit Lebensgefahr über das Dach des Nachbarhauses (es war der Gasthof zur goldenen Traube) auf die Linde und von

dort herab gekommen sei. Doch die Liebe habe ihm Muth gegeben, denn die äußerste Nothwendigkeit fordre, sich ihr zu nahen, da sowohl Herbert, als der Wirth zur Traube ihm gesagt hätten, daß sich ihr Vater laut geäußert habe, er werde seine Tochter mit nächstem einem Waffenschmied, der jetzt bei ihm arbeite, vermählen.

„Ist das wahr, Elisabeth? Willst du einem Andern Deine Hand reichen? Rührt Dich meine innige aufrichtige Liebe nicht?" Elisabeth weinte heftig, ließ ihm die Hand, die er an seine Lippen preßte, und widerstrebte nur leise, als er seinen Arm um die schöne Gestalt legte, und sie fest an sich drückte. Jetzt bot Bernhard alle Künste der Ueberredung auf, um sie zu bewegen, mit ihm zu entfliehn. Doch die kindlich fromme Elisabeth widerstand mit unüberwindlicher Festigkeit, und setzte allen seinen dringenden Bestürmungen nur die sanften, unter tausend Thränen mühsam gewonnenen Worte entgegen: „Ich will Dich lieben, treu und rein, aber meinen Vater kann ich nicht verlassen!" Endlich gab Bernhard die Hoffnung auf, seinen Zweck zu erreichen, und sprach finster vor sich hin: „So hätt' ich denn nichts mehr zu hoffen in der Welt! Nun ist mir auch Alles gleich, Vaterland und Haus und Hof und Freunde. Morgen kommt der Kaiser, mit dem will ich in den Türkenkrieg ziehn. Meine Mutter hat Unglück mit ihren Söhnen; mein Bruder ist auch in die Welt gezogen, weil sein wilder Sinn ihm nach Abenteuern stand; er ist nicht wieder gekommen, — ich will auch nicht heimkehren. Lebt wohl, Elisabeth! Wenn Ihr froh auf der Hochzeit tanzet, dann gedenkt meiner; vielleicht bohrt mir dann gerade ein feindlicher Reiter das Schwert in die Brust. Ach, Ihr thut meinem Herzen noch viel weher!" Damit schwang er sich zum Fenster hinaus auf den Baum, stieg immer höher in den Gipfel, und verschwand bald aus Elisabeths Augen. Sie aber setzte sich auf's Bett, und weinte bitterlich. Nach einigen Minuten hörte sie die Hausthür öffnen; Walther trat ein, und ging nach seiner Kammer hinauf. — Er schien sehr vergnügt, denn er summte ein Liedchen für sich, und stieg muntern Schritts die Treppe hinan. Bald kam auch der Vater zurück; dann wurde Alles still.

Am andern Morgen war die ganze Stadt Nürnberg in froher Bewegung. In allen Werkstätten ruhte man, denn die Ankunft des Kaisers war ein Feiertag. Meister Reinhold hatte sich stattlich herausgeputzt, und rief Walthern und seine Tochter, um ihn hinaus vor's Thor zu begleiten, wo er den Kaiser als Rathsherr empfangen helfen mußte. Die Straßen wogten vom Gedränge der Menschen. Aus den Häusern hingen Teppiche und Blumenkränze herab; fröhliche Gesichter guckten aus allen Fenstern, besonders aber aus den Häusern auf dem Marktplatz, wo ein Kopf sich über den andern drängte, um die Anstalten, die zum Empfang des hohen Gastes gemacht waren, zu sehen. Ein brausendes Gemurmel verworrener Stimmen rauschte durch die Straßen, Reiter sprengten auf und nieder, Kinder jubelten, Mädchen lachten und neckten sich mit ihren Freiern; Alles war in lautem Getümmel und losgelassener Freude. Nur Elisabeth ging still, blaß und traurig neben ihrem Vater her, der vor Eifer und Wichtigkeit indeß von ihrer Stimmung nichts gewahr wurde. Sie sah vor sich hin, und mochte gar nicht daran denken, daß der gefürchtete Liebling ihres Vaters an ihrer Seite ging. Endlich fing dieser, da manche Bemerkung über den Jubel des Festes von Elisabeth überhört worden war, folgender Maßen an: „Seht, Jungfer Elisabeth, das ist heut Alles recht fröhlich und munter, und in zwei Monaten, wenn der Krieg ausbricht, wer weiß, wie viele Mädchen, die jetzt mit lachenden Gesichtern aus den Fenstern sehen, alsdann mit thränenden Augen still im Kämmerchen sitzen werden. Damals als ich in's Feld zog, war zu Prag auch zuvor ein Volksfest; da hättet Ihr aber sehen sollen, wie die Stadt sich in einer Woche geändert hatte. Wenn unser Eins so in die Welt hinaus zieht, und alles verläßt, es thut wohl weh; aber wer daheim bleibt, hat's doch oft noch schlimmer." Darauf summte er ein Reiterlied und guckte nach dem Fenster eines Hauses hinauf, aus dem lauter fröhliche Augen hübscher Mädchen blickten. Elisabeth hatte sich durch seine Rede wunderbar getroffen gefühlt, denn sie dachte an das, was gestern Bernhard geäußert. Fragenden Blicks sah sie daher an Walther hinauf, und plötzlich leuchtete es ihr wie ein Blitz in die Seele: „Es ist sein Bruder!" Sie prüfte seine Gesichtszüge scharf, und fand jetzt die größte Aehnlichkeit mit Bernhard, so auffallend, daß sie nicht begriff, wie sie es nicht schon früher gesehen; ja wenn sie sich den Bart und das Verwilderte der Züge wegdachte, und ein paar Jahre abrechnete, so kam es ihr vor, als könnten sie Beide verwechselt werden. Das schoß ihr wie ein Stein auf's Herz; sie wußte nicht, sollte sie sich freuen, oder erschrecken. Schon hatte sie die Frage nach Bernhard auf den Lippen, allein ihre jungfräuliche Scheu hielt sie zurück, und sie verwandelte ihre Worte in die scheinbar gleichgültige Erkundigung: woher er gebürtig sei? Er schien nicht darauf zu hören, daher fragte sie ängstlicher zum zweiten Mal. Da drehte er sich um, sah sie finster an und sprach: „Fragt nicht darnach, ich möchte es am liebsten selbst vergessen."

„Guten Morgen, Kinder," rief eine Stimme dazwischen; „nun wie steht's, wie geht's? Was habt Ihr für Anstalten zum Empfang des Kaisers getroffen?" Es war Herbert. Elisabeth erschrak vor seinem Anblick und wagte kaum, ihn anzusehen. Doch er fuhr munter fort, dies und jenes zu sprechen, Scherze zu machen, kurz sich ganz in der Weise zu betragen, wie der Tag alle übrigen Bewohner Nürnbergs gestimmt hatte. Während des Gesprächs kamen sie aber unerwartet immer mehr in's Gedränge, sie wurden hier und dort gestoßen, gedrückt, geschoben, so daß selbst das Ansehen des Meister Reinhold, der unaufhörlich rief: „Bürger, laßt doch Euren Rathsherrn auf seinen Posten!" ihm keine Bahn mehr verschaffen konnte. Als sich Elisabeth jetzt nach Walther umsehen wollte, da war er, vermuthlich durch die treibende Menge abgedrängt, verschwunden. Sie befanden sich schon nah' am Thore, wo der Schmied auf einer Erhöhung nebst den übrigen Rathsherrn Platz nehmen sollte. Deshalb fragte auch er jetzt nach Walther, den er nicht ohne Nebenabsichten zum Begleiter Elisabeths mitgenommen zu haben schien. Es kam ihm sehr ungelegen, daß er verschwunden war. Doch Herbert bot sich zum Führer und Beistand des schönen Mädchens an, und diese, obwohl sie bemerkte, daß er nicht zufällig mit ihr zusammen gekommen sei, wußte doch nicht, wie sie das vermeiden sollte, obgleich es sie ängstigte. So empfing sie denn seinen dargebotenen Arm, und ließ sich von ihm geleiten, während ihr Vater seinen Ehrenplatz einnahm.

11.

Er führte sie vor das Thor hinaus, wo die Menge sich freier verbreitete. Kaum waren sie ein wenig aus dem Gedränge, auf einen Hügel an der Seite getreten, als er auch schon begann: „Kind, Kind, was machst Du für Dinge! Du stürzest einen armen Menschen aus reinem Eigensinn in's Unglück. Weißt Du, daß der junge, reiche, schöne Mann in den Türkenkrieg will? Gleich heut früh hat er ein Pferd gekauft, um dem Kaiser entgegen zu reiten, und ihn um einen Ritterdienst zu bitten. Es wird dich reuen, wenn einmal die Nachricht kommt, daß er von einem Muselmanne niedergehauen, oder was noch schlimmer, gefangen ist, und sein Leben in Ketten verschmachten muß. Dann wirst Du sagen: Wäre ich doch lieber nachgiebig gewesen! Der Vater würde sich ja wohl haben versöhnen lassen! — Töchterchen, ich glaube, Du hast übel gethan!" Elisabeth brach in helle Thränen aus, und konnte nicht antworten. Da rief Herbert plötzlich: „Sieh, sieh, da kommt er!" Wirklich erblickte sie in einiger Ferne einen stattlichen Reiter, der hoch aus dem Volke hervorragte. Als er näher kam, erkannte sie, daß es Bernhard sei. Er trug einen reich verzierten Helm mit dunklem Roßschweif, ein Reiterwamms mit Gold gestickt, einen blanken Brustharnisch, ein breites, langes Schwert, und eine stattliche Lanze. Kein Ritter konnte prächtiger aussehen. Das schöne Pferd ging stolz unter ihm, doch er hielt die Zügel nur nachlässig in der Hand, und sah stumm und traurig vor sich nieder. Daher bemerkte er auch weder Herbert noch Elisabeth, sondern ritt ohne sich umzusehen vorbei, die Straße hinauf, die der Kaiser kommen mußte. Doch Herbert rief ihm nach: „Guten Morgen, Herr Bernhard! Ei wohin denn?" Da sah er sich langsam um, und als er Elisabeth erblickte, fuhr er mit der Hand über die Augen, warf das Helmvisir hinunter, gab dem Rosse die Spornen und sprengte rasch davon. Elisabeth war einer Ohnmacht nahe. Die Angst um den Geliebten, die Entdeckung, die sie gemacht zu haben glaubte, der Streit zwischen Pflicht und Gefühl, alles zusammen bedrängte sie so, daß sie fast unterlegen wäre. Doch nahm sie alle Kräfte zusammen, und bat Herbert nur, sie ein wenig abwärts zu führen. In einem Gebüsch am Wege setzte sie sich auf den Rasen. Herbert, der von ihrem Unglück gerührt war, sprach ihr tröstend und ermuthigend zu, und versprach ihr, Bernhard innigst zu bitten, daß er nicht in den Krieg ziehen solle. Sie bedachte sich, ob sie Herbert ihre Vermuthungen wegen Walthern gestehen sollte; doch schienen sie ihr noch zu ungewiß, als daß sie davon zu sprechen wagen dürfte. — Gegen Mittag kam der Kaiser. Er wurde mit unermeßlichem Jubel empfangen. Jauchzend umringte das Volk sein Pferd; die Mädchen bewarfen ihn mit Blumen, und alles rief fortwährend: „Es lebe Maximilianus, unser Herr und Kaiser!" Selbst Elisabeths beklemmte Brust erweiterte sich in diesem großartigen Gefühl der Freude und allgemeiner Liebe zu dem verehrten Herrscher, und sie fühlte, daß eine große Theilnahme am Vaterlande, selbst bei einem tiefen Schmerz, und sogar in der Frauenbrust, eine heilende Kraft übe. — Herbert geleitete sie nach Hause zurück. Nach einer kurzen Zeit kam auch ihr Vater; Walther aber hatte den Meister gebeten, den Feiertag für sich nutzen zu dürfen, und ließ sich daher nicht sehen. Reinhold war

zu voll von der Begebenheit des Tages, als daß er für etwas anderes Sinn oder Aufmerksamkeit gehabt hätte. Daher bemerkte er von Elisabeths Stimmung nichts, und sie selbst war zu furchtsam und weiblich scheu, als daß sie von etwas hätte sprechen sollen, das doch nur in ihrer Vermuthung, wenn auch noch so wahrscheinlich, bestand. Nach Tisch ging der Schmied in den Rath, weil über die Ehrenbezeigungen, die beim Abschied des Kaisers Statt finden sollten, noch gesprochen werden mußte. Elisabeth begab sich daher auf ihr Stübchen, um dort ganz ungestört ihren Gedanken nachzuhängen. Als sie die Thür öffnete, sah sie auf ihrem Sessel ein weißes Blatt; es war ein Brief. Sie entfaltete ihn, und las mit Erstaunen:

„Ihr werdet vielleicht böse sein, Jungfer Elisabeth, wenn ich Euch frei heraussage, wie mir's um's Herz ist. Ich liebe Euch herzinnig, und so Gott mir helfe, getreu. Viel Worte sind nicht mein Wesen, aber ich glaube nicht, daß Ihr Vorwand suchen werdet, einen Freier abzuweisen, der die Gunst Eures Vaters besitzt, und der es von Herzen wohl mit Euch meint. Werdet meine liebe Hausfrau und Ehegenossin! Ihr könnt einem Mann manches Leid seiner Jugend, das ihn von Haus und Hof, von Vater, Mutter und Geschwister hinaus in die Fremde getrieben, versüßen. Bedenkt Euch drei Tage, und entscheidet dann, aber nicht eher.

Walther."

Diese Zeilen steigerten Elisabeths Unglück auf das Höchste, denn so konnte er nicht schreiben, wenn die Einwilligung ihres Vaters nicht gewiß war, und so sicher wie er diese hatte, wurde es ihr jetzt, daß er der unglückliche Bruder Bernhards sei. Was sollte sie nun thun? Sie überdachte hin und her, wie sie das bittre Leid verhüten oder doch wenigstens mildern solle; allein vergeblich; sie fand keinen Ausweg. Während sie noch in trübe Betrachtungen verloren darüber nachsann, rauschte es plötzlich in den Blättern der Linde, und siehe, ein Blumenstrauß fiel in die Zweige dicht vor ihr Fenster. Ahnend langte sie ihn herein; sie fand ihn mit einer Bleikugel beschwert, vermuthlich damit er sicherer fallen sollte, und darin wie sie richtig muthmaßte, ein Briefchen von Bernhard. Ach wie sahen diese Züge sie so ganz anders an, als was ihr Walther geschrieben. Sie las bebend und mit strömenden Thränen:

„O meine über Alles geliebte Elisabeth, was verlangst Du von mir! Wo soll ich bleiben, da Du mich zurückweisest, wenn es nicht in der weitesten Ferne ist? Glaube mir, wenn ich Dich nicht besitzen kann, ist das Leben kein Glück für mich. Laß mich nur fallen, in unbekannter Fremde; es wird dort, wie hier, niemand um mich weinen, denn es liebt mich niemand. Aber doch, Du bist mir wohl gut, Du schenkst mir vielleicht eine Thräne. Während ich das schreibe, dämmert mir noch einmal die Hoffnung auf, daß Du mich lieben könntest. Drei Tage will ich Deines Bescheides harren; schweigst Du aber bis dahin, oder wiederholst Du, was mir das Herz bricht, so lebe dann auf ewig wohl, und laß mich sterben: das ist mir am besten.

Dein heiß liebender Bernhard."

Welch eine Glut der Liebe sprach aus diesen Worten, gegen den rauhen, obwohl gutherzigen Brief Walthers. Tausendmal las, küßte, benetzte sie das Blatt mit Thränen. Was sollte sie antworten? Unten stand angemerkt, sie möge ihre Antwort, sobald es zu dunkeln anfinge, in demselben Blumenstrauß an die Hausthür legen. Bis Abend sann sie darüber nach, was sie thun sollte. Endlich schrieb sie mit zitternder Hand:

„Mein ganzes Herz ist Dein, warum willst Du es auf den Tod betrüben? O ziehe nicht fort, bleibe hier, verlaß mich nicht in großer Bedrängniß! Es wirbt ein Anderer um mich, der, den Du und der gute Herbert vermuthen; was mich aber auf den Tod ängstigt — ich fürchte, es ist Dein verlorner Bruder. In dreien Tagen soll ich mich entscheiden. Das versprech' ich Dir, ich will meine Hand nicht an den verschenken, den ich nicht liebe, aber folgen kann ich Dir nicht. Rede Du noch einmal zum Vater, gewiß wirst Du ihn erweichen, und meine Thränen sollen Dir beistehen. Vor allem aber forsche nach, ob der Dein Bruder ist, der um mich freit, und gieb mir bald, bald Antwort. Bis dahin bleibe ich Dir schweigend getreu! Ich bitte den Himmel um eine milde Lösung dieser bangen Verwirrungen.

Deine treu liebende

Elisabeth."

Sie wickelte den Brief in die Blumen, und legte ihn vor die Hausthür. Bald darauf kam der Vater nach Hause. Kaum hatte dieser die Thür hinter sich geschlossen, als es heftig daran pochte. Elisabeth erschrak, denn sie fürchtete etwas Böses; selbst der Vater war verwundert. „Hm! Wer mag das sein," murmelte er für sich, indem er sich umwendete, „wer mag denn noch so spät kommen?"

12.

Als er die Thür geöffnet hatte, stand ein kaiserlicher Reitersmann vor ihm, der ein großes, prächtiges Schwert in der Hand hatte. Der grüßte den Schmied höflich und sprach: „Ihr werdet zürnen, Meister, daß ich Euch noch am späten Abend ein Stück Arbeit bringe; aber dießmal dürft Ihr's schon nicht abschlagen, da es für unsern Herrn und Kaiser ist. Seht, das ist sein Prachtschwert, das er zu Augsburg nothwendig braucht. Das lag auf dem Rüstwagen. Der ist aber gestern umgestürzt, und dabei ist dieß Schwert gebrochen. Ihr müßt uns daher schon bis morgen früh eine neue Klinge von gleicher Schönheit einsetzen, oder diese zusammen schweißen, daß sie bis Augsburg hält. Der Kaiser hat besonders verlangt, daß Ihr die Arbeit übernehmen sollt, weil ihm Eure Geschicklichkeit gerühmt worden ist. Macht Eure Sache gut, dann wird Euch Euer Lohn nicht entgehen, denn er ist ein freigebiger Herr, und hält auf schöne Waffen."

„Nicht um des Lohnes willen, um des Kaisers und meiner Schuldigkeit willen werde ich die beste Arbeit machen," rief der Schmied. „Seid nur morgen bei Zeiten hier, es soll alles fertig sein!"

„So gehabt Euch wohl," entgegnete der Kriegsmann und ging. Dem Schmied war der Auftrag höchst ehrenvoll. Davon konnte er doch noch seinen Kindeskindern erzählen, und wenn er fragte: „Wer hat die Klinge in Kaiser Maximilians Prachtschwert gemacht?" so mußten sie antworten: „Unser Großvater, Meister Reinhold, der Rathsherr und Waffenschmied." Bei dem Gedanken sprang er vor Freuden in die Höhe.

„Elisabeth," rief er, „geschwind besorge mir einen guten Nachttrunk, den brauch' ich zur Arbeit; hol' aber vom besten Wein; dann magst Du immer schlafen gehen!" So geschah es. Der Meister zündete Kohlen an, setzte die Bälge in Bewegung, und legte den besten Stahl, den er hatte, in die Flamme. Während er so beschäftigt war, kam Walther nach Hause; der verwunderte sich nicht wenig, den Meister bei der Arbeit zu finden. Als er aber hörte, weshalb, da war er gleich bereit, Hülfe zu leisten. Zuvor betrachtete er aber das Schwert des Kaisers und sprach: „Meister, das wird ein bös Stück Arbeit sein, die Klinge ist damascirt und ganz mit Silber eingelegt; Ihr habt sie wohl noch nicht betrachtet?" Jetzt trat der Schmied näher, und sah nun erst das Wunder von Arbeit.

„Bei St. Sebastian," rief er, „das weiß ich nicht zu machen, und zusammen schweißen läßt sich das auch nicht. Hier hat ja der Silberschmied mehr zu thun als der Waffenschmied."

„Ja," erwiederte Walther, „das ist eine morgenländische Arbeit, von der wir Deutsche wenig verstehen. Etwas habe ich zwar auch davon gelernt, in Venedig, wo ein Meister war, der das verstand; doch hab' ich's nicht geübt, weil uns das so selten vorkommt." Nun stand der Schmied und rieb sich die Stirn; die ganze Hoffnung, daß der Kaiser eine Klinge von seiner Hand führen würde, war zu Wasser geworden. Endlich sprach Walther: „Je nun, Meister, ich will's versuchen. Schmiedet Ihr eine Klinge von reinem Stahl, ich will indeß eine mit Silber einlegen. Zwar brauche ich Stempel, um die Figuren einzuschlagen, allein die will ich mir zu verschaffen suchen." Niemand war froher, als der Schmied, er fiel dem Gesellen um den Hals und rief: „Wenn du mir das zu Stande bringst, so gebe ich Dir was Du forderst, und wenn es mein halbes Vermögen wäre."

„Je nun," erwiederte Walther, „eine Bitte hätte ich schon, wenn Ihr nicht bös würdet."

„Gerad heraus! Machst Du mir die Klinge, so erfülle ich sie, — wenn ich kann, versteht sich, — oder ich will nicht wieder ehrlich im Rath zu Nürnberg sitzen. Nun was ist's?"

„Meister," sprach jetzt Walther, „Eure Tochter gefällt mir wohl; ich bin ihr von Herzen gut. Ich glaube, sie ist mir auch nicht böse; mein Handwerk versteh' ich, arm bin ich nicht." Hier unterbrach ihn der Schmied und rief: „Du sollst sie haben, auf mein Wort, und morgen will ich Euch verloben!"

„Topp!" rief Walther und schlug ein, „so schaffe ich Euch die Klinge, und sollt' es mein Leben kosten." Darauf umarmte er den Schwiegervater, und ging dann eiligst fort, um sich die nöthigen Werkzeuge zu schaffen. In einer Viertelstunde kam er wieder, hatte mehrere Stempel bei sich, und rief frohlockend: „Meister, besser konnte es nicht glücken; hier habe ich von einem Goldschmied den Stempel zu des Kaisers Wappen, und den doppelten Reichsadler bekommen. Was paßt besser auf ein Kaiserschwert? Nun fröhlich an die Arbeit." Jetzt hämmerten beide freudig darauf los, Reinhold eine Hohlklinge vom besten Stahl für den Nothfall, Walther was er versprochen hatte. Dem Letztern gerieth die Arbeit nach Wunsch, und als der Tag

graute, hatte er eine Klinge fertig, die nicht schöner gewünscht werden durfte. Der Schmied umarmte ihn voller Freuden, und erneuerte sein Versprechen.

„Damit," rief er aus, „wollen wir die Elisabeth überraschen, wenn wir von dem Abschiedsgeleit des Kaisers zurück kommen. Die wird ein paar Augen machen! Der alte Herbert muß auch dabei sein, und noch ein paar Zeugen, außer dem Herrn Pfarrer! Juchhe! Das soll ein lustiger Tag werden." Das Einsetzen der Klinge ließ sich aber Meister Reinhold nicht nehmen; etwas wollte er doch selbst dabei gethan haben. Als er sie nochmals betrachtete, sah er, daß in einem verschlungenen Kranze der Name Reinhold stand, den Walther bescheiden statt des seinigen eingeschlagen. Das freute ihn doppelt, und er lobte den wackern Schwiegersohn deshalb nochmals insbesondere; dann ging er an's Werk. Aber, o weh! die Freude verkehrte sich in Leid, denn wie er mit dem goldnen, mit Edelsteinen besetzten Griff etwas unsauber nach Art der Schmiede verfuhr, da brach er unversehens einige Edelsteine aus der Fassung. Jetzt war guter Rath theuer, denn der Bothe, der das Schwert abholen sollte, konnte jede Minute kommen, und welcher Goldschmied hätte ihm das so schnell in Nürnberg gemacht, besonders da er mit allen nicht freundschaftlich stand. Walther besah den Schaden, schüttelte bedenklich den Kopf, und sprach endlich: „Ich will noch einmal meine Kunst versuchen; als Knabe habe ich der Arbeit oft zugesehen, aber was hilft das, wenn man die Handgriffe nicht kennt. Zufällig habe ich von da, wo ich die Stempel geliehen, auf den Nothfall, zum Glück auch eine feine Zange mitgebracht. Kaum glaub' ich aber, daß ich damit zu Stande komme."

„Bester Walther," sprach der Schmied liebkosend, „gib Dir nur rechte Mühe, dann soll auch die Hochzeit sein, wann Du willst; nur dießmal laß uns nicht stecken." Walther setzte sich dabei; er schien zu Allem Geschick zu haben, denn auch diese Arbeit glückte ihm so, daß er nach einer halben Stunde aufstand, dem ängstlich zusehenden Schmied auf die Schulter klopfte und sagte: „Gott sei Dank, Vater, es ist geglückt; nun sind wir fertig!" Der Schmied fiel ihm um den Hals, und rief: „Du bist ein Tausendkünstler, ein Goldjunge, ein Diamant von Schwiegersohn! Ob ich's der Elisabeth gleich sage?"

„Nein, um's Himmels willen nicht," rief Walther, „wir müssen sie mit der ganzen Festlichkeit überraschen. Erst geleiten wir den Kaiser, dann holen wir den Herrn Pfarrer und die Zeugen ab, führen sie vorn in Euer Zimmer, und dann erst rufen wir sie aus der Küche, oder ihrer Kammer, oder wo sie sonst stecken mag, und sie tritt ganz überrascht in die Versammlung, vor der sie mir verlobt werden soll. Meint Ihr nicht auch so, Vater?"

„Wie Du willst, Herzensjunge," rief der Schmied, „ja so ist's auch am besten." — Man sieht wol, daß Walther kein rechtes Zutrauen hatte, sondern die arme Elisabeth durch eine Ueberraschung am sichersten zu gewinnen dachte. Jetzt pochte es an die Thür; es war der Kriegsknecht. Er staunte über die herrliche Arbeit, und rief aus: „Wahrlich, das hätte ich in Deutschland nicht erwartet; das wird Euch Lobsprüche von unserm Herrn und Kaiser eintragen, Meister Reinhold." Reinhold wollte ehrlich gestehen, wer die Arbeit gemacht habe, allein Walther fiel ihm in's Wort, und meinte, er dürfe nicht länger säumen, sondern müsse sich in sein Feiertagswamms werfen, um auf seinen Posten als Rathsherr zu gehen. Das geschah denn auch sogleich. Ganz Nürnberg war schon wieder in Bewegung, um den Kaiser abreisen zu sehen. War auch die Lust nicht so groß, wie beim Empfang, so hatte doch auch das Geleite etwas feierlich Freudiges. Alle Glocken tönten, Fahnen wehten von den Thürmen, das Volk wogte auf den Straßen, die Fenster waren überfüllt mit Zuschauern, und in jedem Auge las man Segenswünsche für den guten Kaiser, der das Schwert gegen den Erbfeind des Reichs ziehen wollte. Am Thore überreichte der Magistrat durch die Hände des Bürgermeisters dem fürstlichen Herrscher ein Gedicht, von einem reimzünftigen Nürnberger Meistersänger verfaßt, worin das Heil der Stadt geschildert wurde, das ihr durch die Beherbergung des Kaisers geworden sei. Der Kaiser dankte mit freudiger Huld, und fragte dann: „Wo ist Meister Reinhold, der Waffenschmied?" Meister Reinhold nahm sein Barett ab, und verneigte sich ehrfurchtsvoll.

„Ihr habt mir ein schönes Schwert gefertigt, Meister Reinhold, nehmt meinen Dank und dies Andenken dafür," sprach der Kaiser, hing dabei dem vor Ueberraschung und Verwunderung ganz stumm gewordenen Meister eine goldene Kette um, und ritt von dannen, bevor der Schmied noch danken und erzählen konnte, wer eigentlich der Verfertiger der Klinge gewesen.

Alle Rathsherren umringten den Collegen, und wünschten ihm Glück zu dem Zeichen der kaiserlichen Huld. Reinhold wußte kaum, wo er vor Freuden bleiben sollte. Er dachte jetzt nur an den Lohn, den er dem wackern Walther versprochen, und eilte, um ihn damit zu erfreuen. Er hatte gehofft, ihn unter der Menge zu finden, allein vergeblich; doch stieß er auf Herbert und den Wirth zur goldnen Traube, die er Beide zu sich nach Haus zur Verlobung einlud. Herbert machte ein paar erstaunte Augen, und wurde dann sichtlich verdrießlich. Als Reinhold nach der Ursache fragte, sagte er: „Es freut mich zwar, daß Eure Tochter Hochzeit macht, und einen so wackern Mann bekommt; allein ich muß Euch nur sagen, heut früh war Bernhard von Augsburg bei mir, der mich sehr dringend gebeten hat, doch ein Wort für ihn bei Euch zu sprechen, da er Eure Tochter so herzinniglich liebt."

„Was!" rief der Schmied, „geht mir mit dem Pfuscher, dem Ringdreher! Was kann so ein Goldarbeiter für ein Mannsein? Seht hier die Kette an; solche Leute dürfen um meine Tochter freien, die eine solche Kette vom Kaiser durch ihre Arbeit erwerben können, aber nicht so ein Frauenzimmerheld, der dergleichen Arbeit macht. Nein, daraus wird nichts, das sagt dem Herrn nur."

„Sagt's ihm selbst," erwiederte Herbert, „eben kommt er auf uns zu, und ich wette, er redet Euch an." Kaum waren diese Worte gesprochen, als der junge Bernhard mit einem Gesicht, auf dem sich Bangigkeit und Unruhe nur zu deutlich malten, vor den Schmied hintrat und ihn anredete: „Meister ich bitt' Euch um Gottes Willen, gönnt mir ein paar Worte!"

„Geht mir!" rief der Schmied, „ich weiß schon, was Ihr wollt. Daraus kann ein für allemal nichts werden; meine Tochter ist schon versagt. Sie bekommt einen wackern Mann, der eine Ehrenkette vom Kaiser verdient, die Ihr — nun ich will Euch nicht kränken, aber das merkt Euch, mit Eurem Anliegen ist es nichts. Heute ist Verlobung, und über acht Tage, oder wann mein Schwiegersohn will, Hochzeit. Geht, und seht Euch wo anders um; Ihr seid überhaupt noch viel zu jung zum Heirathen."

„Aber Eure Tochter liebt mich . . ."

„Das ist nicht wahr," fuhr der Schmied auf, „das kann nicht wahr sein, das darf nicht wahr sein! Ihr denkt, weil Ihr Euern Ring da nicht zurück bekommen habt? Das Ding da hängt wo anders; den hab' ich mit meinem ehrlichen Hammer zerschlagen, und das hat meine Tochter gut geheißen!"

„Wenn Ihr mir Eure Tochter nicht gebt, so stürze ich mich in's Wasser!" rief Bernhard mit der Miene eines Verzweifelten, und faßte den Schmied hart an die Schulter. Der stieß ihn kräftig zurück, und rief: „Thut nach Belieben, das Bad wird Eure Fieberhitze abkühlen; aber mich laßt ungeschoren." Dabei machte er sich von ihm los, und ging zu seinen Gefährten. Bernhard aber eilte verstörten Gesichts die Straße hinab.

„Er verdirbt mir ordentlich die gute Laune, der Hans Hasenfuß," brummte der Schmied, und Herbert stimmte ein: „Freilich ein Windbeutel scheint er mir auch, und ich glaube, er wird sich rasch genug fassen; aber ein guter Kerl ist er doch!"

„Pah!" rief der Traubenwirth, „den kenne ich besser! Wenn der nicht heute Abend beim Becher noch vergnügter ist als wir, so will ich keinen Gast mehr in meinem Hause sehen. Darüber laßt Euch kein graues Haar im Bart wachsen, Meister Reinhold." Das stellte die gute Laune des Nürnberger Altmeisters wieder her, und die drei Kumpane gingen nun fröhlich nach der Pfarrerwohnung. Dort holten sie den geistlichen Herrn ab, der bei der Verlobung, wenn auch nicht von Amts wegen, doch nach altem Gebrauch zugegen sein mußte. Er warf sich in seinen Ornat, und folgte mit Vergnügen, denn er war Freund und Kenner des alten Weins, den der Schmied bei festlichen Gelegenheiten nicht schonte. Vor der Thür stießen sie auf Walther, der eben vorbeiging.

„Das trifft sich ja herrlich!" jubelte Reinhold. „Nun laßt uns nach Hause gehen; ich bin ordentlich närrisch vor Neugier, was die Elisabeth für Augen machen wird." Die Männer kamen in des Schmieds Wohnung an; Elisabeth war auf ihrer Kammer. Der Vater rief sie hinunter. Als sie ins Zimmer trat, und den geistlichen Herrn erblickte, wurde sie ein wenig blaß, aber ein Blick auf Herbert gab ihr Muth und Farbe wieder. Doch wußte sie nicht recht, was sie zu dem seltsamen Gesicht des Vaters sagen sollte, der sie von oben bis unten betrachtete, und dann beim Kopfe nahm und küßte. Seine Worte endigten ihre Ungewißheit nur zu schnell.

„Töchterchen," sagte er, „heut ist Deinem Vater Freude und Ehre wiederfahren, und so Gott will, soll's Dir auch so werden. Sieh' hier unser wackrer Walther hat mir durch seine Beihülfe diese goldene Kette verdient, die mir der Kaiser eigenhändig umgehangen. Dafür habe ich ihm auch etwas versprochen, — nun rathe einmal was?"

„Wie könnte ich das," entgegnete Elisabeth zitternd.

„Ein Bild habe ich ihm versprochen," lächelte er, ein Bild, so hübsch Meister Albrecht jemals eins auf Gold gemalt hat. Schau her!" dabei faßte er die Tochter, und drehte sie so vor den Spiegel, daß sie sich erblicken mußte. Aber in dem Augenblicke, wo sie sich sah, erblaßte sie und sank ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück. Walther sprang hinzu, der Pfarrer faßte nach einem Stuhl, Herbert rief nach kaltem Wasser, kurz alles kam ihr zu Hülfe. Nach einigen Minuten erholte sie sich, sah umher und brach dann in einen Strom von Thränen aus, der alle ihre Bemühungen zu sprechen vereitelte. Jetzt wurde dem Schmied doch etwas bange zu Muthe, und er fing an zu merken, daß seine Wünsche nicht die der Tochter waren. Doch hatte er noch die leise Hoffnung, daß alles nur eine unvermuthete Folge der Ueberraschung sei. Daher rief er einmal übers andre: „Nun so sprich doch Mädchen, freust Du Dich denn nicht?" Endlich gewann sie Athem zur Rede und brachte mühsam die Worte hervor: „Liebster Vater, wenn Ihr mich nicht ganz unglücklich machen wollt, so zwingt mich nicht zu dieser Heirath."

„Was," rief der Schmied, „unglücklich machen? Heißt das unglücklich werden, wenn man einen wackern Mann bekommt? Will Dich der unglücklich machen, der die Freude und das Glück Deines Vaters gemacht hat? Du Undankbare! Soll ich wortbrüchig werden?" Elisabeth wollte ihm zu Füßen sinken, doch Walther hielt sie zurück und sprach: „Nein, Jungfer, unglücklich machen will ich Euch nicht; aber gesteht nur, daß Ihr einen Andern lieber habt." Elisabeth nannte unter Thränen Bernhards Namen. Darüber gerieth Reinhold in den heftigsten Zorn, und machte sich in Verwünschungen gegen den Goldschmied Luft. Walther aber hemmte ihn darin, und sprach: „Meister, ich muß Euch sagen, der Mann, den Eure Tochter genannt hat, ist mir sehr nahe verwandt, und es thut mir leid, daß ich seinem Glück im Wege bin. Doch gebe ich Euch Euer Wort noch nicht zurück, und frage Euch hiemit feierlichst noch einmal, ob Ihr mir Eure Tochter mit Wort und Handschlag gelobt, wenn es mir gelingt, ihre Gunst von dem Goldschmied Bernhard ab und auf mich zu wenden?"

„Hofft das nimmermehr!" rief Elisabeth; und der Vater: „Darauf habt Ihr mein Wort, und ich rufe diese Herren als Zeugen auf!" Der Handschlag befestigte den Bund. Walther aber wandte sich zu der weinenden Elisabeth und sprach: „Wenn Ihr nicht gern einwilligt, meine Hausfrau zu werden, so gebe ich Eurem Vater sein Wort zurück, nehmt darauf meinen Handschlag auch; und ein Schuft, der sein Versprechen, unter welchem Vorwande es sei, nicht hält." Elisabeth reichte ihm die Hand, und sah ihn durch ihre Thränen recht freundlich an. „Gut, so wäre alles in Ordnung," sprach jetzt Walther; „nun will ich Euch sagen, wie ich mit Herrn Bernhard aus Augsburg verwandt bin."

„Ihr seid sein Bruder!" fiel Elisabeth rasch ein.

„Nicht ganz," erwiederte Walther, „sondern ich bin ihm noch etwas näher verwandt, denn — ich bin es selbst." Dabei nahm er seinen Bart und seine Perücke ab, und änderte plötzlich die rauhe Sprache.

„Diese Herren hier," auf Herbert und den Traubenwirth zeigend, „waren im Einverständniß, und hier draußen steht noch Jemand, dem ich mein Bischen Schmiedekunst verdanke." Er öffnete die Thür, und Ehrenfried, der wohlbekannte Altgesell, stand vor dem erstaunten Meister, der sich die Augen mit beiden Händen rieb, und gar nicht wußte, wie ihm geschah. Elisabeth wurde vor Ueberraschung, Freude und banger Erwartung bald roth, bald blaß; aber Bernhard trat auf sie zu, und sprach: „Vergiebst Du mir den Betrug, durch den ich Dich gewonnen habe? Ich mußte Dir schon ein paar bange Stunden machen, um Dich recht sicher zu gewinnen." Elisabeth stand zögernd und blickte auf den Vater. Der aber rief plötzlich: „Nun, Mädchen, so fall ihm doch um den Hals, ehe er sich wieder verwandelt, der Teufelskerl; Dir ist er ja so doch lieber!" Die Liebenden lagen einander in den Armen; der Schmied nahm Beide beim Kopf und küßte sie ungestüm. Herbert und der Traubenwirth tanzten vor Vergnügen, und Ehrenfried lächelte selbstzufrieden dazwischen. Endlich fragte Herbert: „Ist ein Goldarbeiter auch ein braver Kerl?"

„Ja!" rief der Schmied. Dann fragte der Wirth: „Habe ich meine Wette gewonnen, daß Der heut vergnügter beim Becher sitzt, als wir?"

„Ja!" rief der Schmied noch lauter und fröhlicher. Darauf fragte Ehrenfried: „Darf ich wieder bei Euch arbeiten, Meister?"

„Ja!" rief der Schmied aus voller Brust, und nahm ihn beim Kopf und küßte ihn. Endlich fragte auch das Pärchen: „Wollt Ihr uns Euren Segen geben, Vater?" Und der Schmied rief dreimal, was seine Brust aushalten konnte: „Ja, ja, ja!"

Julius August Renner,

geboren zu Braunschweig im Jahre 1736, war daselbst Professor und Director des Intelligenzwesens, seit 1787 aber braunschweigischer Hofrath und ordentlicher Professor der Geschichte und Statistik zu Helmstädt. Er starb am 26. August 1803.

Er hinterließ außer mehreren Uebersetzungen:

Geschichte des Papstthums. Braunschweig 1770.
Handbuch der Geschichte neuerer Zeiten. Braunschweig 1771.
Ausführliches Handbuch der ältern Geschichte. Braunschweig 1775. 1795.
Amerikan. Archiv. Braunschweig 1777. 1778.
Handbuch der allgemeinen Geschichte. 3 Thle. 4te Aufl. Braunschweig 1802.
Lehrbuch der Staatskunde. Braunschweig 1786.
Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Halle 1800.

Ein fleißiger, treuer und gewissenhafter Historiker, bemühte sich R. mit der Darstellung der politischen Geschichte zugleich die der Bildungsgeschichte der Menschheit zu vereinigen; es fehlte ihm aber hierzu das tiefere, geistige Eindringen in seinen Stoff, und seine Leistungen blieben daher unzureichend.

Kaspar Friedrich Renner,

geboren am 20. März 1692 zu Münden, Sohn eines dortigen Arztes, wurde 1717 hannöverscher Intendant und 1733 Stadtvoigt in Bremen. Seine litterarischen Arbeiten erschienen unter dem pseudonymen Namen: Franz Heinrich Sparre. Er starb am 21. Mai 1772.

Er schrieb:

Hennynk de Han (Fortsetzung des Reinecke Fuchs) 1732, wieder abgedruckt in seiner Sammlung von Gedichten. 1752. Auch gab er das altdeutsche Gedicht aus den Zeiten der Minnesänger: Die Winsbeckin, 1760 heraus.

Ein witziger Kopf, dessen Hennynk de Hahn, als Fortsetzung des Reineke Fuchs, sich würdig seinem Vorbilde anreiht, und von äußerst glücklichem Talent und lebendiger Auffassungsgabe zeigt.

Friedrich Gabriel Resewitz,

geboren im Jahre 1725 zu Berlin war Anfangs Prediger zu Quedlinburg, kam 1767 als Prediger an die (deutsche) Petrikirche nach Kopenhagen, und ward 1774 Abt des Klosters Bergen, Consistorialrath und Generalsuperindentent zu Magdeburg. Er starb am 29. October 1806.

Wir besitzen von ihm:

- Convbure, Vertheidigung der geoffenbarten Religion gegen die Einwendungen eines anonymen Schriftstellers. Aus dem Englischen. Berlin 1760.
- Ueber die Erziehung des Bürgers. Kopenhagen 1773.
- Vorschläge, Gedanken und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung. Berlin 1777—1785, 5 Bde.
- Praktische Logik. Berlin 1785.
- Predigten. Neue Aufl. Kopenhagen und Leipzig 1785, 4 Bde.
- Predigten für die Jugend. Leipzig 1779—82, 2 Thle.

R. zeichnete sich sowohl als Pädagog wie als Kanzelredner zu seiner Zeit höchst vortheilhaft aus. Einfachheit, Klarheit und Verständlichkeit, zu denen sich in seinen Predigten noch Wärme des Gefühls und edle Würde gesellen, sind allen seinen Schriften eigen.

Joseph Friedrich Freiherr von Retzer,

geboren am 25. Junius 1754 zu Krems im Oesterreichischen, erhielt seine Jugendbildung auf dem Theresianum zu Wien und wurde 1774 Hofkammerconcipist. Kurze Zeit nachher erhielt er die Stelle eines Hofconcipist bei der Hofstelle, wurde 1782 Censor der ausländischen Litteratur und 1788 Präsidial- und Hofsecretär. Er starb am 17. October 1824 zu Wien.

Von seinen Schriften sind zu nennen:

- Gedichte aus dem k. k. Theresianum. Wien 1774.
- Metastasio. Eine Skizze. Wien 1782.
- Der Beichtvater und der junge Geistliche als Beichtkind. Wien 1785.
- Sieben Gedichte. Berlin 1806.

Ein feinsinniger, geschmackvoller Mann, dessen schriftstellerische und poetische Arbeiten sich um dieser Eigenschaften willen bedeutend vor den Leistungen seiner gleichzeitigen Landesgenossen auszeichnen.

Adam Reusner,

ein Schüler Reuchlin's, ward im Jahre 1471 geboren, stand eine lange Reihe von Jahren vielen Hof- und Gerichtsämtern vor und lebte später als Privatmann zu Frankfurt a. Main. Er starb 1563.

Er schrieb:

- Beschreibung der Stadt Jerusalem. Straßburg 1525. Augsburg 1536, 1544. Fol. (Im dritten Bande befindet sich das Kirchenlied: In dich hab' ich gehoffet, Herr!)

Eine für seine Zeit wackere und tüchtige Arbeit, welche von unseren Vätern gern und viel gelesen wurde. Noch länger als dieselbe hat jedoch das eben angeführte geistliche Lied den Namen des Verfassers im Andenken erhalten.

Leonhard Reynmann,

lebte in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, und ist Verfasser von:

- Wetterbiechlein. Augsburg 1511, 4.
- Nativitätskalender. Nürnberg 1515, 4.

Rhabanus Maurus,

geboren 776 zu Mainz, Schüler Alkuin's, war Anfangs Abt im Kloster Fulda, später Erzbischof von Mainz. Er hat großes Verdienst um das Schulwesen und die Ausbildung der deutschen Sprache. Er starb 856.

Er schrieb ein:

- Lateinisch-deutsches Glossar über das alte und neue Testament (S. Eccard. Comment. II. p. 950—76. — Spec. gloss. lat. ed. Diecmann. Brem. 1721. — Docen Miscell. Th. I. S. 153 flg.).
- Glossae latino-barbaricae de partib. hum. corp. in Goldast Scriptor. rer. alem. T. II. p. 64 seq.

Johann Gottlieb Rhode,

im Jahre 1762 in der Gegend von Halberstadt geboren, war nach absolvirten Studienjahren Privatlehrer in Braunschweig, ging 1789 als Hofmeister nach Altharm in Esthland und errichtete darauf ein Erziehungsinstitut zu Reval. Im Jahre

1797 gab er dasselbe auf und ließ sich nach einer größeren Reise durch Deutschland in Berlin nieder. 1800 ging er als Hauslehrer nach Breslau, wurde 1804 Schauspieldirector daselbst, 1809 Professor an der Kriegsschule und Redacteur der Korn'schen Zeitung und starb den 18. April 1827.

Von seinen Schriften nennen wir:

- Pragmatische Geschichte des Religionszwanges unter den Protestanten in Deutschland. Frankfurt u. Leipzig 1790.
- Für meine Zeitgenossen. Reval 1790.
- Spielereien von Maler Anton. Alt. 1798.
- Reise durch einen Theil Rußlands und Deutschlands. Alt. 1798.
- Ossian's Gedichte. 3 Th. R. A. 1817.
- Ueber das Alter des Thierkreises. Breslau 1809.
- Ueber Alter und Werth einiger morgenländischen Urkunden. Breslau 1817.
- Beiträge zur Alterthumskunde. 2 H. Berl. 1819.
- Ueber den Anfang unsrer Geschichte. Bresl. 1819.
- Die heilige Sage der Baktrer, Meder und Perser. Frankfurt 1820.
- Beiträge zur Pflanzenkunde der Vorwelt. 2 H. Breslau 1821.
- Ueber religiöse Bildung, Mythologie und Philosophie der Hindus. 2 Bde. Leipzig 1824.

Durch die Richtung der romantischen Schule in Deutschland vorzüglich angeregt, wandte sich R. besonders Forschungen über die älteste Sagengeschichte der Menschheit zu und förderte hier, von gründlichem Wissen und seltenem Scharfsinn unterstützt, Bedeutendes zu Tage, doch sind seine kühnen Hypothesen nicht immer haltbar, und er geht in seinen Combinationen mitunter viel zu weit. Eleganz, Würde der Darstellung und Geschmack sind auch seinen übrigen Werken eigen. Vortrefflich ist seine Uebersetzung des Ossian.

Blicke auf die Geschichte der heiligen Sage und der Religion des Zendvolks überhaupt, nach Anleitung der Zendschriften; und allgemeine Vergleichung der Hauptlehren des Hindusystems mit dem Zendsystem*).

Wir haben im vorigen Abschnitt die Wohnsitze des Zendvolks, wo, und die vornehmsten Naturbeschaffenheiten desselben, unter welchen das Sagensystem dieses Volks sich ausbildete, kennen gelernt. Noch eine vorbereitende Untersuchung ist nöthig, ehe wir uns an die Aufstellung und Beleuchtung der heiligen Sage selbst wagen dürfen.

Woher hat das Zendvolk seine heiligen Sagen und das ganze, darauf gebaute Religionssystem? Hat sich dies Alles unter dem Volke ursprünglich selbst entwickelt, oder ist es entlehnt? Wer war der erste Verkündiger der Ormuzdlehre? Wo und wann trat er auf? Was hat Zoroaster für Einfluß auf dies Religionssystem? Wo und wann begann er die Reformation desselben? Es leuchtet ein, wie wichtig die Beantwortung dieser Frage für den Zweck unserer Untersuchung ist.

In den Zendbüchern wird das alte Religionssystem der Ormuzddiener, das erste Gesetz, oft und bestimmt von dem jüngern, vollkommnern, durch Zoroaster gegebenen Gesetz, unterschieden. Die Bekenner des ältern Gesetzes heißen Peischdadians oder Poeriodekschans[1]) und werden als unschuldige, gottfürchtende Menschen beschrieben, welche die Offenbarung Ormuzd durchs Ohr empfingen[2]), d. i. durch mündliche Ueberlieferung, weil erst Zoroaster das schriftliche Gesetz verfaßte.

Wenn die Zendbücher nun auch den Unterschied zwischen dem ältern und jüngern Gesetz nicht deutlich angeben, so vermag doch der aufmerksame Leser ihn wohl aufzufinden. Bei fortgesetztem Forschen entdeckt er, daß in jenen Schriften eigentlich selbst in Bezug auf den bloßen Naturdienst, zwei Systeme neben einander liegen; eines, welches die Spuren des höchsten Alterthums in sich trägt, welches fast blos sinnlich, auf das Anschauen des Himmels, die Beobachtung des Wechsels von Licht und Dunkelheit; des Laufs der Gestirne und der damit eintretenden Erscheinungen der Natur in jenen Länderstrichen u. s. w. gegründet ist; und ein zweites, offenbar jüngeres, allegorisch-symbolisches System, wodurch das ältere, erklärt, verfeinert und überall zu einer moralischen Tendenz hingeführt wird. Wir werden in der Folge bei der Entwicklung einzelner Sätze und Lehren für das hier Gesagte überzeugende Beweise beibringen.

Die Fragen: ob die heiligen Sagen und das darauf gegründete höhere Religionssystem, sich ursprünglich unter dem Zendvolk gebildet haben; ob sie von andern Völkern entlehnt, oder mit andern uns bekannten Sagensystemen verwandt sind? läßt sich erst mit Gewißheit entscheiden, wenn wir die gleichzeitigen heiligen Sagen, z. B. der Hindu und Chinesen auf eine ähnliche Weise erforscht und aufgestellt haben. Jetzt wollen wir uns allein an das Zendvolk halten und untersuchen: durch wen, wo und wann wurde diesem Volk sowohl das ältere als das jüngere, vollkommnere Gesetz bekannt gemacht? — Entblößt von von allen übrigen Hulfsquellen, sind wir hier allein auf den Inhalt der noch übrigen Zendschriften beschränkt, die, ihre religiösen Zwecke verfolgend, nur nebenher historische Notizen enthalten; doch fehlt es gerade über diesen Gegenstand nicht an bestimmten Winken.

Der erste, welcher dem Zendvolk die Offenbarung Ormuzd, das Lichtgesetz bekannt machte, war der Prophet Heomo, oder Hom, welcher schon zu Zoroaster's Zeiten eine große Verehrung genoß und höchst wahrscheinlich der Homanes ist, von dem die Griechen uns als von einem bei den Persern verehrten Dämon Manches erzählen. „Du bist erster, o Großer Heomo, sagt Zoroaster, dem Ormuzd Evangoin und Sadere, Kleider des Heils vom Himmel gekommen, mit dem reinen Gesetz, der Mazdeicsnans (Ormuzddiener) gegeben hat[3]).“ Heomo wird hier schlechthin als der erste Prophet, der erste Lehrer des Ormuzdgesetzes dargestellt.

Wer war nun dieser Heomo oder Hom, und wo trat er als erster Lehrer des Lichtgesetzes auf? Nach der geographischen Lage der Ursitze des Zendvolks und der sich darauf gründenden historischen Ansicht, welche wir im ersten Abschnitt gegeben haben, müssen wir uns dies Volk in den hohen Thälern des mittlern Asiens und auf den daran grenzenden Hochflächen, noch vielleicht mit den Brahmanen und wer weiß mit wie viel Urstämmen anderer Völker, als ein Volk denken, das ursprünglich eine Sprache redete und eine Religion hatte. Mit der Zeit trennte sich das Volk in Völker, die Sprache theilte sich in immer mehr abweichende Dialekte; die Religion zerfiel in Religionen; mehr oder minder von einander abweichend, je nachdem in den verschiedenen Länderstrichen, wohin die Völker ihre Wohnsitze verlegten, die Erscheinungen der Natur und die Einwirkungen der Naturkräfte einen verschiedenen Charakter annahmen. Hier war nun Heomo der erste, der unter dem Zendvolk als Prophet des Ehoré mezdao, d. i. des großen Herrn der Natur auftrat, und der Religion seines Volks ihren eigenthümlichen Charakter gab. Nach den Zendschriften war er ein Arier im engern Sinn und in Eeriene-Veedjo geboren. Manche Ausleger der Zendschriften sind anderer Meinung. Herder's Hypothese, welcher Hom für eins mit dem angeblichen ältern Zoroaster hält, und in diesem überhaupt nur ein religiös-bürgerliches Symbol findet, werden wir bei der Untersuchung über Zoroaster widerlegen. Aber selbst Anquetil du Perron und Kleuker sind nicht einig mit sich selbst, ob sie den Hom für einen Menschen oder einen höhern Genius halten sollen. Bald nennt ihn Kleuker „einen patriarchalischen Weisen[4]),“ bald einen „Schutzized[5]).“ Nach den unzweideutigen Zeugnissen der Zendschriften aber, die hier allein entscheiden müssen, war Heomo ein bloßer Mensch. Er heißt zwar „der vom Himmel Herabgekommene,“ der „Ormuzdgeborne[6]),“ allein diese Benennungen bezeichnen ihn noch keineswegs als ein höheres Wesen. Die Feruers aller Menschen sind Ormuzdgeborne, und alle steigen vom Himmel herab, um sich mit dem menschlichen Körper zu vereinigen, wie wir nachher zeigen werden.

---

*) Aus Rhode's: Die heilige Sage der Baktrer rc. Frankfurt a. M. 1820.

1) Zend-Avesta von Kleuker. B. II. S. 361.

2) Zend-Avesta v. Kl. B. I. S. 97. Izeschne Ha I.

3) Izeschne Ha IX. Z. A. B. I. S. 118.

4) Anhang zum Zend-Avesta. B. 2. S. 121.

5) Anh. zum Z.-A. Th. 3. S. 68.

6) Jescht-Mithra. C. 23. Z.-A. B. 2. S. 231.

Im Vendidad wird Heomo auf eine entscheidende Weise mit Zoroaster völlig gleich gestellt. „Hom," heißt es, „war anfänglich Mittel gegen physisches und moralisches Uebel; in den letzten Zeiten ist es Zoroaster durch seine Sendung [7])." Diese Stelle ist von großer Wichtigkeit; nicht allein, daß Hom darin als ein Zoroaster völlig gleicher Lehrer und Prophet charakterisirt wird, sondern weil sein Prophetenamt und der Zweck seiner Sendung deutlich ausgesprochen wird. Er sollte ein Mittel gegen physisches und moralisches Uebel sein. Alles physische Uebel in der Welt, ist nach den Zendbüchern Folge des moralischen Uebels und rührt von Ahriman und seinen Devs her, selbst alle körperlichen Krankheiten des Menschen. Der Prophet Ormuzd, welcher die Devs bezwang, mußte auch die von ihnen herrührenden Krankheiten heilen können: wir werden diesen Gegenstand in der Folge weiter ausführen.

Offenbar läßt sich Kleuker durch den großen Wirkungskreis, welcher Hom beigelegt wird, verleiten, ihn für ein höheres Wesen zu halten. Er ist der Priester Ormuzd, der auf Albordj, d. i. in Ormuzd Residenz, Lobgesänge zu Ormuzd und Bahmans Ehre anstimmt [8]). Er ist der Schutzgeist und goldglänzende König Albordjs [9]). Der Schutzgeist der Wasser, die er von Albordj ausfließen läßt, der Schutzgeist aller Wasser [10]). Alles dies wird uns begreiflich, wenn wir aus Bun-Dehesch lernen, daß man allen Provinzen von Ari, verstorbene Menschen, Helden und Propheten als Schutzgeister vorsetzte, und selbst Zoroaster nach seinem Tode als das Haupt und der oberste aller dieser Schutzgeister verehrt wurde [11]). Eben so wurde Hom nach seinem Tode als Schutzgeist der Berghöhen, wo er seine Lehre predigte, selbst als Schutzgeist des Albordj verehrt, weil dieser der höchste Gipfel jener Höhen war. Man betrachtete ihn als den Schutzgeist aller Wasser; weil alle bedeutenden Ströme jenes Landes von jenen Gebirgen herabflossen. Daß er als der erste Lehrer des Ormuzdgesetzes, als ein besonderer Priester dieses Gottes, der bei ihm vorzüglich in Gnaden stand, auch von dem Volk vorzüglich angerufen und verehrt wurde, fließt aus dem ganzen System von selbst.

Erklärt man im Geist der Zendbücher, was weiter von Hom gesagt wird, so verliert er das Wunderbare und Auffallende. „Du giebst," heißt es von ihm im Vispered, „Sieg und Größe dem Haupt (König), erhebst den Gottgesinnten das Gewissen, hast groß gemacht alle, die nicht mehr sind und wirst groß machen alle, die noch kommen; machst groß alle Izeds und Amschaspands, die reinen Könige, die leben in Ewigkeit und wohlthun in Ewigkeit und unter Bahmans Schutze ruhn [12])."

Aus Ormuzd Wort, dem reinen Gesetz des Lichts, fließt alles Heil, alles Glück. Hom lehrte dies Gesetz zuerst, und so wird alles Gute, alles Heil durch ihn. So macht er groß alle, die gewesen sind und wird groß machen, die noch kommen werden, durch seine Lehre; so machte er groß alle Amschaspands und Izeds, weil er zuerst unter den Menschen die Verehrung derselben verbreitete. Daß die Wirkungen, welche Hom hier zugeschrieben werden, keinen andern Sinn haben, geht aus dem ganzen Geist der Zendlehre, den wir bald näher kennen lernen werden, von selbst hervor. Der Ormuzddiener betet zu der Erde, weil sie ihn durch ihre Früchte nährt, er betet zu diesen Früchten, weil er Nahrung aus ihnen zieht; er betet zum Wasser, weil es die fruchttragenden Pflanzen nährt, und zu dem Schutzgeist des Wassers, weil er es vom Albordj herabfließen läßt; aber in allem betet er nur Ormuzd an, der das Alles selbst, und der Träger des Alles zugleich ist [13]); gleichwohl sieht er in Ormuzd selbst nur ein Werkzeug, oder das sichtbare, erkennbare Werkzeug des Unendlichen!

Eben so erklärlich ist die sonderbare Verwechselung oder mystische Zusammenschmelzung des Propheten Hom mit der Pflanze Hom [14]). Der Prophet war vermöge seines Amts, wie wir oben gesehen haben, auch Mittel gegen physisches Uebel, d. i. Arzt. Außer dem Wort Ormuzd, das bei Krankheiten als ein wirksames Heilmittel betrachtet wurde, bediente man sich auch wirklicher Arzneien. Diese scheint der Prophet Hom vorzüglich aus einer Pflanze bereitet zu haben, die nach seinem Tode seinen Namen erhielt, als heilig betrachtet und als Baum und Quell des Lebens verehrt wurde. Jeder Körper hat nach der Zendlehre seinen Schutzgeist, der ihn durchdringt, beseelt, und von dem seine Kraft und Erhaltung abhängt. So wurde Hom nach seinem Tode als der Schutzgeist der nach ihm genannten heiligen Pflanze verehrt, und es wird verständlich, wenn er zu Zoroaster redend eingeführt wird und sagt: „ich bin der reine Hom, der dem Leben Dauer giebt [15]), wer zu mir redet, wer mich isset, mit Feuerbrunst zu mir ruft, und demüthiges Gebet mir opfert, der nimmt von mir die Güter dieser Welt [16])." Die Forderung der Anrufung und des Gebets liegt in dem Geist des Systems, das zu der ganzen Natur zu beten befiehlt; wo jeder zu allen Feruers und den Seelen aller Verstorbenen betet [17]). Der Schutzgeist Hom giebt und ist selbst die Heilkraft der Pflanze Hom; das Versprechen der Güter dieser Welt bezieht sich vorzüglich auf das Wasser, dessen Schutzgeist Hom auf Albordj ist, und dem man die Gewährung aller Güter und Reichthümer zuzuschreiben pflegte [18]).

So unbezweifelt Hom in den Zendbüchern als ein Mensch, und erster Lehrer der Zendbücher erscheint, so ist es doch kein Wunder, daß die mit den Eigenthümlichkeiten der Zendlehre so wenig bekannten Griechen, etwas ganz Anderes und einen Dämon daraus machen. Alles, was der Grieche anbetete und angebetet sahe, war ihm eine Gottheit oder Dämon, also auch der vielverehrte Hom. Daß aber Anquetil du Perron und Kleuker, schon bekannt mit den Zendschriften, jene Ideen griechischer Schriftsteller in die Zendbücher hineinzutragen suchten und aus dem Propheten Hom ein, dem Geist der Zendlehre völlig fremdes Wesen machen, ist in der That kaum begreiflich. Die Griechen nennen den Heomo (im Zend) oder Hom (im Parsi) Homanes; die Identität dieser Namen ist von allen Auslegern anerkannt. Strabo ist der erste Grieche, der des Homanes gedenkt. Er spricht von Gebräuchen, welche vorzüglich in den Tempeln der Anais und des Homanes beobachtet würden, und setzt hinzu: daß das Bildniß des Homanes in feierlichen Aufzügen getragen werde [19]). An einem andern Ort spricht er von einem Tempel der Saker in Kappadokien, der den persischen Dämonen: Anais, Homanes und Anandrates geheiligt war, die hier einen gemeinschaftlichen Altar hatten [20]).

Strabo nimmt hier die ihm ganz fremden Gegenstände nach griechischen Begriffen und Vorstellungsarten. In Griechenland hatte jede Gottheit ihren Tempel und jeder Tempel seine Gottheit. Eben so glaubte der Grieche es auch in Persien zu finden, ob es gleich mit dem Geist der Perserreligion in wahrem Widerspruch steht, daß irgend ein höheres Wesen, so sehr es auch verehrt wurde, einen besondern Tempel habe. In den Pyräen oder Feuertempeln wurde vor dem heiligen Feuer zu allen Wesen des Himmels und der Erde, zu der ganzen Natur gebetet, wie die im Zend-Avesta vorhandenen vielen Liturgien unwiderleglich beweisen. Daß also drei höhere Wesen, oder Genien einen Altar hatten, nach der Ansicht der Griechen, kann nicht auffallen; sie hatten eigentlich gar keinen, denn der Altar gehörte dem heiligen Feuer, vor dem zu allen Mächten gebetet wurde. Es kann indeß wohl möglich sein, daß an den Grenzen anderer Völker, wo mit der Zeit Sprache, Gebräuche und Begriffe in einander flossen, auch die Religionsgebräuche sich näherten und Perser ihre Pyräen außer dem heiligen Feuer auch besondern Gottheiten geweiht haben können. Strabo's Nachricht vom Homanes, dessen Bild in einem Tempel aufbewahrt wurde, scheint dies zu bestätigen. Bildnisse der Götter, in griechischem Sinn, nämlich der Verehrung aufgestellt, hatten die Perser gewiß nicht, obwohl die Mauern zu Persepolis beweisen, daß sie Abbildungen höherer Wesen als sinnvolle Zierrathen liebten.

Es scheint nun zwar ganz natürlich, die Nachrichten des Strabo auf diese Weise aus dem Geist der alten Perserreligion zu erklären und zu berichtigen; allein Anquetil du Perron und Kleuker sind ganz anderer Meinung. Nicht die Zendbücher werden hier zu Rathe gezogen, sondern die frühern Ausleger der Griechen; große, gelehrte Männer, die aber die Zendschriften nicht kannten, und den ganzen Magismus nur durch die Augen der Griechen und der noch spätern Römer betrachteten. Da bringt denn endlich Kleuker mit Voßius heraus: Homanes sei ein Symbol der Sonne, eine Art von Apoll, oder die männliche Urkraft des Feuers u. s.

7) Vendidad Farg. XX. Z.-A. B. 2. S. 381.

8) Jescht-Mithra C. 23. Z.-A. B. 2. S. 231.

9) Izeschne Ha LIV—LXVI.

10) Ebendaselbst.

11) Bun-Dehesch XXIV. Z.-A. B. 3. S. 99.

12) Vispered C. X. Z. A.-B. 1. S. 249.

13) Siehe den ganzen Jescht-Ormuzd.

14) Wahrscheinlich Ἀμομος der Griechen.

15) Im Zend heißt es: duréoschô. Kleuker übersetzt: [illegible] Todentferner — wörtlich: dem Leben, Sein, Dauer gebend.

16) Izeschne Ha IX. Z.-A. B. 1. S. 114.

17) Siehe den ganzen Jescht-Farfardin. Z.-A. B. 2. S. 246.

18) Siehe den Jescht-Aban (Ized des Wassers). Z.-A. B. 2. S. 195.

19) Strabo Geogr. lib. XV. — ξοανον του Ὠμανου πομπευει —

20) Strabo Geogr. lib. XI.

w. [21]). Meinungen, welche bei der richtigen, so klar aus den Zendschriften hervorgehenden Ansicht, von selbst ohne weitere Beleuchtung wegfallen. Die genannten Erklärer geben sich auch viele Mühe mit den beiden andern von Strabo angeführten Namen, Anais und Anandrates. — Anais bezeichnet den Planeten Venus, wie wir in der Folge sehen werden; Anandrates scheint uns vielleicht nur eine Verstümmelung oder Umänderung von dem so oft in den Zendbüchern vorkommenden Avan (des Wassers) zu sein. Wenigstens findet sich die Zusammenstellung dieser drei Wesen, des Mithra (Anaïs) als Princip der Fruchtbarkeit, des Hom (Homanes) als Schutzgeist des Wassers, und des Avan (des Wassers) selbst, in den Zendbüchern sehr oft [22]).

Wir kehren zu unserm Gegenstande zurück. Auch die Zeit, wann Hom seine Lehre verkündigte, wird im Allgemeinen in den Zendbüchern angegeben. „Wer ist, o Hom, frägt Zoroaster, der erste Sterbliche, der in der geschaffnen Welt durch Anrufung und Demüthigung vor dir, bekommen hat, wonach er sich sehnte? Hom antwortete: Vivengham, der Vater Dschemschids war der erste Sterbliche, der u. s. w. [23]).“ Also unter Vivengham, vor der Auswanderung des Volks unter Dschemschids wurde Homs Lehre angenommen. Dadurch ist zugleich der Ort, wo Hom lehrte, bestimmt. Doch dieser Ort wird noch genauer angegeben. „Nachdem du dich, heißt es, mit Evanguin umgürtet hattest (d. i. dich als Priester Ormuzd ankündigtest), verkündigtest du auf erhabenen Gebirgen das Wort [24]).“ In dem hohen Gebirgslande also, ehe Dschemschid und das Volk in die niedrigern Thäler und Flächen auswanderten, wurde durch Hom das erste Gesetz verkündigt. Dadurch wird nun begreiflich, daß sein Name sich auch in den indischen Sagen und Gebräuchen erhalten konnte und als eine mystische Gebetsformel sowohl bei den Tibetanern als Brahmanen und selbst entfernten tatarischen Stämmen bis auf den heutigen Tag in Gebrauch ist [25]).

Hom scheint ganz vorzüglich die feierliche Anrufung der Natur und der lebendigen Naturwesen insbesondere unter dem Zendvolk gelehrt zu haben. Dies scheint aus einer Stelle im Izeschne hervorzugehn, wo Zoroaster sagt:

„Das Wort, das Du (Hom) gesprochen, ist hochberühmt: Ich bitte die Geschöpfe des Lebens, damit die Geschöpfe des Lebens mich wieder bitten; ich rede zu den Geschöpfen des Lebens und rufe ihnen mit Größe. Ich nähre die Geschöpfe des Lebens, und halte sie in gutem Stand. Sie sind es, die mir Nahrung geben und Lebenselemente [26]).“

Dies hochberühmte Wort Homs, das sich vielleicht als ein religiöses Lied im liturgischen Gebrauch bis auf Zoroaster erhalten hatte, ist ein schöner Ueberrest des höchsten Alterthums, der zugleich einen sprechenden Charakterzug der Lehre Homs giebt. Nichts leuchtet daraus hervor, als Verehrung der Natur, wie sie die Grundlage des Naturdienstes der Zendbücher ist, in ihrer ersten kindlichen Einfalt, doch nicht ohne symbolische Deutung.

Hom scheint auch dem äußern Gottesdienst, wie die heilige Sage ihn fordert, und den mannigfachen religiösen Gebräuchen zuerst eine bestimmte Form gegeben zu haben. Daß er zuerst die priesterliche Kleidung trug, geht daraus hervor, daß es heißt: Ormuzd habe sie ihm vom Himmel gebracht. Auch die Feueraltäre, wenn sie nicht noch älter waren, scheinen ihm ihre Einrichtung zu verdanken; denn schon Dschemschid führte bei seiner Einwanderung überall die rothglänzenden Feuer ein; daß auch die Liturgien von ihm eingerichtet wurden, scheint obiges Fragment anzuzeigen. Wie weit sein Einfluß sich auf die Ceremonien beim öffentlichen Gottesdienst, bei Reinigungen, Opfern u. s. w. erstreckte, ist nicht zu bestimmen, da vieles davon unstreitig schon älter ist, als Hom, wie die Uebereinstimmung mit den Gebräuchen der Hindu beweiset.

Hom scheint indeß über dies alles nichts schriftlich verfaßt zu haben, weil es ausdrücklich heißt: daß alle, die unter diesem ersten Gesetz gelebt haben, die Offenbarung Ormuzd durchs Ohr empfingen [27]). Dies war auch wohl für die unschuldigen, gottgesinnten Menschen, wie die Zendbücher sie nennen, die mit ihren Heerden auf den Höhen Asiens herumzogen, hinreichend; allein mit der Auswanderung Dschemschids trat eine ganz andre Lage der Dinge ein. Das Volk ging von dem einfachen Hirtenleben durch Ackerbau und feste Wohnsitze zur Civilisation über, und so entwickelten sich in dem Zusammenleben in Dörfern und Städten neue Bedürfnisse, neue Ansichten, neue Laster, und daher mochte sich eine neue, erweiterte Gesetzgebung als höchst nöthig aufdringen. Daher läßt Zoroaster, im Anfange des Vendidad, Ormuzd schon dem König Dschemschid als dem Stifter der neuen Lebensform des Volks, den Auftrag geben: das vollkommnere Gesetz einzuführen; allein der große König fand sich zu diesem erhabenen Geschäft zu schwach, und so blieb es bei der ersten unvollkommnen Gesetzgebung des Hom, bis Zoroaster durch seine Sendung die Mängel derselben ergänzte und seine Lehre durch schriftliche Abfassung befestigte.

Wer war nun, unwillkührlich dringt sich diese Frage auf, Zoroaster? Wo und wann trat er als Prophet, als Erweiterer und Reformator der von Hom gelehrten Religion Ormuzd auf? Die Beantwortung dieser Frage ist mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft. Bekanntlich läugnen einige Gelehrte, wie Herder, selbst das Dasein eines Zoroaster, und finden in seinem Namen nur ein religiös-bürgerliches Symbol [28]). Andre nehmen nach den verschiedenen Angaben der Griechen, zwei oder mehrere Zoroaster an, wie Anquetil du Perron, Foucher, Kleuker [29]) und Andere. Der Ort, wo er auftrat, wird eben so verschieden angegeben, als die Zeit, wann er auftrat.

Ehe wir uns mit den Beurtheilungen dieser verschiedenen Meinungen beschäftigen, wollen wir uns bemühen, zu bestimmen: wer und was war Zoroaster nach den ihm selbst zugeschriebenen Zendbüchern? Im Vendidad, einem unbezweifelt alten Zendbuche, wird Zoroaster immer in der dritten Person, redend und im Gespräch mit Ormuzd begriffen, dargestellt. Er fragt Ormuzd um alle religiösen und bürgerlichen Einrichtungen seines Volks, und erhält auf seine Fragen die ausführlichsten Antworten. Endlich gibt Ormuzd ihm den Befehl: diesen Vendidad, d. i. diese ihm gegebene Offenbarung, in dem gesetzdurstigen Ari-ema bekannt zu machen. — Nach allen innern und äußern Merkmalen dieses Buchs, ist eben der Zoroaster, der sich ganz der Sitte des Orients gemäß in der dritten Person nennt, selbst Verfasser desselben; auch wurde er von dem Volk, unter welchem dieses Buch als Gesetzbuch galt, und von den Nachkommen desselben bis auf den heutigen Tag, als Verfasser desselben anerkannt.

Diesem zufolge war Zoroaster ein Arier, der seinen Landsleuten eine, von Ormuzd empfangene Offenbarung bekannt machte. Eben dies wird von ihm in den übrigen Zend- und Pehlwischriften übereinstimmend und unzählige Mal wiederholt, bestätigt und durch manche Umstände erweitert. Seine Eltern, seine Weiber und Kinder, der König, unter welchem er lebte, und mehrere seiner Zeitgenossen werden sehr häufig mit Namen genannt.

Wenn Herder unter den Zendschriften einen großen Unterschied macht, und nur den Vendidad als älter anerkennen will, alles Uebrige aber in und unter die Zeit der Sassaniden herabsetzt [30]), so ist dies nur ein Beweis von dem flüchtigen, unaufmerksamen Blick, mit welchem er jene Schriften durchlief, ohne in ihren Geist einzudringen. Als Grund für diese Meinung behauptet er: Zoroaster erscheine im Vendidad noch ganz anders, als in den Liturgien; hier sei er noch ein einfacher Prophet, dort sei er schon canonisirt, und mit dem Schimmer der Heiligkeit umgeben. Diese Behauptung ist unrichtig, denn nirgend wird Zoroaster in den Liturgien so hoch gestellt, als im Vendidad selbst. „Der überstolze Ahriman, heißt es, wollte mir (Ormuzd) ins Antlitz sprechen. Er hatte noch nicht gesehen den heiligen Zoroaster, mit Glorie um und um. Dieser Höllendev, des argen Gesetzes Vater, sahe Zoroaster nur mit einem Gedankenblick, und fuhr zusammen; daß Zoroaster ihn unter die Füße treten, und als Sieger reich einher gehen würde, das sah er [31]).“ Auf diese Darstellung Zoroasters, als des glorreichen Besiegers und Zertreters Ahrimans, durch seine Heiligkeit und die empfangene Offenbarung gründen sich alle Erhebungen und alle Lobsprüche, welche ihm in den Liturgien beigelegt werden. Wir beziehen uns übri-

---

21) Anhang zum Zend-Avesta B. 2. S. 60. Also im Grunde eines mit Mithra, der nach Julius Firmicus gleichfalls die männliche Kraft des Feuers sein soll.

22) Jescht-Mithra, Jescht-Avan; auch Izeschne Ha IX.

23) Izeschne Ha IX. Kleuker hat diese Stellen übersehen, wenn er (Zend-Avesta B. II. S. 10) behauptet: Hom sei der Zeitgenoß und Gesetzgeber Dschemschids gewesen. In allen Zendschriften findet sich kein Beweis für diese Behauptung.

24) Izeschne Ha IX. Z.-A. B. I. S. 118.

25) Abhandlungen über die Geschichte und Alterthümer Asiens. Aus dem Engl. v. Kleuker. B. 3. S. 477.

26) Izeschne Ha X. Z.-A. B. I. S. 123.

27) Zend-Avesta B. 1. S 97.

28) Persepolitanische Briefe. An Zoroaster S. 291 und an Hom p. 306.

29) Die erste Veranlassung zu dieser Meinung giebt Plinius (Hist. nat. L. XXX. c. 1.) durch eine bloße Vermuthung. — Sed unus hic (Zoroaster) fuerit, an postea et alius, non satis constat. —

30) Persepolitanische Briefe. S. 293 — 294. Die Abfassung des Vendidad setzt er unter Darius Hystaspis.

31) Vendidad Farg. XIX. Z.-A. B. 2. S. 378.

gens hier auf das, was über diese Schriften in der Einleitung gesagt worden ist.

Die durch Zoroaster gegebene Offenbarung oder Erweiterung einer schon aus Homs Zeiten vorhandenen Offenbarung, die gegen die ältere Religion Homs in einem ähnlichen Verhältniß, wie das Christenthum zum Judenthum steht, wurde von einem großen und mächtigen Volk angenommen, welches Zoroaster als einen göttlichen Lehrer verehrte; die von ihm gelehrte Religion dauerte als Zoroasters Lehre durch Jahrtausende, und erhält sich unter den Ueberresten jenes Volks noch bis auf den heutigen Tag.

Alles, was die Zendbücher nun von Zoroaster in Bezug auf die Ormuzdreligion sagen, wird durch die unverdächtigsten Zeugnisse griechischer Schriftsteller bestätigt. Denn so sehr diese auch in einzelnen Umständen von einander abweichen, so stimmen sie doch im Allgemeinen und in der Hauptsache mit den Zendbüchern auf das vollkommenste überein, und erkennen im Zoroaster den großen Lehrer der alten Perserreligion. Kleuker hat in seinem Anhange zum Zend-Avesta fast alle Zeugnisse von Zoroaster gesammelt. Und liegt etwa in dem Allen was Unwahrscheinliches. Etwas, das mit dem Geist des Alterthums und des alten Morgenlandes insbesondre stritte? Keinesweges, und hier sprechen gerade die innern Gründe für die Wahrheit des Gesagten am lautesten, wie sich nach der Entwickelung des Systems selbst vollständig offenbaren wird.

Gleichwohl kann ein Schriftsteller wie Herder in den oben angeführten Briefen behaupten: „Ein Zoroaster, wie die Zendbücher ihn darstellen, wie die Griechen von ihm reden, hat nie gelebt. Ein Magier, Namens Sapetman, mußte unter dem Darius Hystaspis das Institut der Magier, und die alte Perserreligion reformiren, und erhielt daher den Beinamen: Zoroaster, d. i. Glanzstern. Dieser Name wurde zugleich auf ein viel älters Wesen, auf Hom, dem Homanes der Griechen übertragen. Dies war eigentlich der alte Zoroaster. Allein so wie die Zendbücher von diesem Hom reden, hat er nie gelebt. Er war vielleicht der erste Lehrer des Magismus, wurde aber in ein religiös-bürgerliches Symbol verwandelt, u. s. w. [32]).“

Fragen wir nach den Gründen dieser auffallenden Behauptungen, so fließen sie mehr aus den Ansichten unseres philosophirenden Zeitgeistes, als aus der Geschichte; ja noch mehr, sie stehen mit der wirklichen Geschichte in mancherlei Widersprüchen.

Es gehört zum Ton unserer neuesten Historiker, mit leichtsinniger Willkühr das Heiligthum der alten Geschichte zu entweihen. Nach vorher entworfenen Planen construirt man die Vorwelt, und alles, was sich nicht fügen will, was im höchsten Alterthum uns schwer wird zu verstehen, was nur mit Mühe und tiefer Kenntniß der Vorwelt sich in Gedanken und Sprache unserer Zeiten übertragen läßt, ist Hieroglyphe, Allegorie, Symbol. Leicht und mühelos ist diese Erklärungsart freilich. Wir haben dabei nur nöthig, nach unserer eigenen Denk- und Beobachtungsart zu schließen, ohne uns darum zu bekümmern, wie man in den entferntesten Jahrhunderten dachte und beobachtete. Denn man wird doch in der That leicht fertig, wenn man in der alten Perserreligion, in dem, vom ganzen Alterthum bewunderten, Magismus, nichts findet als einen — Kalender, und in dem hochberühmten Weltherrscher Dschemschid nichts, als eine Hieroglyphe des Sonnenjahrs [33]). Was berechtigt uns aber zu diesem willkührlichen Verfahren? Wenn in der alten Zendsage Dschemschid über die ganze Erde herrscht, weil damals Iri für seine Bewohner noch die ganze Erde war; weil spätere Dichter das Leben dieses alten Königs mit fabelhaften Erzählungen und orientalischen Mährchen ausschmückten; hat er deßwegen gar nicht gelebt? Weil auswärtige Schriftsteller (Griechen) das Zeitalter Zoroasters so sehr verschieden und widersprechend angeben, weil gleichfalls neuere Dichter sein Leben in Gedichten besungen und mit Fabeln und Wundern überladen haben, hat er deßhalb gar nicht gelebt? ist nur ein Symbol?

Wir haben oben gesagt: was in Herders Gründen historisch sei, stehe mit der wirklichen Geschichte im Widerspruch, dies müssen wir noch beweisen. „Gustasp — der König, unter dem Zoroaster lebte, heißt Pferdebehorcher, und dies ist eine deutliche Anspielung auf Darius Hystaspis. Daß nur dieser unter dem Ke-Gustasp zu verstehen sei, gehe aus dem Ganzen hervor. Nur dieser König konnte ein so großes Interesse daran haben, das Institut der Magier und die alte Religion der Perser zu reformiren. Deßhalb wird in den Zendschriften die Sage des alten Dschemschid so herausgehoben, und vieles auf ihn zurückgeführt, weil Darius behauptete: aus dem Stamme Dschemschids (der Achämeniden) zu sein.“

Wir bemerken hier zuerst, daß der Name Gustasp ganz willkührlich als Pferdebehorcher übersetzt ist, um darin eine Anspielung auf Darius Hystaspis zu finden. Der Name Gustasp, eigentlich Veschtasp, ist aus den Wörtern: vesch, der da weiß, oder: verständig, und: asp, aspo, Pferd, zusammengesetzt, und heißt also buchstäblich: ein Pferdeverständiger, Pferdekenner. Fast auf allen Seiten der Zendschriften stoßen wir auf Namen, die mit asp, Pferd, zusammengesetzt sind; wir erinnern hier an Lohrasp, den Vater des Veschtasp, an Gnerschasp, Diamasp und eine Menge anderer, welche alle nichts beweisen, als die allgemeine Gewohnheit, Namen von Pferden herzunehmen, welches auf den großen Werth hindeutet, welchen diese Thiere bei dem kriegerischen Nomadenvolk hatten. Wir wissen wohl, was Anquetil du Perron und Andere für die Meinung gesagt haben: Zoroaster habe unter Darius Hystaspis gelebt und Ke-Gustasp sei also kein Anderer, als eben Darius Hystaspis; allein alle ihre Gründe heben den Widerspruch nicht auf, in welchem diese Meinung mit den Zendbüchern steht. Darius war aus dem Geschlecht Dschemschids, oder gab vor, daraus herzustammen; Ke-Gustasp wird wiederholt als „ein Zweig der Keans, als ein Keanier“ gepriesen [34]) und gehörte also zu der zweiten Dynastie der Perser.

Die Zusammenschmelzung eines ältern Zoroaster mit Hom gehört eigentlich Anquetil du Perron, der sie in seiner Abhandlung über das Zeitalter Zoroasters versucht [35]), und von ihm haben sie Kleuker und Herder entlehnt. Der einzige Grund, worauf diese Behauptung sich stützt, ist die große Verschiedenheit in den Angaben alter Schriftsteller über das Zeitalter Zoroasters, und die Unmöglichkeit, manche Erzählung von diesem Weisen mit irgend einem bestimmten Zeitraum, am wenigsten mit der Regierung des Darius Hystaspis, unter dem nun Zoroaster durchaus gelebt haben soll, zu vereinigen. Da bot nun der Heomo der Zendbücher eine, lange vor Zoroaster bekannte, Person dar, auf die man glaubte einen Theil der Angaben beziehen zu können. Heomo oder Hom, führt im Zend zuweilen den Beinamen Zäeré, der Goldne oder Goldglänzende; und so glaubt Anquetil, daß wohl die Griechen dies Zäeré mit dem Zeretoschtro (Zoroaster) verwechselt haben könnten, doch giebt er das Ganze nur für „eine Vermuthung, die auch falsch sein könne.“ Allein Herder und Kleuker nehmen diese Vermuthung, ohne irgend einen neuen Grund anzuführen, als Gewißheit; denn ein Grund ist es doch wohl nicht, wenn Kleuker sagt: „weil der „Name Zoroaster den Griechen das höchste Namzeichen des „persischen Propheten, Gesetzgebers und Bildners seines Volks „war, so nannten sie den Ersten wie den Letzten [36]).“

Wir müssen hier noch einige Bemerkungen über den Namen Zoroaster selbst folgen lassen, weil Herder aus einer unrichtigen Erklärung desselben Gründe für seine Behauptungen herzuleiten sucht. Der Zendname des Propheten ist: Zeretoschtro oder Zeretoschtré, woraus im Pehlwi Zeratescht oder Zertoscht, im Parsi Zerduscht und von den Griechen Zoroastres, Zabrotas, Zoraades und Zaratas gemacht wurde. Anquetil erklärt den Namen aus den beiden Zendwörtern Zeré, Gold, und taschtré oder teschtré, ein Stern, also Goldstern; Herder, für dessen symbolisirende Ideen diese Erklärung nicht unwichtig war, nahm sie ohne weitere Untersuchung als erwiesen an, gleichwohl ist sie durchaus unrichtig. Zeré heißt zwar Gold, aber keinesweges taschtré, oder wie es eigentlich heißt: testréëhétsché, ein Stern. Das Wort kommt freilich als Eigenname von einem Stern oft vor, aber Anquetil selbst übersetzt es hier durch: Laufer [37]). Wie ist es nun möglich, dieses nomen proprium eines Sterns, für ein Appellativum, für Stern überhaupt zu nehmen? Wäre das toschtré in den Namen mit testréëhétsché wirklich gleichbedeutend, so müßte doch übersetzt werden: Goldlaufer, woraus sich für den alten Seher eigentlich kein Sinn ergiebt, und es scheint, daß Anquetil beide Worte ohne Grund als gleichbedeutend genommen habe.

Nehmen wir nun keine Rücksicht auf die Abweichungen in den Angaben der Zeit Zoroasters, wovon in der Folge mehr gesagt werden wird, und worauf im Grunde sich alle Annahmen von mehreren Personen, die den Namen Zoroaster führen sollen, stützen, was bleiben für Gründe übrig? Die Zendbücher kennen schlechterdings nur einen Zoroaster, und die Griechen, welche seiner gedenken, so sehr sie auch in der Zeit und einigen andern Dingen von einander abweichen, reden doch immer von

32) Siehe Herders Persepolitanische Briefe an Hom und an Zoroaster.

33) Herder in den eben angeführten Briefen.

34) Izeschne Ha XLV. Z.-A. B. 1. S. 183.

35) Anhang zum Zend-Avesta B. 1. S. 338. u. B. 2. S. 19.

36) Zend-Avesta. B. II. S. 10.

37) Zend-Avesta. B. 1. S. 93.

ihm, als von einem Lehrer des Magismus, so wie die Zendbücher ihn schildern. Die Griechen, welche des Heomo als Homanes erwähnen, unterscheiden ihn sorgfältig vom Zoroaster; dieser ist ihnen ein bloßer Mensch und Weltweiser, jener ein Dämon.

Alles zusammengenommen ließen sich also die Fragen: wer und was war Zoroaster, allerdings bestimmt und so beantworten: Er war ein Arier, der während der Regierung des Königs Beschtasp unter seinem Volk in Ari als ein Prophet Ormuzd auftrat, und die früher von Hom gelehrte Religion erweiterte und reformirte. Nehmen wir die Familiennachrichten dazu, welche in den übrigen Zendbüchern enthalten sind, so hieß sein Vater Poroschasp, dessen Geschlecht in einer, dem Bun-Dehesch angehangenen Genealogie auf zwölf Generationen hinaufgeführt, und Zoroaster als ein Zweig der Familie der alten Könige von Ari dargestellt wird, eine Nachricht, die in Bezug auf Justin nicht ganz unbedeutend ist, weil dieser Geschichtschreiber den Zoroaster einen König von Baktra nennt [38]. Seine Mutter hieß Dogdo; er hatte drei Frauen, und von den beiden ersten drei Söhne und drei Töchter, die alle mit Namen genannt werden [39]. Legen wir auf das eben genannte Geschlechtsregister im Bun-Dehesch einigen Werth, so lebte Zoroaster etwa vierhundert Jahre nach Hom.

Obwohl der Geburtsort Zoroasters ziemlich gleichgültig ist, so wollen wir doch einige Blicke auf diesen Gegenstand werfen, weil es doch auf seine ganze Bildung Einfluß haben könnte, in der Nachbarschaft welcher Völker er erzogen wurde. Alle Nachrichten kommen darin überein, daß er in Ari geboren sei. Im Jescht-Farfardin heißt es: „Zoroaster ist gebildet mitten in den Provinzen Irans" (Aris) [40]. Man wußte also nichts von einer Reise in auswärtige Länder, z. B. nach Babylon, wo Kleuker ihn zu den Chaldäern in die Schule schickt. Im Bun-Dehesch wird sein Vaterland genauer angegeben. „Poroschasp, heißt es, zeugte Zoroaster in Heedinesch [41]." Heden, oder Heedinesch ist der alte Name einer Provinz des Zendreichs, deren geographische Lage nicht genau bestimmt ist. Anquetil du Perron bringt dieselbe durch folgenden Schluß heraus: In einem andern Fragment des Bun-Dehesch wird gesagt: Zoroaster sei in Eeri-ene-Véedjo geboren. Nun lag dies seiner Meinung nach in Georgien, zwischen den Flüssen Araxes und Cyrus; da Zoroaster zugleich in Heden geboren sein soll, so mußte diese Provinz zu Eeri-ene-Véedjo gehören, und kann folglich nur in Aderbedjan gesucht werden [42]. Daß dies wirklich die wahre Lage ist, meint er, gehe daraus hervor, daß Urmi, die wirkliche Vaterstadt Zoroasters, in Aderbedjan liegt. Da nun aber, wie wir gezeigt haben, Eeri-ene-Véedjo nicht in Georgien liegt, kann auch Heden, wenn es einen Theil desselben ausmachte, nicht in Aderbedjan liegen, und Urmi kann nicht die Vaterstadt Zoroasters sein.

Für die Meinung, daß Urmi die Vaterstadt Zoroasters sei, stellt Anquetil du Perron mehrere Gründe auf, und Kleuker, Herder und Heeren nehmen diese Bestimmung als richtig an. Den Werth der neuern Zeugnisse, worauf er sich mit Hyde und Beausobre beruft, haben wir schon bei der Bestimmung von Eeri-ene-Véedjo kennen gelernt. Noch weniger kann die von ihm, aus Zerdust-Namah angeführte Reise des Propheten nach Balkh hier beweisen. Die Lage dieser Stadt, glaubt er ferner, macht es erklärlich, warum die Alten Zoroaster bald einen Meder, bald einen Perser, oder Medo-Perser nennen. Es möchte doch schwer fallen, diese verschiedenen Benennungen aus der Lage von Urmi befriedigend zu erklären, da sie sich aus der von uns aufgestellten Ableitung und Verwandtschaft dieser Völker von selbst verstehn.

„Ariema, Urmia, oder Urmi und Arimat oder „Arima, sagt Anquetil ferner, sind dasselbe; der Unterschied liegt nur in den Vokalen, die willkührlich umgewechselt werden." Wir wollen gar nicht leugnen, daß der Name Urmi im Grunde einerlei ist mit Ari, oder Ariema; aber was folgt daraus? Billig hätte Anquetil dabei bemerken sollen, daß dieser Name als Urmi eine Stadt in Aderbedjan, aber als Ari-ema ein großes Land bedeutet; wodurch fast alle Gründe von selbst wegfallen, welche vorzüglich Herder aus dieser Gleichheit der Namen herleitet. Wenn am Schluß des Vendidad Zoroaster in das gesetzverlangende Ari-ema gesandt wird, so versteht darunter nun Herder die Stadt Urmi, weil in dieser Stadt ein berühmtes Institut der Magier existirte [43]. Allein das Ari-ema, wohin Zoroaster gesendet wird, ist keine Stadt, sondern ganz gleichbedeutend mit Ari (Iran oder Irman), das ganze von dem Zendvolk bewohnte Land, wie eine Stelle im Izeschne außer allen Zweifel setzt, wo es heißt: „Schütze Ari-ema, dieses Land, „dein Eigenthum [44])!"

Heedenesch oder Heden liegt also nicht in der Gegend der Stadt Urmi, und scheint im Bun-Dehesch wirklich für gleichbedeutend mit Eeri-ene-Véedjo genommen zu werden; da wir nun die Lage desselben bestimmt haben, so ist es auch die von Heden. Kleuker macht bei diesem Heden auf die Aehnlichkeit mit dem Eden des Moses aufmerksam. Eden heiße Lust, Anmuth; Heden im Pehlwi und im Arabischen gleichfalls. Heedenesch ist also ein Ort der Ruhe, der Anmuth. In der That scheint dies Heden der Zendbücher mit dem Eden des Moses verwandt zu sein, und erinnert von selbst durch den Namen an die Beschreibung von Eeri-ene-Véedjo im ersten Fargard des Vendidad.

Wir gehen jetzt zu einer andern, wichtigern Frage über: wann lebte Zoroaster? Die Zeugnisse der Griechen, welche Anquetil du Perron, Kleuker und Bailly [45]) gesammlet haben, geben die Zeit so verschieden an, daß nichts daraus zu schließen ist, als die Ungewißheit, in welcher man schon in den frühesten Zeiten über diesen Gegenstand war. Nach Plinius setzte Eudoxus den Zoroaster 6000 Jahr vor den Tod des Plato; also 6348 Jahr vor unserer Zeitrechnung; und Hermondor, der Platoniker, und Hermipp 5000 Jahr vor den trojanischen Krieg, also 6209 Jahr vor unserer Zeitrechnung [46]. Diogenes Laertius läßt ihn 600 Jahr vor dem Feldzuge des Xerxes, also 1080 Jahr vor unserer Zeitrechnung leben. Suidas setzt ihn 500 Jahr vor den trojanischen Krieg, also 1709 Jahr vor Christus [47]. Sagen alle diese verschiedenen Angaben etwas Anderes, als daß Zoroaster in einer sehr frühen, unbestimmten Zeit gelebt habe? Nichts läßt sich aus diesen großen, abweichenden Zahlen mit Gewißheit schließen, als eben dies.

Wer Lust hat, mehreres, was über diesen Gegenstand bei den Alten vorkommt, verglichen mit den Erklärungen und Hypothesen der neuern Historiker zu lesen, findet in Anquetil du Perrons Abhandlung über das Zeitalter Zoroasters das Wichtigste gesammlet [48]. Es liegt indeß ganz außer unserm Zweck alle diese verschiedenen Meinungen zu prüfen; nur auf einige müssen wir Rücksicht nehmen, um unsre eigne Erklärung begründen zu können. Wir nehmen dabei mit Heeren und dem klaren Sinn der Zendbücher gemäß, nur einen Zoroaster an, nämlich den Reformator der ältesten Perserreligion, dem die Abfassung der Zendschriften zugeschrieben wird.

Bailly, nach seiner eignen willkührlichen Methode, die Jahre der alten Schriftsteller, bald als wirkliche Jahre, bald als Vierteljahre, bald als Monate, Tage oder halbe Tage zu nehmen, bis die Zahl herauskommt, welche er wünscht, bringt für Zoroaster aus den großen Zahlen der Griechen auch glücklich das Jahr 2459 vor unserer Zeitrechnung heraus, welches eben in seine Hypothese paßt. [49]).

Hyde setzt Zoroaster unter die Regierung des Darius Hystaspis; Anquetil du Perron ist derselben Meinung und bringt mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit aus orientalischen Quellen das Jahr 589 vor Christus als das Geburtsjahr Zoroasters heraus. Kleuker und Herder traten dieser Meinung bei; wie auch Johannes Müller in seiner Vorrede zu Herders Denkmalen der Vorwelt [50]. Mit mehr historischer Kritik versteht Faucher unter Ke-Gustasp, dem Zoroaster sein Gesetz überreicht, Cyaxares den ersten, und widerlegt die Meinung: daß Ke-Gustasp und Darius Hystaspis eine Person sei, mit treffenden Gründen [51]. Dieser Meinung tritt Tychsen bei und im Ganzen auch Heeren. Nachdem dieser scharfsinnige Geschichtsforscher gezeigt hat, „daß es alle historische Probabilität leugnen heiße," wenn man Zoroaster zum Zeitgenossen des Darius Hystaspis mache, findet er es wahrscheinlich, daß unter Ke-Gustasp Cyaxares I. zu verstehen sei, „wenn man nicht das Zeitalter Zoroasters in eine Periode hinaufrücken

---

38) Iustin. lib. I. c. 1.
39) Bun-Dehesch XXXIII.
40) Zend-Avesta. B. II. S. 19.
41) Bun-Dehesch XXXIII. Z.-A. B. 3. S. 118.
42) Zend-Avesta. B. 2. S. 53.
43) Herders Werke zur Philos. und Geschichte. B. 1. S. 293.
44) Izeschne Ha XLVII. Z.-A. B. 1. S. 189.
45) Geschichte der alten Sternkunde. B. 2. S. 136.
46) Plinius. H. natur. lib. XXX. 1.
47) Unter den Wörtern: Astronomia und Zoroaster.
48) Zend-Avesta. B. 2. S. 327.
49) Baillys Geschichte der alten Sternkunde. B. 2. S. 138.
50) Herders Werke zur Pilos. und Geschichte. B. 1. S. X.
51) Anhang zum Zend-Avesta von Kleuker. B. 2. S. 65.

wolle, welche gänzlich außer den Grenzen der bekannten Geschichte liege [52])."

Nach einer wiederholten Prüfung aller hier in Betracht kommenden Gründe, müssen wir, was Heeren hier nur als problematisch andeutet, als Resultat aufstellen und behaupten: daß Zoroaster nicht unter der Regierung Cyaxares des Ersten gelebt haben könne, sondern höher hinauf, in eine, unserer Geschichte bisher unbekannte Periode gesetzt werden müsse. Vorläufig nehmen wir noch mit Heeren an, daß Gustasp, unter welchem Zoroaster auftrat, in Baktra (Balkh) regierte und hier also eigentlich von einem baktrischen Reich die Rede ist. In der That sind hier alle Zeugnisse der ältern und neuern Orientalen, mit den Angaben der Zendbücher selbst so übereinstimmend, daß man diesen Punkt wohl als entschieden ansehen kann.

Es kommt nun vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob die in den Zendbüchern enthaltenen Nachrichten und Thatsachen, wie die ganze Ansicht des geselligen Lebens, welche in denselben herrscht, mit den Nachrichten, welche wir von Cyaxares I. haben, und seinem Zeitalter, so wie wir es durch die Griechen kennen, in Uebereinstimmung zu bringen sind? Wir machen hier noch einmal auf die schon angedeuteten Punkte aufmerksam:

1) auf den Umstand, daß in den Zendschriften die Namen Meder, Perser, oder Medien und Persis gar nicht vorkommen. Wenn auch hie und da Provinzen vorkommen, wie im ersten Fargard des Vendidad, so ist keine darunter, auf welche irgend das Verhältniß angewendet werden könnte, welches zwischen Medien und Persis stattfand. Wie wollte man dies Stillschweigen erklären, wenn Zoroaster unter Cyaxares I. auftrat, wo Meder und Perser in dem Verhältniß eines herrschenden Volks und eines beherrschten gegen einander standen? Das Volk, unter dem die Verfasser der Zendbücher lebten, war eins, es waren Arier, das Volk Ormuzd.

2) Die Zendschriften sind überall mit Zügen aus der frühern Geschichte des Volks, unter welchem die Verfasser lebten, angefüllt. Aber diese Züge und Anführungen wichtiger Begebenheiten werden nie ihrer selbst wegen erzählt, sondern die Verfasser haben dabei ganz andre, und immer religiöse Zwecke. Die ältesten Bruchstücke im Vendidad sind Ormuzd selbst in den Mund gelegt als Beweise seiner Sorge für das Volk; überhaupt wird durch die Geschichte nur die Güte, Macht und Weisheit der Gottheit anschaulich gemacht; daher ist jeder Schriftsteller voll von der Geschichte seines Volks, weil sie ihn in seinem Glauben stärkt und seine Hoffnung belebt, und in jeder Schrift sind daher Anspielungen auf alle Hauptbegebenheiten des Volks zu finden. So heißt es im Jescht-Avan: „Lobpreis „dem Wasser, Dsjemschids Wohlthäter — der eines großen „Volks Krone war, das ihn zum Gipfel des Glanzes erhob" — „Lobpreis dem Wasser das Zohak — hundert treffliche Rosse, „tausend Rinder u. s. w." — — „Lobpreis dem Wasser, das alle „Wünsche Feriduns des starken erfüllt hat u. s. w." Eben so wird an mehren Stellen aller frühern Könige und Helden des Volks gedacht [53]) und alle diese Namen, mit Anspielungen auf die Begebenheiten, in welche sie verwickelt waren, kommen wiederholt und in den verschiedensten Wendungen vor [54]). Von den Zeitgenossen der Verfasser wird noch häufiger und in den mannigfaltigsten Beziehungen geredet, jedoch fast immer im Gebet, um von Ormuzd Gnade und Segen für sie zu erflehen [55]).

Bei dieser augenscheinlichen Beschaffenheit der Zendschriften, ist das gänzliche Stillschweigen von der großen Nationalbegebenheit, die unter Cyaxares dem Ersten noch in so frischem Andenken sein mußte, die Abschüttlung des Jochs der Assyrer, allerdings von Wichtigkeit. Dem Geist jener Schriften zufolge hätten die Verfasser derselben, als einer Wohlthat Ormuzd erwähnen müssen, wenn ihnen dieselbe bekannt gewesen wäre. Endlich

3) Cyaxares I. residirte in dem, von seinem Großvater erbauten Ekbatana; Gustasp ist der fünfte in der Dynastie der Keanier; Cyaxares der dritte vom Geschlecht des Dejoces; welche Widersprüche! Ehe wir versuchen, sie aufzulösen, wollen wir noch einige Blicke auf die Ansicht des Lebens überhaupt, so wie sie aus den Zendschriften hervorgeht, werfen, und sie mit den uns bekannten Nachrichten von Cyaxares I. vergleichen.

Der Grad der geselligen Kultur eines Volks spricht sich vorzüglich in seinen Begriffen von Reichthum aus. Wenn ein Volk von dem umherschweifenden Nomadenleben zu festen Wohnsitzen übergeht, und so Jagd und Viehzucht zum Theil mit dem Ackerbau vertauscht, wie dies bei dem Zendvolk offenbar der Fall war, so müssen seine Begriffe von Reichthum eine große Veränderung erleiden. Der Nomade kennt keinen andern Reichthum, als seine Heerden. Die Menge seiner Kameele, Pferde, Rinder, Schaafe u. s. w. und der Reichthum seiner Gefilde an Wild machen sein Vermögen aus. So wie er sich festsetzt, nehmen nach und nach Häuser, Grundstücke, Gold und Silber die erste Stelle ein. Nicht mehr nach der Zahl seiner Heerden, sondern nach der Pracht und Größe seiner Palläste, nach seinen Gütern und Kapitalien wird sein Reichthum bestimmt. Diese Ansichten sind zu deutlich durch sich selbst, als daß sie einer weitern Ausführung bedürften.

Sehen wir nun in dieser Hinsicht die Zendschriften an, so lebten ihre Verfasser offenbar in einer Periode, wo das Volk noch fast keine andere Art des Reichthums kannte, als der in Viehheerden, schönen Teppichen und Kleidern bestand. Wie schön paßt dazu Strabo's Nachricht von den alten Baktriern und Sogdianern, daß in alten Zeiten ihre Gewohnheiten in nichts von den Gewohnheiten der Nomaden verschieden gewesen [56]). Nie wird der Reichthum oder die Wohlhabenheit eines Mannes anders geschätzt, als nach der Zahl seiner Heerden und der Menge des Wildes auf seinen Gefilden. Zwar ist schon seit Dsjemschids Zeiten die Rede von festen Wohnsitzen, Dörfern und Städten, selbst von einer großen Stadt, der Residenz Gustasps, aber selbst in den Städten scheinen die Bürger noch vorzüglich von der Viehzucht gelebt zu haben; weil nie von einem andern Reichthum die Rede ist, als der nach diesem Maßstabe geschätzt wird. Daher verspricht Ormuzd Zoroaster im Vendidad: „diene mit Ehrfurcht dem Reinen, Heiligen und Guten, und „ich will dir stündlich schenken tausend starke Kameele mit brei„ter Brust."

„Diene mit Ehrfurcht dem Reinen, Heiligen und Guten, „und ich will dir stündlich schenken tausend fette Ochsen, die „dich tragen sollen auf deinen Reisen."

„Diene mit Ehrfurcht u. s. w. — ich will dir stündlich „schenken tausend junge und schwangere Hasen [57])."

„Diene mit Ehrfurcht u. s. w. — ich will dir in reichem „Ueberfluß geben Korn und vollfließende Bäche [58])."

Alles deutet hier noch auf einen Zustand hin, wo das Volk noch sehr an dem Nomadenleben hängt. Große Reisen werden noch mit der ganzen Habe gemacht, und Ochsen dienen zur Fortschaffung.

Diese Begriffe von Reichthum und Wohlhabenheit kommen überall zum Vorschein. Man lese die Bitten um Reichthum, und die Beschreibung desselben im Jescht-Avan. Avan schenkt Dsjemschid hundert köstliche Pferde, tausend Rinder und zehntausend kleine Thiere. Eben dieser Reichthum wird Feridun, Guerschasp, und Ke-Kaus zu Theil, und, fügt der Bittende hinzu, „gieb mir von jetzt an gleiches Glück [59])!" Noch mehr wird die Idee von Reichthum in der 30ten Carde dieses Jescht entwickelt, wo es heißt: „Vollende meine Wünsche! „mir werde reiner Leib und alles Nöthige! Verleihe große Tep„piche des Goldes wie die Decken der Keanier! Gieb zehntausend „schön gemachte Kleider! Sei Mehrer der Geschöpfe, der männ„lichen und weiblichen — des Stiers — hab Acht aufs lebens„volle Roß! Sei gütig in Geschenken von zehntausend Kamee„len! Gieb Ueberfluß an Thiergeschöpfen, die sich mehren u. s. w." — In allen diesen ist die Ansicht des Nomaden vorherrschend. Schön gemachte Kleider, glänzende Teppiche, große Heerden und Gesundheit — weiter erstrecken sich seine Wünsche nicht. Wie eng ist noch der Kreis der Bedürfnisse gezogen! und nirgend findet sich in den Zendschriften ein Widerspruch mit diesen Begriffen; sie kommen überall zum Vorschein, wo die Gelegenheit es fordert.

Noch bezeichnender sind in dieser Hinsicht die Gesetze eines Volks, und hier öffnet sich für unsre Untersuchung im Vendidad, dem religiösen und bürgerlichen Gesetzbuche, eine reiche Quelle. Die Gesetze, wodurch das Volk gebildet und regiert werden sollte, müssen nothwendig seinem Zustande angemessen sein und ein treues Bild seines geselligen Lebens geben.

Der Vendidad, als Gesetzbuch, zerfällt von selbst in drei Abschnitte, die von dem Verfasser zwar angedeutet, aber weder systematisch geordnet, noch scharf von einander gesondert sind.

Erste Abtheilung: Gesetze in Beziehung auf Lebensweise und Broderwerb des Volks überhaupt. Fargard III. Wir werden in der Folge zu zeigen suchen, daß diese, aus zehn Geboten bestehende Haustafel älter sei, als Zoroaster und die

---

52) Heerens Ideen über u. s. w. B. 1. S. 502.
53) Zend-Avesta. B. 2. S. 177 u. s. w.
54) Zend-Avesta. B. 2. S. 218, 150. 147. u. s. w.
55) Zend-Avesta. B. 1. S. 186. 193. u. s. w.
56) Strabo Geogr. lib. XI. p. 517. ed. Cas.
57 Enomeiehe, Hasen oder alle kleine Thiergattungen.
58) Vendidad Farg. XXII. Z.-A. B. 2. S. 365.
59) Zend-Avesta. B. 2. S. 197.

Abfassung des Vendidad; daß sie aber hier als ein altes schon vorhandenes Gesetz die erste Stelle einnimmt.

Zweite Abtheilung: Gesetze in Beziehung auf gesellige und bürgerliche Pflichten, vorzüglich Fargard IV.

Dritte Abtheilung: Religiöse Vorschriften in Beziehung auf Reinigungen des Körpers und alles dessen, was den Körper umgiebt und womit er in Berührung kommt u. s. w. Diese machen den größten Theil dieses Buchs aus.

Der Zweck aller Gesetze des ersten Abschnitts ist klar ausgesprochen: das Volk soll Ackerbau und die damit verbundene Viehzucht treiben. Die hier gegebenen Vorschriften beziehen sich sämmtlich auf die erste Urbarmachung eines noch unangebauten Landes. Daher ist das erste Gesetz: „die „Erde zu ebnen, Getreide, Kraut und Bäume in sie zu pflanzen, „dem Erdreich, das kein Wasser hat, welches zu geben, und das „zu trocknen, welches zu viel hat;" und das zweite Gesetz ist: „auf der geebneten (urbar gemachten) Erde, Thiere des Hauses „und des Feldes sich in Fruchtbarkeit mehren zu lassen." Daher ist der reinste Punkt des Gesetzes: „starken Saamen in die „Erde streuen," und wer dies thut: „hat den weiten Umfang „des Gesetzes erfüllt." Doch heißt es auch: „daß Dörfer und „Flecken vergrößern, ein Werk sei, das eines Menschen von gu„tem Verstande würdig und nützlich ist [60]."

Wenn wir auch annehmen, daß diese Haustafel von zehn Geboten älter ist, so mußte sie doch zu Zoroasters Zeiten nicht allein noch passend, sondern auch nöthig sein, weil er sie an die Spitze aller Gesetze stellt.

Die Gesetze des zweiten Abschnitts bestehen in den einfachsten Vorschriften des bürgerlichen Lebens. „Wenn jemand sein „Wort giebt und nicht hält; wenn er die Hand darauf giebt, „und doch nicht hält — wenn er undankbar gegen sein Vieh ist „— wenn er seinen Lehrer nicht belohnt — wenn er den Vor„satz hat, einen Andern zu schlagen; wenn er ihn wirklich schlägt; „wenn er ihn blutig schlägt, wenn er ihm ein Glied zerbricht u. s. w." Alle diese Verbrechen haben ihre besondern Benennungen und werden in diesem Leben mit Streichen von Riemen, aus Kameel- oder Pferdehäuten, bestraft, die oft über tausend steigen; aber auch durch eben so viele Derems abgekauft werden können [61]); oder nach dem Tode durch eben so viele Jahre Höllenstrafe. Welche Einfachheit! Keine Anspielung auf Verhältnisse, welche jede höhere Kulturstufe nothwendig macht. Selbst der Eid scheint dem Gesetzgeber noch ganz unbekannt gewesen zu sein; so wie der Gebrauch der Schrift im geselligen Leben.

Einen sehr interessanten Blick in den bürgerlichen Zustand des Volks überhaupt gewähren die Vorschriften für Aerzte. Der Arzt bildet sich selbst. Dreimal muß er seine Kunst an Leuten versuchen, die nicht Ormuzddiener sind. Sterben alle drei Patienten, oder werden auf seine Mittel nur noch kränker, so darf er bei Todesstrafe nicht weiter kuriren. Werden die drei Kranken gesund, so darf er nun auch Ormuzddiener heilen, und seine Belohnung ist durch das Gesetz genau bestimmt. Heilt er einen Priester, so muß dieser blos ein feierliches Gebet für ihn thun. Der geheilte Hausvater giebt ihm ein kleines Thier, der Vorsteher einer Straße ein Mittelthier, der Vorsteher einer Stadt ein großes Thier, und das Haupt einer Provinz zahlt viermal so viel. Heilt er die Frauen der genannten Personen, so steigt seine Belohnung von einem Esel bis zum Kameel. Auch Thiere muß er heilen, wenn sie krank sind, und da sinkt seine Belohnung nach der Wichtigkeit des Thiers bis auf „ein Stück „Fleisch" herab.

Außer dem Blick in die bürgerliche Verfassung, wo es Häupter und Vorsteher der Provinzen, Städte, Dörfer und einzelner Straßen giebt, beweisen diese gesetzlichen Bestimmungen überhaupt noch, daß das Geld oder Metall noch nicht als gewöhnliches Tauschmittel unter dem Volk eingeführt war. Noch entscheidender geht dies aus folgenden Bestimmungen hervor. Zur Sündentilgung wird unter Umständen ein Ochs gegeben, der eine silberne Glocke am Halse trägt; auch nach den Umständen eine goldene Glocke. Der Werth dieser Glocken wird so bestimmt: die silberne muß den Werth eines schönen jungen Pferdes, die goldene den Werth eines jungen schönen Kameels haben [62]). Das Hausthier nach seiner Brauchbarkeit, giebt also selbst den Maßstab, den Werth des Metalls zu bestimmen; ob man gleich Geld kannte, und zuweilen statt des Viehs annahm, doch ohne eine gewisse Bestimmung des Metallwerths; denn wer keine Thiere geben kann, heißt es, giebt Geld, so viel seine Umstände leiden [63]).

Bei dieser großen Einfachheit sieht man die Keime der aufblühenden Kultur. Man hat Eisen- und Kupferschmiede, Zinngießer, Gold- und Silberarbeiter; man hat goldene, silberne und irdene Gefäße; Dolche, Schwerdter und Panzer; geputzte Sättel mit silbernen Knöpfen und dreißig Dingen verziert; Bogen mit Steinen und Verzierungen u. s. w. [64]). Das Bild, welches durch dies alles von dem Zustande des Volks entworfen wird, ist zu sprechend, als daß wir nöthig hätten, es noch weiter auszumalen. Vergleichen wir dasselbe mit der Stufe der geselligen Bildung unter Cyaxares I., so zeigt sich eine große Verschiedenheit. Nach Ktesias fanden es die Assyrer in Baktrien schon ganz anders. Die Hauptstadt war groß und stark befestigt, die Einwohner reich an Gold und Silber [65]). Nachdem das Volk die Herrschaft der Assyrer abwarf, lese man beim Herodot die Einrichtungen, welche Dejoces nach der Erbauung von Ekbatana traf, und sie verrathen gleichfalls eine ganz andre Lebensansicht, einen ganz andern bürgerlichen Zustand des Volks [66]). Alles hängt schon an festem Eigenthum und zeigt einen ganz andern erweiterten Gesichtskreis.

Es kommen ferner in den Zendbüchern häufig Anspielungen auf die Verhältnisse des Staats zu seinen Nachbarn, und Nachrichten von Kriegen und Schlachten. Aber nur von den Turaniern, gegen Norden, und von den Indiern, über den Indus hin, ist die Rede; auch der Tazians wird oft gedacht; doch kommt nirgend eine Anspielung vor, daß in der Gegend über den Tigris und Euphrat hin große Staaten vorhanden gewesen; nirgend wird der mächtigen Ninive, noch des weltberühmten Babylons gedacht. Wie war diese Uebergehung möglich, wenn damals diese Städte und Reiche schon vorhanden waren?

Was man hier entgegen setzen könnte, sind die hie und da in den Zendschriften und im Bun-Dehesch eingestreuten Nachrichten von Zohak dem Tazian, der über zehntausend Provinzen herrschte, tausend Kräfte hatte u. s. w. und den die neupersischen Schriftsteller zu einem Araber machen. Dieser müßte dann, wenn die Angabe richtig wäre, bis an den Euphrat und Tigris hin ein großes arabisches Reich beherrscht haben, und man könnte auf die Idee kommen, in seinem Reich das alte assyrische Reich zu suchen, da er, wie die Assyrer, sich das Zendreich eine Zeit lang unterwarf. Wir wollen sehen, was die Zendbücher darüber enthalten.

Der Name Zohak kommt in den Zendbüchern und Bun-Dehesch offenbar in mehrfacher Bedeutung vor. Er scheint

1) einen wirklichen Fürsten und Beherrscher der Tazians zu bezeichnen, der sehr mächtig war, das Zendvolk angriff und glücklich war, bis er von Feridun geschlagen wurde. Wenn

2) von Zohak im Bun-Dehesch, wie von neupersischen Schriftstellern gesagt wird, daß er tausend Jahr regiert habe, so wollen die Ausleger unter Zohak eine ganze Dynastie verstehen, welche tausend Jahre über Persien geherrscht habe. Uns scheint die Sage von der tausendjährigen Regierung Zohaks einen ganz andern Grund zu haben. In dem letzten, in Pehlwi geschriebenen Aufsatz des Bun-Dehesch werden die zwölf Zeichen des Thierkreises aus der Geschichte der Welt und der Perser erklärt. Die zwölftausend Jahre der Weltdauer sind in den zwölf Zeichen abgebildet, und ihren Hauptbegebenheiten nach, in den Bildern symbolisch dargestellt. Der Scorpion bezeichnet hier Zohak, und da dies Zeichen nun tausend Jahre umfaßt (regiert) so muß auch Zohak tausend Jahre regieren. Die Uebertragung der symbolischen Regierung des himmlischen Zeichens auf die Geschichte, fällt hier deutlich in die Augen und giebt zu richtiger Erklärung ähnlicher Behauptungen Anlaß.

Wenn es nun 3) von Zohak heißt: „daß er drei Münde, „drei Gürtel, sechs Augen und tausend Kräfte habe; daß er „an Gewalt und Grausamkeit über den Devs, grundargen Da„rudjs und Darvands dieser Welt stehe; daß Feridun ihn „zwar zertreten habe [67]), ihn aber nicht tödten konnte, daß er „ihn nur am Gebirge Damavand, (oder Darnavand) fesselte, wo „er bis ans Ende der Welt lebendig bleibe [68])," so ist wohl klar, daß der Name hier eine symbolische Bedeutung haben müsse.

Es wäre überflüssig, die Märchen aller neupersischer und arabischer Dichter und Schriftsteller, welche aus dieser Ueberlie-

---

60) Farg. III. Z.-A. 2. S. 309—313.

61) Was eigentlich ein Derem sei, ist nicht zu bestimmen. Die jetzigen Parsen halten es theils für ein kleines Gewicht, theils für eine kleine Münze. Das letztere ist nicht wahrscheinlich, da im Vendidad, obgleich des Geldes einmal gedacht wird, der Werth des Goldes und Silbers doch nach dem Werth der Hausthiere geschätzt wird.

62) Vendidad Farg. XIV. Z.-A. B. 2. S. 363.

63) Vendidad Farg. IX. Es wäre auch hier noch zu untersuchen, ob das Wort der Urschrift wirklich Geld bedeutet, und in dem Sinne, wo es als Tauschmittel gebraucht wird.

64) Vendidad Farg. XIV. Z.-A. B. 2. S. 363.

65) Diodor. lib. II. 7.

66) Herodot. I. 98.

67) Zend-Avesta. B. 1. S. 113. 178 u. s. w.

68) Zend-Avesta. B. 1. S. 147.

ferung entsprungen sind, hier anzuführen und zu widerlegen. Sie lassen alle Zohak aus Arabien kommen. Der Teufel, der sich als Koch bei ihm vermiethete, küßte ihn einst auf beide Achseln, und nun wuchs aus jeder ein Schlangenkopf hervor, der mit Menschengehirn gefüttert werden mußte. Dieser Zohak, der nun freilich drei Münde und sechs Augen hatte — wobei man aber doch nicht einsieht, wie er die drei Gürtel getragen habe — griff den von Ormuzd abgefallenen Dsjemschid an (von diesem Abfall wissen die Zendbücher gleichfalls nichts) verjagte ihn, tödtete ihn endlich und beherrschte Persien tausend Jahre. Nun stand Feridun auf, besiegte und fesselte ihn am Gebirge Damavand, wo er bis zum Ende der Welt lebendig liegt.

Diese neuern Dichter ahneten gar den Sinn der alten Ueberlieferung nicht, und deuteten sie ganz willkührlich. In den Zendschriften findet sich nicht die leiseste Anspielung, daß Zohak Schlangenhäupter gehabt habe. Die ganze Fabel setze auch den Fall Dsjemschids voraus, dem, wie wir schon gesehn haben, die Zendbücher geradehin widersprechen.

Zohak mit drei Münden, sechs Augen, drei Gürteln, tausend Kräften u. s. w. ist offenbar nichts, als das Symbol der Brahmanenlehre, die Abildung der indischen Trimurtas, wie sie in den alten Felsentempeln zu Elephanta noch jetzt zu sehen ist [69]). Ja selbst die Idee der beiden Schlangenköpfe, die der Fabel nach auf Zohaks Schultern standen, kann von jenen indischen Abbildungen entlehnt sein. Mit Recht bemerkt Heeren, daß in den ältesten Zeiten im nördlichen Indien und gegen den Indus hin, vorzüglich Schiven verehrt worden sein müsse, welches die Bildwerke bei Niebuhr außer Zweifel setzen [70]). Nun sind Schlangen das allgemeine Symbol des Schiven und auf der unten angeführten Platte bei Niebuhr, hält der Gott in jeder Hand eine Schlange gegen die Schultern empor, so, daß sein Kopf zwischen zwei Schlangenköpfen steht, gerade, wie die Fabel vom Zohak sagt. Die drei Gürtel bekommen durch diese Deutung gleichfalls einen Sinn. Sie sind entweder die Gürtel, wie sie jede indische Gottheit, wie jeder Brahmin trägt, oder sie bezeichnen die drei Gürtel, welche Schiven allein trägt, wobei man das Bild dieses Gottes dann für die Abbildung der Trimurtas überhaupt genommen hätte. Schiven trägt, außer dem allgemeinen Gürtel noch einen zweiten, aus Todtenköpfen zusammengesetzt, über die Schulter (Zohaks Schlangenhäupter nähren sich mit Menschenhirn) und einen dritten um den Leib, der ihm auch nackt nie fehlt [71]). Zohak, der Tazian, scheint auf seinem Zuge in das Land des Zendvolks, die Lehre Brahma's, die Verehrung der dreihauptigen Gottheit, verbreitet zu haben; Feridun schlug ihn, wehrte der weitern Verbreitung derselben, fesselte dies Bild Zohaks; doch bleibt er lebendig bis ans Ende der Welt; nämlich in der Verehrung Brahmas.

An welche Grenze des Zendreichs nun Zohak und seine Tazians zu setzen sind, geht aus dieser Erklärung von selbst hervor [72]).

Da nun die letzte Spur eines von Ari nordwestlich gelegenen Reichs wegfällt, wollen wir sehen, wie die übrigen Nachrichten der Zendbücher, mit den Nachrichten der Griechen und Hebräer zusammenstimmen. Die Zendbücher verbreiten Licht genug über das Volk, unter welchem ihre Verfasser lebten, um diese Vergleichung anstellen zu können. Die Geschichte dieses Volks wird von der ersten Bildung desselben an, zwar nicht ausführlich, oder in fortlaufender Erzählung, aber doch in gewissen Hauptzügen, einfach und mit innerer Wahrscheinlichkeit erzählt. Alles, was von der Gründung des Staats unter Dsjemschid an, bis auf die Zeit, in welcher die Verfasser leben, in jenen Zügen sichtbar wird, es betreffe nun innere Einrichtungen und Gesetze oder äußere Verhältnisse des Staats, stimmt unter einander auf das vollkommenste überein.

Welch ein Räthsel — wir müssen diese Fragen noch einmal wiederholen —, daß in allen diesen Schriften, weder die großen Städte Ninive und Babel, noch die mächtigen Reiche, die hier vorhanden gewesen, irgend erwähnt werden? Welch ein Räthsel, daß die Namen: Meder und Perser gar nicht vorkommen, sondern daß zu jener Zeit offenbar beide Völker in ein Volk vereinigt, unter eingebornen Königen leben, die aber weder in Medien, noch Persis, sondern in Baktra residiren! Kann man sichs bei der augenscheinlichen Beschaffenheit der Zendschriften, die wir oben gezeigt haben, nur als möglich denken, daß die Trennung dieses Volks in Meder und Perser, deren Sprachen in verschiedene Dialekte ausgeartet waren, daß die Vernichtung des medischen und baktrischen Reichs durch die Assyrer, die damit verbundene Unterjochung des ganzen Volks, die Abschüttlung dieses Jochs und die Wiederherstellung der Freiheit, die Theilung in medische und persische Reiche, der Kampf beider und die Gründung der eigentlichen Perserherrschaft überhaupt schon geschehen sein konnten, ohne daß in den Zendschriften die geringste Anspielung darauf vorkäme? Konnten die Verfasser bei dem ganz unleugbaren Zweck, bei jeder Gelegenheit die Religion durch die Geschichte des Volks zu unterstützen, diese höchst wichtigen Begebenheiten unberührt lassen? Vergleicht man nun mit unpartheiischer Prüfung die in den Zendbüchern enthaltene Geschichte mit den Nachrichten des Ktesias und Herodot und aller übrigen alten Geschichtschreiber, so wird man schlechthin gezwungen, anzunehmen:

> daß die Verfasser der Zendschriften in dem alten baktrischen Reiche lebten, und die Geschichte ihres Volkes erzählen, ehe es von den Assyrern unterjocht wurde.

Es fällt in die Augen, daß unsre älteste Geschichte durch die Zendnachrichten eine ganz andere Gestalt erhält und, wenn man auch, und zwar mit Recht, alle Zahlen der neupersischen Schriftsteller für diese älteste Geschichte verwirft, dieselbe doch zu einer erstaunlichen Höhe hinaufsteigt. Bemerkt zu werden verdient dabei, daß bei dieser alten Geschichte des Zendvolks an die fabelhaften Zahlen der Sinesen und Hindu gar nicht gedacht werden kann. Wenn die Zendschriften auch nicht auf die Zeitrechnung in der Geschichte hindeuten, was ganz außer ihrem Zwecke lag, so geht doch so viel aus dem Religionsbegriff derselben mit Bestimmtheit hervor: daß die Verfasser dieser Schriften im dritten Jahrtausend, nach der Werdung des Menschengeschlechts zu leben glaubten; denn mit dem Anfange des dritten Zeitalters, welches aus dreitausend Jahren besteht, traten die Menschen in die Welt. In diesen dreitausend Jahren herrschen Ormuzd und Ahriman gemeinschaftlich, und diese gemeinschaftliche Herrschaft dauerte noch fort; folglich waren die dreitausend Jahre des Zeitalters noch nicht verflossen. Selbst die Chronologien der neuern Perser, so sehr sie geschichtlich von den Zendbüchern abweichen, zählen selten von

---

69) Niebuhrs Reise. Th. II. S. 33 und Pl. V.

70) Heerens Zusätze zur 3ten Ausgabe seiner Ideen. Th. I. S. 26. u. s. w.

71) Niebuhrs Reise Th. II. Pl. V. VI. VII. VIII. IX. X. u. XI.

72) Da dies lange geschrieben war, erhielten wir die Geschichte der englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul im Jahre 1808 von M. Elphinston (übersetzt von Rühs. Weimar 1817.). Hierin findet sich B. I. S. 241 folgende merkwürdige Notiz, wodurch unsere obige Behauptung von Zohaks Vaterland sehr bestätigt wird. „Diejenigen (Afghanen) welche die Gebirge von Ghor bewohnten, behaupteten ihre Unabhängigkeit und wurden von einem Könige aus ihrem Stamme beherrscht, der „seine Abkunft durch eine lange Reihe von Königen vom Sohak, einem „der frühesten Beherrscher Persiens, herleitete." Daß dieser Sohak mit dem Zohak der Zendbücher eins sei, ist daraus klar, daß auch die neupersischen Schriftsteller den Zohak zu einem Pischdadier und wirklichen König von Persien machen, obwohl die Zendschriften das Gegentheil sagen. Zohak hinterließ in der Gegend, wo seine Herrschaft blühte, eben den Ruhm, wie Dsjemschid in Iran, weil die Fürsten jener Gegend eben so ihr Geschlecht von ihm herzuleiten suchten, wie die spätern Könige von Persien von dem Weltherrscher Dsjemschid.

Wenn Elphinston unmittelbar nach den oben angeführten Worten fortfährt: „Diese Genealogie (von Sohak) obgleich von Mirkont angeführt, und von Ferischta bestätigt, kann wenigstens als zweifelhaft betrachtet werden. Aber ist es gewiß, daß die Fürsten von Ghor, zu dem „Afghanenstamm der Surier gehörten und daß man im eilften Jahrhundert ihrer Dynastie ein hohes Alter zuschrieb," so ist dabei merkwürdig, daß ganz in der Nähe der Gegend, wohin wir im vorigen Abschnitt das Sur der Zendbücher setzten, noch jetzt ein Afghanenstamm, unter dem Namen der Surier vorhanden ist.

In Bezug auf das Volk der Tazians der Zendbücher findet sich in jener Reise eine nicht minder wichtige Notiz. Von dem, in eben den Gegenden, wohin wir die Tazians setzten, noch jetzt lebenden Volke der Tadschiks, sagt Elphinston: „„Die Tadschiks sind nicht, wie die meisten andern Völker, in ein Ganzes vereinigt, oder auf ein Land beschränkt, sondern sie sind „unverbunden über einen großen Theil Asiens zerstreut; und mit den Usbeken „in dem größten Theil ihrer Besitzungen vermischt, auf dieselbe Art wie mit „den Afghanen." — „Man findet sie auch im chinesischen Turkistan, und sie „besitzen unabhängige Regierungen in den gebirgigen Ländern von Karrattegin, Darvas, Waskia und Badakschan. Außer in diesen starken Ländern „und einigen wenigen abgesonderten Oertern, findet man sie nie in besondern „Gemeinden, sondern mit dem herrschenden Volke in dem Lande, das sie bewohnen, vermischt; und gemeiniglich tragen sie die Kleidung und haben die „meisten Gebräuche desselben." (Siehe B. I. S. 486.) —

Sollten diese Tadschiks nicht die Nachkommen jener alten Tazians sein? Sind sie vielleicht ein sich früh von dem Hauptstamm absondernder Stamm der Afghanen, da alte Afghanenfürsten ihre Herkunft von Sohak, dem Tazian, ableiten? Der Charakter der Tadschiks, wie Elphinston ihn schildert, gleicht dem der alten Tazians sehr. Auch von diesen waren einige Ormuzddiener, oder Verehrer des Brahma, oder Devsanbeter. Sie hatten sich einmal über die Oerter Irans verbreitet, wurden aber wieder daraus vertrieben u. s. w. Auch die Aehnlichkeit der Namen führt auf diese Vermuthung, die, wenn sie sich bestätigen sollte, unsern obigen geographischen Bestimmungen ganz entspricht. Es ist daher von keinem Gewicht, wenn Elphinston nach der Angabe junger persischer Wörterbücher, in welchen das Wort; Tasi (Pehlwi) einen Araber bedeutet, annimmt: die Tadschiks wären aus einer Vermischung der Araber und Perser entstanden.

der Schöpfung der Menschen an bis auf Zoroaster über dreitausend Jahre.

Wir können uns hier nicht auf eine Widerlegung der fast allen neuern Geschichtschreibern eigenen Meinung einlassen: die Pischdadians der Perser in Ninive, unter den assyrischen Königen zu suchen; eine Meinung, die sich schon dadurch widerlegt, daß auch nicht ein Name oder eine Begebenheit nachgewiesen werden kann, die eine Wahrscheinlichkeit begründete. Alles, worauf sie sich stützt, ist, daß man den Nachrichten des Moses zu Folge, keine ältere Könige glaubten annehmen zu dürfen, obgleich alle Nachrichten der Griechen bezeugen: daß in Baktra ein älteres Reich bestand, welches von den Assyrern erobert wurde. Auch über die entgegengesetzte Meinung, welche W. Jones nach einer mündlichen Erzählung aus dem Dabistan des Mohsan mittheilt, daß nämlich schon vor den Pischdadians in Iran eine mächtige Dynastie geherrscht habe, können wir nur im Allgemeinen bemerken: daß sie höchst wahrscheinlich auf einem bloßen Irrthum beruht. W. Jones setzt die Pischdadians schlechthin nach Ninive; folglich mußte vor ihnen schon (in Baktra oder Iran) eine mächtige Dynastie herrschen, die aber, wie aus den Zendbüchern klar hervorgeht, wohl nur die wahren Pischdadians und Keans selbst sind [73]). Auch die schwierigere Frage läßt sich auflösen, woher es komme, daß die Zeit der assyrischen Herrschaft, in der persischen Geschichte als eine völlige Lücke erscheine? Eigene historische Werke scheinen die alten Perser nicht gehabt zu haben. Ihre Geschichte lag in den Tagebüchern und Annalen ihrer Könige, von welchen uns überall nichts übrig geblieben ist, als was aus denselben in die heiligen Bücher überging. Aber der Kanon dieser wurde schon vor, oder wenigstens mit dieser Eroberung geschlossen und so das einzige Mittel abgeschnitten, wodurch uns Nachrichten hätten zufließen können [74]). Die ältesten Annalen gingen wahrscheinlich schon bei der Eroberung durch die Assyrer verloren; was aus den jüngern sich erhalten hat, finden wir in den aus Ktesias geschöpften Nachrichten (die uns den Verlust jener Quellen um so mehr bedauern lassen, da wir durch nähere Bekanntschaft mit dem alten Morgenlande diese Nachrichten immer mehr schätzen lernen) und im Herodot; die Annalen selbst scheinen in dem Brande von Persepolis, oder überhaupt bei dem Zuge Alexanders verloren gegangen zu sein.

Die neuern Perser fanden von ihrer frühern Geschichte nun nichts, als was in den Zendschriften enthalten ist, und was von jüngern Zeiten in Volkssagen sich erhalten, oder aus fremden Schriftstellern wieder zu ihnen herüber kam. Hier sind vorzüglich die Nachrichten der Hebräer wichtig, die ihnen, obwohl in der Umwandlung durch die Araber, mit dem Islam zukamen, und von ihnen, wie von den Christen, als Grundlage aller alten Geschichte betrachtet wurden. Selbst der Inhalt der Zendbücher — deren Sprache man nicht mehr verstand — gestaltete sich als Sage, und so bildete sich das unzusammenhängende Gemisch von Geschichte, Sage und Fabel, was in den neupersischen Schriften und Gedichten zu finden ist.

Vergleichen wir nun die Nachrichten der Zendbücher mit den Nachrichten der Griechen, so reihen sie sich so natürlich an einander, und bilden eine so zusammenhängende Geschichte, daß hier in der That mehr als Zufall, daß innere Wahrheit der erzählten Begebenheiten zu Grunde zu liegen scheint. Alles zusammengenommen, läßt die Geschichte des Volks sich in folgende Hauptpunkte zusammenfassen.

1) Dsjemschid gründete den Staat Iran, und baute die große Herrscherburg in Ver (Persis).

2) Hier scheinen seine Nachfolger, die erste Dynastie, oder die Pischdadier residirt zu haben; wenigstens wurde, wie wir oben gesehn haben, Feridun hier noch geboren.

3) Feridun hatte mehre Kinder, sie wurden uneins, und das große Reich zerfiel in zwei Reiche, welche durch den Drus von einander getrennt wurden; in Tur, Turan, von Tur, dem ältesten Sohne Feriduns so genannt, welches jenseits dieses Flusses lag, und Iran, welches diesseits gelegen war. Anfänglich scheint Turan das mächtigere Reich gewesen zu sein und Iran in Abhängigkeit erhalten zu haben. Nach einer jüngern Pehlwischrift ermordete Tur seinen Bruder Irets, der in Iran herrschte, und alle seine Söhne; allein eine Tochter war entkommen; von der stammte Minotscher her, ein berühmter Held unter den Pischdadians, der den Tur schlug und das Reich Iran wieder herstellte [75]). Beide Reiche bestanden nun neben einander, aber in beständigen Fehden begriffen, wovon unzählige Anspielungen in den Zendschriften vorkommen.

4) Gleich nach Minotscher tritt in Iran mit Ke-Kobad die Dynastie der Keans auf, ohne daß sich aus den Zendschriften bestimmen läßt, wie sie auf die Pischdadians folgen. Vielleicht stammen sie von Minotscher, also nur in weiblicher Linie von Dsjemschid ab; vielleicht liegt der ganze Unterschied nur in dem Titel Ke (König) den von Kobad an alle Beherrscher Irans führen. Unter Ke-Veschtasp, dem fünften Kean, lebte Zoroaster und theils mit, theils nach ihm die übrigen Verfasser der Zendschriften.

Nun enden die Nachrichten dieser Bücher, und die Nachrichten der Griechen schließen sich daran. Es vereinigt

5) Ninus die Völker — welche vielleicht vom Kaukasus herabkamen — am Tigris, erbaut Ninive und stiftet einen erobernden Staat. Das ganze Vorderasien, endlich das große Zendreich ward unterjocht. Jedoch kostete dies große Anstrengungen; die Assyrer fanden in Baktrien einen eingerichteten Staat, tapfere Heere und eine befestigte Hauptstadt, Baktra oder Balkh. Da diese endlich fiel, war die Beute an Gold und Silber sehr groß. So wie die Zendbücher das Volk schildern, mußte es bald zu der Stufe von Macht und Bildung emporsteigen, auf der die Assyrer es fanden.

6) Die Eroberer theilten das große Reich in drei Provinzen, Baktrien, Medien und Persis; jede bekam ihren besondern Statthalter oder Satrapen, der sie unabhängig von den andern regierte. Nach Ktesias dauerte dieser Zustand der Theilung eintausenddreihundert, nach Herodot fünfhundertundzwanzig Jahre [76]), immer lange genug, eine Trennung in verschiedene Völker, die wahrscheinlich schon durch verschiedene Dialekte vorbereitet war, zu vollenden; schon physisch sind diese drei Theile durch bedeutende Bergketten von einander getrennt.

7) Die Bewohner dieser drei Provinzen warfen das assyrische Joch wieder ab, und erkämpften ihre Unabhängigkeit zurück.

8) Die Baktrier und Meder schmolzen bei dieser Revolution wieder in ein Volk zusammen. Der neue Beherrscher war ein Meder und die Residenz wurde nach Ekbatana verlegt; eine Maßregel, welche die Lage des Staats wohl nothwendig machte.

9) Die Perser trennten sich von den übrigen, um, wie es scheint, einen Staat für sich zu bilden, wurden aber bald von den medischen Königen bezwungen.

10) Durch Kyros wurden die Perser das herrschende Volk, und von nun an ist die Geschichte zusammenhängend.

Vergleichen wir nun den ganzen Inhalt der Zendbücher und insbesondere die bürgerliche Gesetzgebung im Vendidad, mit dem Zustande des Volks unter den eigentlichen Persermonarchen, welch ein ungeheurer Abstand! Wer kann sich diesen Vendidad mit seinen einfachen, treuherzigen Gesetzen, die alle sich entweder auf religiöse Gebräuche, oder auf die einfachsten Verhältnisse der Menschen beziehen; wo nicht die geringste Spur von Verhältnissen vorkommt, die sonst Luxus und Armuth unter allen Völkern so bald hervorbringen; wer kann sich diesen Vendidad als ein Gesetzbuch unter Darius Hystaspis denken? Man vergleiche die Reden der Staatsmänner vor der Thronbesteigung des Darius, wie Herodot sie aufbewahrt hat, mit diesem Vendidad, und wir wiederholen noch einmal: welch ein ungeheurer Abstand [77])! Daß diese Vergleichung mit dem Zustande des Volks unter den Meder-Königen nicht besser ausfällt, haben wir schon oben gesehn.

Nach dieser Untersuchung erhalten die Zendschriften und Zoroaster, dem ein Theil derselben zugeschrieben wird, ein sehr hohes Alter, und steigen selbst fünf — bis sechshundert Jahre über Moses hinauf. Zoroaster kommt dann in der That dem Zeitpunkt näher, den so viele griechische Schriftsteller ihm anweisen; und warum, fragen wir hier wieder, sollte dies nicht möglich sein? Sind etwa die Grenzen so genau bestimmt, über welche hinaus schriftliche Urkunden nicht reichen können? Liegt irgend etwas in den ächten Zendschriften, was diesem hohen Alter widerspräche? Gewiß nicht. Es athmet aus ihnen der Geist des höchsten Alterthums; wir finden darin den Gang der frühesten Entwicklung des menschlichen Geistes und deutliche Aufschlüsse über die Bildung mancher alten Religionsbegriffe, worüber uns selbst Moses im Dunkeln läßt.

Das eigentliche Zeitalter Zoroasters läßt sich indeß auch jetzt nur negativ bestimmen. Giebt man den Zendschriften, den

---

73) Abhandlungen über die Geschichte und Alterthümer Asiens — v. W. Jones, übersetzt von Kleuker B. 1. S. 95. vergl. mit B. 2. S. 90. Da wir, englischen Nachrichten zufolge, bald eine englische Uebersetzung des Dabistan zu erwarten haben, wird diese Frage leicht entschieden werden können.

74) Die neuern Gebete und einige Bruchstücke des Bun-Dehesch, welche von den jetzigen Parsen als zu den heiligen Büchern gehörig betrachtet, werden, können die Behauptung von der frühern Schließung des Kanons nicht aufheben.

75) Zend-Avesta. B. 2. S. 199. 200. 205.

76) Herodot I. 95. Siehe auch Larchers Chronol. Versuche, C. II.

77) Herodot III. 80—88. Daß Herodot diese Reden nicht erdichtet hat, können wir seiner Versicherung glauben; wären es persische Erdichtungen, müßten sie doch wahrscheinlich unter dem Darius erdichtet sein, und beweisen hier denn doch, was sie sollen.

Nachrichten des Herodot, Ktesias und Diodor für jene frühen Zeiten einigen historischen Werth, so kann Zoroaster nicht nach dem Jahre 2126 vor unserer Zeitrechnung (wenn man die gewöhnliche Chronologie gelten läßt —) d. i. nicht nach der Gründung des assyrischen Reichs gelebt haben.

Wir haben gesehn, wie uns fast Alles bei diesem Zendvolk, seine Sprache, seine ersten Wohnsitze, seine frühesten Kriege u. s. w. in die Nachbarschaft der Hindu hinweist. Sollten seine heiligen Sagen, sein ganzes darauf gebautes religiöses System, nichts Gemeinsames mit den Sagen und dem System der Brahmanen haben? Die Frage drängt sich von selbst auf, und zum Glück fehlt es nicht an Hilfsmitteln, diese Vergleichung anzustellen, deren Resultate überhaupt für unsere Untersuchung von großem Werth sein müssen, und in der Entwicklung des Zendsystems selbst, bei der fragmentarischen Beschaffenheit der Quellen, zu wichtigen Aufschlüssen führen können.

Schöpften vielleicht beide Völker ihre heiligen Sagen und ihr religiöses System aus einer ältern Quelle oder borgte eins von dem andern? Was haben sie in ihren Systemen Gemeinsames, wie sind sie verschieden? Diese Fragen müssen untersucht werden. Wir nehmen dabei die Religionssysteme, wie sie in den uns bekannten Schriften der Brahmanen offen da liegen und klar aus dem Zend-Avesta hervorgehn, ohne uns vorläufig auf die Untersuchung einzulassen, ob in Hinsicht des Zendsystems die Lehren schon in dem ersten Gesetz lagen, oder ob sie erst von Zoroaster eingeführt wurden; eine Frage, die in der Folge, bei einzelnen Lehren oft untersucht werden wird. Eben so werden wir bei dem System der Hindu vor jetzt die Frage nicht berühren: ob eine Lehre schon in den ältesten heiligen Schriften der Hindu enthalten sei, oder ob sie sich erst in spätern Zeiten daraus entwickelte? Genug, wenn sie sich wirklich, als auf die Vedas gegründete Lehre erweisen läßt.

Jedes Religionssystem hat gewisse Hauptlehren, die als Pfeiler betrachtet werden können, auf welchen das ganze Gebäude ruht. Nur diese Hauptpunkte sind es, die in einer Vergleichung, wie wir sie jetzt zwischen den beiden Systemen anstellen wollen, neben einander gestellt werden müssen, denn nur sie können über die innere Verwandtschaft zweier Systeme entscheiden. Man wird in den hier aufgestellten Punkten die Grundpfeiler aller geoffenbarten Religionen überhaupt erblicken und sich von der Wichtigkeit der Erkenntniß jener Ursysteme, aus denen sich so sichtbar alle neuern Religionssysteme entwickelt haben, überzeugen.

Erste Hauptlehre.

Es ist ein ewiges, höchstes, nothwendiges, heiliges, allmächtiges Wesen, Brahma oder Zervane Akerene, d. i. der Ewige, Anbeginnlose genannt, von dem alles, was da ist, seinen Ursprung, in dem alles seinen letzten Grund hat.

Diese Lehre liegt klar und unwiderleglich in beiden Systemen. Für das Hindusystem bedarf es wohl keines ausführlichen Beweises, für das Zendsystem werden wir ihn in der folgenden Abtheilung ausführlich liefern. In den Schriften beider Völker tritt in einer sich später entwickelnden Ansicht der Pantheismus hervor. Klarer in den Hinduschriften; doch auch sehr entschieden in den Zendschriften, vorzüglich in dem vortrefflichen Jescht-Ormuzd. In Ormuzd offenbart sich nun Zervane Akerene, und Ormuzd sagt von sich: „ich bin das „All und der Träger des Alls."

Zweite Hauptlehre.

Das unendliche Wesen brachte im Urbeginn mehre große göttliche Wesen hervor, denen es soviel von seiner Größe, seinen Eigenschaften, seiner Macht und Herrlichkeit mittheilte, als möglich war.

Diese Lehre macht einen Hauptpunkt in beiden Systemen aus, und es ist von der höchsten Wichtigkeit, den Gang zu verfolgen, wie in jedem Systeme in der Bildung dieser Lehre sich sein unterscheidender Charakter ausspricht. Es wird darin sichtbar, wie jedes System ursprünglich von sinnlichen Anschauungen und Verehrung von Naturwesen, zu allgemeinen höhern und geistigen Ideen übergeht und in diesem Uebergange eins von dem andern sich trennt.

Der Hauptgegenstand der Verehrung beider Völker, war die Sonne. Beim Zendvolk entwickelte sich — wie wir in der Folge zeigen werden — in der Verehrung derselben die Idee von Ormuzd, als Princip des Lichts, das in einer zweiten, höhern Ansicht auch Princip des Guten wurde. Nun trat durch den Gegensatz in der Natur, Licht und Finsterniß, Gut und Böse, der Dualismus hervor, und man nahm zwei große Wesen an, Ormuzd, Princip des Lichts und des Guten, und Ahriman, Princip der Finsterniß und des Bösen, denen sich nun alles unterordnen mußte. Nicht so bei den Hindu. Hier wurde die Sonne — wie aus den von Colebrooke übersetzten Stücken des Rigveda [78]) klar hervorgeht — als Princip des Lichts, als Brahma verehrt. Allein in der zweiten, höhern Ansicht, wurde Brahma, nicht als Princip des Guten, sondern als Princip, oder vielleicht richtiger als Symbol des Verstandes betrachtet. In dieser ersten Abweichung in Bezug auf die Sonne, liegt die Wurzel aller übrigen Abweichungen und Verschiedenheiten beider Systeme.

Nach der Sonne wurde von beiden Völkern die Luft verehrt. Im Zendsystem nimmt sie als Serosch in gewisser Hinsicht den zweiten Platz nach Ormuzd ein, doch demselben weit untergeordnet. Nicht so bei den Hindu. Hier nimmt die Luft, Wischnu, als Princip der Erhaltung aller Dinge, als erhaltende Naturkraft einen höhern Rang ein, als Brahma selbst. Das dritte Naturwesen, das von beiden Völkern allgemein verehrt wurde, war das Feuer. Im Zendsystem nimmt es zwar einen hohen, aber doch als bloße Körperhülle des Lichts — Ormuzd — oder als „Sohn Ormuzd" einen diesem sehr untergeordneten Platz ein. Nicht so bei den Hindu. Hier verband man mit dem Feuer, Schiven, das Princip der Wärme. Daher ist dieser Gott, als Feuer, Princip der Zerstörung, als Wärme, Princip aller Fruchtbarkeit. Daher heirathet in der Mythologie Schiven (das Feuer) die Bavani, die große Göttermutter, nachdem sie in der Welt körperlich erscheint: das heißt; die Liebe, welche dem Unendlichen beiwohnt, durch welche er alle Wesen hervorbrachte, offenbart in der Körperwelt sich als Wärme im Feuer. Nach dieser Ansicht treten bei den Hindu drei große göttliche Wesen, als Dreiheit, als Trimurtas auf.

Dritte Hauptlehre.

Eins oder mehre der erstgeschaffnen Wesen, fielen durch Mißbrauch ihrer Freiheit von ihrem Schöpfer ab, wurden böse und Urquell alles Bösen in der Welt.

Die Grundidee: alles moralische und physische Uebel, ursprünglich von dem freiwilligen Abfall höherer Geister herzuleiten, ist in beiden Systemen dieselbe, nur nach der schon angedeuteten verschiedenen Richtung eines jeden auch verschieden ausgebildet. In dem Zendsystem fällt Ahriman allein ab, und bringt nun das ganze Heer der bösen Geister, Devs oder Teufel hervor; so wie alle guten Geister von Ormuzd geschaffen werden. Im System der Hindu bringt der Ewige selbst die ganze Geisterwelt hervor, die in unendliche Schaaren getheilt, und gewissen Oberhäuptern untergeordnet ist. Von diesen Oberhäuptern fällt nun eins, Moisasur mit Namen, ab, und verführt zugleich die ganze unter ihm stehende Schaar der Geister; alle werden Teufel.

Vierte Hauptlehre.

Das unendliche Wesen beschloß nun die sichtbare materielle Welt durch seine ersten Machthaber schaffen zu lassen, und sie wurde geschaffen.

In beiden Systemen geht der Körperwelt, die erst in einer bestimmten Zeit eintritt, ein lange vorher dauernder Geisterstaat Gottes voraus, in welchem die Gründe zur Schöpfung der Körperwelt sich entwickelten. Denn so folgt nun die

Fünfte Hauptlehre.

Der Zweck der Schöpfung der Körperwelt ist kein anderer, als durch sie die von ihrem Schöpfer abgefallenen Wesen

78) Asiat. Res. Vol VIII. p. 377. seq.

wieder zurück zu führen, sie wieder gut, und dadurch alles Böse auf ewig verschwinden zu machen.

Diese wichtige Lehre, die theils umständlich entwickelt und ausgesprochen wird, wie im Schastah des Brahma, theils angedeutet, wie in den jetzt noch vorhandenen Zendschriften, liegt offenbar in beiden Systemen als Basis des eigenthümlichen Religionsgebäudes zu Grunde. Die Körperwelt ist nur der Kampfplatz zwischen Gut und Böse; überall treibt das Böse in ihr dadurch, daß es seinen Gipfel erreicht, sich selbst auf, und das Gute siegt endlich. Mit Erreichung des Zwecks, mit Vernichtung des Bösen hört auch das Mittel, die Körperwelt, wieder auf; sie wird vernichtet und alles kehrt in das ewig selige Reich der Geister zurück; doch modificirt durch die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, in einer neuen geistigern Welt, die aus der vernichteten hervorgeht, welche Lehre vorzüglich im Zendsystem hervortritt.

Sechste Hauptlehre.

Der Ewige hat zur Dauer der Körperwelt einen Zeitraum von zwölftausend Jahren bestimmt, welcher in vier Zeitalter abgetheilt ist. In dem ersten Zeitalter herrscht das gute (erhaltende) Princip allein; im zweiten wird das böse (zerstörende) Princip schon wirksam, doch untergeordnet; im dritten herrschen beide gemeinschaftlich; im vierten hat das böse (zerstörende) die Oberhand, und führt das Ende der Welt herbei.

Diese Lehre liegt in beiden Systemen, doch ist sie in jedem etwas verschieden bestimmt. Die Perser machen jedes Zeitalter dem andern gleich, und setzen also jedes auf dreitausend Jahre; wobei sie nach gewöhnlichen Sonnenjahren rechnen. Die Hindu setzen das Verhältniß der Zeitalter gegen einander, wie die Zahlen: 4. 3. 2. 1. so, daß das letzte nur ein Viertel des ersten ausmacht, und rechnen dabei nach Jahren der Deva (Götter), in welchen ein irdisches Sonnenjahr nur ein Tag ist.

Siebente Hauptlehre.

Die Regierung der Welt hängt zwar im Allgemeinen von dem unendlichen Wesen ab, das alles nach seiner Weisheit durch seinen Rathschluß bestimmt; die besondere Verwaltung ist aber zunächst den ersten großen Wesen, und von diesen wieder einer Menge vermittelnder Wesen, Erzengeln, Engeln und Schutzgeistern übertragen, die einander zu- und untergeordnet sind, und in denen sich oft Naturwesen und Naturkräfte nicht verkennen lassen.

Diese, beiden Systemen gemeinschaftliche Lehre, führt in der nähern Ausbildung die größten Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten herbei; und der einfache Ernst des Zendvolks macht mit dem leichten, phantasievollen Mythenspiel der Hindu, einen auffallenden Contrast. In beiden Systemen kommt dabei, wenn man sich so ausdrücken darf, eine physische Ansicht zum Vorschein, und durch die erhabene Offenbarungssage schimmert der ältere einfache Naturdienst hervor. Wir werden in der Folge unserer Untersuchung diesen Gegenstand ausführlich abhandeln.

Achte Hauptlehre.

Die Seelen der Menschen sind vom Anfange der Schöpfung an als geistige, selbstständige, freihandelnde Wesen vorhanden. Sie müssen sich bloß auf der Erde mit einem Körper vereinigen, um eine Prüfungswanderung im Kampf gegen das Böse zu machen. Nach dem Tode, wo sie ewig fortleben, werden die Guten in den Wohnsitzen der ewig seligen Geister belohnt, die Bösen in den Wohnsitzen der Teufel, der Hölle bestraft.

Diese Grundidee vom Menschen gehört zu den Hauptpfeilern beider Systeme, worauf sich vorzüglich ihre strenge, alles umfassende Moral gründet; doch ist sie in jedem System völlig verschieden ausgebildet. In der Hindusage sind es die gefallnen Geister selbst, welche auf der Erde mit Körpern sich verbinden müssen, um sich zu reinigen, jede Prüfung zu bestehen und so gebessert zu ihrem Schöpfer zurück zu kehren. In der Zendsage sind es treugebliebne Geister, Feruers, welche bloß in die Körper sich einschließen, um in dem Kampf gegen das Böse sich zu verherrlichen; oder wenn sie unterliegen und selbst böse werden, durch die sie treffende Strafe sich bekehren und zum Guten zurückkehren.

Neunte Hauptlehre.

Was den Menschen ihren Kampf auf der Erde erschwert, sind die Devs, Teufel oder bösen Geister, welche sie Tag und Nacht umlauern, um sie zum Bösen zu verführen. Aber der Schöpfer hat sich des schwachen Menschen erbarmt, und ihm seinen Willen in einer, von erleuchteten Propheten schriftlich verfaßten Offenbarung kund gethan. Befolgt der Mensch diesen Willen seines Schöpfers, so gewinnt er dadurch Kraft, nicht allein den Verführungen der Teufel zu widerstehen, sondern sich auch durch Heiligkeit schon in diesem Leben zu einer innigen Vereinigung mit der Gottheit zu erheben.

Diese Lehre wird fast auf allen Seiten der Hindu- und Zendschriften, mit aller Kraft der Ueberzeugung vorgetragen und völlig so dargestellt, wie in den Schriften des neuen Testaments.

Zehnte Hauptlehre.

Im letzten Zeitraum, gegen das Ende der Welt, wo das böse Princip die Oberhand hat, und das Gute ganz von der Welt zu verschwinden scheint, wird Gott den Menschen einen Erlöser senden, der dem Bösen wehrt, Tugend und Gerechtigkeit wieder herrschend macht und das Reich der bösen Geister zerstört, indem er das Reich Gottes verherrlicht.

Dieser tröstende Glaube gehört beiden Systemen an. Die Hindu erwarten diesen Heiland in der zehnten Avatar, oder Menschwerdung des Wischnu, in der Gestalt des Calei; die Parsen in dem Propheten Sosiosch. Wir werden die Lehre und die Weissagungen von Letzterem in der Folge unsrer Untersuchung umständlich prüfen.

Eilfte Hauptlehre.

Sind die zur Weltdauer bestimmten zwölftausend Jahre verflossen, so wird die Erde durch Feuer vernichtet werden, aber eine neue, schönere, geistigere Erde tritt an ihre Stelle.

Auch diese Lehre ist beiden Systemen gemein, doch in jedem verschieden ausgebildet. Nach der Meinung der Hindu folgen mehre Schöpfungen auf einander, zwischen welchen die Erde jedesmal vernichtet oder in Atome aufgelöst wird. Diese Auflösungen geschehen wechselsweise, einmal im Wasser, das andremal im Feuer. Die vorige Auflösung wurde durch Wasser bewirkt, die nächste geschieht im Feuer. Die Zendschriften weichen von diesen Vorstellungen ab und bleiben der Idee von dem Zweck der Körperwelt getreuer. Die Körperwelt wird nur einmal geschaffen und nur, wenn ihr Zweck erreicht und das Böse durch sie vernichtet ist, einmal wieder zerstört, und dies geschieht durchs Feuer. Die neue Erde, welche dann an ihre Stelle treten wird, ist eigentlich nicht mehr irdisch: sie ist vollkommen, ohne Mängel, ganz Licht und ohne Schatten, und wird den, auch dem Körper nach auferstandenen Menschen und wiederbekehrten Geistern zum ewig seligen Wohnsitz dienen.

Betrachten wir nun die hier aufgestellten Grundlehren beider Systeme, und die Hindeutungen auf die verschiedene Ausbildung derselben genauer; so ergiebt sich klar: daß die heiligen Sagen beider Völker, und die Grundlehren, welche daraus herfließen, aus einer Quelle geflossen sind; daß aber beide, unter den Völkern, welche sie bewahren, unabhängig von einander, eine eigenthümliche Ausbildung erhalten haben. In manchen dieser Eigenthümlichkeiten spiegelt sich das Land, der Himmels-

strich, unter welchem jedes dieser Völker sich ausbildete, und tausend davon abhängende Oertlichkeiten so klar und bezeichnend, daß keine anderen Ursachen hier eingewirkt zu haben scheinen.

Wenn nun das Ursystem, aus welchem beide Völker schöpften, vorzüglich nur in den Grundkeimen das enthielt, was beiden Systemen gemeinschaftlich geblieben ist, so muß man erstaunen über das Erhabene und Tiefe, womit das ganze, moralische Sein des Menschen aufgefaßt, die Fragen seines Verstandes genügend beantwortet, sein Sehnen in endlose Zukunft gestillt, und er selbst durch seinen Glauben über die ganze Körperwelt erhoben wird! Alles, was ihn hier beengt, drückt und plagt, ist ja nur ein Mißklang in der ewigen Harmonie des Guten, der bald verklingen wird! Nur Prüfung, nur Kampf ist dies Alles, aber ein herrlicher Sieg gewiß. Woher, so muß man mit Staunen fragen, hatte jenes rohe Urvolk diese heilige Sage, die durch alle folgenden Geschlechter sich hinziehend, bald trüber, bald heller, aber immer den Menschen belehrend, tröstend, erhebend und bessernd erscheint? Mag der Philosoph dies Räthsel zu lösen wagen; der Geschichtsforscher wird es schwerlich erreichen.

Konrad Gottlieb Ribbeck

wurde am 21. März 1753 zu Stolpe in Hinterpommern geboren, studirte zu Halle Theologie und erhielt im Jahre 1779 eine Lehrerstelle am Cadettencorps seiner Vaterstadt. Im Jahre 1781 wurde er Prediger zu Wilsleben bei Halberstadt, 1786 dasselbe an der Heiligen-Geistkirche zu Magdeburg, 1801 Consistorialrath, 1805 Oberschulrath, Propst und Inspector der Nikolaikirche zu Berlin und 1806 Doctor der Theologie. Er starb am 3. Juli 1826.

Wir besitzen von ihm:

Predigten. 6 Th. Leipzig 1789—1804.
Predigten über Unsterblichkeit. Magdeburg 1798.
Magazin neuer Fest- und Casualpredigten. 10 Th. Magdeburg 1799—1808.
Predigten für Familien. 3 Th. Magdeburg 1798—1800.
Reden bei Schulprüfungen. Magdeburg 1802.
Neues Magazin von Fest- und Gelegenheitspredigten (mit Hanstein). 5 Th. Magdeburg 1809—1814.
Predigt zum Gedächtniß Hanstein's nebst einer Elegie. Berlin 1821 rc.

Einer der vorzüglichsten Kanzelredner seiner Zeit, vereinte R. in seinen Vorträgen Wärme und Tiefe des Gefühls, innige Empfindung, Klarheit der Begriffe und eine eben so correcte wie elegante Diction.

Michael Richey,

geboren am 1. October 1678 zu Hamburg, studirte zu Wittenberg, wurde 1704 Rector des Gymnasiums zu Stade, gab dieses Amt jedoch im Jahre 1713 auf und erhielt 1717 die Professur der Geschichte und griechischen Sprache an dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt. Er starb am 10. Mai 1761.

Wir besitzen von ihm:

Deutsche Gedichte. Herausgeg. von G. Schütz. 3 Bde. Hamburg 1764.
Idioticon Hamburgense. 3. Auflage. Hamburg 1755.

R. gehörte zu den Nachfolgern der zweiten Schlesischen Schule in Niedersachsen und fröhnte im Allgemeinen demselben falschen Geschmacke, doch war er nicht ohne Talent in der Behandlung der Form, und seine ziemlich correcten Poesieen athmen im Ganzen mehr geistige Gesundheit und Mäßigung als die Leistungen seiner Zeitgenossen. Sein Hamburgisches Idiotikon ist eine fleißige Arbeit.

Christoph Gottlieb Richter,

geboren am 17. Sept. 1717 zu Nürnberg, studirte zu Altorf und Marburg, wurde im Jahre 1743 Licentiat der Rechte und practicirte und schriftstellerte nun zu Nürnberg und Regensburg. Nachdem er wegen einer von ihm ausgestellten falschen Urkunde einige Jahre im Zuchthause zugebracht hatte, lebte er zu Fürth und zuletzt in seiner Vaterstadt. Er starb am 23. September 1774.

Er schrieb unter Andern:

Die Bücher der Chronika von den Kriegen der Franzosen mit Theresia. Prag 1774.
Die Bücher der Chronika der Könige von England. 1744.
Chronika der Königin zu Ungarn. Frankfurt und Leipzig 1744.
Die Bücher der Chronika Herzogs Karl von Lothringen. Frankfurt 1744.
Die Bücher der Chronika Friedrichs, Königs von Preußen. 1744.
Das Buch Josua, des Erretters der Königin von Ungarn. 1745.
Chronika Joh. Adolphs. 1745.
Lebens- und Staatsgeschichte Maria Theresia's. 5 Th. Nürnberg 1745—47.
Jedithuns Geschichte der Kinder von Preußen. 1746.

R. zeichnete sich dadurch aus, daß er den von Luther für die Bibel eingeführten Stil in seinen Schriften nachahmte, was ihm zwar viele Leser gewann, ihn aber doch nicht davor schützte, sehr bald in gänzliche Vergessenheit zu gerathen.

Johann Andreas Leberecht Richter,

geboren am 9. November 1772 zu Dessau, studirte in Leipzig und Jena Theologie und Mathematik, hielt an der Universität letzterer Stadt seit 1794 Vorlesungen, kehrte jedoch 1796 nach seiner Vaterstadt zurück und wurde im Jahre 1800 Subrector, im Jahre 1808 Conrector und 1826 Rector an der Hauptschule daselbst.

Er schrieb:

Neues Realschullexikon. Herausgeg. v. C. P. Funke. 5 Th. Braunschweig 1800—5.
Phantasieen des Alterthums. 2 Bde. Leipzig 1808. N. Aufl. 3 Bde. 1816 — 20.
Ueber den animalischen Magnetismus. Leipz. 1818.
Das Christenthum und die ältesten Religionen des Orients. Leipzig 1819.
Ueber den Einfluß der Astronomie auf die Kultur der menschlichen Gesellschaft. Leipzig 1822.

Ein geistvoller Gelehrter, der durch seine feine und geschmackvolle Auffassung und Behandlung antiker Mythen sich einen sehr geschätzten Namen in der litterarischen Welt erworben hat.

Johann Gottfried Richter,

geboren am 26. November 1763 zu Leipzig, hielt sich seit 1784 als Hauslehrer und Privatgelehrter in Moskau auf, ward russischer Rath, kehrte 1804 nach Sachsen zurück und lebte nun als weimarischer Hofrath abwechselnd in Leipzig und Dresden, bis er sich 1808 in Eilenburg niederließ. Er starb im Jahre 1829.

Von seinen Schriften nennen wir:

Moskwa. Eine Skizze. Riga 1799.
Briefe eines reisenden Russen, von Karamsin. Uebers. 6 Th. Leipzig 1799—1802.
Karamsin's Lobrede auf Katharina II. Riga 1802.
Russische Miscellen. 3 Th. Leipzig 1803 u. 1804.
Karamsin's Erzählungen. Uebers. Leipzig 1800.
P. Suwarokoff's Reise durch die Krimm u. Bessarabien im Jahre 1799. Leipzig 1802.
Mährchen, oder geheime Geschichte des Hofes zu Hebed. Leipzig 1802.
Sitten, Kleidungen und Gebräuche der Russen aus den niedern Ständen (mit J. G. H. Geißler). 2 H. Leipzig 1805.
Spiele und Belustigungen der Russen aus den niedern Volksclassen. Leipzig 1805.
Malerische Darstellungen der Sitten, Gebräuche und Lustbarkeiten bei den russischen, tartarischen, mogolischen und andern Völkern des russischen Reichs. 4 H. Leipzig 1806.
Strafen der Russen. Leipzig 1807.
Ansichten und Beschreibungen von St. Petersburg und Moskwa. Leipzig 1810.
Altrussische Mährchen. Leipzig 1817.

Richter erwarb sich vielfache Verdienste um die nähere Kenntniß des russischen Reiches und der russischen Litteratur in Deutschland, sowohl durch eigene wackere Arbeiten, wie durch gute Uebersetzungen.

Joseph Richter,

geboren am 1. März 1740 zu Wien, Professor und zuletzt Privatgelehrter daselbst, starb am 16. Juni 1813.

Er schrieb unter Andern:

Gedichte zweier Freunde. Wien 1775.
Reise von Wien nach Paris. Wien 1781.
ABC-Buch für große Kinder. Wien 1782.
Bildergallerie katholischer und klösterlicher Mißbräuche. 2 Th. Frankfurt und Leipzig 1784.
Neue Legenden der Heiligen. 2 Th. Salzb. 1784.
Die Brieftasche. 50 St. Wien 1783 — 84.
Briefe eines Eipeldauers an seinen Vetter in Krakau. Wien 1785.
Leben Friedrichs II. 4 Th. Wien 1789.
Der deutsche Gevatter Matthies. Leipzig 1791.
Theaterstücke. Wien 1792.
Briefe eines Eipeldauers über d' Wienstadt. 16 H. Wien 1794.
Gedichte. 3 Bdchn. Wien 1794. 1795.
Lustspiele. Wien 1802.
Friedenspredigt, im Ton des Abraham a St. Clara. Wien 1809.

Ein fader und geistloser Satiriker, dessen Schriften wohl ein vorübergehendes Aufsehn erregten, der aber wegen seiner boshaften Angriffe schon bei Lebzeiten sehr verachtet und nach seinem Tode bald vergessen wurde.

Johann (Jean) Paul Friedrich Richter

ward am 21. März 1763 zu Wunsiedel geboren, wo sein Vater Tertius und Organist war, fand, nachdem derselbe als Prediger von Joditz nach Schwarzenbach an der Saale versetzt worden war, frühzeitig Gelegenheit, seine sehr bald erwachte große Wißbegierde zu befriedigen, indem ihm ein benachbarter Landgeistlicher bereitwilligst seine nicht unbedeutende Bibliothek zur Benutzung überließ. Von seiner vielseitigen Polyhistorie zeugen ebensowohl seine früheren als letzten Schriften hinlänglich. Im Jahre 1779 bezog er das Gymnasium zu Hof, und schon im folgenden Jahre wandte er sich nach Leipzig und widmete sich dem Studium der Theologie, an welchem er jedoch wenig Vergnügen fand. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn erhielt er eine Hauslehrerstelle zu Töpen bei Hof, die er indessen bald wieder aufgab und zu seiner Mutter nach Hof ging, mit dem festen Vorsatze, sich nun ferner ausschließlich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen. Das Erscheinen seiner „unsichtbaren Loge," Berlin 1793, verschaffte ihm die Achtung und Freundschaft eines Gleim, Herder, J. H. Jakobi, G. Ch. Otto u. A., und es eröffneten sich ihm nun auch für sein häusliches Glück erfreuliche Aussichten, als er sich nach einem längern Aufenthalte zu Berlin, im Jahre 1800 und 1801, mit Karoline Mayer, der Tochter des geheimen Rathes und Professors der Medicin, ehelich verbunden hatte. Er lebte nun abwechselnd in Koburg, Meiningen, Weimar und andern Orten, bis er sich endlich Baireuth zu seinem festen Wohnsitz erkohr. Der Herzog von Hildburghausen verlieh ihm den Titel eines Legationsrathes, und der Fürst Primas, Freiherr von Dalberg, ertheilte ihm eine nicht unansehnliche Pension, welche in der Folge der König von Baiern auszuzahlen übernahm. Seine ununterbrochene litterarische Thätigkeit störte im Jahre 1824 eine bedeutende Augenschwäche, zu welcher sich überdieß eine große Abnahme seiner physischen Kräfte gesellte, in Folge deren er am 14. November 1825 starb. Als Schriftsteller führte er den Namen Jean Paul.

Seine Schriften, von welchen im Jahre 1826 bei Reimer in Berlin eine Gesammtausgabe in 60 Bänden und im Jahre 1840 eine mit Genauigkeit besorgte neue Auflage erschien, sind nach der chronologischen Folge ihres ersten Erscheinens folgende:

Grönländische Processe. 2 Th. Berlin 1783—85.
Auswahl aus des Teufels Papieren. Gera 1789.
Die unsichtbare Loge. 2 Th. Berlin 1793.
Hesperus. 4 Th. Berlin 1795.
Leben des Quintus Fixlein. Berlin 1796.
Blumen-, Frucht- und Dornenstücke. 2 Th. Berlin 1796—98.
Das Campanerthal. Erfurt 1797.
Der Jubelsenior. Leipzig 1797.
Der Traum und die Wahrheit. 1797.
Biographische Belustigungen. 2 Th. Berlin 1796.
Palingenesien. 2 Th. Gera 1798.
Briefe und bevorstehender Lebenslauf. Gera 1799.
Titan. 4 Th. Berlin 1800—3.
Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer. Bremen 1801.
Kleine Schriften. 2 Th. Jena 1804.
Flegeljahre. 4 Th. Stuttgart 1804—5.
Vorschule der Aesthetik. 3 Th. Hamburg 1804.
Freiheitsbüchlein. Stuttgart 1805.
Levana. 2 Th. Braunschweig 1807.
Friedenspredigt an Deutschland. Heidelberg 1808.
Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz. Stuttgart 1808.
Dr. Katzenbergers Badereise. 2 Th. Heidelberg 1809.
Dämmerungen für Deutschland. Stuttgart 1809.
Herbstbluminen. 3 Th. Stuttgart 1810—20.
Leben Fibels. Nürnberg 1812.
Mars und Phöbus Thronwechsel. Stuttg. 1814.
Museum. Stuttgart 1814.
Politische Fastenpredigten. Stuttgart 1817.
Ueber die deutschen Doppelwörter. Stuttg. 1820.
Nikol. Marggraf. 3 Th. Berlin 1820—22.
Kleine Bücherschau. 2 Th. Breslau 1825.
Nachschule der Aesthetik. Breslau 1825.
Selina. 2 Th. Stuttg. 1826.
Politische Nachklänge. Herausgegeben v. E. Förster. Heidelberg 1832.

Eins der besten Urtheile, welche je über diesen eigenthümlichen und bedeutenden Geist gefällt worden, spricht Menzel in seiner deutschen Litteratur (Th. IV. S. 63) in folgenden Worten aus, die wir hier deshalb ganz folgen lassen, weil wir einige geringfügige Nebensachen abgerechnet, mit anderen Ausdrücken nur dasselbe zu sagen wußten, so sehr stimmen wir in unserer Ansicht mit der seinigen überein: Ein ihm (Hippel, s. d. A.) nahe verwandter Geist, den aber ein noch reicheres und glänzenderes Talent begünstigte, war der so allgemein von den Deutschen geliebte Jean Paul, neben Göthe unstreitig das größte Talent für Darstellung des modernen Lebens. Göthe und Jean Paul sind die eigentlichen Dioskuren der modernen Gattung. Beide schildern das Leben, in dem sie selber lebten, aber nach zwei verschiedenen Anschauungsweisen. Goethe liebäugelte, billigte, pries dieses Leben, und faßte dasselbe in seiner Einheit als ein Ganzes auf; Jean Paul dagegen sah es humoristisch, halb mit Wehmuth, halb mit Spott an, und faßte es in seiner Zerrissenheit, in dem unendlichen Widerspruch auf, der durch dasselbe hindurchgeht, und der eben unsre Zeit so sehr von dem in sich sichern und befriedigten Mittelalter unterscheidet. Auch darin stimmen beide Dichter überein, daß sie so vielseitig waren und gern ihre Persönlichkeit vorwalten ließen, sich selbst gern zum Gegenstande ihrer Darstellung machten. Göthe war vielseitig, weil es das Talent ist, und stellte sich in seinen Liebhabern und Helden gern selbst dar, weil alle Virtuosen sich gern im Spiegel besehn. Jean Paul war vielseitig, weil die humoristische Weltansicht durch alles hindurchdringt, und er zeichnete gern sich selbst, weil in der Selbsterkenntniß der Schlüssel zu aller Menschenkenntniß liegt, und weil er als ächter Humorist die tragikomische Doppelnatur der Außenwelt nur die seines eigenen Innern wiederspiegeln sah.

Diese Doppelnatur ist das Unterscheidende bei Jean Paul. Ihr erstes Moment ist die Sensibilität, die leidende Empfindung, die wieder doppelt, theils zur tragischen Wehmuth und erhabenen Klage sich steigert, theils in idyllischer Empfindsamkeit und kindlicher Rührung sich besänftigt. Hierin spricht sich ein ächt musikalisches Steigen und Fallen der Empfindung aus. Bald vernehmen wir bei Jean Paul die Klage und den tiefen Schmerz über die Schwäche der menschlichen Natur, über das irdische Elend, über das Laster und die Unnatur, besonders der verderbten geselligen Verhältnisse, und er schildert jede Art des modernen Jammers und der modernen Verruchtheit, mit den lebendigsten und wahrsten Farben und mit der innigsten Empfindung. Bald geht sein heißer Schmerz in sanfte Wehmuth über und er rettet sein beleidigtes Zartgefühl in die Unschuldswelt, welche dicht an der wilden Heerstraße des Lebens noch immer ihre kleinen idyllischen Gärten baut. Er schildert unverdorbene Seelen, Kinder, reine Menschen, das Land- und Stillleben. Doch herrscht auch in diesen Schilderungen immer ein Zug entweder von Wehmuth, oder in der andern Richtung, von scherzender Ironie.

Das zweite Moment jener Doppelnatur ist der Spott, der mehr männlicher Natur sich über die Welt und den eignen Schmerz erhebt, und dieselben Mängel und Laster, die dem Dichter solche wehmüthige Empfindungen aufgedrungen, mit den Waffen des Witzes thätig angreift. Auch in diesem Spott unterscheiden wir eine steigende und fallende Bewegung. Bald versteigt sich der Dichter bis zum bittersten Sarkasmus, bis zu einer auf die Knochen brennenden Satire, bald spielt er nur mit heiterer Ironie. Jener Sarkasmus ist am häufigsten mit seinem tragischen Schmerz, diese Ironie am häufigsten mit seiner idyllischen Empfindsamkeit gepaart.

Beide Momente durchdringen sich fast in allen Darstellungen Jean Paul's dergestalt, daß er oft auf derselben Seite die rührendsten Schilderungen mit den lächerlichsten wechseln läßt. Man hat ihm dies zum Vorwurf gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade hierin die Wahrheit des Humors und seine größte Wirkung besteht. Scheidet man die Doppelnatur des Humors, so hört sein Wesen auf. Im Humor durchdringen sich die beiden Gegensätze so innig, daß die Sprache nicht einmal im Stande ist, diese innige Verbindung oder den schnellen Wechsel der Empfindungen treu genug auszudrücken.

Mit größerem Rechte macht man Jean Paul den Vorwurf, seine Darstellung sei da, wo sie doch objectiv sein solle, zu wenig objectiv, namentlich in der Wahrheit und Haltung seiner Charaktere. Es ist nicht zu läugnen, daß manche seiner Helden und Heldinnen, besonders die ernsthaften und rührenden oder idealisirten, und wieder besonders im Titan, zu wenig innere Wahrheit und Natürlichkeit haben, zu auffallend blos gedichteten, nicht wirklichen Wesen ähnlich sehen; aber auch hier kann man den Dichter entschuldigen. Es lag nicht in seinem Plane und nicht im Wesen seiner Poesie, Einheiten zu geben. Wo sie bei ihm vorkommen, erscheinen sie nur als äußere Rahmen für die Fülle seiner Sentiments und Witze. Diese sind die Hauptsache. Der Humor verfährt überall analytisch, und zersetzt die gegebene Einheit des Lebens, wie der Charaktere. Er dringt mit der Empfindung in die tiefsten Falten der feinsten Theile ein. Nur indem Jean Paul die äußere Haltung aufgiebt, kann er in ein psychologisches Detail eingehen, und wenn er wirklich seine Charaktere gehörig hätte abrunden und in die Anordnung seiner Romane mehr Symmetrie und Proportion bringen wollen, so würde er von seinem schönsten und reichsten Detail, von seinen Ausschweifungen und Episoden gerade das Beste haben wegschneiden müssen. Ueberdem herrscht im Humor die subjective Ansicht durchgängig vor, und es wäre einseitig, zu den Schönheiten, welche sie darbietet, noch andere zu verlangen, welche mit ihr im Widerspruche stehen, und welche wir bei andern Dichtern suchen und finden können. Was man übrigens von der Fehlerhaftigkeit seiner allzu häufigen und gelehrten Metaphern gesagt hat, so kann man dieselbe wohl

zugeben, ohne sich allzusehr daran zu stoßen. Wir würden gern jedem seine Manier verzeihen, wenn er nur ein Jean Paul wäre, und ein Fehler des Reichthums ist immer besser, als einer der Armuth.

Das Rühmlichste, was wir Jean Paul nachsagen müssen, und was ihn mit den edelsten Männern der Nation in eine Reihe stellt, ist der Adel seiner Gesinnung, seine reine Tugend und das Feuer edler Leidenschaft, der ethische Ingrimm gegen das Laster, jene erhabenen Eigenschaften des Charakters, die er vorzüglich mit Schiller getheilt hat. Auch Jean Paul stellt wie Schiller überall die Unschuld dem Laster gegenüber, und das Recht dem Unrecht. Es ist fast kein Gebrechen der Zeit, das sein Scharfblick nicht entdeckt, vor dem sein liebevoller Sinn nicht freundlich gewarnt, oder das sein geistreicher Spott nicht treffend gegeißelt hätte. Es ist aber auch nichts Unschuldiges und Schönes und keine Tugend dieser Zeit, die Jean Paul nicht erkannt und in rührenden Bildern zu Mustern aufgestellt hätte. Er fand an Allem die lichte und die dunkle Seite heraus, und es giebt wenige Zeitgenossen, die ihre Zeit so fein beobachtet und so richtig gewürdigt haben.

Manche finden diesen liebenswürdigen Dichter zu weich und zu weiblich, und ärgern sich an seinen zu häufigen Rührungen. Es ist wahr, sein weiches Herz schwärmt zuweilen, und seine Empfindung leidet nicht selten an übertriebner krankhafter Reizbarkeit; doch überläßt er sich dieser süßen Melancholie nur dann, wenn er ungestört für sich empfindet, und sie weicht einer tüchtigen männlichen Erhebung sogleich, wenn ihn eine höhere Idee aufruft, zu belehren oder zu strafen. Von Natur weich geschaffen, wird er doch männlich stark durch jede fromme und sittliche Idee, und dann fehlt ihm nie die Leidenschaft der Tugend, die edle Zornesgluth und die rücksichtslose Wahrheitsliebe. Die ihm angeborne Sanftmuth aber erzeugt bei ihm eine Toleranz, wie sie in unsrer Zeit sehr selten geworden ist, jene Duldung nämlich, die ohne indifferent zu sein, doch über alle Parteiungen hinweg sieht und das Gute überall anerkennt, wo es auch gefunden werden mag. In dieser Duldung kommt Jean Paul dem großen Herder am meisten gleich. Trotz seines unermeßlich reichen Witzes, mißbraucht Jean Paul diese gefährliche Waffe doch niemals, und seine Gewissenhaftigkeit ist deßfalls nicht genug zu rühmen. Er ist der friedfertigste, loyalste unter unsern Dichtern, und doch zugleich derjenige, der das unvergleichlich reichste Arsenal von Witz und Dialektik für die Polemik besaß. Von ihm, der Alles hatte, um in dieser Zeit der wahre advocatus diaboli zu sein, müssen wir sagen, er war der sanfteste und unschuldigste unter allen unsern Dichtern. Keiner hätte solch ein Teufel sein können, und keiner war so ein frommer kindlicher Engel, wie er.

Auch war es offenbar nur die Liebe, die Ueberfülle des wärmsten Gemüths, die seine Phantasie beständig elektrisirte. Alles glänzte an ihm, weil er alles mit Liebe ansah, wie der Bräutigam die Braut. Sein ewig loderndes Feuer dämpfte selbst das Alter nicht. Seine Seele war ein Prisma, das überall, im Sumpf wie auf den Sonnenhöhen des Lebens vielfarbige Regenbogen um sich zauberte, immer gleich bunt, lebhaft, blühend und kräftig. Auch auf dem geringsten Zettel von ihm über die geringsten Gegenstände haben die Schmetterlingsflügel seiner Phantasie ihren bunten Glanz abgedrückt. Alles gestaltete sich ihm zu einem poetischen Bilde oder zu einer witzigen Antithese. Was ihn nur berührte, entlockte ihm den elektrischen Götterfunken des Genies.

In beinahe allen Werken Jean Paul's tritt ein ächt deutscher Zug charakteristisch hervor. Gutmüthigkeit, mit hoher und reicher Bildung gepaart, aber unpraktisch und in tausend Verlegenheiten des gemeinen Lebens. So wie in Göthe's Werken überall der Held ein sentimentaler Don Juan ist, der die Damen mit hohem Gefühle doch nur wie Pferde dressirt und abgefeimt in allen Künsten des Egoismus ist, eben so begegnet uns in den Werken Jean Paul's sein Gegenbild, ein unschuldiger, schüchterner Jüngling, voll Seele, die aber, wie eine Sensitive, vor jeder Berührung zusammenfährt, voll Geist, den er aber nicht, oder nur an unrechten Orten anzubringen weiß. Dort der frühgeschulte frankfurter Patrizier, hier der naive Knabe vom Fichtelgebirge. Dort französische Kochkunst, hier die ächt deutsche Genügsamkeit.

Es ist etwas unendlich Rührendes um diese treuherzigen Jean Paul'schen Jünglinge, die sich so oft lächerlich machen. Es ist so viel Wahres darin. Sie haben so viele Vorbilder in der Wirklichkeit, wenigstens gehabt. Bei frommer und sittlicher Erziehung, bei bescheidener Armuth war diese Jungfräulichkeit einem großen Theil unserer Jugend eigen und ist noch jetzt häufig zu finden. Das kriegerische Element fehlte, keine schmetternde Trompete rief den Jüngling ins öffentliche Leben, keine freudige Lust. Im engen Familienkreise aufgewachsen, an einsame Studien gewiesen, durch die Willkür der Gewalt, durch das Uebergewicht der Gunst über das Verdienst, durch die aristokratischen Sitten überall zurückgeschreckt und eingeschüchtert, gutmüthig von Natur und gern im Herkömmlichen ein göttliches Gesetz verehrend, gab es wirklich eine Menge gebildete, tiefgemüthliche Jünglinge, die ganz so waren, wie Jean Paul sie schildert, und die wenigstens beweisen, daß die ursprünglich edle deutsche Natur trotz aller politischen Demoralisirung, trotz aller Verweichlichung und systematischer Entnervung sich doch immer zu behaupten weiß. Unschuld, Scham, richtiges Gefühl für das Große und Schöne, tiefe Scheu vor dem Gemeinen wird immer neu geboren, ist wie von selber da, und gehen diese guten Eigenschaften der Jugend auch am Ende in die schlechten des Alters über, werden sie am Ende von der Uebermacht der herrschenden Gemeinheit verschlungen, so bedarf es doch nur einer großen Anregung von Außen, um das zarte Gefühl für Scham und Ehre, was lange Zeit, wie bei den Jean Paul'schen Jünglingen, nur weiblich, scheu, ja furchtsam erschien, plötzlich in eine männliche Begeisterung und in kriegerischen Zorn zu verwandeln.

Meine Christnacht*).

Was mich gestern so sanft anklang wie das gewöhnliche Festeinläuten, waren drei fremde Kinder, die ich belog. Ich gesteh' es, Recensenten und Atheisten, ich befestigte die drei gläubigen Jünger, so sehr ich konnte, im erwiesenen Irrthum eines existirenden — Christkindleins; es fliege hoch und golden (macht' ich ihnen weiß) über die Häuser und schaue herab auf gute und böse Thaten der Kinder und belohne jene und bestrafe diese. Ich zeigte ihnen ohne Bedenken eine entfallne Pfauenfeder (wie man in mittlern Zeiten des Erzengels Michael Federkiele wies), da es auf der umkreisenden Thurmfahne die Schwingen ausdehnte und wieder zusammenschlug....

Es ist kindisch und pedantisch, aus Kindern freudige Irrthümer auszujäten, die nur Rosenabsenker und keinen Nesselsaamen tragen können. Jagt den Ruprecht fort, aber lasset das magische Christuskind mit grüngoldenem Gefieder zwischen den wiederscheinenden Dezemberwolken ziehen; denn jener richtet sich einmal grimmig mit gezähnten Tatzen im Fieber auf, aber dieses fliegt einmal vergoldend und anlächelnd durch einen dunkeln Traum und durch die letzten Abendnebel auf dem Sterbebette und durchbricht mit hellen laufenden Goldpunkten den finstern Dunst. —

Der hohe Glaube der Kinder an ein Menschenwort und also ihre Bereitwilligkeit, grobe Täuschungen gläubig anzunehmen, ist so groß, und so thätig als ihre — herumgreifende Aufmerksamkeit, die das gemalte blinde Thor der Täuschung trotz der Thorsperre öffnen will; — und daher kömmt es, daß der Verfasser des Jubelseniors, als er noch Husar (ich meine im Husarenpelz,) war, nicht vermochte, aus allen gepackten Körben und aus allen Zubereitungen zum Christgeschenk und aus allen

*) Jean Paul's Werke. Erstes Bändchen.

Gerüchen des angemalten Spielzeugs und des heißen Backwerks und aus dem Augenschein selber (da er wirkliche Menschen bescheeren sah) herauszubringen, daß niemand weiter die Hand in diesem glücklichen Spiele habe, als eben Menschen; ich nahm wenigstens gleich einem Theologen an, das Christuskind greife, da ich die unmittelbare Einwirkung aufgehoben sah, zur mittelbaren und schenke durch fleischerne Erdenhände. Und dann, als auch dieser bunte Nebel zu Wasser wurde, so gab ich keinen Groschen für's ganze Geschenk. Ich erinnr' mich noch wohl meiner dermaligen erschlaffenden öden — Entzauberung:.. und so wird mein Geist und jeder Geist, auf den die unsichtbare Luftsäule des Lebens in unserer Erdentiefe herunter drückt, ewig seine Arme und Flügel nach einem höhern Aether ausstrecken — ewig wird unser armes in die Klausur der Brust, in den Block des schweren Erdenbluts, in die Laufbänder der Nerven gefesseltes dumpfes Herz sich sträubend und schwellend und oft brechend gegen das Element aufschließen, in dem es schlagen soll — denn die Unermeßlichkeit ist unser Ort, und die Ewigkeit ist unsere Zeit, und das Geschöpf ist nur der Vorläufer unsers geliebten Schöpfers. — —

O daher verliert jene Jugendzeit, wo die Wirklichkeit größer und lichter war als der gedrückte enge Wunsch in der Kinderbrust, niemals ihren Schein; dort war es schön, da über den kleinen Kopf sich noch kein größerer Himmel wölben konnte, als der über ihm stand, und da wir noch aus der Morgenluft (unserer Lebensluft) unsere Luftschlösser d. h. unsere Luftschlösser bauen durften ... dort war es schön, wo uns noch der Schlafrock des Vaters so warm und dicht umhüllte wie der Mantel des Schlafes, wo die Erde noch die Phantasie, nicht diese jene bevölkerte, und wo wir uns statt der Ewigkeit nichts wünschten als Jahre und nichts Höheres sein wollten als Aeltern ...

Daher grub ich mir gestern, als die Nacht meinen Luftgang und Himmelsweg der Gasse sperrte, auf den Stubenbrettern das verfahrne Gleis von neuem auf, das der Laufwagen meiner kindischen Jahre mit den Ezechielsrädern eines Himmelswagens gezogen hatte. Alles ruhte neben mir und in mir, — überall setzte ich, gewisser als sonst, beglückte Sterbliche voraus — das Treiben der häuslichen Arrbeit hatte aufgehört, die weiblichen Brandungen waren geglättet, die Fenster- und Bettvorhänge hingen und gleisten, der Meeresboden der sandigen Stube blinkte, die Mehl-Barren oder geknäteten Backlöcher und Wellbäume rauchten aus und wurden kalt, alles Geliebte saß um mich und hoffte — ich lief und hoffte — ja ich sah den Paradiesvogel der Freude neben dem Adventsvogel*) fliegen und uns mit dem regen schillernden Gefieder blenden. — —

In einem solchen Enthusiasmus war mir's unmöglich, ein geringeres Buch zu ergreifen als die — Fibel. Wenige Bücher, die ich kaufe oder mache, les' ich mit solchem Entzücken als dieses am häufigsten aufgelegte Werklein, dieser vergoldete Thürgriff an allen Universitäts- und Lehr- und Lerngebäuden. Ich mache mir mein Entzücken dadurch begreiflich, daß ich es aus dem großen alten ableite, womit ich das erste Abc-Buch mit seiner goldnen Metallschrift auf der hölzernen bunten Flügeldecke in meinen kindlichen Händen glänzen sah. Schon das Innere des Buchs, nämlich die 24 Buchstaben sind mir nicht gleichgültig, da ich von ihnen lebe, indem ich sie blos gehörig wie Karten oder Loose mische; aber doch zieht mich das Werkchen stärker an, wenn es zu ist und ich das goldne Abc aus meinem goldnen Zeitalter auf dem Letterholz der Schaale vor mir flimmern sehe wie einen durchbrochenen illuminirten Namenszug auf einem Ehrenbogen. — Aber da ich gestern die mit Goldfarbe aufgefrischten Trümmer der Vergangenheit beschaute, so wurde mir plötzlich wie einem, der aus einem langen Schlaf erwacht und mir kam vor, ich hätte nur eine Stunde geschlafen, nämlich gelebt, — ich fragte mich, kann denn die Zeit so weit zurückgesunken sein, deren Grabschrift in erhobenen metallenen Lettern so hell vor und in dir steht, — ist denn der Tag des Lebens nicht blos wie der Christabend, so dunkel und kalt, sondern auch eben so kurz. — —

Aber ich gab mir selber ein Trauerreglement und ließ, um meine vier Gehirnkammern nicht schwarz auszuschlagen, über diese, wie über eine dunkle Kammer die gefärbten lebendigen Morgenbilder aller der Freuden ziehen, die jetzt um andere Länder flattern. Ich versetzte mich, statt in alle Gassen, nun in alle Zonen. Ich konnte mit Gewißheit zu mir sagen: in dieser Stunde rasten tausend Müde — tausend Säuglinge schlummern trunken an den sanft herübersinkenden Müttern ein — jetzt steigt die Sonne wie das Haupt des Meergottes aus dem entzündeten Meere und wirft Rosen auf Inseln und diese beschauen ihre bekränzten Ufer im Zauberwasser — und in dieser Minute weicht sie von den breiten Aerndten andrer Länder und versteckt sich hinter Orangenwipfel, dann hinter Waizenähren und zuletzt hinter drei Rosen voll Laub und strahlet endlich verschleiert nur in der gerührten Seele eines nachblickenden Dichters fort. — Wie viel Liebende fallen in dieser Stunde einander an's Herz! Wie viele Getrennte erblicken sich wieder! Wie viele Kinder schlagen jetzt unter unsern Wolken zum erstenmale die Augen auf und ihre Aeltern lächeln statt ihrer! Welchen schönen Perlenbach von Freudenthränen sieht jetzt der glückliche Genius der Erde unter Nachtigallentönen und Freudenfesten niederfallen! — Ach wie freudig seh' ich die bunte Wesen- und Blumenkette heller abgetrockneter Augen und wonnevoller Herzen um die Erde gehen! Und o du guter Genius, gehör' ich denn, indem ich's sehe, nicht auch dazu?" —

Ach, ich riß mich bald vom bekränzten Zuge ab, weil meine aufgerüttelte Phantasie mir auch einen zweiten parallelen Trauernden zeigte, der gesenkt und in Flor gehüllt, schweigend oder klagend durch das enge Theater geht. Aber ich will euch nicht in das dunkle Trauerbilder-Kabinet hineinführen, das ich mit den Nachtstücken des Trauergefolges dieser Stunde behing, und worin ich es malte, wie viele Wunden und Gräber in dieser Minute gemacht werden — wie viele Seufzer steigen — wie viele unserer Geschwister erbleichen — wie viele geschieden, verlassen, verachtet, zertreten und durchbohrt werden....... Nein, diese Trophoniushöhle, diesen düstern Trauersaal schließe die Hoffnung zu. — Aber in dieser aus Schmerz und Wonne zusammengemischten Wehmuth, die, bald kraftlos, gegen die tiefen Gewitterwolken der Leiden, wie gegen die physischen, kein Mittel auf dem Lebenswege kennt, als sich hinzulegen in die sicherste und letzte, aber kälteste und engste Höhle, bald aber sich lieber mit lächelnden Schmerzen aufrichtet und im Gewölke des Grams das Bild des Unendlichen und seines Himmels leichter erkennt, wie wir die kleinere Sonne nur im überflorten Spiegel betrachten, — — in diesem vermengten Zustande voll kämpfender Träume sucht' ich Schlummer auf, der mit einem leichten kürzern Traume den Zwist der andern schlichtet.

Aber ich fand ihn nicht. Die Winterstunden zogen träge mit ihren langen Schatten vorüber. Meine innern Bilder wurden von elektrischen Funken lichter und reger und bewegten sich endlich im schwarzen Raum der Nacht, anfangs vor den geschlossenen Augen, dann vor den geöffneten. Ich sah sehnlich der erleuchtenden Morgenstunde des heutigen Tages wie einem bethaueten Frühling entgegen.

Ich ging an's Fenster, um den Nachtfrost als Alpenschnee in den heißen Zaubertrank meiner Phantasieen zu werfen; auch wollt' ich die nahe gewöhnliche Christnachtsmusik, die vom umwehten eisernen Thurmgeländer über taube Häuser geblasen wird, näher und voller auftrinken. Unten vor mir lag eine schlafende Gasse erloschener Weinhäuser — über die Bleiche aus Schnee zog die schwarze Trauerschleppe des geschmolzenen Stromes den langen Faltenwurf — nackte Bäume vergitterten die weiße Ebene mit ihren schwarzen Gerippen, und der breite Trauerrand düsterer Wälder endigte die beichen Hügel — über den blauschwarzen Himmel wurde aufgelöstes Gewölke, gleichsam vergößerte Schneeflocken, getrieben und um die ewigen tiefen Sonnen gaukelte der flatternde Dunst der Erde.

Als der Nachtwind, der einzige lebendige Athem der Natur, meine erhitzte Stirn und meine geschlossenen Augen kühlend überspielte und sich wie Frühlingslaub um Träume aufblätterte, so kamen wahre Träume und der starke Schlaf.

Der Traum und das Alter spielen den Menschen in die Kindheit zurück, und in der kalten Nacht von beiden überkriecht das lichtscheue Erdgewürm des kindlichen Wahnes wieder das Herz. — Mir träumte, ich stiege auf den höchsten Eisberg der Erde, um auf seinem Gipfel knieend mein Ohr an das verschlossene Kirchen- und Gottesackerthor der Zukunft dieses Jahres zu legen und sie zu belauschen. Unter dem Eisberge lagen die Städte und Kirchhöfe der Erde weit umher in dämmernder Tiefe; Alles schlief, nichts leuchtete, nichts regte sich, und die ganze Erde war von einer Stadt zur andern, wie vom Krater des Grabes, mit stiller Asche hoch beschneiet.

Aber als ich gen Himmel sah, so zogen die zuckenden Sternbilder und verfolgten einander. Jedes Bild malte mit zusammenschließenden Strahlen, wie mit sprühenden Gewitterwolken seinen lichten Umriß in's Blaue. Der Himmel bewegte sich unter dem Kampf der funkelnden regen Gestalten. Der Drache zog am Gipfel des Himmels herauf und verschlang die Sonnen seiner Bahn und den Polarstern. — Am erhabenen Orion lagen nagend der Skorpion und der Hund, und der Krebs durchbohrte mit seinen zwei Scheeren die Zwillinge, und auf der Jungfrau hackte der Rabe, und die Wasserschlange hielt sich aufgebäumt auf der Flucht zurück.

Die Geisterstunde rückte immer näher. Unaufhörlich sprachen die Glocken unter mir und schlugen jede Minute zur elften

*) Die Norweger glauben, er komme nur am vierten Advent.

Stunde. Ich schaute furchtsam nur auf die entschlummerte, eingeschattete Ebene nieder. Endlich schlugen alle Uhren die sechszigste Minute aus, und die Geisterstunde ging an. Da fuhr ein Sturm unter der Erde am Horizont herauf, und erschütterte die aufgehenden Sternbilder und trieb sie auf die Erde herein, und die Todtenasche drehte sich auf, und die wandelnden Bilder blitzten durch das Aschegestöber, — und die lichten Gestalten waren Geister — und bestanden aus Augen.

Die Lichtgeister zogen die Todtenasche an und verhüllten sich in sie und formten Menschenkörper daraus und Gestalten, die ich kannte. Sie spielten das Getümmel des Lebens nach; — die Geister im Staube weinten wie die schlafenden Menschen, und andere lachten mit den Aschenlippen; sie machten Gräber und legten Kindergestalten hinein, andere hielten Mutterarme auf und drückten kleine Wesen an die kalte Brust. — Dann trieb eine neue Windsbraut die Todtenstaubwolke aus den weißen, dürren Schlachtfeldern der vorigen Jahre heran. Und die blinkenden Geister wickelten sich in den Heerrauch und spielten verkörpert mit altem ruhenden Staube grimmig die künftigen Schlachten vor, und die fallenden Krieger stöhnten nur im Fallen, aber aus der Asche flossen keine Thränen und kein Blut.

Und da ich voll Klage meine Augen auf zum Himmel hob und betete: O Vater des Trostes, gib den armen wahnsinnigen Menschen „*Friede und Liebe*," so sah ich den gestirnten Drachen zwischen dem Arkturus und Kynosura die Flügel wie Wolken aufschlagen und herunterziehen; — und wie er glühend tiefer sank, so fiel der Berg aus Eis geschmolzen ein, und die nahe Asche flatterte um mich, und eine spielende Gestalt wollte in meinen Körper dringen, um mein Vergehen nachzuspielen, und die nahe Erde, dieser Aschenzieher unsers warmen Staubes, ergriff mich, und dem hängenden Drachen entfiel auf mein Herz ein glühender Stern. — Da war mein Geist befreit und loderte empor über zerbrochenes, auf die Erde gebautes Gehäuse. — Ich schwebte fest und unbewegt über den Strudeln der rollenden Erde, und die umlaufende Welt führte ihre Länder und Völker unter mir vorbei. O wie viel Jammer und wie viel Wonne flohen vorüber! Bald wälzte die Kugel ein stürmendes schreiendes Meer und taumelnde Schiffe mit angeketteten nachfliegenden Särgen vorbei, — bald ein persisches Thal, *glühend* von Nelken und Lilien und Narcissen und hängenden Blumengärten auf Pfirsichstämmen; — Schlachtfelder voll umklammernder Würgengel verfolgten duftende Gärten mit umarmenden weichen Geliebten; — bald kamen zwei Arme, die das staunende Entzücken, bald zwei andere, die der Jammer aufhob; — und die Kugel zeigte mir auf ihren weichen Blumen den glücklichen Schäfer, und unter ihm den liegenden, gleich nur einer lebendig beerdigten Leiche arbeitenden Bergmann und Minen-Neger; — Regenbogen auf erkälteten Gewittern und auf erhabenen Wasserfällen, niederbrennende Städte unter Donnerwettern, und schillernde im Morgenthaue; die Todtenglocke summte in das Freudengeläute, das Morgenroth zerfloß in's Abendroth, und die reißende Kugel rückte das an ihr hängende Menschengeschlecht, Alles, seine verweinten, erhabenen, zerdrückten, verwesenden Gestalten, und alle unsere Thränen und Kränze und Siegbetten und Spiele zusammen, und der Schmerz und die Seligkeit riefen neben einander, fliehend: *ich bin ewig*. —

Da stand in meinem Geiste der Stolz und die Kraft der Unsterblichkeit auf, und er sagte: Eile hinab, schmutzige Kugel, mit deinen geflügelten Freuden; *du bist viel zu vergänglich für einen Unsterblichen!*

Als aber der wegziehende Erdkreis seine Sonnen hinter ihr, — und als mein gereiftes Auge um die andern Sonnen tausend Erden schwimmen und alle dunkeln Klumpen mit der umgewälzten Nachbarschaft der Paradiese und der Gräber, des Jammers und des Jubels eilen sah, so brach meine Brust unter der Verzweiflung, und ich rief aus: „Unendlicher, sind denn deine Endlichen nirgends glücklich? O wenn wird denn die ermüdende Seele gesättigt?"

Ein sanftes Tönen antwortete: „Auf keiner Erde — aber *nach dem Sterben* — bei der unendlichen Liebe, bei der unendlichen Weisheit." — Und hier kehrte die Erde von ihrem Jahre zurück und flog oben von der Sonne herab, und das Tönen sang schöner und leiser nach: „Gehe auf deine Erde, du bist noch nicht gestorben." Und hier wurde aus allen in der Tiefe fliegenden Welten ein zitterndes Glockenspiel, und meine getröstete Seele stieg der alten niederfallenden Erde sanft gezogen entgegen, — und ein funkelnder Zirkel aus zwei verknüpften Regenbogen war um ihr rundes Ufer gelegt; — und sie riß mich erschüttert zu sich, und ich wachte auf . . . . .

Um den Thurm flogen die heiligen Töne des Christmorgens und der Morgenwind brachte sie schweigend — unter mir ging der finstere Strom mit seinen alten Wellen und mit ewigen Tönen — die Sternbilder des Himmels standen fest und hell, die Wolken lagen vom Nachtwind gethürmt und von der tiefen heraufziehenden Sonne gesäet, bergig in Osten — und in einigen der nächsten Häuser waren schon die Frucht- und Zuckerbäum angezündet, und die von der Musik zu bald geweckten Kinde hüpften um die brennenden Zweige und um das versilberte Obst

---

Ueber das Immergrün unserer Gefühle *).

„Wie enge ist das warme Leben, und wie breit seine Winterseite! Kannst du die Entzückungen, welche überwältigend und mit dem Versprechen der Unsterblichkeit in deinem Herzen geherrscht, dir den nächsten Tag wieder zurückführen, wenn sie dem Gegenstande nachgeflohen sind? Wie viel bleibt dir von der Seligkeit, welche dir eine Landschaft, ein Glück, eine Musik, eine Stunde der Freundschaft und Liebe gegeben, in deiner Erinnerung zurück? Höchstens warme *Schatten* deiner Vergangenheit; ein mattes Nachschimmern hängt sich an den erneuerten Gegenstand, und die Entzückung, die vorher so gewaltsam dein Herz erschütterte, erregt nur ein leises Nachzittern voll Sehnsucht, die eben der lebendige Zeuge ist, wie wenig du behalten hast. Da wir für die äußere Welt der Sinnen, für die innere der Vorstellungen ein ewiges Repetirwerk am Gedächtniß besitzen, und da die Bilderreihen des Kopfs ihren Nebenregenbogen haben, so bilden wir uns ein, auch die Flammen des Herzens würfen, gleich dunkeln Körpern, Schatten von sich und Schattenrisse. Allein wenn uns aus einem ganzen feurigen Frühling des Lebens, eine in drei Minuten zusammenzupressende Erinnerung und nicht vielmehr Reichthum des Nachgefühls übrig bleibt, als aus den Paradiesen des magnetischen Schlafs nach dem Erwachen, so gesteht: das Herz hat kein Echo. Nur starkes Schmerzgefühl wiedererzeugt sich fest mit aller Größe in der Erinnerung; die Locke und das Kleid eines Verlornen bringt dir vielleicht die erste Trauer in voller Stärke wieder, obgleich die Locke und das Kleid eines geliebten Menschen wenig von der vergangenen Entzückung erneuert, vielleicht darum, weil außerhalb der Kunst der geistige Schmerz stärker und häufiger ist, als der geistige Zauber, wie die körperliche Pein des Gefühls eindringender, als jede Lust desselben. Und so dauert denn so oft unser Nachwinter länger, als unser Nachsommer."

— Man wird leicht nach den „Gänsefüßen oder Anführungszeichen" erwarten, daß ich alles dieses widerlegen werde, aber ich unterschreib' es vielmehr und füge sogar noch Folgendes dazu: Wenn der Mensch den durchflogenen Seelenhimmel auch nur Eines Tages rein wieder nachbauen und aufwölben könnte im Kopfe, so ständen ihm in einem Jahre so viel Himmel offen, als der Ketzer Basilidos annahm, nämlich 365; und dann könnte der Gegenstand, der den ersten Himmel schaffen mußte, so entbehrlich sein, als der Lehrer dir bei dem Fortgenießen einer Wissenschaft, die er dir zum erstenmal gegeben. — Vielleicht auch gehört es eben zu den unüberwindlichen Reizen der höhern, zärtern Liebe, daß der Geliebt-Liebende auch in der Entfernung vom Gegenstande und ohne Malerei der Erinnerung noch ein lindes laues Fortwehen der Feierstunden am Herzen fortfühlt, wie zuweilen in manchen himmlischen Abenden des Frühlings alle Gassen der Stadt, in welchen kein Garten wächst, ein Blüthenduft durchzieht, den die ganze warmblühende Umgegend zuhaucht. Dieses sanfte, der Liebe eigene Fortfreuen, ohne den Gegenstand und ohne die heißen Sonnenblicke der Entzückungen, ist wie das fortdauernde Umspülen der Brust durch einen ätherblauen Tag und eine frischgrüne unabsehliche Landschaft.

Gleichwohl kann ich allen vorigen Klagen über das Nachdenken der Gefühle einen Trost zur Antwort geben, den Trost ihrer Auferstehung durch die Kunst. Wenn der Gegenstand entwich und ihm dann nachstarb die begeisterte Stunde, die er gegeben, so tritt die Kunst zu uns und weckt das Gestorbene auf; die Malerei giebt uns den Gegenstand zurück und damit die begeisterte Stunde, — die Tonkunst giebt die Begeisterung und damit den Gegenstand, — die Dichtkunst giebt beide wechselnd.

Wenn die *Malerei* das Lauffeuer der Augenblicke anhält zum Feststehen: so blickt die Zauberlandschaft, das Zauberauge, die Zaubermenge dich unaufhörlich an, und jeden Tag kehren deine höchsten Freuden um, und die Sonne steht vor dem Maler (anders als vor dem tödtenden Josua) nur still, um dem wärmern Leben fortzuleuchten.

Welche Stunden und Seelen und Körper müßten sich an einander reihen, um dir nur eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von unsichtbaren Händen empfängst! Habe groß und selig geweint, wie du nur willst: die Tonkunst spricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Thränen wieder.

Und dann endlich giebst du, gute Dichtkunst — mit dem ganzen Reichthum beider Schwesterkünste — die Menschen und die Entzückungen verklärt lebendig zurück, die jede Erinnerung

*) Jean Paul's Werke. Estes Bändchen.

nur todt wiedergebären kann, und in deinem Spätroth kehrt jedes Frühroth des Lebens um. Dem Menschen, welcher große Stunden des Lebens dunkel in der Brust trägt, aber ohne die Kraft, sie wieder zu beleben und zu erleuchten, wiederholt sie die Gestalten, die ihn ergriffen, die Töne, die er nie vergessen wollte, und die Erde und den Himmel, welcher nur Einmal so für ihn dagestanden.

In ihren Umrissen des Lebens verschwinden die Ungleichheiten desselben wie der Erdschatten am Monde sich rundet und seine Berge verbirgt. Ja, sie thut nicht die alten Paradiese, die sich hinter uns zugeschlossen, sondern auch neue auf, in die wir gehen können, und auf ihren leichten Wolken finden unsere Seelen, wie Ossians Geister auf ihren, einen Himmel wieder. So klage denn nicht über die Flüchtigkeit der Freuden, da ihnen die Kunst ihre Ewigkeit leiht. Oder wenn du noch klagest, daß die Entzückung und die Begeisterung nur so lange dauere, als der Gegenstand, der sie schafft, verweilt: so erfreue und begeistere dich an einem Gegenstand, der niemals von dir weichen kann, er ist zugleich auch der größte und der schönste, und hat dir Alles gegeben, dich und sich.

* * *

Eine andere verwandte Klage über das Alter der Gefühle durch Jahre widerleg' ich gern, so wie jede unnütze Furcht der Menschen; und ich gewinne gern, wo es nur angeht, allen Monden unsers Lebens die Sonnenseite ab.

Nur ein enges Herz wächst nicht, aber ein weites wird größer; jenes verengen die Jahre, dieses dehnen sie aus. Nur irret der Mensch zweimal über die warme Tiefe seiner Gefühle.

Das eine Mal ist, wenn sie da sind in aller Kraft, aber zugleich in Ruhe. Empfindest du wohl für deine Kinder im Treiben des Wochenlebens, im Kühlbleiben durch Gebote, und vielleicht durch Rügen und Fürsorgen und in den tagelangen Entfernungen oder im Vergleichen des einen Kindes mit dem andern, empfindest du jene Liebegluth für sie, welche aus der ausgestreuten Asche des Alltagslebens sogleich in helle Flamme vorbricht, wenn dein Kind unschuldig leiden muß oder sterben will? — Aber dann war deine Liebe ja früher da, als der Schmerz des Kindes und deiner. Wie erscheint in der Ehe und in der Freundschaft das Herz, das im gewöhnlichen Nebeneinanderleben nur heimlich schlägt und wärmt, in den beiden Stunden, worin mir der Mensch am meisten gefällt, bei dem Abschiede und bei der Ankunft, mit aller schönen Gewalt der langgenährten Gluth, so wie die Gletscher — wenn ein solches poetisches Gleichniß verstattet ist — nur bei Sonnenauf- und bei Untergange durchsichtig und rosenroth lodern, im Taglicht aber dunkel und grau dastehen.

Vielleicht liebt sogar der Menschenfeind, ja der größte Selbstsüchtige unbewußt; man entrücke ihm die ganze Menschenwelt bis auf das kleinste Kind, und frage dann sein Herz. Verwechselt nur nicht immer so voreilig Erkältung gegen einen, gegen zehn, gegen viele, mit Erstarrung gegen alle.

Und so liegt denn ein Goldschatz von Liebe wenig sichtbar als bis auf ein kleines Flämmchen in der Brust, bis ihn endlich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichthum entdeckt. Auch freuet es mich noch recht, daß das Herz gerade durch die Gewohnheit des Beisammenseins — sie, die sonst alle Reize und Genüsse entblättert und kahl macht — im Stillen Nahrung zur Liebe sammelt, wie der Diamant auch unter dem Wasser Licht zum Ausstrahlen einsaugt, und daß die Liebe gerade durch die Zeit, die den Haß abstumpft, so lange unscheinbar erstarrt, bis sie mit allem Glanze in der Gefahr einer Trennung auf einmal ihren Anwuchs zeigt; denn die Gewohnheit trägt die Farben der Liebe auf, wie die Kalkmalerei die übrigen; eine nach der andern wird eingesogen und verschwindet, und auf die unsichtbare kommt wieder eine, bis zuletzt ein dauerhaftes Glanzbild aufersteht und vortritt.

Ein andermal glaubt der Mensch sich vom Alter erkältet, weil er in ihm blos für höhere Gegenstände entbrennen kann, als solche, die ihn früher erwärmten. Es ist aber gar nicht wahr, was doch zuweilen der Landschaftfreund, der Prediger, der Dichter, der Schauspieler, der Tonkünstler fürchtet, daß an den Jahren ihre Empfindung für Natur, Kunst und Herz erlahme, blos weil sie von den Gegenständen ihrer jungen Jahre schwächer ergriffen werden in ihren alten. Du weinest freilich jetzo, wie ich, seltner im Schauspiel und vor der Tonmuse als sonst; aber gebt uns das rechte Gedicht, und gebt mir eine in Mannheim dargestellte Vestalin von Spontini, so will ich mich loben, wenn ich eben so viel Gewalt über meine Rührung behaupte, als diese über mich. Die Jugend ist noch dunkles Wachs, das schon vor kargen Sonnenstrahlen zerfließt, indeß das weißgemachte von ihnen kaum erwärmt. Der reife und überreife Mann flieht sogar die Thräne, die der Jüngling sucht; aber nur weil sie zu heiß aus ihm dringt und zu langsam trocknet.

Eben so wähle, guter Himmel, einen Menschen von meinem Alter und meinem Herzen und meiner lebenlangen Armuth an erhabenen Landschaften, und führe ihn in die rheinischen, und bringe ihn auf das ziehende lange Meer des Rheins, der zwischen zwei Weingebirgen, wie zwischen gesegneten Welttheilen, nur Lustsitze malt und sich Eilande zum Umarmen schafft, und lasse sogar noch den Nachflor des Abendroths in ihm blühen: wahrlich, in dem alten Menschen wird wieder die Jugend spiegeln und das stille Meer der Unendlichkeit, die uns in den rechten und größten Himmel hinunter sehen läßt. Oder wenn ein gütiges Schicksal einen Mann von so vielen Jahren und von so wenigen Kunstkenntnissen, als ich habe, und von derselben Phantasie in das altdeutsche Bilderkabinet der kunstgastfreien Gebrüder Boisserée einführte, und wenn er darin (noch dazu hat er vorher zur Einweihe die sterbende Marie des van Eyk gesehen) das Gottstück seines Schülers, den Christuskopf, vor das Auge bekommen, und wenn er nun in das Uebermenschliche des Bildes so nahe blicken müßte, dessen Augen Weltrichter sind und dessen Züge nur menschenverwandt, aber nicht völkerähnlich, sondern völkerherrschend, und wie er erst nach der Demüthigung vor der göttlichen, im Künstlergeiste zum zweitenmale Mensch gewordenen Gestalt endlich den Trost gewonnen hätte, in die tiefen Liebequellen der Augen und Lippen zu schauen: so weiß ich, wie dem Glücklichen eine bloße Farbenfläche das Herz erschüttern und dann zerschmelzen würde; denn ich war ein solcher Glücklicher.

Gedächtniß, Witz, Phantasie, Scharfsinn können sich im Alter nicht verjüngen, aber das Herz vermag es mit sich; und damit ihr's glaubt, denkt daran, wie Dichterherzen noch in ihrem Herbst und Winter glühen, ein Klopstock, Herder, Gleim, Wieland, Rousseau.

Der Name Rousseau erinnert noch an die Liebe im engern Sinn. Und diese tröstet und wärmt vielleicht öfter ein altes Herz, als sie sich ausspricht, was auch nicht immer zur Liebe nöthig ist. Wer im Alter ganz die Liebe missen kann, hatte in der Jugend die rechte nicht, für welche es keine Jahre giebt, so wie im Winter nur vertrocknete Zweige, aber nicht Sprößlinge sich mit Eis überziehen. Schmerzhaft schlüge auch Jedem das liebende Herz, wenn er denken müßte, es schlage der Erkaltung entgegen, nur einige Jahrzehende bleib' es und sterbe darauf in langen Jahrzehenden kalt fort. Aber die Liebe wird sich oft verhehlen und einen Theil ihrer Wärme verschämt hinter Kindern und Enkeln verbergen; und die letzte Liebe ist vielleicht so verschämt als die erste.

Aber soll denn Liebe im Alter, sobald sie auf keine äußern Vorrechte der Jugend Anspruch macht, immer nur lächerlich sein? Warum soll das Liebeleben, das bei den bessern Menschen stets nur geistig und mit dem Innern anfängt, nicht auch mit dem Innern schließen dürfen? Ist es denn so lächerlich, wenn ein veraltetes Auge seelenvoll anblickt, und die Erinnerungen aller Frühlinge errathen läßt? Ja, wenn es sogar naß würde, aber nicht zu sehr, sondern nur aus halber Freude und aus halbem Nachgefühl, wäre nicht auch dieß zu verzeihen? Und darf denn keine alte Hand eine junge drücken, wenn sie damit kein anderes Zeichen geben will, als dieß: auch ich war in Arkadien, und auch Arkadien blieb in mir? Denn die Jugend des Geistes ist ewig, und die Ewigkeit ist Jugend; die Liebe giebt, wie die Ambrosia der alten Dichtung, süßeste Kost und Unsterblichkeit zugleich. Der Körper ist der Blumenstab der Liebe; aber nur der Stab, nicht die lebendige Blume vermodert im irdischen Boden.

Wenn indeß die Gefühle jedem Alter gerettet bleiben; so behalten doch nicht alle Zeichen derselben die nämliche Freiheit, ob ich gleich zu den Menschen sagen möchte: „Schonet jede wahre Liebe, unter welchen Zeichen ihr sie auch antrefft, und verlacht die Ausbrüche eines seligen Herzens nicht frecher, als ihr es bei denen eines jammernden wagt.“ Da dem gemeinen Menschen eigentlich alle Zeichen einer Liebe, wovon er nur Zuschauer und nicht Gegenstand ist, schon in der rechten Blüthezeit des Lebens lächerlich und tadelhaft erscheinen: so schreibt er sich desto mehr Recht zu seiner lachenden Kälte zu, wenn er außer der gewöhnlichen Jahrzeit die Vergißmeinnicht der Liebe antrifft. —

Erinnerungen

aus den

schönsten Stunden für die letzten *).

„Gib mir, bat in der abgematteten Dürre der Krankheit Herder seinen Sohn, einen großen Gedanken, damit ich mich

*) Jean Paul's Werke. Erstes Bändchen.

erquickt!" — Was aber halten wir gewöhnlich den liegenden Gefangenen im dunkeln Krankenbette vor, wenn vor ihnen der Glanzthau auf ihrem Leben dunkelgrau geworden? Nichts, als noch einige Schreckbilder mehr, statt erhellender Sternbilder. Seltsam und hart ist es freilich, daß sich gerade um den Todtkranken Klagen und Rührungen versammeln und frei aussprechen, welche man sonst dem Gesunden bei seiner Stärke verhehlt; ordentlich, als solle der Sterbende die Gesunden aufrichten. Da steht im schwülen Krankenzimmer keine Seele vor dem kraft- und farbenlosen Gesichte, die auf ihm ein heitres Lächeln erweckte, sondern Beichtväter und Rechtsgelehrte und Aerzte, die alles befehlen, und Verwandte, die alles bejammern. Da steht kein kräftiger, über die eigene Trauer erhöhter Geist, der in die niederliegende, nach Freudenladung durstige Seele die alten Frühlingswasser froher Erinnerung leitete, und diese mit den letzten Entzückungen vermählte, welche in Sterbenden das Heranschweben eines andern Lebens vorbedeuten; sondern da wird das Krankenbette zum deckellosen Sarge eingeengt; das Leben wird dem, der aus ihm scheiden soll, durch weinende Lügen der Genesung, oder durch Worttrauer höher, und die Bahre als ein Blutgerüst aufgestellt, — und in die Ohren, welche noch lebendig bleiben, wenn die Augen schon gestorben sind, werden die scharfen Mißtöne des Lebens nachgeschickt, anstatt daß das Leben nur, wie ein Echo, in immer tiefere, aber weichere Töne verwehen sollte. Und doch hat der Mensch *das* Gute in sich, daß er sich der kleinsten Freude, die er einem Sterbenden mitgab, lieber erinnert und rühmt, als vieler größern, die er an Gesunde austheilte; vielleicht auch noch darum, weil er nur im letzten Falle noch zu verdoppeln und nachzuholen vermag, wiewohl der Sterbliche beherzigen sollte, wie leicht jede Freude könne als eine letzte gegeben oder empfangen werden.

Es würde also unser Lebensaustritt viel schmerzlicher sein als unser Eintritt, wenn nicht die gute Mutter Natur, wie überall, voraus gelindert hätte, um ihre schlaftrunknen Kinder auf ihren wiegenden Armen sanft aus einer Welt in die andere zu tragen. Denn in den vorletzten Stunden läßt sie um den Heißbeweinten einen Panzer von Gleichgültigkeit gegen die zurückbleibenden Menschen gefrieren, und in den nächstliegenden umschwimmen und umspülen das Gehirn — wie die Nachrichten der erweckten Scheintodten, und die Mienen und Töne vieler Sterbenden bestätigen — weiche Wonnewogen, welche auf der Erde mit keinen andern so viele Aehnlichkeit haben, als mit den Frohgefühlen, worin die magnetischen Kunsttodten sich genesend baden. Noch wissen wir nicht einmal, wie hoch sich die Sterbewonnen, da wir sie nicht in ihrer Vollendung, sondern durch belebte Scheintodte, und also nur in ihrer Unterbrechung kennen, noch zu steigern vermögen, und ob nicht eben fortwachsende Entzückungen und Verzückungen, die mehr Leben verbrauchen, als die Zuckungen des Schmerzes, in einem unbekannten Himmel das unsterbliche Leben lösen von dem gemeinen hiesigen. Es gibt eine wichtige ungeheure Weltgeschichte, die der Sterbenden; aber auf der Erde werden uns ihre Blätter nicht aufgeschlagen. — —

Im Dörfchen *Heim* wohnte Gottreich *Hartmann* bei seinem alten Vater, einem Geistlichen, den er glücklich machte, ob dieser gleich alles, was er geliebt, überlebt hatte. Gottreich verwaltete für ihn das Predigeramt, nicht sowohl, um seinen wenig alternden Kräften beizustehen, als um der eigenen feurigen Lust, und dadurch dem Greise die eigenthümliche Freude zu machen, daß der Sohn den Vater erbaute.

In ihm drängte und klopfte nur ein Geist, der dichterisch blühen will; er war aber nicht, wie die meisten dichterischen Jünglinge, ein Knollengewächs, das einige dichterische *Blumen* treibt, und, nach deren Abfallen, unter der Erde unscheinbare grobe Früchte ansetzt: sondern er war ein Baum, der seine süßen, bunten Blüthen mit süßen Früchten krönte, und diese Blüthentriebe wurden noch von der Wärme der neuern Dichtermonate gelockt.

Sein Vater war von ähnlichen Kräften zum Dichter berufen, aber nicht von der Zeit begünstigt; denn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mußte mancher Kunstgeist, der fliegen konnte, bloß auf der Kanzel, oder auf dem Lehr- und auf dem Richterstuhle bleiben und haften, weil der älterliche Bürgerstand seine Kinder auf jeder Ebene und in jedem Thale besser zu weiden glaubte, als auf dem spitzen Musenberge. Jedoch zurückgedrängter Dichtergeist wendet sich, wenn er nicht in Schöpfungen sich verhauchen darf, desto innig heißer und schmückend auf das eigene Herz zurück; die unausgesprochenen Gefühle reden, wie Stimmen, lebendiger durch Bewegung, und die Thaten drücken Bilder aus. Auf diese Weise lebt der Dichter leicht so lange, wie der Mensch selber, der zu dessen Geschöpfe und Stoffe wird. So durchdauert der weiche kurzlebige Schmetterling — wie früher als Puppe — den langen harten Winter, wenn er im Sommer nicht hat zeugen können.

Aehnliches widerfuhr dem alten Hartmann, aber schöner, weil die jungfräuliche Dichterseele in der Kanzel, als ihrer Nonnenzelle, wohnen durfte, und die Zwillingsschwestern, Religion und Dichtkunst, einander so nahe und helfend beisammen leben konnten. Wie rein und schön ist die Stelle eines Geistlichen! Alles Gute liegt um diese herum: Poesie, Religion, Seelenhirtenleben, indeß andere Aemter diese Nachbarschaft so dunkel verbauen.

Sohn und Vater lebten sich so immer tiefer in einander hinein, und auf der Stelle der kindlichen und väterlichen Liebe erwuchs eine seltne Freundschaft eigner Art. Denn nicht blos mit der Wiedergeburt der verlornen Dichterjugend erquickte ihn der Sohn, sondern mit der andern noch schönern Aehnlichkeit des Glaubens. In frühern Zeiten konnte ein Greis, der seinen Sohn in die theologischen Hörsäle hinaus schickte, niemand zurück erwarten, als einen Bilder- und Himmelsstürmer alles dessen, was er in seinem Amte auf dem Altare bisher altgläubig angebetet hatte; der Sohn kam als Heidenbekehrer oder Antichrist des Vaters nach Hause. Es mag damals väterliche Leiden gegeben haben, welche, obwohl verschwiegener, doch tiefer waren, als mütterliche. — Jetzt ist es zuweilen besser. Gottreich war, ob er gleich mit der gewöhnlichen, kleinen, üppigen Freigeisterei des Vorjünglings auf die hohe Schule ging, — doch mit dem Glauben seiner Väter und seines Vaters von den jetzigen Lehrern zurückgekommen, welche die Gefühle der alten Theologie vor den Auflösungen der Aufklärer bewahren lehrten, sie nur dem Lichte, das bei Menschen, wie Gewächsen, und dem äußern Wachsen dienlich ist, nicht aber die Wurzeln schädlich entblößten.

So fand nun der alte Vater sein altes christliches Herz an der Brust seines Gottreichs mit jüngern Schlägen wieder, und die Rechtfertigung seiner lebenslangen Ueberzeugungen und seiner Liebe zugleich. Wenn es weh thut, zugleich zu lieben und zu widersprechen, und den Kopf abzubeugen, indem man sich mit der Brust zuneigt, so ist es desto süßer, sich und seinen Glauben durch eine jüngere Zeit fortgepflanzt zu finden. Das Leben wird dann eine schöne Sternennacht, wo kein altes Gestirn untergeht, ohne daß ein neues aufsteigt.

Gottreich hatte ein Paradies, in dem er blos als Gärtner desselben für den Vater arbeitete, und diesem zugleich Gattin, Bruder, Freund Alles war, was ein Mensch zu lieben hat.

Jeder Sonntag brachte ihm eine neue Freude, nämlich eine neue Predigt, die er vor dem Vater halten konnte. So viele Kräfte, besonders poetische, bot er im Kanzelvortrage auf, daß er fast mehr für die Erhebung und Rührung des Vaters, als für die Erleuchtung der Gemeinde zu arbeiten schien; wiewohl er doch nicht ganz mit Unrecht annahm, daß dem Volke, wie den Kindern, höhere Zumuthungen des Verstehens gedeihlich sind, und forthelfen, *und daß man nur am Unerstiegenen steigen lerne*. Ein nasses Auge, oder schnell betendes Händefalten des Greises, machte den Sonntag zu einem Feste der Himmelfahrt; und im stillen kleinen Pfarrhause wurden oft Freudenfeste begangen, deren Feier Niemand verstand und Niemand vernahm. Wer Predigten halten oder hören für eine matte Freude ansieht, wird freilich noch weniger die andere begreifen, mit welcher beide Freunde sich über die gehaltene und über die nächste unterhielten, als wäre eine Kanzelkritik so wichtig, wie eine Bühnenkritik. Der Beifall und die Liebe eines kräftigen Greises, wie Hartmann, welchem auf den kalten Höhen der Jahre nicht die geistigen Glieder erstarrten, mußten einen Jüngling, wie Gottreich, stark ergreifen, welcher, leiblich und geistig zärter und dünner gebaut, in schnellerer und höherer Flamme aufschlug.

Zu diesen beiden Glücklichen trat noch eine Glückliche. *Justa*, eine doppelte Waise — Herrin ihres Vermögens und aller ihrer Verhältnisse — hatte das ganze väterliche Kaufhaus in der Stadt verlassen und verkauft, und war in's obere Stockwerk des schönsten Bauerhauses gezogen, um dem Lande nicht halb, sondern ganz zu leben. Justa that Alles in der Welt ganz, nur aber manches noch mehr, als ganz, nämlich etwas darüber, wenigstens da, wo Großmuth anzubringen war. Das erste, was sie im Dörfchen *Heim* vornahm, nachdem sie den sanften Gottreich und dessen fromme Dichteraugen gesehen, und vier oder fünf Lenzpredigten von ihm angehört hatte, war, daß sie ihm ihr tugendtrunkenes Herz geradezu gab, doch aber die Hand bis auf die Zeit zurückbehielt, wo mit dem großen Weltfrieden zugleich ihr Bund geschlossen werden konnte. Ueberall that sie lieber das Schwere, als das Leichte. Ich wünschte, es wäre hier der Ort, das Maileben abzumalen, das in dem niedrigen Pfarrhause neben dem niedrigen Kirchthurme unter Justa's Händen blühte, — die Morgen, wo sie aus ihrem Häuschen zur Anordnung des Tages in das Pfarrhaus flog, — die Abende im Pfarrgärtchen, das nicht nur zwölf Beete in sich hatte, sondern auch eine Menge durchwässerter Auen um sich, der fernen Hügel und Sterne gar nicht zu gedenken, — das Ineinander-

spielen dreier Herzen, wovon keines in so reinen und engen Umgebungen etwas anders kennen und fühlen konnte, als nur allein das Schönste, und bei denen Gut- und Frohsinn bloß zum täglichen Lebenswandel gehörte. Jeder Sitz war ein Kirchenstuhl und Alles geistlich, und der Himmel bloß ein größeres Kirchengewölbe.

In manchem Dörfchen, in manchem Hause mag sich ein wahres Eden verstecken, das nie genannt und geschildert ward, weil die Freude ihre zartesten Blumen gern überlaubt und zudeckt. Gottreich ruhte in einer solchen Dichterfülle der Wonne und Liebe — der Dichtkunst und der Frömmigkeit — des Frühlings und der Vergangenheit und der Zukunft, daß er sich heimlich fürchtete, sein Glück anders auszusprechen, als betend. Nur im Gebete, dachte er, darf der Mensch Alles sagen, sein Glück und sein Unglück. — War denn nicht sogar der Vater beglückt und bekam ein warmes Alter, keinen Winterabend, sondern einen Sommerabend ohne Finsterniß und Frost, obgleich die Sonne seines Lebens ziemlich tief hinter dem Grabhügel gesunken war, unter welchem seine Gattin sich schlafen gelegt hatte.

Nichts erinnert einen edlen Jüngling so leicht an die letzten Stunden des Lebens, als gerade die schönsten, die innig frohsten. Gottreich mußte in einem so seltenen Zusammenduften und Zusammenglänzen aller Freudenblumen, gerade in der frischen thauigen Morgenzeit des Lebens, schon unter dem Morgensterne des Lebens daran denken, daß ihm dieser einmal als Abendstern desselben erscheinen werde. Da sagte er zu sich: „Alles steht jetzt so klar und fest vor mir, Schönheit und Seligkeit des Lebens, — der Glanz des Weltalls, — der Schöpfer, — der Werth und die Größe des Herzens, — die Sternbilder ewiger Wahrheiten, — der ganze gestirnte Ideenhimmel, der den Menschen bestrahlt und zieht und hält. — — Wenn ich nun aber einmal alt bin und im matten Sterben, wird mir nicht Alles anders, ergraut und starr erscheinen, was jetzt so lebendig und blühend vor mir rauscht? — Denn gerade, wenn der Mensch nahe an dem Himmel ist, in welchen er so lange geschaut hat, hält der Tod den matten Augen das Sternrohr verkehrt vor, und läßt sie in einen leeren, fernen, ausgelöschten sehen. Aber ist dies denn recht und wahr? Ergreifen meine blühenden, oder meine welkenden Kräfte richtiger und fester die Welt? — Werde ich künftig mehr Recht haben, wenn ich nur mit halbem Leben empfinde und denke und hoffe, jedes scharfen Blickes und heißen Gefühls unfähig; oder habe ich jetzt mehr Recht, wo mein ganzes Herz warm ist, mein ganzer Kopf heiter, alle Kräfte frisch? — Daß ich jetzt mehr Recht habe, erkenne ich, und gerade wieder dies erkenne ich jetzt am gewissesten. So will ich diese herrliche Tagzeit der Wahrheit aufmerkend durchleben, und sie hinübertragen in die dunkle Abendzeit, damit sie mein Ende erleuchte!“

In den schönsten Maistunden, wo Himmel und Erde und sein Herz zu einem vollen Dreiklange zusammenschlugen, gab er daher den feurigen Gefühlen feurige Worte, um sie schriftlich fest zu behalten und aufzubewahren, unter der Aufschrift: Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten. Mit diesen Ansichten seines seligsten Lebens wollte er sich einmal auf dem letzten Lager erquicken, und in das Jugendfrühroth aus dem Spätroth hinübersehen.

So wohnten die drei Menschen, sich immer inniger an einander erfreuend, in ihrem warmen Glücke, als endlich die Streit- und die Siegeswagen des heiligen Krieges anfingen über die Erde zu rollen. Jetzt ward aus Gottreich ein verwandelter Mensch; gleichsam ein junger Zugvogel, welcher, obwohl mit heißen Ländern unbekannt, sich sehnsüchtig abarbeitet in seinem warmen Gefängnisse, weil er den ältern Zugvögeln nachzufliegen angetrieben ist. Die thätigen Kräfte in seiner Natur, die bisher nur still seinen poetisch-rednerischen hatten zuhören müssen, standen auf, und es war ihm, als suchten die Flammen der Begeisterung, die bisher, wie die aus einem Naphthaboden, vergebens in die leere Luft gestiegen waren, einen Gegenstand zum Ergreifen. Nur wagte er nicht, dem Vater die Trennung vorzutragen, sondern er quälte und labte sich bloß innerlich mit der Vorstellung seines Mitziehens und Mitkämpfens. Allein seiner Justa vertraute er den Wunsch; aber ohne ihn von ihr gebilligt zu hören, weil sie die Einsamkeit des Vaters zu hart fand. Dieser aber, begeistert wie Sohn und Braut für den Krieg, sagte, Gottreich möge hinziehen, der es schon lange gewollt, und nur aus Liebe ihn geschont. Er hoffe schon mit Gottes Hülfe auf ein Jahr sein Predigtamt versehen zu können; — und so thue er selber doch auch noch etwas für das Vaterland.

Gottreich flog fort, im Vertrauen auf den Herbstflor von Kräften in seines Vaters Leben. Er war gemeiner Krieger, und, wo er konnte, Prediger zugleich. Eine neue Laufbahn erneuert zugleich die Kräfte, und Jeder bezeichnet sie mit größern Schritten. Ob nun gleich dem Jüngling das Schicksal die Wunde verweigerte, die er so gern in den künftigen Frieden seines Standes gleichsam als einen Brennpunkt der schönen heißen Jugendtage, mitgebracht hätte, so war es doch Glück genug, an den Kämpfen Theil nehmen zu können und gleichsam wie ein alter Republikaner mit einem ganzen Volke für gemeinschaftliche Zwecke mitzustreiten.

Als endlich der schönste Mai, den jemals Deutschland mit Siegen erwarb, in Siegs- und Friedensfesten mehr als eines Volkes gefeiert ward, so wollte der Jüngling diese Feiertage nicht so fern von seinen liebsten Menschen begehen, sondern in ihrer Nähe, seine Freuden durch ihre verdoppeln. Er begab sich auf den Weg nach Heim. Tausende haben hinter und vor ihm damals die Reise gemacht, welche durch befreite Länder aus einer beglückten Vergangenheit in eine beglückte Gegenwart zogen; aber wohl nicht Viele sahen, wie Gottreich, unterwegs einen solchen reinblauen Himmel auf den Bergen ihrer Heimathsthäler, in welchem auch kein altes Sternchen fehlte, sondern jedes blitzte. Justa hatte ihm früher die kleinen Zeitungen des Pfarrhauses geschickt, wie sie sich sehne und der Vater sich freue, und wie der Greis die Arbeiten des Amtes unversehrt überstanden, manche Predigten sogar ihm nachzuhalten gesucht, und so weiter; und wie sie ihm noch schönere Freudengeheimnisse aufbewahre. Unter diese gehörte vielleicht eins, das er nicht vergessen hatte, nämlich ihr Versprechen, ihm nach dem großen Frieden ihre Hand zu geben.

Mit solchen Aussichten genoß er vom Pfingstfeste schon den heiligen Abend, wo er vor Sonnenuntergang in Heim eintreffen wollte, um dem alten Manne unerwartet alle Geschäfte abzunehmen, und die ruhigsten Festtage zu bereiten.

Da er sich so das heutige Wiedersehn dachte, und die Berge des Vaterdorfes, in welchem er nach wenigen Stunden seine besten Herzen an das seinige schließen sollte, immer deutlicher in dem blauen Himmel standen, so klangen seine „Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten“ wieder seiner Seele vor, und er konnte sich nicht enthalten, noch unterwegs unter sie das hiesige Wiedersehn der Menschen zu malen.

Ihm nach zog ein mehr wasser- als feuerschwangeres Gewitter aus Osten seiner Heimath zu, vor welchem er sich — zumal da ihn der Feldzug durch die Donnerwolken auf dem Erdboden mit den schönern am Himmel ausgesöhnt und befreundet hatte — als ein froher Bote vorauszugehen schien, weil nach den Wassern der warmen Wolken der zerlechzete Boden, die umgebogenen Blumen, die vergelbenden Kornspitzen so lange durstend geschmachtet hatten. Ein Eingepfarrter aus Heim, der in der Ferne ackerte, drückte durch Gruß und Zeichen seine Freude aus, daß endlich sowohl er, als ein Regen komme.

Nun sah er schon den kurzen Kirchthurm aus der Erde keimen, und er trat in die Küste des Thales, worin das Pfarrhaus lag, von der Abendsonne hell erröthet. An jedem Fenster hoffte er seine Braut zu sehen, die den Sonnenuntergang, ehe sich das Gewitter über ihn hing, anschauen würde; in der Nähe hoffte er die Fenster offen, und in der Feststube Pfingstbirken zu erblicken; aber er fand nichts.

Endlich trat er in das ganz stille Pfarrhaus, und öffnete langsam die vertraute Thüre. Das Zimmer war leer, aber über sich hörte er Bewegung. Als er das mit Abendglanz gefüllte obere Zimmer aufmachte, kniete Justa betend am Bette seines Vaters, welcher halb aufrecht mit dem hagern, starkknochigen Angesichte der Abendsonne entgegen gerichtet saß, in seltsamer Anfärbung der Krankenblässe. Ein Sturz der Geliebten an sein Herz und ein Ach war der ganze Empfang. Der Vater aber reichte ihm langsam die gelbe dürre Hand entgegen und sagte abgemattet: „Du kommst eben zu der rechten Zeit,“ ohne zu bestimmen, ob er Predigen oder Scheiden meine.

Justa erzählte mit wenigen Worten, wie dem alten Manne, der sich durch Arbeiten übernommen hatte, auf einmal Körper und Geist zusammengesunken sei, und wie er an nichts Theil nehme, und sich doch sehne nach Theilnehmern, und wie er mit abgeschnittenen Flügeln auf dem Boden, wie ein dürftiges Kind, aufblickte, um Erhebung flehend. Das schwere Gehör des Alten hatte ihr diesen Bericht in seiner Gegenwart erlaubt.

Gottreich erfuhr die Bestätigung bald selber. Er hätte, da er mit dem Nachglanze der Schlachtfeuer in der Brust gekommen war, gern die Siegesfeier, die als rothe Abendwolken den schönen Tag Europa's verkündigten, vor das alte, sonst so starke, Herz gerückt; aber er hörte keine Frage und keinen Wunsch darnach. Der Greis hielt sein Auge an der Sonne fest, bis diese endlich vom Gewitter überfluthet wurde. Auch der Krieg am Himmel ergriff, wie es schien, ihn wenig, und durch das dicker werdende Eis des Sterbens brach der Glanz des Lebens nur trübe. Der Sterbende kennt keine Gegenwart, nur Zukunft und Vergangenheit.

Plötzlich wurde die ganze Gegend düster, alle Lüfte stockten, gedrückt wartete die Erde. Da fiel ein Regensturz und ein

Donnerschlag. — Feuer hatte um den Greis gestrahlt, und er sah verändert und verwundert umher. — „Ich höre, sagte er, ja den Regen wieder. — Sprecht ihr Kinder bald; denn ich werde bald gehen."

Vielleicht hatte die Donnererschütterung sein Gehör wieder gestimmt; aber noch wahrscheinlicher hatte der Blitz durch einen Streifschlag sein ganzes Wesen, wie Magnetpole, umgeschaffen, und seinen Körper der Auflösung, wie seinen Geist der Vollendung genähert. Beide Kinder umschlangen ihn; aber er war zu schwach, sie zu umarmen.

Als jetzt die warmen Heilquellen der Wolken die kranke Erde badeten, vom strömenden Baume bis zum Gräschen herab, und als der leuchtende Himmel nur mild schimmerte, wie eine Freudenthräne, und die Donner nur auf den fernen Gebirgen einander bekriegten, so zeigte der Kranke hinauf und sagte: „Siehe die Herrlichkeit Gottes. — Ach, mein Sohn, stärke jetzt zu guter Letzt meinen matten Geist mit etwas Geistlichem. Aber keine Bußermahnungen; ich bin mit meinem Gott in Richtigkeit. Sage mir etwas recht Liebreiches von dem Allmächtigen und von seinen Werken, wie in deinen Frühlingspredigten."

Da gingen dem Sohne die Augen schmerzlich über, weil ihm der Gedanke kam, daß er seine „Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten," welche er bloß für sein eigenes Sterben aufbewahrt hatte, am Sterbebette seines Vaters vortragen sollte. Und als er dieses ihm gesagt, antwortete der Greis: eile, Sohn! Und dieser fing an mit bebender Stimme:

„Denke daran in der dunklen Stunde, daß der Glanz des Weltenalls einst deine Brust gefüllt, und daß du erkannt hast die Größe des Seins. Hast du nicht in die halbe Unendlichkeit hinein gesehen, in den gestirnten Himmel, und am Tage in die andere? Denke den nichtigen Raum weg, und deine verdeckende Erde; so umwölben dich, wie einen Mittelpunkt, Welten über dir, um dich, unter dir, — alle treibend und getrieben, — Glanz in Glanz, — Größe an Größe gedrängt, — alle Sonnen zu einem Sonnenball an dich heran gepreßt, — dränge dich und reiße dich Ewigkeiten lang durch die Allsonne, du kommst nicht heraus in leeren und finstern Raum. Das Leere wohnt nur zwischen den Welten, nicht um die Welt."

„Denke daran in der dunkeln Stunde, an die Zeiten, wo du in der Entzückung zu Gott betetest, und wo du ihn dachtest, den größten Gedanken der Endlichen, den Unendlichen." —

Der Greis faltete seine Hände und betete still.

„Hast du nicht das Wesen erkannt und gefühlt, dessen Unendlichkeit nicht nur in Macht und Weisheit und Ewigkeit besteht, auch in Liebe und Gerechtigkeit? Kannst du vergessen die Tage, wo sich der blaue Taghimmel und der blaue Nachthimmel dir als die blauen Augen aufthaten, mit welchen der sanfte Gott dich anblickte? — Hast du nicht die Liebe des Unendlichen empfunden, wenn sie sich in ihren Wiederschein verbarg, in liebende Menschenherzen; wie die Sonne ihren hellen Tag nicht nur auf den nahen Mond für unsere Nächte wirft, sondern auch auf den Morgen- und Abendstern, und auf die fernsten Wandelsternchen der Erde?"

„Denke daran in der dunklen Stunde, wie dir im Frühling deines Lebens die Gräber nur als die Bergspitzen einer fernen neuen Welt erschienen, und wie du, mitten in der Fülle des Lebens, den Werth des Todes erkanntest. Die Erfrornen des Alters wärmt der Schneehügel des Grabes in ein neues Leben auf. Wie ein Schiffer von dem kühlen, winterlichen, öden Meere plötzlich auf einer Küste aussteigt, die im warmen, vollen Frühlinge blüht, so landen wir, durch einen einzigen Stoß unsers Schiffes, nach unserm Winter auf einmal im ewigen Frühlinge an."

„Freue dich in der dunkeln Stunde, daß dein Leben im großen weiten Leben wohnt. Der Erdkloß des Erdballs ist göttlich angehaucht. Nun wimmelt eine Welt, und jedes Baumblatt ist ein Land der Seelen. Jedes kleine Leben würde erfrieren und sinken, würde es nicht vom ringsum wallenden Leben gewärmt und getragen. Das Meer der Zeit leuchtet, wie das Meer der Räume, durch zahllose lichte Wesen; und Sterben und Entstehen sind nur die Feuerthäler und Feuerberge des ewig wogenden Ozeans. Es gibt kein Todtengerippe; was so scheint, ist nur ein anderer Leib. Ohne allgemeines Lebendigsein gäbe es nur einen weiten unendlichen Tod. An den Alpen der Natur kleben wir als Moose, die an ihren hohen Wolken saugen; der Mensch ist der Schmetterling, der auf dem Chimborasso flattert, und hoch über dem Schmetterlinge schwebt der Condor; aber gleich viel, klein oder groß, der Riese und das Kind, wandeln sie frei in Einem Garten, und die Eintagsfliege führt ihre unendlich lange Ahnenreihe durch alle Stürme und Feinde bis zu den Voreltern zurück, die einst über den Flüssen des Paradieses vor der Abendsonne spielten. — Vergiß den Gedanken nie, der sich jetzt vor dir so hell ausbreitet, daß das Ich die grimmigsten Geisterleiden, die glühendsten Geisterfreuden unversehrt ausdauert, indeß der Leib unter großen Körperschmerzen und Reizen auseinander bricht. So gleichen die Seelen den Irrlichtern, welche im Sturme und Regenwetter sich unerloschen bewegen."

„Kannst du es vergessen in der dunkeln Stunde, daß es große Menschen gab, und daß du ihnen nachziehst? Erhebe dich durch die Geister, welche auf ihren Bergen standen, und die Gewitter des Lebens nur um, nie über sich hatten! Rufe dir zurück die Thronfolge der Weisen und der Dichter, welche Völker nach Völkern begeistert und erleuchtet haben."

„Sprich von unserm Erlöser," sagte der Vater.

„Denke an Jesus Christus in der dunkeln Stunde, der sie auch gehabt, an diesen sanften Mond der unendlichen Sonne für die menschlichen Nächte. Das Leben sei dir heilig und das Sterben; denn er hat beides mit dir getheilt. Seine milde und hohe Gestalt blicke dich an im letzten Dunkel und zeige dir seinen Vater."

Ein sanftes Donnern wandelte jetzt über die dämmernden lichtern Wetterwolken, und die Abendsonne füllte allmählich das Gewölke mit schönerm Feuer.

„Denke daran in der letzten Stunde, wie das Herz des Menschen lieben kann; — kannst du vergessen die Liebe, worin ein Herz Millionen Herzen ersetzt, und die Seele ein Leben lang sich von einer Seele nährt und belebt, wie die hundertjährige Eiche dieselbe Stelle mit ihren Wurzeln festhält, und aus ihr hundert Frühlinge hindurch neue Kräfte und Blüthen saugt." —

Meinst du mich auch? sagte der Vater. —

„Auch ich denke an meine Mutter," sagte der Sohn. Justa zerschmolz in ihren Thränen, weil sie hörte, wie der Geliebte mit ihren Tagen der Liebe sich in seinen letzten Stunden erfreuen wollte; und der Vater sagte leise, an seine Gattin denkend: „Wiedersehn, Wiedersehn!"

„So denke daran," fuhr er fort, „in den letzten Stunden an die unsterblichen, wo das Leben schön und groß war, — wo du freudig im Frühlinge weintest, wo du emporgehoben betetest, und wo dir Gott erschien, — wo du das erste und das letzte Herz der Liebe fandest, — und schließe froh das Auge zu!"

Plötzlich zerspaltete sich das Gewitter in zwei hohe schwarze Berge, und die tiefe Sonne sah dazwischen, wie aus einem Thal zwischen Felswänden, liebreich mit ihrem freudeglänzenden Mutterauge die Erde wieder an. Da sagte der ersterbende Greis: „welche Blitze!"

„Es ist die Abendsonne, mein Vater!"

— „Ja, ich sehe sie wieder und noch heute" — fuhr der Vater fort, meinte aber die lang entschlafene Gattin. Jetzt war der Sohn vor Bewegung nicht vermögend, die Seligkeit des irdischen Wiedersehns, welche er heute unterwegs vorausgenossen und beschrieben hatte, dem Vater auszumalen, und es zu sagen, wie das Wiedersehn die Liebe auf höherer Stufe neu anfängt, und, wenn das erste Sehen nur in eine Zukunft verschwamm, der Wiederblick in die Blüthen der Zukunft die Früchte der Vergangenheit in einen Strauß zusammen bindet. Wie hätte er den Reiz des irdischen Wiedersehns dem Sterbenden zeigen können, welcher schon den Glanz des Ueberirdischen zu schauen anfing!

Erschrocken fragte er: Vater, wie ist dir? — „Ich denke daran in der dunkeln Stunde, — ja daran, und daran, — und das Sterben ist auch schön, und das Abscheiden in Christo," murmelte für sich der Greis, und griff nach Gottreichs Hand, doch ohne sie zu drücken; denn es war nur das gewöhnliche Flockenlesen der Scheidenden. Er glaubte immer den Sohn noch reden zu hören, und sagte immer verklärter und entzückter: „o du mein allgütiger Gott!" Die Nebensonnen des Lebens waren ausgelöscht und nur die Sonne selbst stand noch in seiner Seele, — Gott!

Auf einmal erhob er sich, und breitete mit Kraft die Arme aus und rief: „Dort stehen die drei schönen Regenbogen über der Abendsonne; ich muß der Sonne nach, und auch mit hindurchgehen." Da sank er zurück, und war vorüber und hinüber. Erst jetzt ging die Sonne unter, und schimmerte noch im Sinken in einem weiten Regenbogen im Morgen. —

„Er ist doch," sagte Gottreich mit stockender Stimme zu Justa, „unter lauten großen frommen Freuden von uns zu seinem Gott gegangen; weine also nicht zu sehr, Justa!" Aber nun entstürzten ihm selber alle nur bisher festgehaltenen Thränen in Strömen, und er drückte die Hände des Todten auf seine heißen Augen. Es wurde dunkel, und ein warmer Regen träufelte leise auf die dämmernde Erde. Beide Liebende verließen die stille Gestalt, und weinten sanfter ihrer Sonne nach, die aus den Gewitterwolken des Lebens mit freundlichem Glänzen zu einem andern Morgen gezogen war.

Die Vernichtung*).

Eine Vision.

Jede Liebe glaubt an eine doppelte Unsterblichkeit, an die eigne und an die fremde. Wenn sie fürchten kann, jemals aufzuhören, so hat sie schon aufgehört. Es ist für unser Herz einerlei, ob der Geliebte verschwindet, oder nur seine Liebe. Der Zweifler an unserer Ewigkeit leihet, wenn ein schönes Herz vor ihm auf ewig auseinander bricht, wenigstens der Vollkommenheit desselben, um es fortzulieben, in einem höchsten Wesen Unvergänglichkeit, und findet den Liebling, der unter der dunkeln Erde zusammensinkt, in einem durchbrochenen Sternbilde am Himmel wieder.

Der Mensch, der sich immer zu selten und Andere zu oft befragt, hegt nicht nur heimliche Neigungen, sondern auch heimliche Meinungen, deren Gegentheil er zu glauben wähnt, bis heftige Erschütterungen des Schicksals oder der Dichtkunst vor ihm den bedeckten Grund seines Innern gewaltsam entblößen. Daher wird es uns leicht, die Ueberschrift dieses Aufsatzes kalt zu lesen, oder gar die Vernichtung anzunehmen und zu begehren; aber wir zittern, wenn unser Herz uns den grausamen Inhalt des Wahns aufdeckt, daß die Erde, in die wir alle unser gesunkenes Haupt zur Ruhe legen wollen, nichts sei, als der breite Enthauptungsblock der blassen, gebückten Menschen, wenn sie aus dem — — Gefängniß kommen. Alsdann zündet (wie öfter) die Wärme des Herzens wieder Licht in der Nacht des Kopfes an, so wie Thiere, die das Leben durch einen elektrischen Funken verloren, der in den Kopf sprang, es durch einen zweiten wieder finden, den man in die Brust leitete! **) — —

Ottomar lag im äußersten Hause eines Dorfs, aus dem man die Aussicht auf ein noch unbegrabnes Schlachtfeld hatte, an einem giftigen Faulfieber ohne Hoffnung darnieder. In jeder Nacht trieb sein heißes, erschüttertes Herz das aufgelöste Blut, wie einen Höllenfluß voll zerrissener, ungeheurer Bilder vor seinem Geiste vorbei, und der dunkle, reißende Strom aus Blut spiegelte den durchwühlten Nachthimmel, und zerstückte Gestalten und zerrinnende Blitze ab. Wenn der Morgen kühlend wieder kam, und wenn das Gift des Fiebertarantelstichs aus dem müden Herzen verflogen war, so tobte vor ihm das unbewegliche Gewitter des Kriegs mit unaufhörlichen Blitzen und Schlägen; und diese blutigen, durchbohrten Bilder standen dann in seinen mitternächtigen Phantasien vor ihm als Leichen auf.

In der Mitternacht, die ich jetzt beschreiben will, erreichte sein Fieber die kritische und steile Höhe zwischen dem Grabe und dem Leben. Seine Augen wurden Vergrößerungsspiegel in einem Spiegelzimmer, und seine Ohren Hörröhre in einem Sprachgewölbe — sein Krankenwärter streckte Riesenglieder vor ihm aus — die wimmelnden Gestalten des übermalten Bettvorhangs wurden dick und blutroth, und schossen auf, und fielen in einem Schlachtgetümmel einander an — eine siedende Wasserhose zog ihn in ihren schwülen Qualen hinauf, und rückte ihn brausend und wetterleuchtend über Meere weiter — und unten aus dem tiefsten Innern krochen kleine scharfe Gespenster, die ihm schon in dem Fieber der Kinderjahre verfolgt hatten, mit klebrigen kalten Krötenfüßen an der warmen Seele herauf und sagten: wir quälen dich allemal! —

Plötzlich, als das verfinsterte Herz sich aus dem heißen Krater des Fiebers zurückrollend hinauf arbeitete, überzog die Stubendecke der gelbe Wiederschein einer nahen Feuersbrunst. Sein trocknes heißes Auge starrte halbgeschlossen die durchsichtigen Bilder seines Vorhangs an, die mit der fernen Lohe flatterten. Auf einmal dehnte eine Gestalt sich unter ihnen aus mit einem leichenweißen und unbeweglichen Angesichte, mit weißen Lippen, mit weißen Augenbraunen und Haaren. Die Gestalt suchte den Kranken mit gekrümmten, langen Fühlhörnern, die aus den leeren Augenhöhlen spielten. Sie wiegte sich näher und die schwarzen Punkte der Fühlhörner schossen, wie Eisspitzen, wehend um sein Herz; hier trieb es ihn mit kalten Anhauchen rückwärts, und rückwärts durch die Mauern und Felsen, und durch die Erde, und die Fühlhörner zuckten wie Dolche um seine Brust; aber wie er rückwärts sank — brach die Welt vor ihm ein — der Scherben zerschlagener Gebirge, der Schutt stäubender Hügel fiel danieder — und Wolken und Monde zerflossen, wie fallender Hagel, im Sinken — die Welten fuhren in Bogenschüssen über die leichenweiße Gestalt herab, und Sonnen, von ergriffenen Erden umhangen, sanken in einem langen, schweren Fall darnieder — und endlich stäubte noch lange ein Strom von Asche nach.

Weiße Gestalt, wer bist du? fragte endlich der Mensch. „Wenn ich mich nenne, so bist du nicht mehr," sagte sie, ohne die Lippen zu regen, und kein Ernst, keine Freude, keine Liebe, kein Zorn war noch auf dem marmornen Gesichte gewesen, und die Ewigkeit ging vorüber und veränderte es nicht. Sie drängte ihn auf einen engen Steig, der aus den Erdschollen gemacht war, die unter das Kinn des Todten gelegt worden; der Weg durchschnitt ein blutiges Meer, aus welchem graue Haare und weiße Kinderfinger, wie Blüthen an Wasserpflanzen, blickten, und er war mit brütenden Tauben und nassen Schmetterlingsflügeln, und Nachtigalleneiern und Menschenherzen überdeckt. Die Gestalt zerquetschte alle durch Darüberschweben, und sie zog ihren langen, grauen, auf dem weiten Blute schwimmenden Schleier nach, der aus den nassen Schleiern gemacht war, die über den Augen der Todten gelegen. — Die rothen Wogen stiegen um den bangen Menschen auf, und der einkriechende Weg ging nur noch über kalte, glatte Erdschwämme, und endlich bloß über eine lange, kühle, glatte Natter.

Er glitt herab, aber ein Wirbelwind wandte ihn herum, vor ihm breitete sich unabsehlich eine schwarze Eisscholle aus, auf der alle Völker lagen, die auf der Erde gestorben waren, starre, eingefrorne Leichenheere — und tief unten im Abgrund läutete ein Erdbeben seit der Ewigkeit ein kleines geborstenes Glöckchen; es war die Todtenglocke der Natur. — — „Ist das die zweite Welt?" fragte der trostlose Mensch. Die Gestalt antwortete: „Die zweite Welt ist im Grabe zwischen den Zähnen des Wurms." — — Er blickte auf, um einen tröstenden Himmel zu suchen, aber über ihm stand ein fester, schwarzer Rauch, das ausgebreitete Bahrtuch, das zwischen den Weltenhimmel und zwischen diese düstere, frostige Lücke der Natur gezogen war; und der Schutthaufen der Vergangenheit dampfte aus der Tiefe auf, und machte das Leichentuch schwärzer und breiter. — — Jetzo lief der Wiederschein einer herabfallenden, entzündeten Welt mit einem rothen Schatten über die finstere Decke, und eine ewige Windsbraut verwehte sinkende Klagstimmen herein.

„Wir haben gelitten, wir haben gehofft; aber wir werden gewürgt. — Ach, Allmächtiger, schaffe nichts mehr!"

Ottomar fragte: wer vernichtet sie denn? — Ich, sagte die Gestalt, und trieb ihn unter die eingefrornen Leichenheere, unter die Larvenwelt der vernichteten Menschen. Wenn die Gestalt vor einer entseelten Maske vorüber ging, so spritzte aus dem zugefallenen Auge ein blutiger Tropfen, wie ein Leichnam blutet, wenn ihm der Mörder nahe tritt. Er wurde unaufhaltsam durch das stumme Trauergefolge der Vergangenheit hindurch geführt, durch die morsche Wesenkette, durch das Schlachtfeld der Geister. Da er so vor allen eingeäscherten Geschwistern seines Herzens vorbei ging, in deren Angesicht noch die zerrissenen Hoffnungen der Vergeltung standen — und vor den armen Kindern mit glatten Rosenwangen, und mit dem erstarrten ersten Lächeln, und vor tausend Müttern, mit den eingesargten Säuglingen auf dem Arm — und da er sah die stummen Weisen aller Völker, mit der erloschenen Seele und mit dem erloschenen Licht der Wahrheit, die unter dem über sie geworfenen Leichentuche verstummt, wie Singvögel, wenn wir ihr Gehäuse mit einer Hülle verfinstern — und da er sah die versteinerten Leidtragenden des Lebens, die Unzähligen, welche gelitten, bis sie starben, und die Andern, die ein kurzes Entsetzen zerriß — und da er sah die Angesichte derer, die vor Freude gestorben waren, und denen noch die tödtliche Freudenthräne hart im Auge hing — und da er sah alle Frommen der Erde stehen mit den eingedrückten Herzen, worin kein Himmel und kein Gott und Gewissen mehr wohnte — und da er sah wieder eine Welt herunter fallen, und ihre Klagstimmen herüber weheten: „O wie vergeblich, wie so nichtig ist der Jammer und der Kampf und die Wahrheit und die Tugend des Lebens gewesen!" — und da endlich sein Vater mit der eisernen Kugel erschien, welche die Leichen des Weltmeers einsenkt, und da er aus dem weißen Augenliede eine Blutzähre drückte, so rief sein zu kaltem Grimm gerinnendes Herz: „Gestalt aus der Hölle, zertritt mich nur bald; das Vernichten ist ewig, es leben nur Sterbende und du. — Leb' ich noch, Gestalt?"

Die Gestalt trieb ihn fort an den Rand des immer weiter gefrierenden Eisfelds. In der Tiefe sah er den Schutt von Gehäusen zerdrückter Thierseelen, und in den Höhen hingen zahllos die Eisstrecken, mit den Vernichteten aus höhern Welten, und die Leiber der todten Engel waren oft aufrechte Sonnenstrahlen, oft ein langer Ton, oder ein unbeweglicher Duft. — Bloß über der Kluft, nahe dem Todtenreiche der Erde, stand allein auf einer Eisscholle ein verschleiertes Wesen — und als die weiße Gestalt vorüber zog, hob sich selber der Schleier auf — es war der todte Christus, ohne Auferstehung, mit seinen Kreuzeswunden, und sie flossen alle wieder, wegen der Nähe der weißen Gestalt! — —

Ottomar stürzte auf die brechenden Knie, und blickte auf zum schwarzen Gewölke und betete: „O großer Gott, bringe mich wieder auf meine gute Erde, damit ich wieder vom Leben

*) Jean Paul's Werke. Erstes Bändchen.

**) Reimarus neuere Werke vom Blitz.

träume!" und unter dem Beten flohen die rothen, blutigen Schatten gestürzter Erden über das weite Leichentuch aus festem Rauch. Jetzt streckte die weiße Gestalt ihre Fühlhörner verlängert wie Arme gen Himmel und sagte: „Ich ziehe die Erde herab, und dann nenne ich mich dir." —

Indem die Fühlhörner mit ihren schwarzen Enden immer höher stiegen und zielten, wurde ein kleiner Spalt des Gewölkes licht; dieser riß endlich aus einander, und unsere taumelnde Erde sank fliehend hindurch, gleichsam zum ziehenden, greifenden Rachen einer Klapperschlange herab. Und indem die umnebelte Kugel näher fiel, regnete es Blut und Thränen in ihr rothes Meer, weil Schlachten und Martern auf ihr waren.

Die graue, enge Erde schwankte durchsichtig, mit ihren regen, jungen Völkern, nahe über den starren, todten Völkern — ihre Axe war ein langer Sarg aus Magnetstein, mit der Ueberschrift: Die Vergangenheit; und im Erdkern schwebte ein rundes Feuer, das den Schlüssel des langen Sarges schmolz; — die Lilien- und Blüthenbeete der Erde waren Schimmel — ihre Fluren waren die grüne Haut auf einer festen Moderlache — ihre Wälder waren Moose und ihr spitzer Alpengurt ein Stachelrad, ihre Uhren schlugen in einem fort aus, und die Stunden wurden eilig Jahrhunderte, und kein Leben dehnte die Zeit aus — man sah die Menschen auf der Erde wachsen, und dann roth und lang werden, und dick und grau sich bücken und hinlegen. Aber die Menschen auf der Erde waren sehr zufrieden. — Auf ihr sprang wohl der Todesblitz regellos unter den sorglosen Völkern umher, bald auf das heiße Mutterherz, bald auf die glatte, runde Kindesstirn, bald auf die kalte Glatze, oder auf die warme Rosenwange. Aber die Menschen hatten ihren sanften Trost; die sterbenden Geliebten, die begrabenden und die weinenden Augen hingen leicht an den brechenden, Freund an Freund, Aeltern an Kindern, und sie sagten: so zieht nur hin, wir kommen ja wieder zusammen hinter dem Tode und scheiden nicht mehr!

„Ich will dir zeigen, sagte die Gestalt, wie ich sie vernichte." Ein Sarg wurde durchsichtig — im weichen Gehirn des darin zusammen fallenden Menschen blickte noch das lichte Ich, vom Moder überbauet, von einem kalten, finstern Schlaf umwickelt und vom zersprungenen Herzen abgeschnitten. Ottomar rief: „Lügende Gestalt, das Ich glimmt noch, — wer zertritt den Funken?" — Sie antwortete: „Das Entsetzen! — Sieh' hin!" Eine Dorfkirche hatte sich gespaltet; ein bleierner Sarg sprang auf, und Ottomar sah seinen Körper darin abbröckeln und das Gehirn bersten; aber kein lichter Punkt war im offenen Haupte. Nun machte die Gestalt ihn starr, und sagte: „Ich habe dich aus dem Gehirn herausgezogen — du bist schon lange gestorben," — und umgriff ihn schnell und schneidend mit den kalten, metallenen Fühlhörnern und lispelte: „Entsetze dich und stirb, ich bin Gott."

Da stürzte eine Sonne herein, die den weiten Himmel einnahm, zerschmelzte die Eiswüste und das Larvenreich, und flog ihren unendlichen Bogen brausend weiter, und ließ eine Fluth von Licht zurück, und der durchschnittene Aether klang mit unermeßlichen Saiten lange nach. Ottomar schwamm im Aether, rings mit einem undurchsichtigen Schneegestöber aus Lichtkügelchen übergossen; zuweilen schnitt der Blitz einer fliegenden Sonne durch die weiße Nacht hinab, und eine sanfte Gluth wehte dann vorüber. Der dichte weite Lichtnebel wallete auf den Tönen des Aethers, und seine Wogen bewegten den Schwebenden. Endlich sank der weite Nebel in Lichtflocken nieder — und Ottomar sah die ewige Schöpfung rings um sich liegen, über ihm und unter ihm zogen Sonnen, und jede führte ihre blumigen Erdenfrühlinge an sanften Strahlen durch den Himmel.

Der zusammengesunkene Sonnenduft wallete schon weit im Aether als eine blitzende Schneewolke hinab, aber den Sterblichen hielt noch im Himmelsblau ein langer Lautenton auf seinen Wellen empor; da hallete es plötzlich durch den ganzen grenzenlosen Aether hindurch, als liefe die allmächtige Hand über das Saitenspiel der Schöpfung hinüber. In allen Welten war ein Nachklang wie Jauchzen; unsichtbare Frühlinge flogen mit strömenden Düften vorüber; selige Welten gingen ungesehen, mit dem Lispeln einer übervollen Wonne nahe vorbei; neue Flammen flatterten in die Sonnen; das Meer des Lebens schwankte, als höbe sich sein unermeßlicher Boden: ein warmer Sturm wühlte Sonnenstrahlen und Regenbogen, Freudenklänge und Wolken aus Rosenkelchen unter einander. — Auf einmal wurd' es in der Unermeßlichkeit still, als stürbe die Natur an einem Entzücken — ein weiter Glanz, als wenn der Unendliche durch die Schöpfung ginge, lief über die Sonnen, über die Abgründe, über den bleichen Regenbogen der Milchstraße und über die Unermeßlichkeit — und die ganze Natur bewegte sich in einem sanften Wallen, wie sich ein Menschenherz bewegt und hebt, wenn es verzeihen will. — Da that sich vor dem Sterblichen sein Innerstes, wie ein hoher Tempel auf, und im Tempel war ein Himmel, und im Himmel eine Menschengestalt, die ihn anblickte, mit einem Sonnenauge voll unermeßlicher Liebe. Sie erschien ihm und sagte: „Ich bin die ewige Liebe, du kannst nicht vergehen;" und sie stärkte das zitternde Kind, das vor Wonne sterben wollte. Der Sterbliche sah durch heiße Freudenthränen dunkel die unnennbare Gestalt — ein nahes, warmes Wehen schmelzte sein Herz, daß es zerfloß in lauter Liebe, in grenzenlose Liebe — die Schöpfung drang erblassend, aber nah, an seine Brust — und sein Wesen und alle Wesen wurden eine einzige Liebe — und durch die Liebesthränen schimmerte die Natur als eine blühende Aue herein, und die Meere lagen darauf wie dunkelgrüner Regen, und die Sonnen wie feuriger Thau — vor dem Sonnenfeuer des Allmächtigen stand die Geisterwelt als Regenbogen, und die Seelen brachen von einem Jahrtausend in's andere tropfend, sein Licht in alle Farben, und der Regenbogen wankte nie, und wechselte nur die Tropfen, nicht die Farben. —

Der Allliebende schaute an seine volle Schöpfung, und sagte: „ich lieb' euch alle von Ewigkeit — ich liebe den Wurm im Meer und das Kind auf der Erde, und den Engel auf der Sonne. — Warum hast du gezagt? Hab' ich dir nicht das erste Leben schon gereicht, und die Liebe, und die Freude, und die Wahrheit? Bin ich nicht in deinem Herzen?" —

Da zogen die Welten mit ihren Todtenglocken vorüber, aber wie mit einem Kirchengeläute von Harmonikaglocken zu einem höheren Tempel, und alle Klüfte waren mit Kräften, und jeder Tod mit Schlaf gefüllt.

Nun dachte der Ueberglückliche, sein dunkles Erdenleben sei auch geschlossen; aber tief unten stieg die in Gewölk gekleidete Erde herauf, und zog den Menschen aus Erde wieder in ihre Wolken hinein. Der Allliebende hüllte sich wieder in das All. Aber ein Schimmer lag noch auf einem langen Eisgebirge weit hinter den Sonnen. Die hohen Eisberge flossen am Schimmer strahlend aus einander, gebückte Blumen flatterten angeweht über die zerschmolzene Mauer auf, ein unabsehliches Land lag aufgedeckt im Mondlicht, weit in's Meer der Ewigkeit hinein, und er sah nichts darin, als unzählige Augen, die herüber blickten und selig weinend glänzten, wie ein Frühling voll warmen Regens unter der Sonne funkelt, und er fühlte am Sehnen und am Ziehen seines Herzens, daß es Alle seine, daß es Alle unsere Menschen waren, die gestorben sind.

Der Sterbliche blickte, schneller auf die Erde zufallend, mit erhobenen, betenden Händen nach der Stelle im Himmelblau empor, wo der Unendliche seinem Herzen erschienen war — und ein stiller Glanz hing unverrückt an der hohen Stelle. Und als er noch schwerer den erleuchteten, weichenden Dunst unserer Kugel betrat und zertheilte, stand noch immer der Glanz im Aether fest, nur tiefer an der umrollenden Erde . . .

Und da er unsern kalten Boden berührte, erwachte er; aber der feste Glanz stand im blauen Osten noch, und war die — Sonne.

Der Kranke stand unten im Garten, der erste herbe, giftig Traum hatte ihn hinab gedrängt — die Morgenluft wehte — das Feuer war gelöscht — sein Fieber war geheilt, und sein Herz in Seelenruhe.

Und wie die Qual des Fiebers den höllischen, und der Sieg der Natur den himmlischen Traum geboren, und wie wieder der folternde Traum den Scheidepunkt, und der labende die Genesung beschleunigt hatte, so werden auch unsere geistigen Träume, unsere Seelenfieber nicht blos entzünden, sondern auch kühlen und heilen, und die Gespenster unseres Herzens werden verschwinden, wenn wir von seinen Gebrechen genesen.

Der doppelte Schwur der Besserung*).

Heinrich war ein funfzehnjähriger Jüngling, daß heißt, voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereuete; er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig lieb, aber seine Vergnügungen oft stärker; er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht seinen Willen; und seine ausbrennende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen, als ihm selber. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sündigen umher; und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehltritten seinen Freunden und sogar ihm die Hoffnung der Besserung.

Jetzt kam dem Grafen, seinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akademie und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumiger und abschüssiger werden und wohin keine zurückziehende Hand keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken und endlich mit einer besudelten,

*) Jean Paul's Werke. Drittes Bändchen.

entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und Alles verloren, sogar den Wiederschein der Tugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Gruft seiner Gemahlin stand gleichsam unter dem Fußboden seines Lebens und unterhöhlte jedes Beet, wo er Blumen suchte. — Jetzt wurd' er an seinem Geburtstag und vielleicht durch diesen krank, so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank, so ging der gequälte Sohn in das englische Wäldchen, worin das Grabmal seiner Mutter und das leere war, das sein Vater sich in der Leichenklage hatte bauen lassen; und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste den Krieg mit seinem Jähzorn und mit seinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: „Die dünne Erde, die deinen Vater hält und ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald eindrechen, vielleicht in wenig Tagen und dann stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung, und er kommt zu deiner Mutter und kann ihr nicht sagen, daß du besser bist." O da weint' er heftig; aber, unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne dein Bessern?

Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder und drückte im kränklichen Uebermaße von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die fieberhafte Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß — er wurde froher und wilder — er trank — er verwilderte mehr — sein Lehrer, der die sieche Weichheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Aufschwellen des Freudentaumels — Heinrich wurde glühend den Geboten ungehorsam, die er für keine weichen, väterlichen hielt — und da der Lehrer fest, stark und nothwendig wiederholte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des strengen Freundes zu tief — und da flog auf das so oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde und sank auf das Krankenbette zurück.

Ich will euch, liebe Kinder, weder Heinrichs Gram, noch Schuld abmalen; aber schließet in das strenge Urtheil, das ihr über die seine sprechen müsset, auch jede ein, die ihr vielleicht auf euch geladen, ach, welches Kind kann an das Sterbebette seiner Aeltern treten, ohne daß es sagen muß: „Wenn ich Ihrem Leben auch keine Jahre nahm, o! so kost' ich ihnen doch Wochen und Tage! — Ach die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, hab' ich vielleicht selber gegeben oder verstärkt, und das liebe Auge, das so gern noch eine Stunde lang in's Leben blicken wollte, drücken ja blos meine Fehler früher zu!" — Aber der wahnsinnige Sterbliche begehet seine Sünden so kühn, blos weil sich ihm ihre mörderischen Folgen verhüllen; — er kettet die in seine Brust eingesperrten, reißenden Thiere los, und lässet sie in der Nacht unter die Menschen dringen, aber er sieht es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreife und würge.

Leichtsinnig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher, und erst, wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule zieht als eine Schandsäule auf sein Grab und steht ewig darauf.

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung verschwand, die zerfallende Gestalt des guten Vaters vor Qualen nicht mehr anschauen; er hielt sich blos im nächsten Zimmer auf und kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben spielten, wie ein Missethäter still und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerschmetternden Schrei: Er ist todt! —

Endlich mußt' er vor den Kranken kommen, um Abschied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen; aber der Vater gab ihm nur seine Liebe, aber nicht sein Vertrauen wieder und sagte: „Aendere dich, Sohn, aber versprich es nicht."

Heinrich lag niedergedrückt von Schaam und Trauer im Nebenzimmer, als er wie erwachend seinen alten Lehrer, der auch der Lehrer seines Vaters gewesen, diesen einsegnen hörte, als ziehe schon die längste Nacht um das kalte Leben: „Schlummere süß hinüber," sagte er, „du tugendhafter Mensch, du treuer Schüler! Alle guten Vorsätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine schönen Thaten müssen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich, und lächle, wenn du mich hörest und wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung ist."

Der Kranke konnte sich unter dem schweren über ihn gewälzten Eise der Ohnmacht nicht ermannen, die gebrochenen Sinnen hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes und er stammelte: „Heinrich, ich sehe dich nicht, aber ich höre dich; lege deine Hand auf mich und schwöre es, daß du besser wirst." Er stürzte herein zum Schwur; aber der Lehrer winkte ihm und legte seine Hand auf das erkaltende Herz und sagte leise: ich schwöre in Ihrem Namen.

Aber plötzlich fühlt' er das Herz gestorben, und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Flieh, Unglücklicher," sagt er, „er ist ohne Hoffnung gestorben."

Heinrich floh aus dem Schloß. O wie hätt' er eine Trauer schauen oder theilen dürfen, die er selber über die väterlichen Freunde gebracht? Er ließ seinem Lehrer blos das Versprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er in's englische Wäldchen, und sah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchschneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere, künftige Schlummerstätte des Vaters zu berühren; — er lehnte sich blos an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch seine Schuld gestorben war, das mütterliche, das schon lange stille stand im Staube der zerfallenden Brust. Er durfte nicht weinen, und nicht geloben, schweigend, gebückt und schwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm Erinnerungen des Verlustes und der Schuld — jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch einhergetragenen Aehrenlese entgegen lief — jedes Geläute kam aus einer Todtenglocke — jede Gruft war ein Grab — jeder Zeiger wies, wie auf jener königlichen Uhr *), nur auf die letzte väterliche Stunde.

Heinrich kam an. Aber nach fünf dunkeln Tagen voll Reue und Pein sehnt' er sich zum Freunde des Vaters zurück und schmachtete, ihn durch die Erstlinge seiner Veränderung zu trösten. Der Mensch feiert seinen Geliebten ein schöneres Todtenfest, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er seine vergießet, und der schönste Blumen- und Cypressenkranz, den wir an theure Grabmäler hängen können, ist ein Fruchtgewinde aus guten Thaten.

Er wollt' erst Nachts mit seiner Schaamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen ging, stand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes schauerhaft zwischen dem lebendigen Zweig, wie im Blau des reinen Himmels die graue Dampfwolke eines zusammengebrannten Dorfes schwimmt. Er lehnte das sinkende Haupt an die harte, kalte Säule und konnte nur dumpf und sprachlos weinen, und im dunkeln mit Martern angefüllten Herzen war kein Gedanke sichtbar. Hier stand er verlassen; keine sanfte Stimme sagte: weine nicht mehr! — Kein Vaterherz zerschmolz und sagte: Du bist genug gestraft. Das Rauschen der Wipfel schien ein Zürnen und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieses so Unwiederbringliche im Verluste lagerte sich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt.

Endlich erblickte er nach dem Fall einer Thräne einen sanften Stern am Himmel, der milde, wie das Auge eines himmlischen Geistes, zwischen die Wipfel hereinblickte; da kam ein weicherer Schmerz in die Brust, er dachte an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte, und nun sank er langsam auf die Knie und blickte zum Sterne hinauf und sagte: „O Vater, Vater!" (und die Wehmuth erdrückte lange die Stimme) „Hier liegt dein armes Kind an deinem Grabe und schwöret dir. — Ja, reiner, frommer Geist, ich werde anders werden; nimm mich wieder an: — — Ach könntest du ein Zeichen geben, daß du mich gehöret hast."

Es rauschte um ihn; — eine langsame Gestalt schlug die Zweige zurück und sagte: „ich habe dich gehört und hoffe wieder!" Es war sein Vater.

Das Mittelding zwischen Tod und Schlaf, die Schwester des Todes, die Ohnmacht, hatte wie ein gesunder, tiefer Schlummer ihm das Leben wieder bescheeret, und er war dem Tode wieder entgangen. Guter Vater! und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern und süßer überströmen können, als in dieser Auferstehungsminute, wo dein vom schärfsten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem bessern an deines sank und dir die schönste Hoffnung eines Vaters brachte! —

Aber, indem der Vorhang dieser kurzen Scene fällt, so frag' ich euch, geliebte junge Leser: habt ihr Eltern, denen ihr die schönste Hoffnung noch nicht gegeben habt? O dann erinnere ich euch wie ein Gewissen daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Trost habt und wo ihr ausruft: „Ach sie haben mich am meisten geliebt, aber ich ließ sie ohne Hoffnung sterben, und ich war ihr letzter Schmerz!"

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen **).

„Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schauete mit dem Blick einer langen Verzweiflung

---

*) Im château royal zu Versailles war sonst eine Uhr, die, so lange als der König lebte, stand und auf die Todesstunde des vorigen zeigte und nur ging, wenn wieder einer starb (s. Sander's Reise 1. Bd.). Ein schöneres memento mori als irgend eines! —

**) Jean Paul's Werke. Drittes Bändchen.

auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe an ihm, es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte nichts mit aus dem ganzen reichen Leben, nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Erndten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfshügel des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfendem Gift, voll zielender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe.

„Ach die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge und er wußte nun, wo er war.

„Sinnlos und mit unausspechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!

„Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: das bin ich, sagte sein blutendes Herz und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

„Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmälig seine Züge an.

„Mitten in dem Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurm hernieder wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt — er schauete um den Horizont herum und über die weite Erde und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch wie ihr diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach ich könnte glücklich sein, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Neujahrs-Wünsche und Lehren erfüllet hätte.

„Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf — endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling, der in der Stellung des schönen Jünglings vom Kapitol sich einen Dorn auszieht und seine vorige blühende Gestalt wurd' ihm bitter vorgegaukelt.

„Er konnt' es nicht mehr sehen — er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiechend in den Schnee — er seufzete nur noch leise, trostlos und sinnlos: komme nur wieder, Jugend, komme wieder!" . . . .

— Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt; — er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen; aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte, die in's reine Land der Erndten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrweg stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: komme wieder, schöne Jugend — so würde sie nicht wieder kommen.

Der Traum einer Wahnsinnigen *).

Liuta — eine Jungfrau, Dichterin, Schwester und Braut — hatte in das Kriegsfeuer hinein Alles ziehen sehen müssen, was ihr theuer gewesen, zwei Brüder und den Bräutigam. Leicht ist's dem Manne, im feurigen Getümmel aller Sinnen und Kräfte und im allgemeinen Zornrausche seine oft erst nachgefühlten Wunden auszuhalten, oder im weiten Sterben mitzusterben; die Mutter aber, die zu Hause bleibt, und die Schwester und die Geliebte, welche alle sich mit starren Augen und Körpern vor die Pfeile des Unglücks stellen müssen, und welche warten ohne Erwartung, diese bluten ungesehen und ungeheilt in allen Kriegen viel schmerzhafter. Wenn der künftige Tod mit seinen Siegs- oder Pulverwagen vor ihren Fenstern vorüberzieht, wenn die Feldmusik des Feindes vorüberjubelt; wenn die Waffen, welche die geliebte Brust durchstoßen sollen, geschliffen in die nassen Augen blenden, und wenn endlich ein feindlicher Donner dem andern begegnet, dann ist kein fernes Herz mehr glücklich, als ein todtes, dann gehen alle Kugeln, die das geliebte nicht treffen, vom Schlachtfelde her durch das liebende; und die ganze Zeit ist nur Ein Schmerz, den kein Sieg abwendet, sondern verdoppelt; denn jede gleichsam blutschwarz gesiegelte Zeitung enthält nur namenlosen Tod. Werfe die Liebende immer die Zeitungen weg, ihr Nachttraum bringt ihr doch wahre oder falsche, aber meistens blutige.

Liuta bekam solche Nachtblätter früher als die Tagblätter; jeder Traum tödtete eine Freude in ihrem Herzen. Nach drei schwarzen Weissagungen kam Eine Erfüllung: ihr ältester Bruder war gestorben, obwohl nicht getödtet. Ihr Schmerz ließ ihr noch zwei Hoffnungen. Aber bald wurde ihr wieder eine ausgelöscht: ihr zweiter Bruder, der Waffengenoß ihres Bräutigams, war gefallen auf dem Schlachtfelde, dem rechten Saatfelde des Todes, worauf selten mehr geerndtet wird, als ein kümmerlicher, seufzender Friede.

Jetzt schloß das zweimal getroffne Herz das Wundenblut in sich ein und kochte es zu Feuergift. „Der Dritte ist auch todt, sagte sie, er stirbt ja jede Nacht einmal vor mir; denn aller guten, aller bösen Dinge sind drei." Der Wahnsinn zog sie in seine Strudel unter seine Furienlarven hinunter. O gäb' es doch eine Kunst, für das geängstete Leben nur einen rosenfarbnen Wahnsinn zu erfinden! Warum muß, wenn die Wirklichkeit alle Güter niedergebrannt hat, noch der Traum über uns einen fortflammenden wilden Nordschein entzünden, und das Medusenhaupt des Wahnsinns die Wunde versteinern? —

Das Sonderbare an Liuta's Wahnsinn war, daß bei ihr, welche im Wachen mehr still und matt umschlich, erst im Traum, der selber ein täglicher Wahnsinn ist, sich ihr Bangen verdoppelte. Ihr Stöhnen, ihre Wehworte und Gesichtszuckungen im Schlafe sagten deutlich an, welche greuliche in einander geworfene Gestalten der Traum aus den Fluthen heraufspiegle, die so tief ihr Leben bedeckten. Sie erwachte stets bei Sonnen-Untergang wie eine Nachtviole, sie mochte viel oder wenig geschlafen haben. Die Nacht brachte sie damit zu, daß sie andern, oder auch nur sich ihre grausen Dichterträume erzählte. Leider warf dann der Traum seine Schattenspiele weit in's Leben heraus, und sie sah bald den Bräutigam, bald die Brüder vor sich stehen. Am meisten wurde sie gequält und verwirrt, daß sie den dritten Todten, den Bräutigam, nicht beweinen konnte; stundenlang sah sie ihr heiß trocknes Auge vor dem Spiegel an, in der Hoffnung auf einen einzigen ladenden Tropfen. Oft rief sie im Traume, „nur noch eine Thräne, o Gott! Nur noch diese gib dem Auge, dann verwelk' es — ach ich habe ja wahrlich nur zweimal geweint."

Aber das Schicksal dachte ihr eine süßere Thräne zu; nämlich ihr geliebter Alexander kehrte blühend aus dem vulkanischen Herde des Krieges zurück. Er wollte der Braut sein erbeutetes Leben mitbringen und weihen; aber wie sollte er den wahnsinnigen Augen wahrhaft erscheinen, denen er bisher so oft blos nachgemacht vorgespiegelt worden? Sie kann ja, sagte die Mutter, bei seinem Anblicke schreien, ich sehe meinen Bräutigam und einen Bruder, wo ist denn der dritte? Die Mutter führte (zum Beweise) jene Schauergeschichte an, daß eine Wahnsinnige, die immer ihre verlorne Freundin als Wiederkömmlingin des Todes am Tische sitzen sehen, auf einmal mit dem Schrei: da sind zwei! todt niedergefallen, als man ein lebendiges Ebenbild der Freundin ihr vor die Augen gebracht hatte. Aber der Liebhaber sagte, „wagen muß man auch im Frieden — man ändere nur ihre Träume — und wie? — durch Musik, die sie ja sonst so liebte. Sie erwache in den schönsten Umgebungen. Ich will Alles anordnen. Dann tret' ich an der Hand der theuern Mutter vor sie. Man hat die Unglückliche ja bisher schlafen und träumen lassen, wie sie gewollt. Also, ohne Umstände! Bei Gott, ich kenne sie."

Die Mutter gab das milde Vorbereiten zu. Einige Stunden vor Sonnenuntergang sank Liuta in Schlaf. Man trug sie in ein Zimmer, welches der Abendhimmel mit allen seinen Rosen füllen konnte. In drei Zimmern hinter einander wurden Flöten, Harfen, Singstimmen so verlegt, daß sie durch bloße Fernen sich einen gegenseitigen Widerhall zuspielten. Sie durften mit ihren Zaubermitteln nicht aussetzen, weil eben die Musik in ihre reine selige Unendlichkeit am leichtesten die Unendlichkeit unserer Qualen auflöset, und der Ton von jeher die reißenden Thiere des Wahnsinns und Weh's bezwang. Das Schlafzimmer wurde mit Blumen ausgelegt, Schmetterlinge ließ man hin und her fliegen, und Nachtigallen draußen spielten von selber mit ihrem Liebesjubel in das Menschengetön. Nur die Spiegel wurden als die Hintergründe und Wohnstätten von Scheinerscheinungen abgenommen. Bei Sonnen-Untergang wollte nun Alexander, sobald Liuta's Geberde und Rede die beruhigtere Seele ansagte, an der Hand der Mutter, als der Bürgin der Wirklichkeit, vor sie treten und sagen, daß er noch lebe und liebe.

Als die Hörstumme die ersten Töne vernahm, schien sie mit

*) Jean Paul's Werke. Drittes Bändchen.

beiden Händen diese oder ihr Geträumtes von sich abzuwehren'; dann kam Krieg in's blasse thränenlose Angesicht — ein Schmerz nach dem andern zog seine Furche auf der zarten Schönheit und wühlte in den Lilien ihres Angesichts. Einmal sagte sie: o wohl mir, daß ich weine, und trocknete das Auge; aber es war keine Thräne darin, sondern nur die Mutter und der Geliebte weinten. — Endlich aber rief sie: „o sag' das zu mir wieder, Alexander! Heile, heile, wunde Seele!" da lösete sich ihre harte Wetterwolke in sanften warmen Regen und die Thränen überflossen das ganze Angesicht, aber sie bewegte keine Hand, sie abzutrocknen. Dann sang sie, könnt' ich droben stehen und mit Euch singen! — und wußte nicht, daß sie schon sang.

Als endlich die Sonne versank, schlug sie die Augen auf und sagte, ob sie gleich ihre Hand zugeschlossen hielt: „Alexander, ich halte deine Hand in meiner." Er trat schnell vor sie, und faßte ihre Hand in seine, und die Mutter nahm die andere, und er sagte: sieh deinen Freund und deine Mutter an, Geliebte! — — Sie blickte starr in's Abendroth — dann auf die Menschen — hörte die Flöten — weinte sehr, aber lächelnd — und sank an den Geliebten! — und fragte, ist denn der Traum erfüllt? — und dann sank sie an die Mutter und sagte: ich glaube, er ist erfüllt. — „Bei Gott!" sagte Alexander, der einen schönen errieth.

Nachdem die ersten Entzückungen über ihre Genesung vorüber waren, erzählte sie den wunderbaren Traum, bat aber, daß unter dem Erzählen die Töne aufhörten, da sie doch immer noch krank sei, und die Töne im Wachen so tief eindrängen.

Sie erzählte, der Traum kennt nicht Land und Zeit; ich war eben da. Aber wie? Drei Höllenflüsse schlängelten sich steilrecht unter der Sonne hinauf. — Weit hinter unserm Himmel stand ein ganz ätherschwarzer Himmel voll festgehaltener Welten, die noch nicht gingen, sie nannten es die Vor-Ewigkeit. Mir war, als umkreisete im Finstern der Jammer und sein Gespenst mich immer näher. Da ging die hiesige Sonne auf, und hatte eine Furienmaske und hinter ihr kam das erste Mondsviertel als Schlangenkamm; sogleich flogen und spielten geflügelte Eintags-Menschen im Morgenstrahl, und sanken so wie die Gestirne stiegen. Ich sah das Thor der Ewigkeit, ein schöner Jüngling, den ich von ferne lieben mußte, trat hinan, man brachte ihm den Thorschlüssel, sogleich fiel er verstäubend danieder und dann ging er hinein in die Ewigkeit. Darauf kam der ordentliche große Tod auf vier kleinen bunten Schmetterlingsflügeln und sagte, er halte seine Elephantenjagd nach Welten; aber er warf Sonne nach Sonne wie Früchte ganz herab, und nur ihre Erden zerstäubten schon unterwegs. —

Da kamen plötzlich meine Brüder, und grüßten mich nicht, sondern der eine sagte sehr ernst, hörst du nichts? Jetzt hört' ich aus dem Boden herauf, der ein Gottesacker voll lebendig Begrabener war, ein verworrenes Gemurmel und Durcheinanderstöhnen von Scheinleichen, und oben auf den Bergen umher standen unzählige Zwerge, und lachten laut über Alles, und tanzten lebhaft zusammen. „Sieh dich doch endlich um!" sagte der zweite Bruder ganz zornig. Hinter mir standen viele Schatten, und tranken mir aus Aschenkrügen zu, sie hatten aber keine Kraft zur Stimme, sondern warteten auf den großen Aschenregen, worein sie mit der Zunge ihre Gedanken leserlich schreiben wollten. Da strich schnell durch die weichen Schatten eine hohe Jünglingsgestalt, aber ganz eingeschleiert, sogar Hände und Füße, und hielt ein Buch. „Welche Zeit ist's, Freunde?" fragte die Gestalt mit süßer Stimme meine Brüder . . . . .

„Alle Sonnenuhren sind rückwärts gegangen und zeigen auf Null," rief ein springender Zwerg auf einem ganz fernen Gebirge. „Es ist nicht wahr," sagte die Gestalt, und der Zwerg stürzte vom Gebirg.

„Du armes Herz," sagte sie dann wie ein Lautenton zu mir, „du hast jetzt einen schweren Traum; aber hier hab' ich das Traumbuch; Träume bedeuten stets ihr Gegentheil; bitte Gott um die schlimmsten, so wird es dir wohlgelingen, bei'm Erwachen." — Ach du, ach du! ich kenne dich gewiß! rief ich. — „Nenne keine Namen, befahl sie stark, sonst erwacht Alles, vorzüglich der Teufel." — Die Schatten schienen verschwunden, meine Brüder schritten weit von mir auf Felsenspitzen aufeinander zu, und konnten sich nirgends erlangen und traten rückwärts, und die meisten Zwerge wurden erquetscht. Wir beide wateten schwer und schwerer; das Ungeheuere oder das Nichts umgriff, durchgriff mein Leben, und ich weinte beklommen, aber immer nur schwül in's anschwellende Herz zurück. „Ich höre endlich das böse Gruben-Alpenhorn, aber du noch nicht; o schön! schön geträumt nach dem Traumbuche!" sagte die Gestalt, und ihr Schleier schleppte immer länger und weiter um sie. Neugeborne Kinder mit Kränzen aus Giftblumen lagen am Wege. „O viel" versprechend!" sagte die Gestalt. In einem Garten machten Kinder Blasmusik und die Greise mußten darnach tanzen und zwar in ihre Gräber hinein, bis man nur noch den darin hüpfenden Kopf wahrnahm, und endlich gar nur das Verwesende, das, so gut es konnte, stäubend fortwirbelte. — „Sehr gut, sagte die Jünglingsgestalt zu mir, nur weinst du mir nicht genug; richte dich doch genauer nach dem Traumbuch; etwas anders und gefährlicheres wären Freudenthränen!"

Darauf fanden wir in einem Thale zwei mit Dolchspitzen gekrönte Tyrannen an den beiden Felswänden langgestreckt herunter liegen, welche sich mit einander freundlich besprachen; aber jedes Wort wurde ein lebendiges Thier und fuhr herunter bald als ein Wolf, als ein Tiger, als eine Kröte oder als ein Geier. Sie lagen auf zwei durchsichtigen Bergen, deren Goldadern und Silberadern zersprangen, so daß aus den einen Blut, aus den andern Thränen flossen. Endlich schüttelten sich beide Tyrannen die Hände, aber jeder that es mit einer fremden abgehauenen Hand, der eine hatte die weiße eines weißen Mohren, der andere die schwarze eines Blaufärbers. Jetzt riß mich der Jüngling aus der Bergkluft und sagte: „da ist's!" Ich sah einen schwarzen Bühnenvorhang, der vom Himmel auf die Erde hing, und eine Hölle war künstlich darauf gemalt; um ihn gaukelte emsig der Sturmschmetterling und verlangte durchaus hinein.

Jetzt hörte auch ich das böse Alpgruben-Horn und der Vorhang fuhr gen Himmel.

Auf einer unabsehlichen Ebene standen zwei Kriegsheere einander still gegenüber; sie bestanden aber blos in den aus den Siegesheeren der Erde nach Hause ziehenden Verstümmelten, nur lauter Menschen mit einem Arme, einem Auge, mit weiten Wunden; und ich sah durch tausend hinter einander gestellte Wunden die Sterne deutlich blitzen. Jetzt begannen sie die sogenannte stumme Schlacht mit Windbüchsen — man hörte nichts, nur Gestalt nach Gestalt stürzte um, und jede drückte sich selber mit ihrer Hand die Augen zu. Aus einer lieblich-hellen Wolke bot ein Arm sich wie zur Hülfe an, aber er war dreimal zerbrochen und blutete. Die Sternenflecken waren weiße Flecken des Himmelstigers und hoch oben auf der Sonne stand still der alte Basilisk hinter einem Isis-Schleier. Aengstlich blickten alle hinauf, weil sie starben, sobald er sich aufdeckte, und die Welt ansah. Da trat in meiner Bangigkeit der Ur-Teufel vor mich, der taubstumm war; mit den Grauslauten der Stummen, mit ihren wilden Geberden quälte er sich vergeblich ab, um mir unsäglichen Jammer deutlich anzusagen; und winkte immer zum Basilisken hinauf, um sich faßlich zu machen; endlich da ich noch nicht genug verzweifelte, griff er mit einer Kralle, die sich unaufhörlich verlängerte, hinauf zum verschleierten Drachen, um den Schleier von dessen alltödtenden Augen zu reißen.

„Liuta, nun bist du erlöset, wach' auf!" sagte der Jüngling. Und ich träumte, daß ich erwachte. Im Scheinerwachen stand er noch bei mir, aber ohne Schleier, und ich erkannte ihn längst. Wir standen beide auf einer krystallenen Gondel, die sich auf einem Meere von weichen Tulpen wie auf Wogen bewegte, und zwei große Schmetterlingsflügel wehten als Segel, und Flötentöne hauchten uns auf den Blumenglocken weiter.

„Leb' ich oder du?" sagt' ich. „Du und ich (sagte der Jüngling), heile, heile, wunde Seele!" — O sag' es immer fort, rief ich; er sagte es fort, aber seine Laute senkten mich in süßes tiefes Sterben hinunter, und immer süßer und tiefer; meine Augen schloß sein Tönen, aber ich sah ihn durch die Augenlider — ich that sie auf voll Freudenthränen; aber ich sah ihn durch die Thränen; — ich trocknete sie, da war sein Blick mein Kuß. Der Himmel über uns war gestirnt blos mit weißen Perlen, nur das Zwillingsgestirn blickte immer heller und lebendiger, und sah mich am Ende mit vier alten Brüder-Augen an, und vor dem Monde zog eine weiße Aurora voraus. Wir flogen, wir glitten zwischen Inseln hin, und ich sang im Fliegen: hätt' ich tausend Herzen, hätt' ich tausend Leben, nur Einem Herzen, Einem Leben gäb' ich Alle hin, und der Jüngling sah mich an und sagte: „könnt' ich deine Hand jetzt nehmen! Aber auf dem Meere ist es uns verboten, warte auf das feste Land" — Wir eilten nun zwischen den Paradiesinseln hindurch. Auf einer wohnten Rosen, und feierten ihr Rosenfest und opferten die Dornen. — Auf einer sangen Nachtigallen auf Flötenzweigen ruhend, und die Flöten klangen ihnen von selber nach und die Adler schlugen stark die Lauten mit Flügeln. — Auf einer herrschten die Blumen, und Maienblumen führten die Kinder, und Lilien die Jungfrauen. — Eine Insel voll Wonneseufzer kam, aber sie schwamm selber vor uns vorüber; ihr flossen lange weiße Rosenwogen nach, und rothe walleten ihr entgegen, und endlich stand sie überbauet als Rosenlaube, mitten im Meere fest.

Als wir vor einem Vorgebirge mit ewigem Schnee vorüber waren, fiel plötzlich auf den ganzen Himmel ein bunter Glanzthau.

Wo ist denn die Sonne dazu? fragt' ich. „In der Brust, sagte der Jüngling, ist die Ursonne; sieh wie sich in der Nacht die Ursonnenblumen nach deinem Herzen wenden." Und die Vergißmeinnicht auf seiner Brust bewegten sich heftig nach den Schlägen meines Herzens.

„O wie meine Blumen nachzittern! (sagte der Jüngling)

Warum zittert denn dein Herz so sehr" Ich antwortete: es zittert nur als eine Saite, die sich unsichtbar macht, um lange wohlzulauten, wenn die Hand der Harmonie sie hart anschlägt. Da sah mich der Jüngling seltsam an, aber schön; und eine Thräne kam aus seinem Auge, aber sie fiel nicht weiter, sondern hob sich in den Himmel und wurde groß und hing als Silberwölkchen im Blau. Was sah ich droben? Da richteten sich alle Wolken am Horizont als menschliche Gestalten auf und standen als weiße Bräute am Himmel und gleichsam wie Memnonsbilder sangen alle Bräute hernieder als sie roth beglänzt wurden, und sie lösten das bange Herz. „O könnt' ich droben stehen und mitsingen, und mit den andern Wolken sonnig und thauig aus einander fließen," rief ich. „O das nicht, Liuta! sagte der Jüngling; sieh doch lieber dort das lange Ufer grünen, wo ich deine Hand berühren darf." Da flog plötzlich von dem langen Ufer eine Lerche auf uns her und sang ihr altes Erdenlied, ob wohl im Ewigkeitsblau; nun schwanden mir Himmel und Inseln; denn die Lerche sang unsere Erden-Frühlinge zurück und voraus, und das Herz brannte in einheimischem Leben und die ältesten Freuden kehrten um.

Und auf dem Ufer, woher die Lerche kam, regnete es Blumendüfte, und aus dem Hintergrund hob sich ein Regenbogen immer schneller, unter welchem das Bild eines erhabnen Angesichts wie unter einem Siegsbogen stand. „Siehst du nicht das Pfauenrad des Paradiesvogels höher steigen, und wie es Kolibri als Funken aussprizt? (sagte der Jüngling.) Stürz' mir nach in's Meer aus Rosenöl und eile an's Ufer, eh' der steigende brennende Kreis des Erdenvogels uns blendet.

Und ich stürzte nach, und wir schwammen und meine Freudenthränen glitten mir im Rosenöle schimmernd nach. — Als wir an das Ufer stiegen, stand der Bogen als eine runde Sonne da, die den halben Himmel bedeckte; Glanz auf Glanz überschleierte den Jüngling: er aber faßte meine Hand und ich erwachte, da faßte er meine Hand.

Leben
des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal *).

Eine Art Idylle.

Wie war dein Leben und Streben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wuz! Der stille blaue Himmel eines Nachsommers ging nicht mit Gewölk, sondern mit Duft um dein Leben; deine Epochen waren das Schwanken und dein Streben war das Umlegen einer Lilie, deren blätteraufstehende Blumen aus einander flattern — und schon außer dem Grabe schliefest du sanft.

Jetzt aber, meine Freunde, müssen vor allen Dingen die Stühle um den Ofen, der Schenktisch mit dem Trinkwasser an unsre Kniee gerückt und die Vorhänge zugezogen und die Schlafmützen aufgesetzt werden und an die grand monde über der Gasse drüben und an's palais royal muß keiner von uns denken, blos weil ich die ruhige Geschichte des vergnügten Schulmeisterleins erzähle — und du, mein lieber Christian, der du eine einathmende Brust für die einzigen dephlegistisirten und stärkenden Freuden des Lebens, für die häuslichen hast, setze dich auf den Arm des Stuhls, aus dem ich heraus erzähle und lehne dich zuweilen ein wenig an mich! du machst mich gar nicht irre.

Seit der Schwedenzeit waren die Wuze Schulmeister in Auenthal, und ich glaube nicht, daß Einer vom Pfarrer oder von seiner Gemeinde verklagt wurde. Allemal acht oder neun Jahre nach der Hochzeit versahen Wuz und Sohn das Amt mit Verstand — unser Maria Wuz dozirte unter seinem Vater schon das ABC, in der er das Buchstabiren erlernte, das nichts taugt. Der Charakter unsers Wuz hatte wie der Unterricht anderer Schulleute etwas Spielendes und Kindisches, aber nicht im Kummer, sondern in der Freude.

Schon in der Kindheit war er ein wenig kindisch. Denn es gibt zweierlei Kinderspiele, kindische und ernsthafte — die ernsthaften sind Nachahmungen der Erwachsenen, das Kaufmanns-Soldatens-Handwerks-Spielen — die kindischen sind Nachäffungen der Thiere. Wuz war beim Spielen nie etwas Anderes als ein Haase, eine Turteltaube oder das Junge derselben, ein Bär, ein Pferd, oder gar der Wagen daran. Glaubt mir; ein Seraph findet auch in unsern Kollegien und Hörsälen keine Geschäfte, sondern nur Spiele und, wenn er's hoch treibt, jene zweierlei Spiele.

Indeß hatt' er auch, wie alle Philosophen, seine ernsthaftesten Geschäfte und Stunden. Setzte er nicht schon längst — ehe die brandenburgischen erwachsenen Geistlichen nur fünf Fäde von buntem Ueberzug umthaten — sich dadurch über große Vortheile weg, daß er eine blaue Schürze, die seltner der geistliche Ornat als der in ein Amt tragende Dr. Faust's Mantel guter Kandidaten ist, Vormittags über sich warf und in diesem kouleurten Meßgewand der Magd seines Vaters die vielen Sünden vorhielt, die sie um Himmel und Hölle bringen konnten? — ja er griff seinen eigenen Vater an, aber Nachmittags, denn wenn er diesem Kober's Kabinetsprediger vorlas, war's seine innige Freude, dann und wann zwei, drei Worte oder gar Zeilen aus eigenen Ideen einzuschalten und diese Interpolation mit weg zu lesen, als spräche H. Kober selbst mit seinem Vater. Ich denke, ich werfe durch diese Personalie vieles Licht auf ihn und ein Spaß, den er später auf der Kanzel trieb, da er auch Nachmittags den Kirchengängern die Postille an Pfarrers Statt vorlas, aber mit so viel hineingespielten eignen Verlagsartikeln und Fabrikaten, daß er dem Teufel Schaden that und dessen Diener rührte. „Justel, sagt' er nachher um 4 Uhr zu seiner Frau, was weißt du unten in deinem Stuhl, wie prächtig es einem oben ist, zumal unter dem Kanzelliede."

Wir können's leicht bei seinen ältern Jahren erfragen, wie er in seinen Flegeljahren war. Im December von jenen ließ er allemal das Licht eine Stunde später bringen, weil er in dieser Stunde seine Kindheit — jeden Tag nahm er einen andern Tag — rekapitulirte. Indem der Wind seine Fenster mit Schneevorhängen verfinsterte und indem ihn aus den Ofenfugen das Feuer anblickte, so drückte er die Augen zu und ließ auf die gefrornen Wiesen den längst vermoderten Frühling niederthauen; da bauete er sich mit der Schwester in den Heuschober ein und fuhr auf dem architektonisch gewölbten Heugebirge des Wagens heim und rieth droben mit geschlossenen Augen, wo sie wohl nun fahren. In der Abendkühle, unter dem Schwalben-Scharmuziren über sich, schoß er, froh über die untere Entkleidung und das Deshabillé der Beine, als schreiende Schwalbe herum und mauerte sich für sein Junges — ein hölzerner Weihnachtshahn mit angepichten Federn war's — eine Koth-Rotunda mit einem Schnabel von Holz und trug hernach Bettstroh und Bettfedern zum Nest. Für eine andere palingenesirende Abendstunde wurde ein prächtiger Trinitatis (ich wollt' es gäbe 365 Trinitatis) aufgehoben, wo er am Morgen im tönenden Lenz um ihn und in ihm, mit läutendem Schlüsselbund und durch's Dorf in den Garten stolzirte, sich im Thau abkühlte und das glühende Gesicht durch die tropfende Johannisbeerstaude drängte, sich mit dem hochstämmigen Grase maß und mit zwei schwachen Fingern die Rosen für den H. Senior und sein Kanzelpult abdrehte. An eben diesem Trinitatis — das war die zweite Schüssel an dem nämlichen December-Abend — quetschte er, mit dem Sonnenschein auf dem Rücken, den Orgeltasten den Choral „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" ein oder ab (mehr kann er noch nicht) und streckte die kurzen Beine mit vergeblichen Approchen zur Parterre-Tastatur hinunter und der Vater riß für ihn die richtigen Register heraus. — Er würde die ungleichartigsten Dinge zusammenschütten, wenn er sich in den gedachten zwei Abendstunden erinnerte, was er im Kindheits-Dezember vornahm; aber er war so klug, daß er sich erst in einer dritten darauf besann, wie er sonst Abends sich auf's Zuketten der Fensterläden freuete, weil er nun ganz gesichert vor allem in der lichten Stube huckte, ob er sich gleich vor der äußern Perspektive des die Stube abspiegelnden Fensters in Acht nahm; wie er und seine Geschwister die abendliche Kocherei der Mutter ausspionirten, unterstützten und unterbrachen, und wie sie mit zugedrückten Augen und zwischen den Brustwehr-Schenkeln des Vaters auf das Blenden des kommenden Lichts sich spitzten und wie sie, in dem aus dem unabsehlichen Gewölbe des Universums herausgeschnittenen oder hineingebauten Kloset ihrer Stube so beschirmet waren, so satt, so wohl .... Und alle Jahre, so oft er diese Retourfuhre seiner Kindheit und des Wolfsmonats darin, veranstaltete, vergaß und erstaunt' er — sobald das Licht angezündet wurde — daß in der Stube, die er sich wie ein Loretto-Häuschen aus dem Kindheits-Kanaan herüber holte, er ja gerade jetzt säße. — So schreibt er wenigstens selber diese Erinnerungs-hohen-Opern in seinen Rousseauischen Spaziergängen, die ich da vor mich lege, um nicht zu lügen. ....

Allein ich schnüre mir den Fuß mit lauter Wurzelngeflecht und Dickicht ein, wenn ich's nicht dadurch wegreiße, daß ich einen gewissen äußerst wichtigen Umstand aus seinem männlichen Alter herausschneide und sogleich jetzt aufsetze; nachher aber soll ordentlich a priori angefangen und mit Schulmeisterlein langsam in den drei aufsteigenden Zeichen der Altersstufen hinauf und auf der andern Seite in den drei niedersteigenden wieder hinabgegangen werden — bis Wuz am Fuße der tiefsten Stufe vor uns in's Grab fällt.

Ich wollte, ich hätte dieses Gleichniß nicht genommen. So oft ich in Lavater's Fragmenten oder in Comenii orbis pictus oder an einer Wand das Blut- und Trauergerüste der sieben Le-

*) Jean Paul's Werke. Drittes Bändchen.

benknationen besah — so oft ich zuschaute, wie das gemalte Geschöpf, sich verlängernd und ausstreckend, die Ameisen-Pyramide aufklettert, drei Minuten droben sich umblickt und einkriechend auf der andern Seite niederfährt und abgekürzt umkugelt auf die um diese Schädelstätte liegende Vorwelt — und so oft ich vor das athmende Rosengesicht voll Frühlinge und voll Durst, einen Himmel auszutrinken, trete und bedenke, daß nicht Jahrtausende, sondern Jahrzehnde dieses Gesicht in das zusammen geronnene zerknüllte Gesiche voll überlebter Hoffnungen ausgedorret haben . . . . aber indem ich über Andere mich betrübe, heben und senken mich die Seufzer selber, und wir wollen einander nicht so traurig machen!

Der wichtige Umstand, bei dem uns, wie man behauptet, so viel daran gelegen ist, ihn voraus zu hören, ist nämlich der, daß Wuz eine ganze Bibliothek — wie hätte der Mann sich eine kaufen können — sich eigenhändig schrieb. Sein Schreibzeug war seine Taschendruckerei; jedes neue Meßprodukt, dessen Titel das Meisterlein ansichtig wurde, war nun so gut als geschrieben oder gekauft, denn es setzte sich sogleich hin und machte das Produkt und schenkt es seiner ansehnlichen Büchersammlung, die wie die heidnischen, aus lauter Manuskripten bestand. Z. B. kaum waren die physiognomischen Fragmente von Lavater da, so ließ Wuz diesem furchtbaren Kopfe dadurch wenig voraus, daß er sein Konzeptpapier in Quarto brach und drei Wochen lang nicht vom Sessel wegging, sondern an seinem eigenen Kopfe so lange zog, bis er den physiognomischen Fötus heraus hatte — (er bettete den Fötus auf's Bücherbret hin) — und bis er sich den Schweizer nachgeschrieben hatte. Diese Wuzischen Fragmente übertitelte er die Lavaterschen und merkte an, „er hätte nichts gegen die gedruckten, aber seine Hand wäre hoffentlich eben so leserlich; wenn nicht besser als irgend ein Mittel-Fraktur-Druck.“ Er war kein verdammter Nachdrucker, der das Original hinlegt und oft das Meiste daraus abdruckt, sondern er nahm gar keines zur Hand. Daraus sind zwei Thatsachen vortrefflich zu erklären, erstlich die, daß es manchmal mit ihm haperte und daß er z. B. im ganzen Feder'schen Traktat über Raum und Zeit von nichts handelte, als vom Schiffs-**Raum** und der **Zeit**, die man Menses nennt. Die zweite Thatsache ist seine Glaubenssache; da er einige Jahre sein Repositorium auf diese Art vollgeschrieben und durchstudiret hatte, so nahm er die Meinung an, seine Schreibbücher wären eigentlich die kanonischen Urkunden, und die gedruckten wären bloße Nachstiche seiner geschriebenen; nur das, klagt' er, könn' er — und böten die Leute ihm Balleien dafür an — nicht heraus kriegen, wienach und warum der Buchführer das Gedruckte allzeit so sehr interpolire und umsetze, daß man wahrhaftig schwören sollte, das Gedruckte und das Geschriebene hätten doppelte Verfasser, wüßte man's nicht sonst.

Es war einfältig, wenn etwa ihm zum Possen ein Autor sein Werk gründlich schrieb, nämlich in Querfolio — oder witzig, nämlich in Sedez; denn sein Mitmeister Wuz sprang den Augenblick herbei und legte seinen Bogen in die Quere hin oder krempte ihn in Sedezimo ein.

Nur **ein** Buch ließ er in sein Haus, den Meßkatalog; denn die besten Inventarienstücke desselben mußte der Senior am Rande mit einer schwarzen Hand bestempeln, damit er sie hurtig genug schreiben konnte, um das Ostermeß-Heu in die Banse des Repositoriums hinein zu mähen, eh' das Michaelis-Grummet herausschoß. Ich möchte seine Meisterstücke nicht schreiben. Den größten Schaden hatte der Mann davon — Obstruktion zu halben Wochen und Strangurie auf der andern Seite — wenn der Senior (sein Friedrich Nikolai) zuviel Gutes, das er zu schreiben hatte, anstrich und seine Hand durch die gemalte anspornte; und sein Sohn klagte oft, daß in manchen Jahren sein Vater vor literarischer Geburtsarbeit kaum niesen konnte, weil er auf einmal Sturm's Betrachtungen, die verbesserte Auflage, Schiller's Räuber und Kant's Kritik der reinen Vernunft, der Welt zu schenken hatte. Das geschah bei Tage; Abends mußte der gute Mann nach dem Abendessen noch gar um den Südpol rudern und konnte auf seiner Kookischen Reise kaum drei gescheute Worte zum Sohne nach Deutschland heraufreden. Denn da unser Encyklopädist nie das innere Afrika oder nur einen spanischen Maulesel-Stall betreten oder die Einwohner von beiden gesprochen hatte, so hatt' er desto mehr Zeit und Fähigkeit, von beiden und allen Ländern reichhaltige Reisebeschreibungen zu liefern, — ich meine eine solche, worauf der Statistiker, der Menschheits-Geschichtsschreiber und ich selber fußen können, — erstlich deßwegen, weil auch andere Reisejournalisten ihre Beschreibungen ohne die Reise machen, — zweitens auch, weil Reisebeschreibungen überhaupt unmöglich auf eine andere Art zu machen sind, angesehen noch kein Reisebeschreiber wirklich vor oder in dem Lande stand, das er silhouettirte; denn so viel hat auch der Dümmste noch aus Leibnitzens vorherbestimmter Harmonie im Kopfe, daß die Seelen, z. B. die Seele eines Försters, Brydone, Björnstähls, insgesammt seßhaft auf dem Isolirschemel der versteinerten Zirbeldrüse — ja nichts anders von Südindien oder Europa beschreiben können, als was jede sich davon selber erdenkt und was sie, bei'm gänzlichen Mangel äußerer Eindrücke, aus ihren **fünf Kanker-Spinnwarzen** vorspinnt und abzwirnt. Wuz zerrete sein Reisejournal auch aus niemand anders als aus sich.

Er schreibt über Alles, und wenn die gelehrte Welt sich darüber wundert, daß er fünf Wochen nach dem Abdruck der Wertherschen Leiden einen alten Flederwisch nahm und sich eine harte Spuhle auszog und stehenden Fußes sie schrieb, die Leiden, ganz Deutschland ahmte nachher seine Leiden nach —, so wundert sich Niemand weniger über die gelehrte Welt, als ich; denn wie kann sie Rousseau's Bekenntnisse gesehen oder gelesen haben, die Wuz schrieb und die dato noch unter seinen Papieren liegen? In diesen spricht aber J. J. Rousseau oder Wuz (das ist einerlei) von sich, allein mit andern Worten: „Er würde wahrhaftig nicht so dumm sein, daß er Federn nähme und die besten Werke machte, wenn er nichts brauchte als bloß den Beutel aufzufinden und sie zu erhandeln. Allein er habe nichts darin als zwei schwarze Hemdknöpfe und einen kothigen Kreuzer. Woll' er mithin etwas Gescheutes lesen, z. B. aus der praktischen Arzneikunde und aus der Kranken-Universalhistorie, so müss' er sich an seinen triefenden Fensterstock setzen und den Bettel ersinnen. An wenn wollt' er sich wenden, um den Hintergrund der Freimaurergeheimnisse auszuhorchen, an welches Dionysius-Ohr mein' er, als an seine zwei eigenen? Auf diese, an seinen eigenen Kopf angebohrten, hör' er sehr, und indem er die Freimaurer-Reden, die er schreibe, genau durchlese und zu verstehen trachte, so merk' er zuletzt allerhand Wunderdinge und komme weit und rieche im Ganzen genommen Lunten. Da er von Chemie und Alchemie so viel wisse, wie Adam nach dem Fall, als er Alles vergessen hatte, so sei ihm ein rechter Gefallen geschehen, daß er sich den annulus Platonis geschmiedet, diesen silbernen Ring um den Blei-Saturn, diesen Gyges-Ring, der so vielerlei unsichtbar mache, Gehirne und Metalle, denn aus diesem Buche dürft' er, sollt' er's nur einmal ordentlich begreifen, frappant wissen, wo Bartel Most hole.“ — Jetzt wollen wir wieder in seine Kindheit zurück.

Im zehnten Jahr verpuppte er sich in einen mulattenfarbigen Alumnus und obern Quintaner der Stadt Scherau. Sein Examinator muß mein Zeuge sein, daß es keine weiße Schminke ist, die ich meinem Helden anstreiche, wenn ich's zu berichten wage, daß er nur noch ein Blatt bis zur vierten Deklination zurückzulegen hatte und daß er die ganze Geschlechts-Exzeption thorax caudex pulexque vor der Quinta wie ein Wecker abrollte — blos die Regel wußt' er nicht. Unter allen Nischen des Alumneums war nur eine so gescheuert und geordnet, wie die Prunkküche einer Nürnbergerin; das war seine: denn zufriedene Menschen sind die ordentlichsten. Er kaufte sich aus seinem Beutel für zwei Kreuzer Nägel und beschlug seine Zelle damit, um für alle Effekten besondere Nägel zu haben, — er schichtete seine Schreibbücher so lange, bis ihre Rücken so bleirecht auf einander lagen, wie eine preußische Fronte, und er ging bei'm Mondschein aus dem Bette und visirte so lange um seine Schuhe herum, bis sie parallel neben einander standen. — War alles metrisch, so rieb er die Hände, riß die Achseln über die Ohren hinauf, sprang empor, schüttelte sich fast den Kopf herab und lachte ungemein.

Eh' ich von ihm weiter beweise, daß er im Alumneum glücklich war, will ich beweisen, daß das kein Spaß war, sondern eine herkulische Arbeit. Hundert ägyptische Plagen hält man für keine, blos weil sie uns nur in der Jugend heimsuchen, wo moralische Wunden und komplizirte Frakturen so hurtig zuheilen, wie physische — grünendes Holz bricht nicht so leicht wie dürres entzwei. Alle Einrichtungen legen's dar, daß ein Alumneum seiner ältesten Bestimmung nach ein protestantisches **Knaben-Kloster** sein soll; aber dabei sollte man es lassen, man sollte ein solches Präservations-Zuchthaus in kein Lustschloß, ein solches Misanthropin in kein Philanthropin verwandeln wollen. Müssen nicht die glücklichen Inhaftaten einer solchen Fürstenschule die drei Klostergelübde ablegen? Erstlich das des **Gehorsams**, da der Schüler-Guardian und Novizenmeister seinen schwarzen Novizen das Spornrad der häufigsten, widrigsten Befehle und Mortificationen in die Seite sticht. Zweitens das der **Armuth** und der Enthaltsamkeit, da sie nicht Kruditäten und übrige Brocken, sondern Hunger von einem Tage zum andern aufheben und übertragen; und **Karminati** vermöchte ganze Invalidenhäuser mit dem Supernumerär-Magensaft der Konvikterien und Alumneen auszuheilen. Das Gelübde der **Keuschheit** thut sich nachher von selbst, sobald ein Mensch den ganzen Tag zu laufen und zu fasten hat und keine Bewegungen entbehrt als die peristaltischen. Zu wichtigen Aemtern muß der Staatsbürger erst gehänselt werden. Verdient denn aber blos der katholische Novize zum Mönch geprügelt, oder ein elender Ladenjunge in Bremen zum Kaufmannsdiener geräuchert, oder ein sittenloser Südamerikaner zum Kaziken durch beides und durch

mehre in meinen Exzerpten stehende Qualen appretirt und sublimirt zu werden? Ist ein lutherischer Pfarrer nicht eben so wichtig und sind seiner künftigen Bestimmung nicht eben so gut solche übende Martern nöthig? Zum Glück hat er sie; vielleicht mauerte die Vorwelt die Schulpforten, deren Konklavisten insgesammt wahre Knechte der Knechte sind, blos seinetwegen auf, denn andern Fakultäten ist mit dieser Kreuzigung und Radbrechung des Fleisches und Geistes zu wenig gedient. — Daher ist auch das so oft getadelte Chor-, Gassen- und Leichensingen der Alumnen ein recht gutes Mittel, protestantische Klosterleute aus ihnen zu ziehen — und selbst ihr schwarzer Ueberzug und die kanonische Mohren-Enveloppe des Mantels ist etwas Aehnliches von der Mönchskutte, daher schießen in Leipzig um die Thomasschüler, weil einmal die Geistlichen die Perücken-Wammen anhängen müssen, wenigstens die Herzblätter eines aufkapsenden Perückchens herum, das wie ein Pultdach oder wie halbe Flügeldecken sich auf dem Kopfe umsieht. In den alten Klöstern war die Gelehrsamkeit Strafe; nur Inkulpaten mußten da lateinische Psalmen auswendig lernen oder Autores kopiren — in guten Armenschulen wird dieses Strafen nicht vernachlässigt und sparsamer Unterricht wird da stets als ein unschuldiges Mittel angeordnet, den armen Schüler damit zu züchtigen und zu mortifiziren . . . .

Blos dem Schulmeisterlein hatte diese Kreuzschule wenig an; den ganzen Tag freuete er sich auf oder über etwas. „Vor dem Aufstehen," sagt er, freu' ich mich auf das Frühstück, den ganzen Vormittag auf's Mittagsessen, zur Vesperzeit auf's Vesperbrod — und so hatte der Alumnus Wuz sich stets auf was zu spitzen." Trank er tief, so sagt' er: „das hat meinem Wuz geschmeckt," und strich sich den Magen. Niesete er, so sagt' er: „helf dir Gott, Wuz!" — Im fieberfrostigen Novemberwetter setzte er sich auf die Gasse mit der Vormalung des warmen Ofens und mit der närrischen Freude, daß er eine Hand um die andere unter seinen Mantel wie zu Hause steckte. War der Tag gar zu toll und windig — es gibt für uns Wichte solche Hatztage, wo die ganze Erde ein Hatzhaus ist und wo die Plagen wie spaßhaft gehende Wasserkünste uns bei jedem Schritte anspritzen und einfeuchten — so war das Meisterlein so pfiffig, daß es sich unter das Wetter hinsetzte und sich nichts darum scherte; es war nicht Resignation, die das unvermeidliche Uebel aufnimmt, nicht Apathie, die das ungefühlte trägt, nicht Philosophie, die das verdiente verdauet, oder Religion, die das belohnte verwindet, sondern der Gedanke an's warme Bett war's. „Abends, dacht' er, lieg' ich auf alle Fälle, sie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen, wie sie wollen, unter meiner warmen Zudeck' und drücke die Nase ruhig an's Kopfkissen, acht Stunden lang." — Und kroch er endlich in der letzten Stunde eines solchen Passionstages unter sein Oberbett, so schüttelte er sich darin, krempte sich mit den Knieen bis an den Nabel zusammen und sagte zu sich: „Siehst du, Wuz, es ist doch vorbei."

Ein anderer Paragraph aus der Wuzischen Kunst, stets fröhlich zu sein, war sein zweiter Pfiff, stets fröhlich aufzuwachen — und um das zu können, bedient' er sich eines dritten, und hob immer vom Tage vorher etwas Angenehmes für den Morgen auf, entweder gebackne Klöse oder eben so viel äußerst gefährliche Blätter aus dem Robinson, der ihm lieber war als Homer — oder junge Vögel oder junge Pflanzen, an denen er am Morgen nachzusehen hatte, wie Nachts Federn und Blätter gewachsen.

Den dritten und vielleicht durchdachtesten Paragraphen seiner Kunst, fröhlich zu sein, arbeitete er erst aus, da er Sekundaner ward:

er wurde verliebt. —

Eine solche Ausarbeitung wäre meine Sache . . . . Aber da ich hier zum erstenmale in meinem Leben mich mit meiner Reißkohle an das Blumenstück gemalter Liebe mache, so muß auf der Stelle abgebrochen werden, damit fortgerissen werde Morgen um 6 Uhr mit weniger niedergebranntem Feuer. —

Wenn Venedig, Rom und Wien und die ganze Luststädtebank sich zusammenthäten und mich mit einem solchen Karneval beschenken wollten, das dem beikäme, welches mitten in der schwarzen Kantorsstube war, wo wir Kinder von 8 bis 11 Uhr forttanzten (so lange währte unsre Faschingszeit, in der wir den Appetit zur Fastnachts-Hirse versprangen); so machten sich jene Residenzstädte zwar an etwas Unmögliches und Lächerliches — aber doch an nichts so Unmögliches, als wenn sie den Alumnus Wuz den Fastnachtemorgen mit seinen Karnevalslustbarkeiten wiedergeben wollten, da er als unterer Sekundaner auf Besuch, in der Tanz- und Schulstube seines Vaters am Morgen gegen 10 Uhr ordentlich verliebt wurde. Eine solche Faschingslustbarkeit — trautes Schulmeisterlein, wo denkst du hin? — Aber er dachte an nichts hin als zur Justina, die ich selten oder niemals wie die Auenthaler Justel nennen werde. Da der Alumnus unter dem Tanzen (wenige Gymnasiasten hätten mitgetanzt, aber Wuz war nie stolz und immer eitel) den Augenblick weg hatte, was — ihn nicht einmal eingerechnet — an der Justel wäre, daß sie ein hübsches gelenkiges Ding und schon im Briefschreiben und in der Regel de Tri, in Brüchen und die Pathin der Frau Seniorin und in einem Alter von funfzehn Jahren und nur als eine Gasttänzer seines Orts, was in solchen Fällen zu thun ist, er wurde, wie gesagt, verliebt, — schon bei'm ersten Schleifer flogs wie Fieberhitze an ihn, — unter dem Rangiren zum zweiten, wo er stillstehend die Inlage seiner rechten Hand bedachte und befühlte, stiegs unverhältnißmäßig, — er tanzte sich augenscheinlich in die Liebe und in ihre Garne hinein, — als sie noch dazu die rothen Haubenbänder aus einander fallen und sie ungemein nachlässig um den nackten Hals zurückflattern ließ, so vernahm er die Baßgeige nicht mehr — und als sie endlich gar mit einem rothen Schnupftuch sich Kühlung vorwedelte und es hinter und vor ihm fliegen ließ, so war ihm nimmer zu helfen, und hätten die vier großen und die zwölf kleinen Propheten zum Fenster hineingepredigt. Denn einem Schnupftuch in einer weiblichen Hund erlag er stets auf der Stelle ohne weitere Gegenwehr, wie der Löwe dem gedrehten Wagenrade und der Elephant der Maus. Dorfkoketten machen sich aus dem Schnupftuch die nämliche Feldschlange und Kriegsmaschine, die sich die Stadtkoketten aus dem Fächer machen; aber die Wellen eines Tuchs sind gefälliger, als das knackende Truthahns Radschlagen der bunten Streitkolbe des Fächers.

Auf alle Fälle kann unser Wuz sich damit entschuldigen, daß seines Wissens die Oerter öffentlicher Freude das Herz für alle Empfindungen, die viel Platz bedürfen, für Aufopferungen, für Muth und auch für Liebe weiter machen; — freilich in den armen Amts- und Arbeitsstuben, auf Rathhäusern, in geheimen Cabinetten liegen unsere Herzen wie auf eben so vielen Welkböden, Darröfen und runzeln ein.

Wuz trug seinen mit dem Gas der Liebe aufgefüllten und emporgetriebenen Herzballon freudig in's Alumneum zurück, ohne jemand eine Sylbe zu melden, am wenigsten der Schnupftuch-Fahnenjunkerin, nicht aus Scheu, sondern weil er nie mehr begehrte als die Gegenwart, er war nur froh, daß er selbst verliebt war und dachte an weiter nichts. . . . .

Warum ließ der Himmel gerade in die Jugend das Lustrum der Liebe fallen? Vielleicht weil man gerade da in Alumneen, Schreibstuben und andern Gifthütten keucht, da steigt die Liebe wie aufblühendes Gesträuch an den Fenstern jener Marterkammern empor, und zeigt in schwankenden Schatten den großen Frühling von außen. Denn er und ich, mein Herr Präfektus und auch Sie, verdiente Schulmeister des Alumneums, wir wollen mit einander wetten. Sie sollen über den vergnügten Wuz ein Härenhemd ziehen (im Grunde hat er eins an) — Sie sollen ihn Irions Rad und Sysiphus Stein der Weisen und den Laufwagen Ihres Kindes bewegen lassen — Sie sollen ihn halb todt hungern oder prügeln lassen — Sie sollen einer so elenden Wette wegen (welches ich ihnen nicht zugetraut hätte), gegen ihn ganz des Teufels sein; Wuz bleibt doch Wuz und praktizirt sich immer sein Bischen verliebter Freude in's Herz, vollends in den Hundstagen! —

Seine Kanikularferien sind aber vielleicht nirgends deutlicher beschrieben als in seinen „Werther's Freuden," die seine Biographen fast nur abzuschreiben brauchen. — Er ging da Sonntags nach der Abendkirche heim nach Auenthal und hatte mit den Leuten in allen Gassen Mitleiden, daß sie da bleiben mußten. Draußen dehnte sich seine Brust mit dem aufgethaueten Himmel vor ihm aus, und halb trunken im Concertsaal aller Vögel horcht' er wollüstig bald auf die gefiederten Sopranisten, bald auf seine Phantasieen. Um nur seine über die Ufer schlagenden Lebenskräfte abzuleiten, galopirte er oft eine halbe Viertelstunde lang. Da er immer kurz vor und nach Sonnenuntergang ein gewisses, wollüstiges trunknes Sehnen empfunden hatte, — die Nacht aber macht wie ein längerer Tod den Menschen erhaben und nimmt ihm die Erde, — so zaudert er mit seiner Landung in Auenthal so lang, bis die zerfließende Sonne durch die letzten Kornfelder vor dem Dorfe mit Goldfäden, die sie gerade über die Aehren zog, sein blaues Röckchen stickte und bis sein Schatten an dem Berg über den Fluß wie ein Riese wandelte. Dann schwankte er, unter dem wie aus der Vergangenheit herüberklingenden Abendläuten in's Dorf hinein und war allen Menschen gut, selbst dem Präfektus. Ging er dann um seines Vaters Haus und sah am obern Kapfenster den Wiederschein des Mondes und durch ein Parterre-Fenster seine Justina, die da alle Sonntage einen ordentlichen Brief setzen lernte . . . . o wenn er dann in dieser paradiesischen Viertelstunde seines Lebens auf funfzig Schritte die Stube und die Briefe und das Dorf von sich hätte wegsprengen und um sich und die Briefstellerin blos ein einsames Tempe-Thal hätte ziehen können, — wenn er in diesem Thale mit seiner trunkenen Seele, die unterwegs um alle Wesen ihre Arme schlug, auch an das schönste Wesen hätte fallen dürfen und er und sie und Himmel und Erde zurückgesunken und zerflossen wären vor einem flammenden Augenblicke und Fokus menschlicher Entzückung . . . .

Indessen that er's wenigstens Nachts um eilf Uhr, und vorher ging's auch nicht schlecht. Er erzählte dem Vater, aber im Grunde Justinen, seinen Studienplan und seinen politischen Einfluß; er setzte sich dem Tadel, womit sein Vater ihre Briefe korrigirte, mit demjenigen Gewicht entgegen, das ein solcher Kunstrichter hat, und er war, da er gerade warm aus der Stadt kam, mehr als einmal mit Witz bei der Hand, — kurz unter dem Einschlafen hörte er in seiner tanzenden taumelnden Phantasie nichts als Sphärenmusik.

Freilich du, mein Wuz, kannst Werthers Freuden aufsetzen, da allemal deine äußere und deine innere Welt sich wie zwei Muschelschalen an einander löthen und dich als ihr Schalthier einfassen; aber bei uns armen Schelmen, die wir hier am Ofen sitzen, ist die Außenwelt selten der Ripinist unsrer innern fröhlichen Stimmung, — höchstens dann, wenn an uns der ganze Stimmstock umgefallen und wir knarren und brummen oder in einer andern Metapher, wenn wir eine verstopfte Nase haben, so setzt sich ein ganzes mit Blumen überwölbtes Eden vor uns hin, und wir mögen nicht hineinriechen.

Mit jedem Besuche macht das Schulmeisterlein seiner Johanna-Therese-Charlotte-Mariana-Klarissa-Heloise-Justel auch ein Geschenk mit einem Pfefferkuchen und einem Potentaten; ich will über beide ganz befriedigend sein.

Die Potentaten hatt' er in seinem eigenen Verlage; aber wenn die Reichshofraths-Kanzlei ihre Fürsten und Grafen aus ein wenig Dinte, Pergament und Wachs macht, so verfertigte er seine Potentaten viel kostbarer, aus Rus, Fett und hundert Farben. Im Alumneum wurde nämlich mit den Rahmen einer Menge Potentaten eingeheizet, die er sämmtlich mit gedachten Materialien so zu kopiren und zu repräsentieen wußte, als wär' er ihr Gesandter. Er überschmierte ein Quartblatt mit einem Endchen Licht und nachher mit Ofenrus — dieses legte er mit der schwarzen Seite auf ein anderes mit weißen Seiten — oben auf beide Blätter that er irgend ein fürstliches Portrait — dann nahm er eine abgebrochene Gabel und fuhr mit ihrer drückenden Spitze auf dem Gesichte und Leibe des regierenden Herren herum — — dieser Druck verdoppelte den Potentaten, der sich vom schwarzen Blatt auf's Weise überfärbte. So nahm er von allem, was unter einer europäischen Krone saß, recht kluge Kopien; allein ich habe niemals verhehlet, daß seine Okulir-Gabel die russische Kaiserin (die vorige) und eine Menge Kronprinzen dermaßen aufkratzte und durchschnitt, daß sie zu nichts mehr zu brauchen waren als dazu, den Weg ihrer Rahmen zu gehen. Gleichwohl war das russische Quartblatt nur die Bruttafel und Aetzwiege glorwürdiger Regenten, oder auch der Streich- oder Laichteich derselben, — ihr Streckteich aber, oder die Appreturmaschine der Potentaten war sein Farbkästchen, damit illuminirte er ganze regierende Linien und alle Muscheln kleideten einen einzigen Großfürsten an, und die Kronprinzessinnen zogen aus der nämlichen Farbenmuschel Wangenröthe und Schminke. — — Mit diesen regierenden Schönen beschenkte er die, die ihn regierte und nicht wußte, was sie mit dem historischen Bildersaal machen sollte.

Aber mit dem Pfefferkuchen wußte sie es in dem Grade, daß sie ihn aß. Ich halt' es für schwer, einer Geliebten einen Pfefferkuchen zu schenken, weil man ihn oft kurz vor der Schenkung selber verzehrt. Hatte nicht Wuz die drei Kreuzer für den ersten schon bezahlt? Hatte er nicht das braune Rektangulum schon in der Tasche? war er nicht damit schon bis eine Stunde vor Auenthal und vor dem Adjudikationstermin gereiset? ja wurde die süße Votio-Tafel nicht alle Viertelstunde aus der Tasche gehoben, um zu sehen, ob sie noch viereckig wäre? das was eben das Unglück, denn bei diesem Beweis durch Augenschein, den er führte, brach er immer wenige und unbedeutende Mandeln aus dem Kuchen — dieses that er öfters — darauf machte er sich (statt an die Quadratur des Zirkels) an das Problem, den quadrirten Zirkel wieder rein herzustellen und biß sauber die vier rechten Winkel ab und machte ein Achteck, ein Sechszehneck, — darauf war nach diesen mathematischen Elaborationen das Vieleck vor keinem Mädchen mehr zu produziren, — darauf that Wuz einen Sprung und sagte: „ach ich ess' ihn selber" und heraus war der Seufzer und hinein die geometrische Figur. — Es werden wenige schottische Meister, akademische Senate und Magistranten leben, denen nicht ein wahrer Gefalle geschähe, wenn man ihnen zu hören gäbe, durch welchen Maschinengott sich Wuz aus der Sache zog, — — durch einen zweiten Pfefferkuchen that er's, den er allemal als einen Wand- und Taschennachbar des ersten mit einsteckte. Indem er den einen aß, landete der andere ohne Läsionen an, weil er allzeit eine Doublette kaufte, damit sie als Brandmauer und Kronwache den andern beschützte. Das aber sah er in der Folge selber ein, daß er — um nicht einen Torso oder Atom nach Auenthal zu transportiren — die Kronttruppen oder Pfefferkuchen von Woche zu Woche vermehren müsse.

Er wäee Primaner geworden, wäre nicht sein Vater aus unserm Planeten in einen andern oder in einen Trabanten gerückt. Daher dacht' er die Melioration seines Vaters nachzumachen und wollte von der Sekundanerbank auf den Lehrstuhl rutschen. Der Kirchenpatron, Herr von Ebern, drängte sich zwischen beide Gerüste und hielt seinen ausgedienten Koch an der Hand, um ihn in ein Amt einzusetzen, dem er gewachsen war, weil es in diesem eben so gut wie in seinem vorigen, Spanferkel *) todt zu peitschen und zu appretiren, aber nicht zu essen gab. Ich hab' es schon in der Revision des Schulwesens in einer Note erinnert und H. Gediken's Beifall davon getragen, daß in jedem Bauernjungen ein ausgewachsener Schulmeister stecke, der von einem Paar Kirchenjahren groß zu paraphrasiren sei, — daß nicht bloß das alte Rom Welt-Konsuls, sondern auch heutige Dörfer Schul-Konsuls vom Pfluge und aus der Furche ziehen können, — daß man aber so gut von Leuten seines Standes hier unterichtet, als in England gerichtet werden könne, und daß gerade der, dem jeder das meiste Scibile verdanke, ihm am ähnlichsten sei, nämlich jeder selbst, — daß wenn eine ganze Stadt (Norzia an dem appenninischen Gebirge) nur von vier ungelehrten Magistratsgliedern (li quatri illiterati) sich beherrschen lassen will, doch eine Dorfjugend von einem einzigen ungelehrten Mann werde zu regieren und zu prügeln sein — und daß man nur bedenken möchte, was ich oben im Texte sagte. Da hier die Note selber der Text ist, so will ich nur sagen, daß ich sagte, eine Dorfschule sei hinlänglich besetzt. Es ist da 1) der Gymnasiarch odee Pastor, der von Winter zu Winter den Priesterrock umhängt und das Pädagogium besucht und erschreckt; — 2) steht in der Stube das Rektorat, Konrektorat und Subrektorat, das der Schulhalter allein ausmacht; — 3) als Lehrer der untern Klassen sind darin angestellt die Schulmeisterin, der, oder keinem Menschen die Kallopädie der Töchterschule anvertraut werden kann, ihr Sohn als Terzius oder Lümmel zugleich, dem seine Eleven allerhand legiren und spendiren müssen, damit er sie nicht auffagen lässet, und der, wenn der Regent nicht zu Hause ist, oft das Reichsvikariat des ganzen protestantischen Schulkreises auf den Achseln hat; — 4) endlich ein ganzes Raupennest Kollaboratores, nämlich Schuljungen selber, weil da, wie im hallischen Waisenhause, die Schüler der obern Klasse schon zu Lehrern der untern groß gewachsen sind. — Da man bisher aus so vielen Studirstuben heraus nach Realschulen schrie, so hörten's Gemeinden und Schulhalter, und thaten das Ihrige gern. Die Gemeinden lasen für ihre Lehrstühle lauter solche pädagogische Steiße aus, die schon auf Schneiders-Schusters-Schemeln festhaft waren und von denen also etwas zu erwarten war — und allerdings setzen solche Männer, indem sie vor dem aufmerksamen Institute Röcke, Fischreusen und Alles machen, die Nominalschule leicht in eine Realschule um, wo man Fabrikate kennen lernt. Der Schulmeister treibt's noch weiter und sinnt Tag und Nacht auf Real-Schulhalten; es giebt wenige Arbeiten eines erwachsenen Hausvaters oder seines Gesindes, in denen er seine Dorfstoa nicht beschäftigt und übt, und den ganzen Morgen sieht man das expedirende Seminarium hinaus und hinein jagen, Holz spalten und Wasser tragen u. s. w., so daß er außer der Realschule fast gar keine andere hält, und sich sein Bischen Brod sauer im Schweiße seines — Lyzeums verdient... Man braucht mir nicht zu sagen, daß es auch schlechte und versäumte Landschulen gäbe; genug, wenn nur die größere Zahl alle die Vorzüge wirklich aufweiset, die ich ihr jetzt zugeschrieben.

Ich mag meine Fixsternaberration mit keinem Wort entschuldigen, das eine neue wäre. Herr v. Ebern hätte seinen Koch zum Schulmeister investiret, wenn ein geschickter Nachfahrer des Kochs wäre zu haben gewesen, er war's aber nicht, und da der Gutsherr dachte, es wäre vielleicht gar eine Neuerung, wenn er die Küche und die Schule durch Ein Subjekt versehen ließe, — es war vielmehr die Trennung und Verdopplung der Schul- und Herrendiener eine viel größere und ältere, denn im neunten Sekulum mußte sogar der Pfarrer der Patronatskirche zugleich dem Kirchenschiffspatron als Bedienter aufwarten und satteln ꝛc. **) und beide Aemter wurden erst nachher, wie mehre, von einander abgerissen, — so behielt er den Koch und vozirte den Alumnus, der bisher so gescheidt gewesen, daß er verliebt geblieben.

Ich steuere mich ganz auf die rühmlichen Testimonien, die ich in Händen habe, und die Wuz vom Superintendenten auswirkte, weil sein Examen vielleicht eines der rigorösesten und glücklichsten war, die ich in neueren Zeiten noch gehört. Mußte nicht Wuz das griechische Vaterunser vorbeten, indeß das Examinationskollegium seine sammtnen Hosen mit einer Glasbürste auskämmte? — und hernach das lateinische Symbolum Athanasii? konnt' er nicht die Bücher der Bibel richtig und Mann für

---

*) Die bekanntlich besser schmecken, wenn man sie mit Ruthenstreichen tödtet.

**) Lange's geistliches Recht, S. 534.

Mann vorzählen, ohne über die gemalten Blumen und Tassen auf dem Kaffeebrete seines Examinators zu stolpern? mußt' er nicht einen Betteljungen, der bloß auf einen Pfennig aufsah, herumkatechisiren, obgleich der Junge gar nicht wie sein Unterexaminator bestand, sondern wie ein wahres Stückchen Vieh? mußt' er nicht seine Fingerspitzen in fünf Töpfe warmes Wasser tunken, und den Topf aussuchen, dessen Wasser warm und kalt genug für den Kopf eines Täuflings war? und mußt er nicht zuletzt drei Gulden und sechsunddreißig Kreuzer erlegen?

Am 13. Mai ging er als Alumnus aus dem Alumneum heraus und als öffentlicher Lehrer in sein Haus hinein, und aus der zersprengten schwarzen Alumnuspuppe brach ein bunter Schmetterling von Kantor in's Freie hinaus.

Am 9. Junius stand er vor dem Auenthaler Altar und wurde kopulirt mit der Justel.

Aber der elisäische Zwischenraum zwischen dem 13. Mai und dem 9. Julius! — für keinen Sterblichen fällt ein solches goldnes Alter von acht Wochen wieder vom Himmel, bloß für das Meisterlein funkelte der ganze niedergethauete Himmel auf gestirnten Auen der Erde, — du wiegtest im Aether dich und sahest durch die transparente Erde dich rund mit Himmel und Sonnen umzogen und hattest keine Schwere mehr; aber uns Alumnen der Natur fallen nie acht solche Wochen zu, nicht eine, kaum ein ganzer Tag, wo der Himmel über und in uns sein reines Blau mit nichts kolorirt, als mit Abend- und Morgenroth, — wo wir über das Leben wegfliegen und Alles uns hebt, wie ein freudiger Traum, — wo der unbändige stürzende Strom der Dinge uns nicht auf seinen Katarakten und Strubeln zerstößet und rüttelt und rädert, sondern auf blinkenden Wellen uns wiegt und unter hineingebognen Blumen vorüberträgt, — ein Tag, zu dem wir den Bruder vergeblich unter den verlebten suchen, und von dem wir am Ende jedes andern klagen: seit ihm war keiner wieder so.

Es wird uns allen wohlthun, wenn ich diese acht Wonnewochen oder zwei Wonnemonate weitläufig beschreibe. Sie bestanden aus lauter ähnlichen Tagen. Keine einzige Wolke zog hinter den Häusern herauf. Die ganze Nacht stand die rückende Abendröthe unten am Himmel, an welchem die untergehende Sonne allemal wie eine Rose glühend abgeblühet hatte. Um ein Uhr schlugen schon die Lerchen, und die Natur spielte und phantasirte die ganze Nacht auf der Nachtigallen-Harmonika. In seine Träume tönten die äußeren Melodien hinein, und in ihnen flog er über Blüthenbäume, denen die wahren vor seinem offnen Fenster ihren Blumenathem liehen. Der tagende Traum rückte ihn sanft wie die lispelnde Mutter das Kind, aus dem Schlaf in's Erwachen über, und er trat mit säugender Brust in den Lärm der Natur hinaus, wo die Sonne die Erde von neuem erschuf und wo beide sich zu einem brausenden Wollust-Ozean in einander ergossen. Aus dieser Morgengluth des Lebens und Freuens kehrte er in sein schwarzes Stübchen zurück und suchte die Kräfte in kleinern Freuden wieder. Er war da über Alles froh, über jedes beschienene Fenster, über die ausgefegte Stube, über das Frühstück, das mit seinen Amtsrevenüen bestritten wurde, über sieben Uhr, weil er nicht in die Sekunda mußte, über seine Mutter, die alle Morgen froh war, daß er Schulmeister war und sie nicht aus dem vertrauten Hause mußte.

Unter dem Kaffee schnitt er sich außer den Semmeln die Federn zur Messiade, die er damals, die drei letzten Gesänge ausgenommen, gar aussang. Seine größte Sorgfalt verwandte er darauf, daß er die epischen Federn falsch schnitt, entweder wie Pfähle, oder ohne Spalt, oder mit einem zweiten Extraspalt, der hinaus niesete; denn da Alles in Hexametern, und zwar in solchen, die nicht zu verstehen waren, verfasset sein sollte, so mußte der Dichter, da er's durch keine Bewegung zur geringsten Unverständlichkeit bringen konnte, — er fassete allemal den Augenblick jede Zeile und jeden pes, — aus Noth zum Einfall greifen, daß er die Hexameter ganz unleserlich schrieb, was auch gut war. Durch diese poetische Freiheit bog er dem Verstehen ungezwungen vor.

Um eilf Uhr deckte er für seine Vögel, und dann für sich und seine Mutter den Tisch mit vier Schubladen, in dem mehr war, als auf ihm. Er schnitt das Brod, und seiner Mutter die weiße Rinde vor, ob er gleich die schwarze nicht gern aß. O, meine Freunde, warum kann man im hôtel de Bavière und auf dem Römer nicht so vergnügt speisen, als am Wuzischen Ladentisch? — Sogleich nach dem Essen machte er nicht Hexameter, sondern Kochlöffel, und meine Schwester hat selber ein Dutzend von ihm. Während seine Mutter das wusch, was er schnitzte, ließen beide ihre Seelen nicht ohne Kost; sie erzählte ihm die Personalia von sich und seinem Vater vor, von deren Kenntniß ihn seine akademische Laufbahn zu entfernt gehalten — und er schlug den Operationsplan und Bauriß seiner kräftigen Haushaltung bescheiden vor ihr auf, weil er sich an dem Gedanken, ein Hausvater zu sein, gar nicht satt käuen konnte. „Ich richte mir — sagte er — mein Haushalten ganz vernünftig ein, — ich stell' mir ein Saugschweinchen ein auf die heiligen Feiertage, es fallen so viele Kartoffeln- und Rübenschalen ab, daß man's damit fett bringt, man weiß kaum wie, — und auf den Winter muß mir der Schwiegervater ein Füderchen Büschel (Reisholz) einfahren, und die Stubenthür muß total gefüttert und gepolstert werden, — denn, Mutter! unsereins hat seine pädagogischen Arbeiten im Winter, und es hält da keine Kälte aus." — Am 29. Mai war noch dazu nach diesen Gesprächen eine Kindtaufe, — es war seine erste — sie war seine erste Revenüe und ein großes Sportularium hatte er sich schon auf dem Alumneum dazu geheftet, — er besah und zählte die paar Groschen zwanzigmal, als wären sie andere, — am Taufstein stand er in ganzer Parüre, und die Zuschauer standen auf der Empor und in der herrschaftlichen Loge im Alltagsschmutz; — „es ist mein saurer Schweiß," sagt' er eine halbe Stunde nach dem Aktus, und trank vom Gelde zur ungewöhnlichen Stunde ein Nösel Bier. — Ich erwarte von seinem künftigen Biographen ein paar pragmatische Fingerzeige, warum Wuz blos ein Einnahme- und kein Ausgabebuch sich nähte und warum er in jenem oben Thaler, Groschen, Pfennige setzte, ob er gleich nie die erstere Münzsorte unter seinen Schulgefällen hatte.

Nach dem Aktus und nach der Verdauung ließ er sich den Tisch hinaus unter den Weichselbaum tragen, und setzte sich nieder und bossirte noch einige unleserliche Hexameter in seiner Messiade. Sogar während er seinen Schinkenknochen als sein Souper abnagte und abfeilte, befeilte er noch einen und den andern epischen Fuß, und ich weiß recht gut, daß des Fettes wegen mancher Gesang etwas geölet aussiehet. Sobald er den Sonnenschein nicht mehr auf der Straße, sondern an den Häusern liegen sah, so gab er der Mutter die nöthigen Gelder zum Haushalten und lief in's Freie, um sich es ruhig auszumalen, wie er's künftig haben würde im Herbste, im Winter, an den drei heiligen Festen, unter den Schulkindern und unter seinen eignen.

Und doch sind das bloß Wochentage; der Sonntag aber brennt in einer Glorie, die kaum auf ein Altarblatt geht. — Ueberhaupt steht in keinen Seelen dieses Jahrhunderts ein so großer Begriff von einem Sonntage, als in denen, die die meisten Schulmeister haben; mich wunderts gar nicht, wenn sie an einem solchen Courtage nicht vermögen, bescheiden zu verbleiben. Selbst unter Wuz konnte sich's nicht verstecken, was es sagen will, unter tausend Menschen allein zu orgeln, — ein wahres Erbamt zu versehen und den geistlichen Krönungsmantel dem Senior über zu henken und sein Valet de fantaisie und Kammermohr zu sein, — über ein ganzes von der Sonne illuminirtes Chor Territorialherrschaft zu exerziren, als amtirender Chor-Maire auf seinem Orgel-Fürstenstuhl die Poesie einer Parochie noch besser zu beherrschen, als der Pfarrer die Prosa derselben kommandirte — und nach der Predigt über das Geländer hinab völlige fürstliche Befehle sans façon mit lauter Stimme weniger zu geben, als abzulesen .... Wahrhaftig, man sollte denken, hier oder nirgend thät' es Noth, daß ich meinem Wuz zuriefe: „bedenke, was du vor wenig Monaten warest! Ueberleg', daß nicht alle Menschen Kantores werden können, und mach' dir die vortheilhafte Ungleichheit der Stände zu Nutze, ohne sie zu mißbrauchen und ohne darum mich und meine Zuhörer am Ofen zu verachten." — — Aber nein! auf meine Ehre, das gutartige Meisterlein denkt ohnehin nicht daran, die Bauern hätten nur so gescheidt sein sollen, daß sie dem schnackischem, lächelndem, trippelndem, händereibendem Dinge in's gallenlose überzuckerte Herz hineingesehen hätten, was hätten sie da ertappt? Freude in deinen zwei Herzenskammern, Freude in deinen zwei Herzensohren. Du numerirtest bloß, gutes Ding! das ich je länger je lieber gewinne, deine künftigen Schulbuben und Schulmädchen in den Kirchenstühlen zusammen und setztest sie sämmtlich in deine Schulstube und um deine winzige Nase herum und nahmest dir vor, mit der letzten täglich Vormittags und Nachmittags einmal zu niesen und vorher zu schnupfen, bloß damit dein ganzes Institut wie besessen aufführe und zurief: Helf Gott, Herr Kantor! die Bauern hätten ferner in deinem Herzen die Freude angetroffen, die du hattest, ein Setzer von Folioziffern zu sein, die so lang sind, wie die am Zifferblatte der Thurmuhr, indem du jeden Sonntag an der schwarzen Liedertafel in öffentlichen Druck gabst, auf welcher Pagina das nächste Lied zu suchen sei — wir Autores treten mit schlechterem Zeuge im Drucke auf; — ferner die Freude, deinem Schwiegervater und deiner Braut im Singen vorzureiten, und endlich deine Hoffnung, den Bodensatz des Kommunionweins einsam auszusaufen, der fatal schmeckte. Ein höheres Wesen muß dir so herzlich gut gewesen sein wie das referirende, da es gerade in deinen achtwöchentlichen Eden-Lustrum deinen gnädigen Kirchenpatron kommunieiren hieß, denn er hatte doch so viel Einsicht, daß er an die Stelle des Kommunionweins, der Christi Trank am Kreuz nicht unglücklich nachbildete, Christi Thränen aus seinem Kerker setzte; aber welche Himmel dann nach dem Trunk des Bodensatzes in alle deine Glieder zogen .... Wahrlich jedesmal will ich wieder in Exklamationen verfallen — aber warum macht mir und vielleicht Euch dieses schulmeisterlich

vergnügte Herz so viel Freude? Ach es muß daran liegen, daß wir selber sie nie so voll bekommen, weil der Gedanke der Erdeneitelkeit auf uns liegt und unsern Athem drückt und weil wir die schwarze Gottesackererde unter den Rasen- und Blumenstücken schon gesehen haben, auf denen das Meisterlein sein Leben verhöpft! —

Der gedachte Kommunionwein moussirte noch Abends in seinen Adern, und diese letzte Tagszeit eines Sabbaths hab' ich noch abzuschildern. Bloß am Sonntag durft' er mit seiner Justine spazieren gehen; vorher nahm er das Abendessen beim Schwiegervater ein, aber mit schlechtem Nutzen, schon unter dem Tischgebet wurde sein Hundshunger matt und unter den Allotriis darauf gar unsichtbar. Wenn ich's lesen könnte, so könnt' ich das ganze Konterfei dieses Abends aus seiner Messiade haben, in die er ihn ganz wie er war, im sechsten Gesang hineingeflochten, wie alle große Skribenten ihren Lebenslauf, ihre Weiber, Kinder, Aecker, Vieh in ihre opera omnia stricken. Er dachte, in der gedruckten Messiade stände der Abend auch. In seiner wird es episch ausgeführet sein, daß die Bauern auf den Rainen wateten und den Schuß der Halme maßen und ihn über das Wasser herüber als ihren neuen wohlverordneten Kantor grüßten, — daß die Kinder auf Blättern schalmeiten und in Batzen-Flöten stießen und daß alle Büsche und Blumen- und Blüthenkelche vollstimmig besetzte Orchester waren, aus denen Allen etwas heraussang oder sumsete oder schnurrte — und das Alles zuletzt so feierlich wurde, als hätte die Erde selber einen Sonntag, indem die Höhen und Wälder um diesen Zauberkreis rauchten und indem die Sonne gen Mitternacht durch einen illuminirten Triumphbogen hinunter, und der Mond gegen Mittag durch einen blassen Triumphbogen herauf zog. O du Vater des Lichts! mit wie viel Farben und Strahlen und Leuchtkugeln fassest du deine bleiche Erde ein! — Die Sonne kroch jetzt ein zu einem einzigen rothen Strahle, der mit dem Wiederschein der Abendröthe auf dem Gesichte seiner Braut zusammenkam; und diese, nur mit stummen Gefühlen bekannt, sagte, daß sie in ihrer Kindheit sich oft gesehnet hätte auf den rothen Bergen der Abendröthe zu stehen und von ihnen mit der Sonne in die schönen rothgemalten Länder hinunter zu steigen, die hinter der Abenröthe lägen. Unter dem Gebetläuten seiner Mutter legt' er seinen Hut auf die Knie und sah ohne die Hände zu falten an die rothe Stelle am Himmel, wo die Sonne zuletzt gestanden, und hinunter in den ziehenden Strom, der tiefe Schatten trug; und es war ihm als läutete die Abendglocke die Welt und noch einmal seinen Vater zur Ruhe — zum ersten und letzten Male in seinem Leben stieg sein Herz über die irdische Scene hinaus — und es rief, schien ihm, etwas aus den Abendtönen herunter, er würd' jetzt vor Vergnügen sterben.... Heftig und verzückt umschlang er seine Braut und sagte: „Wie lieb hab' ich dich, wie ewig lieb!" Vom Flusse klang es herab wie Flötengetön und Menschengesang zog näher, außer sich drückt er sich an sie an und wollte vereinigt vergehen und glaubte, die Himmelstöne hauchten ihre beiden Seelen aus der Erde weg und duftete sie wie Thaufunken auf den Auen Edens nieder. Es sang:

O wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
D'rum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.

Es war aus der Stadt eine Gondel mit einigen Flöten und singenden Jünglingen. Er und sie gingen am Ufer mit der ziehenden Gondel, und hielten ihre Hände gefaßt und Justine suchte leise nachzusingen, und der Himmel und die Entzückung gingen neben ihnen. Als die Gondel um eine Erdzunge voll Bäume herumschiffte, hielt Justine ihn sanft an, damit sie nicht nachkämen, und da das Fahrzeug dahinter verschwunden war, fiel sie ihm mit dem ersten erröthenden Kusse um den Hals.... O unvergeßlicher erster Junius! schreibt er. — Sie begleiteten und belauschten von weitem die schiffenden Töne; und Träume spielten um Beide, bis sie sagte: es ist spät und die Abendröthe hat sich schon weit herum gezogen, und es ist Alles im Dorfe still. Sie gingen nach Hause; er öffnete die Fenster seiner mondhellen Stube und schlich mit einem leisen Gutenacht bei seiner Mutter vorüber, die schon schlief. —

Jeden Morgen schien ihn der Gedanke wie Tageslicht an, daß er dem Hochzeittage, den achten Juni, sich um eine Nacht näher geschlafen; und am Tage lief die Freude mit ihm herum, daß er durch die paradiesischen Tage, die sich zwischen ihn und sein Hochzeitbett gestellt, noch nicht durch wäre. So hielt er wie der metaphysische Esel den Kopf zwischen beiden Heubündeln, zwischen der Gegenwart und Zukunft, aber er war kein Esel oder Scholastiker, sondern grasete und rupfte an beiden Bündeln auf einmal.... Wahrhaftig die Menschen sollten niemals Esel sein, weder indifferentische, noch hölzerne, noch bileamidische, und ich habe meine Gründe dazu.... Ich breche hier ab, weil ich noch überlegen will, ob ich seinen Hochzeittag abzeichne oder nicht. Data hab' ich übrigens dazu ganze Stöße. — —

Aber wahrhaftig, ich bin weder seinem Ehrentage beigewohnt, noch einem eigenen; ich will ihn also bestens beschreiben und mir — ich hätte sonst gar nichts — eine Lustparthie zusammen machen.

Ich weiß überhaupt keinen schicklichern Ort oder Bogen als diesen dazu, daß die Leser bedenken, was ich ausstehe die magischen Schweizergegenden, in denen ich mich lagere, — die Apollo's und Venusgestalten, denen sich mein Auge ansaugt — das erhabene Vaterland, für das ich das Leben hingebe, das es vorher geadelt hat, — das Brautbett, in das ich einsteige, Alles das ist von fremden oder eigenen Fingern blos — gemalt mit Dinte oder Druckerschwärze; und wenn nur du, du Himmlische, der ich treu bleibe, die mir treu bleibt, mit der ich in arkadischen Juliusnächten spazieren gehe, mit der ich vor der untergehenden Sonne und vor dem aufsteigenden Monde stehe und um deren willen ich alle deine Schwestern liebe, wenn nur du — wärest; aber du bist ein Altarblatt und ich finde dich nicht.

Dem Nil, dem Herkules und andern Göttern brachte man zwar auch wie mir nur nachbossirte Mädchen dar; aber vorher bekamen sie doch reelle.

Wir müssen schon am Sonnabend in's Schul- und Hochzeithaus gucken, um die Prämissen dieses Rüsttags zum Hochzeittag ein wenig vorher wegzuheben, am Sonntag haben wir keine Zeit dazu; so ging auch die Schöfung der Welt (nach den ältesten Theologen) darum in fünf Tagwerken und nicht in Einer Minute vor, damit die Engel das Naturbuch, wenn es allmählig aufgeblättert würde, leichter zu übersehen hätten. Am Sonnabend rennt der Bräutigam auffallend in zwei corporibus piis aus und ein, im Pfarr- und Schulhaus, um vier Sessel aus jenem in dieses zu schaffen. Er borgte diese Gestelle dem Senior ab, um den Kommodator selbst darauf zu weisen als seinen Hierarchen, und die Seniorin als Frau Pathin der Braut, und den Subpräfektus aus dem Alumneum und die Braut selbst. Ich weiß so gut als Andere, in wie weit dieser miethende Luxus des Bräutigams nicht in Schutz zu nehmen ist, allerdings papillotirten die gigantischen Miethstühle (Menschen und Sessel schrumpfen jetzt ein) ihre falschen Rindshaar-Touren an Lehne und Sitz, mit blauem Tuch, Milchstraßen von gelben Nägeln sprangen auf gelben Schnüren als Blitze herum und es blieb gewiß, daß man so weich auf den Rändern dieser Stühle aufsaß, als trüge man einen Doppelsteiß, — wie gesagt, diesen Steiß-Luxus des Gläubigers und Schuldners hab' ich niemals zum Muster angepriesen; aber auf der andern Seite muß doch jeder, der in den „Schutz von Paris" hineingesehen, bekennen, daß die Verschwendung im Palais royal und an allen Höfen offenbar eben so groß ist. Wie werd' ich vollends solche Methodisten von der strengen Observanz auf die Seite des Großvater oder Sorgenstuhls Wuzens bringen, der mit vier hölzernen Löwentatzen die Erde ergreift, welche mit vier Querhölzern — den Sitz-Konsolen munterer Finken und Gimpel — gespenzelt sind, und dessen Haar-Chignon sich mit einer geblümten ledernen Schwarte mehr als zu prächtig besohlt, und welcher zwei hölzerne behaarte Arme, die das Alter wie menschliche, dürrer gemacht, nach einem Insaß ausstreckt?.... Dieses Fragezeichen kann manchen, weil er die langen Perioden vergessen, frappiren.

Das zinnerne Tafel-Service, das der Pädagog noch von seinem Fürstbischof holte, kann das Publikum bei'm Auktionsproklamator, wenn's anders versteigert wird, besser kennen lernen, als bei mir; so viel wissen die Hochzeitgäste, die Saladiere, die Saucière, die Assiette zu Käse und die Senfdose war ein einziger Teller, der aber vor jeder Rolle einmal abgescheuert wurde.

Ein ganzer Nil und Alpheus schoß über jedes Stubenbrett, wovon gute Gartenerde wegzuspülen war, an jede Bettpfoste und an den Fensterstock hinan, und ließ den gewöhnlichen Bodensatz der Fluth zurück — Sand. Die Gesetze des Romans würden verlangen, daß das Schulmeisterlein sich anzöge und sich auf eine Weise unter eine wogende Zudeck von Gras und Blumen streckte, und dadurch einen Traum der Liebe nach dem andern hindurch sänk' und bräche — allein er rupfte Hühner und Enten ab, spaltete Kaffee- und Bratenholz und die Braten selbst, kredenzte am Sonnabend den Sonntag, und dekretirte und vollzog in der blauen Schürze seiner Schwiegermutter funfzig Kuchen-Reglements und sprang, den Kopf mit Papillotten gehörnt und das Haar wie einen Eichhörnchenschwanz emporgebunden, hinten und vorn überall herum, „denn ich mache nicht alle Sonntage Hochzeit" sagte er.

Nichts ist widriger als hundert Vorläufer und Vorreiter zu einer winzigen Lust zu sehen und zu hören; nichts ist aber süßer, als selber mit vorzureiten und vorzulaufen, deine Geschäftigkeit, die wir nicht bloß sehen, sondern theilen, macht nachher das Vergnügen zu einer von uns selbst gesäeten, besprengten und aufgezogenen Frucht, und obendrein befällt uns das Herzgespann des Passens nicht.

Aber, lieber Himmel, ich brauchte einen ganzen Sonnabend,

um diesen nur zu rapportiren, denn ich that nur einen vorbeifliegenden Blick in die Wuzische Küche — was da zappelt! was da raucht! — Warum ist sich Mord und Hochzeit so nahe, wie die zwei Gebote, die davon reden? Warum ist nicht bloß eine fürstliche Vermählung oft für Menschen, warum ist auch eine bürgerliche für Geflügel eine Parisische Bluthochzeit?

Niemand brachte aber im Hochzeithaus diese zwei Freudentage mißvergnügter und fataler zu, als zwei Stechfinken und drei Gimpel, diese inhaftirte der reinliche und vogelfreundliche Bräutigam sämmtlich — vermittelst eines Treibjagens mit Schürzen und geworfenen Nachtmützen — und nöthigte sie, aus ihrem Tanzsalon in ein paar Drathkarthausen zu fahren und an der Wand in Mansarden springend herabzuhängen.

Wuz berichtet sowohl in seiner „Wuzischen Urgeschichte" als in seinem „Lesebuch für Kinder mittlern Alters," daß Abend um sieben Uhr, da der Schneider dem Hymen neue Hosen und Gilet und Rock anprobirte, schon Alles blank und metrisch und neugeboren war, ihn selber ausgenommen. Eine unbeschreibliche Ruhe sitzt auf jedem Stuhl und Tisch eines neugestellten brillantirten Zimmers! In einem chaotischen denkt man, man müsse noch diesen Morgen ausziehen aus dem aufgekündigten Logement.

Ueber seine Nacht (so wie über die folgende) fliegen ich und die Sonne hinüber und wir begegnen ihm, wenn er am Sonntage, geröthet und elektrisirt vom Gedanken des heutigen Himmels, die Treppe hinaufläuft in die anlachende Hochzeitstube hinein, die wir alle gestern mit so vieler Mühe und Dinte aufgeschmückt haben, vermittelst Schönheitswassers — mouchoir de Vénus und Schminklappen (Waschlappen) — Puderkappen (Topf mit Sand) und anderem Toiletten-Schiff und Geschirr. Er war Nachts siebenmal aufgewacht, um sich siebenmal auf den Tag zu freuen, und zwei Stunden früher aufgestanden, um beide, Minute für Minute, aufzuessen. Es ist mir, als ging ich mit dem Schulmeister zur Thür hinein, vor dem die Minuten des Tages hinstehen wie Honigzellen, — er schöpft eine um die andere aus und jede Minute trägt einen weitern Honigkelch. Für eine Pension auf Lebenslang ist dennoch der Kantor nicht vermögend, sich auf der ganzen Erde ein Haus zu denken, in dem jetzt nicht Sonntag, Sonnenschein und Freude ist; nein. — Das zweite, was er unten nach der Thüre aufthat, war ein Oberfenster, um einen auf- und niederwallenden Schmetterling — einen schwimmenden Silberflitter, eine Blumenfolie und Amors Ebenbild — aus Hymens Stube fortzulassen. Dann fütterte er seine Vogelkapelle in den Bauern zum Voraus auf den lärmenden Tag, und fiedelte auf der väterlichen Geige die Schleifer zum Fenster hinaus, an denen er sich aus der Fastnacht an die Hochzeitnacht herangetanzt. Es schlägt erst fünf Uhr, mein Trauter, wir haben uns nicht zu übereilen! Wir wollen die zwei Ellen lange Halsbinde (die du dir auch, wie die Braut antanztest, indem die Mutter das andere Ende hält) und das Zopfband glatt um haben noch zwei völlige Stunden vor dem Läuten. Gern gäb' ich den Großvaterstuhl und Ofen, deren Assessor ich bin, gratis hin, wenn ich mich und meine Zuhörerschaft jetzt zu transparenten Sylphiden zu verdünnen wüßte; damit unsere ganze Brüderschaft dem zappelnden Bräutigam ohne Störung seiner stillen Freude in den Garten nachflöge, wo er für ein weibliches Herz, das weder ein diamantenes, noch ein welsches ist, auch keine Blumen, die es sind, abschneidet, sondern lebende, — wo er die blitzenden Käfer und Thautropfen aus den Blumenblättern schüttelt und gern auf den Bienenrüssel wartet, den zum letztenmal der mütterliche Blumenbusen säugt, — wo er an seine Knaben-Sonntagsmorgen denkt und an den zu engen Schritt über die Beete und an das kalte Kanzelpult, dem der Senior sein Bouquet gab. Gehe nach Haus, Sohn deines Antezessors, und schaue am achten Junius dich nicht gegen Abend um, wo der stumme sechs Fuß dicke Gottesacker über manchen Freunden liegt, sondern gegen Morgen, wo du die Sonne, die Pfarrthüre und deine hineinschlüpfende Justine sehen kannst, die die Frau Pathe nett ausfrisiren und einschnüren will. Ich merk' es leicht, daß meine Zuhörer wieder in Sylphiden verflüchtigt werden wollen, um die Braut zu umflattern; aber sie sieht's nicht gern.

Endlich lag der himmelblaue Rock — die Livreefarbe der Müller und Schulmeister — mit geschwärzten Knopflöchern und die plättende Hand seiner Mutter, die alle Brüche hob, am Leibe des Schulmeisterleins und es darf nur Hut und Gesangbuch nehmen. Und jetzt — ich weiß auch, was Pracht ist, fürstliche bei fürstlichen Vermählungen, das Kanoniren, Illuminiren, Exerzieren und Frisiren dabei; aber nur mit der Wuzischen Vermählung muß man dergleichen nie zusammenstellen, sehet doch dem Mann hintennach, der den Sonnen- und Himmelsweg zu seiner Braut jetzt geht, und auf den andern Weg drüben nach dem Alumneum schaut und denkt: „wer hätt's vor vier Jahren gedacht;" ich sage, sehet ihm nach; thut es nicht auch die Auenthaler Pfarrmagd, ob sie gleich Wasser trägt, und hängt einen solchen prächtigen vollen Anzug bis auf jede Franze in ihren Gehirn- und Kleiderkammern auf? Hat er nicht eine gepuderte Nasen- und Schuhspitze? Sind nicht die rothen Thorflügel seines Schwiegervaters aufgedreht, und schreitet er nicht durch diese ein, indeß die von der Haarkräuslerin abgefertigte Verlobte durch das Hofthürchen schleicht? Und stoßen sie nicht so meublirt und überpudert auf einander, daß sie das Herz nicht haben, sich guten Morgen zu bieten? Denn haben Beide in ihrem Leben etwas Prächtigers und Vornehmeres gesehen, als sich einander heute? Ist in dieser verzeihlichen Verlegenheit nicht ner lange Spahn ein Glück, den der kleine Bruder zugeschnitzt und den er der Schwester hinreckt, damit sie darum wie um einen Weinpfahl die Blumenstaude und Geruchsquaste für des Kantors Knopfloch winde und gürte? Werden neidsüchtige Damen meine Freunde bleiben, wenn ich meinen Pinsel eintunke und ihnen damit vorkolorirte die Parüre der Braut, das zitternde Gold statt der Zitternadel im Haar, die drei goldenen Medaillons auf der Brust mit den Miniaturportraits der deutschen Kaiser *) und tiefer die in Knöpfe zergossenen Silberbarren?.... ich könnt' aber den Pinsel fast Jemand an den Kopf werfen, wenn mir beifällt, mein Wuz und seine gute Braut werden mir, wenn's abgedruckt ist, von den Koketten und anderem Teufelszeuge gar ausgelacht; glaubt ihr denn aber, ihr städtischen destillirten und tättowirten Seelenverkäuferinnen, die ihr Alles an Mannspersonen messet und liebt, ihr Herz ausgenommen, daß ich oder meine meisten Herren Leser dabei gleichgültig bleiben könnten, oder daß wir nicht alle eure gespannten Wangen, eure zuckenden Lippen, eure mit Witz und Begierde sengenden Augen und eure jedem Zufall gefügigen Taillen, mit Spaß hingeben für eine einzige Scene, wo die Liebe ihre Strahlen in dem Morgenroth des Schämens bricht, wo die unschuldige Seele sich vor jedem Aug' entkleidet, ihr eignes ausgenommen, und wo hundert innere Kämpfe das durchsichtige Angesicht beseelen, und kurz, worin mein Brautpaar agirte, da der alte lustige Kauz von Schwiegervater beider gekräuselten und weißblühenden Köpfe habhaft wurde und sie gescheut zu einem Kuß zusammen lenkte? Dein freudiges Erröthen, lieber Wuz! — und dein verschämtes, liebe Justine! —

Wer wird überhaupt diesen und dergleichen Sachen kurz vor seinen Sponsalien schärfer nachdenken und nachher delikater agiren als gegenwärtiger Biograph selbst?

Der Lärm der Kinder und Büttner auf der Gasse und der Recensenten in Leipzig hindern den Biographen, alles ausführlich herzusetzen, die prächtigen Eckenbeschläge und dreifachen Manchetten, womit der Bräutigam jede Zeile des Chorals versah — den hölzernen Engelsfittich, woran er seinen Kurhut zum Chor hinaus hing — den Namen Justine an den Pedalpfeifen — seinen Spaß und seine Lust, da sie einander vor der Kirchenagende (der goldenen Bulle und den Reichsgrundgesetzen des Eheregiments) die rechten Hände gaben, und da er mit seinem Ringfinger ihre holde Hand gleichsam hinter einem Bettschirm neckte — und den Eintritt in die Hochzeitstube, wo vielleicht die größten und vornehmsten Leute und Gerichte der Erde einander begegneten, ein Pfarrer, eine Pfarrerin, ein Subpräfektus und eine Braut. Es wird aber Beifall finden, daß ich meine Beine auseinander setze und damit über die ganze Hochzeittafel und Hochzeittrift und über den Nachmittag wegschreite, um zu hören, was sie Abends angegeben — einen und den andern Tanz giebt der Präfektus an. Es ist im Grunde schon Alles außer sich — ein Tabaks-Heerrauch und ein Suppendampfbad wogt um drei Lichter und scheidet einen vom andern durch Nebelbänke — der Violonzellist und der Violinist streichen fremdes Gedärm weniger als sie eignes füllen — auf der Fensterbrüstung guckt das ganze Auenthal als Gallerie zappelnd hinein und die Dorfjugend tanzt draußen dreißig Schritte von dem Orchester entfernt, im Ganzen recht hübsch — alte Dorf-La Bonne schreiet ihre wichtigsten Personalien der Seniorin vor und diese nieset und hustet die ihrigen los, jede will ihre historische Nothdurft verrichten und sieht ungern die andere auf dem Stuhle seßhaft — der Senior sieht wie ein Schoßjünger des Schoßjüngers Johannes aus, welchen die Maler mit einem Becher in der Hand abmalen, und lacht lauter, als er predigt — der Präfektus schießet als Elegant herum und ist von Niemand zu erreichen — mein Maria plätschert und fährt unter in allen vier Flüssen des Paradieses, und des Freudenmeers Wogen heben und schaukeln ihn allmächtig — bloß die eine Brautführerin (mit einer zu zarten Haut und Seele für ihren schwielenvollen Stand) hört die Freudentrommel wie von einem Echo gedämpft und wie bei einer Königsleiche mit Flor bezogen, und die stille Entzückung spannt in Gestalt eines Seufzers die einsame Brust — mein Schulmeister (er darf zweimal im Küchenstück herumstehen) tritt mit seiner Trauungshälfte unter die Hausthür, deren dessus de porte ein Schwalben-Globus ist, und schauet auf zu dem schweigenden glimmenden Himmel über ihm und denkt, jede große Sonne gucke herunter wie ein Auenthaler und zu seinem Fenster hinein .... Schiffe fröhlich über deinen

*) In manchen deutschen Gegenden tragen die Mädchen drei Dukaten am Halse.

verdunsteten Tropfen Zeit, du kannst es; aber wir können's nicht alle, die eine Brautführerin kann's auch nicht — ach wär' ich wie du an einem Hochzeitmorgen dem ängstlichen, den Blumen abgefangenen Schmetterling begegnet, wie du der Biene im Blüthenkelch, wie du der um sieben Uhr abgelaufenen Thurmuhr, wie du dem stummen Himmel oben und dem lauten unten, so hätt' ich ja daran denken müssen, daß nicht auf dieser stürmenden Kugel, wo die Winde sich in unsre kleinen Blumen wühlen, die Ruhestätte zu suchen sei, auf der uns ihre Düfte ruhig umfließen, oder ein Auge ohne Staub, ein Auge ohne Regentropfen, die jene Stürme an uns werfen — und wäre die blitzende Göttin der Freude so nahe an meinem Busen gestanden, so hätt' ich doch auf jene Aschenhäufchen hinüber gesehen, zu denen sie mit ihrer Umarmung, gebürtig aus der Sonne und nicht aus unsern Eiszonen, schon die armen Menschen verkalkte — und o wenn mich schon die vorige Beschreibung eines großen Vergnügens so traurig zurückließ, so müßt' ich, wenn erst du, aus ungemessenen Höhen in die tiefe Erde reichende Hand! mir eines, wie eine Blume auf einer Sonne gewachsen, hernieder brächtest, auf diese Vaterhand die Tropfen der Freude fallen lassen und mich mit dem zu schwachen Auge von den Menschen wegwenden ....

Jetzt, da ich dieses sage, ist Wuzens Hochzeit längst vorbei, seine Justine ist alt und er selber auf dem Gottesacker; der Strom der Zeit hat ihn und alle diese schimmernden Tage unter vier-, fünffache Schichten Bodensatz gedrückt und begraben; — auch an uns schlägt dieser beerdigende Niederschlag immer höher auf, in drei Minuten erreicht er das Herz und überschichtet mich und euch.

In dieser Stimmung sinne mir keiner an, die vielen Freuden des Schulmeisters aus seinen Freudenmanuale mitzutheilen, besonders seine Weihnachts-, Kirchweih- und Schulfreuden — es kann vielleicht noch geschehen in einem Posthumus von Postskript; das ich nachliefere, aber heute nicht! heute ist's besser, wir sehen den vergnügten Wuz zum letztenmal lebendig und todt und gehen dann weg.

Ich hätte überhaupt — ob ich gleich dreißigmal vor seiner Hausthür vorübergegangen war — wenig vom ganzen Manne gewußt, wenn nicht am 12. Mai vorigen Jahres die alte Justine unter mir gestanden wäre und mich angeschrieen hätte: „ob ich keine Bücher machte?" — „Warum nicht, sagt' ich, dem deutschen Publiko schenk' ich deren immer." — „Wenn ich nur eine Stunde zu ihrem Alten herein kommen möchte, mit dem's so schlecht aussähe."

Der Schlag hatte dem Alten, vielleicht weil er eine Flechte, Thalers groß, am Nacken hinein geheilet, oder vor Alter die linke Seite gelähmt. Er saß im Bette an einer Lehne von Polstern und Unterrobben und hatte ein ganzes Waarenlager das ich sogleich spezifiziren werde, auf dem Deckbette vor sich. Ein Kranker thut wie ein Reisender — und was ist er anders — sogleich mit Jedem bekannt, so nahe mit dem Fuße und Auge an erhabenern Welten macht man in dieser räudigen keine Umstände mehr. Er klagte, es hätte sich seine Alte schon seit drei Tagen nach einem Bücherschreiber umschauen müssen, hätt' aber keinen ertappt außer jetzt: „er müßt' aber einen haben, der seine Bibliothek übernähme, ordnete und inventirte und der an seine Biographie, die in der ganzen Bibliothek wäre, seine letzten Stunden, falls er sie jetzt hätte, zur Komplettirung gar hinanstieße, denn seine Alte wäre keine Gelehrtin und seinen Sohn hätt' er auf drei — Wochen auf die Universität Heidelberg gelassen."

Seine Runzeln-Aussaat gab seinem runden, kleinen Gesichtchen äußerst fröhliche Lichter; jede Runzel schien ein lächelnder Mund; aber es gefiel mir und meiner Semiotik nicht, daß seine Augen blitzten, seine Augenbraunen und Mundbecken so zuckten und seine Lippen so zitterten.

Ich will mein Versprechen der Spezifikation halten; auf dem Deckbette lag eine grüntaftne Kinderhaube, wovon das eine Band abgerissen war, eine mit abgerissenen Goldflitterchen überpichte Kinderpeitsche, ein Fingerring von Zinn, eine Schachtel mit Zwergbüchelchen in 12. Format, eine Wanduhr, ein beschmutztes Schreibbuch und ein finkenkloben fingerslang. Es waren die Rudera und Spätlinge seiner verspielten Kindheit; die Kunstkammer dieser seiner griechischen Alterthümer war von jeher unter der Treppe gewesen, — denn in einem Haus, das der Blumenkübel und Treibkasten eines einzigen Stammbaumes ist, bleiben die Sachen Säkula lang in seiner Stelle ungerückt — und da es von seiner Kindheit an ein Reichsgrundgesetz bei ihm war, alle seine Spielwaaren in chronologischer Ordnung aufzuheben, und da kein Mensch das ganze Jahr unter die Treppe guckte, als er, so konnt' er noch am Rüsttage vor seinem Todestage diese Urnenkrüge eines schon gestorbenen Lebens um sich stellen und sich zurückfreuen, da er sich nicht mehr vorausfreuen konnte. Du konntest freilich, kleiner Maria, in keinen Antikentempel zu Sanssouci eintreten und darin vor dem Weltgeist der schönen Natur der Kunst niederfallen; aber du konntest doch in deine Kindheits-Antiken-Stiftshütte unter der finstern Treppe gucken und die Strahlen der auferstehenden Kindheit spielten, wie des gemalten Jesuskindes seine im Stall, an den düstern Winkeln! O wenn größere Seelen als du, aus der ganzen Orangerie der Natur so viele süße Säfte und Düfte sogen, als du aus dem zackigen grünen Blatte, an das dich das Schicksal gehangen, so würden nicht Blätter, sondern Gärten genossen, und die bessern und doch glücklichern Seelen wunderten sich nicht mehr, daß es vergnügte Meisterlein geben kann.

Wuz sagte, und bog den Kopf gegen das Repositorium hin, „wenn ich mich an meinen ernsthaften Werken matt gelesen und korrigirt, so schau ich stundenlang diese Schnurrpfeifereien an, und das wird hoffentlich einem Bücherschreiber keine Schande sein."

Ich wüßt' aber nicht, womit der Welt mehr gedient ist, als wenn ich ihr den räsonnirenden Katalog dieser Kunststücke und Schnurpfeifereien zuwende, den mir der Patient zuwandte. Den zinnernen Ring hatt' ihm die vierjährige Mamsell des vorigen Pastors, da sie mit einander von einem Spielkameraden ehrlich und ordentlich kopulirt wurden, als Ehepfand angesteckt, — das elende Zinn löthete ihn fester an sie, als edlere Metalle edlere Leute, und ihre Ehe brachten sie auf vier und funfzig Minuten; oft wenn er nachher als geschwärzter Alumnus sie mit nickenden Federnstandarten am dünnen Arm eines gesprenkelten Elegant spazieren gehen sah, dacht er an den Ring und an die alte Zeit. Ueberhaupt hab ich bisher mir unnütze Mühe gegeben, es zu verstecken, daß er in Alles sich verliebte, was wie eine Frau aussah; alle Fröhliche seiner Art thun dasselbe, vielleicht können sie es, weil ihre Liebe sich zwischen den beiden Extremen von Liebe aufhält und beiden abborgt, so wie der Busen der Uebergang, das Band und der Kreple der platonischen und der epikurischen Reize ist. — Da er seinem Vater die Thurmuhr aufziehen half, wie vor Zeiten die Kronprinzen mit den Vätern in die Sessionen gingen, so konnte so eine kleine Sache ihm einen Wink geben, ein lackirtes Kästchen zu durchlöchern und eine Wanduhr daraus zu schnitzen, die niemals ging; inzwischen hatte sie doch, wie mehre Staatskörper, ihre langen Gewichte und ihre eingezackten Räder, die man dem Gestelle nürnbergischer Pferde abgehoben und so zu etwas Besserem verbraucht hatte. — Die grüne Kinderhaube, mit Spitzen gerändert, das einzige Ueberbleibsel seines vorigen vierjährigen Kopfes, war seine Büste und sein Gypsabdruck vom kleinen Wuz, der jetzt zu einem großen ausgefahren war. Alltagskleider stellen das Bild eines todten Menschen weit inniger dar, als sein Portrait, — daher besah Wuz das Grün mit sehnsüchtiger Wollust und es war ihm, als schimmere aus dem Eisen des Alters eine grüne Rasenstelle der längst überschneieten Kindheit vor; „nur meinen Unterrock von Flanell sollt' ich haben, der mir allemal unter den Achseln umgebunden wurde." — Mir ist sowohl das erste Schreibbuch des Königs von Preußen, als das des Schulmeisters Wuz bekannt und da ich beide in Händen gehabt, so kann ich urtheilen, daß der König als Mann und das Meisterlein als Kind schlechter geschrieben: „Mutter, sagt' er zu seiner Frau, betracht' doch, wie dein Mann hier (im Schreibbuch) und wie er dort (in seinem kalligraphischen Meisterstück von einem Lehrbrief, den er an die Wand genagelt) geschrieben: ich freß' mich aber noch vor Liebe, Mutter!" Er prahlte vor Niemand, als vor seiner Frau; und ich schätze den Vortheil so hoch, als er werth ist, den die Ehe hat, daß der Ehemann durch sie noch ein zweites Ich bekommt, vor dem er sich ohne Bedenken recht herzlich loben kann. Wahrhaftig, das deutsche Publikum sollte ein zweites Ich von uns Autoren abgeben! — Die Schachtel war ein Bücherschrank der lilliputischen Traktätchen in Fingerkalender-Format, die er in seiner Kindheit dadurch edirte, daß er einen Vers aus der Bibel abschrieb, es heftete und blos sagte: „abermals einen recht hübschen Kober*) gemacht!" andere Autores thun das auch, aber erst wenn sie herangewachsen sind. Als er mir seine jugendliche Autorschaft referirte, bemerkt' er, als ein Kind ist man ein wahrer Narr; es stach aber doch schon damals der Autortrieb heraus, nur freilich in einer unreifen und lächerlichen Gestalt," und belächelte zufrieden die jetzige. — Und so ging's mit dem Finkengloben auch; war nicht der fingerslange Finkengloben, den er mit Bier bestrich und auf dem er die Fliegen auf den Beinen fing, der Vorläufer des armslangen Finkenkloben, hinter dem er im Spätherbst seine schönen Stunden zubrachte, wie auf ihm die Finken ihre häßlichsten? Das Vogelstellen will durchaus ein in sich selbst vergnügtes stilles Ding von Seele haben.

Es ist leicht begreiflich, daß seine größte Krankenlabung ein alter Kalender war, und die abscheulichen zwölf Monatskupfer desselben. In jedem Monate des Jahres machte er sich, ohne

*) Kober's Kabinetsprediger — in dem mehr Geist steckt (freilich oft ein närrischer) als in zwanzig jetzigen ausgelaugten Predigtskeletten.

vor einem Gallerieinspektor den Hut abzunehmen oder an ein Bilderkabinet zu klopfen, mehr malerische und artistische Lust, als andere Deutsche, die abnehmen und anklopfen. Er durchwanderte nämlich die eilf Monats-Vignetten — die des Monats, worin er wanderte, ließ er weg — und phantasirte in die Holzschnittsscenen Alles hinein, was er und sie brauchten. Es mußte ihn freilich in gesunden und kranken Tagen letzen, wenn er im Jänner-Winterstock auf dem abgerupften, schwarzen Baum herumstieg und sich (mit der Phantasie) unter den an der Erde aufdrückenden Wolkenhimmel steckte, der über den Winterschlaf der Wiesen und Felder wie ein Betthimmel sich herüberkrümmte, — der ganze Junius zog sich mit seinen langen Tagen und langen Gräsern um ihn herum, wenn er seine Einbildung den Juniuslandschafts-Holzschnitt ausdrüeen ließ, auf dem kleine Kreuzchen, die nichts als Vögel sein sollten, durch das graue Druckpapier flogen und auf dem der Holzschneider das fette Laubwerk zu Blätterskeletten maxerirte. Allein wer Phantasie hat, macht sich aus jedem Fetzen eine wunderthätige Reliquie, aus jedem Eselskinnbacken eine Quelle; die fünf Sinne reichen ihr nur die Kartons, nur die Grundstriche des Vergnügens oder Mißvergnügens.

Den Mai überblätterte der Patient, weil der ohnehin um das Haus draußen stand. Die Kirschblüthen, womit der Wonnemond sein grünes Haar besteckt, die Maiblümchen, die als Vorsteckrosen über seinem Busen duften, beroch er nicht — der Geruch war weg, — aber er besah sie und hatte einige in einer Schüssel neben seinem Krankenbette.

Ich habe meine Absicht klug erreicht, mich und meine Zuhörer fünf oder sechs Seiten von der traurigen Minute wegzuführen, in der vor unser Aller Augen der Tod vor das Bett unsers kranken Freundes tritt und langsam mit eiskalten Händen in seine warme Brust hinein bringt und das vergnügt schlagende Herz erschreckt, fängt und auf immer anhält. Aber endlich kommt die Minute und ihr Begleiter doch.

Ich blieb den ganzen Tag und sagte Abends, ich könnte Nachts wachen. Sein lebhaftes Gehirn und sein zuckendes Gesicht hatten mich fest überzeugt, in der Nacht würde der Schlag sich wiederholen; es geschah aber nicht; welches mir und dem Schulmeisterlein ein wesentlicher Gefallen war. Denn es hatte mir gesagt — auch in seinem letzten Traktätchen steht's — nichts wäre schöner und leichter, als an einem heitern Tage zu sterben, die Seele sähe durch die geschlossenen Augen die hohe Sonne noch und sie steige aus dem vertrockneten Leib in das weite blaue Lichtmeer draußen; hingegen in einer finstern brüllenden Nacht aus dem warmen Leibe zu müssen, den langen Fall in's Grab so einsam zu thun, wenn die ganze Natur selber da säße und die Augen sterbend zuhätte — das wäre ein zu harter Tod.

Um halb zwölf Uhr kamen Wuzen's zwei beste Jugendfreunde noch einmal vor sein Bette, der Schlaf und der Traum, um von ihm gleichsam Abschied zu nehmen. Oder bleibt ihr länger, und seid ihr zwei Menschenfreunde es vielleicht, die ihr den ermordeten Menschen aus den blutigen Händen des Todes holt und auf euern wiegenden Armen durch die kalten unterirdischen Höhlungen mütterlich traget in's helle Land hin, wo ihm eine neue Morgensonne und neue Morgenblumen in waches Leben hauchen?

Ich war allein in der Stube — ich hörte nichts, als den Athemzug des Kranken und den Schlag meiner Uhr, die sein kurzes Leben wegmaß, — der gelbe Vollmond hing tief und groß im Süden und bereifte mit seinem Todtenlichte die Maiblümchen des Mannes und die stockende Wanduhr und die grüne Haube des Kindes, — der leise Kirschbaum vor dem Fenster malte auf dem Grund von Mondslicht aus Schatten einen bebenden Baumschlag an die Stube, — am stillen Himmel wurde zuweilen eine fackelnde Sternschnuppe niedergeworfen und sie verging wie ein Mensch — es fiel mir bei, die nämliche Stube, die jetzt der schwarz ausgeschlagene Vorsaal des Grabes war, wurde morgen vor drei und vierzig Jahren am 13. Mai vom Kranken bezogen — und am diesem Tage gingen seine elsäsischen Acht-Wochen an, — ich sah, daß der, dem damals dieser Kirschbaum Wohlgeruch und Träume gab, dort im drückenden Traume geruchlos liege und vielleicht noch heute aus dieser Stube ausziehe, und daß Alles, Alles vorüber sei und niemals wieder komme .... und in dieser Minute fing Wuz mit dem ungelähmten Arme noch etwas, als wollt' er einen entfallenden Himmel erfassen — und in dieser zitternden Minute knisterte der Monatszeiger meiner Uhr und fuhr, weil's zwölf Uhr war, vom zwölften Mai zum dreizehnten über .... Der Tod schien mir meine Uhr zu stellen, ich hörte ihn den Menschen und seine Freuden käuen, und die Welt und die Zeit schien in einem Strom von Moder sich in den Abgrund hinab zu bröckeln! ....

Ich denke an diese bebende Minute bei jedem mitternächtlichen Ueberspringen meines Monatszeigers; aber sie trete nie mehr unter die kurze Reihe meiner übrigen Minuten.

Der Sterbende — er wird kaum diesen Namen lange mehr haben — schlug zwei lodernde Augen auf und sah mich lange an, um mich zu kennen. Ihm hatte geträumt, er schwankte als ein Kind sich auf einem Lilienbrete, das unter ihm aufgewallet — dieses wäre zu einer emporgehobenen Rosenwolke zusammengeflossen, die mit ihm durch goldene Morgenröthen und über rauchende Blumenfelder weggezogen wäre, — die Sonne hätte mit einem weißen Mädchenangesicht ihn angelächelt und angeleuchtet, und wäre endlich in Gestalt eines von Strahlen umflogenen Mädchens seiner Wolke zugesunken und er hätte sich geängstigt, daß er den linken gelähmten Arm nicht um und an sie bringen können, — darüber wurd' er wach aus seinem letzten oder vielmehr vorletzten Traum, denn auf den langen Traum des Lebens sind die kleinen bunten Träume der Nacht wie Phantasieblumen gestickt und gezeichnet.

Der Lebensstrom nach seinem Kopfe wurde immer schneller und breiter, er glaubte immer wieder vergnügt zu sein; den Mond hielt er für die bewölkte Sonne; es kam ihm vor, er sei ein fliegender Taufengel, unter einem Regenbogen an eine Dotterblumen-Kette aufgehangen, in unendlichen Bogen auf- und niederwogend, von der vierjährigen Ringgeberin über Abgründe zur Sonne aufgeschaukelt .... Gegen vier Uhr Morgens konnte er uns nicht mehr sehen, obgleich die Morgenröthe schon in der Stube war, — die Augen blickten versteinert vor sich hin — eine Gesichtszuckung kam auf die andere — den Mund zog eine Entzückung immer lächelnder aus einander — Frühlings-Phantasien, die weder dieses Leben erfahren, noch jenes haben wird, spielten mit der sinkenden Seele — endlich stürzte der Todesengel den blassen Leichenschleier auf sein Angesicht und hob hinter ihm die blühende Seele mit ihren tiefsten Wurzeln aus dem körperlichen Treibkasten voll organisirter Erde .... Das Sterben ist erhaben; hinter schwarzen Vorhängen thut der einsame Tod das stille Wunder und arbeitet für die andere Welt und die Sterblichen stehen da mit nassen, aber stumpfen Augen neben der überirdischen Scene....

„Du guter Vater, sagte seine Wittwe, wenn dir's Jemand vor drei und vierzig Jahren hätte sagen sollen, daß man dich am dreizehnten Mai, wo deine Acht-Wochen angingen, hinaustragen würde." — „Seine Acht-Wochen, sagt' ich, gehen wieder an und währen länger."

Da ich um eilf Uhr fortging, war mir die Erde gleichsam heilig und Todte schienen neben mir zu gehen; ich sah auf zum Himmel, als könnt' ich im endlosen Aether nur in Einer Richtung den Gestorbenen suchen; und da ich oben auf dem Berge, wo man nach Auenthal hineinschaut, mich noch einmal nach dem Leidenstheater umsah, und da ich unter den rauchenden Häusern bloß das Trauerhaus unbewölkt dastehen und den Todtengräber oben auf dem Gottesacker aushauen sah, und da ich das Leichenläuten seinetwegen hörte, und daran dachte, wie die Wittwe im stummen Kirchthurm mit rinnenden Augen das Seil unten reiße, so fühlt ich unser aller Nichts, und schwur, ein so unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen.

Wohl dir, lieber Wuz, daß ich — wenn ich nach Auenthal gehe und dein verrasetes Grab aufsuche, und mich darüber kümmere, daß die in dein Grab beerdigte Puppe des Nachtschmetterlings mit Flügeln daraus kriecht, daß dein Grab ein Lustlager bohrender Regenwürmer, rückender Schnecken, wirbelnder Ameisen und nagender Räupchen ist, indeß du tief unten allen diesen mit unverrücktem Haupte auf deinen Hobelspähnen liegst und indeß keine liebkosende Sonne durch deine Breter und deine mit Leinwand zugeleimten Augen bricht — wohl dir, daß ich dann sagen kann: „Da er noch das Leben hatte, genoß er's fröhlicher, wie wir alle."

Es ist genug, meine Freunde, — es ist zwölf Uhr, der Monatszeiger sprang auf einen neuen Tag und erinnerte uns an den doppelten Schlaf, an den Schlaf der kurzen und an den Schlaf der langen Nacht....

Theodor Friedrich Maximilian Richter,

geboren am 2. December 1784 zu Limbach bei Dresden, lebt gegenwärtig als Sprachlehrer zu Dresden, nachdem er seit 1805 mehrere sehr bedeutende Seereisen gemacht, dann in Messina Handelsgeschäfte getrieben und zuletzt bei dem englischen Commissariat auf der Insel Malta angestellt gewesen war.

Wir besitzen von ihm:

Reisen zu Wasser und zu Lande. Dresden 1805—17. Für die Jugend bearbeitet. 10 Bde. Dresden 1821 — 29. Taschenausgabe. 10 Bde. Dresden 1830.

Die von ihm gelieferten Reisebeschreibungen haben das Verdienst einer sehr anschaulichen und lebendigen Darstellung, so daß sie ein großes Publicum fanden, und ihre Bearbeitung für die Jugend dieser eine treffliche Unterhaltung darbot.

Julie Freiin von Richthofen,

geboren am 2. März 1785 zu Pillau in Ostpreußen, Tochter des damaligen Hauptmanns zu Pillau, nachherigen geheimen Rathes und Regierungsdirectors zu Küstrin (gestorben 1807), vermählte sich im Jahre 1802 mit dem Baron von Richthofen zu Küstrin und bezog darauf mit ihm seine Güter bei Danzig. Gegenwärtig lebt sie in Danzig.

Sie schrieb:

Die Katalonierin. 2 Bde. Berlin 1813.
Der Geisterrath. Berlin 1818.
Helas und Helianor. 2 Bde. Danzig 1824.
Die Orientalin. Breslau 1825.
Sporinen. 2 Th. Breslau 1825 u. 26.
Emilie von Kellow. 2 Th. Leipz. 1827.
Zanina. Leipz. 1827.
Die Verstoßene. Königsberg 1828.
Der Onkel. 2 Th. Leipzig 1828, u. s. w.

Eine reiche Erfindungsgabe, Wärme des Gefühls, feine Menschen- und Weltkenntniß und eine gelungene Darstellung haben den Romanen dieser Dame, vorzüglich der Katalonierin und Zanina, viele Freunde erworben.

Friedrich Reinhard Ricklefs,

geboren am 26. October 1769 zu Ovelgönne im Herzogthum Oldenburg, war Anfangs Professor, später Rector des Gymnasiums zu Oldenburg und starb am 11. Februar 1827.

Wir besitzen von ihm:

Darstellung der Menschengeschichte rc. 2 Bde. Oldenburg 1806 — 14.
Erläuterungen zur Darstellung der ältern Menschengeschichte. 2 Bde. Oldenburg 1807 u. 1810.
Germania, Zeitschrift für Deutschlands Gemeinwohl. 3 Bde. Oldenb. 1813 — 15.
Chronologische Tabellen über alle 4 Welttheile. Hannover 1818.
Schulreden. Oldenburg, 1821.

Ein tüchtiger Schulmann, dessen Reden zu den besten Leistungen auf diesem Gebiete gehören, und dessen historische Arbeiten sich durch Gründlichkeit und Fleiß auszeichnen.

Friedrich Justus Riedel,

geboren am 10. Julius 1742 zu Vieselbach ohnweit Erfurt, widmete sich zu Jena, Leipzig und Halle dem Studium der Rechte, beschäftigte sich jedoch vorzugsweise mit der Philosophie, und erhielt im Jahre 1768 die Stelle eines Professors der Philosophie zu Erfurt. 1772 ging er als Lehrer der Eleven der Kunstakademie, unter dem Titel kaiserlicher Rath, nach Wien, verlor jedoch durch sein ungeregeltes Leben diese Stelle bald wieder. Nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia ward er Vorleser des Fürsten Kaunitz. In Folge seiner früheren Ausschweifungen verfiel er in Wahnsinn und starb im Hospital am 2. März 1785.

Er schrieb:

Satiren, Episteln, komische Gedichte, Dramen u. s. w. Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. Jena 1767. N. A. Wien und Jena 1774. Seine sämmtlichen Schriften erschienen in 5 Theilen zu Wien in den Jahren 1786 u. 1787.

R. war als Kritiker und Philosoph eigentlich nur Eklektiker, aber ein witziger und scharfsinniger Kopf, voll Geist und Geschmack, nur zu oberflächlich und flüchtig, und zu sehr zu einem leichten, witzelnden Vortrage geneigt, durch den er die Wirkung seiner vielen guten Bemerkungen und Ansichten über das Schöne und über Gegenstände der Kunst selbst wieder lähmte und zerstörte. Seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften bleibt seine beste Leistung, und verdiente noch jetzt, um der geistigen Gesundheit willen, die in derselben vorherrscht, nicht ganz in Vergessenheit zu gerathen. — Als Dichter ist R. dagegen unbedeutend.

Sechster Brief.

An den Herrn Geheimen-Rath Klotz*)

(Ueber die Satire.)

Ein Besuch vom Apoll mit allen seinen Musen wäre mir nicht so lieb gewesen, als mir der Ihrige war, Ihre Muse mit dazu gerechnet, mein Theuerster Freund! Glauben Sie ja nicht, daß ich immer so vergnügt bin, als Sie mich in diesen glücklichen acht Tagen gesehen haben. Verscheucht wurde mein böser Dämon durch Ihre Gegenwart; aber er lauschte im Winkel, um mich zu überraschen, sobald Sie sich in den Wagen gesetzt hatten und fortgefahren waren. Jetzt besitzt er mich wieder wie vorher und ich kann ihn nur dadurch auf eine Zeitlang fortjagen, daß ich zuweilen mit Herrn Meusel und Herel über die bösen Skribenten lache, zuweilen die Gesellschaft in dem Hause des Herrn B. besuche, in welcher wir so vergnügt waren, und wenn ich allein bin, entweder an Sie und meine andern Freunde denke und schreibe, oder den Kunstrichtern diese kritischen Briefe hinwerfe, in welchen ich alles sage, was ich seit einigen Jahren nur zu denken gewagt habe. Bei diesen Briefen begnüge ich mich bloß mit dem Vergnügen, welches uns die Zeugung geistlicher Kinder verschaffet; übrigens gebe ich ihnen meinen väterlichen Segen und überlasse sie dem Schicksale, was sie verdienen.

Wenn ich nicht daran dächte, daß dieser Brief sollte gedruckt werden und daß dem Publicum mit Privatangelegenheiten der Schriftsteller wenig gedient ist; so würde ich mit Ihnen von nichts als von unserer Freundschaft reden, die mir ohngefehr seit einem Jahre (denn so lange ist es, wo ich nicht irre) meine Tage versüßt hat. Jetzt bereue ich erst die Zeit, die ich vor acht Jahren an einem Orte mit Ihnen ohne Sie zugebracht habe, ohne Sie anders als von Person und durch Ihre Schriften zu kennen; und ich ärgere mich, dasjenige sieben Jahre entbehrt zu haben, was ich erst seit Einem Jahre genieße.

---

*) Aus Riedel: Ueber das Publicum. Briefe an einige Glieder desselben. Jena 1768.

Gern wollte ich, um Ihnen keinen leeren Brief zu schreiben, einen kleinen Amor mit einschließen, von der Art, wie Herr Gleim und unser Jacobi einander sie zuschicken. Aber sie wissen es selbst, wie wenig dieser lose Gott für mich gemacht ist und wie sehr er für meinem Schreibetische erschrickt, wo er lauter Gegenstände antrifft, die für einen so leichtsinnigen Buben nicht gemacht sind.

Vor mir, mit meinem Hutcheson,
Mit Lamberts tiefem Organon,
Mit meinem lieben Mendelssohn
Und Lock und Abbt und Iselin
Muß jeder kleine Amor fliehn,
Fliehn zu Jacobi, oder Gleim;
Und flöh er nicht zu dem, so flöh mich auch der Reim.

Aber statt des Amors schicke ich Ihnen einen kleinen Satyr, zur Gesellschaft des größern, der Sie immer begleitet. Ich kann ihn, seitdem ich eine philosophische Bibliothek schreibe, nicht weiter brauchen; aber Sie wird er vielleicht mit seinen drollichten Sprüngen bei müßigen Stunden belustigen. Ein Tausendkünstler ist er; geschickt, sich alle möglichen Gestalten zu geben und zu sein, wie man ihn haben will.

Oft hat er's Banbeln nachgemacht;
Oft Schönaichs Hermann ausgelacht;
Oft spielt er den Antikritikus,
Und (mit Erlaubniß) auch manchmal den Kritikus,
Und oft den Metaphysicus.
Trotz Wagnern, kann er demonstriren;
Wie Hudemann, durch Trauerspiele rühren;
Trotz Bodmern antikritisiren;
Wie Schwarz, Virgile travestiren;
Und, wie der andre Schwarz in Xanten, recensiren.

„Auch schlechte Verse schmieren?" werden Sie sagen. Mag ich doch! Genug den Satyr sollen Sie behalten, Sie mögen wollen, oder nicht. Aber nicht ihn allein schicke ich; damit Sie ihn besser kennen lernen, so sende ich Ihnen zugleich seine ganze Genealogie; an seine Anverwandten, die Sie ohnehin schon kennen, darf ich Sie nur wieder erinnern.

Seine Vorfahren waren anfangs wild und schwärmten in den Wäldern herum. Die ärgerliche Chronik der damaligen Zeiten beschuldiget sie, daß sie den Nymphen nachgegangen wären, wovon aber meine Nachrichten nichts Zuverlässiges melden. Das weiß ich, daß sie, ohngefähr im dreißigsten Jahrhunderte der Welt, mit den Musen eine Bekanntschaft errichteten, die so vertraulich war, daß sie das Vorurtheil widerlegte, als wären diese Frauenzimmer beständige Jungfern geblieben. Ihre Winkelehen waren sehr fruchtbar und die meisten von den erzeugten Kindern, die gerade Mitteldinge zwischen der Rauhigkeit ihrer Väter und der Artigkeit ihrer Mütter waren, gesellten sich zu den Menschenkindern, wandelten unter ihnen und verspotteten sie. Das letzte thaten sie durch ihre Freunde, die sie sich, so sehr sie auch noch Bockfüßler waren, mit ihrer einschmeichelnden Drolligkeit allemal zu erwerben wußten. Der Genius, welcher dem Sokrates immer gegenwärtig war und ihm seine Einfälle ins Ohr sagte, war, wie ich gewiß weiß, nichts anders, als ein kleiner Satyr, welchen sein Vater, dessen Namen ich in meinen Papieren nicht finde, mit der Muse Erato gezeugt hatte. Sokrates gewann ihn lieb, weil er ein guter Knabe war, leichtfertig ohne Boßheit, lustig ohne Ausgelassenheit, spöttisch, um zu bessern, nicht um zu beleidigen. Ein anderer von diesem Geschlechte, welchen Thalia geboren hatte, verband sich auf eine geistige Weise mit dem Aristophanes und lehrte diesem das grobe Komische, womit er uns manche Grille, und manchem ernsthafteren Manne Wehklagen abtreibet. Ein dritter, Calliopens Sohn, wagte es, den erhabenen Homer umzuschaffen und seine Leyer zu Scherz und Laune herabzustimmen. Es gelang ihm und Homer sang, mit Erlaubniß aller Kunstrichter, die das Gegentheil sagen, nach dem Zorne des Achills den Krieg der Frösche mit den Mäusen. Ein vierter, der Sohn der Euterpe, verbarg sich lange, um die Welt ungesehen betrachten zu können, bis es ihm endlich einfiel, sich mit einem Römer zu verbrüdern. Er war es, welcher dem Lucilius die Verse vorsagte, die dieser für seine eigene Arbeit ausgab; und wenn diese Verse schlecht sind, so muß man bedenken, daß es die Uebungsstücke eines Satyrs waren, der jetzt erst anfing, eine menschliche Sprache zu reden.

Dies sind die vier Stammväter unsers ganzen heutigen satyrischen Geschlechts, deren Abkömmlinge sich durch alle poetische Welttheile verbreitet haben. Diogenes, Aristipp, Petronius, Lucian, Apulejus, Julian, Rabelais, Scarron, Cervantes, Buttler, Swift, Fielding, Sterne, Voltäre, la Fontäne, und von unsern Landsleuten Schupp, Moscherosch, Liscow, Rabener und Wieland — dies sind die glücklichen Sterblichen, mit welchen sich die Kinder und Kindeskinder des Sokratischen Dämons verbrüderten, unter welchen einige die erste Gestalt ihres Ahnherrn unverändert behielten, andere aber sie unter verschiedenen Mummereien versteckten. Vom Satyr Lucilius wurden gezeugt Horaz, Persius, Juvenal, Regnier, Boileau, Churchill, Rachel, Caniz, Haller, und unter seine Angehörigen rechnen sich auch Catull, Martial, Owen, Wernike, Kästner und Lessing. Tasso, Pope, Zachariä und Dusch kommen aus den Lenden des lustigen Homerischen Genius. Und Menander, Plautus, Terentius, Moliere, Goldoni, Weiße und eine Menge anderer Namen sind durch den Satyr des Aristophanes berühmt worden, dessen Nachkommen unter der Zucht dieser Männer verfeinert und zur guten Lebensart gewöhnt worden.

Alle Catonen und ernsthafte Weise mit Bärten und ohne Bärte, die Zenonen, die Chrysippe, die Seneca und, mit Erlaubniß, auch die Basedowe bitte ich um Vergebung, daß ich es gewagt habe, den cynischen Diogenes in die Sokratische Gesellschaft zu bringen und seine hündische Laune als ein Erbstück des weisesten unter allen Sterblichen zu betrachten. Wenn man viel Witz haben muß, um die Menschen auf eine solche Art anzubellen, wie Diogenes, so gehört zugleich viel Selbstverleugnung dazu, in eine solche Lage sich zu versetzen, wo man gewiß weiß, daß das erste Gelächter nothwendig auf uns selbst zurückfallen muß. Von beiden Seiten ist mir Diogenes ein merkwürdiger Mann, wenn gleich sein Satyr zuweilen auf dem Karren des Thespis herum fuhr, wenn er gleich gute Sitten verwarf, um Tugend zu predigen, wenn gleich unter seinem zerrissenen Mantel eine ehrgeizige Seele gewohnt und er den Hochmuth des Plato nur durch einen andern Hochmuth mit Füßen getreten hätte; oder mit andern Worten; wenn er gleich bei aller seiner Laune und Philosophie noch ein Mensch war, mit einem menschlichen Herzen und mit menschlichen Fehlern.

Wer aber den Bettler nicht sehen mag, dem wird vielleicht der Philosoph nach der Mode, der Hofmann, der Kenner der feinen Welt, dem wird Aristipp unstreitig besser gefallen, der Diogenes im seidenen Rocke, so wie Diogenes ein Aristippus im Schmutze war. Wenn verschiedene Wege nach einem Orte führen, so wählet sich ein jeder denjenigen, welcher für ihn nach seiner besondern Neigung und Denkungsart der bequemste ist und welchen ihm seine Umstände am ersten erlauben.

Der wehrt den Fliegen mit dem Stock, und jener mit dem Fächer;
Der trinkt sein Wasser aus der Hand, der Wein aus seinem Becher.

Diogenes war zu unbiegsam, zu wenig zum Zwange geschaffen, um seine Lebensart in die Falten des Hofs, der Mode und des willkürlichen Wohlstandes zu bringen. Aristipp war zu zärtlich gebildet, um auf dem Markte, oder in einer Halle zu übernachten und die Schimpfreden des niedrigen Pöbels und die Verachtung des Vornehmern zu ertragen. Beide hatten vielleicht im Grunde ein gutes Herz, welches noch immer mit einer, oft selbst ausschweifenden, Ehrbegierde vergesellschaftet sein kann. Diese trieb beide, sich hervorzuthun, und jenes, ihre Mitbürger zu bessern und Gutes zu stiften. Der eine wählt sich zum Schauplatze den Hof des Dionysius und der andere sein Faß. Die Laune eines jeden Menschen ist ein Chamäleon, welches von den umliegenden Gegenständen eine Farbe annimmt; sie wird also auf der Oberfläche eine Verschiedenheit zeigen, da sie doch im Grunde einerlei ist.

Dies ist die Ursache, weßwegen launische Schriften vielleicht unter allen am schwersten zu beurtheilen sind. Humor ist überhaupt thörichte Weisheit; und was uns andern oft der größte Fehler scheint, das ist vielleicht in Rücksicht auf die Lage des Verfassers zweckmäßig und bei ihm die größte Schönheit.

Man hat den Petronius wegen der schlüpfrigen Bilder und Erzählungen getadelt, die sein Buch für die Jugend gefährlich machen. Ein billiger Richter wird diesen Autor leicht entschuldigen, der mitten in dem Getümmel der Höflinge eines einfältigen Claudius und eines viehischen Nero lebte, der selbst eine Zeitlang der Aufseher über die Lustbarkeiten des Hofs war und der noch weit unreiner müßte geschrieben haben, um seine Schilderungen den Originalen völlig ähnlich zu machen. Für uns mag immer sein Buch allzu unzüchtig sein; der unterste Kammerjunker in Nerons Gefolge wird geurtheilt haben, daß es viel zu züchtig sei.

Vergleichen Sie, mein Freund, drei Schriftsteller mit einander, die über ähnliche Sachen, oder in einer ähnlichen Laune geschrieben haben; den Esel des Apulejus mit dem Esel von Lucian, und die Gespräche des letztern mit Julians Kaysern. Apulejus, erst in den Geheimnissen der abergläubischen Priester eingeweiht, dann Sachwalter zu Rom, gab seinen Schriften aus der heiligseinsollenden Mythologie der heidnischen Pfaffen und dem Advocatengeschmacke der Römer, eine vermischte Tinktur, die durch den Mechanismus seines eigenen Kopfs ziemlich originell ward. Daher seine dämonischen Erzählungen vom Sokratischen Genius im Ernste, und seine Hexenmährchen im Scherze;

daher die Weitschweifigkeit im Denken und im Schreiben; daher endlich auch einige Chicanerien im Schließen, die ich für nichts anders als für Advocatenstreiche annehmen kann. Ein plumper Scribent scheint er uns allemahl, wenn wir ihn mit dem Samosatenser vergleichen, der sich frühzeitig gute Einsichten in die feinern Künste erworben, statt hieroglyphischer Mummereien die bessern Werke des Alterthums und die Welt studirt und dadurch seinen Geschmack ausgebildet hatte. Eben die Fabel, welche dem Apulejus Stoff zu einem ziemlichen Bande gegeben hatte, erzählt Lucian auf einigen Blättern, weniger verwickelt, aber auch weniger ermüdend und mit mehrerm Salze. Julian hat ihn unstreitig gut nachgeahmt; allein Julian war nicht blos Schriftsteller, der seine Kayser von fern betrachtete, er war das selbst, was jene gewesen waren; ein anderer hätte das Gespräch nicht schreiben können, nicht schreiben dürfen. Er urtheilt also geradezu, wo sich Lucian hinter die Ironie würde versteckt haben, und streut hiernächst Erläuterungen und Lehren ein, die jener uns würde hinzudenken lassen. Ich zweifle, ob der Merkur in der Feder des Samosatensers den pathetischen Abschied würde genommen haben, mit welchem er sich dem Julian empfiehlt: *Σοι δε δεδωκα τον πατερα Μιθραν ἐπιγνωναι· συ δε ἀυτου των ἐντολων ἐχου, πεισμα και ὁρμον ἀσφαλη ζωντι τε σεαυτῳ παρασκευαζων, και ἡνικα ἀν ἐντευθεν ἀπιεναι δεῃ, μετα της ἀγαθης ἐλπιδος, ἡγεμονα θεον ἐυμενη καθιστας σεαυτῳ.*

Immer einen kleinen Sprung, den kleinsten, den ein Briefschreiber machen kann, vom Julian und Lucian herunter zum Rabelais. Wenigstens ist es gewiß, daß kein Lucianischer Esel poßirlicher sein kann, als der große Gargantua und Meister Janot von Braccamado. Wer anders zu den Zeiten des Rabelais durfte es wohl wagen die Pedanterey der Gelehrten, den Stolz der Herren vom Schlüssel und vom Degen, das lächerliche verschiedener Moden und andere Ungereimtheiten in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, als der lustige Doctor Franz, der gern andere über sich lachen ließ, um desto sicherer über sie zu lachen *)? Scarron ist gewiß weit unter ihm; seine schöne Frau und sein häßlicher Körper waren zwei Dinge, die er sehr nöthig hatte, um andere zu belustigen, und in seinen Schriften ist er derjenige Scarron nicht, der wie eine Marionnettencarricatur auf dem Tische saß und mit Marquis umgeben war. So lange bis die Franzosen einen bessern bekommen, soll immer Rabelais ihr Cervantes sein. Der Spanier ist regelmäßiger, weniger ausschweifend, correcter; seine Ironie ist feiner, gleichförmiger, witziger und sein Held wahrscheinlicher, als der abentheuerliche Gurgelstroßa. Dafür hat der Franzose mehr Feuer; seine Phantasie ist lebhafter und selbst in ihren Ausschweifungen ergötzend, und die Drolligkeit seiner Schreibart hat eigne Reize für den, welcher die Sprache versteht. Ich möchte ihn mit Buttlern vergleichen, wenn ich doch einmal vergleichen soll; Sie aber, mein Freund, wissen meine Prädilection für den Hudibras, die leicht bei einer Parallele dem Pantagruel schaden möchte. Sie wissen, wie lange ich schon an einer deutschen Versart gekünstelt habe, durch welche man denjenigen Ton ausdrücken könnte, den ich nicht anders als den Hudibrastischen zu nennen weiß. Aber auch das wissen Sie, daß es mir nicht gelungen ist; die Strophen, welche ich vor einiger Zeit Ihnen zuschickte, sind zu nichts nütze und ich bitte Sie, das Ding ganz zu unterdrücken. Vielleicht waren nur die drei Zeilen erträglich:

> Indeß posaunt der Pfaff ins Land,
> Und schlägt die Trommel mit der Hand
> Auf seinem Kanzelpult.

Aber auch hier ist der Sinn des Originals nicht vollkommen übergetragen; und der Ton der Kriegslieder ist nicht der, in welchen die Buttlerische Muse deutsch singen muß. Vielleicht wären zu dieser Absicht unsere Knittelverse am meisten geschickt; allein der Deutsche ist zu delicat und wer würde unter uns ein Werk lesen wollen, welches aus zwölftausend Knittelversen zusammengesetzt wäre. Castriren müßte man den Dichter ohnehin, damit der feinere Geschmack und der Wohlstand nicht beleidiget würde. Aber dann wäre unser Ritter nicht Hudibras mehr, wenn man ihm z. B. das Pack von seinen Hintern nehmen wollte, welches er auf dem Rücken trug, oder seine Speisekammer, die ich nicht nennen mag, und in welcher er so viele und mancherlei Lebensmittel verbarg, daß es uns bei der Erzählung ganz schlimm wird.

Den unsterblichen Swift hat jemand den englischen Rabelais genennt; ein anderer hat es übel genommen; nun kann ein dritter kommen und den ersten vertheidigen. Freilich war der Dechant nicht der Lustigmacher in Gesellschaften wie der Doctor; jener ist reicher an mannichfaltigen Erfindungen, beißender in seinen Satiren, tiefer und eindringender, weniger pöbelhaft und überhaupt klassischer. Aber bei beiden ist, im Großen betrachtet, einerlei Wendung des Kopfes, die Dinge immer von der lächerlichen Seite zu betrachten, und eine Laune, für welche auch die unwichtigsten Dinge wichtig werden. Nur lacht Rabelais fast immer selbst; Swift aber sieht sein einfältig ernsthaft aus und läßt seine Leser lachen.

Mein Steckenpferd darf ich nicht vergessen, wenn Sie gleich nicht völlig damit zufrieden sind, meinen lieben Sterne. „Aber der Tristram Shandy ist ein abentheuerliches Buch." — Gut! lassen Sie mir einmal einen Menschen alle seine Einfälle, seine Projekte, seine Gedanken, seine Wünsche, seine Luftschlösser aus seiner Seele abschreiben; zur Probe nur einige Wochen — und sagen Sie dann, ob Sie nicht einen neuen Tristram haben werden, nur freilich auf eine andere Art. Aus diesem Gesichtspuncte betrachte ich das Buch: es ist ein Beitrag zu einem Register über das menschliche Herz, und ich kenne Leute, die mehr Psychologie daraus wollen gelernt haben, als aus dicken Bänden, in welchen man die Empfindung vorher tödtet, um sie hernach mit mehrerer Muße zu anatomiren. Ein jeder Humorist setzt bei dem Leser gewisse Stunden voraus, in welchen er muß gelesen werden, um zu gefallen. Swift selbst macht mich zu gewissen Zeiten ernsthaft; und Sternen nehme ich dann zur Hand, wenn ich so mürrisch bin, daß selbst Buttler mich nicht bis zum Lachen kitzeln kann. Bin ich wieder aufgeheitert, so ist Fielding für mich ein vortrefflicher Mann, und ich finde in ihm oft die Räder von der Uhr, deren Zifferblatt mir Sterne gewiesen hatte; oft ist es umgekehrt; oft ist der eine der Commentar über den andern, und oft sind sie nur dadurch verschieden, daß Sterne die kleinen Thorheiten, Fielding aber die größern abschildert, welche auf das ganze Glück und Unglück des Menschen einen Einfluß haben. Der Romandichter vergrößert die Tugenden und der Satiricus die Laster der Menschen. Fielding erwählt den Mittelweg und giebt uns das menschliche Herz, so wie es ist, in seiner wahren Gestalt, mit allen seinen Mängeln, ohne das Gute zu verschweigen, was sich noch immer daran befindet. Pamela rührt mich, aber sie bessert mich nicht, weil ich fast die Unmöglichkeit fühle, sie zu erreichen. Ueber den Ritter von der traurigen Gestalt lacht man; aber nur selten denkt man die Beziehung, welche die Satire auf uns haben kann, und mancher ist selbst Donquichotte, der Donquichotten verlacht. Aber Tom Jones rührt, belustiget uns zuweilen und thut, weil wir ihn überall mit unserm Gefühl begleiten können, eine weit dauerhaftere Wirkung auf unser Herz; er kann es bessern.

Wenn die Franzosen keinen Sterne, keinen Fielding haben, vielleicht nicht haben können, so wollen wir ihnen dafür ihren Lafontäne lassen, mit dem der Engländer keinen Landsmann vergleichen kann. Fontänens Laune ein bloßes Werk und Meisterstück der Natur, gefällt, ohne gefallen zu wollen. Er verbirgt Weisheit unter Einfalt, wird oft ernsthaft, wo er nur spielen will, und lustig, wo er die ernsthafte Miene annimmt; er spottet, ohne es sich vorgesetzt zu haben, und satirisirt, ohne zu beleidigen. Ihn nachahmen, ohne seine natürliche Laune zu haben, das heißt mit einer männlichen Gestalt und Stellung die Posituren eines Kindes am Gängelwagen nachmachen.

Wer Voltärens Candide noch nicht gelesen hat, der soll ihn lesen, um sich zu überzeugen, daß auch ein Franzose eine Art von britischer Laune haben kann. Hierzu seinen jungen Huronen, seinen Babe und andere Produkte seines unerschöpflichen Genies! Aechte Ironie, Sokratische Würze und attisches Salz kann man einem Voltäre nicht absprechen, ohne zu verrathen, daß man es selbst nicht kennt. Seine Charaktere sind gewiß nicht unnatürlich, wenn man das Uebertriebene abziehet, welches der Satiricus hinzuzusetzen befugt ist.

Ob aber auch die Deutschen Laune haben? diese Frage scheint ziemlich überflüssig zu sein, nachdem wir die Schriften der Liscowe, der Rabener, der Wielande, der Möser, von Thümmel, Hermes und anderer bekommen haben. Allein ich getraue mir die Frage dennoch mit ja zu beantworten, gesetzt auch, diese unsterblichen Werke wären niemals erschienen. Der Deutsche hat wenige Laune im Charakter; dafür aber ist er der biegsamste Mensch und der gelenkigste Nachahmer.

Ut laus est cerae, mollis cedensque sequatur.

Leicht wird es ihm also, sich in einen fremden Charakter zu setzen und Humorist als Schriftsteller zu werden, wenn er es als Mensch auch nicht ist. In einem Verzeichniß satirischer Schriften finde ich einige hundert deutsche Scribenten, die fast niemand mehr nennt, und unter diesen manche, die nicht zu verachten sind *). Hans Michael Moscherosch von Wilstädt sah wun-

---

*) Sogar Fischarts deutsche Uebersetzung des Rabelais ist mit vieler Laune gemacht; nämlich Laune wie wir sie von Huldreich Elloposcleron im Jahre 1617 verlangen können. Ich wünschte, daß der deutsche Uebersetzer des Hudibras diese affentheurliche, naupengeheurliche Geschichtklitterung gelesen und studirt hätte: der deutsche Buttler würde noch einmal so komisch geredet haben, als er jetzt spricht.

*) Das Buch heißt: Schreiben eines guten Freundes an seinen guten Freund, worinnen er ihm einen Beitrag zu seiner edirenden Bibliotheca satyrico-moralis mittheilet. 1746.

derliche und wahrhaftige Gesichte, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei, Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden. Und Johann Balthasar Schupp, welches wir wohl merken wollen, eifriger Seelsorger zu Hamburg schrieb Satiren, welche viele Kenntniß der damaligen Welt, ziemliche Gelehrsamkeit und Erfahrung, einen guten Witz und oft eine sehr ursprüngliche Laune verrathen. Von diesen Materien rede ich weitläufiger in der Geschichte der Laune, die ich Ihnen, mein Freund, vor einiger Zeit versprochen habe.

Lucilius hob eine neue Epoche der Satire an.

> **Esse velut stricto quoties Lucilius ardens**
> **Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est**
> **Criminibus, tacita sudant praecordia culpa.**
> **Inde irae et lacrimae.**

Mag ihn doch immer Horaz gescholten haben; wir lieben ihn, ohne ihn sehr zu kennen, weil ohne ihn vielleicht selbst Horaz, als Satirieus, ein Unding wäre. Und den wollen wir nicht entbehren, den Mann mit dem philosophischen Kopfe, mit dem sanften Scherze und der Sokratischen Laune, der oft in einem schleichenden Tone uns unsre Wahrheiten wie im Vorbeigehen sagt. Vielleicht lesen wir eben so gern den Persius, wenn wir nur von allen den kleinen Anekdoten unterrichtet wären, auf die er anspielt, und von Roms ärgerlicher Chronik, die er immer im Sinne zu haben scheint. Es ist zu bewundern, daß dieser Autor ohne einen solchen Commentar, wie der über die Duncias, auf die Nachwelt gekommen ist; denn persönliche Satiren pflegen sonst zu verschwinden und bald unterzugehen, so groß auch die Begierde war, mit welcher sie anfänglich gelesen wurden. Mit einer solchen Erklärung aber würden wir ihn höher schätzen und vielleicht ihm eine Stelle neben unserm Horaz einräumen. Juvenal ist für mich kein Satirieus; er ist ein aufgebrachter Prediger, der sehr oft wider solche Laster schreit, die für den bürgerlichen Richter, nicht für das Forum des Satirieus gehören. Die Geisel der Satire sei eigentlich das Supplement der ordentlichen gesetzlichen Strafen; wo diese aufhören, dort fange jene an. Ueberhaupt wollen wir über Thoren uns nicht eben ärgern; wir wollen über sie lachen.

Wenn es gewiß ist, was einige französische Kunstrichter uns versichern, so haben sie an ihrem Boileau, mehr als die Römer an allen ihren Satirenschreibern zusammengenommen. Ich vermisse an ihm die Philosophie und die feine Laune des einen, das Körnige und Nachdrucksvolle des andern, und das Feuer des dritten. Was ihm übrig bleibt, ist die feine Versification, durch welche er Sentenze in Einen oder wenige Verse einschließt, denen die Nation in der Folge das Bürgerrecht unter ihren Sprüchwörtern ertheilt hat, und nächst der Versification der gute gesunde Menschenverstand in den Urtheilen, die er über die Gegenstände seiner Satiren, besonders die elenden Poeten, ergehen läßt. Regnier war vielleicht ein größerer satirischer Kopf als Boileau, nur der Mangel an kritischen Freunden und das noch unaufgeklärte Seculum hinderten ihn, ein größerer Schriftsteller zu werden.

In diesem Jahrhunderte haben wir unter unsern brittischen Nachbaren einen Dichter gesehen, dessen erste Versuche in der schildernden Dichtkunst nichts weniger als einen zweiten Horaz ankündigten, und der nach einiger Zeit mit so starken Schritten auf der Horazischen Laufbahn fortteilte, daß er seinen Vorläufer einhohlte und, wie einige wollen, überlief. Es ist Pope, der unter allen Gattungen der Dichtkunst, in welchen er gearbeitet hat, gewiß nächst der lehrenden, in dieser am meisten Pope ist; nicht so attisch, wie Horaz, aber philosophischer als dieser, tiefdenkender und ein besserer Versificateur. Churchill übertrifft ihn nur an Galle und an Verwegenheit; und diese Eigenschaften können leicht das Gute, was er wirklich hat, mit in die Vergessenheit hinabschleppen.

Schade für unsern Rachel, daß er nicht in diesen Zeiten zu leben bestimmt war, in welchen der Geschmack der Deutschen seine Bildung erhalten hat. Für unsern Regnier hat man ihn erkannt; er konnte mehr als Boileau werden, wenn er in bessere Tage gekommen wäre. Jetzt muß uns Caniz statt aller sein: denn Haller satirisirt als Lehrdichter nur im Vorbeigehen und die Satire ist ihm das, was dem Satirieus die moralische Sentenz ist; Löwen ist in einem andern Fache glücklicher und scheint überhaupt seinen Satyr verabschiedet zu haben; und von jüngern Dichtern müssen wir es erst erwarten, ob sie durch bessere Werke die gute Meinung bestätigen werden, die wir durch das günstige Urtheil der Kunstrichter von ihnen zu fassen sind bewogen worden.

Wir wollen immer in diese satirische Legion auch die Epigrammatisten rechnen. Denn ihre meisten Einfälle sind beißend und **non possunt, nisi pruriant, placere.** Vielleicht können es hier die Deutschen am ersten mit den Ausländern, selbst vielleicht mit den Alten, annehmen. Die Anthologie enthält unter vielen vortrefflichen Stücken auch viele mittelmäßige. Catull ist vielleicht der naivste Sinndichter; aber oft wird seine Naiveté Grobheit und er unternimmt es umsonst, sich durch den sophistischen Unterschied zwischen der Keuschheit des Dichters und des Gedichts zu vertheidigen. Ihm zu Ehren verbrannte Naugerius den Martial; in meinem Schranke stehen sie beide neben einander und vertragen sich gut. Dagegen habe ich den Owen hinweggeworfen, in welchem man zu viel Wortspiele und schlechten Witz durchwaten muß, um etwas zu finden, was die Mühe belohnet. Wenn ich nun diese in die Eine Wagschale lege und noch das hinzu, was die Franzosen und Italiäner Erträgliches haben, dann in die andere unsern Logau, Wernicke, Kästner, Leßing, Ewald und verschiedene andere, so denke ich ein ziemliches Gleichgewicht zu erhalten.

Ich verlasse diese Gesellschaft; denn ich höre in Gedanken eine Stimme, die mir in einem feierlichen Tone zuruft!

> *Δηριν ἀπειρεσιην, πολεμοκλονον ἐργον Ἀρηος*
> *Εὐχομενος μεροπεσσιν ἐς οὐατα πασι βαλεσθαι,*
> *Πως μυες ἐν βατραχοισιν ἀριστευσαντες ἐβησαν,*
> *Γηγενεων ἀνδρων μιμουμενοι ἐργα γιγαντων.*

Nämlich Homer, nachdem er den Zorn des Achilles, und Ulysses Abentheuer besungen hatte, ward ernsthafter Gesänge überdrüßig; er ließ also die Leyer zwar, wie sie vorher gestimmt war, sang aber, auf Anrathen des Satyrs, der sich zu ihm gesellte, statt erhabener Thaten, Kleinigkeiten und unwichtige Begebenheiten hinein: und so entstand die komische Epopöe. Ich weiß nicht, ob die Batrachomyomachie allegorisch ist; das weiß ich, daß sie es in dem Verstande, wie sie Herrmann von der Hardt erklärt hat, gewiß nicht ist: ich sehe das Gedicht für ein Spielwerk des Poeten an, welches er gemacht hat, da seine epische Muse ausruhte und der kleine scherzende Satyr ihre Stelle vertrat. Was unterdessen von der Hardt über den Homer sagt *), das gilt mit besserm Rechte vom Tassoni. Das geraubte Siegel, welches den Streit zwischen den zwei kleinen italiänischen Republiken verursachte, hat Smollet gesehen; es wird als ein Siegeszeichen und Palladium aufbewahrt. Ein Siegel und ein Eimer heißen beide Secchia; dies gab dem Dichter Anlaß zu seiner komischen Erfindung, und sein ganzes Stück ward allegorisch. Der Pult hingegen von Boileau ist wieder nur eine einfache Handlung, bloß mit Maschinerien verziert, und ohne fernere Bedeutung. Vielleicht aber war Despreaux zu etwas anders als zur scherzhaften Epopöe geschaffen. Seine Maschinen sind gezwungen, die ganze Ausführung ermüdend und der Scherz nicht selten steif. Verschiedene Männer von Geschmack haben mich versichert, daß es ihnen unmöglich sei, den Lütrin ganz zu lesen; mir geht es, im Vertrauen gesagt, beinahe eben nicht besser.

Pope ist hier wieder Original, soviel man es sein kann. Selbst seine Maschinen sind neu, sein Plan vortrefflich, sein Scherz trägt das Gepräge der guten Lebensart und ist höflich, ohne matt zu werden. Zachariä und Dusch haben diesen Weg unter uns betreten und nebst der Anlage größtentheils auch die Popische Maschinerie beibehalten. Der eine hat sein gebührendes Lob schon von andern erhalten; der zweite ist vielleicht zu streng beurtheilt worden: und beide haben durch mehrere Werke des Witzes sich so viele Verdienste um unsere Litteratur erworben, daß ihr Ruhm nicht eben auf einigen gelungenen oder mißlungenen Scherzen beruhet.

Der dramatische Satyr unterscheidet sich noch auf verschiedene Weise von den bisher beschriebenen Geschlechtern. Aus den Händen des Cratinus und Eupolis empfing ihn Aristophanes, zog ihn groß und gab ihm einige Sitten, ob er gleich noch immer Spuren seiner Ausgelassenheit zeigte. Mit Gunst der Herren Cicero, Plutarch, Rapin, Brumoy und anderer, möchte ich doch wohl den Aristophanes wider die meisten Vorwürfe vertheidigen, die man ihm zu machen pflegt.

Ich finde seine Schreibart den Sachen überaus angemessen, wenn sie gleich Plutarch strotzend und schwankend nennt. Madame Dacier, als Frauenzimmer, mochte behaupten, man könne ihn kaum ohne Beleidigung der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit übersetzen; konnte der heilige Chrysostomus ihn lesen, warum wir

---

*) **Cantat Homerus hoc nitidulo Carmine Graecorum bellum, Myonenses inter et Trachinios. — Pro familiari veteris orbis allusione, quae — ex nominum sono — elegantes gigneret appellationes,** *Μυωνεις*, **Myonenses a Poeta vocati** *μυες*, **mures;** *Τραχινιοι* **nominati** *βατραχοι*, **ranae — uti quondam lusum in Erasmum, qui barbariem arroserat erasmus.** Eine feine Erklärung, die dem Homer, wenn sie wahr wäre, gerade so viele Ehre machen würde, als sie jetzt dem Geschmacke ihres Erfinders macht!

nicht? Daß seine Satiren persönlich sind, verdenke ich ihm desto weniger, weil er in diesem Punete der damaligen Gewohnheit folgte. Sein

Βρεκεκεκεξ, κοαξ, κοαξ,

vergebe ich ihm auch; was andere scurrilisch nennen, das dünkt mir das starke komische zu sein, und so bliebe mir nur allenfalls sein Ausfall auf den Sokrates noch zu rechtfertigen übrig, den ich aber nicht rechtfertigen mag, ob ich gleich in den Wolken noch immer viele Züge finde, für die ich den Verfasser küssen möchte. Wenn z. B. im zweiten Auftritte Strepsiades, nachdem er das ganze System von der Flohmusik angehört hat, daraus den naiven Schluß ziehet:

Σαλπιγξ ὁ πρωκτος ἐστιν ἀρατων ἐμπιδων;

ferner einen Ausruf von der Glückseligkeit desjenigen hinzufügte, der dieses Instrument finden würde und endlich alles auf seine eigenen Umstände anwendet: so möchte ich den Cato sehen, den diese Stelle nicht zum Lachen bewegen könnte. Aristophanes ist beißend, aber fast immer auf eine lustige Art; lächerliche Gegenstände weiß er von der lächerlichsten Seite vorzustellen und, welches man fast allein mit Grund an ihm tadeln möchte, oft solchen Dingen ein komisches Ansehn zu leihen, die an sich wichtig und ernsthaft sind. Wenn seine Stücke nicht nach den Regeln des Hedelin gebildet sind, so muß man bedenken, daß Aristophanes einige Jahre vor diesem gelebt hat und also genöthigt war, der bloßen Natur zu folgen.

Die Zeugnisse der Alten den Menander betreffend, wie sie Clericus gesammelt hat, gehen mir wenig an; aus seinen Fragmenten zu urtheilen, war er correcter, moralischer, regelmäßiger, als Aristophanes, reicher an Sentenzen, vielleicht aber ärmer an Genie. Wenn Aristophanes seine Bemerkungen aus den Tiefen des menschlichen Herzens heraushebt, so gaukelt mir dafür Menander nach Antithesen, die oft seicht oben abgeschöpft, oft ganz falsch sind. Folgende Maxime fällt mir sogleich in die Augen, da ich das Buch aufschlage:

Πρωτος ἐυρων διατροφην πτωχῳ τεχνην,
Πολλους ἐποιησεν ἀϑλιους. ἁπλουν γαρ ἦν
Τον μη δυναμενον ζην ἀλυπως, ἀποϑανειν.

Es ist also besser, wir sterben alle, weil wir doch einmal Menschen sind, die niemals ohne alles Ungemach leben können.

Im ganzen Scaliger habe ich kein geschmackvolleres Urtheil gelesen, als das über den Plautus und über den Terenz. Man betrachtet ihre Werke entweder von der Seite der komischen Kunst, oder der Schreibart. Wir, die wir das Genie eines Verfassers in seinen Schriften ausgedrückt lesen wollen, werden allemal den Plautus bewundern, in der Anlage und Ausbildung seiner Fabel, in den Charakteren, selbst im Dialog; Terenz muß bei einer Vergleichung, die aus diesem Gesichtspunkte angestellt wird, nothwendig verlieren. Wenn wir aber Latein lernen wollen, so sind wir genöthigt, den ganzen Sprachschatz aus den alten Schriftstellern zusammen zu betteln, und dann ist der correcte Terenz freilich mehr werth, als Plautus mit seinem Salze, welches oft für uns unschmackhaft ist. **Quantum propter animi voluptatem tribuerent Plauto prisci, tantum aetas nostra ob linguae cultum Terentio. Ille igitur illorum secunda fortuna commendatus, hic nostra miseria magnus factus est. Nam equidem Plautum ut Comicum, Terentium ut loquutorem admirabor. Quamquam ne Plauto quidem quicquam est, quod obiicias praeter antiquitatem. Sui namque temporis hominibus fabulas dedit ille. Terentius vero, ne abscederet ab illa, quam affectavit, puritate; discessit ab ea, quam praestare oportuit, comitate: ut rebus verba Plautus, hic res verbis accommodasse videatur.**

Fast möchte ich eine ähnliche Parallele ziehen zwischen Moliere und seinen Nachfolgern auf dem französischen Theater, zwischen Shakspeare und gewissen correctern englischen Dichtern. Mit Boileau's Erlaubniß, selbst Scapin mit seinem Sacke gefällt mir, und ich wage es nicht, deswegen einen Poeten zu tadeln, der unter andern Absichten auch die haben muß, populo ut placeret. Was der deutsche Hanswurst auf eine so launische Art zur Vertheidigung seiner Pritsche und seines Steckenpferdes, des Groteskkomischen gesagt hat, zu einer Zeit, da ihn Gottsched aus den Provinzen Deutschlands in die Hauptstadt verwiesen und dafür seinen Afterbruder mit Bedientenmontur auf das Theater gebracht hatte; damit rechtfertige ich seinen Großvater Scapin und seinen nahen Anverwandten Falstaff, der sich fürchtete, in der Themse aufzuschwellen und ein Berg von Menschenfleisch zu werden. Hanswurst ist gerade der Diogenes, der sich närrisch stellt, um die Thorheiten anderer desto lebhafter zu malen, wie ein kluger Vater die unanständigen Posituren seines Kindes nachmacht, damit es wie im Spiegel sich sehe und bessere. „Wollte Gott, daß Hanswurst seine Person allein auf dem Theater vorstellte! Aber wie viele große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurst, oder welches noch ein wenig ärger ist, durch Hanswurst, aufführen gesehen!" — Warum soll nun der arme Harlekin nicht auf der Schaubühne erscheinen, da er auf dem Theater der Welt eine so hervorstechende Rolle spielet.

Wenn wird einmal der deutsche Moliere, oder Goldoni aufstehen? Oder, wenn er aufstehen sollte, wie bald wird er durch unsere fehlersuchende, allzudelicate und allzukritische Kritik wieder zu Boden gedrückt werden? Gellert, Schlegel, Lessing, Weiße, Löwen, Krüger stehen nahe am Ende der Laufbahn; aber was sind ihre wenigen Stücke gegen die Heere unserer Nachbarn? Dagegen haben wir aber, dem Himmel sei Dank, andere Schätze, deren keine Nation außer der unsrigen sich rühmen kann, politische Schauspiele und theatralische Schriften von Johann Jacob Bodmer. —

Hier haben Sie, mein Freund, die ganze Sippschaft des kleinen Satyrs, den ich Ihnen übersende; fragen Sie ihn selbst, zu welcher Linie er gehöret. Er ist ein feiner geschmeidiger Junge, nimmt allerlei Gestalten an, wie der Amor, dessen Geschichte Sie so unnachahmlich beschrieben haben: macht bald eine ernsthafte Mine, als wenn er predigen wollte, und niemand glaubt, daß es sein Ernst sei; bald scherzt er sanft, aber mit einem schalkhaften Lächeln; bald zeigt er ein Carricaturgesicht, wie der Oncle Toby, und bald bringt er sich in die Gemeinde der Thoren, drückt die Augen zu, peitscht mitten unter sie und lacht, wenn einer schreit, der sich getroffen fühlt. Machen Sie nur aus ihm, was Sie wollen.

Sind Sie froh, daß ich mit meiner Rhapsodie von einem Briefe zu Ende bin? Vermuthlich haben Sie in Lauchstedt angenehme Gesellschaft; denn seit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Ihnen gesehen. Vergessen Sie mich nicht und leben Sie wohl!

Friedrich Riederer

lebte um's Jahr 1493 und schrieb die beiden ältesten bekannten rhetorischen Werke unter dem Titel:

Spiegel der wahren Rhetorik. Freiberg 1493, Fol. Straßburg 1509, 1517, Fol.

Riedesel

starb nach dem Jahre 1341 und schrieb eine

Hessische Chronik, welche sich nach Gerstenbergers Auszug in F. C. Schmincke's Moniment. hassiac. T. I u. II. findet.

Georg Riegler,

geboren am 21. April 1778 zu Hochstädt an der Aisch, wurde im Jahre 1807 Kaplan zu Aub bei Ochsenfurt, 1816 Cooperator an der St. Burkardskirche zu Würzburg und 1823 Professor der biblischen Exegese am königlichen Lyceum zu Bamberg.

Von seinen Schriften sind zu nennen:

Buch Ruth. Uebers. Würzburg 1812.
Klagelieder des Jeremias. Erlangen 1814.
Sechs Fastenpredigten. Bamberg 1818.
Fest- und Gelegenheitspredigten. Bamberg 1818, 2 Hefte.
Kritische Geschichte der Vulgata. Sulzbach 1820.
Evangel. Hülfsmittel in menschlichen Uebeln. Sulzbach 1822.
Gebetbuch für katholische Christen. Sulzbach 1824.
Christliche Moral. Augsburg 1824—27, 4 Thle.

Aechte Aufklärung, auf Vernunft und Wärme des Gefühls begründeter Liberalismus, Scharfsinn und wissenschaftliche Tüchtigkeit weisen diesem wackern Manne einen ausgezeichneten Rang unter den deutschen katholischen Theologen an.

Friedrich Wilhelm Riemer,

geboren am 19. April 1774 zu Glatz, erhielt seine Bildung in Breslau, ging mit Wilhelm von Humboldt als Erzieher nach Italien, kehrte mit Fernow zurück, ward bei Goethe Erzieher und nach neunjährigem Aufenthalte in dessen Hause im Jahre 1812 Professor am Gymnasium zu Weimar. Im J. 1820 legte er jedoch seine Stelle wieder nieder, um sich als Privatgelehrter ganz dem Studium der griechischen Sprache und der Poesie zu widmen, und ward dann Oberbibliothekar und G. S. Hofrath.

Von seinen Schriften nennen wir:

Blumen und Blätter (unter dem pseudonymen Namen Silvio Romano). Leipzig 1816—19, 2 Bde.
Gedichte. Jena 1826, 2 Thle.

Warmes Gefühl, Anmuth und Kraft, seltene Herrschaft über Sprache und Form, verbunden mit treffendem Witz und strenger Correctheit, geben R's lyrischen Poesien, vorzüglich in den mit dem glücklichsten Erfolge behandelten südlichen Weisen, einen bleibenden Werth.

Sonettenkranz*).

I.

So lebt mit Lippe Liebe treu im Bunde,
Wie Zwillingsschwestern stät zusammenhalten:
Und ging die Eine liebevoll zu Grunde,
Wird liebevoll die andre mit erkalten.

In ihrer Freundschaft trauter Dämmerstunde
Mag Liebe gern ihr Wohl und Weh entfalten;
Die Lippe schafft, daß jene bald gesunde
Und will so Wonn', als Leid, zum Laut gestalten.

Es kann die Muse wohl zuerst bezeugen,
Wie Liebe sich und Lippe treu vermählen:
Sind sie es nicht, die je ein Lied erbauten,

Wo Seel' und Leib ein neues Dasein zeigen?
So mag mit Lieb' und Lippe sie erzählen:
Wie holder Einklang lebt in ihren Lauten.

II.

Wie holder Einklang lebt in ihren Lauten,
Einhällig so in ihrem Thun und Lassen
Sind Lieb' und Lippe, schwesterliche Lauten,
Die in Gestalt und Ton zusammenpassen.

So sollten Seel' und Leib sich auch erfassen,
Als einst Dämonen sie zusammentrauten,
Und eher nicht eins von dem andern lassen,
Bis sie zugleich am Lebensziel ergrauten.

Als treue Freundin suchet drum zur Stunde
Der Liebe Willen Lippe auszurichten,
Mit Wort und That zu dienen ist ihr Trachten;

Und Liebe liebt auf ihren Dienst zu achten,
Und lauscht entzückt, was jene will berichten:
Die Lippe giebt der Liebe liebste Kunde.

III.

Die Lippe giebt der Liebe liebste Kunde,
Wo wäre der ein Zeugniß jemals lieber?
Sie siegelt's ja mit ihrem Rosenmunde
Und drückt es warm bis in die zartste Fiber.

Auch in so manche stille Seelenwunde
Fließt von der Lippe Trostesbalsam über:
Daß Herz vom Schmerz, vom Unmuth Muth gesunde,
Flößt Lippe Zauber-Wort und -Trank hinüber.

Wie Augen glauben nur, was Augen schauten,
Giebt Lippe so der Liebe Ueberzeugung,
Wenn Wort um Wort und Gunst um Gunst sie brachte:

Drum heischen ewig sie Zusammenneigung:
Die Lippe fühlt, was Liebe für sie dachte,
Die Liebe liebt die Lippe zur Vertrauten.

IV.

Die Liebe liebt die Lippe zur Vertrauten,
Das Liebste soll die Liebste nur erfahren;
Hätt' ein Geheimniß wohl sie vor der trauten,
Der eingeweihten Schwester zu bewahren?

Das holde Licht des innerlich Geschauten,
Die süßen Strahlen, die ihr wiederfahren,
Die Wonnezähren, die ihr Herz bethauten,
Das mag der Lippe sie gern offenbaren.

Sie kündet's ihr in lauter Pulse Schlägen,
Sie flüstert's ihr in leisen Seufzerhauchen,
Sie spiegelt's ihr in stiller Träume Runde;

Und allen Stunden weiß sie's einzuhauchen,
Dem Tag, der Nacht, dem Sonnenschein, dem Regen,
Was Liebe lebt im stillen Herzensgrunde.

V.

Was Liebe lebt im stillen Herzensgrunde,
Vergleicht sich nur den höchsten Wundermächten:
Der Perlen Thau im tiefen Meeresschlunde,
Juwelenblüth' in finstern Bergesschächten,

Der Iris Farbduft in des Aethers Runde,
Dem Licht des Pols in hehren Mitternächten,
Dem Sphärenklang in Aeolidens Munde,
Dem ew'gen Reigen, den die Sterne flechten!

Doch was nur scheu entblickt des Auges Pforten,
Wenn Gegenblicke forschend es erschauten,
Was auf die Wange steigt in höhern Gluthen,

Was sich entzieht Gedanken, so wie Worten,
Und nur erscheint als Hoffen, Ahnen, Muthen,
Das labt die Lippe leise zu verlauten.

VI.

Das labt die Lippe leise zu verlauten,
In ihrer Sprach' und Weise auszudrücken,
Was früher still mit Winken und mit Blicken
Die Augen sichtbar unsichtbar vertrauten;

Ja was die Arme sich noch kaum getrauten,
Des Festumfangens brünstiges Entzücken
Darf Lippe flugs von Lippe kühner pflücken,
Wie sich Gelegenheit und Gunst erschauten.

Und dieser harrt sie unter leisem Spähen
Und oft durchzuckt von wonnewehem Beben,
Als schwebte sie an jähen Abhangs Schlunde;

Nicht eher öffnet sich ihr stummes Flehen,
Nicht eher tritt ihr heißer Wunsch in's Leben,
Bis Lieb' und Lippe Eins zur guten Stunde.

---

*) Aus Riemer's Gedichten.

VII.

Bis Lieb' und Lippe Eins zur guten Stunde,
Nicht eher kann die Glorie erscheinen,
Wo zu der Seligkeiten Vorempfunde
Sich Huld und Gegenhuld zugleich vereinen.

Nicht anders ist's in der Geburten-Stunde:
Es müssen Erd' und Himmel günstig meinen,
Gestirne hold und mild zusammenscheinen,
Daß sich ein freundlich Dasein glücklich runde.

O hohes Wunder, Gipfel der Geschicke!
Nicht können Wort und Ton dich wiedergeben,
Zu irdisch ist Gelispel noch von Flauten:

Wenn so die Seelen in einander schweben,
Wenn Lieb' und Lippe wie im Silberblicke
Im holden Kusse stumm zusammenlauten.

VIII.

Im holden Kusse stumm zusammenlauten
Sich Lieb' und Lippe, wie mit Blitzesstrahle,
Und freiern wonnentzückt die Göttermahle
In sprechender Geberd', in stummen Lauten!

Es gleicht der Kuß lebendigem Pokale
Der Traube, der von Schöpferhand gebauten,
Ein Labetrank, den Elemente brauten,
Mit Purpurnektar Eins die Purpurschale!

O heil'ge Knospe, Blume, Frucht der Liebe,
Wen seligst du nicht zum Olymp der Wonnen,
Ob er nur einmal deinen Zauber nippe!

In dir verklären sich die schönsten Triebe:
Was je nur Herz empfunden, Geist gesonnen,
Was Liebe Liebliches nur lobt der Lippe.

IX.

Was Liebe Liebliches nur lobt der Lippe,
Nicht Worte sprechen's, streng begrenzt in Tönen:
Sind Worte anders, als ein nackt Gerippe
Für jenes Urbild selbst des Guten, Schönen?

Mehr, als des Baumes blätterlos Gestrippe,
Statt goldner Früchte, die ihn schmückend krönen?
Begeistrung selbst vom Quell der Aganippe,
Spricht nicht der Liebe namenloses Sehnen.

Drum was von keinem Sinne wird beschrieben,
Doch jedem Sinn ist zu Genuß und Spiele:
Dem Auge Farb' und Licht, und Klang dem Ohre,

Und Duft, Geschmack und wonnige Gefühle,
Das alles, einzeln und vereint zum Flore,
Das liebt auch lipplich Lippe zu gelieben.

X.

Das liebt auch lipplich Lippe zu gelieben,
In nächster Näh' ihm an sich zugesellen,
Es zu umspielen mit erneuten Wellen,
Was je die Lieb' ihr Liebliches beschrieben.

O allbeglückendster von unsern Trieben!
Aus dem allein des Daseins Freuden quellen:
Was ist das Leben, als ein Angesellen,
Im Mitgenießen, wie im Mitbetrüben?

Wie Körper sich dem Körper angewinne,
Ist aller Wesen liebevolles Streben:
Was ist und wirkt, umfaßt ein Leib auf Erden.

Drum auch der Lippe soll Ersehntes werden,
Dem Geistigen sich Grenze sichtbar weben,
Daß wie sie leiblich ist, auch leiblich minne.

XI.

Daß wie sie leiblich ist, auch leiblich minne,
Ist holder Lippe liebliches Verlangen:
Der Rose gleicht sie an Gestalt und Prangen,
So deutet auch die Rose sie im Sinne.

Ist Rose nicht ein treues Bild der Minne?
Was tief in ihrem Innern aufgegangen,
Erröthend wiederscheint von zarten Wangen,
Ist's nicht die Gluth, die wohnt dem Busen inne?

Liebt Rose nicht das Lippenspiel zu üben,
Wenn sie zum Kuß die junge Blüthe mündet
Und so dem West ihr innig Selbst verkündet?

Wie aus der Brust der süße Athem steiget,
Ihr holder Mund sich nach dem seinen neiget,
So wird zu Lippe Liebe stets getrieben.

XII.

So wird zu Lippe Liebe stets getrieben,
Daß sie in ihr sich selber will ergreifen:
In ihr allein kann Frucht der Blüthe reifen,
Hier ist der Gipfel der Natur beschrieben.

In Euch, Ihr Lippen, ros'ge Zauberreifen,
Steht feurig alles Lebens Wort geschrieben!
Mit Eurer Züge magischen Getrieben
Knüpft Herz an Herz sich durch lebend'ge Schleifen.

Zu Ihr, des gleichen Blutes holder Sippe,
Geht all der Liebe Sinnen, Sehnen, Trachten,
In ihr sich selbst und all ihr Glück zu finden.

So holder Leib muß sich mit ihr verbinden,
Sie würde stets in eignen Qualen schmachten,
Versagt der Liebe liebsten Dienst die Lippe.

XIII.

Versagt der Liebe liebsten Dienst die Lippe,
Der Seelen Tausch und geistiges Umarmen,
Soll eins am andern stärker nicht erwarmen;
Wird Lippe noch zuletzt der Liebe Klippe!

Dann komme Genius mit der strengen Hippe!
Damit sie einsam nicht an Trost verarmen,
Gieb beiden dann mit gleichem Huld-Erbarmen
Das treue Loos von Odoard und Gildippe!

Dann was auch Parze in den Faden spinne,
Von Glück und Macht und Ehr- und Ruhmgepränge,
Schaum ist doch alles nur und nicht'ger Dunst.

Zum Leben macht's allein der Lippe Gunst,
Und ohne die, auch bei Tithonus Länge,
Wird Lieb' und Lippe nie sich Lebens inne.

XIV.

Wird Lieb' und Lippe nie sich Lebens inne,
Dann ist's, als wären beide nicht geboren,
Für sich, für alles lebenslos verloren
Kommt keine je der andern zu Gewinne.

Denn wie die Seele hat zum Dienst die Sinne,
Fünf treue Diener, sich zunächst erkoren —
Sie gehet aus und ein in diesen Thoren
Und thront in des Palastes höchster Zinne —

So ist die Liebe gleich des Leibes Seele,
Und Lippe gleich dem dienstgewohnten Leibe,
Durch den sie so verkünde, wie erkunde:

Daß solcher Seele nun der Leib nicht fehle,
Und solchem Leibe treu die Seele bleibe;
So lebt mit Lippe Liebe treu im Bunde.

XV.

Meister-Sonett.

So lebt mit Lippe Liebe treu im Bunde,
Wie holder Einklang lebt in ihren Lauten:
Die Lippe giebt der Liebe liebste Kunde,
Die Liebe liebt die Lippe zur Vertrauten.

Was Liebe lebt im stillen Herzensgrunde,
Das labt die Lippe leise zu verlauten,
Bis Lieb' und Lippe Eins zur guten Stunde
Im holden Kusse stumm zusammenlauten.

Was Liebe Liebliches nur lobt der Lippe,
Das liebt auch lipplich Lippe zu gelieben,
Daß wie sie leiblich ist, auch leiblich minne.

So wird zu Lippe Liebe stets getrieben;
Versagt der Liebe liebsten Dienst die Lippe,
Wird Lieb' und Lippe nie sich Lebens inne.

Johann Riemer,

geboren am 11. Februar 1648 zu Halle, studirte zu Jena Theologie, wurde im Jahre 1678 Professor am Gymnasium zu Weißenfels, darauf Pastor zu Osterwiek, 1690 Superintendent zu Hildesheim und im Jahre 1704 Hauptpastor zu St. Jakob in Hamburg. Er starb am 10. September 1714.

Wir besitzen von ihm:

Reime dich oder ich fresse dich. Nordhausen 1673.
Der Erzverläumder und Eheteufel von Schottland. Weißenfels 1679.
Der Regenten bester Hofmeister oder lustiger Hofparnassus. Leipzig 1679—81. Weißenfels 1712.
Lustige Redekunst. Merseburg 1681. Leipzig 1717.
Lustredner. Merseburg 1689.
Sternredner. Merseburg 1690.

Ein talentvoller Kopf, der sich jedoch in der Wahl seiner Mittel vergriff, und in seinen ernsten Schriften durch Schwulst und Uebertreibung zu sehr dem falschen Geschmack seiner Zeit huldigte; weit glücklicher ist er in seinen satirischen Leistungen.

Georg Wilhelm Otto von Ries,

geboren im Jahre 1763 zu Hanau, lebte Anfangs in Kopenhagen, seit 1808 zu Rumbeck bei Halle, worauf er königlich dänischer Hauptmann und Adjutant des Kronprinzen, auch Kammerherr zu Altona wurde.

Er schrieb:

Gedichte. Herausgeg. von A. Friedrichsen. Kopenhagen 1792.
Balladen, Gedichte und kritische Versuche. Kopenhagen 1817.
Adolph Stelzfuß. Gedicht. Altona 1818.
Die Sage vom Meister im Osten. Gedicht. Altona 1821.
Knittelgedichte, Erzählungen, Schwänke und ernste Balladen. Altona 1822.

Ein leichtes und gefälliges Talent voll Witz und Laune, das sich mit dem meisten Glücke in komischen und satirischen Poesieen zeigte.

Freude und Schmerz*).

„Sag' mir doch mein liebes Bübchen:
Bist du dieser Leute Kind?
Nimm den Kringel, lieber Knabe!
Sprich, wer deine Aeltern sind?
Mir ist's, als fänd' ich in diesen Zügen,
Was längst ich gesucht und eher gesehn;
Wenn Hoffnung und Ahnung mich nicht trügen,
So sollst nicht mehr auf dem Seile du gehn."

„Guter Mann, will dir's vertrauen;
Bin nicht dieser Tänzer Kind: —
Aber ach! — ich werd' geschlagen,
Sag' ich, wer die Aeltern sind.
So muß ich tanzen und muß mich verdrehen,
Dazu muß ich lächeln und freundlich sein:
Und fall' ich und kann auf dem Seile nicht gehen,
So krieg' ich Schläge und darf nicht schrein.

„Bazzo hebt mich bei den Haaren,
Daß ich springe in die Höh'
Rosa kneift mich, wenn ich schwankend
Auf der glatten Kugel steh',
Und hab ich am Abend etwas vergessen,
Und klatscht man mir mit den Händen nicht,
So krieg' ich nur hartes Brod zu essen,
Und eine Trommel über's Gesicht.

„Doch wenn ich zum Teller sammle,
Und es hat was eingebracht,
Giebt man mir ein Schälchen Kaffee,
Darf ich in das Bett zur Nacht. —
Sonst spart' mir die Mutter die schönsten Bissen
Und wiegte auf ihrem Schooße mich ein,
Und küßt' mich mein Vater und konnt' mich nicht missen,
Und gab mir aus seinem Glase den Wein.

„Wenn's die gute Mutter wüßte,
Wie ich oft ermüdet bin,
Meine Mutter würde weinen!
Ach, sie stürb' vor Jammer hin!
Und sollt' es mein lieber Vater vernehmen,
Was man noch heut' seinem Fränzel gedroht,
Er würde die Büchse vom Balken nehmen,
Er käme gewiß, und schösse sie todt!

„Wenn Ihr mich nicht wollt verrathen:
Vater wohnt am tiefen See;
Vater hat wohl schöne Kleider,
Und vier Betten, weiß wie Schnee.
Und wird des Sonntags zur Kirche gegangen,
Gehn Bruder und ich mit dem grünen Rock,
Und Mutter geht mit güldenen Spangen,
Und Vater mit silbernem Knopf auf dem Stock.

„Und am Tag', wo wir geboren,
Leget sie die Kette an,
Die der Vater mit der Büchse,
Bei dem Hirsche ihr gewann.
Und alle Jahre zum Scheibenschießen
Kriegt Bruder und ich ein neues Kleid;
Und wenn sie den Vater als König begrüßen,
Dann" — „Kind, du machest die Freude mir leid!" —

„Sieh! ich ging aus Vaters Garten,
Suchte Steinchen mir am See,
Und da fiel ich in die Tiefe,
Nur mein Hut blieb in der Höh'!
Da bin ich im Wasser in Schlaf gesunken,
Und wie ich erwachte, da war ich am Land.
Sie sagten: weil ich aus dem See getrunken,
Gehört' ich ihnen, sei ihnen verwandt.

„Vater sei schon längst gestorben,
Mutter lebe auch nicht mehr,
Und ich sei wohl hundert Meilen
Aus dem fremden Lande her.
Thu' ich mich um Vater und Mutter betrüben,
So machen sie Beide ein schrecklich Gesicht,
Und sagen: ich müsse sie Beide lieben,
Ich hab' keinen Vater und Mutter nicht."

„Grün und roth will ich dich kleiden,
Wie ich dich im Bild' gesehn,
Und wir fahren sieben Meilen;
Sollst mit mir zum Vater gehn.
Doch Eins, mein Bübchen, das mußt du versprechen;
Dein Bruder ist todt, dein Vater ist krank,
Drum, nenn nicht den Bruder! — Das Herz möcht' ihm brechen; —
Dann lobt dich die Mutter und weiß es dir Dank." —

Sieh da liegt am See das Städtchen,
Und der Knabe springt voraus.
Wie in's alte Nest der Vogel,
Schlüpft er in des Vaters Haus.
Herr Walter sieht's und stürzt auf die Diele!
Die Mutter giebt einen lauten Schrei! —
War's Freude? War's Schmerz? Warens beid: Gefühle?
Und brach es Herrn Walters Herz entzwei?

*) Aus v. Ries „Balladen, Gedichte rc."

Zitternd leget sie den Knaben
An's noch noch warme Vaterherz,
Und erweckend und erweichend,
Wirkt es Freude hier und Schmerz.

Zum ersten Mal seit jenem Tage
Strahlt aus dem Aug' ihm ein freundlicher Blick:
Zum ersten Mal kehrt erleichternde Klage
Und Thräne und Wort Herrn Walter zurück.

Kaspar Riesbeck,

geboren am 19. Mai 1749 zu Höchst bei Mainz, studirte zu Mainz und Gießen Jurisprudenz und lebte nun bald in Frankfurt, Hanau, Mainz, Darmstadt, bald an andern Orten. Hierauf wurde er eine Zeitlang Schauspieler, ging im Jahre 1779 nach Zürich, sich von Schriftstellerei nährend, und wandte sich endlich 1783 nach Aarau im Kanton Bern, woselbst er auch am 9. Februar 1786 starb.

Außer mehreren Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen besitzen wir von ihm:

Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. Zürich 1783, 2te Aufl. 1784, 2 Thle.
Briefe über das Mönchswesen. 2r, 3r und 4r Bd. (1r Bd. von la Roche und Brechter.) Zürich 1779—81. Neue Aufl. 1787.

Ein mit Geist und Witz begabter Mann, der in seinen Schriften auf angemessene Weise das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wußte.

Franz Joseph Sigmund Graf von Riesch,

geboren am 1. Januar 1794 zu Dresden, lebt als königl. preußischer Kammerherr abwechselnd in Wien und Berlin.

Er schrieb außer vielen Beiträgen für Zeitschriften, in welchen er den Namen Franz Seewald annahm:

Germanicus. Trauerspiel. Berlin 1818.
Blüthenkränze der Phantasie. Berlin 1819.
Bühnenspiele. Wien 1820, 4 Thle.

Eine lebhafte Phantasie, gute Charakterzeichnung, geistige Feinheit und richtige Auffassung des Lebens, verbunden mit correcter und eleganter Diction, haben den Leistungen dieses talentvollen Schriftstellers viele Freunde erworben.

Thüring von Ringolfingen,

aus Bern gebürtig, bearbeitete im Jahre 1456 nach dem Französischen die Melusine, gedr. o. O. u. J. Fol.; Augsburg 1474, Fol.; o. O. 1478, Fol.; Heidelberg 1491, Fol.; Straßburg 1506, Fol.; Straßb. 1577, 8. u. öft.

Bartholomäus Ringwaldt,

geboren im Jahre 1531, wurde um 1578 Prediger zu Langfeld in der Mark Brandenburg und starb nach 1595.

Wir besitzen von ihm:

Die lautere Wahrheit. Frankf. a. d. O. 1585 u. öft. N. A. von J. W. Brodtkorb, Langensalza 1700.
Christliche Warnung des treuen Eckarts. Frankfurt a. d. O., 1588 u. d. N. A. Berlin 1738. Niedersächsisch, Hamburg 1598.
Epithalamium vom Zustande eines betrübten Wittwers. Frankfurt 1595. N. A. v. C. F. Eberhard, Leipzig 1797.
Zustand des Himmels und der Höllen. Hamburg 1591, 1597.
Handbüchlein geistlicher Lieder. Nürnberg 1598, 12.

Geistige Gesundheit, tüchtige Gesinnung, Kraft und Lebendigkeit des Vortrags, eine naive Weltansicht und Talent in Behandlung der Form zeichnen diesen Dichter aus, dessen didaktische Poesieen unbedingt als die besten jener Zeit zu betrachten sind; namentlich wurde „die lautere Wahrheit" von unsern Voreltern viel gelesen und hochgeschätzt. Als geistlicher Liederdichter ist R. weniger glücklich, doch haben mehrere seiner Lieder bis auf den heutigen Tag in den Gesangbüchern der evangelisch lutherischen Gemeinden ihre Stelle erhalten.

Die 9. Gebür eines KriegsMannes, als nemlich, daß er sich nicht voll sauffen soll.

Du KriegsMann merck auch eben das,
Daß du nicht seyst ein Bruder naß,
Der stets wie ein versoffne Flieg,
Am BierFaß für dem Zapffen lig,
Vnd nicht kan eh recht lustig seyn,
Er stecke denn voll Bier vnd Wein.

O nein mein KriegsMann thu das nicht,
Sondern bedenck dein Eydes Pflicht,
Vnd wiß daß kein beschanckter Mann
Vernünfftiglich gebähren kan.

Ein Voller ist vngeschickt.

Dann wann ein Mensch sich hat besoffn,
So stehn all sein Gebrechen offn,
Weiß selber nicht von von seinem Sinn,
Vnd redt ohn all Bedacht dahin.

Darzu so ist er vngeschickt,
Vnd im Verstande gar verrückt,
Zu schaffen mit bescheidnem Muth,
Was wol sein Ampt erfordern thut.

Man soll den Trunck meiden.

Darumb vermeid den harten Trunck,
Daß du nicht thust ein NarrenSprung,
In Wort vnd Wercken vberfahrst,
Vnd dein Verbrechen offenbarst:

Oder kömpst wider deinen Danck,
Mit Leuten etwa in ein Zanck,
Oder durch Vnfall mancherley,
Brechst Schenckel oder Arm entzwey.

Die Türcken sauffen sich nicht voll.

Die schlimmen Türcken weist du wol,
In Bier noch Wein sich sauffen voll,
Sondern sich dessen Laster schemn,
Viel mehr jhr Sach in achtung nemn,

*) Aus B. Ringwaldt's: die lautere Wahrheit. Erfurt (1610).

Vnd trachten, wie sie mit Verstandt,
Dem Feind begegnen in dem Sand.

Vermahnung an die Teutschen.

Das thut ihr frommen Teutschen auch,
Begebet ewern bösen Brauch,
Mit dem Gesäuff, vnd betet liebr,
Als abgesandte KirchenGliedr.

Die da den Türcken mit den Waffn,
Im VngerLande sollen straffn,
Vnd seim vermessnen Widersprechn,
Erlegen vnd zu Boden brechn.

Wo ihr nun werdet wie die Christn,
Euch widern Feind bedächtig rüstn,
Fein nüchtern leben, fleißig betn.
Vnd vnerschrockn an jhn trettn.

Als werdet ihr an allen Seiten
Mit Christo gar gelücklich streitn,
Vnd ewre Feind, das mag ich sagn,
Für Leide in ein BockHorn jagn.

Wo aber jhr das Sauffen noch,
Antreiben werdet durch die Woch,
Flugs in euch giessen wie die Schwein,
Vnd wenig Abend nüchtern seyn.

So werdet jhr mit solchem Schlingn,
Geringe Ehr vom Türcken bringn,
Vnd euch nur selber mit dem Lebn,
Dem Feind in seine Hand begebn.

Dann jhr beschemt nur ewren Gott,
Verachtet willig sein Gebot,
Vnd mit dem Sauffen jhn zuplagt,
Daß er euch alle Hülff versagt.

Klage vber der Teutschen Gesäuffe.

Ach wenn die Teutschen Knecht vnd Herrn,
Nicht leider so versoffn wern,
So wer kein schöner Nation,
Vnter des weiten Himmels Thron.

Aber das Sauffen macht sie gar
Zu Narren, daß sie Gott bewahr.
Daß sie nicht kennen jhre Krafft,
Nach angeborner Leidenschafft,
Beweisen, noch mit jhrem Degn,
(Als wol vor zeiten) Ehr einlegn.

Sondern das Sauffen (wie man hört)
Sie offt im Kopffe so bethört,
Daß sie einander selber schwechn,
Verlähmen vnd zu tode stechn.

Vnd weil das Sauffen (wie jhr wist)
Ein Mutter aller Laster ist,
Daraus viel HertzenLeidt entspringt,
Wie die Erfahrung mit sich bringt,
Als rath ich einem Jederman,
Von solcher Sünden abzulan,
Eh dann jhm eins in voller Weiß,
Der Teuffel einen Possen reiß.

Die 9. Application,

darinnen vermeldet, was die Vollheit für Früchte trage.

Vnd damit mög ein jeder wissn,
Was aus der Vollheit kann entspriessn,
Vnd was sie wol bey hellem Tag,
Vnd bey der Nacht für Früchte trag.

Als wil ich hie mit ernster Trew,
Eim Jederman zu einer Schew,
Dieselben Schäden vnd Gefahr,
Beschreiben vnd erzehlen gar.

Was Vollsauffen wircke.

Vollsauffen Leibes Krafft zubricht,
Wirckt Ohrenklang vnd roth Gesicht,
Erweckt die Flüß, beschwert das Häupt,
Vernunfft vnd alle Sinn betäubt,
Bringt HändeBeben, dicke Bein,
Darr, WasserSucht vnd Zipperlein,
Vnd setzt ins Hauß mit SeelGefahr,
Ein vnversehne TodtenBahr.

Item, Es gibt viel Zänckerey,
Gottslästern, Wunden, Hurerey,
Daneben groß Vergessenheit,
Viel Vnlust vnd Leichtfertigkeit.

In Summ: Es gibt groß Vnbedacht,
Ein Christen zu eim Heiden macht,
Daß er des Betens gar vergißt,
Vnd ein Figur des Teuffels ist,
Wie ich euch das mit Worten klar,
Genug wil machen offenbahr.

Beschreibung

eines rechten Vollsäuffers, wie er es pfleget zu treiben.

Ein Säuffer der den gantzen Tag,
Mehr hat gesoffen, dann er mag,
(Versteh nach Fordrung der Natur)
Der ist ein arme Creatur.

Dann er sein selbst zu keiner Frist,
In Wort vnd Wercken mächtig ist,
Schnaubt wie ein Saw, bald wie ein Rind,
Geht in die quer, als wer er blind.

Deßgleichen ist der Esel stoltz,
Grob mit dem Maul, starrt wie ein Holtz,
Lest sich nicht weisen, noch was sagn,
Sondern wil einen jedern schlagn.

Darumb er auch gewaltig flucht,
Siht wie der Teuffel, schnarcht vnd pocht,
Oder ja wider Ehr vnd Zucht,
Im Finstern seines gleichen sucht.

Vnd wann er sich dann auff die letzt,
Wie ein Besessner nidersetzt,
Oder gar auff sein Lager fällt,
Mit Gott ein gering Gespräch helt.

Sondern dem Bacho wolgemuth,
Ein Zimmetrinden opffern thut.
Von manchen Stücken groß vnd klein,
Aus seinem edlen Magen rein.

Dasselbig schütt er bunt vnd krauß,
(Mit Zächten) hauffenweiß heraus,
Vnd stöhnt in solcher Huckeley,
Als wer jhm Halß und Bauch entzwei.

Darauff so schläfft er wie ein Schwein,
Mit hartem Schnarchen sauber ein,
Vnd reucht so niedtlich umb den Kopff,
Wie in dem Nest der Wiedehopff.

Vnd wenn er wieder aufferwacht,
Des schönen Handels selber lacht,
Macht sich aus seinem Stanck herfür,
Vnd geht sich waschen an die Thür.

Da er denn kreistet, spützt und hust,
Beklaget seine liebe Brust,
Dazu die Knochen in gemein,
Vnd hette gerne BrandtenWein.

Darnach so geht er was spaciern,
Was er gethan zu meditirn,
Vnd wie er seine Zohten wol
Entschüldign vnd beschönen soll.

Vnd eben, weil er solchs erforscht,
Bekömpt er einen harten Dorst,
Den er ein ettichmal beklagt,
Vnd endlich zu dem Wirte sagt.

Ach gebt mir doch ein Bissen Brodt,
Ich leid von Durst gewaltig noth,
Der Kopff der wil mir immer nidr,
Mir wird nicht baß, ich sauff denn widr.

Vnd wenn mans bringt, so nimpt er bald,
Ein etlich Mund voll Speise kalt,
Vnd thut darauff ein Trüncklein klar,
Daß jhm die Augen trieffen gar.

Vnd spricht, Aha der gieng wol ein,
(Auff dein versoffen Hertz ich meyn,)
Pfu dich, solt du ein Christe seyn.

Das geht darnach so wider an,
Bey manchem wolgeachten Mann,
Vnd wehret offt drei Tag vnd Nacht,
(Meinst du daß Christus drüber lacht.)

Mancher speyet, und seuffet wider an.

Gar mancher ist denn so verruckt,
Daß, wenn er hat zu viel geschluckt,
So geht er nauffen vnd sich zwingt,
Daß all Materi von jhm springt,
Die er hat vbrig eingenommn,
Vnd thut darnach fein wiederkommn,
Setzt sich zu Tisch, säufft wieder an,
Wie ein beschmutzter nasser Han,
Der gröber ist als eine Kuh,
Vnd bring ein andern auch darzu.

O du recht garstig lose Saw,
Verehrst du also Gottes Baw,
Den Tempel der Dreyeinigkeit,
Mit deiner Vnbescheidenheit.

Befürchtst du nicht, daß diesen Spott
An dir einmal der fromme Gott,
Möcht vnversehns erschrecklich rechn,
Vnd dir die Gurgel lahn zustechn.

Ach lieber Gott was macht die Welt,
Daß sie groß Schand für Ehre helt,
Vnd was wol gut vnd Christlich wer,
Verachtet, als ein Weiber Mähr.

Wie man am Sauffen das ersicht,
Welchs hin vnd her wird auffgericht,
Vnd hochgerühmt von Jederman,
Wer das nicht kan, ist ausgethan.

Vollsauffen ist die gröste Kunst.

Wenn jetzt die Leut zusammen komn,
So wird das Sauffen fürgenomn,
Das muß bey allen in gemein,
Die aller gröst Verehrung seyn.

Da mancher denn wied so verehrt,
Daß er schier weder siht noch hört,
Darzu die Bein nicht kan erhebn,
Noch mit der Zungen Antwort gebn.

Des Morgens wirds mit aller Macht,
Vom Wirt gepreiset vnd belacht,
Daß er dem Gast gantz wolgeacht,
Ein guten Rausch hab beygebracht.

Wenn aber das dem Gast gelingt,
Daß er den Wirt zu Boden schlingt,
So kutzelt er sich gleich damit,
Vnd rühmt sich offt in seinem Ritt.

Sih also ist in allem Ordn,
Das Sauffen ein Gewohnheit wordn,
Daß man es auch im Hertzen still,
Für keine Sünd mehr halten wil.

Sondern einander vberall,
Diß Laster treiben zu gefall,
Vnangesehn daß Paulus spricht,
Kein Trunckenbolt den Himmel sicht.

D. Philip. Melanthon. Spruch.

Darumb denn auch Philippus klar,
Rechtschaffen hat geredet war,
Daß er gar manchmal vngebrochn,
Hat diese dürre Wort gesprochn,

Die Teutschen (daß es Gott erbarm)
Die fressn vnd sauffn einander arm,
Darzu gebrechlich, kranck vnd todt,
Vnd aus der Welt in jene Noth.

Welchs in der Wahrheit wol geredt,
Wenn man den Worten gläuben thet,
Aber die Welt hat jhre Art,
Ohn all Bedacht des Sauffens wart,
Vnd wenn sie drüber Gut vnd Lebn,
Vnd dort den Himml solt vbrgebn.

Du Christ merck aber solches wol,
Vnd sey ja nimmermehr so toll,
Daß du dir wollst mit jhrem Schein,
Die Gsellschaffe lassen lieber seyn,
Als Leibs Gesundheit vnd darzu
Dein Nahrung vnd des Himmels Ruh.

Sondern vielmehr mit allem Fleiß,
Augen, Hand vnd Fuß von dir reiß,
Vnd halts mit Gott dem besten Freund,
Der alle Ding von Hertzen meynt.

Aus Vollsauffen kömpt nichts Guts.

Daß aber lieber Bruder fromm,
Kein Gutes aus dem Sauffn komm,
Das will ich dir in allem gar,
Jetzt ferner machen offenbar.

Vollsauffen bringt Armut.

Zum ersten, bringt es dir Beschwer,
Es macht Tasch, Küch vnd Keller leer,
Vnd wirfft gewaltig aus dem Hauß,
Bett, Kessel, Kann vnd Schüssel aus.

Zum andern löcherts auch das Dach,
Verfault die Wend vnd all Gemach,
Erduldet weder Ochs noch Pferd,
Vnd schafft ein kalten Fewer Herd.

Item wie ich gesehen hab,
So zeucht es gute Kleider ab,
Gibt hänffen Schauben, böse Schuh,
Verachtung vnd viel Spott darzu,
Vnd endlich diesen harten Klapp,
Ein KuhStrick oder BettelStab.

Trunckenheit eröffnet Heimligkeit.

Ja die vergessne Trunckenheit,
Eröffnet Hertzens Heimligkeit,
Vnd alles was darinnen steckt,
Zu Gut vnd Bösem auffentdeckt.

Manch guter Mann recht Ehrenvest,
Beym Trunck ein Wörtlein fahren lest,
Welchs jhn hernach zur nüchtern Zeit,
In seinem Hertzen sehr gerewt.

Ein Mensch wird in voller Weise erkandt

Beym Trunck so wird nach aller Hand,
Eins Menschen Eigenschafft erkandt,
Da hört, vernimpt vnd merckt man frey,
Wozu er wol geneiget sey.

Vnd wer wil wissen vnd erfahrn,
Was mancher trag in seinen Haarn,
Vnd was er wol auff sein Manier,
Verborgen in dem Schilde führ.

Der mach jhn nur rechtschaffen voll,
So wird er bald vermercken wol,
Was in jhm steckt zu guter Maß
Ob er ein Fuchs sey, oder Haß.

Wol aber dem, der das versteht,
Dem Bacho aus dem Wege geht,
Vnd wider (wenn er Hitze fühlt)
Mit abspacieren sich erkühlt,
Oder bei Zeit sich macht zu Beth,
Vnd sein Gebrechen nicht verrhät,
Denn ohn Gebrechen Weib noch Mann,
Auf dieser Erden leben kan.

Mancher ist nüchtern fein bescheiden, aber in voller Weise sehr vergeßlich.

Gar mancher weiß zur nüchtern Zeit,
Von sich zu geben gut Bescheid,
Ist trew, verstendig, fromm vnd gut,
Den Jederman liebkosen thut.

Wenn aber jhn der Trunck erschleicht,
All sein Verständtniß von jhm weicht,
Redt sehr vergessen, springt vnd schreyt,
Gederet närrisch, maledeyt,
Vnd schlägt gefährlich vmb sich her,
Als wenn kein Gutes in jhm wer.

Ein solcher Mensch soll sonderlich,
Der Vollerey enthalten sich,
Vnd dran gedencken wie es geh,
Wenn er jhm thu mit Trincken weh.

Auff daß er nicht in voller Weiß,
Für Leuten seine Ehr beschmeiß,
Noch kommen möcht in solch Gefahr,
Die jhm köndt schaden manches Jahr.

Ihr etliche trincken einander auf der Herren Gesundheit zu.

Ihr viel sich auff das Sauffn legn,
Der Herrschaft jhr Gesundheit wegn,
Vnd solche Ding so hart betreibn,
Daß etlich drüber sitzen bleibn.

Welch Thorheit vnd hoch Vngeberd,
Ein grosse Sünd ist auff der Erd,
Die billich alle Potentatn,
Den Ihren sollen widerrahtn.

Denn Gott allein eim jederman,
(Vnd nicht der so wol sauffen kan,)
Das Leben vnd gesundes Blut,
Verleihen vnd erhalten thut.

Darumb jhr HoffLeut Ehren werth,
Einander nicht mehr so beschwert,
Mit Söffen, als wohl offt geschehn,
Daß mancher nicht hat können stehn.

Sondern (was einen jedern dünckt)
Euch bey einander fröhlich trinckt,
Halt fein Gespräch, vnd geh darnach,
Ein jederman in sein Gemach.

Als werdet jhr nach meinem Schreibn,
Gar lang gesund vnd einig bleibn,
Darzu den Herrn in allen Fälln,
Das jhr zu rechter Zeit bestelln.

Von mancherley Art der Truncknen.

Mancher ist nasenweise.

Gar mancher wenn er truncken sitzt,
Daß er davon wird recht erhitzt,
So vberkömpt er rechte Finn,
Vnd wird gar klug in seinem Sinn.

Vnd wil als denn viel jrrig Sachn,
Bey Bier vnd Wein zu rechte machn.
Sitzt stacheln als ein neidisch Hund,
Vnd plaudeet recht von Hertzen Grund.

Ja was er lang bey sich getragn,
Das thut er heuffig von jhm sagn,
Mit vielem Laster mannigfalt,
Vnd dräwet auch zu schlagen bald.

Eim solchen Narrn vnd vollen Zapffn,
Solt man bißweilen die Nasen Klappn,
Daß er nicht mehr mit Vnbedacht,
So vnverschempt die Leut ausmacht.

Mancher rühmet seine Schande.

In Vollheit giebt sich mancher bloß,
Beicht tapffer vngemartert loß,
Von vielen großen BubenStücken,
Die er nach seinen argen Tücken,
An manchen Orten früh vnd spat,
Vergeßner Weiß geübet hat.

Mit welchen Worten dieser Heldt,
Sich selber für den Leuten fellt,
Vnd öffentlich bekennet frey,
Was wol von jhm zu halten sey.

Mancher disputiret.

Etlicher wird denn ohne Fug,
In seiner vollen Weise klug,
Daß er anhebt ein groß Geschrey,
Zu disputiren mancherley.
Vnd wil mit grossem Jubilirn,
Ein jederman zu Wasser führn.

Da doch der Doctor hoch vermessn,
Gar offtmals wenig hat vergessn,
Von Sachen, die sein stoltzer Muh,
Verfechten oder straffen thut.

Mancher leuget.

Ein ander wenn er hat gessn,
Hielt jmmer seine Klappee offn,
Sitzt sich berühmen fort vnd fort,
Vnd fellt eim jedern in das Wort.

Darnach so procedirt er fein,
Leugt weidlich in das Reich hinein,
Vnd sagt in seinem dicken Bart,
Von grossen Streichen mancher Art.

Als nemlich daß er hat gestrittn,
Zu Land vnd Wasser viel erlittn,
Vnd eins bey Nacht in stillen Sittn,
Sey vmb Venedig hingerittn.

So wol auch bey den schwartzen Morn,
In Winters Zeiten bald erfrorn,
Als er mit einem grossen Hauffn,
Von jhnen vbers Eiß gelauffn.

Item, in Portugalien,
Schweitz, EngLand vnd Italien,
Bey manchem Herrn am Tisch gesessn,
Mit jhm vom wilten Kater gessn,
Vnd drauff getruncken Linsen Bier,
(Je leug daß dich die Hunde rühr.)

Ein solchen weit versuchten Mann,
Der so gewaltig schiessen kan,
Solt man aus vnbekandtem Weissn,
Den Juncker von Mentiris heissn.

Etlicher stocket vnd tribulirt die Leute.

Etlicher stockt denn bey dem Bier,
Nimpt einen nach dem andern für,
Efft einen hie, den andern da,
Und kömpt gar manchem eben nah.

Zu dem hat er ein garstig Maul,
Redt vnverschempt von Zothen faul,
Verschonet weder Groß noch Klein,
Vnd achtets jhm ein Ehr zu seyn.

Mit welchem seinem groben Mund,
Er offt viel gute Leut verwundt,
Vnd auff die letzt zuwegen bringt,
Daß Hadder vber Tisch entspringt,

Darumb man auch den Vnvernunfft,
Nicht bitten soll in eine Zunfft,
Wo gute Leut im HErren sein,
Gedencken guter Ding zu seyn.

Etlicher gibt Freyens für.

Etlicher wil denn Hochzeit machn,
Schafft guten Leuten was zu lachn,
Setzt sich zur Jungfraw guter maß,
Vnd mit derselbin löffelt was.

Da er sich denn gar lieblich stellt,
Sie jmmer bey den Händen helt,
Ihr auch zu Ehrn ein Liedlein singt,
Vnd rückt den Jecken, daß es klingt.

Ja er spricht jhr gar freundlich zu,
Erseufftzet hart in einem Nu,
Vnd vnterm Reden wol geschickt,
Ihr offtmals in die Augen blickt.

Vnd spricht mein liebes Jümpfrelein,
Ihr gefallt mir ja so mächtig fein,
Nach aller Lust im Hertzen mein,
Ich wolt, daß jhr möcht meine seyn.

In Summ, er ist der schönste Han,
Wil niemand mehr zur Jungfraw lan,
Sondern mit jhr nur tantzt allein,
Vnd will nun halber Bräutgam seyn.

Des Morgens aber lest ers bleiben,
Thut wieder einer andern schreibn,
Wenn er getruncken als ein Freund,
Vnd keine doch mit Hertzen meynt.

Ey was thut solchem Ebenthewr,
Vnd liederlichen AbendFrewr,
Der gute Leut in seinem Muth,
Wie in Vergeßner äffen thut.

Als bald bei Nacht ein gute Haut,
In voller Weise angetrawt,
Daß er nicht mehr in seinem Mund,
Gutherzig Leut veriren kundt.

Wie er denn auch zu letzt ein Frucht,
Bekömpt, die ziemlich ist versucht,
Denn wer die Leut mit Spott bemahlt,
Der wird mit gleicher Münz bezahlt.

Etlicher stellet sich wie ein Aff.

Etlicher wenn er hat getruncken,
Redt wie ein StockFisch nach gebuncken,
Weiß sich mit Gauckeln, Tanzn, Reign
Gleich wie ein Affe zu erzeign,
Jetzt läuft er hin, jetzt wider her,
Siht vber Achsel, in die quer,
Vnd wie ein rechter Hase frisch,
Springt vber Siedel, Benck vnd Tisch,
Mit welchen Possen er die Leut,
Vielmehr im EhrGelach erfrewt,
Als wol ein Pfeiffer mit dem Sack,
In seiner besten Kunst vermag.

Etlicher ist beym Trunck andächtig.

Ein ander denn in voller Weiß,
Andächtig zu erseufftzen weiß,
Redt viel von Gott, vnd thut darnebn,
Die Hände gegen Himmel hebn,
Als wer er voller Heiligkeit,
Vnd ist Bier vnd Barmhertzigkeit.

Item, er ist denn nichtes fest,
Den ZitterPfennig fahren lest,
Vnd gibts heraus nach aller Ehr,
Des Morgens aber rewts jhn sehr.

Deßgleichen redt er ohne List,
Sagt alles raus, was in jhm ist,
Vnd alle Ding so hertzlich meynt,
Daß er darüber Threnen weint.

Welchen ich für den besten halt,
Vnter den Truncknen mannigfalt,
Denn er zu letzt gleich wie ein Schaaff,
Gedültig sinckt in einen Schlaff.

Etlicher Voller gehet mausen.

Etlicher schleicht denn aus spacirn,
Gefaste Lust zu deponirn,
Verirt sich auff der rechten Straß,
Vnd hette gern, ich weiß nicht was.

So was thet einer schlimmen Katzn,
Am Speck verschneiden jhre Tatzn,
Die jhrer rechten Speiß vergist,
Vnd gern von frembdem Fleische frist.

Also solt man auch diesem Thorn,
Der hin kreucht, wo er nichts verlohrn,
Vnd etwa wil vom Braten naschn,
Sein LeckerMaul mit Rungen waschn.

Auf daß er werde fein bewogn,
(Als einer, der wol abgezogn)
Ein andermal das abzustehn,
Vnd vom Gelach nach Hauß zu gehn.

Etlicher ist in voller Weise ein Löwe.

Etlicher wird dann gar verkahrt,
Verhält sich nach der Löwen Art,
Will einen jedern Menschen fressn,
Vnd thut gleich wie er wer besessn.

Da er denn auch zuwegen bringt,
Daß mancher zu jhm naussen springt,
Vnd an jhn setzt sein beste Krafft,
Daß runter fleust der rothe Safft.

Ja, man weiß daß dergleichen Thier,
Einander mit Büchß vnd Rappier,
In voller Weiß, ohn all Gebet,
Erwürget haben auf der Stätt.

Schaw diese Schandfleck vngestalt,
Jetzt nach einander her gezahlt,
Die kommen all vom Sauffen, her,
Ist solches nicht ein Laster mehr?

Darumb vermeid du frommer Christ,
Diß Laster, wo du witzig bist,
Vnd laß dich keinen Mann erlauffn,
Jhm zu gefalln dich voll zu saufſn.

Damit der Feind durch dieses Mittl,
Dir nicht verehr ein plotzen Kittl,
Noch etwa sonst zur Vngebür,
Dich in ein groß Betrübnis führ.

Martin Rinkart

oder Rinckhard ward am 27. April 1586 zu Eilenburg geboren, war Anfangs Prediger zu Eisleben und Erdeborn und zuletzt Archidiaconus zu Eilenburg. Er starb am 8. December 1649. Seine Biographie lieferte Professor Plato (Leipzig 1829).

Von seinen Schriften nennen wir nur:

Der eislebische christliche Ritter. Drama. Eisleben 1613.

Der Münzerische Bauernkrieg. Tragödie. Leipzig 1625.

Viele geistliche Liedersammlungen u. s. w.

Seine dramatischen Arbeiten sind nicht ohne innere Kraft, aber es fehlt ihm an Gewandtheit und Leichtigkeit, den Stoff zu handhaben und zu beherrschen. Glücklicher war er in seinen geistlichen Liedern, von denen manche noch jetzt in der protestantischen Kirche gesungen werden.

Johann Rist

ward am 8. März 1607 zu Ottensen geboren, studirte zu Rinteln, Rostock, Leipzig, Utrecht und Leyden Theologie und beschäftigte sich nebenbei auch mit den mathematischen und medicinischen Wissenschaften, nachdem er seinen Schulcursus zu Hamburg und Bremen gemacht hatte. Er ward hierauf Prediger zu Wedel an der Elbe, herzoglich mecklenburgischer Kirchenrath, Pfalzgraf und gekrönter Dichter. Im Jahre 1660 stiftete er den Schwanenorden. Er starb am 31. August 1667.

Er schrieb:

Musa teutonica. 3 Th. Hamburg, 1640.
Himmlische Lieder. Lüneburg, 1644, 1652.
Das Friede wünschende Deutschland. Hamburg 1647.
Neue himmlische Lieder. Lüneburg, 1651.
Sabbathische Seelenlust. Lüneburg, 1651.
Das Friede jauchzende Deutschland. Schauspiel. Nürnberg, 1653.
Luft- und Freudenspiel. 1654, o. O.
Frommer und gottseliger Christen alltägliche Hausmusik. Lüneburg, 1654.
Musikalische Festandachten. Lüneburg, 1655.
Musikalisches Seelenparadies. 2 Th. Lüneburg 1662.
Hochheilige Passionsandachten. Hamburg, 1664.
Deutscher Parnaß. Kopenhagen, 1668.

Streng genommen war R. nicht mehr als ein Reimer, der das Talent besaß, gewöhnliche alltägliche Gedanken in correcte und fließende Verse zu bringen. Seine Muster waren die Holländer, die er sehr hoch verehrte und denen gleich zu kommen er sich vor allen Dingen bestrebte. Aber selbst hinter diesen steht er durch noch größere Breite der Darstellung und Plattheit zurück. — Seine Fruchtbarkeit und seine Verbindungen machten ihn zu seiner Zeit berühmt; jetzt ist er schon lange gänzlich vergessen und nur Litterärhistoriker erwähnen seiner als Stifter der Sprachgesellschaft „der Schwanenorden an der Elbe," welche jedoch nicht lange bestand.

Schrecken der Ewigkeit*).

O Ewigkeit, du Donnerwort!
O Schwert, das durch die Seele bohrt!
O Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß für großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende;
Mein ganz erschrocknes Herz erbebt,
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt.

O Ewigkeit, du machst mir bang.
O Ewig, Ewig ist zu lang',
Hie gilt fürwahr kein Scherzen.
Drum, wenn ich diese lange Nacht
Zusamt der großen Pein betracht',
Erschreck' ich recht von Herzen;
Nichts ist zu finden weit und breit
So schrecklich als die Ewigkeit.

Was acht' ich Wasser Feu'r und Schwerdt?
Dieß alles ist kaum nennenswerth,
Es kann nicht lange dauren.
Was wär' es, wenn gleich ein Tyrann,
Der funfzig Jahr kaum leben kann,
Mich endlich ließ vermauren?
Gefängniß, Marter, Angst und Pein,
Die können ja nicht ewig sein.

Wenn der Verdammten große Qual
So manches Jahr, als an der Zahl
Hie Menschen sich ernähren,
Als manchen Stern der Himmel hegt,
Als manches Laub die Erde trägt,
Noch endlich sollte währen:
So wäre doch der Pein zuletzt
Ihr recht bestimmtes Ziel gesetzt.

Nun aber, wenn du die Gefahr
Viel hundert tausend, tausend Jahr
Hast kläglich ausgestanden,
Und von den Teufeln solcher Frist
Ganz grausamlich gemartert bist,
Ist doch kein Schluß vorhanden;
Die Zeit, die niemand zählen kann,
Die fänget stets von neuem an.

Ach Gott, wie bist du so gerecht!
Wie strafst du einen bösen Knecht
So hart im Pfuhl der Schmerzen
Auf kurze Sünden dieser Welt
Hast du so lange Pein bestellt!
Ach, nimm dieß wohl zu Herzen,
Betracht' es oft, o Menschenkind:
Kurz ist die Zeit, der Tod geschwind!

Ach fliehe doch des Teufels Strick!
Die Wollust kann ein'n Augenblick
Und länger nicht ergötzen.
Dafür willt du dein' arme Seel'
Hernachmals in des Teufels Höll',
O Mensch, zu Pfande setzen?
Ja schöner Tausch! Ja wohl gewagt,
Das bei den Teufeln wird beklagt!

So lang' ein Gott im Himmel lebt
Und über alle Wolken schwebt,
Wird solche Marter währen.
Es wird sie plagen Kält' und Hitz',
Angst, Hunger, Schrecken, Feu'r und Blitz,
Und sie doch nie verzehren;
Dann wird sich enden diese Pein,
Wenn Gott nicht mehr wird ewig sein.

Wach' auf, o Mensch, vom Sündenschlaf;
Ermuntre dich, verlornes Schaf,
Und bessre bald dein Leben!
Wach' auf! es ist doch hohe Zeit;
Es kommt heran die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben.
Vielleicht ist heut der letzte Tag;
Wer weiß noch, wie man sterben mag?

O Ewigkeit, du Donnerwort!
O Schwerdt, das durch die Seele bohrt!
O Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit!
Ich weiß für großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende.
Nimm du mich, wenn es dir gefällt,
Herr Jesu, in dein Freudenzelt!

*) Aus Rist's neuen himmlischen Liedern.

August Heinrich Ritter,

geboren 1791 zu Zerbst, ward außerordentlicher Professor an der Universität zu Berlin, später ordentlicher Professor zu Kiel, und ging dann in gleicher Eigenschaft nach Göttingen.

Schriften:

- Welchen Einfluß hat die Philosophie des Cartesius auf die des Spinoza gehabt rc.? Leipzig 1817.
- Geschichte der ionischen Philosophie. Berlin 1821.
- Geschichte der Pythagorischen Philosophie. Hamburg, 1826.
- Die Halbkantianer und der Pantheismus. Berlin 1827.
- Logik. 2. Aufl., Berlin 1829.
- Geschichte der Philosophie. 4 Th., Hamb. 1829 fgde.
- Ueber die Erkenntniß Gottes in der Welt. Hamburg 1836.
- Kleine philosophische Schriften. Kiel 1839.
- Ueber das Böse. Kiel 1839.
- Einzelne Abhandlungen, Recensionen u. s. w.

Gründliche und besonnene Forschung, klare und lichtvolle Darstellung, eine ruhige und milde, aber scharfsinnige Beurtheilung und reiches ausgebreitetes Wissen haben R. namentlich für seine Arbeiten in der Geschichte der Philosophie einen sehr geachteten Namen erworben, der für manche Theile dieser Wissenschaft beginnt als Autorität zu gelten, während seine speculativen Untersuchungen hin und wieder entschiedene Gegner fanden.

Johann Daniel Ritter,

geboren am 16. October 1709 zu Slanz bei Breslau, studirte zu Leipzig Jurisprudenz, ward daselbst 1735 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1742 Professor der Geschichte und 1754 des Staatsrechts, Hof- und Justizrath zu Wittenberg. Er starb am 15. Mai 1775.

Seine Schriften sind:

Geschichte des oriental. Kaiserthums. Leipz. 1768.
Geschichte und Nachrichten von Numidiern, Mauritaniern ꝛc. Leipzig 1772.
Geschichte der alten Gallier. Leipzig 1774.
Aelteste meißnische Geschichte bis auf Heinrich den Erlauchten. Herausgegeben von Schröckh. Leipz. 1780.
Geschichte der germanischen Völker. Leipzig 1783.

Gründlichkeit und Fleiß, aber Mangel an Geist und Geschmack sind seinen Schriften eigen, und weisen ihm daher nur einen untergeordneten Rang unter den deutschen Historikern an.

Karl Ritter,

geboren zu Quedlinburg im Jahre 1779, studirte 1797 und 98 zu Halle, lebte erst eine Zeitlang zu Schnepfenthal, ward darauf Erzieher im Bethmann'schen Hause zu Frankfurt a. M. und besuchte als solcher mit seinen Zöglingen die Universität und mehrere Länder. Im Jahre 1809 ward er Adjunct, 1818 Professor der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt und 1820 Professor der Geographie und Studiendirector am Cadettencorps zu Berlin.

Von seinen Schriften nennen wir nur:

Europa, geogr. statist. Gemälde. Frankf. 1804—7. Neue Aufl. 1811.
Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen. Berlin 1817—18 fgde. 8 Thle. 2te Aufl. einzelner Bde 1822 fgde.
Vorhalle europäischer Völkergeschichte. Berlin 1820.
Einzelne Abhandlungen, Karten mit erklärendem Texte u. s. w.

Durch seine kühne und geistvolle Behandlung der Erdkunde, welche er mit den Naturwissenschaften und der Geschichte in enge Verbindung brachte, hat R. der Behandlung dieser Wissenschaft eine neue Bahn in Deutschland gebrochen und sich außerordentliche Verdienste um dieselbe erworben.

Thaddäus Anselm Rixner

ward am Ende des vorigen Jahrhunderts in Baiern geboren, war früher Professor am Lyceum zu Passau, und ist gegenwärtig in gleicher Function zu Amberg angestellt.

Er schrieb:

Versuch einer neuen Darstellung der uralten indischen All-Eins-Lehre. Nürnberg 1808.
Aphorismen der gesammten Philosophie. Sulzbach 1818, 2 Bde.
Leben und Meinungen berühmter Physiker am Ende des siebenzehnten Jahrh. (mit T. Siber). Sulzbach 1819—26, 7 Hefte.
Handbuch der Geschichte der Philosophie. Sulzbach 1822. Neue Aufl. 1829, 3 Thle.
Weisheitsreden und Witzsprüche aus Hamann's und Kant's Schriften. Amberg 1829.
Dieselben aus Hippel und Jean Paul. Amberg 1834.
Geschichte der Studienanstalt zu Amberg. Sulzbach 1832.

Ein Schüler Schelling's, zeichnete sich R. durch systematische Darstellung und gründliche selbstständige Forschungen, namentlich in dem Gebiete der Geschichte der Philosophie rühmlich aus.

Ernst Friedrich Ludwig Robert,

geboren am 16. December 1779 zu Berlin, von jüdischen Aeltern, ein Bruder der berühmten Rahel, studirte daselbst und zu Halle und machte nach zurückgelegten Universitätsjahren eine Reise durch Holland und Frankreich, worauf er als Privatgelehrter anfangs in Karlsruhe, später in Berlin lebte, und dann wieder nach Karlsruhe ging, wo er 1832 starb.

Von seinen Schriften nennen wir:

Die Sylphen. Oper. Leipzig 1804.
Omasis oder Joseph in Aegypten. Historisches Drama aus d. Französischen des Baour-Lormian. Berlin 1808.
Kämpfe der Zeit. Gedichte. Tübingen 1817.
Die Macht der Verhältnisse. Trauersp. Tüb. 1819
Die Tochter Jephtha's. Trauersp. Tübingen 1820.
Kassius und Phantasus. Erzromantische Komödie. Berlin 1824.
Staberl in höhern Sphären. Posse. Karlsruhe 1826.
Der Berliner in Spanien. Lustspiel. Berlin 1829.
Einzelne Erzählungen, Lustspiele, Gedichte u. s. w. in Almanachen, Zeitschriften u. s. w.

Ein sehr glückliches und gewandtes Talent, voll Geist und Leben, das sich vorzüglich der satirischen und epigrammatischen Richtung zuwandte, mit reichem Witz und sprudelnder Laune, die Gebrechen des Tages geißelte, aber auch ernstere Gegenstände mit Gefühl und Wärme zu behandeln verstand. In seinen Kämpfen der Zeit weht echte, männliche Begeisterung für eine große Sache, gehoben durch Phantasie und treffliche Behandlung der Form. Seine Tragödie „Die Macht der Verhältnisse" gehört zu den besten deutschen bürgerlichen Trauerspielen, und hat sich mit Beifall auf der Bühne erhalten. Auch im Gebiete der Erzählung hat er manches Gelungene hinterlassen.

Das schwarze Kästchen.

Eine wunderbare Historie von Ludw. Robert.

Dreißig Jahre waren kaum verflossen, seitdem Vasco de Gama, der berühmte Seefahrer, die neue Straße nach Indien aufgefunden hatte, als man schon anfing, eine der herrlichsten Wirkungen dieser Entdeckung in unserm Welttheile zu verspüren. Der indische Handel nämlich steuerte dem verderblichen Luxus mit großer Staatsklugheit, indem er sich menschenfreundlich bemühte, Ueberfluß und Pracht in das gemeinste, unentbehrlichste Bedürfniß zu verwandeln.

Unter den portugiesischen Schiffen, welche damals nach dem südlichen Asien fuhren, zeichnete sich eines durch seine neu erfundene, gute Banart und eine noch nie gesehene Größe besonders aus. Es war von einer Gesellschaft der reichsten Kaufleute in Lissabon ausgerüstet und mit Erzeugnissen europäischen Kunstfleißes beladen, um dafür köstliche Gewürze und prächtige Stoffe von den fernen Ufern des Ganges zurück zu holen. Mit günstigem Winde sahen es die Besitzer aus dem Hafen laufen, blieben auf den Werften stehen, bis sich die schimmernden Segel in blauer Ferne verloren, gingen dann nach Hause, und träumten in der Nacht nach ihren verschiedenen Temperamenten, der Eine von Sturm, der Andere von Sonnenschein. Unterdessen war das Schiff schon viele, viele Meilen in See, der Himmel heiter, der Wind günstig und Alles froh und guter Dinge, bis auf einen jungen Abenteurer, einen wunderschönen Jüngling, der vielleicht zum ersten Male in seinem Leben nichts als Himmel und Wasser sahe, und dem daher von der Seekrankheit gar übel zugesetzt wurde. Des Jünglings Diener, ein rühriger Greis von mehr als sechzig Jahren, mit langem, weißem Barte, und sonderbar phantastisch gekleidet, sahe seinen Herrn nicht sobald krank, als er flugs in allen seinen Taschen geschäftig suchte, endlich zwei alte Münzen hervor brachte, eine goldene und eine von Blei, einen krystallenen Becher mit Seewasser füllte und sich mit diesen Utensilien, sammt einer brennenden Ampel, in ein kleines Kämmerlein des Schiffes begab, indem er nicht versäumte, die Thür hinter sich fest zu verschließen. Was er da unten vornahm, ist nicht bekannt, aber man hörte bald ein Brausen aus der Kammer herauf schallen, ein Knistern und Knallen, als ob ein Wald junger Bäume in Brand gerathen wäre. Eine Stunde lang mochte dieser Lärmen gedauert haben: als Alles mit einem Mal todtstill wurde, der Alte die Thüre aufschloß und die schmalen Stiegen des Schiffes mühsam herauf schritt. In der linken Hand hielt er den Becher voll Seewasser, in der Rechten die beiden alten Münzen, und trat so feierlich vor seinen bleichen Gebieter. — „Hier ist ein Tropfen Stärkung!" sprach er und reichte dem Jüngling das Krystallgefäß. Stillschweigend nahm es dieser; der Greis berührte die Flüssigkeit mit den beiden Münzen, und zwei helle Flammen, eine rothe und eine blaue flatterten hoch aus dem Becher hervor, den nun der schöne Jüngling, ohne sich darüber nur im Geringsten zu verwundern, zum größten Erstaunen des umstehenden Schiffsvolks bis auf den letzten Tropfen leerte.

In weniger als zwei Minuten blühten die Rosen der Gesundheit auf den Wangen des Geheilten, der nun froh und fröhlich auf dem Verdecke wie ein junges Reh umher sprang und mit den geübtesten Schiffbuben um die Wette in die hohen Mastkörbe kletterte.

Seit diesem Vorfalle bekam man auf dem Schiffe einen gewissen Respekt vor den beiden Reisenden, wozu der Umstand nicht wenig beitrug, daß Keiner weder ihren Namen noch ihr Vaterland zu nennen wußte. Zwar wollte ein alter Matrose behaupten, er habe den Greis schon ehemals in Indien gesehen; der Obersteuermann schwor bei allen Heiligen, der Jüngling wäre ein schottischer Prinz und aus seinem Vaterlande verbannt, worin ihm auch der Kapitän beipflichtete; nur wollte dieser wissen, daß ihn die Liebe aus Schottland vertrieben und daß er das Bild seiner Prinzessin an diamantener Kette auf bloßer Brust trüge; im Grunde aber wußte Keiner, was an der Sache recht war, daher man sich, wie überall in solchen Fällen, mit Hypothesen begnügen mußte.

Das Schiff war mit so ununterbrochen günstigen Winden gesegelt, daß es sich eines Abends, ehe man es vermuthete, schon auf der Höhe des grünen Vorgebirges befand; und auch dieser Abend war so heiter, daß, bevor noch der Vollmond seine Silberstrahlen senkrecht auf die wallende Meerfluth warf, Kapitän und Steuermann und Matrosen, sammt dem schönen Unbekannten, sich des Schlafs in den wiegenden Hangematten erfreuten. Nur der Untersteuermann stand ruhig am Ruder; zwei Matrosen bewachten die Segel und der alte Diener des Jünglings saß auf dem Verdecke und las bei Mondenschein in einem großen Buche, indem er von Zeit zu Zeit bald nach den Sternen im Norden, bald, über Bord gelehnt, in die See schaute. Mit einem Male sprang er hastig auf und rief den Matrosen ängstlich zu: „Weckt mir den Kapitän, gleich, gleich! weckt mir den Kapitän!" — Die Matrosen gehorchten stumm und augenblicklich, so sehr war ihnen der ängstliche Blick und die zitternde Stimme des sonst so ruhigen Greises ans Herz gedrungen. — „Könnt' ich Euch den Sinn hier dieser Zahlen und Zeichen verstehen lehren," so sprach der Alte zu dem Kapitän, der halb ärgerlich, halb verwundert, ihm nun gegenüber stand: „so würdet Ihr schnell und pünktlich thun, was ich Euch rathen werde; unmöglich ist dieß, und ich kann Euch also nur bitten, nur bei Eurer eigenen Wohlfahrt Euch beschwören, meinen Worten Glauben beizumessen. — Schaut dort hin, vom Siebengestirn nordwestlich, wo das Gewölk die Fluth berührt. Seht Ihr dort den blaßgelben, sichelförmigen Streif? Sind sieben Mal sieben Minuten sieben Mal verstrichen: so ist der Sturm hier, der dort schon wüthet und der Sonne entgegen rast. Nicht Arbeit, nicht Wissenschaft, nicht Gebet kann Euch alsdann vom Untergange, vom Tode erretten. Seit siebenhundert Jahren hat die See nie solch schrecklich wirbelnden Orkan hinstürmend über ihren bebenden Rücken gefühlt, und sieben Tage wird er ununterbrochen heftig wüthen. Nun hört meinen Rath. Lenkt Euer Schiff flock-östlich und steuert dem Lande zu, noch ist es Zeit, in fünf Stunden können wir die Küste erreicht und in einer Bucht, die ich kenne, die Anker geworfen haben, um alldort in Sicherheit sieben Tage zu harren, bis das Unwetter sich gelegt." — „Seid Ihr verrückt?" sagte der Kapitän. „Ich mache jetzt zum dritten Male die Reise nach Indien und habe nie solch guten günstigen Himmel gehabt. Lebt wohl! Ich gehe zu Bette und verzeihe Euch Eure Grillen Eures Alters wegen." — „So geht mit Gott!" sprach Jener; „aber nach der Küste des grünen Vorgebirges kommt Ihr doch nur 58 Minuten später." — „Wie das?" fragte der Kapitän; und „als Leiche!" gab ihm der ernste Greis schauerlich zur Antwort.

Das Wort Leiche versteinerte den Seehelden einiger Maßen, und daher wollte er eben den Mund öffnen und den Droher fragen, ob er unter Leiche eine wirkliche, kalte, weiße Leiche verstände, die sich ohne Widerrede müsse begraben lassen, als Jener ihm zuvorkam und also begann: „Um wie viel ist Euch Euer kleinstes Schiffsboot feil? Fordert, und ich gebe Euch noch ein Mal so viel, als Ihr verlangt." — Da verstand der Schiffspatron gar wohl, wozu der großmüthige Käufer das Boot gebrauchen wolle, und ohne ihm zu antworten, küßte er den Saum seines blauen Gewandes, ließ seine Pfeife drei Mal gellend erschallen und flugs kam alles Schiffsvolk, jung und alt, die Stiegen hinauf gestolpert, und stand in Reihe und Glied, Befehle erwartend. Das Schiff wurde gewendet, alle Segel aufgezogen, und pfeilschnell flog es gen Osten. Vier Stunden ungefähr mochte es die schäumenden Fluthen rauschend durchschnitten haben, als die Sonne heiter aufging und man bei ihren ersten Strahlen schon die Farben der afrikanischen Küste mit bloßem Auge unterscheiden konnte. „Zieht die Segel ein!" rief der Kapitän; „wir werden auf den Strand getrieben!" und „Zieht die Segel nicht ein!" sagte ruhig der Alte, ergriff das Steuer und regierte zu Aller Verwunderung das Schiff mit solcher Geschicklichkeit, daß man, ehe eine Stunde verging, schon in einer geräumigen Bucht, von hohen Felsen gegen den Wind geschützt, die Anker geworfen hatte.

Der schöne Jüngling lag während aller dieser Ereignisse ruhig in seiner Hangematte, entweder in goldnen Träumen von dem nahen Glücke, welches ihm sein weiser Diener verheißen hatte, oder betrachtete auch wohl das schöne Bild, welches, der Sage nach, an diamantener Kette hangen sollte; da es aber auf dem Schiffe andere Dinge zu thun gab, als ihn zu belauschen, so ist hierüber nichts Gewisses zu berichten. Jetzt erschien er auf dem Verdecke und wunderte sich eben so wenig über die unerwartete Landung, als er früherhin ohne das geringste Zeichen von Erstaunen den brennenden Becher geleert hatte.

Man stieg auf den Rath des Alten ans Land, weil er versicherte, das Schiff würde nicht gefährdet werden, und es besser sei, den siebentägigen Sturm in einer bequemen Felshöhle abzuwarten, die, seinem Vorgeben gemäß, kaum tausend Schritte vom Strande entfernt sein sollte. Als der Kapitän den Matrosen befahl, sich mit Lebensmitteln zu versehen, verbot es der Alte und sagte, es würde sich dort schon Alles finden. — Drauf führte er die Gesellschaft durch enge Felswege ins Land hinein, und ehe sich noch irgend Einer die ängstliche Frage: wohin dieser öde Weg führen möchte, beantworten konnte, war man in einem lieblichen Thale angelangt, das von Orangen- und Mandelblüthen duftete. In der Mitte desselben stand ein himmelhoher Obelisk von schwarzer Lava; rechts am Fuße desselben saß eine weibliche Gestalt auf einem Thron; links stand ein Landmann in schottischer Bauerntracht, welcher einen Pflug, mit mächtigen Stieren bespannt, führte. Beide Statuen waren vom schönsten, weißen Marmor; ein mächtiges Nest aber, woraus ein Storch mit langem Halse hervor schaute, und welches, statt des Knaufes, die hohe Spitze des Obelisken verzierte, war von gediegenem Golde. Mehr als tausend Schritte im Umkreise war das Denkmal mit einem künstlich gearbeiteten Gitterwerke umgeben, daran weder ein offener Eingang noch eine Thüre zu sehen war. Dennoch hatte der Greis seine Reisegefährten dicht vor dieses Gitter hingeführt. Er holte wieder seine alten Münzen hervor, nahm in jede Hand eine, berührte mit beiden die Stäbe des Geländers, welches sogleich, laut klingend, in die Erde sank, so daß keine Spur mehr davon zu sehen war. Darauf trat er an das achteckige Fußgestell, holte ein Hämmerlein hervor und schlug mit demselben

gegen die klingende Säule. Der helle Silberton war noch nicht verhallt, als sich die eine Seite des Achtecks, gleich einer steinernen Thür, leise aufthat, aus welcher ein Greis, ihm ähnlich wie ein Zwillingsbruder, gerade so gekleidet wie er, hervor ging, ihn umarmte, indem er freudig ausrief: „Friede sei mit Dir! Deine Ankunft gesegnet! Du bringst ihn, welches Fest erwartet Euer an den Ufern des Glutstroms!' „Heil! Heil!" erscholl es aus dem Gewölbe empor. Der Jüngling war indeß vor der Statue des pflügenden Bauern auf die Knie gesunken, und der nebenstehende Obersteuermann behauptete, daß er dabei ausgerufen habe: „Sei mir gegrüßt, Bild meines königlichen Stammherrn!" wodurch er nun völlig in der Meinung bestärkt wurde, daß der schöne Abenteurer ein Prinz aus dem königlichen Blute der Beherrscher Schottlands sein müßte, obgleich der Verfasser dieser Blätter, der auch nicht weit davon stand, und von dem bald die Rede sein wird, sehr daran zweifelt. Die respektvolle Schiffsgesellschaft stand noch in höchster Verwunderung mit ungeschlossenem Munde da, indem der Eine in die dunkle Oeffnung des Obelisken, der Andere nach dem wunderbaren Storchneste blickte, als sich die Sonne so plötzlich verfinsterte, als ob ihr uraltes Goldlicht für immer verlöschen sollte; Regen rauschten, Blitze zuckten, Donner brüllten und Winde heulten so fürchterlich, daß auch, ohne den ladenden Wink des Alten, gewiß Jeder seinem Instinkte gefolgt wäre, um sich in dem geräumigen Monumente vor den erzürnten Elementen zu verbergen.

Doppelt groß war daher die Freude, als ein halbes Dutzend Mohren, in Goldstoff und grünem Sammet prächtig gekleidet, Jeder mit einer brennenden Fackel in der Hand, erschienen, und der Gesellschaft ehrerbietig vorleuchteten, die auf breiten, bequemen Marmorstufen ungefähr zwanzig Klafter tief in ein unterirdisches Bauwerk hinab stiegen, das man eher eine Stadt, als einen Palast nennen konnte. Durch Säulengänge von den kostbarsten Steinen, über Brücken von edlen Metallen war man gemächlich geschritten, als man sich endlich auf einem freien Platze befand, der tausendfarbig erleuchtet war, ohne daß man irgend eine Fackel oder Ampel sahe, die diesen sonnenhellen Glanz von sich gestrahlt hätte. Der Platz war rings mit Gebäuden umgeben und mit einer doppelten Reihe von Bäumen umpflanzt, die selbst der weit gereiste Naturkundige Don Maria de Colibrados, der Schreiber dieser Zeilen, ein Zwerg von edler Geburt und Zeuge dieser wunderbaren Auftritte, nicht zu nennen weiß. Die Blätter dieser palmenartigen Gewächse schienen von Smaragd, die Früchte von Gold zu sein, waren es aber nicht, denn man konnte sowohl die einen, als die andern genießen und mit ihrem aromatischen Geschmack den Gaumen erfreuen und das Herz stärken. Unsere Reisenden waren schon so sehr an seltsame Erscheinungen gewöhnt, daß sie sich über alle diese Herrlichkeiten gar nicht mehr verwunderten, so wenig, als ein Landmann staunt, wenn aus einem Olivenkern ein Oelbaum wird, oder ein Heiligenbild die Augen verkehrt. Daher machte es wenig Eindruck auf sie, als jetzt ein ungeheures, elephantenartiges Thier, auf dessen mächtigen Rücken ein gewaltiger Riese als Lenker saß, mit langsamen Schritten zwar, aber vermöge der haushohen Beine doch schneller, als das schnellste Roß heran gegangen kam. Es zog ein Gebäude hinter sich her, groß wie eine Kirche, aus unbekannten Stoffen zusammen gefügt, und stand mitten auf dem Platze, auf Befehl seines Reiters, still.

Sechs Edelknaben, in blauem Sammet mit Silber verbrämt, traten aus dem schön verzierten Portale des ambulanten Palastes hervor, standen ehrerbietig da und schienen Befehle zu erwarten. Da erhob der graue Diener des schönen Jünglings das Wort und sprach also: „Werthe Reisegefährten und Euch besonders, Herr Kapitän, grüße ich hiermit zum Abschied und sage Euch Dank, daß Ihr mich, sammt meinem Gebieter an den Ort unserer Bestimmung gebracht habt. Wartet den siebentägigen Sturm hier ab; Ihr werdet bewirthet werden, so gut es in einem, hundert Meilen von der Hauptstadt gelegenen Gränzflecken möglich ist; am achten Tage Morgens mögt Ihr Eure Fahrt fortsetzen, und hoffentlich wird sie dann glücklich und gesegnet sein. — Was Eure Mühe betrifft, so habe ich sie reichlich bezahlt, indem ich Euch das Leben gerettet, welches Ihr, ohne meinen Rath, unvermeidlich in dem fürchterlichen Sturme, der jetzt wüthet, würdet verloren haben; wollt Ihr aber überdieß ein reiches Frachtlohn gewinnen, so führt den Auftrag aus, den Euch mein Bruder hier vor Eurer Abreise anvertrauen wird. — Ich würde Euch noch manches höfliche Wort sagen, aber die Zeit ist mir knapp zugemessen. Ich muß schon heute Abend in der Residenz sein. Also lebt wohl!"

Dieß gesagt, nahm er den Jüngling bei der Hand, führte ihn in das Portal des kolossalen Reisewagens, die Pagen folgten, der Riese stachelte das Thier mit einer goldenen Lanze, es setzte sich in Galopp, und schnell und ohne Geräusch gleitete der mächtige Palast auf dem spiegelglatten Krystallpflaster dahin und war den Umstehenden aus den Augen, als ob er verschwunden wäre.

Einem Jeden wurde nun von dem freundlichen Alten, der kaum von seinem Bruder zu unterscheiden war, ein besonderes Haus auf dem großen Platze zur Wohnung angewiesen. Die Schiffsekipage bestand aus drei und vierzig Mann, und zwei und vierzig waren bereits in den zwei und vierzig Häusern, die den Platz umgaben, einquartiert, als der Alte zu seinem großen Aerger sahe, daß man den Verfasser dieser Schrift, seiner Kleinheit halber übersehn hatte. — „So hat sich mein Bruder doch geirrt," sagte er ärgerlich; so geht's, wenn man nicht nach Allem selbst eigenhändig sieht. Auf den Platz Nr. 43 hätten wir hingehört, was soll ich nun mit Euch Maikäferkönig anfangen? — „Laßt Euch deßhalb kein graues Haar wachsen!" entgegnete der Zwerg dem Greise. „Ich will schon Unterkommen finden; der Kapitän ist mein Freund und wird mir gewiß in dem ungeheuern Palast dort drüben ein paar Dutzend Stuben zu meiner Bequemlichkeit überlassen." Das ist bei uns nicht Sitte," sprach der Alte; „lieber will ich mich für ein paar Tage einschränken und Euch in meinem Hause bewirthen."

Drauf nahm er den Verfasser rasch auf den Arm, stampfte drei Mal auf den Boden, und sie sanken Beide, wohl eine kleine Viertelstunde lang, einen dunkeln Schlund hinunter. Der Zwerg war von der sanften Bewegung und von wundersamen Tönen, die er klingen hörte, wie ein Kind auf dem Arm seiner Mutter, eingeschlafen, und als er aufwachte, befand er sich in einer goldenen Wiege, die von einer schönen, weiblichen Gestalt geschaukelt wurde und in einem Kabinette stand, das bei aller Pracht und Zier doch nur heimlich und behaglich schien.

„Hier zu Lande muß es keine Zwerge geben," dachte der Kleine bei sich selbst, „und so hat man mich für ein Kind gehalten, in eine Wiege gelegt und mir eine Amme zugesellt, die mir vermuthlich Küche und Keller sein und alle meine kindischen Bedürfnisse befriedigen soll." Während dieser Gedanken und noch anderer sah er die Amme ununterbrochen an, die immerfort wiegte, mit süßer Stimme ein naives Eia Popeia sang und so schön war, daß sie bei dem Zwerge Gefühle erregte, wie sie wohl noch nie ein Kind für seine Amme empfunden hat. Er wollte eben eine förmliche Liebeserklärung herstottern, als es ihm einfiel, daß sich die Amme darüber erschrecken, das Kind für toll halten und um Hilfe rufen könnte; daher besann er sich eines Bessern und sprach mit feiner, kleiner Stimme: „Liebe Amme, willst Du mir nicht die Brust geben?" Aber die schöne Gestalt schien nicht darauf zu achten, verstand ihn nicht oder wollte ihn nicht verstehen. So oft auch der schlaue Zwerg sein: „Liebe Amme, willst Du mir nicht die Brust geben?" wiederholte, sie hörte nicht darauf und sang und wiegte fort. Da verlor er endlich die Geduld und kroch mühsam aus der hohen Wiege heraus, um nach den neuesten Grundsätzen der ältesten Kunst, nämlich der zu lieben, dasjenige zu erhalten, was man ihm zwar nicht gewährt, aber auch eben nicht abgeschlagen hatte. Er näherte sich der hohen Gestalt, der er kaum bis an das Knie reichte und: „Nimm mich auf den Schooß, liebe Amme, ich bin müde!" sagte er. Da die Schöne aber immer fort wiegte und sang, so zupfte er sie erst leise, dann etwas heftiger am Rock, wodurch sie sich aber nicht im Geringsten von ihren Verrichtungen stören ließ. „Kurios!" dachte der Zwerg, schob mit großer Mühe einen Lehnstuhl heran und kroch mit dessen Hilfe auf ihren Schooß, hätschelte und streichelte sein Liebchen auf mannichfache Weise, welches sich diese aber so ruhig gefallen ließ, daß sich dadurch die zudringliche Liebe ihres feurigen Schooßkindes merklich abkühlte. Er konnte nicht begreifen, wie man so kalt gegen ihn sein könne und rief endlich ärgerlich: „Ei, singe ein anderes Mal weiter!" indem er der Dame mit flacher Hand den schönen Mund zuhielt. Plötzlich saß die Figur starr und steif da. Der Zwerg hatte die Feder an der Oberlippe des künstlichen Werks berührt, und wurde nun zu seiner großen Beschämung gewahr, daß er sein leicht zu entflammendes, leider nur allzu gefühlvolles Herz einem Automaten geschenkt hatte. Mißmuthig rannte er nun die Stube auf und ab, schimpfte sich laut aus, pfiff und fluchte und tröstete sich endlich damit, daß er nicht der Erste sei, der in eine Maschine seine schönsten Hoffnungen gesetzt hätte, und auch vermuthlich nicht der Letzte sein würde, der eines solchen Irrthums halber büßen müsse. Gesunde Menschen bekommen nach einem bedeutenden Aerger Appetit; es war daher nicht zu verwundern, daß der Kleine jetzt hastig eine Schnur zog, um sich einen Diener herbei zu schellen. Auch trat sogleich ein Page herein, der, wie die oben erwähnten, in blauen Sammet und Silber gekleidet war und einen goldenen Trichter mit der rechten Hand in das linke Ohr hielt. — „Frühstück haben!" rief lakonisch

der Zwerg, und schnell wandte sich der Page und kam mit vier andern zurück, die in prächtigen Gefäßen allerlei Erfrischungen herbei trugen und sie auf einem niedlichen Tischchen ordneten, welches zwei Heiducken herein getragen hatten; ein Lehnstuhl wurde herangeschoben und der unglückliche Liebhaber aß und trank wie ein Verzweifelter. Er langte eben zum dritten Male nach dem Pokale, als der blaue Greis eintrat, ihn freundlich grüßte, sich neben ihn setzte und höflich begann: „Ich störe doch nicht; ich sahe die Diener im Hause hin und her laufen und vermuthete daher, daß Ihr schon wach wäret.“ „Zu Befehl!“ sagte der Esser und wollte seinem Wirthe durch den kalten barschen Ton zeigen, daß er eben nicht sehr mit ihm zufrieden sei. Aber dieser nahm seine Rede buchstäblich und sagte gutmüthig: „Hier in diesem Lande wird nicht befohlen.“ „Das thut mir Leid,“ erwiederte der Zwerg; „denn sonst würde ich Euch befehlen, mir zu sagen, weshalb man mich so schnöde verirt hat? Heißt das Achtung vor den Wissenschaften haben, mir, einem Gelehrten, einen Automat zur Amme oder zu Gott weiß was zu geben?“ — „Habt Ihr die Maschine für etwas Anderes genommen, als wozu sie bestimmt ist,“ entgegnete der Alte, „so ist das Eure Schuld; ich habe das Uhrwerk noch gestern erst untersucht und ich bin überzeugt, daß nach dem Takte gewiegt und keine Note verfehlt wurde. Ueberdieß hättet Ihr Euch in der Anschauung der schönen Gestalt, die von dem geschicktesten Bildner des Reiches verfertigt ist, genugsam ergötzen können.“ —

„Schon gut, lieber Herr Plato,“ sagte der Zwerg, „lassen wir diesen Uhrstreit ruhen; Ihr habt Euch über mich lustig machen wollen, und es ist Euch gelungen; aber ich werde Euch schon zeigen, wie ein Gelehrter solche unwürdige Behandlung durch Wort und Schrift zu rächen weiß!“

„Wollt Ihr besser als der König bedient sein?“ sagte ruhig der Greis; und: „Muß sich Euer König mit Automaten behelfen?“ erwiederte höhnisch der Zwerg, „mit kalten Automaten, wenn er Menschen nöthig hat?“

„Die Menschen werden in diesem Lande der Weisheit zu sehr geachtet,“ hob der Alte jetzt gravitätisch an, „als daß wir sie zu Sklavendiensten erniedrigen sollten. Unser ganzes Volk besteht aus Gelehrten und Künstlern; Priester ist Jeder, und das Recht üben Alle. Darum werdet Ihr Pfaffen und Richter umsonst unter uns suchen; und da die Thiere des Landes bekämpft, seine Grenzen gesichert sind, und Friede und Glück im Innern herrschen, so ist das Wort Krieger ein bedeutungsloser Klang bei uns geworden. Staatsdiener sind die Weisesten und Geschicktesten des Reiches, und der Weiseste unter den Weisen ist König, so wie die Schönste der sittsamen Weiber seine Gattin wird, wenn sie vorher einen Beweis uneigennütziger Liebe an den Tag gelegt hat. Was Ihr in Eurem Lande das Volk nennt, und welches Ihr, wenn Ihr die Hand auf's Herz legt, als den Uebergang vom Thiere zum Menschen betrachtet, die unglückliche Klasse der Lasttragenden, die im Schweiße des Angesichts kaum so viel täglich gewinnt, um den folgenden Tag wieder fortarbeiten zu können; die unglücklichen Feldbauer, die noch unglückseligern Handwerker, die Ihr, um sie zu trösten, zuweilen auch Künstler nennt; endlich das Heer der Kopisten, die sich bald für Staatsdiener, bald für Autoren halten, sammt den Gefährten ihrer mechanischen Lebensweise, die Banden der Domestiken und Sklaven; alle diese Halbmenschen sind in unserm Staate entbehrlich geworden, weil wir die Kunst ersonnen haben, sie durch Maschinen zu ersetzen. Automate pflügen und säen bei uns; Automate schmieden und zimmern und wirken und nähen; Automate kalkuliren auf der Oberrechnungskammer, und Automate warten uns mit unermüdlicher Sorgfalt auf, widersprechen nie und schicken sich in unsre Launen, denen auch leider der Weiseste unterworfen ist.“ Bei diesen Worten drehte sich der Deklamator schnell um, gab dem hinter ihm stehenden Heiducken eine derbe Maulschelle, wodurch sich die linke Brust desselben, wo das Herz liegt, öffnete, und der lächelnde Zwerg wurde durch diese oft gewünschte Thür das unendlich künstliche Räderwerk der Maschine gewahr, wovon er nicht das Geringste begriff und es daher mit hergebrachten Redensarten höchlich bewunderte.

„Wenn ich auch,“ sagte er kurz darauf, „Vieles von Euren Lobeserhebungen des Staats abrechne, indem gewiß die Vaterlandsliebe großen Theils Euch zu Eurem preisenden Stil verholfen hat: so muß es dennoch gar nicht übel in Eurem Reiche aussehen, und ich wünschte es wohl ein paar Jahre lang zu bereisen, wenn Ihr mir verspräche, mich nach Verlauf derselben gesund und wohlbehalten nach Portugal zurück zu bringen; ich könnte alsdann die Verfassung Eures Staatskörpers beschreiben und leichtlich Nutzen stiften und schweres Geld verdienen.“

Aber dieses Gesuch wurde ihm in Gnaden abgeschlagen, indem ein Landesgesetz jedem Fremden verbot, über zwanzig Meilen weit ins Land zu reisen. Er forderte menschliche Gesellschaft, aber auch diese wurde ihm nicht bewilligt, indem man ihn versicherte, daß er mit den sublimirten Einwohnern dieses Reichs sich eben so wenig unterhalten würde, als er ihnen nothwendiger Weise Langeweile erregen müßte. Was war zu thun? Er unterwarf sich seinem Schicksale, aß und trank, ließ sich wiegen und schlief. Die schöne Amme aber hatte er vorsichtiger Weise mit einem Tafeltuche verhangen, um nicht aufs Neue versucht zu werden. Aber da der Mensch nicht immer essen, trinken oder schlafen kann, so schrieb der Verfasser zu seiner Erholung in den sieben einsamen Tagen, die er hier verleben mußte, seine Reisegeschichte so auf, wie sie der Leser wahrscheinlich eben gelesen hat, ohne jedoch die wunderbaren Zimmer oder den noch mehr wunderbaren Garten des Palastes weitschichtig zu beschreiben, von welchem letztern er bloß sagen will, daß er wenigstens zehn Mal schöner, als alle beschriebenen war.

Am Morgen des achten Tages, als die Alabasterlampen des Schlafzimmers eben anfingen, einen rosenfarbigen Schimmer von sich zu strahlen, zum Zeichen, daß jetzt Aurora die Nacht überwunden habe, lag der Zwerg schon mit offenen Augen in seiner Wiege und horchte der süßen Stimme seiner herzlosen Sklavin; schon wollte er ihr im seligen Entzücken das übergeworfene Tuch vom Antlitz nehmen, so sehr hatte der Versucher wieder seine Vernunft umnebelt, als die Thür aufging und der blaue Alte herein trat. „Auf, auf!“ rief er, „die Gefährten warten schon; der Sturm ist vorüber, Eures Bleibens ist nicht länger hier!“ Der Schläfer gähnte, reckte sich, drehte sich auf den weichen Pfülen, aber da traten die Pagenmaschinen ein, hoben ihn unbarmherzig aus den Federn, kleideten ihn im Nu an und reichten ihn dem Greise, der ihn auf den Arm nahm und davon trug. Sie waren durch manche Zimmer endlich in eine reinliche Küche gekommen, in deren Mitte ein Feuerherd, von einem einzigen glänzenden Rubin gehauen, stand. Auf diesen stieg der Alte, den Kleinen im Arm, und nachdem er drei Mal mit dem Fuße gestampft hatte, gelangten sie den Schornstein hinauf und auf denselben Platz, wo sie vor sieben Tagen versunken waren.

Die Gefährten standen schon reisefertig und der Zug ging rückwärts denselben Weg über Brücken und unter Säulengängen, und aus der steinernen Thüre des Monuments gerade so hinaus, wie sie herein gekommen waren. Als sie sich jetzt zwischen dem Denkmale und dem silbernen Gitterwerke befanden, rief eine laute Stimme: „Halt!“ und wie sie sich umsahen, war es der Alte, der in dem goldenen Storchneste auf der Spitze des Obelisken stand. Er hielt in der einen Hand ein Kästchen von Ebenholz und in der andern eine hohe und verhältnißmäßig dicke Goldstange. „Es verspreche der Kapitän,“ rief er, „dieses Kästchen an seine Adresse abzuliefern, ohne es zu eröffnen: so wird ihm diese Goldstange zum Lohne, der Tod aber, wenn er es öffnet oder verliert.“ — „Danke gehorsamst,“ erwiederte derselbe, „auf diese Bedingung nehme ich keine Fracht ein; ich bin ein ehrlicher Mann und daher ist mir mein Leben lieb.“ — „Wer will die Fracht verdienen!“ rief der Alte, und da Alles schwieg, erbot sich endlich der kühne Verfasser, das Wagestück zu bestehen. Darauf ließ der Alte das Kästchen sammt der Goldstange an einem blauen, seidenen Tau herunter, und kaum hatte er „Lebt wohl!“ gesagt, als der Obelisk, die beiden Statuen und das Gitterwerk in die Erde versunken waren, so daß von allen diesen Wunderwerken auch nicht eine Spur mehr übrig blieb. Vier mitleidige Matrosen boten sogleich dem reichen Zwerge ihre Dienste an und trugen auf breiten Schultern den schweren goldenen Schatz nach dem Strande; das leichtere Kästchen aber hatte der kleine Gelehrte selbst unter den Arm genommen und watschelte keuchend dicht hinter den Trägern nach der Felsbucht, wo das Schiff unbeschadet vor Anker lag.

Ein frischer Wind vom Lande wehte günstig in die schwellenden Segel und man hatte die grünen Vorgebirge bereits aus den Augen verloren, als der Kapitän seinen winzigen Passagier freundschaftlich bei der Hand nahm und ihn vertraulich fragte: „Ob man wohl wissen dürfte, für welchen europäischen Potentaten das Kästchen denn eigentlich bestimmt wäre?“ Da schlug sich das Männchen vor die breite Stirn und sagte mißmuthig: „Ich fürchte, ich fürchte, — ich habe mich in einen bösen Handel eingelassen; denkt Euch nur, es ist auf dem Teufelskästchen weder eine Aufschrift zu lesen, noch ein Brief daran gehängt, der mir anzeigte, wo ich das Ding abzugeben habe.“ — „Ihr seid zu bedauern!“ sagte der Kapitän und strich sich, froh und über seine Klugheit selbst zufrieden, das Kinn. „So geht's Euch Gelehrten,“ fuhr er fort; „Ihr steckt in Euren Stuben, spintisirt es aus, an welcher Krankheit eine ägyptische Mumie gestorben sei, oder was der grausame Kaiser Nero gedacht haben mag, als er den schönen Alcibiades zum Tode verurtheilte, und wißt dergleichen theoretisches Zeug Euch perfekt an den Fingern herzuzählen; aber in

der wirklichen Welt? ja da heißt es praktisch sein, gesunden Menschenverstand haben; doch davon versteht ihr so wenig, als ich ven Musik!" Bei diesen Worten ging er an das Steuer, Befehle zu geben, und verdutzt und melancholisch blieb der Zwerg stehen, der, weil er eben in Sorge und Noth war, den Gemeinplatz des Kapitäns nicht so seicht fand, als vielleicht der ruhige Leser. Im Gegentheil — er nahm sich die Sache sehr zu Herzen, konnte vor Angst weder essen, noch trinken, noch schlafen, und wäre, aus Furcht zu sterben, vielleicht gar gestorben, wenn ihn nicht diese Furcht vor dem Tode glücklicher Weise vom Tode gerettet hätte.

In einer Nacht nämlich, als er den tröstenden Schlaf vergebens herbei wünschte, als er mit offenen Augen furchtbare Dinge von seinem nahen Tode träumte, sprang er endlich hastig auf, holte das Kästlein unter seinem Kopfkissen hervor, nahm sein Mikroskop und betrachtete das Corpus delicti von allen Seiten, um mit Hilfe des Glases die gewünschte Adresse zu finden, die er mit unbewaffneten Augen schon so oft vergeblich gesucht hatte. Aber eine doppelte Schwermuth befiel ihn, erstlich, weil er mit aller ersinnlichen Mühe nichts gefunden, und zweitens, weil er sich auf den Einfall, mit dem Mikroskop zu suchen, nicht wenig eingebildet hatte. Dennoch glaubte er auf der Mitte des Deckels ein kleines Silberpünktchen gewahr zu werden, welches das Glas nicht größer, als ein glänzendes Sonnenstäubchen sehen ließ. Für ein solches hielt er es auch und wollte, weil er, wider die Gewohnheit seiner Landsleute, die Reinlichkeit sehr liebte, es wegwischen. Allein kaum berührte er diese geheime Feder, als eine tiefe Baßstimme laut und vernehmlich aus dem Kasten heraus rief: „An den P. P. Bauer John Smith in dem letzten nördlichen Hause des Königreichs Schottland, zum Lohne für den im Storchenneste gefundenen Knaben eigenhändig zu übergeben!" — Der Zwerg wollte seinen eigenen Ohren nicht trauen, drückte noch ein Mal an die Feder, allein das Uhrwerk war vermuthlich abgelaufen, der Kasten schwieg mäuschenstill. Da holte der vorsichtige Kleine seine Brieftasche hervor, schrieb sich die Adresse genau auf und bewahrte sie eben so sorgfältig, aber glücklicher Weise unter minder schwierigen Umständen, als Camoens das Manuscript seiner Luisiade. Um aber den Kapitän zu ärgern, nahm er weißen Farbestoff, schrieb damit zierlich auf das Kästchen: An den kühnen, kleinen Gelehrten Don Maria de Colibrados und versicherte, herrliche Schätze darin gefunden zu haben, die er aber, so gern er es auch wollte, nicht zeigen dürfe.

Das Schiff vollendete nun, wie es der Alte prophezeit hatte, glücklich seine Reise und lief nach dreißig Monden, reich beladen, in den Hafen von Lissabon ein, zu großer Freude sämmtlicher Theilhaber, besonders aber der melancholischen, die sich nun, nachdem sie ihre Waaren in Sicherheit gebracht hatten, mit dem größten Vergnügen über ihre unnütze Angst auslachen ließen.

Während der ganzen Reise fiel nichts Bemerkenswerthes vor, außer demjenigen vielleicht, was wir so eben erzählt haben, und überdieß noch zwei andere Kleinigkeiten, die wir berichten wollen. Die erste ist: daß in den langen Nächten der Zwerg oft Stunden lang in seiner Hangematte lag und nicht einschlafen konnte, und daß er sich in solchen trübseligen Momenten gar oft das schöne Automat zurück wünschte, woraus der Vernünftige lernen kann, zu welcher Genügsamkeit es der Mensch bringen kann, wenn ein heilsames Mißgeschick ihn in die Schule der Entbehrung nimmt. Die zweite Kleinigkeit ist diese: daß sich Don Maria in Indien eine gälische Grammatik kaufte und auf der Rückreise diese Sprache studirte, um mit dem Bauer John schottisch sprechen zu können; ein Umstand, der für die Geschichte von den wichtigsten Folgen sein wird.

Zwei volle Monate brauchte nun der gelehrte Colibrados, um verschiedene Geschäfte in seinem Vaterlande in Ordnung zu bringen. Er mußte nämlich seine Goldstange ausprägen lassen, sich dafür Paläste und Rittergüter kaufen, hie und da einige arme Verwandte beschenken, und weil er zum Mitgliede verschiedener gelehrter Gesellschaften gewählt wurde, seine Antrittsreden in den Hörsälen halten und dem innern Ausschuß dieser Akademien große Gastereien geben.

Als er alle diese verdrießlichen Geschäfte vollendet hatte, ließ er einen bequemen Reisewagen vor die Thür kommen und fuhr mit einem großem Gefolge aus seiner Vaterstadt, indem er nicht vergessen hatte, das Kästchen wohl zu bewahren, und mehr Empfehlungsbriefe bei sich hatte, als Tage im Jahre sind. Es ging gerade auf Madrid los, und da der Ruf seines seltenen Werthes ihm schon voraus geeilt war, so hätte er nicht einmal die Empfehlungsbriefe nöthig gehabt, um von dem König von Kastilien zur Würde eines Granden von Spanien erhoben zu werden. Als man ihm die Kette des goldenen Vließes umhing, bemerkte der Verfasser, daß er die Arbeit daran sehr theuer bezahlt habe, und machte während dieser Gedanken ein so albernes Gesicht, daß er selbst gleichsam wie das Lamm aussah, dem man das Fell über die Ohren gezogen hatte. „Das soll der letzte dumme Streich sein, den ich gemacht habe!" sagte er zu seinem Kammerdiener, der ihn des Abends auskleiden half und mit großer Bewunderung die Ordenskette in der Hand hielt. „Morgen reisen wir ab und zwar incognito, daß sich Keiner von Euch untersteht, mich auf der Reise Excellenz zu nennen; ich kann mein Geld besser brauchen."

Wie gesagt, so gethan. Den andern Morgen reiste er in aller Stille von Madrid ab und über Frankreich und England nach Schottland, ohne daß ihm auf der ganzen Reise auch nur das Geringste von Bedeutung begegnet wäre, indem er überall nur die gute Gesellschaft sah.

Also ohne irgend ein Abenteuer zu bestehen, gelangte er endlich an die nördliche, äußerste Spitze von Schottland. Eine Reihe hoher Granitfelsen schützet dort das Land gegen die Angriffe der stets vom Nordwinde aufgereizten Meeresfluth; der höchste dieser Felsen streckt seinen vor Alter gebogenen Rücken weit über die See hin, und auf dem Gipfel desselben stand ein reinliches Häuschen, welches man dem kleinen Herrn mit allem Rechte als das nördlichste des Königreichs beschrieben hatte.

Er ließ den Wagen unten halten, stieg mit Mühe einen in Felsen gehauenen Weg hinauf, klopfte an die Hausthür und ein junges, rosenwangiges Mägdlein, kaum 17 Jahre alt, öffnete und trat einige Schritte scheu zurück, als sie den ganz in Goldstoff gekleideten Zwerg, mit dem schwarzen Kästchen unter dem Arm, erblickte.

„Wohnt hier der P. P. Bauer John Smith?" fragte der Verfasser auf gut gälisch, und: „So heißt mein Vater!" antwortete das schöne Mädchen, nachdem sie tief Athem geholt und sich dadurch etwas von ihrem Schrecken erholt hatte, welches Athemholen aber das eitle Männchen, das sich einbildete, die Weiber von A bis Z zu kennen, für ein sehr gutes Omen nahm. „Fürchte Dich nicht, Ebenbild der schaumentstandenen Göttin," ich bin ein ehrlicher, reicher Mann und wünschte, Deinen Vater zu sprechen."

„Der ist in die Stadt gegangen, um seine Fische zu verkaufen," antwortete die Schöne; „aber wenn Ihr in einer Stunde wieder vorfragen wollt: so werdet Ihr ihn gewiß zu Hause treffen."

„Also ein Fischer?" sagte der Gelehrte. „Willst Du mir nicht erlauben, vierte der Grazien, ihn drin im Hause zu erwarten, der Nebel hier im Freien greift mir die Brust an!" Und als das Mädchen meinte, daß es sich nicht zieme, einen fremden Mann in Abwesenheit ihres Vaters zu beherbergen, lachte der Zwerg vor Freude laut auf und versicherte bei ihren schönen Augen, daß er keines Weges zu den gefährlichen Männern gehöre; meinte aber in seinem Sinne, eben durch diese Bescheidenheit recht gefährlich zu werden; doch die Schöne sah, daß der Mann Recht halte und führte ihn ohne weitere Umstände ins Haus. Hier entspann sich zwischen Beiden ein Gespräch, worin der galante Zwerg nicht versäumte, die schöne Jungfrau mit allen Göttinnen, Halbgöttinnen und Nymphen zu vergleichen, die sich in der heidnischen Geschichte nur irgend einen Ruhm erworben, da aber das Mädchen von der Mythologie nichts verstand und ganz gleichgiltig bei seinen schönen Phrasen blieb: so erklärte er sie in seiner Seele für kalt und unempfindlich, und meinte, es wäre doch Schade, daß er immer mit Automaten zusammen träfe. Er mußte sich nun bequemen, von gleichgiltigen Dingen zu reden und erfuhr unter Andern, daß die Mutter des Mädchens schon seit 10 Jahren begraben und sie nun die einzige Stütze ihres armen Vaters sei, besonders seitdem ihr Milchbruder, eine arme Waise, die der Vater aus Mitleiden ins Haus genommen habe, vor 12 Monaten, 45 Wochen, 6 Tagen, weniger 5 Minuten auf und davon gegangen wäre.

Die letzte chronologische Genauigkeit befremdete den kleinen Gelehrten und er unterließ nicht, seine schöne Wirthin ihres vortrefflichen Gedächtnisses wegen zu loben, indem er ihr anrieth, Geschichte zu studiren, da es in dieser Wissenschaft hauptsächlich auf ein gutes Memorium ankomme. Doch das Mädchen meinte, daß sie sonst eben keine ausgezeichnete Erinnerungskraft besäße, daß es doch aber ganz natürlich wäre, die Minute zu wissen, in welcher ihr Liebhaber sie verlassen habe. — „Dein Liebhaber?" rief der verwunderte Zwerg aus; „wahrhaftig, ich glaubte Dich nicht fähig zu lieben." — „Wie kommt Ihr mir vor!" erwiederte das muntere Mädchen. — „Ich werde auf Pfingsten 17 Jahr; ich liebe schon seit länger als 10 Jahren und seit 2 Jahren weiß ich's, daß ich liebe, und recht herzlich."

„Wenn dem so ist," entgegnete Jener, „wie ich's für einen Moment annehmen will: so möcht' ich Dich fast fragen, wie Du, qua verliebtes Wesen, in Abwesenheit der liebsten

Hälfte Deines Selbst, es über Dein fein fühlendes Herz zu vermögen im Stande bist: so sehr durch —"

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen," fiel die Schöne ein; „ich war auch, seit der Zeit mein Liebstes in der Welt mich verlassen hat, eben nicht sehr munter; aber heute ist ein großer Festtag für mich; denn als mein Kaly mich beim Abschiede das erste Mal in seine Arme schloß und dann zu Pferde stieg, rief er mir noch vom fliehenden Rosse zurückgewendet zu: Sind sieben Mal sieben Wochen zwei Mal verstrichen: so bekommt meine Braut Nachricht von mir; nun werdet Ihr wissen, daß sieben Mal sieben Wochen zwei Mal genommen 686 Tage oder 12 Monate, 45 Wochen und 6 Tage sind. So lange ist es her, daß mein Bräutigam fort ist, und es kann nicht zwei Minuten mehr dauern: so muß ich von ihm Nachricht haben; denn pünktlich sein Wort zu halten hat er nie in seinem Leben —" Sie wollte eben das Wort verfehlt aussprechen, als ein bräunlicher Mann von einigen und vierzig Jahren, mit einem leeren Fischernetz auf den Schultern, in die Stube trat, auf welchen sie freudig los sprang und ihn mit der Frage: ob er ihr Nachricht von ihrem Kaly bringe, herzlich umarmte.

„Du wirst noch über Deine Rechnerei den Verstand verlieren, närrische Dirne!" erwiederte der Fischer. „Wer weiß, wo den Wildfang der Wind hingeführt hat; à propos," fuhr er fort und holte aus seiner Tasche eine Wurst hervor, „Musje David, des Schlächters ältester Sohn, läßt Dich fein höflich grüßen und schickt Dir hier Etwas zum neuen Jahr; er wird morgen selbst vorfragen, denn er muß hier vorbei, wenn er nach Loch Katrine geht, Schweine zu kaufen."

Während dieser Rede war das Mädchen in einen Winkel geschlichen und saß da und weinte bitterliche Thränen, und als der Fischer ärgerlich auf sie los ging, trat der kleine Grande zwischen Beide und redete den grausamen Vater, der sich höchlich über den goldenen Zwerg verwunderte, also an: „Allem Vermuthen nach seid Ihr der P. P. Bauer John Smith." — „Ja," antwortete dieser, „der bin ich! Was steht zu Befehl?" — „Das werde ich Euch gleich sagen," sprach der Verfasser, „wenn Ihr mir erst werdet bewiesen haben, daß Ihr ein Bauer seid: denn bis jetzt bin ich gezwungen, Euch für einen Fischer zu halten." — „Ich bin kein Bauer," erwiederte der Fischer, „allein ich werde in der Gegend der Bauer Smith genannt, weil ich hier am Strande dieß hölzerne Haus und zwar mit eigenen Händen, ohne die geringste fremde Hilfe, erbaut habe." — „So führt Ihr einen großen Titel," sprach lächelnd der Zwerg, „Bauer, Fischer und Schmidt, und ich weiß nun, worauf sich das P. P. in Eurer Adresse bezieht." Und mit diesen Worten überreichte er ihm das schwarze Kästchen eigenhändig, wie es die Baßstimme befohlen hatte. Der Fischer wollte wissen, von wem dieß Geschenk komme; der Zwerg aber entschuldigte sich sehr höflich, daß er dieß nicht zu sagen wisse, erzählte aber seinem Wirthe eine Geschichte, die wir nothwendiger Weise dem Leser auch berichten müßten, wenn es nicht zum Glück dieselbe wäre, die er auf den umgeschlagenen Blättern so eben gelesen hat.

Als der Zwerg seine Erzählung vollendet hatte, weinte das rosige Mädchen noch immer, aber Thränen der Freude, denn sie hatte reichlich in der Beschreibung des schönen Jünglings ihren Kaly erkannt, und auch den blauen Alten wußte sie zu deuten, obgleich ihr Vater nie etwas von dem Letztern gehört hatte, und auch nicht im Geringsten vermuthete, daß die Schatulle von seinem Pflegesohn käme.

„Wir müssen doch zusehen, was in dem Dinge ist!" fing er endlich an. Aber alle Mühe war vergebens, das Kästchen ging nicht auf; man wollte eben zum Brecheisen seine Zuflucht nehmen, als die schlaue Liebende freudig ausrief: „Da liegt ja ein Schlüssel unter dem Tische, vielleicht paßt der." Dieses goldene Schlüsselchen hatte ihr beim Abschiede der Jüngling zum Andenken gelassen und sie es seit der Zeit nie von ihrem Busen; aber jetzt lag es unter der Tafel, und unbefangen und gleichsam verwundert holte sie es hervor. Der Zwerg, der nicht umhin konnte, zu sehen, wie sie es unter den Tisch geworfen, war so artig, es nicht bemerken zu wollen, und sagte nur bedeutend lächelnd, als der Schlüssel paßte und das Kästchen aufging, einen Witz, welcher nicht der Mühe werth ist, wiederholt zu werden. Das Erste, was man in dem zierlichen Behältnisse erblickte, war ein Blatt, das auf einem weißen Gewande lag und worauf stand: Für meine Braut, die ich, wenn sieben Mal sieben Wochen zwei Mal verstrichen sind, heim hole, unterzeichnet: Kaly. Als die Schöne dieß gelesen, fiel sie auf ihre Kniee, dankte mit einem frohen Blicke dem Himmel, und im Taumel der Entzückung umarmte sie in dieser Stellung den nebenstehenden Zwerg, der vor Freude über dieses unerwartete Glück in eine tiefe Ohnmacht sank, woraus ihn aber der Fischer bald erweckte, indem er ihm einen Kübel voll Wasser mit allen kleinen Fischen, die darin zum Mittagsmahl aufbewahrt wurden, über den Kopf goß.

Nach dieser sentimentalen Episode schritt man zu weiterer Untersuchung des Kästchens und fand unter dem Titel: Brautstaat, einen vollständigen Frauenanzug. Es fehlte nicht das Geringste, und vom Oberkleide an, das von den herrlichsten Spitzen gearbeitet war, bis zu den gestickten Strumpfbändern herab, lag Alles sauber geordnet da, Ohrringe, Hals- und Armbänder von Diamanten waren nicht vergessen; aber was am meisten auffiel und die arme Braut selbst erschreckte, war eine Königskrone von Edelsteinen, die ihr tausenfarbig in die verschämten Augen blitzte.

Nun kam die Reihe an den Fischer. Sein Geschenk bestand in einem ledernen Beutel, auf dessen Etikette stand: An meinen Pflegevater, Kostgeld für 19 Jahre, und in demselben fand man lauter kleine, goldene Fische mit diamantnen Augen, wohl tausend an Zahl. Damit war der Kasten aber noch nicht leer. Unter dem Beutel lag ein Brief an den P. P. Bauer John Smith; unter dem Briefe ein Manuscript mit der Aufschrift: Geschichte des schottischen Landmanns Edwin und des Storchs, und unter diesem ein großer Stoß Papiere unter den Titel: Beschreibung einiger nützlichen Maschinen; darauf kam der Boden des Kastens.

Als man sich jetzt genugsam gewundert hatte; der Bauer Smith über die goldenen Fische, und seine schöne Tochter über die Königskrone, indem sie verschämt schwieg; der Vater aber gar nicht aufhören konnte, den braven Jungen, den dankbaren Kaly, zu loben, meinte der gelehrte Colibrados, daß der Bauer den Brief erbrechen und lesen sollte, was ihm sein Pflegesohn schreibe; und da der Fischer diesen Rath sehr vernünftig fand, löste er das Siegel, sah in das Schreiben und reichte es dann seiner Tochter, indem er ihr sagte: „Da lies mir das Zeug vor, Du hast ja dergleichen gelernt." Diese aber hatte nicht sobald die schönen Augen auf das Blatt geheftet, als sie seufzend erklärte, daß dieß nicht die Hand ihres geliebten Freundes wäre; dennoch aber fing sie an, folgender Maßen zu lesen:

„Wir, durch die Weisheit und Gnade Gottes, König der Könige, Beherrscher des Kernes der Welt und ohne unsere anderen Provinzen zu nennen, Fürst unserer weisen Republiken Ga, Ri, Lo, Fa und Ru, thun dem Fischer und Bauer John Smith Folgendes kund und zu wissen: Für die treue Pflege, so er einem uns theuern Freunde, dem Jüngling Kaly, hat angedeihen lassen, mag er sich des guten Fischfangs in dem ledernen Beutel erfreuen, und hoffen, daß wir alle sieben Jahre ihm einen solchen kleinen Nothpfennig bis ans Ende seines Lebens werden zukommen lassen. Dagegen heischen wir aber, daß er das Haus, welches er jetzt bewohnt, nicht eher verlasse, als bis sieben Mal sieben Wochen zwei Mal verstrichen sein werden. An dem letzten Tage dieser bestimmten Zeit soll seine Tochter am frühen Morgen ihren schönen Leib in der See baden, darauf den übersendeten Brautschmuck anlegen, die Königskrone auf ihr Haupt setzen und in Demuth ihr Schicksal und ihre Prüfung, vielleicht ihr Glück erwarten. David, des Schlächters Sohn, soll aber nie wieder in ihrer Gegenwart genannt werden. — Die Geschichte des schottischen Landmanns Edwin und des Storches mag Euch, jedoch steht solches in Eurem freien Belieben, die langen Abendstunden verkürzen. — Was aber die andern versiegelten Schriften, unter der Aufschrift: Beschreibung einiger nützlichen Maschinen, betrifft: so verbieten wir Euch bei unserm königlichen Zorne, sie zu lesen oder auch nur zu erbrechen. Ihr werdet sie in das Kästchen verschließen und solches vom Meere 40 Ruthen weit, 40 Schuhe tief heimlich vergraben, auf daß dieses Saatkorn zu seiner Zeit herrliche Früchte trage. — Bedenkt, daß der Arm des Königs der Könige weit reicht, und thut, wie ich Euch geboten. Worauf wir Euch in die Gnade des Himmels empfehlen wollen. Gegeben zu Ga in unserm königlichen Palaste an den Ufern des Glutstroms, im Jahre der Weisheit 18507 und der Besiegung der Schlange des 19ten."

Der Name des Fürsten war so undeutlich geschrieben, das ihn weder das Mädchen, noch der Zwerg zu entziffern vermochten.

Ehrfurchtsvoll und mit gefalteten Händen hatte der Fischer das königliche Mandat angehört, welches ihm seine Tochter mit möglichst pathetischer Stimme vorgelesen hatte; besonders wurde die Stelle, wo von dem Schlächtersohne die Rede war, ungemein diktatorisch vorgetragen, so daß Smith den Himmel zum Zeugen nahm und sich höchlich verschwor, Alles genau zu halten und zu vollführen, was ihm der gnädige Fürst verboten habe. — Vater und Tochter umarmten sich herzlich und der gutmüthige Verfasser war eben in süßen Betrachtungen über die Kindesliebe vertieft, als sich ein neuer Streit unter den friedlichen Seelen erhob.

Das neugierige Mädchen nämlich stand vor dem Kästchen und blätterte ein wenig in der Geschichte des schottischen Landmanns und des Storches, als ihr der strenge Bauer die Rolle aus den Händen nahm und sie fragte: „Wie oft er es ihr noch verbieten solle, Romane zu lesen?“ Alle Ausflüchte halfen nichts; zum Beispiel, daß dieß eine wahre Geschichte und kein Roman sei; oder daß ihr Bräutigam selbst ihr die Schrift zur Zeitverkürzung geschickt hätte, oder sonst dergleichen. Der eigensinnige Bauer holte aus, warf, und sicher wäre die kostbare Rolle ins Feuer geflogen, wenn der kleine Grande, der am Kamine stand, solche nicht glücklicher Weise, gleichsam aus gelehrtem Instinkte, aufgefangen hätte. „Die Schrift ist mein!“ rief jetzt freudig der kleine Gelehrte, indem er diese Pergamentrolle gleich einem Feldherrnstabe bewegte; „die kostbare Handschrift ist mein, das will ich aus ein und zwanzig Rechtsgründen demonstriren. Erstlich habe ich sie aus unvermeidlichen Flammentode errettet; zweitens sagen die Pandekten“ . . . — „Ich schenke Euch Eure Beweise,“ unterbrach ihn der Fischer, „und den Roman obendrein; derlei leidige Liebesgeschichten sind nichts, als höllische Reusen, worin der Satan die Unschuld fängt.“ Die schöne Jungfrau vertheidigte nun Dichtkunst und Liebe, berief sich auf das königliche Mandat, und hemmte nur dann erst den Fluß ihrer begeisterten Rede, als Don Maria ihr durch einen heimlichen Wink versprach, daß sie die Geschichte Edwins noch vor seiner Abreise lesen sollte.

Der frühe Winderabend vergoldete indessen die Landschaft, und schon fing es an, dunkel im Zimmer zu werden, als man Anstalt zum ungewöhnlich späten Mittagsmahle machte. Der Zwerg wurde gastlich gebeten, die Nacht in der Hütte zu verbringen, indem der Weg nach dem nächsten Weiler sehr gefährlich, der Dunkelheit, der Wölfe und der Spitzbuben halber, wäre, welches Anerbieten auch der furchtsame Kleine freudig annahm.

Man ging früh zu Bette. Der Bauer schlief und träumte von seinen goldenen Fischen; der kleine Gelehrte schlief und träumte gar nicht, und die Schöne saß in ihrem Kämmerlein und las mit großem Vergnügen die Geschichte Edwin's und des Storches.

Am frühen Morgen beurlaubte sich der Zwerg, dem es in dem rauhen Klima gar nicht behagen wollte, und erhielt, nachdem er versprochen hatte, nicht wieder in Ohnmacht zu fallen, von den Rosenlippen der Jungfrau einen Abschiedskuß. Der Bauer begleitete ihn bis an den Wagen, drang ihm einen goldnen Fisch zum Andenken auf und ging, weil es noch früh am Morgen und kein Mensch in der Gegend wach war, nach dem Strande, um die Schriften und das Kästchen, wie es ihm befohlen war, heimlicher Weise zu vergraben.

Ohne irgend ein glückliches oder unglückliches Ereigniß gelangte Don Maria nach langer, langweiliger Reise in Lissabon an, schloß sich vier Monate lang in sein Studirzimmer ein, ohne daselbst eine menschliche Seele vor sich zu lassen, übersetzte in dieser Zeit mit Hülfe seiner Grammatik die Geschichte Edwin's aus dem Gaelischen in's Portugiesische, und nachdem er sie dem Könige selbst in einem glänzenden Abendzirkel vorgelesen hatte, schenkte er das Manuskript in die berühmte Bibliothek des spanischen Herzogs Levojamas.

Mit diesen Worten beschließt der gelehrte Don Maria de Colibrades, Grande von Spanien und Ritter des goldenen Vließes, seine Reisegeschichte, in welche ein großer, irdener Topf voll Mallagatrauben eingeschnürt war, den sich ein deutscher Diplomat im Jahre 1790 von Madrid verschrieben hatte. Sein Hauslehrer, der deutsche Uebersetzer dieser wunderbaren Begebenheiten war so glücklich, durch solches Makulaturfatum diesen alterthümlichen Schatz für Kunst und Wissenschaft zu entdecken. Seine antiquarische Leidenschaft steigerte sich bei jeder Zeile, die er las. Er mußte zu der Geschichte Edwin's kommen, es koste, was es wolle! außer Geld: denn das hatte er nicht, und baare Unterstützung für seine gelehrten Zwecke fand er eben so wenig. Dennoch korrespondirte er — das Porto nämlich war damals fast so wohlfeil, als es jetzt unerschwinglich ist — zehen ganzer Jahre lang nach dem fernen Madrid. Aber vergebens! Endlich, als ein unermüdlicher Handlanger der Kunst, überwältigte er die falsche Scham, schnürte sein Bündel, und kam fechtend, nämlich ohne Schwert, wie die Handwerksburschen, nach Hispaniens berühmter Hauptstadt. Die Reise dauerte länger, denn zwei, die Nachsuchungen in der Bibliothek des Herzogs Levojamas drei, und in andern viele andere Jahre. Alles umsonst! Er durchreiste ganz Spanien, hatte komische Schicksale, aus welchen er eine Tragödie machen wird, und ward endlich vor einigen Jahren Soldat in der Glaubensarmee. Hier war es nun, wo er wieder sein altes Makulaturglück fand. Er wurde nämlich in ein Kloster zum Patronendrehen kommandirt; und man denke sich sein Erstaunen, als ihm bei dieser Gelegenheit die langersehnte Geschichte Edwin's in die Hände fiel. Statt Patronen zu wickeln, las er, empfing dafür freudig die gebührende Züchtigung, rettete aber die kostbare Makulaturgeschichte, die er hiermit dem deutschen Leser in einer getreuen Uebersetzung ehrfurchtsvoll darreicht.

Geschichte des schottischen Landmanns Edwin und des Storches.

Ich heiße Edwin und bin der einzige Sohn eines bemittelten Landmanns, der in der nördlichen Gegend von Schottland ein kleines Grundeigenthum besaß, welches ihn und seine Gattin reichlich genug ernährte, um bei mäßiger Arbeit nie Mangel zu leiden. Als ich fünf Jahr alt war, starb meine Mutter in der Blühte ihrer Jahre, eh' sie noch einer Tochter das Leben geschenkt hatte, die mit ihr begraben wurde, und in kurzer Zeit verschied auch mein Vater und wurde auf freiem Felde verscharrt, weil man in unserm Weiler behauptete, er habe sich aus Gram ein heimliches Leid angethan.

Drei weitläufige Verwandte prozessirten nun um die Ehre, mein Vormund zu werden, und die Prozeßkosten betrugen in kurzer Zeit so viel, daß sich die Gerichte genöthigt sahen, mein kleines Gütchen für Rechnung ihrer Sportelkasse an den Meistbietenden zu veräußern und die drei streitenden Theile dergestalt zu kondemniren, daß der eine für meine Wohnung, der Andere für meine Kleidung und der Dritte für meine Ernährung sorgen mußte, welchem gerichtlichen Befehle die drei Verwandten auch dergestalt nachlebten, daß es mir bei dem Ersten nie an einem frischen Bunde Stroh monatlich fehlte; bei dem Andern nur selten an Gerstenbrod und Wasser gebrach, und auch der Dritte es nimmer versäumte, mir am Neujahrstage seine abgetragene Jacke und seine eigene alte, hirschlederne Fußbedeckung zu schenken. — Schimpfworte und Prügel bekam ich aber von allen Dreien, so oft ich mich nur sehen ließ. Eine solche unwürdige Behandlung hätte den Keim des Bösen, der in allen Erdgebornen liegt, leichtlich in mir entwickeln und mich zu einem unglücklichen Bösewichte reifen können, wenn die allgütige Natur nicht so unendlich liebreich für mich armen Verlassenen gesorgt hätte. Unverschuldetes Leid, Erniedrigung und Schmach lenkten mein weiches Herz zu stiller Demuth und sanfter Liebe. Ein zartes Kind noch wälzte ich Steine aus dem Fahrwege, pflückte nie eine unreife Frucht und theilte öfters das Abendbrod mit meinen Schlafgenossen, den Ziegen, die mir ganz vorzüglich zugethan waren.

Ich war nun neun Jahr alt, als man mich auf Fürsprache einiger mitleidiger Weiber zum Ziegenhirten erwählte, wodurch mir mein armseliges Leben um etwas erleichtert wurde. Aber ich hatte saure Arbeit, mit den Thieren auf den Felsen umher zu klettern, die eben nicht sehr ergiebig an nährendem Grase waren. Kam irgend einmal eine Ziege dem Pferdehirten oder Rindviehhüter in's Gehege, so wurde das arme Thier mißhandelt und ich ausgescholten und verklagt. Daher geschah es, daß ich mich am Ende genöthigt sahe, meine Heerde wohl zwei Stunden weit vom Weiler wegzutreiben, und ein glücklicher Zufall ließ mich hier ein heimliches Thälchen finden, das mit den herrlichsten Kräutern dicht bedeckt und den Dorfbewohnern ganz unbekannt war. Auch hütete ich mich wohl, mein schönes Geheimniß zu verrathen, obgleich sich Jedermann verwunderte, wie herrlich die Heerde unter meinen Händen gedieh.

Das Thal war mit mäßig hohen Felsen rings umgeben; auf dem höchsten derselben stand ein alter, verfallener Thurm, und außer dem fetten Grase, welches der Boden erzeugte, war die Landschaft rauh und öde.

Eines Morgens, als ich auf einem Steine saß und mein Frühstück verzehrte, ward ich mit einem Male mitten unter meinen Ziegen zwei schöne Stiere gewahr, die ruhig im Grase lagen und wiederkäueten; ich wollte eben näher hinzugehen und nachsehen, ob sie aus unserm Weiler wären, als ein bejahrter Mann, ganz in Grau gekleidet, vor mir stand und mich fragte, wer mir erlaubt hätte, auf seiner Wiese zu weiden? und als ich mich entschuldigte und versicherte, daß ich nicht gewußt hätte, daß diese Weide fremdes Eigenthum sei, nahm er mich lächelnd bei der Hand und sprach; „Sei gutes Muthes, liebes Kind; ich weiß, daß Dir's nicht zum Besten geht, aber Du bist zu Deinem Glücke hierher gekommen. Wenn Du willst,“ fuhr er fort, „so bleibe bei mir, ich bin alt und brauche eines Sohnes Hilfe; Du aber sollst in mir einen liebenden Vater finden.“

Die Stimme des Greises war so rührend und eine gütige Behandlung mir so fremd, daß ich vor ihm niedersank und seine Hände mit Thränen des Dankes benetzte. Ich trieb auf seinen Rath meine Heerde wieder zurück, und noch in derselben Nacht nahm ich Abschied von meinem Geburtsort und schlich, halb beklommen, halb freudigen Herzens, zu meines neuen Vaters Wohnung, welche das verfallene Felsschloß war.

Ein friedlich stilles Glück hatte seinen Sitz in den Trümmern des ehemaligen Kriegsgebäudes aufgeschlagen; in den Wandschränken, wo sonst Schilde und Helme, Lanzen und Schwerter

verwahet wurden, standen nun in langen Reihen Werke der Kunst und Wissenschaft, Früchte entschwundener Jahrhunderte; wo der Wächter sonst dem erschreckten Bewohner den nahenden Feind verkündigte, auf der Warte, sah man Geräthe, den Lauf des wechselnden Mondes und der kreisenden Sterne zu beobachten. Mit inniger Wehmuth denke ich jetzt an diesen rührenden Anblick zurück, den mein kindischer Sinn damals nicht zu deuten vermochte.

Mein neuer Vater unterrichtete mich in mannigfachen Künsten und Wissenschaften, lehrte mich die Sprachen entfernter Völker, zeigte mir die Bahnen der nächtlich glänzenden Welten und weihete mich in die Liebe Gottes ein, die er den Gipfel aller Wissenschaft zu nennen pflegte. „Doch überhebe Dich nie!" pflegte er öfters zu sagen. „Wenn Dein Blick zum Himmel schweift und im unendlichen Aether den Vater findet, lenke ihn auch wieder herab zur Mutter, zur Alles ernährenden Erde und freue Dich ihrer in werkthätiger Liebe!" Ich wartete die Früchte des Gartens, bestellte den Acker, bildete Geist und Herz und war glücklich.

Sieben Mal hatte der Apfelbaum Blüthen getragen, und ich darf sagen, daß ich mit Jedem neuen Frühjahre die Welt um mich selbst inniger ergriffen hatte; da geschah es, daß ich in meinem siebenzehnten Jahre Zeuge eines Schauspiels wurde, welches, ohne daß ich es ahnen konnte, mein ganzes künftiges Leben bestimmte.

Ich bestellte nämlich an einem schönen Herbstmorgen unser Feld und ging ruhig hinter meinem Pfluge her, als meine beiden Stiere plötzlich ängstlich still standen und zu gleicher Zeit über meinem Haupte ein seltsames Geräusch erscholl. Ich sah auf, da erblickt' ich über mir in den Lüften einen Storch, der furchtsam vor einer geflügelten Schlange floh, die ihn unablässlich verfolgte, er wendete sich stets im Kreise herum, und so sehr ihm die mächtige Schlange überlegen schien, so fuhr sie doch stets scheu zurück, so oft ihr der Storch seinen langen Schnabel drohend entgegenstreckte.

Ich hatte dem sonderbaren Kampfe kaum eine Minute lang zugesehen, als ein mächtiger Stein dicht zu meinen Füßen so heftig zur Erde fiel, daß ich und meine Stiere ängstlich zur Seite sprangen. In demselben Augenblicke umwickelte die furchtbare Schlange den Storch und floh mit ihm gen Norden pfeilschnell davon.

Als ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte, hob ich den herab gefallenen Stein auf und erkannte ihn für einen gewöhnlichen Magnetstein, wie ich ihn selbst nicht selten in den Gebirgen gefunden hatte. Ein einfacher Ring von Stahl haftete an demselben, den ich nur mit äußerster Anstrengung von dem Magnete trennen konnte. Schnell lief ich nach Hause, um meinem Vater dieses Abenteuer zu erzählen; aber ich fand ihn weder in dem Garten, den er gewöhnlich um jene Zeit zu bestellen pflegte, noch in seiner Arbeitskammer, noch in irgend einem Gemache des Gebäudes. Mit beklommenem Herzen stieg ich endlich die schmalen, steinernen Treppen des Thurmes hinan; es war die Warte, der einzige Ort in unserer Wohnung, den ich noch nicht durchsucht hatte. Aber schon früher, eh' ich sie erreichte, fand ich ihn. Rechts in der Mauer nämlich wurde ich eine Pforte gewahr, die ich früher für eine Blende gehalten. Ein großer, behauener Stein, welcher die Thür bildete, war nicht geschlossen, sondern nur angelehnt. Schnell trat ich hinein; aber wie geblendet wankte ich zurück, als ich mich in einem erleuchteten Gewölbe befand, und meinen Vater vor einem schön in Stein gehauenen Altar knien sah, über welchem in Lebensgröße das Bild einer überirdisch schönen, weiblichen Gestalt hing, so sonderbar künstlich von farbigen Lampen umstrahlt, daß sie, von Schmelz und Glanz umflossen, in Aetherduft zu wallen schien. Wie lange ich fest am Boden gewurzelt stand und mit unverwandten, gierigen Blicken das schöne Bild in meine Seele sog, weiß ich nicht zu sagen; aber wonnetrunken stand ich noch da, als mein Vater, der mir bis jetzt den Rücken zugekehrt hatte, sich langsam empor hob und sich heftig entsetzte, als er mich hier ihm so nahe gewahr wurde; doch faßte er sich schnell, ergriff meine Hand, und nachdem er mich stillschweigend aus dem Gewölbe geführt und die mächtige Thür hinter sich verschlossen hatte, sprach er mit sanfter Stimme: „Vergiß, was Du dort geschaut, und wenn ich je Dir wohlgethan, so frage nie, was es bedeutet."

Nachdem ich mich nun wegen dieses Zufalls entschuldigt hatte, erzählte ich ihm, was mir so eben begegnet war; doch er schalt mich unvorsichtig, daß ich nur den Ring und nicht auch den Stein mitgebracht habe. „Wir können ihn noch holen," antwortete ich, „er liegt bei dem Pfluge, wo ich ihn hinwarf;" und mit diesem Worte kehrten wir Beide eilig nach dem Felde zurück.

Hundert Schritte ungefähr waren wir jetzt von dem Orte entfernt, wo mir dieß wunderbare Abenteuer begegnet war, da gelüstete es uns nicht, näher hin zu gehen, denn die furchtbare Schlange kroch klappernd auf dem Boden umher und schien den entfallenen Ring zu suchen; neben ihr stand der Storch zahm und geduldig. Wir wollten eben leise zurückschleichen, doch die Schlange, die uns in demselben Moment gewahr wurde, schoß wüthend auf meinen väterlichen Freund los. Wie aus Instinkt trat ich schützend vor ihn und streckte dem aufgereizten Thiere meine unbewaffneten Hände drohend entgegen; da fuhr sie zischend zurück, umschlang mit vielfachen Ringen den wehrlosen Storch und flog mit ihm auf und davon, schnurstracks gen Süden. Welche Freude ich empfand, meinen Vater gerettet zu haben, und wie er mir dankte, ist unbeschreiblich.

Nachdem wir uns für versichert hielten, daß die Schlange nicht wiederkehren würde, begannen wir den Stein zu suchen; aber alle Mühe war vergebens. Statt dessen aber, als ich auf dem Felde umher irrte, fand ich ein junges Störchlein, welches beide Beine gebrochen und an dem Halse eine tiefe Wunde hatte, an welcher man deutlich die Spuren spitziger Zähne bemerken konnte. Ich hob das zarte Thier auf, wusch den Schlangenbiß sauber mit Quellwasser aus, träufelte heilsame Kräutersäfte in die Wunde, verband die beschädigten Beine, nachdem ich die gebrochenen Röhren behutsam an einander gefügt hatte, und pflegte und wartete das arme Thierchen mit so glücklicher Sorgfalt, daß es, ehe noch ein Monat verging, völlig gesund ward und mich auf Tritt und Schritt, wie eine treue Taube, flatternd begleitete. Den Ring aber ließ ich nicht von meinem Finger, denn mein weiser Vater hatte ihn sogleich für einen Talisman erkannt, und meinte, daß er mir einst von großem Nutzen sein könne, obgleich er bescheiden gestand, nicht hinreichende Kenntnisse in der Magie zu besitzen, um die Tugenden dieses Zauberringes erforschen zu können.

Der rauhe Herbst und der strenge Winter waren unter mannichfachen Beschäftigungen und ernsten Studien vorüber gegangen, und obgleich ich das Gebot meines Vaters strenge befolgt und nie des Ereignisses im Thurme auch nur entfernt erwähnt hatte, so war mir doch das Bild jenes überirdischen Wesens nie aus der Seele gewichen; wachend und träumend umschwebte es mich, und in wehmüthig stiller Sehnsucht sah ich in jeder Welle des Baches, in jeder wallenden Wolke die himmlisch süße Gestalt. Jetzt in der neuen Frühlingssonne flossen die Quellen wieder und milde Strahlen lockten das junge Gras aus dem erwärmten Boden hervor, da baute ich meinem Storche auf dem höchsten Fichtenbaume in der Gegend ein bequemes Nest, in der Absicht, daß die wiederkehrende Mutter ihr todt geglaubtes Junges dort finden möchte; auch kam mancher Bewohner südlicher Lüfte geflattert, um den armen Menschen des Nordens den wiederkehrenden Lenz zu verkünden, doch keiner wollte sich zu meinem verlassenen Gefieder gesellen; das kleine Thier blieb einsam und ward mir doppelt lieb. Den ganzen Sommer über, auf dem Felde, bei meinen Büchern, ja wenn ich mitten in der Nacht auf der einsamen Warte die Bahnen der schweigenden Sterne maß, war mir das dankbare Thierchen stets ein treuer Begleiter, und schien sich zu grämen, wenn ich von Zeit zu Zeit nicht mit ihm tändelte, wie es gewohnt war.

Aber auch ich hatte mein Störchlein lieb gewonnen, daß es mich Thränen kostete, als ich es verlor: Mein liebes Federspiel ward mir weder von der grausamen Schlange, noch durch sonst irgend ein außerordentliches Ereigniß geraubt; es folgte seinem angebornen Instinkte, flog bei heran nahendem Herbste, nachdem es mich einmal über das andere gleichsam dankbar angeblickt hatte, nach glücklichern Zonen und kam nie wieder.

Ich hatte nun mein zwanzigstes Jahr erreicht und meinen Storch längst vergessen, als mich mein Vater eines Morgens vor sein Lager rief und mit schwacher, kranker Stimme also anredete: „Ich habe heute Nacht einen schweren Traum gehabt, der mir den Tod und Dir nahes Glück verheißt. — Sie ist nicht mehr, ich habe sie gesprochen. — Sobald ich geendet habe, zieh' unverzüglich nach Süden; erkämpfe dort, was mir geraubt wurde, und sei gesegnet. In jenem Schranke wirst Du einen Beutel mit Gold finden. — Nach Süden unverzüglich! Ununterbrochen! Der Himmel segne Dich!" Mit den letzten Worten war er verschieden. Ich benetzte seine kalten Hände mit Thränen, bestattete ihn zur Erde, und nachdem ich überall und lange, aber vergebens, mein geliebtes Bild gesucht hatte, gedachte ich des letzten Gebots meines väterlichen Freundes, und zog, wie von unsichtbarer Macht wunderbar gestärkt, von dannen. Ich lernte Länder und Völker kennen, hatte freudevolle und trübe Stunden, und übergehe jene kleinen Begebnisse, die ich, wie jeder andere Reisende, auf meiner Fahrt erlebte. Noch weniger will ich erzählen, wie erst mein junges Herz den Menschen mit Liebe entgegen kam; wie ich dann Gefahr lief, sie hassen zu müssen, und endlich die Menschheit lieben lernte. Ich will nur sagen, daß, trotz so mancher verführerischen Lockung, meine Brust vor Frauenliebe gestählt blieb, gestählt durch jenes wundervolle Bild, das wie aus fernen Wolken winkend, immer und immer vor meiner trunkenen Seele schwebte.

So stand es mit Geist und Herzen, als mir in Venedig das letzte Goldstück aus meinem Beutel ging, und die eiserne Nothwendigkeit mich zwang, an Erwerb zu denken. Auf einem Kriegsschiffe, welches die Republik gegen die ungläubigen Piraten der afrikanischen Küsten ausgerüstet hatte, wurde ein Arzt verlangt, und ich nahm diese Stelle, nachdem ich Proben meiner Geschicklichkeit abgelegt hatte, unter billigen Bedingungen an. Aber wir waren noch nicht vier und zwanzig Stunden in See, als unser Schiff von drei afrikanischen Schebecken genommen und die Mannschaft als Sklaven davon geführt wurde. Ich verstand die Sprache unserer Ueberwinder und wurde daher milder, als meine Unglücksgefährten behandelt.

Auf dem Markte zu Tunis ließ ich mich als Gärtner ausstellen, weil ich einen unwiderstehlichen Hang zu den Beschäftigungen meiner Kindheit fühlte, und ein reicher Gutsherr kaufte mich um einen hohen Preis, führte mich nach seinen Besitzungen, die tief im Lande lagen, und machte mich zum Oberaufseher seiner Gärten. Funfzig Sklaven standen unter meinen Befehlen; was ich anordnete, wuchs und gedieh und erwarb mir das Wohlwollen meines Herrn, an dessen sanfte Tugend ich noch jetzt mit dem tiefsten Mitleid zurück denke. Und so hätte ich in dieser stillen Beschränkung das Ende meiner Tage ruhig erwartet, wenn es das Schicksal nicht anders mit mir gewollt hätte.

Eines Abends nämlich, als ich in der Abendröthe den Garten durchwandelte und mich mit den süßen Blumendüften und dem goldenen Himmel erfreute, fand ich meinen Herrn mit gesenktem Haupte, laut weinend, im Grase sitzen; er war mir gut, liebte mit mir zu sprechen, und so nahm ich mir ein Herz und fragte, was ihn zu so heftigen Schmerzen bewege.

„Die schönste Blüthe meines Lebens hat der Sturm gebrochen!" rief er verzweiflungsvoll, rang die Hände und weinte fort. Ich sprach ihm Worte des Trostes ein, und erfuhr, daß die Aerzte seiner einzigen Tochter, einem Mädchen von siebenzehn Jahren, das Leben abgesprochen hatten.

„Euer treuer Knecht," erwiederte ich, „ist in der Heilkunde nicht unerfahren, und wenn Ihr mich würdiget, die Kranke zu sehn, wenn die Gesetze des Landes einem Jüngling erlauben" —

Er ließ mich nicht aussprechen, sprang schnell auf, ergriff mich krampfhaft bei der Hand und führte mich in das Krankenzimmer. — Dort hatte ich meine Noth mit den aufwartenden Weibern, die meiner großen Jugend halber mir alle Kenntnisse absprachen und es für unerhört und aller Sitte zuwider hielten, wenn ich bald der Kranken den Schleier aufhob und ihr mit forschendem Blicke in die Augen sahe, bald meine Hand auf ihre Stirn legte, um den Umlauf des Blutes zu erkunden; ja, mein Herr mußte ihnen sogar mit harten Strafen drohen, auf daß sie mir nur die Fragen beantworteten, die ich nothwendiger Weise machen mußte und auf die mir die schöne Kranke selbst keinen Bescheid geben konnte, indem das Fieber ihre Sinne verwirrt hatte und sie unzusammenhängend sprechen ließ.

Ich kam drei Tage und drei Nächte nicht von ihrem Lager. Vergebens! Hier scheiterte meine Kunst; was ich auch thun, welche kräftige Mittel ich auch zusammensetzen mochte, das Uebel wich nicht von der Stelle, und wenn ich auch den allzu freudigen Vater über die nahe Todesgefahr seines Kindes beruhigen konnte, so war ich doch in meiner Seele um so besorgter, da sich das brennende Fieber in eine schleichende Krankheit verwandelt hatte. — Die irdischen Hilfsquellen der Kunst waren erschöpft, da dachte ich der himmlischen Kräfte, die auf des Menschen Seele einwirken: der geheimnißreichen Sympathie; und es gelang. Ich gab den wachenden Frauen einen Schlaftrunk, kam ungehindert an das Bett der Kranken, weckte sie behutsam, versprach ihr Genesung, wenn sie mir folgen würde; und sie, mit thränenden Blicken des Danks, schwieg und erwartete geduldig ihr Schicksal. Da begann ich Zirkel durch Zirkel zu schlingen, folgte mit kreisenden Händen den Liniamenten, band die leidende Schöne in magischen Schlummer, und erfuhr, was mir die Wissenschaft nicht zu sagen vermochte. Nachdem ich mich während eines Monats nur Minuten lang aus ihrem Zimmer entfernt hatte, führte ich jetzt dem unbegrenzt glücklichen Vater die blühende Tochter in die Arme. —

Von nun an sah ich die schöne Leila oft; sie durfte jetzt den Garten besuchen; dort fiel es nicht auf, wenn sie mit mir sprach, und auch im Palaste wurde mir ihr Anblick gewährt, da ich meine Freiheit erhalten hatte und oft zur Tafel gezogen wurde.

So schön, so reizend sie aber auch war, so rührend auch ihr dunkler, brennender Blick mir Liebe um Liebe versprach; es stand ein anderes Bild vor meiner Seele und ich vermochte nicht, Empfindungen zu erwiedern, die ich unseliger Weise in dem jungfräulichen Busen des feurigsten Mädchens erweckt hatte.

„Du weichst mir aus," sprach sie eines Tages (sie saß auf einer Rasenbank und ich stand im Gespräch ehrerbietig vor ihr), „Du weichst mir aus, und zwingst mein schüchternes Herz, daß es hoch und höher schlägt und bebend erbangt! Oder zweifelst Du vielleicht? Verlangt Dein stolzer Sinn ein Wort zu hören, das dieses verwandelte Herz umsonst zu verbergen strebt? Nun so möge auch die Lippe dieß verkünden, daß ich Dich liebe, einzig, ewig und mehr als mich selbst! Du senkest Deine Augen, meine Sonne? Deine himmlisch Antlitz färbt ein verschämtes Roth? Sieh', und ich blicke Dich noch ein Mal fest an und wiederhole es: ich liebe Dich! Du bist die Jungfrau und ich bin der Jüngling, der um Dich wirbt; ja so ganz hat die Liebe mich verwandelt! O, daß es auch die Liebe wäre, die Dich Kühnen, Weisen, Schönen, wie ein schüchternes Mädchen verstummen läßt!" Sie sank vor mir nieder, ergriff meine Hand, drückte sie an ihre brennenden Lippen und zerfloß in Thränen.

„Schöne Leila," begann ich verwirrt, als sie mich jetzt mit feuchtem Blicke forschend anschaute, „so sehr ich auch Deine neidenswerthe Gunst —" „Nicht weiter," fiel sie rasch ein; „ich hab' es geahnet! O ich Unglückselige!" rief sie laut weinend, rang die Hände und floh. Ich wollte ihr folgen, aber ein furchtbar drohender Blick befahl mir, zu bleiben; ich stand wie festgewurzelt, und sie entschwand meinen Augen.

Die widersprechendsten Empfindungen wechselten seit jener Stunde in meinem Busen, und schneidende Gefühle durchkreuzten sich in meiner Seele; ich kämpfte einen schweren Kampf.

Vierzehn sorgenvolle Tage waren mir also vergangen, und da ich das unglückliche Mädchen seit dieser Zeit nicht wieder gesehn hatte: so dachte ich, daß sie mich vermeiden und auf diese Weise ihr Herz bekämpfen wolle. Ihr in diesem Vorhaben durch schnelle Flucht zu Hilfe zu kommen, hielt ich für Pflicht; ich vertraute einem treuen Sklaven mein Geheimniß, bereitete mit dessen Beistande mein Reisebündel, gab ihm ein Schreiben für unsern Herrn, und entfloh bei Nacht und Nebel aus einer Gartenthüre, die auf's Feld führte.

Wie froh war ich, als ich mich am andern Morgen fern von meiner ehemaligen Wohnung befand, fremde Gegenstände und fremde Menschengesichter sahe. — Ich sog die frische Morgenluft mit tiefen Zügen ein, und mein Herz war neu belebt und gestärkt, — den ganzen Tag über wanderte ich ununterbrochen fort gen Süden, der Lehre meines verstorbenen Vaters eingedenk, und kehrte spät Abends in ein einzelnes Haus ein, das in einem anmuthigen Thale, am Ufer eines kleinen Flüßchens stand, und woselbst ich von einem alten Ehepaar gastlich aufgenommen wurde. Wir verzehrten ein ländliches Abendmahl, und da die Nacht schon weit vorgerückt war, wurde ich in ein stilles Kämmerlein geführt, wo Einsamkeit und ein reinlich bereitetes Lager dem ermüdeten Wanderer Ruhe verhießen. Als ich aber mein Reisegeräth öffnete, um meine Kleider zu wechseln, fand ich gleich oben auf ein Schreiben, welches mir eine Begebenheit verkündete, an welche ich noch jetzt, im Schooße des Glücks, nur mit der innigsten Wehmuth zurück denken kann. Auf der äußern Seite des Blattes stand: „Für Edwin von seiner Leila," und als ich's zitternd entfaltet, las ich folgende Worte: „Was ich immer ahnete und immer mir verhehlte; was ich niemals begriff, weil es mir stets entschwand, wenn ich es deutlich denken wollte; nicht meine Schmach, Edwin, mein Unglück, es stehet nun wirklich vor mir da, in starrender Gewißheit und stiert mich an und faßt und drückt mich zu Tode. — Nicht wahr, mein Arzt, dieß Uebel ist unheilbar? — O ich fühl es wohl, so gern Du auch möchtest, dieß Mal kannst Du mir nicht helfen! — Du liebst! — Läugne es ja nicht; ich weiß es; oder meinst Du, ich hätte den Ring vor Thränen nicht sehen können, als ich damals Deine Hand an meine glühenden Lippen drückte? Ich sahe ihn wohl; er war von hartem Stahl und hell geschliffen. Nicht Deine Schuld ist dieser Mord! Es ist der harte, scharf geschliffene Stahl, der mir das Herz durchschneidet. Ich segne Dich und sterbe!" —

Ich war von der ungewohnten Fußreise, von manchem anstrengenden Geschäfte des vorigen Tages, von hundert streitenden Gedanken und Empfindungen bis auf den Tod ermattet. Als ich die letzten, erschütternden Worte dieses traurigen Schreibens las, schwanden mir die Sinne und ich sank bewußtlos zu Boden. Wie ich wieder erwachte, war meine Lampe erloschen, und eine weibliche Gestalt, in einem Schleier gehüllt, stand leuchtend vor mir. Aus ihrem Gürtel ragte ein glänzender Stahl hervor und auf dem Gewande waren Spuren von Blut zu sehen. Ich sank schaudernd zurück, aber die Gestalt näherte sich und ergriff mich leise mit weicher, warmer Hand.

„Leila!" rief ich; sie lächelte schmerzlich, winkte, schritt fort, und ich, unwiderstehlich, mußte fort mit ihr, die Stiegen hinab, zum Hause hinaus in's Freie. Sie hielt mich fest bei der Hand. Durch Feld und Thal, über Fluß und Hügel schwebten wir fort; ich berührte den Boden nicht. Die Sterne erblaßten schon, wir waren in einem dichten Wald, da stand sie still, ließ sie meine Hand fahren, seufzte schwer auf und zerfloß wie leichter Nebel vor der Morgensonne. Ich streckte meine bebenden Arme nach ihr hin, da wankte der Boden, die Erde wich unter mir und ich

fiel hinunter. — Als ich die Augen aufschlug, sah ich beim Schimmer einer brennenden Ampel, die vom Gewölbe herab hing, eine furchtbare Löwin rasch auf mich los gehn. Scheu sprang ich zurück, ergriff einen Kiesel und schleuderte ihn auf das brüllende Thier; aber wie groß war mein Erstaunen, als dasselbe plötzlich still stand, mich mit großen Augen ansahe und sich mit Kopf und Vorderpfoten demüthig zur Erde streckte, gleichwie ein gehorsamer Jagdhund seinen Herrn zu grüßen pflegt.

Mein Erstaunen vermehrte sich, als jetzt die Löwin langsam näher schritt und sich zahm schmeichelnd fest an mich schmiegte, Ich wagte es, ihr den Rücken zu streicheln; sie schien erfreut darüber, und wir wurden bald gute Freunde. So schritt ich nun dem Thiere nach, das tiefer und tiefer in die Höhle hinein ging und sich von Zeit zu Zeit umsahe, ob ich ihm auch folge; und so führte es mich nach einem weichen Lager von Moos, auf welches ich wider Willen kraftlos niedersank und, meiner selbst nicht mächtig, entschlief. Noch schien es mir Nacht zu sein, da weckte mich die Löwin, ging im Kreise um mich herum und war unruhig; ich liebkoste sie, aber es kümmerte sie wenig, sie schien Etwas zu verlangen und hörte nicht auf, mich zu belästigen; ich konnte sie nicht verstehn, wurde des Spiels überdrüssig, wendete mich weg und that, als ob ich schliefe; aber die Löwin ließ sich nicht stören und hörte nicht auf, mich zu beunruhigen; ich stieß sie sanft mit vorgehaltener Rechten zurück, da faßte sie meine Hand mit ihren gewaltigen Zähnen und biß mich so heftig, daß das helle Blut hervor quoll. Ich sprang erschrocken auf und flüchtete mich in einen Winkel, aber die Löwin folgte mir langsam und stellte sich reuig in demüthiger Stellung vor mich hin. Da gewann ich wieder Muth, schlich nach dem Mooslager, zerriß den leinenen Bund meines Turbans und verband die Wunde, so gut ich vermochte. Die Löwin hatte es bis dahin nicht wieder gewagt, mir nahe zu kommen; sie hatte sich in einen Winkel hingestreckt, ohne ein Auge von mir zu lassen; als sie aber die Wunde verbunden und mich ruhig sah, kam sie schüchtern näher, indem sie von Zeit zu Zeit still stand, den Kopf reuig auf die Erde streckte und endlich wenige Schritte von mir in dieser demüthigen Stellung stehen blieb.

Diese liebenswürdige Gutmüthigkeit in einem so gewaltig starken Thiere rührte mich dermaßen, daß ich, trotz des heftigen Schmerzes meiner Wunde, aufstand und ihm beruhigend Kopf und Rücken streichelte. Aber wie grenzenlos war mein Erstaunen, als plötzlich, indem ich zum dritten Male mit meiner unbeschädigten Linken vom Kopfe der Löwin über ihren Rücken herunter fuhr, das Thier verschwunden war, und ich statt dessen eine königlich geschmückte, edle, weibliche Gestalt gewahr wurde, deren Antlitz von einem undurchsichtigen Schleier verhangen war.

Ich stand noch gebeugt und stumm vor ihr, da sprach sie: „Hab' Dank, Edwin, mein Schutzgeist, mein Erretter!" sie schlug ihren Schleier zurück, sah in meine Augen; sie war's, die ich immer gedacht hatte. „Wir kennen uns schon seit lange," sagte sie jetzt; und — „Seit ich lebe," rief ich, „seit ich liebe, umschwebt mich Dein Bild!" — „Du hast mich nicht gänzlich verstanden, Edwin," fuhr sie fort, „ich dächte, wir hätten schon ein rundes Jahr mit einander verlebt!" Und als sie bei diesen Worten meinen staunenden Blick bemerkte, entblößte sie ihren schönen Hals und zeigte mir nahe der Schulter einen weißen, glänzenden Flecken, als ob der Wind einen Schneeflocken an eine Alabastersäule gewehet hätte. — „Dieß war eine tödtliche Wunde," sprach sie; „und hättest Du Dich nicht des mutterlosen Störchleins damals erbarmt: so würde ich unfehlbar gestorben sein. Ja, Edwin, unter der Gestalt eines Storches hast Du Deiner Dilara das Leben gerettet und sie ein Jahr lang gepflegt." Das Wort auf der Lippe erstarb mir in staunendem Entzücken; ich sank an ihren Hals und küßte das Denkmal meines Glücks. Als ich sie wieder anblickte, sprach sie lächelnd: „Ich habe Dir Deine liebevolle Sorgfalt schlecht belohnt," und zeigte auf meine verwundete Hand; „aber schreibe dieses Ungemach nicht mir, sondern Deiner übeln Gewohnheit zu, die Dich Alles mit der rechten Hand thun läßt; ich konnte mir nicht anders helfen, ich mußte sie lähmen, auf daß ich von Dir mit der Linken berührt würde, an welcher Du den Wunderring trägst, der meine Entzauberung bewirkt hat. Aber ich will nun auch für Dich sorgen und Dich pflegen und warten, daß, ehe der Mond wechselt, keine Spur von der Wunde zu sehen sein soll." Ich versicherte ihr, daß solche sinnreiche List nur einer Löwin nie einem Löwen hätte einfallen können, und scherzte noch über diesen sonderbaren Vorfall, als sie mich fragte, welches glückliche Ungefähr mich in diese unzugangbare Höhle geführt habe? Da sprach ich: „Friede sei Deiner edeln Seele, unglückliche Leila!" Und nieder kniete ich und flehete um Ruhe für ihren Schatten, um Gnade und Lohn für ihre Liebe und Großmuth.

Dilara wollte wissen, von wem ich spräche, und ich erzählte ihr mit kurzen Worten die Geschichte des armen, unglücklichen Mädchens. — Thränen des Mitleids standen in den Augen meiner Geliebten, und als ich geendet hatte, sprach sie: „Laß uns ihr Andenken ehren und für die Ruhe ihres Geistes drei Tage noch in dieser Höhle bleiben, und jedes liebevollen Worts enthalten und von Wurzeln des Waldes und dem Wasser des Bergquells nähren."

Dieser Gedanke war wie aus meiner Seele genommen; ich winkte ihr Beifall zu. Wir blieben drei Tage in der Höhle, nährten uns von Wurzeln und klarem Wasser, und kein Wort von Liebe kam über unsere Lippen. Ich erzählte meiner Dilara während dieser Zeit die Geschichte meiner Jugend und sie mir die ihre sammt den Schicksalen ihrer Mutter, die ich, theuren Verstorbenen zum Gedächtniß, hier aufschreiben will.

„Meine Mutter," hob Dilara an, „war die einzige Tochter Ibrahim's, Königs der fünf vereinigten Republiken Ga, Lo, Ri, Fe und Ru. Ihre Jugend floß ungestört, unter schuldlosen Freuden dahin, und sie hatte ihr siebenzehntes Jahr noch nicht völlig erreicht, als schon der Ruf ihrer Schönheit sowohl, als ihres ausgezeichneten Geistes durch das ganze Land und über seine Grenzen hinaus erschollen war. Da sie nun überdieß mit ihrer Hand eine Königskrone zu verschenken hatte: so wird es Dich nicht wundern, daß es ihr weder unter den Großen des Landes, noch unter den fürstlichen Reisenden, die den Hof besuchten, an Bewerbern fehlte, und daß diese kein Mittel unversucht ließen, ihr Herz zu gewinnen. Vergebens! es gehörte ihr nicht mehr; Sadi, der Sohn Kalafs des Weisen, hatte ihr bereits Liebe gestanden und sie ihm ewige Treue geschworen. Aber die Prüfungsjahre des Jünglings und seine Erziehung in den Mysterien des Staats waren noch nicht vollendet, und so mußte diese Liebe vor aller Welt ein Geheimniß bleiben; obgleich die Prinzessin zu keiner Heirath gezwungen werden durfte, indem es ihr nach den Reichsgesetzen frei stand, ihre Hand jedem Eingeweihten zu schenken, sobald sie die Probe reiner Liebe bestanden hatte."

„Während sich nun in dieser Zeit das glückliche Paar nur auf Augenblicke und verstohlner Weise sehen konnte, um sich über die Plane ihrer künftigen Verbindung zu besprechen, war Katuator, genannt der Schlangenkönig, der Beherrscher eines nahe gelegenen, mächtigen Reiches, am königlichen Hofe zu Ga erschienen, und verhehlte sorgfältig seine Absichten auf die Erbprinzessin, weil er nur zu wohl wußte, daß er in dem Rufe eines bösen Zauberers stand, und daher von dem tugendhaften König Ibrahim nicht gut gelitten war, obgleich man ihm in der Residenz alle Ehre erwies, indem man die große Macht des Rachsüchtigen fürchtete. Bloß die Gier, seine Grenzen zu erweitern und durch die Hand der Königstochter mit guter Art auf den Thron der Republik zu kommen, hatte ihn nach Ga gelockt; aber kaum hatte er die schöne Prinzessin dort gesehen, als auch eine wilde, sinnliche Liebe Triebfeder seines Thuns wurde. Sie hatte das welke Herz des Wüthrichs in einen glühenden Kiesel verwandelt, und in heißer Wollustgier kochte sein Blut, wenn er dem Sonnenglanz der schönen Jungfrau zu nahe kam, um welchen er, wie ein nächtliches Insekt um eine Fackel, taumelnd schwirrte. Aber wie oft er es auch mit flammenden Blicken, halb abgebrochenen Worten und frechen Späßen versucht hatte, seine stürmende Leidenschaft eindringlich an den Tag zu legen: so sah er doch nur zu deutlich, daß alle seine Bemühungen die entgegengesetzte Wirkung auf die schöne Fürstin hervorbrachten, die voller Furcht und Abscheu dem quälenden Verfolger, so weit es der Wohlstand erlaubte, sorgfältig aus dem Wege ging. Dennoch verlor er die Hoffnung nicht; denn da es ihm um eine freie, selbst gewählte Hingebung ihres jungfräulichen Herzens eben nicht sehr zu thun war, so nahm er zu bösen Künsten seine Zuflucht, mischte ihr manchen magischen Trank, zog um die Stunde der Geister manchen zauberisch flammenden Kreis und besprach den Mond und die Larven der Hölle."

„Als er aber sahe, wie alle seine Mittel, die kräftigsten selbst, fehlschlugen; als auch das letzte, ein Feuertrank, der ein Eisgebirge hätte entflammen können, ohne Wirkung geblieben war, ward er wüthend, raste, tobte und fluchte dem unbekannten Verführer, der ihm sein bestes Kleinod rauben durfte. Denn da die Jungfrau seinen Künsten widerstanden hatte, so war ihm dies ein sicheres Zeichen, daß sie bereits liebte, daß diese reine Liebe sie beschützte; und Eifersucht peitschte sein Blut und trieb's in die rollenden Augen. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Noch an demselben Tage, als er meine Mutter einsam, ihren Gedanken nachhangend, in dem königlichen Garten lustwandeln sahe, schlich er leise nach und warf ihr einen grauen Schleier über, der sie vom Haupte bis zu den Füßen bedeckte; sie erschrak, wollte sich los machen, verwickelte sich fester und fester; der Schleier wuchs, zerfloß, schwebte vom Boden auf, und in eine dichte Nebelwolke gehüllt ward sie davon getragen."

„Wie es wieder Licht vor ihren Augen wurde, befand sie sich in einem hell erleuchteten, prächtig geschmückten Saale, auf weichen Kissen gelagert, von dienstfertigen Sklaven umringt, ahnete, was mit ihr geschehen war und sank schaudernd zurück. —

Sie befand sich in der Residenz und in dem Schlosse des Unholds, der sich bald demüthig nahte, seine Kühnheit der gränzenlosen Liebe zuschrieb, ihr Herz und Thron anbot, sie unablässlich quälte und immer wiederkehrte und immer flehte, um stets hoffnungsloser davon zu gehen. Denn daß die gütige Natur auch dem mächtigsten Magiker keine Macht über eine schuldlose Seele giebt, wirst du wohl wissen, mein Edwin. Daher ließ er es nicht an freundlichen Worten fehlen, spielte den Gutmüthigen, so gut er es vermochte, that, was er ihr an den Augen absehen konnte, und ließ sich selbst Erniedrigungen gefallen, um nur in ihre Gunst zu kommen. Er ging so weit, ihr zu gestehen, daß seine größte Macht in der Kraft eines Ringes läge, den er von seinem Vater geerbt, und an welchem der König der Genien mit siebenzehn Gehilfen hundert Jahre lang gearbeitet hätte, daß er diesen Ring alle sieben Jahre nur Einmal vom Finger ließe, um ihn auf der Warte seines Schlosses in dem Blute eines eben geborenen Kindes beim Mondenscheine zu kochen. Er erzählte ihr auch noch von einigen andern Eigenschaften dieses Talismans, durch welchen er ihr bald die herrlichsten Freuden versprach, bald auch, so oft sie ihm widerstand, bedrohte."

„Wie lange meine Mutter in der peinigenden Lage blieb, von dem Verhaßten mit widerwärtiger Zärtlichkeit gequält zu werden, wie lange ihr Herz indeß den theuren Geliebten entbehren mußte, weiß ich Dir, mein Freund, nicht genau zu sagen, eben so wenig, wie dieser sie auskundschaftete, und welche Mittel ihn die Liebe lehrte, sie zu sehen und zu sprechen. Es sei Dir genug, zu wissen, daß bittre Reue einer vertraulichen Stunde folgte; die Liebenden schworen beschämt zu büßen, sich nimmer wieder zu sehen! Sadi ging und seine Geliebte blieb und weinte. Vor aller Welt verborgen, schloß sie sich in ihr Gemach ein und ließ keine Seele vor sich, eine junge Sklavin von dreizehn Jahren ausgenommen, deren Mutter sie einst vor grauser Todesstrafe gerettet hatte, und die ihr deßhalb gar sehr zugethan war."

„Mit bewundernswürdiger Geduld hatte Katuator drei volle Monate geharrt und nicht versäumt, jeden Morgen an die verschlossene Thür zu kommen, gutmüthig um Eintritt bittend; und meine Mutter selbst gestand, daß diese ungemeine Mäßigung sie damals herzlich gerührt habe. Aber so gern sie auch jetzt sein stilles Benehmen gelohnt und ihn zu sich eingelassen hätte, so durfte sie es doch in ihrer Angst nicht wagen, da es nicht mehr zu verhehlen war, daß sie ein Pfand unglücklicher Liebe, mich, unter dem Herzen trug. Jetzt, im ersten Viertheil des Neumondes, kam er wieder und sprach: „Drei Monate hab' ich geduldig geharrt! Hat mich die Liebe bisher zum Thoren gemacht; heut' ist es vorbei! heut' muß ich ein!" Und da sich meine Mutter standhaft weigerte, stieß er wüthend die Thür ein und stand vor ihr. Sie erbleichte, er auch, und ein fürchterliches Schweigen folgte auf den heftigen Wortwechsel; Beide zitterten heftig: er aus Zorn, sie vor Angst. Katuator brach zuerst die grause Stille, und mit kalter, verbissener Wuth sprach er athemlos also: „Schönen Dank, keusche Seele, Dein Geschenk kommt mir eben recht. Sei so gut, heb' mir's auf, einen Monat noch, dann hol' ich's mir. Ein neugebornes Kind, Du weißt doch noch, wozu ich's brauche? Warum so bleich? Munter, junge Frau! Ich laß Dich jetzt allein! Ein und dreißig Tage bleibe ich aus. Denk' mein, und thu' Dir was zu Gute bis dahin." Die Unglückliche fiel ihm zu Füßen, er stieß sie von sich und ging."

„Was für Tage herzzerschneidender Angst die arme Gefolterte nach dieser furchtbaren Drohung verlebt hat, brauch' ich Dir wohl nicht zu sagen; Dein starrer Blick bezeugt es mir, daß Du es ahnest. Unglücklicher war nie eine Mutter, als die meine; und denke ich an die qualvolle Kette ihrer irdischen Tage zurück, so muß ich die dunkle Stunde segnen, in welcher es dem Himmel gefiel, sie zu sich zu nehmen!"

„Zwanzig kummervolle Tage und eben so viele bange durchwachte Nächte waren langsam vorübergegangen, und sie saß eines Morgens bleich und entstellt auf ihrem Ruhebette, da trat die Sklavin, der sie das Leben gerettet hatte, mit ihrer jungen Tochter ein und überreichte ihr einen goldenen Schlüssel. „Vielleicht, verehrte Gebieterin," sprach sie, „ist es meinem Kinde vergönnt, Euch das vergelten zu können, was Ihr so großmüthig an mir verübt habt. Es fand diesen Schlüssel in einem Gewande Eures grausamen Räubers. Der Himmel ließ ihn diese Unvorsichtigkeit begehen und öffnet Euch den Eingang in sein geheimes Arbeitszimmer, das keine menschliche Seele noch betreten hat. Hier auf meinen Knieen beschwöre ich Euch, verachtet, erhabene Fürstin, diesen Fingerzeig des Schicksals nicht, das vielleicht mein unschuldiges Kind zum Werkzeuge Eurer Rettung ausersehen hat. Sie küßte das Gewand ihrer Herrin, und diese, mehr um die guten Menschen nicht zu kränken, folgte ihnen in das geheime Gemach. Mancherlei Geräth war hier aufgestellt und Werkzeuge und Maschinen, die wundersam anzuschauen waren. In der Mitte des Gewölbes stand ein mächtiger Schmelzofen und in Wandschränken, sauber geordnet, lag alter Hausrath, der nicht der Mühe werth schien, so sorgfältig aufbewahrt zu werden: eine eiserne Kette, ein kupferner Löffel, ein lederner Handschuh hier, dort ein durchlöcherter Hut, ein zinnerner Becher, ein Sieb, ein Tau und tausend dergleichen.

„Das sind lauter Schätze," sprach die alte Sklavin, „Ihr könnt mir's glauben, gnädige Fürstin, und Euch wäre sicher geholfen, wenn Ihr sie nur gehörig anzuwenden verständet! Aber vielleicht hilft Euch der Himmel!"

„Während sie dieses sprach, hatte meine Mutter einen kleinen Spiegelscherben, der ihr aufgefallen war, aus einem Schranke herausgenommen, und da sie in ihrer Jugend von Zauberspiegeln gehört hatte, in welchen man sehen könne, was man wolle: so wünschte sie ihren Vater zu sehen, sahe ihn im Rathe der drei Weisen des Reichs sitzen und war zum ersten Male seit manchem betrübt verflossenen Jahre wieder erheitert. „Laßt uns gehen, ich habe genug," sprach sie, und trotz dem die Alte sie dringend bat, indem sie meinte, daß der Spiegel zu Nichts helfen könne, so befahl die Fürstin doch, das geheime Gemach zu schließen, den Schlüssel wieder an den Ort zu verbergen, wo man ihn gefunden hatte, und ging mit ihrem Schatze wehmüthig froh nach ihrem Gemache."

„Hier schloß sie sich fest ein, und als sie vor aller Zudringlichkeit sich gesichert fand, befragte sie in ängstlicher Eil' den Spiegel um ihren geliebten Sadi. Denn ihre Besorgniß war in den letzten Tagen groß gewesen; sie fürchtete, daß Katuator ihr Geheimniß erfahren habe, und dem Nebenbuhler nachsetze, um Rache an ihm zu nehmen. Aber der Spiegel zeigte ihr ein Schiff mit schwellenden Segeln und am Maste stand Sadi und schien, in Sehnsucht vertieft, nach der schwindenden Küste zu schauen. „Gesegnet sei Deine Fahrt!" sprach sie leise, indem sie den flehenden Blick wie im Gebet zum blauen Himmel emporhob. Und wie sie so in die Höhe schauete, zog ein Zug Störche vorüber, die der bald eintretende Regenmond in Frühlingsgegenden trieb. — „O ihr Glücklichen!" rief sie wehmuthsvoll, „ihr seid zu beneiden. O wär' ich Eine von euch, und könnt' ich mit, über Berg und Thäler, und meinen Sadi, ein Glück weissagender Vogel, begleiten! Aber ach des armen Menschen, der am niedern Boden klebt, der, der Ameise gleich, von Ort zu Ort sich hinschleppt!" Sie blickte verächtlich auf sich herab."

„Aber denke Dir die Verwunderung, als sie ihren Wunsch erhört und sich in einen Storch verwandelt sah, der auf einem Fuße stand und in dem andern den magischen Spiegelscherben hielt. — Ein unwiderstehlicher Trieb bemächtigte sich ihrer Gedanken und zu dem offenen Fenster hinaus folgte sie dem fliegenden Schwarm."

„Ob es die Liebe war, oder sonst eine gütig waltende Gottheit, die ihr den Geliebten finden ließ, weiß ich Dir, mein Freund, nicht zu sagen; genug, sie holte ihren Sadi gerade in dem Momente ein, als sein landendes Schiff in einen fernen Hafen, den ich Dir nicht nennen kann, einlief. Von dem Augenblicke an verließ sie ihn nicht wieder, flog vielfach hin und zurückkehrend über das theure Haupt hin, und begleitete ihn viele Monate lang in ein weit entlegenes nördliches Land. Er richtete, fern von Menschen, in einer heimlichen Gegend seine Wohnung ein, und sie nicht weit davon baute in einem Walde ihr Nest, brütete und brachte mich in Gestalt eines jungen Störchleins zur Welt. Nun pflegte und wartete sie mein, sahe ihren Sadi jeden Tag, und hätte sich in diesem beschränkten Zustande vielleicht glücklich gefühlt, wenn nicht beim Anblick meiner thierisch dunkeln Hülle immer der peinlichste Gedanke in ihr erwacht wäre. Denn wie oft sie es auch versucht hatte, durch die Kraft des magischen Spiegels sich selbst oder mir menschliche Gestalt wiederzugeben, so waren doch ihre häufigen Versuche stets fruchtlos geblieben; und sie hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, als sie einst, ich weiß nicht, aus welcher Ursache, den Katuator zu sehn verlangte, und diesen sogleich in seinem geheimen Gemache gewahr wurde, wo er ein kaum geborenes Kind bei den Beinen an das Gewölbe heftete, ein Messer in sein Herz stieß und das Blut in ein kupfernes Gefäß auffing. Schaudernd wandte sie sich ab; aber ein Lichtgedanke durchzuckte ihre Seele. Sie ließ mich allein und zog schnellen Fluges davon. Ohne zu rasten, Tag und Nacht, durchschnitt sie die Lüfte, legte in kurzer Zeit das Drittheil der Erdbreite zurück und schwebte mit Eintritt des Vollmonds über dem Schlosse des Schlangenkönigs."

„Dort auf seiner Warte stand Katuator zwischen vielen künstlich geordneten Spiegeln und kochte an den aufgefangenen Silberstrahlen der nächtlichen Sonne seinen Ring in dem Blute des gemordeten Kindes."

„Jedwede Verzauberung, wie fest sie auch sei, löst bei dreimaliger Berührung des Rings inwohnende Kraft; das hatte der Zauberer selbst in traulicher Stunde meiner Mutter offenbart, deßhalb auch war sie nach der Burg des Verhaßten so

eilig zurückgekehrt, schwebte jetzt mit forschendem Auge hoch über ihm in den Lüften, nahm den Augenblick wahr, stieß, während er umschaute, einem Falken gleich hinab, holte mit langem Schnabel den Talisman aus dem Blutgefäße und flog im selben Momente pfeilschnell davon."

„Diesem gefahrvollen Unternehmen mütterlicher Kühnheit verdanke ich mein besseres, mein eigentliches Leben. — O, der theuren Entschlafenen, die zärtlicher liebte, als je eine Mutter! Gesegnet sei ihr Gedächtniß!"

„Nahe Dir und dem Pfleger Deiner Jugend, meinem tugendreichen Vater, den nie wieder zu sprechen sie als Buße gelobt hatte, verlebten wir glückliche Tage, umschwebten Euch oft, in Eurem Anschauen zufrieden, ohne daß Ihr ahnen konntet, wie nahe Euch liebende Freunde wohnten. Denn nur wenige Stunden im Tage, die meinem Unterrichte gewidmet waren, nahmen wir menschliche Gestalt an; die übrige Zeit verbrachten wir, unserer Sicherheit halber, ein glückliches Gefieder, in Gottes freier Luft."

„Unterdessen hatte Katuator, seines köstlichsten Schatzes beraubt, manches Mittel vergebens angewendet, um ihn wieder zu erhalten; manches andere, um den Aufenthalt der Entflohenen zu erspähen; da er aber nicht mehr im Besitz seines verkündenden Zauberspiegels war: so wurde ihm erst nach dreizehn langen Jahren, die er in ununterbrochener Arbeit in seinem geheimen Gemache zubrachte, unser Aufenthalt bekannt, und zu gleicher Zeit, wer ihm den Wunderring entwendet habe. Doch dieser war mit keiner erdenklichen Macht seinem Besitzer zu rauben; denn so lange ihn derselbe trägt, ist er von seinem Leben unzertrennlich und dieses unantastbar."

„Ein volles Jahr quälte sich Katuator vergeblich, und sann auf Zaubermittel, die alle fehlschlugen, bis er endlich auf ein natürliches Mittel verfiel, sich einen scharfziehenden Magnetstein verschaffte, dessen Kraft er durch geheime Kunst schärfte, und mit Hilfe desselben seinen Schatz wieder erlangte. Ich durchstrich nämlich mit meiner Mutter vergnüglich die Lustreviere, da kam der Wüthrich, in eine geflügelte Schlange verwandelt, herangeschossen und begann Kampf. Sie erkannte ihn, da aber keine Zeit mehr zu entfliehen war: so holte sie mit dem Schnabel den unter ihrem Flügel verborgenen Ring hervor und hielt denselben keck dem Feinde entgegen; denn sie wußte wohl, daß er vor dessen Anblick entfliehen müsse. Doch dieser, darauf vorbereitet, streckte ihr ebenfalls den mächtigen Magnet entgegen, und so wurde sie bald angezogen, bald er zurückgestoßen, bis die Arme endlich ermattete, und der Ring mit so heftiger Gewalt gegen den Stein anflog, daß beide den Klauen des Ungeheuers entfielen. Darauf packte er die Wehrlose und flog mit ihr nach dem Neste, den Spiegel zu holen; und wie ich meiner Mutter ängstlich zur Seite flog, faßte er mich mit seinen spitzigen Zähnen in den Hals und schleuderte mich zu Boden, daß ich für todt liegen blieb. Wie glücklich war ich, als ich auf Deinem Schooße erwachte, von Deinen Händen gepflegt und geheilt wurde und nun in der Wohnung meines Vaters leben durfte, da mir meine Mutter geraubt war. Mein Schmerz um die Theure ward zwar von dem allheilenden Balsam der Zeit gelindert, von der aufkeimenden Liebe zu Dir bewältigt; dennoch aber zwang mich bei herannahendem Winter ein unwiderstehlicher Trieb, die Mutter und den Frühling zu suchen, und gegen meinen liebsten Willen verließ ich Dich und zog mit freudig dunkelm Hange gen Süden."

„Katuator mußte wohl durch seinen Spiegel erfahren haben, daß ich noch lebte und wo ich zu finden sei; denn als ich schon weit über Berge und Meere gezogen war, und mir eines Abends ermüdet eine Ruhestelle für die Nacht suchte, kam hurtig die gekrönte Schlange herangeklappert, umwand mich mit klemmenden Ringen und trug mich Geängstigte schnell durch die dunkle Nacht nach dem Zauberpalaste. Hier in seinem geheimen Gemache band mich Katuator, nachdem er sich entwandelt hatte, mit seidenen Schnüren auf einen Altar von Schieferstein; hinter meinem Haupte brannte die Opferflamme; zu meiner Rechten legte er ein scharf geschliffenes Messer; links stellte er die Gefäße, das Blut aufzufangen; zu beiden Seiten des Altars aber standen zwei purpurne, mit Gold gestickte Sessel, wovon auf dem einen Krone und Scepter lagen; auf dem andern das königliche Kleid hing, welches ich hier trage. Als er jetzt Alles gehörig geordnet hatte, schlug er drei Mal mit einem Hammer auf eine gewaltige Glocke, und mit dem letzten Schlage öffnete sich eine Thür und meine arme Mutter trat mit verbundenen Augen, von zwei Sclaven geführt, ein."

„Freches Weib," hob er an, nachdem er sie dicht vor den Altar hingestellt hatte, „unzüchtige Gleißnerin, die meiner Langmuth spottet, schaue hier die Frucht Deiner Schande!" Er riß ihr die Binde vom Haupte. — „Weh' mir!" rief die Unglückliche, und: „Liebst Du Dein Kind, Weib?" fuhr der Wüthrich fort: „so soll mir's lieb sein; denn gebauet auf dieser Liebe Kraft hab' ich den Flammenwunsch, der mir das Blut verzehrt. Lange genug hab' ich geflehet; wie ein Geck Dich geschont! Dürre Worte red' ich nun; merke sie Dir! Mit diesem Messer schlacht' ich Dein Kind, in Deiner Gegenwart, gleich! wenn Du frech länger noch meinem Willen trotzest; aber schwörst Du mir, willig das Bette mit dem Schlangenkönig zu theilen, bei dem Leben Deines Kindes, dann lös' ich den Bann und kleide die Tochter in fürstlichen Schmuck hier und laß ihr als Erbtheil Krone und Scepter. Wähle und sprich!" — Aber schon bekannt mit seinen Höllenkünsten, erwiederte meine Mutter ganz kalt, daß sie wenig Antheil an dem Leben eines Storches nähme, und daß sie sich zu nichts entschließen könne, bevor sie nicht überzeugt würde, daß jener arme, gebundene Vogel wirklich ihr Kind sei."

„Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als Katuator ein krystallenes Glöcklein um meinen Hals hing und mit einem silbernen Stäbchen einige Mal daran schlug, indem er ausrief: „Sage Deiner Mutter, wer Du bist, ehe der Glockenklang verhallt." — Ich fühlte, daß ich sprechen konnte, und schnell begann ich mit verstellter Stimme: „Opfere Dich nicht auf, ich bin ein Höllenblendwerk!" — „Es ist mein Kind!" rief die Mutter; „so lügt die Hölle nicht!" und mit diesen Worten stürzte sie dem Grausamen zu Füßen und flehete um mein Leben. Er wiederholte ihr kaltsinnig erfreut seine Bedingungen, und die Geängstete schwor endlich, sein Lager zu theilen, nachdem er bei der Demantkrone seines Schlangenhauptes gelobt hatte — und dies war ein Eid, den er nicht brechen konnte — mich zu entwandeln und nimmermehr mein Leben anzutasten."

„Drauf band er mich los, hing mir diese königlichen Kleider um, trug mich auf ein Ruhebett, wiegte mich durch magische Berührungen in Schlaf, und wie ich wieder erwachte, befand ich mich entwandelt in den Armen meiner geliebten Mutter."

„Der Abend graute jetzt, da trat der Wüthrich ein und sprach: „Nun, schöne Braut! ich hielt mein Wort, haltet das Eure auch, die Nacht naht; kommt, daß ich mich Eures Schwanenleibs erfreue!" — Aber die Keusche erwiederte gefaßt: „Ich schwor Dir, meineidig zu sein. Hielt ich diesen Eid: so bräche ich ihn; ich breche ihn also, um ihn zu halten. Hoffe nimmermehr, diesen Leib zu berühren, der meinem Gatten gehört! Eh' soll dieser Stahl mein oder Dein Herz —" „Dein Herz!" rief der Schändliche, riß ihr den Dolch aus der Hand und stieß sie wüthend nieder."

Die letzten Worte hatte Dilara, von Thränen erstickt, kaum vernehmbar gesprochen. Nach einer langen Pause begann sie wehmüthig also:

„Was weiter geschehen ist, weiß ich Dir, mein geliebter Freund, nicht zu berichten; denn als ich meine Mutter fallen sah, schwanden mir die Sinne, und in eine Löwin verwandelt, erwachte ich in dieser grausen Höhle. Seit vier Jahren leb' ich hier und habe in dieser Zeit, des Sonnenlichts beraubt, das qualenvolle Leben meiner unglückseligen Mutter beweint, deren heiliger Schatten jetzt in der unendlichen Liebe des Weltenschöpfers lebt und selig ist. Aber auch Deiner gedachte ich; und Dank der gütigen Gottheit, die den heimlichsten Wunsch meines Herzens, den liebsten, erhört hat!"

„Und Dank," rief ich aus, als meine Dilara hier die Geschichte ihrer unglückseligen Mutter geendet hatte, „Dank dem waltenden Schicksale, welches Dein süßes Leben der Macht jenes Ungeheuers entrückt hat! Dank dem versöhnten Schatten der edlen Leila, die mich in dunkler Erde das Licht meines Lebens finden ließ."

Der Abend des dritten Tages warf einen matten Purpurschein in die Höhle; unser Gelübde war vollbracht und ich drückte einen friedlichen Kuß auf die jungfräuliche Stirn meiner schönen Geliebten.

„So laß uns denn der schaurigen Höhle entsteigen," sprach Dilara am folgenden Morgen zu mir, „und nach dem Reiche Ibrahim's, meines königlichen Großvaters, ziehn; er wird die Züge seiner Tochter in meinem Antlitze wiederfinden, die Stunde meiner Ankunft feiern und unsere Einigung segnen. Wir verließen das unterirdische Gewölbe und standen in dem Wald. Aber da war es rings umher dicht verwachsen, mit Strauchwerk und Gestrüpp und Parasiegewächsen, die von Baum zu Baum sich rankten; Alles wild und bahnlos, nirgends ein Ausgang zu finden; unsere Lage war ängstlich.

„Kann uns der Ring vielleicht helfen?" fragte ich Dilaren; wir versuchten es, drehten ihn auf mannichfache Weise, schrieben Kreise in den Sand, wünschten uns in dem Reiche Ibrahim's zu sein, oder ein Wolkengeräth, das uns dahin tragen könne; aber da wir weder den Gebrauch, noch die Eigenschaften des Talismans kannten: so war unsere Mühe umsonst, und wir mußten uns, nach manchem vergeblichen Wunsche, endlich bequemen, ein natürliches Mittel zu unserem Fortkommen zu ergreifen.

„So ist der Mensch," sprach ich lächelnd, indem ich die wilden Ranken mit meinem Dolche trennte, und uns einen Weg durch das Dickicht bahnte, „so ist der Mensch, der an eigene Kraft immer zuletzt denkt. Der Weiseste selbst hat zehn Wünsche gegen einen Entschluß und zehn Entschließungen gegen eine Handlung;" und: „Schelte die Wünsche nicht," versetzte Dilara, „sie sind die Kinder der Hoffnung; in der Jugend des Menschen die feurigen Rosse der Morgenröthe, die ihm das Licht herauf bringen, in seinem Alter die winkenden Sterne des nächtlichen Himmels. Wird doch im mittleren Leben, am brennenden Tage, der Mensch genugsam geprüft und muß sich entschließen und handeln."

„Wir schlichen mühsam fort gen Süden, und waren kaum eine Stunde gegangen, als wir plötzlich auf eine breite, ebene Heerstraße gelangten, die unabsehbar, schnurgerade aus dem Walde hinaus lief. Wir gingen ununterbrochen weiter; eine Stunde nach der andern floß vorüber; die Sonne stand hoch am Himmel und brannte unerträglich; aber wir hatten noch immer keiner menschlichen Seele begegnet, und weder ein Frucht tragender Baum, noch ein rieselnder Quell war in der öden Gegend zu sehen, so sehr auch Hunger und brennender Durst uns quälten.

Wir wollten uns eben ermattet in den Schatten eines breiten Cedernbaumes niederwerfen, als Dilara von fern eine Gestalt gewahr wurde, die mitten auf der Heerstraße uns langsam entgegen schritt, und es währte nicht lange: so sahen wir, daß es ein mäßig beladenes Dromedar war, auf dessen hohem Rücken ein rüstiger Landmann gemächlich saß und sich mit einem Sonnenschirm gegen die heißen Strahlen des Mittags schützte. — Wie er uns gewahr wurde, grüßte er freundlich nach ländlicher Sitte und wollte seine Straße vorbeiziehen; aber ich trat ihm an und fragte ihn, wie weit es nach dem nächsten Flecken wäre — und: „Da wollt Ihr heute noch hin?" erwiederte er; „wißt Ihr wohl, daß Ihr auf dieser sandigen Straße noch zehn Stunden spazieren könnt, ehe Ihr nur an ein einzelnes Haus, geschweige denn an einen Flecken kommt?" — Aber was sollen wir denn nun anfangen?" fragte Dilara, und: „Das müßt Ihr besser wissen, als ich, schöne Dame!" entgegnete trocken der Landmann. Ich schlug ihm vor, uns auf sein Thier zu laden, indem wir sehr ermüdet wären, und den Weg rückwärts mit uns zurück zu machen, wo er hergekommen wäre; doch er lächelte und meinte, daß dies unmöglich mein Ernst sein könne, und was seine Frau und Kinder dazu sagen würden, wenn er so lange ausbliebe. Als Dilara aber eine blendende Perlenschnur aus ihren Haaren löste und sie ihm als Lohn für seine Mühe versprach, zog er andere Saiten auf und versprach, uns behilflich zu sein.

„Nun das muß ich loben," fuhr er fort, „Ihr seid eine edle Herrschaft, in der größten Noth noch so großmüthig zu sein, das will was sagen; ich gebe Euch mein Wort, Ihr hättet in dieser wüsten Gegend umkommen müssen, wenn Ihr mich nicht gefunden. Aber die Sonne steht noch gar hoch; ich dächte, wir ruheten hier unter der Ceder einige Stunden, bis die größte Hitze vorüber ist; an einem Trunke Wein und reifen Früchten soll es nicht fehlen; mir dünkt, Ihr hättet eine kleine Erquickung sehr vonnöthen." Mit diesen Worten ging er zu seinem Kameel, schnallte ein Bündel los, tischte uns Speise und Trank auf, und wir ließen es uns, unter den schattenreichen Aesten des Baumes gelagert, trefflich schmecken, indeß uns unser Wirth mit mancher, drollig erzählten Geschichte seines kleinen Hauswesens zu belustigen suchte.

Die Sonne sank jetzt; da meinte der Kameeltreiber, daß es Zeit wäre, sich auf den Weg zu machen, bereitete uns gemächliche Sitze auf dem Rücken seines Thieres, half uns aufsitzen, bestieg selbst den mächtigen Hals des Dromedars und führte uns mäßig schnell den Weg zurück, den er gekommen war.

„Wir bekommen heute Vollmond," sprach er, „es wird sich ganz herrlich in der kühlen Nacht reiten lassen; ich liebe nichts so sehr, als eine kühle, helle Nacht, und ich habe gar oft mit meinem dummen Verstande gedacht, ob's nicht viel besser wäre, wenn der Mond lieber bei Tage schiene; die Hitze würde Einem alsdann bei der Arbeit nicht beschwerlich fallen, und wenn nun bei einbrechendem Abend die Sonne aufginge, könnte man die Hitze der Nacht verschlafen; ich habe diese Idee auch schon dem Derwisch unseres Dorfes mitgetheilt; aber der gottesfürchtige Mann sagte, ich sollte nicht lästern, und wenn ich auch mit menschlichem Verstande nicht ganz Unrecht hätte, so habe doch die himmlische Weisheit es anders eingerichtet, und es müßte daher so sein und bleiben; wogegen ich freilich Nichts weiter einwenden konnte." Dergleichen ungereimtes Zeug floß ununterbrochen und Stunden lang von den wasserreichen Lippen unseres Führers, bis er endlich, von seiner eigenen Rede gelangweilt, in einen tiefen Schlaf verfiel und mich und meine Geliebte dem stillen Glücke überließ, uns der wallenden Nacht und des gestirnten Himmels zu erfreuen.

Als am folgenden Morgen Dilara, an meine Brust gelehnt, erwachte, hatte bereits die aufgehende Sonne den vierten Theil ihrer Bahn an einem unbewölkten Himmel zurückgelegt, wir waren noch immer auf der breiten, sandigen Heerstraße und die Hitze drückte gewaltig. „Ich verschmachte!" sagte Dilara, und: „Wie weit haben wir noch bis zu dem bezeichneten Hause?" fragte ich den Landmann. — „Wenn Ihr ein gutes Auge habt," entgegnete Jener: „so müßt Ihr ganz am Ende der Straße da eine Zugbrücke sehen; die führt über einen breiten Strom in eine weite Ebene und dort auf einem Hügel stehet eine kleine Stadt erbaut; es dauert keine Stunde mehr, so sind wir da. Aber so nehmt doch hier meinen Sonnenschirm und schützet Euch und die schöne Dame gegen die brennenden Strahlen! ich brauche ihn nicht, mein breiter Hut deckt mich genug!"

Wir nahmen das freundliche Anerbieten unseres Führers an, schlugen den Schirm auf und zogen unter dessen Schutze unsere Straße weiter.

Endlich wurde ich die Brücke von fern gewahr und ich bat unsern Mann, sein Thier zu stacheln, weil wir nach einem Trunke aus dem kühlen Fluß lechzten; er that es, und wir standen bald an dem breiten Strom; das Kameel scheute und der Landmann stieg ab und zog es mit Macht über die lange, schmale Brücke, deren Aufzug schnell aufflog, als wie hinüber waren. „Bleibt nur ruhig sitzen," sagte er, „ich hole Euch einen Trunk frischen Wassers." Mit diesen Worten nahm er einen Becher aus seinem Gewande, stieg an das Ufer nieder und brachte ihn gefüllt zurück. Aber anstatt uns das Gefäß zu reichen, goß er es wüthend über unsere Häupter aus, und in demselben Augenblicke rollte ein eisernes Netz von dem Schirm, der uns bedeckte, in die Erde wurzelnd hinab; das Kameel war verschwunden, und wir in einem durchsichtig ehernen Kerker gefangen.

„Ihr seid in dem Lande des Schlangenkönigs!" rief unser Führer, „und seht ihn selbst!" fuhr er fort, indem er sein ländliches Gewand und den breiten Hut von sich warf, und nun, mit seiner Demantkrone geschmückt, ein schwarzes Scepter in der Hand, vor uns stand. „Meinen Schatz, meinen Ring, gebt mir wieder, oder schmachtet in brennender Hitze unter diesem eisernen Netze zu Tode." — „Elender Heuchler!" schrie ich ihm zornig zu, „ich trotze Deiner Höllenangst!" schnell berührte ich drei Mal mit dem Ringe das eiserne Gitterwerk; es zerfloß in Luft und drohend ging ich mit vorgestreckter Linken ihm entgegen. Er floh in weiten Kreisen vor der Macht des Talismans, wußte sich aber so geschickt zu drehen, daß er, ehe ich es verhindern konnte, Dilara erreichte und sie mit seinem Scepter berührte, worauf sie augenblicklich verschwand. Jetzt stand er still und rief mir zu: „Willst Du Dein Liebchen wieder: so gieb mir meinen Ring; wo nicht: so bleibt sie mein!" Schon wollte ich den Ring von meinem Finger ziehen, als ein blauer Schmetterling zahm um meine Hand, wie um eine Blume, flatterte, und ehe ich noch das zierliche Thierchen genau angesehen hatte, lag Dilara entwandelt in meinen Armen. — „Ihr entgeht mir nicht!" brüllte der Wüthende und ging hastig auf uns los; aber ich streckte ihm meine mit dem Ringe bewaffnete Linke entgegen, indem ich mit der Rechten meine Geliebte schützend umschlang. — „Ihr entgeht mir nicht!" rief er nochmals, trat zurück, zerriß die Perlenschnur, die ihm Dilara gegeben hatte, und warf den Schmuck, ein Kugelregen, über unsere Häupter hin; ich umfing die weichende Luft, Dilara war meinen Armen aufs Neue entschwunden.

Außer mir vor Verzweiflung lief ich jetzt auf den Schändlichen los, ballte meine Hand und hätte ihm gewiß mit nervigem Arme den Schädel zertrümmert, wenn er nicht, gleichwie mit einem Schilde, den Schlag mit seinem Magnet aufgefangen hätte, so daß meine Hand, vermöge des Ringes, fest an dem Stein haften blieb und mit keiner erdenklichen Macht loszureißen war. „Du bist in meiner Macht!" sagte das Ungeheuer, indem er meine andere Hand mit eiserner Faust packte und sie mit übermenschlicher Kraft festhielt. „Du bist jetzt in meiner Macht; aber ich will mild mit Dir sprechen und Dir die Wahrheit sagen, weil ich heute bei guter Laune bin. Wisse also, daß ich weder über Dein Leben Macht habe, so lange Du diesen Ring trägst, noch das Leben Deiner Geliebten antasten darf, weil ich dasselbe bei meiner Schlangenkrone verbürgt habe." — „Das weiß ich; zur Sache!" rief ich, und: „Gemach!" antwortete Katuator; „schweig' und höre! Was nützet Dir ein Schatz, den Du nicht zu gebrauchen verstehst; gieb mir meinen Ring und ich gebe Dir Deine Geliebte; ja, was noch mehr ist, ich schaffe Euch Beide, und heute noch, wohlbehalten in das Reich Ibrahims; schwöre überdieß, Deine Tage zu schonen, auch dann selbst, wenn der kraftvolle Ring nicht mehr

Dein Leben beschützt, und will darob jenen Eid ablegen, den ich nicht brechen darf."

Ich befand mich in der Macht des Ungeheuers, dachte, daß vielleicht mit jedem Momente der Zögerung Dilara unendlich leiden möchte, und nahm also den Vorschlag des Grausamen an. Nachdem er die Bedingungen bei der Demantkrone seines Schlangenhauptes beschworen hatte, löschte er eine Hieroglyphe von dem Magnetsteine und ich zog meine Hand mit leichter Mühe von demselben los; darauf suchte er lange im Grase, bis er eine Perle fand, und nachdem ich dieselbe drei Mal mit dem Ringe berührt hatte, stand Dilara mit verweinten Augen vor mir. — In denselben Schleier gehüllt, von derselben Nebelwolke getragen, welche die unglückselige Mutter meiner Dilara ihrem väterlichen Lande entführt hatte, gelangten wir alle Drei nach zwei Stunden vor Sonnenuntergang an das hohe Säulenthor der königlichen Residenzstadt Sa. Hier übergab ich, wie ich es beschworen hatte, dem Seneleetos seinen Ring, und mit den Worten: „In neunzehn Monden komme ich wieder!" war er verschwunden.

Nie hatte meine Geliebte das Land ihrer Väter betreten, und in stummem Entzücken stand sie noch da und sahe zu den hohen Obelisken und Säulen hinauf, als wir schon von einer Kriegerschaar umringt waren, in angelaufenem Stahl geharnischt, und die Helme mit Zeichen der Trauer, mit schwarzen Binden, umwunden.

Stillschweigend winkte uns der Anführer, zu folgen, und zwischen den blitzenden Schwertern der Leid tragenden Krieger wurden wir in die Stadt geführt. Durch prächtige, breite Straßen, unter Hallen und Säulengängen, über schöne Plätze und Brücken wurden wir fortgeführt; und das reizende Ebenmaß, der feste Zusammenhang dieser sinnig erbauten Stadt, die das Werk eines einzigen Meisters, das Produkt einer Riesenseele zu sein schien, beruhigte und erfreute meine Seele dermaßen, daß ich kaum die unzählige Menge der Neugierigen bemerkte, die Alle in Schwarz gekleidet, uns stumm und, wie es schien, mitleidig folgten. — Wir traten jetzt um eine Ecke und standen auf einem freien Platze, in dessen Mitte ein kolossales Gebäude in Ruinen lag. Ein einziges Gewölbe des ehemaligen Prachtgebäudes schien erhalten zu sein; sein hoher Eingang war mit einer schwarzen Decke verhangen und wir wurden durch denselben in einen mächtig großen Saal geführt, der mit einer krystallenen Kuppel bedeckt, von den Purpurstrahlen der eben untergehenden Sonne erleuchtet wurde. Am Ende des Saales saß auf einem schwazen Throne ein steinalter Mann, zu seinen Seiten zwei andere Greise, und längs den Wänden auf schwarzen Sitzen minder bejahrte, ehrwürdige Männer; Alle in tiefer Trauer, vom Turban bis zu den Füßen schwarz gekleidet.

„Wißt Ihr, in welchem Lande Ihr Euch befindet?" begann der Greis, welcher auf dem Throne saß; und als ich ihm sagte, daß wir in dem Königreiche Sa zu sein glaubten, erwiederte er: „Wohl denn, so habt Ihr den Tod verdient und müßt sterben! — Ein Gesetz des jüngst verstorbenen, weisesten und tugendhaften Königs Ibrahim verbietet jedem Fremden, über zwanzig Meilen tief ins Land zu dringen; es muß Euch solches an den Gränzen angekündigt worden sein, Ihr habt der Warnung nicht geachtet, darum bereitet Euch zum Tode." Ich blickte ängstlich nach Dilara; doch diese nahm unerschrocken das Wort und sprach also: „Ehrwürdiger Herr! vergönnt mir eine Frage: So viel ich weiß, kann das Gesetz, welches uns zum Tode verdammt, nicht über dreißig Jahre alt sein; ich möchte wissen, was den weisen Ibrahim bewegen konnte, ein so grausames Gesetz zu erlassen, und was Euch verpflichtet, es so streng zu halten?" — „Seit jenem Tage, als die einzige Tochter dieses großen Königs, die Erbin unseres weiten Reiches, den Armen ihres grauen Vaters entrissen wurde, besteht dies Gesetz," erwiederte der Alte; „und nach dem Tode unseres tugendhaften Beherrschers will es die Wohlfahrt des Reiches, daß es daure, und Kalaf wird es nimmer brechen." — „Kalaf?" rief Dilara. „So frag' ich Euch denn, Kalaf, Weiser des Reichs! befolget Ihr als unbestochener Richter dies Gesetz oder wollt Ihr durch unsern Tod Euern Sohn, Euern verlorenen Sadi, rächen?" — „Wer bist Du, die mich also frägt?" erwiederte ruhig der Greis. — Und: „Die Tochter Eures Sohnes!" entgegnete Dilara, indem sie ihr Knie beugte und das Gewand des ehrwürdigen Greises küßte, der jetzt mit bewegtem Tone nach dem Namen ihrer Mutter fragte. Als aber nun Dilara diesen Namen kund gab, und den weisen Ibrahim als ihren königlichen Ahn nannte, stand die ganze Versammlung auf und rief im Chore: „Heil, Heil!" Darauf wurde eine versiegelte Schrift herbei geholt, und der alte Kalaf sprach also: „So sind denn die letzten Worte des sterbenden Königs erfüllt. Aus fernem Lande ist die verkündete Jungfrau gekommen, die seiner Tochter Kind sich nennt, indem sie mir Kunde von meinem längst entflohenen Sohne giebt. Die Zeit der Trauer ist vorüber, die dem Verstorbenen heilig war. Aus diesen Trümmern seines Palastes wird sich ein Thron, ein nie gesehenes Werk der Kunst erheben, daß staunen die Völker und glücklich sein werden." — „Das Land wird aber untergehen!" rief Einer aus der Versammlung. — „Zu seinem Heile!" antwortete Kalaf. — „Durch die List eines Fremden!" rief ein Anderer; und: „Zu seinem Heile!" antwortete abermals Kalaf.

Nun durfte die Rolle, welche den letzten Willen des weisen Ibrahim enthielt, geöffnet werden, und da diesen kein Ungeweihter hören durfte, wurde ich mit meiner Geliebten in ein fern gelegenes Gemach geführt, wo Dilara freundliche, tröstende Worte umsonst verschwendete, um eine Schwermuth zu bekämpfen, die sich unwiderstehlich meines ganzen Wesens bemeistert hatte.

Es war schon spät in der Nacht, als wir wieder in den hell erleuchteten Saal geführt wurden, und feierlich, nach Brauch und Sitte, wurde es Dilaren hier angekündigt, daß sie die rechtmäßige Erbin des Thrones sei; daß sie aber denselben nicht eher besteigen könnte, bis sie unter den Bewohnern des Landes sich einen Gemahl erkoren, der alsdann die schwere Bürde der Regierung auf sein Haupt nehmen müsse. Dilara, die, während uns dieses verkündet wurde, sich näher an mich gedrängt hatte, umfaßte jetzt, da eine feierliche Stille herrschte, meinen Arm und nahm den Himmel zum Zeugen, daß sie mir den Schwur der Treue nie brechen würde, indem sie mich ihren Erretter, ihren geliebten Gatten nannte. Auch ich mußte jetzt mein Vaterland und meine Herkunft angeben, und da ich mich den Pflegesohn Sadi's nannte, erregte ich Theilnahme in dem Herzen des alten Kalaf's, der es nun durch sein Ansehen bald dahin zu bringen wußte, daß mein Todesurtheil zurückgenommen und beschlossen wurde, es den Göttern anheim zu stellen, was mit mir geschehen solle. Indessen wurde ich von Dilara getrennt und in strenge, aber freundliche Gewahrsam gebracht. — Hier blieb ich drei Tage lang. Am vierten Morgen trat der alte Kalaf ein und kündigte mir an, daß ich nicht nur begnadigt, sondern auch bestimmt sei, in die Lehren des Staats und des Tempels eingeweiht zu werden. Er führte mich stillschweigend fort und durch unterirdische Gänge gelangten wir in den Tempel. Hier wurde ich eingekleidet, bestand die Proben, wurde unterrichtet und war während eines langen Jahres meiner Geliebten beraubt; denn erstlich durfte kein Weib das Heiligthum betreten, noch ein Lehrling es verlassen, und überdieß sollte Dilara in dieser Zeit, entfernt von mir, in treuer Liebe geprüft werden, ohne welche die Königstöchter dieses Landes ihre Hand nicht vergeben dürfen. Weder Eid, noch Pflicht verbieten mir, von unsern heiligen Lehren zu sprechen, im Gegentheil, es wird uns befohlen, sie zu verbreiten. Aber der Weg von der Erde bis zum Licht ist lang und gehört nicht hierher, wo ich blos meine äußern Schicksale beschreiben will.

Ich will nur so viel sagen, daß ich nicht ganz als Neuling die Hallen des Tempels betrat, indem ich ein Schüler Sadi's war, welcher das Heiligste erschaut hatte, und so übergehe ich den Zeitraum eines Jahres, in welchem ich von Stufe zu Stufe immer höher bis zur höchsten schritt. Dilara verlebte diese Zeit in einsamer Abgeschiedenheit, die Stunden des Jahres wehmuthsvoll zählend. Denn ein Jahr lang sollte sie ihr Herz prüfen, und nur, wenn sie es unwandelbar befunden, dann erst durfte sie mir in fremde Lande folgen, wohin man ihr sagte, daß ich gezogen sei, um mein Leben zu retten.

Festlich schmückte sie sich, als nach zwölf Monden dieser lang ersehnte Tag erschien, entwand sich weinend den Armen ihres grauen Vaters und gedachte, das Land, dessen Königin sie war, zu verlassen, um mir, den sie liebte, dem armen verstoßenen Fremdling zu folgen. Aber man führte sie in den Versammlungssaal, wo ich jetzt, im blauen Gewande, unter den Dienern des Staats meine Stelle eingenommen hatte; und hier wurde ihr erklärt, daß sie ihre Probe überstanden habe, daß es ihr jetzt frei stände, entweder einen Eingeborenen des Landes zum Gatten zu wählen, um mit diesem die Herrschaft des Reiches zu theilen, oder auf den Thron Verzicht zu leisten, um mir, dem Fremden, ihre Hand zu verleihen. Dilara schwor, statt aller Antwort, feierlich ihre Ansprüche auf die Thronfolge ab; unsere Ehe wurde festlich vollzogen und unser gegenseitiges Glück für immer gegründet.

Das Reich wurde nun durch die drei Weisen und den hohen Rath, zu welchem ich gehörte, in derselben Form, wie seit dem Tode Ibrahim's, weiter fort verwaltet, und es herrschte tiefer Frieden im Lande als ich eines Nachts durch einen Traum geschreckt wurde, der auf künftige, schwere Bedrängniß des Staats zu deuten schien.

Mir war nämlich, als stände ich auf einem großen Platze unserer Hauptstadt; allda schoß beim Scheine des Mondes aus den Ruinen des ehemaligen königlichen Palastes ein mächtiger Dornbaum empor; der Stacheln wurden immer mehr und sein

Stamm wurde zuletzt so gewaltig hoch und dick, daß er den ganzen Platz ausfüllte und bis zum Himmel reichte. Plötzlich verfinsterte sich der Mond und an den Wurzeln des Baumes erschienen mit feuriger Schrift die Worte: „In neunzehn Monden komme ich wieder!“ Eine seltsame Angst befiel mich, als ich diese leuchtenden Züge gewahr wurde; ich eilte hinzu, sie zu löschen, aber indem ich mein Gewand darüber deckte, ergriffen es die Flammen; und wie ich selbst, der Baum und die ganze Gegend umher in Flammen stand, erwachte ich erschreckt aus dem ängstlichen Traume. Ich verfehlte nicht, in der Versammlung des nächsten Tages die nächtliche Erscheinung zu verkündigen, indem ich zu wiederholten Malen bat, auf die Drohung des Schlangenkönigs ein aufmerksames Auge zu richten; denn schon hatte ich, als ich noch Lehrling im Tempel war, mein Zusammentreffen mit Katuator und diese, seine letzten Worte erzählt und nachdrücklich um Vorsichtsanstalten, aber umsonst, gebeten. Mein Traum that mehr Wirkung, als der Bericht jenes wirklichen Ereignisses. Einmüthig wurde nun beschlossen, die Götter um Rath zu fragen, die selbst uns vor Unglück zu warnen schienen, und die Stimme des Tempels antwortete also: „Vom Untergange errettet Euch der Untergang, und siegen werdet Ihr, wenn Euch das Schwert entwunden wird, dann aber gebt das Glied dem Körper wieder; denn wenn sich Fleisch und Stahl und Feuer mischen: so muß der Qualen viel ein Königssohn erdulden.“ Als man diese Worte nach Brauch und Sitte dem Volke verkündigte, ward es von Angst und Schrecken erfüllt, denn nicht gewohnt war man, vieldeutig dunkle Worte aus dem heiligen Munde des Tempels zu hören. Wurden in bedrängten Zeiten die Götter um Rath gefragt, so geboten sie dies und jenes, und ihre Antwort war klar, wie die Sonne. Daher die Furcht des Volks und die Verlegenheit der Regierenden. — Nur Kalaf blickte vertrauend zum Himmel und hielt dann mit fester Stimme eine eindringliche und begeisterte Rede. Er wies es deutlich nach, wie dieser letzte Orakelspruch schon mit einem früheren zusammenträfe, worin gesagt war, daß das Land durch die List eines Fremden zu seinem Heile untergehen würde; und nachdem er bündig bewiesen hatte, daß dieser Fremde kein Anderer, als ich selbst sei, schloß er also: „Nun höret die Stimme der Gottheit, die aus mir spricht; ja, die Stimme der Gottheit, ich darf es kühn behaupten; denn umleuchtet vom ewigen Lichte strebt mein Geist auf. Der Himmel will es, befiehlt es durch mich, wehe dem, der sein Gebot bricht! Edwin allein vermag uns zu erretten, und ich ernenne ihn jetzt in unserem und des Himmels Namen zu unserm königlichen Herrn und Herrscher.“ Mit den letzten Worten hatte er sich mir genaht, mich auf den Thron geführt, den Saum meines Gewandes geküßt, und ehrerbietig kniete das versammelte Volk. Man legte mir den Purpur an, führte mich in den Tempel, ich wurde gesalbt und gehuldigt und im ganzen Lande als König ausgerufen.

Meine erste Sorge war Katuator's Drohung, meine erste Bemühung, des warnenden Orakelspruchs eingedenk zu sein. Dem zu Folge berief ich die Kundigen der irdischen Natur, die Meister makrokosmischer Kräfte; und mit ihrer Hilfe ersann ich, um der Stimme des Tempels buchstäblich nachzukommen, den ungeheuren Versenkungsplan. Die nähere Beschreibung dieses riesenhaften Unternehmens gehört nicht hierher. Wer jenen Wissenschaften sich geweihet hat, mag dieses Kapitel in den Annalen des Reichs nachlesen, wo er die künstlichen Maschinen, die bei der Versenkung angewendet wurden, die sinnreichen Wasserwerke und die noch sinnreicheren Ventulatoren und Licht- und Wärmeleiter ausführlich beschrieben findet. Hier sei nur gesagt, daß eines Theils die Städte des Reiches versenkt, andern Theils, wo uns die Oertlichkeit begünstigte, Gebirgsthäler und Kessel überbauet wurden, daß wir, vermöge der Luft- und Lichtleiter, die in der hoch über uns gewölbten Erddecke angebracht sind, unter einem stets klaren Himmel leben, indem die Wasserwerke alle aufsteigenden Dünste einsaugen und als befruchtenden Regen wieder herabsenden, ohne das erfreuliche Blau mit dunkelm Gewölke zu trüben. Dabei wird uns durch ein anderes künstliches Werk gerade so viel Wärme heruntergeleitet, um in fortwährender Frühlingsluft zu leben und reife Früchte von stets in Blüthen stehenden Bäumen zu pflücken.

Ein solches Werk begann ich; allein trotz aller vorhandenen und längst erfundenen Hilfsmittel war es dennoch unmöglich, diesen Riesenplan binnen sechs Monden auszuführen, und nur sechs Monde fehlten noch zum bestimmten Tage, an welchem wiederzukehren Katuator gedroht hatte. Dennoch war ein Theil der Hauptstadt sammt dem königlichen Residenzschlosse bereits versenkt und das Letztere von einem glühenden Strome geschmolzener Erdeingeweide sieben Mal mit in einander geführten Spiralkreisen umschlungen. Zu gleicher Zeit ward an den äußersten Gränzen des Landes gearbeitet, als Katuator jetzt mit einem unzählbaren Kriegsheere in das Reich einfiel, einen großen Theil der wehrlosen Arbeiter tödtete und die übrigen aus einander sprengte. Ein Eilbote überbrachte mir die Nachricht dieses unglücklichen Ereignisses; ich entriß mich den Armen meiner Dilara, die ein Pfand unserer Liebe unter ihrem Herzen trug, stellte mich an die Spitze eines kleinen, aber muthbeseelten Heeres und ging dem Zauberer entgegen. In einem breiten Thalgrunde machte ich Halt, theilte mein kleines Heer in verschiedene Haufen, die ich in enge Gebirgspässe versteckte und erwartete so, zum Entscheidungskampfe bereitet, den mächtigen Feind.

Mit der aufgehenden Sonne des dritten Tages rückte er heran; drei meiner Haufen griffen ihn an, zogen sich zum Scheine zurück, und wie er ihnen unüberlegt eilig folgte, fiel ihm mein Hinterhalt in den Rücken. Aber wie tapfer wir auch fochten: so war hier mit menschlicher Kraft Nichts zu vollbringen. Tausende seiner Krieger fielen unter unsern tapfern Schwertern; aber je mehr dahin sanken, desto mehr standen auf; und war ein Haufen durchbrochen, so stand ein anderer Haufen da, und floh auch dieser, so rückte ein neuer heran; und wie die Gewässer des Bergstroms nur schäumender fluthen, wenn ihrem Sturze sich ein Felsen entgegenstellt, so ward nur wüthender des Feindes Heer, je fester wir, tapfer fechtend, standen. — Wir erlagen endlich der Uebermacht, und bei einbrechender Nacht entfloh ich mit zwanzig Reitern, dem Ueberreste meines Heeres, indem Katuator, auf einem mächtigen Elephanten sitzend, mir nachrief: „Danke Dein Leben einem Schwure, den ich nicht brechen darf!“ — Die Müdigkeit unserer Rosse, die von der Arbeit des Tages bis auf den Tod ermattet waren, erlaubte uns nicht, die nahe gelegene Landstadt zu erreichen. Auf einem geräumigen Waldplatze angelangt, stiegen wir von unsern Pferden; die Thiere weideten, meine Gefährten lagen im hohen Grase fest vom Schlafe umfangen, und nur ich allein saß schlaflos da und wiederholte laut und in bitterer Zerknirschung die dunkeln Worte des Orakels: „Vom Untergange errettet Euch der Untergang, und siegen werdet Ihr, wenn Euch das Schwert entwunden wird, dann aber gebt das Glied dem Körper wieder; denn wenn sich Blut und Stahl und Feuer mischen: so muß der Qualen viel ein Königssohn erdulden.“ „Ich begreife die Winke des Himmels,“ rief ich jetzt freudig aus; „mein, ja mein Untergang ist es, der das Land erretten soll; nur wenn mir, wenn dem Könige das Schwert entwunden wird, soll mein Volk siegen. Ich verstehe Dich, Stimme des Tempels! Katuator muß mich erlegen, mich unerkannt tödten, auf daß er seinen Schwur breche und die Strafe des Meineids ihn treffe. Ja, Edwin, das ist die That, die das Geschick von dir fordert! Auf, auf, und vollbringe sie redlich und rühmlich!“

Also mit schwacher, menschlicher Vernunft die Stimme der Gottheit deutend, stand ich leise auf, warf den königlichen Purpur von mir, bedeckte mein Haupt mit einem gemeinen Reiterhelm, warf einen schlichten Mantel um die Schultern und eilte davon. Es war eine Stunde nach Mitternacht, als ich die geheimen Pfade des Gebirges zurückgelegt hatte und jetzt in eine weite Ebene eintrat, allwo Katuator das Lager seines unzählbaren Heeres aufgeschlagen hatte. Die Dunkelheit begünstigte mein Unternehmen und ich schlich mich unbemerkt den Wachen vorüber, in das Zelt ihres Feldherrn. Es war hell erleuchtet; tief schlafend auf einem goldenen Ruhebette lag der Zauberer, neben ihm sein nacktes Schwert, ein Dolch steckte in seinem Gürtel. Lange stand ich unentschlossen da, ein inniger Schauer ergriff mich, denn nicht mehr fern dacht' ich die Stunde meines Todes. — Und wie ich jetzt zum letzten Male zu beten wähnte und meine Seele der allwaltenden Liebe empfahl, da rauschten die seidenen Vorhänge des Zeltes, ich glaubte mich verrathen, schaute erschreckt um; es war die wehende Nachtluft. Nun aber, um keine Zeit mehr zu verlieren, nahete ich mich leise mit geschlossenem Visire dem furchtbaren Schläfer, und ein Gott muß es mir eingegeben haben, daß ich das nackte Schwert, welches neben ihm lag, wegnahm und behutsam verbarg; denn nicht aus Vorsicht that ichs; mich unerkannt tödtend sollte er ja seinen Schwur brechen; ich war dem Tode geweihet und zum Sterben bereitet. Oder konnte ich etwa hoffen, den Zauberer zu erlegen, so lange er den schützenden Ring an seiner Hand trug? Dennoch trieb es mich, auch jetzt den Dolch aus seinem Gürtel zu ziehen; aber ich weckte den Schläfer. — Hastig sprang er auf, ich scheu zurück, der Stahl entfiel meinen Händen; ich zog mein Schwert, doch schon hatte mich der Wüthende erreicht und mit eisernen Armen meinen Leib so heftig drückend umfaßt, daß ich nicht mehr zu athmen vermochte. Er hielt mich schwebend in der Luft und wollte mich eben zu Boden schleudern, da hob ich mit beiden Händen mein Schwert auf, sein schwarzes Herz zu durchstoßen; aber schneller, als ich, griff er hinein und entriß mir die Waffe. — Ich lag am Boden, der Helm war mir entfallen und eben wollte der Wüthe-

rich mit erhobenem Stahl den letzten Streich vollführen, als er plötzlich, gleich einer Bildsäule, in dieser drohenden Stellung stehen blieb und das Ruhebette, das Zelt, das ganze Lager verschwunden war. Die Morgensonne ging eben auf und ich lag unverwundet unter freiem Himmel im hohen, schwellenden Grase, indem ich staunend zu der Gestalt des riesigen Zauberers empor sah, die mit gezücktem Schwerte unschädlich, unbeweglich, stumm über mir dastand. Nachdem ich mich erhoben hatte, betrachtete ich das Wunder näher, betastete die starren Gelenke, und wie ich mein Schwert seiner krampfhaft geschlossenen Rechten entwinden wollte, sah ich, welch' glückliches Geschick es war, das mich von unvermeidlichem Tode errettet hatte. — Es fehlte nämlich dieser seiner rechten Hand der Zeigefinger sammt dem Zauberringe, den er an demselben trug; und er selbst hatte ihn von seinem Körper getrennt, als er in mein Schwert greifend, mir dasselbe entriß, um denjenigen zu tödten, dessen Leben zu schützen er unwiderruflich beschworen hatte. Freudig hob ich jetzt den neben mir im Grase liegenden Zeigefinger sammt dem daran haftenden Talisman auf; da erscholl aus der Ferne Cymbeln- und Paukenklang; immer näher tönte die Kriegsmusik, und endlich um eine Waldecke bog, fröhlich die Fahnen schwingend, mein todt geglaubtes, tapferes Heer. Denn in demselben Moment, als Katuator seinen Ring verlor, war der Zauber gelöst, die Phantome, die er anführte, waren verschwunden und meine gefallenen Krieger aus ihrem todähnlichen Schlafe erweckt.

Nachdem ich jetzt einen Eilboten abgefertigt hatte, um Dilara meine wunderbare Rettung zu berichten, ließ ich meinen verzauberten Gegner in feste Bande schlagen; denn obgleich unbeweglich, so lebte er doch; das Blut strömte heftig aus den zerschnittenen Schlagadern seiner Hand, und fürchterlich rollten vor Schmerz und Zorn die funkelnden Augen. Ich ließ seine Wunde verbinden, und in eine Sänfte gesetzt und von zahlreichen Wachen umgeben, folgte er langsam unserm Zuge nach der Hauptstadt. Eine Tagereise vor derselben kam mir Dilara entgegen, und womit soll ich das Entzücken vergleichen, mit welchem die Treue in die Arme ihres schon als todt beweinten, wiedergefundenen Gatten stürzte? Wer an der Seite eines liebenden und geliebten Weibes, nach peinlich verzehrendem Fieber, im jungen Frühling die Wonne der Genesung doppelt gefühlt hat, ahne, was wir empfanden!

Im Triumph wurden wir in die Stadt geführt und einen vollen Monat währten die Feste, die man zum Gedächtniß des Sieges und den schützenden Göttern zum Danke freudig beging. — Indessen hatte ich nicht der warnenden Stimme des Tempels vergessen, die uns geboten hatte, das Glied dem Körper wiederzugeben, und ich ließ zu diesem Endzwecke den hohen Rath, die Priester und das Volk zu einer feierlichen Versammlung auf einem freien Platze vor meinem Palaste an den Ufern des Glutstroms laden, und nachdem auch der Zauberer herbeigebracht war und ich die versammelte Menge an das Gebot der Götter erinnert hatte, weckte ich ihn durch dreimalige Berührung mit dem Ringe aus seiner Verzauberung. Hierauf ward ihm verkündet, wie ich nicht gesonnen sei, meine Hände mit ungerechtem Gute zu beflecken und daß ich ihm daher seinen Ring wieder zurückgeben wolle, jedoch nur unter der Bedingung, daß er vorher bei der Krone seines Schlangenhauptes schwören müsse, das Reich der fünf Republiken nicht nur nicht zu gefährden, sondern selbst im Fall der Noth mit allen seinen Kräften zu schirmen und zu schützen. Aber der Wüthrich antwortete: daß er wohl wisse, was die Götter uns geboten, und daß sie selbst beschlossen hätten, das Reich zu verderben; denn würde ihm der Ring gegeben, so sollte die Rache nicht ausbleiben, und würde ihm derselbe vorenthalten: so hoffe er Alles vom Zorne der beleidigten Götter. — Bestürzt verstummte das Volk; doch ich verlor die Fassung nicht und nahm also das Wort: „Frohlocke nicht zu früh, verruchte Ausgeburt der Hölle, denn wisse, daß ich auch ohne Deinen Schwur des Himmels Spruch erfüllen und das Glied seinem Körper wiedergeben kann. Ehe noch die Sonne untergeht, sollst Du sammt Deinem Ringe und Deinem Finger in einem Grabe ruhn.“ — Da erblaßte der Wütherich, und mit verbissenem Grimme sprach er: Du bist doppelt mein Sieger, in That und Wort, und ich ergebe mich dem Starken!“ Darauf beugte er sein Knie vor mir und that wirklich den vorgeschriebenen Schwur. Doch als ich ihm jetzt seinen Ring wiedergegeben hatte, sprang er hoch auf vor Freude und rief kreischend: „Nun bleibt die Rache doch nicht aus, denn wie ich Fleisch und Stahl und Feuer mische, so säe ich großes Unglück aus, das über drei Mal sieben Jahren aufgehen wird in diesem Lande! So räch' ich mich in meiner letzten Stunde!“ Mit diesen Worten warf er seinen Finger mit dem daran haftenden Stahl in den Glutstrom und fiel rückwärts an dessen Strande entseelt zu Boden. Blaue Blitze zuckten in demselben Momente aus dem glühenden Flußbett empor, die Erde erzitterte und in ihren Tiefen krachte es donnernd. Und noch war der Verwirrung und des rollenden Donners kein Ende, als Konon, der fürstliche Oberpriester, den heiligen Stab erhob und das Volk zur Ruhe ermahnte. „Laßt uns,“ rief er, „laßt uns der Götter Willen, so weit es blinde Sterbliche vermögen, demüthiglich erfüllen!“ So redend ging der siebenzigjährige Greis, und kühnen Eifers voll ergriff er des Katuator's riesenhaften Leichnam und wälzte ihn in die flammenden Wellen, indem er mit zum Himmel erhobenem Blicke sprach: „Wie Ihr geboten, mögen Glied und Körper in Einem Grabe vereint ruhen!“

Gnädiglich hörten die Götter die Stimme ihres getreuen Dieners, die Elemente waren besänftigt und auf das grause Getöse erfolgte eine feierliche Stille.

Da stimmte Konon das heilige Lied an, und umgeben von seinen Priestern, führte er uns unter lautem Gebet in den Tempel. Denn die Stimme des Tempels mußte befragt werden, was bei so unerwarteten Ereignissen zu thun sei; und nachdem die heiligen Gebräuche vollbracht waren, antwortete sie gnädiglich also:

„Große Gefahren drohen dem Reiche, und der sie abwenden kann, soll noch geboren werden. Aber getrost, mein Volk! es wird sich der Retter herrlich verkünden mit Worten, die kein Sterblicher ihn lehrte, und wenn er spricht, dann aus dem Hause, wo seiner Mutter Mutter wiederkam, verjaget die fremden Bewohner und führt das Knäblein in das Land seiner Väter.“

Großer Jubel war unter dem Volke, als es die tröstenden Worte aus dem Munde des Tempels vernahm, die unzweideutig gewisse Rettung versprachen; aufs Neue wurden Dank- und Siegesfeste gefeiert und des Glücks und der Lust war kein Ende.

Die Feierlichkeiten waren jetzt vorüber, da sandte ich ein starkes Heer nach dem Reiche Katuator's, ließ solches in meinem Namen in Besitz nehmen und unserer Republik einverleiben. Auch erfüllte ich zu gleicher Zeit einen alten Wunsch meiner Gattin, indem ich den Leichnam ihrer königlichen Mutter von dort her nach unserm Lande herüberschaffen und ihr zu Ehren das prächtige Grabmal aufrichten ließ, welches zugleich das westliche Thor des Reiches bildet und zu den siebenzig beweglichen Gebäuden gehört. Denn nur vier Thore hat das Reich, nach den vier Himmelsgegenden benannt, und außer diesen sind noch sechs und sechszig Gebäude so beweglich gebaut, daß sie durch ein Räderwerk in kurzer Zeit auf die Oberfläche der Erde hinaufgeschoben werden können; und dieses Grabmal ist unser westliches Thor; ein goldenes Storchnest krönt seine Spitze und meine Gattin und ich selbst in schottischer Bauerntracht stehen, von weißem Marmor gebildet, am Fuße desselben.

Dabei versäumte ich nicht, mein angefangenes Werk fortzuführen, und es wurde unablässlich an der Versenkung des Landes gearbeitet. Während dieser und anderer Geschäfte waren bereits sechs Monate verflossen, als meine Gattin die Stunde ihrer Entbindung nahe fühlte. Der Oberpriester und die Großen des Reiches versammelten sich, und in ihrer Gegenwart (aber durch einen leichten Purpurvorhang ihrem Anblicke entzogen) genas sie glücklich von einem Sohne, und wäre ich nicht selber Zeuge der Begebenheit gewesen, die ich sogleich erzählen will, ich würde es nimmer geglaubt haben. Als man nämlich nach Brauch und Sitte das neugeborene Kind dem Oberpriester überreichte, sprach der Knabe laut und vernehmlich: „Ich bins, der Euch verkündet, drum jaget aus dem Hause, wo meine Mutter ward geboren, die Fremdlingsbrut heraus und leget mich hinein!“ — „Wer bist Du, Kind der Götter?“ sprach Konon; „verkünde uns ein Mehreres!“ — Aber der Knabe sprach nicht mehr, sondern geberdete sich wie andere Kinder, schrie erbärmlich und ward nur erst an der Brust seiner Mutter beruhigt.

Das Volk, dem die nähern Schicksale meiner Gattin unbekannt waren, pries mich als einen glücklichen, Gott geliebten Mann, während die Wenigen, denen ich unsere Lebensgeschichte vertraut hatte, mich einen unglücklichen Vater nannten; denn nur zu deutlich wurden jetzt die Worte des Tempels. In seiner Väter Land mußte der Knabe geführt und in dasselbe Nest, in welchem seine Mutter geboren worden, hineingelegt und seinem Schicksale überlassen werden; so deuteten es die Priester und so vollführte ich es in stiller Unterwerfung, in welcher mich Dilara nicht nur nicht wanken machte, sondern voll vertrauender Demuth mächtig bestärkte. Meinem treuen Diener Zaroander vertraute ich den neugebornen Knaben; er war es, der mit frommen Händen den Willen der Himmlischen pünktlich erfüllte, indem er allein mit dem Kinde die weite, beschwerliche Reise unternahm. Fremde Brut hatte in dem beschriebenen Neste seine Wohnung eingerichtet; junge Adlerbrut. Sie wurde heraus getrieben, das Kind hineingelegt und seinem Schicksale überlassen. Denn also wollten es die Priester; nicht länger

durfte er weilen und Sorge um das Knäblein tragen, allein wollte der Himmel sich dessen erbarmen.

Aber nach Jahresfrist erlaubte mir die Stimme des Tempels, Erkundigungen über mein Kind einzuziehen; ich erfuhr, daß ein Landbewohner sich seiner erbarmt hatte, und von der Zeit an erhielt ich alljährlich Nachricht von meinem Knaben.

Morgen werden es zwanzig Jahre, daß ich von meinem Sohne getrennt ward, und morgen ist der gesegnete Tag, an dem uns glücklichen Aeltern das lange ersehnte Kind, das einzige, wieder geschenkt wird. Dank, ihr Himmelsmächte, Dank für diese jugendliche Freude im Herbste meines Lebens! Und seht, ich klage nicht, daß schwere Leiden seiner warten — denn euer Wille ist es, daß Mißgeschick unser Herz erweichend stärke, auf daß wir in Thränen aufwärts schauen und lieben lernen in Schmerzen die waltende Weisheit der gütigen Götter.

Mit diesen frommen Worten endigt der König von Ga seine Lebensbeschreibung, so wie der gelehrte Don Maria de Colibrados deren Uebersetzung. Beide aber lassen, zu ungemeinem Mißvergnügen des deutschen Translators, eine Menge angedeuteter Dinge in einem unangenehmen Helldunkel. Kein Wort, wer der blaue Alte war, der den schönen Jüngling zurückbrachte, oder dessen angeblicher Bruder, der den kleinen Grande empfing. Eben so undeutlich ist die Historie über die Automate, und scheint hier sogar, wie überall, wo vom Staate, Tempel und Kriegsheere die Rede ist, sich zu widersprechen. Auch fallen die Personen zuweilen aus ihrem Charakter. Wie z. B. kann ein so weiser König einem so einfältigen Bauer seine Lebensgeschichte zuschicken, und weßhalb gebeut er ihm so drohend, die Beschreibungen der Maschinen zu vergraben? — Ueber letztern Umstand jedoch möge man eine Conjectur erlauben. Es scheint nämlich — und die neuliche Versenkung des Thurms an der londoner Brücke bringt darauf — es scheint nämlich, daß der König Edwin jene Beschreibungen lediglich aus angestammter Vaterlandsliebe nach Großbritannien schickte und sie in unruhigen Zeiten dort weislich vergraben ließ. Nun hat man das Kästchen wahrscheinlich später aufgefunden und aus demselben gehen jetzt alljährlich die neuen Erfindungen der Engländer hervor, die auch das Festland, nur etwas später, benutzt — als da sind: Dampfschiffe, Dampfwagen, die ultima ratio des Dampfes, nämlich Dampfkanonen nebst dazu gehörigen Dampf-Staatspapier-Mühlen: ferner Dampfpressen, durch welche auch Setzer und Schreiber getrieben werden, Gaserleuchtung für Fabriken und Universitäten, Woll- und Romanspinnereien sammt angehängten Uebersetzungsmaschinen und dergleichen mehr, was wir auf dem Continent hier immer noch für intellectuell halten, und welches jenes gewaltiges Inselvolk schon durch niedere mechanische Kräfte hervorbringt.

Was nun aber die fernere Geschichte des im Storchneste gefundenen Prinzen und der schönen Fischerstochter betrifft: so war dieselbe durchaus nicht aufzufinden, und kann die eifrigste Leserin hierüber nicht so ungehalten sein, als es dem deutschen Uebersetzer in tiefster Seele schmerzt, daß er hier leider nur ein Bruchstück geben konnte. Er würde, um solchen Uebelstand zu beseitigen, sich sogar entschlossen haben, diese wunderbare Historie aus eigenen Mitteln zu vollenden, wenn ihm die Musen nur jene schöpferische und heut' zu Tage so vielen Tausenden verliehene Dichtergabe nicht gänzlich versagt hätten. In diesem beschämenden Gefühle beispielloser Verwahrlosung bleibt ihm nur Ein Trost, nur Eine Hoffnung. — In Haiti nämlich, in jenem allerchristlichen Lande, wo man auch den schwarzen Nächsten liebt, wohnt dem Uebersetzer ein Gastfreund, oder vielmehr, er wohnt jetzt nicht da, indem er auf einer Reise im Innern Afrika's begriffen ist. Dieser Neger, ehemaliger Kammerhusar jenes Diplomaten, dessen Sohn Uebersetzer erzog, schreibt demselben aus Gani, einer noch unbekannten, afrikanischen Stadt, einen äußerst merkwürdigen Bericht, der die Ueberzeugung giebt, daß sich dieser schwarze Staatsbürger nicht nur in dem unterirdischen Reiche Ga befindet, sondern auch in dem dortigen Tempelarchive der Lebensbeschreibung des Königs Kalv und der Fischerstochter bereits auf der Spur ist. Sobald nun, wie kaum zu zweifeln, die seltene Handschrift eingehen wird, so soll auf der Stelle, und noch schneller, als man den großen Unbekannten verdeutscht, eine Verdolmetschung derselben erscheinen, indem Uebersetzer sich rühmen kann, die Sprachen und Schriften aller Völker zu verstehen: vom Französischen an, das Jedweder parlirt, bis zur persepolitanischen Keilschrift, die noch Niemand entziffert hat. Mit welcher Versicherung sich der Schreiber dieser Blätter seinen Landsleuten ehrerbietig empfehlen will.

Robert Roberthin,

geboren zu Königsberg im J. 1600, ward brandenburgischer Rath und Obersecretär bei der Regierung zu Königsberg in Preußen. Er starb daselbst am 7. April 1648.

Seine Gedichte größtentheils mit dem pseudonymen Namen Berintho unterzeichnet, finden sich in H. Albert's Arien etlicher theils geistlicher, theils weltlicher Lieder zum Singen und Spielen. 5 Thle. Fol. Königsb. 1638—50. Eine Auswahl derselben in Herder's Stimmen der Völker, 2 Th. Leipzig 1778, u. in Müller's Bibliothek, Th. 5.

Ein Anhänger der ersten schlesischen Schule suchte sich R. vorzüglich nach Opitz und ausländischen Dichtern zu bilden und verstand es namentlich Form und Sprache mit Gewandtheit und Correctheit zu behandeln.

Marie Sophie von la Roche,

geboren am 6. December 1731 zu Kaufbeuern, Tochter des berühmten Arztes von Gutermann, Wieland's vertraute Freundin, verheirathete sich 1754 mit dem kurmainzischen Hofrathe Georg Max von la Roche, welcher später kurtrierscher Staatsrath in Koblenz war. Nachdem er in Ungnade gefallen, lebte er mit seiner Familie seit 1780 in Speier und später in Offenbach, woselbst er auch 1789 starb. Auch nach ihres Gatten Tode wohnte Sophie v. la R. an diesem Orte und starb daselbst am 18. Febr. 1807.

Ihre Schriften sind:

- Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Herausgegeben von Wieland. 2 B. Leipz. 1771.
- Rosaliens Briefe. 4 Bde. Altenb. 1779—91.
- Moralische Erzählungen. 2 Sammlungen. Mannh. 1782—84; 3. A. 1823.
- Briefe an Lina. 3 Bde. Mannh. u. Leipz. 1785—97. N. A. 1807.
- Neuere moralische Erzählungen. Altenb., 1786.
- Nachlese. Mannh. 1787.
- Miß Lony. Gotha 1789.
- Schönes Bild der Resignation. 2 Th. Leipz. 1795 u. 96; 2 A. 1801.
- Erscheinungen am See Oneida. 3 Th. Leipz. 1797 u. 98.
- Mein Schreibtisch. 2 Th. Leipz. 1799.
- Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach rc. 1800.
- Fanny und Julie. Leipz. 1802.
- Liebehütten. 2 Th. Leipz. 1803.
- Herbsttage. Leipzig 1805.
- Melusinens Sommerabende. Herausg. v. Wieland. Halle 1806.

Diese vortreffliche Frau wirkte zu ihrer Zeit durch ihre Schriften höchst günstig auf die weibliche Bildung in Deutschland, da sie mit Zartheit und Innigkeit einen großen Reichthum von Erfahrungen und eine klare, faßliche Darstellung verband. Dichterische Energie und schöpferische Einbildungskraft darf man dagegen nicht von ihr verlangen; sie sucht

diesen Mangel durch Sentimentalität, wie sie damals sehr an der Tagesordnung war, zu ersetzen, wird aber eben dadurch nicht selten weitschweifig und ermüdend. Ihre beste Leistung ist die Geschichte des Fräuleins von Sternheim. —

Friedrich Rochlitz,

geboren am 12. Februar 1770 zu Leipzig, bildete sich auf der Thomasschule und der Universität seiner Vaterstadt, indem er sich dem Studium der Theologie widmete. Später gab er die Theologie auf und wandte sich nun ganz der Dichtkunst und musikalischen Theorie und Kritik zu. Er lebt als Privatgelehrter zu Leipzig, führt seit dem Jahre 1809 den Titel eines weimarischen Hofraths, und ist Ritter des großherzoglich sächsischen Falkenordens.

Von seinen Schriften sind zu nennen:

Zeichnungen von Menschen nach Geschichte und Erfahrung. Hamb. 1794.
Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie. Gotha 1796.
Einige Ideen über Anwendung des guten Geschmacks. Leipzig 1796.
Erfahrungen. 2 Th. Leipz. 1796 u. 97.
Amaliens Freuden und Leiden. 2 Bde. Leipz. 1798.
Erinnerungen. 4 Th. Züllich. 1799 u. 1800.
Charaktere interessanter Menschen. 4 Th. Züllich. 1799 ff.
Familienleben. 2 Th. Frankf. 1801 f.
Glycine. 2 Th. Frankf. 1805.
Kleine Romane und Erzählungen. 3 Th. Frankf. 1807.
Denkmale glücklicher Stunden. 2 Th. Züllich. 1810.
Neue Erzählungen. 2 Th. Züllich. 1816.
Erfahrungen. 2 Th. Leipz. 1816.
Auswahl des Besten aus sämmtlichen Werken. 6 Th. Züllich. 1821 ff.
Für Freunde der Tonkunst. 3 Th. Leipz. 1825 ff.
Für ruhige Stunden. 2 Th. Leipz. 1828.

Außer diesen Schriften schrieb er mehrere Lustspiele, Opern rc. und gab heraus:

Musikal. Zeit. 1798 — 1818.
Journal für deutsche Frauen. 1805 — 8.
Selene. 1807 — 8.
Leipz. Taschenb. 1816 — 20.
Jährl. Mittheilungen. 1821 ff.

Ein überaus angenehmer und gemüthlicher Erzähler, voll Innigkeit des Gefühls und Wärme der Gesinnung, ist R. besonders glücklich in der meisterhaften und consequenten Zeichnung der von ihm erfundenen Charaktere und in der Durchführung der trefflich angelegten Situationen, bei denen ihn seine tiefe Kenntniß der Menschen und des Lebens und eine wahrhaft fromme Gesinnung unterstützen. Seine sämmtlichen dahin gehörenden Schriften können daher als eine eben so belehrende wie anmuthige Lectüre nicht genug empfohlen werden. Gleich bedeutende Verdienste erwarb er sich um die Behandlung und Ausbildung der Tonkunst, durch seine theoretischen Arbeiten über dieselben, in welchen er den feinsten Geschmack mit gediegener Gründlichkeit vereinigt, und durch welche er sich den Ruhm erworben hat, zu den bedeutendsten musikalischen Kritikern zu gehören.

Lebenstag des Tonkünstlers*).

Morgen.

Auf nacktem Felsen lieg' ich hier,
Und über mir, in ungemeßner Ferne,
Ziehe hin der Mond, ziehn hin die Sterne:
Doch keiner, keiner blickt nach mir!
Mag ich schlafen, mag ich wachen,
Mag ich weinen, mag ich lachen:
Sie wallen ruhig ihre Bahn
Himmelab und himmelan —
Wie der Mensch in Nacht auch fleht:
Sie lassen ihn seinem trüben Sinnen!
Was über Wolken geht
Sieht zu tief das irdische Beginnen!

Doch es vernimmt mein Geist in heilger Regung
Die Ordnung ihrer himmlischen Bewegung. — —

Die Sterne sind hinabgesunken,
Die kühlen Winde eilen daher
Und wühlen trunken
Im Nebelmeer;
Und alles harrt, verstummend in Wonne,
Der Königin des Tags, der hehren Sonne. — —

Sieh! es schlägt ihre Hand
Zurück das rosenfarbne Gewand;
Sie bricht hervor mit Allgewalt,
Die hellstrahlende Göttergestalt!
Die neidischen Nebel entweichen;
Die Blumen sich vor ihr beugen;
Und sie, der Demuth zum Lohne,
Schmückt jedes gebeugte Haupt,
Das an ihre Mutterliebe glaubt,
Mit diamantener Krone — —

Da brechen die muntern Vögel das Schweigen:
Mit tausend Melodie'n
Sie durch die Lüfte ziehn,
Und gaukeln und scherzen — —
Ach, nur im innersten Herzen
Fühl' ich die Melodie'n!
Sie eilen, sie fliehn,
Ich kann sie nicht erfassen,
Muß, wie die Luft, sie verwehen lassen! —

Doch es vernimmt mein Geist in froher Regung
Den zarten Sinn melodischer Bewegung. — —

Der Mensch erwacht. Die Mühe tritt hervor
Und treibt den Mann aus seiner Hütten Thor.
Des Weibes soll er und des Kinds vergessen;
Soll dort mit leichtem, schwankenden Kahn
Die gefahrenvolle Bahn
Auf tückischgleißender See durchmessen,
Im Schweiß des Angesichts sein Brod zu essen.

Die Lieben sind daheim, doch nicht geborgen;
Es sitzen die alten Sorgen
Mit in dem stillen Kreise,
Und flüstern ängstend und stöhnen leise —

Denn mit Göttermacht
Ist der Sturm erwacht.
Zerrissen klirren
Des Weinstocks Ranken;
Mit dumpfen Aechzen
Die Pappeln schwanken;
Gleich kämpfenden Riesen die Wolken eilen.
Sturm fasset die Eichen,
Es brausen die Wipfel;
Sturm fasset die Hütten,
Es stürzen die Gipfel:
Die liebende Sonne nicht mag verweilen.
Die See steigt schäumend
In Wellen empor:
Er wirft ergrimmt sie nieder;
Die Donner rollen
Zürnend hervor:
Er hallt sie äffend wieder:
Ich hör ihn sein höhnendes Siegeslied heulen!
Und wie er höhnt,
Zerstörung dröhnt

*) Aus „Glycine" von Friedrich Rochlitz. Erster Theil.

Herauf vom Thal —
Ein herzzerreißender Weltchoral! —

Doch selbst an des Schreckens Töne
Kettet die Natur das Schöne,
Schmerz zu mildern ewig wach;
Hallt des Sturms, des Donners Weise,
Tönet sanft und tönet leise
Des Accordes Wohllaut nach.

Und es vernimmt mein Geist in ernster Regung
Den tiefen Sinn harmonischer Bewegung. — —

Doch die Natur kann nicht die Sehnsucht stillen,
Nicht in der Brust die öde Leere füllen.
Die Schönheit sucht, verschleiert, ihre Kinder:
Sie sind, dem — Müden seinen Fleiß zu lohnen,
Getrennt, zerstreut in alle Zonen,
Wo Menschen wohnen;
Und nimmer wird, sie zu vereinen,
Der Tag des Segens hier erscheinen,
Wo Menschen weinen! —

Nimm du mich wieder auf, verborgne Kammer,
Wohin nicht irdsche Freude blickt,
Nicht irdscher Jammer.
Gern kehr' ich wieder zu dir — erquickt,
Gekräftiget, obwohl ohn' innern Frieden.
Gern bin ich hier von aller Welt geschieden
Und sink' in mich zurück:
Blüht doch kein beßres Glück
Mir hienieden!

Was erhebt mir die Brust
Mit fremder, beklemmender Lust?
In Abgrund sinken die Gestalten;
Es drängt mich empor
Zum himmlischen Chor —
Wer kann, wer wird den Schwindelnden halten?

Hier schwebet in Frieden
Und seligem Leben,
Was dort verhüllt ist und geschieden:
Ich wag' es den Schleier der Göttin zu heben!
Sie winkt herauf die neue Welt,
Wo Rhythmus, wo harmon'scher Klang
Melodischen Gesang
Auf ewig fest umschlungen hält —
Ihr Götter! nicht allein laßt mich den süßen
Quell der Bezauberung genießen!
O steht mir bei, was ihr verliehen,
Aus meiner Brust hervorzuziehen!
Laßt vor dem trunknen Geist es lang verweilen:
Gern möcht' ich, was ihr gabt, mit meinen Brüdern theilen!

Mittag.

Heilige Stille,
Die meinen Sinn befängt,
Mächtige Fülle,
Die mir den Busen engt,
Frohe Erhebung,
Milde Belebung,
Wie mir von oben, werdet ihr Andern geschenkt! —

Mit des Donners wachsenden Schlägen
Halle die Pauke euch wirbelnd entgegen,
Und verhall' in ängstendes Nichts.
Feierlich und leise schwebe
Nun der Ton der tiefsten Saiten,
Daß aus ihm das Bild sich webe
Und aus Funken des vom weiten
Dämmernden, melod'schen Lichts — —

Auf der Dominante Säulen
Laßt uns hoffend hier verweilen,
Athem schöpfen zu höherer Lust.
Der du Freud' uns ahnen lassen,
Lichtstrahl, laß dich nun erfassen,
Hebe lichter die wogende Brust!
Mit des Mittags hellem Flimmer
Glänze deiner Schönheit Schimmer,
Vielgefärbt, wie der Demant spielt;
Auf des raschen Allegro Wegen
Leuchte du uns mild entgegen:

„Glücklich, wer für Töne fühlt! —"
Doch du stammst vom hohen Himmel:
Sinke nie zum Lustgetümmel,
Das der Rohheit nur gefällt!
Ernster soll auch Freude glühen,
Darum werden, Melodieen,
Tiefverborgne Harmonieen
Eurem Wechsel zugesellt.
Wie, den Frühling zu gebären,
Auf den seegenerwartenden Fluren
Sich die feindlichen Naturen,
Wärm' und Kält' umarmen müssen:
So laß' ich euch nun gewähren;
Beide sollt zum Ziel ihr fliegen,
Keine dienen, keine siegen,
Sollt euch, mild befruchtend, küssen. —

Und sie schweben empor
Enger und froher umschlungen,
Und die eitlen, kränkelnden Leiden
Meines Herzens sind bezwungen.
Wie die Sonn' auf ihrem Lauf
Ruhig den irdischen Wechsel schaut;
Wie dem Bräutgam, eilt er zur Braut,
Nicht vor dem Sturm, vor dem Räuber graut,
Schwebt auf dem Fittig des Wohllauts auf,
Wer seinem Fluge sich anvertraut. — —

Der Mittag legt sein strahlenreiches Haupt
Noch brünstger an die heiße Brust der Erde.
Ihr stillstes Kind, die Blume, sinkt, beraubt
Der Jugendkraft, und harrt, und glaubt,
Daß sie nicht sterben, daß sie neu erquicket werde.
Der Vogel schlüpft in seines Nestes Schatten,
Das Wild sucht in der Felsenkluft den Gatten:
Zu allen neigt sich sanft die Ruh.
Der Mensch allein darf nicht ermatten,
Er schließet nicht das müde Auge zu.

Schwind' auch mir nicht dahin,
Kraft, die das Schöne erzeugt;
Rege linder den Fittig,
Psyche, aber nicht hemme den Flug.

Des Adagio Bahn
Schlinge sich ebner dahin:
Wie der labenden Quelle
Fließend Krystall über Perlen schleicht.

Zartere Melodie
Beuge des Hörers Gemüth
Zu der Schwermuth Gefühlen;
Mahn' ihn, er sei noch der Erde verwandt.

Klage, du Flötenlaut,
Klage, du milder Fagott,
Und die schwirrende Geige
Wage gedämpft nur zu wechseln mit euch.

Lebensmuth, willst du versinken? —
Laß den Weichling Thränen trinken,
Bis das matte Herz ihm bricht!
Kunst im Land der Liebe thronet,
Wo des Lebens Herold wohnet,
Nicht, wer Todtenkränze flicht!
Heiter ist der Gott der Spiele;
Dornen hat die Ros' am Ziele,
Aber sie verletzen nicht.

Leichter Sinn,
Tändle dahin
Durch das Rondo, wie durch's Leben;
Wecke das Herz
Zu flüchtgem Scherz:
Wolle nicht tiefer, nicht höher streben
In den Wolken
Spielen Farben
Zwecklos — und doch, wie schön erglühend
Auf den Wiesen
Lächeln Blumen
Fruchtlos — und doch, wie lieblich blühend
Es sinkt die Sonne,
Es schmilzt in Grau,
Ihr gespaltenes, buntes Licht;
Die Schäferin
Im flüchtgen Tanze
Zertritt die Blumen —
Weiter ins Leben! das kümmre dich nicht!
Wenig Stunden —

Sieh, die Wolken
Erglühen vom neuen;
Wenig Stunden —
Sieh, die Blumen
Erblühen vom neuen:
Magst dich ihrer auch wieder erfreuen!

Also flattre auch du,
Leicht beschwingetes Lied,
Immer neu, und immer
Das lieb gewordene Alte!
Keiner der Hörenden frage,
Was er in dir vernommen:
Leicht kehr' er zurück
In das schwere Leben,
Er, der mit trüben Ernst
Aus dem schweren Leben gekommen. —

Ja, ich darf mich dein erfreuen,
Meiner Liebe jüngster Sohn!
Andern Rosen hinzustreuen
Sei dein Glück und sei mein Lohn.
Bald wirst du vielleicht vergessen,
Bald wirst du vielleicht verdrängt:
Nur nach irdischem Ermessen
Wird, was ist, in Zeit beschränkt!
Mag der Lebende vergehen:
Leben — Leben muß bestehen!
Es wechseln die Stunden der Erdenwelt:
Doch die sie schaffen in endloser Ferne,
Stehn ohne Wandel — die strahlenden Sterne —
Am alles umspannenden Himmelsgezelt! —

Abend.

Der Tag verlischt im dunkelglühnden Meere,
Die Dämmrung waltet auf der stillen Au;
Hernieder steigt die Mutter Nacht, die hehre,
Die müde Tochter labt ihr kühler Thau.
Daß uns der Farben Spiel nicht mehr bethöre,
Malt die Natur sich in ein einfach Grau.
Der Schlummer löst des Trauernden Gedanken,
Genesung gaukelt um das Haupt des Kranken.

Doch du, mein Geist, auch du willst schon ermatten?
Die Nacht hüllt ja für dich die Erde ein!
O daß du dich vom Spiele trüber Schatten
Erhöbest zu der selgen Geister Reihn!
Wo mit der Ewigkeit sich Zeiten gatten,
Da sollte — da, jetzt deine Heimath sein.
Blick' auf, und sieh mit heiligem Entzücken,
Wie Gottes Tempel tausend Sterne schmücken!

Dort, wo Orions mächtge Sonnen glühen,
Kein Wechsel Brüder trennt, die sich vereint,
Der Unschuld Schwan die Silberbahn zu ziehen
Durch stille, nie bestürmte Meere scheint:
Dorthin von Erdeneitelkeit zu fliehen,
Zu lauschen, wen der Sphären Wohlklang meint —:
O daß ein Seraph mich dazu erfrischte,
Und würdig mein Gesang sich seinem mischte! — —

Wie durch die Ulme festgehaltne Reben,
Sonst schwankend, frei nun auf zum Himmel sehn;
Wie, von den zarten Ranken leis umgeben,
Der Ulmen Schaffte nun verschönert stehn:
So soll der Tonkunst schöner Engel neben
Des Dichters heilger Muse liebend gehn!
Erscheint mir Davids, Klopstocks Lichtgestalten;
Den Schwächern würdigt, der euch schmückt, zu halten!

Unendlicher*),
Der Welten Herr,
Deß Namen laut genannt von Himmeln werden,
Dich darf auch nennen ich, der Sohn der Erden!

Des Säuglings Lächeln und des Kindes Lallen
Läßt deine Vaterhuld sich wohlgefallen;
Denn Unschuld nur vermag dein Reich zu gründen,
Durch Unschuld stürzt allein der Thron der Sünden! —

Wenn ich erstaunt dein ewig Werk betrachte,
Auf deiner Himmel Heer in Demuth achte:
Was ist mir dann der Mensch, deß du gedenkest?
Der Erdensohn, daß du sein Schicksal lenkest?

Doch du erhebst ihn hoch! Genossen deiner Geister,
Hast du mit Ehr' und Zier ihn ausgeschmückt;
Von dir gesetzt zum unbeherrschten Meister,
Zu seinen Füßen er die Erd' erblickt.
Nicht nur das sanfte Lamm, der ruh'ge Stier —
Ihm beugt sich auch des Löwen Mordbegier!
In Meeren regen sich der Ungeheuer Heere:
Er bahnt sich sichre Wege durch die Meere!
Unendlicher,
Der Welten Herr,
Deß Namen laut genannt von Himmeln werden:
Heil! dich darf nennen auch der Sohn der Erden! —

*) Nach dem achten Psalm Davids.

Faustina Hasse*).
(Ein Portrait.)

Der würdige Mann, der schon meine Kindheit zur Tonkunst hinleitete, meiner Jugend freundlich mittheilte, was in dieser Kunst mitgetheilt werden kann und ich aufzunehmen vermochte, der späterhin, noch als ein heiterer, lebensmuthiger Greis, mein Freund war — Johann Friedrich Doles, hatte in seiner frühesten Zeit als Sänger an den glänzenden Festen Theil genommen, die der Musik vom letzten der sächsischen Könige von Polen in Dresden gefeiert wurden. Die Fürstin dieser Feste, und besonders der weltberühmten, damals wahrhaft großen Oper — Faustina Hasse, hatte den erwachenden Jüngling zuerst zu dem Bewußtsein gebracht, er habe ein Herz. Er huldigte ihr, wie der Schwärmer dem Monde, der, ohne von ihm zu wissen, seine kalten Schimmer auch ihm zuwirft, weil er nun eben unter der Menge mit da ist. Doles durfte sie hören, sie betrachten, ihr huldigen, und dadurch sich ihr — wenigstens näher träumen, daß er sein Leben derselben Göttin weihete, welche Faustinen unter ihre Priesterinnen aufgenommen hatte. Späterhin, als Mann, hatte er Gelegenheit und Fassung, sie ruhiger zu beobachten: da verblich freilich die Glorie um ihr Haupt, aber sie verwandelte sich doch in einen sehr schönen Schleier, so daß er auch als Greis nie ohne Begeisterung und Jugendfeuer von der seltenen Frau sprach. Mehr um ihn, als um mich zu befriedigen, ließ ich mir oft von dieser Juno-Faustina erzählen, und es liegt nicht an ihm, wenn nicht ihr vollkommen getroffenes Bild in vollem Leben vor meiner Seele schwebt.

Als ich vor mehrern Jahren zum erstenmal in das Pastellzimmer der Dresdner Gallerie trat, wo die interessantesten Weiber vom Hofe der Auguste, meistens durch die Kunst der Rosalva, in ewigem Frühling blühen, erinnerte ich mich jener bedeutenden Frau, und dessen, was ich von ihr wußte. —

Ist die Hasse unter diesen Weibern? fragte ich meinen Gefährten.

Allerdings! —

Zeigen Sie mir sie nicht: ich will versuchen, sie selbst aufzufinden.

Ich suchte: endlich fielen meine Augen auf ein Portrait, das mich festhielt und mir ins Gedächtniß brachte, was dort Lessing seinen Prinzen vom Bilde der Orsina sagen läßt: „O ich kenne sie, diese stolze, höhnische Miene, die auch das Gesicht einer Grazie entstellen würde! Ich leugne nicht, daß ein schöner Mund, der sich ein wenig spöttisch verziehet, nicht selten um so viel schöner ist. Aber, wohl gemerkt, ein wenig. — — Auch müssen Augen über den wollüstigen Spötter die Aufsicht führen — Augen, wie sie die gute Gräfin nun gerade gar nicht hat —." Wie sie aber diese Faustina hat!

Das ist die Hasse, sagte ich; oder ich bin schlecht unterrichtet.

Sie haben recht, es ist die Hasse, antwortete mein Gefährte. —

Die Wiederholung dessen, was ich von ihr wußte, machte mir nun viel Vergnügen: vielleicht vermag ich's, wenigstens einen Theil desselben dem Leser zuzuwenden, zumal da ich ihm Einiges erzählen kann, was öffentlich niemals bekannt worden ist. Hierunter möchte vielleicht schon folgender, in diese Vorrede gehörender Zug sein.

Die talentvolle Rosalva hatte die meisten Schönheiten jenes Hofs schon gemalt; man wünschte, daß auch Faustina ihr sitzen möchte: diese verschmähete es immer. — Ich will von keinem Weibe gemalt sein! sagte sie. Die Maler an Augusts Hofe

*) Aus „Glycine" von Fr. Rochlitz. Zweiter Theil.

waren ihr aber auch nicht recht; gezierte Lecker, nannte sie sie. Endlich, in nicht mehr ganz jugendlichen Jahren, gab sie der Künstlerin nach. Fast alle Weiber hatten sich irgend einen poetischen Charakter geben lassen: die eine ließ sich als Frühling, die andere als Muse u. dergl. aufführen. — Als was wünschen Sie dargestellt zu sein? fragte die Rosalva. Als was —! erwiederte jene stolz: als Faustina Hasse! —

Sie war zu Venedig im Jahre 1700 geboren. In ihrer nicht gemeinen und wohlhabenden Familie erhielt sie von früher Kindheit an die beste, wenigstens die feinste Erziehung. Schon in dem Kinde keimte ein ausgezeichnetes Talent für die Tonkunst empor, und gar bald erweckte dies Talent überall Aufmerksamkeit, selbst in jenem Vaterlande musikalischer Talente. Die Ältern ließen sie nun für eine Laufbahn bilden, auf welcher damals mehr als je Bedeutsamkeit, Ruhm und Gewinn zu finden war: man erzog sie für den dramatischen Gesang. Faustina bekam die vortrefflichsten Lehrer. Unter der gründlichen und strengen Leitung derselben bereitete sie sich, mit größtem Eifer und doch ohne Hastigkeit, auf jene Laufbahn vor; unter der schmeichelnden Leitung ihrer geheimern Neigungen aber auch auf ein lyrisches Leben in anderm Sinn. Das erste Theater ihrer Vaterstadt drang mit den anständigsten Erbietungen in sie und in die Ältern, daß sie schon jetzt in einigen bedeutenden Kinderrollen auftreten möchte: Faustina war durchaus nicht dahin zu bringen; sie wollte ruhig die Zeit abwarten, wo die Knospe eigene Kraft gesammelt haben würde, die verdeckende Hülle zu durchbrechen und in blendendem Purpur sich der Sonne zuzuwenden.

Nicht eher, als in ihrem sechzehnten Jahre trat Faustina zum erstenmal öffentlich auf — aber dann auch gleich als Heldin in einer heroischen Oper. Vielleicht hat Venedig nie ein glänzenderes Debüt gesehen. Ihre jugendliche Schönheit eroberte die Herzen der Anwesenden; ihr trefflicher Gesang, unterstützt durch edles Spiel, sicherte ihr die Eroberung. Man übersah um ihretwillen, was man bis dahin verherrlicht hatte — wenigstens that es die Jugend Venedigs: bei ihr hatte Faustina keine Nebenbuhlerin. Nur Ein Kennerohr war mit ihr unzufrieden, und setzte sie, in Absicht auf Stimme, und noch mehr in Absicht auf Kunst und Erfahrenheit der bisherigen ersten Sängerin nach; und dies Kennerohr war — ihr eignes. Du kannst dich mit ihr nicht messen, sagte sie zu sich selbst; du mußt sie verdunkeln!

Sie trat eine geraume Zeit nicht wieder auf; wählte in der Stille die damals neue, freiere Methode des Bernacchi, wendete den unermüdlichsten Fleiß auf sie, und auf das von der Rivalin, nach italienischer Sitte, vernachlässigte Recitativ; zeigte sich nun erst dem Publikum wieder, und als eine ganz neue Gestalt —: da errang sie denn den Sieg, mit welchem sie selbst zufrieden war. Diese von ihr gewählte Methode wurde nun die herrschende, bald darauf die einzige.

Häusliche Verhältnisse, ihre von Kindheit an gehegte Sehnsucht, die Welt zu sehen, und die erwachende Ahnung, sie gehöre an einen Hof, machten, daß sie bald von Venedig weg, in das glänzende Florenz ging. Ihr Auftreten war Fortsetzung ihres Triumphs in der Vaterstadt. Sonette regneten auf sie herab *), Denkmünzen ließ man auf sie schlagen, die vornehmste florentinische Jugend lag zu ihren Füßen: sie nahm das alles mit Wohlgefallen, doch als gebühre sich's und verstehe sich von selbst, auf, hielt ihre Anbeter, und die vornehmsten besonders, in wohlabgemessener Entfernung, und beglückte sie nur durch ihre Kunst und ihre bezaubernden geselligen Tugenden.

Ich weiß nicht, was ihr auch diesen reizenden Aufenthalt nach einigen Jahren verleidete. Vielleicht war es nur das: sie kannte nun Italien und wurde von Italien gekannt, der Huldigungen daselbst war sie gewohnt, sie wünschte ihren Ruhm auch unter andere Nationen verbreitet und sich von ihnen verherrlicht zu sehen. Nicht unerwünscht kam ihr daher ein Ruf nach Wien, und die funfzehntausend Gulden jährlichen Gehalts mochten ihr wohl auch nicht unerwünscht kommen. Doch begnügte sie sich mit diesen nur unter manchem Vorbehalt, wodurch sie sich dem Publikum selten machen konnte. Sie war vier und zwanzig Jahre alt, als sie nach Wien kam; man pries ihre Kunst, man huldigte ihrer Schönheit: aber sie fand doch auch Weiber, die sie in beiden Vorzügen, wenn auch nicht vereint, übertrafen. Faustina gefiel Allen, aber nicht sich selbst; es gab Gegenparteien, und selbst der Enthusiasmus ihrer Freunde war deutscher Enthusiasmus — er brannte, gleich einer entzündeten Eiche, in ruhigem, anhaltendem Feuer, nicht wie in Italien, gleich dem Vesuv dieses Landes, in wilden Explosionen. Faustina mochte sich daran nicht gewöhnen, wurde verstimmt, und ging nach zwei Jahren nach London, im Vertrauen auf die viel gerühmte kühne Kräftigkeit der Insulaner.

In London gab es eben gewaltig viel Lärmen, und gewaltig viel Guineen. Durch eine ungeheuere Subscription hatte man die große Nationaloper auf dem Haymarket zu Stande gebracht. Der musikliebende König, als erster Subscribent, hatte ihr Ansehen, der große Händel, als Direktor, Werth verschafft. Der Zulauf und der Jubel, ein neues glänzendes Nationalprodukt geliefert zu haben, war so groß, daß es etwas Gewöhnliches wurde, Ohnmächtige oder Verwundete aus den Vorstellungen zu tragen.

Die vortreffliche italienische Oper, deren Direktor der zarte Buononcini war, war gezwungen, alle Kräfte aufzubieten, um der englischen die Wage zu halten. Buononcini entzückte durch Innigkeit und süße Melodieen den feinern, Händel begeisterte durch Kraft und gewaltige Harmonieen den lebhaftern Theil des Publikums: Händel siegte. Buononcini nahm den ersten Kastraten der Welt, den nachmaligen Herzog Farinelli, unter seine Gesellschaft; Händel setzte diesem den vortrefflichen Senesino und die reizende Cuzzoni, schlechthin der Engel genannt *), entgegen: Händel siegte. Buononcini trieb zwei Italienerinnen auf, die an Vorzügen der Cuzzoni wenig nachgaben; Händel ließ Faustinen auftreten: Händel siegte.

Wodurch nun aber zwei Weiber, wie Faustina und die Cuzzoni, friedlich neben einander erhalten? und wie ihre Parteien im Publikum? Das überstieg menschliche Kräfte, und brachte selbst den eisenfesten Händel zur Verzweiflung. Mit seiner durchgreifenden Derbheit trieb er zwar jede von diesen Damen einzeln in die Enge, brachte es aber endlich dahin, daß sie, die nie einig waren, es doch dann wurden, wann es gegen ihn ging. Die schöne Welt von London theilte sich und war glatt abgeschnitten in Cuzzoniten und Faustinianer. (Ich kann nicht dafür, wenn meine Erzählung hier, selbst bis auf die Namen, ein Stück aus der Ketzerhistorie der mittlern Zeit scheint). Die ersten begnügten sich nicht damit, ihrer Göttin den Vorzug einzuräumen, sondern wollten die Göttin der zweiten ganz vernichten. Diese thaten ein Gleiches. Die Gemeinen schlugen, nach englischer Weise, mit Fäusten drein; die Feinern forderten sich, nach vornehmern Sitten, auf Degen und Pistolen. An die Spitzen der Kämpfenden stellten sich endlich zwei Prinzen. Der junge Herzog von Bedfort reisete dem Sohne des Herzogs von Orleans sogar über den Kanal nach, und brachte triumphirend auf der Spitze seines Degens den Beweis zurück, sein Gegner sei ein Prinz von — Geblüt, und Faustina sei der eigentliche, wahre Engel. Dieser Handel hatte zu viel Aufsehen gemacht: der Hof mußte sich drein legen, und die Nationaloper ging zu Grunde. Sie würde unter solchen Umständen auch zu Grunde gegangen sein, wenn sich der Hof nicht drein gelegt hätte.

Faustina verließ London nach dem kurzen Aufenthalte von noch nicht vollen zwei Jahren, und verließ es, ohngeachtet aller Fehden, ihr zu Ehren, und aller Guineen, ihr zum Vortheil, mit lebhaftem Widerwillen gegen England. Nicht einer von denen, sagte sie noch spät in Wien — die mir ihr Gold boten und sich um mich rauften, hat Sinn gehabt für irgend etwas, das ich mir selbst als Verdienst anrechnen darf. Man lärmte um meinetwillen, weil man eben nichts Anderes hatte, und doch lärmen wollte. Des tumultuarischen Lebens endlich überdrüßig und mit erwachender Ahnung, es gebe ein stilleres und dauerhafteres Glück, kehrte sie in ihre Vaterstadt zurück, und lebte da eine Zeit lang in anständiger Zurückgezogenheit. Sie trat nicht öffentlich auf, sondern gewährete nur auserlesenen Zirkeln gebildeter Menschen den Genuß ihrer Talente.

Sie hörte in diesen Zirkeln viel Angenehmes von einem jungen, schönen, edlen und talentvollen Sachsen, der, seine Kunstbildung zu vollenden, von Neapel zurückgekehrt sei, und nun in Venedig, zwar arm, doch sehr anständig lebe, und seine Bekannten durch bezaubernden Gesang, durch geistreiches Klavierspiel, und auch durch manche feurige und genialische Komposition erfreue. Il Sassone! il caro Sassone! wiederholten besonders die Damen unaufhörlich. Man sagte Faustinen, auch

---

*) In einem noch aufbehaltenen Sonette machen ihre Verehrer ihr das sonderbare, sich selbst das schmähliche Kompliment, sie als Circe aufzustellen! In einem andern heißt es: der alte Podagrist wird zum hüpfenden Kinde, der Philosoph (der italienische —!) wirft Zirkel und Triangel weg, bekränzt sich mit Rosen; die Sterne werden aus der gewöhnlichen Bahn verlockt, und fragen einander, wenn Faustina beschlossen hat (und sie folglich wieder zu Verstande kommen): sagt, wo sind wir?

*) Es giebt aber gute und böse Engel! Unbeschreiblich reizend, als Weib und Künstlerin, war die Cuzzoni; aber der verwünschteste weibliche Teufel war sie auch. Nur an Händel fand sie ihren Mann, denn der lief im Notfall noch tumultuarischer Sturm. Sie ist dieselbe, welche der kolossale Händel einmal zum Fenster herab werfen wollte, weil sie eine seiner Arien zu singen sich aus Kaprize weigerte. Madame, oh Madame, schrie Händel, und hielt die Dame, wie Herkules den feuerschnaubenden Kakus, hoch in die Luft — je sais bien, que vous êtes une véritable Diablesse; mais je vous ferai savoir — moi! moi! — que je suis Beelzebub, le chef des Diables! —

sie müsse ihn nothwendig kennen lernen. Sie ließ sich's gleichgültig gefallen. Man lud eine Gesellschaft, und ihn unter dieser. Bescheiden, wie ein Deutscher, und im einfachsten Aufzuge, wie ein Mann, der innern Werth kennet und besitzt, erschien er; vom Schimmer der Gesellschaft geblendet, trat er muthlos zurück, bis man ihn an's Klavier führte. Er setzte sich, seine Phantasie erhob ihn über die einengende konventionelle Welt, er schien ganz ein Anderer; er spielte und sang zum Entzücken. In sich und seine Kunst versunken, bemerkte er nicht, was um ihn her vorging — am wenigsten, wie die glänzende Faustina unverwandt und bezaubert neben seinem Stuhle stand, und wie alle Gefühle, die er seinem Instrumente mittheilte, von ihrem ausdrucksvollen Gesicht wiederstrahleten. Er beschloß, — sie sagte kein Wort, aber sie fuhr mit dem Entschluß nach Hause: dieser Hasse wird dein Gemal, oder Keiner! —

Und er wurd' es, und sein Glück — wenigstens, was nun die Welt so nennet — war auf immer gegründet. Man gab ihm eine Stelle als Kapellmeister; er konnte nun sorgenfreier arbeiten, die Liebe und sein königliches Weib begeisterten ihn — er lieferte Werke, die seinen Ruf in alle Welt verbreiten mußten.

König August, der so gern um sich versammelte, was Künstler war und als Künstler Aufsehen machte, berief ihn als Oberkapellmeister, und seine Gattin als erste Sängerin, nach Dresden; Beiden wurde ein sehr großer Gehalt zugesichert. Faustina, die den jungen Gemal gern verherrlicht sehen wollte, die des zurückgezogenen Lebens denn doch überdrüßig zu werden anfing, und die vielleicht im geheim auch nach so Manchem lüsterte, was ihr an jenem Hofe der Freude und des feinern Genusses zu Theil werden konnte, und was man in Contrakten eben nicht zu spezificiren pflegt —: Faustina ermunterte ihren Gatten, dem Rufe zu folgen; er war ihr so ganz ergeben, daß alle sein Thun von ihren Wünschen abhing, — sie gingen 1731 nach Dresden. Ein ausgezeichneter Empfang und der ehrenvollste, immer zunehmende Beifall von Seiten des Hofs, wie des Publikums, überzeugten Beide, hier sei ihr Platz und hier müsse ihre Heimath bleiben.

Allzuglänzendes Sonnenlicht verkündigt aber Ungewitter. Es fand sich wirklich gar Manches für Faustinen, was im Contrakte nicht stipulirt war. Der Kampf des bessern, aber früh schon gebrochenen Willens mit alle dem, was ihm der luxuriöseste Hof entgegensetzte, war zu ungleich. — Man ließ den guten, lieben Hasse wieder nach Italien reisen, und sieben Jahre daselbst verweilen. — —

Sieben Jahre, eine Ewigkeit für das Glück einer fürstlichen Geliebten, waren vorbei, und nun änderte sich, was sich bei tausend schönen Weibern weit früher hätte ändern müssen. Faustina selbst zog sich aus gewissen Verhältnissen zurück, ehe sie ganz die Macht verlor, sie, wenn sie gewollt hätte, noch länger zu erhalten; sie klagte nie, auch mit keinem Blick; sie änderte nichts ab in dem, was Andern in die Augen fiel; sie blieb geachtet, gefürchtet sogar, auch wo man sie nicht mehr liebte: alles schien, wie vorher, und nur ihr Herz geändert. Jetzt gedachte sie endlich mit liebender Theilnahme, und bald sogar mit inniger Sehnsucht des lang entbehrten, nicht glücklichen Reisenden. Sie schrieb ihm, bat ihn so herzlich, so schmeichelnd, zurückzukommen: er kam zurück. Sie wußte seinen Empfang auf das sorgsamste vorzubereiten: alles bezeigte ihm Achtung und geneigtes Entgegenkommen; er wurde in ausgezeichnende und erwünschte Thätigkeit gesetzt, wurde für seine Arbeiten mit Beifall, Gunst und Ruhm belohnt, und auch sein häusliches Leben hatte alle — Merkmale der schönsten Familienverhältnisse.

Ob er glücklich war —? Wer könnte so fragen! Antwortet Einem das Herz, antwortet ihm die Ehre nicht, hat er aber ein geübtes Auge: so verweise ich ihn an Hasse's, nach dem Zeugniß aller, aufs vollkommenste getroffene Portrait von dem trefflichen Mengs in der Dresdner Sammlung Miniaturgemälde. Er wird finden, daß Hasse in seinem ganzen Gesicht, besonders auch über dem Auge des schwärmerisch genießenden Musikers, einen Zug hat, der deutlich aussagt: dieser Mann ist im Geheim sehr unglücklich, — einen Zug, der ganz etwas anders ist, als der Ausdruck jener ewig unbefriedigten Sehnsucht, jener nie ganz gestillten Trauer in dem Herzen des wahren Dichters oder Künstlers. — — Daß aber Hasse durch seine Gattin so glücklich war, als sie ihn nun machen konnte, läßt sich leicht denken. Er schrieb die glänzendsten Rollen seiner Opern für sie und nahm innigen Antheil an der Bezauderung, in welcher sie das Publikum noch lange erhielt: sie war erkenntlich. Sie hatte den äußern Anstand nie verletzt, behandelte nun das Ehrgefühl und die zartere Sinnesart des Gemals mit größter Schonung und Delikatesse, verschaffte seinen Arbeiten durch Aufbietung alles ihres Kunstvermögens fortdauernden Glanz: er war erkenntlich. Blickte sie dann auch zuweilen umher mit einem

Ast ego; quae Divûm incedo regina Jovisque
Et soror et conjux —

so war er der erste, der erkannte, wie sich ihr Stolz auf wahres Verdienst gründe, und ihr huldigte; schwärmte er zuweilen etwas hypochondrisch über das Vergangene und auch über manches Drückende seiner gegenwärtigen Verhältnisse, so zerstreute sie durch die feinsten Aufmerksamkeiten, durch überraschende Gefälligkeit, durch das Hinreißende ihrer Unterhaltungsgabe die Wolken, und brachte ihn wenigstens so weit, auch das Glückliche seiner Lage nicht zu verkennen und es zu genießen. Je weiter Beide in Jahren und Erfahrungen zunahmen, jemehr sich beider Phantasie kühlte, beider Leidenschaftlichkeit milderte; je mehr die gegenseitige Achtung zurückkehrte und die Vergangenheit verdeckte; die einschmeichelnde Gewohnheit sie einander näher brachte, ihre Herzen, auch in den kleinern Wünschen, aufschloß: desto mehr, desto werther, desto unentbehrlicher wurden sie einander, bis endlich in späterm Alter und anständiger Ruhe der Freund die Freundin, die Freundin den Freund wirklich sehr glücklich machte.

Diese Ruhe wurde ihnen und dem gedrückten Sachsen zugleich zu Theil, als der siebenjährige Krieg sein Ende erreichte. Die nur allzunöthige Einschränkung des Hofs setzte sie, wie die meisten bisherigen Günstlinge, außer Thätigkeit. Sie genossen aber eines beträchtlichen Gehalts, gingen eine Zeitlang nach Wien, und beschlossen ihre Tage in Faustinens Vaterstadt.

Der Charakter dieser bedeutenden und in gar manche wichtige Dinge tiefer, weit tiefer als die Staatsgeschichte bemerken wird, eingreifenden Frau geht schon aus dieser kurzen Erzählung der Begebenheiten ihres Lebens hervor. Stolz, begründet auf große Naturgaben und auf errungene, wahre Verdienste; lebhafte Sinnlichkeit, im Zaume gehalten von unwandelbarem Sinn für Anstand und äußere Ehre und Würde; Eifersucht, erzeugt durch Gefühl von Ueberlegenheit und Kraft des Geistes, und keine Beschränkung duldend, außer der freiwilligen; drückender Despotismus gegen die, welche ihr von irgend einer Seite gefährlich werden wollten, ohne ihr wirklich überlegen zu sein; Treue, bis zur Aufopfrung alles eigenen Interesses, gegen die, welche sich ihre Achtung und vertrautere Freundschaft zu erwerben wußten, — ja zuweilen selbst kecke Verwegenheit, die die ganze Gegenwart aufs Spiel setzte, zu deren Gunsten; großer und umfassender Verstand, in gleichem Gegengewicht mit Energie des Temperaments und Gluth der Einbildungskraft; periodische Geneigtheit zu Verirrungen, mehr aus Neugier, Laune und Lüsternheit, denn aus Trieb, aber selbst bei diesen ein wahrhaft vornehmer, ein adeliger Geist —: dies charakterisirte sie, als Weib.

Einige dieser Züge, die aus jener Schilderung nicht unmittelbar hervorgehen, mögen durch folgende Anekdoten belegt werden.

Bald nach Faustinens Zurückkunft aus London in ihre Vaterstadt wendete sich ein junger Virtuos an sie, der hernach sehr berühmt wurde, damals aber durch Unglücksfälle in die hülfloseste Armuth versetzt war. Sie wurde durch sein Schicksal und noch mehr durch seine Verzweiflung gerührt. Ich helfe Ihnen! entschied sie kurz und bestimmt. Der Unglückliche war so oft getäuscht worden, und wagte nicht, ihrem Worte ganz zu glauben. Zutrauen oder Entfernung — verlangte Faustina beleidigt. Ich empfehle Sie den hiesigen ersten Häusern. Sie dürfen nicht Almosen nehmen — das erniedrigte Sie auf immer; aber jene sollen Sie hören und belohnen! — Sie schrieb kurze Empfehlungen, gab sie ihm, und verlangte, er solle ihr sogleich den Erfolg melden. Faustinen hatte ihr Stolz betrogen: jene Vornehmen nahmen ihre Empfehlungen als Zudringlichkeiten auf; sie waren ohnehin mit der Künstlerin, die ihren Launen nicht diente, nicht zufrieden, — kein Einziger hatte Lust, den Unglücklichen zu hören. Er kam zurück und brachte diesen Bescheid. Faustina war bei der Toilette und schmückte sich eben zu einem Feste. Sie hörte ernsthaft zu, schwieg einige Sekunden, band ruhig die kostbaren diamantnen Armbänder los und reichte sie dem Erschrockenen: Nehmen Sie! ich habe versprochen Ihnen zu helfen! Nehmen Sie: es ist kein Almosen, sondern das gutgemeinte Geschenk einer Freundin und Kunstverwandten! — —

König August unterhielt sich einst — nach jenen sieben Jahren — während der Oper, in welcher Faustina sang, mit einer fremden interessanten Fürstin sehr angelegentlich. Faustinens Feuerblick bemerkte es, und ich weiß nicht, ob sie mehr als Künstlerin oder als Weib darüber empfindlich wurde. Sie hatte als Heldin des Stücks im Recitativ eben die Worte zu sprechen: Schweigt, ich befehl' es! — und Faustina sprach sie, ohne nur einen halben Blick von den Mitspielenden zu verwenden, mit solcher Hoheit, daß jenes Gespräch augenblicklich stockte und während der ganzen Oper nicht wieder in voriger Gemüthlichkeit fortgesetzt werden konnte.

Die allmächtige Hofpartei, die den weichlich gütigen und sorglos zutraulichen August in der unseligen Täuschung zu erhalten wußte, in seinem ganzen Lande sei man so froh und glücklich, wie an seinem Hofe, war durch ein kühnes Wagstück

eines edlen Ausländers, so unerwartet, wie durch einen Donner vom heitersten Himmel, aufgeschreckt; der König bebte vor Unruhe — etwa zwei Stunden. So geheim der Streich vorbereitet, so tödtlich er geführt, so gut alles vor dem Publikum verdeckt worden war: so schnell pflanzte sich doch der lähmende, elektrische Schlag durch Alle fort, die nah oder fern an jener Kette hielten. Auch Faustina erfuhr augenblicklich, was vorgehe, und besprach sich eben mit ihrem Gatten darüber, als ihr ein Billet von nur allzubedeutender Hand zukam: sie möchte alle ihre Zaubereien in der heut'gen Oper aufbieten. Adolph, rief sie ihrem Mann' in Begeisterung zu: ich singe heute gar nicht! Hasse trat erschrocken zurück. Unsre Herrlichkeit hier kann darüber zu Grunde gehen, fuhr sie fort; aber wir werden beitragen, tausend Klagende zu trösten. Dann nimmt die ganze Welt uns auf! — Alles Zureden des ängstlichern Mannes war vergebens, sie blieb bei ihrem Vorsatze, bis sie nach einigen Stunden erfuhr, der Ausländer sei für einen Getäuschten erklärt, seine Papiere seien vernichtet, er selbst habe sogleich die Stadt verlassen, und alles sei wieder im alten Geleise. Da sang sie denn, und alles blieb auch im alten Geleise. — —

Als Sängerin war sie nicht ganz das, was wir heutiges Tages groß nennen; aber das, was man zu allen Zeiten vortrefflich nennen wird. Was sie leistete, leistete sie ganz vollkommen; sie besaß Verstand und Mäßigung genug, nichts zu versuchen, was ihr nicht unübertrefflich gelang. Ihre Stimme war mehr voll, als stark, mehr nachdrücklich, als hell — der eindringendste, hinreißendste Mezzo-Sopran. Der Umfang derselben überstieg nicht die zwei Oktaven vom ungestrichnen bis zweigestrichnen a; letzteres, so wie noch etwa einen Ton der Höhe, gab sie schon ungern an, weil sie sich durchaus nichts abzwang. Sie verachtete alle Künsteleien, die nichts aussagen und nichts bewirken, als höchstens einen augenblicklichen Ohrenkitzel, oder das Behagen, das man fühlt, wenn ein Seiltänzer nach dem gefährlichsten Luftsprung den Hals nicht gebrochen hat. Aber jene Töne standen ihr auch zu Gebote, wie sie nur immer dem geschicktesten Violinisten zu Gebote stehen können. Vollkommene Gleichheit, vollkommene Reinheit, vom schwächsten bis zum stärksten, in so langgehaltenen Noten, daß sie eine schwächere Brust gesprengt haben würden, wie in den allerschnellesten Läufen, und diese in jeder Form, welche selbst die Laune des Komponisten oder die Stimmung des Moments nur wünschen konnten; Uebergänge durch Theile eines halben Tons, für die die Kunstsprache noch keine Benennungen hat, wie die entlegensten, überraschendsten Sprünge —: alles dies hatte sie sich durch unablässigen Fleiß, von Kindheit angefangen und täglich fortgesetzt, in größter Vollkommenheit zu eigen gemacht; alles dies schien ihr ein leichtes Spiel, und ließ in dem Zuhörer keine Ahnung von der ungeheuern Schwierigkeit aufkommen, die ihn in dem schönen Genusse gestört hätte. — Ihr Allegro war feurig und glänzend, ihr Andante bezaubernd, — Adagio, wie man es damals schrieb, sang sie nicht gern. Ihr Gedächtniß war das zuverlässigste, und ihre gründlichen Kenntnisse setzten sie in den Stand, durch stets neue und stets passende Veränderungen selbst stets neu zu bleiben. Dabei sprach sie die Worte, nicht nur im Recitativ, sondern auch in der Arie, so deutlich aus, daß sie in den entferntesten Plätzen der größten Theater von Europa, wo sie auftrat, vollkommen verstanden werden konnte.

Aber alle diese Vorzüge wurden noch weit mehr dadurch gehoben, daß sie zugleich eine vortreffliche Schauspielerin war. Heldinnen nicht nur, wo sie sich mehr ihrer Individualität überlassen durfte, sondern auch edle Liebhaberinnen stellte sie meisterhaft dar, und begeisterte ihren Freund, Metastasio, zu diesen Charakteren noch öfter, als er sie. Dagegen schmälte sie diesen aus, daß er seine in Zärtlichkeit zerfließenden oder geziert naiven Weiber nicht eben so verachte, wie sie selbst es that. Im Ganzen war ihre Darstellungsweise — um es kurz zu sagen — die französische, aus den besten Zeiten der großen Tragödie, worüber uns die Faustinen in vielem Betracht ähnliche Clairon so manches Interessante gesagt hat: sie spielte aber mit mehr Gemüth und weniger Geschraubtheit, als die Französinnen. Ihr feiner Sinn für alles Schöne und auch für alles Schickliche, ihre gute Erziehung, ihr Umgang mit den gebildetsten, und auch mit den vornehmsten Personen, ihre immer rege Beobachtung, der edle Anstand, die einnehmenden Sitten, die ihr zur Natur geworden waren —: dieses Alles erleichterte ihr, in jenen schweren Fächern wahrhaft groß zu sein.

Allerdings trug nun auch ihre von der Natur so sorgsam gebildete, hohe Gestalt viel dazu bei, jene Vorzüge überall geltend zu machen. Sie war von königlichem Wuchs; alle Theile nicht nur in schönem Ebenmaß, sondern auch in seltener Uebereinstimmung zu einander. Ihre Gesichtsbildung war nicht ausgezeichnet schön, noch weniger fein: aber imponirende, und doch nicht zurückscheuchende, bestimmte, starke Züge gaben auch dieser einen großen Stil; und die seelenvollsten Augen von der Welt, mit denen sie alles zu machen nur gar zu wohl verstand, drangen tief in das Herz und entzündeten eine edle Begeisterung — keine gemeine edle Begeisterung — keine gemeine, sinnliche Lebendigkeit — bei allen, die nicht dieser allein fähig waren.

Noch in den siebziger Jahren, als sie sich längst in Stille und Häuslichkeit zurückgezogen hatte, war sie eine schöne Matrone. Im Umgang flößte sie damals Achtung, Ernst und Anstand ein, ohne daß sie darum aufgehört hätte, die munterste Gesellschafterin zu sein, die auch in weißen Locken noch entzücken konnte, besonders wenn sie erzählte, schilderte oder — spöttelte. Sie erwartete ihr langsam nahendes Ende mit Fassung und Ruhe. Sie starb mit fast eben so vielem Anstand, als sie so oft auf der Bühne gestorben war.

Friedrich Eberhard von Rochow,

geboren am 11. October 1734 zu Berlin, trat sehr jung in den preußischen Militärdienst, wurde aber wegen einigen erhaltenen Wunden bald genöthigt, seinen Abschied zu nehmen. Er lebte nun als Erbherr auf seinem Gute Rekahn im Brandenburgischen, war Domherr zu Halberstadt und starb am 16. Mai 1805.

Schriften:

Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute. Berl. 1772 u. ö.
Stoff zum Denken über wichtige Angelegenheiten des Menschen. Braunschw. 1775.
Der Kinderfreund. 2 Th. Berl. u. Leipz 1776 u. ö.
Vom Nationalcharakter durch Volksschulen. Leipz. 1779.
Handbuch für Lehrer. Halle 1783.
Katechismus der gesunden Vernunft. Berlin 1786 u. ö.
Versuch über Armenanstalten. Berlin, 1789.
Berichtigungen. Braunschw. 1793 u. 94.
Geschichte meiner Schulen. Schlesw. 1795.
Summarium. Schlesw. 1796.

Rochow's Verdienste um die Erziehung und Bildung des Volkes, zu einer Zeit, als das Schulwesen noch sehr im Argen lag, können nicht ehrend genug anerkannt werden. Praktisch wie theoretisch wußte er, mit unermüdlichem Eifer, durch seine Schriften wie durch die von ihm angelegten Musterschulen zu wirken, und sein Name wird stets segnend genannt werden, so lange es gilt, auf der schönen Bahn, die für das Volksschulwesen vorzüglich durch ihn in Deutschland eingeschlagen wurde, fortzuschreiten.

Samuel Rodigast,

geboren am 19. October 1649 zu Gröben bei Jena, studirte zu Jena, wurde daselbst Adjunct der philosophischen Facultät und ging 1680 als Conrector am grauen Kloster nach Berlin. Im Jahre 1684 ward er Rector am berlinischen Gymnasium; er starb daselbst im März 1708.

Wir verdanken ihm unter andern geistlichen Liedern auch das berühmte:

Was Gott thut, das ist wohl gethan ꝛc.

welches sich in fast allen Gesangbüchern evangelischer Gemeinden findet und seinen Beruf für die religiöse Lyrik beurkundet.

Johann Heinrich Röding,

geboren zu Hamburg am 20. November 1732, verwaltete, nachdem er sich vortreffliche Kenntnisse von Sprachen und Wissenschaften erworben hatte, mehrere niedere Schulstellen, bis er endlich im J. 1768 eine Lehrerstelle an der Jakobischule in Hamburg erhielt, mit welcher er zugleich ein Privatinstitut verband. Er starb am 28. Decbr. 1800.

Von seinen Schriften sind zu nennen:

Geistliche Lieder und Gebete für Kinder. Hamburg 1774.
Wochenblatt für Kinder. 6 Bde. Hamburg 1775 — 77.
Kleine Spiele und Gespräche für Kinder. 2 Th. Hamb. 1777 u. 80.
Der Zögling. 4 Bde. Hamb. 1778 u. 79.
Geistliche Lieder. Hamb. 1784.
Auswahl von Gedichten. Hamb. 1800.

Ein wackerer Schulmann, der durch seine pädagogischen Schriften, wie durch seine herzlichen und einfachen geistlichen Lieder, zu seiner Zeit viel Gutes stiftete.

Johann Friedrich Röhr,

geboren am 30. Julius 1777 zu Roßbach bei Naumburg, besuchte die Schule zu Pforta und studirte dann zu Leipzig Theologie. Im Jahre 1800 wurde er Vesperprediger an der Universitätskirche zu Leipzig, 1802 Adjunctus zu Pforta, 1804 Pfarrer zu Ostrau bei Zeitz und 1820 Oberconsistorialrath, Generalsuperintendent und Oberhofprediger zu Weimar, später Vicepräsident des Oberconsistoriums und Commenthur des Falkenordens.

Schriften:

Christliche Fest- und Gelegenheitspredigten vor einer Landgemeinde. 3 Th. Zeitz 1812 — 20. N. A. 1826 u. 27.
Letzte Predigten und Reden vor seiner Landgemeinde. Zeitz 1820.
Predigten in der Hofkirche zu Weimar. 3 Th. Neustadt 1822 — 26.
Briefe über den Rationalismus. Zeitz 1812.
Palästina. Zeitz 1816; 5 A. 1829.
Anthropologie. Zeitz 1816. N. A. 1819.
Luther's Leben und Wirken. Zeitz 1818.
Die Jesuiten, als Vermittler einer protestantischen Kirchenagende. Neustadt 1825.
Predigten über die neuen weimarischen Evangelien. Neust. 1831.

Außerdem gab er folgende Zeitschriften heraus:

Predigerliteratur. 3 Bde. Zeitz 1810 — 14.
Neue Predigerliteratur. Zeitz 1816 — 17.
Neueste Predigerliteratur. Zeitz 1818 — 19.
Kritische Predigerbibliothek. Neust. 1820 — 30.
Magazin von Festgelegenheits- und andern Predigten und kleinen Amtsreden (mit F. Schleiermacher u. J. Schuderoff) 6 Bde. Magdeburg 1823 — 28.
Magazin für christliche Prediger. 3 Bde. Hanover 1828 — 30.

Eben so ausgezeichnet durch gründliche Gelehrsamkeit, wie durch Adel der Gesinnung und feste Beharrlichkeit, hat Röhr sowohl durch seine praktische Amtsführung, wie durch seine lichtvollen Schriften, außerordentlich für die Verbreitung klarer und vernünftiger Glaubensansichten in Deutschland gewirkt, und wird mit Recht als eine der Hauptstützen des rationalistischen Christenthums in der lutherischen Kirche betrachtet und verehrt. Als Kanzelredner zeichnet er sich durch Energie, Klarheit, streng logische Entwickelung, unerschütterliche Festigkeit und seltene Correctheit nicht minder rühmlich aus, und gilt auch hier allgemein als Vorbild.

Predigt am 20. Sonntag nach Trinitatis.

Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch und euer Geist sammt Seele und Leib müsse rein und unsträflich behalten werden bis auf den Tag unseres Herrn Jesu Christi. Amen.

Evangel. Luk. 20, 27 — 39.

„Da traten etliche der Sadducäer zu Jesu, welche da halten, es sei keine Auferstehung, und fragten ihn: Meister, Moses hat uns geschrieben: So Jemandes Bruder stirbt, der ein Weib hat, und stirbt erblos, so soll sein Bruder das Weib nehmen und seinem Bruder Nachkommen erwecken. Nun waren sieben Brüder. Der erste nahm ein Weib und starb erblos. Und der andere nahm das Weib und starb erblos. Und der dritte nahm sie, desselbigen gleichen alle sieben und ließen keine Kinder und starben. Zuletzt nach Allen starb auch das Weib. Nun in der Auferstehung, welches Weib wird sie sein unter ihnen? Denn alle sieben haben sie zum Weibe gehabt. Und Jesus antwortete: Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien; welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen und die Auferstehung von den Todten, die werden weder freien, noch sich freien lassen; denn sie können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung. Daß aber die Todten auferstehen, hat auch Moses angedeutet bei dem Busch, da er den Herrn heißet Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs. Gott aber ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott, denn ihm leben sie Alle. Da antworteten etliche der Schriftgelehrten und sprachen: Meister, du hast recht gesagt. —"

Der Auftritt, von welchem unser Evangelium berichtet, gehört zu den beachtungswürdigsten der ganzen evangelischen Geschichte, a. Z. Denn während wir unsern Herrn sonst nur damit beschäftigt finden, die religiösen Irrthümer und Vorurtheile seiner Zeitgenossen zu berichtigen und ihnen in Bezug auf die erhabenen Gegenstände der übersinnlichen Welt statt des Falschen das Wahre darzubieten: verhandelt er hier mit einer Klasse derselben, welche das Dasein dieser übersinnlichen Welt selbst, wenigstens theilweise, in Abrede stellte. Es waren die Sadducäer, von denen es heißt, daß sie keinen Glauben an die Auferstehung, an die Fortdauer des Menschen nach dem Tode hatten und, wie wir anderwärts finden, auch Engel und Geister oder die Wirklichkeit aller höheren, nicht sinnlichen Wesen läugneten und sich mit ihren Ansichten, Wünschen und Hoffnungen nur auf den engen Kreis der gemeinen Sinnenwelt beschränkten. Sie hatten dessen so wenig Hehl, daß sie sich gegen Jesum gleichsam darüber rechtfertigen wollten und durch Geltendmachung des Falles, daß man sich ein, im Leben nach und nach mit sieben Brüdern vermähltes, Weib Jenseits weder als ihnen Allen, noch als einem Einzelnen derselben angehörig denken könne, dieses Jenseits selbst als etwas Widersinniges darzustellen suchten. Darauf erwiedert

*) Aus Röhr's Magazin für christliche Prediger. Hannover, 1823. II. 1. S. 85 fgdr.

unser Herr, dieser Widersinn liegt nicht in der Sache, sondern nur in ihnen selbst, nur darin, daß sie die Verhältnisse dieser sinnlichen Welt auf jene übersinnliche übertrugen, wo der Mensch den Engeln gleich oder zur Würde körperloser Geister erhoben sein werde; daß Dasein dieser übersinnlichen Welt selbst aber, als eines Wohnplatzes seliger Geister, könne nur der bezweifeln, der nicht bedenke, was schon Moses sage, daß Gott nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen sei, oder daß er kein einmal mit Leben von ihm beseeltes, vernünftiges Geschöpf wieder in das Nichts zurückfallen lasse. Wie kräftig und schlagend damit der sadducäische Unglaube an das Uebersinnliche zurückgewiesen war, fühlten selbst die jüdischen Schriftgelehrten, welche sonst auf Jesu Wort nicht viel gaben, denn sie bekannten von der Wahrheit seiner Rede ergriffen: Meister du hast recht gesagt. —

Die Sadducäer, mit welchen unser Herr zu thun hatte, sind dahin, aber ihr Unglaube an das Uebersinnliche ist nicht mit ihnen verschwunden, sondern hat selbst im Schooße der Christenheit zu jeder Zeit seine Anhänger und Vertheidiger gefunden. Denn nimmer fehlte es in ihm an Menschen, welche es für das Zeichen eines starken, von Vorurtheil und Irrthum freien Geistes angesehen wissen wollten, Nichts für wahr zu halten, wofür sich nicht im Reiche der Sinne eine sicht- und hörbare Bestätigung finde, und das Vorhandensein einer übersinnlichen Welt schlechthin in Abrede zu stellen. Was der, der selbst vom Himmel kam, von himmlischen Dingen kund that, erschien ihnen als ungewiß und zweifelhaft. Die Lehren und Wahrheiten, durch welche er seinen Brüdern über die engen Schranken des Irdischen hinaus einen Blick in das Gebiet des Ueberirdischen öffnete, betrachteten sie als nichtige Träumereien einer ungezügelten Einbildungskraft, und alle die herrlichen Aufschlüsse, welche sein Evangelium über Gott und sein Verhältniß zur Welt, über die höhere Bestimmung des Menschen und seine Aussichten in die Ewigkeit ertheilte, erklärten sie für Wahn und Trug. Und noch in unsern Tagen giebt es nicht Wenige, welche sich des Glaubens an das Uebersinnliche still oder offen entäußern und eben in der besondern Eigenthümlichkeit der jetzigen Zeit vielfältigen Reiz und Anlaß dazu finden. Denn wo, wie jetzt, sich jedes Gebiet des menschlichen Wissens von Tage zu Tage erweitert, wo Alles, was im sichtbaren Bereiche der Natur und Menschenwelt nur immer erforschbar ist, auch wirklich der Erforschung unterliegt: da treten für Viele die Gegenstände der unsichtbaren Glaubenswelt gleichsam in den Hintergrund, und was sich nicht sinnlich erkennen, berechnen, begreifen und wissen, sondern nur aus vernünftigen Gründen für wahr halten läßt, scheint ihnen ihres Beifalls unwerth zu sein. Und verbindet sich damit der, jetzt so allgemeine und überwiegende Hang zu einem in sinnlicher Genußsucht aufgehenden, sittlich wüsten Leben, zu einem Denken, Sinnen und Streben welches in dem Irdischen seine volle Befriedigung findet: so muß ja wohl Tausenden Alles, was über dieses Irdische hinaus ihr Glauben und Hoffen in Anspruch nimmt, als völlig gleichgiltig erscheinen.

Wie nun, A., wofür soll uns dieser sadducäische Unglaube an das Uebersinnliche, diese Geneigtheit, die Ueberzeugungen und Wahrheiten, welche sich auf Gott und göttliche Dinge beziehen, entweder geradezu abzuläugnen, oder zu bezweifeln, oder auch nur als unentschieden auf sich beruhen zu lassen, gelten? Unfehlbar für das Unheilbringendste und Trostloseste, was es für Menschen geben kann; denn so und nicht anders stellt er sich uns bei unbefangener und ernster Betrachtung dar. Und eben zu dieser Betrachtung laßt uns die heutige Andachtsstunde nutzen und uns

das Elend Derer, die keinen Glauben an das Uebersinnliche haben, in lebendigem und warnendem Bilde vor Augen halten! —

Dieses Elend derselben kann aber keinem Zweifel unterliegen, wenn wir zunächst erwägen, wie sehr sie durch ihren Mangel an Glauben an das Uebersinnlich: sich unter sich selbst herabwürdigen und sich in ihrer menschlichen Natur und Eigenthümlichkeit gleichsam vernichten. Entschiedener kann nämlich wohl Nichts sein, als daß nur eben dem Menschen durch Gottes Gnade das Vermögen zu Theil wurde, sich zum Glauben an das Uebersinnliche zu erheben und dasselbe in seinen geistigen Gesichtskreis zu ziehen, während der beschränkte Blick aller übrigen irdischen Geschöpfe nur an dasjenige geheftet ist, was ihre Sinne berührt. Was sich nicht sehen, hören, schmecken und fühlen läßt, ist für dieselben nicht vorhanden, und eine Welt, welche etwas Mehr und Anderes ist, als die, in welcher ihr Fuß wandelt und thierisches Bedürfniß seine Befriedigung findet, fällt nicht von fern in den Kreis ihrer Ahnung. Aber für das geistige Auge des Menschen ist diese höhere Welt aufgeschlossen, und schon als Bürger der Erde schaut er zum Himmel empor und macht sich als vernünftiges Wesen mit seinem Glauben und Hoffen in ihm einheimisch. Das Sichtbare ist nur Anlaß, sich ein Unsichtbares zu denken, von den Erscheinungen der Sinnenwelt auf einen letzten und ewigen Grund derselben im Uebersinnlichen zu schließen, und durch die gläubige Annahme eines über Welt und Zeit erhabenen Wesens, in welchem alles Vorhandene seinen Stütz- und Mittelpunkt findet, Zusammenhang und Einheit in dasselbe zu bringen. Und wirft er einen Blick in sich selbst, auf das ihm in das Herz geschriebene Gesetz, nach dessen Ausspruche er das Gute erwählen und das Böse verwerfen soll: so dringt sich ihm auch dadurch der Glaube an eine höhere, unsichtbare Weltordnung auf; und je tiefer er sich durch Folgsamkeit gegen jenes Gesetz in dieselbe hineinlebt, desto gewisser wird ihm, daß sie ihn nicht nur für dieses Sinnenleben, sondern auch für alle Zukunft umfaßt und ihm die Bürgschaft giebt, in ihr ohne Aufhören zu immer größerer Geistes- und Willenskraft heran zu reifen. Heißt es nun etwas Anderes, als sich gleichsam selbst aufgeben und seine Menschenwürde von sich werfen, wenn Einer sich des, ihm nur durch sich möglich werdenden, Glaubens an das Uebersinnliche, an Gott, an Recht und Pflicht und eine ewige Fortdauer entäußert? Setzt er sich nicht, indem er einzig das, was er mit Hülfe seiner Sinne in Erfahrung bringt, für wahr und zweifellos hält, und alles Uebersinnliche für Träume und Täuschung erklärt, mit gutem Bedachte dem Thiere gleich, welches nur sinnlich anschauen und empfinden kann? Spricht er damit nicht das wahnsinnige Urtheil über sich aus, an den eigenthümlichsten Vorzügen des göttlichen Geschlechts, zu dessen Genossen ihn sein Schöpfer machte, keinen Theil zu haben und haben zu wollen? Steigt er nicht dadurch auf der Stufenleiter der Wesen, welche ihm, wie der Psalmist (Ps. 8, 4.) spricht, seinen Rang neben Engeln und höheren Geistern anweist, freiwillig herab, um sich seine Stelle neben Geschöpfen zu wählen, welche vernunft- und darum auch glaubenslos sind? Und thut er dieses noch obendrein als Christ, welchem das Licht einer hellern Einsicht in das Uebersinnliche leuchtet, als Zögling einer Lehre, welche uns Gott als den kennen lehrt, in dem wir leben, weben und sind, und uns ermahnt, nicht nach dem, was auf Erden ist, sondern nach dem, was Droben ist, zu trachten und das Jenseits als unsere wahre, eigenthümliche Heimath anzusehen: gilt dann nicht noch weit mehr von ihm, was der Apostel Paulus von den Heiden sagt, die von der ihnen gewordenen natürlichen Erkenntniß göttlicher Dinge keinen Gebrauch machten, indem er spricht: ihr unverständiges Herz ist verfinstert, und indem sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden? so wie das, wodurch sie Petrus kenntlich macht, indem er sie geradezu den unvernünftigen Thieren vergleicht, die von Natur dazu geboren sind, daß sie gefangen und geschlachtet werden, weil sie lästern, wovon sie nicht wissen? Fürwahr, wer sich des Glaubens an das Uebersinnliche schämt, dessen er nur als Mensch fähig ist, der schämt sich auch, ein Mensch zu sein, und mit der sadducäischen Geneigtheit, die erhabenen Gegenstände desselben entweder völlig oder auch nur theilweise für ein leeres Gebilde menschlichen Wahns zu halten, verzichtet Jeder auf sein eigenthümliches Wesen und vollzieht gewisser Maßen einen sittlichen Selbstmord an sich. Schon das läßt uns das Elend derer, welche keinen Glauben an das Uebersinnliche haben, klar genug erkennen. — Aber noch anschaulicher wird uns dasselbe, wenn wir ferner erwägen: daß sie sich durch den Mangel an diesem Glauben des erhabenen und seligen Genusses berauben, welcher aus ihm quillt. Es ist wahr, auch den thierischen Geschöpfen, mit denen wir unsern Wohnplatz theilen, blühen ihre Freuden, und das Reich der Sinnlichkeit, auf welches sie beschränkt sind, bereitet ihnen vielfachen Genuß; aber nur den gemeinen und niedrigen, welcher aus der Stillung ihres körperlichen Bedürfnisses und aus der Befriedigung ihrer sinnlichen Lust hervorgeht. Schönere und edlere Freuden fielen dagegen uns als Menschen zum Loose, und zwar einzig dadurch, daß wir uns mit unserm Empfinden, Denken und Hoffen über die Schranken der sinnlichen Welt erheben und den Grund ihrer Erscheinungen in etwas Uebersinnlichem, in dem erhabenen Wesen, das unsere Sprache Gott nennt und vor dem wir uns als Herrn der Körper- und Geisterwelt beugen. Die Schöpfung, welche uns umgiebt, erscheint uns nicht als Inbegriff von Gegenständen, auf welche unser leibliches Auge gleichgiltig hinblickt: entzückt erkennt unser geistiges Auge einen Schöpfer darin, von welchem dieselbe das Dasein hat. Die Welt, in der wir leben, steht nicht wie ein regelloses Ganze vor uns da, das unsere äußeren Sinne verwirrt und betrübt: mit hoher Freude findet vielmehr unser innerer Sinn einen weisen Ordner in derselben, welcher sie trägt und hält und ihre Erscheinungen regelt. Die Erde, auf der wir wandeln, hat für uns nicht das traurige Ansehen eines todten Kunstwerkes, in welchem alle Veränderungen, die in und mit ihm vorgehen, maschinenmäßig erfolgen: sie nimmt vielmehr die erheiternde Gestalt eines Schauplatzes für uns an, auf welchem Nichts geschieht, was nicht die ewig wirksame Kraft ihres erhabenen Urhebers veranstaltet. Von ihm und seinem Walten zeugt uns Alles, was um uns her vorgeht, und fröhlich schlägt uns das Herz, indem wir dieses Zeugniß vernehmen. Wir hören ihn, wenn Sturm und Ungewitter daher brausen; wir sehen Ihn, wenn das Licht

der Sonne seine Strahlen zu uns hernieder sendet; wir fühlen ihn, wenn uns der milde Athem der Natur anweht; wir werden Seiner inne, wo uns irgend eine süße Gabe aus seiner Hand zufällt, und unser Herz wird eine Stätte seliger Rührung und frohen Dankes, weil er uns in seiner Herrlichkeit immer und überall nahe ist. Und werden wir uns dabei bewußt, in welchem innigen Verhältnisse wir mit ihm durch Christus stehen; wie unzweideutig er uns in der Sendung desselben sein eigentliches Wesen offenbarte; welche gnädige Veranstaltungen er durch ihn zu unserem zeitlichen und ewigen Heile traf; welche frohe Aussichten er uns nach einem im kindlichen Gehorsam gegen ihn verbrachten Leben in einer Welt eröffnete, wo unser Glaube zum Schauen wird: welche unaussprechliche Freude bemächtigt sich dann unserer Seele, wie begeistert spricht unser Mund dieselbe mit den heiligen Männern aus, welche in der Schrift die Gefühle ihres gläubigen Herzens bei Betrachtung dessen kund geben, was sie auf Gott und göttliche und auf das unausdenkbare, schrankenlose Gebiet des Uebersinnlichen bezieht? Sie nun, diese beseligende Freude, ist es, was die Thoren, die da sprechen: es ist kein Gott und, wie die Sadducäer, weder an Auferstehung, noch an Engel, noch an Geister glauben, verkehrter Weise verschmähen und verachten. Sie geben in ihrem, nur dem Irdischen und Sinnlichen zugewandten, Sinne das Hohe für das Niedere, das Edle für das Unedle, das Heilige für das Unheilige hin, und sind zufrieden mit den gemeinen unwürdigen Genüssen, welche ihnen ein elender, flüchtiger Sinnenkitzel bereitet. Den hohen, echten, des Menschen allein würdigen, geistigen Genuß, welcher ihm als Folge seines Glaubens an das Uebersinnliche schon hier einen Vorschmack des Himmels bereitet, werfen sie mit gutem Bedacht von sich, und während sie das, was das Herz fröhlich macht, nur in demjenigen suchen, was dasselbe verödet und ihm Reue, Scham und Qual bereitet, bringen sie nie in Erfahrung, wie wahr es ist, wenn David spricht: *dem Gerechten geht das Licht auf in Finsterniß und Freude dem frommen Herzen.* Ganz unverkennbar tritt uns demnach auch in diesem Bezuge das Elend derer vor Augen, welche keinen Glauben an das Uebersinnliche haben. — Doch weiteren Zuwachs erhält dasselbe nothwendiger Weise auch noch dadurch:

daß ihnen bei dem Mangel an diesem Glauben der sichere Leitstern für ihr Wollen und Handeln abgeht und daß sie ohne denselben aller Unsittlichkeit fähig werden. Allerdings kann auch der entschiedenste Verächter dessen, was im Gebiete des Uebersinnlichen liegt und sich auf Gott und Ewigkeit bezieht, das Gesetz in seinem Innern, welches ihn das Gute üben und das Böse meiden lehrt, nicht hinwegläugnen oder zum Schweigen bringen, und fühlt sich seiner Macht so lange unterworfen, als er nur an sich selbst glaubt. Aber wie schwach und unkräftig wird dieselbe, wenn er jenes Gesetz nicht als Gottes Gesetz achtet und ihn nicht als den Vergelter scheut, welcher jede freventliche Uebertretung desselben hier oder dort unausbleiblich ahndet? Hat er sich erst von der gläubigen Gemeinschaft mit ihm losgesagt, dann wird es ihm auch leicht, sich zu überreden, daß er in seinem Innern nichts weniger als den ernsten und heiligen Willen desselben, sondern nur den bedeutungslosen Nachhall der grämlichen Gebote vernehme, durch welche die Stimme seiner Aeltern und Erzieher die freie Regung seiner natürlichen Triebe und Neigungen zu dämpfen beflissen sind, und es kostet ihm wenig oder nichts, sich der unbändigsten Befriedigung derselben hinzugeben. Erscheint ihm eine höhere sittliche Weltordnung, an deren Spitze ein Heiliger und Gerechter steht, um durch den Lohn, den er der Tugend darreicht, und durch die Strafe, womit er das Laster zügelt, die Genossen derselben zu sittlicher Vollkommenheit zu erziehen, als ein gehalt- und wahrheitsloser Traum, dann wird er auch ohne Bedenken seinen sinnlichen Begierden und Lüsten den Zügel schießen lassen, und sich sorglos mit den schändendsten Uebelthaten beflecken. Hält er den Gedanken an eine Fortdauer und eine vergeltende Zukunft für ein eitles Schreckbild schwacher Seelen, dann wird er auch ohne Furcht und Scheu das Wort des frechen Leichtsinnes: *Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!* zu seinem Wahlspruche machen und sein Leben mit kecker Sicherheit in schnödem Sündendienste verbringen, bis ihn auf der Grenzscheide zwischen dieser und jener Welt, die zweifellose Gewißheit der kommenden Vergeltung grausend ergreift. Das war die Weise eines großen Theiles der jüdischen Sadducäer, welche sprachen, *es sei keine Auferstehung, kein Engel, kein Geist;* denn das Zeugniß der Geschichte legt ihnen ein in sinnlichen Gelüsten verbrachtes Leben vielfach zur Last, und die traurigen Folgen, welche ihr Unglaube an das Uebersinnliche für ihr sittliches Verhalten nach sich zog, legten sich so offen dar, daß unser Herr in der Gleichnißrede von dem reichen Manne, welcher sich jenseits von dem im Leben weggeläugneten Qualen der Hölle getroffen sahe und darum wünschte, seine noch lebenden, ihm gleich denkenden fünf Brüder durch einen Boten von Jenseits eines Bessern belehrt zu sehen, aufs Ernstlichste vor ihrem verführerischen und trügerischen Beispiele warnen zu müssen glaubte. Solche Frucht trägt die Geneigtheit, Gott, Pflicht und Zukunft in Zweifel oder Abrede zu stellen, noch stets, und alle diejenigen, an denen sie sich findet, werden von den apostolischen Worten getroffen: *da sie nicht achten, daß sie Gott erkennen, so giebt sie Gott auch hin in ihren verkehrten Sinn, zu thun, was nicht taugt.* Nicht so die, welche das heilige Kleinod des Glaubens an das Uebersinnliche in sich tragen. Er ist der Quell, der Schirm und die Schutzwehr ihrer Tugend. *Sie haben Gott vor Augen und im Herzen und so hüten sie sich, daß sie in keine Sünde willigen, noch thun wider Gottes Gebot.* Sie achten die Pflicht, wozu sie das Gewissen treibt und Christi Wort und Beispiel ermahnet, für eine allen Genossen der Geisterwelt von ihm gestellte heilige Aufgabe, und so denken sie bei jeder Versuchung zur Untreu gegen dieselbe: *wie sollt' ich ein so groß Uebel thun und wider den Herrn meinen Gott sündigen?* Sie sind der festen Zuversicht, daß der, an den sie glauben, seiner nicht spotten läßt, sondern Jedem, der ihn sucht, Vergelter sein werde, und so säen sie für den Tag der Ernte guten Samen und trachten mit Geduld in guten Werken nach dem ewigen Leben. Daher kann denn auch für sie und alle ihnen Gleichgesinnten Nichts entschiedener sein, als das Elend derer, welche keinen Glauben an das Uebersinnliche haben, denn der Mangel daran tödtet wie ein giftiger Mehlthau jeden Keim des Guten in ihrem Herzen und giebt dieselben aller Unsittlichkeit preis.

Vollendet wird aber ihr Elend noch endlich dadurch: *daß sie bei ihrem Unglauben an das Uebersinnliche aller Zufriedenheit im Leben und aller Ruhe im Tode entbehren.* Denn es ist doch wohl klar, daß es keinen tröstlicheren Gedanken geben könne, als den, hienieden einer Ordnung der Dinge anzugehören, welche von einem huld- und liebevollen Vater über uns getragen wird, und sich als einen Gegenstand seiner Aufsicht und Fürsorge betrachten zu dürfen. Wie es das Glück des Kindes ausmacht, sich in einem Vaterhause einheimisch zu fühlen, an dessen mild und weise sorgendes Oberhaupt es sich in allen Lagen und Verhältnissen vertrauungsvoll halten kann, so macht es auch das Glück des Gläubigen aus, der großen Familie einverleibt zu sein, für welche die ewige Weisheit, Macht und Güte sorgt und in einem von ihr geleiteten, das Hier und das Dort umfassenden, unermeßlichen Vaterhause seinen Wohnsitz zu haben. In ihm kann sich weder im Ganzen noch im Einzelnen zutragen, was nicht von ihm bestimmt und vorgesehen wäre, und was ihm selbst nur immer begegnen möge, das erscheint ihm als eine weisheitsvolle und gütige Veranstaltung des Herrn über Alles, und auch die Prüfungen, welche ihn treffen, gewinnen die Gestalt von Schickungen, durch welche der unerforschliche Rath desselben sein wahres Beste bezweckt. Und nahet sich einst der Gläubige dem Ziele seiner irdischen Laufbahn, so bewahrt ihm auch dann die Zuversicht, mit welcher er sich an das Uebersinnliche hält, die Ruhe, deren er dabei bedarf; denn mit demselben steht ihm die Ueberzeugung fest, daß er im großen Reiche der Schöpfung nur die Stelle wechselt, welche er bis dahin einnahm, und daß ihm jenseits eine andere und bessere beschieden ist.

Mag aber dieser heitere Sinn im Leben und im Tode denjenigen inwohnen, welche den Glauben an das Uebersinnliche, in welchem er wurzelt, von sich werfen? Wird ihnen nicht in dem Augenblicke, wo sie dieses thun, die Welt zu einem Werke des Zufalls, zu einem Spiele des Ungefährs, dessen Launen sie mit Allem, was sie sind und haben, preisgegeben sind, und dessen willkürliche Feindseligkeit sie jeder bangen Sorge, jedem ängstigenden Kummer um das, was ihnen begegnen kann, blosstellt? Nimmt sie dann nicht für sie die traurige Gestalt einer ihnen auf wenige Jahre gestatteten Herberge an, in welcher es ihnen so wohl oder so übel ergeht, wie es sich eben fügt, und aus welcher der endliche Ausgang nur in das grausame Reich der Vernichtung, nicht aber in den Schooß dessen führt, *der nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen ist, und dem sie Alle leben?* Und um diesen traurigen Preis sollte der Unglaube an das Uebersinnliche nicht viel zu theuer erkauft sein? Nein, Trostloseres und Unseligeres läßt sich nichts denken, als er, und denjenigen, welche er beherrscht, bleibt Nichts übrig, als sich gedankenlos in alle Zerstreuungen des Lebens zu stürzen, um wenigstens auf Augenblicke zu vergessen, welch ein beklagenswerthes Schicksal ihnen fiel, oder sich in völliger Stumpfheit des Geistes und Herzens gegen die Schläge, welche dieses Dasein auf sie führt, und gegen die bittere Gewalt des Todes sie waffnen. — Von welcher Seite wir auch den Mangel an Glauben an das Uebersinnliche betrachten mögen: das

Elend derer, bei denen er sich findet, ist entschieden, und tritt uns nach dem Bisherigen in der lebendigsten Klarheit vor die Seele. —

Aber auch warnend kann und soll uns dasselbe werden und uns zur weisen Beachtung und zu treuem Gebrauche der Mittel veranlassen, durch welche wir uns an unserm Theile vor ihm sichern können.

Und so werden wir denn vor Allem darauf denken müssen, *daß wir uns nicht durch die vorherrschende Gewalt unserer sinnlichen Begierden und Leidenschaften zum Unglauben an das Uebersinnliche verlocken und in die Blendwerke desselben verstricken lassen.* Denn das ist durch Geschichte und Erfahrung sattsam bestätigt, daß dieser Unglaube bei dem größten Theile derer, welche ihn hegten, weit weniger in der Schwäche oder Verbildung ihres Geistes, als vielmehr in der verkehrten Richtung ihres Herzens seinen Grund hatte. Sie gaben sich demselben nich darum preis, weil sie mit ihrer vernünftigen Denk- und Urtheilskraft die erhabenen Gegenstände der übersinnlichen Welt nicht zu erfassen vermochten, sondern weil sie zu Folge ihrer verderbten Willensneigungen des Nichtvorhandensein derselben als etwas Erwünschtes betrachteten, und mittelst der Läugnung derselben für ihre lasterhafte Denk- und Handlungsweise einen sichern und bequemen Freibrief zu finden meinten. Sie wollten von dem, was über die Grenzen des Irdischen hinaus liegt, trotz der natürlichen und unwillkürlichen Richtung ihres Innern auf dasselbe, mit gutem Bedacht nichts wissen, um sich nicht selbst in dem ungebundenen Genusse dieses Irdischen beschränken zu müssen, und überredeten sich von der Unentschiedenheit des Daseins Gottes, einer sittlichen Weltordnung und der Gewißheit einer vergeltenden Zukunft durch Gründe, an deren Triftigkeit sie selbst nicht glaubten, damit der ernste Gedanke daran ihre sittliche Ungebundenheit und ihr wüstes Sinnenleben nicht widrig stören möge. Darum muß uns denn auch die Bekämpfung unserer sinnlichen Begierden und Leidenschaften, welche, wie immer, also auch hier die natürlich richtigen Ansichten unseres Geistes verwirren und verrücken, und die gänzliche Unterwerfung derselben unter die Herrschaft der Vernunft und des Gewissens für ein mächtiges Verwahrungsmittel gegen den Unglauben an das Uebersinnliche gelten und uns die Ueberzeugung fest stehen, daß diejenigen, welche, wie Christus will, *sich lieber das Auge ausreißen und Hand und Fuß abhauen,* als sich durch sie zum Bösen verleiten lassen, und, wie der Apostel gebietet, *ihr Fleisch kreuzigen sammt den Lüsten und Begierden,* nicht vor allem übrigen Verderben, welches der Saat aufs Fleisch als Ernte folgt, sondern auch vor dem vielfachen Elende derer gesichert sind, deren Glaube nicht weiter reicht, als ihr Ohr und Auge, und deren Hoffen sich in dem Bereiche dieser sichtbaren Welt seine Grenze steckt. Liegt uns daher daran, uns durch ein Glauben und Hoffen, welches, *was noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und kein Menschenherz empfunden hat,* umfaßt, uns unserer menschlichen Würde werth zu zeigen, in ihm die Quelle unsrer erhabensten und reinsten G.nüsse zu finden, den sichern Leitstern unseres Denkens und Handelns daran zu haben und uns dadurch für Leben und Tod, Zufriedenheit und Ruhe zu bereiten: so lasset uns *den Kampf des Geistes mit dem Fleische* nicht scheuen, die sinnlichen Neigungen und Begierden, welche in uns wohnen, durch die Kraft unseres besseren Selbst brechen und uns demselben nie mit sclavischer Fügsamkeit hingeben, damit sie uns nicht das Höchste und Theuerste, was wir als Menschen haben, unsern Glauben an das Uebersinnliche auch nur verdächtig und zweifelhaft machen, geschweige denn rauben. — Und da uns diese Gefahr nicht nur von Seiten unserer sinnlichen Begierden und Leidenschaften, sondern auch von Seiten Anderer kommt, mit denen wir Verkehr und Umgang haben: so erheischt die Sorge für das beseligende Kleinod unseres Glaubens an das Uebersinnliche auch dieses:

daß wir kein Ohr für die verführerische Rede Derer haben, welche dasselbe in der Verkehrtheit ihres Sinnes von sich werfen. Ach! wer das Leben kennt, und namentlich in der jetzigen Welt kein Fremdling ist, der weiß, wie wenig es an Solchen fehlt, welche sich mit jener sadducäischen Weisheit brüsten, gegen welche unser Herr im Evangelium kämpft; wie weit sich unter allen Ständen und Gattungen der Menschen die falsche und einseitige Bildung verbreitet hat, welche sich als Gegnerin alles frommen Glaubens geberdet, und wie zahlreich in Palästen und Hütten die angeblich starken Geister sind, welche Gott, Tugend und Zukunft als ein leeres Traum- und Schreckbild gemeiner Thoren betrachten. Sie nur, sie halte fern von dir, du Mensch von besserm Sinne wenn dir daran liegt, dir zu bewahren, was aller menschlichen Weisheit Anfang, Ziel und Ende ist, und was nur diejenigen geringschätzen, welche nicht begreifen, wie hoch der Mensch dadurch gestellt ist, daß er da glauben kann, wo ihm das Wissen versagt ist. Wo demnach die Zunge derer von göttlichen Dingen frevelnd spricht: da waffne dich dagegen mit der Ehrerbietung, welche dem Göttlichen gebührt; wo ihre Lippen das Heilige schmähen und in den Staub herabziehen: da lasse sie die Verachtung empfinden, welche die Verächter des Heiligen verdienen; wo sie verspotten und lächerlich machen, was Millionen Trost und Ruhe giebt und was nur der entschiedenste Feind seines eigenen Besten von sich weisen kann: da wende dich mit Unwillen und Bedauern von ihnen hinweg, und laß dich über die Leere und Verkehrtheit des Gemüths, welches aus ihnen spricht, keinen Augenblick täuschen! *Wohl dem,* sagt der Psalmist, *der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, wo die Spötter sitzen.* Die Wahrheit dieses Wortes, das Treffende dieser Mahnung, wie könnte es dir zweifelhaft dünken, wenn du dir das Elend derer, welche keinen Glauben an das Uebersinnliche haben, lebendig vergegenwärtigest und wohl erwägst, daß es vergeblich ist, dasselbe mit dem blendenden Scheine einer Freiheit von Vorurtheilen zu bedecken, welche, näher betrachtet, nur das Zeichen eines beschränkten, befangenen, seine eigene Würde und Hoheit gänzlich verkennenden, nicht aber starken Geistes ist. — Dagegen nehmet vielmehr allen Bedacht:

euren Glauben an das Uebersinnliche auf jede geeignete Weise zu nähren und zu stärken und ihn zu einer größeren Klarheit, Entschiedenheit und Festigkeit zu erheben. Die welche im Evangelium der ernsten Rede des Herrn gegen die Sadducäer volle Aufmerksamkeit schenkten und sie mit der beifälligen Aeußerung lohnten: Meister, du hast recht gesagt! leuchten euch darin vor, und ihr könnet euch als Menschen und Christen nicht würdiger benehmen und nicht sicherer für euer zeitliches und ewiges Heil sorgen, als wenn ihr thut, wie sie. Wo ihr demnach Gelegenheit findet, Geist und Herz vom Sinnlichen loszureißen und auf das Uebersinnliche zu richten, da säumet nicht, sie zu benutzen. Ist es die Stimme der Natur, was euch auf einen H.rrn im Himmel hinweist, dessen unsichtbares Wesen an seinen Werken ersehen wird: so öffnet Euer Inneres gern, damit der fromme Glaube an denselben immer tiefere Wurzel in ihm schlage. Ist es der Lauf eurer irdischen Schicksale, was euch das Dasein eines mächtigen und gütevollen Lenkers derselben erkennen läßt: so befreundet euch durch stilles Nachdenken darüber so innig mit ihm, daß der Gedanke an denselben euch in keiner Lage des Lebens verläßt und fremd wird. Sind es die allgemeinen Ereignisse der Welt und Menschheit, was euch den Glauben an eine Ordnung der Dinge aufdringt, welche in der Weisheit und Gerechtigkeit eines unsichtbaren Urhebers ihren Haltpunkt hat: so weichet der ernsten Betrachtung derselben nie aus, damit die Scheu und Ehrfurcht vor ihm sich eurer Seele immer lebendiger einpräge. Sind es die Lehren der Schrift und die Aussprüche ihrer gotterleuchteten Verfasser über himmlische Dinge, was euern religiösen Sinn weckt und nährt, so gebet euch mit ganzer Seele an sie hin, damit dieser Sinn zur überwiegenden Herrschaft über den irdischen in euch gelange. Und spricht euch das Wort des göttlichen Meisters selbst zum Herzen, welcher vom Himmel auf Erden kam, um alle Kinder derselben zu ihrem himmlischen Vater zu führen und ihrem Glauben Kraft, ihrem Willen Stärke und ihrem Hoffen Zuversicht zu geben: so stellet euch als folgsame Lehrlinge desselben dar, damit er euch zum sichern Führer durch das Vergängliche zum Unvergänglichen werde. Mag dann zu seiner Zeit das Vergängliche für euch aufhören: euer Glaube und eure Hoffnung auf das bessere Jenseits läßt euch nicht verzagen, denn nur die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit, und wer sich selbst das Zeugniß geben kann: *ich habe einen guten Kampf gekämpfet und den Glauben gehalten,* der darf auch freudig rufen: *der Herr wird euch erlösen von allem Uebel und aushelfen zu seinem himmlischen Reiche, ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!* —

Georg Rollenhagen,

geboren am 22. April 1542 zu Bernau, besuchte die Schulen zu Prenzlau, Mannsfeld und Magdeburg und widmete sich auf der Universität zu Wittenberg dem Studium der Theologie. Nach absolvirten akademischen Studien wurde er Rector zu Halberstadt und, als er seine Stelle aufgegeben und kurze Zeit abwechselnd in Braunschweig und Goslar privatisirt hatte, 1567 Prorector, 1573 Prediger zu St. Nicolai und 1575 zugleich Rector der Domschule zu Magdeburg. Er starb am 9. Mai 1609.

Seine Schriften sind:

Froschmeuseler, in 3 Büchern. Von Marx Hupfinsholz von Mäuserloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser. Magdeburg 1595, 1596, 1600, 1608, 1621, 1627; Frankfurt 1683; Leipzig 1730; Tübingen 1817.

Ein sehr glückliches satirisches Talent, das mit großer Weltkenntniß eine lebendige Phantasie, echten Humor, sprudelnden Witz und gewandte Behandlung der Form verbindet. Sein Froschmeuseler ist zwar ursprünglich der Batrachomyomachie entlehnt, aber durch die geistreiche Auffassung und Durchführung ein echt deutsches komisches Gedicht geworden; der einzige Tadel, der es trifft, ist die Breite, die freilich sehr von dem Geschmacke seiner Zeit unterstützt wurde.

Aus dem

Frosch-Meuseler

von

Georg Rollenhagen.

Das V. Capittel.

Der Frösch mancherlei Rüstung.

Die Frösch nahmen ihr Sach in acht,
Rüsten sich auch mit aller Macht.
Mit Schilff sie jhre Bein bekleidten,
Von Seeblumen Harnisch bereiten,
Ihr Schildt war ein rundes Seeblath,
Ihr Spieß, ein Bintz, die ein Spitz hat,
Ihr Helm ein buntes Schneckenhauß,
Also putzten sie sich herauß.
Vnd diß für den gemeinen Mann,
Die aber wolten vornen dran,
Vnd machten das den Mäusen grawt,
Trugen ein Fisch, odr Schlangen Haut,
Grosse Keulen von Wassernüssen,
Da wollten sie die Meuß mit grüssen.
Auch jhr viel hatten auß Fischgreten
Flitzbogen künstlich krum getreten,
Damit schossen sie scharffe Spitzen,
So den Fischen am Rücken sitzen,
Sie brachen auch fein in der Mitt,
Die Muscheln auff lengliche Schnitt,
Wie ein zweyschneidig Glaß gehert,
Das wurden scharff gleissende Schwert,
In einer Rohrwurtzel verwahrt,
War ein besonder Scheiden arth.

Darnach waren sie gar geschwind,
Namen so geboren sein blind,
Satzten jhmen auff jhren Kam,
Einen feinen hurtigen Hoffeman,
Der seine Stang wol wust zu führen,
Ritterlich seine Pferdt zu regieren.

Für allen sahe König Baußback,
Also, daß man für jhn erschrack,
Das den Fröschen für jhm selbst grawt,
Er trug ein grün Eydechsen Haut,
Die von seim Häupt biß zur Erd,
Vnd war für Schöß vnd Stich bewert.
Darauff er ein Schlangenkron führt,
War für den Fall auch oft probirt,
Am Halß het er ein Perlen Kragen,
Ein Perlen Gürtel vmb den Magen,
Ein Schwert von einer Perlen Mutter,
In einem langen Schneckenfutter.

Der Schildt ein gantze Perlen Schal,
Der man allzeit sind zwey zu mahl.
Darin war künstlich außgegraben,
Vnd mit Farben zierlich erhaben,
Ein Biber, der sich sehen ließ,
Als wer er zugleich, Hund, Frosch, Fisch,
Weil sein forder Fuß vnd Mundt,
Sich arten nach der Katz vnd Hund,
Die hinder Froschfüß, vnd der Schwantz,
Sich Frosch vnd Fisch vergleichen gantz.
Durch dieses Bildt wird angedeut,
Die wunder Natur der Froschleut,
Die beyd zu Wasser vnd zu Land,
Mit schwimmen vnd hüpffen sind bekant,
Vnd doch nicht stum sind wie die Fisch,
Sondern ruffen vnd bellen frisch,
Am Rand laß man Concordia,
Ein Häupt, ein Hertz, drey Thiria.

Man zog ihn auch dafür sein Roß,
Schön bekleidet mit gülden Moß,
Von Widerthan, vnd Venus Haar,
Das voll kleiner Schneckheußlein war,
Wie ein Pantzer zusam gedreht,
Vnd rauscht, wenn sich das Pferd bewegt.
Drauff sich der König Baußback satzt,
Vnd that drey Lufftsprüng in dem Platz,
Nahm seinen langen Bintzen Spieß,
Den er sein Herodt tragen ließ,
Sprach, wenn ich den Mäußkönig hett,
Vnd er mich gleich vmb Gotteswillen beth,
Wolt ich jhn mit dem Spieß durchstechen,
Vnd die Spitz im Hertzen abbrechen,
Desgleichen sagten die andern Herren,
Sie wolten sich all Mannlich wehren.

Das VI. Capittel.

Der Frösche Schlacht-Ordnung.

Des Königs Rath ward auch bedacht,
Vnd die Schlachtordnung so gemacht,
Das in der Mitt die leichten Knaben,
Soltn jhren Standt vnd angriff haben.
Zur Seiten aber die schwer gerüsten,
So die Mäuß zu beringen wüsten.
Häuptmann Mohrlantz solt vornen an,
Mit dreyen Fähnlein zum Angriff stahn,
Die alle Bogenschützen waren,
Vnd im Steinwerfen wol erfahren,
Auß Hollandt vnd Seelandt ankommen,
Als sie den newen Krieg vernommen,
Das Häuptfähnlein war ein Seeblatt,
Drey Heringsköpff das Wapen hat,
Mit dem Reim: Wilt Ehr daven tragen,
So mustu den Kopff daran wagen.
Damit trat Rülinger herfür,
Vnd war der andern Ehr vnd Zier.
Dem folgten in der Mitt die Schützen,
Die Steinwerffer zur Seit herstürtzen.
Mit dem Befehl das den Lerman,
Die Steinwerffer erst fingen an,
Den Feind erst lockten aus dem Vortheil,
Darnach die Schützen in der eyl,
So bald die Feind wolten anlauffen
Gliedweiß abschossen in den Hauffen,
Vnd die vorn stunden niederfielen,
Liessen die hindern auch abzielen.
Wenn das geschehen, wider auffsprüngen,
Den Feind mit newen Pfeilen empfiengen,
Biß der Feind zu nechst zu rück heran,
Als denn solten die letzten Mann,
Zu rück nach dem See hinab fliegen,
Zur lincken Seit wider außbiegen,
Sich an des Feindes Nachtrab machen,
Das dient zum Sieg in allen Sachen,
Fürst Wasserfrewd vnd solt sie regieren,
Vnd zu den Feind an vnd ab führen.

Nach diesen sahe man ziehen an,
Zur Rechten den Feldobersten Ran,
Vnd etlich tausent Frisisch Frosch,
Deren ein jeder saß zu Roß,
Lang Spieß führten vnd kurtze Degen,
Hielten sich wunderlich verwegen.
Ein weiß Milchtuch war jhr Hauptfahn,
Das ein Kühmagd hat fallen lahn,
Da sie im Graben wusch die Gelten,
Darein sie sonst die Milch hinstelten.
Das Wapen ein Rotkefferlein,
Der Reim: Fleugst nicht, so bistu mein.
Zur linken Hand zog auch daher,
Der Feldmarschalck mit seinem Heer,
Fürst Mordax mit den Reuters Knaben,
Die angekommen waren auß Schwaben.
Führten Schwerter, Armbrust vnd Hammer,
Wolten den Mäusen bringen Jammer,
Ihr fürnehm Fahn war ein Schnuptuch,
Das ehemahls ein schön Mägdlein trug,
Vnd bei den kühlen Brunn vergaß,
Bei dem sie mit jhrm Buhlen saß.
Das Wapen ein roth Regenwurm,
Der Reym; der Wurm erhelt den Sturm.

Hinter diesen folgt die Bluthfahn,
Gemahlt von roten wilden Mann.
Darnach rückt der König dabey
Mit seiner starcken Leib Guardey,
Drunter viel Schweitzer auffwarten,
Mit Degen und mit Hellebarten,
Die fürt Marcon ein tapffer Mann,
Ein hübscher Höptzger wolgethan.

Auch war da mit keulen bestellt,
Aus Dietmarsen manch starcker Held.
Darnach mit Gurtelbeil, vnd Krücken,
So wohnen an der Seested brücken.

Endlich die Engellendische Schützen,
Mit jhren Wattmannischen Mützen,
Mit jhren Fenrich Frog genant,
Der führt sie aus dem Schiff auffs Land,
Denn Seewasser mocht er nicht lecken,
Es wolt jhm gar zu saltzig schmecken,
Biß man die Oberst Heuptfahn,
Auch für dem König sahe hergahn,
Ein gülden haut von einer Schlangen,
Darein sahe man ein Wapen hangen,
Drey gelbe Wasserlilgen fein,
Im blawen feldt mit diesem Reym:
Wer diese Blumen frisch wil sehen,
Der muß darnach ins Wasser gehen.

Der König auch bewahrt ward,
Von Fürst Watrachs vnd Quadrat
So aus der Marck, Cassuben, Wenden,
Vnd von des Havellandes enden,
Viel Reuter, vnd viel Knecht mitbrachten,
Vnd den König großmütig machten.
Führten ein gelb Marcomyr Wapen,
Mit dreyen schwartzen Krötenquappen.
Ein Reym: Wir sterben nicht vmbsonst,
Mangelt dir Gunst, so brauche deine Kunst.

Zu letzt nach allem kam gelauffen,
Mancherley Volck bey grossen hauffen.
Aus Brabant, Holland, Polen, Reussen,
Aus Liefland, Churland, vnd aus Preussen,
Die solten Spieß und Gabeln brauchen,
Die Meuß in das See Wasser tauchen.
Biß daß sie all wurden vmbbracht,
So ward der Frösch Ordnung gemacht.

Das VII. Capittel.

Von der Frösch vnd Meuse Kundschafft.

Wie sie halten also am Raum,
Kamen zween Laubfrösch von dem Baum,
Zeigten an das zur Linck am See,
Ein sonderlichs weiß Kriegesvolk steh.
Ob es Freund oder Feinde sein,
Wer zuvor zu erkunden fein.
Darauff Fürst Quadrat von stund an,
Herunter schickt zween kluge Mann
Taucher, vnd Köbberitz mit Namen,
Die vnterm Wasser dahin kamen.
Da Friedlieb mit den seinen wacht,
Vnd sein Sach hielt in guter acht.
Als nun Friedlieben Wacht gesehen,
Die Fröschlein aus dem Wasser gehen,
Im langen Graß heimlich herschleichen,
Wil sie nicht für jhnen entweichen.
Sondern ruckt sich auch vnters Graß,
Vnd verleufft jhn den Wasserpaß.
Greifft sie endlich auch alle beyd,
Friedlieb erfehrt von jhn bescheid.
Wie die Frösch jhr Ordnung gemacht,
Wie sie zu siegen sein bedacht.
Lest auch alles den König sagen,
Daß er sich nicht so bald sol wagen,
Den flüchtigen Fröschen zur nachtjagt,
Das er nicht werd in noth gebracht.
Der König antwortet mit Spot,
Wenn nun gegenwärtig ist die Noth,
So wil ich sein bedencken fragen,
Er darff nicht vnnütz Sorge tragen.
Das ließ Friedlieb auch so geschehen,
Gedacht, wie er weißlich wolt sehen,
Daß er den Fröschen abbruch thet,
Vnd das Meußvolck aus noth erreth,
Darumb er die Kundschaffer mehr,
Ließ fragen, vnd plagen sehr.
Biß er von jhnen alle Raht,
Aller Frösch recht erfahren hat.
Insonderheit war der Bericht,
Die Frösche wolten zum Berge nicht,
Der am See gegen Abend lag,
Denn darauff noch am frühen tag
Viel Krän, Gehr, vnd Weihen gsessen
Als wolten sie die Frösch auffressen.
Es het auch zuvor die Schildwacht,
Gesehen in die dritte Nacht
Vom Berg abstürtzen viel Fewrflammen,
Dabey ein grosses Volck beysammen,
Vnsichtlich auff einander rant,
Das erbebet das gantze Land.
Darumb hielten sie allzumahl,
Vnten am Berg im raumen Thal.
Allda der See zur lincken stand,
Aber der Berg zur rechten Hand.
Daher auch hernach weht der Wind,
Vnd die Sonn am Abend verschwind,
Da wolten sie des Feindes warten,
Vnd mit ihm wechseln die Hellenbarten.

Indeß kamen die Meuß heran,
Vnzehlich viel der kleinen Mann.
Zogen von Morgen nach Mittag,
Zu versuchen diesen vorschlag,
Wie sie von da konten fortrücken.
Die Sonn behalten auff den Rücken.
Den Berg zur Lincken gegen den Wind,
Das man sie nicht vmbringen künt,
Das sie von der höh führen abe,
Denn Feind vmblieffen in eim Trabe,
Den Vortheil doch die Frösch nicht gern,
Auff jhrer seit wolten entberen,
Dürfften doch nicht den Berg angehen,
Auff dem sie böß zeichen gesehen,
Wancken derhalben hin vnd her,
Zu warten, wies am besten wer.

Biß das der Meußkönig abgesand,
An den See zur Frösche Stand,
Ein Trommeter ein Edlen Knaben,
Ließ auch sechs Trabanten mit traben,
Zu fragen was Baußbach gemeint,
Mit denen so hernach vom Feind,
Gefenglich wurden angenommen,
Obs Blut güld, oder Rancionen.
Denn wie er wolt, so solt es sein,
Die wahl wolt er jhm reumen ein.
Die Frösch rieffen, hie ist kein gnad,
Den Tod jeder zu gewarten hat.
Er wer geschlagen oder gefangen,
Er sol ersauffen oder hangen.
Wolan so gilts widerumb also,
Sprach der Knab vnd ward hertzlich froh.
Das er ungerauftt von jhn kam,
Sein ritt er wider zurück nam.

Vnd seinen König bracht bericht,
Der sprach, es sol dem Böſewicht,
In ein par stunden bald gerewen,
Mit worten las ich mich nicht schewen,
Der am meisten pocht, derselb kroch
Gemeinlich zum ersten zu loch.

Damit ward des staubs jmmermehr,
Als wenns ein dicker Nebel wer,
Vnd zog ein jeder Hauffen fort,
Erwehlet zu der Schlacht den Orth.
Gleich wie der Römer Pompejus,
Vnd sein Schweher der Julius,
Ehemahls auch gegen ander ranten,
Damit die gantze Welt vmbwanten.
Die Frösch rückten vom Wasser her,
Als wenns der Moses selber wer.
Vnd von newen auff Gottes Befehl,
Durchs Meer führt das Volck Israel.
Da Mann, Weib, Kinder, Vieh, mit lieffen,
Wunderlich durch einander rieffen.
So machten sie ein Lerman auch,
Wie die Krän halten den brauch,
Wenn sie im Herbst den Abend speth,
Auff den Aeckern wehlen die steth,
Das jede sitzt bey jhren Mann,
Den sie an der Stim kennen kan,
Vnd denn mit grossem gschrey vnd krachen,
Sich des abzugs halben sprachen.

Die Meuß aber giengen gar still,
Vnd machten des Lermans nit viel.
Rauschten nur heimlich mit den Wehren,
Gleich wie die wachsende Korn Ehren,
Wenn sie der Wind hernieder schlegt,
Vnd die Strohalm wider auffregt,
Welchs gleich in solchem anblick felt,
Als wenn da lebt das gantze Feld.
Denn wo man die Augen hinwand,
Da lebt vnd bebt das gantze Land,
Das auch die Vegel so vngefehr,
Am selben Ort zogen daher,
Dafür sich entsatzten der massen,
Das sie jhr Reiß musten verlassen,
Vnd aus dem nechsten Wald mit grawen
Diesem wunder handel zu schawen.

Rathschlag der Berg, vnd Wasser Geister vber diesen Krieg.

Des dritten Theiles erstes Capittel.

Indem sich nun bewegt das Land,
Zittert als ein bawfellig Wand,
Wenn grosse Donnerwetter auffstehen,
Odr lastwagen fürüber gehen.
Darumb das lermet vberall,
Das Frosch vnd Meußvolk ohn zahl,
Fünden sich auff den Berg beysamen,
Viel kleiner Mänlein ohne Namen,
Im weissen Hembdlein spitzign Kappen,
Als man gewohnt an den Bergknappen,
Zu den kam aus der See geflogen,
Vnd in eim Nebel auffgezogen,
Die Wassernixin wolgestalt,
Wie man die schöne Venus mahlt,
Im gelben Haar vnd nackend gantz,
Trug einen weiß Seeblumen Krantz,
Also waren auch anzuschawen,
Ihre mitfolgende Jungfrawen,
Vnd sprach zu Hertzen dem Bergman,
Wofür sihstu diß Wesen an?
Wiltu deinen Mäusen beystehen,
So muß ich zu den Fröschen gehen.

Heintz antwortet vngern ich sehe,
Das solch groß Blutstürtzen geschehe,
Drumb hab ich nun etliche Nacht,
Ein groß Kriegsgepolter gemacht,
Hab euch gezeigt viel Abenthewr,
Mit hinfallenden Liecht vnd Fewr,
Mit Blut so in des Königs Saal,
Auß einem todten Hirschhorn quall,
Ob sie wolten sich schrecken lassen,
Keinen Krieg anfahen dermassen,
Aber ich hab vorlängst gesehen,
Diß Vnglück in den Sternen stehen,
Bin auch von den Engeln bericht,
Daß es durch verhengniß geschicht.
Vnd was Gott schloß in seinem Rath,
Dawider hat kein Weißheit stath,
Es folgt auch niemandt guter Lehr,
Ob man jhn warnet noch so sehr.
Mann muß gehen lassen wie es gehet,
Biß das diß vnterst oben stehet.
Vnd die Sünd jhr Straff hat empfangen,
Dafür sie lang ist sicher gangen,
Mich deucht aber das nicht gar fein,
Das auß deiner Nixen gemein,
Ihr viel sich brauchen zu den Sachen,
Vnd diesen aufflauff helffen machen.
Denn daß der Frosch die Mauß erseufft,
Vnd jedermann zum Krieg zuleufft:
Als wenn sie weren rasend toll,
Das könt jhr Nixen schaffen wol,
Vnd wenn jhr davon nicht wolt lassen,
Sondern euch der Schlacht auch anmassen,
So wollen wir vns auch nicht sparen,
Ihr solt ein widerstandt erfahren.
Ich bin ohn das den Fröschen gram,
Vnd seß jhn lengst gern auff dem Kam,
Das sie mich offt machen bekant,
Wenn ich heimlich vmbschleich im Landt.
Vnd der Mensch nicht in Ruhe kan bleiben,
Weil sie des quackens so vil treiben.

Die Nixin gab darauff bescheid,
Das mir diß auch sey hertzlich leid,
Hab ich damit erklären wollen,
Das, da die Mauß ersauffen sollen,
Nun etlich Nacht das Wasser brandt,
Das Zeichen ist nicht vnbekant,
Mein Jungfrawen seufftzen auch tieff,
Als wenn eins auß dem Wasser rieff.
Damit zu deuten, das Gefahr,
Vnd groß Elendt vorhanden war.

Ich hab auch nach Matthias Tag,
Als Berg, Thal, Feld, voll Schnee noch lag,
Vnd das Eyß all Wasser belegt,
Ein solch Tauwetter erregt,
Als selten ist zuvor geschehen,
In dreissig Jahren nicht gesehen.
Die Schneeberg lieffen mit eim Wunder,
Bey Tag und Nacht schrecklich Berg vnter,
Rissen Felsen, Klausen mit abe,
Die Bäum kamen auch in eim Drabe,
Stiessen Häuser, Scheunen vnd Stall,
Vber ein Hauffen in dem Fall,
Weil auch gefroren war das Landt,
Das Wasser nirgend ein Durchbruch fand,
Lieff auß dem Waldt, Acker vnd Awen,
Von grossem Wind, Regen vnd Tawen,
Zu Quellen, Seen, Teichen, Flüssen,
Zusammen mit grossen Güssen,
Das die Eyßschollen in eim krachen,
Allenthalbn sich erhobn vnd brachen,
Steg vnd Brücken auff stücken rissen,
Zaun, Wall, Wand, vnd Häuser zerschmissn
Das sich Fisch in den Kirchen funden,
Das all Keller voll Wasser stunden,
Das die Leut auff den Boden sassen,
Mit zittern das Jammerbrodt assen.
Der Fuchs vnd Wolff auff den Weyden,
Mit Krän vnd Weyhen hatten zu streiten,
Das Viehe mit seim Hirten hinschwam,
Vnd todt zu frembden Völckern kam.
Als solt eine newe Sündfluth werden,
Vnd alles ersäuffen auff Erden;
Damit warnte ich jedermann,
Sein Sachen wol in acht zu han.
Denn frembd Wasser, frembd Völcker bringen,
Mit den gefehrlich ist zu ringen.

Das aber meine Vnterthan,
Das Vnglück helffen stifften an,
Mag wol seyn, weil die Jung Frösch Knaben
Selbst lust zu jhrem Schaden haben.

Wer gerne tanzt, dem pfeifft man bald,
Den Wilgen geschicht kein Gewalt.
Ich weiß auch wol, daß keine Mauß,
Zu dem Krieg zog ins Feldt hinauß.
Wenn nicht ein Geist sie führt hinan,
Das dein Volck auch meisterlich kan.
Vnd wenn ich wolt meine Lust büssen,
Solt auch der Erbeit nicht verdriessen,
Daß ich die Mäuß ins Wasser schmiß,
Vnd keine vnerseuffet ließ,
Darumb, daß sie meinen Fröschleuten,
Ihr Königs Todt so vbel deuten.

Dieweil ich aber gern vernommen,
Daß jhr jhn nicht wolt zu Hülff kommen,
So laß ich meine Frösche auch bleiben,
Sie mögen jhrs gefallens treiben,
Biß Gott jhn setzet Ziel vnd Maß,
Vnd stewret jhrem Neyd vnd Haß.
Wir möchten vber jhren Sachen,
Vns selbst Vngelegenheit machen,
Oder stärker Geister erwecken,
Die vns vnfreundlich würden schrecken,
Auß dieser Wohnung gar verjagen,
Oder durch Gottes Eyffer plagen.
Wir wollen lieber beyderseit,
Von hinnen zu schawen dem Streit.
Daß sagte sie, die andern all,
Folgten jhr gern in diesem Fall,
Vnd satzten sich noch also fort,
Vnsichtiglich an jhren Orth.

Das II. Capittel.

Der Frösch und Meuse Fußfall vnd Ermahnung an die Kriegesleut.

Bald kamen der Herolden zween,
Liessen erst die Blutfahnen sehen.
Die Mücken kamen auch gezogen,
Vber beyde Hauffen geflogen,
Hatten grosse Posaunen all,
Vnd bliesen darein mit grossem Schall.
Das Wetter schlug auch tapffer drein,
Mit dem Donner vnd Blitzes Schein,
Welches gar ein böses Zeichen war,
Vnd den Kriegern, deuten groß Gefahr.
Wie sie aber waren so nahe,
Das ein Hauff den andern ersahe,
Thatn ein Fußfall die Mäuß gemein,
Das Gott ja wolt jhr Beystand sein!
Darauff sie dann Herr Zuckermundt,
Ihr Priester, wol vertrösten kunt.
Derhalben er auch selberitt,
Mit seinem Schimmel in sein Glied,
Damit er nicht wurde verklagt,
Vnd außgeruffen als verjagt.

Der König aber eygner Person,
Führt auf der Sturmhauben sein Kron,
Vnd sprengt mit seinem Hengst hinan.
Redet den hellen Hauffen an.
Lieben Heldt, lieben Kriegesleut,
Ewr Trew wolt jhr bedencken heut,
Den Feind angreiffen wie tapffer Mann,
Der Sieg vns gwiß nicht fehlen kan.
Gott meins Sohns Mord bezahlen sol,
Weil sie die Straff verdienet wol.
Habt nu wol in acht ewr Sach,
Rücket mir fein nach allgemach,
Biß das wir dem Feind so nahe seyn,
Als einer wurff mit einem Stein:
Denn setzt hernach mit aller Macht,
Mit eim Feldtgeschrey das es kracht.
Denn senckt zuerst die Spitz zum Stich,
Denn hebt die Bogen vber sich,
Schiest doch nicht ehe denn jhr möget sehen,
Die gelen Ring in Augen stehen.
Gebt euch nicht bloß halt fest zusamen,
Last euch zur Seit nicht vbermannen.
Doch das die Schützen fein sich theilen,
Zusehn, daß sie der Feind nicht fehlen,
So wollen wir vom Berg hinaben,
Mit gutem Vortheil vntraben,
Mit dem Gewaltigen zulauffen,
Nicht allein trennen jhren Hauffen,
Wie ein Sturmwind im dicken Wald,
Mit grossem krachen einher falt,
Sondern allsampt so gar erschrecken,
Daß man sie erschlug mit eim Stecken,
Ich will euch selbst führen die Strassen,
Vnd Leib vnd Leben bey euch lassen,
Odr nach dem Sieg zum Herren machen,
Gott hilfft allzeit der Gerechten Sachen.
Sie riessen all, wir folgen gern,
Wollen vns wie die Helden wehrn.

Die Frösch theten dergleichen auch,
Streckten sich auff den kalten Bauch,
Bathen, weil die Mäuß auß Hoffart,
Vnd böser Teuffelischer arth,
Sie ohn ihr Schuldt worden ermorden,
Wie vom König berichtet worden,
Wolt er als ein gerechter Gott,
Ihr Vnschuldt behüten fürm Todt,
Seine Creatur nicht verlassen,
Sondern die Räuber auff der Strassen,
Die Diebschen Mäuß schrecken vnd jagen,
Daß sie die all möchten erschlagen.
Ihr Pfarrer tröst sie vnterwegen,
Sprach jhnen Absolutz vnd Segen,
Von einem hohen Baum am Rand,
Dabey sie außtraten auffs Landt,
Mit Gottesfurcht wars jhm kein Schertz,
Hat allein ein rein weisses Hertz,
Herr Laubfrosch mit seim grünen Kleide,
Kroch darnach in ein hole Weyde,
Darein wolt er die Horas lesen,
Bey Schlegen daucht jhm gut wesen.

Der König aber Baußback genant,
Mit Grünrock seinem Leutenant,
Vnd den Befehlichshabern mehr,
Zog herumb bey dem gantzen Heer,
Sprach auch der Krieger tapffer an,
Frisch auff sprach er, Ihr lieben Mann,
Vnd fasset einen Helden Muth,
Nun sollen alle sachen werden gut,
Ich hab kundschafft daß vnser Feind,
Gentzlich vnd gar also gemeint,
Das sie vornen wollen einrennen,
Vnd also vnser Ordnung trennen,
Darauff habt nun gar gute acht,
Das ihrs, wie ichs befohlen, macht,
Ihn fein locket zu vnser See,
Da sol jhn werden bang vnd weh,
Wir wollen jhm das Bad bereiten,
Daß er nicht lust hab mehr zu streiten.
Bleibt aber still an ewren ort,
Vnd rücket nicht ein Füßlein forth,
Wendet euch auch nicht gegen den Wind,
Daher die Sonnenstralen sind,
Sonst felt pfeil vnd staub auff euch dar,
Ewr Gesicht wird geblendet gar.
Sondern bleibt wie jhr jtzund seyd,
Theilt euch nun fein in die breit,
Vnd schlaget weidlich in den hauffen,
Das der Schelmen keine entlauffen,
Ich wil dazu der Linken Hand,
Mit meiner Guardy halten stand,
Damit ich euch fein mag entsetzen,
Mein Spieß der Mauß im Rücken wetzen.
Sie ziehn da gleich zu vns heran,
Keiner soll bleiben vnbegabt,
Der sich am Feind nur weidlich wagt.
Sie rieffen, Jo, Jeck, Jick, Jack, Ja,
Darumb sind wir jetzt alle da.

Das III. Capittel.

Des Meuse Königs erbieten gegen die Frösch vnd jhren König.

Wie nu also in wenig stunden,
Die hauffen sich gegn ander funden,
Vnd itzt wolten zusammen gehen,
Stampfft mit den Füssn vnd Feust die Händ,
Vnd seinen Feind veracht vnd schend,
Als wenn zween Ochsen sich erbossen,
Vngestümb auff ein ander stossen,

Doch vor mit grimmigem Gesicht,
Da stehn gegn einander gericht,
Die Erd scharren, die Hörner wetzen,
Den Schwantz mit einem Brum auffsetzen,
Messen zu, wer erst wird anfangen,
Wie sie den Feind wollen empfangen.
Da schickt der Meuß König heran,
Vnd ließ den Fröschen zeigen an,
Durch Frischblut seinen Leutenant,
Der mit Trommeten kam gerant,
Er hett mit allen Frösch Geschlechten,
Weder zu rechten, noch zu fechten,
Ihr König allein an dem Ort,
Seinen lieben Sohn ermordt,
Wenn der seinen Sohn widerstellt,
Als seinen Rantzaun vnd Lösegeldt,
Daß der widerumb auch sterben müst,
So wer die Missethat gebüst,
Wer jhm das auch so nicht gelegen,
So wer der Meußkönig zu gegen,
Wolt einen Kampff mit jhm darumb halten,
Man solt sie allein lassen walten,
Was wolt ein Freund den andern spiessen,
Ohn Noth vnschüldig Blut vergiessen.
Ob diese Red gleich etlich achten,
Das sie billich wer zu betrachten
So rieff doch vnsinnig der Hauff,
Immer forth, forth, nun renn, nun lauff,
Wirff, schlag, vnd stich den Schelmen Todt,
Das er bekom Verräther Brodt.
Nun sie verzagte Bösewicht sein,
Weren gern vngeschlagen heim,
Nun wollen sie in vnsern Sachen,
Auch Meuterey vnd Anlauff machen,
Mit Wäscherey die Zeit verkürtzen,
Das er muß Halß vnd Bein abstürtzen.

Damit fieng sich der Lerman an,
Jeder schoß vnd warff auff den Mann,
Das er mit Noth entrennen kunt,
Vnd sich zu seinen König fund,
Der auch ergrimt vnd ließ auffblasen,
Die Feind thaten auch gleicher massen.
Vnd griffen also beyde Heer,
Mit grossem getümmel zur wehr,
Die Meuß pfiffen vnd zischten all,
Die Frösch, quack, queck, quickten mit schall.
In einem ruck, ritt vnd zulauff
Traffen Schützen, vnd Reuter zu hauff.
Schossen, stiessen, stachn, schlugen, rungen,
Daß stang vnd schwert gegen Himmel sprungen,
War so erschrecklich anzuschawen,
Als da Samson fieng an zu trawen,
Gott von newen, vnd seinen Henden,
Sich an die Häuptsäulen zu lenden,
Darauff des Heyden Tempelrast,
Rückt sie zusammen in der hast,
Daß Mawren, Tach, Zimmer vnd Stein,
König, Fürsten, Herren, Gemein,
Mit eim geprassel vnd mordgeschrey,
Vbr eim hauffen stürtzten entzwey.
Das vberwinder vnd vberwunden,
Zu gleich lagen oben, vnd vnden.
Vnd Staub, Stim krachen, in die lufft pralt,
So war das erst treffen gestalt.

Das IV. Capittel.

Wie die Frösch vnd Meuse zusammentreffen.

Als sich der Lerm also anfieng,
Das Kriegsvolck frisch zusammen gieng.
Gleich wenn das Eyß mit einem Knall,
In grossen Sturm birst vberall.
Vnd mit eim geprassel durchbricht,
Da man sichs am wenigsten versicht,
So war Mohrtantz vnd seine Mann,
Mit Stein und Pfeilen tapffer dran.
Warffen von sich, schleuderten, schossen,
Es fiel so dick als Hagelschlossen,
Vnd kam manch Mauß auff den Rücken,
Das sie die Naß ins Graß must bücken,

Das Spanische Weißfähnlein macht auch,
Den Fröschen einen bösen rauch.
Mit seinen starken Katzenbogen,
Davon schwinde Boltzen flogen.
Aber das Schwartz Fehnlein blieb auß,
Das kostet manche stoltze Mauß.
Denn es hielt zwischen Pferd vnd Berg,
Stieg gegen der lincken auff die Zwerg,
Vnd kont nicht brauchen sein geschoß,
Welchs Milchramlecker sehr verdroß.
Rieff, halt die Schild all vberwert,
Das euch nicht das geschoß gefehrt.
Eilt mutig auff den Feindt hinein.
Sonst wir allsamt verrathen sein,
Damit lieff er zum Feind hinan,
Fehnrich Stoltzer der kühne Mann.
Setzt mit den Doppelsoldern nach,
Vnd hoffet gar gewonnen sach,
Insonderheit weil sie die Schützen,
Da funden auf der Erden sitzen,
Vnd jhr Armbrust von newen spannen,
Die konnten sie bald vbermannen,
Stachen in sie wie in die Hund,
Ehe sich einer auff richten kunt.

Wie das Mohrtantz erst ward gewar,
Sprach er nun hats kein gefahr,
Wir finden das wir han gesucht,
Wendt euch, vnd nemt zum See die flucht.
Damit theilten sich die Hoffleut,
Padran, vnd Mordar zu der seit,
Die Schützen flohen nach dem See,
Das bracht den Meusen groß weh.

Denn Milchramlecker kriegt ein Muth,
Dieweil der anfang war so gut,
Vnd drang zun Fröschen heftig ein,
Wie auff die Hund ein zornig Schwein,
Forklug folgt auch in grosser eil,
Vnd acht es für besonder Heil,
Das die Frösch so bald die Flucht geben,
Das die Hoffleut zogen darneben,
Als wenn sie zun seiten auslieffen,
Vnd zu keiner gegen wehr grieffen.

Als abr die Frösch kamn an den See,
Gefiel jhnen die Flucht nicht meh,
Sondern wichen zur linken Hand,
Hinder den Berg ins sicher Land,
Vnd liessen der Meuß hellen hauffen,
Vom Vfer biß ans Wasser lauffen,
Da empfieng sie der Hinderhalt,
Das jhm das Hertz im Leib erkalt,
Rieffen Ihr Kuhemelcker willkommen,
Ewr ankunfft habn wir gern vernommen
Nun trett mit frewden in das Bad,
Darnach euch lang geschwitzet hat.

Ewrs Königs Sohn wundert sich sehr,
Das jhr nicht kamt zu seiner Ehr,
Halfft jhn besingen vnd begraben,
Darauff wir langst gewartet haben.
Vnd stachen damit auff sie loß,
Gaben jhn auch viel kräncken stoß,
Vnd hackten mit jhren Handbarten
Ihnen erschrecklich durch die Schwarten.

Vnd ob sie gleich sich gar verwegen,
Wehrten, mit Helbarten vnd Degen,
Gieng es jhnen doch wie dem Hirsch,
Der mit den Hunden kempffet frisch,
Stürtzt doch vnversehns ins Netz,
Das jhm der Jäger heimlich setzt.

Denn zu beyden seiten der Feindt,
Es mit jhnen getrewlich meint,
Von hinden zu sie hoch beschwert,
Ihr selbst eigen Hoffleut vnd Pferd,
Für Augen hatten sie den See,
Das thet den Milchramlecker weh,
Versucht ob er zur lincken Hand,
Dadurch die Frösch schützen gerandt,
Nicht Nachfolgen kunt vnd durchbrechen,
Fieng an grimig vmb sich zu stechen,
Vnd stieß mit seines Degens Knopff,
Dem Mohrtantz hinden auff den Kopff,

Das er sich strecket in den Sand,
Solchs sahe Mortantzen Leutenant,
Vnd stach jhn wieder nach der Kehlen,
Vermeint es solt der stich nicht fehlen,

Aber Milchramlecker brach jhn bald,
Mit seinem Schilde mit gewalt,
Vnd hieb den Frosch hindurch die Stirn,
Das er verschüt Leben vnd Hirn.
Da lieffen die Frösch mit den Beylen,
Als die Vogel nach der Nacht Eulen,
Warffen vnd schlugen auff den Mann,
Biß er ein hieb im Rücken bekam,
Darauß jhm Lung vnd Leber quall,
Vnd gab sein Leben auff im fall,
Lag im staub mit wahrlosen Henden,
So must der grosse Muth sich enden;
Viel ander Meuß blieben auch Todt,
Oder kamen in Wassers noth,

Das sichs nicht anders ansehn ließ,
Die Frösch hetten den Sieg gewiß.

Darumb etlich schon rieffen da,
Quack, quock, quuck, queck, quictoria!
Den Fehnrich Stoltzern mit dem drang,
Der nachdruck in das Wasser zwang,
Da jhn der Doppelsoldner kein,
Zum Schutz viel kont behülfflich sein.
Die Frösch aber griffen dapffer an,
Tapten nach dem Fehnlein vnd Mann,
Der sich noch wehrt wie ein Held,
Vnd damit er würde gefelt,
Warffen sie jhms Angesicht vol Koth,
Wie er nun sahe die grosse Noth
Want er sich in sein Fehnlein gut,
Zu sterben wie ein trewes Blut.
Grosse, tapffer, rühmliche thaten,
Allzeit grosse gefahr bey sich hatten.

Roller s. Burchard.

Karl Franz Romanus,

geboren am 21. August 1731 zu Leipzig, ward kursächsischer geheimer Kriegsrath zu Dresden und starb am 20. April 1787 daselbst.

Er schrieb:

Komödien. Dresden 1767.
Die Verläumder. Lustspiel. Dresden 1778.
Der Unschlüssige. Lustspiel. Dresden 1778.

und übersetzte:

Voltaire's Allgemeine Weltgeschichte. Dresden 1760—63, 4 Thle.
Voltaire's Vermischte Schriften. Dresden 1768—75, 6 Thle.

R. verstand es, den dramatischen Knoten der Intrigue gut zu schürzen und die Entwickelung dem gemäß herbei zu führen, unterstützt durch einen lebhaften und witzigen Dialog und gut erfundene Situationen. Seine Komödien sind indessen als veraltet schon seit längerer Zeit von der Bühne verschwunden, obwohl sie mehr als manches andere Lustspiel früherer Tage eine zeitgemäße Umarbeitung verdienten.

Dietrich Christoph von Rommel,

geboren am 17. April 1781 zu Kassel, wurde 1804 außerordentlicher Professor der Beredtsamkeit und griechischen Sprache, 1810 russischer Hofrath und ordentlicher Professor der römischen Litteratur in Charkow, 1815 Professor der Geschichte in Marburg, 1820 Director des Hofarchivs zu Kassel, 1827 in den Adelstand erhoben und 1829 Director des Museums und der Bibliothek daselbst.

Er schrieb unter Andern:

Ueber Philologie und philologische Erklärung der Klassiker. Marburg 1805.
Ueber Dr. Gall. Marburg 1806.
Theophrast's Charaktere. Uebers. Leipzig 1809.
Rede zur Gedächtnißfeier Joh. v. Müller's. Marburg 1809.
Aristoteles und Roscius oder über die Kunst. Leipzig 1809.
Ueber Geographie, Ethnographie und Statistik. Marburg 1810.
Beschreibung der Völker des Kaukasus. Weim. 1808.
Deutsche Chrestomathie. Marburg 1813.
Kurze Geschichte der hessischen Kirchenreformation. Kassel 1818.
Geschichte von Hessen. Marburg 1820 ff. 3 Bde.
Wilhelm I., Kurfürst von Hessen. Kassel 1822.
Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. Gießen 1830, 3 Bände.
Einzelne Abhandlungen, Flugschriften u. s. w.

Ein überaus gründlicher und scharfsinniger Geschichtsforscher, der sich ganz vorzüglich um die Geschichte seines Vaterlandes außerordentliche Verdienste erworben hat, und einen sehr ehrenvollen Rang unter den deutschen Historikern einnimmt.

Kaspar von der Rön, s. Minnesinger.

Roos, s. K. A. Engelhard.

Della Rosa, s. J. A. Gleich.

Adolph Rose

lebte im sechszehnten Jahrhundert und nannte sich pseudonym von Creuzheim.

Wir besitzen von ihm:

Der Esel-König. Ballenstedt o. J. (1617, 1626 u. öft.).

Ein satirisches, aber nicht eben sehr bedeutendes Gedicht.

Kunz von Rosenheim, s. Minnesinger.

Johann Georg Rosenmüller,

geboren am 18. März 1736 zu Ummerstädt im Hildburghausischen, studirte zu Nürnberg und Altdorf, wurde 1767 Nachmittagsprediger in Hildburghausen, 1768 Pfarrer in Heßberg, 1772 Diaconus und adjungirender Superintendent in Königsberg, 1773 ordentlicher Professor der Theologie in Erlangen, 1779 Pfarrer an der altstädter Kirche daselbst, 1783 erster Professor der Theologie, Superintendent, Consistorialassessor und Stadtpfarrer in Gießen, 1785 Superintendent, Consistorialassessor und ordentlicher Professor der Theologie zu Leipzig, 1793 Domherr zu Meißen und 1806 Prälat und Senior der theologischen Facultät, auch Decemvir der Universität zu Leipzig. Er starb daselbst am 14. März 1815.

Außer vielen Predigtsammlungen und andern Schriften besitzen wir von ihm:

Religionsgeschichte für Kinder. Leipz. N. A. 1804.
Christliches Lehrbuch für die Jugend. Leipzig. N. A. 1812.
Morgen- und Abendandachten. Leipz. N. A. 1820.
Beicht- und Communionbuch. Leipzig. N. A. 1822.

Gedankenreichthum, Klarheit und Einfachheit, Wärme und Innigkeit des Gefühls und eine echt christliche Gesinnung verleihen den Predigten und Erbauungsschriften dieses vortrefflichen Mannes einen bleibenden Werth.

Hans Rosenplüt, genannt der Schnepperer, s. Meistersänger.

---

von Rosenroth, s. Knorr.

Dorothea Eleonore von Rosenthal,

aus Schlesien gebürtig, starb im Jahre 1649.

Sie hinterließ:

Vermischtes Divertissement. Breslau 1641.

in welchem sich einzelne, für die damaligen Verhältnisse als sehr gelungen zu betrachtende Poesieen finden.

Rosenwall, s. Rauschnick.

Johann Christoph Rost,

geboren am 7. April 1717 zu Leipzig, studirte zu Leipzig die Rechtswissenschaften, wurde nach zurückgelegten akademischen Studien Bibliothekar und Privatsecretär des Grafen Brühl und 1760 Obersteuersecretär zu Dresden. Er starb daselbst im Jahre 1765.

Seine Schriften sind:

Das Vorspiel. Satir.-episches Gedicht. Dresden 1742. N. A. Bern 1772.
Schäfererzählungen. Berlin 1742, 1744.
Versuch von Schäfergedichten. Dresden 1744, 1778.
Briefe. Frankfurt u. Leipzig 1766.
Vermischte Gedichte. Leipzig 1769, Dresden 1770.

Mit einem gewandten und reichen Talente, voll Witz und Laune ausgestattet war Rost einer der gefährlichsten und boshaften Gegner Gottsched's, den er wiederholt und immer mit Glück, namentlich in dem satirischen Epos das Vorspiel angriff. In seinen Schäfergedichten, die nach französischen Mustern gebildet sind, beurkundet er ebenfalls gute Anlagen, gefällt sich aber zu sehr in frivolen und lasciven Schilderungen, und wird dadurch unsittlich. Sein Gedicht, „die Braut-Nacht," in der Weise des Grecourt, gehört zu den verrufensten Producten jener leichtfertigen Geschmacksrichtung, obwohl es, mit seinen Vorbildern verglichen, noch bescheiden zu nennen ist.

Das Vorspiel.

Ein satirisch-episches Gedicht in fünf Büchern *).

Erstes Buch.

Ich, der ich sonst geglaubt, daß ich geboren wäre
Des Bacchus ächter Knecht, ein Priester der Zythere,

*) Aus Rost's vermischten Gedichten. D. D. 1769.

Voll, wie Anakreon, stark wie Ovid zu sein,
Vergesse diesesmal die Liebe und den Wein.
Ein Werk, wodurch ich mich zu den Virgilen schwinge,
Ist jetzt mein Augenmerk. Es sei gewagt! Ich singe.

Ich singe von der Frau, die um den Pleißenstrand,
Den deutschen Harlekin [1]) aus ihrer Zunft verbannt;
Sich selbst bezwungen hat; die Bühne stets verbessert,
Kunst, Beifall und Geschmack, wie ihren Ruhm vergrößert;
Die Annens großen Thron [2]) durch Birons Huld erblickt,
Bis des Mäzenens Fall sie wieder heimgeschickt.
Jedoch ich singe nicht, ihr ganzes Lob zu singen:
Dieß mag ihr Lebenslauf der Nachwelt überbringen;
Nur eine That von ihr, errett ich aus der Zeit,
Und übergebe sie der Unvergänglichkeit;
Den Sieg, doch nicht den Sieg geführter Liebeskriege;
Ich singe diesesmal den schönsten ihrer Siege;
Wie sehr ihr Vorspielscherz, den sie selbst ausgedacht,
Den hochgeprüfteten Professor klein gemacht,
Zur Lust der Leipziger, so daß das Volk mit Haufen
In Zotens Hof [3]) gedrängt, und Niemand durchgelaufen;
Daß der Professor gar um Phöbus Ausspruch bat,
Den aber doch Apoll zu Gottscheds Schrecken that.
Ein Strahl, o Neuberin! Ein Strahl von deinem Feuer,
Durchdringe mir das Blut, und schein' auf meine Leier!
Der Vorzug deiner Kunst, der Stellung Zauberkraft
Sei, da ich singen will, des Ausdrucks Eigenschaft!
Soll mir mein Heldenlied, wie dir dein Sieg gelingen,
Wohlan, so wie du spielst, wünsch ich auch mir zu singen!

Der Preuße, welcher erst die Deutschen deutsch gelehrt,
Von welchem Leipzig nie ein falsches Wort gehört,
Er spräche denn Latein; der Hannibal im Schreiben,
Durch dessen Namen wir den Franzen schrecklich bleiben,
Dem Gottsched, welchem oft, als dem Magnifikus,
Der Oberste des Raths den Vortritt lassen muß;
Dem Bayle [4]), wenn er sich verdeutscht erblicken könnte,
Zwo Seiten und noch mehr in seinem G. vergönnte,
Er nimmt sich väterlich der deutschen Töne an,
Und hats dem Hallmann [5]) noch hierinnen vorgethan.
Ja selbst Victoria, die ihn als Gattin küsset;
Vier Sprachen schreibt und spricht, und wie ein Leibnitz schließet,
Hat sich nebst ihm bemüht, und es so weit gebracht,
Daß unser Schauplatz selbst die Franzen neidisch macht.
Man giebt der Neuberin rein übersetzte Stücke;
Theilt selbst die Rollen aus; lehrt Stellung, Minen, Blicke;
Sie danket, und gehorcht, zieht doppelten Gewinn;
Wer den Professor hört, geht auch zur Neuberin.
Thalia, die du hast den Streit vorausgesehen,
Was konnte, sag es mir, Victorien geschehen,
Daß sie aus Rache schwur: Geht auch der Schauplatz ein,
So wahr die Gomez [6]) lebt! das muß bestrafet sein.

Thalia! noch einmal! Wodurch ward Gottsched hitzig?
Er schrie: die Neuberin wird wahrlich aberwitzig!
Was hat, entdecke mirs, die gute Frau verübt?
Auf einmal haßt er sie mehr, als er sie geliebt.

Der dürre Neid, der Geist der Müllerischen Bande,
Schwur längst der Neuberin Fall, Bankerut und Schande.
Er hatte schon den Gift dreimal nach ihr gespritzt,
Doch von der Schauspielkunst ward sie dreimal beschützt.
Jetzt schwur er noch einmal bei seinen Schlangenhaaren:
„Da sie der Macht entweicht, soll sie die List erfahren."
Die Nattern züngelten, er schärfte sich den Zahn
Und trat sogleich den Weg nach Gottscheds Wohnung an.
Bis in den Hörsaal war der Neid als Neid gekommen;
Allein jetzt ward sein Werk mit Arglist unternommen,
Darum verwandelte des Glückes Aftersohn
Sich vor der Stube noch, und wurde zum Baron [7]).

Hier saß Victoria auf ihrem Polsterstuhle
Mit Ungeduld erfüllt, daß ihre Federspule
Die Uebersetzungen zu sparsam fließen ließ
Und sich nach Gottscheds Wunsch nicht fix genug erwies.
Gleich diesen Augenblick trat der Baron ins Zimmer,
Und für die Neuberin war dieses desto schlimmer!
„Frau, sprach er, die du selbst der Silphen Reich verdienst,
„Wie eine Sappho singst, wie eine Daphne grünst;
„Du Uebersetzerin der göttlichen Alzire!
„Ein freches Weib verletzt die wiederholten Schwüre;
„Alzire wird gespielt, von jedem hochgeschätzt,
„Und auf dem Zettel stund: von Stüven übersetzt.
„Heißt dieses kein Betrug, so wird kein Mensch betrogen;
„Dir? Stüven gleichgestellt [8])? Ja gar noch vorgezogen?
„Ist wohl die Neuberin noch eures Schutzes werth?
„Wenn dein Gemahl mit ihr nicht dießmal scharf verfährt;
„So wird sie künftig gar, Victorien zu quälen,
„Die Uebersetzungen der Niedersachsen wählen."
Hier küssete der Neid der großen Frau die Hand;
Ward an der Thüre noch zweimal Baron genannt,
Ging, freute sich der List, und schickt im Augenblicke
Die Schwester des Betrugs, der Eifersucht zurücke.
Die fand Victorien ganz anders als der Neid:
Der Kulmus Auge sah erbittert und zerstreut;
Mit Knirschen druckte sie den kleinen Mund zusammen;
Ihr Athem war ein Hauch, so heiß wie Feuerflammen;
Drum hielt die Eifersucht, eh sich der Zorn verlor,
Ihr das Vergrößrungsglas zur rechten Stunde vor.
Hierwider konnte sich die Neuberin nicht schützen.
Die wilde Göttin will Victorien erhitzen,
Und da die Wahrheit nicht hierzu behülflich ist,
So greift sie zum Krystall, erwählt Betrug und List.
So hilft die Möglichkeit, so hilft der Schein betrügen;
So malt die Eifersucht ein Bild mit falschen Zügen;
Ihr Spiegel bildet nie die Wahrheit bloß und rein;
Was klein ist, macht er groß; was groß ist, macht er klein.
Drum konnt er leicht auch hier ein Blendwerk zubereiten,
Es sah Victoria Gottscheds Magisterzeiten;
Bei ihm die Neuberin weit reizender geschmückt,
Als für ein häuslich Weib sichs sonst im Hause schickt.
Es ging, und wer? genug, es ging jemand nach Weine;
Mit dem Magister blieb die Neuberin alleine.
Kurz durch das falsche Bild von der Magisterzeit
Verlor Victoria Kraft und Gelassenheit.
Sie öffnete den Mund, ich weiß nicht was, zu sprechen!
Doch Schwindel, Uebelkeit und heftig Seitenstechen
Erlaubten ihr noch kaum, ein kläglich: Ach Herr Je = = =!
Sie sprach das Wort nur halb, und fiel aufs Kanapee.
Die Mägde liefen zu, sie klagte Seitenschmerzen,
Die alte Köchin scherzt, als wär es Zeit zu scherzen;
„Es ist ein Schmerzensohn, ja Frau Professorin,
„Man tauf ihn, wie man will, ich heiß ihn Benjamin.
Der schlaue Diener stund, und horchte vor der Thüre;
Wenn, dachte er, dieß mein Herr von mir zuerst erführe:
So würde wenigstens doch ein Dukaten mein,
Und der Professor froh, und jetzt zufrieden sein.
Auf dieses spitzte sich der Ausbund von den Dienern,
Und floh mehr, als er ging, ins Kloster zum Paulinern [9])
Wo der Professor saß, und gleich recht magnifik,
Dießmal dem Syndikus kein einzig Wort verschwieg.
Was nun der frohe Knecht durchs Schlüsselloch gesehen,
Sagt er dem Herrn ins Ohr, ja mehr noch, als geschehen,

---

1) Frau Neuberin vertrieb dadurch, daß sie des Harlekins Kleider in einem Schauspiele angezogen hatte, den Harlekin ganz von der Bühne.

2) Der Ruf ihrer Geschicklichkeit und Birons Vermittelung waren Ursache, daß sie die Kaiserin Anna nach Petersburg rief. Nach dem Tode dieser Kaiserin aber und der Veränderung mit Herzog Biron, sah sie sich genöthiget, Petersburg zu verlassen, und wieder nach Leipzig zu kehren.

3) Das Neubersche Theater war auf der Ritterstraße, im sogenannten Zotenshofe, und durch diesen ein Durchgang, auf die Nikolausstraße. Alle durchgehenden Personen mußten nahe an der Thüre des Theaters vorbei.

4) Die Uebersetzung des Bayle'schen Dictionnaire ist bei Breitkopf herausgekommen. Herr Gottsched nahm sich, seinem Eifer für die Uebersetzungen gemäß, der Aufsicht darüber an. Er erinnert sehr bescheiden das deutsche Publikum an seine wenigen Verdienste! Sein Sinngedicht auf Bayle, sprechen seine Feinde, habe wenig Scharfsinnigis.

„Was Baylens Fleiß und Witz durch dieses Werk gewiesen,
„Das giebt den reichsten Stoff zu hundert Bücherriesen!

Allein seine Feinde bedenken nicht, das auf einen Mann, wie Bayle, sich nicht viel Scharfsinniges sagen läßt.

5) Joh. Christ. Hallmann schrieb Trauerspiele, Freudenspiele, Schäferspiele. Siehe Neumeisters **Specimen dissert. historico-criticae de poëtis Germanicis.**

6) Md. Gottsched schwärt hier bei einem Beispiele, das sie sich zur Nachahmung verstellte. Fast hat sie dieser Französin die fruchtbare Feder streitig gemacht! Man sagt, daß es unsrer deutschen Gomez ganz natürlich gewesen sei:

— Ihn ein Bein zu stecken,
Vier Bogen voller nichts mit Jauchzen auszuhecken.

7) Man kann den Leser versichern, daß dieser Gedanke blos des Reims halben da steht.

8) Herr von Stüven, ein Hamburger, übersetzte ehemals verschiedene Trauerspiele. Und seine Uebersetzungen erhielten damals den Beifall der Kenner.

9) Der Ort des akademischen Gerichts in Leipzig ist im ehemaligen Paulinerkloster.

Und lief, sein Herr befahls, dem er nie widersprach,
Sogleich voran zurück, dießmal ihm Gottsched nach.

Der weit gespaltne Herr erreichte bald das Zimmer,
Er sah Victorien, sie ihn, die Noth ward schlimmer.
Wie? Half der Anblick nicht, daß sie den Schmerz vergaß?
O nein! sie dachte noch an das Vergrößrungsglas.
Was war sein erstes Wort? „Geduldig meine Schöne!
„So leicht gebiehrt man nicht gelehrter Männer Söhne!
„Es schmerzete das Haupt dem Zevs drei Monden lang,
„Bevor Tritonia aus seiner Stirne sprang.
Hierauf gab er Befehl, mehr Frauen herzuholen,
Nein! schrie Victoria, viel lieber anbefohlen,
Daß dieser Mägde Schwarm aus meinem Zimmer eilt,
Weil sonst mein Mund mit dir nicht sein Geheimniß theilt.
Die Mägde gingen fort, das Zimmer ward verschlossen,
Doch außen stunden sie und horcheten zum Possen.
„Geliebter! sprach nunmehr die kluge Gottschedin,
„Wofern ich deiner Gunst nicht werth gewesen bin!
„Was nanntest du mich [10]) ein Bild der unbefleckten Jugend?
„Ein seltnes Meisterstück von Witz, Verstand und Tugend?
„Der Künste Sammelplatz, dein Leben und dein Licht?
„Warum bekannst du dich noch in sechs Jahren nicht?
„Und warum gönntest du mich nicht dem Weichselstrande?
„Hier leb ich mir zur Last und deinem Ruhm zur Schande,
„Die stolze Neuberin hat mich und dich verletzt;
„Hat mich, o Frevelthat! selbst Stüven nachgesetzt.
„Argens und Mauvillon, nun habt ihr Macht zu lachen,
„Da wir Alziren gar zur Niedersachsin machen,
„Ich habe selbst dieß Spiel ins reinste Deutsch gebracht,
„Der Neunmalklugen ists dennoch nicht recht gemacht.
„Du unverschämtes Weib! du wirst mich schreiben lehren!
„Könnt ihr, dein Vers und du wohl unsrer Huld entbehren?
„Wir sprachen: Werde groß, durch uns, durch uns allein
„Erhob sich deine Kunst! Nun werd auch wieder klein!
„Gieb uns nur Schönemann [11]) von seiner Ehrfurcht Proben,
„So können wir auch ihn in unsern Schriften loben!
„Geliebter hat dein Herz mich mit Bedacht erwählt;
„Hat halb Germanien [12]) von dir und mir erzählt;
„Gabst du, mit Recht dir Müh, die Kulmus zu gewinnen,
„Beschimpft mein Name nicht dich und die Tadlerinnen,
„So zeige, daß auch ich dir purpurheilig [13]) bin
„Und straf und züchtige die wilde Neuberin.
„Allein, erlaubst du ihr Victorien zu kränken:
„Was meinst du, daß ich soll von deiner Sanftmuth denken?“
So herzhaft als kaum je die kluge Portia
Den Brutus angeredt, sprach hier Victoria.
Ein schöner Mund wirkt mehr als eine Götterstimme;
Ein Auge das gefällt, reizt auch bei seinem Grimme;
Mit Bitten herrscht die Frau und mit Befehl der Mann;
Die eine, wenn sie will, der andre, wenn er kann.
Auch Gottsched mußte sich als Ehmann hier bequemen,
Victoriens Partei aus Zärtlichkeit zu nehmen.
Sie zürnt, er wüthet schon, sie droht, er bläst zur Schlacht,
Zählt an den Fingern her, wie viel er klein gemacht.
Fängt vom Pikander an, der Schweizer unvergessen,
Bis auf dem Mauvillon die lange Reih zu messen.
Kurz, wie Terenzens Held zu seinem Gnatho spricht,
Sprach er; jedoch vielleicht gleicht Thraso ihm noch nicht.
Vor allen Dingen wird dem Diener anbefohlen,
Drei Freunde, die man nennt, den Abend noch zu holen.
Er läuft, der eine liegt an der Cholik zu Bett [14]),
Ein andrer sitzt und reimt [15]), verbessert ein Sonnet,
In seiner Monatsschrift, in den Belustigungen,
Der dritte [16]) kommt zwar gleich auf den Befehl gesprungen;
Doch die Gesellschaft ist für diesesmal zu klein,
Drum ladet man auch ihn auf morgen wieder ein.
Der Abend und die Nacht verstreichen wie die Stunden,
Die der Egerie mit dem Pompil verschwunden.

Zweites Buch.

Kaum drang der Sonnenstrahl in Gottschedss Schlafgemach,
Als außen Schwabe schon mit dem Bedienten sprach;
Der kleine Patriot, des Meisters liebster Jünger,
In deutscher Prosa flink, im Reimen nicht geringer;
Zum Uebersetzen schnell, zum Tadeln aufgelegt,
In dem Philippis [1]) Geist sich noch heroisch regt.
Kein muthiger Pygmä ist Schwaben zu vergleichen,
Wann für der Waffen Blitz die Kranche schüchtern weichen;
Er ging weit kecker noch im Zimmer auf und ab,
Eh der Professor kam, und Audienz ihm gab.
Es ruhete dießmal sein Meister viel zu lange,
Jedoch ein muntrer Kopf weiß nichts vom Müssiggange;
Auch er verfertigte bei der Gelegenheit,
Den stolzen Leberreim auf Gottscheds Schläfrigkeit:
Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem Hummer;
Der Erde Phöbus wacht, der meine liegt im Schlummer.
Er fuhr schon weiter fort, die Leber ist vom Hecht.
Doch stört ihn Amarant [2]) von des Bathylls Geschlecht.
Ein Dichter aus der Zeit, die noch ein Wortspiel schätzte;
Ein Tänzer, dessen Tanz die Weiber sonst ergötzte,
Der redliche Corvin trat in das Vorgemach,
Ihm aber folgete der Drucker Breitkopf nach.
Was muß doch, sprach Corvin, der Herr Professor wollen,
Und was wir dreie nur, sprach Breitkopf, wissen sollen?
Ein jeder rieth, allein ob es errathen war,
War durch des Schicksalsschluß noch keinem offenbar.
Doch endlich mußte sich die Ungeduld verlieren,
Der Diener öffnete die beiden Stubenthüren.
Nicht einer wollte hier der allerletzte sein,
Sie drangen alle drei zugleich ins Zimmer ein.
Hier saß das große Paar, Victoria gelassen,
Als könnte sie den Schimpf sich nicht zu Herzen fassen;
Nur Gottsched schob vor Zorn die Federmütze krumm,
Er fing zu reden an, die andern blieben stumm.
Kurz, er erzählete die Neuberische Sache
Und fragte zum Beschluß: Ihr Freunde, welche Rache?
Ihr Musen machet mir den Beifall doch bekannt,
Den seine Redekunst in diesen Herzen fand!
Sie nahmen alle Theil an den Beleidigungen;
Und schrien: verwegnes Weib! dir ists noch nicht gelungen!
Corvin erboßte sich und schrieb im Geiste schon
Der Neuberin zum Trotz, ein Schauspielslexicon;
Er bat um bouts rimés, und sprach: ich will es wagen,
Und sie noch diese Nacht an Zotens Thorweg schlagen.
Doch dieser Vorschlag starb, als er geboren ward:
Dergleichen Rache schien Victorien zu hart;
Drum dachte Breitkopf noch den besten Rath zu geben,
Und rufte bürgerlich: Mein bisgen Witz soll leben!
Man klage diese Frau bei den Gerichten an,
Damit sie schwören muß, ob sies zum Schimpf gethan.
Ein schlauer Advokat wird ihr schon Kosten machen,
Mit Schaden wird sie klug, und wer wehrt uns zu lachen?
Allein auch dieses war der Thorheit allzunah;
Und Gottsched, ob er schon des Mannes Eifer sah,
Verwarf doch seinen Rath, und wartete was Schwabe,
Der kleine Fabius, annoch zu rathen habe.
Der, dessen träger Witz und langsamer Verstand
Nie sonder große Müh das, was er suchte, fand,
Stand auf, bückt, räuspert sich, schwieg noch beträchtlich stille,
Doch endlich brach er los: „Dein Wink Herr, ist mein Wille!
„Wer kommt, Magnifize, dir wohl an Einsicht bei?
„Doch deine Gütigkeit giebt mir ein Urtheil frei.
„Die That der Neuberin erschreckt die Biedermänner,

---

10) Siehe Herrn Gottscheds Versuch einer critischen Dichtkunst für die Deutschen. Zweite Auflage von 1737, den zweiten Theil, S. 502. Die Elegie an die Jungfer L. A. V. Kulmus geschrieben im April.

11) Herr Schönemann war vorher ein Akteur bei der Neuberischen Truppe. Er errichtete eine neue. Herr Gottsched preist ihn in der Vorrede zu seiner Schaubühne, besonders weil er der Gottschedin übersetzte Alzire vorgestellt hatte.

12) Siehe die oben angeführte Elegie, in welcher Herr Gottsched das cholerische und sanguinische Temperament trefflich zu verbinden gewußt hat, da ihm unter den zärtlichsten Gedanken beifällt:

> Daß unsre Flamme nicht in finstern Winkeln brennt,
> Daß halb Germanien von unsrer Liebe weiß.

Er sagt kurz vorher, daß ihm wäre, als ob ihm stolz würde:

> Mir ist als würd ich stolz, daß uns ein jeder kennt!

13) Herr Gottsched schmückte die neue Auflage der vernünftigen Tadlerin mit einer Zueignungsschrift an seine Freundin und Gehülfin.

14) Herr Corvinus, ein guter Freund desselben, war dieser Krankheit stark unterworfen.

15) Herr M. Schwabe in Leipzig, jetzo extraordinärer Professor, war der Sammler und Herausgeber des beliebten Journals: Belustigungen des Verstandes und Witzes. Die Absicht dieses Wochenblatts war, den Ausländern zu beweisen, daß die Deutschen ihnen gleich denken könnten! Aber leider beweisen sehr viele Stücke, daß die Verfasser auch nicht haben denken können. Ihn haben auch viele reindeutsche Uebersetzungen, besonders der Gomezischen Schriften der Mad. Beaumont berühmt gemacht.

16) Herr Breitkopf, Buchdrucker und Verleger seiner Schriften.

1) Auch damals gab es schon Wichmanns!

2) Unter diesem Namen edirte Corvinus seine Gedichte.

„Befremdet ungemein der reinen Sprache Kenner.
„Durch mich, den Secretair, spricht die Gesellschaft aus:
„Verjagt die Ketzerin! zerstört ihr Schauspielhaus?
„Selbst ganz Germanien erstaunt bei dieser Sache,
„Die deutsche Sprache schreit nebst dem Geschmack um Rache.
„Und außerdem, so bricht der Undank allenfalls
„Der frechen Reuberin schon den verwirkten Hals.
„Wohlan laß deinen Kiel von ihren Fehlern schreiben,
„Dein Fluch wird ganz gewiß an dieser Frau bekleiben;
„Ein Urtheil wurzelt ein, und gilt bei aller Welt,
„Das Breitkopf gründlich druckt und Gottsched zierlich fällt,
„Schreib! großer Dichter schreib! die stolze Frau zu stürzen;
„Du hast ja Stoff genug, Satiren auch zu würzen!
„Dein Ausspruch, dem die Welt bisher ihr Lob geglaubt,
„Besitzt allein die Macht, daß er es wieder raubt.
„Was ist ihr Glück? dein Ton; du kannst sie förmlich drücken
„Und wieder, wann du willst, in einen Klumpen rücken,
„Drum strafe, weil du kannst, erniedrige das Weib;
„Was Schwabe rathen kann, ist weiter nichts, als schreib!"
Der Rath erhielt sogleich die Stimmen aller Viere;
Doch Gottsched fühlte sich zu trocken zur Satire;
Drum trug er Schwaben auf mit Hülfe des Corvin
Sich für Victorien statt seiner zu bemühn.
„Seit dem wir, sprach der Mann, in schweren Aemtern sitzen,
„Nebst unsrer Professur der Stadt als Rektor nützen,
„Schreibt unser Kiel nicht mehr so fertig, als er schrieb,
„Wenn ihn ein Namensfest und ein Geburtstag trieb.
„Zudem so halten wir nicht viel vom Selbsterfinden;
„Die Kränze, die wir uns als Uebersetzer winden,
„Sind Lorbern ohne Müh! die Welt gedenkt an mich,
„Denn meine Schriften ziert auch noch mein Kupferstich.
„Ihr Freunde, Gottsched lebt in vielen Bücherbänden,
„Kann die Unsterblichkeit mir wohl ein Fall entwenden!
„Der große Bücherschatz hebt meinen Namen auf
„Und Goetten[3]) selber schreibt schon meinen Lebenslauf."
Und also war dieß Werk für Schwabens Ruhm beschieden?
Doch nein, Victoria war nicht damit zufrieden,
Sie fuhr ganz hitzig auf. „Werd ich so schlecht geliebt,
„Daß der Professor sich auch nicht die Mühe giebt?
„Und was entschuldigt ihn? hält ihn die Furcht zurücke?
„Wie? oder fehlet es ihm etwan am Geschicke?
„Wohlan, ihm war ein Kuß zu Dankbarkeit bestimmt,
„Solls Schwabe sein, der ihn von meinen Lippen nimmt?
„Du darfst, Victoria, nicht an die Rache denken:
„Dein Liebster scheut sich selbst, die Reuberin zu kränken."
Für Angst fiel dem Corvin der neue Hut in Staub;
Selbst Breitkopf zitterte für Furcht, wie Espenlaub;
Und Schwabe sah verwirrt wie seine Deutschlands Klage,
Die den Eugen beweint, den Helden unsrer Tage.
Doch Gottscheds Mund ging auf, drum fiel das Schrecken hin;
„Ich, sprach er, züchtige nun selbst die Reuberin,
„Nur Dint und Feder her! Ihr Freunde bis auf morgen!
„Für eingefeucht Papier wird schon mein Breitkopf sorgen."
Kaum hat er dieß gesagt, so saß er schon und schrieb,
Und von den dreien war nur Schwabe, welcher blieb.
Wer Gottscheds Art nicht kennt, der muß ihn gar nicht kennen:
Von seinem Kiel ist nie die Fruchtbarkeit zu trennen;
Die Feder ist von ihm mechanisch abgericht:
Oft schreibt sie von sich selbst, er aber denket nicht.
Und hieran hat sich oft die Tadelsucht gerieben,
Doch Gottsched hat nicht schuld: er hat nie schlecht geschrieben;
Was kann der Mann dafür, wenn sich sein Kiel verirrt
Und er, wie Phaeton des Zügels müde wird?
Kurz, seine Fertigkeit blieb jetzt auch nicht zurückt[4])
Er schrieb den Bogen voll in einem Augenblicke;
Und las ihn Schwaben vor, der darum bei ihm blieb,
Damit er lernete, wie schnell sein Meister schrieb.
Es war die Stachelschrift prosaisch aufgesetzet;
Recht wortreich was Catull an den Suffenen schätzet;
Er gab nun öffentlich der armen Reuberin
Gedächtnißfehler schuld, Brodneid[5]) und Eigensinn.
Sie war so klein gemacht, als sie erst groß gewesen,
Und dieß bekam die Welt im schönsten Druck zu lesen;
Selbst Breitkopf setzte sich in eigener Person,
Und als Verleger nahm er keinen Druckerlohn.

3) Siehe desselben jetztlebendes gelehrtes Europa.

4) In hora saepe ducentos,
Ut magnum, versus dictabat stans pede in uno.

5) In den Vorreden zur deutschen Schaubühne.

So war der Reuberin ihr Unglück zubereitet;
Ihr Zeiten merkt es euch, was Gottscheds Zorn bedeutet.

Drittes Buch.

So, wie bei schwüler Luft, schwarzblauer Wolken Nacht
Den heitern Horizont auf einmal dunkel macht;
Des Tages Lieblichkeit in Sturm und Blitz verkehret
Und Schlag auf Schlag die Furcht der Sterblichen vermehret:
So, und weit schneller noch, fuhr auch der Reuberin
Des starken Gottscheds Zorn prosaisch durch den Sinn.
Sie hätte nie geglaubt, um Stüven, um Alziren,
Zween Freunde, ja noch mehr, zween Gönner zu verlieren.
Die Schickung fügt es so; das wiederfährt uns oft,
Woran wir nie gedacht, worauf wir nie gehofft.
Wo sie durch Annens Wink, noch einmal groß geworden.
Ihr Amazonen-Herz voll Großmuth und Gedult
Erinnerte sich hier der abgestorbnen Huld.
O! sprach sie zu sich selbst, das Glück kann ich entrathen!
Ich wette, meine Kunst erweckt noch Potentaten;
Mein Ruf dringt noch gewiß vor großer Fürsten Thron,
Im Geiste dünkt es mich, Schach Nadir winkt mir schon.
Umsonst, kein Nadir winkt, kein Fürst ruft deine Bande;
Bleib und ernähre dich in deinem Vaterlande!
Auch hier stellt sich vielleicht Neid und Verfolgung ein
Kein Mensch kann, eh er stirbt, des Glücks gesichert sein.
Und lebst du nun in Ruh? gefehlt, ergreif die Waffen!
Man untergräbt dein Glück, ein Feind macht dir zu schaffen;
Ein Feind, der an der List dem Kunz von Kaufung gleicht,
Die Rach aufs höchste treibt, und im Geheim erschleicht.
Dein Glück ist dir geraubt, wenn du den Ruhm verloren,
Die See thaut langsam auf, die jähling zugefroren.
Beschimpft man dich einmal, so mache, was du willst
Es gehen Jahre hin, eh du die Schmähsucht stillst.
Doch dieses konnte noch die Reuberin nicht denken;
Sie hatte keine Spur von des Professors Ränken,
Sie dacht', er wäre noch jetzt, wie zuvor, ihr Freund,
Drum fürchtete sie ihn auch nicht als einen Feind.
Indeß verkaufete schon Breitkopf die Satire;
Kein Bürger, kein Student, ging in dem Bär zu Biere[1])
Der auf dem Tische nicht die Spottschrift liegen sah;
Denn für die Gäste lag sie frei zu lesen da.
Er las sie, nicht genug, er eilte, sie zu kaufen,
Und auf der Treppe sah man nur Satiren laufen.
Die Blätter gingen ab, bis auf ein Exemplar,
Das zu dem Nachschuß noch zurück geleget war.

Ein Zufall ließ die Schrift in Suppigs Hände fallen,
Den schätzt die Reuberin von ihren Leuten allen,
Nur ihres Umgangs werth; den zieht sie jedem vor,
So hub Elisabeth den Essex kaum empor.
Nur Suppigen steht frei, da, wo sie wohnt, zu wohnen;
Nach Kochen giebt sie ihm die künstlichsten Personen;
Wenn sie Prinzessin ist, erhebt ihn ihre Wahl,
Und Suppig wird ihr Prinz, so fügt sichs allemal.
Doch bei dem Liebling ist die Gunst auch nicht verschwendet,
Er hat ihr für dieß Glück sich und sein Herz verpfändet,
Er dienet ihr mit Lust, thut, was sie haben will,
Und schweigt, so bald sie zürnt, sogleich sehr weislich still.
Jetzt sah sein Auge kaum den unglücksvollen Bogen,
Und seine Gönnerin so hämisch durchgezogen;
So rückte seine Hand den tiefgesetzten Hut,
Und Miene, Blick und Gang verriethen seine Wuth.
Indem er lief, die Schrift der Reuberin zu zeigen,
So konnte schon voraus sein Biedermund nicht schweigen,
Er redet mit sich selbst. Vergebens grüßt man ihn,
Es fehlt ihm an der Zeit, den Hut herabzuziehn,
Ha! schrie er klar und laut schon in der Stubenthüre:
Da haben wir die Frucht! die bringet uns Alzire!
Und hiermit warf er nun der sichern Reuberin,
Die Schmähschrift auf den Tisch, und sich im Lehnstuhl hin!
Sie las sie lächelnd durch, und strafte sein Betragen,
„Was ist es, sprach sie, mehr? der Neid sucht uns zu schlagen.
„Dieß Suppig, macht mich groß, und meinen Muth nicht klein,
„Was schlechtes kann an uns nicht zu beneidben sein.

1) Das Breitkopfische Haus, worinnen Herr Gottsched wohnt, führt einen goldnen Bär zum Schilde.

„Die Götter zittern nicht, wann Typhon Berge thürmet,
„Und aus Verwegenheit den Himmel selbst bestürmet;
„Ein Blitz des Jupiters, ein Pfeil des Delius,
„Mehr braucht die Gottheit nicht, daß Typhon stürzen muß!
„Ist Gottscheb unser Feind, die Kunst wird uns beschützen,
„Die Kunst, durch welche wir der Kenner Gunst besitzen.
„Was schadets, daß man uns hier fälschlich Fehler zeigt,
„Genug, sobald mein Fuß die Bühne nur besteigt,
„So wird, wer Gottschebs Freund und unser Feind gewesen,
„Die abgeschmackte Schrift mit großem Ekel lesen.
„Vergib, sprach Suppig drauf, das, was mir weh gethan,
„Ist dieß, man dichtet uns sogar den Brodneid an.
„Gesetzt, wir handelten auch öfters unbedächtig,
„So ist doch dieser Neid für uns zu niederträchtig.
„Der blinde Pöbel glaubts, und ziehet unser Chor
„Noch mit genauer Noth dem starken Manne vor.
„Ist bei den Deutschen nicht die Bühne gnug verachtet,
„Daß Gottscheb sie durch uns noch mehr zu stürzen trachtet?
„Ist das der Dank, daß erst durch dich sein Trauerspiel,
„Die Iphigenie der ganzen Stadt gefiel?
„Sein Cato [2]) hat durch dich den wahren Ruhm erworben,
„Und ohne dich war auch der Kulmus Fleiß verdorben.
„Du spieltest, was sie schrieb; was Wunder, wenn dein Lob,
„Die Uebersetzungen der dürftgen Muse hob?
„Nun giebt man dir den Lohn, nun schimpft man unsre Bande,
„Dein ist der größte Schimpf, wir theilen nur die Schande.
„Nach dir benennt man uns; dein Nam ist nur bekannt,
„Uns wird dadurch nichts mehr, als nur der Ruf entwandt.
Allein ihr Herz blieb groß, wie es zuvor gewesen,
Sie forderte das Blatt, es noch einmal zu lesen.
Doch, weil ihr Geist den Schimpf des Brodneids nicht ertrug,
Versah es ihre Hand, daß sie ein Schnippgen schlug.
„Zwar, sprach sie, sollten wir zu diesem Schimpfe schweigen,
„Doch lasset uns einmal dem frechen Feinde zeigen,
„Daß allemal der Schimpf auf den zurücke fällt,
„Der sich für groß genug, uns zu beschimpfen hält.
„Mir kostets wenig Müh, ihn lächerlich zu machen;
„Laß sehn, wen Leipzig wird von uns zuerst verlachen,
„Wohlan, ich werd einmal sein Aristophanes,
„Vielleicht ist Gottscheb nicht so klug als Sokrates.
„Vielleicht gelingt es mir" — hier schwieg sie plötzlich stille,
Ihr Ernst beschämete die kumische Sibylle.
Sie rührte keine Hand, ihr Auge war verrückt,
Ihr Geist durch einen Glanz der Götter Pracht entzückt.
Sie stirbt! schrie Suppig laut, die Ohnmacht ist zu heftig,
Gleich Schauers Balsam her! — hier war kein Balsam kräftig,
Man bracht' ihm noch darzu ein Ungrisch Wasserglas,
Mit beiden macht er ihr den Schlaf und Wirbel naß;
Er brach die Daumen aus, und jedes Gliedgen knackte,
Er griff ihr nach den Puls, er schlug im schönsten Takte.
Die Hände waren warm, der Körper war gesund,
Doch öffnete sie erst nach langer Zeit den Mund:
„Was macht ihr? fragte sie, was soll der Balsam dienen?
„Mir ist die Schauspielkunst in ihrer Pracht erschienen.
„Von jenem Winkel her kam mir ein Schimmer nah!
„Und eh ich mich besann, stand schon die Göttin da!
„Wie sehr, wie sehr war sie nicht über mich erhaben!
„Am Ansehn, welches ihr erst die Kothurnen gaben,
„Am Stralenkreise selbst, womit ihr Haupt umkränzt.
„Wie Zephals Räuberin am frühen Morgen glänzt;
„Am Spiegel in der Hand, konnt' ich die Göttin kennen,
„Die wir Beschützerin von unsrer Bande nennen.
„Sie zog die Larve weg; und ihr enthüllter Mund
„That eurer Neuberin den Willen also kund:
Wer meinen Priestern schmäht, den muß ich selber hassen,
Wer mir Altäre weiht, den will ich nie verlassen;
In Deutschland hab ich dir das Priesterthum vertraut,
Wo mir dein Fleiß zuerst den Tempel aufgebaut.
Die vor und neben dir, mir fälschlich dienstbar waren,
Die hab' ich nie erkannt, ich hielt sie für Barbaren!
Dich hab' ich mir erwählt, räumt dir der Neid nichts ein:
Getrost! Beweiß es ihm, ich will dein Zeuge sein.
Auf treue Neuberin! den Vorsatz auszuführen!
Laß deinem Feind die Macht von meinem Schutze spüren!
Auf! weis' ihm nur das Bild der leeren Tadelsucht;
Der eigne Schatten treibt das Laster in die Flucht.
Der volle Schauplatz soll zur Aehnlichkeit nicht schweigen,
Und ist dein Feind dabei, mit Fingern auf ihn zeigen.
Kurz, wags und stell ihn vor, damit ihn jeder kennt,
Der deinen Tadel hört, und ihn auch Gottscheb nennt.
Der Menschen Thorheit wird am besten vorgestellet,
Wenn sich die Handlung selbst dem Bilde zugesellet;
Zu diesem Vortheil hilft der Dichtkunst meine Kraft,
Die dem, was sie gemalt, das wahre Leben schafft.
Auf! Gottschebs Bild der Welt entlarvet vorzulegen!
Mein Feuer soll sich selbst in deinen Adern regen.
Dieß will ich. Mein Befehl prägt dir noch dieses ein:
Wer recht gehorchen will, muß gleich gehorsam sein.
„Das Schrecken hatte mir die Zunge noch gebunden,
„Jedoch die Göttin war, ich weiß nicht wie, verschwunden.
„Mein Geist erholte sich, ich bin wie aufgewacht;
„Da seh ich, daß ihr euch mit mir zu schaffen macht.
„Der glückliche Befehl, den ich anjetzt vernommen,
„Soll mir zu keiner Zeit aus dem Gedächtniß kommen!"
Doch Suppig lächelte, und redete ganz frei,
„Was du gesehen hast, halt ich für Phantasei.
„Der Rath gefällt mir zwar, den du mir selbst gegeben,
„Nur kann ich der Vernunft so stark nicht widerstreben.
„Daß ich bekennen soll, daß Künste Götter sind:
„Ich sah die Göttin nicht, und war doch auch nicht blind:"
O sprach die Neuberin, anstatt sich zu erzörnen,
„Dein irdisch Auge wird sie noch erblicken lernen.
„Geduld! bis du genug von mir erzogen bist,
„Vielleicht, daß dir alsdann die Göttin gnädig ist."
Das große Glücke war, daß Suppig dieses sagte:
Wer ist, der sich sonst ihr zu widersprechen wagte?
Doch war es gut, daß gleich der Schneider Schulze kam,
Der ihr ein frisches Maß zu dem Jenenser [3]) nahm,
Der Mann, so plump er scheint, ist öfter recht possirlich,
Wenn seine Rolle kommt, so spielt er sie manierlich;
Zuweilen braucht sie ihn: er füllt die Lücke voll
Wenn einer fehlt, der nur sechs Wörter sagen soll.
Auch dem erzählte sie: Mir ist die Kunst erschienen,
Die Kunst, der ich und du, jedoch besonders dienen.
Ihr Mund verschwieg ihm nichts, auch keine Kleinigkeit:
Auf Weiberlippen wohnt nicht die Verschwiegenheit.
Er, welcher alles glaubt, hielt sie dadurch für größer,
Und sich, weil er ihr dient, auch selbst für etwas besser.
Ihm stieg das Handwerksblut mit Ehrgeiz in die Brust;
Er schimpft auf Gottschebs That mit pöbelhafter Lust.
Die Einfaltstreue kann auch große Herzen rühren;
Der Mann ließ nicht umsonst den blinden Eifer spüren;
Aus Großmuth warf sie ihm den letzten Gulden hin,
Und sprach: Vertrink das Geld aufs Glück der Neuberin.

Kaum war der Schneider weg, so rief sie: „Laßt uns dichten;
„Was könnten wir anjetzt wohl herrlichers verrichten?
„Ein ungewohntes Feur flammt meine Geister an,
„Sonst hats die Dichtkunst auch, doch nie so stark, gethan.
„Wohlan, ein Vorspiel soll den stolzen Tadler malen,
„Hier, Suppig, will ich ihn, wie ers verdient, bezahlen.
„Wer den Professor kennt, und meinen Tadler hört,
„Soll, wenn er Gottschebs Wind auch noch so eifrig ehrt;
„Des Bildes Aehnlichkeit dem Nachbar doch verrathen,
„Und sagen: was man spielt, sind wahrlich Gottschebs Thaten.
Sie setzte sich und schrieb, man ließ sie ganz allein,
Es stelleten zwar sich bei ihr Gedanken ein;
Nur schien der Reim sie noch verräthrisch zu verlassen;
Er mußt', als Gottschebs Freund, des Dichters Feindin hassen,
Wie lange suchte sie ein Reimwort auf Geduld,
Ihr Blick durchwanderte die Wörter: Pult, Schuld, Huld;
Umsonst auch Huld [4]), will hier nicht dem Gedanken gleichen;
Sie schrieb die Zeilen hin, sie wieder auszustreichen,
O rief sie, Göttin gieb dem Eifer jetzt Gehör!
Was du mir aufgelegt, wird deiner Magd zu schwer.
Soll meine Schwachheit jetzt von deiner Größe singen,
So hilf mir diesesmal den spröden Reim bezwingen.
Kaum, als sie dieß gesagt, so regte sich ihr Kiel,
Aus dem ein Tintenklecks auf ihren Bogen fiel.
Und hierdurch schien ihr selbst die Göttin zu entdecken,
Sie würde ganz gewiß des Feindes Ruhm beflecken.
Nun schrieb die Neuberin von Neuem wieder fort,
Der Reim war gleich bereit, auch auf das schwerste Wort.

---

2) So schlecht er ist, so erträglich gegen den Unsinn des humanarisirenden Bodmer in seinen politischen Schauspielen!

3) In einem Lustspiele: Das Reich der Todten, stellte Frau Neuberin das Lächerliche von Leipziger, Wittenberger, Hallischen und Jenensischen Studenten in eigener Person, und abgewechselter Kleidung vor.

4) Dieß war eins der Lieblingswörter der Frau Neuberin: besonders in den kurzen Dankgedichtchen, die sie bei dem Beschlusse der Schaubühne hersagte.

Nun brauchte sie nicht mehr dem Falschen nachzueilen,
Er kam und hing sich jetzt von selbst an ihre Zeilen.
Und eh ein Tag verging, und eine Nacht verstrich,
War auch das Vorspiel da. Nun, Gottsched hüte dich!
So hoch war kaum die Kunst in. Attila getrieben,
Auf dem selbst Boileau ein Sinngedicht geschrieben.
Auf! große Neuberin, auf! zeige nun der Stadt
Ein Werk, in dem die Kunst den Reim gebändigt hat.
Den letzten Angriff hat nur noch dein Mund zu wagen,
Den dir geraubten Ruhm gedoppelt zu erjagen.

Viertes Buch.

Die Rollen wurden noch vor Abend ausgetheilt,
Und zu der Anstalt nicht ein Augenblick verweilt.
Der gute Suppig bat, aus herzlich treuer Rache,
Erlaube, daß ich selbst hierbei den Tadler mache,
Jedoch, die Freude muß ihm diesesmal vergehen,
Er soll, als die Vernunft der Kunst zur Seiten stehen.
Dieß war die Neuberin. Was er sich ausgebeten,
Erhielt Fabrizius, als Tadler aufzutreten.
Die andern wählte sie durch Einsicht, durch das Loos,
Denn um die Rollen war das Drängen allzugroß.
Ein jeder lernete, das was er reden wollte,
Als ob die Ewigkeit ihn überhören sollte;
Die Probe konnte selbst schon sehenswürdig sein,
Denn in derselben schlich auch nicht ein Fehler ein.
So muthig kann kein Stier das Horn zum Streite wetzen,
Kein Löwe, den man will mit einem Tiger hetzen,
Spaziert so tapfer stolz, bevor der starke Feind,
Des Löwenkampfes wehrt, zum Widerstand erscheint.
Weit größer war der Muth, der in den Helden brannte,
Die hier die Neuberin zu diesem Werk ernannte.
So gar Fabrizius, des Tadlers Ebenbild,
War selbst mit Rach und Wunsch ihm gleich zu sein erfüllt.
An allen Ecken war das Vorspiel angeschlagen,
Auch mußte noch dabei der Zettelträger sagen:
Es sei ein neues Stück. Die List der Neuberin,
Schickt ihn zum Feinde selbst mit einem Zettel hin;
Der ward ihm gleich, von wem? von Schwaben vorgelesen;
Ist Ganymed wohl je fern von dem Zevs gewesen?
Des Vorspiels Neuigkeit, die er mit Furcht erblickt,
Der Zettel, den sie ihm so listig zugeschickt,
Und der Gewissenswurm begangner Frevelthaten,
Das ließ ihn schon voraus auf ihre Rache rathen.
„Er fragte zweifelsvoll: Victoria, wie nun?
„Ich weiß nicht, was mir ahndt, was räthst du mir zu thun?
„Die Klugheit fordert zwar, dies Vorspiel anzuschauen,
„Doch trifft der Inhalt mich, wer darf dem Pöbel trauen?
„Nein! Nein, ich bleibe hier, Sie ist des Ruhms nicht werth,
„Daß Gottscheds Gegenwart den Schauplatz noch verklärt."
Allein Victoria fing höhnisch an zu lachen.
„Kann, sprach sie, dich das Weib auf einmal furchtsam machen?
„Weißt du nicht, was man noch zu Carpzovs[1]) Ehren spricht?
„Sein großes Herz wich auch den größten Feinden nicht?
„Was that er, als sein Haus gesteinigt werden sollte?
„Als ein Studentenheer die Fenster stürmen wollte?
„Der große Mann verließ, doch nicht für Furcht, das Haus;
„Er schlich sich unvermerkt zur Hinterthüre raus;
„Und ging, als wüßt er nichts von den Rebellenstreichen,
„Auf diese Stürmer zu, sein Wohnhaus zu erreichen.
„Hier stellt er sich beherzt dem wilden Haufen dar,
„Als zu dem Steinigen schon ausgeholet war.
„Sein Anblick war genug, die Rasenden zu schrecken,
„Und bei den Schüchternen die Ehrfurcht zu erwecken.
„Die Felsen fielen gleich den Riesen aus der Hand,
„Die nach dem Hute griff. Die Thorheit ward erkannt.
„Platz! Schrie sie. Carpzov kommt! Ein jeder trat zurücke.
„Und wer nennt diese That nicht Carpzovs Meisterstücke?
„Wie? fuhr sie weiter fort, hat ein Magnificus,
„Nicht Rang genug, daß er den Pöbel fürchten muß?
„Wer seine Feinde flieht, ist leicht zu überwinden,
„Nein, deine Gegenwart muß ihr die Zunge binden;
„Sie muß, wenn sie dich sieht, gleich in sich selbst verirrt,
„Bedroht, gerührt, geschreckt, bestürzt, verzagt, verwirrt,
„Beschämet und verstummt vor dir die Flucht ergreifen,
„Und also Schimpf auf Schimpf und Schand auf Schand-häufen."

Doch der Professor willigte nach vielen Weigern ein,
Er wollte, wollte nicht, dabei zugegen sein.
Nein, ja, jedoch, allein, doch zwar, ich darfs nicht wagen:
So sprach sein Zweifel noch, als es schon drei geschlagen.
Bald ruft er den Pedell, bald sah er nach der Uhr,
Bis endlich ein Wohlan von seinen Lippen fuhr.
„Wohlan, entschloß er sich, ich will der Frau nicht weichen,
„Ich muß doch meinen Zweck ihr noch zum Trotz erreichen.
„Geht, holt Corvinen her; gleich klopft jemand. Herein!
„Ach redlicher Corvin, erwünscht stellst du dich ein!
„Ein Vorspiel drohet mir, und sucht mich zu bestreiten.
„Ich muß zugegen sein, dein Fuß soll mich begleiten.
„Bist du noch, wie zuvor, ein Feind der Neuberin,
„So stelle dich, o Freund, zu den Studenten hin!
„Und suchet mich das Weib zu lächerlich zu machen:
„So mußt du mit Gewalt vor Gottscheds Ehre wachen.
„Ermanne deinen Muth, pfeif, fang zu scharren an,
„Dem Ersten hat es oft der Zweite nachgethan.
„Und stimmt der dritte bei, so folgt der ganze Haufen;
„So muß die Frau beschimpft von ihrer Bühne laufen.
Der eifrige Corvin versprach noch mehr als dieß,
Und unsrer Heldin Schimpf war schon bei ihm gewiß.
Sein Fechterschritt verrieth durch drohende Geberden,
Die Lust, im Alter noch ein Renommist zu werden.

Die vierte Stunde schlug, die rechte Schauspielszeit,
Gottsched, Victoria und Schwabe war bereit,
Corvin vorausgeschickt, auf den Studentenplätzen,
Den Posten seines Amts bei Zeiten zu besetzen.
Drei Sänften warteten an Gottscheds Thüre schon,
Der that die Bitte noch an Phöbus Tochtersohn:
„Apoll und ihr von mir oft angerufne Schwestern,
„Laßt euern Orpheus nicht von der Bacchantin lästern,
„Gebt, da mein Fuß, für euch, den Fechterplatz betritt,
„Mir eure Majestät zu der Begleitung mit."
So ward der schwere Weg nun endlich angetreten;
Doch dem Verhängniß kann kein Mensch entgegen beten.
Der Schauplatz wimmelte, die Logen waren voll,
Und eine blieb nur leer, die Gottsched haben soll,
Und hierin war auch noch die Neuberin zu loben,
Weil sie den besten Platz dem Dichter aufgehoben.
Von seiner Ankunft ward ihr gleich die Post gebracht,
Und zur Eröffnung auch die Anstalt schon gemacht,
Der Vorhang zog sich auf, das Spiel ward angefangen,
O Gottsched wärest du dießmal nicht hingegangen!
Kaum trat die Neuberin, als Schauspielkunst hervor,
So hob ihr Auge sich schon siegreich stolz empor;
Als wenn es noch vorher dem Feinde rathen wollte,
Daß er durch schnelle Flucht die Rettung suchen sollte.
Doch den Professor ließ die Schickung nicht entfliehn,
Ehrgeiz, Victoria, und Schwabe hielten ihn.
Er dacht' es würde sie sein Ansehn noch bezwingen.
Wo nicht, so müßte doch der Streich Corvins gelingen.
Umsonst, der Anschlag fehlt. Der Tadler zeigte sich,
Daß Gottsched bei sich selbst bekannte: das bin ich.
Er sah sich horchend um, und wo ein Mund sich rührte,
Da dünkt ihm, daß man auch von ihm Gespräche führte.
Sein Ansehn wagte noch sein letztes Meisterstück;
Sein Auge waffnete noch einen großen Blick;
Kurz, ein verzognes Bild von den vier Fakultäten
War jetzo das Gesicht des grimmigen Poeten.
Sinkt nicht hierbei der Muth dem frechsten Feinde hin,
Vielleicht dem Mauvillon, nur nicht der Neuberin.
Die Rache war gerecht, drum mußte sie geschehen;
Sie wünschte weiter nichts, als ihn bestürzt zu sehen.
Sein strafendes Gesicht macht ihr bald offenbar,
Daß ihr des Tadlers Bild erwünscht gelungen war.
Ihr Feind war schon besiegt, jedoch zum Triumphiren,
Wollt ihr das Glück den Sieg, mit mehr Bezwungnen zieren.
Das Vorspiel war fast halb, als Gottsched durch den Stab
Dem lauernden Corvin aus Angst das Zeichen gab.
Dem war schon in der That um den Professor bange,
Und zu der Kriegeslist währt ihm die Zeit zu lange.
Kaum sah er Gottscheds Wink, so scharrte schon sein Fuß.
So pfiff auch schon sein Mund. Es sprach Fabrizius,
Doch blieb er ungestört, und rieth nicht auf Corvinen:
Der trunkne Fischer[2]) that dieß sonst vor allen Bühnen.

1) Pastor an der St. Thomaskirche in Leipzig.

2) Bürger und Färber zu Leipzig, besuchte meistens trunken die Schaubühne.

Allein, die Neuberin errieth die Arglist gleich,
Doch sie erwartete mit Großmuth diesen Streich.
Sie fing zu reden an, man pfiff und scharrte wieder,
Und diesesmal bekam Corvin zween treue Brüder,
Die lärmten mit. Nie kräht der Hühnermann allein,
Man hört, wo Hähne sind, auch gleich mehr Hähne schreien.
Die Neuberin schwieg still; ihr Auge schien zu fragen:
Hat niemand Herz genug; den Lärm zu untersagen?
Ein Schauspielspatriot, ein ältlicher Student,
Der sich bereits schon längst die Hörner abgerennt
Jedoch entschlossen war, das freie Purschenleben,
Erst durch den Tod einmal gezwungen aufzugeben;
Der jederzeit Geschmack an dieser Bühne fand,
Und ihr auch Tag vor Tag vier Groschen zugewandt,
Rief überlaut: seid still! und warnete Corvinen,
Zuerst bescheidentlich mit Worten und mit Mienen;
Allein umsonst, Corvin nahm keine Warnung an,
Er lärmte fort, weils ihm noch dreie nachgethan,
Und that sein tapfres Amt, zu dem er sich verschworen;
Doch dem Studenten ging hier die Geduld verloren.
Und da der größte Theil auf seiner Seite war,
Riß er er die Neuberin beherzt aus der Gefahr.
Er drang mit andern durch, bis zu den vollen Haufen,
Im Geiste war Corvin zwar schon davon gelaufen.
Jedoch aus Angst und Eil ließ er den Körper da,
Drum kam Gedräng und Stoß ihm unvermuthet nah.
Er stämmte sich und rief: Mein Herr, was soll dieß heißen?
Will man die Kleider gar uns von dem Leibe reißen?
Er dacht auch in der That anjetzt mehr an sein Kleid,
Als an sein vorig Amt, und Gottscheds Sicherheit!
Doch statt der Antwort ward ihm noch ein Stoß gegeben,
Und er fing wirklich an, schon in der Luft zu schweben.
Hier galt kein Widerstand, weit weniger ein Wort,
Man drängte Herrn Corvin, nebst seinem Häufgen fort;
Und ließ nicht eher nach, bis diese sechs Barbaren,
Die sich zu viel gewagt, mit Schimpf verjaget waren.
Durch dieß Scharmützel ward die Ruhe hergestellt,
Die Schönen, welchen stets der Muth am ersten fällt.
Belachten nun den Kampf der zwei erhitzten Heere,
Der Kunst der Neuberin, und der Vernunft zur Ehre.
Nur dem Professor blieb der Heldenmuth entwandt,
Wie Mizler [3]) einst erblaßt auf dem Catheder stand.
Als Priszian erschien und ihn zur Rede setzte,
Warum er sein Gebot so freventlich verletzte.
So bleich und so bestürzt stand der Professor da,
Doch weit betroffener schien noch Victoria;
Ihr größtes Schrecken war erst bei des Vorspiels Ende,
Da klopfte jedermann aus Beifall in die Hände.
Was sollte Gottsched thun? — Erzürnt nach Hause gehn?
Die Klugheit müßt er nicht, die er doch lehrt, verstehn.
Er zwang sich, denn sonst wärs um seinen Ruhm geschehen,
Gar, aus Verstellung noch das Vorspiel anzusehen.
Jedoch der Donner kommt oft spät dem Blitze nach,
Bei dem Beschluß erschien die Neuberin, und sprach:
Daß, da sie künftigsmal den Cato spielen wollte,
Dieß Vorspiel wiederum den Anfang machen sollte.
Hier fiel der Vorhang zu, und Gottsched eilte fort,
Bereute seinen Gang, verdammte diesen Ort,
Und suchete nunmehr sein Zimmer zu gewinnen,
Ein Mittel zum Verbot auf Morgen auszusinnen.

Fünftes Buch.

Hier wartete Corvin, bis der Professer kam,
Sein Herz war voller Angst, sein Körper lendenlahm.
Doch dieses war sein Trost, daß er gescharrt, gepfiffen,
Und eher nicht die Flucht, als erst aus Zwang ergriffen,
Er stellt auf gutes Glück sich dem Professor dar,
Bei dem sein redlich Herz schon längst entschuldigt war.
Er bat zum Ueberfluß, ihm nicht die Schuid zu geben;
„Wie konnt ich, sprach Corvin, der Menge widerstreben?
„Ein hämischer Student stößt, schiebt und drängt mich fort,
„Mit nie gefühlter Kraft, und ohn ein einzig Wort.
„Der Nachschub ließ mich nicht zum Widerstande kommen,
„Die Pressung hatte mir den Athem gleich benommen.
„Doch spitzt ich noch den Mund, allein er pfiff nicht sehr,
„Zum Scharren traf mein Fuß den Boden auch nicht mehr.
„Mein Herz war wirklich groß, jedoch in dem Gedränge,
„Ward sein Behältniß nur in meiner Brust zu enge.
„Kaum weiß ich noch, wie ich hieher gekommen bin,
„Zentaurischer Student! verdammte Neuberin!"
Zum Zeichen seiner Treu, und seinen Muth zu preisen,
Wollt er Victorien die blauen Flecken weisen,
Der rechte Hemdenknopf war auch schon aufgemacht,
Doch, was Corvin dießmal für Eifer nicht bedacht,
Vermied Victoria. Den dürren Arm zu sehen,
Ließ ihr die Gegenwart des Witzes nicht geschehen.
Sie sprach Corvinen zu, und lobte seinen Muth,
Und da die That gefehlt, hieß sie den Willen gut.
Ihr stimmte Gottsched bei, sie dankten seiner Treue,
Und also blieb Corvin ein Freund der ersten Reihe.
Doch der Professor sprach: „Ihr Freunde setzet euch,
„Ist nicht den Schweizern selbst die Frau an Schmähsucht gleich?
„Ein Alpenriese schimpft, in Sachsen wirds bekräftigt,
„O Phöbus bist auch du zu meiner Rache faul,
„Wo nicht, so zeig es uns, spann einen Feuergaul
„Zu meinen Besten aus, damit auf diesem Pferde,
„Der Alpen Polyphem von mir bestritten werde.
„Ist Bodmer erst bekämpft, so fällt der Neuberin
„Die Blindheit, die sie schlägt, auch von den Augen hin.
„Jedoch, wen ruf ich an? den, der mich nicht erhörte,
„Mein Bitten selbst verwarf, die Lästrung nicht verwehrte?
„Ihr Freunde höret mich: Ich bin des Eifers satt,
„Der für Germanien bisher gefochten hat.
„Der Undank ist zu groß, folgt mir geliebte Brüder!
„Hiermit leg ich das Amt des deutschen Barden nieder;
„Dem Schicksal Griechenlands, der finstern Barbarei,
„Geb ich ins künftige dieß Land gelassen frei.
„Der Deutschen Klugheit mag den Franzen zinsbar bleiben,
„Mein Landsmann möge selbst nicht orthographisch schreiben.
„Man treff ein fremdes Wort in deutschen Schriften an!
„Genug, ihr alle wißt, was ich umsonst gethan.
„Verstocktes Vaterland, behalt die Lorbeerkrone!
„Mein Herz befriedigt sich mit einem bessern Lohne:
„Ein Riccoboni rühmt bei der französchen Welt,
„Daß ihr mein Witz und Salz gewiß die Waage hält.
Hier nahm er seinen Kiel und stampft ihn dreimal nieder,
Und schwur dreimal dabei, er schriebe nun nichts wieder,
Der gute Vorsatz war den Deutschen vortheilhaft,
Allein für Schwaben nicht; der schrie aus aller Kraft:
„Umsonst bemühst du dich, die Feder wegzulegen!
„Laß dich doch mein Patron, durch Schwabens Bitte regen.
„Kann Deutschland wohl dafür, daß sich ein Weib vergeht?
„Vergib, mein Philosoph, noch größerer Poet!
„Dein Zorn ist übereilt; wie? willst du nicht mehr schreiben?
„Bedenke, wo soll ich, wo deine Freunde bleiben?
„Wer nimmt sich meines Ruhms bei meinen Schriften an,
„Hat Deutschland auch gefehlt, was hab ich dir gethan?
„Jedoch, die Ehrfurcht soll von meinem Nutzen schweigen,
„Darf ich nur meine Hand dem treuen Breitkopf zeigen.
„Wünscht deine Freundschaft dem die Druckerpressen leer,
„So halt den harten Schwur, so dicht und schreib nicht mehr.
„Kein Hirte, wenn ihn auch ein frecher Wolf gebissen,
„Hat seinen Schäferstock erzürnet weggeschmissen.
„Schmerzt ihm die Wunde gleich, giebt er aus Ungeduld,
„Der Flur, die Wölfe nährt, doch nicht hiervon die Schuld.
„Die Heerd ist ihm zu lieb, sein Amt hierum zu hassen,
„Und wegen eines Wolfs, sich vielen frei zu lassen.
„O Gottsched, denke nach, vergeht sich hier mein Mund,
„So that der deine mir das größte Schrecken kund.
„Laß deine Großmuth doch nicht allzufrüh verschwinden,
„Es sind noch Mittel da, der Frau das Maul zu binden.
„Jedoch, mein Rath greift nicht der klugen Kulmus vor,
„Die niemals Herz und Geist in der Gefahr verlor."
„Soll, sprach Victoria, ich kurz die Meinung sagen,
„So ist mein Rath, die Frau gerichtlich zu verklagen,
„Vor des Professors Kiel ist sie noch viel zu klein,
„Die That muß bürgerlich an ihr gezüchtigt sein.
„Man übergebe sie den edlen Stadtgerichten,
„Durch ein geschärft Verbot den Anschlag zu vernichten,
„Womit der Nachmittag auf morgen uns bedroht."
Doch Gottsched ward sogleich bei diesem Schlusse roth;
Er schüttelte den Kopf, und gab ihr zu verstehen;
Ein Kluger müßte sich nicht allzustark vergehen;
So stritten Dichter nicht, „denn, sprach er, thut mein Mund,
„Daß ich getroffen bin, vor dem Gerichte kund.
„So hat die Neuberin nichts strafbares gesaget,
„So hab ich selber mich, und nicht die Frau verklaget,
„Was Schwabe, meinest du? Entdeck uns deinen Rath."
Er folgt, indem er es mit diesen Worten that:
„Besinnt sich Gottsched nicht auf seine Zaubertöne?

---

3) Mizler hatte das Unglück, daß man ihm, als er öffentlich disputirte, Donatschnitzer vorwarf.

„Apoll ist uns geneigt; nur wir sind seine Söhne.
„Ruf ihn poetisch an, und sing ein starkes Lied,
„Das ihn vom Helikon in dieses Zimmer zieht.
„Hier kannst du im Vertraun, mit diesem Gotte sprechen,
„Der wird der Neuberin den Vorsatz unterbrechen."
Der Rathschlag machte gleich den Dichter wieder froh,
„Mein Schwabe, rief er aus, Sohn! mein Parmenio!
„Gesegnet sei der Tag, da du zu mir gekommen!
„Gesegnet meine Wahl, die dich in Schutz genommen,
„Ihr Freunde bleibt und schweigt, sprecht nicht ein lautes Wort!
„Zur Hippokrene fliegt anjetzt mein Seufzer fort."
Hier fing der Dichter an, den Gott herabzubeten,
Er zog das Fenster auf, vor das er hingetreten.
So zuversichtlich hat noch kein Poet geträumt;
Und Gottsched noch niemals so wunderschnell gereimt.
Und Pimpla selbst noch nie sich schäumender ergossen,
Als ihm jetzt Silb und Vers von seinen Lippen flossen;
Jedoch: bestürzter Mann, was für ein Ungemach!
Kein Phöbus, kein Apoll, zieht deinen Versen nach.
Wer weiß, vielleicht hält ihn ein Liebeswerk zurücke,
Ein leerer Trost für dich auf wenig Augenblicke!
Dein Herz ist unverschämt, wenn sichs so viel verspricht.
Ich halt es für dein Glück, daß Phöbus dich nicht kennet,
Der ist dein Freund, der dir nicht die Erhörung gönnet.
Mich wunderts ungemein, daß dir belesner Mann.
Kein Beispiel alter Zeit, die Augen öffnen kann.
Läßt wohl Ovidius dich ohne Zittern lesen,
Wie streng Apoll einmal dem Marsias gewesen?
Doch Gottsched hielt sein Glück für kleiner, als es war!
„Wie, sprach er, Phöbus macht sich noch nicht offenbar?
„Und mir, der ich ihn doch in Deutschlands Tempel ehre,
„Wo ich bei dem Altar den Fliegen Frankreichs wehre.
„Mich, der ich mich für ihn zum Märtyrer gemacht?
„Mir, der ich ihn so oft in meinen Vers gebracht?
„Viel ists, daß mich ohnlängst sein taubes Ohr bewogen,
„Daß ich mich ganz und gar von Deutschland abgezogen."
Hier stützt er sich sein Haupt mit seiner rechten Hand,
Und seufzte noch einmal: Bethörtes Vaterland!
Victoria sucht ihm noch klug zu widerstreben,
Und Schwabe schämte sich, daß er den Rath gegeben.
Corvin rief aber laut: „Mir fällt noch etwas ein,
„Ich wett' Apoll wird bald in diesem Zimmer sein.
„Gebt mir Befehl, den Gott juristisch zu citiren;
„Der Stolze soll die Kraft von einer Sprache spüren,
„Wodurch der Advokat Asträen selber rührt,
„Daß sie oft übertäubt, die Waag und Schwert verliert.
„Ists, fragt er, mir vergönnt?" Und als er ja vernommen!
Sprach er, der Kunst gewiß: „Apollo sei willkommen!
„Was maaßen, fing er an: sich wider Gottscheds Reich,
„Die Neuberin empört, das hat Apollo gleich,
„Als aller Dichter Gott, mit mehrern zu ersehen;
„Wann aber dieses soll vor Morgen noch geschehen,
„Mithin noch diese Nacht hierzu beraumet ist:
„Als wollen wir, daß du Apoll nicht zaudernd bist,
„Zur rechten frühen Zeit vom Helikon zu steigen,
„Um Klägern in Person ein Mittel anzuzeigen,
„Daß ihm, doch jetzt nicht mehr, durch gütlichen Vergleich,
„Beklagte weichen muß. Dieß fordert Gottscheds Reich."
Die Lichter löschten aus. Es bebt das ganze Zimmer,
Und durch die Fenster drang ein ungewohnter Schimmer.
Den nie erblickten Gott sah Gottsched offenbar,
Der aus dem Pomey schloß, daß es Apollo war.
Vor diesem kniete der Dichter zitternd nieder,
Die Kulmus neben ihm. Was er sprach, sag ich wieder:
„Ich großer Musenprinz, ein Dichter von Natur,
„Betrat von Jugend auf berühmter Männer Spur.
„Ich, der ich allemal den Musen treu gewesen,
„Mehr Bücher schreiben kann, als ich kaum durchgelesen,
„Ich, der den Skaliger, Bouhours und Fenelon,
„Horaz, Longin, Bossü, Despreaux, Evremont,
„Corneille, Dacier, Perrault, Furetiere,
„Swift, Aristoteles, Steel, Addison, Voltaire,
„Mit größter Lust durchsucht, die Welschen übersetzt,
„Die Gallier verdeutscht, und Deutschland werthgeschätzt,
„Es von dem Scythischen durch meinen Witz zu läutern,
„Der Sprache Horizont durch die Kritik zu heitern.
„Ich, der in Sachsen nicht der allerletzte blieb,
„Der eine Redekunst und eine Dichtkunst schrieb,
„Empfange nun den Lohn für Eifer und Bemühen,
„Daß Weiber emsig sind, mich beißend durchzuziehen.
„Du weißt Apoll, wie sich die Neuberin verging,
„Du weißts, warum sie sich an meine Feinde hing.
„Ihr Vorspiel stach mich an, und hilfst du mir nicht sorgen,
„So hört sie noch nicht auf und wiederholt es Morgen.
„Was that ich doch an ihr. Nunmehr bezahlt sie mich,
„Sie malt mein Ebenbild und macht mich lächerlich.
„O Phöbus thue du an dieser Frau ein Zeichen!
„Laß des Gedächtniß Kraft sogleich von ihr entweichen.
„Und lähm' die Zunge ihr, damit sie mit Verdruß,
„Vergeßlich und verstummt, den Vorsatz ändern muß."
Hier hörte Gottsched auf. Des Phöbus Götterstimme,
Erklärte folgendes aus sehr gerechtem Grimme:
„So sehr schränkt nicht Apoll der Bühnen Freiheit ein,
„Wer sich getroffen findt, der mag getroffen sein.
„Dein Lied drang, wie dein Ruhm, niemals zu meinen Höhen.
„Der Zephyr ist bestellt, die Töne zu verwehen,
„Die mir ein kleiner Geist vergebens zugeschickt,
„Wenn sich ein Satyr auch nach einem Steine bückt,
„Den aufgeblähten Schwarm der Reimer zu zerstreuen,
„So ists ein Spiel, wobei sich meine Musen freuen.
„Verdien erst meinen Schutz, sonst schrei mich nicht mehr an:
„Den Göttern wird ein Schimpf umsonst nicht angethan.
„Und wirst du noch einmal mich zur Erscheinung zwingen,
„So komm ich ganz gewiß, die Strafe mitzubringen,
„So räch ich mich an dir, und auch dein Vaterland —"
Hier wich der Glanz zurück, der Musen Gott verschwand,
Und Gottsched blieb bestürzt mit seiner Freundin knieen,
Bis Schwabe und Corvin sehr laut nach Lichtern schrieen. —

Das Vorspiel ward hierauf von neuem vorgestellt,
Und unsre Neuberin behielt den Sieg, das Feld.
Sie selbst erfuhr es bald, daß er sie angeklaget;
Ich weiß es nicht, wer ihr dieß alles wiedersaget,
Des Dichters Schwachheit ward auch auswärts kund gemacht;
Das Vorspiel erst berühmt, dann Gottsched ausgelacht.
Hieraus erkennen wir das Schicksal falscher Größe;
Ein Lüftgen hebt ihr Kleid, und zeigt uns ihre Blöße.
Wer mehr bedeuten will, als er doch wirklich ist,
Zuletzt aus Uebermuth sich selbst zu sehr vergißt.
Wer sich zu groß verliert, muß für die Hochmuthssünden,
Mit Schaden klein genug sich endlich wiederfinden.

Johann Leonhard Rost,

geboren am 14. Februar 1688 zu Nürnberg, studirte zu Altdorf, Leipzig und Jena Jurisprudenz und Mathematik, beschäftigte sich aber später, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, vorzüglich mit Astronomie und belletristischer Schriftstellerei und führte den pseudonymen Namen Meletaon. Er starb am 27. März 1727.

Schriften:

Die unglückselige Atalanta. Frkf. u. Leipz. 1708.
Die liebenswürdige und galante Noris. Leipz. 1711.
Die türkische Helena. O. O. 1711.
Die durchlauchtige Prinzessin Tamastris. Nürnberg 1712.
Die durchlauchtigste Hermiontes. Nürnb. 1714.
Venda. Nürnb. 1715.
Die unvergleichliche Heldin, die schöne Holländerin. Nürnb. 1715.
Verliebter Eremit. Nürnb. 1721 u. 1741.

Ein schwülstiger und gesuchter Stil, Uebertreibung und Breite bezeichnen seine galant-heroischen Romane, die längst in verdiente Vergessenheit gerathen sind und ähnlichen Leistungen jener Periode sogar weit nachstehen.

Rostorf, s. K. v. Hardenberg.

Roswitha oder Helena von Rossow,

Aebtissin des Klosters Gandersheim um 980.

Sie schrieb:

Lateinische Gedichte, das Leben Otto's I., Legenden u. a. Gedichte. Opera ed. C. Celtes. Nürnb. 1501 seq. Neueste Ausg. von H. L. Schurzfleisch. Wittenberg 1707, 4.

und gilt mit Recht als eine höchst ausgezeichnete Erscheinung jener Zeit.

Gotthilf Sebastian Rötger,

geboren am 5. April 1749 zu Kleingermersleben bei Magdeburg, ward Propst des Klosters U. L. F., Mitglied des engern Ausschusses der Landstände im Herzogthum Magdeburg und Director des Pädagogiums. Er starb am 16. Mai 1831.

Wir besitzen von ihm:

Briefe eines unparteiischen Kosmopoliten über das dessausche Philanthropin. Frankf. und Leipz. 1776.
Ueber Unterricht und Lehrmethode. Magdeb. 1791.
Ueber Kinderunzucht und Selbstbefleckung. Züllich 1787.
Jahrbücher des Pädagogiums zu L. F. 12 St. Magdeb. 1793 — 1803.
Neue Jahrbücher. 12 St. Magdeb. 1804 — 18.
Kirchliche Gebetübungen. Bonn 1824.
Rückblicke ins Leben. Bonn 1827.

Ein höchst verdienstvoller Pädagog, der durch seine streng systematische Behandlung des Erziehungswesen, sowohl theoretisch wie praktisch, während eines langen thätigen Lebens sehr erfolgreich gewirkt hat.

Georg Michael Roth,

geboren am 12. Februar 1769 zu Frankfurt am Main, wurde 1799 Professor am Lyceum zu Wetzlar und studirte von 1802 — 1804 in Gießen die Rechte. Im Jahre 1804 ließ er sich als prakticirender Advocat in Frankfurt am Main nieder und ward 1806 Professor und Prorector an dem dasigen Gymnasium. Er starb am 3. Januar 1817.

Er schrieb:

Antihermes oder philosophische Untersuchung über den reinen Begriff der Sprache. Frankf. und Leipz. 1795.
Ueber die bisherige Unmöglichkeit einer Philosophie des Bildes, der Musik und der Sprache. Göttingen 1796.
Bruchstücke aus der allgemeinen Theorie des Unterrichts. Wetzl. 1799.
Systematische deutsche Sprachlehre. Gieß. 1799.
Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre und Orthographie. Gieß. 1801. 2. A. 1814.
Grundriß der reinen allgemeinen Sprachlehre. Frankf. 1815.

Gründliche Forschung, seltener Scharfsinn, ausgebreitetes Wissen und lichtvolle Darstellung haben R's Schriften im Gebiete der Linguistik und ihrer philosophischen Begründung großen und dauernden Ruf erworben.

Karl Johann Friedrich von Roth,

geboren am 23. Januar 1780 zu Vaihingen, studirte zu Tübingen Jurisprudenz und wurde, nachdem er einige Zeit in Stuttgart privatisirt hatte, Stadtsyndicus in Nürnberg. Im J. 1808 wurde er Oberfinanzrath in München, 1810 Steuer- und Domänensectionsrath beim Finanzministerium, 1817 Ministerialrath und 1828 Präsident des evangelischen Consistoriums daselbst.

Von seinen Schriften sind außer der von ihm besorgten Ausgabe der Werke von Fr. H. Jacobi und Hamann zu nennen:

Lobschrift auf Joh. v. Müller. Sulzb. 1811.
Ueber Thucydides und Tacitus. München 1812.
Zum Andenken Heinr. Schenk's. München 1813.
Bemerkungen über den Sinn und Gebrauch des Wortes Barbar. München 1814.
Hermann und Marboth. Stuttg. 1817.
Bemerkungen über die Schriften des Fronto und das Zeitalter der Antonine. Nürnb. 1817.
Von der Erziehung im Unterrichte. Rede. Nürnb. 1822.
Ueber die fortdauernde Abhängigkeit unserer Bildung von der classischen Gelehrsamkeit. Nürnberg 1826.

Scharfsinn, reiches Wissen, gründliche Behandlung der Gegenstände, glänzende Beredsamkeit und Tiefe der Gedanken haben v. R. einen sehr hohen Rang unter den didaktischen und oratorischen deutschen Prosaikern angewiesen.

Johann Rothe, s. Minnesinger.

Rudolph von Rothenburg, s. Minnesinger.

Karl Wenzel von Rotteck,

geboren am 1. Junius 1775 zu Freiburg, bildete sich auf der Schule und Universität seiner Vaterstadt, wurde daselbst Privatdocent und Assessor beim Stadtmagistrat, 1798 ordentl. Professor der allgemeinen Geschichte, 1817 Hofrath, 1818 Professor des Vernunftrechtes und der Staatswirthschaft und 1819 Abgeordneter der ersten Kammer der badenschen Stände. 1831, bei dem neuen Landtage, ward er wieder Abgeordneter, und trat mit Welcker, als einer der beliebtesten Redner, für freisinnige Ideen auf. Er erregte aber dadurch manchen Widerstand der aristokratischen Partei; man machte seiner loyalen Gesinnungen und redlichen Absichten der Regierung verdächtig, und dies hatte seine Quiescirung und die Erklärung zur Folge, daß er in den nächsten 5 Jahren zur Uebernahme eines öffentlichen Amtes unfähig sei. Diese und andere bittere Erfahrungen vermochten aber nicht seinen Sinn umzuändern; er blieb thätig für politische, moralische und intellectuelle Hebung der Menschheit bis an seinen Tod, welcher am 26. November 1840 erfolgte.

Schriften:

Allgemeine Geschichte. 9 Th. 7. Aufl. Freib. und Konstanz 1830 ff.
Deutsche Blätter. 2 Abth. Freib. 1814.
Gedächtnißrede auf den Großherzog Karl Friedrich. Freib. 1811.
Gedächtnißrede auf J. G. Jacobi. Freib. 1824.
Ueber den wiener Congreß. A. d. Franz. des de Pradt. 2 Th. Freib. 1816.
Ueber stehende Heere und Nationalmiliz. Freib. 1816.
Für die Erhaltung der Universität Freiburg. Freib. 1817.
Ideen über Landstände. Karlsr. 1819.
Archiv für landständische Angelegenheiten. 3 Bd. Karlsr. 1819 u. 21.
Historischer Bildersaal. 50 Bdchen. Stuttg. 1828 ff.
Lehrbuch des Vernunftrechts. 2 Bde. Stuttgart 1829 u. 30.
Kleine Schriften. 3 Th. Stuttg. 1830.
Polit. Annalen. München 1830.
Geschichte des badischen Landtages 1831. Hildburghausen 1832.
Lehrbuch der ökonomischen Politik. Stuttg. 1835.
Mit Welcker gab er seit 1834 das Staatslexikon heraus.

Ueber von Rotteck urtheilt Menzel (deutsche Literatur II. 127) sehr treffend mit folgenden Worten: R. trat mit den protestantischen Concurrenten kühn in die Schranken, da er in dem Zeitpunkt, in welchem die letzteren servil zu werden anfingen, seinerseits desto liberaler wurde. Immer blieb etwas an den katholischen Schriftstellern übrig — und wenn sie auch noch so aufgeklärt waren — was von Seiten der protestantischen als Unbehilflichkeit vornehm belächelt wurde. Es hatte sich bereits ein gelehrter Adelstolz unter den Protestanten gebildet, welcher den Katholiken die Ebenbürtigkeit nicht zugestehen wollte. Diese Hoffärtigen konnten nun nicht tiefer beschämt werden als dadurch, daß sie, je weiter der Zeitgeist voranschritt, hinter dem Freisinn der einst von ihnen verachteten Katholiken zurückblieben. Stolz auf den Freisinn ihrer Vorgänger, der Humanisten und Reformatoren, glaubten sie ewig in behaglicher Ruhe davon zehren zu dürfen. Die Katholiken hatten keine solchen Vorbilder, aber sie wagten selbst freisinnig zu sein. Hierin ist Rotteck's großer Ruhm begründet. Als Forscher steht er hinter der stupenden Gelehrsamkeit von Göttingen, Heidelberg, Berlin zurück, aber als Geschichtsschreiber für das Volk hat er Alle überflügelt. Seine Weltgeschichte ist in unzähligen Exemplaren überall verbreitet. — Warum? Weil er freisinnig ist, weil er es ungleich mehr ist als alle Weltgeschichtsschreiber der Protestanten. Nicht die Gelehrsamkeit hat hier entschieden, sondern der Zeitgeist. Auch nicht der Geschmack hat hier entschieden, sondern der Zeitgeist. Man kann an Rotteck's berühmtem Werke Mancherlei vom Standpunkt der Forschung und des Geschmacks mit Recht aussetzen, aber der Verf. ist durchdrungen von einem tiefen Rechtsgefühl, von einer lebendigen Liebe zur Freiheit, von einer heiligen Achtung alles Edeln im Menschen und seiner Geschichte. So will aber das Volk seinen Geschichtsschreiber.

Aus Rotteck's Weltgeschichte.

Nutzen der Geschichte.

Es ist ein natürliches Gefühl, fast möchte man sagen Bedürfniß, daß uns zur Geschichte hinzieht. Die Imagination weilt gerne bei den Bildern der Vergangenheit, und das Gemüth wird dadurch auf eine wohlthuende Weise gerührt. „Wenn der alte celtische Barde,“ bemerkt Ancillon sehr schön, „den tiefen und süßen Eindruck schildern will, den die Musik auf seine Seele macht, so sagt er blos, sie wirke auf ihn, wie die Erinnerung an die Tage der Vorzeit.“ —

Woher wohl dieser allgemeine Hang? — Er haftet tief in der empfindenden und moralischen Natur des Menschen, die allenthalben, wo sie unverdorben und in einiger Entwicklung erscheint, durch sympathetisches Gefühl sich äußert und sich, wenn sie der bessern Stimme gehorcht, nicht in der Isolirung der eignen Person, sondern in der Allgemeinheit des Geschlechtes liebt und schätzt. Dieses weitverbreitete Eine Geschlecht, welchem wir angehören, zu kennen, sein geistiges Leben, in dessen Strom auch der eigene kleine Lebensnachen dahin schwimmt, zu verstehen, Zweck und Ziel, wornach wir steuern, wenigstens ahnen zu lernen — das muß wohl vom höchsten rein menschlichen Interesse sein. Und wo anders erscheint uns die Menschheit in ihrer wahren Gestalt, in ihrem eigentlichen Leben, als in der Geschichte? — In ihr, und in ihr allein erkennen wir, was unter so vielen zufälligen Gestaltungen, unter den bunten Eigenthümlichkeiten von Zeit und Ort beharrliche, ewige Menschennatur sei. Zwar äußert sich diese in vielfach wechselnden Formen, ist der Bildung und Verbildung, der Hemmung und Fortführung empfänglich: gleichwohl sind allenthalben die nämlichen Anlagen und Kräfte vorhanden, dieselben Neigungen und Leidenschaften wirksam. Das Gemeinwohl sehen wir überall im Streit mit Privatinteressen, aber dennoch gefördert durch diese, und bei dem mannigfaltigsten Gemische partieller Ereignisse einen allgemeinen Gang des Geschlechts. — Sonach ist, wer die Geschichte nicht kennt, Fremdling auf der Erde und unter seinem Geschlecht, und sich selber fremd; nichts kümmern ihn die hohen Interessen, um welche die Menschheit vom Anbeginn rang und kämpfte, und er mag — was auch sonst seine Fertigkeiten seien — an ihrem allgemeinen Leben nur passiv und maschinenartig Theil nehmen, wie ein Rad, das nichts davon weiß, in welches Getrieb es eingreift.

Nicht nur ist das wahre Leben der Menschen blos in der Geschichte erkennbar, es besteht auch größtentheils nur in der Geschichte. Ohne sie ginge jede Generation ihren gesonderten Gang für sich, und beträte den oft betretenen Pfad immer von neuem. Die Geschichte schließt alle Generationen in eine Kette zusammen. Sie ist das fortwährende Selbstbewußtsein der Menschheit und der Völker. Die Erfahrung aller Jahrhunderte, und die Tradition mit allen ihren Schätzen ist ihre. Die Kenntnisse, Ideen, Erfindungen aller Zeiten und Völker, und was die Weisen in grauer Vorwelt dachten und lehrten — theilt sie den späten Nachkömmlingen mit. Jetzt können diese beginnen, wo ihre Vorfahren aufhörten, und es ist ihnen das Fortschreiten zu ganz unbestimmbaren Graden der Vollkommenheit möglich.

Auch abgesehen von diesem hohen Standpunkt, von dieser umfassenden Allgemeinheit des Begriffs der Geschichte, ist sie eine fruchtbare Mutter von Erkenntnissen. Nicht mit Unrecht schreibt man ihr die größere Hälfte des menschlichen Wissens zu. Denn unermeßlich ist der Umfang der eigentlich historischen Wissenschaften, und auch die meisten philosophischen Disciplinen erhalten von ihr Materialien oder Data, erläuternde Beispiele und lichtvolle Beweise.

Nichts ist demüthigender als das Gefühl eines Ignoranten in der Geschichte, nichts kläglicher als seine Lage, wenn er über was immer für Dinge im Privat- oder öffentlichen Leben urtheilen soll. Kein Buch, kein Zeitungsblatt weiß er mit Verständniß und Nutzen zu lesen; allenthalben irrt er im Dunkeln; ihm ist die Gegenwart ein Räthsel, und die Zukunft völlig verschlossen; Vorurtheile aller Art, der Erziehung und des Standes, des Orts und der Zeit, hemmen seine Geistesthätigkeit; das Gewöhnlichste weiß er nicht zu deuten, und das Außergewöhnliche

benimmt ihm die Fassung. Wie überlegen steht einem solchen Jener gegenüber, der mit der Geschichte vertraut ist? — Vor seinen Blicken ist eine weite und freie Aussicht geöffnet; von erhabener Stelle überschaut er die Angelegenheiten der Menschen, und ihr Thun und Treiben. Kein Ereigniß kann ihn befremden denn keines ist ihm neu. Er entdeckt die geheimen Triebräder, und erräth die wahrscheinlichen Folgen der Tagsbegebenheiten; denn die Vergangenheit enthält den Schlüssel zur Gegenwart und den Spiegel der Zukunft. Er weist Allem die gebührende Stelle an, hegt weder für's Alte noch für's Neue, für's Einheimische noch für's Fremde eine parteiische Vorliebe, und läßt sich nicht durch politisches und nicht durch religiöses Blendwerk täuschen. Kein besserer Bürger, kein aufrichtigerer Gottesverehrer ist, als Er, — denn er erkennt in dem Staat die Bedingung der Humanität, und die Gottheit erscheint ihm in der Leitung der menschlichen Schicksale, die Unsterblichkeit in der allgemeinen Ahnung der Völker: — aber er wird gleichgültiger für politische und religiöse Formen, welche nur einzelnen Orten und Zeiten angehören, und tolerant gegen Jene, welche dieselben ewigen Wahrheiten in verschiedenem Gewande verehren.

So mannigfaltige Bereicherung der Erkenntniß muß nothwendig auch auf's Praktische einfließen, und die Geschichte kann nicht anders als eine Lehrerin der Klugheit, des Rechtes und der Tugend sein.

Erfahrung und Menschenkenntniß sind die beiden Hauptquellen der Klugheit; Geschichte aber ist die Summe der Erfahrungen und der Menschenkunde. Für's Privat-, wie für's öffentliche Leben, für den einzelnen Menschen wie für Staaten enthält sie in warnenden und ermunternden Beispielen die wichtigsten, eindringlichsten Lehren, gleichförmig in ihren Gründen, wenn auch verschieden in den Fällen und in der Anwendung. Denn was im Großen gilt, ist meist auch für's Kleine wahr. Wer auf Einzelne, und wer auf Nationen wirken will, muß die Menschen kennen, und es mag ein häusliches Glück wie jenes der Völker gedeihen und erstarken durch Talent und Fleiß, Vorsicht und Mäßigung, oder zu Grunde gehen durch Unvernunft und Nachlässigkeit, Vermessenheit und Uebertreibung.

Wenn die Lehren der Klugheit durch den Erfolg der dargestellten Handlungsweisen eindringlich werden, so erhalten jene des Rechts und der Tugend ihre Kraft aus der Größe und Liebenswürdigkeit ihrer Vorbilder. Denn nicht immer ist das Recht siegreich und die Tugend glücklich, und eben dieß erhöht ihre Würde. Selbstverläugnung macht das Verdienst aus. Dieß sagt uns die allgemeine Moral; aber nur selten mag die abstrakte Idee der Pflicht, die nicht durch Beispiele versinnlicht wird, die Huldigung der Menschen gewinnen. Diese erhebenden, Achtung und Liebe gebietenden Beispiele liefert die Geschichte, und macht so aus einem trockenen Moralsystem ein lebendiges Gemälde handelnder Personen. Wer in diese Gallerie der großen und edlen Menschen aller Zeiten tritt, dessen Gemüth wird durchdrungen von der Würde der menschlichen Natur, sein Selbstgefühl wird erhöht und seine Kraft zur Nacheiferung begeistert. Ob dieser Vorbilder wenige seien, sie erheben nicht minder: ja noch eindringlicher wird ihr Verdienst durch den Kontrast mit den Lastern der Menge, und je größer dagegen die Zahl der Bösewichter, desto abschreckender ihre Rolle.

Unter den edlen Gefühlen, welche die Geschichte weckt und nährt, sind der auserlesensten Pfleglinge Zwei, die unter sich verwandt und Mütter der meisten übrigen Tugenden sind: Liebe des Vaterlandes und der Freiheit. Denn nicht nur ist das Buch der Zeiten reicher an Beispielen derselben, weil sie mehr in's öffentliche Leben eingreifen, als andere, und häufiger Großthaten erzeugen: nach ihrer Natur sind auch beide durch die Geschichte gewissermaßen bedingt, oder erhalten wenigstens durch sie erst ihre höchste Ausbildung und Stärke. Wer Fremdling ist in der Geschichte, kann sein Vaterland nur instinktartig lieben, denn er kennt dieß Vaterland nicht; und den Muth zur Freiheit mögen wir manchmal nur aus der Geschichte schöpfen, die uns zeigt, daß Freiheit möglich, und wie sie möglich sei. Wie oft hat schon der Name eines Leonidas, eines Decius, eines Arnold von Winkelried zu Heldenthaten begeistert! Wie oft hat das Bild eines Cato den sinkenden Muth edler Freiheitsvertheidiger erhalten, und wie oft hat Hermanns zürnender Schatten (deutsche Jünglinge — wenigstens zu Selbstvorwürfen gebracht! —)*) den Arm deutscher Jünglinge gestählt!

Nicht nur Lehrerin der Tugend, auch strenge Richterin und unparteiische Vergelterin ist die Geschichte; und sie macht hierdurch manche Ungerechtigkeiten der Menschen und des Schicksals gut. Zwar nur zu oft wird der Edle im Leben verkannt und verläumdet; nur zu oft gelingt es verschmitzten und gewaltigen Bösewichtern, die Zeitgenossen zu täuschen, ihr Lob zu erkaufen oder zu erpressen, und ihre Schmähungen niederzuschlagen. Aber mögen einzelne Geschichtschreiber, mögen Alle Zeitgenossen verblendet, erschreckt, bestochen sein; die spätere Geschichte ist es nicht. Ohne Neigung und Leidenschaft, ohne Furcht und Hoffnung prüft sie die Zeugnisse, richtet die Thaten, und theilt nach Verdienst Ruhm und Schande zu. Zwar Manches entgeht ihr wegen Dürftigkeit oder Verlust der Zeugnisse; auch ist es möglich, wiewohl schwer, daß sie bisweilen sich irre; aber immer forscht sie mit scharfem Auge, wägt mit ruhiger Hoheit, und spricht ein freies und bleibendes Urtheil. So lange Menschen sein werden, wird der Name eines Kritias, eines Kromwell mit Verwünschung und Abscheu, der Name eines Sokrates, eines Sidney mit Liebe und Segen von ihren Lippen tönen, und in ihren Herzen sein. — Der Blick auf diese unerbittliche Vergelterin — denn das Verlangen des Nachruhms, wie jenes der Unsterblichkeit lebt in der menschlichen Brust — hat schon manchmal des glücklichen Bösewichts Triumphe verbittert, hat ihn gegen seine Neigung zu guten, wenigstens äußerlich guten Handlungen gespornt, und den Muth des gekränkten Rechtes und der leidenden Unschuld aufgerichtet.

Kaum scheint es nothwendig, nach Darstellung dieser hohen Würde der Geschichte, auch noch ihre Brauchbarkeit für untergeordnete einzelne Zwecke zu erläutern. Eine flüchtige Anzeige davon mag unserer Absicht genügen. Allen Ständen und Klassen, welche auf höhere, intellektuelle und moralische Bildung Anspruch machen, ist schon deswegen die Geschichte unentbehrlich: aber die meisten — einen ganz abstrakten Metaphysiker, einen blos calculirenden Metaphysiker etwa ausgenommen — bedürfen ihrer noch aus speciellen Gründen. Bei dem Staatsmanne macht sie beinahe die Summe der erforderlichen Kenntnisse aus. Denn die allgemeinen Grundsätze der Staatskunst sind das Resultat der guten und üblen Erfahrungen der Völker in allen Zeiten; und die besondern innern und äußern Verhältnisse der einzelnen Staaten, auf welche jene Grundsätze angewendet werden sollen, sind gleichfalls historisch. Der Feldherr, und selbst der untergeordnete Krieger, findet in der Geschichte die vortrefflichsten Muster zur Nachahmung, die eindringlichsten Lehren, die warnendsten Beispiele. Dem Priester zeigt sie die Wichtigkeit seines Berufes und die traurigen Folgen von dem Verkennen desselben, und von dem Mißbrauch seiner Macht; sie flößt ihm liberale und tolerante Grundsätze ein, lehrt ihn die Schale vom Kern, die Hülle vom Wesen unterscheiden, und versieht ihn mit den überzeugendsten Beweisen der göttlichen Vorsicht, und mit einem Schatz moralischer Beispiele. Dem Rechtsgelehrten flößt sie Achtung für's (natürliche und geschriebene) Recht, die Bedingung des wahrhaft menschlichen Daseins, die Basis jedes gesellschaftlichen Vereins ein, lehrt ihn den Geist der Gesetze und Verfassungen oder ihr Verhältniß zu dem jedesmaligen Zustand und Bedürfniß der Völker kennen, und reicht ihm in den ihr eigends angehörigen alten und fremden Gesetzen und Sitten die wichtigsten, lichtvollsten Vergleichungsgegenstände mit den heutigen und eigenen dar. Auch dem Arzt muß die Geschichte der Wanderungen, des successiven oder periodischen Erscheinens, des theilweisen oder gänzlichen Verschwindens, der glücklichen oder unglücklichen Heilarten von Krankheiten, auch die Bemerkung des Zusammenhangs ihrer Entstehung und Verbreitung mit mancherlei politischen Begebenheiten — als Krieg, Ansiedlung u. s. w., oder mit Einführung gewisser Gebräuche und Sitten — in Nahrung, Kleidung 2c. — von großer Wichtigkeit sein. Daß der speculative und praktische Philosoph aus der Geschichte den reichsten Stoff des Nachdenkens, die lichtvollsten Beispiele, die eindringlichsten Beweise seiner Lehren und Maximen, und den Unterricht aller vorangegangenen Weisen schöpfe, ist schon oben erwähnt. Eben so unerschöpflich ist das Magazin von Ideen, das sie den schönen Wissenschaften und der darstellenden Kunst anbietet. Die fruchtbarste Imagination kann diesen Vorrath von Materialien nicht ersetzen; auch mag der Dichter und Redner aus den klassischen Geschichtschreibern Regel und Beispiel für seine eigenen Produktionen ziehen, und jeder Freund der Literatur aus der Geschichte die nöthigen Vorkenntnisse zum Verständniß alter und neuer Schriftsteller schöpfen. Sollen wir noch bemerken, daß auch andere, nicht wissenschaftliche Stände durch die Geschichte gewinnen? So lernt der Kaufmann aus ihr den wichtigen Einfluß des Handels auf den Flor und die Kultur der Völker kennen, er sieht in ihr, welches die unentbehrlichsten Tugenden, und die gefährlichsten Verirrungen für Handelsstaaten seien, und wird durch diese Ansichten weit genug über den gewöhnlichen Krämergeist erhoben, um seine Privatspekulationen dem Interesse des Vaterlandes unterzuordnen, und damit in Harmonie zu bringen. — Aehnliche Belehrung und Veredlung erhalten auch der mechanische Künstler, der Fabrikant, der Agronom, kurz ein Jeder aus der Geschichte, der sich belehren und veredlen lassen will. Sie bietet Jedem, jedoch nur dann ihr Füllhorn dar, wenn er mit Sinn und Herz ihr naht.

*) Veränderung in der neuen Ausgabe.

Spartas Verfassung.

Welches Urtheil ist über diese Verfassung zu fällen? — Die größten Wunder hat sie gewirkt, die stärksten Naturtriebe unterjocht; sie hat die heroischen Thaten erzeugt, die tapfersten Krieger, die enthusiastischesten Patrioten selbst die heldenmüthigsten Weiber *) gebildet; sie hat Sparta zum Haupt Griechenlands erhoben, und nach einer unerschütterten Dauer von mehr als fünf hundert Jahren auch in ihrem Verfall und zuletzt in ihren Trümmern noch Ehrfurcht geboten. Gleichwohl hat sie ihre Schattenseite, und der unbefangenen Prüfung wird sie eher monströs, als vortrefflich erscheinen.

Für's Erste hat Lykurgus Seele zur Anerkenntniß der Menschenwürde und des Menschenrechtes sich nicht erhoben. Würde er sonst die Freiheit von 10,000 und den erträglichen Zustand von 30,000 Bürgern auf das Elend und die empörendste Unterdrückung mehrerer Hunderttausende gebaut haben? Die Schmach und harte Sklaverei der Heloten war unabtrennlich von einer Verfassung, welche diese Menschengattung zum Eigenthum des Staates erklärte, auf ihre Arbeit die Erhaltung der herrschenden Raçe gründete, ihre Habe dem Muthwillen, und ihr Leben gleich jenem von Jagdthieren der Grausamkeit einer kampflustigen Jugend preisgab. Auch bei andern Völkern treffen wir leider Sklaven und frevelhaft sogenanntes Sklavenrecht an: — aber nirgends wie hier war solches Attentat in die Konstitution selbst so innig verwebt, nirgends zu einer so schauderhaften Uebertreibung gebracht.

Vielleicht wird man diesen häßlichen Flecken nicht auf Lykurgus Rechnung, sondern auf jene des allgemeinen traurigen Vorurtheils seiner Zeit und seines Volkes legen; und freilich ist es schwer, doch dem wahrhaft großen Mann angemessen, über solches sich zu erheben. Aber wir fragen weiter: Was hat Lykurgus für das auserlesene freie Spartanische Volk gethan? — Hat er den wahren Zweck des bürgerlichen Vereins gefaßt, hat er ihn erreicht, hat er dafür nicht einen zu theuern Preis gefordert? — Jenes ist die beste Verfassung, welche die Entwickelung der menschlichen Anlagen und Kräfte am meisten befördert, und unter deren Schutz ein wahrhaft humanes Glück am sichersten gedeihen mag. Eine Verfassung, die zu ihrer Erhaltung alle Kräfte und Empfindungen der Bürger ausschließend erfordert, die in der Eigenschaft des Bürgers die Persönlichkeit der Glieder völlig verschlingt, die nicht nur die Unterordnung, sondern die All-Aufopferung der schönsten natürlichen Gefühle, der edelsten, humansten Triebe gebietet, ist — wie groß auch der Name ihres Stifters sei — eine unglückliche Verkehrtheit. Warum wurden dem Spartaner alle die Opfer, Kämpfe und Anstrengungen auferlegt? — „Damit er die Freiheit und Gleichheit behaupte.“ Große, unschätzbare Güter allerdings: aber für den Spartaner von keinem Werth, weil er zugleich allem Dem entsagen mußte, um dessentwillen die Freiheit gewünscht wird. Er konnte nicht Gatte, nicht Vater, nicht Sohn sein. Der Staat war sein Vater, die Mutter verläugnete ihn, wenn er den Schild verloren, sein Kind gehörte dem Volke, seine Gattin dem rüstigen Jungen, der Kinder mit ihr zu zeugen begehrte, Er selbst nie sich, nur immer dem Gemeinwesen an. Sonst gründet und schützt der Staat das Eigenthum, erleichtert die Mittel zum vielfältigen Genuß, bahnt die Wege zur Erkenntniß und Wissenschaft, belohnt den Fleiß und erweckt das Talent. Der Spartaner opferte dem Staat Eigenthum, Gemächlichkeit und wahren Lebensgenuß, er entsagte der bürgerlichen Emsigkeit, wie der häuslichen Freude, verschmähte den Dienst der Musen, wie die Pflege rein menschlichen Gefühles, und nahm zum Ersatze für Alles — soldatischen Stolz und patriotischen Schwindel. Hatte er so nicht den Zweck versäumt, um des Mittels willen? Freilich beruht das Glück auf der Idee, und es ist unsinnig, nach eigener Neigung und Weise das Wohlsein Anderer zu ermessen. Gleichwohl ist einleuchtend, daß Kriegsübungen und patriotische Gespräche des Menschen Bestimmung nicht erschöpfen, und unverkennbar, daß der Spartaner bei der pünktlichen Befolgung von Lykurgus Gesetzen traurige Lücken in Kopf, Herz und Beschäftigung fühlen, und daß die gewaltsam unterdrückte Natur früh oder spät sich rächen mußte.

Sie hat sich gerächt, und aus dem Schooße der Lykurgischen Verfassung sind die schrecklichsten Auswüchse hervorgegangen. Der folgende Zeitraum wird hiervon das Gemälde liefern.

*) Zur Würdigung dieser Spartanischen Weibertugend habe ich einige Data in einer 1806 gedruckten Abhandlung „Ueber die Spartanerinnen“ gesammelt.

Uebereinstimmung aller Religionen.

Bei der verschiedenen Richtung, die gleich anfangs die religiöse Anlage in ihrer Entwicklung nach klimatischen und andern Umständen nahm, bei den fortwährend verschiedenen Einflüssen, welche in solcher Entwicklung die Völker durch mancherlei Zufälle von Außen und Innen und durch den allgemeinen Strom der Ereignisse erfuhren, bei den bald mehr bald minder egoistischen, politischen, oder liberalen Zwecken der Priester, bei der vielfältigen Mischung und den unzähligen Abstufungen ihres Talentes, ihrer Wissenschaft oder Schwärmerei, bei den wechselnden Verhältnissen ihres Wirkungskreises und ihrer Macht, ihrer Absonderung von den Laien, und ihrer innern Organisation u. s. w. kann uns wohl die große Menge und bunte Verschiedenheit der religiösen Systeme, sowohl in den Dogmen als im Kultus, nicht befremden. Aber es ist eine höchst wichtige Wahrnehmung und die auf das heiligste Anliegen der Menschheit ein überraschendes, strahlendes Licht wirft, daß, bei aller dieser Mannigfaltigkeit und bei allem Wechsel gleichwohl viele Hauptzüge gleichförmig und die Grundideen beharrlich erfunden werden. Hieraus geht für den philosophischen Beobachter die deutlichste Unterscheidung der Schale von dem Kern, der Hülle von dem Wesen, und zugleich das interessante Erkennen der geheimsten Menschennatur hervor.

Für's Erste sehen wir allenthalben den Menschen, wiewohl auf die Sinnenwelt im Wirken und Leiden beschränkt, dennoch über ihre Grenzen hinaus ahnend und verlangend blicken; höhere, lebendige, moralische Gewalten über den blinden Naturkräften anerkennen, bei dem Triumph übermächtiger Bosheit auf eine Zeit der Vergeltung hoffen, und, umgeben von Bildern der Verwesung, eine Fortdauer jenseits des Grabes glauben. Diese hohen Gefühle — wenigstens der Zunder dazu — in des gemeinsten Menschen Brust, dieß unauslöschliche fast instinktartige Sehnen nach einer Heimath, die Keines Auge sah, wird für den unbefangenen Denker eine erhebende Betrachtung und vielleicht gewichtiger sein, als die kleinmüthigen Zweifel der grübelnden Vernunft.

Aber dieser Götterfunke in der menschlichen Seele, ein Zeuge der höhern Abkunft, wie schlecht sehen wir ihn meistens gepflegt! Seine Erweckung ist das Werk des Zufalls, ungeläutert ist seine Nahrung, Dummheit und Betrug ersticken seinen Glanz. Die hohen Ideen, die lebendigen Gefühle der natürlichen Religion, das kostbarste Angebinde unseres Geschlechtes, werden in todte Formeln verwandelt; das reine Gold ist in Schlacken vergraben, Und Menschensatzungen übertönen den himmlischen Ruf. Oft vermögen wir kaum, unter den häßlichen Auswüchsen der übel gewarteten Pflanze, und bei den darauf geimpften, fremdartigen, manchmal giftigen Früchten noch die edle Wurzel zu erkennen.

Die Harmonie der Natur verkündet einen höchsten waltenden Geist. Aber der gemeine Verstand vermag nicht, sich zur Majestät eines Gottes aufzuschwingen, welcher in allen Naturkräften lebet, und mit seiner Gegenwart Himmel und Erde füllt. Und wie sollte er es wagen, seine kleinen persönlichen oder auch Nationalanliegen vor den erhabenen Thron eines solchen allgemeinen Gottes zu bringen? — Auch scheint ihm schon die Mischung des Guten und Uebeln auf der Welt eine Andeutung mehrerer, streitender Himmelsgewalten zu sein. Daher nimmt er gerne so viele Götter an, als er Naturkräfte kennt, also gute und böse und auch besondere Götter für jedes Land, wohl gar für jede Gemeinde und jedes Haus. Selbst wo ihm durch die Lehre einzelner Weisen oder aufgeklärter Priester Ein höchster Gott verkündet wird, behält er den Glauben an Untergötter bei, und richtet vertrauensvoller an diese sein Flehen.

Und unter welchem Bilde stellt der Mensch seinen Gott sich vor? — Anfangs unter keinem, oder doch unter keinem bestimmten, so lang er sich nicht viel mit ihm beschäftiget, und nur bei einzelnen Anlässen seine Abhängigkeit von höhern Gewalten empfindet. Wenn er aber beim Fortschreiten der Civilisation mehr Muße und Geneigtheit zum Nachdenken erhält, wenn fortwährender Unterricht und ein feierlicher Kultus sein Gemüth öfter zur Gottheit erheben, oder wenn er durch seinen Stand selbst — als Priester — zur Spekulation aufgefordert wird: dann fühlt er das Bedürfniß, von den Wesen, die er verehrt, sich deutlichere Begriffe und bestimmtere Bilder zu entwerfen. Er nimmt sie aus der Sinnenwelt, weil jenseits derselben der Flügelschlag seines Geistes ermattet; also — wiewohl er an den Göttern moralische Eigenschaften, Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. erkennt, — leiht er ihnen doch meistens eine körperliche Hülle; und da in dem ganzen Gebiete der Erfahrung keine edlere Gestalt als die des Menschen erscheint, und zugleich kein würdigeres Emblem des göttlichen Geistes als der menschliche er-

fonnen werden mag; so sehen wir den Begriff von Gott in keiner Volksreligion höher gebracht, als auf eine Steigerung menschlicher Vollkommenheit. Aber bald nahm man nicht nur die Vorzüge der menschlichen Natur, sondern auch ihre Beschränkungen und Mängel in den Begriff von Göttern auf, schrieb ihnen sogar Leidenschaften und Laster zu, und hatte nun durchaus menschenähnliche Götter. Dieser Anthropomorphismus ist in allen Religionen bemerklich, und treffend, was ein geistvoller französischer Schriftsteller sagt: „Wenn es wahr ist, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geformet, so muß man gestehen, daß der Mensch ihm Gleiches mit Gleichem vergolten.“ — Selbst die Ideen von dem Verhältniß der Götter unter sich wurden von menschlichen Verhältnissen entnommen, und in den Vorstellungen von ihrer Rangordnung und von den Abstufungen ihrer Macht treffen wir meistens einen Abdruck an von der bürgerlichen Verfassung jeder Nation, bei welcher jene Vorstellungen galten.

Der Nordamerikanische Freiheitskampf.

Das Beispiel Kaiser Josephs hatte gezeigt, wie tief gewurzelt in Europa die Saat des Bösen sei. Die unumschränkteste, von Weisheit gelenkte, legitime Gewalt vermochte nichts oder wenig gegen sie. Die Opposition des Kastengeistes, des Pfaffenthums, überhaupt der Engherzigkeit und Schlechtigkeit, verschanzt auf dem Boden des historischen Rechtes, trug den Sieg davon über jene. Ein imposanter Kampf, des National-Willens, gegen jenen der Privilegirten, stund bevor, um noch in einem letzten Versuche zu zeigen, ob Europa zu retten sei? Den Erfolg dieses Versuches in dem großen Trauerspiel der französischen Revolution zeigt der folgende Zeitraum. Indessen aber ging in Amerika, dem lange niedergetretenen, wenig beachteten Welttheil, die Sonne einer jugendlichen Freiheit auf. Dorthin — sollte das Verhängniß drohen, daß Asiatisches Sklavenjoch über Europa komme — wendet sich, Trost und Hoffnung suchend, der edleren Menschen Blick. Geräuschlos, im stillen Gedeihen erhoben sich Englands Colonien in Nordamerika, von Geschlecht zu Geschlecht an Menschenzahl, Reichthum und Selbstgefühl. Zwar lag über ihnen, wie über allen europäischen Colonien in beiden Welten, vielfache Bedrückung, welche das selbstsüchtige Mutterland, theils aus Uebermuth der Gewalt, theils aus engherziger Handelspolitik, gegen sie ausübte. Aber sie genossen, im Gegensatz der Spanischen und Portugiesischen Colonien, wenigstens ein vergleichungsweises Glück, erzeugt einerseits durch den von den politischen Grundsätzen des englischen Mutterlandes ausströmenden, freisinnigeren Geist der Verwaltung, der ihnen selbst den Segen einer der britischen Staatsverfassung nachgebildeten Provinzialverfassung gewährte, und andererseits durch die der Entwickelung menschlicher Kräfte günstigere, weit minder freigebige Natur des kältern Landes. Durch beides begünstigt hoben sich in den meisten dieser Colonien Ackerbau, Künste, Fleiß und Geistesbildung. Der Handel zwar, der auswärtige zumal, seufzte unter dem harten Gesetz, welches ihn Englands Vortheil dienstbar machte, und es fühlten auch die Gewerbe und Manufakturen davon den verderblichen Einfluß. Dennoch erhielt er schon durch den innern Verkehr ein fruchtbringendes Leben; und ein weitgetriebener Schleichhandel vereitelte großentheils die Wirksamkeit des englischen Zoll- und Prohibitions-Systems.

Der Pariser Friede *), wodurch Canada an England kam, befreite die alt englischen Colonien von der gefährlichen Nachbarschaft der französischen Pflanzer. Von nun an bedurften sie des brittischen Schutzes minder. Ihr Selbstgefühl, so wie ihre Kraft, stieg seitdem zusehends; und sie trugen jetzt minder geduldig als zuvor die Handelsbeschränkungen, welche das Mutterland ihnen auflegte. Der Schleichhandel ward daher mit steigender Kühnheit getrieben, welches die Engländer zu harten Zwangsmaßregeln bewog, die jedoch rückwirkend auch ihren eigenen Handel lähmten.

Schon jetzt brach das allgemeine Mißvergnügen in laute Klagen und mitunter in thätliche Widersetzung aus.

Doch nicht allernächst aus dieser Quelle, wo das natürliche Recht offenbar auf Seite der Colonien war, sondern aus einer viel zweideutigern entsprang der Bruch mit dem Mutterlande; und dieses letztere nicht eigentlich wegen Tyrannei, sondern blos wegen der Unnatürlichkeit des ganzen Verhältnisses zwischen einem herrschenden Mutterland und einer dienenden Colonie, verlor seine Gewalt einzig und allein durch die That des Mündigwerdens Amerika's.

*) 1763.

Nichts konnte gerechter scheinen, als daß die Colonien selbst den Aufwand trügen, welchen ihre Verwaltung und ihr Schirm erheischte. Auch mochte für billig erachtet werden, daß Amerika einen Theil der Schulden decke, mit welchen England zur Beschützung seiner Colonien gegen die Bourbonische Macht, im siebenjährigen Kriege sich beschwert hatte. Von diesen Ansichten ausgehend, beschloß das englische (Grenvile'sche) Ministerium unter Zustimmung des Parlements, daß von verschiedenen Einfuhrartikeln in Amerika eine Abgabe erhoben, und, bald darauf, daß daselbst das Stempelpapier solle eingeführt werden (1764 5ten April und 1765 22sten März). Ja, man erklärte zugleich, daß der Ueberschuß solcher Abgaben in die Schatzkammer des Königs nach England fließen solle.

Gegen diese Akten erscholl lauter Widerspruch in allen Colonien, obwohl von ihnen Maryland allein das anerkannte Recht hatte, nur durch sich selbst, nicht durch das englische Parlement besteuert zu werden. Aber die Colonien beriefen sich auf allgemeines Menschenrecht und auf den allerdings triftigen politischen Grund, daß das angemaßte Recht des Parlements nach seinem Begriff gar keine Beschränkung zulasse, und daher den letzten Heller der Amerikaner gefährde. Sie setzten hinzu, daß sie zwar von den englischen Staatsausgaben den ihnen mit Billigkeit zur Last zu legenden Theil übernehmen, jedoch nur nach selbsteigener Schatzung übernehmen wollten.

Die Whig'sche Opposition im Parlement wurde alsogleich Wortführerin der Amerikanischen Sache, und die öffentliche Meinung in Brittannien sprach sich großentheils in demselben Sinne aus. Hiedurch ward der Muth der Colonien erhöht, und nach dem Vorgang Virginiens widersetzten sich alle der Stempelakte. Gleichzeitig lud die Colonie Massachusets-Bay alle übrigen zur Bildung eines allgemeinen Congresses ein, auf welchem dann der Grundsatz, daß das englische Parlement das Recht nicht habe, die Colonien zu taxiren, durch feierliche Erklärung bekräftigt ward *).

Fortwährende Tumulte in den Provinzen, thätlicher Widerstand gegen jede Maßregel der Einführung, ja gewaltsame Zerstörung alles Stempelpapiers, dessen man habhaft werden konnte, hiernächst die äußerste Verwirrung oder Stockung in allen bürgerlichen, Justiz- und Verwaltungsgeschäften, bewirkten endlich die Zurücknahme der Stempelakte **). Sie geschah durch das Rockinham'sche Ministerium, welches an die Stelle des verhaßten Grenville'schen getreten. Aber sie geschah als ein Akt der blos freiwilligen Gewährung, und war begleitet von einer ausdrücklichen Behauptung des dem Parlement über die Colonien zustehenden Besteurungsrechtes.

Daher befriedigte diese Zurücknahme die Colonien nicht. Sie erregte anstatt Dankes Mißtrauen und tiefer wurzelnden Groll. Man schrieb die Aufhebung der Stempelakte der Schwäche oder der Furcht zu, und erkannte in dem Rechtsvorbehalt die fortdauernde Absicht der bei günstigerer Gelegenheit zu wiederholenden Bedrückung. Das erste vermehrte den Muth, das zweite die Geneigtheit zum Aufstand.

Das brittische Ministerium zeigte bald, daß es den Rechtsvorbehalt nicht blos zum Scheine gemacht. Nicht nur erhöhte es die Forderungen der an die Soldaten in Neuyork zu verabreichenden Naturalien, was jedoch wegen des Widerstandes der Provinzialversammlung ohne Erfolg blieb, sondern es setzte, nach einer aufgegriffenen Unterscheidung zwischen äußerer und innerer Schatzung wenigstens die erste als unbestreitbar darstellend, im Parlement eine neue Akte durch, wornach auf Glas, Papier, Bleiweis, Farbe und Thee eine Abgabe gelegt ward, die in den Colonien selbst bei der Einführung solcher Waaren sollte erhoben werden ***). Aber gleich entschlossen wie gegen den Stempel protestirten die Colonien gegen den neuen Zoll, und abermal rief Massachusets-Bay alle übrigen zum gemeinschaftlichen Widerstreben auf. Man beschloß, nicht nur den mit Zoll belegten, sondern überhaupt allen irgend entbehrlichen englischen Waaren zu entsagen, ihre Stelle so viel als möglich durch einheimische Fabrikation zu ersetzen, ja man begann, als die Statthalter drohten, und England eine Verstärkung der Kriegsmacht sandte, sich zur Vertheidigung zu rüsten. Massachusets-Bay ging in allen diesem voran, und hielt auch zuerst eine Versammlung gegen den Willen des Statthalters.

Das englische Ministerium, seitdem Pitt, der Vertheidiger der Amerikaner, dasselbe verlassen, und seinem Impuls gehorchend auch das Parlement, that jetzt eine große Erbitterung wider die Colonien kund. Man erklärte sie für aufrührerisch und verlangte vom König, daß er die barbarischen Pönalgesetze König Heinrichs VIII. wider dieselben verkünde. Die Standhaftigkeit der Amerikaner und die Vorstellung der Brittischen

*) 1765 19. Oktober.
**) 1766, 18. Mai.
***) 1767.

Kaufleute milderten jedoch diese Strenge wieder, und es erging eine neue Akte*), wodurch die auf die oben bemerkten Waaren gelegte Abgabe wieder aufgehoben wurde, nur jene auf den Thee ausgenommen. Hier handelte es sich allerdings blos um den Grundsatz des Besteurungsrechtes. Denn man befreite den nach Amerika bestimmten Thee von der in England darauf gesetzten Auflage eines Schillings, und wollte blos von jedem Pfund vier Pence bezahlt haben, wodurch er daselbst bedeutend wohlfeiler wurde, als er früher gewesen. Allein die Amerikaner erkannten die Bedeutung dieses Gesetzes, und hatten Verstand und Gemeinsinn genug, um der Einführung auch des wohlfeilen Thees unter dieser Bedingung zu widerstreben.

In solcher Spannung blieben die Dinge mehrere Jahre hindurch. Ein der englisch-ostindischen Compagnie ertheiltes Recht der zollfreien Ausfuhr des Thees nach allen Ländern, mit der erneuerten Bestimmung, daß der nach Amerika gebrachte Thee daselbst vier Pence für's Pfund bezahlen sollte**), veranlaßte den Ausbruch. Amerika weigerte sich entschlossen, besteuerten Thee anzunehmen; man erklärte Jeden für ehrlos, der welchen kaufen würde; und es wurden in Boston, allwo einige Theeschiffe angelangt waren, von bewaffneten Einwohnern, die sich in Mohawks-Indianer verkleidet hatten, dieselben angegriffen und der Thee ins Meer geworfen***). Mehrere andere Küstenstädte ahmten dem Beispiel Boston's nach.

Hierüber faßte das englische Parlement äußerst harte Beschlüsse. Es sollte der Hafen von Boston bis zur völligen Schadloshaltung der ostindischen Compagnie gesperrt bleiben; es sollte der Provinz Massachusets-Bay der Freiheitsbrief König Wilhelms III. und damit ihre Verfassung entrissen, alles Regierungsrecht der Krone oder den von ihr ernannten Dienern übertragen sein; es sollten strenge Strafen gegen die Theilnehmer jeder Unruhe oder Empörung verhängt, dagegen die wegen Mordes oder Mißhandlung, die sie zum Behuf der Stillung eines Aufstandes begangen, Angeklagten nach England zur Aburtheilung geschickt werden; es sollte endlich die Provinz Quebek — weil deren Gehorsam zu sichern unter diesen Umständen besonders wichtig schien — eine Einrichtung, die sie unbedingt von der Krone abhängig machte, ähnlich derjenigen, die sie unter französischer Herrschaft besessen hatte, gegeben, und ihre Grenzen auf Unkosten der alten Colonien bis an den Ohio und Missisippi und bis an das Land der Hudsons-Bay-Compagnie erweitert werden. Unter heftigem Widerstand einer zwar wenig zahlreichen, aber geistig kräftigen, Opposition gingen diese gewaltthätigen Akten durch, und wurden vom Könige bestätigt.

Also entbrannte der Krieg, und zeigte sich der erste Funke eines politischen Lebens in der neuen Welt. England vermeinte ihn mit einer Handvoll Soldaten zu ersticken. General Gage mit zwei Regimentern, welche von Halifax, und zwei andern, welche aus Irland gekommen waren, hoffte durch die Blockirung Boston's†) die Unterwerfung der Provinz und mit ihr aller übrigen Colonien zu bewirken. Aber zum Erstaunen der Welt und zur Demüthigung Englands ist aus dem verachteten Funken eine weit über Land und Meer und bis herüber nach Europa leuchtende Kriegsflamme geworden, deren verzehrender Wirkung Großbrittannien selbst, das stolze Mutterland, nach der äußersten Anstrengung nur durch endliches Nachgeben sich entzog.

Freilich waren es nicht die Ideen allein, welche Amerika frei machten, und nicht die Kraft der über die Provinzen zerstreuten, zwar zahlreichen, doch nur lose verbundenen und von Hülfsmitteln des Krieges entblößten Freiheitsfreunde. Gott war es, welcher sie schirmte und triumphiren machte, welcher Männer von hohem Geist in Rath und That erweckte und ihr Heldenthum segnete, welcher endlich die Weltlage dermaßen gestaltet hatte, daß auch naturgemäß der Freiheit feindselige Kräfte, daß die Despotenreiche Frankreich und Spanien für das Recht Amerika's und der Menschen streiten mußten. Ohne dieses wäre die zarte Pflanze der amerikanischen Freiheit fast unausbleiblich niedergeschlagen worden durch Englands gewaltigen Dreizack, durch die seiner Civilisation entsprossene Masse tausendfältiger Kräfte, durch seine auf Eisen und Gold gebaute doppelt furchtbare Macht. Führte es doch nicht blos seine eigenen wohlgerüsteten Streiter in den hartnäckigen Kampf, sondern mit ihnen auch lange Züge im Ausland, zumal auf Teutschem Boden, gekaufter Waffenknechte. Weiße Sklaven, welche, unglücklicher als die schwarzen, weil ihrer Menschenwürde mehr bewußt und weil zu schrecklicherem Dienst verurtheilt als diese, durch ihren Anblick und durch ihr Thun weit eindringlichere Lehren der neuen Welt verkündeten, als Rosseau und Payne thaten mit aller Kraft der Begeisterung und der Wahrheit. Die strengen Maßregeln Englands beugten den Geist der Colonien nicht; vielmehr entflammten sie noch mehr ihren Zorn und ihren Muth. Gleich klug und besonnen als standhaft und kühn trafen sie die Anstalten des Widerstandes; Eintracht, patriotische Dahingebung, edler Feuereifer für die Freiheit, in allen Provinzen und in allen Klassen der Gesellschaft vorherrschend, stellten das amerikanische Volk dar als fähig und als würdig der Freiheit. Auf die erste Nachricht von den harten Dekreten beschloß man in der Provinz Massachusets-Bay, und auf deren Aufforderung auch in den übrigen Provinzen, allen Handel und Verkehr mit Großbrittanien aufzuheben, bis jene Akten widerrufen wären. Man ordnete auf den 1sten Junius, an welchem Tage die Sperrung des Hafens von Boston beginnen sollte, einen allgemeinen Fast- und Bußtag in allen Colonien an, und stärkte also durch religiöse Uebungen die Gefühle der Vaterlands- und Freiheitsliebe in den Gemüthern des Volkes. Alle Provinzen erklärten ihre Bereitwilligkeit und ihren Eifer, der bedrängten Stadt Boston Beistand zu reichen, und es kam, durch kluge Einleitung der Provinzial-Versammlungen und Ausschüsse, zumal jener von Massachusets-Bay, bald ein allgemeiner Congreß in Philadelphia zusammen*), welcher außer Canada und Neuschottland, (und anfangs noch Georgien) von allen (damals also zwölf) Provinzen beschickt, sofort die gemeine Sache mit freudig anerkannter Autorität lenkte, und durch gleich weise als muthige Beschlüsse das Werk der Befreiung förderte. Die Bestätigung der Provinzialbeschlüsse über Aufhebung alles Verkehrs mit England, und ihre Bereitung von Vertheidigungs-Mitteln, sodann nachdrückliche, vom edelsten Geist durchwehte Adressen an den General Gage, an den König von England und an die englische Nation, und eine andere an das Volk von Canada, um dasselbe zur Theilnahme an der gemeinen Sache zu bewegen, endlich eine kraftvolle öffentliche Darstellung der Rechte und Freiheiten des amerikanischen Volkes — das waren die wichtigsten Arbeiten des ersten Congresses des werdenden amerikanischen Freistaates.

Unter den edlen Proben des Gemeinsinnes, ohne welchen Amerika nimmer zur Freiheit gelangt wäre, laßt uns der patriotischen Erklärungen der Stadt Salem gedenken, welche vom englischen Parlement anstatt Boston's zur Hauptstadt der Provinz, zum Sitz der Provinzialversammlung, so wie zu jenem der Gerichtshöfe, des Zollamts und des Handels gemacht werden sollte. Aber sie verschähte es, auf Unkosten der Schwesterstadt sich zu bereichern, drückte die Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen mit jenen Boston's aus, und zog die Ungunst einer tyrannischen Regierung den glänzendsten Vortheilen vor, welche sie durch niederträchtige Dienstbeflissenheit sich hätte erwerben mögen. Gleich edel benahmen sich die Kaufleute in Boston, welche eingeladen waren, durch Lossagung von der Sache der Mitbürger die Gnade der Regierung zu erkaufen. Hochherzig vergaßen sie fast alle die schnöden Interessen des Eigennutzes über den edlen des Vaterlandes, oder sie waren wenigstens verständig genug, einzusehen, daß das Heil des Ganzen, daß die Befreiung des Vaterlandes auch für jeden Einzelnen wohlthätiger als irgend ein zeitlicher Privatgewinn sei. Gebet diese patriotische Gesinnung oder diesen richtigen Verstand irgend einem europäischen Volk, und ihr habt es auf den Weg des Heils gebracht!

Weisheit und Mäßigung bezeichneten alle Schritte der Colonien. Die Provinzialversammlungen, als die Statthalter ihre Zusammenkunft verboten, oder ihren Beschlüssen die Genehmigung versagten, empfahlen ihre gewählten Maßregeln blos dem Volke, aber sie enthielten sich des Gebots. Dennoch wurden sie allgemein und freudig befolgt. Die von der Gewalt gesetzten neuen Räthe und Richter wurden, wenn sie die Stellen annahmen, für Volksfeinde geachtet. Es war ihnen unmöglich, ihr Amt zu üben. Aber ungeachtet der also eingetretenen Auflösung aller gesetzlichen Autoritäten hielt Rechtsgefühl und Vaterlandsliebe die Bürger von Ausschweifungen und Friedensbruch ab.

Noch war — so feindselig die gegenseitigen Anstalten, Verordnungen und Verbote erschienen — kein Blut geflossen. Der General Gage, als er von Boston aus einige Häupter der Freigesinnten, Hancok und Adams, zu Concord aufzuheben, und zugleich die daselbst befindlichen Kriegsvorräthe zu zerstören sich vermaß, veranlaßte dadurch die erste blutige Waffenthat bei Lexington**). Sie war von zweifelhafter Entscheidung, doch in ihren Wirkungen, da sie den Muth und die Erbitterung der Amerikaner erhöhte, der Sache der letzteren günstig. Eine ansehnliche Waffenmacht zog sich zusammen und rückte vor Boston, während auch englische Verstärkungstrup-

---

*) 1770, 22. Apr.
**) 1773.
***) 21. Okt.
†) 1774, 1. Juni.

*) 5. Sept. 1774.
**) 1775, 18. Apr.

zahlreich und wohlgerüstet, in dieser anlangten, unter den Generalen Howe, Bourgoyne und Clinton. Das Treffen bei Bunkershill*), einer von den Amerikanern besetzten Anhöhe unfern Boston, verkündete die Entschlossenheit der republikanischen Streiter, und ließ die Schwere des kommenden Krieges ahnen.

Indeß hatte der Congreß nach seiner neuen Zusammenkunft, zu welcher auch Georgien Deputirte sandte — den General Washington zum Oberfeldherrn der gesammten amerikanischen Kriegsmacht ernannt**). In allen Provinzen athmete man Krieg. Die edelste Begeisterung durchdrang alle Klassen; selbst Quäcker sammelten sich in Streithaufen. Alle waffenfähigen Jünglinge, alle noch wehrhaften Männer bereiteten sich zum Kampf.

Aber die Thaten dieses unsterblichen Krieges, so hohes Interesse anregend und auch so mannigfach lehrreich sie seien, können gleichwohl nach dem Zweck dieses Buches nur in allgemeiner Uebersicht dargestellt werden.

Eine kleine Schaar von Freiwilligen hatte durch kühne Ueberraschung die Festen Ticonderago, Crownpoint u. a. eingenommen. Einige hundert Feuerschlünde und große Vorräthe von Kriegsbedarf fielen damit in ihre Hände. Dieses Glück ermunterte den Congreß, eine Unternehmung gegen Canada zu wagen. Von dort aus drohte England mit einem gefährlichen Einfall. Zuvorkommen schien räthlich; auch mochte der Ruf der Freiheit leicht die Canadier zu Bundesgenossen der bereits vereinigten Provinzen machen. Ein mäßiges Truppencorps, unter Montgommery's und ein anderes unter Arnolds Anführung, brachen in dieses Land ein. Montgommery, unter siegreichen Gefechten, eroberte St. John und Montreal, und belagerte mit Arnold vereinigt Quebec. Aber im Sturm auf diese feste Stadt verlor er sein Heldenleben, wodurch Canada für England erhalten blieb.

Glücklicher, wiewohl minder blutig, war der Kampf in Virginien und Carolina gewesen. Die englischen Statthalter wurden aus beiden Provinzen vertrieben durch die tapfere Miliz; das Panier der Freiheit wehte siegreich in dem schönen Lande.

Schon jetzt bewarb der Congreß sich um die Unterstützung Frankreichs. Franklin, der durch Wissenschaft, Bürgertugend und Jahre ehrwürdige Franklin, nachdem er fruchtlos die Sache seines Vaterlandes in England selbst verfochten, und dadurch schwere Verfolgung sich zugezogen hatte, durchfuhr jetzt abermal ten Ocean, um am Hofe König Ludwigs XVI. um den Beistand der zur Schwächung Englands naturgemäß geneigten Krone zu werben. Aber der Anstand schien nicht zu erlauben, mit aufrührerischen Unterthanen in offene Verhandlung zu treten. Doch ließ man's geschehen, daß insgeheim Offiziere und Kriegsgeräthe nach Amerika gingen. Auch beförderte jene Weigerung den schon früher entworfenen, jetzt aber***) kühn ausgesprochenen Beschluß, wodurch der Congreß die vereinten Colonien für einen unabhängigen und souverainen Staat erklärte. Bald darauf†) wurden die Grundzüge der Föderativ-Verfassung der dreizehn vereinigten Staaten gesetzlich verkündet. Von jetzt also keine Möglichkeit des Rückschrittes mehr. Amerika hatte sich hingestellt zwischen Herrlichkeit und Verderben.

In dieser verhängnißvollen Stellung bedurfte es eines großen Mannes, der ihm den Sieg erränge. Es fand ihn auch, stellte ihn an die Spitze, und zeigte sich seiner werth. George Washington, der Sohn eines reichen Pflanzers in Virginien, hatte schon in früher Jugend edle Proben von Geist und Muth gegeben, zumal in dem englisch-französischen Krieg, der über die streitigen Grenzen am Ohio sich entspann, und sieben Jahre lang beide Welten verwüstete. Doch noch vor dessen Beendigung trat Washington in das stille Leben eines Pflanzers zurück, aus welchem ihn erst die wider England ausgebrochenen Bewegungen rissen. Voll patriotischen Eifers rief er jetzt die Virginischen Männer zur Fahne des Vaterlandes, und bildete, sein eignes Vermögen dazu verwendend, eine ansehnliche freie Kriegsschaar. Schon war sein Verdienst so anerkannt, daß der Congreß in Philadelphia ihn gleich 1775 einmüthig zum obersten Feldherrn des vereinigten Heeres ernannte. Schwere Mühen, bittere Sorgen, herbe Prüfungen begleiteten so verhängnißreichen Ruf. Mit frisch zusammengebrachten, kaum gehörig bewaffneten Streitern, größtentheils ohne Kriegserfahrung und Disciplin, ja, als freiwillig dienend, wenig geneigt zur Subordination, bestand er den Kampf gegen die bestgeübten und bestgerüsteten Truppen der Welt, unter kriegsgewandten Häuptern und versehen mit allen Hülfsmitteln, welche ihnen zu verschaffen dem reichen Brittannien leicht war, während Er, von Geldnoth gedrückt, den Seinigen oft nicht die Nahrung, noch öfter den Sold nicht reichen konnte, in fortwährender Gefahr, mit einem Schlage Alles zu verlieren, auch nicht selten vom Unglück verfolgt, in fast verzweiflungsvoller Lage, doch stets hohen Muthes und ungebeugter Kraft der Seele, vorsichtig, wachsam, zu gelegener Zeit auch feurig und heldenkühn, doch niemals vermessen, niemals berauscht durch's Glück. Durch Bescheidenheit, Edelmuth, und die am Tapfern zehnfach schöne Milde erschien der bewunderte Held auch werth der Liebe; und damit kein Ruhm ihm fremd bliebe, so verband er, wie die Gefeiertsten der großen Alten, mit den Talenten des Krieges auch jene des Staatsmannes, mit den öffentlichen Tugenden des Patrioten und Republikaners auch alle Privattugenden des edelsten Menschen. So lange Civilisation und Humanität ein Reich oder eine Stätte auf Erden haben, so lange die Ideen Freiheit und Vaterland einen Werth behalten und geschichtliche Erinnerungen unter den Menschen leben werden, so lange wird Washington's Name glanzvoll im Tempel des Ruhmes stehen.

Geängstigt durch Washington's drohende Anstalten verließ Howe, Gage's Nachfolger, im Frühling 1776 die Stadt Boston und schiffte nach Halifar. Von hier aus, verstärkt durch beträchtliche Truppensendungen aus Europa, drang er mit 30,000 Mann in die mittleren Provinzen, während in Norden Bourgoyne von Canada aus gegen Neuyork und in Süden Clinton gegen die Carolinen ihren Angriff richteten. Der wohlberechnete Plan jedoch gelang nur zum Theil. Bourgoyne eroberte schnell alles von den Ameeikanern früher gewonnene Canadische Land wieder; aber der Angriff auf Neuyork blieb wegen Langsamkeit der Zurüstung bis tief in's folgende Jahr verschoben. Auf der andern Seite war Clinton's Versuch gegen Charlestown in Carolina durch den tapfern General Lee vereitelt worden, worauf drei Jahre hindurch die südlichen Provinzen vom Kriegslärm frei blieben. Am meisten Erfolg hatte der Oberbefehlshaber Howe Selbst. Er segelte gegen die Mündung des Hudsonflusses, landete auf Longisland, schlug die Colonisten auf den Whiteplains (28. Okt.), besetzte Neuyork und trieb Washington durch Neujersey bis über den Delaware zurück. Jetzt begab sich der Congreß von Philadelphia nach Baltimore. Die englisch Gesinnten erheben stolz ihr Haupt*). Muthlosigkeit riß ein im Amerikanischen Heere; mit etwas mehr Nachdruck und Schnelligkeit hätte Howe die Sache der Freiheit erdrücken oder doch äußerst bedrängen mögen. Aber er nützte seine Vortheile wenig, ja er gab in seiner stolzen Nachlässigkeit Blößen, welche der wachsame Gegner glücklichst benützte. Am 25. Dezember überfiel Washington einen hessischen Heerhaufen in den Winterquartieren zu Trenton und hob ihn auf. Bald nachher**) zerstreute er einige brittische Regimenter. Durch beide Vorfälle wurde der Muth der Provinzialen neu gestärkt, die Flüchtlinge stellten sich wieder bei ihren Fahnen ein, Philadelphia, welches dem englischen Angriff blos gelegen, war gerettet.

Aber die Gefahr kehrte zurück und noch dringender. Howe, wiewohl lange Zeit unthätig, erneuerte mit sehr überlegener Streitkraft den Kampf wider Washington. Dieser, für jetzt auf den Vertheidigungskrieg beschränkt, trotzte durch treffliche Wahl der Stellungen allen Versuchen des Feindes. Als dieser aber, nach mehreren unentscheidenden Gefechten, sich entfernte und von Staateninsel aus sein Heer nach Chesapeak-Bay überschiffte, eilte Washington zur Rettung herbei, erlitt jedoch bei Brandywyne und bei Germantown***) einigen Verlust, worauf Philadelphia, und, nach blutigem Kampf, auch die Mündung des Delaware†) in Brittische Gewalt kamen. Diese geringen Vortheile belohnten den Aufwand von Kraft und Zeit nicht, welchen sie das große englische Heer gekostet: Washington, wiewohl in etwas der englischen Uebermacht weichend, erschien, durch standhaften Muth, und da er Schwereres glorreich abwandte, als Sieger.

Indessen hatte in Norden ein harter Schlag die Brittische Macht getroffen. Bourgoyne's Heer, aus 10,000 Mann Kerntruppen, Britten und Deutschen, bestehend, auf dessen Fortschritte die Königlichgesinnten die stolzesten Hoffnungen gebaut, war nicht mehr. Nach langwieriger Vorbereitung war dieser Feldherr endlich in der Mitte des Sommers über den See Champlain gegangen, hatte mehrere Festen, auch das wichtige Ticonderago, genommen, in verschiedenen Gefechten die Amerikaner geschlagen, und nach mühseligem Marsch durch Neuenglands und Neuyorks wüste Grenzdistrikte den Fluß Hudson

---

*) 17. Juni.
**) 15. Juni.
***) 1776, 4. Juli.
†) 6. August.

*) 18. Dez.
**) 1777, 3. Jänner.
***) 4. Okt.
†) 15. Nov.

erreicht. Er ging auch über diesen Fluß *), obschon bereits mehrere Unfälle seine Stärke bedeutend vermindert hatten. Im Gefolge der Engländer befanden sich verschiedene Haufen Indianer, deren wilde Stämme zum Krieg gegen die Colonisten waren aufgereizt worden. Mit unmenschlicher Grausamkeit, wie die Sitte dieser Barbaren mit sich brachte, führten sie solchen abscheulichen Krieg; doch verstärkte die Furcht vor ihnen, während sie weite Landesstrecken verödeten, die amerikanischen Heerschaaren mit vielen verzweiflungsvollen Streitern. Aber die Stunde der Entscheidung nahte. Von allen Seiten zogen sich um Bourgoyne's Heer republikanische Fahnen zusammen. Der General Gates führte über sie den Oberbefehl. Vergebens hoffte Bourgoyne auf Beistand vom englischen Hauptheer und insbesondere vom General Clinton, welcher von Neuyork aus ihm die Hand reichen sollte. Täglich stieg die Bedrängniß. Mehrere blutige Gefechte, wie jenes bei Stillwater, schwächten das Heer und zeigten die wachsende Furchtbarkeit des Feindes. Schon war jenem der Rückzug nach Canada abgeschnitten, und ein abermaliges unglückliches Gefecht zernichtete die letzte Hoffnung. Also ergab sich Bourgoyne bei Saratoga, nach einmüthigem Beschluß des gehaltenen Kriegsraths, mit dem ganzen Heere gefangen **). Die Capitulation verstattete diesem die Rückkehr nach Europa, unter der Bedingniß, während des ganzen Krieges nicht mehr wider Amerika zu dienen. Aber der Congreß genehmigte solche Vergünstigung nicht. Die Weigerung des englischen Ministeriums, denselben Vertrag — als mit einer rebellischen Autorität geschlossen — zu bestätigen, gab einen Rechtfertigungsgrund, und das frühere, völkerrechtswidrige Betragen des Bourgoyne'schen Heeres noch einen zweiten dazu her. Das Heer blieb also gefangen.

Aber der mittelbare Vortheil, welchen Amerika aus dem Triumph bei Saratoga zog, war noch weit größer, als der sofort in die Augen fiel. Jetzt erschien nämlich seine Sache so wohl befestigt, daß Frankreich die Anerkennung des neuen Freistaates und die Verbindung mit ihm nicht länger bedenklich fand. Die Unterhandlungen Franklin's erreichten endlich ihr Ziel: es kam zuerst ein Handelstraktat und darauf ein Bündniß mit Amerika zu Stande ***), worauf Franklin als bevollmächtigter Minister der vereinigten Staaten würdevoll und verehrt am Hofe Ludwigs XVI. erschien. Die Kriegserklärung gegen England, wenigstens der wirkliche Krieg, welchen zu erklären jeder Theil noch behutsam zögerte, war die unmittelbare Folge davon. Eine französische Flotte unter dem Grafen D'Estaing erschien in Amerika als willkommene Hülfe. Doch lange vorher schon waren wackere französische Krieger aus eigenem Antrieb, unter stillschweigender Bewilligung der Regierung, dahin gegangen, unter ihnen der edle Marquis de la Fayette, welcher aus eigenen Mitteln ein Schiff für die amerikanische Sache ausrüstete, Washington's würdiger Freund, gleich tugendhaft als tapfer, gleich menschlich als weise, einer der herrlichsten Männer unserer Zeit. Auch Deutsche, auch Polen, selbst Engländer, reihten sich an die republikanischen Streiter. Ganz Europa wandte der Sache Amerika's seine laute Theilnahme, seine Liebe zu.

Der Krieg erhielt von nun an einen weit ausgebreiteteren und vervielfachten Schauplatz. Vermöge des Familienpakts und zugleich aus näher liegenden Gründen — um Minorka und Gibraltar in Europa, Florida in Amerika wieder zu gewinnen — schloß Spanien sich an Frankreich an. Die Kriegserklärung, auf sehr untriftige Gründe gestützt, erschien am 26. Juni 1779. Im folgenden Jahre sah Großbritannien sich genöthigt, an Holland zuvorkommend den Krieg zu erklären. Denn diese Republik, anstatt die traktatenmäßige Hülfe dem von Frankreich angegriffenen England zu leisten, bezeigte vielmehr den Feinden dieser Macht eine parteiische Gunst. Die Holländer führten unter dem Schirm der neutralen Flagge Englands Feinden Materialien zum Schiffbau zu, sie leisteten, meist bewogen durch den Einfluß der antioranischen, Frankreich befreundeten, Partei — England die schuldige Hülfe nicht; ja sie ließen sich in geheime Verhandlungen mit dem neuen amerikanischen Freistaat ein. Der Entwurf eines Freundschafts- und Handelstraktats zwischen Holland und Amerika wurde auf einem von den Engländern aufgebrachten Holländischen Schiffe gefunden, und diente zum Grund des gleich darauf von England an die Generalstaaten erklärten Krieges †).

Kurz zuvor hatte England durch das von Rußland (meist auf Betreiben des Grafen Panin) aufgestellte System einer bewaffneten Neutralität *) eine empfindliche Benachtheiligung erfahren. Dieses System, eine Abwehr der der neutralen Flagge durch die Anmaßungen der kriegführenden Seemächte, vor allen Englands, bisher widerfahrenen Beschränkung, wurde sofort von Dänemark, Schweden und Preußen angenommen; auch erklärten die Bourbonischen Höfe, als welchen es äußerst nützlich war, ihre volle Zufriedenheit mit desselben ausgesprochenen Grundsätzen; wornach nämlich „frei Schiff, frei Gut" machen sollte, mit alleiniger Ausnahme der Contrebandwaren, deren Begriff jedoch nicht willkürlich auszudehnen, sondern nur auf jene Waaren zu beziehen sei, welche in einem frühern Handelstraktat (von 1766) zwischen Rußland und England als solche eigends erklärt worden. Auch Holland erkannte dieses System, und fast alle neutralen Mächte traten ihm bei. Zur Handhabung desselben aber rüsteten die nordischen Mächte Flotten aus. England verlor dadurch höchst wichtige Früchte seiner, freilich sehr mißbrauchten, Präpotenz zur See. Die neutrale Flagge mochte nun den Handel seiner Feinde decken, und die Bedürfnisse des Schiffbaus ungehindert aus den nördlichen Ländern in die Bourbonischen Häfen führen. Aber so hart England solchen Nachtheil empfand, so durfte es nicht wagen, die Zahl seiner Feinde durch entschiedenen Widerspruch zu vermehren. Nur in friedlichen Unterhandlungen, in Berufung auf ältere, mit einzelnen Mächten geschlossene Traktate, und in behutsamer Mäßigung des früher beobachteten Verfahrens, suchte es sein Heil. Auch erlosch nach dem Frieden von 1783 die bewaffnete Neutralität von selbst, und ihre Grundsätze geriethen in Vergessenheit.

Zu so vielfältiger Bedrängniß Englands kam endlich noch ein schwerer Krieg in Indien, welchen Hyder Ali, König von Mysore, und, ihm verbündet, das freie und starke Volk der Maratten gegen die brittische Compagnie erhoben **). Nicht ohne gerechten Grund, da die Machthaber und Diener dieser Compagnie, besonders unter des Generalstatthalters Hastings Verwaltung (seit 1773) durch Gewaltthat und böse Ränke sie vielfach beleidigt hatten, und dabei noch aufgereizt, ermuntert durch Emissarien Frankreichs. Die Maratten eroberten vieles Land, und Hyder Ali drang siegreich in Carnatic vor.

Gegen so viele Feinde stritt England ohne einen Alliirten — die käufliche Hülfe einiger deutschen Fürsten abgerechnet — mit einem Muth, einer Beharrlichkeit und einer Kraft, welche das Erstaunen der Welt erregen, und, aller Unfälle ungeachtet, den Glanz des Reiches und den Ruhm der Nation noch erhöhten. In allen Welttheilen zu Wasser und zu Land ward von nun an gestritten: zahllose Gefechte, Schlachten, Heldenthaten, Siege und Niederlagen folgten sich Schlag auf Schlag. Ein blutiger Tag zerstört die Wirkung des andern, und ermüdet, betäubt von dem verworrenen Waffengetös, lassen wir unsern Blick nur auf einigen Hauptscenen oder folgereicheren Katastrophen weilen.

Die Erscheinung der französischen Flotte in Nordamerika veränderte plötzlich die Gestalt des Kriegs. Noch immer, trotz Bourgoyne's Unglück, waren die englischen Waffen furchtbar; ihr Hauptheer unter Clinton, Howe's Nachfolger im Oberbefehl, hielt Philadelphia besetzt, und drohte weithin. Jetzt aber, selbst bedroht, verließ er diese Stadt, und führte durch einen gefahrvollen aber meisterhaften Rückzug sein Heer nach Neuyork ***); D'Estaing aber griff Rhodeisland an †). Nicht sowohl der Admiral Howe (Bruder des Feldherrn), welcher der weit überlegenen und wohlgeführten Flotte leicht hätte erliegen mögen, sondern ein plötzlicher Sturm, welcher die Schlacht verhinderte, rettete die Insel. D'Estaing, durch solchen Sturm sehr beschädigt, ging nach Boston, während Byron mit der ersehnten Hülfsflotte aus England anlangte und für jetzt die Gefahr beschwor.

Um diese Zeit hatte England den Versuch gethan, mit den Colonien sich auszusöhnen. Drei Commissarien gingen nach Amerika, gemäßigte Bedingungen den Provinzen anbietend. Aber der Congreß forderte vor aller Verhandlung die Anerkennung der Unabhängigkeit Amerika's und die Räumung seines Bodens. Hieran zerschlug sich das Friedenswerk. Die Commissarien, nach halbjähriger fruchtloser Mühe, kehrten zurück.

Auch in Westindien, wohin D'Estaing sich jetzt wandte, hatte er wenig Glück. So eben hatten die Britten St. Lucie erobert, und D'Estaing's Versuch der Wiedereroberung wurde blutig vereitelt. Zu einigem Trost gereichte Frankreich die Wegnahme von Dominique, welche schon früher, von Martinique aus, der Marquis von Bouillé vollbrachte. Im folgenden Jahre

*) 13. Sept.
**) 16. Okt. 1777.
***) 1777, 8. Dez. und 1778, 8. Febr.
†) 1780, 20. Dez.

*) März 1780.
**) 1780.
***) 18. Juni 1778.
†) Aug.

nahm D'Estaing noch die Inseln St. Vincent und Grenada, und schlug Byrons Flotte, welche sie ihm wieder entreissen wollte.

Aber in Nordamerika erneuerten die Engländer schon 1775 den am Anfang des Kriegs verunglückten und seitdem nimmer wiederholten Angriff auf Georgien. Ein aus Neuyork abgesandtes Corps des Clinton'schen Heeres unter Campbell von der Seeseite, und andrerseits General Prevost von Ostflorida aus, drangen in diese weite Provinz. Eine Schaar von Loyalisten aus den rückwärts gelegenen Landesstrecken, und wirksamer noch einige wilde Indianische Kriegshaufen, unterstützten den Angriff. Schreckliche Verwüstungen und unmenschliche Grausamkeit bezeichneten den Fußtritt dieser durch Englands Gold bezahlten Barbaren. Zur Selbstvertheidigung und zur Rache überließen bald auch die Republikaner sich der gleichen Wuth; weithin, längs der Ufer des Susquehanna, herrschte solches abscheulichen Krieges Fluch. Vergebens suchte der amerikanische General Lincoln die Eroberung Georgiens zu hindern. Vergebens leistete D'Estaing ihm Hülfe. Jener wurde wiederholt, bei Briarscreek und bei Johns-Island geschlagen, und dieser, nach einem mißlungenen Angriff auf Savannah, kehrte nach Europa zurück. Ganz Georgien fiel in der Britten Gewalt *).

In Neuengland, wo die Hauptheere sich gegenüber standen, herrschte zwei Jahre hindurch fast völlige Waffenruhe. Clinton, durch mehrere Truppenabsendungen geschwächt, enthielt sich aller wichtigen Offensive, und Washington, dessen Heer geringer und mit allen Bedürfnissen schlechter versehen war als je, konnte aus der Schwäche seines Gegners wenig Vortheil ziehen. Seine Noth vermehrte sich noch im folgenden Jahre **). Das baare Geld war verschwunden, das Papiergeld hatte allen Credit verloren, das Heer, unbezahlt und schlecht genährt, ward mißmuthig. Einer seiner vorzüglichsten Generale, der tapfere Arnold, nahm davon den Anlaß zum gefährlichsten Verrath, und entrann, als der Plan entdeckt war, zu den Engländern. Erst durch die Ankunft französischer Hülfstruppen, welche, 6000 Mann stark, unter Rochambeau's Anführung zum Amerikanischen Heere stießen, und des französischen Geldes, womit man die mißvergnügten Provinzialen bezahlte, ward die äußerste Gefahr abgewendet.

Durch den Frieden, der jenen Freiheitskampf der Colonien mit dem herrlichsten Triumphe krönte, trat ein neuer, den Keim großer Dinge enthaltender, Staat in das System der civilisirten politischen Welt ein. Europa schritt nach Amerika über. Augenblicklich empfand die Menschheit davon die mannigfaltigste Einwirkung, aber erst die kommenden Jahrhunderte werden die Unermeßlichkeit der Folgen des großen Ereignisses entwickeln. Vor jetzt richten wir unsern Blick blos auf das Land der Freiheit selbst, auf die allerersten Früchte, welche die errungene Selbstständigkeit dem neuen Staate brachte.

Die dreizehn Provinzen, welche ihren Frieden mit England schlossen, beherbergten damals auf einem Flächenraum von ungefähr 20,000 Quadratmeilen eine Bevölkerung von nicht mehr als 2½ Millionen freier Menschen und etwa 600,000 Sklaven; aber sie waren fähig, eine zehnfach stärkere zu ernähren. Eine unermeßlich lange Gebirgskette (die Alleghannischen Berge oder die Apalachen, nördlicher auch die blauen Berge genannt) nicht eben besonders hoch, aber desto breiter, weil oft in fünf, sechs, ja zehen Reihen neben einander hinziehend, läuft von Georgien, oder von der Nähe des Merikanischen Meerbusens bis in das nördliche Canada, und erfüllt einen Raum von wohl 7000 Quadratmeilen. In Osten und Westen dieser Kette reicht die Abdachung oder aufstoßende Fläche bis ans Atlantische Meer, und dort bis zum König der Flüsse, dem mächtigen Mississipi, welcher, aus unbekannten Quellen weit im Norden entspringend, auf seinem wohl 400 deutsche Meilen langen Lauf ein ganzes Heer von Flüssen aufnimmt, und die Gewässer von der Hälfte Nordamerika's dem Merikanischen Meerbusen zuführt.

Das Gebirgsland sowohl, als die im Westen desselben sich ausbreitende Fläche, war damals meist noch im Besitz der wilden Indianischen Stämme. Nur die östliche Abdachung bildete das Hauptland der vereinigten Staaten. Ein großentheils fruchtbares, in seiner langen Ausdehnung von Süd nach Nord die Erzeugnisse fast aller Klimate beherbergendes Land, und welches durch die vielen schiffbaren Flüsse, die es durchströmen, durch seine trefflichen Häfen und tief in's Land gehenden Buchten zum lebhaftesten Binnenhandel und zum Welthandel ganz eigens geschaffen scheint. Der nördliche Theil dieser Länderstrecke umfaßt unter der allgemeinen Benennung Neuengland die Provinzen Vermont (welche jedoch erst 1790 zum eigenen Staat erklärt ward), dann die für Freiheit vor Allen thätige Massachusetsbay mit Maine, Neu-Hampshire, das kleine, aber an Naturgaben reiche Rhode Island und Connektikut. Südlich und südöstlich an diesen sind die blühenden und weiten Gefilde von Neuyork, und Neujersey und von Pennsylvanien, William Penn's, des edlen Schwärmers, durch weise Einrichtungen und den Segen der Natur so rasch aufblühender Colonie, daß von 4000 Menschen, die sie im Jahre 1689 zählte, bis zum Ende des Freiheitskampfes die Bevölkerung auf 400,000 gestiegen. Die kleine Provinz Delaware ist von geringerer Bedeutung. Von hier an, in Maryland, Lord Baltimore's gesegneter Stiftung, und in Virginien, allwo unermeßliche Tabakernten eine Hauptquelle des Reichthums sind, mehr noch in den beiden Carolinen, reifen unter wärmerem Himmel kostbare Südfrüchte. Doch dehnen sich auch weite, theils nackte, theils mit Gras und Gesträuch bedeckte Sandfluren, Savannen, aus, welche noch tiefer im Süden, im heißen Georgien, unübersehbare Strecken einnehmen, dem Anbau und der Bevölkerung eine engere Grenze setzend.

Nach glorreich errungenem Frieden wandte der Congreß und wandten alle Provinzialregierungen ihre Sorge der Beförderung der einheimischen Wohlfahrt zu. Washington, der große republikanische Held, trat in den Privatstand zurück. Aber eine hochwichtige Angelegenheit blieb zu regeln übrig; die Verfassung des Gesammtstaates. Denn nur lose waren bis jetzt die dreizehn Staaten zum politischen Ganzen verbunden. Das Ansehen des Congresses schwand mit der dringenden Kriegsgefahr. Der öffentliche Credit, so wie die Sicherheit des ganzen Staates litten dadurch. Die aufgeklärten Patrioten erkannten das Uebel; Männer, wie Franklin und Paine, hatten durch Druckschriften und praktische Entwürfe die Nation erleuchtet. Die Frucht davon war eine nach weisen Grundsätzen bestimmte Föderativ-Verfassung, welche im Jahre 1787 zu Stande kam, und im Jahre 1789 *) in's Leben trat. Sie suchte den Gefahren der Vereinzelung, wohin der lose Föderalismus nach dem Unabhängigkeitsgeist der Provinzen leitete, und jenen der Despotie, wohin das Unitätssystem durch Errichtung einer alleinigen Centralgewalt, und daher Zernichtung der Selbstständigkeit aller einzelnen Provinzen naturgemäß führte, gleichmäßig vorzubeugen. Daher ward zwar Amerika nur zum Bundesstaat oder Staatensystem erklärt und den einzelnen Provinzen überlassen, ihren eigenen innern Staatshaushalt mit selbstständiger Gewalt zu regeln. Aber alle großen Interessen der Gesammtheit, oder welche zum Vortheil Aller eine gleichmäßige Bestimmung erheischen, also vorerst die auswärtigen Verhältnisse, Krieg, Frieden und Traktate, dann Land- und Seemacht, auch Handelssachen und Zölle, Münze, Papiergeld, Anleihen, Posten u. a. sollten blos von der Centralgewalt, d. h. vom Bundescongresse ihr Gesetz und ihre Entscheidung erhalten. Auch sollten Richter für Streitigkeiten zwischen den Provinzen u. a. die Gesammtheit angehende Rechtssachen vom Congresse ernannt werden. Dieser Congreß sollte bestehen aus einem Haus der Repräsentanten und einem Senat. Das erste wird gebildet durch Abgeordnete aller Provinzen (für je 30,000 — nach einer spätern Bestimmung für 38000 — Wähler einer), welche alle zwei Jahre neu von diesen Provinzen gewählt und sodann am Congresse frei, als Repräsentanten der ganzen Nation, demnach ungebunden durch irgend eine Instruktion ihrer unmittelbaren Committenten, stimmen. In den Senat sendet jede Provinz zwei Mitglieder, auf sechs Jahre; die Erneuerung geschieht jedoch von zwei zu zwei Jahren, jeweils zu einem Drittheil. Die Senatoren müssen 30, die Repräsentanten 25 Jahre alt sein. Gesetze und Verordnungen werden im Haus der Repräsentanten vorgeschlagen und ausgearbeitet, vom Senat aber bestätigt oder verworfen: „Kein Gesetz aber darf gegen die Religionsfreiheit, keines gegen die Preßfreiheit, und keines gegen das Petitionsrecht gegeben werden." — Die vollziehende Gewalt — in wichtigern Dingen nicht ohne Theilnahme des Senats — übt ein Präsident. Derselbe hat das Recht, die von beiden Häusern genehmigten Bill's durch seine Unterschrift in Kraft zu setzen, oder sie mit Gegenbemerkungen an die Kammer zurückzusenden; beharren jedoch zwei Drittheile der Mitglieder beider Häuser auf der Bill, so erhält sie Gesetzeskraft. Dieselbe erhält sie auch, wenn der Präsident binnen 10 Tagen sie nicht zurücksendet. Der Präsident ist zugleich Oberbefehlshaber des Heeres, der Miliz und der Flotte; er nimmt die Gesandten an, schließt die vom Congreß beliebten Bündnisse ab, verwaltet die öffentlichen Gelder und hat das beschränkte Ernennungsrecht der Staatsbeamten. Sein Amt dauert vier Jahre. Er wird von Wählern, welche in jedem einzelnen Staat hiezu ernannt werden, und falls aus derselben gesammelten Stimmen keine absolute Mehrheit hervorgeht,

*) 1779.
**) 1780.

*) 4. März.

von der Repräsentantenkammer (nach einigen näheren Bestimmungen) gewählt. Ihm ist ein Vicepräsident beigegeben, welcher auch den Senat präsidirt. Im Haus der Repräsentanten aber führt ein von demselben Haus gewählter Sprecher den Vorsitz. Ein Staatsrath von Ministern steht dem Präsident zur Seite.

In den einzelnen Staaten der Union ist nach ähnlichen Grundsätzen die vollziehende Macht einem Statthalter mit einem ihm beigegebenen Staatsrath, die gesetzgebende aber einem Corps von meist jährlich neu gewählten Repräsentanten anvertraut. In allen Staaten, außer Vermont, besteht dieser gesetzgebende Körper aus zwei Häusern. Der Antheil des Statthalters an der Gesetzgebung, zumal durch ein Veto, die Verhältnisse der beiden Häuser zu einander und zu den übrigen Autoritäten, auch die Ordnung der Gerichte u. s. w. sind in den verschiedenen Provinzen verschieden bestimmt. Ueberhaupt aber herrscht in allen Provinzen Sicherheit des Eigenthums und der Personen, und eine vernünftige, gesetzmäßige Gleichheit und Freiheit (unter den wirklichen Bürgern, neben welchen aber zur Zeit noch Sklaven oder Unfreie in nicht beträchtlicher Anzahl vorhanden sind); und man kennt dort wohl edle, berühmte, verehrte Namen, aber das die europäischen Völker niederdrückende Institut des Adels nicht. Auch Gewissenszwang und Preßzwang kennt man in dem glücklichen Lande nicht. Endlich hat man auch kein stehendes Heer, kleine Stämme für die verschiedenen Waffengattungen ausgenommen. Jeder Bürger vom 16ten bis zum 60sten Jahr, ist kriegspflichtig, sobald das Vaterland seiner bedarf. Die Hauptforderungen einer reinen Theorie, welcher sich in Europa so feindselig das historische Recht entgegenstellt, sehen wir dort in beneidenswerther Erfüllung.

Zum ersten Präsidenten des neuen Congresses ward Washington gewählt *). Unter seiner weisen Verwaltung sproßte aller Segen der Freiheit kräftig empor. Die Geschichte kennt keinen Staat von so schnellem und so freudigem Gedeihen.

Motions-Rede für Abschaffung des Zehenten.

(In der badischen zweiten Kammer von 1831).

Meine Herren!"

„Bis auf einige wenige Verstockte oder völlig gedankenlose Anhänger alles einmal Bestehenden oder schon lange Bestandenen erkennt heut zu Tage Jedermann die Heillosigkeit des Zehents an und die Nothwendigkeit oder doch höchste Erwünschtheit der Zehent-Abschaffung. Aber vielleicht nirgend mehr als hier stellt sich — sobald man der Sache näher tritt — der befriedigenden Lösung der Aufgabe die kläglichste Begriffsverwirrung, eingewurzeltes Vorurtheil, und mehr oder minder verhüllte Engherzigkeit entgegen. Die Forderung des vernünftigen Rechts gegenüber dem Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch bestandenen historischen Recht verschafft sich nur mühsam Gehör und seine Befriedigung erschreckt auch Wohldenkende durch die allernächst sich darstellende Kostspieligkeit derselben. Die Aufgabe, welche ich mir gewählt, ist wohl theoretisch leicht — mir wenigstens erscheint sie also — aber praktisch schwer. Doch mich ermuntert und stärkt der Blick auf diese edle Versammlung getreuer, erleuchteter und patriotischer Volksvertreter. In diesem Saale verheiße ich mir den Sieg für den Hauptinhalt meines Antrags — jede Verbesserung durch Ihr sachkundiges Urtheil wird auch außerhalb dieser Mauern nicht ohne Wirkung bleiben."

„Meine Herren: Ich werde sie nicht durch eine weitläufige Darstellung der Heillosigkeit des Zehents ermüden. Von derselben sind Sie wohl Alle durchdrungen, und die wiederholten Verhandlungen, welche bereits in unsern landständischen Kammern, theils über Ablösung des Neubruch- und Blutzehents Statt fanden, lassen für neue Betrachtungen nur noch wenig Raum. Sie Alle, meine Herren, wissen das reelle Gewicht dieser abenteuerlichen Last zu schätzen, welche — nicht etwa von dem Reinertrag des Bodens, in welchem Falle sie erschwinglich wäre — sondern von dem Brutto-Ertrag, dem mühe-gebornen und nebst dem Schweiße des Landmanns noch mancherlei schwere Vorauslagen in sich enthaltenden, den zehnten Theil hinwegnimmt und dadurch, je nach Verschiedenheit des Bodens, der Crescenzien, der Culturbeschaffenheit, der Preise u. s. w. selbst unter günstigen Umständen leicht $^1/_3$ oder $^1/_2$, gar oft aber $^2/_3$, $^3/_4$, $^9/_{10}$, ja das Ganze des Reinertrags und selbst noch mehr als dieß dem Colonen raubt und hierdurch entweder ihn erdrückt, oder vom Anbau des fluchbeladenen Bodens abhält, in beiden Fällen also dem Gemeinwohl, welches eine blühende Landwirthschaft, einen wohlhabenden Bauernstand und einen hohen — das sicherste Steuercapital bildenden — Werth der Gründe fordert, nicht minder als es dem heiligen Recht eine schwere Wunde schlägt. Sie Alle kennen die großen Verluste, welche durch die unvermeidlichen Unkosten der Zehenterhebung (ohne Unterschied, ob der Zehentherr selbst oder ein Zehentpächter sie bestreite,) durch den Körner-Ausfall auf dem Felde, und durch mancherlei andere Umstände entstehen, so wie die vielen Hemmungen, Verdrüßlichkeiten und Plackereien, welchen neben der materiellen Beraubung der Zehentholde ausgesetzt ist. Sie Alle beseufzen neben der erdrückenden Schwere auch noch die empörende Ungleichheit einer Belastung, welche, weil nach dem Brutto-Ertrage bestimmt, gerade die guten (also eines geringeren Aufwandes beim Anbau bedürftigen) Gründe weit minder als die schlechtern (nur mit den schwersten Vorauslagen an Arbeit, Dünger, Fuhrlohn u. s. w. zum Ertragniß zu bringenden) also in der Regel die reicheren weit weniger als die armen Besitzer trifft, und die Niedertretung aller persönlichen wie aller Eigenthums-Rechte, welche durch den unmittelbar vom Gesetz ausgehenden Anspruch angeblich Berechtigter auf den zehnten Theil des Ertrags nicht nur des Grundes, sondern alles Fleißes, wie aller pecuniären Vorauslagen eines so genannten Eigenthümers und freien Bürgers geübt wird."

„Ueberall, in allen Ländern, wo die Kenntniß des Bürger-Rechts und Bürger-Wohls auch nur aufdämmert — selbst in dem hartnäckigst dem historischen Recht anhängenden England — ist die Forderung der Zehentabschaffung erklungen: in Baden, dem Lande einer aufgeklärten Regierung und eines freigesinnten Volkes, in dem Nachbarland des der schmachvollen Feudallasten bereits entledigten und in solcher Entledigung allein schon den Ersatz für alle Opfer und Leiden der Revolution findenden Frankreich und im Nachbarland des solche Befreiung theilenden deutschen linken Rheinufers, in unserm Baden, worauf von fern und nahe jetzt alle Wohldenkenden ihre erwartenden Blicke richten, wird sie nicht fruchtlos erklingen. — Aber welches wird die geeignete, die ausführbare, die den Prinzipien des Rechts wie der Politik am meisten entsprechende Art der Abschaffung sein?" —

„In der Kammer von 1819 wurde die Verwandlung der Zehenten in eine nach dem Durchschnittsertrag zu berechnende Geldrente vorgeschlagen und von der Kammer gebilligt. In der Mangelhaftigkeit dieses Antrages erkennen wir die damals noch schüchterne Jugend unseres constitutionellen Lebens. Es ist nämlich klar, daß man durch eine solche Verwandlung bloß eine Verhüllung der eigentlichen Natur des Zehents und damit seines Verwerflichkeitsgrunds bewirkt und daneben einen unverantwortlichen Raub an jedem zehentpflichtigen Grundeigenthümer würde begangen haben. Was seiner vorherrschenden Natur nach eine persönliche, d. h. vom Erwerb mittelst Arbeit und Vorauslagen zu entrichtende Abgabe ist, hätte die Eigenschaft eines Grundzinses erhalten, und es wäre dem Zehentpflichtigen nicht einmal mehr möglich geblieben, durch Unterlassung des Anbaues sich von der Last zu befreien."

„Eine natürliche Folge jener Verwandlung würde die Ablösbarkeit oder gar die Ablösungsschuldigkeit der Zehentrente (analog der Ablösung anderer Grundzinse) gewesen sein. Man würde dem Pflichtigen den Loskauf der Zehentrente mittelst Darlegung der Capitalsumme seiner Schuldigkeit gestattet oder geboten haben. Aber dergestalt hätte man das allerschreiendste Unrecht verübt, den Pflichtigen, welche vom Zeitgeist oder von den Fortschritten der vernünftigen Rechtserkenntniß ihre sicherlich nicht ferne, unentgeldliche Befreiung erwarten, hätte man die Verzichtleistung auf so wohl begründete Erwartung, nämlich die Vorausbezahlung der ungerechten Abgabe bis zum Ende aller Dinge zugemuthet, den Zehentherren ihren prekären, dem nahen Untergang verfallenen Bezug für alle Ewigkeit gesichert, und alle Möglichkeit einer Realisirung dessen, was das Vernunftrecht in Ansehung des Zehenten fordert, für immer aufgehoben."

„Freilich sind in mehreren Staaten Zehent-Ablösungsgesetze solchen oder ähnlichen Inhalts gegeben worden: aber es hat eben bei ihrem Entwurfe — wofern nicht wenigstens der Ablösungsfuß ein sehr niederer, im Wege des Vergleichs etwa zu genehmigender war — jene Begriffsverwirrung und Rechtsunkunde, welche wir vorhin beklagten, vorgeherrscht. Für Uns, für die badische Kammer von 1831, können sie kein Gegenstand der Nachahmung sein. Das badische Volk — d. h. der politisch mündige Theil desselben — ohne Unterschied ob ackerbauend oder nicht — würde ein solches Gesetz mit Entrüstung von sich stoßen, es würde die Abgeordneten, die es votirten, nicht mehr als seine ächten Vertreter erkennen."

„Um jedoch den geeigneten, für's Recht befriedigenden Weg der Befreiung zu finden, müssen wir einige vorläufige Punkte in's Klare setzen; wir müssen die eigentliche Natur der Zehentlast und des Zehentrechts in's Auge fassen."

*) 1789.

„Ich sage nun: 1) der Zehent ist nach seinem Ursprung und nach dem fortbestehenden Titel der Schuldigkeit eine Steuer. Er gehört demnach von Seite des Pflichtigen ewig dem öffentlichen Recht an. 2) Von Seiten des Zehentherrn erscheint er zwar rücksichtlich dritter und insbesondere nach den unmittelbaren Titeln der Erwerbung rücksichtlich der früheren Besitzer oder Vorfahrer im Zehentrecht, mitunter auch gegenüber dem Staat als Verleiher, allerdings als Privatrecht: rücksichtlich des Zehentpflichtigen aber ist durchaus kein Privatrecht zu erkennen, sondern gleichfalls nur Ausschluß des öffentlichen Rechts.“

„Einige wenige Worte werden zur Erläuterung und Bekräftigung dieser Sätze dienen.“

I. „Die Geschichte der Zehenteinführung, welche nach ihren Hauptzügen jedem Unterrichteten bekannt ist, aber auch die ganze Natur der im Allgemeinen als Regel geltenden, einen besondern rechtlichen Akt zwischen Zehentherren und Zehenthold oder ihren Rechtsvorfahren durchaus nicht fordernden oder voraussetzenden Last und endlich die in den Gesetzen selbst vielfach ausgesprochene Anerkennung stellen den Zehent als eine unmittelbar durch's Gesetz aufgelegte, also keineswegs auf einem privatrechtlichen Titel ruhende Last dar. „Jedes Grundstück, das urbar ist oder urbar wird, bringt auf seinen Inhaber die Schuldigkeit, einen bestimmten Theil seiner Früchte zurückzulassen,“ sagt L.-R. S. 710 aa. Und Aehnliches oder dasselbe Bestätigendes sagen noch viele andere Artikel. So setzt der Artikel 710 e. b. fest: „Die Zehentpflicht lebt kraft Gesetzes wieder auf, wenn ein Gut aus den Händen des Zehentherrn in andere Hände kommt.“ So theilen die Artikel 710 cf. bis cl. den mehreren Zehentherren die verschiedenen Gattungen der Crescenzien nach freier Bestimmung, wenn auch mit Rücksicht auf vorherrschende Gewohnheit zu, disponiren also über Bezug oder Nichtbezug der Zehenten u. s. w. So verleihen andere Gesetze auch Zehentbefreiungen nach Gründen oder Crescenzien für einige Zeit oder für immer und jedenfalls unabhängig von der Einwilligung des Zehentherrn. Das positive und insbesondere das badische Gesetz hat dergestalt auf's bestimmteste die geschichtliche Wahrheit und die eigentliche Zehentnatur ausgesprochen; wir stehen jetzt, wenn wir die öffentlich rechtliche Eigenschaft des Zehents behaupten, nicht mehr auf dem Boden blos des rein vernünftigen, sondern auch des positiven Rechts.“

„Der Zehent ist eine durch die Gesetzgebung oder die Staatsgewalt den Gründen oder vielmehr den Colonen entweder durch ausdrückliche und unmittelbare Statuirung oder auch durch Sanctionirung des entweder durch kirchliche oder Kriegsgewalt, oder durch factische Anmaßung der Stärkern Eingeführten, und zwar in der Regel für das Bedürfniß des Staats- oder Kirchendienstes aufgelegte Last, und folglich, da jene von der Staatsgewalt an das Vermögen der Brüder gerichtete Forderung unter den allgemeinen Begriff der Steuer gehört, eine Steuer. Und zwar ist er eine persönliche oder Industrie-Steuer weit mehr als eine Grundsteuer, obschon er zugleich als Grundlast vom positiven Gesetze behandelt wird. Denn eine Grundsteuer muß bezahlt werden vom möglichen oder gewöhnlichen Reinertrag oder auch vom Capitalwerth des Grundes, und der Nichtanbau desselben befreit nicht von ihrer Entrichtung, der Zehent dagegen wird blos entrichtet, wenn ein Anbau Statt fand und zwar von den Früchten dieses Anbaues, d. h. der Arbeit und den Vorauslagen. Es ist also eine Industrie-Steuer, wenn man ihn nicht lieber einen Zins der Leibeigenschaft nennen will, indem er wirklich den Colonen zum Frohndknecht des Zehentherrn herabwürdigt, und diesem eine Anweisung auf die Produkte des Schweißes von jenem giebt. Diese ursprüngliche Natur hat der Zehent beibehalten, so viele Jahrhunderte seit seiner Einführung verflossen, und sie wird ihm eigen sein, so lange er besteht. Was irgend für Veränderungen vorgefallen seien in Ansehung der Person, welcher der Pflichtige den Zehent zu entrichten hat, an wen immer der Staat den Zehentbezug verliehen, und in wie verschiedene Hände der Wechsel der Ereignisse und der von der Gesetzgebung erlaubte Verkehr, mit dem Zehentrecht dasselbe gebracht hat, den Zehenthold und seine Rechtslage geht alles dieses nichts an. Er ist den Zehent schuldig blos vermöge des Gesetzes, welches den Colonen zu dessen Entrichtung verpflichtete, also blos vermöge öffentlichen Rechts, oder aber, wenn man lieber die Natur der Leibeigenschaft an ihm anerkennt, blos vermöge factischer Unterdrückung, also vermöge gar keines Rechts.“

II. „Freilich haben die heutigen Zehentherren und vielleicht schon eine lange Reihe ihrer Vorfahrer das Zehentrecht auf Wegen des Privatrechts erworben. Sie haben es gekauft, an Zahlungsstatt oder zum Geschenk erhalten, als Erbstück erworben u. s. w., aber alles dies berührt den Zehentpflichtigen nicht. Alle die verschiedenen Zehentherren, die auf einander folgen, sind eben Steuererheber, welchen er, sobald sie als solche durch einen vom Staat dafür gültig erkannten Titel sich darstellen, seine Steuerschuld zu entrichten hat. Seine rechtliche Lage kann durch Handlungen Dritter durchaus nicht verschlimmert werden. Er gehorcht, wenn er den Zehent entrichtet, lediglich dem Staatsgesetz, das ihm denselben auflegte, und nimmt gar keine Notiz von der Beschaffenheit der Titel, durch welche der Wechsel der Zehentherren Statt fand. Es ist damit gerade so, als wenn z. B. die Erhebung oder der Bezug einer Acciségattung, oder des Ohmgeltes u. s. w. in einer Gegend irgend Jemanden etwa zum eigenen Nutzen verliehen, oder verkauft und von diesem sodann weiter verkauft, vertheilt, verpachtet u. s. w. worden wäre. Durch alles dieses wird die Natur der dem Accis- oder Ohmgeld-Pflichtigen aufliegenden Schuld nicht verändert. Mag der Zehentherr vermöge jener Titel sein Recht als Privatrecht geltend machen gegen die ganze übrige Welt: gegenüber dem Zehenthold tritt er blos vermöge öffentlichen Rechts als Forderungs- oder Bezugsberechtigter auf.“

III. „Wenn aber dem also ist, so ist der Stab gebrochen über den Zehent, weil keine öffentliche Last, keine Steuer eine ungerechtere, eine abenteuerlichere, eine fluchwürdigere sein kann, als er. Ich will davon, was jeder Verständige längst eingesehen, keinen weitern Beweis vor einer Versammlung von aufgeklärten Volksvertretern führen, und beschränke mich auf die unwiderlegliche Behauptung, daß zur Heilung des unendlichen Unrechts unseres Zehents, welcher jetzo neben der Anzahl anderer neu eingeführter Steuer dem bedauernswerthen Landmann aufliegt, nur zwei Mittel gedenkbar seien, nämlich entweder Allgemeinmachung des Zehents oder völlige Abschaffung desselben.“

1) „Man mache zur Herstellung der Gleichheit den Zehent allgemein. Der Staat dehne daher denselben Anspruch, welchen er längst auf die Gründe und ihre Bebauer erhoben, auf alles fruchtbringende Besitzthum und allen Erwerb aus, und fordere also auch vom Hauseigenthümer den zehnten Theil des (wirklich bezogenen oder selbst verwohnten) Hauszinses, vom Capitalisten den zehnten Theil des Waarenerlöses, vom Fabrikanten und Handwerker den zehnten Theil der Fabrikate und Arbeitsprodukte, das zehnte Stück Tuch, die zehnte Uhr, das zehnte Paar Schuh, ja auch vom Künstler und Schriftsteller das zehnte Gemälde, das zehnte Buch oder das Honorar dafür, vom Arzt, vom Anwalt u. s. w. den zehnten Theil ihres Verdienstes und so durch alle Zweige der Beschäftigung. Wenn man dieses thut, so wird man andere Steuern aufheben können, und der Landmann in solcher Aufhebung eine für ihn befriedigende Erleichterung finden.“

2) „Will man aber dieses nicht, und es wird wohl außerhalb Bedlam keine Stimme dafür sich erheben, so schaffe man den bestehenden ländlichen Zehent ab, und stelle dergestalt die im Rechtsstaat, also im constitutionellen Staat unabweislich geforderte Gleichheit der Belastung her.“

„Durch solche Abschaffung und zwar unentgeldliche, d. h. für den Zehentpflichtigen unentgeldliche Abschaffung ist in Ansehung des letzten die Sache geschehen. Er hat sich nicht weiter darum zu bekümmern, ob oder was dann noch weiter zu geschehen hat. Er fordert die Befreiung, wie der Leibeigene sie forderte, und überläßt es dem Staat, die aus solcher unerläßlichen Rechtsgewährung etwa weiter fließenden Verbindlichkeiten oder Nachtheile zu befriedigen oder zu heben.“

„Wir freilich vom Standpunkt des Gesetzgebers dürfen nicht wegbleiben von jener mit der Zehentabschaffung zu verbindenden weiteren Bestimmung, und es kann nicht verkannt werden, daß mancherlei Schwierigkeiten sich hier darbieten. Doch sind sie nicht unübersteiglich, und wenn einmal die Ueberzeugung sich festgestellt hat, es sei eine Rechtsnothwendigkeit die Zehentpflichtigen zu befreien, so wird auch die Möglichkeit oder Ausführbarkeit solcher Befreiung nicht länger bezweifelt werden.“

„Ich erlaube mir, die Artikel eines die allseitigen Interessen möglichst berücksichtigenden Gesetz-Vorschlages, so wie nach meiner Ansicht ein solcher von Sr. Königl. Hoheit zu erbitten wäre, in einem summarischen Entwurfe hier vorzulegen. Die Erläuterung oder Motivirung der einzelnen Artikel wird zugleich als Vervollständigung der allgemeinen Antragsbegründung dienen.“

Artikel 1. „Aller Zehent ist abgeschafft. Vom Jahre 1832 an wird keiner mehr entrichtet.“

„Die Begründung dieses Artikels liegt in den früher aufgestellten Sätzen. Ich setze nichts weiteres bei. So wie die Leibeigenschaftslasten im Augenblick, da man ihre Ungerechtigkeit anerkannte, aufgehoben werden mußten: also auch die Zehentlast, sobald man ihre Unvereinbarlichkeit mit den durch das Vernunftrecht und durch die Constitution geforderten Gleichheits-Rechten der Bürger einsieht. Eine Classe der Besitzer, eine Classe der Gewerbtreibenden (denn der Landmann ist auch ein Gewerbe und das für den Staat wohlthätigste und unentbehrlichste) mit einer für keinen andern Stand vorhan-

denen und der allerschwersten Last bedrückten, heißt Eigenthums- und persönliches Recht verletzen und widerstreitet dem Rechts-Staat."

Art. 2. „Die bisherigen Zehentherren, insofern ihnen ein gültiger Titel des Privat- oder des öffentlichen Rechts auf Entschädigung zusteht, erhalten solche in nachstehendem Maaß und Weise."

„Die große Aufgabe unserer Zeit ist: wie kann bestehendes Unrecht abgeschafft oder verletztes Recht wieder hergestellt werden, ohne anderen Rechten zu nahe zu treten? Sie findet auch bei der Zehent-Abschaffung Statt. Sie ist jedoch nicht identisch mit der Frage: Wie kann eine Reform Statt finden, ohne daß irgend Jemand dadurch einen Verlust leide? Nur Rechtsverletzungen hat die Reform zu vermeiden, blos factische Nachtheile aber, die für die Einen aus der Wiederherstellung des Rechts der Andern oder überall aus der Verfügung des Gesetzes fließen, hat sie nicht gut zu machen. Man ändert unbedenklich, wenn gute Gründe dafür vorliegen, die Erb-, die Hypothek- u. a. Gesetze, welche tief in die bestehenden Ansprüche und Interessen von Tausenden und Tausenden eingreifen, und entschädigt deßhalb die dadurch Benachtheiligten nicht. Wenn Zunftmißbräuche abgeschafft werden, und sollten sie mehr als hundertjährigen Bestand für sich haben — wer denkt an Entschädigung der dadurch in Verlust gestürzten Zunftgenossen? — Als man Corporationen und Gemeinden den Bezug des Ohmgeldes oder anderer längst besessener ehr- und nutzbringender Rechte entzog, hat man ihnen überall eine Schadloshaltung ertheilt? — Wenn ungebührliche Steuer-Befreiungen, wenn abgeschmackte Privilegien aufgehoben werden, kann da von Ersatz wohl die Rede sein? — Als selbst in Oestreich die ungemessenen Frohnden in gemessene verwandelt, einzelne Leibeigenschaft-Lasten gemildert, Zehentbefreiung für gewisse Crescenzien oder für Neubrüche verliehen wurden, da hat kein Berechtigter eine Entschädigung weder empfangen noch angesprochen. Werden die verfaulten Wahlflecken in England oder die bisher wahlberechtigten Familien, welche durch die Reformbill um ihre althergebrachten Befugnisse kommen sollen, eine Entschädigung erhalten?? — Aber in Deutschland hat sich in der neuesten Zeit der sonderbare Grundsatz aufgethan, daß wo immer durch zeitgemäße Reform nicht etwa den Angehörigen der gemeinen Bürgerclasse, wohl aber den vornehmen, insbesondere den Standes- und Grundherren irgend ein Nachtheil zugeht, dafür aus den Mitteln der Gesammtheit der volle Ersatz müsse geleistet werden; ein abenteuerlicher Grundsatz, welcher allgemein aufgestellt, die Gesetzgebung in Fesseln schlägt und die auf einzelnen Personen oder Classen factisch lastenden, abgeschmacktesten und rechtswidrigsten Bedrückungen in Gesammtverbindlichkeiten der ganzen Gesellschaft verwandelt! — Diesem Grundsatz kann eine frei gewählte und frei gesinnte Versammlung von Volksvertretern nicht huldigen. Entschädigung gebührt nur da, wo wirkliches Recht und in so fern es verletzt ist. Billigkeit, Humanität, auch Politik mögen mitunter noch ein Mehreres fordern oder rathen, aber zur Schuldigkeit wird es darum nicht. Wir haben nun bei der Zehentabschaffung zu untersuchen, ob oder welche Titel der Entschädigung für die bisher Berechtigten sprechen?"

Art. 3. „Für die landesherrlichen Zehenten wird der Ersatz nach Maßgabe des Staatsbedürfnisses aus der allgemeinen Steuercasse geleistet."

„Dieser Satz bedarf keiner weitern Begründung. Der Staat fordert, was er zu seinem Haushalt nöthig hat, von seinen Bürgern, und an die Stelle einer ungerechten Steuer, welche er aufhebt, setzt er eine andere und gerechte."

Art. 4. „Für die kirchlichen Zehenten wird der Ersatz aus Staatsmitteln nach dem für andere Zehentberechtigte aufzustellenden Fuße geleistet. In so fern solcher Ersatz zur Bestreitung der bisherigen oder nach Billigkeit zu regulirenden Pfarrbesoldungen nicht hinreicht, wird die Ergänzung durch eine Gemeindeumlage gewonnen oder aus Gemeindemitteln geschöpft, nöthigenfalls auch aus dem allgemeinen Religionsfond oder aus der Staatscasse."

„In so fern den Zehentberechtigten ein Ersatz zugebilliget wird, so gebührt er der Kirche als Zehentherrin nicht minder als andern Zehentherren. Aber in dieser Eigenschaft gebührt ihr auch kein Mehreres. Was jedoch die auf den Zehentertrag bisher angewiesenen Pfarrbesoldungen betrifft, so fließt der Anspruch auf volle oder annähernd volle Entschädigung aus den Dienstleistungen der Pfarrer. Entsteht eine Insuffizienz der ihnen angewiesenen Einnahmsquelle, so muß ihnen eine andere angewiesen werden, und die im Artikel vorgeschlagene scheint die unpassendste, weil die Dienste der Pfarrer den Gemeinden gewidmet sind und billiger durch Beiträge der Gesammtheit als blos durch jene der Colonen, welche oft die Aermsten der Gemeinde, oft Fremde oder Ausmärker sind, belohnt werden."

Art. 5. „Alle Privatzehentherren (mit Inbegriff der Standes- und Grundherren) erhalten eine in dem zehnfachen Betrag des Durchschnitts-Netto-Ertrags der letzten 20 Jahre bestehenden Entschädigung aus der Staatskasse. Der Netto-Ertrag wird berechnet durch Anzug aller Verwaltungskosten und Lasten vom Brutto-Ertrag."

„Die Ursachen, warum ich nur den zehnfachen Jahresbetrag zur Entschädigung vorschlage, sind nahe liegend. Für's Erste hat der Staat, als er das Zehentrecht und zwar ursprünglich meist für geleistete Dienste, welche längst nicht mehr geleistet werden, verlieh, solcher Verleihung niemals die Zusicherung, in keinem Fall eine verbindliche Zusicherung beigefügt oder mit Rechtskraft beifügen können, das Zehentrecht bis an's Ende der Dinge in Kraft zu erhalten, woraus dann, wenn man es gleichwohl abschaffte, eine Verpflichtung zum vollen Ersatze flösse. Und dann ist das Zehentrecht, nach der bereits ziemlich allgemein herrschenden Ueberzeugung, zur Forterhaltung durchaus nicht mehr geeignet. Von dem ungewissen Gang der Ereignisse hängt es ab, ob es ein paar Jahre früher oder später aufhöre: aber die nächstkünftige Generation erlebt es wahrscheinlich nicht.... Es dürfte klug von Seiten der Zehentherren sein, die ihnen dargebotene Entschädigung mit der Hälfte des Capitals der bisherigen Jahresrente anzunehmen."

„Aber noch ein anderer Grund überzeugt uns von der Hinlänglichkeit der vorgeschlagenen Entschädigung. Ein bisher fast unbeachtet gebliebener Grund: die Betrachtung nämlich, daß es von jedem Zehentholden selbst abhängt, das Zehentrecht unwirksam oder unfruchtbar für den Herrn zu machen. Er darf nur — und die Betrachtung, daß das reine Erträgniß des Anbaues größtentheils einem Fremden zufließt, kann leicht ihn dazu bestimmen — er darf sein Feld nur unbebaut — etwa zum Wald aufliegen — lassen; dann ist er von Zehententrichtung frei, und vermehrt — wofern das Feld nicht zur besten Qualität gehört — dadurch gar leicht den Ihm Selbst zum Guten kommenden Ertrag. Oder aber, er kann durch Veränderung des Anbaues, nämlich durch Anbau zehentfreier Crescenzien oder auch nur solcher, die einen andern Zehentherrn haben, dem bisherigen Zehentbezieher die Berechtigung nutzlos machen. Eine Schuld aber, deren Wirksamkeit von der freien Willkühr des Schuldners abhängt, ist wohl an pecuniärem Werth nicht gleich zu schätzen einer unbedingten, von jedem Thun oder Lassen des Schuldners unabhängigen Schuld.

Es ist also ein Vergleich hier angezeigt, eine Zubilligung nach Maßgabe der wohlerwogenen allseitigen Verhältnisse und politischen wie Rechts-Gründe. Ich glaube, mein Vorschlag dürfe bei unbefangener Prüfung als gerechte Mitte nicht fernliegend erscheinen, und behalte mir vor, bei einer andern Gelegenheit (Motivirung meines Antrages auf Ungültigkeitserklärung der über standes- und grundherrliche Rechte erschienenen Declarationen) zu beweisen, daß er auch mit dem 14ten Artikel der Bundesacte und den übrigen hier etwa anzuführenden Gesetzen gar wohl vereinbarlich sei."

Art. 6. „Zehentberechtigte Stiftungen und Corporationen erhalten — wenn sie zugleich Staatsanstalten oder wirklichen Staats- oder Humanitäts-Zwecken gewidmet sind — den vollen Betrag der bisherigen Zehenteinkünfte als jährliche Rente aus der Staatscasse."

„Dieser Artikel ruht nicht mit Art. 3. auf einem und demselben Grunde. Doch ist's hier der Staat, welcher in der Regel die Entschädigung zu leisten hat, nicht aber die Gemeinde. Der Staat muß seine Anstalten unterhalten und wird ihnen darum, weil er die Beraubung der Zehentholde aufhören macht, die Unterhaltungsmittel nicht entziehen. Auch wird er eine Pflicht der Gerechtigkeit nicht auf Unkosten der Humanität üben. Der vernünftige Gesammtwille billigt, ja fordert für die milden Stiftungen den vollen Ersatz."

Art. 7. „Rein privatrechtliche Inhaber des Zehentrechts, d. h. solche, deren Zehentrecht sich auf einen erweislich vorliegenden, gegen den Zehentholden gehenden privatrechtlichen Titel gründet, erhalten die mit dem 15fachen Betrag des reinen Ertrags zu leistende Ablösungssumme vom einzelnen Zehentholden selbst. Der letzte jedoch ist nicht gezwungen zur Ablösung, oder darf wenigstens, wenn der Zehentherr sie fordert, nur den zehnfachen Betrag entrichten."

„Zehenten dieser Art werden sich schwerlich viele vorfinden. Denn wenn auch mitunter in noch vorhandenen Verkaufsurkunden der Vorbehalt des Zehentrechts für den Verkäufer zu lesen sein sollte; so setzt solcher Vorbehalt doch in der Regel den wirklichen Bestand und den Fortbestand der allgemeinen Zehentpflichtigkeit voraus, und statuirt also nicht eigentlich über Errichtung eines Zehentrechtes, sondern blos über die Person des künftigen Zehentempfängers. Noch andere Verträge, z. B. über Maß und Weise des Zehentbezuges u. s. w. sind noch deutlicher auf jene Voraussetzung — also auch Bedingniß — gebaut, und lassen daher die ursprüngliche — öffentlich rechtliche — Natur des Zehents unangetastet. Auch die Aufführung der Zehentlast unter den Beschwerden eines zu verkaufenden Grund-

des bewirkt keine Verpflichtung des Käufers, sondern setzt ihn blos von der bereits factisch bestehenden Last in Kenntniß und befreit dadurch den Verkäufer von Haftung oder Ersatz. Nur wenn Jemand ein bisher zehentfreies (und zwar nicht blos wegen der Eigenschaft des bisherigen *Besitzers*, sondern vermöge *Real-Rechts* freies) Feld unter der Bedingung des in Zukunft ihm zu entrichtenden Zehents veräußert, oder wenn einer auf seinen bisher freien Grund eine Zehentlast *vertragsmäßig übernommen* hätte, würde die rein privatrechtliche Natur zu erkennen sein. Aber auch alsdann würde, nach der Natur des Vertrags, eine *wucherliche* Makel dagegen zu erheben sein (der die Last übernahm, erkannte *nicht*, welche schwere Bürde man ihm auflud), und die Ablösung mit dem 15fachen Jahresbetrag als nicht zu gering erscheinen."

Art. 8. „Zur *Dotation der Staatscasse* behufs der Zehententschädigungs-Leistung zahlt jeder *Zehentpflichtige* (oder jede Gemeinde als Inbegriff der zu einer Gemarkung gehörigen Pflichtigen) den *fünffachen Betrag* der vom zehentpflichtigen Grund oder von der Gemarkung nach einer Durchschnittsberechnung bisher dem Zehentherrn zugekommenen Jahresnutzung, d. h. des Netto-Jahres-Ertrags des Zehents. Will ein Einzelner nicht zahlen, so steht die Gemeinde für ihn, erwirbt aber dadurch das Zehentrecht gegen ihn so lange als möglich ist, um durch den Zehentertrag das vorgeschossene Capital sammt Zinsen zu tilgen. Die Taxation des Zehentertragnisses einzelner Gründe und somit die Bestimmungen des von jedem einzelnen an die Gemeindecasse oder unmittelbar an die allgemeine Entschädigungscasse zu leistenden Beitrags geschieht durch Repartition des ganzen reinen Zehentertrags auf sämmtliche zehentpflichtige Gemarkungsgründe nach der Hauptunterscheidung in Reb-, Acker- und Wiesen-Gründe und nach einer in jeder Gattung zu machenden Abtheilung in etwa drei Classen nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Ergiebigkeit. Für Gründe, welche vermöge Vertrags oder Herkommens einen geringeren Zehent als andere oder ein bestimmtes Zehent-Aversum zu zahlen haben, dient solcher Vertrag oder solches Aversum zur Taxation.

„Hier würde es zu weit führen, in eine Begründung der Einzelheiten einzugehen. Die Prüfung und Begutachtung, nöthigenfalls Verbesserung dieser Vorschläge bleibe Ihrer Commission vorbehalten, wofern Sie den Hauptantrag einer solchen Prüfung würdig achten."

Art. 9. „Eine weitere Dotation wird durch *Erhöhung der gesammten directen Steuern* um jährliche 3 bis 5 kr. weiter auf hundert Gulden Steuercapital bewirkt."

„Von der Erhöhung des *Steuercapitals* der vom Zehent befreiten Gründe spreche ich hier nicht, weil sie sich von selbst versteht, und weil dagegen das bisherige Steuercapital der *Zehentherren* als solches wegfällt. Doch möchte billig jene Erhöhung eine größere Summe betragen als diese Verminderung (weil der befreite Zehentholde mehr gewinnt als der Zehentherr verlor), was dann allerdings einen Theil des Ausfalls deckte. Aber mein Antrag geht auf *allgemeine* Erhöhung der *gesammten directen Steuer* um 3 bis 5 kr. von 100 fl. Steuercapital; und hier ist's, wo ich den meisten Einwürfen entgegensehe. Wie kann man den Bürgern sammt und sonders zumuthen, die Classe der Zehentpflichtigen auf selbsteigene Unkosten befreien zu helfen? Sollen die reichen Grundbesitzer noch reicher gemacht werden durch Ueberwälzung ihrer Zehentschuld auf die Schultern von tausend und tausend armen Hausbesitzern und Gewerbsleuten? — Und sollen die schon früher mittelst Loskaufs zehentfrei gewordenen Besitzer und Gemeinden jetzt auch noch die übrigen loskaufen helfen? — Liegt nicht billig dem *Zehentholde selbst* die Zahlung der Entschädigungs- und Ablösungs-Summe ob, durch welche der Capitalwerth seines — eben der Zehentlast willen von ihm wohlfeiler erkauften — Grundes erhöht wird?"

„Meine Herren! Alle diese Betrachtungen, wiewohl sie vollkommen anwendbar waren auf den Gesetzvorschlag über *Abschaffung einer Anzahl alter Abgaben*, hat man damals für unwichtig geachtet; sollten sie gegen die *Zehentabschaffung* haltbarer sein? — Selbst wenn wirklich der Zehent einer Grund-Steuer oder Grund-Gült zu vergleichen wäre, würde man ohne Inconsequenz nicht darauf zurück kommen können, da man bei den alten Abgaben, deren größte Zahl jene Eigenschaft wirklich an sich trug, derselben nicht geachtet hat. Aber der Zehent ist — wie ich früher ausführte — nicht eigentlich *Grundsteuer*, sondern *persönliche* Steuer, ein Tribut der *Industrie* oder ein Zins der *Leibeigenschaft*. Auf *ihn* oder auf die aus seiner Abschaffung fließenden neuen Gesammtlasten passen alle jene Einwürfe *nicht*. Abschaffung des Zehents als einer ungerechten Steuer, ja einer Art von Leibeigenschaft, ist eine absolute *Schuldigkeit* des Staates; dem Zehentpflichtigen selbst aber den Ersatz dafür auflegen, heißt nicht ihn *abschaffen*, sondern *forterhalten*. Wenn nun *nach geschehener Abschaffung* eine allgemeine Steuerhöhung Statt findet, so geschieht solche nicht eigentlich um die Zehentpflichtigen zu erleichtern oder zu bereichern, sondern weil überall die Schuldigkeit der Bürger ist, die Mittel zur Bestreitung des Staatshaushaltes aus dem Ihrigen nach Maßgabe des jeweils von der Gesetzgebung zu bestimmenden, aber ganz vorzüglich eines den Principien der Gleichheit thunlichst huldigenden Steuersystems herbeizuschaffen, und weil also bei Aufhebung irgend einer für ungerecht oder für schädlich erachteten Steuergattung, das dadurch entstandene Deficit durch Einführung einer andern oder durch Erhöhung der allgemeinen Steuer gedeckt werden muß. Auch gewinnt bei der Zehentabschaffung mit nichten blos der Bauer. *Jeder* Bürger für den Fall, daß er künftig einen Grund erwirbt, hat nun die Freiheit von einer seine Person und sein Capital in Anspruch nehmenden Last errungen, und die *Erhöhung des Grundsteuercapitals*, folglich des wichtigsten Theiles des Staatsvermögens, und die *Ermunterung der Landwirthschaft*, der allgemeinen Nährmutter, ist gleichfalls ein Gewinn für *Alle*. Endlich erhebt die Zehentabschaffung *alle* andern Bürgerclassen der sonst an *sie* mit Recht zu stellenden Forderung eines gleichmäßig zu entrichtenden Zehent von all ihrem Erzeugniß und Erwerb."

„Uebrigens ist sicherlich die unendlich größte Zahl der Zehentholde *arm*, und der Erleichterung wirklich bedürftig; was aber die wenigen *Reicheren* betrifft, so sollen sie ja durch Erhöhung der directen Steuern auch verhältnißmäßig in's Mitleid gezogen werden, und außerdem ist klar, daß Forderungen des *Rechts* auch gegen die Reichen zu befriedigen sind. Oder wie! sollte z. B. die Aufhebung einer für ungerecht erkannten Accisgattung darum unterbleiben, weil jene Accise auch von einigen Reichen entrichtet ward?"

„Haben ferner einige Einzelne oder Gemeinden sich bereits früher durch Loskauf vom Zehent befreit, so könnten sie dadurch die Rechtsklage aller andern Zehentpflichtigen wohl nicht verschlimmern. *Ihre* Sache und *ihr* Schade ist's, daß sie zu ungeduldig oder kleinmüthig waren, um vom Zeitgeist die wahrhaft rechtmäßige Befreiung zu erwarten."

„Auch daß die Zehentlast beim *Ankauf der Gründe in Berechnung kam*, wird von geringem Gewichte sein. Nicht nur *rechtsgültige Schulden*, sondern auch blos *faktische Benachtheiligungen* und ungerechte Bedrückungen, die mit einem Gut verbunden sind, werden vom Käufer in Anschlag gebracht; aber darum wird der Titel der Schuld oder der Bedrückung kein anderer. Der Anspruch auf Befreiung geht *mit* der ungerechten Last auf jeden Acquirenten über; und außerdem sind viele Güter seit Jahrhunderten im erblichen Besitz *derselben Familien*, und manche andere sind erst in neuerer Zeit durch *Urbarmachung* geschaffen und wegen der Zehentlast mit nichten wohlfeiler geschaffen worden."

„Endlich enthält mein Vorschlag im Art. 8, welcher dem Zehentholde die Einwerfung des fünffachen Jahresbetrags in die Entschädigungscasse auflegt, bereits das Höchste, was etwa aus Billigkeitsgründen hier könnte gefordert werden."

Art. 10. „Was noch mangeln sollte, wird durch eine *Anleihe* aufgebracht."

„Eine genaue Berechnung hierüber zu liefern, bin ich zur Zeit nicht im Stande. Man hat zwar im Jahre 1819 den allgemeinen Betrag der Zehenten in Baden auf drei Millionen geschätzt, eine furchtbare Summe, und welche, wenn sie richtig ist, am eindringlichsten die unmäßige Bedrückung des Landmanns beweist, und die Nothwendigkeit der Abhülfe. Doch *übertrieben* scheint der Ansatz, und es sind davon jedenfalls, weil man dabei sicherlich den *Brutto*-Ertrag im Auge hatte, die Administrationskosten und Lasten — wenigstens zum größten Theile abzuziehen. Nehmen wir dafür ein Drittel, demnach eine Million an, so bleiben noch zwei Millionen übrig, wovon eine halbe Million, mehr als der doppelte Netto-Ertrag der Domänial-Zehenten (laut der im Jahr 1825 der hohen Kammer vorgelegten Ansätze) durch die angetragene Steuerhöhung gedeckt wird. Die übrigen 1½ Million im zehnfachen Betrag weisen ein Capital von 15 Millionen aus, von welchen die Zehentpflichtigen die Hälfte, also 7½ Millionen, übernehmen, und wornach also — anstatt der 60 Millionen, womit man uns im Jahr 1819 schreckte — höchstens noch andere 7½ Millionen der Deckung mittelst einer Anleihe bedürfen."

„Es vermindert sich aber die Summe noch weiter in eben dem Verhältniß, als der oben bemerkte summarische Ansatz von 3 Millionen Zehentertrag bei genauer Prüfung als zu hoch erscheinen wird, eben so durch den Ueberschuß der Steuercapitalerhöhung von den jetzt zehentfreien Gründen über das jetzt aufhörende Steuercapital der bisher Zehentberechtigten, und nebenbei könnte noch ein weiterer großer Theil der Anleihe vermieden werden, wenn den Standes- und Grundherren als Gegenrechnung für Zehententschädigungs-Gelder die Allodification ihrer lehenbaren Güter gewährt oder angeboten würde. Was aber alsdann noch

übrig bleibt, steht wohl in ganz und gar keinem Verhältniß zu dem unberechenbaren Gewinn, welchen neben der erfüllten Pflicht und dem Ruhm solcher Rechtsbefriedigung — der Staat auch in materieller Hinsicht nach Reichthum, Volkszahl, politischer Kraft und allgemeinem Gedeihen aus der Zehentabschaffung ziehen würde. Durch dieselbe würde — nicht nur das katastrirte Steuercapital, sondern der wahre Capital-Werth der Gründe, somit die solideste Grundlage der Steuerfähigkeit unermeßlich erhöht, diejenige Bürgerclasse, auf deren Kraft und Wohlstand ganz vorzugsweise das Wohl eines ackerbauenden Staates beruht, solchen Wohlstandes theilhaftig gemacht, den Bürgern aller andern Classen, und auch Fremden Lust zum Ankauf der Ländereien, welche jetzt nicht mehr die Schmach der Leibeigenschaft oder der geregelten Beraubung auf ihre Eigenthümer brächten, gegeben, dem Versinken der minder ergiebigen Ländereien in Unbau vorgebeugt, der Culturverbesserung in allen Zweigen der Landwirthschaft die wohlthätigste Ermunterung verliehen, die Grundmasse der Bevölkerung zu freiheitstolzen, glücklichen und darum zuverlässigen, Fürst und Vaterland liebenden Bürgern gemacht, und ein in weite Fernen wirkendes, den Namen Badens verherrlichendes Beispiel aufgestellt. Dieses alles wäre doch, sollte man meinen, nicht zu theuer erkauft mit der vorgeschlagenen kleinen Erhöhung der direkten Steuer und mit einer Anleihe von ein Paar Millionen."

Art. 11. „Der Neubruchzehent — und zwar auch von den bereits umgebrochenen, doch nicht in die wirkliche Zehententrichtung gefallenen Gründen — hört ohne Entschädigung auf."

Art. 12. „Eben so der Blutzehent. Wo dieser jedoch einen Theil einer Besoldung ausmachte, da wird der Ersatz aus der Staatskasse oder aus Gemeindemitteln, je nachdem der Dienst ist, geleistet."

„In Rücksicht dieser beiden Artikel darf ich mich der Kürze halber auf jenes beziehen, was bereits im Jahre 1822 über die Abschaffung beider Zehenten, des Neubruchs nämlich und des Bluts dargestellt, anerkannt und gefordert worden."

„Ich darf auch auf meinen eigenen damals in der ersten Kammer gehaltenen Vortrag über den Neubruchzehenten mich beziehen, worin ich die doppelte und dreifache Verwerflichkeit des Neubruchzehents aus den Standpunkten des Rechts und der Staatswirthschaft schilderte und die Einwürfe eines scharfsinnigen, mit Waffen der Gelehrsamkeit wie der Dialektik wider mich auftretenden Gegners nicht ohne Erfolg, wie ich meinte, weil mit der Kraft der Wahrheit, bekämpfte. Ohne Widerspruch mit sich selbst, kann die hohe Kammer nicht anders als wiederholt und nachdrücklichst auf völlige, für die Pflichtigen unentgeldliche Abschaffung des Neubruchzehents und zwar, ohne daß dafür den Berechtigten eine Entschädigung gewährt werde, antragen. Sie wird auch die Befreiung nicht nur für die erst künftig urbar zu machenden Gründe fordern, sondern auch für die bereits beurbarten, welche noch in den gesetzlichen Freijahren sich befinden. Beides wegen des hier noch einleuchtender und unwidersprechlicher als beim alten Zehent waltenden rein öffentlichen Rechts und der daher unbedingt freien Macht der Gesetzgebung."

„Beim Blutzehent kann einiger Ersatz, doch nicht von den einzelnen Pflichtigen, als deren Keiner schuldig ist, Vieh der fraglichen Gattung zu ziehen, keiner also eine bleibende oder wahre Verpflichtung auf sich hat, sondern höchstens von der Gemeinde verlangt werden, deren sämmtliche Mitglieder nämlich, so viele deren etwa künftig in den Fall kommen, dem Blutzehent unterworfenes Vieh zu halten, durch die Abschaffung die Freiheit erlangen; besser jedoch vom Staat, mit einigem Betrag von Seite der Gemeinden, ungefähr nach denselben Grundsätzen, die ich oben für den Hauptzehent aufstellte."

Art. 13. „Die mit dem Zehentrecht in Verbindung oder Wechselwirkung stehenden Gesetze, als über Kirchenbau u. s. w. werden einer der Zehentabschaffung entsprechenden Reform unterworfen."

„Mit der Zehentabschaffung, wenn sie zu Stande kommt, werden freilich noch andere Bestimmungen verbunden werden müssen, welche den durch jene neu eingeführten Verhältnissen entsprechen. Insbesondere wird festzusetzen sein, wer alsdann die Lasten zu tragen habe, welche bisher der Zehentherr ganz oder zum Theil trug? — Da bei der Berechnung der Entschädigung von der Summe des Zehentertrags alle Lasten wie alle Unkosten in Abzug gebracht werden, so fragt sich's: wer erbt nun die Lasten des Zehentherrn, und ganz insbesondere, wer tritt nun in seine vorige Verpflichtung zum Kirchenbau ein?? — Naturgemäß — insofern nicht eigene Mittel örtlichen Kirchenfonds vorliegen — diejenigen, für deren Gebrauch die Kirche erbaut oder erhalten wird, also die nähere Kirchengemeinde (worunter ohnehin die bisher Zehentpflichtigen enthalten sind), und, wofern dieselbe zu dürftig wäre, der allgemeine Kirchenfond und zuletzt der Staat. In ein genaues Detail hier einzugehen, würde jedoch zu weit führen. Die allgemeinen Prinzipien eines vernünftigen Rechts, angewandt auf die hier und dort vorhandenen besondern Verhältnisse, werden zur Richtschnur dienen. Ihrer Commission, meine Herren! und der hohen Regierung brauche ich durch eigene Vorschläge nicht vorzugreifen. Ist einmal die Hauptsache im Reinen, so darf uns vor der Schlichtung der Nebendinge nicht mehr bange sein."

„Endlich erlaube ich mir noch einen eventuellen Antrag. Sollte nämlich, was mir jedoch kaum möglich scheint, die hohe Kammer noch Anstand nehmen, auf unverzügliche Abschaffung aller Zehenten einzugehen, oder sollten außerhalb dieser Mauern sich Hindernisse dagegen aufthürmen: alsdann wäre doch wenigstens dafür zu sorgen, daß neben der jedenfalls zu verlangenden Abschaffung des Neubruchs- und des Blutzehents — wirksame Maßregeln ergriffen würden, um eine künftige vollständige Rechtsbefriedigung zu erleichtern. Dahin würde vor Allem eine Revision der in vielen Artikeln drückenden Bestimmungen unsers Landrechts über die Zehenten gehören, und sodann zumal ein gesetzlich auszusprechendes Verbot der Verpachtung des Zehents, es sei denn an den Zehentpflichtigen selbst oder an die zehentpflichtige Gemeinde. Alles, was dem Zehentherrn den Bezug erleichtert oder lucrativer macht, erhöht für eine künftige Abschätzung den Capitalwerth der Berechtigung und erschwert demnach die Abschaffung nicht minder als die Ablösung, und es streitet auch gegen alles natürliche Recht wie gegen Billigkeit und Humanität, den Zehentpflichtigen, welcher vielleicht noch von dem Ehrgefühl oder der Milde des Zehentherrn selbst eine minder drückende Behandlung erwarten kann, der rücksichtlosen, durch künstliche Steigerung des Pachtpreises aufgeforderten oder beschönigten, jedenfalls demüthigenden, oft empörenden Strenge oder Raublust eines geizigen Zehentpächters preis zu geben."

„Meine Herren! Im Namen der zahlreichen, dem Staat vor allen andern wohlthätigen und unentbehrlichen Classe der — gegenwärtig so hart bedrückten — Landleute, im Namen der Gerechtigkeit, der Humanität und der ächten Staatswirthschaft fordere ich Sie auf, meinem Antrag jene Aufmerksamkeit zu schenken, welche er seinem Gegenstande nach anspricht, so mangelhaft einzelne meiner Ideen auch sein sollten. Ich fordere Sie neben allen andern Gründen noch dazu auf im Interesse des öffentlichen Friedens und der gesetzlichen Ordnung. Die heutige Zeit, wer wird dieß leugnen? geht mit Umwälzungen schwanger; der politische Himmel hängt voll drohender Wolken. Wie beschwören wir am sichersten jeden etwa möglichen Sturm? Der deutsche Bundestag hat kürzlich in frisch eingeschärftem Preßzwang das Heilmittel zu finden geglaubt, und in der gegen das Volk jedes einzelnen Staates aufgebotenen Streitkraft der stehenden Truppen sämmtlicher Bundesglieder. Aber, meine Herren! solche Mittel möchten etwa in China, nicht aber im heutigen Deutschland von der erwarteten Wirkung sein. Die edlern Völker Europa's in Ruhe erhalten, dazu giebt's nur ein Mittel, aber ein leichtes, nahe liegendes und zuverlässiges. Es heißt: Rechtsbefriedigung. Nur hiedurch wird den Ruhestörern die Waffe entwunden, nur hiedurch ihnen unmöglich gemacht, den rührigen Volksclassen einen lockenden Preis des Aufstandes zu bieten. Je nachdem Umstände eintreten, könnte allerdings die Losung: „Frohndfreiheit! Zehentfreiheit!" verführerisch auf die gedrückte Masse wirken. Gebt ihr darum zum vorhinein diese Freiheit, und dann wird sie unzugänglich der Verführung sein. Wahrlich! die Julius-Tage in Frankreich hätten daselbst ganz andere Folgen gehabt, hätten allda dort noch die Zehenten und Frohnden bestanden. Nun aber die materiellen Bedrückungen längst gehoben sind, verlangt das Volk Ruhe, Gesetzlichkeit und Frieden. Rechtsbefriedigung und Anderes nicht ist heut zu Tage das Beschwörungswort der Revolution."

Vertheidigungs-Rede für die vorstehende „Motion für Zehent-Abschaffung."

„Meine Herren!"

„Die Urheber der früher verhandelten Hauptmotionen, — namentlich der über die Wiederherstellung der Verfassung, über Preßfreiheit, über Abschaffung der Herrenfrohnden — erfreuten sich des Glückes, daß ihre Anträge einstimmigen Beifall in der hohen Kammer und in den Commissionen einstimmige Unterstützung fanden. Sie durften sich demnach bei der Discussion, welche ihnen nur beifällige Vorträge herbeiführte, jeder eigenen Vertheidigung oder Rechtfertigung ihrer Anträge enthalten, und sich auf einen am Ende der Verhandlung anzustimmenden Ruf des Triumphs beschränken."

„Nicht eben so glücklich ist *meine* Stellung. Wiewohl nämlich bei der Motivirung mit lebhaftem Beifall aufgenommen, hat dennoch mein Antrag eine bedeutende Opposition sowohl in der Kammer als *außerhalb* derselben wider sich entstehen sehen, und ein blos *leidendes* oder den Ausgang in Stille erwartendes Verhalten ist mir *nicht* erlaubt.“

„Schon die Anträge der — wie ich freudig anerkenne, von dem edelsten Geiste durchwehten — Commission und des durch seinen vortrefflichen Bericht um die große Sache der Zehentabschaffung hochverdienten Berichterstatters weichen, wenn auch nicht in den *Grundsätzen*, worin ich vielmehr mit Stolz eine Bestätigung der meinigen erblicke, doch in deren Anwendung, namentlich in dem *Maßstab der festzusetzenden Entschädigung* von meinen Vorschlägen bedeutend ab, und eine weit größere Abweichung ist in dem von der aus zwei Mitgliedern bestehenden *Minorität* erstatteten Beivotum zu erkennen. Zwar dieses *Beivotum*, dessen Ton der Humanität des mit mir doch bereits in bitterer literarischer Fehde gestandenen Verfassers zur größten Ehre gereicht, und dessen Richtung, als wenigstens einen *Vergleich* zwischen entgegengesetzten Ansichten anbietend, ein herrliches Zeugniß für die Macht der *Wahrheit* auf ein edles Gemüth ist, greift mich nicht persönlich an; aber es handelt sich auch nicht um *meine Person*, sondern um die *Sache*. Eben so hat der Herr Redner der Regierung *mich* nicht angegriffen, denn in seinem geistreichen Vortrage, dem wir mit gespanntem Interesse zuhörten, hat er sogar Zeugniß abgelegt für einen Hauptgrund meines Antrags; er hat — wenn auch nicht mit dem von mir gebrauchten und aus meiner Ueberzeugung hervorgegangenen Ausdruck die „*Heillosigkeit*“ des Zehentens — doch wenigstens seine vielfache *Verderblichkeit* und *Gemeinschädlichkeit* in national-ökonomischer, moralischer und religiöser Hinsicht laut ausgesprochen und auf das Eindringlichste erwiesen.“

„Ueber diesen einen Hauptgrund meines Antrags darf ich mich daher jeder weitern Ausführung enthalten; allein der Herr Redner der Regierung ist gegen meinen andern Hauptgrund, nämlich gegen die *Rechtsfrage*, ich möchte sagen auf Leib und Leben mit mir in die Schranken getreten, und ein hochverehrtes Mitglied dieser Kammer hat sich in völliger Rüstung über diesen Punkt mir gegenüber gestellt, — ein Mitglied, das selbst manches scharfe Wort gegen mich fallen ließ, aber doch, wie ich von ihm überzeugt bin, mir die nämlichen freundlichen Gesinnungen zuwendet, wie ich sie ihm aus innigster und aufrichtigster Empfindung bekenne.“

„Außerdem ist seit dem Bekanntwerden meiner Motion eine Menge von *Gegenschriften* erschienen, von welchen wenigstens ein *Theil* eine Beleuchtung anspricht, in so fern er sich nämlich dort an meine Motion anklammert, auch eines Theils durch die Beflissenheit, welche die Austheilung der Schriften unter die Abgeordneten anordnete, andrerseits durch die zuversichtliche Berufung der Minorität auf die darin enthaltene, wie behauptet wird, „*siegreiche*“ Widerlegung meiner Ansichten einen *Einfluß* auf unsere Berathung und Schlußfassung zu erringen droht.“

„Dagegen werde ich nicht berühren, weder den — nach der mir bekannten Persönlichkeit einiger seiner Redactoren übrigens achtungswerthen — *Badischen Mercur* (dessen einer Nummer die Schlußstelle meiner Rede über die standesherrlichen Verhältnisse galt), noch weit weniger die *Badische Quotidienne*, d. h. die *Mannheimer Zeitung*, welche irrigerweise jene Schlußstelle *auf sich* bezog, deren ich aber meines Erinnerns früher noch niemals gedacht habe und auch niemals gedenken zu müssen hoffe, auch nicht einige verwandte Artikel in mehreren Provinzialblättern und mehrere, nur *einzelne* Seiten der Zehentsache, ohne Berührung der Hauptfragen, in's Auge fassende Schriften. Sondern ich beschränke mich auf die *drei* Schriften, nämlich des Pfarrers *Müller* in *Bettberg*, des ungenannten Verfassers der Schrift: „Ueber den Ursprung der Zehenten,“ dem Vernehmen nach Professor *Birnbaum* (ehedessen in *Löwen* und nunmehr in *Bonn*), und des geheimen Raths *Zachariä* in *Heidelberg* (über Aufhebung *rc.* der Zehenten), und werfe auch auf diese nur einen flüchtigen Blick.“

„Der Pfarrer *Müller* in seinem „Sendschreiben“ an den Antragsteller glaubt vorerst, ich hätte *Ihn* gemeint, als ich am Eingang meiner Motivirung von den „*verstockten und gedankenlosen*“ Anhängern des Zehents sprach. Ihm diene zur Beruhigung — und deswegen allernächst erwähne ich hier Seiner — daß ich *damals* ihn zu solcher Classe nicht zählen konnte, weil ich damals von seiner frühern Schrift noch keine Notiz hatte. In dem „Sendschreiben“ treibt der für seinen Zehentbezug so „*uneigennützig*“ streitende Pfarrer seinen Eifer so weit, daß er „in dem Zehent die *allerheiligste Abgabe* erkennt, welche die Staatsweisheit ersinnen kann.“ Daß ich hiernach mit ihm über die *Sache* nicht streiten könne, ist klar, nur über die von ihm gegen mich (so wie über die von andern Seiten gegen die der Zehentabschaffung geneigten Mitglieder der Kammer überhaupt) hingeworfene Anspielung auf etwa bei ihnen mitwirkende eigennützige Motive bemerke ich, daß ich eine *vierfache* Abstufung der hier in Sprache stehenden Gesinnung erkenne. Die erste und oberste ist diejenige der reinen und aufrichtigen Ueberzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit dessen, was man fordert und behauptet; — dieß ist die Gesinnung, die in diesem Saale wohnt, dieß ist die Gesinnung, deren auch ich mit stolzem Selbstgefühle mich rühme. Die zweite Stufe ist die einiger unwillkürlichen Befangenheit für Interessen, die wir entweder selbst theilen und deshalb auch genauer kennen, oder die wir als Interessen von uns enger verbundener Classen oder Bezirke lieben. Von dieser Befangenheit sich frei zu erhalten, soll unser Streben sein, wenn es auch den menschlichen Schwächen nicht immer möglich ist, solches Ziel vollkommen zu erreichen. Die dritte und tief unter beiden obigen befindliche Stufe ist die des wissentlichen Verfechtens von eigenen Interessen oder von Interessen Anderer, der wissentlichen Parteinahme für dergleichen Interessen als Interessen, ohne Rücksicht auf Recht und Gemeinwohl; diese Gesinnung bleibe fern von uns und allen Genossen unseres Strebens. Die vierte und tiefste Stufe aber ist diejenige, auf welcher sich Jene befinden, die gar nicht einmal begreifen können, daß Anderen ein uneigennütziges Streben einwohne, die — wenn sie auch achtbare Männer ein solches Streben äußern und irgend ein Ziel mit Eifer verfolgen sehen, dafür gar keinen andern Schlüssel finden, als eigennützige Motive. — Soviel von dieser Schrift.“

„Von den beiden andern Schriften zeichnet die erste (Birnbaums) durch rechtshistorische Gelahrtheit, und die zweite (Zachariä's) durch Scharfsinn und dialektische Kunst sich aus. Doch alle Gelahrtheit und alle Kunst vermögen nichts gegen die ewigen Wahrheiten der Vernunft, und wer, wie Birnbaum, in diesen mit *Geringschätzung* betrachteten Wahrheiten nur „*Declamationen*“ erblickt, der ist kein Geistesgenosse der heutigen Zeit, und wer schweigend an ihnen vorübergeht — wie Zachariä — der giebt den Standpunkt auf, von welchem allein ein Streit wie der vorliegende zu entscheiden ist.“

„Indessen anerkenne ich gleichfalls gern, daß die Schrift des geh. Raths *Zachariä* in demjenigen Tone der ruhigen, unbeleidigenden Untersuchung geschrieben ist, welcher dem Gegner minder Achtung gebeut, als er für diesen solche ausspricht.“

„Fürchten Sie nicht, meine Herren, daß ich Sie mit einer umständlichen Widerlegung der beiden letztgenannten Schriften ermüde. Es möge dieß einer akademischen Disputation vorbehalten bleiben oder einer gelehrten Abhandlung. Nur in so fern die Ansichten der Minorität Ihrer Commission auf die Ausführungen jener Schriften sich stützen, und in so fern also eine Beleuchtung derselben für unsere Schlußfassung entscheidend sein kann, werde ich mir eine solche erlauben.“

„Der *Hauptsatz* beider Schriften (ich will der Kürze halber von beiden mit einander sprechen), aber auch der Hauptsatz der eben gehörten Vorträge des Hrn. Regierungs-Commissärs und unsers Hrn. Alters-Präsidenten, besteht in der Behauptung: die *Zehenten* seien *nicht* eine *Steuer*, überhaupt *nicht* aus dem *öffentlichen Rechte* entsprungen, sondern ein Ausfluß des *Privatrechts*, eine *Contractsbedingung*, festgesetzt bei der von Seite der Grundeigenthümer geschehenen Ueberlassung des Nutzeigenthums an die Rechtsvorfahren der heutigen Colonen.“

„Zum Beweise dieser Behauptung wird eine ziemliche Anzahl historischer Daten, Zeugnisse, auch Gesetze oder Verordnungen aus uralten Zeiten und von den verschiedensten Völkern zusammengebracht, und mit dem zuversichtlichsten Tone, als „den *Sieg* jener Meinung sichernd,“ aufgeführt. Ein voreiliges Triumphgeschrei, wie aus nachfolgenden Betrachtungen hervorgeht:

1) „Ohne Anstand wollen wir anerkennen, und haben es früher schon gethan, daß *mehrere* Zehentschuldigkeiten aus rein *privatrechtlicher* Verpflichtung ihren Ursprung genommen. Aber dieses ist nicht die *alleinige*, und bei weitem nicht die *vorherrschende* Quelle. Vielmehr *kann*, wenn man auch die spitzfindigsten Hypothesen und Vermuthungen als historische Wahrheiten annehmen will, doch nur der *allerkleinste* Theil der Zehenten dergestalt gegründet worden sein, da in den Zeiten, woraus solcher Ursprung herrühren soll, nur der *allerkleinste* Theil des Bodens *bebaut* war und aller weiter hinzugekommene Zehent *Neubruchzehent* ist, welcher bloß nach einer *gesetzlichen* Verfügung oder noch als Gesetz geltendem Machtgebot oder eingeschlichenem Herkommen eingefordert ward. Man ließ ihn sich gefallen, weil der Zehent überall schon *als Regel* betrachtet ward, und weil überhaupt der Schwache damals *rechtlos* gegen den Starken war.“

„So viel oder wenig solcher privatrechtlich gegründeten Zehenten es jedoch geben mag, so können sie niemals die Rechts-

eigenschaft der anders entstandenen alteriren, niemals als Regel gelten, niemals das etwa für sich gültige Princip der Ablösung auch auf alle andern übertragen. Vielmehr liegt jedem, der eine solche privatrechtliche Zehentherrlichkeit behauptet, der Beweis dafür ob. Denn aus dem im allgemeinen zugegebenen Satze, daß mitunter Zehentschuldigkeiten durch Privatverträge gegründet worden, folgt mit nichten, daß gerade der Grund a oder b oder die Gemarkung c oder d mit solcher Schuldigkeit behaftet seien. Der privatrechtliche Ursprung der Zehenten kann überall nur auf bestimmte, einzelne Gründe oder Strecken sich beziehen; die allgemeine oder als Regel geltende Verpflichtung läßt bloß aus einer allgemeinen Quelle, also aus einem Gesetz oder dem Gesetze ähnlichem Machtgebot oder Herkommen sich ableiten, und solche im allgemeinen auch durch die Geschichte unwiderleglich bezeugte Gründung muß als Vermuthung oder Grundsatz für alle Ländereien gelten, in Ansehung derer Zehentpflicht nicht ein spezieller Titel nachgewiesen wird.

„Der geh. Rath Zachariä hat eingestanden, daß geschichtlich fest nur der Satz stehe: „„daß die Zehenten ihrem Ursprung nach, sehr verschiedener Art wären,““ also theils Kirchensteuer, theils Staatssteuer, theils Kriegstribut, theils Zins der Leibeigenschaft oder bloßes Diktat der Herren-Gewalt, theils endlich auch — wie wir nicht leugnen wollen — privatrechtlich übernommene Last; dieses letzte jedoch weitaus im kleinsten Maße und nirgends, oder fast nirgends mehr deutlich erkennbar oder erweislich.“

„Mit diesem Satze fällt nun der ganze künstliche Apparat von einzelnen historischen Zeugnissen zusammen. Man kann für jede der oben angeführten Entstehungsquellen und für noch andere mehr eine Menge von historischen Zeugnissen oder Autoritäten auffinden (je nachdem man Muße und Lust zu solchen Sammlungen hat), aber solche Autoritäten und Zeugnisse zerstören sich wechselsweise, sobald man sie für Mehreres als für Spezielles geltend machen will, und nur der allgemeine Geschichtstrom, wie er dem unbefangenen Forscher klar und deutlich dahin fließt, nicht einzelne Wasserfaden mögen die Entscheidung geben. Die Zeugnisse vom privatrechtlichen Zehentursprung beweisen gegen die allgemeine Quelle, welche im öffentlichen Recht oder Unrecht, oder in der kirchlichen oder bürgerlichen Besteuerung zu erkennen ist, nicht mehr, als z. B. gegen den allgemeinen Satz: „„der Schwarzwald ist vorherrschend aus Nadelholz bestehend,““ die einzelnen Buchen- und Eichenwälder beweisen würden, die man in verschiedenen Gegenden des Schwarzwaldes auffindet. Zudem enthalten die Urkunden und andere geschichtliche Quellen meiner Gegner blos Verhandlungen und Diktate der Großen, der geistlichen und weltlichen Herren. Von den Zehentholden selbst liegen keine Anerkenntnisse vor. Was beweisen also jene Urkunden? — Machtdiktate, Verträge über Rechte von Dritten — und sonst nichts. Und was beweist der ganze geführte Streit zwischen Kirche und Landesherrn über die Zehentherrlichkeit? — Daß die Zehenten in der Regel eine kirchliche oder eine bürgerliche Steuer oder Tributpflichtigkeit seien, jedenfalls also eine öffentliche Last.“

2) „Aber noch mehr! Die von meinen Gegnern aufgestellten Beispiele von angeblich privatrechtlicher Zehentgründung sind — wenn man sie auch alle als wahr annehmen wollte — größtentheils für's Gegentheil zeugend, d. h. für die öffentlich rechtliche Zehentnatur. Freilich ist der tief liegende Unterschied zwischen diesen beiden Hauptarten des Rechts nicht allen positiven Juristen klar; denn nirgend weniger als im positiven Recht sind die ächten Prinzipien für solche Untersuchung zu finden, und es hat zumal die heilloseste Vermischung und Verwechslung der öffentlichen und der Privatrechte als eines der traurigsten Erbstücke aus den barbarischen Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit fortgedauert: aber das Vernunftrecht, welches den Stab zu führen hat bei dem Neubau der Staaten und Gesetze, unterscheidet klar und bestimmt zwischen den auf dem selbsteigenen Willen oder alleiniger Wechselwirkung der Berechtigten und Pflichtigen (oder ihrer Rechtsvorfahrer) ruhenden und den aus dem Willen einer Gesammtheit oder auch eines Machthabers geflossenen Rechtsverhältnissen, und nur auf der scharfen Unterscheidung zwischen diesen beiden Quellen und auf der Verdeutlichung der Rechtsfolgen solchen Unterschiedes beruht die Hoffnung eines zu gründenden bessern Zustandes. Der Zehent nun fließt fast durchgängig aus der letzten Quelle.“

„Wenn der geh. Rath Zachariä die Worte des Papstes Innocenz III., der da zur Einschärfung des Kirchenzehents das dominium, welches Gott über alle Länder des Erdballs zustehe, in Parallele setzt mit dem dominium der weltlichen Zehentherren, als der Ansicht der Entstehung des Zehents aus dem Eigenthumsrecht der Herrn günstig darstellt, so vergißt er wohl oder will nicht gedenken der schon früher geschehenen anmaßlichen Uebertragung des Wortes und Begriffs dominium und dominus aus der Sphäre des Privatrechts in jene des Staates; er vergißt, daß schon die römischen Kaiser (zumal von Diokletian an) den ihre Despotengewalt bezeichnenden Titel „dominus“ führten und daß noch bis zu den neuesten Zeiten knechtische Juristen oder Hofpublizisten zu finden sind, welche das Recht des Königs über Land und Volk aus einem gedichteten Eigenthumsrecht über das ganze Gebiet ableiten. Darum legt man auch ein so großes Gewicht auf den Titel „König von Frankreich“ und zieht ihm so gerne dem andern „König der Franzosen“ vor, indem nach dem ersten der König als Eigenthümer des ganzen französischen Bodens und mittelst dessen auch als Herr von dessen Bewohnern — welchen er nämlich die Bedingungen des Aufenthalts festsetzen kann — erscheint.“

„Eben so und noch allgemeiner entstand aus dem Mißbrauch oder der Uebertreibung des Kriegsrechts die Idee des Eigenthums des Siegers über das eroberte Land und Volk. Und wenn demnach die Römer den unterworfenen Galliern und Bewohnern der decumatischen Länder in Deutschland, und eben so wenn die Franken den besiegten Sachsen u. A. den Zehent oder eine andere Quote auflegten: so war dieses nichts anders, als ein Kriegs-Tribut, dessen Natur die des öffentlichen, nicht des Privatrechts ist.“

„Von solchen, bereits durch die Römer den Colonen eroberter Länder auferlegten, sodann von den Franken als den Erben der römischen Herrschaft für sich selbst in Anspruch genommenen oder vermöge ähnlichen Rechts über andere Völker verhängten, wohl auch von den Königen und andern Kriegshäuptern unter Freunde und Vasallen, Gewaltsträger und Kirchen vertheilten, d. h. denselben zum Selbstbezug angewiesenen oder mit den Ländern übergebenen Tributen leiten nun meine gelehrten Gegner eine Masse von Zehenten ab, welche ihnen hiernach als Eigenthumsrechte vorkommen, mir aber rein als Kriegs- oder Herrschaftssteuern erscheinen. Wahrlich, wenn wir, als Nachkommen und Rechtsnachfolger der gedrückten Colonen in den decumatischen Ländern oder der von den Franken besiegten Alemannen, den Zehent an die Erben der römischen oder der fränkischen Herrschaft zu entrichten haben, so ist eines von beiden die Rechtslage der Zehentholde: entweder sie sehen sich noch fortwährend von einem Kriegstribut gedrückt; es ist also noch kein Friede geschlossen, und der bloß factische Zustand der noch fortdauernden, aber durch Gegengewalt möglich zu lösenden Kriegsgewalt lastet über ihnen; oder es ist der Kriegsmeister zum Staatshaupt geworden, und zieht den ehevorigen Kriegstribut jetzt unter dem staatsbürgerlichen Titel von Steuer ein, d. h. er bezieht ihn selbst, theils läßt er ihn einheben durch Solche, welchen er in einzelnen Distrikten dazu die Bevollmächtigung, wohl auch die erbliche Anweisung ertheilt hat, und welche hinwieder ihre erhaltene Anweisung weiter an Andere (allerdings oft unter privatrechtlichen Titeln, die jedoch nimmer gegen die Pflichtigen, sondern nur zwischen Berechtigten unter sich von Gültigkeit sind) übertragen haben.“

„Mit fast naiver Selbstvergessenheit bemerkt Birnbaum (nach Savigny), daß das römische Colonat (das Verhältniß der Hörigkeit und Zehentpflichtigkeit der Landbauern gegen reiche und mächtige Herren) allmählig an die Stelle der Sklaverei getreten, also eine Art von Umstaltung oder Milderung derselben gewesen sei, und daß in der spätern Kaiserzeit auch viele ärmere Eigenthümer ihre Güter an Reiche abgetreten hätten unter der Bedingung, sie doch noch als Colonen — folglich mit der Last der Zehentpflichtigkeit — bebauen zu dürfen. Dieses ist ein köstliches Eingeständniß der Wahrheit unserer Behauptung, daß nämlich der Zehent eine Art von Leibeigenschaftslast, — folglich, da gegen eine ganze Classe verhängt, ein Unbild des öffentlichen Rechtes sei. Auch die von demselben Schriftsteller angeführte Benennung servi, welche Tacitus den zu Abgaben von Früchten oder Vieh pflichtigen deutschen Colonen giebt, führt zu derselben Ansicht. Nicht minder das Eingeständniß, daß im Mittelalter auch freie Menschen ihre Allodialgüter häufig an Kirchen oder weltliche Herren übergeben haben, unter dem Vorbehalt, sie gleichwohl noch als zehentpflichtige Colonen bebauen zu dürfen, spricht laut für uns. Denn warum entsagten jene freien Bauern ihrem freien Eigenthum? — Entweder aus Furcht vor der eisernen Gewalt, welcher damals alles Recht der Schwachen erlag, oder gegen die Bedingung eines von den Starken zu erhaltenden Schutzes, überhaupt gegen Leistungen dieser Starken, welche jetzt nicht mehr Statt finden, und also auch keine Forderung mehr begründen können. Ja! die gewaltsame oder durch Furcht bewirkte Herabwürdigung der ursprünglich freien Bauern zur Tributschaft und persönlichen Pflicht gegen anmaßliche Herrengewalt ist die Hauptquelle aller derjenigen Zehenten, welche nicht als Staats- oder Kirchensteuer auferlegt

worden; und selbst das wirklich unter Unfreie oder unter bloße Pächter oder Zinsbauern vertheilte Land war meist nur durch Kriegsgewalt oder Faustrecht in den Besitz der Herren gekommen, im besten Falle noch durch königliche Verleihung als Amtsgehalt für bürgerliche oder kriegerische Dienste, die jetzt nicht mehr geleistet werden."

3) „Aber, sagt man, durch Verjährung ist längst alles dieses geheilt worden, und troß der Mangelhaftigkeit des ursprünglichen Titels besteht jetzt das Privatrecht des Zehentherrn. Allerdings besteht sein Zehentrecht, d. h. sein Recht zum Zehentbezug; doch ohne Veränderung der ursprünglichen oder als Regel erscheinenden Natur des Rechts, d. h. noch jetzt als öffentliches Recht, nicht als Privatrecht, zumal nicht gegen den Zehentpflichtigen, gegen welchen als den blos durchs Gesetz oder durch Gewalt Verpflichteten oder Gezwungenen nie eine Privatverjährung lief, und nicht gegen die gesetzgebende Gewalt, gegen welche keine Verjährung gedacht werden kann, da ihr Recht wie ihre Pflicht für und für nur in Grundsätzen, nicht aber in frühern Bestimmungen oder Duldungen Maß und Richtung findet. Wohl mag jetzt der Zehentbesitzer als bona fide besitzend betrachtet werdn und gegen andere Zehentwerber — seien es Private oder Kirche oder Staat — seinen Besitzstand aus dem Titel der Verjährung behaupten; aber sein Besitzrecht wird gegenstandlos, sobald die ewig freie Gesetzgebung den zur Ungebühr eingeführten oder tolerirten Zehent im Allgemeinen wieder abzuschaffen für gut findet. Umgekehrt könnte eher der Zehentholo — falls er etwa Abkömmling oder Rechtsnachfolger von wirklich bloßen Pächtern oder contractsmäßig beschränkten Nutznießern sein sollte — sich auf die erwerbende Verjährung berufen, auf das nämlich durch den langen Anbau, und zwar unter dem vom Staat ihm verliehenen Titel als Eigenthümer fortgesetzten Anbau erworbene Eigenthumsrecht über das vielleicht — doch erweislich — vor 1000 oder 1500 Jahren einem wahren privatrechtlichen Grundherrn zuständig gewesene Gut."

„Aber noch mehr! Der Grundhold kann sagen: Wenn Ihr historischen Rechtsfreunde so weit zurückgeht, nämlich bis in die Zeit der durch Kriegsgewalt und Faustrecht gegründeten Eigenthumssprüche weniger Starken über das ganze Land; so erlaubt wir, noch einen Schritt weiter zurück zu schreiten. Dem Zustand solcher Anmaßung ging voraus jener des freien Eigenthums wie der freien Persönlichkeit der Colonen oder Nationalglieder. Dieser Zustand der Freiheit ist der natürliche und demnach als Regel vorauszusetzende, und unter den Vermuthungen über den Zehenturſprung verdient daher jene den Vorzug, welche nicht aus einem anmaßlichen oder erdichteten Eigenthumsrechte des Zehentherrn, sondern aus einem allgemeinen (Steuer-) Gesetz, d. h. aus dem öffentlichen Recht ihn ableitet."

4) „Doch verlassen wir den Boden der Geschichte, worauf wir zwar für den Unbefangenen, für den nur die großen Massen in's Auge Fassenden, Stoff zur Ueberzeugung genug, für den ein Parteiinteresse Verfolgenden aber, oder für den des gelehrten Krams und der glänzenden Hypothesen sich Erfreuenden nur Stoff zum Streit und zur Verwirrung finden! Wir wollen dafür die Natur der Zehentlast in's Auge fassen; dieselbe ist beweisender als alle Geschichtsklauberei und alle positive Jurisprudenz."

„Aus dieser Natur aber geht hervor, daß der Zehent, so wie er besteht und seit Jahrhunderten bestand, privatrechtlich gar nicht entstanden sein kann, und daß er also — mag auch die Verkehrtheit der positiven Gesetze und der positiven Juristen ihr Privatrecht heißen — ein solches doch nie und nimmer ist."

„Welch ungeheure Dichtungsgabe gehört dazu, die überall, fast in allen Ländern des christlichen Europa herrschenden Zehenten für Privatrecht zu erklären! anzunehmen, daß privatrechtlich allüberall ein ausschließendes Eigenthum einiger weniger weltlicher und geistlicher Großen über den gesammten Grund und Boden entstanden, und daß alle diese Herren unter ganz oder fast gleichen Bedingungen die Stücke ihres Eigenthums an baulustige Colonen vergabt hätten? — und zwar ohne Unterschied, ob der Grund schlecht oder gut, von leichtem oder mühsamem Anbau, von reichem oder dürftigem Ertrag gewesen?" —

„Wahr ist's: die Classe der Bauern in germanischen Ländern (so wie auch z. B. in Aegypten und andern alten und neuen Staaten) ist durch die Anmaßung der Classe der Starken factisch in Unfreiheit und vielfache Tributpflichtigkeit versetzt worden, nicht aber privatrechtlich, weil zwischen Classen und Classen keine privatrechtlichen Verhältnisse, sondern entweder blos factische oder unmittelbar gesetzliche Statt finden; also nur durch Gewalt oder durch öffentliches Recht oder vielmehr Unrecht."

„Welcher Gesetzgeber hat denn die unendlich vielen Privatverträge, die da unsere Gegner voraussetzen, gesammelt und gezählt, um hiernach aussprechen zu können, „„Alles Land in diesem Reiche ist in der Regel zehentbar, Freiheit von der Zehentlast ist Ausnahme und muß erwiesen werden."" Wo giebt's irgendwo eine privatrechtliche Verpflichtung, die schlechthin vom Gesetz präsumirt und festgehalten wird, ohne Vorhandensein spezieller Titel oder Beweise, ja, die so strenge präsumirt wird, daß man selbst eine Reihenfolge von Berechtigten — als Kirche, Grundherr, Landesherr — aufstellt, von welchen einer beim Ermangeln des andern in die Berechtigung eintritt? — Man sieht deutlich: der Staat oder das Machtgebot der Gewalt, oder des Aberglaubens, überhaupt der Anmaßung, hat, neben dem Eigenthumsrecht auf Grund und Boden, und zur allgemeinen Schmälerung desselben, ein phantastisches Recht ersonnen auf den Bezug des zehnten Theiles der Früchte, und über dieses selbstgeschaffene — für den Rechtsphilosophen in solcher Gestalt ganz undenkbare, von der positiven Jurisprudenz aber durch eine zweite Dichtung auf Grund und Boden radizirte — Recht disponirt und disponiren lassen, nach Bedürfniß oder Laune, nach Umständen oder Politik."

„Wo in aller Welt ist eine wahre Contractschuld, welche der Gesetzgeber nach Umständen und Staatsraison zu mehren oder zu mindern das unbestrittene Recht übt, und zwar nicht nur in Ansehung etwa zukünftiger Erwerber, sondern auch in Ansehung der bereits im Besitz befindlichen?"

„Ein solches Recht aber hat die Gesetzgebung in Ansehung der Zehenten schon allenthalben geübt. Sie hat ohne Zuthat oder Imploration der Betheiligten, Regeln aufgestellt über Maß und Erhebungsweise des Zehenten; sie hat das Freijahr bewilligt, mancherlei Gattungen von Crescenzien der Zehentlast entbunden, andere, nach Ermessen, den Herren des Groß- oder Klein-Zehents, zugetheilt, eine Fruchtgattung der andern substituirt u. s. w., sie hat ganzen Classen von Personen gegenüber von andern die Zehentpflicht nachgelassen (z. B. Clericus Clericum non decimat) gewisse öffentliche Lasten (wie die Pfarrbesoldungen, die Kirchen- oder Schulhaus-Baupflicht u. s. w.) auf das Zehentrecht gewälzt, und zumal über den Neubruchzehent mit wenig beschränkter Machtvollkommenheit verfügt."

„Wahrlich die so regulirte Zehentlast giebt gar keinen Rechtsbegriff, wenn sie nicht als Ausfluß des öffentlichen Rechts betrachtet wird; und das ganze vom Zehenten handelnde Capitel unsers Landrechts ist eine Kette von Selbstwiderspruch und Verkehrtheiten, wenn man nicht das in §. 710 a. ausgesprochene Anerkenntniß: „„Nur das Gesetz kann dergleichen Lasten erschaffen"" in Verbindung mit §. 710 aa., worin jedem Grundstück, als allgemeine Eigenthumsbeschränkung, die Zehentlast auferlegt wird, als Prinzip der Rechtsbeurtheilung annimmt."

„Ich behaupte, daß noch einleuchtender als bei den Herrenfrohnden und bei der Leibeigenschaft (womit der Zehent übrigens manche unverkennbare Aehnlichkeit hat), bei diesem Zehent die Natur öffentlichen Rechts erscheine. Jene Frohnden nämlich, wie ausgebreitet sie seien, bestehen doch nur in einzelnen Gemarkungen oder Bezirken, nicht über das ganze Reich. Auch hat jede Gemeinde oder Frohndschaar dafür ein eigenes, Gattung und Maß bestimmendes besonderes Gesetz. Die Frohndpflicht wird nicht vermuthet, oder als allgemein aufliegende Last behandelt, sondern nur da anerkannt und geschirmt, wo besondere Titel — ob auch nur Ortsherkommen oder Verjährung — vorliegen. Eben so die Leibeigenschaft oder Hörigkeit. Der Zehent dagegen ist eine vermöge allgemeinen Gesetzes aufliegende Last. Nicht die Zehentpflicht, sondern die Zehentfreiheit muß erwiesen werden, und erscheint hernach die Zehentlast rein als Ausfluß des öffentlichen Rechts des Staates, während die Frohndlast größtentheils nur Gesammtschuldigkeit der Gemeinde ist, nicht aber nothwendig entflossen dem Staatsgesetz, wiewohl beschirmt durch dasselbe."

„Dennoch haben wir die als Regel anzuerkennende Eigenschaft der Frohnden und der Leibeigenschaft als dem öffentlichen Recht oder Unrecht entflossener Lasten behauptet. Um wie viel mehr werden wir es bei den Zehenten thun. Dort wie hier mögen manche Einzelne vermöge Contractes, überhaupt vermöge privatrechtlicher oder besonderer Titel, pflichtig geworden sein (die Leibeigenschaft, als Folge des Verlustes im Würfelspiel oder als Folge der Kriegsgefangenschaft, und die Frohndpflicht als Bedingung einer Gutsbenutzung sind unbezweifelt vielfach vorhanden gewesen), aber dort wie hier ist die Verpflichtung Einzelner allmählig ausgedehnt worden auf Viele, welche jene Titel nichts angingen, endlich auf Alle, die in einem gewissen Bezirke wohnten oder die einer gewissen Classe angehörten, und zuletzt hat selbst das Gesetz, namentlich in Bezug auf die Zehentpflicht, solche allgemeine Ausdehnung sanctionirt, oder vielmehr erst durch eigene Autorität eingeführt."

„Der Zehent ist — wie auch Zachariä (S. 38) anzuerkennen sich genöthigt fühlt — eine widernatürliche Beschränkung, ja Zernichtung des Grund-Eigenthums, und welche daher durch die Benennung einer „„Dienstbarkeit im Sinne des germanischen Rechts““ mit nichten einen wahren Rechtsboden gewinnt. Er ist ein Institut, welches höchstens als Steuer — angewandt nämlich auf einen noch ganz einfachen Zustand der Staaten und demnach bei verändertem Zustand jeden Augenblick der Aufhebung preis — zeitlich ein rechtliches Dasein haben kann, als Institut des Privatrechts dagegen dem Vernunftrecht widerstreitet und eben darum von der positiven Gesetzgebung, welche allein es durch abgeschmackte Dichtung und Gewaltmißbrauch auch als solches geltend macht, die Wiederabschaffung dringend fordert.“

„Das positive Recht behandelt den Zehent als Grundlast; aber er ist nach seiner Natur und Wesenheit solche Grundlast nicht. Denn der Grund selbst bleibt bei dem Zehent frei, nur der Colone wird dadurch belastet. Der Grund, wenn er unbebaut ist, oder in Unbau zurücksinkt, oder mit Gebäuden überdeckt wird, bleibt von der Ansprache frei; nur wenn der Pflanzer mit seinem Schweiß und seinen Vorauslagen ihm Früchte entlockt, tritt die Zehentforderung ein, welche hiernach nichts anderes ist, als eine Besteurung der ländlichen Industrie, oder eine dem — als Pflanzer, nicht als Besitzer — aufgelegte persönliche Tribut- und Frohndpflicht. Von allem, was dieser unglückliche Pflanzer in seinen Boden legt, oder zum Betrieb des Landbaues anschafft, und von allen Früchten solcher Vorauslagen, gehört der zehnte Theil einem Fremden, und von zehn Arbeitstagen ist einer für den Herrn verwendet. Seht hier die Frohndpflicht! Der Bauer ist Frohndknecht des Zehentherrn, aber nebenbei noch ihm tributpflichtig mit all seiner dem Landbau zugewendeten Habe.“

„Der Zehent — wiederholt man hartnäckig — ist ein Ausfluß des Eigenthumsrechts des Zehentherrn, eine Bedingung des dem Colonen verliehenen Nutzeigenthums, neben welchem das wahre Obereigenthum des Zehentherrn noch immer fortdauert. Das Recht des Zehentherrn schmälern, ist demnach Eigenthumsverletzung.“ — Meine Herren! Wo gerathen wir hin, wenn wir solchen Weg einschlagen?? — Zu Folgerungen und Ansichten, vor welchen der gesunde Menschenverstand sich entsetzt, so viele Mühe die an den Fesseln der germanischen Rechtsdichtungen gefangen liegende Juristerei sich auch geben möge, ihn damit zu befreunden. Wer ist denn am Ende der wahre Eigenthümer der Gründe, wenn alle nach jenen Dichtungen bestehenden, und durch eine barbarische Gesetzgebung gehandhabten sogenannten Grundrechte Ausfluß des Grundeigenthums sind? — Neben dem Zehentherrn erheben sich mit ähnlichen und zum Theil mit weit besser begründeten Ansprüchen der Lehnsherr, der Gültherr; aber auch der Leibherr, der Frohndherr, der Bannrechtsherr, der Drittheiligkeitsherr, der Landgarbenherr, und noch andere mehr. Ja, der Zehentherren selbst giebt es oft über denselben Bann oder über denselben Acker, je nachdem zumal verschiedene Crescenzien darauf gepflanzt werden, zwei, drei oder vier und noch mehr! — So viele und vielerlei Eigenthümer verleiht die barbarische Rechtsdichtung dem Grunde, und nur dem versagt sie das Eigenthum, welchem allein es in Wahrheit und vernunftrechtlich gebührt, d. h. demjenigen, welcher mit seinem Schweiße und mit seinen Vorauslagen den Grund urbar gemacht, und ihm somit die das Wesen des Eigenthumrechts ausmachende Form aus dem Seinigen gegeben hat. Jene anmaßlichen Eigenthümer gehen stolz einher, parteiisch beschirmt durch eine ungerechte Gesetzgebung, während der wahre Eigenthümer, und der selbst unter diesem Titel schwere Staatssteuern und persönliche Leistungen zu entrichten hat, als Rechtloser und Sclave behandelt wird!!“ —

5) „Ich will jedoch, nach einem gemeinen Sprichwort, den Stier bei den Hörnern packen. Ich will den Zehent selbst als Privatrecht anerkennen, nämlich einstweilen annehmen, jedoch nicht zugeben, daß er Privatrecht sei. Was folgt daraus? Ich sage: Selbst in der Voraussetzung, er sei Privatrecht, fordere ich seine Aufhebung, wenn auch etwa unter minder freigebigen Bedingungen, d. h. unter einer etwas strengeren, dem Zehentpflichtigen aufzulegenden Ersatzschuldigkeit. Wenn der Zehent durch Privatvertrag gestiftet worden ist, so ist, wie gewiß Niemand leugnen wird, dieser Vertrag der wucherlichste, der sich denken läßt; er hat eine so furchtbar wucherliche Eigenschaft an sich, daß das rechtliche Gefühl ihn nothwendig verwerfen muß, wenn er nach seiner ganzen Strenge behauptet werden wollte. Es ist ein Vertrag, wie wenn Einer dem Andern eine Summe Geldes liehe mit der Bedingung, ihm jährlich 80 Procent als Zins davon zu bezahlen, und zwar mit der Clausel der Unaufkündbarkeit des Capitals. Wird in diesem Falle die Gesetzgebung das Recht nicht haben, den Vertrag zu zernichten, d. h. den Zins entweder herabzusetzen, oder doch wenigstens dem Pflichtigen das Recht zu verleihen, durch die Zurückgabe des wahren und ursprünglichen Capitals sich von der Zinsenlast zu befreien? d. h. nicht des Capitals, von diesen 80 fl., wenn man diese als Zinse verrechnet, sondern des Capitals, das er empfing? — Was ist nun das ursprüngliche Capital des Zehentherrn? — Es kann jedenfalls kein höheres sein, als der wahre Grundwerth, damals als der Grund und Boden übergeben ward, das Capital des reinen Ertrags jenes Grundes nach dem damaligen Zustand oft schon von dem Zehentholb durch den Zehentertrag eines einzigen Jahres bezahlt, und da wären fünf Jahresbeträge wohl ein genügender Ersatz. Es giebt keinen Rechtsgrund, dem Nachfolger jener Verleihung ein größeres Capital zuzutheilen, als ursprünglich bestand, keinen Rechtsgrund, dem Rechtsnachfolger des ursprünglichen Empfängers ein größeres Capital zur Last zu legen, als er ursprünglich empfing. Man gab etwa eine ganze Markung gegen die Bedingung des von den bereits beurbarten Gründen zu entrichtenden Zehents hin. Von den nicht beurbarten ward auch nichts gefordert. Der Beweis davon liegt darin, daß von unbebauten Stücken noch heute kein Zehent bezahlt wird, obgleich, freilich in der Voraussetzung, der Zehent sei ein Grundrecht, es vernünftig gewesen sein würde, gerade von den Gründen, wo die Natur allein wirkt, den Zehenten vorzugsweise zu begehren. Hiernach kann nur der Ertrag des damals urbaren Grundes und Bodens, der zur Nutznießung gegeben wurde, zu capitalisiren sein; der spätere Neubruch kann nicht in Anschlag gebracht werden, d. h. die Zehententrichtung ist nicht im ersten Vertrag enthalten, weil solcher Neubruch seinen Werth erst durch dasjenige Capital erhielt, welches der Zehentholb selbst hineinlegte, dieses Capital also nicht dem Herrn gehört hat, und weil es doch gar zu unsinnig wäre, daß ein Grund, z. B. Weideplatz und Wald, welcher in seinem ungebauten Zustand als mein Eigenthum betrachtet ward (d. h. wovon ich die freie Benutzung, Weide- und Holz-Ertrag, genoß) gerade dann, wenn ich vernunftrechtlich wirklich Eigenthümer geworden bin (durch die Beurbarmachung nämlich oder Formgebung) jetzt nicht mehr mein, sondern des Herrn sein sollte. Außerdem ist noch gar Manches in dem neuern Zehentertrag, was in dem alten mangelte, namentlich auch die Produkte der künstlichern und weit kostspieligern neuen Landwirthschaft, die Erzeugnisse der — ehedessen ruhenden — Brachfelder, welche jetzo die Erndten vermehren u. m. a., und auch hierauf bezieht der ursprüngliche Vertrag sich nicht.“

„Weiter wäre die Bedingung, daß alle nachfolgenden Grundbesitzer, wenn sie ihren Schweiß und ihre Vorauslagen in Grund und Boden legen, den zehnten Theil des Ertrags den Nachfolgern des Verleihers geben sollen, schon deswegen ungültig, weil keiner über den Fleiß und die Industrie nachfolgender Generationen disponiren kann, weil keiner auf alle Zukunft hin der Nationalökonomie Fesseln anzulegen, und das höhere Eigenthum auf Grund und Boden, welches der Nation gehört, indem sie aus dessen Ertrag die Mittel ihrer eigenen Erhaltung zieht, zu verkümmern berechtigt ist.“

„Das Capital ist also blos der Reinertrag der damals urbaren Gründe, denn über ein Mehreres konnte nicht contrahirt werden, selbst wenn wir den Verleiher als wirklich rechtlichen Eigenthümer betrachten. Um wie viel weniger, wenn wir den Titel seines angeblichen Eigenthums, Kriegsgewalt, gezwungene Ueberlassung von Seite des Colonen, oder reine Usurpation, höchstens etwa im Namen des Staates ausgeübtes Dominialrecht — überkommen als Dienstgehalt, oder an sich gerissen durch Anmaßung — in's Auge fassen? — Wenn ferner die Zehentholde, nach der Voraussetzung unserer Gegner, nicht Eigenthümer sind, so würde wenigstens so viel daraus fließen, daß der Staat oder der Zehentherr ihnen alles zurückersetzen müßte, was sie unter dem Titel als Eigenthümer seit Jahrhunderten an den Staat bezahlt haben, oder ersetzen, was ihnen später, noch neben der angeblich für die Nutznießung übernommenen Zehentpflicht gegen den Eigenthümer, an persönlichen Leistungen und Tributen für noch andere angebliche Eigenthümer auferlegt ward, Lasten, deren Schwere sie völlig um alle Früchte und allen Ertrag ihres Schweißes bringt. Durch solche billige Gegenrechnung werden sodann die Zehentholde sicherlich frei werden.“

„Aus diesen Betrachtungen nun geht die Beantwortung der drei folgenden Fragen und damit auch die Widerlegung der gegen meine Anträge erhobenen Haupteinwendungen wie ich glaube mit befriedigender Klarheit hervor:

I. „Welches ist die den factischen und Rechtsverhältnissen angemessene Entschädigung der Zehentherren?“

II. „Kann oder darf davon ein bedeutender Theil auf die Schultern der Gesammtheit gelegt werden?“ —

III. „Wird nicht dadurch zur Ungebühr der Zehentholb auf Unkosten der übrigen Classen bereichert?“

I. „Der Entschädigungsanspruch kann auf Seite des zu Entschädigenden nur ein privatrechtlicher sein. Er wird aber, je nachdem man sich den Zehent als eine von der Staatsgewalt ausgeschriebene Steuer, oder als eine vom Zehentholdd privatrechtlich übernommene Last denkt, entweder blos gegen den Staat, oder blos gegen den Pflichtigen gehen, und im Fall man über den Ursprung im Zweifel ist, mag, im Sinne eines Vergleichs, die Entschädigungsschuldigkeit als getheilt zwischen Staats- und Zehenthold betrachtet werden. Welches ist aber hier und dort ihr Maß? — Um es zu bestimmen, müssen wir den ursprünglichen Vertrag, wodurch nach einer Ansicht der Staat den Steuerbezug dem Rechtsvorfahrer des jetzigen Zehentherrn verlieh, oder, nach der andern Ansicht, wodurch die Zehentschuld von dem Rechtsvorfahrer des jetzigen Zehentholden übernommen wurde, in's Auge fassen. Urkundlich aber liegen diese Verträge nicht vor, oder wenn auch einzelne vorlägen, so könnten sie doch nicht maßgebend für sämmtliche Zehenten sein. Vernünftige Muthmaßungen oder Annahmen müssen hier den Mangel geschriebener Bestimmungen ersetzen. Geben wir nun jenen Verträgen den für die Berechtigten allergünstigsten Inhalt, den nur immer gesunder Menschenverstand sich denken kann, so wird doch niemals darauf ein bis zum Capitalwerth des jetzigen Bezugs oder factischen Jahresertrags ansteigender Entschädigungsanspruch zu bauen sein."

„Es müßte nämlich, um solchen Anspruch zu begründen, der Verleihungsvertrag von Seite des Staates also gelautet haben:

„„Ich verleihe dir den Zehentbezug in diesem Bezirk auf ewige Zeiten. Ich verspreche daher, diese Steuer nie und nimmer, auch wenn sie bei veränderten Umständen völlig unrecht und heillos erscheinen würde, aufzuheben, oder wenigstens für den Fall solcher einstmaligen Aufhebung dich mit dem vollen Capitalwerth — nicht nur des jetzigen im Augenblick dieser Verleihung bestehenden, sondern mit dem vollen Capitalwerth desjenigen Ertrags zu entschädigen, welchen der Zehent auch nach einer Folge von Jahrhunderten, so weit immer der Anbau der Ländereien bis zum Augenblick der Zehentabschaffung voranschreite, haben wird. Ich verspreche dir solche, aus den Mitteln der Gesammtheit zu leistende Entschädigung ohne Rücksicht auf den Preis, um welchen ich dir heute das Zehentrecht überlasse, oder auch obschon ich den Bezug dir lediglich geschenkt habe, oder endlich auch für den Fall, daß die von dir dafür übernommenen Gegenleistungen längst sollten aufgehört haben. Der höchste Werth oder der höchste Anschlag des jetzigen Ertrags, der auch der Kaufpreis, um welchen etwa du in einiger Zeit dein Recht an einen andern überträgest, soll dabei gar nicht maßgebend sein, sondern blos der factische Ertrag im Augenblicke der Aufhebung, — dieser soll dir durch Darlegung des vollen Capitals bis an's Ende aller Dinge gewährleistet sein, und wenn er auch den ursprünglichen hundertfach überstiege und zu 99 Hunderttheilen aus Gründen bezogen würde, welche jetzt völlig öde und werthlos sind, und erst in 100 oder 1000 oder 1500 Jahren durch das in sie gelegte Capital eines künftigen Besitzers zum Ertrag würden gebracht werden.""

„Wir fragen: Läßt ein solcher Vertrag mit Vernunft sich denken? — und wenn er wirklich dergestalt abgeschlossen worden wäre, von einer, jedenfalls doch durch die Gesetze des allgemeinen und ewigen Staatsrechts beschränkten Staatsgewalt, würde er dann gültig gewesen sein?" —

„Und nun der Privatvertrag über Errichtung eines Zehents, wie müßte dieser gelautet haben??" —

„„Ich, Eigenthümer — wenigstens Besitzer vermöge Kriegsgewalt oder vermöge Faustrechts — dieses ganzen Gaues oder Bezirkes verleihe Dir oder Euch und Euren Rechtsnachfolgern diesen Distrikt, diese Gemarkung, oder diese so oder so begrenzte Flur zum Nutzeigenthum gegen die Bedingung des mir und meinen Rechtsnachfolgern davon in alle Ewigkeit zu entrichtenden Zehents; nämlich des Zehents vom Ertrage des bebauten Grundes nicht aber des unbebauten. Was die Natur allein hervorbringt ohne Euren Schweiß und Eure Vorauslagen — namentlich das Holz — davon verlange ich den Zehenten nicht, sondern nur von dem durch Eure Arbeit und Verwendung von Geld oder Geldeswerth Erzeugten. Laßt Ihr das bereits urbare Land in Unbau sinken oder zum Wald aufliegen, dann verlange ich nichts mehr; von allem Land aber, welches Ihr urbar macht, so mühselig und kostspielig die Beurbarung sei, muß mir der Zehente entrichtet werden, wie von demjenigen, welches ich selbst beurbart habe und Euch daher in urbarem Stand übergebe. Sollte im Laufe der Jahrhunderte die Menge des beurbarten Grundes jene des von mir Euch in solchem Zustande übergebenen hundertfach übersteigen, solltet Ihr und Eure Rechtsnachfolger den jetzigen Grundwerth durch fortschreitende Beurbarung und Culturverbesserung um's Hundertfache vermehren, d. h. sollte der Betrag des von Euch hineingelegten Capitals den Werth des Bodens verhundertfachen, ja sollte der durch Vervollkommnung und Vertheurung des Ackerbaues unermeßlich gesteigerte Jahresertrag dieses Bodens einst das Zwanzigfache seines ganzen Capitalwerths sein: in jedem Falle müßt Ihr mir den zehnten Theil solches Ertrages verabreichen, und eine Befreiung von solcher Last könnt Ihr nie anders erlangen, als indem Ihr meinem Rechtsnachfolger eine Summe bezahlet, deren Zinsen dem dereinstigen, wenn auch factisch hundertfach gestiegenen Jahresbetrag des Naturalzehents gleich kommen, und welche daher für diese Rechtsnachfolger solchen Betrag zum vorhinein und ungeschmälert bis an's Ende der Zeiten realisiren. Alles dieses soll auch Statt finden in Ansehung der Güter, welche jetzt zwar Euer wohlerworbenes und unbeschränktes Eigenthum sind, welche ich aber — da Ihr schwach seid und ich stark bin — unter jener Zehentbedingung unter meinen Schutz nehme. Es soll auch Statt finden in Ansehung aller benachbarten, jetzt etwa herrenlosen Ländereien, die Ihr in Zukunft durch Beurbarung Euch zueignen oder auch von einem andern Herrn, z. B. zu Lehen oder zum Erbbestand u. s. w. erhalten werdet. Alle diese Artikel setze ich endlich gleichmäßig fest für meine sämmtlichen Zehentholde, so viele ihrer seien, und ohne Unterschied, ob ich mit dem A. B. oder C. einen schon beurbarten und guten Grund, oder einen schlechten, oder einen noch wüsten, einen des Anbaues leicht empfänglichen oder nur mit den schwersten Kosten in Anbau zu setzenden verliehen oder von ihnen mir zum Schutz empfohlen erhalten habe. Dieses ist der Inhalt und Sinn unseres Zehentcontractes."" —

„Wir fragen abermals: Läßt ein solcher Vertrag sich denken? — oder läßt seine rechtliche Gültigkeit sich denken, falls wirklich einerseits Unverstand oder Blödsinn oder Furcht, und andererseits Uebermuth und Betrug oder freche Gewalt die Bedingungen angenommen oder dictirt hätten? — Darf die Staatsgewalt einen solchen Vertrag sanctioniren und festhalten?"

„Wie stellt sich demnach das rechtliche Maß der Entschädigungsforderung? — gebaut auf einen rechtlich ungültigen Vertrag?"

„Und dann überhaupt die Schätzung nach dem bloß factischen Zustand! Wer hat ein Recht auf ewige Fortdauer eines factischen Zustandes? Jeder Zehenthold kann, sobald er nur will, das Recht des Zehentherrn unwirksam machen, durch Unterlassung des Anbaues, oder nach Umständen auch schon durch Veränderung der Kultur. Also auch bei der Fortdauer des Zehentgesetzes oder Zehentinstituts bleibt dessen Ertrag für den Herrn abhängig von dem Willen des Pflichtigen. Kein Einzelner sonach ist das Capital der zufälligen Jahresleistung schuldig, und sonach ist es auch die Summe der Pflichtigen nicht. Glaubt man sodann wirklich, der Zehent werde fortbestehen bis zum Ende aller Dinge, oder es würden jemals die Zehentholde oder die Repräsentanten der Gesammtheit sich zu einer, der Voraussetzung solcher Fortdauer entsprechenden Vergütungssumme bequemen? — Hofft man, das Licht des neunzehnten Jahrhunderts wieder auszulöschen, und die durch die Fortschritte der öffentlichen Meinung über ihr Recht belehrten, so wie durch den Stand der großen europäischen Dinge im Selbstgefühl gestärkten Zehentholde abermal zur gedankenlosen Passivität der Hörigen des Mittelalters zurückzubringen??" —

„Wahrlich! bei der unbefangenen und ernsten Abwägung aller jener rechtlichen Momente und dieser factischen Verhältnisse erscheint die Ablösung mit dem zehnfachen Betrage nicht zu gering, und meine eigene, innerste Ueberzeugung hält diesen gemachten Vergleichsvorschlag noch fortan für billig. Mit jeder Erhöhung der Taxe erschwert sich das Geschäft auf vielfache Weise und vermindert sich der Werth wie der Ruhm der Ausführung. Indessen will ich dem, auf das funfzehnfache gehenden Antrag Ihrer Commission, sobald er die Billigung der Mehrheit in der Kammer findet, keinen längern Widerstand entgegensetzen, wiewohl die Einstimmigkeit der Commission, deren Erreichung als ein Hauptmotiv mit zu solcher Erhöhung wirkte, nun doch nicht erreicht ward wegen des spätern Widerrufs zweier Mitglieder. Nur wünsche ich, daß mein Antrag auf das Zehnfache nicht ohne Unterstützung in der hohen Kammer bleibt, er zuerst, und im Fall der Verwerfung der Antrag auf's Zwölffache und dann erst jener auf's Funfzehnfache zur Abstimmung gebracht werde.

II. „Auch in Ansehung der Verweisung solcher Entschädigungsleistung zur Hälfte an die Zehentholde und zur Hälfte an den Staat bleibe ich meiner früheren Ueberzeugung getreu, und wünsche Abstimmung darüber. Im Fall der Verwerfung jedoch werde ich mich gleichfalls dem Commissionsantrag anschließen, der da den Pflichtigen ⅘ und dem Staate ⅕ davon zuweist."

„Aber wie ist überall die Uebernahme eines Theiles der Ablösungslast — ob, größer oder kleiner — auf die Schultern der

Gesammtheit zu rechtfertigen?? — Zu meiner Betrübniß nicht minder als zu meinem Erstaunen habe ich Bedenklichkeiten darüber selbst von Männern aufwerfen hören, welche nichts Arges daran hatten, daß die ganze Ablösungssumme der Leibeigenschaftsgefälle und mancher, den Gülten ähnlichen, sogenannten alten Abgaben, wie Rauchhühner, Martinisteuer, Schutzhafer, Vogtgeld u. s. w., dann auch der Bürgerannahmstaxen, der Judengelder, der vielnamigen Jagd- und Forstgelder u. s. w. von der Gesammtheit übernommen ward, und daß eine Menge von Bezirksschulden dem Staat zur Bezahlung überwiesen wurden. Ich kann mich jedoch nicht entschließen zur Widerlegung so schwacher Einwürfe, dasjenige zu wiederholen, was ich bereits in der ersten Motivirung meines Antrags von den Rechts- und Billigkeitsgründen zu solcher Uebernahme gesagt habe. Der Hauptvortheil der Zehentabschaffung kommt ja der Gesammtheit, durch Erhöhung des National-Steuercapitals, durch Emporbringung der Landwirthschaft — der allgemeinen Nährmutter — durch Preisverminderung der Bodenerzeugnisse (eine von der Minorität Ihrer Commission selbst behauptete Folge der Zehentabschaffung) und endlich durch Befreiung von einem auf keine andere Weise zu tilgenden Gährungsstoffe zum Guten. Und es erwerben dadurch alle Classen der Staatsbürger die Möglichkeit des genußreichen Grundbesitzes ohne Uebernahme der schmählichen, der Leibeigenschaft verwandten, und alle Freunde der Landwirthschaft durch die Gehässigkeiten des gesetzlichen Zehentraubes aufhebenden Tributpflicht, und sie befreien sich dadurch von der sonst immer abzuweisenden Forderung der Zehentholde, daß die Zehentlast, wenn man sie nicht abschaffen will, ganz allgemein gemacht, d. h. auf alle Gattungen des Besitzes und Erwerbes ausgedehnt werde. Aber es erfüllt auch dadurch die Gesammtheit eine heilige, nur zu lang schon versäumte, Gerechtigkeitspflicht gegen die unglücklichen Colonen, die seit Jahrhunderten um Befreiung rufen, und dabei auch gegen die Zehentherren, deren Recht, insofern es Anerkennung verdient, nur gegen den Staat oder die Gesammtheit, nicht aber gegen die, bloß durch Machtgebot factisch unterdrückten, Colonen geht."

Wahrlich! Ich würde glauben, mich einer Beleidigung gegen die nicht ackerbauenden Classen schuldig zu machen, wenn ich an ihrer Bereitwilligkeit zur Erfüllung so evidenter Gerechtigkeitspflicht zweifelte; wenigstens fühle ich mich so wenig geneigt als geeignet, Repräsentant oder Wortführer solcher Unbereitwilligen zu sein."

III. „Hiemit ist auch schon beantwortet die gleichfalls vielseitig erhobene Einwendung, daß der Zehenthold nicht auf Unkosten der übrigen Classen dürfe bereichert werden."

„Bereichert allerdings wird der Zehenthold werden durch die Zehentabschaffung, doch meist nur vermittelst des jetzt von seiner Last abgehenden Betrags der bei der bisherigen Naturalentrichtung durch Körnerausfall und durch die mannigfaltigen Verwaltungskosten für die Nation und für die Zehentherren entstehenden Verluste, mithin insofern ohne den Schaden von irgend wem. Von dem übrigen Theile der Last muß er dann, nach dem Commissionsantrag den neunfachen Jahresbetrag als Entschädigung entrichten; weiter von dem jetzt zu erhöhenden Steuercapital seines Grundes auch erhöhte Steuer zahlen, und endlich auch an der etwa Statt findenden allgemeinen Erhöhung der Steuern seinen betreffenden Theil übernehmen. So ganz überschwenglich ist demnach die Bereicherung nicht; und wenn wirklich nach der Voraussetzung des Commissionsberichts die Getreide- und Weinpreise in Folge der Zehentabschaffung und der dadurch bewirkten Vermehrung des Anbaues sich erniedrigen werden, so vermindert sich in eben dem Maße wieder sein Gewinn und erhöht sich jener der übrigen Classen. Doch berechne man seinen Vortheil so viel man wolle; die Scheelsucht, die ihm solchen mißgönnt, ist jedenfalls so klug, als es der Verdruß eines Bauers selbst sein würde über der Bereicherung seines eigenen Ackers. So wie dieser das ihm zugewendete dem Eigenthümer mit Wucher zurückgiebt, so überhaupt die Landwirthschaft oder die Classe des Landmanns ihrer Eigenthümerin, der Nation."

„Was nennt Ihr übrigens bereichern? — Zu seinem Rechte gelangen; befreit werden von einer zur Ungebühr aufliegenden Last, heißt noch nicht reicher gemacht werden, sondern nur der Plünderung entzogen. Und sich der Beraubung enthalten, ist bloße Schuldigkeit, und nicht Liberalität. Nicht Ihr, sondern die Natur ist's, die dem Landmann ihre Gaben spendet, auf die er mit seinem Schweiße den heiligsten Anspruch sich erwirbt, und die Ihr bis heute durch die ungerechtesten Gesetze und Gewalthandlungen ihm entrisset."

„Sodann ist's nicht wahr, daß — wie man ewig wiederholt und was jedenfalls für die strenge Rechtsfrage von keiner Bedeutung wäre — wegen der Zehentlast der Acker um so viel wohlfeiler erkauft wird. Mitunter, bei ganz altem Zehent wohl, mag man vergessen haben, wer der ursprünglich Beraubte gewesen. Aber jedenfalls ist der jetzige Besitzer dessen Rechtsnachfolger, der Rechtsnachfolger nämlich desjenigen, welcher — ob vor kurz oder lang — durch ursprüngliche Beurbarung dem Boden erst einen Capitalwerth gegeben, oder er ist selbst derjenige, welcher den Capitalwerth seiner Wirthschaft zur Anschaffung von kostbarer Einrichtung und Vieh, durch neue Anlagen und Gebäude, durch Einführung theurer Methoden des Anbaues u. s. w. vermehrt hat und vermehrt, einen ganz aus dem Seinigen gekommenen Capitalwerth, dessen Größe ganz abhängig von der Zehentlast und dessen Verringerung durch den Zehentanspruch eines Dritten, demnach eine reine Beraubung ist. Von unsern zehentpflichtigen Gründen nun sind wohl neunzehn Zwanzigtheile solche Neubrüche, und sehr viele davon sind noch in der Hand des Beurbarers selbst oder seiner nächsten Erben. Viele derselben, zumal die erst in den neuern Kriegsjahren aus Noth beurbarten schlechten Gründe sind kaum so viel werth, als das hineingelegte Capital, und endlich hat ja fast jeder Bauer auch noch ein Capital der Einrichtung und des Betriebes aufzuwenden neben dem Kaufschilling für den Grund. Auf diese Beraubten alle und auf diese Capitalien alle paßt also das Argument von dem wohlfeilern Ankauf nicht."

„Doch alles dieses ist bereits in der Begründung meiner Motion gesagt worden, und nicht ein Argument dagegen habe ich vernommen, sondern nur ewige Wiederholung des nackten Satzes: „aber so wird ja der Bauer reicher auf Unkosten der übrigen Classen." —

„Meine Herren! In diesem ehrwürdigen Hause, worin nur die edleren Gesinnungen aller Classen des Volks wiedertönen, fürchte ich nicht solchen nackten Ruf zu hören. Nur nach außen, woselbst die Gegner der Zehentabschaffung unermüdet thätig sind, Mißverständnisse auszustreuen und die Begriffe zu verwirren, richte ich noch ein Wort der Widerlegung."

„Ihr kargen Rechner, die ihr verlangt, der Bauer solle den Werth der Zehentbefreiung bezahlen, um derselben theilhaft zu werden, erlaubt auch hinwieder dem Bauer eine Rechnung. Er, als Rechtsnachfolger der Colonen aller frühern Jahrhunderte, bis zurück in die Zeit, worin seine Bedrückung und Unterdrückung begann, darf wohl auch mit einer Gegenforderung auftreten, er darf die Vergangenheit mit der Gegenwart in Verbindung setzen. Denn wenn er in der Eigenschaft als Grundbesitzer dauernd pflichtig ist, so wird er wohl in gleicher Eigenschaft auch dauernd berechtigt sein. Und er spricht also: „Habt Ihr im Laufe der Zeiten durch fortwährend gesteigerte Belastung mein Eigenthum geschmälert, ja selbst meine Persönlichkeit durch die unersättlichen Anmaßungen der Leibherrlichkeit erdrückt, ohne mir jemals einigen Ersatz für die mir zugefügte Beraubung zu geben: wie könnt Ihr jetzt einen solchen von mir fordern, da Ihr endlich mir einige Befreiung gönnt? — Die rohe Gewalt oder auch die ungerechte Gesetzgebung, für welche beide Ihr, als Gesammtheit, mit verantwortlich seid, hat aus einem freien Eigenthümer, der ich war, mich nach einander zum Tributpflichtigen, zum Hörigen, zum mißhandelten Knechte gemacht, sodann hat die Staatsgewalt mich, als wäre ich dennoch frei, und mir wirklich solchen Namen gebend, auch zu staatsbürgerlichen Leistungen verpflichtet, auf mein durch Herrenlast erschöpftes Besitzthum noch weitere Staatssteuern gewälzt, aus meinem Schweiß und meiner sauer erworbenen Habe zur Erleichterung der übrigen Classen den größten Theil des Gesammthaushalts bestritten, und nimmer daran gedacht, mir für so gehäufte Opfer eine Entschädigung zu reichen. Mit welcher Stirne kommt Ihr nun und wollt mir verkaufen, was Ihr mir schuldig seid, die Wiederherstellung meines Rechtszustandes?" —

„Meine Herren! Achten Sie des Verlangens der Zehentabschaffung, welches ich ausgesprochen habe im Namen von hunderttausend Gedrückten, und welches bereits die lauteste Unterstützung gefunden hat in dem kräftigen Wiederhall aus vierhundert Gemeinden. Der Tag ist gekommen, welcher ein großes Werk vollführen, welcher dem Volke die kostbarste Wohlthat gewähren, die heiß begehrte Rechtsbefriedigung endlich verleihen soll. Ein so günstiger Moment wie heute kommt vielleicht lange nicht wieder; denn das böse Princip schläft nimmer und könnte, wenn der Moment versäumt würde, leicht von entgegengesetzten Seiten Wolken aufthürmen zur Verhüllung der Hoffnungsstrahlen, in denen wir jetzt uns sonnen. Und ein Fehlschlagen der einmal geweckten Hoffnung, auf dem Wege des Gesetzes zu erringen, was einmal dem gesunden Verstande des Landvolkes als Recht erscheint, das Recht nämlich, die Frucht des eigenen Schweißes und der Vorauslagen auch für Sich Selbst zu beziehen, ohne andern Abzug, als was aus Staatsbürgerpflicht nach

gerechter Besteurung dem Staat, und was nach vorliegenden Titeln (nicht aus erdichteten) an Privatgläubiger zu entrichten ist, — ein Fehlschlagen dieser auf die heiligsten Ansprüche gestützten, vertrauend gehegten Hoffnung sage ich — könnte früher oder später zu Folgen führen, woran der Patriot und Menschenfreund nicht ohne Gram oder Schrecken denkt."

„Hiernach wiederhole ich meinen in der neunten öffentlichen Sitzung gestellten Antrag, wenigstens nach seinem Hauptinhalt, den von der Commission in Bezug auf das Detail der Ausführung beschlossenen Modificationen jedoch großentheils beipflichtend. Noch immer meine ich, die Ersatzleistung mit dem zehnfachen Betrag, zur Hälfte von den Pflichtigen, zur Hälfte vom Staat gereicht, wäre den obwaltenden Verhältnissen angemessen, ganz so wie bei den Herrenfrohnden, für deren Abschaffung durchaus keine stärkeren Gründe als für jene der Zehenten sprechen. Doch schließe ich auch für den Fall der Verwerfung einer niederen Taxation dem Antrag der Commission auf den funfzehnfachen Betrag mich an. Aber niemals könnte ich meine Zustimmung zum achtzehnfachen Betrage geben, welchen die kleine Minorität Ihrer Commission in Vorschlag brachte, und die beredtesten Darstellungen von mancher wohlthätigen Verwendung der Zehenten können meine Ueberzeugung hier nicht wankend machen. Den Zehentpflichtigen gehen jene Verwendungen, wie überhaupt alles, was ohne sein Zuthun bloß auf Seite der Zehentherren oder des Staates geschah, durchaus nichts an. Seine vernunftrechtlich anzuerkennende Schuldigkeit wird dadurch weder größer noch kleiner, und die gesetzlich geordnete Verwendung des Zehents zu Staats- oder Humanitätszwecken beweist eben am eindringlichsten seine, dem öffentlichen Recht oder der Steuerpflicht angehörige Natur."

„Eben so verwerfe ich unbedingt alles Verschieben der Ausführung, alle Vertröstung auf eine zukünftige Zeit, alle Plane der in's Lange gesponnenen Tilgung. Acht und dreißig Jahre verlangt Ihre Minorität zur Vollendung des von der Gegenwart mit Ungestüm geforderten Werks. Acht und dreißig Jahre, meine Herren! sind ein langer Zeitraum. Ein Hinhalten auf so lange, eine so tropfenweis, in fast unmerklichem Voranschreiten gewährte Rechtsbefriedigung würde weder Freude noch Dank erregen, und daher ihres Hauptzweckes völlig verfehlen. Auch wäre es ein gewagter Versuch, der da das hinfällige Leben des vom Zeitgeist verdammten Zehents noch auf eine nachfolgende Generation zu verlängern strebte. Die schnell gereichte Gabe hat einen doppelten Werth, und auch für die Pflichtigen wird die einmalige Anstrengung zur schnellen Freiheitserringung ein weit geringeres Opfer sein, als ein noch langwieriges Dahinschleppen einer wenn auch allmählig sich vermindernden Last."

„Ich fasse meinen Antrag in folgende Hauptpunkte zusammen:

1) Neubruch- und Blutzehent werden noch auf diesem Landtag unentgeltlich abgeschafft.
2) Auch die Abschaffung des alten Zehents aller Gattung werde sofort ausgesprochen, nach dem Grundsatz einer den bisherigen Zehentherrn zur Hälfte vom Staat, zur Hälfte von den Pflichtigen zu leistenden, auf das zehn-, zwölf- oder höchstens funfzehnfache des reinen Jahresertrags zu bestimmenden Entschädigung.
3) Zur Bestreitung der vom Staat zu entrichtenden Entschädigungsquote werden allererst, was von den Ueberschüssen der wirklichen Staatseinkünfte, und von Ersparnissen im Staatshaushalt nach Deckung des durch die Zehentabschaffung in der Domainencasse entstehenden Ausfalls, noch disponibel bleibt, verwendet und der Ueberrest durch eine zu contrahirende Schuld gedeckt.
4) In Bezug auf die auf dem Zehenten haftenden Lasten werde der von der Commission angenommene Grundsatz ausgesprochen.
5) Der Vollzug dieser allgemeinen Bestimmungen mittelst möglichst zu beschleunigender Liquidirung und Richtigstellung werde — so wie ja auch bei der Abschaffung der Leibeigenschaftslasten und der alten Abgaben geschah — der hohen Regierung überlassen."

„Ich habe lange gesprochen; und muß die hohe Kammer dafür um Entschuldigung bitten. Aber die Sache der Zehentholde, die ich seit 1819 mündlich und schriftlich verfochten, ist meinem Herzen theuer. Von ihrer Vertheidigung ablassen am Tage der Entscheidung wäre als Feigheit erschienen. Ich konnte nicht kürzer sein. Die Nachsicht aber, verehrte Herren und Freunde, womit Sie mich anhörten, soll mir als gute Vorbedeutung dienen. Mir ahnet ein günstiger Beschluß. Ja! wir werden heimkehren mit der Freudenbotschaft: „„Frohndsfreiheit, Zehentfreiheit!"" —

Johann Baptist Rousseau,

geboren am 31. December 1802 zu Bonn, lebte als Privatgelehrter und Mitredacteur der Oberpostamtszeitung zu Frankfurt am Main und später in verschiedenen Städten am Rhein.

Er schrieb:

Gedichte. Krefeld 1823.
Lieder vom kölner Dome. Köln 1823.
Poesieen für Liebe und Freundschaft. Hamm 1823.
Westdeutscher Musenalmanach. Hamm 1823 ff.
Buch der Sprüche. Hamm 1824.
Das niederrheinische Musikfest von 1824. Köln 1824.
Aachener Modenzeitung. 1825 ff.
Michel Angelo. Trauerspiel. Aachen 1825.
Hermione (mit H. Schulz). Hannover 1827 ff.
Göthe's Ehrentempel. 2 Thle. Hamm 1827—28.
Spiele der Muse. 2te Aufl. Frankf. 1829.
Bernsteine. Dichtungen und Novellen. Frankf. 1831.
Kunststudien. München 1834.
Dramaturgische Parallelen. 1r Bd. München 1834.
Poetische Reisetabletten aus Italien, Tyrol, Deutschland, dem Elsaß und der Schweiz. Frankfurt 1836.

Innigkeit, Reichthum der Bilder, Herrschaft über Sprache und Form und Lebendigkeit der Darstellung haben seinen Productionen und vorzüglich mehreren seiner lyrischen Poesieen viele Freunde verschafft. Minder bedeutend sind seine ästhetischen und litterarhistorischen Leistungen.

Rubyn, s. Minnesinger.

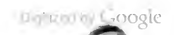
Rudolph der Schreiber, s. Minnesinger.

Karoline Christiane Luise Rudolphi,

geboren im Jahre 1754 zu Berlin, verlebte ihre erste Jugendzeit in ihrer Vaterstadt, war dann mehrere Jahre Gouvernante und stiftete hierauf eine eigene weibliche Erziehungsanstalt zu Hamm bei Hamburg. Im Jahre 1803 verlegte sie dieses Institut nach Heidelberg, wo sie am 15. April 1811 starb.

Sie ist Verfasserin folgender Schriften:

Gedichte. 2te Aufl. 1817. 2 Sammlungen.
Neue Sammlung von Gedichten. Leipz. 1796.
Gedichte. Berlin 1798.
Gemälde weiblicher Erziehung. Heidelb. 1807. 2 Thle. 2te Aufl. 1816.



Für die Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend hat K. R. zu ihrer Zeit sehr günstig gewirkt, da sie nicht allein den Geist, sondern vor Allem auch das Herz ihrer Zöglinge zu pflegen und zu veredeln bemüht war. Dieses Streben leuchtet vorzüglich auch in ihrem letztgenannten Werke hervor, nur daß sie hier mitunter die Verhältnisse etwas zu sentimental und idealisirt auffaßt und behandelt; es enthält jedoch einen Schatz von reichen und feinen Bemerkungen. Ihre Gedichte zeichnen sich durch tiefes Gefühl, Wahrheit der Empfindung und eine sehr gebildete Sprache vortheilhaft aus.

Danklied*).

Halleluja! bringet Ehre,
Preis und Ruhm, ihr Jubelchöre,
Ihr Beseligte des Herrn.
Bringet Ruhm, ihr Erdensöhne,
Singet eure Jubeltöne;
Er, der Herr, beglückt uns gern!

Sollten wir dem Herrn nicht singen,
Ihm nicht Freudenopfer bringen?
Er erschafft und er erhält!
Tief im Staub verehrt ihn! Kinder,
Kinder heißt er uns, uns Sünder;
Er ist Vater seiner Welt!

Zwar sein Thron steht unerschüttert,
Und die weite Schöpfung zittert
Tief gebeugt vor ihrem Herrn.
Wenn gleich unsre Lieder schweigen
Seht die Millionen Zeugen;
Laut verkünden sie den Herrn!

Aber unsre Seelen heben
Sich zum Glück der Engel, leben
Schon des Himmels Leben hier.
Welche göttlich hohe Freuden,
Welche Tröstungen im Leiden,
Welche Ruhe fühlen wir!

Wenn der Geist zu ihm sich waget,
Ein Gedank' dem andern saget:
Er ist Vater seiner Welt;
Stillentzückend dem Gemüthe
Dann die Fülle seiner Güte
Sich zum großen Zeugen stellt!

Naht euch zu ihm, seine Kinder!
Zittert nicht, seid ihr gleich Sünder,
Sünder ihr, — die Lieb' ist er!
Denkt den göttlichen Gedanken,
Fühlt die Wonne, ihm zu danken;
Groß und gnädig ist der Herr!

Halleluja! bringet Ehre,
Preis und Ruhm, ihr Jubelchöre,
Ihr Beseligte des Herrn.
Bringet Ruhm, ihr Erdensöhne,
Singet eure Jubeltöne;
Er, der Herr, beglückt uns gern!

Friedrich Rückert,

im Jahre 1789 zu Schweinfurt geboren, studirte in Jena Philologie und Belletristik, wurde 1811 Privatdocent daselbst, ging 1814 nach Stuttgart und übernahm bis 1816 die Redaction des Morgenblattes. Im Jahre 1817 reiste er nach Italien und ließ sich dann in Koburg als Privatgelehrter nieder, bis er 1826 als Professor der orientalischen Sprachen einen Ruf nach Erlangen erhielt, wo er gegenwärtig noch lebt. Als Dichter führt er den pseudonymen Namen Freimund Raimar.

Schriften:

Deutsche Gedichte. Heidelberg 1814.
Napoleon. Politische Komödie. 2 St. Tüb. 1816—18.
Kranz der Zeit. Tübingen 1817, 2 Bde.
Oestliche Rosen. Leipzig 1821.
Frauentaschenbuch. Leipzig 1821 ff.
Amaryllis. Ländl. Gedicht. Frankf. 1825.
Die Verwandlungen des Abu Said von Serug. 1r Th. Stuttgart 1826. N. A. Stuttg. 1837, 2 Bde.
Nal und Damajanti. Indische Geschichte. Frankfurt 1828.
Der Dienst der Athene. Hildburghausen 1829.
Schi-King. Chinesisches Liederbuch 2c. Altona 1833.
Gesammelte Gedichte. 2te Aufl. Erlangen 1834—39, 6 Bände.
Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten. Stuttgart 1837, 2 Bde.
Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. Berlin 1837. 2 Bde. N. A. 1840. 1 Bd.
Die Weisheit des Brahmanen. Leipzig 1836—39. 6 Bdchen.
Rostem und Suhrab. Erlangen 1837.
Erlanger Musenalmanach. Erlangen 1838.
Leben Jesu. Stuttgart 1839.
Einzelne Gedichte in Taschenbüchern, Zeitschriften u. s. w.

Sehr treffend ist R. von Menzel in seinem Werke, die deutsche Litteratur, 2te A. Th. IV. S. 184 mit folgenden Worten charakterisirt worden: „Einer der kräftigsten Dichter jener Zeit (des Befreiungskrieges nämlich) war Friedrich Rückert, der unter dem Namen Freimund Raimar geharnischte Sonette und kühne Freiheitslieder sang. Doch er jubelte nicht nur, er drückte auch den tiefsten Schmerz über die Schande aus, die dem Siege vorherging. Seine Klagen sind noch erhabener, als seine Triumphlieder. — Später hat Rückert das Schwert an die Wand gehangen und ist hinausgegangen, sich des gewonnenen Friedens zu freuen, in den Garten unter die Blumen, und in jeder Knospe ging ihm ein neues Lied auf, und unendlich mehrten sich die Blumen und die Lieder und träumend ging der Dichter auf dem Blumenpfade fort und kam in ein wunderbares Land mit fremder, Alles überwuchernder Vegetation, und wieder in ein anderes, und Persien, Indien, China streuten ihren tausendfarbigen Blumenregen über ihn aus, und jede Blume wird ihm wieder zum Liede, und seine Feder, wie die des Simurg, wird nicht müde, uns das Liebliche zu schreiben. — — Ist wohl der Dichter glücklicher zu preisen, der, wie Göthe, nichts ohne Ueberlegen und kühle Besonnenheit schreibt, oder der andere, der wie F. R. sich gern gehen läßt? Die Natur wollte Beides, darum hat sie Beides zugelassen. Ohne jenes sichere Bewußtsein dessen, was man thut, ohne die schärfste und kritischeste Handhabung des Meißels, wären jene Werke unmöglich, die man classisch nennt, und deren es zu allen Zeiten einige wenige gegeben hat; aber ohne diese kindliche Hingebung an die erste poetische Aufwallung des Gemüthes wäre auch jene romantische Naivetät unmöglich, die uns die tiefsten und schönsten Geheimnisse der menschlichen Seele unwillkürlich enthüllt. Fast alle Dichter gehören der einen oder andern der hier bezeichneten Gattungen an, und Shakspeare allein, von dem man sagen kann, daß er die Vorzüge beider wunderbar in sich vereinigt, steht eben deshalb auch über beiden. — Rückert hütet sich nicht, überläßt sich dem Strome seiner Empfindungen, Gedanken und Bilder, und läßt seine Blumen ohne Wahl in einer lieblichen Unordnung aufblühen. Seinem reichen und üppig duftenden Garten scheinen nur Wege und eine Scheere zu fehlen, die blühende Vegetation hat Alles wild überwuchert: aber ist das nicht eben das wahre menschliche Gemüth? Kann auch die tropische Sonne in des Dichters Brust eine wohlgezirkelte

*) Aus Karol. Rudolphi's Gedichten.

französische Gartenanlage matt beleuchten, muß sie nicht vielmehr in einer holden Wildniß, wie in einem Urwald Brasiliens, Blume auf Blume aus dem dunkeln Traumschlaf am uralten Baume wecken? Diese Dichtungsweise, uralt wie die Natur, zuerst in Indien und Persien, dann in der schwäbischen Minnezeit mit dem geistigen Frühling der Völker erwacht und gepflegt, hat in der neuesten Zeit, wenn nicht mehr ganz den eigenthümlichen Hauch der wildfreien Natur, doch noch prachtvollere Blüthen künstlich aufgetrieben. An Bilder- und Gedankenfülle übertrifft in dieser Weise F. R. alle Neueren, ja der Blumengeist in ihm verwandelt sogar in Reim, Assonanz und Alliteration die Sprache selbst in einen ungeheuern Blumenwald. Kein Dichter hat die Sprache je in diesem Grade in der Gewalt gehabt. Er spielt mit den größten Schwierigkeiten und begeht nicht selten den Fehler, sie ohne Noth aufzusuchen, um nur das Vergnügen zu haben, sie zu besiegen. —

Liebesfrühling*).

Erster Strauß.

I.

Unvergleichlich blüht um mich der Frühling,
In die Fenster schlagen Nachtigallen,
Heiter blickt der Himmel her, die Sonne
In das Stübchen, wo ich sitz' und dichte.
Mehr, als Blumen im Gefilde, sprossen
Lieder täglich unter meiner Feder.
Und vom Flore meiner Blätter blick' ich
Zwischenhin auf den des Frühlings draußen,
Lächl' ihm zu und seh' ihn wieder lächlen.
Jeder von uns beiden scheint zufrieden
Mit sich selbst und mit dem andern, jeder
Thut und läßt den andern thun das Seine.
Und, den Tag lang dichtend, denk' ich immer
An den Abend, wo, zu süßen Tagwerks
Süßem Lohn, ich gehe zu der Guten,
Die mit treuer anspruchloser Neigung
Mich beglückt, wie ich es nie mir träumte.
Hab' ich doch allein für sie gedichtet,
Wie der Frühling sich für sie nur schmückte.
Und sie freut sich meiner Liebesblüthen,
Wie der Kränze, die der Lenz ihr bietet,
Theilt ihr Lächeln zwischen beiden Freunden,
Die einander nicht den Antheil neiden.
Lieben, dichten und den Frühling schaun,
Dichten und den Frühling schaun und lieben —
Giebt es einen angenehmern Kreislauf,
Als in dem ich spielend mich bewege?
Und, den süßen Kelch mir scharf zu würzen,
Rascher zum Genuß mich aufzufordern,
Steht der Abschied winkend in der Ferne.
Näher treten seh' ich ihn bedeutsam,
Sprechend: alles dieses mußt du lassen.
Wie das Leben schön ist, weil es endet,
Wie die Jugend lieblich, weil sie fliehet,
Wie die Rose reizend, weil sie welket;
So empfind' ich heut' ein Glück gedoppelt,
Das mir morgen schon der Tod will rauben.
Angefangne Lieder möcht' ich enden,
Doch unendlich quellen sie im Herzen.
Rosenknospen möcht' ich noch im Garten
Sich zur Blüth' erschließen sehn und brechen.
Und die Sonne dieser tiefen Augen,
Die mit jedem Blick von Seelentreue,
Ew'ger Fülle der Empfindung sprechen,
Möcht' ich ganz noch in die Seele trinken.
Laß, o Herz, dich nicht vom Drang verwirren,
Sondern nimm, was du noch darfst, besonnen:
Diese ungebornen Lieder alle,
All die Hoffnung dieser Rosenknospen,
Diesen Frühling, diesen Liebeshimmel,
All dies Glück, o fass' es, wenn du scheidest,
In ein liebendes Gefühl zusammen,
Nimm es mit! wer kann's der Seele rauben?
Die Erinnrung wird davon sich nähren,
Wenn die Gegenwart die süße Nahrung
Dir versagt, woran dein Herz gewöhnt ist.
Phantasie und Liebe, deren Flügel
Nicht der Zeit, der Räume Trennung achtet,
Wird, wo du auf öden Steppen weilest,
Jeden Augenblick zurück dich tragen
In das Paradies, das du verlassen.

II.

Ich hab' in mich gesogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er, der Welt entflogen,
Hier in der Brust mir blieb.

Hier sind die blauen Lüfte,
Hier sind die grünen Aun,
Die Blumen hier, die Düfte,
Der blühnde Rosenzaun.

Und hier am Busen lehnet
Mit süßem Liebesach
Die Liebste, die sich sehnet
Den Frühlingswonnen nach.

Sie lehnt sich an, zu lauschen,
Und hört in stiller Lust
Die Frühlingsströme rauschen
In ihres Dichters Brust.

Da quellen auf die Lieder
Und strömen über sie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.

Und wie sie, davon trunken,
Umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt ein Frühlingstraum.

III.

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn', o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!
Du bist die Ruh, du bist der Frieden,
Du bist der Himmel mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir werth,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein beßres Ich!

IV.

Meinen Geist vermähl' ich deiner Seele,
Wie die Welt vermählet Mann und Weib.
Ewig lebt das Paar, das ich vermähle;
Sinke dann ins Grab der morsche Leib.
Eile freudig deine Braut zu schmücken,
Dichtergeist, entflammter Bräutigam!
Theil', o Braut, des Bräutigams Entzücken,
Und er theile deinen stillen Gram!
Geist, durch Höll' und Himmel einst verschlagen!
Diese Kette hat dir noth gethan.
Seele du, versunken im Entsagen!
Dieser Flügel trägt dich himmelan.
Lebet in einander, o ihr beiden,
Geist beseelt, begeistet Seele du!
Was Gott fügte soll der Mensch nicht scheiden,
Und dem Bund sah Gott vom Himmel zu.

V.

O mein Stern!
Nah und fern
War mir mancher holde Stral erschienen;
Doch ich fand
Unbestand,
Und die Treu' allein in deinen Mienen.
O mein Stern,
Den ich gern
Lass' in meines Herzens Tiefe schauen!
Dir allein
Meine Pein,
Dir allein will ich mein Weh vertrauen.

*) Aus Rückert's Gedichten. I. Th.

O mein Stern!
Zu dem Herrn
Fleh' ich, der mir diesen Stral beschieden,
Daß er mich
Sanft durch dich
Führ aus meinem Kampf zu seinem Frieden.
O mein Stern,
Der vom Herrn
Mir an des Gemüthes Himmelsbogen
Ward gesetzt,
Ungenetzt
Von dem Gischte sturmbewegter Wogen!
O mein Stern,
Der sich gern
Her zum Aufruhr meiner Seele neiget,
Eine Bahn
Diesem Kahn
Durch die Nacht und durch die Klippen zeiget!
O mein Stern,
Soll ich fern
Deinen sänftigenden Stralen schreiten?
Doch verspricht
Mir dein Licht,
Mich auf allen Pfaden zu begleiten.

VI.

Die Liebste sprach: Wie dankbar einen Arzt man liebt,
Der Heilung oder Hoffnung nur der Heilung giebt,
So liebt man einen Dichter auch für einen Sang,
Der wie ein Hoffnungsstral des Heils aus Himmeln drang,
So schlägt ihm dankbar manches Herz, das er nicht kennt,
So fühlt ihn manches, das von ihm die Ferne trennt.
Und wol entschäd'gen muß ihn diese stille Lieb',
Ob ihm die Welt den Dank des Liedes schuldig blieb.

VII.

Die Liebe sprach: In der Geliebten Blicke
Mußt du den Himmel suchen, nicht die Erde,
Daß sich die beßre Kraft daran erquicke,
Und dir das Sternbild nicht zum Irrlicht werde.
Die Liebe sprach: In der Geliebten Auge
Mußt du das Licht dir suchen, nicht das Feuer,
Daß dir's zur Lamp' in dunkler Klause tauge,
Nicht dir verzehre deines Lebens Scheuer.
Die Liebe sprach: In der Geliebten Wonne
Mußt du die Flügel suchen, nicht die Fesseln,
Daß sie dich aufwärts tragen zu der Sonne,
Nicht niederziehn zu Rosen und zu Nesseln.

VIII.

Ich war ein Bettler und bin ein Reicher geworden,
Solch einen Schatz hab' ich gefunden.
Ich war ein Sklave und bin ein König geworden,
Solch einen Thron hab' ich gefunden.
Ich war ein Verlorner und bin ein Sel'ger geworden,
Solch einen Himmel hab' ich gefunden.
Der Schatz, den ich errungen habe,
Der liegt in eines Weibes Brust.
Der Thron, den ich erschwungen habe,
Ist ihres Busens reiche Lust.
Der Himmel, den ich ersungen habe,
Deß bin ich mir in ihr bewußt.

IX.

Glaub' es, holdes Angesicht,
Glaub' es nur und zweifle nicht,
Daß die Schätze, deren Glanz
Dich noch blendet, dein sind ganz!
Fühl' es recht in deinem Sinn,
Daß ich ganz dein eigen bin,
Mit dem Besten, was ich habe,
Mit der reichen Liedergabe,
Die der Himmel mir gegeben
Nur zum Schmucke deinem Leben.

X.

Dein Leben war mir schmucklos vorgekommen,
Ich glaubte mich berufen, es zu schmücken.
Erst schien der schöne Schmuck dich zu beglücken,
Dann kam mir's vor, als mach' er dich beklommen.
So sei der Schmuck dir wieder abgenommen;
Was soll er deinen zarten Busen drücken?
Und unbarmherzig will ich ihn zerstücken;
Dient er dir nicht, wozu könnt' er mir frommen?
Doch du erholst dich schon von deinem Zagen,
Du fühlst dich stark, den Himmel meiner Lieder
Nun auf dem Atlas deiner Brust zu tragen.
Die Sonnen, die Plejaden zieh' ich nieder,
Und schmiegen will sich auch mit Wohlbehagen
Der Mond als Spang' um deine süßen Glieder.

XI.

Glaub' nur, weil ich von dir gehe,
Nicht, daß darum es geschehe,
Weil ich such' ein schönres Glück, als hier!
Eben darum, weil ich keines
Such' im Stral des Sonnenscheines,
Eben darum geh' ich fort von dir.

XII.

Ein Geliebtes leiden lassen,
Stiller Neigung widerstehn;
Was ans Herz du möchtest fassen,
Dem mit Frost ins Auge sehn!

O der Qual, die ich empfunden,
Die ich dich empfinden ließ,
Als ich mich dem Band entwunden,
Das den Himmel mir verhieß.

XIII.

Klage nicht, daß ich von dir
Gehe, denn ich bleibe hier;
Ja, indem mein Leib verreist,
Bleib' ich hier mit meinem Geist,
Bleib' ich hier mit meiner Liebe,
Ja, mit jedem Wurzeltriebe,
Den auf ewig tief genug
Meine Seel' in deine schlug.
Soll der süße Trieb dir Klagen — ?
Nein, es soll nur Lust — dir tragen.
Wenn er so dich kränken wollte,
Der dich so beglücken sollte,
Bät' ich Gott: von ihrem Herzen
Nimm den herben Trieb der Schmerzen!
Doch der Himmel der hat lassen
So den Trieb hier Wurzel fassen,
Wird ihn lassen nicht verwildern,
Sondern so ihn lieblich mildern,
Daß er trag' in deiner Brust
Dornenlose Rosenlust.

XIV.

Sind dir Flügel nicht verliehn
Mir in's Ferne nachzuziehn?
Sind doch Flügel mir gegeben,
Dich aus Fernen zu umschweben.

Denke, daß mein Dichtergeist
Ungesehn dich hier umkreist,
Dir in diese stillen Räume
Führend Schaaren holder Träume?

Wenn dich grüßt ein Sonnenstral
Oder eine Blum' im Thal,
Denke, — daß es dich erquicke —
Daß der Freund den Gruß dir schicke!

Wenn es in den Lauben rauscht,
Wo der Freund dir einst gelauscht,
Denke, — daß es dich berausche —
Denke, daß ich noch dir lausche!

An den Stellen lieb und traut,
Wo in's Aug' ich dir geschaut,
Wo du mir in's Auge schautest
Und mir ganz dein Herz vertrautest;

Wo der Freund nicht bei dir sitzt,
Sitzt sein Angedenken itzt.
Laß es nicht auf Dornenspitzen,
Sondern weich auf Rosen sitzen!

Wenn du denkest, daß im Raum
Blüht um mich dein Liebestraum,
Wenn du denkest, daß auf's neue
Ich durch dich der Welt mich freue;

O so wirst du auch dich scheun,
Anders als dich mein zu freun;
Heiter unter Blüthenbäumen
Wirst von deinem Dichter träumen.

XV.

Herr Gott! einen Engel
In dem Lande der Mängel,
Einen selig geschmückten,
Doch zum Staube gedrückten,
Einen unerkannten
Himmelsabgesandten,
Den du herabgesendet,
Und der zu dir gewendet
Blickt auf zu allen Stunden,
Hab' ich allhier gefunden,
Habe mich ihm gesellet,
Mich ihm zu Dienst gestellet
Mit meiner Liedergabe,
Die auch von dir ich habe.
Ich hab' ihn mit Liebkosen
Gestreut auf die Pfade Rosen,
Ich habe mit meinen Tönen
Sein Leben wollen verschönen,
Mit freundlichen Himmelsbildern
Der Erde Rauhheit mildern.
Der Engel hat angenommen
Meine Dienste, die frommen,
Er schien sich zu erfreuen
An seines Dieners Treuen;
Vor meines Liedes Fächeln
Scheint ihm die Welt zu lächeln;
Es macht ihm still Entzücken,
Wie schön ich ihn kann schmücken.
Herr Gott! laß diesen Engel,
Diesen Lilienstengel,
Blühen in deinem Thaue,
Zum Schmuck der Erdenau:!
Gieb ihm heitere Mienen,
Und mir gieb, ihm zu dienen
Zu einem Frühlingshauche,
Dem er zu zittern nicht brauche,
Dem er mit leisem Schwanken
Das leise Spiel mag danken!
Nicht hab' ich gelebt vergebens,
Wenn dieses Engellebens
Gesenkte Blüthen nach oben
Durch meinen Hauch sich hoben.
Herr Gott! wenn diesen Engel
Aus dem Lande der Mängel
Du einst zum Himmel rufest,
Für welchen du ihn erschufest;
Laß um des Dienstes willen,
Den ich ihm weiht' im stillen,
O laß mich, um der stillen
Liebe des Engels willen,
O laß mich ohne Bangen
Mit ihm hinauf gelangen,
Vor deinem Thron vertreten
Von seinen Herzgebeten!

XVI.

Sie sprach: Versagt ist mir ein glänzend Glück;
Doch wie mich jedes kleinste Flitterstück,
Das mir zum Schmuck, zum Spiel fiel in die Hand,
Freu'n kann, mein Freund! o wär' es dir bekannt!
Wie eine Erstlingsblum' im Garten heut,
Und morgen einer Freundin Gruß mich freut;
Der Vogel, der mir guten Morgen singt,
Der Bote, der von fern den Gruß mir bringt;
Ob Morgens mir ein Hausgeschäft gelang,
Und ob ich Abends that um's Thor den Gang;
Ob ich zur guten Stund' in gutem Buch
Fand einen meiner Seel' entschriebnen Spruch;
Und ob mein Innres sich in deinem Lied,
Wie in dem Spiegel, der verschönert, sieht —
Ein Wort, ein Blick, ein Hauch, ein Sonnenstral,
Die einzlen Freudenfunken ohne Zahl,
Sie alle samml' ich still an einem Platz,
Und stets im Wachsen ist mein kleiner Schatz.
Ich sprach, indem ich in den Arm sie schloß:
Du nennst die Schätze klein und fühlst sie groß.
Wer raubt dir das, was du so fühlest dein?
Wie freut es mich, davon ein Theil zu sein!
Nie sei von unzufriednem Weltgewühl
Gestört dein sichres Eigenthumsgefühl!
Wenn eitle Größ' in Schutt und Trümmer fällt,
Bau ruhig dir aus Kleinem deine Welt,
Weil stillen Elementen nur, die nächst
Zusammen treten, jedes Ganz' entwächst!
So flicht der Himmel seinen ew'gen Kranz
Aus vieler unscheinbaren Sterne Glanz.
So sieht aus Demantsplittern wol zuletzt
Ein Stralenring zusammen sich gesetzt.
So webt aus einzlen kleinen Blumen nur
Auch ihren Frühlingsteppich die Natur.

XVII.

Abends wo im Zimmer
Um uns Andre sind,
Still zum Fenster immer
Folg' ich meinem Kind;
Und zum Himmel ferne
Schaun wir, wo die Sterne
Helle Liebesaugen sind.
O wie sie erbaulich
Auf ins Dunkel schaut,
Sich an mich vertraulich
Lehnet ohne Laut. —
„Was ich ohne Grauen
Dir nicht darf vertrauen,
Sei von Sternen dir vertraut!
Sternenblicke sagen
Dein und mein Geschick,
Und nicht niederschlagen
Darfst du deinen Blick:
Ja! nicht mehr zu retten,
Fühl' ich schon die Ketten
Deiner Arm' um mein Genick.

XVIII.

So wahr die Sonne scheinet,
So wahr die Wolke weinet,
So wahr die Flamme sprüht,
So wahr der Frühling blüht;
So wahr hab' ich empfunden,
Wie ich dich halt' umwunden:
Du liebst mich, wie ich dich,
Dich lieb' ich, wie du mich.
Die Sonne mag verscheinen,
Die Wolke nicht mehr weinen,
Die Flamme mag versprühn,
Der Frühling nicht mehr blühn!
Wir wollen uns umwinden
Und immer so empfinden:
Du liebst mich, wie ich dich,
Dich lieb' ich, wie du mich.

XIX.

Ich lade dich, Geliebter,
Heut Abend auf ein Schach.
Leicht wirst du matt mich machen,
Ich fühle schon mich schwach.
Wie hat es mich, Geliebter
Das erstemal ergetzt,
Da mir ein Zug gelungen,
Und ich dich matt gesetzt!
Es ward mir fast zu lange,
Mich stets zu sehn besiegt;
Du hast auch gar zu ernstlich
Die Schülerin bekriegt.
Drum fühlt' ich seit der Stunde
Ein süßes Obgewicht:
Du warst mir überwunden,
Ich war es fürder nicht.
Jetzt brauch' ich mich mit Stolze
Zu waffnen gar nicht mehr;
Besiegt mich zu bekennen,
Fällt, Liebster, mir nicht schwer.

XX.

Ich frage meine Herzgeliebte,
Wie mancher wol vor mir sie liebte,
Wie manchen sie vor mir geliebt;
Worauf sie mir zur Antwort giebt:
Wenn das, wie du mich liebst, ist Liebe,
Wenn Lieb' ist das, wie ich dich liebe,
So hab' ich keinen noch geliebt,
So hat mich keiner noch geliebt.

XXI.

Sie sprach: Wann du von hier
Nun bist, mein Freund, gegangen,
Und meine Arm' an dir
Nichts haben zu umfangen;

So sei mir diese Hand,
Gewöhnt einst dich zu streicheln,
Auf ein Geschäft gewandt,
Das meinem Gram mag schmeicheln.
Ich sprach: Was willst du thun?
Sie sprach: Mit stillem Fleiß
Für dich arbeiten nun
Das schönste, was ich weiß.
Ich sprach: Was soll es geben?
Sie sprach: Ein Band vielleicht.
Ich sprach: Wozu, mein Leben?
Sie sprach: Der Freund entweicht.
So will ich nach ihm schicken
Ein Band, das fern von hier
Für mich ihn soll umstricken.
Ich sprach: So wehe mir:
Und soll ich denn entbunden
Nie meiner Ketten sein?
Den Armen hier entwunden,
Holt dort das Band mich ein.

XXII.

Ich sehe, wie in einem Spiegel,
In der Geliebten Auge mich;
Selbst vor mir ist jedes Siegel,
Das mir verbarg mein eignes Ich.
Durch deinen Blick ist mir durchsichtig
Mein Herz geworden und die Welt;
Was in ihr wirklich und was nichtig,
Ist vor mir ewig aufgehellt.
So wie durch meinen Busen gehet
Hier deines Herzens stiller Schlag,
So fühl' ich, was die Schöpfung drehet
Vom ersten bis zum jüngsten Tag.
Die Welten drehn sich all um Liebe,
Lieb' ist ihr Leben, Lieb' ihr Tod;
Und in mir wogt ein Weltgetriebe
Von Liebeslust und Liebesnoth.
Der Schöpfung Seel' ist ew'ger Frieden,
Ihr Lebensgeist ein steter Krieg.
Und so ist Friede mir beschieden,
Sieg über Tod und Leben, Sieg.
Ich spreche still zur Lieb' im Herzen,
Wie Blume zu der Sonne Schein:
Du gieb mir Lust, du gieb mir Schmerzen!
Dein leb' ich und ich sterbe dein.

XXIII.

Die gute Nacht, die ich dir sage,
Freund, hörest du;
Ein Engel, der die Botschaft trage,
Geht ab und zu.
Er bringt sie dir, und hat mir wieder
Den Gruß gebracht:
Dir sagen auch des Freundes Lieder
Nun gute Nacht.

XXIV.

Ich frage, wer zuerst geliebt,
Ich oder sie, die mir mich giebt,
Und die von mir sich hat empfahn,
Die ich nicht unterscheiden kan
Von mir; wie soll ich unterscheiden,
Wer da zuerst geliebt von beiden?
Es war einmal die Blum' im Thal,
Und in den Lüften war der Stral.
War für die Blume Stral erglüht?
War Blume für den Stral erblüht?
Zusammen waren sie geflossen,
Und die Vermählung war geschlossen.
Es war ein einz'ger Augenblick
Und bleibt ein ewiges Geschick.

XXV.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat sich in's Meer zu verlieren gemeint.
Die Muschel kam und schloß sie ein:
Du sollst nun meine Perle sein.
Du sollst nicht vor den Wogen zagen,
Ich will hindurch dich ruhig tragen.
O du mein Schmerz, du meine Lust,
Du Himmelsthrän' in meiner Brust!
Gieb, Himmel, daß ich in reinem Gemüte
Den reinsten deiner Tropfen hüte!

XXVI.

Die Stunde sei gesegnet,
Wo ich dir bin begegnet,
Wenn diese Liebe Lust
Dir weckt in stiller Brust,
Wie Thau auf Blumen regnet!
Der Stunde sei geflucht,
Wo ich dein Herz gesucht,
Wenn in dir diese Liebe
Statt milder Freudentriebe
Soll tragen herbe Frucht! —
Gesegnet ist die Stunde,
Sprach sie mit süßem Munde,
Mir ist kein Weh geschehn;
Den Himmel fühl' ich stehn
In meines Herzens Grunde.

XXVII.

Beseligt sein und selig tief empfinden,
Wie du, beseliget, beseligest;
Herz, laß dir das Bewußtsein nie entwinden,
Fest halt' es, wie im Arm die Liebste, fest!

XXVIII.

Sie sprach: Nur aus dem Vaterland nicht reisen!
Ich sprach: Dein Busen ist mein Vaterland;
Und wenn du mich nicht wirst daraus verweisen,
So geh' ich nie aus meinem Vaterland.
Und ging' ich unter fremdem Himmelskreisen,
Ich bleibe doch in meinem Vaterland.
Stets bleibt mein Geist, wo ich auch geh' auf Reisen,
In deinem Busen, seinem Vaterland.

XXIX.

Da mir einst die Zukunft fehlte,
Ging die Lieb' auf irrer Spur;
Zu betäuben, was mich quälte,
Mich berauschen konnt' ich nur.
Nun ist hell die Zukunft offen,
Und mein Glück ist nicht ein Rausch;
O wie konnt' ich dieses hoffen!
Ewig währt der Seelentausch.

XXX.

Liebster! nur dich sehn, dich hören
Und dir schweigend angehören;
Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Busen dir erwarmen,
Nicht dich küssen, nicht dich fassen —
Dieses alles kann ich lassen,
Nur nicht das Gefühl vermissen,
Mein dich und mich dein zu wissen.

XXXI.

Wenn du auch nicht mehr mich liebtest,
Doch dich lieben wollt' ich noch.
Wenn du eine andre liebtest,
Noch dich lieben wollt' ich doch.
Nur daß ich auch diese liebte,
Weil du sie, weil sie dich liebte,
Das ist meinem Sinn zu hoch.

XXXII.

Wenn ein Wort die Liebste spricht,
Fühl' ich oft so tief es nicht;
Oder auch im Lustgefühle
Fühl' ich nicht, wie tief ich's fühle.
Aber wann ich bin allein,
Stellt das stille Wort sich ein;
Und wie es erblüht als Lied,
Staunet mein Gemüth und sieht:
Daß sie tiefer fühlt und lichter,
Dichterischer, als ihr Dichter;
Nur das Wort ist Poesie,
Das sie spricht, und andres nie.

XXXIII.

Die reichste möcht' ich sein,
Mein Freund, für dich allein,
Die schönste unter allen,
Mein Freund, dir zu gefallen.

Ich sprach: und liebst du mich?
Sie sprach: was fragst du? sprich!
Ich sprach: wenn du mich liebst,
Wie du zu sehn mir giebst,
So bist du schön und reich,
Daß keine dir ist gleich.
Dein liebendes Gemüthe
All eine Schönheitsblüthe,
Dein Herz an jedem Platz
Für mich ein ew'ger Schatz;
Du bist die reichstbegabte,
Ich bin der tiefstgelabte,
Du bist die schönstgeschmückte,
Ich bin der höchstbeglückte.

XXXIV.

Ein Obdach gegen Sturm und Regen
Der Winterzeit
Sucht' ich, und fand den Himmelssegen
Der Ewigkeit.
O Wort, wie du bewährt dich hast:
Wer wenig sucht, der findet viel.
Ich suchte eine Wanderrast,
Und fand mein Reiseziel.
Ein gastlich Thor nur wünscht' ich offen,
Mich zu empfahn,
Ein liebend Herz war wider Hoffen
Mir aufgethan.
O Wort, wie du bewährt dich hast:
Wer wenig sucht, der findet viel.
Ich wollte sein ihr Wintergast,
Und ward ihr Herzgespiel.

XXXV.

Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Ihm schlug beklommen
Mein Herz entgegen.
Wie konnt' ich ahnen,
Daß seine Bahnen
Sich einen sollten meinen Wegen?

Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen.
Nahm er das meine?
Nahm ich das seine?
Die beiden kamen sich entgegen.

Er ist gekommen
In Sturm und Regen.
Nun ist entglommen
Des Frühlings Segen.
Der Freund zieht weiter,
Ich seh' es heiter,
Denn er bleibt mein auf allen Wegen.

XXXVI.

Der Frühling ist gekommen,
Der Freund hat Abschied genommen,
Nun wird der Lenz auch scheiden,
Daß mich verlassen die beiden.

Ach, wenn der Frühling bliebe,
So flöh' auch nicht die Liebe;
Und müßte Liebe nicht ziehen,
So müßte der Lenz nicht fliehen.

Mein Herz! wenn ewig die Liebe
Und ewig der Frühlig bliebe,
So wär' der Himmel auf Erden,
Der uns erst dort soll werden.

XXXVII.

Liebste, was kann denn uns scheiden?
Kann's das Meiden?
Kann uns Meiden scheiden? Nein.
Ob wir uns zu sehn vermieden,
Ungeschieden
Wollen wir im Herzen sein.
Mein und dein,
Dein und mein,
Wollen wir, o Liebste, sein.

Liebste, was kann denn uns scheiden?
Wald und Haiden?
Kann die Fern' uns scheiden? Nein.
Unsre Lieb' ist nicht hienieden;
Ungeschieden
Wollen wir im Himmel sein.
Mein und dein,
Dein und mein,
Wollen wir, o Liebste, sein.
Liebste, was kann denn uns scheiden?
Glück und Leiden?
Kann uns beides scheiden? Nein.
Sei mir Glück, sei Weh beschieden,
Ungeschieden
Soll mein Loos von deinem sein.
Mein und dein,
Dein und mein,
Wollen wir, o Liebste, sein.
Liebste, was kann denn uns scheiden?
Haß und Neiden?
Kann die Welt uns scheiden? Nein.
Niemand störe deinen Frieden!
Ungeschieden
Wollen wir auf ewig sein.
Mein und dein,
Dein und mein,
Wollen wir, o Liebste, sein.

XXXVIII.

Liebster, deine Worte stehlen
Aus dem Busen mir das Herz.
O wie kann ich dir verhehlen
Meine Wonne, meinen Schmerz!
Liebster, deine Töne ziehen
Aus mir selber mich empor.
Laß uns von der Erde fliehen
Zu der sel'gen Geister Chor!
Liebster, deine Saiten tragen
Durch die Himmel mich im Tanz.
Laß um dich den Arm mich schlagen,
Daß ich nicht versink' im Glanz!
Liebster, deine Lieder wanken
Mir ein Stralenkranz um's Haupt.
O wie kann ich dir es danken,
Wie du mich so reich umlaubt!

XXXIX.

Liebste, süß ist die Verschwendung,
Und Verschwendung ist das nicht.
Das ist meine Himmelssendung:
Um dich spielen im Gedicht.
Liebste, nur in deinem Busen,
Auf dem goldnen Liebesthron,
Sitzen meine Himmelsmusen,
Nicht auf ird'schem Helikon.
Liebste, nur von dir genommen,
Das dich blendet, ist das Licht.
Wie sie hier zurück dir kommen,
Kennst du deine Schätze nicht.
Liebste, mir zu tausend Liedern,
Schöneren, als diesen doch,
Unter deinen Augenliedern
Schlummern tausend Blicke noch.

XL.

Blick einmal mit deiner Augen Stral,
Heiter diese trübe Luft!
Wenn du das nicht kannst, so blick einmal
Hell in meines Herzens Gruft!
Lächle mir die Seele heiter,
Daß mich nicht bekümmre weiter
Dieses Himmels Wolkenduft.

XLI.

Daß die Leute mein vergessen könnten,
Wie ich ihrer rein vergessen habe,
Daß sie so mein stilles Glück mir gönnten,
Wie ich ihnen jede Glückes Gabe!
Daß sie alle so von uns nichts wüßten,
Wie wir nichts von ihnen wissen wollen,
Nach Gefallen so wie wir sich küßten,
Oder schmollten, wenn sie lieber schmollten!

XLII.

Kommen sie dahinter nie,
Daß wir glücklich ohne sie!
Doch wenn sie dahinter kämen,
Wollen wir uns auch nicht grämen.
Mir gefällt's an deinem Kuß,
Daß ihn Niemand wissen muß;
Aber wenn sie's wissen müssen,
Wollen wir uns dennoch küssen.

XLIII.

Ich bin dein Baum: o Gärtner, dessen Treue
Mich hält in Liebespfleg' und süßer Zucht,
Komm, daß ich in den Schooß dir dankbar streue
Die reife dir allein gewachsne Frucht.
Ich bin dein Gärtner, o du Baum der Treue!
Auf andres Glück fühl' ich nicht Eifersucht:
Die holden Aeste find' ich stets aufs neue
Geschmückt mit Frucht, wo ich gepflückt die Frucht.

XLIV.

Kann heut nicht lange Lieder schreiben,
Kann heut nicht lange sitzen bleiben
An meines Mädchens Schreibepult.
Muß streifen um durch Haus und Garten;
Wo mag sie sein? wo meiner warten?
Die liebe junge Ungeduld!
Sie hat gewiß schon längst gemeinet,
Daß ihr der Freund zu ruhig scheinet,
Der übermorgen geht von hier.
„Und hast du mir noch was zu sagen,
Was soll ichs deinem Lied entfragen?
Ei, sag es doch mit Küssen mir!"

XLV.

Zu euch, ihr Blätter meiner Lieben,
Wo, was mein Herz empfunden hat,
Die Hand hat zitternd nachgeschrieben,
Leg' ich ein unbeschriebnes Blatt.
Es hat das schwellende Entzücken,
Das meine Brust beseligt hat,
Vermocht genügend auszudrücken
Kein einziges beschriebnes Blatt.
Du Sonnenblick in meinem Wesen!
Wenn nun dein Aug' durchlaufen hat
Die Blätter alle, soll es lesen
Auch dieses unbeschriebne Blatt.
O die du in der Seele Gründen
Mir lasest! Alles, was dir hat
Mein Schreiben können nicht verkünden,
Das lies vom unbeschriebnen Blatt!

XLVI.

Hier in diesen erdbeklommnen
Lüften, wo die Wehmuth thaut,
Hab' ich dir den unvollkommnen
Kranz geflochten, Schwester Braut!
Wenn uns droben aufgenommen
Gottes Sonn' entgegenschaut,
Wird die Liebe den vollkommnen
Kranz uns flechten, Schwester Braut.

Zweiter Strauß.

I.

Zwischen Lied und Liebe war mein Leben;
Aber, schwebend zwischen Lied' und Liebe,
Wußt' ich nie die beiden auszugleichen.
Oftmal sang ich anders als ich liebte,
Anders liebt' ich oft als ich gesungen.
Nun ich dich gefunden, ist der Zwiespalt
Ausgeglichen, und rein in einander
Aufgegangen sind mir Lied und Liebe.
Dich nur darf ich, wie ich liebe, singen;
Dich nur kann ich, wie ich singe, lieben.
Sollt' ich je nach andrem Sang, nach andrer
Liebe greifen, wieder unstät schwanken,
Da in deinem Herzen so vereinigt
Sind die beiden Pole meines Lebens?

II.

Neuste Weltbegebenheiten
Machten oft das Herz mir schwer;
Und die Kunden alter Zeiten
Sahn mich an so groß und hehr.
Soll ich die zur Lust auftischen
Neu fürs alte Lesekind?
Oder mich in jene mischen,
Die so unerfreulich sind?
Liebe sprach: In Zweifeln schwebst du,
Schwankend zwischen Jetzt und Einst.
Dich der Zwiespalt überhebst du,
Wenn du allezwei verneinst.
Nichts besagen die Geschichten,
Als daß Menschen stets gelebt.
Soll man außen dir berichten,
Was in deinem Busen bebt?
Auf! mit Liebe dich erdreuste!
In dir selb ist Ewigkeit.
Liebe ist die ältest neuste
Einz'ge Weltbegebenheit.

III.

Was ist alle Fantasie
Gegen Liebeswirklichkeit?
Was sind alle Lieder, die
Ich gesungen vor der Zeit?
Ein verlornes halbes Streben,
Was nicht lebte, zu beleben;
Diese Lieder leben nur,
Weil ich sie an mir erfuhr.
Nicht in ferne Himmelsräume
Braucht' ich dichtend auszufliegen,
Nicht in wesenlose Träume
Eigensinnig mich zu wiegen.
Still daheim, in Liebe wach,
Unter meines Liebchens Dach,
Schrieb ich unbemüht nur nach
Was mein Herz mit ihrem sprach.

IV.

Deine Liebe hat mich beschlichen,
Wie der Frühling die Erde,
Wann der Winter nun ist entwichen,
Kaum merkt sie, daß warm es werde.
Aber der Sonne heimliche Kraft
Hat schon das Herz ihr gerühret,
In der Wurzel regt sich der Saft,
Noch ehe der Zweig es spüret.
Der Schnee zerschmilzt, die Wolken zergehn,
Die erste Blüt' ist entglommen,
Dann sieht sie in voller Glut sich stehn,
Und weiß nicht, wie es gekommen.

V.

Wann ich dich nicht zu küssen habe,
Dann will ich singen von dem Kuß.
O wie ich diese Liedergabe
Dann segne, die mich trösten muß.
Entweder küssen oder dichten,
Am schönsten beides allzugleich.
Doch muß ich schon aufs eins verzichten,
So macht mich auch das andre reich.
Nur wann er kommt, uns zu umringen,
Der ungelegne Menschenschwarm,
Daß ich nicht küssen darf, noch singen,
Dann fühl' ich mich verwirrt und arm.

VI.

Ich lag von sanftem Traum umflossen,
Und fühlte selig mich in dir.
Als ich die Augen aufgeschlossen,
Da hingst du lächelnd über mir.
Wie gerne mag dein Traum zerstieben,
Von deinem Kuß hinweg geflößt.
Wie hast du schön dich selbst vertrieben,
Wie schön dich selbst hier abgelöst!

VII.

Liebchen! meine Freunde rathen,
Edlem Lehrstand mich zu weihn,
Auszustreuen goldne Saaten
In der Jugend frische Reihn.

Ob in mir ich solche Körner
Heg', ist wenig mir bewußt;
Sie zu säen zwischen Dörner
Hab' ich völlig keine Lust.
Bin ich selb doch in der Wilde
Aufgewachsen ohne Zucht.
Ohne daß ich andre bilde,
Will ich tragen meine Frucht.
Bin geworden, was ich konnte;
Werd' ein jeder, was er kann!
Wie ich mich an keinem sonnte,
Biet' ich Licht auch keinem an.
Sollt ich ernst gelehrte Sachen
Pred'gen? Mir ein schlechter Spaß.
Oder lehren Verse machen?
Selber kann ein jeder das.
Liebchen! Ab vom Lehrerstuhle
Wendet sich zu dir mein Sinn.
Wo ich halten soll die Schule,
Mußt du sein die Schülerinn.
Meine Weisheit will ich träufen
Dir mit Küssen in die Brust.
Alle Geistesblüten häufen
Um dich her zu Schmuck und Lust.
Warum sollt' ich meine Saaten
Fremden Feldern anvertraun,
Da mich Gott so wol berathen,
Daß ich darf mein eignes baun?
Pflanzen will ich stets vom frischen,
Und mich meiner Ernten freun,
Und kein Fremder soll mir zwischen
Meinen Waizen Unkraut streun.

VIII.

O wie machts dem Lehrer Freude,
Sieht er seines Schülers Fleiß,
Wie er in sein Lehrgebäude
Sich geschickt zu finden weiß.
Welche Freud' an meinem Kinde,
Die sich fleißet ernst und still,
Weil sie ganz, wie ich empfinde,
Mich auswendig lernen will.

IX.

Liebe ward von Gott der Welt verliehen,
Um zu Gott die Seele zu erziehen.
In die Schule bin ich früh gegangen,
Habe nicht die rechte Lehr empfangen.
Unerzogen ist das Seelchen blieben,
Bis du ihm zum Meister wardst verschrieben.
Mußt Geduld nur haben! will ja gerne
Lernen, erst ist Noth daß ich verlerne;
Denn es blieb an mir das Falsche hangen.
Schlimmer als von vornen anzufangen.
Mußt mich Alles erst vergessen lassen,
Soll ich rein die neue Lehre fassen.

X.

Wenn die Vöglein sich gepaart,
Dürfen sie gleich nisten,
Ohne Sorg', auf welche Art
Sie sich werden fristen.
Ach daß auch der Menschen zwei
Also könnten wohnen,
Wie die Vögel frank und frei
In den Laubeskronen.
Brauchte mit der Liebsten ja
Nur ein kleines Nestchen,
Doch kein Nahrungszweig ist nah,
Der mir böt' ein Aestchen.

XI.

O ihr Herren, o ihren werthen
Großen reichen Herren all!
Braucht in euren schönen Gärten
Ihr denn keine Nachtigall?
Hier ist eine, die ein stilles
Plätzchen sucht die Welt entlang.
Räumt mir eines ein, ich will es
Euch bezahlen mit Gesang.

XII.

Liebchen hat zum Eigenthum
Einen kleinen Garten,
Und ich bin der Gärtner, um
Fleißig ihn zu warten.
Mag auf weiter Gartenflur
Jemand Früchte ziehen!
Blumen sind in meinem nur,
Rosen nur, gediehen.
Zwar die Blätter duften frisch,
Und die Knospen hauchen,
Aber für den Mittagstisch
Sind sie nicht zu brauchen.
Drum zu Zeiten muß ich wohl
Von den Blumen nehmen,
Sie vertauschen gegen Kohl,
Darf mich deß nicht schämen.
Sehet hier die köstlichen
Rosen, die ich biete.
Gebt mir euren tröstlichen
Kohl dafür zur Miethe.

XIII.

Uns beiden ist hier die Luft zu schwer
Im Land voll Sturmesgetose,
Mir der Nachtigall, und noch mehr
Meiner Freundin, der Rose.
Die Ros' ist worden krank und bleich,
Und ich bin rauh geworden.
O dürften wir wandern allzugleich
Gen Süden aus dem Norden!
O daß ein goldbeschwingter Wind
Uns beide nähm' auf die Flügel,
Und trüge dahin uns frühlingslind
Zur Stadt der sieben Hügel.
Ueber die sieben Hügel dahin.
Dort wo die Lüfte sind reiner,
Noch immer steht dahin mein Sinn,
Zum Gebirg der Lateiner.
Dort saß ich einen Sommer so froh,
Doch mußt' ich der Lieb' entbehren;
Wie wohl erst müßt' es mir werden, wo
Wir dort vereinigt wären!

XIV.

Wie? woher, Geliebter, diese
Weichlichkeit? ich glaub' es kaum.
Suchst du Traumesparadiese
Nun im fernen Erdenraum?
Und ich glaubt' es wirklich deiner
Lieder süßen Schmeichelei,
Daß dein Paradies in meiner
Liebe dir gefunden sei.
Ist dirs nicht wie mir zu Muthe?
Dich, Geliebter, will ich nur.
Wo ich dir in Armen ruhte,
Fragt' ich nicht auf welcher Flur.
Sei es unter schlanken Palmen,
In des Osten Würzebrand,
Oder unterm Dach von Halmen,
In des Winters Vaterland.
Unter allen Himmelszonen
(Lehrtest du nicht selbst es mich?)
Können Menschen glücklich wohnen,
Und mein Glück ist lieben dich.
Magst du nur dein Kind belächeln!
Wenn ich wohnt' im heißen Land,
Muthig von der Stirne fächeln
Wollt' ich dir den Sonnenbrand.
Da wir nun im kalten wohnen,
O so gönne mir die Lust,
Dir gemäßigt warme Zonen
Aufzuthun an meiner Brust.

XV.

Trübe war das Wetter,
Und wie schlaffe Blätter
Mir zur Erde hingen die Gedanken.
Denn dem dumpfen Kerne
Ist der Safttrieb ferne,
Ferne bist du dieser Arme Ranken.
Und die Luft ward helle,
Goldne Sonnenwelle
Floß herab, und machte mich nicht heiter.
Wie am Horizonte,
Weit ich blicken konnte,
Sah ich nur den Raum der Trennung weiter.
Lieber laß mich kämpfen
Mit den Wolkendämpfen

Die zu meiner Sehnsucht Schleier dienen!
Auf den hellen Auen
Bist du nicht zu schauen,
Und mein Schatten wankt nur trüb' auf ihnen.

Laß zu dir mich eilen,
Laß bei dir mich weilen,
Daß ich fühle mein der Erden Wonne!
Wolkennacht entstricken
Kannst du mit den Blicken,
Und dein Lächeln dämpft die Glut der Sonne.

XVI.

Die tausend Grüße,
Die wir dir senden,
Ostwind dir müße
Keinen entwenden.

Zu dir im Schwarme
Ziehn die Gedanken.
Könnten die Arme
Auch dich umranken!

Du in die Lüfte
Hauche dein Sehnen!
Laß deine Düfte
Küsse mich wähnen.

Schwör' es! ich hör' es:
Daß du mir gut bist.
Hör es! ich schwör' es:
Daß du mein Blut bist.

Dein war und blieb ich,
Dein bin und bleib' ich;
Schon vielmal schrieb ichs,
Noch vielmal schreib ichs.

XVII.

Hindustanisches Liedchen.

Die Nymphä' ist im Wasser,
Und am Himmel der Mond;
Der ist mir stets vor Augen,
Der mir im Herzen wohnt.

2.

Wo vier Augen zusammen kommen,
Freuen sich zwei Herzen.
Der Gedanke hat mir benommen
Alle Trennungschmerzen.

XVIII.

Die Welt mit ihrer Frühlingspracht
Ist eine leere Scene,
Wenn nicht mit holder Liebesmacht
Darauf sich zeiget jene,
Um die die Blumen sich zum Kranz
Und sich die Sterne reihn zum Tanz,
Die mir das Nichts zur Schöpfung macht,
Nach der ich hier mich sehne.

Die Sonne geht am Himmel hin,
Ich mag nach ihr nicht schauen,
Es steht allein vor meinem Sinn
Ein Himmelstral der Frauen.
Die Blumen winken auf der Flur,
Ich denke doch der Rose nur,
Der jetzt, weil ich ihr ferne bin,
Von Gram die Wangen thauen.

Wo auf der Welt zwei Herzen hie
Einander angehören,
Da sollte Gott sie scheiden nie,
Und nichts ihr Glück verstören.
Und wenn sie selber scheiden sich
Freiwilliglich, wie du und ich,
Umsonst dem Himmel klagen sie,
Wie sie sich selbst bethören.

Ich habe selber mich bethört,
Da ich von dir gegangen.
Wie könnte jetzt ich ungestört
An deinem Busen hangen!
Und komm ich je zu dir zurück,
So mich verlasse Gott und Glück,
Lass' ich noch je, was mein gehört,
Aus meiner Arm' Umfangen!

XIX.

Dieser Tag und dann der zweite,
Und der dritte im Geleite,
Und der vierte schwindet bald.
Eh der fünfte hingegangen,
Wirst du zu ihr hingelangen,
Fliegend über Berg und Wald.

Straßen, die zur Liebsten führen,
Ihre Anmuth kann nicht rühren
Den, der nur ersehnt das Ziel.
Thöricht, so die Zeit bestehlen,
Ueber Tage hinzuzählen!
Hast du deren denn so viel?

Zwischen Hoffnung und Verlangen
Ist ein Theil dir hingegangen
Deines Lebens, ohne Lust;
Und wenn du sie wirst umwinden,
Wird der andre Theil dir schwinden
In der Wonn' an ihrer Brust.

Dennoch, Stunden, eilt von hinnen!
Ob das Leben muß verrinnen,
Und ein Traum ist was entfloh;
Von der Liebsten Arm umwunden,
Ist das Leben auch geschwunden,
Aber schöner schwand es so.

XX.

Thöricht, wer im Paradies kann wohnen,
Und will reisen gehn in andre Zonen.
Also thöricht ging ich jüngst von dir.
Wollte sehn, ob außer deiner Sfäre
Noch ein Wohnplatz mir auf Erden wäre;
Keinen fand ich, und bin wieder hier.

Warum soll ich in der Irre schweifen,
Sehn, wie andern ihre Früchte reifen,
Fern der Au, wo meine Saaten stehn?
Nimm dahin in Fesseln die Gedanken,
Laß mich ruhn in deiner Arme Schranken,
Meine Welt in deinen Augen sehn!

XXI.

Liebste! Neulich, als die Vorbereitung
Dieses Festes, das nun (Gott gedankt sei's)
Glücklich überstanden ist, im Hause
Dich von mir entfernt hielt manche Stunden;
Schlich ich nach dir in die Speisekammer,
Und du weißt: Wir hatten kaum zu kosen
Angefangen, als der Vater draußen,
(Eben aus der Stadt kehrt' er zurücke)
Auf dem Vorplatz eilig rief nach seinem
Töchterchen. Du sprangst hinaus und ließest
Eingeschlossen mich zurück. Da ward ich,
Ungesehn, ein Zeuge seiner Liebe,
Dieser Liebe, die ich längst schon kannte,
Doch die nie so nah mir trat zum Herzen.
Wie er dich mit süßen Schmeichelnamen
Nennte, angelegentlichst nach deinem
Wohlsein forschte, ob du froh seist, fragte;
Liebste! nicht verstand ich alle Worte,
Doch es rührte mich der Ton der Stimme.
Und ich sprach: dem willst du sie entreißen?
Sündlich ist's da fast mir vorgekommen.
Doch ich habe mir das Wort gegeben,
Alle Kraft der Liebe, die im Busen
Eines Manns kann wohnen, aufzubieten,
Um dir die des Vaters zu ersetzen,
Zu ersetzen den Verlust dem Vater
Durchs Gefühl, daß er dich glücklich wisse.

XXII.

Ja, die Liebe kann die Welt vereinen;
Seh' ich doch des Großen Bild im Kleinen!
Wie Familien, zwei, durch alle Glieder,
Von den Häuptern bis zum Kleinsten nieder,
Die sich sonst nicht kannten, schnell sich kennen,
Wechselnd sich mit Liebesnamen nennen,
Ineinander sich verschmolzen finden,
Sich in einen Kranz zusammen winden
Um ein Paar, das sich zuerst gefunden,
Still die andern hält um sich verbunden.

XXIII.

Komm, mein Lamm,
Laß dich am
Treuen Band
Dieser Hand
Führen sanft
Hin am Ranft
Kühler Flut,
Fern der Glut,
Durch den Thau
Dieser Au,
Wo im Grün
Blumen blühn,
Und der Hauch
Spielt im Strauch.
Wohlgemut
Meiner Hut
Gib dich hin!
Wo ich bin,
Ist kein Leid
Dir bereit.
Keine Noth
Dir gedroht.
Folge nur
Meiner Spur
Unverirrt!
Ich, dein Hirt,
Führe dich;
Freue mich,
Dir allein
Mich zu weihn;
Bin nur, wo
Du's bist, froh;
Ruhig, wann
Ich dich kann
Ruhig schaun,
Dir das Graun
Mit dem Stab
Wehrend ab.

XXIV.

Mein schöner Stern!
Ich bitte dich,
O lasse du
Dein heitres Licht
Nicht trüben durch
Den Dampf in mir,
Vielmehr den Dampf
In mir zu Licht,
Mein schöner Stern,
Verklären hilf!
Mein schöner Stern!
Ich bitte dich,
Nicht senk' herab
Zur Erde dich,
Weil du mich noch
Hier unten siehst,
Heb auf vielmehr
Zum Himmel mich,
Mein schöner Stern
Wo du schon bist!

XXV.

„Wolle nur dein offnes Herz mir zeigen,
Deinem Arzte mußt du nichts verschweigen.
Jede wunde Stelle muß ich schauen,
Wenn ich drauf soll meinen Balsam thauen.
Wo das Weh der Welt in dich geschnitten,
Und was du durch deine Schuld erlitten.
Ist es arg? es wird sich lassen heilen,
Und wo nicht, so will ich mit dir theilen.
Hast dich mir nicht für gesund gegeben;
Laß dich pflegen, liebes krankes Leben!

XXVI.

Zünde nur die Opferflamme
Immer höher, heller an;
Was an mir von Erden stamme,
Daß ichs ganz dir opfern kan!
Du ein Blitz aus Himmelslichte,
Glanz von reinerer Natur,
Stral von Gottes Angesichte,
Und ich bin vom Staube nur.
O wie kniet in tiefer Kleinheit
Meine Liebe neben dir,
Wie in hoher Engelsreinheit
Schwebst du lächelnd über mir.
Hebe mich auf deine Flügel,
Löse meinen dumpfen Traum,
Nimm mir ab die schweren Zügel,
Die mich niederziehn zum Raum.
Hauche doch die Sinnumdüstrung
Mir vom Seelenspiegel fort,
Brich mir doch die Wahnumflüstrung,
Brich sie durch dein klares Wort.
Irdsches Feuer in den Adern,
In den Blicken trübe Glut,
In der Brust verworrnes Hadern —
Mache, daß der Aufruhr ruht!
Mache, daß mein Ich mir schwinde,
Das mich mit mir selbst entzweit,
Daß ich Gott und dich empfinde
Und die Welt in Einigkeit.

XXVII.

Nicht, mit Armen dich umschlingen,
Kann mir gnügen, sondern mich
Geist mit Geist mit dir durchdringen,
Aufgehoben Du und Ich.
Immer stehn die Körperschranken,
Zweier Seelen Scheidewand;
Bis sie nicht in Staub zersanken,
Wird nicht frei der Himmelsbrand.
Liebe! diesen Leib verzehren
Müssen deine Lohen ganz;
Denn er will zwei Funken wehren,
Aufzugehn in Einen Glanz.
Zitternd habet ihr, o Flammen,
Euch' berührt im Sehnekuß,
Schlaget nun in Eins zusammen,
Daß die Welt verbrennen muß!

XXVIII.

Die Liebe war wie Sonnenbrand
Des Tages über mich gekommen,
Daß ich ermattet mich empfand,
Als sei ich in der Glut verglommen.
Der Liebe Himmel, wetterschwül,
Hat sich am Abend sanft gelichtet;
Du hieltest mich im Arme kühl,
Daß ich mich wieder aufgerichtet.

XXIX.

Liebste! Wer vom Anfang ist Vertrauter
Unsres Bunds gewesen? Gott allein.
Und als ew'ger Bundeszeuge schaut er
Noch von dort in unser Herz herein.
Liebste! Niemand kann so rein, so lauter
Der Vermittler unsrer Liebe sein.
Liebste! Nie ein anderer Vertrauter
Stehe zwischen uns, als Gott allein.

XXX.

Komm, und in die Welt tritt ohne Zagen,
Denn ich bin mit dir im Bund.
Heben will ich dich, ich will dich tragen,
Und nicht wanken soll der Grund.
Freund, Geliebter, Bruder, Bräut'gam, Gatte,
Stolz Gefühl! was bin ich dir!
Was dein Herz in Traumeshimmeln hatte,
Hast du wachend nur in mir.

XXXI.

Ich will dich nicht beschränken,
Geh du nur immerhin!
Und will mich auch nicht kränken,
Daß ich dir ferne bin.
Ich bin dir auch nicht ferne,
Du stehst in meinem Sinn
Gleich einem lichten Sterne,
Geh du nur immerhin!
Du mußt die Welt beschauen,
Weil du ein Dichter bist.
Du siehst wohl schönre Frauen,
Als deine Freundin ist.
Du wirst wohl keine schauen,
Die treuer sei, als ich;
Das bringt dich mit Vertrauen
Zurück mir sicherlich.
Die Augen schickt ich gerne
Als Boten mit dir aus,
Daß sie als Liebesterne
Dich leiteten nach Haus.
Es sende Gott die seinen,
Sie sehn dich dort, mich hie.
Und wenn hier meine weinen,
Fühl's, komm, und trockne sie!

XXXII.

Mein Liebster geht, die Welt sich zu beschauen.
Nun zeig' in deinem Glanz dich, schöne Welt!
Im rechten Licht zeig' ihm dich unverstellt,
Daß er zu dir mag fassen ein Vertrauen!
Mein Liebster geht, die Welt sich zu beschauen
Im Spiegel, den ihm meine Liebe hält.
Entrollt euch seinen Blicken, Stadt und Feld!
Zeug ihm vorüber, Land mit deinen Gauen!
Mein Liebster geht, die Welt sich zu beschauen,
Wie sein erobert Land beschaut ein Held;
Und wie es dar sich seinen Augen stellt,
Verfügt er drüber mit dem Wink der Brauen.
Mein Liebster geht, die Welt sich zu beschauen,
Wie ein Nomade mit dem leichten Zelt,
Sein Haushalt ist im Augenblick bestellt,
Wo er es aufschlägt auf den grünen Auen.

Mein Liebster geht, die Welt sich zu beschauen,
Ihr Schatten rauschet und ihr Lüfte schwellt!
Ihr Gärten grünet und ihr Ströme quellt!
Laß, Himmel, Sonnenschein und Regen thauen!
Mein Liebster geht, die Welt sich zu beschauen,
Und sie ist ganz zu seiner Wahl gestellt,
So weit als Gottes Frühlingslicht erhellt
Die grünen Räum' und obenher die blauen.
Mein Liebster geht, die Welt sich zu beschauen,
Und ungesehen geh' ich ihm gesellt.
Und wo es ihm und wo es mir gefällt,
Da wird er sich und mir die Hütte bauen.

XXXIII.

Ich zog durch Berg und Thal,
An hellen Frühlingsflüssen,
Es lag im Morgenstral
Die Welt zu meinen Füßen.
O wie sie anders ganz
Den Blicken dar sich stellte,
Seitdem der Liebe Glanz
Mein innres Aug' erhellte!
Ich sprach: Wie bist du schön
In allen deinen Zonen!
In Tiefen, auf den Höhn,
Wo ist am schönsten wohnen?
Da saß ich still und sah
Die Welt um mich sich breiten,
Mir offen lag sie da
Nach allen ihren Seiten.
Mein Ost in Rosen stand,
Aus duft'gem Wolkengitter
Reicht' eine Engelshand
Herab mir eine Zitter.
Nun thue, was du meinst!
Sprach sie mit sanftem Laute;
Ich bins, mit welcher einst
Amphion Theben baute.
Weil du mich schwächer rührst,
Nicht wundr' es dich, wenn eben
Du keine Städt' aufführst,
Doch bau dein eignes Leben!
Vollende deinen Gang!
Auf welcher dieser Auen
Willst du durch meinen Klang
Dein stilles Haus dir bauen?

XXXIV.

In diesem Walde möcht' ich wohnen,
Der freie Jäger möcht' ich sein,
Der in die dunklen Laubeskronen
Sich hat gepflanzt sein Haus hinein.
Der erste Stral der Sonne schauet
Durch Tannengrün in's Schlafgemach,
Wo ihm der Schlaf im Aug' zerthauet,
In Liebchens Armen wird er wach.
Sogleich mit seinen treuen Hunden
Zieht er hinaus durch Wald und Flur,
Und hat im Morgenthau gefunden
Des Hirsches und des Rehes Spur.
Der Schütze jauchzt, die Hunde bellen,
Das scharfe Rohr gibt seinen Knall,
Und Jägerruf und Waldhorngellen
Erweckt im Forst den Widerhall.
Doch drinnen sitzt im Morgenhäubchen
Feinsliebchen, athmet Waldesduft,
Und horcht, wie Amsel, Fink und Täubchen
Den Morgengruß in's Fenster ruft.
Sie hört im Forst die Zweige flistern,
Daß sie ein süßes Grausen spürt,
Und auf dem Herd die Flammen knistern,
Die sie mit duft'gem Kien geschürt.
Wie lange mag der Liebste säumen
Bei seiner lust'gen Jägerei?
Der stille Strom mit Silberschäumen
Fließt an des Gärtchens Zaun vorbei.
Sie schürzt sich auf als Fischermädchen
Und sitzt an Waldstroms grünem Rand;
Die Angel schwebt am leisen Fädchen,
Dann spielt der Fisch in ihrer Hand.
Und wenn der Jäger kommt nach Hause
Und bringt das Wildbret für den Tisch,
Wird erst das Mahl zum leckern Schmause,
Den Jäger überrascht der Fisch.
Es haben sich die müden Rüden
Im hohen Gras zur Ruh gelegt,
Weil auch den Jägersmann, den müden,
Die Laub' in kühlem Schatten hegt.
Er horcht, entschlummernd, auf das Gleiten
Des Stroms, der leis' hinunter zieht,
Die Liebste schmiegt sich ihm zur Seiten
Und wiegt ihn ein mit einem Lied:
Ihr Hirsch' im grünen Wald, ihr Rehe,
Nun lagert euch an kühler Flut,
Und sorget nicht, daß euch geschehe
Ein Leid, denn euer Schütze ruht!
Du schau mir, hohe Mittagssonne,
Nicht durch die laub'ge Nacht herein;
Und was du spähst von unsrer Wonne,
Das laß der Welt verschwiegen sein;
Ihr Stromeswellen, die ihr rauschet
Hinaus in's Land vom grünen Wald,
Sagt's keinem, daß ihr habt belauschet
Hier unsrer Freuden Aufenthalt!

XXXV.

Es ist kein Stand auf Erden,
Er reizt des Dichters Neid:
Der Schäfer bei den Heerden
Ist eine Herrlichkeit.
Der Jäger in den Wäldern
Ist vollends eine Lust;
Den Landmann in den Feldern
Trag' ich in meiner Brust.
Der Schnitter, der die Halmen
Vom Feld nach Hause bringt;
Der Priester, der die Psalmen
Für die Gemeinde singt.
Der Bergmann mit der Zitter
Bewegt das Gold im Schacht;
Zu Roß der kühne Ritter
Bewegt sich in der Schlacht.
Der Schiffer in dem Nachen
Schwebt auf der klaren Flut;
Der Wächter hat zu wachen
Vom Thurm, wann alles ruht.
Im Walde der Einsiedler
Ist sich genug allein;
Beim Erntefest der Fiedler
Erregt den bunten Reihn.
Ich möchte meinen Garden
Die Scheuer selber baun,
Mein Haus mit eignen Farben
Möcht' ich bemalet schaun.
Ich möchte meine Reben
Als Winzer ziehn für mich.
Auf eignem Webstuhl weben
Das Kleid für mich und dich.
O Liebste, so gefallen
Mir alle Stände wol,
Daß ich nicht weiß, von allen
Was ich erwählen soll.
Sie sprach: Erwählet hast du
Den besten Stand bereits.
Laß anderen die Last du,
Und nimm für dich den Reiz!
Du kannst dich zum Ergetzen,
Und mich an deiner Hand,
Im Augenblick versetzen
In den und jenen Stand;
Als Schäferin mich kleiden,
Und dich als Jäger grün;
Mich lässest Lämmer weiden,
Und tödtest Hirsche kühn.
Du pflanzest einen Garten,
Wo Lenz zu jeder Frist,
Die Blumen aller Arten,
Und nirgend Unkraut ist.
Wir wohnen heut auf Almen
Im lust'gen Schweizerland,
Und morgen unter Palmen
An Ganga's heil'gem Strand.
Du tauchest in die Schachten
Und bringst den Edelstein,
Und deine Lieder brachten
Mir tausend Perlen ein.

Du rührest ja die Saiten
Und drehst die Stern im Tanz,
Und deine Farben breiten
Um's Herz mir Himmelsglanz.
Aus Stralen und aus Tönen
Hast du erbaut dein Haus;
Komm, ruh mir nun im schönen
Gemach des Busens aus!

XXXVI.

Schüre du, Sommer, die feurige Glut!
Veilchen ist lange geschieden,
Rose verbirgt sich und Lilie ruht,
Nachtigall schweiget zufrieden.
Sing', o Cicade, im sonnigen Glanz,
Lade die Aehren, die Sichel zum Tanz!
Ab ist die Blüthe gestreifet,
Aber die Furcht ist gereifet.
Liebchen, und siehst du nach Blüten dich um,
Sieh nur die blauen im Korne!
Schöner die grannigen Aehren herum
Stehn, als um Rosen die Dorne.
Sieh', wie die Reb' um die Hütte sich schlingt,
Die zu den Aehren die Trauben uns bringt!
Komm, und bei Most und bei Garben
Wird auch die Liebe nicht darben.

XXXVII.

Liebster! Liebster! wie ich bange!
Wie ich so dich halt' im Arm,
Werd' ich so dich halten lange?
Wie du liebest, macht mir Harm.
Wie du liebest, wie du dichtest,
Wie du tausend Lieder schreibst;
Sag', ob du dich nicht vernichtest?
Sag', ob du nicht auf dich reibst? —
Hab' ich doch schon lang geschrieben,
Immer war's mir eine Lust.
Seit ich schreibe, wie wir lieben,
Quillt ein Strom in meiner Brust.
Liebste! das sind keine Mühen,
Ist kein Werk, das kämpft und ringt.
Das ist, wie die Blumen blühen,
Das ist, wie der Vogel singt.
Laß mich singen, laß mich küssen,
Schenk mir beide Becher voll,
Weil ich nach des Himmels Schlüssen
Nichts als dieses kann und soll!
Schlagt, ihr Flammen, in einander!
Selig, wer in euch verschwebt!
Doch ich bin ein Salamander,
Der in Doppelgluten lebt.

XXXVIII.

Ich wüßte nicht, wenn ich's vergliche,
Ob meins, ob deins ein größres Reich?
Es sind des Sanges Himmelsstriche
Wol dem Gebiet der Anmuth gleich.
Zwei Paradiese, die uns glänzen,
Das deine mein, und meines deins,
Die gegenseitig sich bekränzen,
Und beide sind zusammen Eins.
Wo deiner Liebe Zauber endet,
Hebt meines Liedes Glanzwelt an;
Und wo die Seele hin sich wendet,
Ist ihr ein Himmel aufgethan.

XXXIX.

Seltsam! aber wahr empfunden
Hab' ich es in meiner Brust:
Leichter als in trüben Stunden
Stirbt es sich in froher Lust.
Denn im Unglück mußt du hoffen,
Daß Dein Glück dir komme doch;
Aber ist es eingetroffen,
Worauf hoffen willst du noch?
Jetzo kann's das Leben denken,
Ohne Schauder vor dem Tod.
Wie die Sonne sich zu senken
In ein Liebesabendroth:
Wie die Augen froh begnüget
Schließt der Greis von Kanaan,
Als der Himmel es gefüget,
Daß sie Joseph wiedersahn.

XL.

Eine Schönheit hab' ich mir
Aus zur Braut erlesen,
Minder schön von äußrer Zier
Als von innrem Wesen.
Schönre hab' ich wol gesehn,
Die wie Blumen waren,
Konnten doch nicht widerstehn
Räuberischen Jahren.
Aber was vom Himmel stammt,
Kann nicht irdisch alten;
Wie die Sonn' am Himmel flammt,
Ohne zu erkalten.
Ewig wie im Paradies
Steht die Schönheitsblüte,
Diese Lilie Unschuld, dies
Rosenduft-Gemüte.

XLI.

Da ich der Ostwind bin,
Wie sollt ich nicht dahin
Mit meinen Seufzern wehen,
Wo meine Rosen stehen!
Da Schmetterling ich bin,
Wie sollt ich nicht dahin
Zum Opfer meine Schwingen,
Wo meine Kerz' ist bringen!
Da ich die Biene bin,
Wie sollt' ich den Gewinn
Der Düfte dort nicht holen
Bei Nelken und Violen!
Da Sonnendium' ich bin,
Wie sollt' ich nicht den Sinn
Nach meiner Sonne wenden,
Am Lichte süß mich blenden!
Da ich dein Liebster bin,
Wie sollt' ich immerhin
Nach dir zurück nicht trachten!
O Liebste, sieh mich schmachten!

XLII.

Meine Liebste hat ein einziges Geschmeide,
Das sie ewig tragen will, der Welt zum Neide,
Sich zum Stolz, und mir zur Herzenaugenweide.
Meine Liebste hat ein einziges Geschmeide,
Meine Lieb' und meine Dichtkunst halfen beide,
Es zu weben aus Juwelen, Gold und Seide.
Meine Liebste hat ein einziges Geschmeide,
Das sie immer, ohne daß von ihm sie scheide,
Tragen will in Lust, und wenn es kommt, im Leide.
Meine Liebste hat ein einziges Geschmeide,
Und sie hat verordnet, daß zum Sterbekleide
Einst ihr diene, was jetzt dient zum Brautgeschmeide.

Deutsches Künstlerfest in Rom

(Frühjahr 1818.)

Freundin! die du mehr als Andre
Liebest meine Poesie,
Weil du eben mehr als Andre
Mich, den Dichter, selber liebst;
Deinen liebevollen Augen,
Widm' ich heute dieß Gedicht,
Das mir lieb vor vielen andern,
Weil im alten Rom ichs schrieb
Zu des schönsten Tages Feier,
Einem Fest zum Schmucke, wie
Die am Tiberufer blühnde
Deutsche Künstlerrepublik
Nie ein gleiches hat gefeiert,
Nie ein gleiches feiern wird.
In der ew'gen Weltstadt Mauern,
Wo der Künste Heimath ist,
War in diesen schönen Tagen
Ein gemeinschaftliches Ziel
Deutscher Lieb' und Kunstbestrebung,
Mittelpunkt, um welchen sich
Eifer und Begeistrung drehten,
Baierns kronenwürd'ger Prinz.
In der Fremd' als deutscher Fürsten
Stellvertreter ehrend Ihn,

Bot, Ihn würdig auszuzeichnen,
Deutsche Kunst die Waffen, die
Ihren Händen Gott gegeben,
Dießmal auf zu Fürstendienst.
Eine Villa war gewonnen
Vor der Porta populi,
Wo an eines weiten Saales
Erst noch nackten Wänden itzt
Plötzlich war hervorgesprungen,
Wie durch einen Zauberblitz,
Eine Welt von Farbengluten,
Eine Himmelsfantasie,
Ein lebendig Meer des Glanzes.
Ein gemaltes Paradies,
Eine neue Frühlingsschöpfung,
Ein Hesperien der Magie.
Doch durch Müh und Fleiß errungen
War, was hingezaubert schien,
Denn es hatte häuslich gleichsam
Eine Malerkolonie
Draußen nieder sich gelassen,
Die das Werk so rastlos trieb:
Malen sah die Sonn' am Tage,
Und die Nacht bei Kerzenlicht.
Dem Cornelius, dem Meister,
Der erdacht des Ganzen Riß,
Auch die Hauptfigur, wie billig,
Seinem Pinsel vorbehielt,
Während er in all das Andre
Sich die Andern theilen ließ;
Dem Cornelius, dem Meister,
Der dem, was gemeinschaftlich
Nur gefördert werden konnte,
Der Erfindung Einheit lieh,
Der an jener gliederreichen
Deutschen Malerrepublik
(Weil ein Werk von vielen Händen
Niemals ohn' Ein Haupt gedieh)
War als Haupt hervorgetreten:
Dem Cornelius hatten sich
Diesesmal die andern Meister,
Sonst wol gleichgeordnet ihm,
Alle schweigend unterordnet,
Jeder unterm Haupt ein Glied.
Jeder stand an seiner Stelle,
Ohne daß er die bestritt,
Die sein Nachbar eingenommen,
Keinem schien sein Amt gering;
Weil dem Ganzen Jeder diente,
Ehrte Jeden jeder Dienst,
Ob er Hauptfiguren malte,
Oder ob er Farben rieb.
Damals sah ich, wie der Meister,
Vor dem großen Mittelbild
Auf dem Werkgerüste schwebend,
Eben noch der Poesie,
Die er herrlich dort in aller
Künste Mitten thronen ließ,
Bunte Flügel an die Schulter
Schuf mit kühnem Pinselstreich;
Während im erst halb begrünten
Eichbaums Wipfel ober ihr,
Um ihn völlig grün zu färben,
Hoch ein Landschafsmaler hing,
Der, fantastisch grün gekleidet,
Selbst des Baumes Vogel schien.
(Sei du mir genannt mit Wehmuth,
Fohr, du schönes Jugendbild,
Das zu früh der Kunst, zu früh uns
In der Tiber unterging).
Aber unter das Gerüste
Hatte noch ein Dritter sich,
In der Hand den Pinsel haltend,
Ungesehen hingeschmiegt,
Wo zu aller Künste Füßen
Eine kaum bemerkte Zier
Er bescheiden stille Blumen
Stille Kräuter sprossen ließ.
So arbeitet' eine edle
Malergilde, während sich
Eine Zunft von Architekten
Schon geschäftig auch bewies,
Aus dem Frühlingschmuck der Gärten,
Aus des Landes Blumenzier,
Aus endlosem Ueberflusse
Von Jasmin und Rosmarin,
Von Granat' und Oleander,
Lorber, welscher Eich' und Mirt',
Oelblatt und Orangenzweigen,
Ebenmäßig, kunstgeschickt,
Grüne Säulen aufzubauen
An des Saales Wänden rings,
Die auf ihren Scheitlen trugen
Fruchtgehäng und Laubgewind.
Alle Künste so beschäftigt,
Müssig nur der Dichter, ich!
Denn beauftragt war ein andrer
Mit des Tages Festgedicht.
Des Mittags vor jenem Abend,
Wo in ihrem hellsten Licht
Kunst der Farben glänzen sollte,
Saß ich in der Osterie;
Und ein deutscher Landsmann reichte
Das Gedicht mir übern Tisch,
Wie's mit schlechten deutschen Lettern
Eben jetzt gedruckt erschien.
Wie mit jenem Glanz der Farben,
Der vor meiner Fantasie
Unauslöschlich glühend wogte,
Ich hier dieß Gedicht verglich,
Mußt' es mir ein dunkler Schatten
Scheinen gegen jenes Licht.
Damals war es, daß ein zorn'ger
Eifer mein Gemüth ergriff,
Der mich von der Mittagstafel
Auf, davon, nach Hause trieb,
Der dort meinen ungestümen
Händen Feder und Papier
Gab, und in den Mittagsstunden,
Die ich römisch sonst verschlief,
Mich, als wie in wachem Traume,
Bannte an den Schreibetisch;
Wo ich hastig, unaufhaltsam,
In dem Drang des Augenblicks,
Während mit Gedankenstrome
Griffel um die Wette lief,
Schrieb, noch etwas aufzustellen
Vorm Verlauf der kurzen Frist,
Was nur ein'germaßen könnte
Durch die Kraft des Wortes sich
Messen mit dem Glanz der Farben,
Der mich laut zum Kampfe rief.
Drauf am Abend, bei dem Feste,
Wo ich noch zurecht erschien;
Als der Farben laute Sprache
Mich zum Worte kommen ließ,
Las ich in der Glanzversammlung,
Was hier meine Liebste liest:

Gesagt nicht sein soll's, daß im alten Rom
Deutsch malen könne deutsche Malerei,
Und nicht auch reden deutsche Dichtkunst deutsch.
Ich wartete zum letzen Augenblick,
Und drein zu reden hatt' ich keine Lust.
Wo Andre reden, spar' ich meine Kunst.
Jetzt aber drängt's zu sprechen meine Brust,
Und deutsch zu sprechen faßt mich eine Brunst.
So sprich, o Herz! du willst nicht, sondern mußt.
In diesen plötzlichen Begeisterungen
Sprecht, deutsche Künste, so in deutschen Zungen:

Musica.

Erhabne, unsre Mutter, Poesie!
Wie dank' ich deiner mütterlichen Gunst,
Die mir den nächsten Platz an dir verlieh,
Daß fernerab selbst sitzt die Farbenkunst.
Du gabst aus deinen Füllen mir den Ton,
Den Gott im Herzen dir hat zugesellet,
Der, wie er deiner heil'gen Lipp' entflohn,
Die Röhren meines ird'schen Werkzeugs schwellet.
Als Gott der Sonnen und der Monde Lauf
Geordnet hatt' in seinen Schöpfungstagen,
Da stunden sie und warteten darauf,
Bis sie des Menschen Herze hörten schlagen.
Und als das Herz des neuen Menschen schlug,
Da fingen die dort oben an zu kreisen,
Und tönten hin im Melodienzug,
Vor'm Menschenohre Gottes Macht zu preisen.
Auflauschete das junge Menschenohr,
Die Erde auch begann mit ihm zu lauschen,

Der Menschenmund stimmt' ein in ihren Chor,
Und drein begann der Erde Heer zu rauschen.
Des Wildes Brüllen war ein Lobgesang,
Der Vogel sang und unter ihm die Zweige;
Das Erz ertönte und der Stein gab Klang,
Daß himmelan ein volles Loblied steige.
Die Wasser auch, auf denen Gottes Geist,
Bevor die Erde war geschaffen, schwebte,
Die Lüfte musicirten, doch zumeist
Musik war selbst der Mensch, deß Seele lebte.
Das war die erste Musica auf Erden;
Und mir gegeben ist das hohe Amt,
Daß durch mich alles Klang und Ton muß werden,
Zum Himmel steigend, was von Erden stammt.

Malerei.

Vom Himmel stammt, das Gott mir gab, das Licht;
Ich neide nicht, was andre Künst' erwarben.
Ein Quell des Lichts ist Gottes Angesicht,
Wie Wogen strömen aus dem Quell die Farben.
Ich sammle sie zu tönenden Akkorden;
Und wie das farb'ge Saitenspiel erklingt,
Ist es nicht minder Himmelseinklang worden,
Als den Musik aus Seelentiefen zwingt.
Als Gott der Herr mit seiner Schöpferhand
Das neugeschaffne Menschenauge rührte,
Daß es dem Lichte sich geöffnet fand,
Und eine Welt um sich sein Nerve spürte;
Da spielte auf vor seiner Sehekraft
Das Gold der Sonnen und des Himmels Blau,
Der Schaum der Wasser und des Grünen Saft,
Der Blumen Glut, der Edelstein im Thau.
Der Tanz der Farben wogt' ihm vor den Augen,
Er sah ein schönes Bild, das Gott ihm malte,
Und er begann den Glanz in sich zu saugen,
Daß ihm die Lust aus allen Blicken strahlte.
In Schlummer wiegt' ihn drauf der Farbentanz,
Indeß vom Mann der Herr die Männin machte.
Im Traum umgaukelt' ihn ein Bild von Glanz,
Sich selb verschönt sah er, als er erwachte.
Der Mensch sah liebend sich im Menschenbild;
Und als die Scham des Weibes Wangen malte,
Erblichen alle Farben im Gefild,
Weil keine Farbe gleich der Farbe strahlte.
Mit Wohlgefallen sah der Herr es an,
Und segnete die Kunst für künft'ge Zeiten,
Die durch ihn Menschenbilder schaffen kann
Und um sie her der Farben Teppich breiten.
Zum Zeichen dessen trag' ich die Palette,
Mit winz'gen Farbenhäufchen aufgeschmückt:
Aus diesen wächst die große Farbenkette,
Die Aug' und Herz bezaubert und entzückt.
Die Bibel ruht in meiner rechten Hand;
Denn was die Welt mir beut an bunten Stoffen,
Es dient nur zu Verzierungen am Rand,
Das Hauptbild wird in ihr nur angetroffen.

Bildhauerei.

Mir ist ein stärker Werkzeug beigegeben,
Der widerspänst'gen Stoffe Trotz zu brechen.
Mein Meißel zwingt den Stein, daß er muß leben,
Und mit Geberde muß das Erz mir sprechen
Nicht Fabel ist es vom Pygmalion,
Daß ihm den Stein belebet Göttergunst;
Das ist der allgemeine Sinn davon:
Den Tod belebt die Liebesbrunst der Kunst.
Es klebt ein Hang mir an zum Heidenthume
Nach dessen Bildern ich mich um hier sah;
Doch kann auch ich des wahren Gottes Ruhme
Wohl dienen, auch sein Bild nur bin ich ja.
Als Gott der Herr die spröde Erde nahm,
Und sie ein Mensch ward unter seinen Händen
Aus Gottes Mund in ihn der Odem kam,
Der Mensch begann sein Angesicht zu wenden
Nach seinem Schöpfer, dankend für das Sein;
Das war das erste Bild, gemacht aus Erden,
Aus bloßer Erden, wie aus edlerm Stein
Kein gleiches künftig ward und keins wird werden.
Da gab der große Bildner zum Gedächtniß
Der von ihm selb geübten Bildnerei,
Dem Menschengeist das rühmliche Vermächtniß,
Daß unterthan ihm Stein und Erde sei,
Daraus zu machen Bilder, die ihm gleichen,
Nach der von Gott erschaffnen Urgestalt;
Doch weil der Menschengeist dem Herrn muß weichen,
So blieben solche Menschenbilder kalt.
Es hat der Mensch in seines Irrens Zeit,
Was seine Kunst aus ird'schem Stoff geknetet,
Zu seines Wahnes Götzen sich geweiht,
Und statt des wahren Gottes angebetet.
Die Götter sind vom Postament gestürzt,
Und werden nimmer wieder drauf gestellt;
Doch mein Beruf ist nicht dadurch verkürzt,
Mein Platz ist auch in der bekehrten Welt.
Man soll auch mich als Gottes Dienrin schaun,
Gleich Malerei, die mit den Farben blitzt;
Doch dazu muß vorerst ein Haus mir baun
Architektur, die mir zur Rechten sitzt.

Architektur.

Nicht dir allein, dem ganzen Schwesterchor,
Der hier versammelt um die Mutter weilt,
Bau' ich ein Haus, wie es mir schwebet vor,
Worin ihr Platz sei jeder zugetheilt.
Die Malerei soll am Altare blühn,
Vom Chore schallen soll die Musica,
Um Säulenwerk sollst du dich flechten kühn,
Und ich will euch einander halten nah.
Das Haus soll streben auf zum Himmel hoch,
Die Pforten weit auf Erden aufgethan.
Das große Vorbild seh' ich immer noch,
Das einst der Meister schuf nach ew'gem Plan.
Der Himmel selber war des Hauses Dach,
Die Berge Pfeiler, und die Erd' ihr Grund;
Da war des Laubes Bildwerk mannichfach,
Das aus der Tiefe nach der Höhe stund.
Die Sterne oben an der Wölbung kreisten,
Und tönten nieder in den Lobgesang,
Mit dem die unten in dem Hause preisten
Gott, dessen Odem ging das Schiff entlang.
Und groß war die versammelte Gemeinde,
An mit dem Menschen betete das Thier;
Bis durch des Menschen Fall das Thier zum Feinde
Des Menschen ward und von ihm lernte Gier.
Da ward des Tempels Grund befleckt von Blut,
Und trübe Dämpfe stiegen davon auf;
Die Sterne droben löschten ihre Glut,
Und wendeten erdabwärts ihren Lauf.
Nicht war die Welt Ein Tempel Gottes mehr;
Doch wo nun auf den blutbefleckten Auen
Noch eine Stätte war vom Blute leer,
Da ließ der Herr sich einzle Tempel bauen.
Sie baute jedes Volk nach seinem Maß;
Doch, was der Herr dabei zum Zweck gesteckt,
Der Mensch im Irrwahn oft so sehr vergaß,
Daß selbst die Tempel wurden blutbefleckt.
Mir ward das Amt vom großen Architekten,
In der durchs Blut vom Blut gesühnten Welt
Den Tempel ihm, nicht gleich den blutbefleckten,
Zu bauen, sondern wie's ihm wohlgefällt.
Dazu hat er das Richtmaß mir gegeben,
Mit dem er selber seine Welten mißt,
Und Sterne ließ er hier ins Kleid mir weben
Damit mein Sinn des Himmels nicht vergißt.
Dort liegt, im Mausoleenschutt begraben,
Das Alterthum, und neu ersteht's euch nie;
Hier ragt der neue Tempelbau erhaben
Zur Rechten unsrer Mutter Poesie.

Poesie.

Ich habe meine Töchter reden lassen;
Und was sie sprachen, sprachen sie durch mich,
So kann ich selb mich nun ins Kurze fassen,
Denn was sie sind zusammen, das bin ich.
Musik hat ihres Tones Füllen nur,
Und Malerei nur ihren Bilderhort,
Ihre Gestalt Skulptur, Architektur
Ihr Ebenmaß erhalten nur durchs Wort.
Das Wort, das durch den Mund des Herren ging,
Und einst hat sichtbar diese Welt erbaut,
Das Wort, so Fleisch zum Heil der Welt empfing,
Daß leiblich es gehört werd' und geschaut.
Ich bin des Worts demüth'ge Dienerin.
Ihr alle, die ihr euch genannt die meinen!
Zum Dienst des Wortes, dessen Magd ich bin,
Fordr' ich euch auf, mit mir euch zu vereinen.
Des Wortes Kraft durch Worte zu entfalten,
Dieß hohe Amt ist vor der Welt das meine;

Ihr aber sollt auf eure Art gestalten
Dasselbe, daß sein Preis vielfältig scheine.

Heut sind wir hier nicht in so ernstem Dienst,
In einem doch, der jenem nicht mißziemt:
Ein heitres Fest durch unsre Gegenwart
Zu schmücken, das die Jünger, die wir lieben,
Sich selb und Einem geben, der uns liebt.
Die Malerei hat aus dem Schwesterchor
Besonders sich hervorgedrängt, den andern
Das neidenswerthe Amt hinweggehascht,
Die geist'ge Wirthin dieses Mahls zu machen.
Sie hat uns selbst im Bilde hier versammelt,
Wo wir, zum Aug' in lichten Farben redend,
Des Worts für dießmal kaum bedürftig sind.
Zur Seite hier, auf diesem Nebenbild,
Hat sie die alten Meister vorgerufen,
Die Künstler jeder Art, und aller Zeit,
Aus allen Himmelsgegenden hieher
Zu unsrer jüngsten Meister Fest versammelt.
Genüber aber auf dem andern Feld,
O seht, entgegen tritt dem Künstlerchor
Ein anderer von alten Kunstbeschützern.
Denn Kunst, die zwar ihr sichres Erbtheil droben
Im Himmel hat, bedarf, so lange sie
Auf Erden geht, des ird'schen Schutzes wohl.
Wie ziehen sich die beiden Chöre an,
Und streben liebend vorwärts, gen einander!
Gewiß, sie werden in der rechten Mitte
Sich finden, wo der Kunst aus Fürstenschutz,
Dem Fürsten aus den Künsten, die er schützte,
Der gegenseitige Gewinn erwächst.
Da hat nun, der bei jeder Kunst gern spukt,
Hier unten auch der Witz sich hingehukt,
Geschildert in gemalten Basreliefen
Geschichten, die vortrefflich sind und treffen:
Hier wie die alten Mauern Jerichos
Einstürzen vor der Kunsttrompeten Stoß;
Hier wie des Augias versäumten Stall
Herakles reinigt vom verjährten Schwall;
Hier wie für ihr verräthrisches Geflister
Simson mit lust'gem Kolben trifft Philister.
Wir alle fühlten hier uns nicht getroffen,
Drum darf der Witz von uns Verzeihung hoffen.
Witz ist unschädlich, den ich halt' am Zügel;
Ich nehm' ihn unter meine breiten Flügel,
Sammt allem andern, wie's hier ist gethan;
Wer wagt es nun und ficht es weiter an?

Rubin von Rüdeger, s. Minnesinger.

Johann Christian Christoph Rüdiger,

geboren am 9. Mai 1751 zu Burg bei Magdeburg, wurde nach vollendeten akademischen Studien Kammer- und Thalsecretär zu Halle und 1791 ordentlicher Professor der Philosophie daselbst. Er starb am 21. October 1822.

Von seinen Schriften nennen wir:

Neuester Zuwachs der deutschen, fremden und allgemeinen Sprachenkunde. 6 St. Leipzig 1782—1796.

Grundriß einer Geschichte der menschlichen Sprache. 1r Thl. Leipzig 1782.

Ueber den Geschäftsstyl. Halle 1791.

Beiträge zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie. 8 Bde. Ulm 1788—93.

Allgemeine Encyclopädie. Ulm 1795.

R. erwarb sich durch gründliche Forschungen und treffliche Entwickelung der gewonnenen Resultate bleibende Verdienste um die philosophische Behandlung der Sprache im Allgemeinen und der deutschen Sprache im Besonderen.

Rüds, s. Anselm.

Jakob Ruef,

lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Wundarzt zu Zürich. Auch war er als geschickter Steinschneider bekannt.

Er schrieb:

Lustig Spiel von Erschaffung Adams und Heva, auch ihrer beider Fall im Paradeys. Zürich 1550.

Seine Arbeit zeichnet sich vor ähnlichen dramatischen Versuchen jener Zeit nur dadurch aus, daß mehr als hundert Personen handelnd und redend darin auftraten.

Andreas Rühlmann,

geboren zu Querfurt, lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und nennt sich einen Secretarius zu Hamburg. Seinen Klagen nach muß er sein Leben in großer Dürftigkeit und vielem Streite hingebracht haben. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Wir besitzen von ihm:

Politischer Tractat von Staats- und Liebessachen, welche mit sich führen den Krieg des Streits, der Ehre und Liebe ꝛc. Frankfurt und Hamburg 1664.

R. war nicht ohne Talent für die lyrische Poesie, doch huldigte er zu sehr dem schlechten Geschmacke seiner Zeit.

Friedrich Christian Rühs,

geboren zu Greifswalde am 1. März 1779, habilitirte sich 1801 als Privatdocent zu Göttingen und 1802 zu Greifswalde, wo man ihn zugleich zum Bibliothekaufseher ernannte. Im Jahre 1808 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie, 1810 ordentlicher Professor der Geschichte und 1817 Historiograph zu Berlin. Er starb auf einer Reise zu Florenz am 1. Februar 1820.

Schriften:

Geschichte der alten Skandinavier. Götting. 1801.
Unterhaltungen für Freunde altdeutscher und norddeutscher Geschichte und Literatur. Berlin 1803.
Ueber die Schicksale der schönen Redekünste in Schweden. Berlin 1803.
Geschichte von Schweden. 5 Thle. Halle 1803—4.
Pommersche Denkwürdigkeiten. 4 Hefte. Greifswalde 1803.
Briefe über Schweden. Halle 1804.
Erinnerungen an Gustav Adolph. Halle 1806.
Schweden nach Büsching's Erdbeschreibung. Greifswalde 1808.
Finnland und seine Bewohner. Leipzig 1809.
Elegie um J. v. Müller. Leipzig 1809.
Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums. Berlin 1811.
Die Edda. Berlin 1812.
Ueber den Ursprung der isländischen Poesie. Berlin 1813.
Entwickelung des Einflusses Frankreichs auf Deutschland. Berlin 1815.
Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Berlin 1816.

Obgleich R. als Historiker nach den verschiedensten Seiten hin sehr thätig war und sich namentlich um die Kenntniß der skandinavischen Geschichte und Literatur manches Verdienst erwarb, so fehlten ihm doch im Ganzen jene Eigenschaften, welche in seiner Wissenschaft allein vermögen, eine bleibende Geltung und Anerkennung zu gewähren. Er war zu einseitig in seinem Urtheil, nicht tief genug eindringend in das innere Wesen der Verhältnisse und ohne Eleganz und Gewandtheit der stilistischen Darstellung. Seine Propädeutik des historischen Studiums bleibt daher seine beste Leistung, obwohl sie auch nicht von jenen eben angeführten Mängeln frei zu sprechen ist.

Balthasar Rüssouwen,

ward in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Reval geboren, weiter weiß man jedoch nichts von seinen Lebensschicksalen.

Er schrieb:

Chronica der Provintz Lyfflandt. 3 Thle. Rostock 1578. 4.

Eine für jene Zeit durch großen Fleiß und emsige Zusammentragung des Materials höchst schätzenswerthe Arbeit.

Georg Rüxner,

zu Ende des 15. Jahrhunderts geboren, war Reichsherold und führte auch den Namen Jerusalem.

Er schrieb:

Turnierbuch. Frankfurt a. M. 1530, 32, 66, 76. Fol.

Dieses Werk galt lange als Autorität und wurde seiner Zeit sehr viel gelesen, so daß es vier Auflagen erlebte; später verlor sich das allgemeine Interesse dafür und man betrachtete es nur noch als eine literärische Curiosität.

Arnold Ruge.

Dieser eben so durch geistige Klarheit, wie durch unerschütterliche Beharrlichkeit bedeutende Kritiker der neuesten Zeit, ward am 13. September 1802 zu Bergen auf der Insel Rügen geboren. Sein Vater, welcher die Güter der Herrschaft Spieker verwaltete, war ein durch Bildung und Erfahrung tüchtiger Mann und ließ dem vielversprechenden Knaben erst volle Zeit zur Entwicklung seiner Körperkräfte, ehe er ihn in die Schule sandte. Erst in seinem zwölften Jahre ward R. dem Prediger Gildemeister anvertraut, welcher die glücklichen Fähigkeiten seines Zöglings eben so sicher als gründlich auszubilden verstand und ihn dann dem Gymnasium zu Stralsund übergab, wo derselbe, als Primaner aufgenommen, sich durch große Sicherheit und Talent für die Formbildung, namentlich des Lateinischen, hervorthat. Mit dem Vorsatze, Philologie zu studiren, bezog R. nun die Universität Halle, aber die damalige Behandlung der Wissenschaft sagte ihm im Allgemeinen nicht zu, dagegen zog ihn das Wesen und Treiben der Burschenschaft besonders in Jena, wohin er bald darauf ging, lebhaft an, ohne daß er jedoch seine Studien darüber vernachläßigte, nur daß er denselben eine entschiedenere Richtung ab, und sich zum Pädagogen bestimmte. In die Verschwörung des Jünglingsbundes verwickelt, ward er 1824 zu Heidelberg verhaftet und in Köpenick zu langjähriger Gefangenschaft auf einer preußischen Festung verurtheilt. Nachdem er sechs Jahre, größtentheils zu Kolberg, in Haft gewesen, diese Zeit vorzüglich auf Studien der Platonischen Philosophie und belletristische Arbeiten verwendet, und seine durch sein Schicksal gereifte humoristische Weltansicht vollends ausgebildet hatte, erhielt er endlich seine Freiheit wieder, verweilte ein Jahr in Jena und ging dann, politisch purificirt, nach Halle, wo er an den Franke'schen Stiftungen als Lehrer wirkte und sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Eine glückliche Heirath gewährte ihm Unabhängigkeit; er besuchte Italien und habilitirte sich nach seiner Rückkehr in Halle als Docent der Philosophie. 1838 gründete er mit Echtermeyer die „Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst," legte dann, da die in dieser Zeitschrift herrschende und von Beiden mit großer Entschiedenheit durchgeführte Opposition seine akademische Stellung nicht begünstigte, sein Amt nieder, und lebt nun, von der Bürgerschaft zu Halle vertrauensvoll zur Verwaltung mehrerer Ehrenämter berufen, dort als Privatgelehrter.

Seine Schriften sind:

Schill und die Seinen. Trauerspiel. Stralsund 1830.
Oedipus in Kolonos. Jena 1830.
Platonische Aesthetik. Halle 1832.

- Vorschule der Aesthetik oder das Komische; mit einem komischen Anhange. Halle 1837.
- Preußen und die Reaction. Zur Geschichte unserer Zeit. Leipzig 1839.
- Der Novellist. Eine Geschichte in 8 Dutzend Denkzetteln aus dem Taschenbuche des Helden. Leipzig 1839.
- Deutscher Musenalmanach (mit Echtermeyer). Berlin 1840—41.
- Viele Recensionen, Aufsätze u. s. w. in den Blättern für literarische Unterhaltung, den von ihm und Echtermeyer redigirten Hallischen Jahrbüchern u. s. w.

R.'s ganzer eigenthümlicher, aber höchst selbständiger Entwicklungsgang ist in seinen Schriften niedergelegt, und diese sind daher merkwürdige Documente der Conflicte unserer Zeit. In seiner ersten Leistung, dem Trauerspiel, waltet noch das burschenschaftliche Pathos vor, das sich rhetorisch mit Talent äußert, aber das eigentlich tragische Element nicht zu durchdringen und anzueignen weiß. Seine Platonische Aesthetik, eine Habilitationsschrift, zeugt von reellerer Praxis und sehr tüchtigen Studien, aber dem Uebergange zur neuesten Philosophie steht sie noch getrennt gegenüber, gewissermaßen als ein Abschied von den früheren Bestrebungen, deren Resultate sie umfaßt. Dagegen zeigt sich ein entschiedener und bedeutender Fortschritt in seiner Vorschule der Aesthetik, und wenn es ihm auch nicht ganz gelungen ist, den Platonisirenden und Hegel'schen Standpunkt genügend zu durchdringen, so sind doch einzelne Partien in diesem Buche, z. B. die Entwicklung des Witzes und Humors, und die Feststellung des Begriffes vom Komischen überhaupt, höchst ausgezeichnet. R. war durch diese Arbeit den Ansichten einer bedeutenden Partei der Hegel'schen Schule weit vorausgeeilt, und wurde um so mehr veranlaßt, zu derselben in Opposition zu treten, als er sich entschieden gegen alle Accommodation in religiösen wie in politischen Dingen erklärte. Von diesem Gesichtspunkte aus gründete er die oben genannte Zeitschrift, und bewies durch die ganze Leitung derselben, daß er auch für das Leben nur die Wahrheit der absoluten Philosophie anerkenne. Dies bethätigte er besonders durch seine Aufsätze über Heine, Leo, den Pietismus, die europäische Pentarchie, Protestantismus und Romantik u. s. w. Wahrheit ohne Rückhalt ist seine Loosung, die Darstellung des Verhältnisses der Wissenschaft und Kunst zum Leben der Gegenwart seine Aufgabe, und sein Einfluß auf die geistigen Richtungen unserer Zeit eben dadurch ein sehr gewichtiger, da er, unbekümmert um alle öffentlichen wie heimlichen, persönlichen wie allgemeinen Anfeindungen, seinen eingeschlagenen Weg gerade und aufrecht verfolgt. Ob er dabei in seinem Streben nicht mitunter zu weit gehe und zu schroff und zerstörend in seinen Urtheilen sei, muß die Zukunft, die allein frei von Befangenheit über die Interessen unserer Tage sein kann, entscheiden; eine solche Entschiedenheit kann sich nicht immer von Einseitigkeit frei erhalten. Sein Novellist endlich ist ein sehr anmuthiges, humoristisches Werk, reich an feiner Charakterzeichnung, trefflicher Darstellung und guten Gedanken.

Der Ausflug*).

---

1. Der Vagabund.

> Der bleibt zurück, der wandert frisch von hinnen,
> Die Sümpfe stehn, die muth'gen Bäche rinnen.

Der Burgemeister ist mein guter Freund, allein er denkt über Vieles anders als ich. Am Tage vor meiner Abreise war er in der Canzlei, als ich hereintrat; er bewillkommte mich leutselig, wie er zu thun pflegte, mein Anliegen war ihm jedoch keineswegs zu Sinn. Eine Weile sah er mich mit großen Augen und ein wenig zurückgebogen an, darauf sagte er sichtbar unzufrieden: Sie wünschen einen Reisepaß? hab' ich recht gehört?

Ich sehe mich genöthigt, Herr Burgemeister, diesen Aufwand zu machen, weil ich zu reisen wünsche.

Ja, er dient zur Legitimation, er ist nothwendig. Aber Sie sollten nicht fortgehn — ich sage, Sie sollten hier, Sie sollten bei uns bleiben: wer will haben gut Gemach, der bleib' unter seinem Dach; was wollen Sie da draußen?

Reisen, Herr Burgemeister.

Nun freilich! aber es fragt sich nur, ob Sie eine dringende Veranlassung dazu, ein nothwendiges Geschäft haben.

Ja, die Reise.

Die Reise? was wollen Sie damit sagen? ich soll also schreiben: „zum Vergnügen?"

Keineswegs, sondern: „in Geschäften," — da ja die Reise das allereigentlichste Geschäft ist, denn es giebt in der That kein Geschäft, welches nicht eine Reise wäre.

Zum Beispiel die Schusterei?

Ist eine Reise um den Leisten. Aber noch mehr, auch jeder Zustand ist eine Reise.

Zum Beispiel die Gefangenschaft?

Ist, so sonderbar es auch immer scheinen mag, eine der compendiösesten Reisen durch die Zeit in die Ewigkeit. Sie wissen, ich komme von dieser Reise. Alle Meilensteine des Lebens fallen in die enge Klause, und die Stunden kürzen sich ab zu den Pulsschlägen des Geistes selber, wenn es anders ein Geist ist, der gefangen sitzt, der also überhaupt in sich und ins ewige Himmelreich hineinreisen kann.

Hm! nun, wir wollen einmal so sagen. Aber ich wiederhol' es, weil ich Sie liebe, Sie sollten bei uns bleiben. Was kann sich hier nicht Alles aufthun!

Ja, und wenn wir genau zusehn, fuhr' ich fort, in meinen Gegenstand stier vertieft, jedes Ding ist auf einer ewigen Reise und die ganze Welt dazu.

Gut, ich habe nichts dagegen, — im Disputiren komm' ich nun einmal mit Ihnen nicht aus, — aber warum wollen Sie uns so leichtsinnig, möcht' ich sagen, verlassen? Ihre Heimath, die Ihrigen?

Das ist es, was ich sagen wollte: darum setze ich den Zweck der Welt und des Lebens ins Reisen, und bin entschlossen ein Reisender zu werden.

Mein lieber junger Freund, ich muß Sie ernstlich ermahnen, sich um Gottes willen nicht diesem Gedanken zu überlassen, der ja geradezu das Vagabundiren zum Grundsatz macht.

Freilich das thut er, und es ist einer der richtigsten Grundsätze, die es giebt. Denn da die ganze Welt als Reisendes nur ein Spaß des beharrlichen Geistes ist, so ist das Reisen die humoristische Praxis, und insofern sie sich als solche ihrer selbst bewußt ist, die höchste — —

Lieber Gott, wo will der hinaus! Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, schlagen Sie sich diese Phantasien aus dem Kopfe.

Aber, mein lieber Herr Burgemeister, was ist denn für Gefahr dabei, der Wahrheit zu folgen? der Wahrheit Platonischer Läuterung, die mit den Göttern mühelos um den Himmel fährt und lächelnd zusieht, wie der plumpe Mensch umsonst dem Vagabunden-Wirbel sich entgegensetzt, der darum ihn und seine Welt verwirrt? Sich nicht sträuben heißt nur der Wahrheit folgen.

Der Wahrheit? also das wäre die Wahrheit?!

Wenigstens haben Sie, mit ihrer Erlaubniß, noch nichts dagegen aufgebracht.

Nun, da müßt' ich doch auch alle ansässigen ordentlichen Leute gradezu für verrückt halten.

Und im gewissen Sinne nicht mit Unrecht, denn sehen Sie: auf dem Standpunkte der Philosophie —

Ach, das sind Sophistereien!

So? kennen Sie den Vers:

> Und wenn Alles im ewigen Wechsel kreist,
> So beharrt doch im Wechsel ein ruhiger Geist.

Ja! — Das spricht aber für mich, und gegen den unruhigen Geist.

Es giebt keinen unruhigen Geist, und er beharrt in einem Wechsel so gut, als im andern, eben so gut auf der Reise durch Deutschland, als auf der durch die Acten des hiesigen Stadtgerichts; nur der Geist ist und beharrt, und es ist eine rechte Thorheit, eigen Haus und Herd etwas Festes und Stehendes zu nennen. Diese Beschränktheit — —

Hier ist der Paß, reisen Sie in Gottes Namen! und wenn Sie wieder kommen, nehmen Sie sich eine Frau, so hoff' ich, soll die Bekehrung schon noch gelingen.

Damit schieden wir von einander.

Sollte so etwas von Einfluß auf die Philosophie sein? dacht' ich im Weggehn.

*) Aus Ruge's „Der Novellist ꝛc."

Aber wie muß mich mein Unstern grade den letzten Augenblick mit dem guten Manne zusammenführen! Hab' ich mich doch bisher bei Karten- und Billardspiel immer aufs Beste mit ihm vertragen. — Ob ich meine Gründe zur Reise habe? Freilich werd' ich sie haben, und die allerbesten von der Welt; aber ich werde mich hüten, sie ihm auf die Nase zu binden. Würde er sie etwa gescheidter finden, als die ganze Weisheit, welche ich ihm so eben preisgegeben und, wie sich zeigt, auch wohl besser verschwiegen hätte? — Ich suche Poesie. — Die Schrift sagt: suchet, so werdet ihr finden. Freilich sie blüht überall, wo nur Augen sind, sie zu sehen. Immer aber ist sie nur eine Perle im Meere des Lebens, und es will tief und ferne getauche sein, um sie zu gewinnen. — Lust, Lust! und leich'tes Vagabundenblut!

---

2. Die Ueberfahrt.

Drängt ein Gefühl sich aus der Brust hervor,
Begleitend singt sogleich ein äußrer Chor:
Ja! stimme Du nur Deiner Seele Saiten,
Er wird harmonisch Dein Gefühl begleiten.

Wenn die Vögel wegziehn und wenn sie kommen, wird den gefangenen das Herz groß, und sie heben voll Sehnsucht die gehemmten Flügel. Eben so ist es uns, und oft sind wir glücklicher als sie. Unter den vielen Käfigen, die uns umhaften, ist der Winter am trübsten vergittert; und die Macht der steigenden Sonne, seines goldenen Schlüssels, verkündigen uns die kommenden Vögel. Diesmal war ich vor vielen meiner Landsleute begünstigt, denn ich durfte rasch aus dem Eiskeller heraustreten und in den Frühling hineinreisen, eine erfreuliche Badereise in seinem belebenden Luft- und Lichtmeer.

Der Norden verdient zwar alles Lob, und Rügen, meine Heimath, erhielt genug, aber wahrlich, auch der ist nicht zu schelten, welcher fortreiset aus seinem naßkalten Frühjahr, um sich zu sonnen, wo die Sonne scheint — — und doch wollte mich der Burgemeister zurückhalten? —

So lange ich die Scholle meiner Heimathinsel kerkerfrostig, wintersatt mich umgeben sah, spürte ich nur den Drang in die Frühlingsferne, die Pferde konnten mir nicht schnell genug laufen, ich segnete den schwindenden Boden unter den Rädern; als aber das Boot vom Lande losrauschte und eilig vor dem Winde fortschoß, da sah ich zurück, und mit jeder neuen Welle, die zwischen mir und dem Ufersaum rollend auftauchte, dacht' ich reumüthiger an das Wort des wohlwollenden Mannes: „Sie sollten nicht fortreisen, ich sage, Sie sollten hier bleiben!" Indessen die Gegenwart siegt immer über die Erinnerung.

Es waren verschiedene Leute im Boot, die zuerst vom Viehmarkt redeten und sodann vom Wollmarkt, bald aber Gelegenheit fanden zu verstummen und andächtig schweigend einem jungen Burschen zuzuhören, der seinen Ranzen weglegte, auf die Passagierbank stieg, sich nach Rügen zurückwandte und mit vielem Ernst folgendermaßen seinen Abschied nahm:

Du Land mit deinen Bauern,
Du Stadt mit deinen Höhn,
Ihr hellen Ufermauern,
Die in der Brandung stehn,
Ihr hohen Wogen voll Schaum und Wuth,
Ihr kleinen Inseln in tiefer Fluth,
Lebt wohl!
Ihr lieben Heimathfluren,
Der ersten Freude Spuren,
Der ersten Liebe Glück
Laß ich in euch zurück. —
Wohl zieht michs in die Ferne,
Doch blieb' ich auch so gerne:
Mir wird so abschiedsweh zu Muth,
Lebt wohl, ihr Lieben, und bleibe mir gut!

Der kleine Redner blieb eine Weile stehn, winkte hinüber und ließ jedem von uns Zuhörern Zeit, so viel Heimweh zu fühlen, als seine Lage mit sich brachte. Dann setzte er sich nieder; und nun begann der ansehnlichste unter den Landleuten: Junger Herr, Sie wollen gewiß auf die Studien gehn und geistlich werden; 'ne gute Ausrede haben Sie, nur daß die Stimme noch ein wenig zu fein ist, aber das wird sich schon geben. Da ist der Kandidat Hund, den hab' ich auch gekannt, als er erst zwei Käs' hoch war und mit der Fibel zum Küster lief; und was für ein Kerl ist er nun geworden! Sapperment! Wenn der Mann predigt, das Herz lacht einem im Leibe, so 'ne klare Ausrede wie er hat! Und neulich da mußt' er Ihnen eine Predigt thun vom jüngsten Gericht, ich sage, daß einem die Haare zu Berge standen, all mein Lebtog vergeß' ich's nicht. Dabei wußt' er einem Jeden seine Sünden vorzuhalten, und ich habe mir auch mein Theil daraus genommen von wegen des Fluchens, denn der Teufel reitet einen manchmal, daß man ein gottloses Wort sagt. Ja, Recht hat er, fluchen ist sündlich, aber es ist verflucht schwer zu halten, hols der Satan! Der Mann spricht einem gewaltig zu Herzen. Ist's nicht wahr, Jürgen?

Ja, sagte Jürgen, ein alter krummer Bauer, einen grausamen Respect hat er in die Leute gebracht, seit er da ist. Da sieht man recht, was es für 'n Unterschied ist mit dem lieben Gotteswort!

War es erst an dem Jüngling, die Pforten des Heiligthums aufzuthun, so bemühten sich jetzt diese bejahrten Landleute um das himmlische Manna auf ihre Weise. Sie fühlten es wohl, der Geist kam über ihn und über sie, aber das Wort des Geistes ist nur Wenigen gegeben.

---

3. Der stille Mann.

Zugewöhnt und süß,
Die ich nie verließ.
Reißt die Muschel aus dem Haus,
Reißet ihr die Seele aus.

Unter diesen Gesprächen fuhren wir in den stralsunder Hafen hinein, das Boot legte an, — io hop! und nun gingen unsere Wege auseinander. Ich nahm den nächsten zum jenseitigen Thore, und gedachte noch denselben Tag weit ins Pommerland hineinzugehen. Stralsund nämlich beschloß ich diesmal vorbeizulassen, wiewohl mit Bedauern, denn es leben dort viele Leute, die nicht ergötzlicher gedacht werden; allein da sie theils meine Sippen, theils meine Schul- und andre Meister sind, so wäre es unzart, sie öffentlich zu nennen, was doch bei der Natur dieser Denkzettel die mögliche Folge sein könnte; es wäre unzart, besonders da wir in Deutschland einen eigenen Widerwillen gegen die Oeffentlichkeit auch unserer Tugenden hegen. Thöricht aber mußte es mir scheinen, unter diesen Umständen mit vermehrter geheimer Wissenschaft stralsunder Merkwürdigkeiten mein Gewissen zu beschweren; deswegen beschloß ich, wenn gleich zum großen Schaden meiner poetischen Zwecke, diesmal nicht einzukehren.

Zwei Leute indessen sind in dem Fall, daß ihr Leben zur Biographie reif ist, und ich halte es für meine Pflicht, mir diese Erscheinungen wenigstens anzumerken, da sie vielleicht nicht weniger als alle Dichter, Litteratoren, Staats- und Kriegsmänner dieser Stadt auf die Nachwelt zu kommen verdienen, und dennoch, so viel ich weiß, nirgends weder beschrieben noch besungen sind. Der Eine davon, mein alter Freund, ist zur Zeit dieser meiner Durchfahrt noch im besten Wohlsein, und da er die begründetste Hoffnung hat, es noch lange zu bleiben, so werde ich gewiß später Gelegenheit finden, meine jetzt versäumte Visite nachzuholen; der Andere dagegen, schon längere Zeit zu seinen Vätern versammelt, ist eine wahrhaft patriarchalische Gestalt, eine Merkwürdigkeit, die schwerlich in meiner Mappe ihres Gleichen bekommen wird, ja die sie vielleicht überhaupt nicht hat.

Schon als Knabe nahm dieser Geist eine ganz eigenthümliche Richtung. Denn während die andern Knaben, sobald die Schulthür aufging, wie hungrige Schweine hinausstürzten und nach Maßgabe der Jahreszeit sich im Schnee oder im Schmutz wälzten und einander damit bewarfen, oder vors Thor liefen und irgend ein unsinniges Kinderspiel ausführten, wobei sie weder an Kenntnissen, noch an sonstiger Brauchbarkeit für die bürgerliche Gesellschaft zunahmen, während dessen ging der Knabe, dessen Geschichte hier aufgezeichnet wird, ruhig und nachdenkend mit seinen Büchern nach Hause. Sobald er daselbst angelangt war, begab er sich in die Werkstatt seines Vaters, ergriff irgend ein Stück Leder aus dem Abfall, und versuchte kleine Schuhe und Pantoffeln zu componiren.

Mit wahrer Vaterfreude bemerkte der Alte das Talent und die Liebe des Knaben, er pflegte seine Frau anzustoßen und ihr unter Freudenthränen die Worte zuzuflüstern: „Thurchen, aus unserm Ignaz wird noch einmal der erste Mann im Gewerk!" Victoria, seine Gattin, zog dann gewöhnlich ihre Schnupftabacksdose hervor, that die Brille herunter, wischte sich ebenfalls die Augen und nahm eine Prise der Bestätigung.

Und so geschah es. Der bescheidene, sinnige Ignatius ging keine anderen Wege, als von der Schule in die Werkstatt und von der Werkstatt in die Schule, nie wandelte er im Rathe der Gottlosen, noch saß er auf der Schlingelbank, wo die Spötter sitzen. So wurde er Gesell. Sein ausgezeichnetes Talent und der Einfluß seines Vaters ersparten ihm die Wanderung, denn das Gewerk erklärte einmüthig, er könne aus der Fremde nichts mitbringen, und daß er etwas hinbrächte, wäre überflüssig. Meister war die nächste, Altermann die letzte Stufe,

die er erstieg. Ruhig ward er alt und trat endlich in den Ruhestand.

Dieselbe Regelmäßigkeit und Ruhe, womit er früher seinem Berufe gelebt, wandte er jetzt auf das Lesen der heiligen Schrift. Seine Eingezogenheit wurde aber womöglich noch größer, so daß er jetzt auch vor der Hausthür eine ordentliche Scheu bekam, während ihm bis dahin doch nur das Stadtthor, aber dies auch in einem ausgezeichneten Maße zuwider gewesen war, dergestalt daß er in seinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal auch nur hinaus zu sehen gewagt hatte. Nur die Kirche bewog ihn allsonntäglich zum Ausgehen, und gab so seinem „ruhigen und zufriedenen Leben" zwar die Gottseligkeit, aber doch auch einige Bewegung und Unruhe. Dies war das Leben seines Ruhestandes.

Da begab es sich eines Sonntags, daß sein wildee und ausgearteter Sohn, — welcher ein gemachter Mann war, nachdem er mit dem Gelde seines Vaters und seiner Frau, einer Dame von den feineren Lebensansichten ihres gebildeten Standes, einen Lederhandel angelegt hatte, — es begab sich, daß dieser polternd zu ihm ins Haus kam, eben als er von dem Besuche der drei Hauptkirchen wieder heimgekehrt war. Der alte Mann las in dem Evangelienbuche, welches mit in sein Gesangbuch gebunden war, die heutigen Texte noch einmal über; als er aber seinen Sohn an der Thür lärmen hörte, knipste er es zu, und erwartete sein Schicksal.

Der Schwindelgeist trat herein, warf seinen Hut auf das etwas verschossene Familiensopha und fing an: Nun laßt das Singen und Beten nur gut sein, Vater, heute habt Ihr genug davon. Ja, bei meiner armen Seele, wenn Ihr nicht in den Himmel kämt, so müßte Abraham braun und blau geschlagen werden.

Nu, nu, begütigte der Alte furchtsam, sei nur nicht so ausfällig und das am heiligen Feiertage. Mir wird angst und bange zu Muth. Du weißt ich kann das Lärmen nicht vertragen.

Darauf erklärte der Sohn, seine Frau habe es ausdrücklich verlangt und er bestehe gleichfalls darauf, daß der Vater sich den Gottstischrock wieder anziehe und mit auf den Wagen steige, der vor der Thür hielt. Denn sie wollten ausfahren, und seien fest entschlossen ohne ihn nicht von der Stelle zu weichen. Bei diesen Worten trat auch die Schwiegertochter herein und trotz alles mürrischen Sträubens des unbehaglich aufgestörten Alten, gelang es ihren vereinten Kräften, ihm sein Kattunkamisol aus- und den schwarzen altdeutschgeschnittenen Gottstischrock wieder anzuziehen. Er mußte mit zu Wagen und nun ging es munter zum Thore.

Das hatte er immer noch nicht geahnet, er zitterte vor Angst, als sie der verhängnißvollen Oeffnung näher kamen, und erklärte feierlich: er habe nie in seinem Leben eine solche Ausschweifung begangen, und es scheine ihm eine Entheiligung des Feiertages, aus eitel Vergnügungslust vors Thor zu fahren, statt sich daheim zu Hause aus der heiligen Schrift zu erbauen. Zudem würde dies das erste Mal in seinem Leben sein, daß er ins Freie käme.

Der Kutscher hielt auf sein Verlangen die Zügel an, aber der unerbittliche Sohn schrie dazwischen: fahr zu, Kanaille! Die Pferde sprangen an, und der Wagen rollte hinaus.

Auf diese Weise war es der aufgeklärten Schwiegertochter gelungen, dieses Gebrechen ihrer neuen Familie zu heilen: der alte Duckmäuser war curirt, denn man hatte ihn ins Freie, man hatte ihn heraus.

Eine Weile saß der alte Mann in stummer Ergebung mit gefalteten Händen, dann blickte er begierig in die weite Ebne und übers Meer vor sich hin, und ganz in den Anblick verloren mit erhobenen Händen rief er aus: Gott! wie groß ist deine Welt!

Der Eindruck war aber so mächtig und gewaltsam gewesen, daß er schon am Abende desselben Tages in ein hitziges Fieber fiel, fortwährend von Gott und Welt phantasirte und am dritten Tage sich zu seinen Vätern versammelte.

---

4. Der Blockdreher.

> Es giebt auch kleines Volk im Pommerland,
> Unächter Schlag! was ächt, ist dem verwandt,
> Der Händel liebt' und stand im Kampfe wacker
> Und als er fiel bedeckte sieben Acker.

Der andere merkwürdige Stralsunder ist ein Weltkind von ausnehmender Größe, Dicke und Stärke. Seine Thaten sind berühmt im ganzen Pommerlande und sein Leben daher auch nicht so in der Kürze zu beschreiben, weswegen hier nur Bruchstücke anzumerken, das Ganze aber den fleißigen stralsunder Geschichtschreibern zu überlassen ist.

Im Allgemeinen trifft es auch bei ihm zu, daß in unsern Zeiten thatkräftige Naturen fortwährend Händel mit der Polizei und Justiz haben. Dagegen wußte er aber eine sehr sinnreiche Erfindung aufzubringen. Er ist nämlich seines Zeichens ein Blockdreher und macht Pumpen und Brunnen. Bei diesem Geschäft fiel ihm einmal ein Erd- und Balkensturz auf den Leib, und seit der Zeit behauptet er harthörig zu sein. Man hat jedoch die Bemerkung gemacht, daß er angenehme Dinge, und die sich auf den Verdienst bezogen, weit besser begriff, als unangenehme, namentlich gerichtliche Verhandlungen oder gar Aeußerungen der Unzufriedenheit mit ihm. In dieser Art erzählt man sich mancherlei von dem Manne, unter andern Folgendes:

Als er einmal das Unglück gehabt hatte, zu einem Ringkampfe verleitet zu sein, warf er seinen langen Gegner so heftig über eine Pumpenröhre, daß dieser Unglückliche in der Mitte einknickte und nun sein Lebelang einen stumpfen Winkel nach der rechten Seite bildete. Dabei versuchte er mit größter Unverschämtheit, den armen Menschen wieder gerade zu biegen, und gab im Eifer des Geschäfts einem kleinen verwachsenen Chirurgen, welcher dies für einen Eingriff in seine Rechte hielt und heftig dagegen protestirte, eine so derbe Maulschelle, daß der Kleine sich eine geraume Zeit nach seinem Ranzen umsah, dann aber mit dem unglücklichen Ringer einstimmte und ebenfalls ein lautes Geschrei erhob, welches unser Held aber keineswegs zu hören schien, wenigstens machte er ernstliche Anstalten, seine Kur fortzuführen mit dem Bemerken, er wolle den Kerl schon ausbessern, da ihm weiter nichts fehlen könne, als eine kleine Verrenkung, und die müßte gezogen und gebogen werden.

Mit vieler Mühe und großer Noth von seinen Püffen verhinderten es die Umstehenden. Der Mediziner aber verklagte ihn wegen unhöflicher Behandlung und unbefugter Praxis.

Bei dem Prozeß verfuhr unser Held wie gewöhnlich, das heißt, erklärte sich für völlig taub und ließ sich auf nichts ein, er verlange auch gar keinen Beistand von Gerichtswegen und bedürfe es weiter keiner Untersuchung, da er über Schimpfreden nicht zu klagen hätte, weil er sie nicht hören könnte, und was die Thätlichkeiten anlangte, sich seiner Haut schon wehren wollte.

Als keine Ermahnungen fruchteten, und alle Versuche, ihn zum Eingehen auf die Sache zu bringen, fehlschlugen, entschied sich das Gericht dahin:

„Daß der Fall durch die vollständigsten Zeugnisse klar und erwiesen, und so mit ohne weiteres Geständniß des Angeschuldigten zu verfahren, zumal da derselbe bei anderen Gelegenheiten aller nöthigen Gehörsfähigkeit keineswegs ermangle, demnach hier nur eine sträfliche Renitenz obzuwalten scheine."

Schließlich wurde erkannt:

„Daß er zwar puncto der unbefugten Praxis zu absolviren, maßen der Thatbestand nicht als erfüllt angesehn werden könne, jedoch wegen erweislicher Absicht auf solch unbefugtes und ungeschicktes Curiren mit einem Verweise zu belegen sei, welchen ihm, da eine stärkere Stimme vonnöthen, als die Herrn vom Gericht besäßen, der Ausrufer zu ertheilen habe und zwar durch das Sprachrohr der königlichen Licentjacht, das zu dem Ende von Gerichtswegen requirirt worden; daß ferner die Klage auf unhöfliche Behandlung wohl begründet und Beklagter daher in die übliche Geldstrafe zu nehmen; alle dergleich Unfertigkeiten aber, sowohl in Anbetracht ihrer Gesetzwidrigkeit im Allgemeinen, als auch insbesondre der öfters inculpirt gewesenen Zufahrenheit des Beklagten, ebensowohl wie alle und jede unbefugte Absicht auf chirurgische Operationen aufs Strengste und bei Androhung verschärfter Strafe für künftige Beschwerdisfälle zu untersagen sei."

Ob diese Entscheidung dem Rechte gemäß sei oder nicht, vermag ich nicht zu beurtheilen; so viel ist gewiß, daß der Beklagte und Verurtheilte sie nicht dafür hielt. Es war ihm indessen deutlich gemacht worden, wie die Sachen stünden; und alsbald schloß er nicht mit Unrecht, daß der kleine Mediziner an dem ganzen Krame schuld sei. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß er rachsüchtiger Natur sei, denn man rühmte, so viel ich weiß, von jeher seine Leutseligkeit, allein es ärgerte ihn doch, wie er zu sagen pflegte, daß die Ratte ihn in Kosten gesetzt. So standen die Sachen, als eines Mittags der Blockdreher und der Chirurg, da eben die Postjacht anlegen wollte, vorn auf der Badenbrücke standen, um das Aussteigen der Fremden aus Schweden mit anzusehen. Die Brücke war, wie gewöhnlich, ganz voller Menschen, zu allervorderst der Chirurg, dann der Blockdreher und darauf die Uebrigen. Als nun das Schiff näher kam, drängte von hinten die neugierige Masse zu; und auf einmal sah man unsern Helden mit sammt dem Mediziner ins Wasser stürzen. Der Blockdreher hatte Grund, wiewohl ihm das Wasser bis an die Schultern stand.

Er fing an aufs Land zuzuwaten, während sein bedeutend kleinerer Unglücksgefährte auf- und niedertauchte und unauf-

hörlich, wenn er herauf kam, über Rettung schrie, wenn er unterging, Wasser schluckte.

Natürlich hörte der Blockdreher weder den Chirurgen schreien, noch das Volk auf der Brücke rufen, und watete ruhig weiter, bis er zufällig aufsah und nun wohl aus den Geberden der Leute die Gefahr seines Gefährten schließen mußte. Denn sogleich drehete er um, ging wieder zu Wasser, ergriff den Chirurgen bei den Haaren, schwang ihn sich auf den Rücken, und trug ihn unter dem lauten Gelächter besonders der rohen Schiffer und Matrosen ans Land. Als er mit ihm auf dem Trocknen angelangt war, ergriff er ein Ende Schiffstau, und schickte sich an, ihn gehörig abzustrafen. Denn er hätte ihn mit hinabgerissen, und außerdem, warum er sich so nah an Wasser wagte, wenn er keinen Grund hätte, und auch nicht schwimmen könnte? Allein die ganze Masse stürzte theilnehmend herbei, und erklärte den Chirurgen für unschuldig, ja Einige waren sogar ungerecht genug, seinen wackern Retter zu beschuldigen: Er hätte seinen alten Proceßgegner ergriffen, und sei mit ihm hinabgesprungen, um dem kleinen Chirurgen, der dort nicht gründen könnte, den Rechtshandel gehörig einzutränken. Welchen Grund oder Ungrund diese Anklage hatte, wer möchte das entscheiden? So viel ist gewiß, der Blockdreher bog den Chirurgen über ein umgekehrtes Boot, welches auf der Werfte lag, erhob das Tauende und versetzte ihm allerdings noch einige nachdrückliche Hiebe, bevor ihm die mitleidige Menge in den Arm fallen konnte. Zwar waren ihm alle chirurgischen Operationen von Gerichtswegen untersagt, allein Jedermann mußte doch diesmal ihre Zweckmäßigkeit anerkennen; denn die beiden einfachen Hiebe hatten die gute Wirkung, daß der Chirurg alles verschluckte Wasser wieder von sich gab, und von Angst und Wasser völlig wieder zur Besinnung kam.

Es gehört doch viel Wasser dazu, sich zu besaufen, bemerkte ein Matrose, das ist der Doctor Eisenbart, kurirt die Leut' nach seiner Art, sagte ein feinerer Mann, die Menge aber erhob ein lautes Gelächter: der Blockdreher wurde Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, der Chirurg von seinen Freunden, der Blockdreher dagegen von einer jubelnden Menschenmenge nach Hause geleitet. Dies ist die Geschichte des Chirurgen und des Blockdrehers, wie sie mit einander im Streit, vor Gericht und im Wasser waren.

---

5. Hinaus.

> Kein Bergesland, keinen Inselstrand,
> Preis't mir als der Dichtung Vaterland:
> Was alle Welt geheimnißvoll durchdringt,
> Sei uns gegrüßt, wer's in die Lüfte singt!

Ohne Zweifel könnte man von diesen und ähnlichen ergötzlichen Stralsundern ein ganzes Buch schreiben, allein „höhere Rücksichten erlauben es nicht, schon jetzt daran zu denken, wir gehen also mit Bezugnahme auf die oben dargelegten Gründe ohne Weiteres zum Thor hinaus und bleiben Euch in Gnaden gewogen.“

Rügen liegt nun hinter uns im Meer und seinem Duft, poetisch in der That, wie überall des blauen Meers Umarmung; doch vor uns, vor uns liegt des Lebens Meer, und wie viel duft'ge Inseln süßer Poesie! Hinaus! Vor meinen Füßen hier die weite Ebne dieses Pommerlandes, ein freier, hellerleuchteter, schwellender, duftender Tanzsaal für den fernhinstrebenden Wanderer. Frühligsluft und Wanderlust, mir wird so wohl um's Herz!

> Die weiten Felder sind noch frisch
> Vom kühlen Schnee gebadet,
> Durch Wiesenweiher fährt der Fisch,
> Wo Sommers Klee sich schwadet.
>
> Da blinkt ein milder Strahl durchs Feld,
> Er blinket auf die Weiher;
> Und Lerch' und kühlem Fischlein schwellt
> Er Brust und Herz zur Feier.
>
> Das Fischlein hüpfet hoch empor,
> Kann seine Lust nur springen,
> Doch in den Lüften wiegt ein Chor —
> O könnt' ich mit euch singen!
>
> Ihr leichten Flügler, leicht genug,
> Dem ersten Strahl zu trauen,
> Ihr hohen Segler, hoch genug,
> Um in den Mai zu schauen!

Vertieft in den Genuß der läuternden Durchdringung dieses Sonnenblickes und damit in die rasche Erfüllung meiner Reisewünsche schwelgte ich fort, immer hinauf an den munteren Schneebächen, die sich rauschend verliefen, immer hinein in die rings umdrängenden Holzungen dieser Ebene. Endlich gelangte ich zu einer dichten Baum- und Gebüschgrenze, welche sich weit ins Feld hineinzog, mit ihrer sonnigen Lage recht zum Verweilen einladend. Die Bäume waren belebt von munterem Geflügel; aber es schlich auch schon der Störenfried mit gespannter Flinte den Rain entlang. O der Rohheit dieser Mörder zum Zeitvertreib! und wem galt es hier? den frühsten Boten des Frühlings, die an ihn glauben, noch eh' er da ist. Der Jäger gab Feuer und in großen Würfen schossen die übrig gebliebenen Krammetsvögel piepend durch die Luft. Wie manchem mocht' eine bittre Wunde seine Botschaft lohnen, wie manchem der Tod! Er steckte seine Beute zu sich und kam auf mich los.

---

6. Standeserhöhung.

> Wo find' ich einen Edelmann,
> Dem ich mein Herz vertrauen kann?

Als wir uns begrüßt hatten, wollt' ich sogleich von den Krammetsvögeln und ihrem Schicksal, von dem Frühlinge und seiner Verkündigung ein allgemeines Gespräch anfangen, allein er legte mir die Hand auf den Arm und sagte:

Mein Herr, der Familienzug, welchen ich in Ihrem Gesicht erblicke, scheint mir bekannt; verzeihen Sie mir die Frage, mit wem habe ich das Vergnügen zusammenzutreffen?

Ich bin ein obscurer Mensch und heiße Tancred Boemund Edmund von Rügen.

Darauf sah er mich ungläubig an und sagte: Ich bin nicht aus dieser Gegend gebürtig, allein, so viel ich weiß, ist unter den Familien dieses Ländchens, und ich glaube die ganze Ritterschaft von Rügen zu kennen, ein solcher Name nicht anzutreffen; hätten Sie Bagewitz, Trittelwitz, Meseritz, Poseritz, Lanken, Janken, Barnekow oder Kubbelkow gesagt, so wüßte ich Bescheid, nun aber muß ich fürchten, Sie scherzen mit mir.

Ich versicherte ihn nochmals, daß ich so hieße, und langte in die Rocktasche nach meinem Paß, allein der Forstmann ergriff wiederum meinen Arm und sagte mit einiger Selbstzufriedenheit:

Mein lieber junger Mann, daß Sie ein Studirter und von Adel seien, vermuthete ich gleich, und wenn Sie mir ihr Wappen erlauben wollten, könnt' ich Ihnen auch sagen, wie sie heißen, was ich außerdem schon zu errathen glaube aus Ihrer Aehnlichkeit mit einem sehr genauen Freunde, dem ich in Dreißigader verschiedene Male zu secundiren die Ehre hatte.

So ehrenvoll Ihre gütigen Voraussetzungen sind, so leicht würde mir doch der Beweis des Gegentheils fallen; wenn Sie nur einen Augenblick erlauben wollten — (hier zuckte ich mit meiner in der Rocktasche gefangenen Hand).

Reden Sie, reden Sie, gnädigster Herr, sagte er und drückte inständiger.

Ich dachte, vielleicht geht es auch ohne den Paß, und fuhr fort: So zum Beispiel, wie erklären Sie Sich's, daß ich ohne Hunde, Pferde und Bedienten bin?

In einer Zeit, wo selbst Königssöhne zu Fuß reisen? Sie scherzen. Aber ich tadle Ihre Vorsicht keineswegs, Sie können ihre Ursachen haben incognito zu reisen; um Ihnen indessen mehr Vertrauen einzuflößen, will ich Ihnen nur sagen: Ich bin selbst von Adel. Die Pergamente sind von Kaiser Maximilian untersiegelt und vollzogen, die Siegel auf kleine Stückchen Wachs gedruckt und hängen an Fädchen herunter. Sie kennen das kaiserliche Wappen und wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuches gönnen wollen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen Alles vorzulegen, was auf diese Angelegenheit Bezug hat. Mein Name ist von Buschapfel, darum führen wir auch einen Holzapfelbaum im Wappen, wie Sie ihn hier auf dem Gewehrkolben ausgeprägt sehen.

Seine vorweltliche Gesinnung und die treuherzige Voraussetzung, ich müsse sie theilen, überraschte mich allerdings nicht wenig. Einen Augenblick nahm ich an, er wolle sich einen Spaß mit mir machen; allein er sah nicht hinterlistig dabei aus, und der Holzapfelbaum war allerdings auf dem Flintenschaft in erhobener Arbeit dargestellt. Vertrauen also hatte ich jetzt genug, aber leider nichts anzuvertrauen, wenigstens nicht in der erwarteten Art, und da mir nirgends, weder in Zeitungen noch in Diplomen, gestattet war, mich zu dem sehr ehrenwerthen Junkerstande zu zählen, so ergriff ich die Gelegenheit, welche eine uns trennende Pfütze zur Befreiung meiner Hand aus ihrem Taschengefängnisse darbot, langte meinen Paß hervor und überreichte denselben. Er las und sah mich zwischendurch kopfschüttelnd an.

Das genaue Signalement ist offenbar ein Scherz, wie der ganze Paß desgleichen.

Keineswegs, mein Herr, sondern Diensteifer des Burgemeisters.

Standespersonen pflegt man das Signalement zu erlassen, wenigstens keine „besonderen Kennzeichen“ anzugeben.

Das hat der Burgemeister zu verantworten.

Ei, und was sehe ich? ein Regierungspaß und kostet funfzehn Silbergroschen Stempel- und funfzehn Silbergroschen andere Gebühren, eine Ehre, welche nur Adligen widerfährt. Gerade aus diesem Passe seh' ich die Richtigkeit meiner Vermuthung, rief er triumphirend aus, überreichte mir den Paß mit sichtbar erhöhtem Respect, verbeugte sich und sagte dazu: Ich erlaube mir nicht, tiefer in Ihr Geheimniß einzubringen. Ich begreife gar wohl, daß in unsern Zeiten ein Adliger mancherlei Ursachen haben kann, sich in der Fremde zu verbergen, da wir fast ebenso gedrückt und verfolgt sind, wie die Juden, und unser einziges Vorrecht darin besteht, beim Militär zu verhungern oder in den Forsten zu versauern, ja das Letztere ist in der allerneuesten Zeit auch nicht einmal mehr unser ausschließliches Vorrecht. Auf Reisen gilt der Adel nun vollends nichts. Kommt unser einer in den Gasthof, so hat er von seinem Stande nichts, als eine längere Rechnung; und die Bürgerlichen machen sich lustig über die Verlegenheiten, welche uns daraus erwachsen. In diesem Punkt hab' ich Erfahrungen. Die von Buschapfels sind von jeher gute Jäger und tapfere Soldaten gewesen, aber sie haben Unglück gehabt, gnädiger Herr, ausgesuchtes Unglück. Mein Großvater war Lieutenant im Kartoffelkriege, er hatte das Unglück bei Nacht in einen Sumpf zu gerathen und mit drei Mann zu versinken. Dann focht mein Vater in der Champagne, wo er das Manifest des Herzogs von Braunschweig eigenhändig abgeschrieben hat, denn er schrieb eine sehr deutliche Hand. Von ihm datirt sich das Unglück unsers Hauses. Denn auf der Retirade wurde ihm eine Kasse, die er zu transportiren hatte, während er vor Müdigkeit von Wein und Strapazen nicht zur Hand war, gestohlen. Der Proceß wurde sein Ruin; alle Offiziere des Regiments waren auf ihn pikirt, weil der Herzog einmal bei der Revüe gesagt hatte: der Lieutenant von Buschapfel ist der einzige adrette Offizier beim ganzen Regiment. Das trugen sie ihm nach und verurtheilten ihn. Mich schickten meine Verwandten nach Dreißigacker, und so bin ich zwar ehrlich durch-, aber nicht wieder zu dem Meinigen gekommen. So gehts heut zu Tage, der Adel wird unterdrückt und mit Füßen getreten, die von Buschapfels sind ein Beweis davon.

Unterdessen waren wir bei seinem Hause angelangt und er lud mich dringend zu sich ein, wobei er aufs Beste unterstützt wurde durch dichte Regenschauer, welche die Straße entlang kamen.

7. Herr von Buschapfel und die Seinigen.

Herein, herein, du lieber Gast!

Das Försterhaus, wohl zweitausend Schritt vor dem Dorfe, war zweistöckig und geräumig; als ich es jedoch lobte, bemerkte er, dies wäre ein geringer Ersatz für die Schlösser seiner Vorfahren, wogegen ich nichts zu sagen wußte. Die Zufriedenheit der Menschen macht verschiedene Forderungen, je nachdem sie Aussichten auf die Güter dieser Welt gehabt hat, oder nicht.

Der stattliche Forstmann schritt bei seiner Hausthüre vorbei, und bat um meinen Vortritt. Ich war einfältig genug, denselben in ein Försterhaus zu versuchen, — aber wie aufs Kommando fuhren alle Hunde der Försterei groß und klein auf mich los, und vom Hofe her vor der Hinterthür heulte eine andre Meute verzweifelt über ihr Unglück, an dem Angriffe nicht Theil zu nehmen.

Berginne! Contesse! Milord! schrie der Förster, stürzte, die Höflichkeit der Noth aufopfernd, vor mir vorbei und fuhr mit seinem ganzen Ansehn unter die indignirten Getreuen, — wollt ihr beiseit! Die Colonne fuhr auseinander, und nur hie und da bellte noch einer, aber mehr wie um Verzeihung, als zum Angriff. Dann wurde mein Eintritt bewirkt, und ich sofort, nachdem sie mich alle gehörig berochen, zur Hausgenossenschaft zugelassen. Als wir in die geräumige Wohnstube traten, entstand eine zweite Volksbewegung, aber etwas anderer Art. Es waren etwa sechs bis acht junge Buschäpfel auf dem Boden gelagert unter vielen hölzernen Säbeln, Gewehren und andern Jagd- und Kriegsgeräthschaften; als sie mich erblickten, fuhren sie alle auf und drängten sich mit verschiedenem Geschrei in die halb geöffnete Kammerthür hinein: Mutter, Mutter, der Vater ist da! und ein fremder Herr!

Das sind meine Jungen.

Acht Stammhalter, Herr von Buschapfel?

Sieben, Herr Baron, Herr Doctor wollte ich sagen, sieben. Erlauben Sie mir indessen, daß ich uns bei meiner lieben Frau zum Abendessen melde.

Fortgewälzt von dem Schwarm seiner Jungen verschwand der Edle von Buschapfel, und ließ mich allein auf dem geschlagenen Lehmboden seiner Wohnstube mit seinen Bretstühlen und einem langen Familientisch.

Nach einer Weile trat er wieder herein mit den Worten:

8. Familienscene.

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

Ich habe Sie gemeldet, meine Frau wird sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, einen Mann von Ihrer Distinction zu bewirthen. Unterdessen haben Sie die Gnade mich zu begleiten.

Er führte mich in die belle Etage, wo ein völlig ungebrauchtes und wider Erwarten elegantes Zimmer war. In demselben ließen wir uns aufs Sopha nieder, und als die Magd drei Flaschen Langkork, Käse, Wildpretbraten u. s. w. auf den Tisch gestellt hatte, begannen wir eine Beschäftigung, die unstreitig zu den wichtigsten des menschlichen Lebens gehört, jedoch Jedermann zu genau bekannt ist, um nicht ohne weitere Beschreibung lebhaft und natürlich gedacht zu werden. So viel muß ich indeß bemerken, daß ich es als ein wahres Glück betrachtete, auf Universitäten eine gewisse Virtuosität im Trinken erlangt zu haben, denn der Herr von Buschapfel ruhte nicht eher, als bei der letzten Neige. Dennoch kann ich es nicht läugnen, daß ich ihn auf alle Weise betrog, wenigstens ließ er sich häufig, besonders bei den letzten Flaschen überreden, daß ich schon ein Glas voraus sei, auch bedurfte er in der That häufiger als ich einer Anfeuchtung der Zunge, denn er erzählte mir alle seine Thaten und Fahrten von Dreißigacker.

Die durchlauchtigste Herzogin und den alten Bechstein lobte er mit vieler Wärme. Den Letztern wegen seiner Gelehrsamkeit und seines derben Wesens, die Erstere wegen ihrer Leutseligkeit gegen die Forstakademiker besonders an Hofbällen. Dabei gerieth er einigemal in die sichtbarste Begeisterung, und besonders, wenn er sich in seiner Erzählung der Worte bedienen mußte: „die Herzogin sagte zu mir," kniff er die Augen fest zu, wie ein Mädchen vor Liebeslust, setzte die Linke in die Seite, schob die Unterlippe bedeutend vor und hielt den Messergriff darunter, gleichsam um die Brücke der Unterlippe bei dem Uebergange dieser gewichtigen Worte gehörig zu unterstützen. Weniger Anstrengung kosteten ihm die Namen seiner edlen Freunde der Grafen von Plettenberg, Bodelschwing, Fürstenberg, Prrtnkewitschtz, Michalsky, Prostnitzky und Anderer. Als er fand, daß mich diese Materie sehr ansprach, that er die Frage: waren Sie nie bei Hofe? Ich sagte, mein Incognito erlaube mir keine nähere Erklärung.

Da ists! da ists! sehn Sie, wie Sie Sich decouvrirt haben. Bei diesen Worten sprang er auf, rannte zur Thür, riß sie hastig auf und rief die Treppe hinunter: Ilschen, Ilschen, komm geschwind einmal herauf! Dann setzte er sich wieder zu mir, und bat um die Gnade, mir seine Frau vorstellen zu dürfen, die auch bald darauf ins Zimmer trat und zwar von der ganzen siebenköpfigen Stammhalterschaft begleitet. Die Kleinsten hielten sich an ihrem Kleide fest und die Größeren versteckten sich hinter ihr, guckten jedoch von Zeit zu Zeit listig und neugierig hervor.

Die Frau war eine hohe adlige Gestalt von angenehmer Haltung, leuchtenden Augen und wahrlich so jugendlichem Ansehn, als es diese Schaar von Buschäpfeln, die von ihrem Stamm gefallen waren, nur immer erlaubte.

Ich genieße die unschätzbare Gnade, Herr Baron, denn jetzt werden Sie mir es wohl nicht mehr verargen, wenn ich es nicht wage, Sie anders zu nennen, ich genieße das ausgezeichnete Glück, Herr Baron, Ihnen mein geliebtes Ilschen vorzustellen. Dies ist meine keusche Gattin, sehn Sie sie an, Herr Baron, ist sie nicht noch heute hübsch? — Was hast Du, Weibchen? sagte er liebkosend, als sie ihn heimlich beim Rock zupfte, und setzte dann mit trunkener Offenheit hinzu, schäme Dich nicht, nein wahrlich, Du brauchst Dich nicht zu schämen, daß Du nicht mehr das wunderschöne Ilschen von Bahlen bist, wie vor zwanzig Jahren, denn Du hast mir zehn lebendige Kinder und darunter sieben Jungen geboren, ja, das hast Du gethan, aber ich versichre Dich, Weibchen, daß ich mit derselben Liebe wie den ersten auch den letzten — — —

Lieber Ottfried, fiel sie ihm ängstlich in die Rede, was wird der Herr Baron davon denken?

Der Herr Baron, Ilschen? was der von Deiner Liebenswürdigkeit denkt? Siehst Du, wenn er sich weigert, Dir einen Kuß zu geben, so hat er kein Herz im Leibe, wenigstens kein adliges, das sag' ich, ja, wahrhaftig, das ist meine Meinung, Baron!

Ich müßte ein Unmensch gewesen sein, wenn ich nicht sogleich die Frau von Buschapfel zu küssen wenigstens versucht hätte, wobei ich aber auch hoffte, daß es sein Bewenden haben würde.

Das ist wahr! fiel ich daher eiligst ein, ich wag' es also, um diese unschätzbare Gunst zu bitten. Und in der That war ich, trotz des genossenen Langkorks, immer noch im Stande, mich vor ihr auf ein Knie niederzulassen, und eine den Um-

ständen angemessene Rede zu halten. Ich hoffte damit genug gethan zu haben, la politesse est faite, dacht ich bei mir selbst, aber wider alles Erwarten hob sie mich auf und reichte mir ihren adligen Mund, worauf nun mein unglückseliger Kuß, als Schauspieler wider Willen, den altenglischen Huldigungsact vollzog.

Darauf erröthete sie, verneigte sich mit niedergeschlagenen Augen, und verließ das Zimmer mit den Knaben, die sich schon in der Stube einander bei den Haaren zupften und heimlich stießen, sobald sie aber die Thüre hinter sich hatten, ein lautes Getümmel und Geschrei erhoben, welchem die verständige Hausfrau, wie sich von selbst versteht, möglichst zu wehren suchte.

---

9. Die Diplome.

Trinakrien, du Perl' in meiner Krone,
Dich hinterlaß' ich meinem ält'sten Sohne!

Das sind die Freuden der Ehe, mein Herr. Die Töchter sind mir gestorben, ich hätte sie auch nicht standesmäßig verheirathen können, nun hat der liebe Gott sie zu sich genommen, in dem Stande, worin sie geboren sind, sein Rath ist immer der beste. Meine Jungen aber sind mir eine wahre Freude, und fressen sich alle Tage besser heraus. Die treue Gattin ist Genossin dieser Leiden und Freuden, und eine große Last, die ganze Wirthschaft, liegt auf ihren Schultern. Reinlichkeit werden Sie überall bemerken und zugleich Sparsamkeit. Ja, so gut es mir unter diesen Umständen ergehn konnte, ist es gegangen, denn da ich selbst das Sparen nicht gewohnt bin, so erhält mein geliebtes Ilschen ganz allein Alles im rechten Geleise.

Und in ihrer Jugend, Herr Baron, da war sie schön! bei meinem Namen! es würde mich kränken, sie durch die vielen Geburten so um ihre Blüthe gebracht zu sehn, wenn ich nicht bedächte, daß dadurch der Name von Buschapfel auf eine glänzende Weise gesichert ist — ja! die von Buschapfels — — tausend sapperment! bald hätt' ich das Allerwichtigste vergessen. Die Diplome, Herr Baron, die Diplome!

Es freute mich, daß sein Rausch mit der Aufregung des vorigen Auftritts meist verflogen zu sein schien, denn er sprach, wie man sieht, wieder ziemlich nüchtern und gelangte in gerader Linie zu seinem Bücherschrank, wo die Hefte von Bechstein und den übrigen berühmten Männern des Instituts, im grünen Einbande aufgestellt, ein wohlverschlossenes Kasterchen verbargen. Dies brachte der edle Forstmann herbei, stellte es auf den Frühstückstisch, und langte acht große Pergamentrollen hervor.

Die sechs neuen sind für meine jüngeren Söhne, und dies vor Alter graugewordene, woran die Siegel hängen und welches der Kaiser Maximilian allerhöchst selbst unterschrieben hat, sehn Sie, da steht er, das gehört der Familie und bleibt immer bei dem Aeltesten. War es der Eifer, war es der Wein? Genug, er nahm auf die Eßwaaren des Tisches nicht die mindeste Rücksicht und breitete die Rollen darüber hin. Als ich ihm nun bemerklich machte, wie schlimm die Butterflecken für Pergament wären, wurde er für Schrecken kreideweiß. Dann holte er tief Athem und sagte: Gut, daß es nicht das alte ist! Aber zu welchem Unglück könnte dennoch dieser Fleck Veranlassung geben, denn keiner von den Jungen wird damit zufrieden sein, selbst Rudchen nicht; hm! hm! das macht mir wieder Kosten.

Darauf wurde Alles wieder an seinen Ort zur Ruhe gebracht, nur nicht die Sorge um den verhängnißvollen Flecken.

Mit untergeschlagenen Armen und sorgenvollem Nachdenken schritt er durch das Zimmer hin und wieder. Endlich wandte er sich entschlossen zu mir mit den Worten:

In diesem Zimmer vergesse ich die Sache nun einmal nicht wieder, und doch möchte ich den Aerger gern ein wenig hinunterspülen. Ich weiß daher keinen bessern Rath, als wir gehn zum Schmidt.

Zum Schmidt? fragte ich verwundert.

Ja, er ist zugleich Gastwirth und wenn gleich nicht von Adel, doch der einzige Umgang, den man hier haben kann. Dazu versteht er sehr guten Grog zu bereiten. Ich sehe nicht ein, was uns anders übrig bleibt.

Ich noch viel weniger; und im Grunde hielt ich den Einfall für eine glückliche Fügung, die mich wieder emancipiren würde, sobald wir das Wirthshaus beträten, erklärte daher meine Zustimmung und ging mit.

Die Frau von Buschapfel begegnete uns an der Treppe, und sprach sich ziemlich besorgt über die Grogvisite aus; allein der verständige Hausvater bemerkte leicht ausweichend, wir kämen bald wieder; und so ging es ziemlich eilig unter einem leichten Regen hinweg zu dem Grogschmidt.

---

10. Bei dem Grogschmidt.

Trunken Mund
Redt Herzensgrund.

Der Schmidt von kurzer Schmidtstatur, aber königlichem Gesicht, denn er glich den Bourbonen, im Ganzen ein schmucker junger Mann, trat uns entgegen, und bewillkommte den Herrn von Buschapfel mehr freundschaftlich als unterthänig: eine Erscheinung, welche gewiß für ein Zeichen des demokratischen Zeitgeistes zu halten ist, besonders da der Herr von Buschapfel durchaus keinen Unwillen verrieth, sondern vielmehr den Schmidt, nachdem sie sich vorher die ungeheuern pommerschen Hände eine gute Weile geschüttelt hatten, ganz leutselig folgendermaßen anredete:

Mein lieber Meister Rußwase, wir kommen zu Euch auf ein Glas Grog. Dieser fremde Herr ist ein Baron, der incognito reiset (hier begrüßte mich der Schmidt durch eine leichte Lüftung seines schwarzen Sammetkäppchens mit dem zwieschlächtigen Zusatz: viel Ehre!) und wenn der Herr Baron es erlauben, so seid Ihr unser Wirth und Gast zugleich.

Die Erlaubniß hatte keine Schwierigkeiten, wir traten ins Zimmer, und bei dampfendem Grog und Pfeifen war alsbald der Humor und die Atmosphäre des beseligenden Kneiplebens aufgethan.

Wir tranken eifrig; und der Herr von Buschapfel erzählte alles, was von der Geschichte seiner Ahnen noch übrig war, namentlich ihre Jägerthaten, unter denen die merkwürdigste unstreitig seinem Großvater mit einer wilden Sau begegnet war. Dieser hatte das Thier angeschossen, aber nicht erlegt, und kam nun in Lebensgefahr, als die Sau wüthend auf ihn einstürzte. Aber so groß die Gefahr, so rasch der Entschluß. Der Herr von Buschapfel ergriff einen Stein, die Sau riß den Rachen auf, und er warf ihr den Stein mit solcher Gewalt in den Schlund, daß sie ihn geraume Zeit weder hinaus- noch hinunterbringen konnte. So gewann er Zeit sich zu retten. Es vergingen Jahre, ohne daß er sich der Begebenheit erinnerte. Da schoß er einmal eine Bache, deren Physiognomie ihm gleich sehr bekannt vorkam, und sie war es wirklich, denn bei der Oeffnung des Magens fand man denselben Stein darin, den sie damals verschluckt, aber noch nicht verdaut hatte.

Rußwase, der die Geschichte für erlogen hielt, fiel hier ein und setzte die Geschichte des Herrn von Münchhausen mit dem Hirsch darauf, den dieser bekanntlich mit Kirschkernen angeschossen und später mit einem Kirschbaum auf dem Kopf erlegt hat.

Allerdings, lieber Meister, nahm ich das Wort, ist Ihre Geschichte wenn gleich bekannter doch merkwürdiger, als die des Herrn von Buschapfel; beide Male kommt dasselbe Thier zweimal vor dieselbe Jagd und wird an unfehlbaren Zeichen dafür wieder erkannt, indessen beide Geschichten sagen nichts davon, daß auch das Wild den Jäger wieder erkannte; ich erlaube mir daher, Ihnen die Geschichte des schwäbischen Bauern mit dem Fuchse vorzutragen, ausgezeichnet durch eine gegenseitige Wiedererkennungsscene.

Der schwäbische Bauer, von dem ich rede, und sein Sohn gingen einmal zusammen über Land, und wie sie sich noch von einem Hühnerschaden unterhielten, den ihnen in verwichener Nacht der Fuchs angerichtet, bewährte sich das neckische Sprichwort: wenn man vom Wolfe spricht, so ist er nicht weit; dicht vor ihnen vorüber schlüpfte der Hühnerdieb aus dem Gesträuch; und nachdem er eine Weile ihren Fußsteig vorausgeeilt, bog er ein, sprang auf einen Wurzelstumpf und von da in einen hohlen Baum hinein, aus dem sie ihn nicht wieder hervorkommen sahen. Schnell und behende eilten Vater und Sohn herzu und erblickten zu ihrem Erstaunen den Fuchsschwanz, der aus einem mäßigen Loch unten am Baume hervorragte. Wüthend ergriffen sie ihn fast zu gleicher Zeit und zerrten aus Leibeskräften daran, um den Fuchs soweit hervorzuziehn, daß sie ihn todt schlagen könnten; allein das Loch war wohl groß genug für den Schwanz, aber zu klein für den Fuchs. Eifrig und rachgierig, wie sie waren, ließen sie dennoch nicht locker, sondern geriethen vielmehr aus dem Zerren ins Drehen, um womöglich den Feind auf diese Weise qualvoll ums Leben zu bringen. So arbeiteten sie sich zu mehreren Malen müde, während inwendig der Fuchs aufs jämmerlichste klasperte und heulte. Aber kaum daß sie ein wenig verschnaufen, sogleich trieb der Alte von neuem zur Arbeit und immer mit den Worten: Nun wollen wir wieder dran! welche Worte der Fuchs zuletzt jedesmal mit einem erneuten Jammergeheul erwiederte und in dieser Schule der Leiden aufs Gewissenhafteste auswendig lernte. Endlich ward er erlöst, der Schwanz riß, und wie aus der Pistole geschossen fuhr der Fuchs oben zum Baume hinaus, während der Bauer und sein Sohn mit dem Schwanze in den Händen der Länge nach übereinander stürzten. Sie trugen ihren Fuchsschwanz nach Hause, und ärgerten sich, daß sie die

Sache nicht gescheuter angefangen, um dem Hühnerdieb wirklich ans Leben zu kommen; indessen er hatte einen Denkzettel bekommen, der seine Dreistigkeit für die Zukunft wohl etwas vermindern konnte.

Es vergingen mehrere Wochen und unserm Bauer war die Geschichte mit dem Fuchse längst wieder aus dem Kopf gekommen, als er einmal durchs Gehege ging und plötzlich eine äußerst lebhafte Jagd ganz in seine Nähe kommen hörte.

Die Hunde schlagen an wie auf den Fuchs, ich muß doch mal sehn, ob sie dem Gaudieb ans Mager kommen, oder ob er wieder so viel Glück hat, als neulich mit mir.

Mit diesen Worten schritt er rasch dem Gebelle nach, und fand alle Jäger und Hunde höchst ungehalten beisammen; denn der Fuchs war eben zu Bau gegangen, und niemand hatte Dachshunde bei sich.

Es ist doch ärgerlich, sagte einer von den Jägern, daß er uns so foppen muß, und zudem ist es kurios mit dem Thiere, er hat keinen Schwanz, ich sah ihn ganz in der Nähe vorbeiflitzen, als mir das Gewehr versagte.

Was, rief der Bauer aus, er hatte keinen Schwanz? Ei, da stellt euch nur hier herum, ihr Herrn Schützen, und spannt die Hähne, denn da will ich ihn bald hervorlocken.

Alle lachten über den Bauer und glaubten nicht im geringsten daran, daß er den Fuchs würde mitten unter die Hunde locken können, die vor dem Bau standen und bellten. Er stellte sich indessen vor das Fuchsloch, nahm beide Hände an den Mund und schrie aus Leibeskräften hinein: Nun wollen wir wieder dran!

Kaum hörte der Fuchs diese Worte, so stürzte er wie rasend hervor und fiel mitten unter die Hunde, zum großen Erstaunen aller Umstehenden, die den Bauer so lange für einen Hexenmeister hielten, bis er ihnen erzählte, wie er schon früher die Bekanntschaft dieses Fuchses gemacht und daß er wohl Ursache gehabt hätte zu glauben, der Fuchs würde auch seinerseits sich noch daran erinnern, was er damals mit ihm verhandelt.

Rußwase wurde ungemein aufgeweckt durch meine Erzählung und wiederholte mit angemessener Geberde noch einige Male das Stichwort: Nun wollen wir wieder dran!

Der Förster dagegen hatte unterdessen dem Grog schon einen so bedeutenden Einfluß gestattet, daß er sich durch diese Unterbrechung in seinen Phantasieen nicht stören ließ, sondern nun vielmehr anfing auch von der Zukunft seiner Familie zu reden. Er hatte nämlich allerdings Hoffnung zu einer Restauration oder Wiedereinsetzung in seine Güter, und als wir daran zweifelten, versprach er uns diejenigen Thatsachen mitzutheilen, worauf er sich stützte, unter der Bedingung, daß wir sie nicht mißbrauchen wollten. Wir gelobten es an, und in der That, ich glaube sie nicht besser gebrauchen zu können, als wenn ich sie durch öffentliche Mittheilung zu aller nur möglichen Wirksamkeit bringe. Er erzählte: Es ist schon ein Vierteljahr her, Januar, Februar, ja! ein richtiges Vierteljahr, da wacht' ich einmal vor Tage auf. Die Sorgen über unser verlornes Stammgut, Buschapfelshagen, ließen mir keine Ruh. Als ich aber endlich doch wieder einschlief, kam ich im Traume nach Berlin; und nun wurd' ich gleich zu Hofe geladen. So wie ich ging und stand mußt' ich in die Kutsche steigen, und hatte doch nichts auf dem Leibe, als die Unterhosen und meine Schlafmütze. Stellen Sie sich vor, Herr Baron, Sie sind bei Hofe gewesen, Herr Baron, Sie können Sichs vorstellen, aber Ihr nicht, Meister Rußwase, und ich kann Euch auch nicht helfen, auf Cavalier-Parole, Meister, Euch kann ich nicht helfen, hier heißt es, Arzt hilf dir selber, ha! ha! ha! Er ist ein Curschmidt, Herr Baron, ha! ha! ha!

Hier versiegte seine Geschichte im Scherz; ich that also die Frage: Nun, Herr von Buschapfel, wurden Sie denn in diesem Aufzuge vorgelassen? Nur Geduld! meine Herren, Alles mit Verstand! Nun kam ich herein, alles war hell mit Gas beleuchtet; — ich schämte mich, wie ein begossener Hund, das that ich, aber die übrigen Herrschaften gingen durcheinander, wie im Puppenspiel oder wie die Masken auf der meininger Redoute. Auf der Redoute, bei Hofe, ja da hab' ich Euch manchen Tritt liegen, Meister Rußwas'; als ich noch in Dreißigacker war — der alte Bechstein — nu! der trank seinen 83ziger Steinwein, der durch die Franzosen aus dem Fürstbischöflichen Keller gekommen war, das war Euch ein Weinchen, der 83ziger Steinwein! ich hab' Euch manchem Fläschchen den Hals gebrochen, ha! ha! ha! der alte Bechstein! der Graf Prostnitzky! ha! ha! ja die Kerlchen!

Aber, lieber Herr von Buschapfel, wie wurd' es in Berlin?

In Berlin? Unter den Linden — da ist der Conditor Fuchs, da hab' ich —

Gut! aber wie wurd' es bei Hofe?

Das will ich Ihnen sagen, Herr Baron, — der König, Meister Rußwase, der war bei Hofe, hm! ja, bei Hofe — was wollt ich doch sagen?

Sie hatten eben erzählt, wie Sie gezwungen worden, im Nachtkleide bei Hofe zu erscheinen.

Richtig! Also da kam der König auf mich zu und sagte: Ei sieh da, mein lieber Herr von Buschapfel! aber warum so traurig, als wär' Ihnen die Petersilie verhagelt? ei! ei!

Ew. Majestät, Buschapfelshagen — —

Ha Sie Schalk! sagte der König, gab mir einen leichten Schlag auf die Schulter und drehte sich um.

Am andern Tage mußt' ich wiederkommen, und nun hatt' ich Kleider wie die andern Cavaliere, und benahm mich so fein, daß Fürsten und Grafen mit mir zufrieden waren. Das hatte ich von Dreißigacker. Bei dem alten Bechstein, da kamen die Grafen — —

Aber der König, Herr Förster! der König fiel Rußwase ein.

Der König? der kam auf mich zu, als ich eben mit dem einen Minister scherzte und sagte: Ei sieh da, mein lieber Herr von Buschapfel! und so vergnügt?

Ew. Majestät, die Gnade von gestern —

Gut, gut! Sie sollen's wieder haben. Nun kein Wort mehr, sagte der König.

Ich ließ mich auf ein Knie nieder und —

Da wachten Sie auf, sagte Rußwase.

Ja, da wacht' ich auf, wiederholte der Förster, und that den letzten Grogzug aus seinem großen Glase. Es war sein Schlaftrunk, denn er verlor sich immer mehr in sich selbst und sank bald völlig beruhigt zu mir auf das Sopha, welches dienstwillig genug neben seinem Stuhle stand.

---

11. Das Trauerspiel.

Verwünschte, nächtliche Gespenster,
Was hab' ich mit euch thun?
Und doch laßt ihr auch mir im Busen
Den schlimmen Feind nicht ruhn!

Die Gründe für die Restauration der Familie von Buschapfel waren vielleicht nicht die zuverlässigsten, aber sie gewährten doch den nöthigen Trost, und in der That, wir sind berechtigt zu behaupten, daß auch andere kluge Leute, die Schreiber dieses öfter im Spiegel gesehen hat, mit ihren geheimen Hoffnungen auf bessere Tage in ähnlichen Luftschlössern zu wohnen pflegen, und nichts vor unserm Förster voraus haben, als das Verdienst, diese Hoffnungen klüglich geheim zu halten! Dennoch, warum sollen wir es nicht gestehen? zu beneiden sind diejenigen, welche wachend sich glücklich träumen und schlafend es sind, worin wir auch den Grund finden, weshalb mancher diesen Traum und diesen Schlaf mit vielem Wein erkauft.

Der Herr von Buschapfel schlief, und mit eisernen Riegeln war ihm die Außenwelt verschlossen, denn keine Bemühung vermochte ihn zu ermuntern; alle Abgesandte seiner Gemahlin, die uns zum Abendessen riefen, kehrten unverrichteter Sache zurück.

Es wurde daher für mich nothwendig, ebenfalls auf ein Nachtquartier bei dem Schmidt zu denken. Ich trug ihm meine Wünsche vor, und sogleich rief er über die oberste ausführende Behörde des Innern, die Wirthin. Ihr Anblick schreckte mich keineswegs von meinem Vorhaben ab, denn sie war über alle Erwartung sauber, nur verriethen die scharfen Züge ihres Gesichts, die matten Augen und eine etwas krumme Haltung ihrer kleinen dürren Figur, daß sie schon manchen Herbst erlebt. Dieß schien indeß für meinen Zweck gleichgültig, ich ratificirte demnach einen schnell entworfenen Vertrag, und glaubte meine Zukunft bis zum andern Morgen vollkommen gesichert. Als sie jedoch zur Ausführung schritt und wir uns wieder allein sahen, konnt ich mich nicht enthalten, den jungen hübschen Eheherrn zu fragen, ob er schon lange verheirathet sei?

Er verstand mich sehr wohl, und erwiederte: Ich bin in den Jahren, wo viele noch nicht ans Heirathen denken können, aber das Schicksal hat mirs leicht gemacht. Als ich aus der Fremde wiederkam, starb der Meister; und einige Monate darauf gab ich meiner Liebsten, die nichts hatte, den Abschied, und nahm die Meisterin mit der Schmiede und dieser Wirthschaft zur Frau. Wenn man nichts hat, kann auch der Beste nichts anfangen; was sollt' ich also thun? sollt ich mein Glück mit Füßen stoßen? Es ist mir leid genug um das arme Ding, die Lise Kosen, die hat viel von mir gehalten, denn als wir uns trauen ließen, da sprang sie in den See, und es dauerte wohl acht Tage, bis die Fischer sie wiederfanden, denn sie hatte Steine an sich. Es geht mir an die Seele, daß sie so elend ums Leben kam, aber ich denke, die Todten sind wohl verwahrt, was willst Du Dich grämen? sie ist ja aller Qual aus dem Wege. Wenn sie mir nur die Ruhe nicht mitgenommen hat; denn ich weiß nicht, ob es ihr Geist ist,

oder was es ist, ich kann manche Nacht nicht schlafen, und die Leute haben sie schon öfter am Teiche gesehn in einem weißen Laken und mit zwei großen Steinen um den Hals. Sie soll jedesmal auf unser Haus losgehn; aber daß sie wirklich wiederkommen sollte, glaub' ich doch nicht.

Ich auch nicht, sagt' ich unwillig, sie hat ja zwei Steine für Einen am Halse, was will sie mehr? — Schlafen Sie wohl! und damit nahm ich das Licht und ging in die Kammer, aber mehr um meinen Vorwitz zu bereuen, das ich mir diese Geschichte erfragt, als um zu schlafen, was mir erst sehr spät und sehr unvollkommen gelang. Sobald ich daher in der Frühe den Herrn von Buschapfel im Nebenzimmer laut reden hörte, verließ ich das verwünschte Lager und darauf in Begleitung des Försters auch das ungesegnete Haus.

---

12. Heimweh.

Wenn ich durch Berge voller Reben eile,
So denk' ich euch in jedes Winzerhaus,
Wenn unterm Buchendach ich ruhend weile,
So schneid' ich eure lieben Namen aus.
Wie schnell mich Füß' und Räder weitertragen,
Ihr eilet zu mir in dem schnellsten Wagen.

Aber auch den guten Förster verließ ich so schnell als möglich. Leben Sie wohl, Herr von Buschapfel, vielleicht führen Ihre Angelegenheiten Sie einmal wirklich nach der Hauptstadt, wir werden uns dann wiedersehn, wenn die Meinigen mich so lange dort lassen. Ich nannte ihm die Wohnung eines Freundes, der ihm jederzeit Auskunft über mich geben könnte, und sagte ihm Lebewohl. Als er dringend zum Bleiben einlud, schützte ich dringende Geschäfte vor, und eilte dem Morgenroth entgegen, um vielleicht im Freien das verlorne Gleichgewicht meines Gemüthes wiederzufinden. Aber der Frühlingsmorgen gefiel mir nicht, der Wald stand mir nicht recht, und bei jedem Wanderer, der mir begegnete, dacht' ich, der kommt aus der Fremde wieder, heirathet die Meisterin und wird seiner Liebsten untreu. — Nein, der Grogschmidt ist nie wiedergekehrt aus der Fremde; er ist fremd in seinem eigenen Hause. Wehe dem Menschen, der sein eigenes Herz verräth!

Sein Beispiel machte wirklich einen so starken Eindruck auf mich, daß ich anfing zu zweifeln, ob ich selbst mit meiner Reise mich nicht lieblos gegen die Heimath betrüge. Die Worte des Burgemeisters und die Thränen des Abschieds fielen mir wieder ein. — Eine unglückselige Stimmung, in die ich mich wider Willen immer mehr verlor. Ich erstieg unterdessen eine waldige Anhöhe, und hoffte von dort herab noch einmal nach Rügen hinüberzusehn; aber es war hinter dem blauen Duft des Himmelskreises hinabgesunken. Ich warf mich auf das Haidekraut am Rande des Wäldchens, und sah noch lange zurück. Viel Leute zogen vorüber nach dem Jahrmarkt eines nahen Städtchens und die ersten Schwalben nach meiner Heimathinsel.

Ihr Schwalben, ihr habt Flügel,
Und meine Seele weint,
So fern von Thal und Hügel
Wo meine Sonne scheint.

Lehrt mich durch blaue Lüfte
Die flügelschnelle Flucht
Und über Wasserdüfte
Zu meiner Uferbucht;

Wo weiße Meereswellen
Zum wald'gen Ufer ziehn,
Zum Meer hinab die schnellen
Umblühten Bäche fliehn;

Wo sich viel Veilchen sonnen,
Wo duft'ge Maien wehn,
Und in den höchsten Kronen
Viel frohe Sänger stehn;

Und wo wir Kinder sangen
Vom Mai das liebe Lied,
Und nach den Silphen sprangen
Durch Blumen, Moos und Riet.

Ihr schnellen dunkelblauen,
Ihr lieben Schwalben hört!
Will euch noch mehr vertrauen,
Ob ihr's mir nicht gewährt.

Doch ach! die Schwalben schwinden,
Und lassen mich zurück,
Wann werd' ichs wiederfinden,
Der Heimath süßes Glück?

Und in den Wehmuththränen
Schwimmt trüb ihr liebes Bild;
Ach! unser liebstes Sehnen
Wird nimmer wohl gestillt!

Die Straße wurde lebhafter, die Marktleute zogen vorüber.

Viele Wandrer, doch nicht einer,
Den zu mir die Liebe bringt;
Viele Blicke, doch nicht einer,
Der zum Herzen niederdringt!

Viele Grüße, doch sie sagen
Nur die leeren Formeln auf;
Viele Mädchen, doch sie klagen
Nicht um meinen Reiselauf.

Anders wo im Lebensreigen
Traute Blicke sich verstehn,
Und aus tiefster Seele steigen
Und zu Herzensgrunde gehn.

Anders wo in jedem Gruße
Eine Welt voll Liebe lebt,
Und im süßen Liebeskusse
Ein unendlich Sehnen bebt.

O, ich will nicht weiterziehen,
Immer fremder wird die Welt,
Will zurück zur Heimath fliehen,
Wo mich alles liebt und hält.

Ich stand auf, steckte das Taschentuch ein und ging — nicht nach Hause, sondern weiter, nicht dem Herzen, sondern der Nase nach, wie alle vernünftigen Leute und der Schmidt desgleichen; denn das Leben ist ein Betrug des Herzens. So geht es fort, bis es dann in glücklicher Stunde spät oder früh doch auch dem Herzen einmal gelingt, das Leben zu betrügen. Süßer Betrug! o keim' und werde reif in meinem Busen!

Heinrich von Rugge, s. Minnesinger.

Rumelant von Schwaben, s. Minnesinger.

Karl Friedrich v. Rumohr,

aus einer altadeligen mecklenburgischen Familie stammend, ward 1779 geboren, widmete sich früh dem Studium der bildenden Künste, weshalb er auch nach Italien ging und mehrere Jahre daselbst, besonders in Rom, Neapel und Florenz, in Verbindung mit den angesehensten dasigen Künstlern und Kunstkennern zubrachte, auch einen großen Theil seines Vermögens auf den Ankauf einer schätzbaren Kunstsammlung wendete. Seit seiner Rückkehr lebt er abwechselnd auf seinem Gute bei Lübeck, in Hamburg oder auf Reisen, fortwährend thätig als Schriftsteller im Gebiete der Theorie und Geschichte der bildenden Kunst.

Von seinen Schriften, deren mehrere unter dem pseudonymen Namen Joseph König erschienen, nennen wir:

Erläuterungen zu Jakobs Schrift: Ueber den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken. München 1811.
Ueber die antike Gruppe Castor und Pollux. Hamburg 1812.
Denkwürdigkeiten der Kunstausstellung des Jahres 1814. München 1815.
Sammlung für Kunst und Historie. 2 Th. Hamburg 1816 ff.
Italienische Novellen. Hamburg 1823.
Italienische Forschungen. 2 Thle. Berlin 1827.
Deutsche Denkwürdigkeiten. 4 Thle. Berlin 1832.

Geist der Kochkunst. 2te Aufl. Stuttgart 1832.
Drei Reisen nach Italien. Leipzig 1832.
Novellen. 2 Bde. München 1834—35.
Schule der Höflichkeit. 2 Thle. Stuttg. 1834—35.
Kynalopekomachia. Lübeck 1835.

Gründliche Kenntniß, reiche Erfahrung, ein höchst feiner und gebildeter Geschmack, warmes Gefühl für das Schöne, großer Scharfsinn und Anmuth und Eleganz der Darstellung, verleihen Rumohr's kunsthistorischen Arbeiten einen bedeutenden und bleibenden Werth. Seine belletristischen Leistungen erfreuen sich einer feinen und heiteren Ironie, welche ihnen einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

Sieg der Gesinnung*).

Längst war die Saat bestellt und, nach fruchtreichem Regenwetter, die Luft anmuthig hell und frisch. Weit und breit ruhte der Landmann aus nach dem Gedränge der letzten Erndte und Winterbestellung, machte sich's daheim bei leichter Arbeit bequem, oder zechte und feierte in der Schenke. An einem dieser guten Herbsttage meldete Wilhelm, des großen Bauern alleiniger Sohn, daß er einzukaufen habe und in die Stadt gehen wolle. Ungern mißten ihn die Alten, wenn auch nur auf Tage und Stunden. Doch hielt sein Wille stets das rechte Maß; weßhalb der Vater schwieg, dann, nach einer Weile, in die Tasche langte, den ledernen Geldsack hervorzog, um den Ersparnissen des Jünglings nachzuhelfen. Kein Wink, kein Wort der Warnung vor dem Spiele und sonstiger Verirrung. Der wohlgerathene, tadellose Sohn war sein Stolz; Mißtraun durfte er also nicht verrathen, ja nicht einmal sich selbst eingestehen, daß er den Jüngling nie ohne geheime Besorgnisse in den bevölkerten, reichen und leider auch sehr verderbten Ort gehen sah.

Des andern Morgens, sehr frühe und lang vor Aufgang der Sonne, verließ Wilhelm, nach gesundem Schlafe erwachend, rasch und im Sprunge das Bett, kleidete noch im Dunkeln zur Hälfte sich an und suchte nach dem Feuerzeuge, um Licht zu machen. Darauf holte er die alte Stalllaterne hervor, schob die Fensterchen, welche nicht mehr ganz dicht hielten, mit Vorsicht hinauf, herunter, wie's paßte; versuchte mit dem, was eben sich darbot, die lockeren Glasscheiben nach den Umständen besser zu befestigen. Denn es lag in seinem Wesen eine gewisse Besinnlichkeit und Vorsicht; auch war die alte sehr vernutzte Leuchte, welche der Sohn längst schon durch eine neue zu ersetzen gewünscht, allein der Vater durchaus behalten wollte, unter Beiden oftmals Gegenstand eines behutsamen, anstandvollen Wortwechsels. Endlich, als das Licht vor jeglichem Muthwillen der Zugluft ihm hinlänglich gesichert schien, nahm er die Laterne zur Hand, um damit in den Stall zu gehn. Es war nicht so viel Heckfel vorräthig, als das Bedürfniß des langen Tages erforderte; und dem alternden Vater war diese Arbeit nicht wohl anzusinnen, weil sie bereits ihm beschwerlich fiel.

Eine Stunde lang führte er die Futterklinge mit gewandter Sicherheit auf und ab; er war der beste Heckfelschneider in der Gegend. Abwechselnd wischte er den Schweiß von seiner freien Stirne und koste mit der Hauskatze, welche auf die nahe Krippe zu ihm sich hingesetzt, der Arbeit behaglich zusah und, wenn ihr Jugendfreund einmal anhielt, den Kopf weit vorausstreckte, um seiner Hand entgegen zu kommen. Wilhelms Arbeit hatte die Mutter geweckt, welche darauf das Bette verließ und die Zimmerthür öffnete, um das Feuer anzumachen und für den Abreisenden die Morgensuppe zu bereiten. Neben ihr war auch der Haushund hinausgeschlüpft und kam nun ebenfalls herbei, den jüngeren und geliebteren Herrn zu begrüßen. Es war schon so viel Schnittfutter beisammen, als auf den heutigen, wohl selbst auf den halben morgenden Tag hinreichte für Rind und Pferd. Der Jüngling übersah daher noch einmal sein Werk, streichelte den treuen Hund, wie dessen verträgliche Genossin, und ging in seine Kammer zurück, um sich anzulegen.

Er war ein schöner, frischer Mensch, und hatte ein billiges Gefallen an seinem schieren Wuchse, an seiner freien und edlen Gesichtsbildung. Wäsche und Kleidung erhielt er schon aus Liebe zur Ordnung in bestem Stande. Allein, daß er die eine Farbe der anderen Vorzog, war nicht bloß Wahl des Geschmackes, nein auch einige Berechnung dessen, was ihm wohl anstehn möge.

Nachdem er die Mutter begrüßt und die Morgensuppe, vieler Warnung ungeachtet, zu heiß verzehrt hatte, machte er sich auf den Weg. Draußen vor dem Dorfe war bereits heller Tag; nach einer Weile, als die herbstlichen Nebel halb schon sich gesenkt hatten, trat nun auch die Sonne hervor. Der Wandrer war ihres schönsten Blickes werth. Den Hut nicht ohne Anspruch etwas seitwärts in das lockige Haupthaar gedrückt, den Kopf in den Nacken geworfen, die Brust herauf, die Füße in festem Takte rasch eins ums andere eingesetzt; es war ein guter Anblick. Um den Hals ein dunkelrothes Tuch, das Wammes von zweifelhafter Farbe, der Leibrock grün, wie's eben in der Gegend umher landesüblich war. So, wie er da ging, wäre ihm kein muthwilliger Bursch so leicht zu nahe getreten, noch ein Mädchen begegnet, ohne im Fortgehn drei Mal nach ihm sich umzusehen.

Schon mochte er den halben Weg gewonnen haben, als auf der Straße, welche mehr und mehr sich belebte, ein anderer Fußgänger ihn einholte. Längst hatte er, doch ohne sich umzusehen, dem festen Trabe des Ehrenmannes zugehört, welcher mit ihm ganz gleichen Schritt hielt. Jetzt grüßte dieser gleichwie im Vorbeigehn, so daß Wilhelm nicht wohl umhin konnte, ihn flüchtig anzusehn. Ein kräftiger, breitgeschulterter Mann, schon über die Mittelstufe des Lebens hinaus, eilig, also auch geschäftig, sein Ausdruck gutartig, die Kleider ungeflickt, doch etwas verschlissen, wie armer Leute bester Staat wohl zu sein pflegt.

Geht's auch zur Stadt, mein junger Mann? fragte der Wanderer. Es schien ihm daran zu liegen, auf seinem Wege Gesellschaft zu haben, mehr, als dem Bauer, welcher trocken und beinahe abweisend ihm Bescheid gab. So könnten wir, hub er von Neuem an, recht wohl mit oder doch neben einander hergehn. Es geht sich besser selbander; man hält Schritt und ermuntert sich dabei.

Habt Ihr Geschäfte drinnen? unterbrach ihn Wilhelm, weil er das Plaudern haßte und jedes Gespräch, wenn ihm nicht mehr auszuweichen war, sogleich auf ernstliche Angelegenheiten zu lenken suchte. Ja freilich, mein lieber junger Mann, sagte der Fußgänger; ich bin der Uhrmacher da in dem nächsten Städtchen und versorge das platte Land weit und breit, helfe dabei auch in Glasarbeit aus, und flicke, wenn's Noth thut, den Leuten ihre Fenster. So was macht auf dem Lande beliebt und erhält die Kunden bei guter Laune; vornehmlich in dieser Jahreszeit, wann die Nachtfröste kommen und der Wind rauh wird. Vierteljährlich gehe ich deßhalb um die Meßzeit in die Stadt, um mir einzukaufen, was fehlt und zu bezahlen, was ich von der vergangenen Meßzeit her den Kaufleuten schuldig bin. Da habe ich meine Baarschaft, sagte er, indem er sich aufknöpfte und die wohlgefüllte Geldkatze sehen ließ, und deßhalb eben habe ich Eure Gesellschaft gesucht. Denn von hinten habe ich's Euch angesehen, daß Ihr brav und entschlossen seid und mir beistehen würdet, wenn irgend Jemand mir zu nahe kommen sollte. Es ist um jetzige Zeit nicht immer so ganz geheuer auf dem Fußwege, den Ihr wohl ebenfalls zu gehen denkt; denn man gewinnt darauf drei Viertelstunden.

Diese Eröffnung des Alten erklärte und entschuldigte seine Andringlichkeit. Nun so gehn wir mit einander, sagte der junge Landmann, zwar nicht übermäßig freundlich, doch wenigstens minder kalt und zurückweisend. Was denn ist's, was Ihr einzukaufen habt? fragte er bald darauf.

Das kann ich Euch sagen, erwiederte der Alte, ohne doch im Gehen anzuhalten. Zuerst kaufe ich mir alle das mancherlei Räderwerk und Zubehör von verschiedenen landüblichen Größen. Aus den Fabriken hat man solche Dinge wohlfeiler; auch fehlt mir das Handwerkszeug und die Gelegenheit, es selbst zu machen; obwohl ich an diesen Dingelchen nach der Hand viel zu feilen habe, um sie einzupassen, was denn nicht immer recht gelingen will. Machen könnt ich das Alles selbst; denn ich bin weit umher gewesen und habe in meiner Jugend die schönsten Taschenuhren zu Stande gebracht. Allein weil ich früher ein lockerer Zeisig war, doch in allen Ehren, so legte ich mir nichts zurück. Und als ich später Bedacht nahm, mich zu verheirathen, wollte ich lieber eine nehmen, die mir gefiel, als eine von den Vielen, welche mir Geld und Reichthümer zubringen sollten. So kam's, daß ich in der Landstadt mich niederließ, denn in der großen wollten sie mich nicht aufnehmen. Sie sagten bei Rath, ich habe Nichts und werde mich nicht ernähren können. Es sei der Armuth so genug. Und wie so viele von denen, welche dasselbe Geschäft in jener Zeit mit Geld und Gut begonnen haben, sind gegenwärtig vornehme Bettler, welche daheim nicht heizen und ihren Verwandten und Freunden und selbst der Stadt auf der Tasche liegen; unter der Hand, versteht sich, daß es Niemand weiß, als die Leute, mit denen sie's abmachen und die übrigen, denen es insgeheim anvertraut wird. Hingegen habe ich selbst mit Weib und Kind mich bei der schwachen ländlichen Handthierung stets redlich genährt, nur bisher nicht dazu

*) Aus v. Rumohr's „Novellen.“ Erster Band.

kommen können, für baar Geld meinen Arbeitsrath mir einzukaufen, wobei Einiges erspart werden kann. Auch möchte es mit dem Credit sein Anstehn haben; doch hilft mir in diesem Stücke ein weitläufiger Verwandter aus, welcher seit vielen Jahren von drei zu drei Monaten für mich sich verbürgt und freilich dabei seiner Sache gewiß ist. Ich pflege in seinem Hause abzutreten, wenn ich zur Stadt komme. Und, wenn's Euch genehm ist, oder, wenn Ihr dort keine Freundschaft habt, will ich bei ihm Euch einführen, damit Ihr das Wirthshaus erspart, was überhaupt nichts taugt. Denn es verleitet uns Alte zum Trinken und das junge Volk zum Spiel und sonstigen Zeitverderbe. Es wäre nicht zum ersten Male, daß ich Jemand mitgebracht in dieses Haus. Der Vetter ist reich und gastfrei, und sieht es gern, wenn ich vom Lande her ihm Leute zubringe. Denn er ist selbst auf dem Lande geboren und auferzogen, bis ein mütterlicher Ohm, von dem er das Haus und viele Gut hat, ihn zu sich genommen in die Lehre, um in seinem Geschäfte ihn zu unterweisen, welches er von ihm erben sollen, wie's geschehn ist. Er hat daher für die Landleute eine Vorliebe behalten und in der Stadt wenig Umgang, hält sich bürgerlich und hängt nicht Alles an den Staat, gleich den Uebrigen; weßhalb es ihm wohlgeht und Ueberfluß da ist, daß er was abgeben kann, denn er ist wohlthätig, doch mit Maße. Er pflegt zu sagen, es sei keine Wohlthat, denen, welche ihren Unterhalt verdienen können, etwas zu schenken; vielmehr eine Erniedrigung und Demüthigung und Verführung zum Faullenzen. Die Armenanstalten wirft er mit dem Lotto in dieselbe Verdammniß. Doch werdet Ihr ihn schon kennen lernen, wenn Ihr mit mir dahin gehn und bei ihm abtreten wollt.

Längs des Weges ward nun über diesen Vorschlag viel hin und her geredet. Wilhelm hatte auch seinen Stolz und vermied, sich den Leuten aufzudrängen. Zudem traute er den Versprechungen seines Begleiters nicht durchaus; arme Verwandte sind nicht immer gern gesehn und gut aufgenommen. Doch hatte der Uhrmacher für jeden seiner Gründe einen ganz überzeugenden Gegengrund zur Hand, und hörte nicht auf, bis jener, dem Gespräche ein Ende zu machen, seinem Andringen nachgab.

In der Stadt war großes Volk aus der Umgegend zusammen gekommen, daher jedes bekanntere Gasthaus so angefüllt und mißbehaglich lärmend, daß Wilhelm, schon halb und halb ausgesöhnt mit dem Vorschlage des Alten, das Haus seines Vetters betrat. Ein mäßig ansehnliches Stadtgebäude, unten der Laden, in welchen sie eintraten, sich anzumelden. Gegen des Bauers Erwartung fiel die Aufnahme sehr herzlich aus. Denn mit großer Freundlichkeit wendete sich der städtische Uhrmacher, nachdem er den ländlichen begrüßt und zum Sitzen genöthigt hatte, nun auch zu dessen Begleiter. Er blickte den Jüngling beifällig an, während der Alte meldete, wie die Sache sich gefügt habe, daß er selbander gekommen sei. Und, sagte er, es wird der Vetter für den neuen Gast an seinem Tische wohl noch ein Plätzchen übrig haben. Es liegt mir daran, ihn festzuhalten. Denn ich hoffe, daß er Nachmittag mich ein Stück Weges begleiten werde. Jahrmarkts läuft hier so viel fremdes Gesindel zusammen, dem nicht alle Wege zu trauen ist. Wäre ich noch wie sonst, so verließe ich mich wohl auf mich selbst. Doch spüre ich bereits das liebe Alter und decke mir daher bei solchen Gelegenheiten den Rücken. Also bleibt's dabei. Schlag zwölf, junger Mann, stellt Ihr Euch hier ein, zum Mittag. Und dann machen wir uns zeitig mit einander auf den Rückweg. Jetzt gehe ein Jeder an sein Geschäft; Ihr an das Eurige, ich an das meinige, Schulden zu bezahlen und neue zu machen. Wenn Ihr etwas abzulegen habt, so könnt Ihr's nur hier lassen, so sicher, als in Abrahams Schooße. Nur möchte ich, daß Ihr das Haus nicht vergäßet. O, Vetter, schreibt ihm doch Nummer und Straße auf ein Blättchen Papier. Werde es schon wiederauffinden, sagte Wilhelm, indem er abging, seine Einkäufe zu besorgen und bis zur Mittagszeit in den belebten Marktgassen umherzuschlendern.

Die Morgenstunden waren vorübergegangen und Jeder hatte, nach beendigtem Geschäfte, zur gehörigen Zeit sich eingefunden in dem Hinterstübchen des Wirthes, wo der Tisch bereits gedeckt war. Man gab sich einige Sorge, den ländlichen Gast zu unterhalten, fragte nach Erndte und Saat und ähnlichem Zubehör des Landbaues; Wilhelm dagegen, als er Bescheid gegeben, nach städtischen Gebäuden und Einrichtungen, welche am Morgen ihm aufgefallen waren. Das Gespräch sehr beschäftigter Leute zerfällt meist in Frage und Antwort; man will denn auch diese Zeit benützen, sich unterrichten, wozu im Gedränge schwerer Arbeiten die Gelegenheit seltner ist. Darauf, als man die Suppe aufgetragen, wurden die Plätze ausgetheilt, der obere dem Vetter, dem jungen Bauer neben dem Hausvater der untere angewiesen. Die Gattin des Wirthes, welche unaufgelegt schien und wenig sprach, setzte sich mit gleichgültiger Miene ihrem Manne gegenüber. Es blieb noch ein Gedecke offen, bei welchem ein Teller mit Suppe zurückgestellt ward. Der junge Landmann gab auf Jegliches Acht. Die städtische Ordnung und Regelmäßigkeit war ihm neu; er hätte wissen mögen, wem jener unbesetzte Platz bestimmt war.

Nicht früher, als nachdem eine alternde Hausmagd die Suppe abgenommen und die Tafel wiederum besetzt hatte, ward die Thüre, zuerst nur ein wenig, dann langsam immer weiter geöffnet, bis endlich mit anmuthigem Zögern die Tochter des Hauses hereintrat und, anstandvoll grüßend, an ihre Stelle sich setzte, jene leere dem Jüngling gegenüber. Das Feuer des Herdes hatte ihr schönes Antlitz leicht geröthet, was sie der Mühe überhob, zu verbergen, daß sie die Farbe wechselte. Indeß machte sie mit dem Gedecke sich viel zu schaffen, bis der Vater ihr zurief: So iß doch mein Kind; die Suppe wird Dir kalt; wo hast Du so lange gesteckt?

Das junge Mädchen nahm den Löffel zur Hand, und erwiederte, ehe sie die Suppe versuchte: Verzeiht, lieber Vater, der Fisch ist der Köchin schon mehrmal ganz mißglückt. Ich habe ihn deßhalb selbst einlegen wollen. Versucht er muß gut sein. —

Während diese Worte der älteren Tischgenossen Aufmerksamkeit ganz auf das Fischgericht hinüberlenkten, blinzelten die beiden jüngeren einander verstohlen an; denn keines wagte gradaus zu sehn. Sie war kein gewöhnliches hübsches Mädchen; dem gemeinen Sinne fiel ihre Schönheit wenig auf; allein ihre Formenbildung war rein und edel, ihr Wuchs und Verhältniß tadellos, ihr Ausdruck sanft und verständig. Was an den Mädchen gefällt, ist häufig nichts weiter, als jenes stumme Einverständniß, jene halbeingestandene Verwandtschaft der Neigungen, welche gefallsüchtige Frauen bald unfreiwillig an den Tag legen, bald, wo's ihnen paßt, wenigstens zu heucheln versuchen. Lockungen der Art, auf welche auch ländliche Buhlerinnen sich verstehen, waren bisher an Wilhelm beinahe unbemerkt vorübergegangen. Allein, diese stille, reine Schönheit ergriff ihn gleich einem Zauber. Es ist möglich, daß eine gewisse Ehrfurcht, welche das städtische Wesen, die streng abgemessene Sitte, das einfache, doch gut gewählte, schön angelegte Hauskleid dem jungen Bauer, ihm unbewußt, einflößten, jenen Eindruck verstärkte, das schöne Bild ihm gegenüber mehr in Vortheil setzte, in seinem Sinne es erhöhte. Den Anfang einer Leidenschaft, wer hätte ihn je bei sich, bei Anderen recht beobachtet! Ein rascher Blick, eine Wendung, ein weichbetontes Wort, soll, muß so häufig alle Schuld tragen. Doch, wo denn ist der letzte Grund jener Stimmung, welche Aug und Ohr dem ersten Eindrucke geöffnet?

Unsäglich vermehrte des jungen Paares Verwirrung, daß auf dem Boden ihre Füße einander, wohin sie sich wenden mochten, doch immer wieder begegneten. Hielt das Mädchen die ihrigen zur Rechten, so mußte es dem Jüngling sicherer dünken, die seinen nach der Linken an sich zu ziehn, was denn unaufhörlich neue Berührungen verschuldete. Jedes Mal errötheten Beide bis unter die Augen, ans Essen ward dabei gar nicht gedacht, bis nach den üblichen Ermunterungen des Gastes, der Vater Marie befragte, ob sie krank sei, ob das leidige Kochen ihr die Eßlust benommen habe. Dem jungen Burschen war's angethan; er hatte den gesundesten Appetit vom Markte heimgebracht, und nun zwängt er mühsam einige Bissen herab, um nicht gegen die Höflichkeit zu fehlen.

Als man vom Essen aufgestanden war, ging Marie an den Nebentisch, wo der Bauer seinen Einkauf noch unverpackt ausgelegt hatte. Sie besah jedes Stück, fragte theilnehmend nach dem Preise und nahm zuletzt ein seidnes Tuch von buntem Gewebe leicht erröthend in die Hand. Es war ein Tuch, wie's auf dem Lande die Frauen zu tragen pflegen. Sie faltete es auf, besah es, um ihre Verlegenheit zu bergen, sehr genau. Endlich faßte sie sich ein Herz, ihn zu fragen, für wenn es bestimmt sei.

Für meine Mutter, sprach er, und blickte dabei ziemlich albern zu Boden. Trägt denn, fragte sie weiter, Eure Mutter noch immer so bunte Tücher? Auf dem Lande, entgegnete er, nimmt man's nicht so genau; die Mutter trägt sie noch viel bunter. Sie schien ihm zu glauben und bei seiner Antwort sich zu beruhigen. Wilhelm aber veränderte die Farbe ein Mal ums andere; denn er verstand ihre Frage besser vielleicht, als sie selbst. — Wenn ein Mädchen sich selbst ganz versteht, so fürchtet sie, zu hören, was sie wissen möchte.

Die beiden Alten waren indeß hinzugetreten. Der Hausvater bedauerte seinen Verwandten, daß er in so später Jahreszeit den weiten Weg, noch dazu an demselben Tage zwei Mal, zurücklegen müsse. Ob dem nicht abzuhelfen sei? — Wilhelm sah bei den Worten auf; es schien ihm eine Gelegenheit sich darzubieten, die genossene Gastfreundschaft sogleich zu erwiedern. Unser Dorf, sprach er zu Beiden gewendet, liegt nur eine Viertelstunde seitwärts von der Straße. Entschließt Euch mit mir zu gehn und in meiner Eltern Hause zu übernachten. Wir haben viel Raum und schon mehr Leute bei uns beherbergt. Er

beschrieb darauf die Einrichtung des neuerbauten Hauses nicht ohne Ruhmredigkeit, pries die Lage seines Dorfes, welche den Städtern angenehm aufzufallen pflege und sehr bekannt sein müsse, weil Sommers viele des Weges kommen, auch wohl in der Gegend längere Zeit verweilen. Marie hörte dem jungen Manne aufmerksam zu, gab auf jedes Wort acht, welches er aussprach, auf jede Geberde und Handlung. Sie gewöhnte sich allmählig an seine Gegenwart, oder ward hingerissen durch den Antheil, mit welchem sie auf ihn hin sah und hörte. Denn sichtlich ward sie gespannter und lebhafter, so daß sie zuletzt den Muth faßte, ihrem Vater fragend den Vorwurf zu machen, weßhalb er sie nie in diese schöne Gegend geführt habe.

Der wandernde Uhrmacher fügte sich bald und nicht unwillig in den Vorschlag, bei Wilhelms Eltern zu übernachten. Hingegen ward über einen künftigen Besuch der Familie nichts fest bestimmt. Den jungen Leuten machte die Zurückhaltung des umsichtigen Hausvaters einige Ungeduld. Doch beruhigte er sie durch die Erinnerung, daß zum Frühjahr noch weit hin, also noch Zeit genug vorhanden sei, die Sache ernstlich zu überlegen. Ueberhaupt, sagte er, müssen Entschließungen, welche nicht auf der Stelle auszuführen sind, so weit als möglich hinausgeschoben werden. Vorausbestimmungen sind Eingriffe in die Waltung Gottes. Die letzte Hindeutung ward mit einer gewissen Rührung und Feier ausgesprochen, welche Eindruck machte und den Uebrigen den Mund verschloß.

Nunmehr kamen denn auch die vorgerückte Jahreszeit, die Kürze der Tage, die langen Abende zur Sprache. Man beklagte die Landleute, weil sie in dieser Jahreszeit so mancher Unterhaltung entbehren, welche nur in den Städten zu finden und zu haben sei. Die Landleute aber lachten und spotteten der Nichtigkeit des städtischen Lebens, welche sie des Vortheils beraube, nach beschwerlicher Tagesarbeit behaglich der Ruhe zu genießen, hiebei das Geschehene und Beschaffte in der Erinnerung zu überschauen, und auf den folgenden Tag vorauszudenken. Während dieser Reden hatten die beiden Reisenden ihre Einkäufe zusammengelegt und mit Hülfe Mariens so eingerichtet, daß sie bequem und gefahrlos fortzutragen waren. Es gemahnte sie der Gegenstand des Gespräches an den Aufbruch, den sie bereits über die rechte Zeit hinaus verzögert hatten.

Denn auf dem Wege überraschte sie die Nacht, noch ehe sie Wilhelms Dorf erreichten. Der Alte hatte schwer zu tragen und zu spät sich entschlossen, den Bitten Wilhelms nachgebend, seine Tracht mit dessen leichtem Gebinde zu vertauschen. War er gleich noch immer ein rüstiger Fußgänger, so hatte doch der Weg, den er morgens zurückgelegt und vornehmlich die Last, welche er bis dahin getragen, auf die Länge ihn geschwächt und ermüdet. Er fühlte daher im Herzen, ohne sich's deutlich einzugestehen, daß Wilhelms gastfreundliches Erbieten für ihn mehr Werth hatte, als sich bestimmen ließ. Denn, was hätte ihm nicht Alles begegnen können, ehe er spät Nachts würde heimgekommen sein? Unheimliche Bilder und düstere Ahnungen verwirrten sich in seiner Seele, als er im Dunkeln fortging und Wilhelm bei jedem bedenklichen Tritte ihn anrief, warnte, auf dem unbekannten Pfade ihn zurechtwies. So gelangten sie nach einer mühseligen Stunde in das Dorf und bald auch an das Haus; denn im Dunkeln zu gehen, wenn man des Weges nicht kündig ist, verdoppelt und vergrößert jegliche Hemmung und Mißlichkeit.

Seitdem es dunkel geworden, hatte die Mutter wiederholt das Schiebfensterchen geöffnet und den Kopf weit hinausgestreckt, wann im Dorfe die Hunde bellten. Der gute Sohn pflegte nicht so lange in der Stadt zu verweilen, als heute, auch ohne Aufenthalt rasch heimzugehen, um die Ordnung des Hauses nicht zu stören. Der Willkomm, als er nun endlich anlangte, war deßhalb freudiger und herzlicher, denn je, und die Aufnahme des Gastes, den er mitgebracht, so freundlich und willig, daß es den alten Wanderer beinahe zu Thränen rührte. Er fühlte sich ungewöhnlich entkräftet und angegriffen, was ihn ernst und wehmüthig stimmte. Denen, welche nur mit großer Mühe und ausdauernder Anstrengung das Haus durch ihre Arbeit aufrecht erhalten, erscheinen die Vorboten des Alters furchtbar. — Allein in dem warmen Ofenwinkel, auf dem Lehnsessel des Hausvaters erholte er sich nach und nach; und später, als er das Abendbrod der Familie mit ihr getheilt, fühlte er kaum noch die Nachwehen seines weiten Ganges. Diese unerwartete, rasche Verjüngung seiner Kräfte erfreute und hob ihn mehr, als er sich selbst eingestand, und gab seinem Geiste eine treffliche Stimmung.

Wilhelm erzählte nun den Eltern das Abenteuer seiner Bekanntschaft mit dem wandernden Uhrmacher; auch, daß er ihn eingeführt bei seinen Verwandten, und was bei diesen sich zugetragen hatte. Die Mutter, welcher seine Kürze nicht genügte, fragte darauf nach Vielem, worüber der Sohn nicht immer eine sie ganz befriedigende Auskunft zu ertheilen wußte. So kam's, daß sie zuletzt an den Uhrmacher sich wendete, und dieser ergriff schnell die Gelegenheit, von ihm wohlbekannten Dingen recht ausführlich zu erzählen.

Der Vetter, sagte er, ist ein Mann nach alter Art. Weil er von Landleuten abstammt, hegt er für sie noch immer eine große Vorliebe und sieht es gern, wenn solche Leute in seinem Hause vorsprechen, weßhalb ich Euren Sohn heute beredet habe, mit mir zu gehen. Er ist fleißig und ordentlich und hat sehr viel Geld, von welchem er selbst nur wenig verbraucht. Allein das Weib hilft ihm zehren, denn es macht gern Staat, vornehmlich, wenn er's nicht sieht, wie bei den Kaffeegesellschaften, wohin sie stets allein geht, weil der Vetter nicht mag und will, daß sie Marien dahin mit sich nimmt. Er sagt, es sei nur ein Zeitverderb; auch lernen die Mädchen bei solchen Zusammenkünften zu hassen und zu verleumden, und hören von Dingen, die sie besser nicht wüßten. Die Jugend, sagt er, müsse die Welt noch heiter ansehn; es sei nie zu spät, an den Menschen zu verzweifeln, wenn es denn sein müsse. Wer stets auf faule Sachen hinblicke, werde zuletzt selbst faul. Die schlimmen Dinge seien ansteckend; man solle die Augen davon abwenden.

Wohlgesprochen, seufzte der alte Bauer; freilich wohl, meinte seine verträgliche Hausehre.

Der Vetter also, sprach der Uhrmacher, den Faden wieder aufnehmend, sieht auf's Wesentliche. Keine Schulden, Geld im Kasten und im Geschäfte Umschwung. Das Haus wohl bestellt, von Allem genug und Nichts im Ueberflusse. Geachtet sein von den Nachbarn und Mitbürgern und im Unglücke bereit, ihnen beizuspringen, ohne freilich das eigene Haus zu verwirren, welches stets das Erste ist und sein soll. Die Frau Base aber sieht mehr auf die Lappen, auf den Bettelstaat, sucht dem Manne daher zu entreißen, so viel sie nur kann, und macht heimlich Schulden für Band und Spitzen, welche der Vetter, wenn er's erfährt, sogleich bezahlt, ohne Murren zwar, doch mit einem so ernsthaften Gesichte, daß es ihr Furcht macht und einigermaßen sie in den Schranken hält. Denn ginge es ganz nach ihrem Geschmacke, so spielte sie auf den Gassen die erste Dame der Stadt. Die arme Frau ist eines Krämers Tochter. Sie war leidlich hübsch, und daher vergaffte sich der Vetter in das Mädchen, weil und als er noch jung war. Die Eltern aber, welche anfangs hoch hinausgewollt, gaben sie damals gern her, weil es im Hause nicht recht geheuer war. Sie haben bald darauf Bankerutt gemacht; Ihr wißt ja wohl, was das heißt? Nun hat sie in der Stadt umher die große Menge vornehmer Verwandten, bei welchen sie den Kaffee trinkt, und welche es gerne sehn, wenn sie geputzt erscheint und den Handwerkstand mit Sammet und Seide zudeckt. Der Vetter sieht ihr daher aus Mitleid schon Einiges nach; nur will er nicht, daß sie die Tochter mit sich dahinschleppe. Denn Eins im Hause will er für sich behalten und hat darin ganz recht. Da muß sie den Kaufmann so, und den Rathschreiber so, und Doctor und Apotheker besuchen; und ein Mal im Jahre sogar den bedeutenden Mann, das Rathsmitglied, von dem man sagt, daß er die übrigen nur so in die Tasche stecke. Ihr wißt, wie's zugeht in den Collegien; der Kluge denkt für den Dümmeren, der Fleißige müht sich für den Faulen, und der Glückliche lacht über sie alle miteinander.

Allein mein Augapfel ist in dem Hause das Mädchen, die Marie. Was sie erübrigen kann, theilt sie aus. Meine Kinder kleidet sie beinahe ganz aus ihrem Taschengelde und ab und zu hilft sie wohl auch mir selbst aus, wenn die Jahreszeit schlecht und wenig zu verdienen ist. Die Mutter bekümmert sich um nichts. Marie sorgt für Küche und Keller und Wäsche, näht und flickt und spinnt, und hält auch die Mägde zur Arbeit. Deßhalb ist alles, was man in diesem Hause sieht und genießt, stets vom Besten in seiner Art; denn die Mutter versteht davon nichts und bekümmert sich auch um nichts. Droben, eine Treppe hoch, bewohnt sie ein Erkerzimmer; da sitzt sie den langen Tag und sieht den Leuten zu, wie sie vorübergehn, und hascht etwas auf, was sie Nachmittags bei'm Kaffee erzählen kann. Da bringen ihr Morgens die Putzmacherin und der Friseur die Stadtneuigkeiten. Wüchse ihr der Bart, könnte sie vom Meister Barbier noch Einiges mehr sich erzählen lassen.

Die Alten, welche dem Gerede bisher aufmerksam zugehört, lachten über den muthwilligen Ausgang und standen auf, um zur Ruhe zu gehn. Wilhelm nahm ein Licht, dem Gaste in seine Kammer zu helfen. An der Treppe aber zog er die alte Stalllaterne hervor und nahm sie mit hinauf in das Gastzimmer. Der Uhrmacher hatte unterwegs sich entgleiten lassen, daß er auf dem Lande umher wohl auch den Glaser mache, und Wilhelm dabei sogleich an seine Leuchte gedacht. Als sie nun zur Stelle waren, brachte der Bauer das mißliche Geräth, es einige Male in der Hand herumdrehend, dem Lichte nahe, blickte dabei dem kunsterfahrenen Freunde scharf in's Gesicht, und fragte ihn zugleich, ob er wohl glaube, daß man das Ding noch ein Mal werde dauerhaft ausbessern können.

Und weßhalb denn nicht? erwiederte der Uhrmacher, ihm die

die Laterne aus der Hand nehmend. Der Fehler liegt allein in den Gläsern, welche zu klein geschnitten sind. Das Metall aber ist noch so gesund, als an dem Tage, da man das Ding zuerst hat machen lassen. Wie doch alle die alten Sachen so derb und dicht aufgelegt sind! Heut zu Tage spart und knackt man wo möglich sogar an dem, was noch gar nicht vorhanden ist. Das ist Messing und kein Blech; eines Messerrückens dick ist das Metall, sag' ich Euch, denn ich fühle es am Gewicht. Habt Ihr nicht etwa ein wenig altes Glas zur Hand? Den Demant führe ich stets in der Tasche und der Tisch ist schön eben, daß ich's gut werde auflegen können.

Wilhelm hatte auf diesen Fall im Voraus gesorgt, weßhalb der Alte nun ungesäumt die Hand an's Werk legte. Der Jüngling sah mit Antheil ihm zu; denn Sicherheit des Handgriffes erfreute ihn auch bei solchen Arbeiten, welche er selbst nicht verstand. In nicht langer Zeit war die Laterne ringsum verdichtet. Der Alte zündete darauf die Kerze an, steckte sie fest, schloß das Thürchen und versuchte nun, ob die Fenster noch Luft zulassen. Allein das Licht blieb unbeweglich, ohne zu wallen, noch zu flackern. Beruhigt und dankbar wiegte der Jüngling sein altes Stallgeräthe hin und wieder, und verließ den alten Tausendkünstler unter gegenseitigen Anwünschungen einer guten und ruhigen Nacht.

Am folgenden Morgen ward das Probestück der Geschicklichkeit des Gastes dem Hausvater sogleich vorgezeigt. Es war für ihn ein Triumph. Siehst Du jetzt, mein Sohn, sprach er, daß ich wohl wußte, weßhalb mir die alte lieber war, als die neue, welche Du kaufen wolltest? Glaube mir von nun an, daß alte Sachen immer besser sind, als neue. Von jenen wissen wir, wie lange sie gehalten haben, von diesen aber nicht, wie lange sie halten werden. Ich habe das alte Ding noch von meinem Vater geerbt. Und hätte ich nicht, ehe Du groß wurdest, die vielen Jahre einen Knecht halten müssen, so möchte sie noch ganz in dem Stande sein, in welchem sie war, als ich sie erbte. Du weißt mit den Sachen umzugehen; allein solch ein fremder Kerl behandelt das eine wie das andere, und wirft die Laterne so hart zu Boden, als Rechen und Hacke.

In dem Gefühle, dem Hause genützt zu haben, machte der Uhrmacher nunmehr gestärkt und heiter sich auf den Heimweg. Während er auf schon bekannter Straße, ohne viel sich umzusehen, rasch voranging, schwebten die guten Menschen, welche er eben verlassen hatte, noch immer ihm vor, als wären sie gegenwärtig. Der schöne, franke und doch besinnliche Jüngling war ihm lieb geworden; auch meinte er, daß mit den Alten recht wohl auszukommen sei. Bei dem Bauer aber ging Jeder, nachdem der Gast sich entfernt hatte, still und besonnen an die Arbeit des Tages. Es war vor Abends von ihm in der Familie nicht mehr die Rede.

Indeß ging der Herbst zu Ende; in der Stadt wie auf dem Lande änderte der Winter nicht viel in der gewohnten Lebensweise. Marie war unablässig im Hause beschäftigt; es findet sich täglich etwas, pflegte sie zu sagen, wenn man von ihrer Arbeit sie abmahnte, und wenn ich's liegen ließe, würde es zuletzt mir über den Kopf wachsen. Indem ich so mit der Zeit fortgehe, unterhalte ich mich recht angenehm und arbeite dabei nie mehr, als jedesmal mir gefällt. Wilhelms Art war der ihrigen nicht unähnlich. In des Vaters Wirthschaft, welche er leitete, ward Jegliches ohne Uebereilung, mit Ruhe und Besonnenheit vorgenommen, weil Alles zur rechten Zeit geschah, keine Arbeit sich auf die andere drängte. Gewiß fanden Beide ein großes Glück in dem täglichen Umlaufe gewohnter Beschäftigungen, in dem Gefühle, den beiden Hauswesen, welchen sie vorstanden, eine gewisse kunstähnliche Folge ertheilt zu haben. Allein gerade diese behagliche, ruhige Stimmung ist mehr als jegliche andere das Element, in welchem ein angenehmer Eindruck, eine schnell gefaßte gute Meinung zu einer lebhaften Neigung heranwächst; vorausgesetzt, daß man versäumt habe, dem Uebel zeitig Einhalt zu thun. Täglich hatte Wilhelm der lieben Städterin gedacht, ohne freilich jemals zu dem reichen und vornehmen Kinde seine Wünsche zu erheben. Es war eine stille, an Ehrfurcht gränzende Zuneigung, die seinige; doch seitdem er sie gefaßt, schienen die schmuckesten Dirnen seines Dorfes, die einen ihm zu grob und derb, die anderen zu frei und ausgelassen, keine so ganz ohne Fehl. Und wenn Marie bisweilen des Jünglings sich erinnerte, glaubte sie nur gerecht zu sein, indem sie ihm zugestand, daß er ein wohlgebildeter Mensch sei und ein edles freies Betragen habe. Es fehlte nicht an Bewerbern um die Hand des schönen und, wie man sagte, auch steinreichen Mädchens. Doch, seitdem sie den jungen Landmann gesehen und beinahe unbewußt ihre städtischen Bewunderer täglich mit ihm verglich, erschien deren ganzes Wesen ihr so leer und nichtig, deren Gehaben und Bezeigen so gezwungen linkisch und hölzern, daß sie aufhörten ihr gleichgültig zu sein, ihr nun ernstlich mißfällig und lästig wurden.

Seit jenem Herbsttage war der Landmann nicht mehr zur Stadt gekommen. Es hatte nicht an Veranlassung gefehlt; doch fühlte er jedes Mal eine verborgene Scheu, deren Grund er sich verschwieg, ja nicht einmal das Verlangen fühlte, ihn zu erforschen. Seine Mutter schien Mariens häufiger zu gedenken, weil sie oft von ihr sprach, ihr bisweilen ländliche Geschenke sandte und dabei wiederholt sie erinnern ließ, wie schön es draußen sei, wann die Fruchtbäume blühn und der Wald ausgrünt. Es ward bei solchen Grüßen und Einladungen nicht ab, nicht zu gesagt; weßhalb die Alte die Hoffnung festhielt und wöchentlich mindestens ein Mal hinaufstieg, an den Gastzimmern zu bessern und zu putzen, deren schöne Einrichtung ihr nun erst einen angemessenen Zweck zu haben schien. Denn bisher war kein Gast darin abgetreten, welcher nicht gern auch mit geringerem Hausrath sich würde begnügt haben. Wilhelm schüttelte den Kopf, wenn er seiner Alten bisweilen zusah, wie unverdrossen emsig sie das dreimal Geordnete von neuem umordnete, den Staub abwischte, den sie dabei aufgeregt. Das städtische Wesen hatte auf ihn großen Eindruck gemacht, ihm eine gewisse Ehrfurcht eingeflößt; er zweifelte daher, daß so reiche und angesehene Leute sich herablassen werden, die Gastfreundschaft eines Bauers in Anspruch zu nehmen.

Allein, eben weil die Mutter aus Unkenntniß der Umstände und Verhältnisse nicht seitwärts, sondern gradaus blickte, hatte sie für dieses Mal richtiger und weiter gesehen. Denn, als Wilhelm endlich einmal an einem schönen Apriltage in die Stadt ging, nicht aus eigner Lust und Wahl, sondern weil die Mutter ihn antrieb; da ward, auf erneute Anfrage, von seinem städtischen Gastfreunde ihm fest zugesagt, daß er in dem nahen Maien in Mariens Begleitung auf zwei Tage bei dem Bauer absteigen werde, um der Frühlingsluft und schönen Gegend in aller Muße zu genießen. In Erwiederung der vielen und erwünschten Geschenke, welche die alte Bäuerin im Verlaufe des Winters in die Stadt gesandt, ward nunmehr, da Wilhelm mit dem Wagen gekommen war, von allen den mancherlei Dingen, welche der Handel den Städten aus der Fremde zuführt, ein schweres Gebinde ihm auf den Weg gegeben. Es war darin, was nur des Menschen Herz erfreut; theils um damit den Alten ein Vergnügen zu machen, theils auch, um zu verhindern, daß sie für die Bewirthung der Städter sich unnütz in Kosten bringen. Denn man kauft, was man nicht täglich bedarf, stets theurer, als sich's gehört, auch meist von schlechterer Art und Beschaffenheit. Ueberhaupt schien der städtische Freund den jungen Landmann mit vieler Achtung zu behandeln. Auch legte er von seinem Thun und Lassen so viel genaue Kunde an den Tag, daß es sogar dem arglosen Jüngling auffiel. Marie kam gar nicht zum Vorschein. Wilhelm wagte nicht, zu fragen, ob sie im Hause sei oder abwesend, gesund oder krank, behielt indeß die Thüre so unverwandt im Auge, daß, wer Acht gab, wohl errieth, nach wem er aussah.

Der launische April ging vorüber, schneller und doch minder schnell, als der Winter mit seinen langen Nächten und trüben Tagen. Für Wilhelm gab es viel beschwerliche, Zeit kürzende Arbeit; denn nie ruhte ihm der Pflug; die Sommersaat war zu bestellen und schon vor Ende des Mondes davon der größere Theil in die Erde zu bringen. Allein, wenn er Abends ermüdet im Ofenwinkel sich hinwarf und, bis das Nachtessen aufgetragen war, zu schlummern schien; so schlief er doch nicht, zählte er nur für sich die Tage, welche bis zur Ankunft der Städter noch übrig waren; oder auch überdachte er, wohin er Marien führen wolle, welche Plätze und Stellen ihr mehr, ihr weniger gefallen werden; denn schön, oder anmuthig war's in der Gegend überall und daher die Wahl nicht leicht. Dann trat ihm der Augenblick ihrer Ankunft vor den Sinn, das rasche Anfahren des Wagens, die Unruhe, der Lärmen im Hause, wenn Alle herbeilaufen. Er hatte Marien bis dahin nie berührt, und es überlief ihn warm, wenn er dachte, wie er sie doch aus den Wagen heben und in den Armen werde halten müssen. In solchen Träumen überraschte ihn mehr als ein Mal der Ruf seiner Alten, zu Tische zu kommen und nachher recht auszuschlafen. Alles zu seiner Zeit, war der Wahlspruch seines Vaters.

Wann er Abends nach dem Essen in seiner Kammer sich hingestreckt, nahm es, nach der schweren Tagesarbeit, freilich mit diesen Gaukeleien ein schnelles Ende. Denn er schlief jetzt so fest und sanft als zuvor. Nicht so Marie, deren ebenmäßige Beschäftigungen auch mit getheilter Aufmerksamkeit immer noch ihren Weg gingen und zu beseitigen waren. Unaufhörlich dachte sie den langen Tag hindurch und oft selbst Nachts an den nahen Ausflug auf's Land. Hatte sie doch im Hause und selbst für das Bedürfniß der Reise so Vielerlei vorauszusorgen, daß es ihr, der redlichen Wirthschafterin, pflichtmäßig oblag, die Sache recht ernstlich in Ueberlegung zu nehmen.

Die ältesten Leute erinnerten sich keines gleich milden und heiteren Frühlings. Schon im April begann der Wald an den sonnigen Gehängen auszugrünen; nur die umsichtig zögernde

Eiche hielt sich noch immer zurück, weil sie die späten Fröste scheut und fürchtet.

Wilhelm, so emsig er war, so eifrig er seine Arbeit betrieb, um für den Festbesuch freie Tage zu gewinnen, blickte dennoch oft vom Pfluge auf, gegen den Wald hin, welcher mit jeder Stunde sich mehr zu verdichten schien. Wie meist, so eilte auch jetzt die Frühbuche die übrigen Bäumen weit voraus; sie hatte bereits laubreiche Zweige getrieben, sich durchaus bekleidet, als ihre Nachbarn, die Birke und Esche, mit ihrer Blüthe noch lange nicht zu Ende waren. Der fleißige Ackersmann hatte nie zuvor dem Regen und Drängen der Jahreszeit so große Lust abgewonnen. Während er so den Athem der Natur in vollen Zügen einsog, einer geheimnißvollen, nie so tief gefühlten Sympathie ganz sich hingab, blickte Marie über den hohen Giebeln der Nachbarhäuser nach dem kleinen Endchen Himmel und entsetzte sich vor jedem leichten Gewölke, welches daran vorüber ging. Allein das Wetter blieb sich gleich und es trat nichts dem kleinen Ausfluge entgegen, welcher der Städterin schon eine Reise zu sein dünkte. Der Morgen der Abfahrt war der heiterste; kein Wölkchen am Himmel, und vor der aufsteigenden Sonne zerschmolz der leichte Nebelschleier, welcher am frühen Morgen noch Aenderung zu drohen schien.

Wer nie Jahr und Tag in einer größeren Stadt, ohne je sie zu verlassen, ruhig zugebracht, faßt und erklärt sich auf keine Weise die Stärke und Tiefe des Entzückens, welches jenseit des noch bekannten geschmückteren Umkreises die Städter beim Anblicke des offenen Landes zu ergreifen pflegt. Gewiß sah Marie auf die weite Flur, deren blühende, grünende oder frisch beackerte Breiten mit so stillem, behaglichem Vergnügen, daß sie in den Augen ihres Vaters mehr Uebereinstimmung mit den Wünschen und Hoffnungen der Landleute an den Tag legte, als man dem Stadtkinde wohl hätte zutrauen sollen. Ihm selbst war das Land nie ganz fremd geworden, waren Empfindungen dieser Art sehr verständlich. Es machte ihm daher Freude, seine Tochter anzuhören, welche über so viele neue Gegenstände, als an diesem schönen Morgen sich ihr darboten, mit ungleich mehr Beredsamkeit sich ausdrückte, als er bis dahin jemals an ihr wahrgenommen hatte. Wie sie nur dazu kommen mag, dachte er bei sich, in den ländlichen Beschäftigungen jenes schöne Bündniß mit der Natur, mit deren Jahreszeiten, Trieb und Lebenskräften, so ganz richtig zu verstehen und den frommen Sinn, die Ergebenheit in einen höheren Willen, welcher so häufig die sichersten Berechnungen und besten Hoffnungen zerstört? Er war geneigt, Mariens Theilnahme an ländlichen Verhältnissen als ein Erbgut anzusehn; bisweilen doch erhob sich in seiner Seele ein leiser Zweifel, ob nicht ein wenig von jener Art Sympathie im Spiele sei, deren Gewalt über weibliche Seelen ihm nicht unbekannt war.

Die Straße verließ nunmehr auf halbem Wege die schön angebaute Ebene und wendete durch ein munteres Hügelland sich den Bergen zu. Liebliche Wiesengründe schmiegten sich an jählinge, wild bewachsene Abhänge; in den Thalengen lagen wohlumpflanzte Mühlenwerke; tiefer landeinwärts zeigte sich nun auch das Dorf, in welchem die Eltern Wilhelms ihr Haus und Gut hatten. Es lag an einem rasch und wild vorbeiströmenden Bergwasser; gegenüber ein steiler, mit Obstbäumen besetzter Hang; doch an der Seite des Dorfes eine sanft aufsteigende Flur, welche bis zum nahen Mittelgebirge sich ausdehnte.

Der Weg führte einige Minuten lang am Bache hin, unter hohen Pappelweiden, den Schutzwehren des Anbaus gegen die wilden Launen des Bergwassers. Zur Rechten ward er anmuthig begrenzt durch die Obstgärten und Hauswiesen des nahen Dorfes, in welches sie nun endlich auf einer schlecht unterhaltenen und schmutzigen Straße einfuhren. Die gedrängten, nicht immer gut gehaltenen Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude zu beiden Seiten der Straße stimmten Mariens Erwartungen nicht wenig herab. Indeß kamen die Reisenden bald wiederum in das Freie hinaus, wo der Hof des großen Bauers, so nannte man ihn, beinahe abgesondert von den übrigen und halb im Freien auf einer linden Anhöhe angelegt war. Die Wahl des Alten, welcher seit langer Zeit ein großes Stück seines Feldes für diesen Ausbau bestimmt und in den guten Jahren Geld gesammelt hatte, um sein wohlüberlegtes Vorhaben gemächlich und gefahrlos ausführen zu können.

Es ist stets erfreulich, seine Freunde in guten und besseren Umständen anzutreffen, als man sie zu finden erwartet. Doch hatte die tiefe Befriedigung, mit welcher Marie auf den neugebauten, frischen und reinlichen, auch bereits schön umwachsenen Hof blickte, neben jenen allgemeineren auch einen anderen ihr ganz eigenen Grund. Denn es schien ihr nunmehr der Abstand ihrer Lebensverhältnisse von jenen ihres ländlichen Freundes schon lange nicht so groß als zuvor. So ganz frei von städtischen Meinungen war sie doch nicht, und hätte es nicht sein können, da sie nie die Stadt verlassen und von Jugend auf geringschätzig vom Lande hatte reden hören. Weßhalb aber sie's erfreute, zu sehn, daß es so war, verschwieg sie sich selbst, oder gestand sich's nicht ein; obwohl es seinen Grund hatte, der nun bald an den Tag kommen sollte.

Freudig wurden die vornehmen Gäste von Wilhelm schon an der Einfahrt des Hofes, von den Alten an der Schwelle des Hauses empfangen. Wilhelm hob zuerst den Vater, dann auch Marien aus dem Wagen. Es ward ihm dabei warm ums Herz; denn es hatte das Mädchen daheim nie so frei und wohlgemuth ausgesehen, als heute nach rascher Fahrt in frischer Luft. Der Ausdruck ihres Gesichtes war der anmuthigste und heiterste der Welt; sie war nicht mehr verlegen und, wenn er zum Gruße sie herzlich umarmt hätte, wie's ihm so nahe lag, so würde sie gewiß nicht die Spröde gemacht, noch gezürnt haben.

Ein Theil des Tages verging unter den Bemühungen der Hausmutter, ihre Gäste wohl einzurichten und zu bewirthen; erst am Spätnachmittage, als sie selbst einige Ermüdung zu fühlen begann, oder schon genug gesorgt und gethan zu haben meinte, kam sie doch in so weit zur Ruhe, daß sie im Wohnzimmer sich niederließ, leise auf dem Tische trommelnd, oder unbemerkt ein Stäubchen wegwischend, den beiden Vätern mit halbem Ohre zuhorchte. Diese verkosteten eben mit einander den letzten guten Jahrgang; denn es besaß der reiche Bauer abwärts im Lande eine treffliche Weinlage, so viel, oder wenig mehr, als er selbst in seiner Wirthschaft verbrauchte. Es kam nun die Rede auf den Ort, an dem er gewachsen, und die Umstände, unter welchen der Bauer dieses Grundstück geerbt hatte. Ein Wort gab das andere, so daß zuletzt der Alte auf seine Jugend kam und erzählte, an welchen verschiedenen Stellen und wie lange er als Bauknecht gedient habe. Sein vieles Gut kam meist von der Frau her; denn vom Hause hatte er, als jüngerer Sohn, nur den Pflichttheil, und darüber, was er im Dienste sich ersparen können. So wanderte er im Geiste von Dorf zu Dorf, bis er dahin gelangte, wo er zuletzt und die längste Zeit gedient hatte. Da fand es sich unerwartet, daß es dasselbe Haus und Gut sei, auf welchem der Uhrmacher jung geworden und aufgewachsen war.

Dem alten Bauer ward es nun mit einem Male erinnerlich, daß er den Städter schon als Knaben gesehn; auch die Begebenheit seiner frühen Entlassung aus dem väterlichen Hause stieg wiederum in seinem Gedächtniß auf, was alles Beide in eine sehr weiche Stimmung versetzte. — Nach langer Zeit unerwartet mit alten Bekannten zusammenzutreffen, hat etwas Rührendes, wohl selbst Feierliches und Ernstes. Das in der Mitte liegende Leben, wie hat es meist die herzlichen Neigungen, die reinen und edlen Wünsche der Jugendtage so ganz ausgelöscht! — Wie viele denn unter den Sterblichen dürfen sich rühmen, die Aufgabe ihres Lebens nicht verträumt, ihre besten Empfindungen und Kräfte nicht verschleudert zu haben? Man bringt von einem Tage zum andern die Zeit hin, freut sich Abends des aufgeriebenen, des vernichteten Tages und erschrickt vor der Leere seines Daseins meist nicht früher, als wenn es zu spät ist, nach längeren Zeitabständen, nach schon verzehrter Lebenskraft.

Die beiden Alten waren nunmehr im Zuge. Wilhelm aber, der seinen Vater kannte und wußte, daß er so bald nicht aufhören dürfe, von vergangenen Dingen fortzuerzählen, glaubte ernstlich, Marien nur dessen Schwäche verbergen zu wollen, als er jetzt dem Mädchen vorschlug, mit ihm längs des Baches umherzuschlendern und ein wenig hinauszusehen in die Gegend und muntere Jahreszeit. Um nicht zu stören, verließen sie das Zimmer ganz leise und wurden in der That gar nicht vermißt. Hand in Hand, denn Sprödigkeit ist der Unschuld fremd, gingen sie fort durch den Baumgarten in das Feld und den Fußsteg abwärts gegen den Bach hin. Der Tag war für die frühe Jahreszeit sehr heiß gewesen; doch stand die Sonne nicht mehr hoch, als sie hinausgingen. Es überzog ein zarter abendlicher Flor die dunklen Schatten des fernen Waldes; und selbst hier unten im noch offneren, sonnigeren Lande drängte unsichtbar der wiederaufsteigende Frühlingsduft sich dem Gefühle als Frische und erwünschte Kühlung auf. Bisweilen warf Marie, im Gehen anhaltend, auf die reizende Umgebung einen zerstreuten Blick, doch fiel er stets zurück auf ihren Führer, welcher sie unverwandt in den Augen behielt. Sie hatten, glaubten sie Beide, einander Viel zu sagen. Und dennoch ward die Stille um sie her viel häufiger von den vorüberschwirrenden Singvögeln unterbrochen, als durch den Laut ihrer eigenen Stimmen. Endlich meinte Wilhelm, der Mariens Hand noch immer festhielt, es werde ruhend bequemer sich plaudern lassen, und führte das Mädchen zu einigen am Bache umgehauenen Pappeln, welche bei schöner Aussicht einen nicht unbequemen Sitz gewährten.

Sie saßen dort lange Zeit, ohne zu reden. Marie, sagte endlich der junge Mensch, dem die Stille Grauen und seine Schweigsamkeit Beschämung zu machen anfing, Marie sagte er, und kam nicht weiter. In seiner Herzensangst traten ihm bittere Thränen in die blauen Augen. Sie drückten einander die Hände

und weinten dabei alle Beide, ohne recht deutlich zu wissen, weßhalb und zu welchem Ende.

Thränen sollen das Herz erleichtern und die Zunge lösen; gewiß begann der schüchterne Freiwerber bald, nachdem er durch jene Albernheiten sich Luft gemacht, schon um Einiges herzhafter: Marie, wenn Sie nicht aus der Stadt und so reich und vornehm wären, so wüßte ich wohl —. Sie blickte erröthend zu Boden. Der Sache nach hatte sie bereits seine Wünsche verstanden.

Marie, begann er wiederum etwas weinerlicher, liebe Marie, würden Sie, wenn es anginge, würden Sie mich nehmen? — Er hatte ihre Hand nie losgelassen und drückte sie in dem Augenblicke mit Kraft. Sie antwortete noch immer mit keiner Sylbe, erwiederte aber den Druck seiner Hand und vergoß zugleich einen Strom von Thränen, welcher dem Jüngling in seiner stummen Beredsamkeit Alles eingestand, was sie fühlte und fürchtete. Denn erst jetzt trat die sinnlose und störrische Hoffarth ihrer Mutter, über welche hinauszusehn sie sich gewöhnt hatte, dem armen Kinde schnell als ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Zu spät erkannte sie, daß sie in Gefühle und Wünsche sich verstrickt hatte, deren Sinn ihr nun erst ganz aufging. Daß sie über sich selbst schon alle Macht verloren, fühlte sie, als Wilhelm sie mit Heftigkeit umfaßte und widerstandlos sie an sein Herz drückte. Die Verwirrung des armen Jünglings benahm ihm alle Besinnung. Lebhaft und deutlich sah und fühlte er sich geliebt; doch in sein Entzücken warf eine dunkle Anschauung dessen, was seinen Wünschen entgegenstand, ein tief schmerzliches, bitteres Beigefühl.

Auf dem Rückwege beachtete von den Vorbeigehenden Niemand, daß sie geweint hatten und noch immer dem Weinen nahe waren; allein auch zu Hause blieb ihre Bewegung fast ganz unbemerkt. Das lebhafte Gespräch im Wohnzimmer war, seitdem sie's verlassen hatten, nicht einen Augenblick unterbrochen worden. Keiner fragte, wohin sie gegangen, was sie so lange gemacht haben. Nur der Vater Mariens warf einen schnellen, doch forschenden Blick auf sie, ließ sie jedoch sogleich wiederum aus den Augen. Im Gespräche hatte es sich aufgeklärt, daß Wilhelms Vater in sehr entferntem Grade mit dem Städter verwandt sei. Die Alten waren einander daher in der kurzen Zeit um Vieles näher gekommen. Eine gewisse Fremdigkeit und Ehrerbietung, welche der Bauer, aus Achtung vor dem städtischen Reichthum und Einfluß, bis dahin noch nicht hatte ablegen können, war nunmehr in das Gefühl verwandter Stellung und in eine herzliche Vertraulichkeit übergegangen. Scherzhaft riefen sie sich abwechselnd einmal, Herr Vetter! und wenn die Befangenheit der jungen Leute ihnen gestattet hätte, ihre Väter zu beobachten, so dürften sie besseren Muth und mehr Hoffnung gefaßt haben.

Nach Art der Mädchen, hatte Marie seit diesen Stunden ihre frühere, so schön ihr anstehende Bedachtlosigkeit ganz eingebüßt. Sie war zum Bewußtsein ihrer Leidenschaft gelangt, vermied daher am folgenden Tage, mit dem Jüngling auf lange Zeit allein zu sein. Den ganzen Morgen lang machte sie mit der Alten sich zu thun, stand ihr bei allen Beschäftigungen zur Seite, welche ländlichen Hausfrauen obliegen, und verglich wiederholt deren Mannigfaltigkeit und ernstlichen Zweck mit der Nichtigkeit ihrer städtischen Tagesarbeit. Wie so manches, sagte sie der Hausmutter, wird bei uns in der Stadt mit einer Wichtigkeit betrieben, als könne die Welt nicht anders bestehen, was doch genau genommen zu gar nichts führt. Da putzen wir an den Häusern und Zimmern und nähen die Kleider dreimal um, auf daß sie wieder modig werden. Und damit hat's ein Wesen, als wäre es die Wichtigkeit selbst. Und, genau genommen, sind es doch nur Arbeiten, wie sie die Weiber im Tollhause machen; zum Verwundern künstlich, und dennoch ihr Zweck nur eine Albernheit, eine bloße Grille. Dagegen ist Alles, was ihr thut und vornehmt, ganz unumgänglich und durchaus nothwendig. Ernähret ihr nicht uns Städter, oder doch euch selbst mit euren ärmeren Nachbarn? Spinnt und strickt und webt ihr nicht, um damit euch selbst und Andere gegen die Kälte zu schützen, reinlich und gesund zu erhalten. Dabei ergötzet es mich, daß ihr die vielen Thiere um euch habt, die so verständig und bekannt euch anblicken, und jedes Wort verstehen, das man ihnen sagt. Sogar der Hund, sogar die Katze ist hier ganz anders, als in der Stadt. Bei uns, wo sie stets müßig gehen, recken sie sich, gähnen und schlafen, oder sitzen am Fenster und vor den Thüren, die Vorübergehenden sich anzusehn. Hingegen scheinen hier sogar diese armen Thiere jedes seine Pflicht und Bestimmung zu haben. Der Hofhund verläßt weder bei Tage noch bei Nacht seine Stelle. Der kleine aber, den ihr im Hause haltet, glaubt Euch erklären, melden, ankündigen zu müssen, was ihm vom Hofe her zugerufen wird. Gestern hielt ich ihn auf dem Schooße und gab Acht auf ihn, wenn draußen der große Hund bellte oder murrte. Auf gewisse abgebrochene Laute gab er nur Acht, denn er richtete dabei die Ohren auf. Es schien mir darin der Sinn von, aufgepaßt! zu liegen. Auf andere murrte er für sich hin; das sagte, denke ich, es nähert sich etwas Fernes, noch Zweifelhaftes. Auf eine dritte Art sehr entschiedenen Bellens gab er indeß jedesmal laut Antwort. Ein Mal sah ich dabei zum Fenster hinaus, und hörte einen Menschen nahe vorbeigehen.

Die Alte sah dem schönen Kinde freundlich in's Gesicht und hörte ihr behaglich zu. Was Ihr so schnell Euch zurechtgefunden habt, sagte sie, als wäret Ihr alle Tage auf dem Lande gewesen. Man sollte denken, wenn man Euch die Arbeit mitmachen sieht, Ihr habet sie von frühauf gelernt. Wäret Ihr nicht aus der Stadt und für etwas Anderes bestimmt, setzte sie hinzu, so wüßte ich wohl, daß ich keine bessere Schwiegertochter in meinem Leben finden und haben würde, als Euch, Ihr liebes Kind. Marie ward bei den Worten feuerroth. Die Alte bemerkte es, ohne zu verstehen, weßhalb. Ei, sagte sie, werdet nicht böse, es war so schlimm nicht gemeint. Hier auf dem Lande gilt ein solcher Scherz für erlaubt; in der Stadt freilich, da geht Alles auf Stelzen, höre ich sagen; denn ich bin nur ein Mal hineingekommen. Es ist darin Alles prächtig, doch so eng und beschlossen, daß ich dort auch nicht begraben sein möchte.

Während Marie mit der Alten schaffte und plauderte, begleitete Wilhelm den städtischen Gast auf einem Gange durch die Felder und Wiesen seines Vaters. Ein Ueberrest ihm angeborener Theilnahme an ländlichen Angelegenheiten, oder Lust und Freude an Allem, was den Wohlstand seiner Gastfreunde ausmachte, hatte schon früh Morgens den Uhrmacher hinausgelockt vor den Ackerhof, die naheliegenden Felder sich anzusehen. Nach dem Frühstück aber forderte er den jungen Bauern auf, ihm in der weiten Flur jegliches Stück zu zeigen, welches zur Wirthschaft gehöre; ging darauf mit ihm an allen Breiten hin, fragte viel nach der Art der Bestellung, dem Fruchtwechsel, dem Ertrage, der Besteuerung und Anderem mehr. Wilhelm betrieb die Wirthschaft nach den Ueberlieferungen seines Dorfes; er hatte es nie versucht, für sein Thun und Lassen Grund und Regel aufzufinden. Er kam daher anfangs in einige Verlegenheit, fand sich indeß sehr bald in seine Aufgabe, so daß ihm gelang, den Städter allgemeinhin zufrieden zu stellen. Als darauf Alle wiederum zusammentrafen, sah man's den jungen Leuten wohl an, daß sie mit ihrem Tage zufrieden waren. Auch wurde bei Tische Wilhelms wirthschaftliche Einsicht mit Mariens Anstelligkeit zu ländlichen Geschäften eines um's andere gerühmt und gepriesen.

Nachmittags, nicht lange vor der Abfahrt, machte der Städter unerwartet ein sehr feierliches Gesicht und sagte, von seinem Stuhle sich aufrichtend, daß er ihnen Allen, auch Marien, gemeinschaftlich Etwas zu eröffnen habe.

Ein Geldgeschäft, hub er an, zwingt mich in einigen Tagen eine weite Reise anzutreten. Noch weiß ich nicht, wie schnell ich damit zu Ende kommen, noch wann ich wiederum heimkehren werde. An dieser Sache ist an sich selbst nichts Außerordentliches; doch macht mir das Eine viel Kummer und Sorge, daß ich meine Tochter allein bei meiner Frau lassen soll, welche so Manches ganz anders ansieht, als ich. Gern nehme ich daher Marie mit auf die Reise; doch würde es die Kosten mehren und zu manchem Gerede Veranlassung geben. Ich muß sie also zu Hause lassen. Sollte ihr aber dort in der Zeit meiner Abwesenheit von der Mutter übel begegnet, das heißt, ihr zugemuthet werden, was gegen des Mädchens Neigung, und schon daher gegen meinen Willen sein würde; so bitte ich Euch, lieber Vetter und gute Muhme, Marien auf so lange zu Euch zu nehmen, bis ich heimkommen werde. Hier ist sie wohl aufgehoben; denn Ihr, Frau Muhme, wisset schon auf ein Mädchen Acht zu haben, welches grundgut, aber in der Welt neu ist. Gebt mir darauf Euer Wort, sagte er mit Ernst. Weiß es der Himmel, welche Sorge es mir die Zeit her gemacht hat, nicht zu wissen, wohin ich das Mädchen thun solle, um sie vor ihren Verwandten sicher zu stellen. Die Angehörigen meiner Frau wollen nach ihren Begriffen hoch hinaus mit ihr und lauern schon seit lange auf eine gute Gelegenheit, ihr Absehn in's Werk zu richten. Und Du, Marie, versprich mir, daß Du in meiner Abwesenheit und bis ich heimgekommen sein werde, Keinem, wer es auch sei, Dein ganz entschiedenes Jawort gebest. So was vor ihren Eltern geheim zu halten, in den Tag hinein sich zu verplappern, hilft zu Nichts und bringt nur Unsegen. Wenn's mal so weit kommen sollte, so sage und bekenne mir Deine Wünsche ganz ohne Scheu. Gegen einen von Herzen guten, von Sitten reinen und rechten, zur Arbeit und häuslichen Ordnung wohl aufgelegten Menschen werde ich keine Einwendung haben; vorausgesetzt, daß ich überzeugt sei, daß er Dich, daß Du ihn vor Gott und den Menschen treu und herzlich liebest. Nur greife man dabei sich recht tief in's Herz und prüfe sich, ob man nicht etwa einer bloßen Augenverblendung unterliege. Ach Gott, seufzte er aus tiefster

Seele, welche Qualen bereiten sich die Menschen durch eine leichtsinnige Wahl in der ernsthaftesten Angelegenheit des Lebens!

Alle waren von dieser unerwarteten Eröffnung überrascht und durch ihren Ausgang gerührt, hielten daher ihm die Hand hin zum Zeichen und zur Bürgschaft ihres Versprechens. Es wurde, nachdem man sich wiederum gefaßt hatte, noch gar Mancherlei besprochen zur Einleitung des nahen Abschiedes und zur näheren Bestimmung der getroffenen Verabredung. Als darauf der Wagen bespannt und angefahren war, die Gäste unter herzlichem Händegeben Abschied genommen hatten und jetzt schon zum Thore hinausfuhren, da ward es jedem Theile zuerst ganz deutlich, wie viel der kurze Besuch in allen Beziehungen verändert, wie viel neue Wünsche und Bedürfnisse er geweckt hatte.

Um einige Tage später trat der Uhrmacher seine Reise an, auf welche er längst Alles im Stillen vorbereitet hatte. Doch, ehe er aufbrach, versammelte er einen Theil der Angehörigen seiner Frau zum Abschiedsmahle.

Er schien ungewöhnlich heiter zu sein und bezeigte sich gegen alle Anwesende gütig und beinahe liebreich. Es gelang ihm, bei seinen Gästen die beste Stimmung hervorzurufen, jeglichen Argwohn aus ihrer Seele zu verdrängen. Als er sie nun dahin gebracht, wo er sie haben wollte, lenkte er das Gespräch nicht ungeschickt auf die bevorstehende Reise. Sie wissen, sagte er, daß man bei Geschäftsreisen, wie die meinige, nicht immer genau die Zeit ihrer Dauer vorausbestimmen kann. Nun hat meine Tochter bisher getreulich mit und bei mir ausgehalten, meinem Hauswesen mit größter Wachsamkeit vorgestanden, und die Stadt nie länger, als auf einige Stunden und Tage verlassen. Ich möchte ihr auch einmal eine frohe Zeit machen; und da wünsche ich, auf Anrathen des Arztes, daß sie die Landluft auf einige Wochen genieße. Daher habe ich mit meinem Verwandten auf dem Lande, der ein schönes großes Haus und gut Quartier hat, unlängst die Verabredung getroffen, daß er während meiner Abwesenheit das Mädchen auf einige Wochen bei sich aufnehme. Vor der Hand mag sie noch hier bleiben, um das Hauswesen ganz so einzurichten, als es ihr selbst und besonders meiner guten Frau gefallen wird, welche nicht gerne mit diesen niederen Sorgen des Lebens sich abgibt, was ich ihr nicht verdenke. Ein Jeder macht sich's in der Welt so bequem und gut, als er's haben kann. Und für sie ist gesorgt, daß es auch nach meinem Tode ihr nie fehlen wird. Allein, wenn im Hause nun Alles eingerichtet ist und Marie dann Lust bezeigt, der ländlichen Ruhe zu genießen, so will ich, sagte er mit Ernst und Nachdruck, daß Niemand, weder die Mutter, noch meine lieben Verwandten, ihrer Reise auf das Land sich widersetzen, oder auf irgend eine Weise sie erschweren, nun gar hindern. Ich hoffe, deutlich genug geredet zu haben, und bei meiner Rückkunft Alles nach meinem Wunsch und Willen daheim anzutreffen.

Im Verlaufe dieser überlegten und vorbereiteten Anrede des Hausvaters hatte die bisherige frohe Stimmung der Anwesenden einer verlegenen Spannung Raum gegeben. Es entging ihnen nicht, daß er Marien ihrem Einflusse entziehen welle; woraus sie wiederum schlossen, daß er sie selbst durchschaut habe. Denn während der Abwesenheit des Vaters, von dessen Reise sie längst unterrichtet waren, dachten sie, werde es ein Leichtes sein, das Mädchen ganz nach ihrem Willen zu lenken. Ihr Plan war, dem Neffen des Rathsgliedes, welcher studirt, doch nichts Rechtes gelernt hatte, das schöne Vermögen des Uhrmachers zuzuwenden. Mariens Abneigung kam bei diesen Leuten kaum in Betrachtung. Wenn sie nur einmal am Putze Geschmack gewonnen und an geselliger Auszeichnung, so werde, dachten sie, das Uebrige sich von selbst finden. Aber was nun? wenn sie die ganze Zeit auf dem Lande blieb, wie nach des Vaters Eröffnung zu befürchten war? — Man ist stets geneigt, Andere nach sich selbst zu beurtheilen; woher die Anwesenden dem Uhrmacher eine viel tiefere Kenntniß ihrer Absichten beimaßen, als er eigentlich besitzen mochte. Denn es bekümmerte sich der beschäftigte Mann nur zum Nothbedarf um ihre Ränke und begnügte sich, den flachen Menschen alles Erdenkliche, theils Boshafte, theils auch ganz Sinnlose zuzutrauen, und, wann er zufällig ihren Anschlägen und Absichten auf die Spur kam, Marien zeitig zu warnen.

Man war in diesem Kreise nicht so weit in den Künsten der Verstellung vorgerückt, daß man verstanden hätte, Zufriedenheit und Billigung zu heucheln. Doch wagte Niemand, dem Willen des Vaters sich entgegenzustellen, dessen Entschiedenheit ihnen Allen nur zu bekannt war. Offener Widerspruch hätte ihn veranlassen können, die Reise ganz aufzugeben. Hingegen durfte man sich versprechen, wenn der Alte nur einmal fort war, das unerfahrene, einfache Mädchen dahin zu lenken, wo man sie wollte. Das Bedürfniß, sich laut auszusprechen, Rath zu geben, oder zu vernehmen, brachte eine gewisse Unruhe in die Vereinigung, welche sehr bald den allgemeinen Ausbruch herbeiführte.

Es war für die Mutter ein schwerer Stand, nachdem die Gesellschaft sich zerstreut hatte, den Hausgenossen ihre innere Bewegung zu verbergen. Seit langer Zeit empfand das flatterhafte, leere Weib die erste recht tiefe Sorge. Ihr war nach Mariens Heimkehr in deren Betragen und Wesen eine Aenderung aufgefallen, eine gewisse ernst wehmüthige, gleichmäßige Heiterkeit, ein gewisses fester Auftreten und sicherer auf sich selbst Beruhen, wovon Frauen die Bedeutung schneller auffassen, oder leichter argwöhnen, als wir Anderen. Vergeblich hatte sie bisher die Veranlassung, den Gegenstand, auszuspähn sich bemüht; doch jetzt trat ihr plötzlich der junge Bauernkerl vor Augen, den sie an ihrem Tische hatte dulden müssen. So ganz unwahrscheinlich, als es ihr blieb, daß Marie in dem Maße sich habe wegwerfen können, so vermochte sie dennoch ihre brennenden Besorgnisse nicht gänzlich zu bemeistern. Obwohl es ihr gelang, sie unter lebhaften Bezeigungen von Wärme und Zärtlichkeit zu verbergen, welche den Hausvater beinahe getäuscht hätten und Marien nicht auffielen, weil sie in ihrem Sinne zu beschäftigt war, um darauf ernstlich zu achten.

Am folgenden Morgen aber, nachdem ihr Gatte den Wagen bestiegen, seine Reise angetreten hatte, kleidete sie sich schnell an, eine Verwandte aufzusuchen, in deren Urtheil und Freundschaft sie ein ganz besonderes Vertrauen setzte. Dieser schloß sie ihren Busen ganz auf. Nach einigem Kopfschütteln, die Lippen Schließen und anderen Aeußerungen großer Spannung und ernsthafter Ueberlegung rieth die thörichte Frau, den Miethkutscher, welcher die Familie auf's Land gefahren, aus seinem Stalle herbeirufen zu lassen, ihm Geld zu geben, und mit der gehörigen Umsicht ihn über Alles auszufragen, was er bemerkt haben könne. Glauben Sie mir, sprach sie mit großer Bedeutsamkeit, daß man von solchen Leuten stets Alles erfahren kann, was man nur wünscht. Ich könnte Ihnen davon schöne Geschichten erzählen. Sie sehen Alles und erzählen es gern, wenn's ihnen Vortheil bringt. Man sandte nach dem Menschen. Er hatte bereits seinen Morgentrunk genommen und erhielt sich mit Mühe im Stehen.

Sobald er sein Aufgeld empfangen hatte, erzählte er willig so Viel und noch mehr, als ihm bekannt war. Der Zufall hatte ihn an jenem Abend, als er müssig in den Feldern umherschlenderte, auf dem Heimwege jener Stelle vorbeigeführt, wo unter den Pappeln am Bache die jungen Leute sich besprachen. Da hatte er gesehen, daß sie einander umarmt hielten und in so weit berichtete er die Wahrheit. Allein, als die beiden Frauen, welche ihn verhörten, nicht unverständlich an den Tag legten, daß sie noch mehr zu vernehmen wünschen, setzte er aus dem Stegreif hinzu, was ihm wahrscheinlich und glaubwürdig zu sein dünkte; und daß Alles so unbefangen, als habe es vor seinen Augen sich zugetragen. Die Mutter gab ihm noch mehr Geld und legte ihm dafür die Verpflichtung auf, streng und gewissenhaft zu verschweigen, was er gesehen und gehört haben wollte. Der gute Mensch, welcher nun erst an seine eigenen Lügen zu glauben begann, erzählte sie in der That nur etwa seinen Stallgenossen; diese wiederum gelegentlich den Leuten, welche sie über Land fuhren.

Nachdem sie den Stallknecht entlassen, begaben sich beide Frauen unmittelbar zu dem Vetter im Rathe. In dessen Kabinet ward bei verschlossenen Thüren das entsetzliche Geheimniß mitgetheilt und ernstlich berathen, was zu thun sei, um wenigstens das schwerste Unglück noch abzuwenden. Es war nicht etwa die Buhlschaft selbst, welche den Berathenden so viel Anstoß gab, und Sorge machte; nur die Befürchtung, welche die Mutter nicht länger glaubte verhehlen zu dürfen, daß ihr Gatte den Bauern begünstige und die Absicht hege, das Mädchen ihm zur Ehe zu geben. Das wäre ein entsetzliches Unglück, rief der Rathsherr, eine Schande für die gesammte Familie. Wenn diese Vermuthung in Erfüllung ginge, müßte ich selbst, bei aller Achtung für Dero mir so werthe Person, doch öffentlich von dieser Verwandtschaft mich lossagen. Nein aber, das müssen wir zu hintertreiben suchen. Wenn nur mein Franz dem Mädchen gefallen könnte! — Nun, wenn sie's nur erst begreift, daß ihr nichts Anderes übrig bleibt, um dem Makel zu entgehen, welcher, wenn ich die Welt kenne, von heut' an auf ihr haften wird (bei welchen Worten die Mutter leicht erblaßte), so mag es doch noch dahin kommen, daß sie sich besinnt und der Vernunft Gehör gibt. — Achten Sie jetzt auf meine Worte und halten Sie reinen Mund, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen helfe. Denn, kommt davon auch nur die Ahnung unter die Leute, so würde ich genöthigt sein, mich aus der Sache ganz zurückzuziehn. Also hören Sie, erwägen Sie, und verschweigen Sie.

Primo, haben wir das Mädchen einstweilen von hier zu entfernen. Meine Cousine, welche für solche Unternehmungen wie geschaffen ist, reiset in einigen Tagen nach einem etwa dreißig Meilen entlegenen Orte. Man verrathe dem jungen, so viel mir bekannt ist, ganz unerfahrenen Frauenzimmer auf keine Weise, daß es bis dahin so weit, oder auch schütze man vor,

was der weibliche Scharfsinn Ihnen eingeben wird, um sie zur Mitreise zu bewegen. Ist sie nur erst im Wagen, so wird meine Cousine, welche ich selbst instruiren will, das junge Mädchen schon festhalten.

Secundo, aber, ist es jetzt gerade in der Conscriptionszeit. Und da werde ich's so anzulegen wissen, daß man den frechen Bauernkerl, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, unter die Soldaten stecke, wo sein Müthchen ihm schon gekühlt werden soll. Auch werde ich dafür sorgen, daß man ihn weit weg in eine entfernte Garnison schaffe. So was läßt sich wohl noch einrichten. Doch Verschwiegenheit, meine Damen, die strengste Verschwiegenheit.

Diese ward angelobt und, in Ansehung der Wichtigkeit des Falles, oder auch der Furcht vor dem allmächtigen Vetter, das Versprechen dasmal heilig gehalten. Beide Frauen waren unerschöpflich im Preise der Klugheit und schnellen Fassung ihres Gönners, eilten aber unter wiederholter Danksagungen ihren Besuch nun aufzuheben, damit er nicht etwa durch seine Länge bei müssigen Spähern Vermuthungen erwecke.

Als am Nachmittage die gewandte, weltkundige, unternehmende Cousine sich einstellte, ward Marie zur Mutter hinaufgerufen. Von allen den zahlreichen Gliedern ihrer mütterlichen Verwandtschaft war Marien diese Frau zwar nicht eigentlich die wertheste, doch immer die wenigst mißfällige. Sie war schön gewesen, hatte gefallen, machte bis auf die Stunde noch einige Ansprüche geltend und dieses, sagte die Welt, nicht so ganz ohne Glück und Erfolg. Ausgebreitete gesellige Verhältnisse, mannichfaltige Abentheuer, häufige Reisen und Ortsveränderungen hatten sich vereinigt, aus dieser Person Alles zu machen, was Umgang und Welt zu entwickeln vermögen. Mit größter Leichtigkeit versetzte sie sich in die verschiedensten Menschen, war hier leicht, dort still und ernst. Marien gefiel sie durch eine gewisse Klarheit, Ruhe, Verständigkeit, welche sie in Gegenwart des besonnenen Mädchens auch unwillkürlich annahm und äußerte.

Anfangs sprach man von ganz anderen Dingen, kam erst im Verlaufe der Unterhaltung und scheinbar nur ganz zufällig auf die kleine Reise über Land, welche die liebe Cousine vorhabe. Recht ungezwungen ward dabei ganz gelegentlich der Wunsch nach einer paßlichen Reisegesellschaft aufs Tapet gebracht. Wie lange werden Sie denn ausbleiben? fragte die Mutter. Nur ein paar Tage antwortete die Dame; und auf so lange, setzte sie mit Gleichgültigkeit hinzu, könnten Sie Ihre Tochter wohl mir abtreten. Die Mutter machte zum Scheine die verabredeten Einwendungen, und Marie schwieg. Sie redeten darüber viel hin und her; und wahrlich spielte die Mutter ihre Rolle über die Erwartung gut; sie schien durch die Zudringlichkeit der Cousine nur hartnäckiger zu werden und auf alle Weise ihr widerstreben zu wollen. Zuletzt wendete sich die Cousine grade an Marie, bat sie, bei ihrer Mutter ein gutes Wort einzulegen, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen; stellte ihr die Landlust und die guten, reinen, ganz einfachen Menschen, welche sie besuchen solle, in allen den Farben vor Augen, welche ihr zu Gebot standen. Zwar hatte sie selbst nie ein Ackerfeld, nie einen Baum oder Strauch recht angesehn, doch Einiges gelesen, und verstand, daraus Vortheil zu ziehen. Denn recht geschickt wußte sie des Mädchens Imagination anzuregen, halbdeutliche Wünsche in ihrer Seele zu wecken, und brachte es, obwohl nicht ohne Anstrengung, doch zuletzt dahin, daß Marie auf ihre Wünsche einging und ihre Mutter mit einer gewissen Wärme bat, zu dem kleinen Ausfluge ihre Einwilligung zu ertheilen.

Die Mutter gab endlich nach und stellte sich, als sei die Sache ihr eigentlich ganz so gleichgültig, als das Meiste. Der Tag der Abreise ward nun festgesetzt, auch verabredet, welche, oder wie viele Kleider man einpacken oder mitnehmen wolle. Man könne doch nicht wissen, sagte die Cousine, ob nicht bei ihren Freunden, obwohl sie das Gegentheil hoffe, gerade in denen Tagen Besuch eintreffen und Gesellschaft sein werde; weßhalb sie Marien rathe, wenigstens ein besseres Kleid mitzunehmen. — Sie konnte die Freude, welche sie empfand, nicht mehr verbergen, hielt auch eine längere Verstellung für unnütz, weil es nunmehr in ihrer Aufgabe lag, sich recht ausnehmend zu freuen.

Es verflossen einige Tage, bis Alles zur Abreise vorgerichtet war; denn es haben Frauen bei solchen Gelegenheiten ungleich mehr zu thun und zu bedenken, als im Allgemeinen die Männer. Marie hatte in dieser Zeit das Haus keinen Augenblick verlassen, der älteren Hausmagd mehrmal wiederholt, was sie vornehmen solle, auch selbst Hand angelegt, damit während ihrer Abwesenheit der Hausstand nicht etwa in's Stecken komme, wie's zu geschehen pflegt, wo der Gebieter fehlt. Es war daher in ihrer Seele nicht der leiseste Argwohn aufgestiegen, ihr nicht die entfernteste Kunde zugekommen, daß ihre Reise bereits in der Stadt besprochen, auch wohl boshaft ausgelegt und erklärt wurde. Mit unbefangener Heiterkeit bestieg sie den Wagen und gab, voll süßer Erinnerung hinaussehend in die offene Landschaft, kaum darauf Acht, daß man sehr oft die Pferde wechselte, rasch fuhr und eine weite Strecke Weges mußte zurückgelegt haben, als es dämmerte und bald auch die Nacht hereinbrach. Erst nachdem es auf der Straße ganz still und immer finsterer zu werden begann, fragte sie ihre Begleiterin zuletzt doch etwas ungeduldig, ob es noch weit hin sei bis zu dem Landgute, welches in ihrer Meinung das Ziel der Reise war. Nicht mehr gar weit, antwortete die Cousine, doch fürchte ich, daß es, um noch heute dahinzukommen, es leicht zu spät werden dürfe. Ich liebe es nicht, sehr spät Abends bei Freunden vorzufahren. Es stört die Leute in ihrer Ordnung; und ich vermeide es gern, meinen Freunden unbequem und lästig zu werden. Nicht wahr, liebe Marie, Sie stimmen mir bei, daß es besser sein wird, wir bleiben die Nacht in einem Gasthause, um dann Morgen früh, oder gegen Mittag auf das Schloß zu fahren. Ich habe darüber Nichts zu entscheiden, sagte Marie etwas verstimmt, und muß mir gefallen lassen, was Ihnen gut und angemessen zu sein dünkt. Es ward indeß ziemlich spät, ehe die beiden Frauen das besprochene Gasthaus erreichten. Marie hatte im Wagen geschlafen; Alles ging der bösen Cousine nach Wunsch.

Am andern Morgen ward sehr frühe geweckt. Wir müssen forteilen, sagte die Cousine beim Ankleiden; denn ich habe gehört, daß es noch weiter dahin ist, als ich geglaubt. Tummeln wir uns, um noch zu Mittag anzukommen. Mein Gott, sprach Marie, noch so weit und gestern sind wir den ganzen Tag gefahren und müssen schon fern von Hause sein. Hätte ich das gewußt. Beruhigen Sie sich, meine Liebe, entgegnete die Andere, aus Unkenntniß habe ich den weiteren Weg eingeschlagen; auf der Rückreise wollen wir den geraden nehmen, der nur sechs bis acht Meilen beträgt. Marie gab sich verstimmt in ihr Schicksal. Es ging noch rascher vorwärts, als am vergangenen Tage, was anfangs das arme Mädchen, wenn nicht erheiterte, doch zerstreute. Allein, als wiederum der Mittag herbeikam, als die Sonne noch ein Mal sich wiederum zu neigen begann, erwachte in ihr ein unbestimmtes, an Besorgniß grenzendes Mißtraun. Sie verlor sich in Vermuthungen, doch ohne jemals die rechte Spur zu finden! bis sie, aus ihrem Nachsinnen erwachend, die Sonne noch ein Mal dem Untergange ganz nahe sah, und bei diesem Anblicke entsetzt ausrief: mein Gott es wird noch einmal Abend! Wohin bringen Sie mich, was ist das? — Ach, mein gutes Kind, antwortete die Cousine schmeichelnd, machen Sie sich keine unnöthige Sorge. Ich will Ihnen Alles eingestehn. Als ich vorhin ausstieg, um in die Post zu gehen, fand ich einen Brief meiner Freundin vor. Sie schreibt mir, daß sie auf ein Paar Tage in die nächste Stadt gefahren sei, in welcher wir in einigen Stunden anlangen werden. Sie bittet mich dringend, ihr dahin zu folgen und verspricht uns die freundlichste Aufnahme. Nachher fahren wir mit ihr auf das Gut und dann zurück nach Hause. Unsere Reise wird hiedurch mehr Wechsel und neue Annehmlichkeiten erhalten. Trösten Sie sich, es soll deßhalb nicht mehr Zeit darauf gehen, als ich vom Anfang her für diese Ausflucht bestimmt hatte.

Marie beruhigte sich nur zur Hälfte, faßte sich indeß und ergab sich in das Unabänderliche. Tief bereute sie, das väterliche Haus verlassen zu haben; denn sie begann, ohne darin recht klar zu sehen, gegen die Absichten ihrer Führerin ein ernstliches Mißtrauen zu fassen. Sie nahm sich vor, auf ihrer Hut zu sein. Allein, wäre es ihr nun auch gelungen, den Plan ihrer Feinde ganz zu durchschaun, wie hätte sie jetzt noch sich retten können, sie, ein unerfahrenes Mädchen, mitten in einem Lande, von welchem sie nie hatte reden hören, wo sie mit keiner Seele bekannt war.

Einige Beruhigung meinte sie, als der Wagen nun endlich anhielt, in dem Umstande zu finden, daß jene Verwandte oder Freundin, welche ihre Führerin aufsuchte, in einem Hause wohnte, dessen Größe die, ihres väterlichen Hauses nur um wenig überstieg, während die Einrichtung zwar mehr Anspruch, doch ungleich weniger Wohlstand und Reichthum verrieth. Sie glaubte nun mindestens zu Personen nicht höheren Standes gekommen zu sein, als der, in welchem sie erzogen war. Doch enthüllte es sich bald, daß ihre Wirthin, welche sie überfreundlich aufnahm, die Gattin, oder Wittwe eines Mannes war, den ein Titel schmückte, oder vormals geschmückt hatte. Dieser Mann kam indessen weder jetzt, noch später, jemals zum Vorschein. Marie aber wagte nicht zu fragen; denn sie wollte nicht verrathen, daß sie die Verhältnisse, in welche ihre unbedachte Willfährigkeit sie verwickelt hatte, näher zu kennen, so viel fürchtete als wünschte.

In diesem Hause zeigte sich, außer der Wirthin, nur eine Gesellschafterin der schon alternden Frau. Marie erhielt ein eigenes sehr hübsches Kabinet; es befremdete sie, daß ihre Führerin so weit sich ausbreitete, in den besten Zimmern sich einrichtete,

und überhaupt in dem Hause befahl und gebot, als sei's das ihrige.

Während es der Cousine so leicht gelang, Marien aus ihrer Vaterstadt zu entführen, ging daheim auch dem Rathsherrn, weil er die Sachen am rechten Ende anzufassen verstand, Alles über seine kühnste Erwartung glücklich. Freilich ward die Aufgabe, den jungen Bauern zu entfernen, auf ersten Blick durch ein Gesetz erschwert, welches den einzigen Sohn jeglichen Erbes vom Kriegsdienste befreite. Allein es fiel ihm nicht gar schwer, der Mitwirkung verschiedener Personen sich zu versichern, denen in solchen Fällen zu entscheiden, oder, auf etwa erhobene Klagen und Einsprüche, an höhere Behörden zu berichten, oblag. Denn es waren eben diese, seine lang erprobten und bewährten Freunde, daher bereitwillig und sogar erfreut, daß eine Gelegenheit sich darbot, mit so geringer Bemühung ihm auszuhelfen. Wilhelm, den man ohne deutliche Bezeichnung des Zweckes auf das Amt geladen hatte, war nicht so leicht zu überraschen; er kannte sein Recht und versuchte, es geltend zu machen. Allein er war, worauf man gezählt hatte, ganz ungeübt, seine Worte gehörig abzumessen; es entglitten ihm unziemliche Ausdrücke, er fehlte gegen die Ehrerbietung, welche der Obrigkeit nothwendiger Anspruch ist. Diese Reden und freien Ausdrücke wurden eingetragen, er selbst als ein Widerspänstiger verhaftet, dessen Temperament und weiterem Vorhaben nicht zu trauen sei, darauf schon in der folgenden Nacht in eine weit entfernte Besatzung abgeführt.

Marie saß in dieser Zeit einen großen Theil des langen Tages einsam auf ihrem Zimmer, hing ihren trüben Vorgefühlen nach, oder sann über die Pläne und Absichten ihrer Entführerin, deren Sinn und Zweck sie noch immer nicht ganz verstand. Die Cousine hatte so viele Besuche theils zu empfangen, theils zu erwiedern, daß sie vergaß, oder abgehalten war, nach ihrer Begleiterin häufig sich umzusehn. Dann schien sie plötzlich auf sie wiederum sich zu besinnen, machte sich mit ihr mehr zu schaffen, als Marie liebte und wünschte, und zog sie allmählig, wider die Neigung des häuslich und arbeitsam gewöhnten Mädchens, in den bewegten Kreis ihrer zahlreichen Bekanntschaften. Unter so vielen Menschen sah Marie kein einziges Gesicht, welches ihr nicht durchaus widerstrebt hätte. In ihrer Freundlichkeit glaubte sie Etwas von Tücke des Blickes, von jenen unfreiwilligen Zuckungen wahrzunehmen, welche schlimmen Menschen und reissenden Thieren etwas Grauenhaftes, Entsetzliches geben. Auch war es ihr unheimlich und verdächtig, daß man ihr überall entgegen kam, sich an sie drängte; während von ihrer Seite Nichts geschah, die Menschen anzulocken, ihre Miene stets ernst blieb, ihre Erwiederung kalt und selbst zurückweisend. Man sagte ihr Viel über ihre Schönheit, was, zu ihrem Verdrusse, sie jedesmal erröthen machte. Auch lobten die Frauen in ihrer Bekleidung Wahl und Einfachheit; blickten jedoch dabei nicht unzufrieden auf die Franzen und Verbrämungen ihrer eignen schönen Gewande.

Wenn in dieser Gesellschaft, welche keinesweges die beste und erste der Stadt war, die leere Lüge und kleinliche Absichtlichkeit so grell und schroff heraustrat, daß sogar Marie sie durchsah und keinen Augenblick von ihr getäuscht wurde, so schien der Obrist des hier einliegenden Regiments, wenn er abwechselnd einmal in dem äusserst gemischten Kreise der Cousine sich zeigte, durch sein edleres, freieres Betragen Marien den anderen gegenüber ein ächter und wahrer Mensch zu sein. Sie wies ihn daher nicht entschieden zurück, wenn er zuweilen mit Achtung ihr sich näherte, sie fragte, wie sie an dem Orte ihres jetzigen Aufenthaltes sich gefalle, ob sie lese, arbeite, spazieren gehe, und, was sonst unter ganz fremden Leuten zur Anknüpfung von Gesprächen geeignet ist. Er war ein Graf, ein Mann von sehr vornehmem Geschlechte, daher jung genug für die bedeutende Stellung, welche er bereits im Kriegesdienste seines Fürsten einnahm. In der Stadt genoß er des Rufes, die Frauen zu lieben und von ihnen begünstigt zu werden; indeß war das verächtliche Weib, welches Mariens sich bemächtigt hatte, auf Nichts weniger bedacht, als das Mädchen vor seinen Auszeichnungen zu warnen. Im Gegentheil war es ihr ganz gewünscht, daß Marie den vornehmen Besuch anzulocken, den Obristen zu veranlassen schien, häufiger, als sonst, ihr Haus zu besuchen. Vergebens hatte sie bei einem früheren Aufenthalte in dieser Stadt, ihn zu fesseln gesucht, sah ihn daher gegenwärtig mit einer gewissen Schadenfreude gezwungen, Viel um sie zu sein, ihr schön zu thun, damit er Vorwand und Gelegenheit habe, mit dem jungen Mädchen am Ende doch nur gleichgültige Worte auszuwechseln.

Nach einigen in der peinlichsten Unruhe verlebten Wochen sah Marie eines Tages den Neffen des Rathsherrn, ihren lästigsten Bewerber, in das Empfangzimmer der Cousine eintreten. Er wendete sich, nachdem er die Wirthin begrüßt hatte, unmittelbar an sie und überreichte ihr ein Schreiben ihrer Mutter. Sie trat an die Seite, den Brief einige Male zu überlesen; denn es war nicht so leicht, die Schrift der hochmüthigen, doch sehr ungebildeten Frau zu lesen, noch, wenn dieß geglückt war, ihre Meinung ganz recht zu verstehn. Die Mutter schrieb, dem Inhalt nach: daß sie zur Kunde gebracht habe, wie die Cousine, ihren ersten Plan aufgebend, nun wahrscheinlich in der Grenzstadt, wo sie jetzt verweile, den ganzen Sommer zubringen werde. Wenn diese Stelle Marien gefalle, so möge sie nur auf so lange, als die Cousine sie behalten wolle, dort bleiben, und nach den Umständen auch mit ihr heimkehren. Wenn sie hingegen sich nach Hause sehne, so müsse sie wohl sich entschließen, mit dem Vetter zurückzureisen, welcher die weite Fahrt bloß ihretwillen unternommen habe, was doch eine große Gefälligkeit sei, für welche sie dem liebenswürdigen jungen Manne hoffentlich sich dankbar beweisen werde.

Ein rechtes Mädchen ist nie überängstlich und rücksichtsvoll, findet indeß durch den angebornen Takt ihres Geschlechtes schnell und leicht auf, was für sie jedesmal sich schickt und ziemt. Marie sah daher sogleich, daß ihrer Mutter, wie sie glaubte, nur leichtsinniger Vorschlag nicht ausführbar sei; daß eine Reise in Begleitung dieses Menschen ihr Verbindlichkeiten auflegen, und in allerlei Mißlichkeiten sie verwickeln müsse. Allein auf der anderen Seite fiel es ihr schwer, mit der Vorstellung sich auszusöhnen, daß sie den langen Sommer von Allem getrennt, was ihr gewohnt und lieb war, im Hause der Cousine verbleiben solle. Noch immer hatte sie keine deutliche Anschauung des Truges und Verrathes, welcher sie umgab; sie glaubte ganz sicher zu sein, nur die hohle Spannung und gänzliche Leere des Kreises, in welchem sie sich bewegte, gar nicht länger ertragen zu können. Hätte sie Alles durchschaut und gewußt, so dürfte sie leichtlich dem Andrange so viel verworrener Bilder und zerreissender Gefühle unterlegen sein. Denn, gleich anderen gesunden und frischen Menschen, war sie starker und mächtiger Empfindungen fähig, deren volle Gewalt sie in ihrem stillen und häuslichen Leben bisher nicht erprobt, noch gegen sie durch Gründe sich gewaffnet hatte.

Wohin sie nun auch in einsamen Stunden ihre Gedanken wendete, sah sie doch nirgendwo einen Ausweg, sich der sonderbaren, scheinbar ganz sanften und gleichgültigen Gewalt zu entziehn, welche die Cousine über sie geltend machte. Gern hätte sie dem Vater geschrieben; doch wußte sie nicht, wo er eben damals sich aufhielt. Sonst besaß sie in ihrer Vaterstadt keinen einzigen ganz sichern, wohlerprobten Freund. Es ist die Kehrseite einer enghäuslichen Erziehung, daß sie die Jugend unbehülflich macht, aus verwickelten Lagen sich herauszuziehn.

Zum ersten Male in ihrem Leben suchte Marie jetzt sich selbst auszuweichen, besuchte daher viel häufiger als sonst die tägliche Gesellschaft der Cousine. In dieser Änderung glaubten die Verbündeten ein glückliches Vorzeichen zu erblicken und suchten auf ihre Weise das Mädchen in dem Geschmacke zu bestärken, welchen sie, wie sie meinten, nunmehr am großen Leben zu fassen begann. Vornehmlich der Vetter drängte sich bei jeder Gelegenheit, Marien, wie man's nennt, den Hof zu machen. Doch befreite sie ein Umstand von seinen Zudringlichkeiten, den Niemand bisher vorhergesehn.

Seit dem ersten Auftreten des Vetters, dessen Aeußeres durch eine wüst verlebte Jugend bereits sehr vernutzt war, hatte der Obrist gegen ihn eine Mischung von Widerwilligkeit und Verachtung an den Tag gelegt. Doch ließ er anfangs der Unverschämtheit und Anmaßung des jungen Mannes ihren freien Lauf. Nicht lange indeß, so begann er Ungeduld zu verrathen, die Farbe zu ändern; begann sein Auge zu glühn, wenn er den dreisten Menschen Scherze ohne Salz und falsche, oder nur halbsichere Thatsachen mit eitlen Seitenblicken und seltenen Unterbrechungen so eilig vor sich hinzählen sah und hörte, als sei's eine große Summe in schlechtester Münzsorte. Der alberne Mensch bemerkte noch immer Nichts, als den Beifall der Cousine, oder der übrigen Damen, welche in Allem der Tonangeberin willig sich anschlossen. So kam es denn zuletzt dahin, daß ihn der Obrist eines Tages im Flusse seiner Rede plötzlich unterbrach, um, voll Unmuth und im barschesten Tone, die Unwahrheit, Nichtigkeit, Schiefheit seines Geredes, die Albernheit seiner Anmaßung, die Widrigkeit seiner Person ihm schonungslos vorzuhalten. Während dieser Zurechtweisung drängte er den geschreckten Bewerber allmählich von Mariens Seite fort. Der arme Mensch deutete diese Handlung ganz richtig aus und hielt sich in der Folge so weit entfernt, als sein Gegner zu fordern schien.

Lange vor diesem stürmischen Auftritte war der junge Landmann in der Besatzung angelangt. Das herbe Gefühl schmachvoll erlittenen Unrechts milderten gütige Obere, freundlich gesinnte Kameraden; seine Lage war demnach auf keine Weise dem Jammer der ehrlichen Landleute zu vergleichen, als sie, einige Tage nach jenem Ereigniß, in Kenntniß brachten, daß man

ihren Sohn zum Soldaten gemacht und gewaltsam entführt habe. Auf welche Veranlassung, mit welchem Grunde, wohin man ihn gebracht, das Alles ward ihnen verhehlt. Auf dem Amte zuckte man die Achseln, ließ ein Paar Worte fallen, in welchen auf unziemliches Betragen und strafwürdige Vergehungen entfernt hingedeutet wurde. Der Aushebung, sagte man, sei Nichts mehr entgegen zu stellen; man könne das Geschehene nicht rückgängig machen. Doch sei Hoffnung vorhanden, daß man seine Dienstzeit abkürzen werde, wenn er selbst und wenn auch die Eltern sich ruhig verhalten, geduldig in das Unabwendliche sich ergeben. Sie mögen sich trösten, so gut sie können, weil nun einmal vor der Hand ihnen nicht mehr zu helfen sei.

Wenn nur der Vetter erst heimgekommen wäre, seufzte der Alte. Was hilft es am Ende, wenn wir nun auch einen Advocaten annehmen, wie's der Schulze und Prediger mir anräth. Die Leute versprechen stets Viel, und wenn's daran geht, ihr Wort zu erfüllen, so haben sie glatte Ausreden und eine hohle Hand dazu. Ich kenne nicht einen Einzigen, auf den ich ein festes Vertrauen setzen könnte. Wenn nur wenigstens der Uhrmacher einmal herüber käme; der hat doch mehr Kenntniß von solchen Sachen. Nun, sprach seine Alte, schicken wir ihm den Wagen hinüber, und lassen ihn schön bitten, zu kommen. Er wird uns nicht fehlen in dieser Noth, denn er ist so gut, als er klug und erfahren ist.

Der Uhrmacher ließ nicht auf sich warten; er war bereits mit dem Ereigniß bekannt, welches in der Gegend Aufsehn gemacht, und bei den Landleuten eine bedenkliche Aufregung hervorgerufen hatte. Er fand anfangs vor Betrübniß keine Worte, was den Alten Zeit gab, ihr Herz ganz auszuschütten, und ihm zu erzählen, was sie von dem Vorgange wußten, oder zu wissen glaubten. Nachdem er sie angehört, fragte er, ob sie denn auch wissen, daß Marie, welche doch zu ihnen habe kommen sollen, seit einem Monat aus der Stadt wie verschwunden sei. Niemand könne sagen wohin; doch habe er die Sache bei seiner letzten Meßwandrung ausgekundschaftet. Nun, bat er, ihn ruhig anzuhören, und erzählte den Alten, welche ein Mal über das andere sich segneten, was von dem Plane der Mutter und ihrer Verwandten ihm bekannt geworden. Und, schloß er, Ihr werdet auch sehn, daß ich Recht behalte, daß Wilhelms Aushebung zum Soldaten mit dieser Geschichte zusammenhängt, wie das eine Ende der Kette mit dem anderen.

Aber, sagte die Alte, welche den Anfang seiner Erzählung schon vergessen hatte und den Zusammenhang der Begebenheit noch immer nicht deutlich einsah, aber, sagte sie, sprecht nur das eine Wort aus, ob uns zu helfen ist, ob ich mein einziges Kind noch ein Mal wiedersehn und an mein Herz drücken werde, oder ob Alles dahin und verloren ist. Hm, antwortete der Uhrmacher, zum Verzweifeln kommt man nie zu spät. Ich meine, daß wir den Burschen schon wieder losmachen werden. Wäre nur Marie in der Nähe; die muß wissen, wo ihr Vater jetzt sich aufhält, und von dem muß das Erste kommen, denn er hat Geld, einen offenen Kopf, kennt die Welt, und weiß mit den Menschen umzugehn. Oder, könnte ich nur selbst hinübergehn, mich mit ihr zu besprechen, nach dem Orte, wo sie jetzt sich aufhält. Allein das würde Viel kosten und in dem Augenblicke wüßte ich nicht einmal den Zehrpfennig für die Meinigen herbeizuschaffen, wie viel weniger das Reisegeld. Bedenkt Euch recht, sagte der Hausvater; dreißig Meilen hin und zurück sind ein weiter Weg. Allein, wenn Ihr zu gehn entschlossen seid, so nehmt aus meinem Kasten so viel Ihr braucht, fünfzig, hundert und noch mehr Thaler; denn ich habe Gottlob Geld genug, daran fehlt es nicht, wenn nur Rath und Hülfe kommt. Auch ist es ja meine Sache, so daß mir nicht allein obliegt, alle Kosten zu tragen, sondern auch selbst Euch zu lohnen und schadlos zu halten. Langt zu, da habt ihr den Schlüssel und nehmt Gottes Lohn und guter Leute Segen mit auf den Weg.

Seit diesem Gespräche waren nicht so gar viele Tage verlaufen, als der ländliche Handwerker eines Abends spät in der Stadt eintraf, wo Marie damals sich aufhielt. Aus Vorsicht, oder Wirthschaftlichkeit, hatte er schon auf dem Wege das entlegenste und dunkelste Gasthaus sich erfragt, in welchem er jetzt abstieg und sogleich ein kleines Zimmer sich anweisen ließ. Nachdem er ein wenig ausgeruht, ließ er Papier und ein Schreibzeug herbeibringen; denn nach langem Ueberlegen schien es ihm sicherer, Marie schriftlich von seiner Ankunft in Kenntniß zu setzen und sie zu bitten, ihm Ort, Tag und Stunde zu melden, da er sie allein treffen und mit ihr verabreden könne, was zu thun sei. Das Schreiben war dem redlichen Handwerker nicht geläufig. Doch kam er über die Arbeit in Feuer und füllte, da er doch nur wenige Zeilen hatte schreiben wollen, im Umsehn den ganzen Bogen; dabei Alles erzählend und ausschwatzend, was daheim sich zugetragen.

Noch war er damit beschäftigt, seinen Brief zu schließen und mit der Aufschrift zu versehn, als die Wäscherin des Gasthauses hereintrat, dem neuen Ankömmling ihre Dienste anzubieten. Sogleich, sogleich! rief er ihr zu, warte Sie nur ein wenig, es wird schon was zu thun geben. Aber, sprach er, noch immer mit seinem Briefe beschäftigt, sage Sie mir doch, wenn Sie etwa in der Stadt bekannt ist, wo das Haus der Frau Kammerräthin liegt. Das ist mir freilich wohl bekannt, erwiederte sie, denn ich helfe dort in der Wäsche, und habe so eben noch für das fremde Fräulein was zu nähen gehabt. Ich weiß nicht, wie's damit zusammenhängt, aber gewiß fehlte es dem lieben Kinde an so Vielem, daß ich selbst und meine Gehülfin die Zeit her unablässig für sie habe arbeiten müssen. In so weit, dachte er bei sich, wäre sie gerade die rechte. Allein aus demselben Grunde dürfte ihr auch nicht ganz zu trauen sein. Er besann sich und behielt dabei das Frauenzimmer unverwandt in den Augen. Da schien es ihm mit einem Male, als könne er sich auf sie verlassen. Will Sie, sprach er, jetzt gleich einen Thaler, und, wenn Sie die Antwort bringt, noch einen zweiten verdienen? Die Nähterin blickte ihn fragend, doch gar nicht abweisend an; sie hatte oft solche Aufträge besorgt, und dabei ihren Vortheil gefunden. Dieser Brief, sagte er darauf, soll und muß ohne Zeugen an die Person übergeben an welche die Aufschrift lautet. Kann Sie Geschriebenes lesen? fragte er. Freilich wohl, antwortete sie. Kenne Sie Marien? fragte er noch ein Mal. Eben habe ich, sagte sie, für Fräulein Marie einige Wäsche fertig genäht, und dachte es morgen früh an sie abzuliefern. Und dabei auch diesen Brief? fragte er. Geben Sie nur her, sagte sie lächelnd, ich werde Ihnen bald die Antwort bringen, möge sie nun an Sie selbst, oder an sonst Jemand gerichtet sein. Es war dem guten Weibe nicht zu verargen, daß sie den Uhrmacher, dessen Ansehn gemein war, für ihres Gleichen nahm, das ist, für einen Vermittler und Briefträger und Ueberbringer guter Neuigkeiten.

Die Mittlerin wußte, daß Marie stets früher aufstand, als das übrige Haus, wählte daher, in der Hoffnung sie allein zu treffen, die Morgenstunde zur Ablieferung der eben fertig daliegenden Arbeit. Marie war allmählig zu dem Gefühle gelangt, daß man unter dem Vorwande gastfreundlicher Fürsorge sie gleich einer Gefangenen bewache, wagte indeß noch immer nicht, ganz deutlich zu denken, was sie ahnete. Sie pflegte in diesen einsamen Morgenstunden ihren unbestimmten Gefühlen, quälenden Ungewißheiten, träumend nachzuhängen, zeigte daher, als die Nähterin eintrat, keine Spur jener Theilnahme, welche Arbeiten dieser Art den Mädchen einflößen sollen. Gleichgültig nahm sie die Sachen in Empfang und ordnete sie aus bloßer Gewöhnung wohl ausgestrichen in das Schubfach. Die Wäscherin sah dabei dem seltnen Mädchen eine Weile nicht ohne Antheil und Rührung zu; die Botschaft, welche sie des Gewinnes willen übernommen, erschien ihr nun zu ihrer Beruhigung gleichsam als ein gutes Werk; denn sie bezweifelte nicht länger, daß jener Brief, den sie jetzt aus ihrem Busen hervorzog, mit der Trauer des schönen Kindes in engem Verbande stehe. Ein alter Mann, hub sie an, welcher aus der Fremde angekommen ist und Sie genau zu kennen scheint, hat mir den Auftrag gegeben, Ihnen diesen Brief einzuhändigen.

Marie sah der Frau streng ins Gesicht; es versprach nicht viel Gutes; der Brief indeß, welcher auf grobem Papier geschrieben und roh versiegelt war, glich einem Bittschreiben der Art, als arme Leute sie bei den Reichen einzugeben pflegen. Sie nahm ihn der Ueberbringerin gleichgültig aus der vorgehaltnen Hand und gab ihr, auf deren Anfrage, den Bescheid, daß sie am folgenden Morgen die Antwort empfangen solle, wenn anders eine Antwort darauf erfolgen könne. Auch, nachdem die Frau sich entfernt hatte, behielt Marie den Brief, dessen Siegel den Abdruck einer Münze zeigte, dessen Aufschrift sie an nichts Bekanntes erinnerte, noch lange Zeit unruhvoll und zweifelhaft in der Hand. Es war daher, als sie endlich ihn aufbrach und aus der Unterschrift erkannte, daß er von ihrem alten Freunde und Verwandten geschrieben sei, bereits zu spät, die Ueberbringerin zurückzurufen, um über die Person, von welcher sie den Brief empfangen, sie umständlich auszufragen.

Der Inhalt des Schreibens, welches sie jetzt schnell durchging, ließ sie in Zweifel, ob der Uhrmacher selbst anwesend sei, oder nur aus der Ferne an sie geschrieben habe. In seinem Eifer Alles, was in der Stadt, was auf dem Amte sich zugetragen hatte, recht umständlich zu melden, war dem guten Alten der Faden entschlüpft, hatte er ganz vergessen, dem Mädchen anzuzeigen, daß er am Orte sei und mit ihr zu reden wünsche, worauf es doch selbst ihm vornehmlich anzukommen schien. Der Brief enthielt nach einer leidlich klaren Entwickelung der Absichten und Ränke, welche Mariens mütterliche Verwandte auf sie gefaßt und zum Theil schon in Ausführung gebracht hatten, eine verwickelte ganz räthselhafte Erzählung

von Wilhelms Aushebung und Entführung, welche die Klugheit gebot, dem Mädchen ganz zu verhehlen, wenigstens nur mit großer Vorsicht ihr mitzutheilen. — Auch in den gebildeten Ständen zeigt sich der gute Wille häufig genug von jener zarten Schonung und Rücksicht entblößt, deren Gewohnheit und Uebung das Wahrzeichen feiner und edler Sitten ist.

Nun erst begann Marie die Hülflosigkeit ihrer Lage zu übersehn, ganz deutlich zu begreifen, daß sie von einer thörichten Mutter den schlechtesten Menschen geopfert und hingegeben, und im eigentlichsten Sinne deren Gefangene sei. Bald auch mahnte sie ihre heiße brennende Sorge um Wilhelm, daß sie dem Jüngling mehr als geneigt sei, daß sie ihn liebe, mit Ausschließung jedes anderen Gefühles und Wunsches ihn und nur ihn liebe. Einige Minuten lang blieb sie regungslos stehn; sie war einer Ohnmacht nahe. Doch, als sie nun allmählig Alles geschehenen wiederum sich bewußt ward, erwachte in ihr der Unwille, der Stolz und mit ihm auch die Lust und der Muth, ihre verächtlichen Gegner zu bekämpfen, die Hoffnung, sie noch zu besiegen. Gutartige, offene, einfache Menschen sind freilich leicht zu hintergehn; doch, wenn sie die Arglist durchschaun, nothwendig deren gefährlichste Gegner, weil das Recht ihnen Muth und Zuversicht, die Einfachheit des Sinnes ihren Handlungen etwas Großartiges, Uebermächtiges giebt.

Es war auf den heutigen Nachmittag schon seit längerer Zeit ein Spaziergang verabredet worden, an welchem mit einer zahlreichen Gesellschaft auch der Obrist hatte Theil nehmen wollen. Unter den Hausfreunden der Cousine glaubte Marie nur diesem Manne vertrauen zu dürfen; sie wußte mit Sicherheit, daß er in die Ränke ihrer Wirthin auf keine Weise verwickelt war, vielmehr die Person, welche man ihr zum Gatten aufdrängen wollte, gleich sehr verachtete und haßte, als sie selbst. Auch lag in dem Wesen des edel auftretenden, im besten Sinne des Wortes kriegerisch sich gebahrenden Mannes etwas ihrem Sinne Zusagendes. Gewiß war sein Verstand richtig, sein Geschmack edel, seine Manier, sie auszuzeichnen, offen und voll schonender Rücksicht. Diesen guten Eigenschaften diente der geringe und schlechte Ton der übrigen Gesellschaft gleichsam zur Folie, so daß Marie nicht so gar Viel vom ihrigen hinzusetzte, wenn sie in ihm nicht bloß einen klaren und besonnenen, nein auch einen edlen, fein fühlenden, ritterlichen Mann zu sehn glaubte.

In dieser Ueberzeugung, oder Meinung beschloß sie, dem Obristen sich anzuvertraun und den heutigen Spaziergang, welchen der heitere Morgen zu begünstigen versprach, zu einer unbehorchten Unterredung zu benutzen. Er pflegte bei solchen Ausflügen sie zu führen und hatte die Uebrigen daran gewöhnt, sich in einiger Entfernung zu halten, wann er mit Marien sprach, deren große Einfachheit und tiefe Wahrheit ihn mehr bezauberte und fesselte, als er selbst noch sich eingestand.

Die Klugheit, welche die Frauen selten verläßt, gab dem Mädchen ein, bis zum Mittag in ihrem Zimmer sich verschlossen zu halten; man war daran gewöhnt, sie bisweilen auf diese Weise halbe Tage lang sich absondern zu sehn und ihren Grillen, wie's die Cousine nannte, freien Lauf zu lassen; weßhalb es nicht weiter auffiel, als sie Mittags, zwar schon gesammelt, doch nicht ohne alle Spuren tiefer Gemüthsunruhe aus ihrer Klause hervorkam. Keine erleichternde Thräne hatte sie aus ihren heißen, brennenden Augen hervordrängen können. Unwille und heftiger Zorn kämpften in ihrem Gemüthe gegen Schmerz und Mitleid; und über beide siegte endlich ihr gewagter, doch eben deßhalb kühner und männlicher Entwurf, den Obristen in ihr Geheimniß zu ziehen, durch ihn Wilhelms Befreiung zu bewirken, und mit seiner Hülfe sich selbst aus der Gewalt ihrer Entführerin zu befreien.

Wenn sie dann Alles durchgedacht, es deutlich genug ihr vorschwebte, wie sie die mißliche Eröffnung einleiten, wie die Theilnahme des Obristen erwecken wolle, und nun für einen Augenblick nachzudenken und zu berechnen aufhörte; da trat immer wieder das Bild der trauernden Eltern vor ihre Seele und mit ihm zugleich, Wilhelms. Er war ihr nie so schön, noch so edel und Antheil erweckend vorgekommen, als jetzt in der Erinnerung. — Es ist ein großer Augenblick jener, da's dem Menschen zum ersten Male deutlich wird, daß er wahrhaft, daß er mit Entzückung und Hingebung, mit gänzlicher Vergessenheit seiner selbst, liebe. Ein solcher Augenblick giebt der Seele mehr Schwung, dem Charakter mehr Stärke, als jede andere, noch so heilige Gesinnung, und nothwendig, wenn Liebe, wie man doch sagt, ein Anklang ist aus den Tiefen des Ursprünglichen und Ewigen.

Gewiß fühlte sich Marie über das Nahe und Beengte kleinlicher Lebensverhältnisse wie durch ein Wunder hinausgehoben, muthiger, entschlossener, als sie's je von sich zu denken gewagt.

Die Gesellschaft vereinigte sich zeitig und man würde sogleich gegangen sein, hätte nicht der Obrist, den Dienstgeschäfte aufhalten mochten, noch immer auf sich warten lassen. Sein Ausbleiben machte Marien mehr Ungeduld und wahre Sorge, als den Uebrigen blieb aber in der Unruhe des Tages glücklicher Weise ganz unbemerkt. Als darauf der sehnlichst Erwartete nun endlich eintraf und, nach einer sehr allgemeinen oberflächlichen Entschuldigung bei der Gesellschaft, unverzüglich zu Marien sich wendete, welche seitwärts am Fenster stand; empfing und erwiederte sie seinen Gruß mit einer so eigenthümlichen Freudigkeit, daß er, deren eigentlichen Grund nicht einmal ahnend, davon wie bezaubert ward und mit leisem Zittern ihr den Arm bot, als das Getümmel der Aufbrechenden ihn an den Zweck der Vereinigung erinnerte.

Nie hatte Marie durch das Beispiel, noch durch das zweideutige Lob der übrigen Frauen sich bewegen lassen, den Schnitt ihrer Kleider, seitdem sie viel unter Menschen war, der Mode genau anzupassen. Sie ging auf ihre Weise und trug am heutigen Tage ein Kleid von beinahe schwärzlichem Blau, welches den edlen Formen ihres Baues überall bescheiden sich anschmiegte, doch die Arme bis auf die Hand, den Nacken bis an den Hals bedeckte. Die dunkle, durch kein Band, keinen Schmuck unterbrochene Gewandfarbe hob den warmen und reichen Glanz ihrer herrlichen Carnation, und einige volle lichtbraune Locken, welche unter dem schlichten Strohhute hervorquollen, gaben dem reizenden Bilde gleichsam die letzte Hand. Die Obrist wagte es selten, sie anzusehn, schlug, wenn sein Blick zufällig dem ihrigen begegnete, verwirrt und sich selbst mißtrauend die Augen nieder. Doch während er sein Auge behütete, fühlte er unablässig ihres leicht eingehängten Armes sanfte Wärme, jene gleichmäßige Temperatur, welche Jugend, Gesundheit und Ruhe der Seele hervorbringt.

Der Muth und die Hoffnung, welche Marien erfüllte, verbreitete über ihr Antlitz eine ungewohnte Heiterkeit, gab zugleich ihrem Gange ein gewisses förderndes Ebenmaß. Sie kam daher an der Seite ihres Begleiters sehr bald den Uebrigen voraus und entdeckte zu spät, als sie, schon im Lustwäldchen angelangt, nach ihnen sich umsah, daß sie mit dem Obristen ganz allein war.

Marie hatte wenig Kunde von jenen Grundsätzen der Schicklichkeit, welche nur da, wo die Sitte fehlt, von einigem Belang sind. Ihre Betroffenheit wich daher augenblicklich der Erinnerung an ihren Zweck, dem Grafen ihr Geheimniß mitzutheilen, ihn für sich selbst und für den Geliebten um Hülfe anzuflehn.

Der Zufall, sagte sie, nicht ohne die Farbe zu wechseln, hat uns abgesondert von den Uebrigen und ganz unbehorcht, fast ungesehn, kann ich Ihnen nun mein Herz aufschließen. Hören Sie mich für einen Augenblick ruhig an.

Erst heute, fuhr sie fort, habe ich erfahren, was ich bis dahin nur vermuthete und befürchtete; daß man durch Trug und List mich aus meinem Hause entfernt hat und in dieser Stadt mich festhält, um jenen verächtlichen Menschen mir aufzudrängen, den Sie selbst auf den ersten Blick durchschaut haben und gleich mir verabscheun. Helfen Sie mir, retten Sie mich aus den Händen dieser bösen, listigen, verwegenen Menschen. Helfen Sie mir, wenn Ihr Gesicht nicht lügt, wenn Sie der gute liebenswürdige Mann sind, den ich in Ihnen zu sehen glaube. — Die lebhafte Erinnerung an ihren Geliebten gab dem Mädchen, als sie jetzt von ihm anheben wollte, einen so unbeschreiblich anziehenden Ausdruck; die Worte, bei denen sie plötzlich abbrach, verriethen so viel Vertrauen und Hingebung in die Gesinnung ihres Begleiters, daß er durchaus sie mißverstehn, sich täuschen mußte; was ihm so ganz alle Gewalt und Herrschaft über sich selbst entzog, daß er voll ungestümer Freude und in einer Begeisterung, welche an Wildheit grenzte, die Arme weit ausbreitete, sie zu umschließen. Entsetzt wich Marie vor einer Bewegung zurück, deren Sinn und Richtung ihr unverständlich war, welche sie auf Wahnsinn deutete — wenn sie in dem Augenblicke noch dachte. Denn es schwanden ihr die Sinne, als sie unerwartet ihre letzte Hoffnung vor sich einbrechen sah.

Nach einigen Minuten aus diesem Zustande gänzlicher Betäubung wiederum aufwachend, bemerkte sie, daß Jemand sie stützte, und sah mit nicht unwillkommener Ueberraschung eine Dame von hohem Wuchse und edlem Wesen zu ihrer Seite stehn. Wie fühlen Sie sich? fragte diese mit einer Ruhe, welche mehr Fassung, als Kälte ausdrückte. Treten Sie, sprach sie, bis wir besser für Sie werden sorgen können, hier in meinen ganz nahen Gartensaal. Marie warf einen dankbaren Blick auf die Dame, einen fragenden, scheuen auf den Grafen, der sein Gesicht vor ihr verbarg. Helfen Sie, sagte darauf die Dame beinahe gebietend, helfen Sie mir das liebe Mädchen in meinen Garten führen; sie ist noch sehr schwach und bedarf Ihrer Leitung, Herr Obrist. Auf diese Worte erhob er das Haupt, ergriff mit erzwungener Entschlossenheit Mariens Arm, um mit beiden Frauen den Weg zum Gitterthore des Gartens einzuschlagen.

Als sie im Saale angelangt waren, rieth die Dame dem zitternden Mädchen, auf einen Sessel sich hinzuwerfen und schweigend ein wenig auszuruhn. Sobald sie darauf bemerkte, daß Mariens Blick freier zu werden begann, auch ihre Wangen allmählig wiederum sich färbten, setzte sie sich neben sie, nahm ihre Hand, streichelte sie sanft, und blickte dabei so gütevoll aus ein Paar dunklen, wohlumrissenen Augen, daß sie freilich wohl das Vertrauen erwecken mußte, welches sie suchte. Nicht aus Neugier, liebes Kind, sagte sie, sondern weil mein Heimweg mich so nahe bei Ihnen vorbeiführte, habe ich den Ausgang Ihrer Anrede an diesen meinen alten und bewährten Freund mit angehört. Sie sprachen: retten Sie mich, helfen Sie mir; und da haben Sie sich durchaus an einen edlen Mann gewendet, der Ihnen beistehn kann und sicher auch beistehn wird. Ist dem nicht so? fragte sie den Grafen, nach ihm sich umwendend.

Nun aber, begann sie von Neuem, muß man doch, um zu helfen, auch wissen, worin und gegen welche Feinde. Enthält vielleicht dieser Brief, der Ihnen vorhin, als ich hinzutrat, aus der Hand zu gleiten drohte, den ich daher aufgriff und Ihnen aufbewahrte, einige Umstände, welche gegenwärtig Ihnen die Anstrengung ersparen könnten, uns Ihre Angelegenheit im Zusammenhange vorzutragen? Marie bejahete es. So gestatten Sie mir denn, eben diesen Brief zu lesen? — Sie schlug ihn auf und übersah ihn mit großer Spannung. Hier scheint, sprach sie darauf, ein sehr künstliches Gewebe von Trug und grenzenloser Ungerechtigkeit an den Tag zu kommen. Lesen Sie den Brief, lieber Graf; er enthält Nichts, was Ihnen verhehlt werden müßte.

Während sie abwechselnd einmal Mariens Wange streichelte, sie tröstete, sie ermunterte, guten Muthes zu sein, weidete sich die Dame an der Verwirrung und Beschämung ihres liebenswürdigen, allein unläugbar auch eitlen und leichtsinnigen Freundes. In dem Briefe, den er häufig anhaltend, langsam und nachsinnend doch zuletzt ganz bis zum Ende durchlas, enthielt jede Zeile für ihn eine Lehre, eine Demüthigung. Mariens Vertraulichkeit erklärte sich plötzlich, zwar immer noch sehr schmeichelhaft für ihn, doch in einem ganz andern und höheren Sinne, als jener, den er selbst hineinzudeuten gewagt hatte. Ein minder edler Mensch hätte Bitterkeit empfunden, vielleicht ein leises Gefühl rächenswerther Kränkung in sich aufkommen lassen. Doch er verlor in dem Augenblicke sich selbst ganz aus den Augen. Mariens hülflose Lage erfüllte ihn mit inniger Theilnahme, die Ränke der hassenswerthen Cousine empörten ihn, und mit tiefer Rührung erkannte er nun endlich den eigentlichen Grund jener unbefangenen Hingebung des einfachen Mädchens, welche so lange ihn gänzlich irre geführt, durchaus getäuscht hatte.

Gleich ihm gelangen viel tausend treffliche, doch unbedachte und flüchtige Menschen in jener Verkettung geringer und halbschlechter Handlungen, welche ihr äußeres Leben ausmacht, nicht eher zum deutlichen Bewußtsein der Tugend, welche die Tiefe ihrer Seele verbirgt, als bis das Zutrauen eines reinen Gemüthes sie gleichsam sich selbst erschließt. — Um in Menschen, deren Handlungen die Prüfung nicht aushalten, den edleren Gehalt zu erkennen, in ihnen diesen und nur diesen wahrzunehmen, soll man, scheint es, in schöner Unerfahrenheit ihr äußeres Leben ganz übersehn. So hatte Marie in dem Grafen, dessen Leichtsinn und Leidenschaftlichkeit sie auch jetzt kaum ahnete, den trefflichen gesunden Kern vermöge jenes sittlichen Taktes erkannt, welcher reine Gemüther oft glücklich leitet und verderbten Menschen durch die Klugheit nur unvollkommen ersetzt wird.

Unmittelbar nachdem er ein wenig sich gefaßt und gesammelt hatte, sank der Obrist neben den Frauen auf einen Sessel hin und ergriff Mariens Hand. Für jetzt, sagte er mit schwer beherrschter Rührung, habe ich auf Ihre Verzeihung keinen Anspruch; doch hoffe ich bald nicht allein diese, sondern auch Ihren Dank mir zu verdienen. Ich verlasse Sie beschämt, gedemüthigt, reuevoll, doch zugleich erhoben durch die Vorstellung, daß Sie längst unter den geringen und schlechten Menschen, in deren Mitte ich Sie kennen gelernt, mich ehrenvoll ausgezeichnet, wenigstens mich als den Besseren erkannt haben. Ich will mich bemühen, Ihnen künftighin Ehre zu machen. Rufen Sie indeß noch ein Mal Ihr altes Vertraun zurück, und folgen Sie mir, wenn ich Ihnen wohlmeinend und welterfahren rathe, nicht in das Haus Ihrer Cousine zurückzugehn. Sie werden mir verzeihn, wenn ich Ihnen offen sage, daß jene Gesellschaft die schlechteste der Stadt ist. Sie möchte freilich nicht Ihren Sitten, doch würde sie unfehlbar Ihrem Rufe schaden. Auch sind Sie ja dort nicht einmal sicher vor neuen denkbaren Verfolgungen. Bleiben Sie also, bis es mir gelingt, Ihren Geliebten, oder Ihren Vater, oder beide zugleich Ihnen zuzuführen, bei meiner gütigen Freundin, welche Macht und Ansehn genug besitzt, Sie gegen Stadt und Provinz zu beschützen.

Allerdings, sprach die Dame, muß das Mädchen auf so lange in meinem Hause bleiben. Sorgen Sie dafür, daß man ihre Sachen hieher sende, kein Geschrei erhebe, keine Weitläufigkeiten mache. Uebrigens bin ich nun unverhofft in die Lage gekommen, Ihnen, mein lieber Graf, mein Haus zu verbieten, wenigstens auf so lange, als die näheren Angehörigen des jungen Frauenzimmers noch uns fehlen. Fast scheint es mir, als hätte ich mit Ihnen noch ein ernstliches Wort zu reden. Doch vermag ich's nicht, mit Ihnen zu zürnen. Gehn Sie, sprach sie mit Anmuth ihre Hand ihm darreichend, verlassen Sie uns und nehmen Sie das Bekenntniß mit auf den Weg, daß Sie mir heute gefährlicher erschienen sind, als jemals zuvor.

Während der letzten Worte nahm der Graf die Hand der hohen Frau, welche ihm Ehrfurcht einzuflößen schien; sie verzieh, daß er sie lange festhielt und mit Innigkeit an sein Herz drückte. Marie, welche ihnen zugesehn, glaubte nun ebenfalls seinen Abschiedsgruß mit Herzlichkeit erwiedern zu dürfen. Zwar hatte er sie anfänglich erschreckt, doch nicht verletzt, noch beleidigt, weil sie gar nicht verstanden, was er gemeint und gewollt, auch bei so glücklicher Wendung der Sachen für unnöthig hielt, über die vorangegangene Verwickelung weiter nachzusinnen.

Der Obrist gab schon am folgenden Tage, als Bürgschaft künftiger Bemühungen, die erfreulichsten Beweise seiner thätigen Theilnahme. Nicht allein sandte er dis auf das Kleinste, was Marie im Hause der Cousine zurückgelassen, nein auch den Briefsteller, den er nach langem Suchen doch endlich in seinem Verstecke aufgefunden hatte. Der gute Alte war nicht wenig überrascht, als er den Offizier bei sich eintreten und die sehnlichst erwartete Erwiederung seines Schreibens durch einen so stattlichen und vornehmen Boten überbringen sah. Nicht ohne einiges Mißtraun, welches erst in Mariens Gegenwart sich ganz verlor, setzte er sich in den Wagen des Grafen, welcher seinen Dienern befahl, ihn nach dem Landhause der Fürstin zu bringen und dort auf ihn zu warten, bis sein Geschäft beendigt sein werde. Ich vermuthe, sagte er dem Alten, daß man Ihnen aufgeben wird, sogleich nach Hause zu reisen, um allen den guten Leuten, die's angeht, die tröstende Nachricht zu überbringen, daß einflußreiche Personen für Marien und ihren Freund zu sorgen übernommen haben.

Es ging damit, wie's der Obrist vorhergesagt. Der Uhrmacher hatte zwar Viel zu erzählen, mußte jedoch sich gefallen lassen, seine Mittheilungen auf das Nöthigste einzuschränken. Denn schon ehe er, nach seiner Meinung, recht begonnen hatte, sagte ihm die Fürstin, daß er sich kurz fassen möge, da es spät sei und er nach einer Gelegenheit zu suchen habe, so früh als möglich aufzubrechen. Wir wissen von diesen alten Sachen, sagte sie, gerade so Viel, als wir bedürfen. Mehr wollen wir gar nicht wissen; denn es würde uns ganz unnöthig und zwecklos aufregen. Er selbst aber, mein guter Freund, welcher an unserer Dankbarkeit den größten Anspruch hat, auch sie recht bald thätig erfahren wird, muß nun eilen, um heimzukommen und die guten alten Leute, von welchen in seinem Briefe steht, durch Trost und Rath aufzurichten.

In den folgenden Wochen nahm die Dame selten Besuch an und verbrachte täglich viele Stunden in Mariens Gesellschaft bei weiblichen Arbeiten. Mit Vergnügen bemerkte sie, daß man das Mädchen mehr zu den nöthigen und nützlichen Künsten dieser Art angehalten habe, als zu Putz und Stickerei, worin sie selbst eine Meisterin war. Sie befahl daher, um Wetteifer und gesellige Munterkeit in die Arbeit zu bringen, daß man verschiedene Sachen herbeischaffe, an welchen sie gewöhnlich Andere nähen und arbeiten ließ; Dinge, welche bestimmt waren, in den Haushaltungen armer Leute wesentliche Bedürfnisse zu ergänzen; denn sie liebte es, Trost und Freude zu verbreiten, und war glücklich in der Wahl, fein in der Unterscheidung der Bedürftigen, auf welche sie Bedacht nahm. Solche Arbeiten, welche man weibliche nennt, beschäftigen nie in dem Maße, daß nicht dabei zu plaudern wäre; weßhalb die Dame häufig Gelegenheit suchte, Marien auf ihr früheres Leben, ihre Familie und die Personen zu lenken, welche dem Mädchen Wohlwollen und Achtung eingeflößt hatten. Auf diese Weise lernte sie nach und nach jeden Umstand ihres Lebens, jeden Zug ihrer Seele kennen. Viel hatte sie gesehn, beobachtet, nachgedacht; sie umfaßte in ihrem schönen Wohlwollen jegliches Verhältniß, jede äußere Lage des Menschenlebens. Marie indeß war und blieb für sie eine ganz neue, vielleicht ebendaher so höchst anziehende Erscheinung.

Bis dahin hatte sie als ausgemacht angenommen, daß ein liebenswürdiges Naturell ohne die Zugabe mannichfaltiger Kenntniß und Erfahrung bei fortgesetztem Umgange jenen Antheil, den es schnell zu erwecken pflegt, nicht werde unterhalten, nicht ihn fesseln können. Nun mußte sie nicht unwillig sich bekennen, daß Nichts eine so erschöpfliche Quelle reinen Vergnügens gewähre, als die einfache Anschauung eines ungetrüb-

ten, reinen Gemüthes, bei welchem ein richtiger Takt ersetzt, was dem Verstande an Uebung und methodischer Ausbildung fehlt.

Auch Marie, obwohl ihr das gleichsam höfische Wesen im Hause ihrer Beschützerin (der Wittwe eines Reichsfürsten) ganz fremd und neu war, fand sich mit wunderbarer Leichtigkeit in die Umstände, eignete sich leicht gewisse Ehrenbezeigungen an, welche die Fürstin nicht eigentlich zu begehren, vielmehr nur, aus Gewöhnung, zu erwarten schien. Indeß ward durch jene Abgemessenheit der Sitte die innigste Vertraulichkeit nicht ausgeschlossen; wie denn überhaupt Bewunderung und Ehrfurcht die Liebe nicht aufhebt, welche stets auf Achtung sich begründen möchte, und nur auf diesem edlen Boden Stärke und lange Dauer gewinnt. In ihren einsamen Stunden kam es dem Mädchen wohl einmal in den Sinn, die ernste, gediegene Pracht, welche sie umgab, die Stille, die Ruhe und Ordnung des einfachen, doch fürstlichen Haushaltes, in welchem sie lebte, mit den Flittern und dem verworrenen Tosen in jenem Hause zu vergleichen, wo man ihr am unbürgerlichen Leben hatte Geschmack einflößen wollen. Wie viel näher, dachte sie dann in ihrem Sinne, steht nicht dem wahren vornehmen Leben jene gütevolle Berücksichtigung denkbarer Wünsche und Forderungen Anderer, welche in stillen und genügsamen Bürgerhäusern so häufig vorkommt. Scheint es mir doch, als unterscheide sich dieses Schloß von unserem Hause durch Nichts, als den äußeren Glanz? — Sammlung, Ordnung, Folge, ist am Ende das allein Vornehme, und bei wüsten Menschen nimmermehr gutes Sein und gute Gesellschaft.

Der Obrist setzte die Frauen von seinen Bemühungen und noch immer unsicheren Erfolgen durch häufige Mittheilungen fortgehend in Kunde. Durch Beharrlichkeit war es ihm gelungen, das Regiment und die Compagnie ausfindig zu machen, in welche man Wilhelm eingetragen hatte. Er unterhandelte jetzt um die Entlassung des jungen Landmannes, welche indeß von den Behörden so hartnäckig verweigert ward, daß er doch endlich sich genöthigt sah, den Einfluß und die Verwendung der Fürstin in Anspruch zu nehmen.

Die Frauen erwarteten nicht ohne einige Unruhe und Spannung die Wirkung und den Erfolg der Briefe, welche die einflußreiche Dame in Wilhelms Angelegenheit an mächtige Gönner und Freunde gerichtet hatte, als eines Tages ganz unerwartet Mariens Vater bei ihnen sich melden ließ. Seine Handelsfreunde hatten ihn zeitig von allen Stadtgerüchten in Kenntniß gesetzt, über des Mädchens jähe Entfernung, welche zu Vermuthungen aller Art so viel willkommenen Stoff herlieh. Höchst betroffen hatte er darauf seinen umfassenden und wichtigen Geschäften einen schnellen, vielleicht auch übereilten Abschluß zu geben gesucht, um ohne Verzug und in größter Eile heimkehren, seinem einzigen geliebten Kinde beistehn zu können. An der Grenze des Reiches fand er neue Briefe, aus welchen er den Aufenthalt Mariens kennen lernte, wendete sich daher unmittelbar dahin, wo ein kurzer sehr heftiger Wortwechsel mit der boshaften Cousine zwar ihn mit widrigen Empfindungen erfüllte, doch zugleich ihm den Vortheil brachte, auf das Bestimmteste zu erfahren, in wessen Hause, unter welchem hohen Schutze Marie in dem Augenblicke sich befand und aufhielt. Unverzüglich hatte er darauf einen anständigen Wagen besorgen lassen, um seine Tochter aufzusuchen und ihrer edlen Beschützerin seinen Dank von Herzen darzubringen.

Die Fürstin eilte auf die Nachricht von seiner unerwarteten, überraschenden Ankunft zu Marien, sie mit Zartheit auf ein Ereigniß vorzubereiten, welches dem ohnehin gereizten Mädchen hätte schaden können. Erst nachdem sie der festen Stimmung ihrer jungen Freundin gewiß war, ließ sie den Vater in deren Zimmer führen, und entfernte sich selbst, als er eintrat, durch die entgegengesetzte Thüre.

Auf die ersten, nothwendig stürmischen Aufwallungen der Rührung und Freude bei unerwartetem Wiedersehn, folgte eine Verkettung von Berichten, Fragen und Gegenfragen, welche kein Ende nahm. Der Vater tadelte Mariens Unbesonnenheit, allein noch mehr sich selbst, daß er nicht sogleich sie auf dem Lande gelassen, oder doch in der Stadt irgend einen ganz zuverlässigen Freund ihr zum Anwalt und Rathgeber bestellt habe. Wohl sehe ich jetzt, sagte er, daß ich Deine schwache Mutter falsch beurtheilt habe und ihr bei weitem weniger Absichtlichkeit und Verstellung zugetraut, als doch am Ende in ihr zu stecken scheint. Für eigentliche Bosheit kann ich's indeß nicht halten, das, was sie an Dir gethan; denn nach ihrer Art, die Dinge anzusehn, mußte sie glauben, für Dein Bestes vortrefflich gesorgt zu haben. Doch macht mir diese Albernheit einen Ekel und Widerwillen, den ich nimmermehr werde überwinden können. Ich will ihr ein reichliches Auskommen festsetzen, welches sie auf ihre Weise verzehren mag, und mich selbst von ihr ganz trennen. Doch muß ich in der Welt ja wohl Etwas für mich behalten. Sprich, mein Kind, willst Du mit mir fortleben? Nie will ich Dich fürder ohne Schutz und Halt allein lassen in dieser argen Welt. — Allein Du antwortest nicht? Solltest Du Deinen Vater verlassen wollen?

Marie schwieg und wagte in ihrer Verwirrung nicht, ihm gerade in die Augen zu sehn. Das jüngst Erlebte hatte die Hülflosigkeit eines verlassenen, allein stehenden Mädchens ihr deutlich zur Anschauung gebracht, sie daher in den Stunden ruhiger Ueberlegung in ihren Gedanken oft mit dem Heirathen sich beschäftigt und Wilhelms dabei nie vergessen. Sie war fest entschlossen seine Lebensweise zu theilen, in seinem Gewerbe ihm auszuhelfen; und, daß er sie nicht vergessen habe, noch jemals sie verlassen, aufgeben werde, das fühlte und wußte sie. So war, in ihrem Sinne, Alles bereits in bester Ordnung, fehlte Nichts mehr zu ihrem Glücke, als des Vaters Billigung, Wilhelms Anwesenheit, der eheliche Segen. Allein Etwas zu denken und es laut auszusprechen, ist nicht ganz dasselbe. Giebt es doch so viele Dinge, welche wir nicht einmal in der Dunkelheit der Nacht laut aussprechen würden, noch in der Abgeschiedenheit des Waldes, noch wo immer sonst wir gewiß sind, von keines Menschen Ohr vernommen zu werden. Von unseren Gedanken, Meinungen, Wünschen, Hoffnungen verhehlt der Mund so Vieles, wenigstens der Mund gescheidter Menschen.

Der Vater wußte ihr Schweigen richtig auszulegen; ohnehin gestattete jener Zeit die Sitte den Mädchen, zwar befragt ihre Neigung erröthend zu bekennen, doch nicht selbst zu werben, noch ihre Angehörigen um einen Mann zu bitten und zu bestürmen. Er half daher, nachdem er zum Ueberlegen ihr die nöthige Zeit gelassen, der mädchenhaften Schüchternheit mit vieler Anmuth nach, indem er sie leise befragte, ob Wilhelm noch immer ihr so lieb sei, als vordem. Würdest Du, drängte er sie, als sie schweigend seine Frage zu bejahen schien, Dich entschließen können, auf dem Dorfe zu leben, einer ländlichen Wirthschaft treu vorzustehen? — Bedenke den Unterschied von Stadt und Land, von leichter und schwerer Arbeit, von einsamer Stille und geselligem Geräusch. Entscheide Dich, sprich. — Gern, erwiederte Marie, will ich mit wenigen guten Menschen, von allen übrigen abgesondert, mich einschließen; gern alle Arbeit thun, welche das Haus verlangt und bringt. Auch glaube ich dabei nichts einzubüßen; was ich bisher vom städtischen Leben gesehn und kennen gelernt, ist für mich ohne Geschmack und Kraft.

Möge es Dich nie gereuen, sprach der Vater mit Rührung; doch weiß es Gott, daß Du meinen innigsten Herzenswünschen so wunderbar entgegenkommst, daß ich noch immer mein Glück nicht fassen, nicht begreifen kann, wie die Tochter einer solchen Mutter so hat werden können, wie Du bist. Es freut mich, daß es Dich nicht davor graut, eine stattliche Bäuerin zu werden; indeß würde es bei den Umständen, in welche Glück und Thätigkeit allmählig mich versetzt haben, eben so unnöthig, als verkehrt sein, wollte ich Dir einen so beschränkten Wirkungskreis anweisen, als jener der guten Muhme, welche Dich hoffentlich bald Kind und Tochter wird nennen dürfen. Ich habe bisher besonders vor Deiner Mutter, doch selbst vor Dir meine guten Glücksumstände verbergen müssen. Jene hätte in ihrer Hoffarth mir keine Ruhe gelassen, der Himmel weiß, wo hinausgewollt. Allein auch Dich selbst hätte die Vorstellung verderben können, zu großem Glücke geboren zu sein, wenigstens die Schmeichelei, welche dem Reichthum, weil er nahe und sichere Vortheile gewährt, noch unermüdlicher nachgeht, als selbst der Macht. Jetzt scheinst Du mir schon fest genug, befürchte ich nicht mehr, daß ein falscher Glanz Dich verlocken, Dich ablenken könne von der Bahn, welche Du frühe eingeschlagen hast. Ich darf daher Dir bekennen, daß ich sehr reich bin und Dir, wie dem Manne Deiner Wahl, ohne mir Viel zu entziehn, ein ganz beneidenswerthes Loos zu bereiten vermag. Höre nun meinen Lebensplan.

Mein kleines Geschäft in der Stadt will ich dem alten Uhrmacher übergeben. Er kommt draußen nicht vorwärts; die Kinder aber wachsen heran, müssen in ein Geschäft, in eine Thätigkeit kommen. Bisher habe ich ihn nur hingehalten, ihn zappeln lassen, wie man sagt, weil's mit seinem Naturell und seinen Gewöhnungen sich gar wohl vertrug, etwas leichtsinnig in den Tag hineinzuleben, nur von heut auf morgen zu denken. Seit einiger Zeit indeß bemerke ich, daß mit dem Alter ihm auch die Sorgen kommen, daß es ihm zum Bedürfniß wird, sich still und sicher zu betten. Auch hat er nach dem, was Du mir gesagt, große Ansprüche auf unsere Gunst und Freigebigkeit. Mein Haus in unserer Stadt mit der ganzen Einrichtung und mit der Berechtigung, sein Gewerbe darin fortzuführen, auf dem Fuße, als ich's getrieben, soll nächstens ganz sein Eigenthum werden. Auch werde ich ihm Geld vorschießen, damit er in diesem Geschäfte mehr sich ausdehnen könne, als ich selbst gethan, weil ich seit langer Zeit es nur des Scheines willen fortgesetzt habe.

Euch aber, meine Kinder, denke ich ein hübsches Gut zu

kaufen. Wilhelm ist zwar ein bloßer Erfahrungslandwirth; doch hat der Bursch Kopf, ich habe es ihm angemerkt, als ich draußen mit Fragen ihn quälte, welche ihm ganz neu waren. Denn er beantwortete sie zwar anfangs verwirrt, wenigstens mit unzureichender Klarheit, zuletzt aber für den Stegreif recht gut. Sieh nun, mein Kind, weßhalb ich Dich gelehrt und gewöhnt habe, ein Haushalt und Handelsbuch zu führen. Es ist überhaupt nicht ungewöhnlich, daß eine Gattin in die Lage kommt, auch in den größeren Wirthschaftsangelegenheiten zu helfen und zu rathen, wenn sie's nur vermag. In Frankreich, wenigstens in den Provinzen, werden daher die meisten Frauen so angeleitet, daß sie nöthigenfalls ein Buch führen und ein Geschäft übersehn, Aufwand und Vortheil gegen einander abwägen können. Auch Dir wird es in Deiner künftigen Lage von großem Vortheil sein, daß die Buchhaltung Dir geläufig ist; denn unser Wilhelm dürfte vor der Hand dabei nicht recht sich anzustellen wissen. Obwohl er es lernen soll und muß und wird, um Dir nicht nachzustehn. Beide müßt Ihr indeß mit einander, wenigstens ein Jahr lang, in einer fremden Wirthschaft die Schule durchmachen. Ganz unmittelbar sollt Ihr nicht übergehn in die Lage, in welche ich Euch versetzen kann, und zu versetzen wünsche.

Vielleicht hätt' er dem Mädchen noch viele andere gute Lehren ertheilt, denn es ist dieses ein ganz unerschöpflicher Stoff, wäre nicht eben jetzt die Fürstin wiederum zu ihnen eingetreten. Mit freundlicher Ungeduld empfing sie die Bezeigungen der Ehrfurcht und des Dankes, welche Mariens Vater zwar mit vielem Anstande, doch nicht ohne ein wenig bürgerlicher Weitläufigkeit ihr vortrug. Indeß benutzte sie gewandt und schnell die erste sich darbietende Unterbrechung seiner Dankrede, um mit dem, was ihr schon auf den Lippen schwebte, endlich nun auch an den Tag zu kommen. Erlassen Sie mir, sagte sie, Ihnen sogleich auf alles Liebe zu antworten, was Sie mir schon gesagt haben, oder aus der Fülle Ihres guten Herzens noch sagen möchten. Denn ich sehe und höre, verzeihen Sie mir, nun auch für den Augenblick gar Nichts, als das glückliche Ereigniß, welches Ihnen zu melden ich gekommen bin. Es klingt romanhaft, ist aber nichts desto weniger die reine Wahrheit, daß wir nicht mehr Selbdritte sind; denn eben jetzt ist zu meiner Ueberraschung und ganz unsäglichen Freude der Obrist mit unserem jungen Soldaten angekommen. Er steckt noch in der Uniform, welche ihm vortrefflich ansteht. Allein auch der Obrist darf sich wohl neben ihn hinstellen; ist er gleich nicht ganz so jung, so erscheint er mir doch als ein stattlicher Mann; und sein Auge ist wie neu belebt, ich denke durch ein Gefühl, welches wir ehren müssen. Ganz bin ich freilich noch nicht im Klaren, was ihn so liebenswürdig entzückt; ob der Gedanke, Marien genützt, oder der andere, meine Hand verdient zu haben. Ja, liebe Marie, von Ihren vielen Verehrern will ich wenigstens einen für mich behalten; und wenn Sie nicht aufhören wollen, mir des Grafen Herz zu entziehen, so werde ich mich grausam an Ihnen rächen, und nach dem schönen Unteroffizier mein Netz auswerfen. — Nun was stehen Sie da so unbeweglich? Wollen Sie nicht sogleich mit mir in den Saal gehn, wo unsre beiden Freier auf die Entscheidung ihres Schicksals warten? Ein und höchstens zwei, drei Mal im Leben, mein bestes Kind, haben wir Frauen das Recht, den Männern ein sehr entscheidendes Ja oder Nein zu sagen. Das erste Mal hatt' ich mir's nicht ernstlich genug überlegt; das zweite, sagt mir mein Vorgefühl, wird's schon um Vieles besser gehen.

Sie wendete sich nach diesen Worten der Thüre zu, und ging in Begleitung der übrigen durch eine Reihe großer und ernst geschmückter Zimmer nach dem Saale. Hier stand der Graf in lebhaftem Gespräche mit dem Soldaten, welcher noch nicht in aller Form entlassen und daher noch immer militärisch gekleidet war. Er hielt ihn, was die Frauen gern sahn, mit beiden Armen umfaßt; Wilhelm indeß hatte aus einem Ueberreste soldatischer Unterordnung die Hände fest an den Leib gezogen, die Traulichkeit seines Oberen bescheiden annehmend, doch ohne sie zu erwiedern.

Der Graf setzte alsobald den jungen Landmann in Freiheit, ergriff darauf nach einer leichten Verbeugung gegen die Dame des Hauses Mariens Hand und schüttelte sie herzhaft. Hier Marie, sagte er, bring' ich Ihnen den besten liebenswürdigsten Jüngling der Welt. Mit größter Mühe habe ich ihn seinen Kameraden und Oberen entrissen; denn er hatte es Allen angethan. So lang ich nun diene, ist mir Nichts der Art vorgekommen. Vom Regimentschef bis zum letzten Soldaten seiner Compagnie wollte Niemand ihn missen. Allein zuletzt haben sie mir den Burschen doch herausgeben müssen, Dank sei's den Zeilen Ihrer Beschützerin — und der meinigen, rief er lebhaft, dabei nach der edlen Frau, welche neben Marien stand, mit einnehmender Zärtlichkeit umblickend. — Er soll uns erzählen, wie er's angestellt, so viele rauhe Herzen sich zu eigen zu machen. Doch vorher muß ich durchaus mein Schicksal, wie das seinige entschieden sehn. Beginnen wir mit Wilhelm und Marien. Ist es nicht Ihr Vater, den ich hier sehe? Der Vater nickte bejahend. Nun so werden wir vor allen Dingen Sie bitten müssen, sich zu erklären, ob Ihre Ansichten mit einer Mesalliance der Art in Uebereinstimmung zu setzen sind, ob Sie nicht vielleicht Etwas dagegen einzuwenden haben, was doch zu untersuchen und ernstlich zu besprechen wäre. Denn auf keine Weise möcht' es sich ziemen, diese Partie Ihnen gleichsam über den Kopf zu nehmen.

Hier bleibt Nichts mehr zu besprechen übrig, sagte der Vater mit ruhiger Heiterkeit. Ich habe diese Verbindung längst vorausgesehn, gewünscht, sogar, in so weit es die Klugheit gestattete, sie begünstigt. Auch habe ich die Bedingungen meiner Einwilligung Marien eben mitgetheilt. Hören Sie mich nun, aber verstehen Sie mich auch recht. Einem Bauern will ich das Mädchen allerdings nicht zur Ehe geben, weil sie für diesen Stand zu reich ist. Die Wahl der äußern Lebensbestimmungen muß, wie Sie einsehen werden, den Umständen doch sich anmessen. Seiner Person nach ist Wilhelm der Mann, den ich vor allen anderen meinem Kinde gewünscht; allein, wenn er sie ernstlich haben will, muß und soll er sich vorbereiten, ein reicher Mann, ein Gutsbesitzer zu werden, oder was in dieser Art sonst ihm ansteht.

Lassen Sie, sagte der Obrist hastig, den jungen Mann Soldat bleiben; ich stehe Ihnen dafür, daß ich ihm in vierzehn Tagen den Degen verschaffe. Von seiner Anstelligkeit, seinem leichten Begreifen aller Dienstsachen, habe ich drüben Wunderdinge gehört; auch hat man von seinem Ehrgefühle große Meinung und ist im Voraus überzeugt von seiner Bravour. Doch lassen wir ihn selbst entscheiden. Sprich Wilhelm, willst Du Soldat werden, mein Kamerad sein? Du sollst mein Adjutant werden, mein Hausfreund, mein Umgang, mein Schüler! — Wilhelm warf bei diesen Worten einen forschenden Blick auf Marien, dann einen feurigen und liebevollen auf den Obristen. —

Wenn ich dem Zuge folgen wollte, sagte er, welcher stark und mächtig zu Ihnen mich anzieht, oder auch einer gewissen unbestimmten Neigung zum Kriegswesen, welche in der kurzen Zeit meines Dienstes mir sich mitgetheilt hat, ich weiß nicht wie: so würde ich unbesinnlich auf Ihre Seite mich wenden. Doch lese ich in Mariens Antlitz, daß sie's nicht will, und erinnere mich aus alter Zeit, daß sie Ruhe und stille Lebensart liebt, nur an einer ländlich häuslichen, stillen Thätigkeit Gefallen findet. Will dann in der Folge ihr Vater uns in den Stand setzen, unseren Fleiß auf ein größeres Gut auszudehnen, als der Bauerhof meines Vaters; so getraue ich mir wohl, auch ein solches zu verwalten. Freilich möcht' ich's vorher einmal versucht haben.

Nun denn, sprach der Obrist, wenn Marie nicht Vernunft hören will, so nimm von mir ein Gut in Pacht, oder auch in Verwaltung, bis Dein Schwiegervater besser für Dich gesorgt haben wird. Doch ist zu dem Allen noch Zeit; für jetzt scheint es mir dringender, die jungen Leute zu verloben. Mein lieber Vater, erlauben Sie doch dem guten Jungen da, sein Mädchen einmal recht herzhaft zu umfassen, sie recht soldatisch an sein Herz zu drücken. Rufen Sie ihm zu, daß ich auf sein Beispiel warte, um meiner schönen Braut den ersten Kuß zu entreißen.

Es wurden einige Minuten in lebhaften Aeußerungen der Liebe, des Wohlwollens, der Dankbarkeit hingebracht; worauf die Fürstin, welche zu bewegt war, um reden zu können, der Gesellschaft freundlich zuwinkte, ihr nachzufolgen. Sie ging den übrigen voran bis in ihr Cabinet, wo Alle sich niederließen. Es trat eine tiefe Stille ein; sie schwiegen oder es redete ein Nachbar leise zum anderen. Doch als nun endlich die Aufregung sich zu legen schien, in welche der frohe Ausgang der Verwickelung alle Anwesenden versetzt hatte, da forderte die Fürstin den Jüngling auf, seine kurze Soldatenlaufbahn von Anbeginn und möglichst umständlich ihnen vorzutragen.

Es befremdete mich, hub Wilhelm an, als der Schulze ins Haus kam, mir anzuzeigen, daß ich auf's Amt geladen sei. Doch von dem, was man dort beabsichtete, argwöhnte ich nicht das Geringste. Ich hatte stets gehört, daß ich frei sei und nach den Rechten gar nicht könne ausgehoben werden. Allein in der Amtsstube ließ man mich nicht lange im Dunkeln über den Zweck der Vorladung. Der Beamte machte mir ein finsteres Gesicht, kramte eine Weile in seinen Acten umher und zog daraus ein Papier hervor, wovon er Namen, Geburtsjahr und ähnliche Weitläufigkeiten schnarrend herunterlas und mich darauf fragte, ob Alles zutreffe, oder ob ich vielleicht dagegen Etwas einzuwenden habe. Ei, mein Gott, nein, sagte ich, so heiße ich und dann bin ich geboren. Aber, was soll das Alles; ist es doch nicht so lange her, daß ich geboren und getauft bin, um schon meinen Namen und Alter vergessen zu haben? Insolent, unverschämt, brummte der Beamte; vergißt er, daß er vor der Obrigkeit steht? Ich sehe schon, daß es hohe Zeit ist,

Ihn Sitten zu lehren. Herr Corporal, rief er, und es trat ein solches Stück aus einer Seitenthüre hervor, nehmen Sie Ihren Rekruten in Empfang und sorgen Sie dafür, daß er Respect und Achtung lerne, denn unter uns hat er bisher für einen kecken und übermüthigen Burschen gegolten.

Des Ausganges dieser Unterredung erinnere ich mich ungern. Meines Rechtes eingedenk ward ich sehr heftig und mag in der Leidenschaft das Maß überschritten und Dinge gesagt haben, welche in den Verhältnissen ungehörig sind. Es kocht mir das Blut, wenn ich des Vorganges mich erinnere, der für mich übel genug ablief; denn ich ward gefesselt, eingesperrt und wenige Stunden darauf in dunkler Nacht auf einem Wagen und wohlbegleitet abgeführt.

Unterweges hatte ich meine Lage mir ernstlich und von allen Seiten überlegt. Es ward in meinen Gedanken mir Vieles auf einmal klar, worauf ich ohne dieses Ereigniß schwerlich jemals würde verfallen sein. Als einziges und doch eigentlich nicht übel gerathenes Kind hatten meine Eltern mir von früh auf gar sehr den Willen gelassen. Ich war etwas unabhängig, trotzig, wenn es galt, von mir abzuweisen, was mir nicht eben gefiel. Daß man in irgend Etwas sich zu schicken habe, weil es nun eben nichts anders ist, noch sein kann, das war mir bis dahin nicht im Traume beigefallen. Nun aber saß ich im Käfig, wie der Falke, und es blieb mir nichts Anderes übrig, als am Gitter mir den Kopf einzustoßen, oder die Gunst und den guten Willen des Jägers mir zu gewinnen. Was ich von allen Leuten gehört, welche vormals zu Soldaten waren genommen worden, hätte mir allen Muth benehmen sollen. Doch fühlte ich in mir so viel Witz und Kraft, setzte ich in mein gutes Recht so viel Vertrauen, daß ich noch immer nicht durchaus verzweifelte.

Der Unteroffizier, welcher neben mir im Wagen saß, war nicht derselbe, mit dem ich auf dem Amte die Händel gehabt. Er fühlte einiges Mitleid, bedauerte meine Lage, war überhaupt, wie sich's in der Folge gezeigt, ein milder und wohlgesinnter Mann. Allmählich wußte er mein Vertrauen zu gewinnen, so daß ich mir das Herz faßte, ihn über die Dinge, welche mir bevorstanden, ein wenig auszuforschen. Er zählte mir darauf an den Fingern jegliche Uebung und Handlung her, welcher ich von Anbeginn und bei'm Dienste mich werde unterziehen müssen. Auch schärfte er mir ein, gleich anfangs weder Blödigkeit und Weinerlichkeit, noch andrerseits einen harten, widerspenstigen Sinn an den Tag zu legen. Der Rekrut, sagte er, muß um des Himmels willen sich nicht merken lassen, daß es ihm sauer wird und in der Seele zuwider ist, die neue Laufbahn anzutreten. Bezeigt er sich nun gar weichlich und faul, merkt man ihm an, daß er ein verzogenes Muttersöhnchen ist, so wird es mit ihm stets für lange aus sein. Frisch, aufgeweckt, voll Lust und guten Willens, so will man ihn haben. Einiges Zutraun soll er zeigen, aber noch weit mehr Respect; keine Furcht, aber viel Scheu. Es wird schon gehn, schloß er, und wenn es Dir irgendwo fehlt, so frage nur mich, denn ich treibe die Sache schon lange und kenne meine Leute.

Am Orte meiner Bestimmung angelangt, ward ich unverzüglich vorgestellt, ausgemessen und sehr genau besehn. Ich war so glücklich, die Fassung zu behalten und Ruhe genug, mir gelegentlich alle Anwesende scharf anzusehn, schloß dabei aus den Gesichtszügen auf ihre Gewohnheiten, Neigungen und Ansprüche. Es bestätigte sich in der Folge, daß ich schon an diesem ersten Tage recht gut Bescheid gewußt.

Wie's nun mag zugegangen sein, genug, daß Hoch und Niedrig, Jung und Alt mich stets im Auge behielt. Mit den Uebungen ging es so schnell und leicht, daß man herbeikam, mir dabei zuzusehn, oder Gesellschaft zu leisten, was weiß ich's. Unter die Soldaten kam ich nicht eigentlich; denn es nahm mich der Obrist sogleich in's Haus. Ich solle in seinem Hause Dienst leisten, hieß es; kam indeß nicht dazu, ich weiß nicht weßhalb. Dann ward ich Unteroffizier; und wiederum steckten sie die Köpfe zusammen, und schienen nicht recht zu wissen, wohin sie mich stellen sollen, denn ich blieb nach wie vor im Hause des Commandanten. Nun wurden mir die schönsten Anerbietungen gemacht, wenn ich freiwillig bei den Soldaten bleiben wolle. Da begann ich zu vermuthen, daß man sich fürchte, daß man besorge, es möge herauskommen, wie's auf dem Amte eigentlich zugegangen sei; und deßhalb versprach und gelobte ich Nichts, that vielmehr, als verstehe ich nicht recht, was man wolle. Indeß benutzte ich die viele freie Zeit, in der Schule der Unteroffiziere mich fleißig im Rechnen und Schreiben zu üben. Auch gab mir der Adjutant, als er bemerkte, daß ich gern lese, allerlei Bücher, Geschichten, doch lauter Kriegssachen. Die freie Zeit aber sprach ich mit Allen, die was zu erzählen, oder zu zeigen, oder sonst mir mitzutheilen hatten. — Mariens Vater, welcher den Jüngling unausgesetzt in den Augen behalten, unterbrach ihn hier durch den Ausruf: nun begreife ich, wie Du so verändert, nun so flink und klug und rüstig bist! Früher, wie sehr Du mir gefielest, fand ich Dich doch ein wenig zu weich und nachgelassen. Es hat Dir genützt, Dich tummeln, Anderen gehorchen zu müssen. So werden die Leute, welche uns schaden wollen, oft gegen ihren Willen, unsere Wohlthäter! — Auch Marie ist entschiedener, sichrer, fester, als zuvor. Habe so lange Zeit sie gewahrt und gehütet, als wäre sie mein Augapfel, und sehe nun klärlich ein, daß Welt und Schicksal aus dem Menschen bilden und machen, was Huth und Fürsorge nimmermehr bewirken können. Ja, sprach Wilhelm, doch Alles zu seiner Zeit. Sehl mir da den geborenen Pedanten! rief Mariens Vater; spricht er nicht bereits ganz wie sein Alter?

Alle lachten; doch meinte die Fürstin, daß Wilhelms Ausspruch, als ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, in Ehren zu halten sei. Worauf der Obrist das Wortspiel aufnahm und erinnerte, daß es nun auch an der Zeit sein dürfe, den Hochzeitstag festzustellen. Nach einigem Widerstreben willigte Mariens Vater in den Vorschlag des Grafen, beide Ehen an demselben Tage zu vollziehen, sie durch ein gemeinschaftliches Hochzeitmahl zu feiern. Es war ein schöner, feiernswerther Tag. Denn selten erheben sich Menschen verschiedenen Standes zum Bewußtsein ihrer Uebereinstimmung in solchem, was tiefer, heiliger und wesentlicher ist, als jenes Zufällige der Geburt und äußerlichsten Glücksumstände. Allein auch diesem sein Recht, seinen Anspruch, seine Ehre; nur nicht mehr, als ihm gebührt und zukommt.

Dorothea Henriette von Runkel, geb. Rother,

geboren am 6. September 1724 zu Leipzig, Gattin des Obristlieutenant von R., lebte zuletzt verwittwet als Gouvernante einiger adeligen Fräulein zu Dresden, und starb daselbst am 13. Junius 1800.

Sie hinterließ:

Briefe über München. Stendal 1741.

Sammlung freundschaftlicher Originalbriefe. 3 Thle. 2te Aufl. Stendal 1790.

Moral für Frauenzimmer. Stendal 1796.

Die Briefe dieser geistreichen und für ihre Zeit hochgebildeten Frau galten lange als Muster ihrer Gattung, bis sie später bei verfeinerter Geschmacksrichtung durch bessere Leistungen verdrängt wurden und sehr bald in Vergessenheit geriethen.

Isaak Rust,

geboren am 14. October 1797 zu Musbach, war Anfangs Progymnasiallehrer zu Speier, wurde 1820 Pfarrer zu Ungstein, 1827 Pfarrer der französisch-reformirten Kirche zu Erlangen, und 1830 Professor der Theologie daselbst.

Außer einzelnen Reden und Predigten besitzen wir von ihm:

Predigten über ausgewählte Texte. 2 Theile. Erlangen 1829, 1830.

Wärme des Gefühls, klare lichtvolle Entwicklung, Würde und Anmuth der Darstellung und treffliche Behandlung des Stoffes sind den Kanzelvorträgen dieses ausgezeichneten Mannes in hohem Grade eigen.



Jakob Christoph Friedrich Saalfeld,

geboren am 20. August 1785 zu Hannover, studirte zu Göttingen und habilitirte sich im Jahre 1808 als Privatdocent in Heidelberg. 1810 wandte er sich wieder nach Göttingen, wurde daselbst im Jahre 1811 außerordentlicher, 1823 ordentlicher Professor der Philosophie und 1832 Deputirter der Universität bei dem hannöverschen Landtage. Er starb, nachdem er seiner Professur enthoben und nach Sigmaringen gegangen war, daselbst im Jahre 1835.

Schriften:

Grundriß eines Systems des europäischen Völkerrechts. Göttingen 1809.
Geschichte des portugiesischen Colonialwesens in Ostindien. Göttingen 1810.
Recueil historique des loix. 2 Vol. Götting. 1809.
Geschichte des holländischen Colonialwesens in Ostindien. 2 Thle. Göttingen 1812.
Handbuch des westphälischen Staatsrechts. Göttingen 1812.
Allgemeine Colonialgeschichte des neuern Europas. 4 Bde. Göttingen 1812.
Staatsrecht von Frankreich. Götting. 1812, 2 Bde.
Ueber das politische System Frankreichs. Bremen 1814.
Nemesis. Göttingen 1814.
Geschichte Napoleon Buonaparte's. Altenburg 1815.
Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. 4 Bde. Leipzig 1815—1823.
Geschichte der Universität Göttingen von 1788—1820. Hannover 1820.
Grundriß zu Vorlesungen über Politik. Göttingen 1821.
Grundriß zu Vorlesungen über Geschichte. Göttingen 1821.
Grundriß zu Vorlesungen über Nationalökonomie und Finanzen. Göttingen 1821.
Ueber das positive europäische Völkerrecht. Göttingen 1821.

Scharfsinn, gründliche Kenntniß und gute Darstellung erwarben den historischen und politischen Schriften Saalfeld's einen angesehenen Ruf und rasche Verbreitung, doch fand er auch heftige Widersacher, da er sich von einseitiger Parteilichkeit nicht frei zu erhalten wußte.

Gottfried Wilhelm Sacer

ward am 11. Julius 1635 zu Naumburg geboren, studirte zu Jena die Rechtswissenschaften, wurde darauf Hofmeister, später einige Zeit Soldat; dann ließ er sich 1670 als Advocat in Braunschweig nieder und wurde in der Folge Kammerconsulent daselbst. Er starb am 8. September 1699.

Wir besitzen von ihm:

Geistliche liebliche Lieder. Gotha 1714, 12.

Unter seinen religiösen Liedern findet sich manches für die damalige Zeit sehr Gelungene; sie athmen sämmtlich echte Frömmigkeit und warmes Gefühl.

Von Sachsendorf, s. Minnesinger.

Hermann von Sachsenheim, s. Minnesinger.

August Friedrich Wilhelm Sack

ward zu Harzgerode am 4. Februar 1703 geboren, studirte Theologie, war dann Führer mehrerer jungen Edelleute und hierauf Instructor des Erbprinzen von Hessen-Homburg. Im Jahre 1731 wurde er dritter reformirter Prediger in Magdeburg, 1738 Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirchen des Herzogthums, und 1740 Hofprediger in Berlin, eine Stelle, die auf's Ehrenvollste von ihm bekleidet wurde. 1744 trat er in die Akademie und 1750 in das Oberconsistorium. Er starb am 23. April 1786. Seine Biographie lieferte sein Sohn F. S. G. Sack (2 Bde. Berlin 1789).

Er hinterließ:

Predigten. 6 Thle. Berlin 1764.

S. war seiner Zeit einer der verdienstvollsten deutschen Kanzelredner, und zeichnete sich vorzüglich durch lichtvolle Klarheit, Verständlichkeit und große Einfachheit aus.

Friedrich Samuel Gottfried Sack,

geboren am 4. September 1738 zu Magdeburg, des Vorigen Sohn, folgte seinem Vater im Amte, ward Oberhofprediger, 1786 Oberconsistorialrath, 1805 Oberschulrath und 1816 evangelischer Bischof, als welcher er vorzüglich die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten in Preußen zu Einer evangelischen Kirche bezweckte. Er starb am 2. October 1817.

Von seinen Schriften nennen wir:

Briefe über den Krieg. Berlin 1778.
Predigten. Berlin 1781. 2te Aufl. 1788.
Amtsreden. Berlin 1807.

S. trat würdig in die Fußstapfen seines vortrefflichen Vaters, den er sich in Allem zum Vorbild nahm, und zeichnete sich wie dieser, durch seine lichtvollen, von wahrhafter Frömmigkeit und echt christlichem Geiste beseelten Kanzelvorträge aus.

Johann Michael von Sailer

ward am 17. November 1751 zu Artsing im baierschen Isarkreise geboren, ließ sich 1777 als Repetent der Philosophie und Theologie zu Ingolstadt nieder, wurde dann 1780 zweiter Professor der Dogmatik und 1784 zu Dillingen kurpfalzbaierscher Kirchenrath. Vom Jahre 1794 bis 1799 privatisirte er abwechselnd in München und Ebersberg, ward 1799 von neuem Professor zu Ingolstadt und 1800 zu Landshut. Im Jahre 1822 wurde er Bischof von Germanikopolis, Coadjutor und Generalvicar des Bischofs von Regensburg, von Wolff, Domprobst und geistlicher Rath. Nach Wolff's Tode, 1829, folgte er demselben in seinem Amte. Er starb am 20. Mai 1832.

Unter seinen zahlreichen theologischen Schriften sind besonders folgende bemerkenswerth:

Kern aller Gebete. München 1782 u. ö.
Vollständiges Gebetbuch. München 1785 u. ö.
Lese- und Betbuch. 2 Thle. München 1785 u. ö.
Vernunftlehre. 2 Thle. München 1785 u. ö.
Glückseligkeitslehre. 2 Thle. München 1787, 1791.
Vorlesungen aus der Pastorallehre. 3 Thle. München 1788 u. ö.
Uebungen des Geistes. München 1799.
Sprüche mit und ohne Glossen. München 1799 u. ö.
Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. 6 Samml. München 1800—1804.
Vertraute Reden. 2 Bde. München 1803.
Ueber Erziehung für Erzieher. München 1806 u. ö.
Friedrich Christian's Vermächtniß an seine Söhne. Straubingen 1808.
Die sieben heiligen Sacramente. München 1809.
Das Heiligthum der Menschheit. 2 Thle. München 1810.
Die Weisheit auf der Gasse. München 1810.
Das Auge Gottes. Bregenz 1811 u. ö.
Kleine Bibel für Kranke und Sterbende. München 1811.
Reliquien. 3. Hft. München 1816—1821.
Handbuch der christlichen Moral. 3 Thle. München 1818.
Gesammte Schriften. 9 Bde. München 1818—1822.

Einer der vorzüglichsten katholischen Theologen neuerer Zeit, der sich durch Wort und That große Verdienste um seine Glaubensgenossen und namentlich um die gründlichere und lichtvollere Bildung der unteren Geistlichkeit Baierns erwarb. „Glücklicher als jeder Andere," äußert sich Menzel treffend über ihn (Deutsche Literatur Th. I, S. 148), „verband er mit echtkatholischer Verehrung des Mysteriums, eine heitere Lebensweisheit, einen der modernen Aufklärung angemessenen gesunden Menschenverstand und eine sehr populäre Sprache. Seine „Vernunftlehre" und „christliche Moral," seine „Weisheit auf der Gasse," seine Andachtsbücher, die in Jedermanns Hände kamen, wurden der Maßstab der katholischen Aufklärung in Deutschland."

Jakob Salat

ward am 24. August 1766 zu Abtsgmünd im Ellwangischen geboren, war zuerst Pfarrer zu Zusam-Zell bei Dillingen, seit 1801 zu Haberskirch, dann Professor der Moral- und Pastoraltheologie zu München, darauf wurde er 1803 Pfarrer zu Arnbach und 1807 geistlicher Rath und ordentlicher Professor der Moralphilosophie zu Landshut, wo er noch lebt, obwohl die Universität verlegt wurde.

Seine Schriften sind:

Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren. 2 Aufl. München 1804.
Ueber den Geist der Philosophie. München 1803.
Ueber den Geist der Verbesserung. 2 Thle. München 1805.
Vernunft und Verstand. Tübingen 1808.
Die Moralphilosophie. 2 Thle. Landshut 1809.
Der Geist der allerneusten Philosophie der Herren Schelling, Hegel und Comp. (mit B. Schneider und Weller). München 1803, 1805, 2 Thle.
Religionsphilosophie. 2 Aufl. München 1821.
Grundzüge der allgemeinen Philosophie. München 1820.
Sokrates. Sulzbach 1820.
Lehrbuch der höhern Seelenkunde. München 1820.
Versuch über Naturalismus und Mysticismus. Sulzbach 1823.
Wahlverwandtschaft zwischen den Supranaturalisten und Naturphilosophen. Landshut 1829 u. v. a.

Ein entschiedener Gegner der Schelling'schen Philosophie, suchte Salat unermüdlich, mit angestrengtestem Fleiße und vielem Scharfsinn dieselbe, sowie überhaupt die neuesten philosophischen Systeme zu bekämpfen. Er ist als ein Nachfolger Jacobi's zu betrachten und offenbart in seinen Schriften tiefes Gemüth, Klarheit und warme Begeisterung für das von ihm als recht Erkannte.

Salice, s. Contessa.

Johann Gaudenz, Freiherr von Salis-Seewis

ward am 26. December 1762 zu Bothmar bei Malans in Graubündten geboren, trat 1785 in französische Militärdienste und stand bis zur Revolution als Hauptmann der Schweizergarde zu Versailles. Später diente er unter Montesquieu in Savoyen, als die Franzosen dieß Land eroberten. Er lebte hierauf als Privatmann zu Chur, war seit 1798 Generalinspector des Milizwesens in der Schweiz und hielt sich abwechselnd an verschiedenen Orten, zuletzt zu Malans auf, wo er auch am 9. Januar 1834 starb.

Er schrieb:

Gedichte, gesammelt von Friedrich Matthisson. Zürich 1793; 5te Ausg; 1821.

Salis gehörte zu den sentimentalen deutschen Lyrikern einer früheren Periode, deren Richtung großen Anklang bei der Menge fand. Wahrheit der Empfindung, Adel der Gesinnung, Einfachheit, heitere Lebensauffassung und seltene Anmuth und Correctheit in Behandlung der Sprache und Form verleihen seinen Gedichten einen bleibenden Werth.

Gedichte von Salis.

An die Erinnerung.

Süßer Wehmuth Gefährtin, Erinn'rung
Wenn jene die Wimper sinnend senkt,

Hebst du deinen Schleier und lächelst
Mit rückwärts gewandtem Gesicht.

Still und hehr, wie der schweigende Vollmond
Die Gräber bescheint, betrachtest du
Das Vergang'ne, weilenden Blickes,
Wie Bräute des Bräutigams Bild.

Deine dämmernden Bilder sind lieblich,
Wie thauender Duft im Abendroth!
Deine Stimm' ist sanft, wie der Flöte
Im Echo entschwindender Hall.

Oftmals zeigst du, in duftiger Ferne,
Mir freundlich der Jugend Lenzgefild;
Oder reihst in Kränze die Veilchen,
So Liebe mir, sparsam nur, las.

Oft erscheinst du mir, lächelnd durch Thränen
Und kosest mit mir, vertraut und lang,
Von den todten Lieben, an Gräbern,
Die höheres Gras schon umwallt.

Mir willkommen im Schleier der Trauer!
Willkommen im heitern Silberflor!
Rasch entfleucht der Gegenwart Freude;
Du, sinnende Trösterin, weilst!

Ermunterung.

Seht! wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären!
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?
Hebet die Blicke, die trübe sich senken,
Hebet die Blicke: des Schönen ist viel.
Tugend wird selber zu Freuden uns lenken:
Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel.

Oeffnet die Seele dem Lichte der Freude,
Horcht! ihr ertönet des Hänflings Gesang.
Athmet! sie duftet im Rosengestäude,
Fühlet! sie säuselt am Bächlein entlang.
Kostet! sie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl,
Schauet! sie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Aussicht ins blumigte Thal.

Freunde! was gleiten euch weibische Thränen
Ueber die blühenden Wangen herab?
Ziemt sich für Männer das weichliche Sehnen?
Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten;
Viel auch des Guten ist noch nicht gethan,
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen,
Quälen uns wahrlich aus eigener Schuld.
Hoffnung ist Labsal dem wundesten Herzen,
Duldende stärket gelass'ne Geduld.
Wenn euch die Nebel des Trübsinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den sinkenden Muth;
Heget nur männliches, hohes Vertrauen,
Guten ergeht es am Schlusse noch gut.

Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen
Gottes Natur ist entzückend und hehr;
Aber auch stillen des Dürftigen Flehen;
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
Liebet! die Lieb' ist der schönste der Triebe;
Weiht nur der Unschuld die heilige Gluth.
Aber dann liebt auch mit weiserer Liebe
Alles, was edel und schön ist und gut.

Handelt! durch Handlungen zeigt sich der Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nützen so viel als ein Jeder vermag,
O das erfüllet mit stillem Entzücken!
O das entwölket den düstersten Tag!

Muthig! Auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au!
Gräber, von Trauerzypressen umhangen,
Malet bald stiller Vergißmeinnicht Blau.

Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen;
Freud' ist des Vaters erhab'nes Gebot.
Freude der Unschuld kann niemals gereuen,
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod.

Sehnsucht nach Mitgefühl.

An Matthisson.

My lonely anguish melts no heat but mine,
And in my breast th' imperfect joys expire.
GRAY.

Wo weilt die Seele wie meine gestimmt?
Der Stern des dunkelnden Abends vernimmt
Nicht meinen Wunsch; was dem Herzen gebricht,
Gewährt er mir nicht.

Wenn in den Pappeln die Nachtigall schlägt,
O Freund, wie bin ich so innig bewegt!
Mit ihrer Töne Bedeutung vertraut,
Verscheucht sie mein Laut.

Der Mond beflimmert mich düster und bleich
Durch Tannenwipfel und Föhrengesträuch;
Der matte binsenbespühlende Bach
Seufzt langsam mir nach.

Der Wiederhall in den Klüften verschlingt
Die Klage, welche die Sehnsucht ihm bringt,
Bald schwindet, was der Verlassene ruft,
In nichtiger Luft.

Erguß, du Trauter, und Sänftigung fehlt
Dem öden Herzen, von Sehnsucht gequält,
Dem die Natur, die es inniglich liebt,
Genüge nicht giebt!

Wohl herben Kummer zu mildern gelang
Der Mitempfindungen Wechselgesang!
Aus Klagen, traulich mit Freunden gekos't,
Entblühet der Trost.

Verwandte Seelen verstehen sich ganz!
Nimm dieses Liedes Vergißmeinnichtkranz,
Aus dem, von Seufzern der Ahnung umweht,
Die Warnung ergeht:

Wo weilst du, Trauter? Schon grünt uns ein Baum;
Der Baum zum Sarge! schon grünet ein Raum;
Der Raum, wo künftig, vom Graswuchs umbebt,
Mein Hügel sich hebt!

Letzter Wunsch.

Hoc erat in votis.
HOR.

Wann, o Schicksal! wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen, still und ländlich;
Nur ein kleiner eigner Herd;
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh'!
Ach und Sie! das seufz' ich leise,
Zur Gefährtin Sie dazu.

Wenn ich noch ein Gärtchen hätte,
Bau'ten wir's mit eigner Hand.
Statt geschorener Boskette
Und der Hagenbuchenwand,
Dämmert uns ein Dach von Latten,
Dicht mit Rebengrün bedeckt,
Tief in Silbertannen-Schatten
Vor des Neides Blick versteckt.

Statt Kanäl' und Gartenteiche,
Nur ein Röhrenbrunnentrog!
Statt Alleen und Taxussträuche,
Früchte, die ich selbst erzog;
Durch ein Gatter nur von Pfählen,
Durch den Vorhof, eng' und klein,
Eil' ich, statt nach Marmorsälen,
In ihr trautes Kämmerlein.

Bei des heitern Morgens Frische
Hörten wir im Buchenhain,
Dort am Wasser im Gebüsche,
Nachtigallen-Melodei'n.

Auch begänne sie Gesänge,
Wäre Philomel' entfloh'n,
Und in meine Seele dränge
Tiefer noch ihr süßer Ton.

Unterm Strauch voll Hagerosen,
Auf dem rothbeblümten Klee,
Könnten wir so traulich kosen,
Wie auf seid'nem Kanapee.
In dem Duft entblühter Bohnen,
Unter Pappeln, hoch und schlank,
Bau'ten wir, trotz gold'nen Thronen,
Eine kleine Breterbank.

Beeren, die ihr Finger drückte,
Honig, der der Wab' entfloß,
Kräuter, die vom Beet sie pflückte,
Milch die sie in Schaalen goß:
Ha! bei solchem Göttermahle
Säßen wir, wie froh, wie stolz!
Wär' auch Löffel, Kelch und Schaale
Nur aus weißem Buchenholz.

Mit den holden Dörfnerinnen,
Nach der Weidenpfeife Schall,
Einen Maientanz beginnen,
Gilt uns mehr als Maskenball.
Lieber, als der Prunk der Bühnen
Dem verwöhnten Städterschwarm,
Wär' ein Pfänderspiel im Grünen
Mir an meines Mädchens Arm.

In gestirnten Sommernächten,
Wenn der Mond die Schatten hellt,
Wallte sie an meiner Rechten,
Durch das thaubeträufte Feld.
Oft zum milden Abendsterne
Hüb' ich den entzückten Blick;
Oefter senkt' ich ihn, wie gerne!
Auf ihr blaues Aug' zurück.

Vieles wünscht' ich sonst vergebens!
Jetzo nur zum letzten Mal
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal;
Edle Muß' in eigner Wohnung,
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das, der Treue zur Belohnung,
Auf mein Grab ein Veilchen streut.

Berenice.

Sie tritt hervor; ihr Kirschenblüthenreiser
Enthüllt ihr Angesicht!
Lauscht, Nymphen, lauscht! Driaden, lispelt leiser!
Ihr, Weste, athmet nicht!

Blüht glänzender, ihr Wiesenanemonen,
Seit euch ihr Fuß betrat;
O Cytisus, senk' alle Blüthenkronen
Auf meiner Holden Pfad!

Holdselige! auf silbernen Narzissen
Weht rauschend ihr Gewand;
Der Angerklee strebt ihren Saum zu küssen,
Des Grases Halm die Hand.

Ein Rosenlicht umfließt die zarten Wangen,
Die stille Sehnsucht bleicht;
Ihr Auge schwimmt in schmachtendem Verlangen,
Von süßer Rührung feucht.

Wie aus des Mund's halb aufgehauchter Blüthe
Ihr Aetherodem flieht!
Die Lippen nun ein Lächeln milder Güte
Sanft in die Höhe zieht!

Vom Jugenddrang, der ihren Busen füllet,
Erbebt der Schleife Band;
Erbebt der Flor, so sorgsam überhüllet,
Von ihrer Mutterhand.

Wie sich ihr Haar, mit weichem Niederwallen,
In lose Ringel schlingt,
Und, der Natur aus offner Hand entfallen,
Auf ihren Gürtel sinkt!

Seht, wie der Hut, aus falbem Stroh gewoben,
Sich auf ihr Auge senkt;
Auch niedlich noch, wenn er, im Geh'n verschoben,
Nachlässig seitwärts hängt!

Sie schwebt dahin, auf Lotus und Violen,
Mit leisem Feenschritt,
Wie Iris leicht, mit purpurhellen Sohlen,
Auf blaue Wolken tritt.

Ach! sie entschwand in's Grün der Gartenhütte;
Die Geißblatt dicht umlaubt.
Nun rausch', o Quell, durchwehter Kirschbaum schütte
Noch Blüthen auf ihr Haupt!

Das Mitleid.

Pity dropping soft the sadly pleasing tear.
GRAY.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wall'st du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thau'st, wie Balsam, milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr.
Wie zu Hylius Altären,
Blickt die Noth zu dir empor.

Deine Hülfe stillt ihr Flehen!
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat:
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm,
Und verpflegst in sichrer Hürde
Deines Nachbarn irres Lamm.

Sorglich streust du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;
Nöthigst zu des Herdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut;
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth.

Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft, wie thauige Hyaden,
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis,
Warnst vor lockender Verführung
Blüthenüberstreutem Gleis';
Neigest dich mit leisem Trösten
An der Schwermuth dumpfes Ohr;
Hebst entfesselt den Erlösten
Von des Kerkers Stroh empor.

Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu;
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schon'st des Schlummers; nah'st auf Socken;
Kühl'st mit deinem Palmenreis,
Trocknest mit ergoßnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Bleib' bei uns, bis einst die Hefe
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schooß sich schmiegt;

Herze sie mit Ammenarmen,
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab.

An ein Thal.

Ne giammai vidi valle aver sì spessi
Luoghi da sospirar riposti e fidi.
PETRARCA.

Entlegnes Thal von Fichtenhöhn begrenzt,
Mit Erlenreih'n umhegte flache Matten!
O Bach, auf dem ein güldnes Schlaglicht glänzt,
O Meierhof, im dunklen Wallnußschatten!

Der Freudenruf entzückter Wandrer grüßt
Dich, holdes Thal, vom Gipfel ferner Hügel;
Betrachtung sinnt, wo sich dein Quell ergießt;
In deinem Hain saust der Begeistrung Flügel.

Nimm, trauter Hain, nimm Schattengang mich auf!
In deiner Nacht entschlummern alle Sorgen;
Beschränkt, wie du, ist auch mein Erdenlauf;
Dein Ausgang mir, so wie sein Schluß, verborgen.

Hier ruht der Ehrsucht Schiff am treuen Strand;
Genügsamkeit band es an Blumenküsten.
Der Vorwitz legt sein Fernrohr aus der Hand;
Besorgniß späht nicht nach der Zukunft Wüsten.

Die Bosheit sprüht hier nicht ihr Nattergift
Auf unbesorgter Unschuld Rosenkronen:
Gerechte Gleichheit theilt des Landmanns Trift,
Und Freiheit herrscht, wo gute Menschen wohnen.

Das Hohngezisch des Witzlers mengt sich nicht
In dieser Espen friedesäuselnd Wehen:
Kein Lästerkreis hält hier sein Strafgericht;
Kein Neider lau'rt, Gebrechen auszuspähen.

Die Muse wallt auf zartbehalmtem Plan:
Sie folgt dem Bach, der jene Flächen theilet,
Und gern verirrt auf sanftgewundner Bahn,
So lang er kann, in diesem Tempe weilet.

Aus jener Dorfkapell', in Laub verhüllt,
Klang nie das Sturmgeläut' in Schreckensnächten,
Wenn Aufruhr tobt, der tausendstimmig brüllt,
Mit Brand und Dolch in hochgeschwungner Rechten.

Den Wiederhall der Eppichklüfte schreckt
Kein Schlachtgeschoß; statt rauher Kriegstrommeten
Hallt hier das Horn, das früh die Hirtin weckt;
Der Tag erlischt beim Ton der Weidenflöten.

Hier muht die Kuh auf gelbbeblümter Au',
Dort klingeln hell der Ziegenheerde Schellen;
Das Käuzlein schnaubt im alten Ritterbau,
Und Bienen sumsen an des Gießbachs Fällen.

Dort flüstern Silberpappeln sanft umweht,
Die, grün und weiß, die Blätter wechselnd regen;
Das Mühlenrad, das träg' die Schaufeln dreht,
Klappt langsam fort mit gleich gemeßnen Schlägen.

Im Dickicht schallt der Drossel Waldgesang,
Das Heupferd zirpt auf frisch gemähter Weide!
Am Hügel klirrt gewetzter Sensen Klang,
Und fern verhallt das dumpfe Stadtgeläute.

O selig, wer, nach freier Herzenswahl,
In diesen Grund sich heimlich siedeln konnte!
Wie dort Petrarch im felsumragten Thal,
Wie Xenophon im ländlichen Skillonte.

Wer lang' bereut, daß er es einst versucht,
Sich in das Gleis des Weltlings zu gewöhnen,
Der eil', entflohn dem Sturm, in dieser Bucht,
Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen.

Hier darf ein Herz, das man schon oft verrieth,
Noch eine Welt sich träumen, frei vom Bösen;
Die Liebe, die des Schicksals Härte schied,
Sucht hier den Gram in Thränen aufzulösen.

O du, die mich mit Seraphshuld umschwebt,
Entfernte! hier belebt sich mein Vertrauen;
Die Zukunft glänzt von Hoffnungsgold durchwebt,
Hier dürften wir ein Zufluchtshüttchen bauen.

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug;
Ein Halmendach, das sie getreu verberge;
Ein Räumchen zur Umarmung weit genug,
Und einen Platz für zwei vereinte Särge.

O ruht' ich hier, an häuslich stillem Ziel,
Nicht mehr verlockt von nichtigen Entwürfen!
O möchte nie das öde Weltgewühl
In seine trüben Strudel mich verschlürfen!

Fern, wie das Meer ein Hirt in Ennas Thal,
Hört' ich die Fluth der Zeitgeschichte tosen;
Nur edler Freiheitshelden Rasenmahl
Krönt' ich mit Eichenlaub und Silberrosen:

Unbingbar, keines Fürsten Waffenknecht,
Zu edelstolz, um Rang und Sold zu werben,
Entsagt' ich nie der bessern Menschheit Recht,
Für Völkerglück zu siegen und zu sterben.

Dort wo, gelind, in lauer Luft gewiegt,
Die schlanken Pappeln sich zusammen lehnen,
Vergöss' an meine Urne hingeschmiegt,
Mein junges Weib der Treue stille Thränen.

Monodie.

Am Meere bei Havre de Grace.

Im Mai 1792.

Im falben Schein des Westens wanken Schiffe
Zur fernen Höh', ihr Segel rund geschwellt;
Der Brandung Wog' am weiten Kieselriffe
Verrieselt und zerschellt.

Die goldburchfloßnen Wolkenlagen klaffen:
Den Ozean bepurpurt Zitterglut;
Dem Schooß' der Fern' entragen kaum die Masten,
Und tauchen in die Fluth.

Zur Hütte kehrt mit Sensen dort und Harken
Der frohe Landmann, der sein Feld gemäht.
Die Rhede ruht, von braunen Fischerbarken
Und Nachen übersät.

Die Dämmerung betuscht die Waldgestade
Mit zartem Grau; die scheue Mewe pfeift
Am Kreidenfels der kluftigen Leukade,
Wo Sehnsucht einsam schweift.

Des Hafens Markt verstummt; der Bootsmann läutet
Zum Nachtgebet; des Leuchtthurms Lampe blinkt,
Doch fern hinweg zum Morgenhimmel deutet
Die Muse mir und winkt!

Dort wandelt Sie, wo grüne Schimmer zücken,
Sie, welche nur mein Geistesflug erreicht.
Die Stunde schlägt, wenn mit gesenkten Blicken
Sie dem Gedräng' entweicht.

Fleug' hin, mein Geist, wo zu der Alpen Zinken
Die Goldbeleuchtung steigend sich entzieht,
Wo feucht und kühl des Tobels Schatten sinken,
Und hallt der Amsel Lied.

Dort wandelt sie, umwölbt von Lerchbaumsprossen,
Staunt vorgelehnt am bräunlich klaren Teich;
Sein Spiegel glüht, mit Gletscherlicht begossen;
Ihr Antlitz nur ist bleich.

Des Gürtels Schleif' erheben laue Winde
Und flüsternd wallt das schwarze Seidenband,
Das seit der Trennung, statt der Rosenbinde,
Sie um die Locken wand.

Der Sprosser Largo tönt in Wechselchören,
Von Busch zu Busch, sie horcht und hemmt den Lauf,
Dringt dann ins Dunkel grünverwachs'ner Föhren
Und blickt tiefathmend auf.

Der letzte Hall der fernen Abendglocken
Verstummt und stirbt. Schau, wie sie ernster sinnt!
Sie neigt die Stirn' auf die gelös'ten Locken,
Und ihre Thräne rinnt.

Ihr tieflasurnen Frühlings Enzianen,
Faßt auf die Thräne, welche sie vergoß!
Sink' ein, o Nacht, und laß nur mich es ahnen,
Um welchen Freund sie floß.

Der Herbstabend.

An Sie.

Abendglockenhalle zittern
Dumpf durch Moorgebüsche hin!
Hinter jenes Kirchhofs Gittern
Blaßt des Dämmerlichts Karmin.

Aus umstürmten Lindenzweigen
Rieselt welkes Laub herab,
Und gebleichte Gräser beugen
Sich auf ihr bestimmtes Grab.

Freundin! wankt, im Abendwinde,
Bald auch Gras auf meiner Gruft,
Schwärmt das Laub um ihre Linde
Ruhelos in feuchter Luft,

Wenn schon meine Rasenstelle
Nur dein welker Kranz noch ziert,
Und auf Lethes leiser Welle
Sich mein Nebelbild verliert:

Lausche dann! Im Blätterschauer
Wird es dir vernehmlich wehn:
Jenseits schwindet jede Trauer;
Treue wird sich wieder sehn!

Die Herbstnacht.

Der Mond, umwallt von Wolken, schwimmt
Im feuchten Blau der Luft;
Der Forstteich, matt versilbert, glimmt
Durch zarten Nebelduft;
Die Glut, vom Hirtenkreis' umwacht,
Verschwärzt, entflackernd, rings die Nacht;
Eintönig rollt vom Brunnenrohr
Der Wasserstrang, der sich verschlürft;
Und zarte, graue Schatten wirft
Schräghin das Kirchhofsthor.

Das Netz der Zuggewölke schwillt
Zum Zelt des Blitzes auf;
Der Mond, in Wettergraun gehüllt
Verschied nach halbem Lauf.
Des Irrlichts bläulich siecher Schein
Erlischt im Torf am Tannenhain.
Des Zeigers Goldblatt blinket matt,
Umflort von feuchtem Nebelrauch;
Und ängstlich zuckt im Erlenstrauch
Sein letztes dürres Blatt.

Hier, wo aus langer Nacht empor
Sich die Betrachtung reißt,
Bedrückt das Herz ein Schwermuthsflor;
Doch Frühroth hellt den Geist.
Des Schicksals Wolken fliehn zerstreut;
Aus Dunkel strahlt die Herrlichkeit.
Der Unschuld Rose blüht bewährt,
Durch Stürme nicht des Dufts beraubt,
Da, durch die Nacht, der Tugend Haupt
Nur hehrer sich verklärt.

Durch Seelenkraft und festen Muth
Wird Wahn und Schmerz besiegt;
Der weise Glaube fühlt als gut,
Was Allmacht liebend fügt.
Ein Kind im Mutterschooße ruht
So achtlos bei der Blitze Glut.
Auf Pfade der Gelassenheit
Glänzt Hoffnung im Gewitterlicht;
Und in des Todes Blitz verflicht
Den Strahl — Unsterblichkeit!

Morgenpsalm.

Der Erdkreis feiert noch im Dämmerschein;
Still, wie die Lamp' in Tempelhallen, hängt
Der Morgenstern; es dampft vom Buchenhain,
Der, Kuppeln gleich, empor die Wipfel drängt.
Sieh, naher Felsen düstre Zinn' entglüht,
Der Rose gleich, die über Trümmern blüht.

Wem dampft das Opfer der bethauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebeln bringt,
Ist Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Rasenstufen bringt.
Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.

Im Morgenroth, das naher Gletscher Reih'n
Und ferner Meere Grenzkreis glorreich hellt,
Verdämmert seines Thrones Wiederschein,
Der mild auf Menschen, hell auf Gräber fällt.
Er leuchtet Huld auf redliches Vertrau'n,
Und Licht der Ewigkeit durch Todesgrau'n.

Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt, noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf und ist nicht weit.
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfleußt,
O Allmacht, dir, die mir Erlöser heißt!

Bild des Lebens.

Auf des Erdenlebens Steige
Fällt der Freude Silberlicht,
Flüchtig, wie durch rege Zweige
Bleiches Mondgeflimmer bricht;
Wie sich Glanz und Nacht verdrängen,
Wo der Tag verlischt im Hain,
Wechseln auf des Schicksals Gängen
Dunkle Sorg' und Wonneschein.

Wenn der Strauch am Kirchhofswege
Blüthen auf den Brautzug streut,
Neigt das grünende Gehege
Bald sich auf ein Grabgeleit.
Ulmen, unter deren Blätter
Oft die Nachtigall sich barg,
Leihen bald des Stammes Breter
Zu der Dorfbewohner Sarg.

Jener West, der auf dem Waizen
Wonnetaumelnd Wogen schlägt,
Flüstert bang' an Denkmalskreuzen,
Wenn ihr dürrer Kranz sich regt;
Heute weht er Regenschauer,
Morgen Goldgewölke fort;
Hebet hier den Flor der Trauer,
Und entblättert Rosen dort.

Wenn, des Reigens Platz zu hellen,
Sich das Abendgold ergeußt,
Dringt es auch in Gitterzellen,
Wo sich scheuer Gram verschleußt.
Wenn das Meer im Frühroth schimmert,
Färbt sich auch die Klippenbank,
Wo, vom Nachtorkan zertrümmert,
Das bemannte Schiff versank.

Wandrer, der am Strom der Zeiten
Mit gesenktem Blicke ruht,
Sieh! auf seiner Fluth entgleiten
Wolkenschatten, Rosenglut.
Die Natur in ihren Bildern,
Stäten Laufs, doch wandelbar,
Heißt den Schmerz durch Hoffnung mildern,
Mahnt den Leichtsinn an Gefahr.

Aus dem Schutte feuchter Hallen
Keimt die Steinlevkoie bald;
Heiter, neben Urnen, wallen
Nymphen im Zypressenwald;
Auf der Wahlstatt singt die rasche
Ahndungslose Schnitterin,
Hüpft auf der vergeßnen Asche
Manches Heldenjünglings hin.

Horch, was dir des Tejers Leyer,
Gleims und Flaccus Muse räth:
Weise, wer der Zukunft Schleier
Nur bekränzt, und nie durchspäht!
Trag' ein Herz, den Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen;
Denk' des Sturms bei heitrer Zeit!

Zage nie! Den Kelch der Schmerzen
Würzt ein süßes Nachgefühl;
Hehrer Schauer hebt die Herzen
Im Orkan und Schlachtgewühl.
Hoher Muth und Kraft entquellen
Fest bestandener Gefahr;
Genien des Trost's gesellen
Sich zur Schwermuth unsichtbar.

Späh' nicht in des Stromes Bette,
Labe dich am Rasenbord;
Knüpfe neu der Freuden Kette,
Wenn ein Blumenglied verdorrt!
Donnerschläge, Waldgesänge
Wechseln neben deiner Bahn;
Wandle du, durch Blumengänge
Ernst, durch Klippen froh hinan!

Der Gottesacker.

Im Vorfrühling.

Blätter treibt des Kirchhofs Flieder,
Neigt auf Grüfte junges Laub;
Kirschenblüthe gaukelt nieder
Auf der Abgeschiednen Staub.
Bleicher Primeln Keime tüpfen
Sanft das Moos, das sie umgab;
Und des Dorfes Kinder hüpfen
Achtlos auf der Mütter Grab.

Junges Sinngrün drängt sich dichter
An des Jünglings flachen Stein,
Oeffnet blauer Blumen Trichter,
Saugt zerfloßnen Reifen ein.
Schlaff gedrückte Halme richten
Sich vom Winterschlaf empor,
Und in naher Waldung Fichten
Flötet laut ein Drosselchor.

Drosseln, singt in leisen Chören!
Amsel, flöt' im Trauerhain!
Nur wir Hinterblicbnen hören
Eure Frühlingsmelodein.
Ach! ihr mahnt an die Genossen,
Die ein früher Tod verklärt;
An die Lenze, die verflossen,
An die Zeit, die nimmer kehrt!

Flötet nur gelaßne Klage,
Hemmt der Trauertöne Lauf;
Denn sie nahm von dunkler Tage
Letzter Stuf' ihr Engel auf.
Kies und dumpfe Schollen warfen
Wir auf den versenkten Sarg,
Als, begrüßt von Himmelsharfen,
Sich ihr Geist in Licht verbarg.

In des Geisterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenschaft,
Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft;
Seelen, fremd im öden Thale
Der umschränkten Wirklichkeit,
Fanden froh die Ideale
Seliger Vollkommenheit.

Ihre Schwächen sind vergessen,
Groll und Zwietracht sind versöhnt,
Wo die Reue mit Zypressen
Der Gekrönten Stätte krönt.
Aus des niedern Neides Schranke
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Ritzt sie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edeln Pfad umstrickt.

Kühler Rasen überschleiert
Sorgsam der Verwesung Spur;
Auf des Moders Halle feiert
Frühlingsfeste die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die ins Geisterreich sich schlingt.

Auf den Gräbern unsrer Väter
Sprießt des Erdrauchs Purpurstrauß,
Ein entwölkter lauer Aether
Ueberwölbt ihr enges Haus;
Auf vermorschter Särge Reste,
Auf zerbröckeltes Gebein,
Wallt durch weiße Blüthenäste
Goldner Frühlingsmorgenschein.

Selbst wo rasenlos und mürbe
Sich ein neuer Hügel hebt,
Wo man den, der heute stürbe,
An die Reihe hin begräbt,
Wird der Grund sich bald behalmen;
Wo jetzt Wermuthstengel stehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Für das große Wiedersehn.

Drückt euch dicht, ihr Epheuzweige,
An der Dulder stilles Grab,
Schlaffe Trauerweide, neige
Dein Gelocke tief herab!
Flattert drüber, Hängebirken,
Dämpft den Tag umher durch Laub,
Und, Natur, mit leisem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub!

Die Tochter des Landes.

Die Pales sich zur Pfleglingin erkoren,
  Die Tochter der Natur,
Wird in der Hütte stillem Raum geboren,
  Erzogen auf der Flur.

Den Jubelton von hellen Weidenpfeifen
  Empfängt zuerst ihr Ohr,
Ihr erster Blick steigt zu den Purpurstreifen
  Am Westgewölk empor.

Glückselig Kind, das in bekränzter Wiege
  Ein Blüthenwipfel kühlt,
Um das vertraut sein Lamm und seine Ziege
  Im hohen Grase spielt!

Froh klimmt sie nach des Regenbogens Farben
  Hinan des Hügels Pfad;
Zum Sitze wählt sie pralle Waizengarben,
  Zum Pfühl der Gerste Schwad.

Ein Nelkenstock befriedigt ihr Begehren;
  Mit Wenigem vergnügt,
Ist ihre Thräne, gleich Aurorens Zähren,
  Im ersten Strahl versiegt.

Ihr singt der Hain nur mit der Freude Tönen,
  Leicht ist ihr Gang wie Tanz;
Noch band sie nicht, ein theures Grab zu krönen,
  Den bittern Rautenkranz.

Glückseliger, wenn sie nun sechszehn Lenze,
  Statt sechszehn Ahnen, zählt,
Dem Haupt zum Kleinod goldner Primeln Kränze,
  Der Brust Violen wählt.

Ihr Antlitz blüht, wenn einfach sich die Haube
  Um ihre Schläfe drängt,
Bescheiden, hold, wie halb versteckt im Laube
  Ein Mayenglöckchen hängt.

Schön wallt ihr Haar, das sie gleich der Najade
  Im Quell zu waschen pflegt,
Und, unentweiht von Puder und Pomade,
  In lose Flechten legt.

So prangt sie still im heimathlichen Thale,
  Von weiser Zucht bewacht,
Und Unschuld wirft den Schleier der Vestale
  Um ihre Hirtentracht.

Die Häuslichkeit birgt sie in grünen Hallen,
  Vom Sonnenstrahl umblinkt,
Bis ihr beim Hochzeitlied der Nachtigallen
  Der Myrthenkranz entsinkt.

Dann zieret sie, wenn bräutlich hold sie bebet,
Verschämtes Rosenlicht;
Und bald, was mehr ein holdes Weib noch hebet,
Erfüllte Mutterpflicht.

Vertrauen.

Wer giebt uns unsern Kinderglauben
An eine treue Welt zurück?
Ach, schließt den allzuscharfen Blick!
Was uns die Zuversicht kann rauben,
Zerstört des Herzens Glück.

Dein denkt mein Geist mit Wohlgefallen,
O Zeit, wenn, fremd' in klügrer Welt,
Man traut zu Jedem sich gesellt,
Und arglos, wie die Nachtigallen,
In offne Schlingen fällt.

O Glück, noch kindlich hinzulangen
Nach Blumen, eh' man sie benennt,
Nach Freuden, die man halb nur kennt;
Wenn unser Blick, kaum aufgegangen,
Nicht Schein und Wesen trennt!

Ihr Tage, wo wir klüger werden,
Wie schwül ist euer Mittagslicht,
Wenn die Erfahrung warnend spricht:
Vollkommen weilet nichts auf Erden!
Was blühet, währet nicht.

Wohl dann dem liebenden Gemüthe,
Das sein Vertrauen rein bewahrt
Und, sein Gefühl sei noch so zart,
Nie zweifelt an des Edeln Güte,
Noch an der Menschen Art.

Bei dem Grabstein einer Wöchnerin.

Sieh, Wandrer, so entkeimt des dunkeln Grabes Nacht,
Einst Gottes Samenkorn, versenkt im Erdenthale!
So sprengt den Leichenstein der ew'gen Liebe Macht!
So sprießt einst Gottes Saat, und bricht des Sarges Schale!

So steigt die Lilie aus kühler Erde Schooß,
Und läßt ihr Knospenblatt, das Leichentuch, entfallen.
Der Engel windet sich vom Grabesschleier los,
Und fühlt das Sterbgewand ätherisch ihn umwallen.

Auch du, verwelkter Kelch, gebrochnes Menschenherz,
Zerknicktes zartes Rohr, zerquälte Körperhülle,
Einst hebt ihr euch und blüht, wo weder Angst noch Schmerz,
Noch Tod euch mehr erreicht in ew'ger Himmelsstille.

Die Knospe, schon zerstört, eh' sie sich uns enthüllt,
Der Säugling strebet nicht umsonst mit schwachen Händen;
Auch seines Schicksals Kreis wird endlich einst erfüllt,
Und seines Mondes Ring wird hell sich einst vollenden!

O Wandrer, den das Bild der Auferstehung rührt,
Du dankst dem Künstler, der in diesen Stein es prägte;
Erheb' auch deinen Blick — zu dem, dem Preis gebührt,
Daß er die Hoffnung tief in unsre Seele legte!

Die stillende Mutter.

Wo das Gebüsch geweihte Schatten streut,
Im Rasensitz, von Weiden überhüllet,
Ruht sie im Schmucke holder Weiblichkeit,
Die Mutter, die geheim den Säugling stillet.

Gesenkten Blicks, gleich einer Charitas;
Durch Demuth hehr, wie die Gebenedeite;
Sieh, wie sie sich im Wohlthun süß vergaß,
Ganz sich der Pflicht — ein Blüthenopfer — weihte.

Sieh frommen Ernst, mit Zärtlichkeit gemischt;
Der Jungfrau Reinheit bei der Gattin Treue;
Des Frohsinns Glanz durch Leiden halb verwischt;
Auf heitrer Stirn der Schmerzen erste Weihe:

Wie sie das Kind an ihren Busen drückt,
Mit holder Sorge zu ihm hingebogen,
Und wonnelächelnd auf den Sprößling blickt,
Den süße Müh' und zarte Angst erzogen.

Gleich einer Knospe, die ihr Dorn verletzt,
Zürnt nimmer sie der Ursach' ihrer Schmerzen;
Der stumme Dank im Blick des Kinds ersetzt
Die herbsten Leiden einem Mutterherzen.

Der ersten Freude mattes Morgenlicht,
Das sich auf ihres Kleinen Wangen zeigte,
Verklärt im Wiederschein ihr Angesicht,
Wenn es auch thränenfeucht sich zu ihm neigte;

Wie Philomele rein und leiser lockt,
Den Fittig wärmend um ihr Nest verspreitet,
Wo sie, von Weißdornblüthen überflockt,
Der Mutter süßes Wiegenlied begleitet;

Wo häuslich eingekleidet, schlicht und rein,
Wie die geschloßne Lilie verschleiert,
In leiser Dämmerung Verklärungsschein
Sie nach des Hauses treuen Sorgen feiert.

Der Abendstern ergeußt sein mildes Licht
Mit Wohlgefallen durch bethaute Zweige;
Doch milder, klarer leuchtet Hesper nicht,
Als jener Blick, der Mutterwürde Zeuge.

Die reine Grazie der Mutterhuld,
Die ernste Schwester jüngrer Charitinnen,
Zart wie die Liebe, fest wie die Geduld,
Treu wie der heil'gen Flamme Hüterinnen,

Steht, als ihr Engel, schirmend hinter ihr,
Und von der Unsichtbaren Glanz umleuchtet,
Flieht eitler Wunsch und sinnliche Begier,
Wo fromme Sehnsucht nur ihr Auge feuchtet.

Durch Liebe stark, vermag ein Mutterherz;
Den schönen Kranz von ihren Jugendtagen,
Verlächelnd des Verblühens leisen Schmerz,
Auf den Altar der Treue froh zu tragen.

Nicht fragend, ob verdienten Dankes Spur
Im jungen Sinn sich löschte oder bliebe,
Sie spendet wie die gütige Natur;
Ihr Zweck ist Wohlthun und ihr Wesen Liebe.

Wohl uns, es knüpft des Weltenlenkers Hand,
Wie an den Pappelstamm die Glockenwinden,
Uns an der Mutterliebe zartes Band,
Eh' wir den Sturm des Schicksals noch empfinden.

Lied.

In's stille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt sich uns der Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit sanfter Hand
Hinüber, ach! hinüber
In's stille Land?

In's stille Land!
Zu euch, ihr freien Räume
Für die Veredlung! Zarte Morgenträume
Der schönen Seelen! Künft'gen Daseins Pfand.
Wer treu des Lebens Kampf bestand,
Trägt seiner Hoffnung Keime
In's stille Land.

Ach Land! ach Land!
Für alle Sturmbedrohten
Der mildeste von unsers Schicksals Boten
Winkt uns, die Fackel umgewandt,
Und leitet uns mit sanfter Hand
In's Land der großen Todten,
In's stille Land.

Karl Ulysses von Salis-Marschlins,

ward am 25. August 1728 zu Marschlins geboren und war Stifter einer später wieder eingegangenen Erziehungsanstalt daselbst. 1757 wurde er Podesta von Tiran in Veltlin und 1763 französischer Geschäftsträger in Graubündten. 1794 verließ er jedoch, für sein Leben fürchtend, Graubündten. Er ward daher aus seinem Vaterlande verbannt und sein Vermögen confiscirt. Nun wandte er sich mit seiner Familie und einem 97jährigen Vater unter Erduldung vieler Drangsale nach Tyrol und von da nach Wien, wo er am 6. October 1800 starb:

Schriften:

Briefe an Väter und Kinderfreunde. 1775.

Beitrag zur Kenntniß des Königreichs beider Sicilien. 2 Thle. Zürich 1796.

Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin. 4 Bde. Zürich 1792.

Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs Neapel. Zürich 1793.

Bildergallerie der Heimwehkranken. 3 Bde. Zürich 1798—1803.

Hinterlassene Schriften. Winterthur 1803—4.

Seine Schriften sind bemerkenswerth durch gründliche Kenntniß der darin behandelten Gegenstände, durch Scharfsinn, Geist, feinen Geschmack und stilistische Darstellung.

Münch von Salzburg, s. Meistersänger.

Christian Gotthilf Salzmann,

ward am 1. Junius 1744 zu Sömmerda bei Erfurt geboren, erhielt von seinem Vater, einem Prediger, eine fromme Erziehung, studirte 1761—1764 zu Jena, wurde darauf 1768 Pfarrer zu Rohrborn im Erfurt'schen, 1772 Diaconus an der Andreaskirche zu Erfurt und bald darauf Prediger an derselben. Im Jahre 1781 legte er sein Amt nieder, ging als Religionslehrer an Basedow's Philanthropie in Dessau, verließ inzwischen Mißhelligkeiten halber diese Stelle schon 1784 und gründete, vom Herzog von Gotha mit 4000 Thlr. und manchen Freiheiten und von zahlreichen Freunden durch bedeutende Beiträge unterstützt, die noch jetzt unter seinem Sohne Karl blühende Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, welche bald einen so bedeutenden Ruf erhielt, daß England, Portugal, die Schweiz u. s. w. ihm Zöglinge zusandten. Er starb daselbst am 31. October 1811.

Seine Schriften sind:

Predigten für Hypochondristen. Gotha 1778.

Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde. 8 Bde. Leipzig 1779—87.

Gottesverehrungen. 6 Thle. Dessau und Leipzig 1781—88.

Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung. Erfurt 1781.

Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend. 6 Thle. Leipzig 1783—88.

Reisen der Salzmann'schen Zöglinge (mit Andre und Gutsmuths). 6 Thle. Leipz. 1784—93.

Sebastian Kluge. Leipz. 1790.

Konstants curiose Lebensgeschichte. 3 Thle. Leipz. 1791—93.

Konrad Kiefer oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung. Leipz. 1796.

Der Himmel auf Erden. Leipz. 1797.

Konrad Kiefer's Bilderbüchlein. 2 Hfte. Schnepfenthal 1803.

Heinrich Gottschalk. Schnepfenthal 1803.

Ernst Haberfeld. Schnepfenthal 1805.

Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher. Schnepfenthal 1806.

Joseph Schwarzmantel. Schnepfenthal 1810.

Heinrich Glaskopf. Schnepfenthal 1820.

Salzmann erwarb sich um die Bildung der deutschen Jugend zu einer Zeit, als das Erziehungswesen bei uns unter der Herrschaft eines unerträglichen Pedantismus noch sehr danieder lag, schriftstellerisch wie praktisch große und bleibende Verdienste, da er zu dem Natürlichen und Naturgemäßen zurückführte, ohne den Geist zu vernachläßigen oder auf irgend eine Weise zu übertreiben. Das von ihm gegründete Institut zu Schnepfenthal ist daher lange als Musteranstalt betrachtet worden, und steht noch jetzt, in seinem Geiste mit zeitgemäßen Aenderungen fortgeführt, in hoher Blüthe. — Mit besonnenem Eifer, lichtvoller Klarheit, entschieden und bestimmt bekämpfte er in seinen Schriften die vielen herrschenden Mißbräuche seiner Tage und wirkte höchst segensreich und mit gutem Erfolg nach den verschiedensten Seiten hin.

Levin Christian Friedrich Sander,

geboren am 13. Nov. 1756 zu Itzehoe, war vom J. 1779 bis 1783 Lehrer am Philanthropin zu Dessau, wurde 1784 Privatlehrer im Hause des Grafen von Reventlow in Kopenhagen, 1789 Bevollmächtigter der königl. Creditkasse, 1791 Secretär der Generalwegecommission und 1800 Professor der Pädagogik und Methodenlehre am Seminar zu Kopenhagen. Er starb daselbst am 29. Juli 1819. Viele seiner Schriften erschienen unter dem pseudonymen Namen: Ch. Bachmann und Dr. Eckstein.

Er schrieb:

Golderich und Tasso. Trauersp. Flensburg 1778.

Prosaische Dichtungen. Flensburg 1783.

Pusillana. Schausp. Dessau 1783.

Geschichte meines Freundes B. A. Rund. Hamburg 1784.

Gargantua und Pantagruel, nach Rabelais und Fischart. 3 Bde. Hamburg 1785—1787.

Die Fischer. Singspiel nach Ewald. Kopenh. 1786.

Der Schlaftrunk. Lustspiel. Meldorf u. Leipz. 1787.

Papiere des Kleeblatts. Schleswig 1787.

Salz, Laune und Mannigfaltigkeit. Hamburg 1790.

Komische Erzählungen. Kopenhagen und Leipzig 1792.

Auswahl dänischer Lustspiele. Zürich 1794.

Graf Bernstorff. Biographische Skizze von Nyerup. Kopenhagen 1797.

Rahbecks moralische Erzählungen. 2 Thle. Kopenhagen 1800—1801.

Eropolis. Lyrisches Schausp. Kopenh. 1804.
Taschenbuch für Freunde altnordischer Poesie. Kopenhagen 1816.
Knud Lavard, Herzog von Schleswig. Leipz. 1821.

Ein gewandtes Talent, das Vorzügliches in Uebersetzungen leistete und sich um die Verbreitung der dänischen schönen Literatur in Deutschland vielfache Verdienste erwarb.

Heinrich Sander,

ward am 25. Nov. 1754 zu Köndringen in Baden geboren, studirte zu Karlsruhe, Tübingen und Göttingen, und wurde schon 1775 Professor an dem Gymnasium zu Karlsruhe. Seit dem Jahre 1777 bereiste er Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien und starb zu Venedig am 5. October 1782.

Schriften:

Von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur. Karlsruhe 1778. N. A. Leipzig 1820.
Ueber Natur und Religion. 2 St. N. A. Karlsruhe 1784.
Ueber die Vorsehung. 2 Th. N. A. Karlsruhe 1820.
Ueber das Große und Schöne in der Natur. 2 Thle. N. A. Karlsruhe 1784.
Predigten. 3 Thle. Karlsruhe 1783.
Erbauungsbuch. N. A. Karlsruhe 1802.
Kleine Schriften. Herausgegeben von G. F. Götz. 2 Thle. Karlsruhe 1784.

Seine religiösen asketischen Schriften zeichnen sich durch einen höchst populären vortrefflichen Stil und klare, faßliche Behandlung des Gegenstandes höchst vortheilhaft aus. —

Johann Sander,

in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts geboren, Pfarrer zu Adenstedt im Gerichte Peine des Fürstenthums Hildesheim.

Er schrieb:

Tragödia von dem anfang, mittel und ende des heil. Johannes. Magdeburg 1588.

Ein gewöhnliches dramatisches Product in dem schlechten Geschmacke jener Tage.

Lazarus Sandrup.

Von seinen Lebensumständen ist uns nichts bekannt; nur so viel wissen wir, daß er sich einen „Studiosus der Philosophie und Theologie und einen besondern Liebhaber der Poesie“ nannte.

Er hinterließ:

Delitiae historicae et poeticae, das ist: Historische und Poetische Kurzweil. Frankfurt a. M. 1618, 8.

S. war nicht ohne Talent für eine leichte und gewandte Behandlung des Stoffes und vorzüglich der Form; unter seinen Schwänken verdienten mehrere wieder aufgefrischt zu werden.

Karl Friedrich Moritz Sapphir,

ward im Jahre 1794 von jüdischen Eltern in Pesth geboren, erhielt eine gute Erziehung und wählte dann Wien zu seinem Aufenthaltsorte, wo er sich bereits im belletristischen Fache einen Ruf erworben hatte, als ihn Verhältnisse veranlaßten, nach Berlin zu gehn, wo er ein Journal „die Schnellpost“ gründete, durch welches er sich bald als höchst witziger Kopf eben so viele Freunde wie Gegner erwarb, jedoch aus allen Kämpfen siegreich hervorging. Er begab sich dann nach München, wo er ebenfalls zwei Zeitschriften gründete (der deutsche Horizont und der Bazar), sich jedoch auch in viele Streitigkeiten verwickelte, zwar den Titel eines Intendanturrathes erhielt, jedoch ohne ein Amt zu bekleiden, und zuletzt München verlassen mußte. Zwar erhielt er später die Erlaubniß wieder dorthin zurück zu kehren, verweilte aber zum zweiten Male nicht lange daselbst, und ging dann nach Wien, wo er gegenwärtig noch lebt, ebenfalls mit der Herausgabe eines Journals „der Humorist“ beschäftigt.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Poetische Erstlinge. Pesth 1821.
Poesieen. Wien 1824.
Conditorei des Jocus. Leipzig 1828.
Humoristische Abende. Augsburg 1830.
Gesammelte Schriften. 4 Bde. Stuttgart 1832.
Neueste Schriften. München 1832.
Dumme Briefe, Bilder und Chargen. München 1834.
Humoristische Damenbibliothek. 4 Bde. Wien 1838.
Viele einzelne Flugschriften. 4 Bde. Wien 1838.

S. ist unbestritten eines der gewandtesten Talente neuester Zeit im Gebiete des Humors und der Satire, Reichthum an schlagendem, oft freilich nur auf Wortspielen beruhendem Witz und eine seltene Herrschaft über Sprache und Form sind ihm eigenthümlich; aber seine Lebensverhältnisse haben ihm weder Ruhe noch Sammlung seiner Kräfte und tieferes Eindringen in das eigentliche Wesen der Dinge gestattet und ihm wiederholt den Vorwurf der Oberflächlichkeit und des Mangels an Gesinnung zugezogen. Es ist lebhaft zu bedauern, daß nicht ein günstigeres Geschick ihm verstattete, seine bedeutenden Gaben harmonisch auszubilden; er würde dann einen hohen Rang in der schriftstellerischen Welt einnehmen können, während er jetzt nur eine glänzende Erscheinung auf dem Gebiete der flüchtigen Literatur des Tages ist. —

Erste Fasten-Devise*).

Die Scala des modernen Gesellschafts-Tones.

Der Text, den wir unserer heutigen Devise zum Grunde gelegt haben, findet sich aufgezeichnet in allen Annalen der deutschen Städte und Städtchen: es ist das „ut-re-mi-fa-sol-la" des allgemeinen Gesellschaftstons. Dieser Text zeefällt in zwei Theile: in „Nichts" und in „Etwas." Ich erbitte mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit zu dem ersten Theil meiner Devise, zu —

Nichts.

Nichts, meine freundlichen Zuhörer, ist bei weitem keine solche Kleinigkeit, als man glaubt; nicht etwa, weil die ganze Welt aus dem Nichts entstanden, denn das Nichts, welches vor der Erschaffung der Welt da war, ist ein wahres Nichts gegen das Nichts, das mit der Welt zur Welt kam. Man könnte sagen: Im Anfange war Alles Nichts, und aus diesem Nichts entstanden mehrere Nichts, als da sind:

Die Welt und das Licht; die Menschen und die Türken; die Thiere und die Ultra's u. s. w.

Wenn das Licht z. B. mehr als ein Nichts wäre, so müßte es doch irgendwo sein, nachdem es erschaffen wurde; wo ist aber nun das Licht? Beim Lichte betrachtet ist nirgends Licht, ja man steht sich im Lichte, wenn man nur vom Lichte spricht. Das Bischen Licht, das etwa im Paradiese gewesen sein mag, war unser erstes Unglück; wäre kein Licht da gewesen, so hätte Adam Eva nicht gesehen, Eva hätte die Schlange nicht gesehen, die Schlange hätte den Apfel nicht gesehen, und wir wären Alle noch im Paradiese, also mit dem Licht ist's auch nichts; wir haben Kerzen aber keine Lichter, und auch von diesen nur so viel, als nöthig ist, um zu sehen, wie finster es ist. Sie sehen also, daß aus dem präadamitischen Nichts ein ganzes Nichtsheer herausgeschachtelt wurde, und eins von diesem Nichtsheer ist auch der Grundton oder die „Tonica" unserer modernen Gesellschaften.

Die Tonart einer jeden Gesellschaft bedeutet ursprünglich den Klang, oder den Gehalt derselben in Beziehung des Verhältnisses der Höhe und Tiefe; wir aber sind darauf reducirt, die Grundbedeutung dieser Tonart in Rücksicht des Verhältnisses von Länge und Breite zu suchen.

Die Systeme haben von jeher die Kunst zu Grunde gerichtet. So wie man nun eine Bank ein System von Stühlen, eine Gasse ein System von Häusern, und die Frisur unserer Damen ein System von Lockungen nennen könnte, so kann man jede Gesellschaft ein System, ein Tonsystem nehmlich von einzelnen Tönen oder von einzelnen Menschen nennen.

Die bestimmte Abmessung dieser Töne aber nennen wir *bon ton* — allein es giebt zwei *bon*, die oft sich gegenseitig fliehen, das ist der „bon sens" und der „bon ton," nur wo diese zwei bon zusammen sind, da findet man die Bonbon der geselligen Conditorei.

Zur geselligen Harmonie muß man eine ganze Octave in sich fassen, nämlich:

C D E F G A H.

Das C: Cultur, das D: Denken, das E: Einfälle, das F: Feinheit, das G: Geschmack, das A: Anstand, und das H: Heiterkeit.

Alle diese Dinge, und wohl noch mehrere gehören dazu, um im gesellschaftlichen Gespräche, in diesem rüstigen Zweikampfe der Ideen, in der Gesellschaft, in welcher man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, sondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können.

Das Lesen eines Buches, des besten Buches, ist eine schleppende Geistesbewegung gegen den lebendigen Buchstaben des Gespräches. Das Gespräch läutert die Begriffe, schärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improvisatorischen Scharfsinn, regt den Witz und den Humor an, und legt die weichen Folien des anständigen Scherzes, der heitern und fröhlichen Laune um die scharfen Ecken und um die schneidenden Kanten des Lebens und des Ernstes. Eben deßhalb ist das weibliche Geschlecht im Allgemeinen weit scharfsinniger als das männliche, weil es viel spricht, weil es ohne Sprechen nicht leben kann, weil es spricht, um zu leben, und lebt um zu sprechen. — Legen wir heut zu Tage unsere geheimsten Gehörtrichter an die Thüren unserer Gesellschaftssäle und Sälchen, Zimmer und Zimmerchen, Zirkel und Zirkelchen, so ist es immer ein herausgeputztes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen erschlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da sitzt man auf der langen Bank eines Winterabends um die Riesin „Langeweile" todtzuschlagen; zuerst wird diese Riesin mit Thee gebeizt und mürbe gemacht, sodann marschiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabackspfeifen auf sie los, aber es geht dieser Riesin, wie dem Gespenste in der Fabel, was man ihr unten abschneidet, setzt sie oben wieder an.

Das einzige Schwimmkissen, welches uns auf der Fluth der Conversation oben aufhält, ist das Theater, also wieder ein Nichts, wir sprechen also ein Nichts mit Nichts zu Nichts. Wirft einmal ein außerordentlicher Sturm der Zeit, oder ein Aufruhr der Ergebnisse irgend einen Neuigkeits-Wallfisch aus dem Strom der Ereignisse an unsern öden Strand, da läuft Jung und Alt zusammen, mit Töpfen und Schüsseln, mit Kannen und Schalen, und jeder zapft am Neuigkeits-Wallfisch schnell ein bischen Thran ab, und läuft damit nach Hause. Sodann Morgen, und Uebermorgen und Ueberübermorgen und einen Monat lang laden wir uns und unsere Gevatterinnen, Nachbarinnen, Basen und Vettern gegenseitig ein, und setzen uns gegenseitig denselben Thran vor, und finden ihn immer sehr schmackhaft, und alle Basen sagen: der Thran, er ist delicat. Früher hatten wir fünf Sprachwerkzeuge, wir haben aber zwei davon mit Napoleon auf St. Helena begraben, zwei davon sind über den Balkan gegangen, und sind nicht wieder zurückgekommen, und wovon wir jetzt zu reden haben, dafür ist ein Sprachwerkzeug auch schon ein Luxusartikel.

Wenn der ewige Friede noch lange fortdauert, so werden wir dieses eine Sprachwerkzeug auch quiesciren, und sodann dürfte für die Ehemänner wenigstens, nicht nur ein ewiger, sondern auch ein zeitlicher Friede eintreten. Das Nichts unserer Gesellschaften ist aber nicht etwa blos deßhalb so leer, weil es ein Nichts ist, sondern weil wir es noch so emsig und mit aller deutschen Beflissenheit ausädern und präpariren. Wir rädern ein und dasselbe Nichts Kopf ab und Fuß auf, zerfasern es, zupfen es zu Charpie und zermalmen es dann noch erst mit den Zähnen. Dieses Nichts geht mit dem Klingelbeutel herum, Jeder wirft seinen Silberling hinein und dankt dann dem lieben Herrgott im Stillen, daß er seiner Pflicht sich entledigt hat. Die gesellschaftliche Rede soll eine leichte, faßliche und angenehme Prosa sein, wir Deutsche können aber keine Prosa schreiben und unsere besten Dichter sind nicht im Stande eine kleine Zeitungs-Annonce fehlerfrei aufzusetzen. In England hat der Sprecher die Sprache, in Deutschland die Sprache den Sprecher in der Gewalt, deßhalb spricht in England in den Gesellschaften stets nur Einer, wir aber sprechen in Gesellschaften Viere und Sechse auf einmal, gleichsam als wollten wir eine Rede zusammenschießen, da wir einzeln zu arm dazu sind.

In Frankreich sieht man darauf, hübsch zu reden und schnell zu denken; wir sehen darauf, recht schwer zu denken, und recht langsam zu sprechen. Darum rollt die französische Conversation wie ein rasch bespanntes Cabriolet munter vorwärts, unser Gespräch aber bewegt sich wie ein deutscher Frachtwagen langsam vorwärts, und hält alle Augenblick hübsch stille, um sich von seiner Pein zu erholen. Wenn der Franzose in Gesellschaft geht, so legt er im Vorzimmer nicht nur seinen Mantel und seinen Hut ab, sondern er hängt auch da seinen Minister, seinen Financier, seinen Conseiller, seinen Savant, seinen homme de lettres, seinen Deputé u. s. w. an den Nagel, und tritt als bloßer Gesellschafter in die Gesellschaft. Bei uns aber giebt es keine Gesellschaft, ein Jeder bringt sein Amt und seinen Titel mit, und hängt sich dieselben als Serviette vor den Mund, daß ihm ja nur nichts Menschliches entfalle. Es giebt bei uns bloß gesellschaftliche Menschen-Repositorien, in verschiedene Fächer abgetheilt, als z. B.: ein Minister, ein Rath, ein General, ein Professor, ein Banquier, eine Ministerin, eine Räthin, eine Professorin, eine Generalin, eine Banquierin, es sind zusammengefügte Sorten, aber es ist keine Gesellschaft. Der Reiche bringt seine Kisten mit, und rangirt sich nach ihrem Inhalte, als Ganzer, Halber, Drittel und Viertel-Millionär; wir haben demnach nicht nur einen Kastengeist in der Gesellschaft, sondern auch einen Kistengeist. Das Gespräch spielt also nicht, wie ein schönes Farbenspiel, leicht und frei, in und durcheinander, sondern einzelne Gesprächtheile schwimmen, wie Essig und Oel neben einander, ohne sich je zu verbinden.

Dieses schroffe und vereinzelte Dastehen in Gesellschaften eben läßt uns so unbeholfen und steif; darum ist unser Conversationston schwerfällig und pedantisch, gekünstelt ohne Zierlichkeit, derb ohne Feinheit, kurz, wir sind wie Göthe's Musen in der Mark, nicht fein und manierlich, sondern derb und natürlich. Einen Beweis aber, was selbst unsere Dichter unter Conversation verstehen, können uns unsere Conversations-Stücke, mit welchen man in neuerer Zeit uns auf den Bühnen martert, liefern. Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen können diejenigen dramatischen Stücke, in welchen das gewöhnliche Leben ausgebalgt, und pfundweise, mit Bein und Knochen ausgehackt wird. Der Verfasser nimmt drei Fingerspitzen voll Natur, läßt sie in einem Maß lauwarmes Gesprächwasser aufkochen und die Tisane ist fertig. Dazu kömmt ein großes Elend, oder ein großer Jammer,

*) Aus Saphir's „Humoristische Abende."

am meisten aber eine große Armuth, mit zwei oder drei Criminalverbrechen belegt, wie Spinat mit Setzeiern.

Kotzebue und Iffland lassen ihre Helden stehlen, einbrechen, silberne Löffel einstecken, dem Manne entlaufen, Nachschlüssel haben u. s. w. In England würden alle diese Helden aufgeknüpft werden; unsere Dichter bestrafen sie härter, sie bringen sie auf das deutsche Theater. Das Laster wird belohnt. Die Einkleidung dieser Stücke ist alltäglich wie das Lächeln einer Tänzerin, schleppend wie ein unglücklicher Bräutigamstand und ausgedörrt wie das Gewissen eines Jesuiten. Die Personen dieser Stücke stampfen mit den Füßen, prügeln, stoßen Flüche aus, sind alles Geistes und Anstandes beraubt, und das nennen unsere Theaterdichter: Conversations-Stücke.

Es ist also nicht einmal ein allgemeines Nichts, sondern ein zerstückeltes Nichts, welches der Gegenstand unserer Gespräche ist. Aus dem großen Vorweltnichts erstand also nicht nur das allgemeine Weltnichts, sondern aus diesem allgemeinen Weltnichts, entstand das zerstückte Gesellschaftsnichts, aus diesem Gesellschaftsnichts entstand das Nichts dieses ersten Theils meiner Vorlesung, und meine freundlichen und aufmerksamen Zuhörer werden wenigstens zugeben, daß ich dem Stoffe „Nichts" ganz gewachsen bin, und werden mir daher ihre gefällige Theilnahme nicht versagen, wenn ich Sie durch „Nichts" auf „Etwas" vorbereiten will.

Etwas.

Unleugbar muß es aber doch ein Etwas sein, welches uns in unsere Gesellschaften zieht, ein Etwas, welches uns an unsere Gesellschaften fesselt, es ist: Das weibliche Geschlecht. Der Gesellschaftston hat auch zweierlei Tonarten, die Dur- und die Moll-Tonart. Die Männer bilden die Dur-Tonart, die Frauen die Moll-Tonart. Die Durtonart trägt den Charakter einer großen Lebhaftigkeit, eines raschen, bestimmten, aber scharfmarkirten Gepräges; die Molltonart trägt den Ausdruck der Weichheit, des Zarten, des Elegischen und der feinen Empfindung an sich. — Die Freude wie der Schmerz, sie stören beide gleich die geistige Natur des Menschen aus ihrem ruhigen Gleichgewichte auf; die geistige Natur muß also streben, wieder Herr beider Empfindungen zu werden; dazu ist ein Austönen, ein Aussingen, ein Ausschreien oder ein Austoben derjenigen Empfindung nöthig, die dem Herzen zu übergewaltig wird. Die Empfindungen in Musik oder Gesang übertragen, geben der geistigen Natur ihre gleichschwebende Temperatur wieder. Jede Stimmung aber kündigt sich durch eigene, ihr angehörige Töne an. Wie es in der Musik ist, so ist es in der Rede, nur mit dem Unterschiede, daß die Musik auf das Nervensystem, und die Rede auf den Geist wirkt, daß die mathematische Meßbarkeit der Musik sie einschränkt, die lebendige Rede aber die Freiheit ihrer Bewegung in Zeit und Raum unbeschränkt besitzt, daß die Musik auf physischem Wege, und quantitativ operirt, während daß die Rede, das Gespräch auf physischem Wege qualitativ zu Werke geht.

Wie die Musik, so hat die Rede, der gesellschaftliche Ton, eine Dur- und eine Moll-Tonart, jene geht von dem männlichen Theile der Gesellschaft, diese von dem weiblichen aus. Die Männer kommen in die Gesellschaft nach den Mühen des Tages, erschöpft, geistig oder physisch, sie bringen nicht einmal den Willen mit, zu unterhalten, sondern sie wollen unterhalten sein, sie wollen sich erholen, sie betrachten den Abend oder die Geselligkeit wie ein Sopha, auf das sie sich hinlehnen, in nichtsthuender Bequemlichkeit. Das weibliche Geschlecht hingegen bringt alle seine Kräfte mit in die Gesellschaft, der ganze Tag ist ihm nur eine Vorschule des Abends, das gesellige Leben ist den Frauenzimmern Geschäft und Instinkt zugleich. Wir Männer bedürfen eines Impulses, eines Anstoßes, um zu sprechen überhaupt, wir bedürfen einer Begeisterung, eines Rausches, oder einer fixen Idee, um eindringend und hinreißend zu sprechen.

Die Frauen hingegen sprechen aus freier Lust, sie improvisiren, sie sagen nichts langsam, nichts ängstlich, es ist stets eine angenehme, eine gefällige Form. Selbst die geistreichsten Männer unter uns, wenn sie eine kleine Rede vom Stapel laufen lassen, suchen erst alle Sinne und Sprachwerkzeuge zusammen, man sieht ihr Gesicht schon Minuten lang früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher noch oft ein Wasserschlag ist; die Frauen hingegen, selbst die nur halbgebildeten, bereiten sich auf das, was sie sagen wollen, gar nicht vor, ihre Unterredung fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und ist der Bach auch nicht tief, so ist er doch hell, und in ihm spiegeln sich die gemüthliche Bläue des Himmels und die am Ufer blühenden Blümlein ab. Wir Männer haben den Reichthum an Ideen, allein wir besitzen denselben in großen Münzen, die wir im geselligen Leben nicht in Curs bringen können. Die Frauen aber wissen das Nadelgeld, welches sie von Wissen und Bildung haben, rouliren zu lassen, und in kleinen, klingenden und lieblichen Scheidemünzen in Umlauf zu setzen. Wir Männer vergessen uns im Gespräche sehr oft, die Frauen nie, es ist immer die feine Linie des Zarten, Schicklichen und Graziösen, auf welcher sie sich bewegen.

Wie in der physischen Natur sich der Mann durch derben Bau, durch eckige Umrisse von der Zartheit und von den runden und weichen Lineamenten des weiblichen Baues unterscheidet, so äußern sich auch im geselligen Leben die Männer mehr durch die Idee der Kraft, eckig und schroff, die Frauen hingegen mehr durch die Idee der Schönheit, in der Form rund und zart, glatt und weich. Aber in gewisser Hinsicht tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein; im gewöhnlichen Leben ist der Mann das begeistigende, und die Frau das fortbildende Prinzip, in der Gesellschaft hingegen sind die Frauen das begeistigende Prinzip und wir Männer bilden den gegebenen Stoff fügsam fort. Es ist eine Naturerscheinung, daß der kleine Mund der Frauen gerade die größten Worte liebt: Gottheit, Engel, Himmel, Triumph, Urtheil, Verdammung, oder Vergötterung sprudeln, mir nichts, dir nichts, aus dieser kleinen Zaubergrotte hervor. Selbst in Hinsicht der Complimente zeichnet sich der richtige Takt der Frauen vor dem der Männer auffallend aus, der geistreichste Mann läßt sich durch ein fades Compliment, durch eine plumpe Schmeichelei gewinnen. Die Frauen aber verlangen ein geistreiches Compliment, eine sinnige, ungewöhnliche Schmeichelei.

Nicht nur unsere Schöngeister alle erschließen ihre Liebenswürdigkeit und ihr Schatzkästlein von Grazie, Witz und Galanterie, in den Sonnenstrahlen der weiblichen Gesellschaft, sondern auch der ernstere Beschauer des Lebens findet im geselligen Umgange der Frauen die Polirmühle feiner Sitten, und das Marimenbuch des Schicklichen. Leider, gottlob, sind die Frauen auch selbst von dem geringen gesellschaftlichen Talente der Männer überzeugt, und rücken mit Waffen gegen die Langweile in jede Gesellschaft ein. Ein halber Strumpf, ein Knäul Zwirn und fünf Nadeln machen die Besatzung aus, mit welcher sie sich defensiv gegen die zu erwartende Langeweile decken. Ich bin weit entfernt, mit Jean Paul das weibliche Geschlecht wegen seines „vernähten und verstrickten Lebens," wie er es nennt, zu tadeln; ich ehre das Strickzeug und den Nähtisch als die Reichsinsignien der häuslichen Tugend, ich liebe es, wenn das weibliche Geschlecht verstrickend strickt, Schlingen schlingt, Häkchen häckelt, Netze netzt und Stückchen stückt, aber wenn ich ein Frauenzimmer sehe, wenn es in Gesellschaft die Prosa aller Prosa: das Strickzeug aus dem Strickbeutel herauszieht, da bricht mir der helle Angstschweiß aus, da sehe ich ordentlich den ganzen Abend wie einen zähen wollenen Strumpf vor mir liegen, wie die guten Frauen an diesem sich immer länger dehnenden Abend peinlich herunterstricken, wie sie den Abend abnehmen, hie und da eine Masche fallen lassen, und am Ende den Abend fest zusammenstricken, damit er nur ja nicht wieder aufgehe.

An diesen Strumpf knüpft sich auch sogleich die nüchterne Alltäglichkeit des hausgebackenen Lebens mit an, mit sammt dem Waschzettel und dem Bügeleisen. Fast sollte man glauben, die Frauen hätten ihre Hände zu ewigem Arbeitszwang verurtheilt, entweder weil dieselbe Hand schon eine Ruhe gemordet hat, oder noch morden will. Man weiß jetzt fast gar nicht mehr, ob das Frauenzimmer den Strumpf, oder der Strumpf das Frauenzimmer mit in die Gesellschaft bringt, und die Männer erzählen sich gegenseitig: Wir waren gestern funfzehn Frauen, funfzehn Männer und funfzehn Strümpfe beisammen.

Unleugbar ist es, da durch das Stricken die Frauen so mancher Verlegenheit entgehen, sie können so Manches übersehen und überhören, was sie gern übersehen und überhört haben möchten, die fünf Nadeln sind eben so viele Ableiter von Erröthungen und Entfärbungen; die bequeme Gelegenheit die Augen sogleich senken zu können, ist eine Gelegenheit aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Gespräch mit der Masche zugleich fallen lassen, und mit der neuen Masche ein neues Gespräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viel Seufzer, Wünsche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bittergesalzene Thränen in manchen Strumpf mit eingestrickt werden, wir würden mit ehrfurchtsvollen Augen einen solchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten stiller Lust und stillen Wehs, betrachten. Wir Männer wissen aber mit unsern Händen gar nicht, wo aus, wir spielen mit den Uhrketten, wir schreiben mit den Fingern auf den Tisch oder auf die Knie, oder wir streichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an dem Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnurbart um den Finger, oder wir spielen mit der Dose, oder wir wenden und drehen ein Stückchen Papier zwischen den Fingern, anstatt daß wir den Gegenstand der Conversation drehen und wenden sollen.

Um es uns aber ja nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu, und spielen Karten. Denn eine Parthie Whist oder l'Hombre oder Boston ist

doch gar nichts anders, als ein stillschweigendes Geständniß, welches sich vier Personen gegenseitig machen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen.

Wir könnten unsere zweiundfunfzig Wochen ohne die zweiundfunfzig Karten gar nicht mehr herumbringen. Den Damen verzeihe ich es noch, denn sie finden, in der ihnen eigenen Scharfsinnigkeit, in den dreizehn Kartenblättern ein ganzes Sitten- und Lebensbüchlein; bei der Eins denken sie: einen Gegenstand muß man lieben und keinen mehr; bei der Zwei, daß es doch besser ist ein Paar zu sein; bei der Drei an die Gewalt der Grazien; bei der Vier an die weise Einrichtung der vier Temperamente; bei der Fünf an die Macht der fünf Sinne; bei der Sechs an die häuslichen Geschäfte der sechs Wochentage; bei der Sieben und Acht, daß die Männer sich in Acht nehmen keine böse Sieben zu heirathen; bei der Neun an die neun Musen, ohne welche es doch keine Grazien giebt; bei der Zehn an die sonderbare Einrichtung, daß eine Nulle durch eine hinzugefügte Einzelheit erst zu hohem Werthe kommt, diese Einzelheit aber wieder durch diese Nulle zehnmal mehr werth wird. Bei den Buben denken sie sich, was sie sich bei allen Gecken und Laffen denken: sie sind gerade gut genug, um mit ihnen zu spielen. Mit den Damen gehen sie wie mit den Damen im Leben um, machen ihnen anscheinlich die Honneurs, können sie ihnen aber bei guter Gelegenheit einen Stich versetzen oder sie tüchtig abtrumpfen, so unterlassen sie es auch nicht; bei dem König endlich zeigen sie sich als gute Royalistinnen. Wenn die Frauen zum Spieltisch eilen, so ist das reine Satire auf die Männer, wenn aber die Männer spielen, so machen sie keine Satire auf die Frauen, sondern eine auf sich selbst. Die Frauen legen auch mit den Karten das Spiel selbst aus der Hand, die Männer hingegen, die legen bloß die Karten aus der Hand, aber nicht aus dem Sinne; sie spielen in Gedanken noch nach, und oft kommt der Mann nach Hause, und glaubt in seiner Frau Coeur- oder Caro-Damen zu sehen. Doch nein, hier thue ich ihnen unrecht; wenn das wäre, so würden sie ihre Frauen zärtlicher und aufmerksamer behandeln, als es gewöhnlich der Fall ist. Denn in der Regel ziehen die Männer nur wenn sie in Gesellschaft gehen den schwarzen Galla- und Bratenrock und den rosenfarbenen Humor an; wenn sie aber zu der armen lieben Frau nach Hause kommen, da nehmen sie schnell wieder das aschgraue Sorgengesicht und die nußbraune häusliche Brumm-Schlafmütze hervor.

Sie gehen also mit Coeur- und Caro-Damen gefälliger um, als mit ihren Frauen. Ueberhaupt sind sie in der Gesellschaft schon glücklich, wenn sie durch das Spiel der Qual des Redens überhoben werden. Aber nicht nur das nicht Reden ist ein Uebel unserer Gesellschaften, sondern auch und mehr noch das nicht gut Hören, das nicht gut Zuhören nämlich. Denn die Kunst des Zuhörens ist eines der ersten Bedürfnisse einer guten Gesellschaft. Wie oft haben wir zwei Stunden lang gar nichts gesprochen, sondern bloß einem Andern zugehört, und der Andere sagte sodann: das ist ein recht scharmanter, artiger, beredter Mann.

Ein großes Uebel unserer Gesellschaften sind die Schönsprecher und die Zierwörtler, die Redecoquetten, die alle Welt anziehen, und keine Seele festhalten. Ein solcher Schönsprecher sucht in aller Stille erst das schönste Wortkleid für seine Gedanken zusammen; während des Sprechens sucht er immer noch den Flitterstaat, den er seinen Worten umhängen will, die Mühe des Redens tödtet die Kraft seiner Meinung und der Gedanke erliegt unter dem Schwall des leeren Geklingels. Noch ein größeres Uebel sind die Generalpächter der Unterhaltung, die jeden Gegenstand allein verschlingen wollen, und die Alleinherrschaft des Zirkels gewaltsam behaupten.

Diese fallen jedem Andern in die Flanken, schneiden ihm das Gesprächsterrain ab, und behaupten das Schlachtfeld ganz allein. Der natürliche König jeder Gesellschaft hingegen ist der Gelegenheitsmacher, das heißt, derjenige, der andern Gelegenheit giebt und macht, ihr Schäfchen auch in die Heerde der Sprecher zu treiben und die allgemeine Wiese der Unterhaltung mit abweiden zu können; ein Sensal fremder Einfälle und Worte verdient und erndtet auch am meisten Dank. Zur Geselligkeit ist Talent allein nicht hinreichend, man muß ein Gesellschaftsgenie sein. Das Genie sprudelt; es überlegt, es wählt, es sucht nicht lange, es wirft den Gedanken hin, schnell wie es ihn empfing, schleppt im Nu Worte und Einkleidungen aus allen vier Welttheilen, aus allen Reichen der Natur zusammen, drappirt seine Gedanken flüchtig mit denselben, und alles paßt und kleidet wohl, sieht wohl zuweilen phantastisch, aber nie bizarr aus. Zuweilen verfängt sich ein solches Genie, verwickelt sich, ja zuweilen wird es völlig besiegt, allein es ist ein Triumph in der Niederlage und er fällt wie Leonidas, sein Fall vermehrt seinen Ruhm. —

Der Satiriker, der witzige Kopf, ist die Argand'sche Lampe der Gesellschaft, er überstrahlt alles. Doch muß er pikant sein und nicht beißend, sein Witz sei ein Schröpfkopf, der mehr kitzelt als sticht, aber nicht eine Lanzette, welche in die Ader des Nächsten fährt und eine schmerzliche Verblutung nach sich zieht. Der Witz muß leuchten aber nicht zünden, erhellen aber nicht blenden. Der Witz steige wie eine Rakete in die heitere Luft, er öffne sein Lustspiel über den Köpfen der Zuschauer, die ihr fröhliches „Ach!“ ausrufen; kein Funken falle zündend herunter und die ausgebrannte Rußdüte senke erst weit von ihnen sich hernieder.

Eine ganz eigene Erscheinung in der Gesellschaft bieten uns die Verliebten dar. Ein Verliebter, und wäre er das komischste, das geistreichste Genie, ist zwar ein Gott, wenn der Gegenstand seiner Liebe mit in der Gesellschaft ist, aber eine Nulle, eine bodenlose Lyra, wenn er nicht da ist. Hier giebt es aber noch viel zu unterscheiden, ob es die wirklichen Blattern oder die Schafblattern sind, das heißt, ob es Liebende oder bloß Verliebte sind; in welcher Periode der Krankheit sie sind, ob in der Entwicklungsperiode, ob in dem Ausbruch, ob in der Krisis derselben, oder in der Reconvalescenz.

Auf jeden Fall bilden die Verliebten in der Gesellschaft einen Staat im Staate, und sind deßhalb zur Gesellschaft nicht mitzurechnen.

Ganz unerträglich aber in geselligen Zirkeln sind die Vornehmthuer, die Gespreizten, die petrifizirten Gesichter, die nie lachen, und nur selten sich hie und da ein Lächeln unter dem Fette zu Schulden kommen lassen. Diese affectiren geläuterten Geschmack, ihr Antlitz liegt wie gepreßter, falber, zweifarbiger Sammt da, und man ist versucht, sich eine Weste daraus machen zu wollen. Das sind die geselligen Holzäpfel, wenn man in die sauren Gesichter hineinbeißt, bekommt man lange Zähne. Soll ich nun noch ein Wort über die sogenannten privilegirten Gesellschafts-Spaß- und Lustigmacher sagen? Wer kennt nicht ein Heer solcher Fabriane, die einen und denselben Spaß immer von neuem vornehmen, und sich dadurch so zu sagen das Bürgerrecht in gewissen Zirkeln errungen haben? Der Eine kann funfzehn Minuten auf einem Fuße stehen; der Zweite kann mit der Stirne eine Haselnuß aufknacken; der Dritte kann durch den Schatten seiner Finger einen Hasen und einen Hund an der Wand erscheinen lassen; der Vierte kann wie eine Katze miauen, und wie ein Hund bellen; der Fünfte kann mit dem Munde sägen und hobeln; der Sechste kann sich ein brennendes Licht in den Mund stecken; der Siebente kann sich die Augenlieder wie Ermelaufschläge emporschlitzen; der Achte kann drei Eierdotter auf einmal verschlucken; der Neunte kann mit seinem Gesichte wetterleuchten, blitzen und einschlagen; der Zehnte kann mittelst Schnupftaback und einer Serviette einen Türken vorstellen; der Elfte kann mit dem Mund einen Groschen vom Boden aufheben; der Zwölfte kann einen beliebten Schauspieler nachahmen; der Dreizehnte kann seine Nase nach Gefallen heben und senken wie einen Regenschirm; der Vierzehnte kann Kartenkunststücke machen; der Funfzehnte kann aus Krebsscheeren einen Husaren zusammenstellen; der Sechszehnte kann aus Aepfelkörnern einen Maikäfer schnitzen, und so giebt es ein Heer solcher Kraftkünstler, die alle Tage in allen Gesellschaften eben dieselben Stückchen produziren.

Wenn man nun oft es mit ansieht, wie sich Gesellschaften dieselben Späße zum hundertstenmal vormachen lassen, und immer wieder neuerdings davon erfreut sind, so muß man mit jenem französischen Derbdenker ausrufen: „Der Mensch ist ein geselliges Thier!“

Ich glaube nun, daß Sie, meine freundlichen Zuhörer, mit mir glauben, unser geselliges Etwas stehe nicht viel höher als unser geselliges Nichts. Wir kommen, um uns zu sagen, daß wir uns nichts zu sagen haben, und davon zu sprechen, daß man gar nicht weiß, wovon man sprechen soll, und wir gehen auseinander, um zu gleichen Zwecken wieder zusammen zu kommen.

Wenn Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, heute zusammen gekommen sind, um zu hören, wie man viel spricht und wenig sagt, so werden Sie doch beim Auseinandergehen mit Recht sagen können, daß ich mehr geleistet habe, als Sie erwarteten. Denn Sie erwarteten Etwas, ich habe aber nichts mehr geleistet.

Ich schließe hiermit meine erste Vorlesung, denn es ist nichts als gerecht, daß, wenn die Vorlesung Sie nicht fesseln konnte, daß sie selbst geschlossen werde.

Ich bin überzeugt, daß Sie dies keinen voreiligen Schluß nennen werden.

Das Thema meiner nächsten Vorlesung soll das A B C des Lebens

„Frühling und Frauen“

sein.

Jost Kirchherr zu Sarne, s. Minnesinger.

Franz Sartori

ward am 7. März 1782 zu Unzmarkt in der Obersteiermark geboren, genoß zu Grätz und Wien eine gute Erziehung, ließ sich später in letzterer Stadt nieder und beschäftigte sich vorzugsweise mit der Herausgabe mehrerer Zeitschriften. 1808 erhielt er eine Anstellung bei der Büchercensur und 1815 wurde er Regierungssecretär und Vorsteher des Centralcensur- und Bücherrevisionsamtes daselbst. Er starb im Jahre 1832.

Seine Schriften sind:

Annalen der Literatur und Kunst. Wien 1806—1813.
Naturwunder des österreichischen Kaiserthums. 4 Thle. Wien 1807—1809. N. A. 1811.
Länder- und Völkermerkwürdigkeiten des österreich. Kaiserthums. 4 Thle. Wien 1809.
Reise durch Oesterreich rc. 3 Thle. Wien 1811.
Malerisches Taschenbuch. 6 Bde. Wien 1812—17.
Die österreichische Schweiz. Wien 1813.
Vaterländische Blätter. Wien 1814—1823.
Pantheon denkwürdiger Wunderthaten österreichischer Heroen und Empörer. 3 Thle. Wien 1816.
Neueste Geographie von Steiermark. Grätz 1816.
Taschenbuch für Karlsbads Kurgäste. Wien 1818.
Taschenbuch für Marienbads Kurgäste. Wien 1819.
Oesterreichs Tibur. Wien 1819.

Große Belesenheit, Geschmack, Lebendigkeit und treffliche Darstellung zeichnen seine Schriften aus. Seine Schilderungen der Natur und des Volkslebens in Oesterreich sind vortrefflich.

Georg Fr. Christoph Sartorius, Freiherr v. Waltershausen,

ward am 25. August 1766 zu Kassel geboren, studirte in Göttingen, wurde 1788 Bibliothekssecretär daselbst, 1794 Custos an der Bibliothek, 1802 Professor der Philosophie und 1805 Hofrath. Im Jahre 1814 erhielt er die Nominalprofessur für Politik und dazu 1818 die nassau'sche Professur für Statistik. Im Jahre 1827 ward er auf Veranlassung eines Güterkaufes von dem Könige von Baiern in den Freiherrnstand erhoben. Er starb zu Göttingen am 24. August 1828.

Er schrieb:

Geschichte des deutschen Bauernkriegs. Berlin 1795.
Handbuch der Staatswirthschaft. Berlin 1796.
Geschichte des hanseatischen Bundes. 3 Thle. Göttingen 1802—1808.
Von den Elementen des Nationalreichthums. Göttingen 1806.
Abhandlungen zu den Elementen des Nationalreichthums. Göttingen 1806.
Spittler's europäische Staatengeschichte. Fortgesetzt. 2 Thle. Berlin 1807. 3te Aufl. 1823.
Historisch-genealogischer Kalender für 1799. 1800.
Die Geschichte der Bartholomäusnacht. Berl. 1812.
Versuch über die Regierung der Ostgothen. Hamburg 1811.
Ueber die Gefahren Deutschlands rc. Gött. 1820.
Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hanse. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. 2 Bde in 4. Hamburg 1830.

Ein Schüler Spittler's, zeichnete sich Sartorius durch scharfen politischen Blick, gründliche Quellenstudien, treffliche Darstellung und einen eben so körnigen wie concisen Stil auf das Rühmlichste aus.

Johann von Sasse, s. Minnesinger.

Peter von Sassen, s. Minnesinger.

Satori, s. J. Neumann.

Johann Rudolph Sattler,

geboren zu Weißenburg im Jahre 1578, war Anfangs Notar und Gerichtsschreiber, später Rathsherr zu Basel. Er starb am 5. Julius 1628.

Wir besitzen von ihm:

Deutsche Rhetorik. Basel 1600, 1614. Fol.
Deutsche Orthographey und Phraseologey. Basel 1610.

Einer der ältesten deutschen Sprachforscher, dessen Arbeiten nicht ohne Verdienst sind.

Friedrich Karl v. Savigny,

geboren am 21. Februar 1779 zu Frankfurt a. Main, studirte in Marburg Rechtswissenschaft, ward 1800 Doctor, bereiste hierauf Deutschland, Frankreich, Italien und kehrte nach Marburg zurück. Hier wurde er nun Professor der Rechte, kam 1808 in gleicher Eigenschaft nach Landshut und 1810 nach Berlin. Im Jahre 1816 wurde er geheimer Justizrath, 1817 Staatsrath und später Mitglied des für die rheinischen Provinzen errichteten Revisionshofes.

Er schrieb unter Andern:

Das Recht des Besitzes. Gießen 1803 u. ö.

Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Heidelberg 1814.

Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. 5 Thle. Heidelberg 1815—1829.

Pandekten. Berlin 1839.

Was S. als Haupt der historischen Schule in der Jurisprudenz geleistet hat, ist allgemein anerkannt; eine nähere Angabe wäre hier am unrechten Orte; es muß genügen zu bemerken, daß seine Schriften sich neben ihrem hohen Gehalt durch eine seltene stilistische Eleganz auszeichnen.

Heinrich v. Sax, s. Minnesinger.

Eberhard v. Sax, s. Minnesinger.

Johann Baptist Schade.

Geboren zu Mursbach bei Bamberg am 11. Nov. 1758, ward S. von seinen armen Eltern, welche Ackerbau und Schenkwirthschaft trieben, zum geistlichen Stande bestimmt und vom neunten Jahre an mit dem Namen Roman in das Benedictinerkloster Banz als Chorknabe gebracht. Er bezog dann das Gymnasium und später die Universität zu Bamberg. 1778 ging er als Novize in sein Kloster zurück, fühlte sich aber allmälig von einem solchen Widerwillen gegen dasselbe erfüllt, daß er nach manchen, selbst seine Gesundheit vernichtenden Mißhandlungen, welche er geäußerter freier Ansichten halber erfuhr, 1798 entsprang. Nachdem er einige Zeit in Gotha und Ebersdorf gelebt, ging er nach Jena, ward 1802 außerordentlicher Professor der Philosophie daselbst, 1804 aber ordentlicher Professor der Philosophie in Charkow mit dem Titel eines russischen Hofrathes, 1807 Professor der deutschen Sprache, 1810 Collegienrath, 1813 Professor der lateinischen Sprache. Er lebte hierauf, nachdem er in Rußland seine Aemter niedergelegt, privatisirend in Berlin, später in Jena, wo er auch im Jahre 1834, nachdem er wieder in die Reihe der außerordentlichen Professoren eingetreten war, starb. Seine Autobiographie erschien unter dem Titel: Lebens- und Klostergeschichte. 2 Thle. Erfurt 1803, 4. N. A. Altenburg 1827 ff. 3 Thle.

Von seinen vielen Schriften nennen wir:

Gemeinfaßliche Darstellung des Fichte'schen Systems. 3 Thle. Erfurt 1799—1801.
Grundriß der Wissenschaftslehre. Jena 1800.
Geist der Philosophie unserer Zeit. Jena 1800.
Neuer Grundriß der transcendentalischen Logik und Metaphysik. Jena 1801.
System der Natur- und Transcendentalphilosophie. 2 Thle. Landshut 1803, 4.
Absolute Harmonie des Fichte'schen Systems mit der Religion. Erfurt 1802.
Leben und Schicksale des ehrwürdigen Vaters Sincerus. Koburg 1798.
Das Paradies der Liebe. Klosterroman. 2 Thle. Erfurt 1804.
Deutsche Chrestomathie. 1813.

Als Philosoph zeichnete sich S. nicht durch ein eigenes System aus, sondern ging von der Fichte'schen Philosophie, der er anfangs anhing, zur Philosophie Schelling's über. Sein interessantestes Werk ist seine Lebensbeschreibung, welche einen tiefen Blick in die damaligen Zustände, vorzüglich der katholischen Klöster, thun läßt.

Johann Nepomuk Adolph v. Schaden,

geboren zu Obersdorf in Baiern am 18. Mai 1791, war von 1805—1815 Lieutenant in baierischen Diensten, unternahm dann mehrere Reisen, privatisirte in München, machte darauf den Feldzug in Griechenland als Rittmeister mit und lebte seit 1821 abwechselnd in Dresden, Stuttgart und München, an welchem letzteren Orte er im Jahre 1840 starb.

Schriften:

Körner's Tod. Berlin 1817. 2te A. 1821.
Die deutschen Emigranten. Germ. 1818.
Schill. Germ. 1818.
Die Ahnfrau. Berlin 1818.
Die moderne Sappho. Leipzig 1819.
Europa's Auswanderer. Bost. 1819.
Feindliche Freunde und freundliche Feinde. Berlin 1820.
Der deutsche Don Juan. Berlin 1820.
Die spanische Johanne. Berlin 1820.
Sünde und Buße. 2 Thle. Berlin 1821.
Dresden und seine Merkwürdigkeiten. Dresden 1821.
Katersprung von Berlin nach Dresden. Dessau 1821.
Lebensgemälde üppig gekrönter Frauen (mit Jul. v. Voß). Berlin 1821.
Berlin's Licht- und Schattenseiten. Dessau 1822.
Kritischer Bocksprung von Dresden nach Prag. Schneeberg 1822.
Das Fischermädchen. Berlin 1822.
Theodora. 2 Thle. Leipzig 1822.
Meister Fuchs. Dessau 1823.
Tertullian's und Maltizen's hochherzige Waffenthaten und Schicksale in Griechenland. 2 Thle. Dessau 1823.
Originalromane. Dessau 1823.
München und seine Merkwürdigkeiten. München 1825.
Skizzen. 3 S. Augsburg 1828—29.
Jäckele und Jakobine. Augsburg 1826.
Der Stammbaum in der Klemme. Augsb. 1827.
Der Zeitgeist. Gera 1828.
Graf von Wallersee. Augsburg 1829.
Erzählungen. 2 Thle. Leipzig 1829.
Jussuf Pascha. Stuttgart 1829.
Und vieles Andere.

S. war nicht ohne Talent der Erfindung und Darstellung, aber doch nur ein gewöhnlicher Lohnschriftsteller, der dem schlechten Geschmack der Menge am liebsten durch Scenen des Greuels oder der Unzucht huldigte. Er hatte sich hier Julius v. Voß zum Muster gewählt, stand aber, wie jeder Nachahmer, seinem Vorbilde weit nach, um so mehr, als ihm der sittliche Zorn mangelte, der diesen mitunter beseelte.

Karl Schall,

geboren am 24. Febr. 1780 zu Breslau, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, war auch zum Kaufmannsstande bestimmt, verließ denselben aber, um sich den schönen Wissenschaften zu widmen. Anfangs eine Zeitlang Mitdirector des breslauer Theaters, war er später Redacteur der durch ihn gegründeten neuen breslauer Zeitung und führte den Titel eines Hofrathes. Er starb am 18. August 1833 in seiner Vaterstadt.

Er schrieb:

Lustspiele. 2 Samml. Breslau 1817. 2te A. 1823.

Deutsche Blätter für Poesie, Literatur und Kunst (mit Karl v. Holtei). Breslau 1823 ff.

Tausend und eine Nacht (mit Hagen und Habicht). 15 Thle. Breslau 1825 ff.

Ein feines komisches Talent, das sich mit großem Glück im kleineren Lustspiel versuchte, aber von eigenthümlicher Indolenz abgehalten wurde, Bedeutenderes und Bleibendes zu leisten.

Martin Schalling,

im Jahre 1532 zu Straßburg geboren, war, nachdem er zu Wittenberg seine Studien absolvirt hatte, Prediger zu Regensburg, darauf zu Vilßeck, später Diaconus zu Amberg und bald nachher Superintendent daselbst. Als er die ihm vorgelegte Concordienformel nicht unterschrieb, entsetzte man ihn seines Amtes, gab ihm jedoch bald eine Predigerstelle zu S. Maria in Nürnberg, woselbst er auch am 29. December 1608 starb.

Unter den von ihm verfaßten geistlichen Liedern ist das bekannteste:

Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr.

Martin Schamelius,

geboren am 5. Juni 1568 zu Meuselwitz, studirte zu Leipzig und Halle Theologie, wurde 1603 Diaconus, später Oberpfarrer zu Naumburg und starb am dritten Ostertage des Jahres 1642. Seine Biographie lieferte Dr. J. C. Semler. Leipzig 1743, 4.

Er gab heraus:

Das Naumburgische Gesangbuch. 1712 u. ö.

Evangelischer Liedercommentarius. Leipzig 1737.

S. erwarb sich seiner Zeit große Verdienste um die Erhaltung und Verbesserung deutscher religiöser Lieder.

v. Scharffenberg, s. Minnesinger.

Matthias Scharschmidt,

Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß er in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lebte.

Er schrieb die

Tragedia von den sieben Martyrern und irer Mutter. Eisleben 1589.

welche sich indessen durch Nichts vor ähnlichen dramatischen Producten jener Periode auszeichnet.

Georg Schatz

ward am 1. November 1763 zu Gotha geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich auf der Universität Jena den Rechtswissenschaften. Nach zurückgelegten Studienjahren wurde er Vorleser des Oberhofmarschalls v. Studnitz zu Gotha und privatisirte darauf bis zu seinem am 4. März 1795 erfolgten Tode daselbst.

Wir besitzen von ihm:

Blumen auf den Altar der Grazien. Leipz. 1787.

Der Thurm von Samarah. Aus d. Arabischen. Leipzig 1788.

Goldoni, über sich selbst. 3 Thle. Leipzig 1788.

Laura. Aus d. Französischen. 4 Thle. Leipzig 1788—89.

Cazotte's Erzählungen. 4 Thle. Leipzig 1789—1790.

Merciers Erscheinungen und Träume. 2 Thle. Leipzig 1791.

Ein geschmackvoller und feinsinniger Kenner ausländischer Literatur, erwarb sich S. besonders durch treffliche Uebersetzungen einen geachteten Namen in der literärischen Welt.

v. Schede, s. Melissus.

Gottl. Leopold Immanuel Schefer,

ward am 30. Juli 1784 in Muskau geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, bereiste Italien, und lebt seitdem als Dr. phil. und Generalinspector in seiner Vaterstadt.

Er ist der Verfasser von:

Kleine lyrische Werke. 2te A. Frankfurt 1828.

Novellen. 5 Bde. Leipzig 1825, 1827, 1829.

Neue Novellen. 4 Bde. Leipzig 1831—35.
Laienbrevier. 1., 2. Halbjahr. Berlin 1834 u. d.
Lavabecher. Novellen. 2 Bde. Stuttgart 1833.
Die Gräfin Ulfeld. 2 Bde. Berlin 1834.

L. Schefer ist ein eigenthümlicher und reicher Geist, voll Tiefe und Innigkeit, blühender Phantasie, Menschen- und Weltkenntniß, aber selten Herr über die Form und daher leicht sich in der äußeren Behandlung der von ihm gewählten Stoffe vergreifend. Am glücklichsten und bedeutendsten bewegt er sich in Gemälden des inneren Seelenlebens, die er mit eben so anmuthiger Zartheit als erschütternder Tiefe und Wahrheit durchzuführen versteht. Sein Laienbrevier hat sich um des trefflichen Inhalts willen mit Recht allgemeiner Verbreitung erfreut.

Der arme Dschem.

Historische Novelle von Leopold Schefer.

„Wer dem Gefallenen hilft, der erniedrigt sich nicht, der erhebt sich."
Napoleon auf St. Helina.

Philippine von Sassenage.

Du liebe Zeit,
Mir ist so bang'!
Die Nacht ist lang,
Das Bett ist breit!
Wiener Schelmenstückchen.

Liebe, süße Freundin!

Hast Du gehört, ich bin im Kloster! im Kloster! Ich, das fröhliche Mädchen, das heitre, das muntre! der Schalk, wie Du mich nanntest, als ich bei Euch noch in Spanien lebte, und groß wuchs. O der schönen Tage auf Eurem Schlosse bei Malaga! O der schönen sorglosen Kindheit, die noch gar nichts hoffte, nichts fürchtete, am wenigsten solch ein Geschick! Ach, das alles ist nun aus! Ich weiß nun, ich weiß, was hinter den Bergen mir lag! Ach, ich weiß, was die Sonnen mir in so nahen Tagen heraufführen sollten, die purpurnen Sonnen, die ich so ahndelos in dem Meere versinken, ertrinken sah. Doch die Sonne, sie brachte, sie brachte auch Ihn mir, auch Ihn! Da sah ich alle Herrlichkeit der Welt auf einmal! Da war Alles, was jemals das Herz erfüllt, das so sehnte und schmachtete, bangte und zagte und hoffte. Ja, es hat Wort gehalten, das unersättliche Herz! Was mir die Rosen als Kinde geblüht, das ist alles eingetroffen! Was die Lerchen mir Mädchen gesungen, was die Nachtigall geschlagen, was der Kukuk gerufen, was mir des Mondes helles Antlitz prophezeiht, wenn ich zu ihm aufsah, das ist alles eingetroffen! Alles übertroffen! Die Sonne, der Frühling die Erde, und alle Menschen, sie haben Wort gehalten; die Nähe, die Ferne, die Fremde sogar hat erst recht mich überschüttet mit Seligkeit! Ach, und von wem nur kommt mir mein Leid? Höre, von meinem Bruder, dem bösen der Brüder, deren Einer noch weint, und weinend beschämt dem Andern folgen mußte, mich hier zu begraben in Rom, in dem Kloster, in Trastevere, so weit von meiner Heimath, von dem schönen Sassenage in dem schönen Frankreich! Und wie sehr ich meine Brüder liebte — Du hast nur Schwestern, Du kannst es nicht ahnen, wie sehr eine Schwester den Bruder zu lieben vermag! Denn halb ist er der Sohn des ehrwürdigen Vaters, und also ehrwürdig! und halb ist er ein Gleichbild des künftigen Geliebten, ein Zauberschein des Gemahls, und also liebenswürdig! O Ehre und Liebe, warum kämpfet ihr so schrecklich auf Leben und Tod in der Welt? Seid ihr Himmlischen Beide so selten einig und eins, und am öftersten da nur, wo die Augen der Welt nicht auf die zu niedrig geborenen Menschen sehen! O sie sind glücklich, allein glücklich, diese niedrig geborenen Menschen! Denn so kann ich ja sagen: Was hätte mir unadelige Geburt geschadet? — Nichts? Er hätte mich dennoch gesehen, dennoch geliebt! Und auch so bin ich Ihm ja doch viel zu gering, nur eine Magd, oder wie sein Volk sagt: eine Sklavin. Doch ach, was denk' ich an Ihn! Es ist Alles vorbei! Er ist mir ja doch verloren! Und nur Ein Unglück ist noch größer: Ich bin Ihm ja doch verloren! und daß dieses das größte Unglück ist, das ist mir ein Trost! der größte, der süßeste, unentbehrlichste, und ohne Den bin ich ganz verloren! Dann bin ich vergebens gefangen im Kloster, von solcher grünen Jugend an bis ..... bis in unabdenkliche Jahre! Ja, meine Freundin, wäre ein Kloster ein Ort, wo ein Mädchen wirklich sein Herz vergäße mit allen seinen Freuden und Leiden, wäre es nicht grade der Ort, wo Einsamkeit und Stille unser verschwiegenes Geheimniß zu tausend Blüthen bringen, wie eine den Winter über in das warme Zimmer gezogene Rebe des Weinstocks, wären wir nicht wir im Kloster, kämen wir aus dem Kloster in die Welt, nicht aus der selig betrübenden Welt in das Kloster, gingen Engel hinein, nicht arme unwissende, verlorne Menschen, so pries' ich die Mauern, die ich jetzt verwünsche, den Boden mit Füßen stampfe, die Wände mit den geballten kleinen Händen schlage. Ja manchmal lange dasitzend und ganz verträumt mein' ich, sie wegzublasen mit meinem Hauch wie Nebelwände; ja wegweinen wollte ich sie, wenn ich es nur anzufangen wüßte. Aber mein Gott! Ich will ja nicht glücklich sein, denn er ist unglücklich! Ich will ja nicht frei sein, denn Er ist gefangen! Gefangen in schöner Jugend! Ja, ich möchte zu Ihm auf seinen Thurm, hinter seine Gitter! Denn, wäre ich frei, hätte ich erst solche Angst, wie das Weib des Hänflings, dem die Kinder den Mann weggefangen, und den sie, nutzlos und kummervoll frei schwebend, frei umher fliegend, im Kerker erblicken kann und erblickt. Ach, Du hast nichts von meinem Schicksal gehört, das doppelt schwer ist, da sein Schicksal durch meine Liebe auch meines geworden. Nichts ist erschollen davon bis zu Euch, sonst hättest Du mich ja getröstet. Alles ist dunkel bedeckt geblieben; denn harte Thaten geschehen geheim an den Menschen, im Finstern, im Sichern! Und ach! auch ich übereile mich vor Hast der Mittheilung! Aber selber einen Korb mit Blumen, den wir zu lange getragen, schütten wir froh durcheinander auf einmal aus, geschweige ein schweres Herz voll Leiden! Doch ich will mich sammeln, eine Weile ruhen, um alles in wenige Worte zu drängen.

Am andern Morgen.

Ich bin gestern um Sonnenuntergang an Ripa grande gewesen, dem Hafen von Rom, wo am breiten Ufer der Tiber auch die spanischen Schiffe ihren Wein ausladen. — Ich bin also noch Novize, wie Du daraus abnimmst. Dort traf ich letzthin unter den spanischen Schiffern einen Mauren, der ein Christ geworden, um in seinem Vaterlande bleiben zu dürfen. O wie rührte mich der arme Morisco, der statt Isa, oder Jesus, nun Esao heißt. Ich konnte meine Freude vor den Schwestern kaum verbergen; nur ich von ihnen konnte mit ihm sprechen in seiner Sprache, die ich mit Dir von unsrer Dienerin, der Maurin, gelernt. Ich durfte mit ihm sprechen, da er der Bruder unsrer Dienerin ist. O die Heimathlaute, die Laute der Muttersprache, sie öffnen dem Fremden selber das Herz; darum vertraute er mir, und ich vertraute dem Vertrauenden, ihn zu bitten, mir einen Brief an Dich mitzunehmen, und sicher zu bestellen. Nun hörte ich gestern von ihm, das Schiff geht erst morgen, übermorgen, überübermorgen! Da ist denn Zeit Dir Alles ordentlich zu erzählen. Ich habe die Nacht nur geträumt, nur geweint! Und doch hat sich das Herz wunderbar gestärkt und befestigt, ich habe klar gefühlt: ich bin unschuldig! Doch Unschuld schützt vor Unglück nicht, sie lehrt es nur dulden, und immer zu wagen. Ich bitte vom Himmel nur um Gelegenheit zu einem Wagniß, zum größten bin ich bereit! — Und nun höre, was ich gethan .....

„Ich habe geliebt!"

Einen schönen jungen Mann, der mich liebte. Lieben und Wiederlieben, nicht vergehen lassen des Liebenden Herz, das ist unsre Bestimmung. Zu was sonst war ich geboren!

„Als ich schon sein war mit ganzer Seele, da erfuhr ich erst: mein Geliebter hat ein Weib, ja ein Kind!"

Aber ich wußte ja vom ersten Anblick, daß er ein Türke ist, und weiß, daß ihm sein Gesetz erlaubt, eine zweite Frau zu nehmen zur Ersten, ja Drei auch Vier Frauen zu gleicher Zeit zu haben, nicht nur nach einander, wie bei uns die christlichen Wittwer! Und bleibt und lebt nicht auch diesen, den christlichen Wittwern, die Erste, gestorbene Frau im Herzen? oder nicht? Ich hoffe, bei dem guten Manne lebt die Gestorbene auch noch mit der Zweiten fort, die Zweite mit der Dritten, die Erste und Zweite und Dritte mit der Vierten, und schlimmer —: verborgen, recht innerlich! Und halten nicht selber die griechischen christlichen Kaiser und ihre Brüder ihre schönsten Töchter den türkischen Sultanen und ihren Brüdern zu Weibern gegeben, auch ohne den Vorbehalt, das einzige, ewig-erste Weib zu sein? Denn so tief war ich nicht über die Entdeckung erschrocken, mein Geliebter habe ein Weib in der Ferne, in Aegypten, als ich darüber erschrack: mein Geliebter ist der Sohn des

Sultan Mohammed, des schrecklichen Eroberers von Constantinopel, und der Bruder des herrschenden Sultan Bajasid, und soll oder soll nicht hinziehen: den Bruder vom Throne zu stoßen! —

Liebe, barmherzige Freundin, jetzt weißt Du Alles, was mir geschehen ist — höre nun aber erst an, wie es mir geschehen, höre die Leiden des schönen armen Prinzen Dschem! Das ist sein Name: Dschem! Dschem! Aber das sonderbare Wort „Regenbogen" bedeutet nicht so Himmlisches, Unausdenkbares, Schönes, Liebes und Liebendes, als die arme Sylbe Dschem. Sprich sie nur ja recht weich und sanft aus, sonst thust Du Sünde an dem herrlichsten, ärmsten Mann auf Erden! Ich bin erst zwanzig Jahr, und mit aller Besinnung, mit allem klaren Denken finde ich mich schon in den Ketten meiner Mädchenzeit, in Ketten, die ich aus Gedanken und Gefühlen wie gewebt, und die mich nun fesseln und halten auf immer und immer. Ach, ich kann nicht aus meiner Seele, aus meinem Herzen, und möchte nicht! O meine Freundin, wenn Du liebst und sagst: die Liebe ist das Süßeste auf Erden! so höre doch mein leises Wort: die Treue ist tausendmal süßer, die Treue ist reine heilige Liebe! Wenn ich mich nicht bedaure, wirst Du mich also auch nicht so beschuldigen. Ich war, wie Du weißt, ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, als ich von Euch mußte, von Dir und meiner Mutter Schwester, da meine Mutter gestorben war. In Trauerkleidern betrat ich das Vaterhaus, wo die Brüder nun herrschten, blos von unsrer lieben Maurin Helena begleitet. Granada war erobert, war ruhig, wie ein Grab, fleißig, wie ein Bienenstock, die Mauren hatten sich taufen lassen, und auch Helene war getauft, und vorher schon so treu und sanft wie die wahrste Christin. Ich war ihre Pathe, ich hatte ihr meinen zweiten Taufnamen gegeben, so folgte sie mir. Der Herbst war gekommen, das Laub auf den Linden vor unserem Schlosse war schon gefärbt, wie ich beim Scheine der Fackeln der Diener sah, als ich den Schloßhof betrat, meine Füßchen raschelten muthwillig vor Trauer schon im gefallenen Laube. Man leuchtete mir durch die leeren Säle, durch das leere Zimmer der Mutter, an deren leeres Bett ich hinkniete, weinte und betete, in mein sonst bewohntes, liebes Zimmer nach dem Garten, der bis zu dem alten Schlosse sich dehnt, das auf dem jähen Felsenabhang liegt. Ich wußte nicht, wer darin gefangen gehalten ward. Der Morgen war herrlich, ich ging in den Garten, bei den Herbstblumen langsam vorüber, bis in die Gebüsche. Auch Du, liebe Seele, würdest es mährchenhaft, traumhaft, bezaubernd gefunden haben, da, im gewohnten alten Kindergarten, an einem kleinen saubern Altar, der nach Osten gerichtet war, einen Morgenländer betend zu erblicken! Einen schönen jungen Mann, in den saubersten, prachtvollsten Kleidern, das engelgleiche, blasse Gesicht voll Andacht, Wehmuth und Inbrunst. Er wand die weißen, schönen Hände, daß die Ringe an seinen Fingern grün und purpurn blitzten. Seine großen Augen schwammen in Thränen. Aus frommer Scheu und Bewunderung hielt ich sogar den Athem an, und wagte keinen Schritt zurück, indeß doch ein Vogel über ihm laut sein Morgengebet sang. Aber wie heiter und froh! Da mit erschreckender Hast richtete sich der Betende auf, stampfte mit dem Fuß, und richtete einen durchdringenden Blick aus den düstern Augen in die Tiefe des blauen Himmels. Dann legte er seine Hand auf das Herz, senkte das Haupt und lächelte so bezaubernd anzuschauen, daß ich fast aufgeschrieen hätte, vor unerträglichem Entzücken. Ja, auch weinen hätte ich mögen! Da fiel sein Blick auf mich, wie ich ihn ansah, und nun wollte ich nicht erröthen, und weiß nicht, ob es doch mir geschah, aber ich vermochte nicht, meine Augen von seinen Augen zu wenden, die ganz allmählig aus leisem Erstaunen immer glühender, schwärzer, strahlender wurden, das Antlitz immer schöner, anmuthiger, die Lippen immer holder geöffnet wie zu reden. Und ohne einen Schritt mir zu nahen, sprach er endlich mit wunderbar mich treffender Stimme und der reinsten Ehrfurcht: „Ich habe den Himmel gebeten, mir einen Engel zum Troste zu senden, und so schnell erfüllt er das Gebet des Duldenden! — Da steht er in seinem Sonnenschein! O Sonne, du bist nicht wunderbarer als diese Jungfrau, nicht herrlicher! Willst Du mir nicht Deinen Namen sagen? — Wirst Du bei mir bleiben? Werd' ich Dich wiedersehen? Einmal? Immer? Keinmal? Ach, ich bin gewohnt, alles Beste und Liebste zu verlieren, vielleicht verloren zu haben! Nun sollte ich auch noch beklagen, Dich gesehen zu haben! — Sage mir nur Deinen Namen! Ein Name ist ein Talisman, damit zaubert sich die Seele Tag und Nacht ihre Schätze herbei aus der Ferne, herauf aus dem Grabe, herab aus dem Himmel!"

Wie konnte ich auf diese in feinem Französisch gesprochenen Worte ihm sagen: „Ich heiße Philippine!" Seine Ehrfurcht und Bewunderung hatte mir die höchste, wahrste, reinste Stimmung des Weibes gegeben, und ächt mädchenhaft schämte ich mich meines Namens „Philippine von Sassenage!" Dadurch ward ich ein bloßes Fräulein von Adel! ich fiel aus den Wolken nach Frankreich! indeß die Erde mir ihn und mich nur ihm trug, wie Erwölk. O süße Freundin, der Augenblick war himmlisch! Ich empfand mich erst recht völlig! Ich wuchs mir groß, mir war wonnevoll zu Muth. Die Ehrfurcht vor dem Weibe entzündet die Liebe. Kein Weib kann Den lieben, der sie nicht ehrt. Aber auch im Manne kommt die Ehrfurcht aus der Liebe. O was ist die Liebe! — göttlich! Mein guter Bruder Armand sagte mir später einmal: „Nur eine Lerche versteht die Lerche, der Staar nur den Staar. Das Weib versteht nur das Weib; nie versteht ein Mann das Weib, so ganz, so vollkommen, wie auch verstehe das Weib den Mann. Beide Geschlechter leben ein eignes Leben, mit eignem Verständniß der Welt. Darum leben sie auch nicht ein getrenntes Leben, nein, ein verbundnes; die Natur, die Neigung führt sie zusammen, die Gewohnheit hält sie bei einander, und der unauflösliche Wahn, daß beide, daß alle Tausende Verbundene sich verstehen, indeß Wonne und Leid Jedem ein eignes, nur sein Gefühl löst, das enge, aber innerlichste, mächtige, zarteste Naturgefühl im Weibe; das weite, starke Weltgefühl im Manne. Und wenn beide durch ein Gespräch auch sich mitgetheilt, sich verständigt haben, und Eins sind, haben sie doch nur Räthsel gesprochen, versinken in ihr Wesen, verbleiben aus Naturzwang darin, und sind sich ein lebenslanges Räthsel ohne es zu wissen, zu glauben, ja ohne es recht zu merken." Der gute Bruder kann recht haben. Aber Du wirst mich verstehen, wenn ich Dir sage: Ich war so gefangen, so ganz erst an dem Orte meiner wahren weiblichen Heimath bei dem Geliebten und Liebenden, daß ich nicht wußte, warum nun nicht gleich ewig bei ihm bleiben? Warum jemals, oder jetzt noch einmal von ihm hinweggehn! Und wahrlich, ich wäre nicht gegangen, wenn ich geglaubt hätte, daß ich, ich, meine Seele nicht bei ihm bliebe! nicht seine Seele bei mir! — wenn die Liebe sich nicht gern verbirgt, gern träumt, sich die Unerforschlichkeit des Herzens klar machen will, zum klaren Fassen: die Liebe ist unerforschlich! Dann das holde Schweigen, Verschweigen! Die Scham, die Ehrbarkeit der Jungfrau — der Anstand — den sie nimmt, um sich zu sammeln — die holde Flucht vor dem Geliebten, ihn nachzuziehen, die Sucht ihn in Zweifel zu stürzen, die Wonne, ihn alles erst erflehen zu lassen, ihm allmählig zu erlauben, Eins nach dem Andern hoffen zu dürfen — was er vom ersten Augenblick an ganz, uns ganz — mich ganz besaß. Die Freude, ihn gesehen, gefunden, erworben zu haben, war unerträglich! Ich weiß nicht, was ich sagte, aber ich entzog mich ihm, wie er bezaubert dastand! Seine treusten Blicke, seine entzückenden Worte, sie eben scheuchten mich fort. Ich aß den Tag nur, wie ein Vogel knuspert, ich sang alles, was ich sagen wollte oder mußte, und war doch so voll Schaam, voll Geheimniß, voll Trauer schon! Ich erschien den Tag nicht im Garten, die folgenden nicht; aber ich sah Ihn wohl und seine hergewandten Augen; nur die Jalousieen meines Fensters mußte ich regen, ich steckte einen Rosenzweig mit späten Rosen dazwischen. Dafür war meine Maurin Helena beschenkt worden; sie hatte an mir eine Leidenschaft gemerkt, sie hatte den vertrauten Diener des Prinzen gesucht, getroffen; sie hatte in Vorrath gefragt, alles erfahren, alles, jeden Namen sich treu gemerkt, wieder gefragt, wieder gehört in mehreren Tagen, und als ich bei einem Entkleiden zu Nacht sie bat: sich zu erkundigen, wer der Fremde sei? — da setzte sie sich zu mir auf das Bett und weinte um mich und um ihn, und erzählte mir dann mit Bekümmerniß, und ich mußte neue Namen ungekannter Männer lernen! fremde große Dinge sollten mich armes Kind nun angehen! berühren, verletzen! Mein Herz sollte die Zither sein, darin alle jene rauhen, wilden Klänge sich sammelten, bebten und dröhnten! Und wirklich es war so! Die Umstände hatten mich tief in die Welt verflochten. Helena sprach: „Ach, der arme Prinz! wenn er nur nicht schuldig wäre an seinem Unglück! Aber Dschelaibeg klagte mir, er habe nur damals nichts sagen dürfen, als der falsche doppelzüngige Großwesir Mohammed Nischani nach dem Tode des Sultans seinen Herrn aufgefordert habe, aus Karaman herüber zu kommen, den Thron zu besteigen! Auch habe der Prinz, Dschem heißt er, nicht so viel Recht gehabt, als sein erstgeborener Bruder Bajasid. Und er hätte nicht Krieg anfangen sollen. Doch was weiß ich! Dschelaibeg sagte nur, daß sein Herr zur Vertheidigung seines Lebens sich rüsten müssen, als ein lebender Bruder des herrschenden Sultans; denn dort ist das Hausgesetz, daß kein Bruder des Sultans leben soll; er sagte, daß Dschem achtzehn Tage lang Sultan zu Brusa gewesen sei, daß die Geistlichen in den Kirchen für ihn gebetet, und daß er Geld auf seinen Namen geschlagen. Dschelaibeg zeigte mir die Silbermünzen, und gab mir Eine für Dich. Dann haben falsche Freunde dem Prinzen gerathen, sein Heer zu theilen — der Eroberer von Ortranto, der ungeheuer stolze Kedük Ahmed Pascha ist auf die Seite des Sultan Bajasid getreten — der Verräther Jakub hat, für eine Statthalterschaft, Dschem's bestes Heer zum Sultan übergeführt! So hat der arme, am Schenkel verwundete Dschem aus der Schlacht bei

Jenischehr fliehen müssen, hat Alles verloren, so daß ihm sein Kämmerer Sinanbeg gegen die Kälte der Nacht seinen Oberrock leihen müssen! Gute Leute haben ihm auf seiner Flucht nach Aegypten zu Essen gegeben; in Haleb und Damaskus und Jerusalem sind sie gut bewirthet worden, und über Hebron und Gaza ist er mit seiner Mutter — erschrick nicht — mit seinem Harem, seiner Frau und seinem kleinen Sohne, dem kleinen Prinzen Oghus-Chan, glücklich nach Cairo gekommen, wo sie es Alle bei dem Sultan Kaitbai gut gehabt. Im Winter ist Dschem mit seinem Siegelbewahrer Haider, dem Dichter, mit Saadi, dem Dichter, seinem Defterdar, und mit Dschelalbeg nach Mekka, und dann zum Grabe des Prophiten nach Medina gewallfahrtet. Darauf haben die heimlichen Feinde des Sultans Bajasid wieder den armen Dschem verlockt nach Kleinasien zu kommen, um sein Erbe bei günstiger Zeit zu gewinnen. Da sind sie gegangen! Ihr Heer ist noch zu schwach gewesen, und vom Sultan zerstreut worden. Da haben sie sich in das Steinland gerettet. Dschem hat von seinem Bruder Land in Asien erhalten sollen, das er ihm durch Gesandte angeboten, oder ruhig seine bisherigen Einkünfte in Jerusalem verzehren; denn die Braut des Reiches könne nicht getheilt werden, und Dschem solle doch die Hufe des Pferdes und den Saum des Kleides seines Bruders nicht mehr mit unschuldigem Blute des Volkes beflecken. Da hat ihm aber Kasimbeg gerathen, nicht zu gehorchen, aber auch nicht nach Persien oder Arabien zu fliehen, sondern in die europäischen Länder der Türken, wo die Christen wünschen die Türken auszurotten, wie uns, arme unglückliche Mauern in Spanien! Ach, da hat der arme Dschem Freunde an den Königen zu finden geglaubt, die ihm auf den Thron hülfen, den sie doch umstürzen wollen, sitze nun Er darauf oder ein Anderer. Dieser unglaubliche Irrthum ist Dschem's Fehler und Unglück! sagte Dschelalbeg dreimal! Darauf also hat Dschem seinen Vertrauten, Suleiman den Franken, an den Großmeister von Rhodus geschickt, nicht, um sich ihm auf Gnade und Ungnade als Gefangenen zu übergeben — da ihm die ganze Welt offen stand, und Hülfe und Rettung selbst im Kriege war, sondern ihn nur um freundliche Aufnahme und Weiterbeförderung gebeten. Diese betrügerischen Ritter, die unversöhnlichen Feinde der Türken, haben ihm nun Sicherheit und Gastfreundschaft zugeschworen. Da ist die treue Seele, der arme Dschem, in seine Gefangenschaft gegangen! Sie haben ihn mit seinem Gefolge — damals ihrer dreißig Mann — in einem prächtig geschmückten Schiffe abgeholt, daraus eine Brücke bis an das Ufer geschlagen, sie mit kostbaren niederländischen Teppichen belegt, so daß er zu Pferde aus dem Schiffe reiten können. Die Ritter haben ihn alle da ehrerbietigst empfangen, ihn durch die mit schönen Teppichen behangenen, mit Blumen und Myrthenzweigen bestreuten Straßen geführt. Tausend schöne Frauen und Jungfrauen haben ihn mit Blicken und Stimmen begrüßt! Voraus haben Sänger französische Lieder gesungen, die hierosolymitanischen Jünglinge in seidenen Kleidern haben kostbare Specereien geräuchert; der falsche, betrügerische Großmeister, auf goldgeschirrtem Schlachtroß ihm zur Linken, die Ritter hinter ihm, so haben sie ihren Gefangenen in seinen Pallast, in die Zunge von Frankreich, geführt! Aber Alibeg, Dschem's Vertrauter, hat Verrath gemerkt, und von dem Schreiben gehört, das der Großmeister d' Aubusson von dem Großwesir Ahmed Pascha empfangen, den Dschem auszuliefern; und da Alibeg des Prinzen Weib und Kind holen sollen, hat er ihnen gerathen, nach Aegypten zu fliehen. Da sind sie noch. Den Prinzen hat der Großmeister aber nicht ausgeliefert, sondern lieber auf jedes Jahr für seine Bewahrung 45000 Zechinen genommen, denn die Ritter brauchen Geld! Und als wenn d' Aubusson den armen Dschem vor Gift und Dolch seines Bruders Bajasid sichern wolle, hat er ihn durch seinen Neffen, den Ritter Blanchefort, nach Frankreich geschickt, auf eine Comthurei des Ordens. So sind sie zuerst nach Nizza gekommen, und so sehr dem Prinzen die schöne Stadt gefallen, daß er sogar ein Gedicht auf sie gemacht, denn er ist ein berühmter Dichter, so hat er doch bald nach Rumili fortgewollt, seinem Ziele entgegen. Da haben die Ritter gelogen und gesagt: da er den französischen Boden betreten, so könne Er und Jeder, der es thue, nicht ohne Bewilligung des Königs von Frankreich mehr aus dem Lande! Das hat der arme Dschem glauben müssen, und an den König einen Gesandten geschickt, welchen die Ritter auf der zweiten Tagreise ergriffen und eingesteckt haben. Und als die vier Monate umgewesen, wo er hätte zurück sein können, da haben die Ritter, der Pest wegen, ihren Gefangenen auf die Comthurei des Ordens zu Roussilon geführt. Von da hat der arme Dschem zwei seiner Treuen, den Beg Mustapha und Beg Ahmed, mit handfesten Begleitern, in fränkischer Tracht, an den König von Ungarn gesandt. Denn sein Gesandter an den König von Frankreich war auf dem Wege nach Roussilon zu ihm gekommen, und hatte geklagt, daß ihn Räuber zerschlagen und ausgeplündert hätten. Aber die Beg's sollen trotz der handfesten Begleiter auch heut noch wiederkommen! Dagegen sind alle Leute aus Roussilon und der ganzen Umgegend von weit und breit zusammengeströmt, um den Sohn des Eroberers von Constantinopel zu sehen, und so ist auch der schöne junge vierzehnjährige Herzog von Savoyen, der Befehlshaber von Chambery, zu dem armen Dschem gekommen, der, von seiner Schönheit bezaubert, ihm einen kostbaren Damascenersäbel geschenkt, und den gerührten jungen Herzog gebeten, ihn aus der Sklaverei der Rhodiser Ritter zu befreien, und ist der Erlösung schon froh gewesen, da es doch Jemand in der Welt, ein Herzog der Franken, ein Christ, gewußt, daß er ein armer Gefangener sei! Der Sultan, sein Bruder, hat einen Gesandten, den Huseinbeg, an den König von Frankreich geschickt, der nach Rhodus die rechte Hand, die Taufhand Johannes des Täufers, den Johanniterrittern aus den eroberten Reliquien von Constantinopel gebracht, welche sie nach feierlicher jubelnder Procession in der Capelle der Johanniskirche dem Volke zur Anbetung ausgesetzt. Aber der Gesandte hat für die rechte Hand Johannis die rechte Hand des armen Dschem verlangt — sein Gefolge! Der König von Frankreich ist zur passenden Zeit gestorben, die Ritter lügen ihm Furcht vor Aufstand und Verwirrung vor, und nehmen ihm mit 800 Cürassieren seine Leute, die er ja grade bedürfen könnte, sich zu beschützen. Der arme Dschem darf sogar nicht den Gesandten seines Bruders sprechen, und Huseinbeg fährt mit den Beschützern Dschem's nach Rhodus ab. Ihn selbst führen die Ritter auf der Isere und der Rhone nach le Puye, nach einem Felsenschlosse, und schleppen ihn nun hierher nach Sassenage! — Da hast Du seine Geschichte! Da hast Du Ihn!" schloß die gute maurische Seele. „Und hier hast Du einen Brief von Ihm!"—

O meine süße Freundin, so viel, so unendlich viel muß in der Welt geschehen, ehe eine Schwalbe im Frühlinge zu uns, ihr Nest zu bauen, kommen kann, und kommt! So viel Unrecht, so viel Arbeit und Weltdinge mußten geschehen, ehe Ich den armen, von aller Welt verlassenen Dschem hier in meinem Kindergarten beten sehen konnte, und Er mich sah. O mich Arme, Arme um Ihn! mit Ihm!

Konnt' ich den Brief ungelesen lassen? Ich hatte ja so noch keinen morgenländischen Brief gesehen! O wie er schon duftete! Mußte ich ihn nicht öffnen! Mußte ich nicht den Geöffneten lesen! Mußte ich da nicht Antwort senden? Hatte Er da nicht mir wieder ein Wort auf ein Wörtchen zu sagen, zu fragen, zu bitten? — Der Liebende bittet so natürlich, er bittet ja nur um der Geliebten Glück, wenn sie liebt. Darum gesteht die Geliebte so gern nach und nach Alles zu, was der Liebende ja schon lange besitzt — uns selbst. So ward ich verflochten! Und das Kühnste, wie klang es so hold, so unschuldig in der Sprache des Himmels, im reinen fehllosen Gedicht! O die Dichter, wenn sie schön, jung, reich und vornehm sind, wissen gar nicht, was sie vermögen, wenn das Herz nur an Dichtkunst glaubt; und mir war die ganze Natur ein reines, himmlisches Mährchen! Ich glaubte nicht nur an die Dichtung, ich führte sie aus, und in das Leben ein, und sein und mein Leben ward und war das reinste, klarste, hinreißendste Gedicht. Meine Maurin Helena war von meiner Seite die Vertraute, von seiner Dschelalbeg, der arme Kranke. So kamen und schwanden Sonnen, Tage, Wochen, Monde! Sie zogen über unsern Häuptern leise und ungemerkt hinweg, aber unsre Herzen blühten unter ihrem Wandel auf, wie die Rosenknospen den Himmel nur daran spüren, daß sie aufblühen, und die Astern, daß sie Saamen bringen. Mein böser Bruder, Roland, der Rhodiser Ritter, hatte mir den Garten verboten, am Mittag des ersten Tages meiner Heimkehr, also schon tausend Jahre zu spät! Die Liebe ist schnell! Die Augen konnt' er mir auch ferner nicht verbieten, das geisterhafte leise Umgehn und Schweben des Geliebten in meiner Seele, das Schweben meiner Gedanken um ihn. Nur wenn meine Brüder nicht da waren, betrat ich den Garten — aber nur Einmal waren sie Beide nicht da, und nur Einmal preßte mich der Geliebte an sein Herz, nur Einmal kostete ich seine Lippen. Aber doch Einmal! Die weltklugen Brüder hatten mich nicht vor dem Prinzen gewarnt, um mich nicht zu reizen, zu beleidigen. Aber kein treuloseres Geschöpf, als ein Weib, treulos gegen alle Andern, um dem Einen treu zu sein!

Da saß ich eines Freitags Abends in der Dämmerung bei meinen Brüdern. — Da trat Dschem zu uns ein, schimmernd von Schmuck und Schönheit. Er durfte zu meinem bösen Bruder bis in das Schloß kommen aus seinem Schlosse und Garten, die auf hohen, jäh abstürzenden Felsen lagen; nur aus der Pforte unsres Schlosses durfte er sogar nicht den großen grünen Hof betreten, den eine hohe Mauer umschloß, deren Zugang streng bewacht ward. Er war da! So bin ich nie erschrocken! Ich war rathlos! Ich that einige Schritte rasch, ich wußte nicht wohin, um es vor Freuden laut zu verkündigen: „Dschem ist da!" Selbst mein guter Bruder Armand wollte mich aus dem Zimmer füh-

ren, aber der Prinz bat so hold, so weich, daß ich bleiben durfte. Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß Dschem mir am vorigen Morgen geschrieben: „*Willst Du mein Weib sein? Gott wird helfen!*“ und daß ich ihm am Abend geantwortet: „Dein Weib will ich sein. Gott wird uns helfen!“ Merke wohl, ich sagte schon: „*Uns!*“ Das überfiel mich erst, als Dschem freundlich meine Brüder jeden an einer Hand faßte, sie sanft hielt, ihnen sanft in die Augen sah und sie sanft bat: „Gute Brüder, gebt mir Eure Schwester zum Weibe!“

Da wollten ihm Beide die Hand entziehen, aber mit seiner Riesenstärke hielt er sie mit Gewalt fest, und sprach sein Wort noch einmal so sanft, und fügte hinzu: „Ich liebe sie redlich und treu, und sie — fragt sie, ob sie mich will. Ich bin jetzt ein armer Gefangener, der Sultan mit losgegürtetem Schwert; aber, so Gott will, nicht immer, nicht lange nun mehr nach so Langem! so Schwerem! Zweiundzwanzig Jahr alt war ich in Rhodus, heut ist mein sechs und zwanzigster Geburtstag. Ich bin kein Bettler, kein heimathloser Derwisch; der Sturm hat den Adler verweht! Ich bin nicht Asche, ich bin aufgehobenes Feuer! Ich bin eine volle drängende Lilienzwiebel, die dem Gärtner in der Hand keimt — nur Erde, o nur Wasser, und sie treibt ihre Krone und steht in Pracht. Und ich habe ein mütterlich, väterlich Land, ich lebe in meines Vaters Volk. Gebt mich nur frei und ich bin Sultan von Stambul, und Eure Schwester ist meine Sultanin, ein gewaltiges Weib! und Ihr seid meine Schwäher. Habe ich dem Großmeister zu Rhodus geloben müssen, wenn ich Sultan von Stambul werde, den Schiffen und Flotten des Ordens alle Häfen meines Reiches zu öffnen, ihm hundertundfünfzigtausend Zechinen zu geben für ihren Beistand — *der entsetzlich ist* — und alle Jahre Dreihundert Christensklaven ohne Lösegeld frei zu geben — O was will ich da Euch erst thun! Der Orden verdient die *Eroberung von Rhodus von mir* für seinen solchen Beistand — aber ich werde ihm Alles doch redlich erfüllen! Und habt *Ihr Brüder* Vortheil von dem Orden, als meine Gefangenwärter — ich will Euch mit Geld überschütten! Euch Inseln und Statthalterschaften geben! Mein Weib soll *eine Christin bleiben*; denn Juden und Christen und Mohammedaner sind nur drei Sprosse aus Einem uralten Olivenstamme, und gehen nur vereint zu Grunde. Ich liebe das Frankenland nur zu sehr — und wie mein Vater Mohammed, dem Gott gnädig sei, auf ein einziges Bittwort meiner Mutter, einer servischen Christin, ihr alle seine vierzigtausend Christensklaven in einer Stunde frei gab — ach, und ich habe als Kind ihre unermeßliche Freude gesehen — so will ich, *meinem Weibe* zu Lieb' und zu Ehren, im Voraus alle Sklaven frei geben — ich will keine machen! Keinen Theil von der Beute meiner Heere nehmen! Und hier bringe ich ihr im Voraus meine Geschenke, und Euch, meine Brüder! *Seid nicht blind über die Welt, seid nicht hart über gute Herzen!* Laßt mich nicht verkümmern, laßt *sie* nicht verkümmern! Ich bin eines Weibes werth, und sie eines Mannes, wie Ich.“ —

Mir zitterte und bebte das Herz. Meine Thränen flossen unaufhaltsam. Er schwieg. Er ließ meine Brüder los, er langte die Brautgeschenke hervor, öffnete lächelnd die Kästchen und sondert: die Geschenke für die Brüder. Dann setzte er sich ruhig auf den Teppich zur Erde.

Mein guter Bruder Armand trat leise zu mir nahe und fragte mich leise: „Willst Du ihn zum Manne?“ Darauf hatte ich armes Kind keine Antwort, als ihm an die Brust zu sinken. Er umschloß mich, ließ mich weinen, ließ mich dann los und flüsterte zweifelnd: „armes Kind!“ Mein böser Bruder Roland aber sprach aber jetzt zu Dschem: „Mein Prinz! Ihr ehrt meine Schwester wahrhaftig am höchsten auf Eure Art und Landessitte. Eine Antwort ist Euer Wort werth. Vernehmt mich also: Ihr seid in des Ordens Gewalt. Empöre Euch nicht die Wahrheit: Ihr seid — so kehrt das Schicksal die Verhältnisse um — Ihr seid *ein Türkensklave der Christen*. Ich sehe Eures Gefangenseins Ende nicht ab. Eilt, eilt, alt und grau zu werden! Eilt, am Stabe zu gehn! Eilt blind und taub zu werden! Eilt zu Grabe! Denn leider, das menschliche Mitleid treibt mich zu sagen: *leider* lasse ich auf Befehl des Großmeisters, schon seit dem Frühjahre für Euch besonders zur Wohnung einen starken Thurm erbauen, sieben Stockwerke hoch. Im Untergeschoß ist der Keller. Zu ebener Erde die Küche. Im ersten Stockwerk der Koch. Im Zweiten das Zimmer der Diener. Im Dritten die untere Wachstube der Ritter. Im Vierten Euer Wohnzimmer. Im Fünften Euer Schlafzimmer. Im Sechsten die obere Wachstube der Ritter. Im Siebenten die Kammer für Sachen und Waffen, und als achtes Stockwerk droben draußen, ein ummauerter Garten mit ein paar Blumen. Im Siebenten kann auch ein Bad sein, denn durch Röhren und Druck des Wassers von den höheren Bergen ist selbst ganz droben im Garten ein Springbrunn. Wenn Ihr also nicht fliegen könnt ... wie gesagt, ich vollstrecke blos des Großmeisters d' Aubusson Befehl, der hier nahe auf Schloß Bourg neuf geboren ist; und ist er auch eitel auf den Ruhm von Ehre und Macht, in seiner Heimath zumeist, wie jeder andere Mensch, so ist unserer Ritter erstes Gelübd doch Gehorsam! Blinder, herzloser Gehorsam! Und nur unser Meister hat Willen, Verstand und Erbarmen! Wir Andern haben allein den Gehorsam. Ohne Anzeige, ohne Erlaubniß dürft Ihr kein neues Kleid bekommen — sagt, rathet: Wie soll ich es über die Zunge bringen, Euch *meine Schwester* zum Weibe zu geben! Und soll sie mit Euch *gefangen alt* werden und sterben? — Denn so versteh' ich den Thurm! Und *liebt* Ihr sie nicht? *Darum* wollt Ihr sie nur zum Weibe, so glauben wir hier!“

Mein böser Bruder, der Rhodiser Ritter, schwieg plötzlich und warf einen grimmigen Blick auf mich, wie einen schwebenden Blitz. Während seiner Worte hatte sich Dschems Antlitz zu Anfang verdüstert, erbittert, ergrimmt. Aber, von einem Gedanken wohl, heiterten seine Züge sich auf, ja er lächelte unbeschreiblich vor sich hin, und blickte dann meinen bösen Bruder an, so rührend, so schön und kindlich — wie ein Kind! Mir vergingen Kraft und Sinne. Ich weiß nicht, wie Dschem das Zimmer verlassen. Als ich zu mir kam, war er fort, und mein böser Bruder stand, mit über der Brust verschrenkten Armen, vor mir, mit kaltem Hohn um den Mund und im Auge. „Nun?“ — sprach er — „Nun, Philippine Helene Damoiselle de Sassenage! So jung, so groß zwar und schön, das muß Dir der Feind lassen, aber schon so verschlagen, verschwiegen, erobernd im Anblick, aber Wen? Nein, meine Kaiserin von Constantinopel, Sultanin aller Ungläubigen, wir Johanniterritter sind zwar geschworene Feinde und Absager der Ehe, also ich auch! Ich! Aber Dein guter Bruder selbst muß sagen: die Christen haben eine andere Ehe! *Ein Mann* —: *Eine Frau! Eine Frau* —: *Einen Mann!* So hat die Kirche wenigstens aus Tradition, ohne Wort des Herrn zwar selbst, es eingeführt. Und Eine mit Einem, nur das ist Ehe! Ehre! Zufriedenheit! Glück! — *wenn noch!* — *so nur!* Wer es anders sagt, mit dem kämpf' ich auf Tod und Leben! Du würdest, blos als das *zweite* Weib des Dschem, *eine Türkin*, eine Abgefallene! eine Verdammte! *Die* soll, die wird meine einzige Schwester nicht sein! Habe weibliche Ehre! Ehre des Weibes! Für die Jungfrauen geziemt sich eben Ehre der Weiber zu haben! im Voraus alle elenden unglücklichen Weiber werden nur aus erbärmlichen Jungfrauen. Gåre ton honneur! Gåre! Damoiselle de Sassenage!“

Dabei hob er eine geballte Faust in die Höhe, schlug mit der Rechten an sein Schwert, und wandte sich rasch von mir ab und verließ uns auch.

Was ich empfand, unwillig und gebietend empfand, das war, dem armen Gefangenen, dem herrlichen jungen Manne war ich Genugthuung schuldig! Denn eine Brautwerbung weiß ein Mädchen nicht hoch, nicht theuer genug zu bezahlen; denn wer auf der Welt meint es besser mit ihm, als einer, der es zum Weibe begehrt. O wie fühlte ich mich seine Schuldnerin! Mein guter Bruder kam und zog mich zu dem Tische, worauf Dschem die Geschenke stehen gelassen; er machte sie zu, hüllte sie ein und gab sie mir „*zu Dschem's Andenken!*“ Mit diesem Worte hatte auch Er seine Meinung gesagt, gütig und tröstlich, und keine ganz abwendige, ja, nach längerem Schweigen gab er mir die Hoffnung, daß Alles sich oft gar plötzlich in der Welt verändere, dem Glücklichen meist zum Nachtheil, aber dem Leidenden meist nur zum Glück. Der Großmeister d' Aubusson sei alt und wolle vor seinem Ende noch gern Kardinal werden, vielleicht auch Papst. — Mein Gott, und so fing auch der Papst sogar an mich zu kümmern! Mein böser Bruder war mit einigen Johannitern weggeritten; die Maurin, die ich auf meinem Zimmer fand, wußte: nach Schloß Bourg neuf, wenigstens bis auf übermorgen. — Aus bekümmertem Herzen schrieb Ich heut einige Worte an den armen Dschem; ich glaube, ich habe ihm auch den Trost geschrieben, daß mein *guter* Bruder uns günstig sei, wie heut, gewiß immer, wie von Jugend auf. Mir war eine ängstliche Last vom Herzen, die Last der Undankbarkeit. Helene war kaum fort, da kam sie schon wieder, und brachte durch Dschelaldeg einen kleinen Streifen Seidenpapier mit den hastig von Dschem geschriebenen Worten: „*Wenn der Mond aufgeht, gehe Du mir auf!*“

Mein guter Bruder war vor Verdruß krank und wollte sich sehr zeitig zur Ruhe begeben. O Himmel, wie hing mein Auge nun an der Gegend, wo sich die Wolken entzündeten und flammten wie eine Feuersbrunst! Wie weinte ich dem Säuseln des kühlen Hauches entgegen .... wie staunte ich die große Purpurscheibe an, die leis' heraufgehoben ward von unsichtbarer, aber unleugbarer ewiger Hand! Wie starrte ich in sein mildes reines Antlitz, aus dem mildes Licht quoll, und dem gegenüber schwarze bezaubernde Schatten sich webten. „*Wenn der Mond aufgeht,*“ wiederholte ich. — „Er ist aufgegangen,“ sprach ich gebannt und ging. Aber, o Himmel, welche

Ueberraschung war mir bereitet! Welches Zeichen der Liebe und Ehre gegeben — das höchste von einem Manne! Ach, und *ohne überraschte Liebe*, wäre wohl noch geschehn, was geschah? That ich ohne sie, was ich that? O das menschlich-Reinste, das Erhoffteste, Seligste für die stolzeste Jungfrau.

Dschem erwartete mich an seinem Betaltar. Er stand in Gedanken. Ich mußte ihn anrühren, ehe seine Gestalt sich regte. Er schauderte süß und flüsterte: „Also Du, Du doch willst mein Weib sein. Du hörtest meine Worte, und eines redlichen Herzens Worte sind Eide. Ich halte sie alle. *Kein Weib bricht die Liebe!* — Liebst Du mich?"

Was Du selbst gesagt hättest, meine süße Freundin, das sagte ich — mit Schweigen. Er bat mich in seinen Saal zu treten. Ich blickte nach meinem guten Bruder zurück, ich horchte in die Ferne, als hörte ich meinen bösen Bruder dahinreiten — und *eilte* an seiner Hand. Ich verschleierte mich dicht.

Der Saal war erleuchtet. Da standen prachtvoll geschmückte glänzende Männer in ehrerbietigem Schweigen. Ich sank an der Schwelle der Thür auf die Kniee vor Dschem. Er ließ mich nur halb sinken, aber das war genug, daß es *die Zeugen der Ehestiftung*, als das gewöhnliche Zeichen der Unterwürfigkeit einer in das Haus *ihres Mannes* eintretenden Braut ansahen. Er führte mich sanft an einen Tisch, er zeigte mir einen Bogen Seidenpapier und wies stumm mit dem Finger nur blos auf die Wörter . . . „Mitgabe" . . . . „Wittwengeld" und auf andere Wörter und Goldsummen in Zahlen, die ich alle mit sehenden Augen nicht sah. Haider, der Dichter, drückte als Siegelbewahrer das Siegel mit dem Namenszug „Dschem" darunter; Dschem gab mir das eingetauchte Rohr in die zitternden Finger, führte mir lächelnd die Hand, und so schrieben wir Beide meinen Namen „Philippine von Sassenage." Dann umarmte er mich Weinende lange stumm. Dann traten die vornehmen Männer seines Gefolges einzeln heran, wünschten mir Glück und beschenkten mich mit blendend schönen Gaben; und wer uns Glück gewünscht und beschenkt hatte, der verließ den Saal, und so standen wir endlich Beide allein — und Ich, als das nach allen Gesetzen getraute ehrliche eheliche Weib des schönsten, edelsten, liebendsten Mannes auf Erden; Mahomet, der Eroberer von Constantinopel, ward in der Erde mein Schwiegervater, und der Sultan Bajasid mein Schwäher. Ich weinte, wie ein Kind zitternd, aber doch selig! Glaube mir, selig. Nur unwandelbare Dauer diesem Glücke, flehte ich von der heiligen Jungfrau. Nur Muth für mich! Und Glück und Freiheit meinem Gemahl! Und Frieden, Versöhnung mit seinem Bruder! Furcht durchrieselte mich nicht. Der starke Dschem beschützte mich — oder rächte mich doch. Ich dachte an Vater und Mutter — und ich sahe mit leiblichen Augen, ich sahe hin und sahe deutlich: *mein Vater trat in die Thür!* Er ganz! aber nur jung — und er *lächelte!* Das entzückte mich! — Er kam auf uns zu — es war mein Bruder! der gute . . . . ich flog in seine Arme! Nun war mir wohl! Denn er wünschte dem Fräulein von Sassenage Glück zur Sultanin. Er wußte um Alles, denn er trat dann an den Tisch und unterschrieb, als Zeuge der Ehe, seinen Namen: Armand de Sassenage, Chevalier. Dann legte er seine Hand auf meinen Kopf. Dann verließ er uns.

Dann kam Helena und badete mich.

Der Mond ging unter, als mein Gemahl mich gegen Morgen nach dem Gartenthor meines Schlosses begleitete. O kann man denn gar nicht scheiden? O, was ist süßer als Scheiden, als Abschiednehmen? Nichts in der Welt! Und das ist viel gesagt von einer Jungefrau. Ich konnte die Stufen der Marmortreppe in Einem Athem nicht steigen! O, wie der kalte Marmor des glatten Geländers meine brennende Hand kühlte! O, wie bestaunte ich mich in dem großen goldumrahmten Spiegel und lächelte mich an! O wie warf ich mich auf mein Bett!

„Was ist *nun* das Grab!" schluchzete ich. „Was ist nun das Unglück! Auch mein Glück nichts, nichtig, niemals — — —" „*Wir wollen sehen!*" raunte eine Stimme in mir. — Ich horchte! — Aber Niemand sprach. — Rasch schlief ich ein.

Am zweiten Morgen.

Ich mußte auch jetzt schlafen. Ein Bett ist der wundersamste Ort, der Schlaf das unstörbarste Dasein, der Traum das innigste Leben. Ich brach ab bei dem Gipfel des Glücks, ich wollte Dir nicht gleich Wermuth auf Honig reichen, wie das Schicksal mir. O wie bald sind die längsten, heitern, wie unverwüstlichen Tage zu Ende — und es regnet! Wie rasch ist das Lächeln, das Schweigen des glücklichen Menschen aus, und das Weinen ist da und die endlose Klage! Und wie sollte ich nicht bald das Ende meines Glückes finden, ich, die ich seinen Faden an eine Wolke geknüpft, an ein schönes Bild im See! O, der Unglückliche hat Freunde, aber sie werden an ihm, bei ihm, mit ihm unglücklich; nicht durch ihn, denn sie wußten ja alles. Die Herzlosen ziehen sich von ihm zurück, die Seelenvollen schließen sich fest an ihn an — und vergehen! Ich habe meine glücklichen Stunden und Tage und Nächte und Wochen nicht gezählt! Dschem war nun erst recht als morgenländischer Dichter begeistert von meinem Besitz. Seine Briefe, seine Gedichte füllten mir bald eine köstliche Mappe *). Ich wohnte bei meinen Brüdern, und war ein Weib in meinem Kinderbett. Nur eifersüchtig war mein Gemahl im höchsten Grade — *auf mein Gesicht!* Ich mußte beständig den Schleier tragen. „Das Gesicht ist das Weib!" sagte er, „das unterscheidet sie allein von allen andern Frauen. Das Gesicht muß das Weib allein behalten und keusch bewahren, sonst behält sie der Mann nicht allein. Die Keuschheit des Gesichtes ist die edelste Keuschheit. Ich zeige meine Schätze und Juwelen nicht jedem Thoren, und ihr Weiber füttert alle Gecke mit der Speise eurer Schönheit!" — Da gab mein böser Bruder Roland dem Prinzen einige Feste im großen Hofe unseres Schlosses, wie ihm die Ritter schon auf Rhodus Turniere, Banquette und Jagden gegeben. Auch eine Reiherbeize sollte er halten. O, da hättest Du meinen armen Dschem zu Pferde sehen sollen! Mir schauderte hinter dem Schleier, mein Herz bebte mir im Leibe vor Freuden. O, Du hättest ihn sehen sollen zu Fuß, als Kämpfer entblößt: als Pehliwan! Meine Brüder und alle Ringer rang er leicht und fröhlich zu Boden. Er war schnellfüßig wie ein Hirsch. Eine große Keule, mit eisernen Ringen beschlagen, hob er mit seinem nackten markigen Arm, und hielt sie ausgestreckt grade dahin! Seine Begleiter erzählten, daß er die furchtbare Keule des starken Sultans Alaeddin, noch mit eisernen Ringen um Großes beschwert, eben so leicht geschwungen. Endlich kommen die Falkenjäger, den prächtigen Falken aus dem belgischen Dorfe Falkonswaart wird die Haube aufgesetzt, Dschem und die Ritter schwingen sich auf ihre Pferde, er blickt noch einmal zu mir empor, er wendet sich, die Hand auf dem Herzen — und er kam zu Nacht nicht wieder! Die folgende Nacht nicht wieder! Keine lange unendliche folgende Nacht! Mein böser Bruder Roland holte sein Gefolge ihm nach — hin nach Bourg neuf! hin in den fertigen Thurm! Das vertraute mir mein guter Bruder Armand. Nur Dschelalbeg mußte und durfte im Schlosse bleiben, weil er hinlänglich krank war an der nicht türkischen, sondern christlichen Krankheit, der Gicht vom *Wein!* Er hatte den Gebrauch „Gesundheit zu trinken" gelernt, und zwar auf Andrer Gesundheit getrunken, doch nicht auf seine, oder zu seiner.

So waren wir nun geschieden, von Tisch und Bett, nicht wie sonst nur von Tisch und von Tage. O Jammer! Ich fühlte mich wie dem Monde vermählt, mit dem leuchtenden Vollmond — und nun war er verschwunden, unsichtbar am Himmel und auf Erden! aber in seiner Finsterniß lebte er, ach, und rang nach mir. O, wie war mir, als ich die Sichel des Mondes wieder am Himmel erschienen und schimmernd sah! Ach, es war nicht Er! Er blieb mir in nächtlicher Ferne verschwunden!

Aber da kam nun andre Sorge! Ich fühlte mit Ehren mich Mutter. Die Tage und Monde erfüllten sich, ich ward mit Thränen Mutter. Mein böser Bruder war lange nicht im Hause gewesen — *diese* Nacht muß er wiederkommen! Er hörte mit Verdruß ein Kind schreien. Mit Schrecken . . . . in meinem Zimmer! — Einmal freilich mußte der Ausbruch, der Anfall seines Grimmes über die Heimlichkeit und den Betrug meines Herzens überstanden werden! Aber warum heut!

Er tritt ein. Er bleibt stehn. Er sieht. Endlich spricht er mit klappernden Zähnen und wehmuthvoller und leisegrimmiger Stimme: „Damoiselle de Sassenage —"

Die Sprache versagt ihm. Mein Bruder Armand ist herbeigeeilt, lacht gezwungen und verbessert Rolands Wort: „Nein, nicht Damoiselle . . . . . sondern die Sultanin des Sultan Dschem! — höre mich recht: die Sultanin des Sultan Dschem!"

„Ich höre das unchristliche Unrecht!" entgegnet Roland, und er muß einen Blick in die Urkunde der Ehe thun. Nun ist er erst wie gebannt. „Uns sprechen wir noch, Bruder Armand!" spricht Roland.

Das Kind ist gewickelt, er ergreift es in seinem Bettchen — und ich habe mein Kind, meines armen Dschems Kind nicht wiedergesehn!

Darauf verging wiederum lange, schwere, schmähliche Zeit. Dschem hätte meinen bösen Bruder mit der Keule erschlagen, wenn er nur einen seiner verächtlichen, höhnischen, ehrfurchtsvollen Blicke auf mich — sein Weib, gesehen! oder eine Kniebeugung vor mir! Da wieder nach lange kam mein guter Ar-

*) Dschems Gedichte, vom Dichter Saadi gesammelt, sind noch vorhanden. Sie sind so hoch in Ruhme, daß einer unserer Deutsch-Araber und Deutsch-Türken sie auch verdolmetschen sollte.

mand eines Abends zu mir und sprach: „Nimm deinen Mantel und komm!"

Ich gehorchte. Wir stiegen zu Pferde. Wir ritten im klarsten Mondschein über Feld und Wiesen, weiter und weit bis zu einer Hütte. „Steige ab," sprach er, „und gehe hinein!" Er blieb zu Pferde und nahm den Zügel des meinen.

Ich gehorche und trete in das Haus, in das kleine Zimmer. Ich bekenne mich nicht darin . . . ich weiß nicht, was da am Fenster im Mondlicht so Sonderbares, Weißes steht oder liegt. Ich trete näher . . . es ist ein kleiner Sarg! Mir schlagen die Adern am Halse, das Herz will mir zerspringen. Ich sehe ein Kind! Hilf Himmel! gewiß nur mein Kind! — Ich habe seinen Namen nicht gehört — ich kann es nicht nennen, nicht rufen; ich beuge mich über . . . . meine Thränen stürzen auf sein blasses Gesichtchen, ich ruhe mit den Lippen auf seinen zugedrückten Augen, auf seinem kaum zu merkenden Munde. So bleibe ich lange. Endlich kniee ich bei ihm, um nicht hinzusinken. Ich rede lange tausend zärtliche Worte mit ihm, indem ich es bei den Händchen fasse, ihm die Härchen streichle. Das Mutterherz, die Mutterliebe und die Mutterfreude will alle tausend süßen Worte und Schmeichelreden nachholen, alle auf einmal ausschütten, nachrufen in die verschwiegene und doch sichtbare Tiefe des Todes, worauf auch das todte Kind, wie eine Wasserblume auf dem Spiegel des Wassers schwamm. Aber alle Worte versagen mir! Ich ersticke bald. Ich weine mich aus. Endlich zum Abschied fühle ich das weiße Kleidchen des Kindes an — o mein Gott! wie grob ist die Leinewand! Keine Blume im Sarge! Keine Todtenkrone! Keine Andeutung einer Krone! Noch ein Abschied, ich reiße mich los — ich höre vom Bett ein weibliches Wesen nur leise mir nachseufzen — die arme Pflegemutter! Noch ein Blick über die im Mondschein blühende Erscheinung des mein gewesenen Engels, und ich stürze hinaus. Ich kann das Pferd nicht besteigen. Mein Bruder reitet voraus, mein Pferd führend. Ich wanke hinterdrein. Er sieht sich um, ob ich folge. Meine Füße gingen ohne mein Wissen und Willen mechanisch. Ich stehe und frage: War es ein Mädchen? oder ein Knäbchen? Nicht das einmal weiß ich.

„Es war!" spricht Armand, und schweigend gelangen wir heim.

Mein Schmerz war nun voll Recht und Gerechtigkeit der Natur, und er stärkte mich, er gab mir auch Kraft für meine andere Lage, meinen Stand, mein Leben in der Welt. Denn war ich auch in dem sonderbarsten Verhältniß eines Weibes gewesen, war auch nicht Alles für unbillige Menschen ganz tadellos — jetzt war ich gefertigt, gereinigt, ich möchte sagen: verklärt! Ich war nun das wirklich, was ich mir selber nur so wie im Traume geschienen! Der schöne Traum meines reizenden Schicksals war der helle Tag geworden — die wahre Sonne schien darein vom Himmel und sah meine wahren Thränen, die Mutterthränen, die Weibesthränen! Ich glaubte nun an mein Schicksal! Die Wahrheit meines Glaubens war süßer und mächtiger, als das Schicksal bitter und haltlos. Mit der sichern Bemächtigung der Gegenwart hatte ich auch eine Zukunft! Hoffnung! Drang, mich zu regen! ein hülfreiches Weib zu sein! War Dschem befreit, so war Alles gut, reizend, bezaubernd! Und nun lernt' ich wieder träumen! Die Hoffnung allein ist kein Traum, das Hoffen ist kein Träumen — sie lehrt es nur. Ich war fest entschlossen, Alles, alles Mögliche zu Dschems Befreiung zu thun. Denn was war noch zu wagen? zu verlieren? Es geschehen ungeheure Dinge, die tollkühn erscheinen, und von Seiten des Unternehmers und Ausführers doch kein Wagniß sind, denn der Elende wagt nichts mehr, als sein Elend! Höchstens blieb dem Gefangenen die Qual, und mir seine und meine! „Sicherheit, Vorsicht!" war nur mein Merkwort. Nun also gesinnt, entdeckte ich, daß Dschelalbeg sich nur krank gestellt, oder richtig zu sagen: nicht genesen, da er schon lange gesund war, und über Nacht, mit brennenden Mitteln, die über Tage heilenden Mittel des Arztes zu Schanden machte. In solcher langen Zeit, mit solchem Eifer für meine künftige Bestimmung, hatte ich mich der türkischen Sprache bemächtigt. Ich verstand einen heimlichen Boten aus dem Thurm, als er sich mit Dschelalbeg besprach. Sie weinten beide.

„Was ist geschehen?" fragte ich erschrocken.

„Eben wieder nichts!" antwortete Dschelalbeg. „Aber der Bote gab mir einen Brief von meinem Dschem und sprach: „Das neue Unglück betrifft nicht den Sultan, ach, den armen Saadi!" Durch den berühmten Namen besann ich mich auf den Dichter, der von Dschem weggegangen war, weil er Gefangenschaft nicht zu ertragen vermöge, auch aus Freundschaft nicht so lange. Er hatte die längste Zeit sich bei uns aufgehalten, bis er Gelegenheit fände in's Morgenland, in seine Heimath! O, wie haßte ich damals den Mann, oder achtete ihn doch nicht; so schön, so weise, so liebreich er war, so nachsinnend und betrübt er auch schien. Ach, nun hörte ich: Dschems geschlagenes Heer und seine Janitscharen waren nun mit den andern des Sultans Bajasid vermischt, wie Sauerteig — sie erwarteten Dschem. An diese und die Vornehmsten des Reiches war der edle Freund, der Dichter Saadi gegangen — aber seine Fahrt war schon verrathen gewesen! Ich dachte an meinen Bruder Roland! In Aidin hatten sie den armen Saadi ergriffen, er hatte die Wahrheit gesagt, warum er gekommen, und Dschems Bruder Bajasid, so hoch er die Dichter ehrte, so viele tausend Zechinen er vielen, er Allen, die er kannte, jährlich gab — er hatte den Saadi auf eine jähe Felsstirn führen, ihm einen schweren Stein an den Hals binden — und im Meer ersäufen lassen!

Darum weinten sie um den heiligen Mann, und ich weinte mit ihnen.

Und nun sollte Ich nichts thun? — Die Männer sagen: die Weiber können Alles ertragen: Schmach, Elend, Knechtschaft! Eine schändliche Lüge! — Nichts können sie dulden!

Die Diener hörten meine Vorschläge traurig an, voll Ehrfurcht: dann voll Theilnahme. Endlich wagten sie mitzusprechen, zu meinen, zu rathen. Wir wurden Eins. Sie besorgten gute Pferde, eine seidene Strickleiter, so lang als der Thurm hoch war — und sie wußten die Höhe, auf die Palme. — Der Bote nahm eine Schnur mit; bittende, glühende Worte von mir; Nacht und Stunde waren bestimmt — da überraschte mich mein Bruder bei meiner Zurüstung zum Abschied auf immer. Er errieth. Aber es war Armand, mein guter Bruder! und er warf sich zu meinem Ritter auf! Er kam mit uns! — Die Nacht der That war finster. Selber den Thurm sahen wir nur wie einen schwarzen Drachen, hoch aufgebäumt vor Regen und Sturm, und nur zwei feurige Augen hatte der gekrönte Kopf — die hellen Fenster der Wächter. Dunkel und Nacht verbarg mir das Schreckliche! Ich durft' es nicht sehn! Ich hörte nur leise an der Mauer hinauf die seidene Leiter gleiten, die Dschem an den Kragsteinen der Thurmkrone befestigte; ich sah ihn nicht den schwindelerregenden, schwankenden Weg in die Tiefe steigen! Ich betete indrünstig zu seinen und meinen Heiligen und Propheten, zu seinem und meinem Gott. Da tappte eine Hand nach mir — ich ergriff sie! — ich fühlte die Ringe an ihr — es war Dschem! Er war da! Er war frei! Er war mein! Er war Herr! — O dieser Augenblick! Theure Seele! Sagt, was Ihr wollt, das höchste Entzücken, wie nie ein Ruhiger, immer Glücklicher fühlt an seinem Heerde, das begegnet der Mensch nur auf ungemeiner, verwüsteter Bahn! auf den Zugängen, ja auf den Abwegen des Lebens! Wie tausendfach glücklich war Ich! — einen Augenblick! Wir eilen zu den bereiten Rossen. Da vertritt uns mein böser Bruder den Weg. Dschem, mit empörter Riesenstärke, kämpft die Gesellen zu Boden. Mein Bruder Roland kämpft gegen meinen Bruder Armand, ohne daß Beide sich kennen. Armand fällt mit einem Schrei der Wuth und der Verzweiflung. Da erkennt ihn Roland. Dschem erkennt Roland, der nur noch allein sein Gegner ist. Schlägt er ihn nieder, so wehrt ihm Niemand. Aber Dschem hört: Armand ist gefallen, und er will mir den andern Bruder nicht tödten! So steht er und zögert. Da ergreift ihn Roland und hält ihn rückwärts. Hülfe kommt aus dem Thurm! Geschrei! Fackeln! Und in ihrem Glanze verschwindet mir Dschem! Und erst als Roland den Gefangenen wieder in Sicherheit gebracht, kam er nach seinem Bruder zu sehn, bei dem ich an der Erde im Finstern saß und seine Hand in meiner hielt; Beide sprachen kein Wort zu einander. Armand ward in den Thurm getragen. Ich hab' ihn nicht wiedergesehn. Roland blieb bei mir stehen und sprach: „Du lebst neben dem Leben! Da sind nichts als Abwege! Abgründe! Entscheide Dich jetzt auf der Stelle! Ich ziehe nach Rhodus zum Meister in geheimen Dingen. Noch weiß kein Mensch, daß Du ein Weib bist, und wessen Weib. Heirathe den Herzog von Savoyen, der in Dich entbrannt ist, Du weißt es, und Dich begehrt; Du kennst ihn, und Du machst alles gut. Deine Ehe gilt nichts. Eine Frau, die einen Mann hat, der zwei Weiber hat, und noch zwei dazu nehmen kann, und Sklavinnen ohne Zahl, ein solches Weib hat keinen Mann! Ihr Zustand ist keine Ehe! Der heilige Vater löst unserem Meister zu Liebe sie auf, Du Unchristin! Und beharrst Du darauf, sein Weib zu sein, so kommst Du mit mir in ein Kloster nach Rom! Du bist reisefertig — ich bin reisefertig; Du hast Abschied genommen vom Vaterhause — sieh Dir noch einmal zum Abschied diesen Thurm an! Du wirst keinen Andern nehmen! Ich kenne Dich! Komm! Das Schiff geht bei Anbruch des Tages."

Ich war in seiner Gewalt. Ich hatte alle meine reiche Habe wohl verwahrt bei mir. Ich empfand einen Schauder vor Rom, und zum erstenmal vor dem sonst mir immer so gewöhnlich heiligen Vater, dem Papst — daß er meine Gefühle alle mir aus dem Herzen reißen könne! der Natur zum Hohn,

oder zur Gewalt, meine Ehe auflösen, meine Ehre zerhauchen und sagen: Du bist keines Mannes Weib! Da fiel mir mein Kind ein — göttliche Gewalt ergriff mich und hielt mich, himmlische Sicherheit füllte mein Herz. Ich lachte laut! — „Ihr Unchristen,“ rief ich mit weinendem Zorn, „ihr schrecklichen Ritter, deren Schwur es ist: unversöhnlich euren erwählten Feind zu verfolgen, wenn Euch Gott nicht vertilgt, so können getrost die Verdammten aus der Hölle heraufsteigen und die Erde im Segen bewohnen!“ —

Er schlug mich. Er riß mich ein Stück an den Haaren fort. Merke wohl: ich ergab mich nicht!

So bin ich hier! Im Kloster! In Rom! und wehe, wehe! bald ist das Jahr schon um!

Mustapha, der Barbier.

„ — Ein wunderbarer Mann, ein göttlicher Mann, wer sein Vaterland liebt! Aber wie liebt ein Jeder sein Vaterland am sichersten? — Durch ein reines sittliches Leben! Die Vaterlandsliebe ist jedoch etwa nicht nur der Lebensbalsam der Völker, sie ist das Palladium auch der Fürsten. Denn das armselige Volk eines verkümmerten Bienenstockes wird auf einen Andern gejagt, nimmt seine Stimme an, und der Weisel kommt um. Darum, wer auch sein Vaterland viel geliebt hat, dem wird viel vergeben“ —

Aus der „Eroberung von Constantinopel“ von Leopold Schefer.

Unsere arme Freundin hatte kaum ihre Papiere und Geschenke dem treuen Mauren zu sichrer Bestellung in die Hände gegeben, als ein Gesurr und Gesumm sich erhob, wie Waldsrauschen. Es wuchs, es schwoll, aber es ward dadurch nur dumpfer, besorglicher. Einzelne lautere Stimmen durchriefen es hörbar zwar, aber nicht verständlich. Nun kam das dumpfe Getrampel vieler laufenden Menschen, Männer, Weiber und Kinder dazu, der Hufschlag von Pferden, das Rollen von Wagen. Das Herz der unkundigen Hörer war beklemmt, sie standen, hielten den Athem an, sahen sich in die Augen, gaben sich leise Zeichen mit den erhobenen Fingern, waren auf dem Sprunge mit fortzueilen; denn unverkennbar war etwas Wichtiges vor, etwas Großes, etwas sehr mächtiges Neues. Aber nichts Schreckliches. Die Stimme des aufgestandenen Volkes war heiter, nur hastig. Einige Vorübereilende trugen zwar erschrockene Gesichter und schrieen: „Die Türken sind da! Die Türken! Die Türken! Sie sind gleich da!“ — Andere fragten lächerlicherweise: „Dieselben Türken, die wir an der Stadtmauer bei der Peterskirche in Stücken gehauen?“ — „Kinder, seid nicht Narren!“ — rief ein großer dicker lachender Mann, der sich an den Weg gestellt hatte — „der Sultan ist da! der Sultan selber, und hält seinen Einzug in Galla! in Fiocchi! in Frieden und Freuden!“ Dasselbe schrie er immerfort wie ein Ausrufer, zur Beruhigung oder zur Eil; denn wie ein Wegweiser hielt er seinen Arm immer ausgestreckt, und deutete stromabwärts nach Abend.

Dagegen kam Einer, der aus Eil mit der Rechten in den linken Aermel seines Rockes gefahren war, und unterwegs die Fittige des Rockes über die Achsel geworfen und einen Pantoffel verloren hatte, und schrie: „Nein! sie bringen den Sultan gefangen! Sie bringen den gefangenen Sultan!“ . . . . . „den gefangenen Sultan!“ wiederholte sich Philippine von Sassenage, erschrak und fürchte und ahnte, und faßte doch nicht die Möglichkeit und die Wahrheit, als ein Freund des schreienden Wegweisers zu ihm trat und ihn bat: „Komm mit über die Tiber! Hier geht ja der Zug nicht vorbei!“

„Wie so?“ fragte der gutmüthige Wegweiser.

„Sieh, Du weißt doch, unser heiliger Vater der Papst, der achte Unschuldige oder Unschädliche — Innocenz — hat doch einen Sohn! Nun gut! Und dieser Sohn ist der Graf Cibo, der Frau und Kinder hat, so daß der heilige Vater auch Großvater ist und Schwiegervater und eine Schwiegertochter und Enkel hat. Nun gut! Der Sohn des Papstes hat ein Schloß! Nun gut! und auf dem Schlosse des Cibo war der gefangene Sultan, den die Rhodiser Ritter dem Papste verkauft haben; nun gut! und von dem Schlosse bringen sie ihn heut, und so eben hier in die Stadt, in den Vatican, und recht mit Fleiß soll er ganz Rom zur Schau durchziehen, denn ohne Gepränge ist nichts bei uns! Nun gut! Und nun nehmen wir einen Kahn und fahren hinüber an die Straße, wo sie kommen! Komm, Dicker!“

Während dieser Worte und seines Stillstandes hatte er sich seinen Rock ordentlich angezogen, warf aber den andern Pantoffel noch auch in die Tiber, denn er sah ein paar Schuhe dastehen, die er unbedenklich mitgehen hieß und rasch anzog. Ein Matrose hatte sie da nicht geachtet, weil sie inwendig voll Pech waren.

„Nun gut!“ sprach jetzt der dicke Mann, „komm' hinüber! Es ist ja richtig! Jetzt besinne ich mich, Macrino! Du wohnst ja in Einem Palaste mit dem türkischen Gesandten, dem Kämmerer des Sultan Bajasid! Nur etwas hoch über ihm in den Dachkammern. Rom wimmelt einmal von Gesandten, als wären hier alle Reiche der Herrlichkeit zu holen, und die ewige Seligkeit dazu. Narren müssen sein! Wovon lebten wir sonst?

Macrino del Castagno aber versetzte: „Ich habe schon manches schöne Stück Geld von dem Gesandten, dem türkischen Rindvieh Mustapha verdient, besonders durch seinen Barbier, der auch Mustapha heißt, und sich nur hat zum Türken machen lassen, um den Türken Eins zu versetzen, und seinem Volke, den Griechen, zu helfen. Das ist ein Kerl! der Mustapha! Klug wie der Teufel! Ich bin überzeugt: er barbierte allen Türken den Kopf weg, wenn es ihm jemand bezahlte, denn umsonst thut er nichts; was er von selber will, das müssen ihm Andere noch tüchtig bezahlen! So wird man reich!“

So sprach Macrino vertraulich zu seinem dicken Freunde, ohne zu ahnen, daß er selber bald würde auf der Folter sterben, weil er den Papst sowohl als den Prinzen Dschem vergiften wollen — um reich zu werden. Beide Freunde gingen an das Ufer, um in dem Kahne an das jenseitige Ufer der Tiber, an die Straße zu fahren.

Das arme Weib des armen Dschem stand in höchster Bestürzung, die einen freudigen Kern hatte, denn ihr Gemahl war doch aus den Händen der unversöhnlichen Türkenfeinde erlöst; er befand sich ja nun in den Händen des allerallerchristlichsten Potentaten auf Erden, in den Händen des Vaters der Christenheit, der ein Herz für alle Leiden aller Menschen haben sollte! Sie weinte vor stillem Entzücken leis, ohne zu ahnen, daß ihr Dschem nun erst ganz verloren, verrathen, verkauft und ermordet wäre — obgleich sie jetzt noch tausend Kummer befiel vor der unsicheren Zukunft und wie alle ihre Noth noch sich lösen werde? Denn enden müsse sie nun, und bald, durch die Heimhülfe des heiligen Vaters! — Schon bei dem ersten Auflauf des Volkes hatten sich ihre Begleiterinnen in das nur wenige Schritte entlegene Kloster zurückgezogen, aus Scheu vor den Menschen, wie vor Gespenstern am Tage, und aus gebotenem Anstand; so neugierig nach aller Welt die Mädchen eben im Kloster sind, und ohne redselige, aller Geschichten volle alte Weiber vergingen, wenn sie die Welt nicht noch hörten mit tauben Ohren, und sähen mit blinden Augen, und empfänden mit todtem, schlafendem, träumendem Herzen. Die andern Schwester-Novizen hatten ihr ängstlich gewinkt: zu kommen! und mit erhobenen Händen nach dem Thurme des Klosters gedeutet, um ihr auszudrücken, daß sie da hinauf gehen würden, um alles recht herrlich zu sehen. Aber da drängte sich grade ein Knäuel Menschen zwischen sie und riß nicht ab — und sie hatte grade das Wort des Macrino verstanden von dem gefangenen Sultan, und war auf der Stelle versteinert, und plötzlich felsenfest entschlossen, nicht wieder in das Kloster zu kehren, und sollte es ihr das Leben kosten, das es ihr ja doch in den öden Mauern kostete. Darauf hatte sie unbemerkt auch von dem weitern Worte Macrino's Kunde, noch nähere, sichere Kunde gehört: „der gefangene Sultan war ihr armer Dschem!“ Sie hatte zwar vorhin alle ihre Kostbarkeiten, in dem goldenen mit Edelsteinen ausgelegten Kästchen, mit aus dem Kloster genommen, um sie durch den treuen Mauren ihrer Freundin zur Aufbewahrung, auf ungewisse Hoffnung in der Zukunft hin, zu schicken, wenn ihr auch im Kloster die schönen langen Haare abgeschnitten würden, die ihr Dschem so bezaubernd fand, und sie im Sarge lebendig der Welt Valet sagen müßte mit dem Munde. Aber selber das Todtenhemd würde ihr ja doch nur über die liebende, treu fortliebende, junge, bebende, schmachtende Brust geworfen! — Sie war in ihrem Auftrage an den Mauren noch nicht zu Ende gewesen, das Volk hatte sie unterbrochen, und jetzt wußte sie mit Befriedigung, daß sie ihre Schätze noch hatte, die ihr die größten Dienste leisten konnten und sollten! Glücklicherweise hatte sich der Maure in ihrer Nähe gehalten, und wie durch Eingebung, nahm sie mit herzgewinnendem Lächeln, wie zum Scherz, ihm seinen großen weiten braunen See-Mantel ab, was der Freund, befangen von ihren geisterhaft gebietenden, wollenden Augen, ohne sich zu regen, geschehen ließ; sie warf sich ihn um; sie verhüllte den Kopf sorgfältig in die Kapuze; und als die beiden Männer in den Kahn traten, der eben abstoßen wollte, trat sie scheinbar beherzt mit hinein und setzte sich sogleich, das Gesicht des übrigens verhüllten Hauptes noch dazu abkehrend, als ob sie die Männer gekannt hätten, oder erkennen möchten. Sie sahen aber weiter nichts von ihr, aber das sahen sie auch, daß sie zum Erstaunen schön sei, und stießen sich einander mit den Ellenbogen an.

Da kam jedoch der Zug richtig.

Wie klopfte ihr Herz! wie glänzten ihre Augen! wie belebt war ihr ganzes Wesen! Das Gefühl aller der schweren Sorge um den Mann, den sie so liebte, der sie so liebte, der ihr so lange fern, so lange einsam gewesen, von allen Gefahren umgeben, ja bedroht, von allen Entbehrungen gepeinigt — das alles zog aus ihr fort, denn die Freude des Wiedersehns überwältigte sie und hob sie empor. Ihr geschärfter Blick spähte allein nach ihrem Gemahl! Sie sahe die vordersten Reiter nur wie bunte leere Bilder vorüberschweben, hörte die Tritte der Pferde, sie hörte die Worte des Macrino nur wie im Traume, als er mit halber Stimme, und doch hastig zu seinem dicken Freunde sprach: „Sieh, sieh! das ist das Gefolge des Sultans, das den Zug eröffnet! Ah, ah! nun kommen die Wachen und Pferde unsers unschuldigen Vater Papstes, und seine auserlesenen schönen jungen Edel-Pagen! Nun das Gefolge des römischen Adels! — Alle Tausend! nun gar die Eminenzen, die Herren Cardinäle, die Bienenbrut des neuen Papstes, welcher Zelle die rothen Bienen nun werden die Haube aufsetzen, daß ein Weisel ausläuft, ein weiser! Aber Respect! Nun kommt unser römischer Adel, alles, was man sehen kann! Heut zu Tage! Aber sieh, sieh! der Rhodiser Ritter im Mantel, worauf das ganze Leben Jesu gestickt ist, das ist der Bruder des Ordensmeisters d'Aubusson, der Visconte de Monteil — wahrhaftig, der Ordensmeister war schon unter den Cardinälen — der, der sich grade jetzt umsieht! er hat den rothen Cardinalshut und Mantel für den Sultan eingehandelt! Und der da neben dem Rhodiser Ritter reitet, ist der Graf Francesco Cibo, der Sohn des Papstes! Ei ganz gehorsamster Diener, Herr Groß-Ceremonienmeister Boeciardo! — er besucht mich manchmal, weil ich eine schöne Frau habe, der Lump! Solche Sticheleien bezahle ich — Macrino — mit der Cortellata! Aber nun siehe, da! jetzt! da kommt der Sultan um die Ecke! Das ist er! Der! —"

Er schwieg jetzt; denn die wahrhaft herrliche Erscheinung Dschems, in von Pracht und Schmuck funkelnden türkischen Kleidern, auf seinem mit reichstem Geschmeide behangenen Schlachtrosse machten ihn stumm. Der Weg führt dicht am Strom dahin, und der Zug bewegte sich dicht vor ihren Augen vorüber. Sie sahen nur Ihn, und auch Dschem sah zufällig nach der Tiber und in den Kahn. Denn es erscholl bis zu ihm ein erstickter Ausruf seiner schönen Geliebten; sie war vor heißem Verlangen nach ihm aufgestanden, und vor Erschütterung hingesunken. Der arme Dschem hielt sogar einen Augenblick sein Pferd an, blitzte mit seinen Augen hin; glaubte aber seinen Augen nicht, begriff nicht die Möglichkeit, daß er seine arme entrißne Geliebte hier wiedergesehn, senkte sein Antlitz, ja er schloß seine Augen wehmüthig — so zog er vorüber, gedrängt von dem folgenden Zuge, dem Prior von Auvergne und der Schaar der französischen Ritter, die der edle König von Frankreich ausdrücklich dem Prinzen zu seiner Hut und Leibwache mit nach Rom gegeben hatte. Als auch noch der oberste Kämmerling des Papstes, der Einholer des Sultans, die Prälaten und Cardinäle vorüber gezogen waren, und als letztes Paar der Cardinal Alexander Borgia und Cardinal Julian, die beiden künftig nächst folgenden Päpste, die, als die bittersten Feinde, vor dem Volke hier öffentlich in größter Freundlichkeit neben einander ritten; als Niemand mehr folgte, und diese wunderbare Erscheinung auch wieder vorüber war, da sprang der behende Christoph Macrino del Castagno aus dem Kahne ans Ufer, half seinem dicken Freunde herüber, und beide eilten an dem schönen warmen Märztage auf einem näheren Wege durch Seitengäßchen und Gänge durch Häuser und Kirchen dem Zuge voraus, um den schönen Sultan noch einmal zu sehen.

Sein Weib aber blieb vor Bestürzung der Freude noch sitzen, die Hände vor ihrer Brust gefaltet, und starrte mit vergehenden Augen in den öde gewordenen Raum. So will eine schöne Mandelkrähe heim in ihr Nest auf den Baum fliegen; sie kommt — aber der Baum ist indessen gefällt! er liegt am Boden; und sie schwebt ängstlich in der leeren Luft, an der Stelle, wo seine Krone geprangt und gesäuselt! Aber ihr Geist war indeß thätig gewesen, wie im Traum. Entzücken durchfuhr sie plötzlich, daß sie in dieser Verwirrung so wunderbar frei geworden. Nun galt es nur fliehen und tief sich verbergen, und alles ihr Glück war wieder möglich, denn Er lebte! Er war da! Sie hatte ihn wiederge'ehn! O wie war er noch schön! erst wie schön in seiner lächelnden Wehmuth! Sie mußte, sie mußte ihm nach! Denn auf Erden als Weib war sie sein. Im Himmel dereinst wollte sie allen Engeln gehören, wenn Er nicht auch dort wäre! — Sie gab dem Schiffer ein reichliches Fährgeld, damit er sie bis an die Engelsbrücke fahre. Sie hatte vom Klosterthurme Rom überschaut und wußte: bis dahin war weit! und die verbergende, schützende, rettende Nacht war nahe! So fuhr sie auf der Tiber am Tempel der Vesta vorüber; am Capitol; dann unter der Brücke der Tiberinsel hindurch; dann an den Gärten vorüber, worinnen die Mandelbäume blühten, als ständen in rosige Schleier gekleidete Erdgeister da, und winkten ihr mit den wehenden, säuselnd gehobenen Rosenarmen! Das war nicht Rom, wo sie war, das war ein himmlischer Ort! eine Stadt aus der Sonne! oder dem großen, schönen Abendstern! Der Strom, der sie zauberisch trug auf gespiegelten, sanftgerötheten Wolken, der floß in das Paradies! Und jetzt sah sie die Engelsburg mit dem Engel darüber, und eine Brücke mit zwölf weiß schimmernden Engeln! Da, auf dem Grünen, bei den Orangenbäumen stieg sie aus, stieg auf den freien Raum, da die Schaar des Volkes noch nicht bis hierher gedrungen war. Und als der Zug über die Brücke kam, sahe sie von der Porta San Angelo her einen vornehmen Türken mit seinem Gefolge ihrem Dschem entgegenreiten.

Dschem hielt.

Der vornehme Türke, ein schöner arabischer Greis, mit weißem Barte, der Gesandte des Sultans von Aegypten, stieg von seinem Pferde, warf sich vor ihrem Dschem nieder, küßte dreimal die Erde, küßte dreimal den Huf seines Rosses, stand dann auf und schloß sich, auf Dschems Befehl, dem Zuge nach dem nun nahen Vatican an. Das Volk strömte nach. Sie aber ging wieder unter die dichten Orangenbäume und saß und träumte, bis der völlige Abend und die Dämmerung Sicherheit versprach.

„Was in aller Welt kann ich thun? Denn in diesen Abend, in diesen Mantel hat mich die Gewalt der Menschen, meines Bruders, ach, und mein Herz gebracht! Halte auch fest nun, mein Herz! an Dir und an Ihm! Weiter weiß ich keinen Rath! Aus allen Nöthen führt Ein Weg — auch aus dieser Noth! Und auch darin umkommen, ist ein Weg, der Weg hinaus, aus aller Noth! Ein Glück wird er geben, das höchste! oder eine Ruhe! eine unstörbar feste. Ach, ob nur die Todten noch die Lebendigen lieben? Lieben doch selber die Lebendigen noch die Todten. Aber hinweg, ihr letzten Gedanken! ihr äußersten Gefühle! Noch kommen viele vorher! Aber die Liebe ist eine geduldige Weberin! Sie wirkt das gleiche Gespinnst rasch; das verworrene ordnet sie, das zerreißende knüpft sie — Alles mit derselben fleißigen Hand! Alles unter demselben treuen Blick! mit derselben über alles Menschendenken glücklichen Seele!"

So sprach die Einsame, Verlassene, glückliche geliebte Liebende, erhob sich, blickte sich um, und konnte nicht widerstehn nach dem Palast des Vatican zu gehen; denn die vielen hellen Lichter in den Gemächern lockten und zogen sie hin, wie die Sterne den Schiffer in seine Heimath. Und in jenen Zimmern, dort in Jenem, wo Er war, da war sie zu Hause! Sein seidenes Bett, sein Herz war ihre einzige Heimath auf der ganzen Erde.

So kam sie in die Halle; so durch den gewundenen Weg in den obern Hof des Vaticans; so in den Garten. Niemand hielt sie auf. Niemand bemerkte sie nur; so war alles in jener allergrößten Unordnung, aus welcher eine Ordnung hervorgehen soll. Da rief eine Stimme, und eine andere antwortete, während dessen schon ein Vierter einem Dritten antwortete, und ein Fünfter dem Sechsten befahl und Bescheid gab: Wohin die Pferde kommen sollten! Wohin die Gepäcke! Die Leute! Was der Koch kochen sollte! Wo der Koch sei? Wo die Küche? Wo das Wasser zu holen? Wer es holen sollte? und so tausenderlei.

Im Garten war ihr wohl. Hier konnte sie, wenn es Noth that, die Nacht zubringen in einem der schönen Pavillons, oder nur in einer der grünen Lauben, worin ja auch freie Vögel wohnten. Es schien ihr ein Meisterstück, sich, die aus dem Kloster Entflohene, unter die Augen des Papstes zu retten, wie eine verfolgte Fliege sich am sichersten auf dem Rücken ihres Feindes verbirgt und ausruht, während er nach ihr umherschlägt. Aus einem dichten, weiß und zart blühenden, zart wie Weinblüthe duftenden Mirtengebüsch konnte sie grade die am hellsten erleuchteten Fenster des Palastes sehen, und das Licht und die Schatten thaten ihr unbeschreiblich wohl.

Zu ihrer wehmüthigen Erinnerung und sehnsüchtigem Reize ging der Mond auf — — Hier nun ging ihr der Mond auf, und Dschems Bitte fiel ihr schwer auf das Herz: „Wenn der Mond aufgeht — gehe Du mir auf." — Sie versank in ihr damaliges, in ihr altes Glück.

Sie wußte nicht, wie lange sie so gesessen und sanft geweint — als sie Tritte hörte . . . . . . deutlich und deutlicher, Tritte eines Nahenden! Sie schärfte ihren Blick; das Herz schlug ihr; sie horchte, sie lauschte. Es kam auf die Gebüsche zu, die sie verbargen! Es war ein Mann! Ach, es war ein Morgenländer! ein Türke! — kleiner jedoch als Dschem, doch auch prächtig geschmückt — aber er wankte in seinem Gange — aber er war nicht berauscht — denn er weinte bitterlich hinter seinen Händen, die er vor die Augen hielt und kaum

den Weg sehen mochte, oder dem es gleichgültig war, wohin er komme! So kam er, so blieb er an dem Feigenbaume stehen, der nahe vor ihr seine starken Aeste ausbreitete. Er ergriff einen Ast desselben, hielt ihn nieder, und aus höchster Bedrängniß quollen kurze Worte aus dem Koran — — aus Gebeten — — oder rührende Verse aus Dichtern über seine Lippen. Sie erkannte den Untröstlichen an seiner schönen Stimme — es war Haider! Haider, der Dichter und Siegelbewahrer Dschems, und zu seinem künftigen Großvezier bestimmt; so wie alle seine ihm treugebliebenen oder noch bei ihm gelassenen wenigen Freunde zu hohen Würden des Reiches bestimmt waren, der treue Chatibsade Nassuh, der ehrsüchtige Sinanbeg, der Kämmerer Dschems, und der sanfte Ajasbeg und Dschelalbeg, sein Kämmerer, auch. Denn sie, die vornehmsten Männer der Heimath, mußten dem Gefangenen jetzt in der Fremde die Dienste erweisen, deren er jetzt bedurfte, die ihm nur zu leisten waren, und welche Dschem einst ihnen reichlich und tausendfältig zu lohnen, mit Herz und Wort bereit war. Sie hatte im Zuge sie alle wiedergesehen, alle erkannt, wie sie sich jetzt erinnerte. Ihre Augen bewachten jetzt Haider ängstlich, denn er betete nun, lang auf den Boden gestreckt. So lag er. Dann sprang er auf, wie ein Hirsch sich aufschnellt, wand die lange, seidne, gestickte Binde seines Turbans vom Haupte, hielt sie sich hin, starrte sie an, schüttelte sie mit verzweifelter Bewegung, knüpfte das eine Ende derselben, so hoch er reichen konnte, an einen starken Ast des Feigenbaumes, wälzte ein Bruchstück eines Marmorbildes unter den Ast, stellte sich auf den Marmor, wand das untere Ende der Turbanbinde um seinen nackten Hals, knüpfte den Knoten fest, sprach noch einmal: „Dschem! Dschem! Ich bin unschuldig! Unschuldig ist auch Saadi gestorben — Alle, die Dich lieben, kommen elend um, und die Dir am treusten waren — am ersten! Verrath wird immer verrathen — auch ich werde unschuldig im Grabe liegen, denn, auch nur schuldig scheinend, kann ich nicht leben. Gott! und es ist auch schrecklich, was sie gethan durch meine Schuld. — Gott ist barmherzig! Es ist nur ein Gott, und Mahomet ist sein Prophet!" So sprechend stieß er den Marmorstein mit dem Fuße weg, und schwebte. Der Ast aber beugte sich dann von der Schwere seines Leibes, oder knickte gar noch zu rechter Zeit, und so stand der um den Tod getäuschte Dichter Haider, der Liebling des armen Dschem, mit seinen beiden Füßen auf festem Boden.

Die Verborgene war schon indessen genaht, überrascht wie sie war, stand plötzlich vor Haider, und rief ihn an mit seinem Namen, und rührte ihn an. Er erschrak und wollte entrinnen. Aber das Band hielt ihn fest und riß ihn zurück auf seine Stelle. Er wollte auf die Kniee fallen; die Sultanin hielt ihn schwebend in ihren Armen. Er stand auf. Er verbarg sein Gesicht mit beiden Händen und weinte nun erst recht heftig erschüttert.

Jetzt sprach sie zu ihm, nannte ihn bei seinem Namen, tröstete ihn und sprach ihm Muth zu, während sie ihn löste; und er schlug die Augen auf; die Stimme des Weibes schien ihm bekannt — er erkannte sie und erschrak vor Freuden, neues Leben durchzog ihn, und der Gedanke ermannte sein treues Freundesherz: welche Freude sein Gebieter nun haben würde! welche Freude Er ihm machen könne mit der wiedergefundenen tiefbeklagten Gemahlin. Wo sie gewesen, wie es ihr ergangen, erfuhr er in wenigen Worten von ihr. Was aber ihm geschehen sei, klagte er ihr, als er sich noch mehr erholt hatte. Er sprach: „In Rhodus noch, besucht mich der schlaue Großmeister, der falsche! Denn er sieht bei mir das große Jaspissiegel mit goldenem Heft. Es ist ihm neu. — Ich drücke es ihm gefällig ab. Er versucht mehrmal; jedesmal auf ein anderes Seidenpapier zu Briefen — und wie ich jetzt sehe, hat er die Blätter mit den hingespielten Siegeln, die ich nicht beachtet, als unter keiner Schrift, unter keiner Urkunde — er hat sie betrügerisch mitgenommen, und in Dschems Namen nun nach und nach Dinge geschrieben, die den armen Gefangenen so lange im Kerker erhalten — an die Könige hat also Dschem, ohn' es zu wissen, geschrieben: Er sei nicht gefangen gehalten von den Rhodisern, er harre aus Klugheit, bis sie sich zu einem Kreuzzuge gegen die Osmanen vereint! . . . . an seine Mutter nach Aegypten hat also Dschem geschrieben, daß sie ihm viele Beutel mit Goldstücken sende zur Ausrüstung von Schiffen. Die Mutter hat ihre auf die Noth gesparten Schätze zu Golde gemacht und es dem Sohne mit Freuden geschickt, sein Weib, seine Hebetulla, hat ihre Kleinode zu Golde gemacht, und es dem Manne mit Freuden geschickt, selbst sein Knabe, der Oghuschan, hat die erhaltenen Geschenke und seinen mit Diamanten besetzten Säbel und die werthvollen Kinderwaffen dazu gegeben, und das Gold dem Vater geschickt — der Vater aber, der es behalten hat, ist der hochchristliche Großmeister der christlichen Ritter von Rhodus gewesen! — Das ist heut an den Tag gekommen, als der alte ehrwürdige Jusuf, der Gesandte des Sultans Kitbai dem Dschem endlich ächte Briefe von seiner Mutter gebracht, worin von dem Golde geschrieben stand, und ein solcher falscher Brief, angeblich von Dschem geschrieben, und mit dem Siegel, das Ich bewahre, gesiegelt, lag in der Mutter Briefe! — Nun war Ich, Ich ein erkaufter Verräther! Ich ein Verräther! da doch der Prophet gesagt: „Den Unglücklichen sollst Du nicht verrathen! noch den Glücklichen! noch irgend eine Schandthat! Edle Werke aber halte nicht geheim, sei der verkündigende Engel jedes guten Menschenwerkes!" Und Ich ein Verräther! Und o Gram! o bitterster Vorwurf — der sanfte! Die edle Vergebung! Denn der edle Dschem sahe aus Scham mich nicht an, er stand ruhig ergeben, auch in dieses Geschick. Er wollte seufzen, aber aus Schonung für mich preßte er seine Lippen nur leise zusammen. Auch lächelte er nicht — aber ohne daß er es wußte, rannen ihm zwei Thränen aus den sanftbedeckten Augen. Und ach, ich war Schuld, ich war Schuld, daß die Bösewichter so lange meinen Herrn, meinen Freund, meinen Wohlthäter gefangen zu halten vermocht. O Frankenland! O Christen! O Ritter! O leichtgläubige Herrn der Christenheit! Darum kam ich hierher — — — meine Last abzuwerfen, die unausstehliche Pein! — Du hast mich errettet! Wir sind errettet! Denn nun sind wir in die heilige Hand des höchsten, des einzigen Mufti der Christen gekommen. Der, der wird doch barmherzig sein, und an dem Sohne, an Dschem, nicht rächen des Vaters, Mahomet's, unchristliches Verbrechen: Constantinopel zu erobern! Ach, der alte enthauptete Großwesir Chalil hat es dem Mahomet schon gesagt: Constantinopels Fall wird sein Unglück sein, oder seiner Kinder, aller seiner Kinder, des Volks der Osmanen! Jetzt aber bin ich glücklich, Dir helfen zu können — wir gehen zu Jusuf, in die sichere Wohnung des Gesandten des Sultans Kitbai! Für heut weiß ich nur diesen Rath. Und bis Morgen langt ein guter Rath, wie das Sprichwort sagt."

Der arglose Dichter Haider, der das Reichssiegel so kinderhaft bewahrt hatte, bat die Sultanin, bis zu dem Springbrunnen heimlich vorauszugehen, während er im Vatican sich einen Pagen rufe, der sie beide nach dem Palast des Gesandten Jusuf führe.

Das geschahe. Und auf dem Wege dahin erfuhr sie, wie ihr Dschem erlöst worden sei aus der Hand der Ritter — durch Verkauf an den Papst, für einen rothen Hut an den Großmeister, und viele Erlassungen von Bußen an die Ritter und unmöglich gewordenen Pflichten an den Orden. Der edle König von Frankreich hatte sie erlöst, weil er durch den jungen schönen Herzog gewußt: Dschem sei gefangen. Aber als sich nun der Papst und der König von Neapel um den Besitz des Prinzen gestritten, da sei Krieg zwischen ihnen entstanden; und so habe die Erlösung so lange noch bis zu dem Frieden gedauert — im Ganzen nun schon 10 Jahr, denn der arme Dschem sei mit Kummer und Noth schon 32 Jahr geworden — blos, damit die Ritter so lange so vieles Bewahrgeld erhielten. Nun sei es verloren für sie, und auch das durch Betrug Erschlichene würden sie wieder herausgeben müssen — aber wer giebt die Jahre wieder? Wer giebt dem Erlösten, dem Freien, seine in der Gefangenschaft verlorene Freiheit wieder, daß er sein Leben, statt des Trittes in den Kerker, nun anders lebe.

Sie gelangten vor die Porta San Angelo, nach der Gegend des schönen Monte Mario zu, in die allein stehende, mit Garten und Mauer umgebene herrliche Villa des ägyptischen alten weisen Arabers Jusuf. Der Page ward beschenkt und zurückgeschickt. Haider führte die Gemahlin seines Herrn in den Nonnenkleidern, wie in Trauerkleidern, zu ihm ein. Sie blieb stehen. Haider sagte die nöthigen Worte dem redlichen Manne, ohne Groll gegen ihn, der an seinem Leiden ja ganz unschuldig gewesen, nur ein Bote, ein hülfreicher Mann.

Da änderte sich plötzlich ihr Schicksal. Der alte Mann fiel auf ein Knie vor ihr nieder und nannte sie Gebieterin, mächtige Frau, Sultanin Walide, und bat sie mit Eifer um ihre Gunst. Verschleiert, wie sie war, mußte sie den Ehrenplatz auf dem prachtvollen Divan einnehmen, während er ehrerbietig fern von ihr stehen blieb. Es fiel ihm ein, und er sagte ihr froh, daß er ihr reiche Geschenke von der Mutter des Dschem aus Aegypten mitbringe, welcher er seine Vermählung geschrieben und sie um ihren Segen gebeten. Er setzte leiser hinzu, daß er ihr auch kostbare Kleider und Schleier und Tücher bringe von der armen Sultanin Hebetulla, welcher er auf dem Sterbebette versprechen müssen, ihres Gemahles nun einziges Weib, seine einzige Freude und Trösterin in der falschen Fremde, zu grüßen und sie zu bitten, ihren Dschem auch nun doppelt zu lieben, für sich und für sie. „Denn," sprach er fast mit Thränen, „das arme, gepeinigte Weib des armen Dschem ist gestorben! sie ist begraben, und Dschem wird sie nicht wiedersehen; denn ihr Leid war zu groß! zu schwer! zu lange schwer! Selbst ein Kameel wird alle Abend abgeladen; aber

mit der Nacht kam erst recht ihr Leid zu ihr, wie der Alp, sie zu drücken. Und mit dem gegenwärtigen Manne sind die Weiber nicht immer zufrieden; nicht alles thut er ihnen recht, oft nur weniges; und was die Frau ihn auch sieht leiden, das ist ja vor Augen, sie sieht es, sie weiß, wie sie helfen kann und so hilft sie, und in der Hülfe, der Sorge erleichtert sich ihr das Herz! Aber selbst eine gute alte betagte Frau, deren alter Mann in die Fremde gereiset ist, vergeht fast vor Anhänglichkeit, wenn er in gefahrvollen Ländern so lange weilt. Ist der Mann jünger als sie, dann kommt noch kindische Mutterliebe zu ihrem gerechten und lobenswerthen Kummer! Ist die Frau aber jung und schön und geliebt, und der Mann jung und schön und geliebt — und gefangen, gefangen in der Fremde und von Gefahren bedroht, die so arg und so vielfach und so zahlreich sind, wie seine vielen mächtigen schlechten Feinde — dann muß das arme junge Weib vor den Schreckbilden allen vergehen, verschmachten, zerfließen in Thränen, und das Herz muß Staub werden im Grabe! Denn, wenn sie es auch nicht weiß, nicht ahnet, nicht denkt, nicht über die Lippe bringt, so fordert ihre Seele, ja selber ihr Leib doch das menschliche Leben, die Erfüllung der schönen Jahre; die Berechtigung zum Leben schweigt nie, nie ganz; sie stimmt, sie verstimmt die Seele, sie verstimmt, sie verglimmt den Leib, sie schimmert doch sichtbar durch als ihre Blässe, als ihr sehnender Blick; sie redet selber durch ihr heimliches Schweigen — bis sie sich zu Tode schweigt. O ihr Franken! ihr Christen! wenn ihr sie gesehen hättet! So mordet man mittelbar durch schlechte Thaten bis in die heimlichste Ferne! Und nun bewundere den Muth und die innere Kraft einer Mutter — der Mutter Dschems! Sie selber liegt an schwerer Krankheit schon lange darnieder. — Da stirbt Hebetulla, sein Weib — siehe, da steht sie auf, gefaßt, schwach an Leibe, an der Seele stark, und spricht: „„Nun muß ich gesund sein! Nun muß ich leben für seine Tochter und für den Sohn. Einen Abwesenden in der Fremde zu kränken, ist die äußerste Härte! Das fühlen ja wir! — Wir müssen ihm Freude machen, den Muth erhalten, und darum selbst Muth haben, so schwer es uns wird."" — Und so ward sie gesund."

Da sprach unsre Freundin zu dem guten Alten: „Du hast ein freundliches Wort gesagt, und ich dächte, uns eine Lehre gegeben: Verschweige dem armen Dschem den Tod seiner Frau! der lieben Hebetulla, die mir unbekannterweise gestorben ist. Dann lebt sie ihm fort! Und er bleibt heiterer als wohl sonst. O, ich liebe sie so! Ich liebe Alle, die Ihn lieben! Seinetwegen; ach, weil Ich ihn liebe! Daß noch Eine, noch Zwei, noch Viele den Mann auch lieben, mit uns ihn lieben, ja so sehr wie wir, das, fühle ich heut, das ist ja kein Grund zur Eifersucht. Verzeihe der Abendländerin dies Wort!"

Aber sie schwieg und frug sich selbst: „Doch ist das kein Grund zur Eifersucht, daß der Geliebte noch eine Andere liebt als uns, so liebt, wie uns? Und können die Männer, oder nur die Morgenländer, anders lieben als die Frauen? Heißer, stärker? — Lieben sie zwar immer mit derselben einen Gluth des Herzens, aber nur jetzt Abends Diese? dann Morgens Jene? weil, so viel ein Mann dort auch Frauen hat, und Vier sind genug, doch jede in besonderer Wohnung lebt, und weil er nur jetzt Diese, dann Jene sieht mit ihren Kindern, und alle seine Frauen nie zusammen, wenn auch die Kinder. Ist das Herz, ist die Liebe eine Fackel, mit welcher man auch sich ein Marmorbild nach dem andern beleuchtet, und von deren Glanze ein jedes schöne Gebild ganz helle wird? Oder ist die Eifersucht der Morgenländerinnen ganz eine andere, und überhaupt nur auf das Lieben, das dem Manne Liebsein und Liebbleiben gerichtet? Das weiß Gott!" — Sie dachte wider Willen einen Augenblick an das strenge Wort ihres bösen Bruders, der ihr gesagt: die Frau hat keinen wahren Mann, der noch eine zweite Frau hat. Aber ihr Herz strafte wieder das Wort Lüge; denn nun wollte sie ja mit aufrichtigster Gesinnung, daß ihr einziger Mann, der arme Dschem, seine andere Frau behalten, sie als eine Lebendige fortlieben, sich nach ihr sehnen sollte, da sie ihm verschweigen wollte „sie ist gestorben." —

Sie hatte nicht gemerkt, daß der alte Jusuf sich indessen leise entfernt hatte. Da sahe sie ihn, mit den Geschenken von Hebetulla an sie, wiederkommen. Er legte sie vor ihr nieder. Sie hob sie in die Höhe, sie bewunderte die saubere, fast unnachahmliche Stickerei der Gewande und Tücher immer aufs Neue, und immer wieder den Sinn der Gaben: die Liebe des Weibes zu ihr, dem Weibe ihres Gemahls. Und sie seufzete und bedeckte sich die Augen mit einer Hand. Und was ihr die Welt noch seliger machte, und die Liebe noch süßer und süß geheimnißvoll, das waren nun gar die Geschenke von Dschems junger Tochter, von der schönen Mirimah; und sie wußte nicht, was sagen, wie sich bedanken für solches Vertrauens angethane Ehre: wie hoch und wie herrlich die Tochter sie durch dieselben gestellt, wirklich aus Herzensgrunde gestellt, nicht das zweite Weib ihres Vaters sich nur so vorgestellt!

Sie belachte wieder den Bruder, jetzt noch viel edler und liebender, zumeist aber doch aus Verdruß über ihn. —

„Es giebt zwar viele Gründe," sprach der würdige Greis, „warum ich so weit hierher gereiset bin. Wir Aegypter sind Feinde der Türken, die uns zu verschlingen drohen; darum brauchen wir Feinde der Türken die immer bereiten Christen als Bundesgenossen; und sie wollen besonders jetzt dem Sultan Dschem helfen. Aber vorzüglich komme ich im Namen meines Sultan und Effendum Kitbai, um für ihn um das liebe Kind, die liebe, noch herzlich junge Tochter Dschems anzuhalten. Der Sultan will sie zum Weibe;" diese Bitte sollen die stummen Gaben desselben an Dich als Fürbitterin ausdrücken. Hier sind sie nun! Und hier bist Du nun! Aber so hart würde ich nicht sein, dem Sultan Dschem den Tod seines Weibes zu verschweigen! Hat sie sich nicht mehr durch alle ihr Leid verdient, als daß Er doch ihre Liebe — also ihren Tod erfahre? Sei nicht grausam! Gönne ihr das!"

Er bat so weich, er weinte; sie mußte weinen, und sprach dann leise: „So gehe zu unserem Dschem, und sage ihm: Ich lebe! Ich bin da! Mich verlangt nach ihm! Gieb ihm nur diesen Ring!"

Der Greis lächelte. Aber er schickte sich an, auf der Stelle ihren Befehl zu vollziehen. „Ich weiß schon, wie es kommen wird!" sprach er, und bat sie, in seinem Harem sich ankleiden zu lassen. Denn eben als ein ehrlicher Mann hatte er ohne denselben so lange nicht in der lieblosen Fremde sein mögen; und so weise er war, war er ein Rechtgläubiger geblieben, und hatte nach dem Verlust seiner früheren Weiber durch die Pest sich, vor nicht langer Zeit, wie der alte König David, noch ein junges Weib genommen, ohne als ein rechter Mensch von der Würde des Alters durchdrungen zu werden, und ohne dem heiligen Gesetz der Natur und dem Verlaufe des menschlichen Lebens nachzugeben, und nun blos als Vater für seine Kinder dazusein, und nun andern jungen gleichaltrigen Männern das junge Geschlecht der schönen Jungfrauen zu überlassen, damit Beide gleich glücklich würden, Beide das Leben von der schönen Jugend begönnen, und Beide wandelnd und Beide verwandelt zum gnügevollen, ruhigen Alter hinanlebten. Er jedoch hatte an die Welt die menschliche Entschuldigung für die Entziehung eines reizenden Geschöpfes — welches nun seinen wahren Herrn und wahrhaft beglückten Besitzer nicht fand — daß ihm der Tod den Naturverlauf seines Lebens gestört hatte, und die Entschuldigung durch die Sitte seines Volkes, ja durch sein geheiligtes Gesetz, so daß seine Seele vollkommen ruhig und froh war.

Unsere Freundin bewunderte das. Sie mußte die eben mitgetheilten Gedanken empfinden, als sie vom Anblick des guten Alten weg, das reizende junge Wesen, die gleichfalls Rechtgläubige, die frohe Schöne sah, zu der er sie in den Harem eingeführt hatte. Sie mußte aus Bedürfniß die empfangenen lieblich-duftenden, prächtigen Kleider anziehen, und nach der Entpuppung aus der scheinbaren Nonne eine scheinbare Sultanin sein. Denn der Mensch kann auch ein Schein sein, und die ganze Seele nur eine Hoffnung. Und sie war die süßeste Gestalt der Hoffnung.

Aber sie blieb nur die Hoffnung. Denn zwar hatte der dienstfertige Gesandte noch jetzt zu Nacht den Gang in den Vatican gemacht, um im tiefsten Vertrauen die freudige Botschaft zu bringen: Wer da sei; dann auch den betrübten Haider mit seinem Herrn zu versöhnen, dem, durch die Wegnahme des stillen Zornes, oder nur der Betretenheit und der Wehmuth, selbst ein großer Dienst geschah. Er konnte mit Recht zu Haiders Reinigung anführen, daß der Großmeister auch Dschems ächte Briefe bestellen zu lassen doch nicht erlaubt haben würde, und daß seine Gefangenschaft, ohne Siegel und Haider in der Welt, doch um keinen Tag kürzer gedauert. Haider wollte nur also wieder zu dem Gebieter treten, daß Jener ihm nicht einmal die Hand zur Versöhnung oder gar zur Vergebung reiche, sondern daß Beide nur ganz so wieder beisammen wären, als sei Nichts vorgefallen. Er wollte nicht an seine Unbesonnenheit erinnert sein, ja selber sich nicht an den Gang zum Feigenbaume erinnern; darum hatte er mit Willen die kostbare Kopfbinde am Aste hängen gelassen.

Dschem aber hatte geschlafen, noch müde von der langen stürmischen Seereise auf der Galeere des Ordens, von Marseille nach Civita Vecchia; müde von dem so lange ungewohnten Ritt, selbst müde von Freude und müde von Hoffnung. Die sorgfältigen, mit eigenem Verstande gehorsamen und treuen französischen Ritter, unter denen sich auch der Chevalier Armand befand, hatten den Prinzen auch selber vor dem Freunde, vor Jusuf, beschützt und gesagt: Man möge ihm doch seine Ruhe gönnen!

Jusuf war also unverrichteter Sache wieder zu Hause ge-

kommen. Die arme Freundin mußte also ihre Sultaninkleider ausziehen und auf ihr einsames Lager gehen. Das gewöhnlich nur von Sterbenden oder Todten gesagte, ihr zur Befriedigung mitgetheilte Wort: „Man möge ihm doch seine Ruhe gönnen!" war ihrem mit Recht ängstlichen und besorgten Herzen schwer aufgefallen. Sie hatte *recht* geahnt, wenn auch ihre, sogar mit Gedanken alle Gefahr vom Geliebten abwendende Liebe nicht meinte, daß der arme Dschem, nach nicht eben mehr langer Frist, vergiftet in italienischer Erde seine Ruhe finden sollte.

Haider war über Nacht krank geworden von seiner Angst und Qual. Daher beeilte Jusuf vom andern Morgen an ihren Gang zu Dschem. Zwar hatte der Sohn des Papstes, Graf Cido, ihm zu verstehen gegeben: wenn er seiner Sitte gemäß etwa aus schönen albanischen oder sabinischen Mädchen einen kleinen Harem anlegen wolle, so möge er sich keinen Zwang anthun; denn seinen Vater kümmre nur *die Kirche*, nicht die da hineingehen, oder gar, die nicht hineingehen, ja nicht hinein gehören; und Jusuf dachte, um desto eher würde man dem Prinzen seine Sitte oder Sitten durch die gnädigen willigen Finger sehen, und er könne wohl *Ein Weib*, ein türkisch gekleidetes Weib in den Vatican einführen. Aber das Weib war des Sultans Weib, und tausend Gründe riethen ihm nur *zum Geheimniß*. Seine Gefahr verdoppelte sich durch sie, durch ihre; und ihre Gefahr durch ihn, durch seine. — Ein Edelpage des Papstes hatte sich immer ihm sehr gefällig bewiesen, ihm manchen Vortheil verschafft, und um sich dafür bei ihm zu bedanken, hatte er ihm prächtige Pagenkleider machen lassen, jede Tasche voll Goldstücke gefüllt und sie in seinem Hause unter seinen Augen darein zu vernähen befohlen. Das rothe Baret lag auf dem grünseidenen goldgestickten Mantel, der die andern weißatlaßnen buntgeschlitzten Kleider bedeckte. In diesen männlichen Kleidern wollte er seine Beschützte ihrem Gemahl zuführen. Er sandte sie ihr auf das Zimmer; der gute Rath wurde genehmigt, das wenige geändert; und um die gesetzte Stunde trat ein bildschöner Jüngling, hocherröthet zu ihm ein, der sich verschämt in den Mantel wickelte, der die halben Schenkel bedeckte. So gingen sie denn, großgünstig und liebenswürdig. Aber vergebens. — Dschem war im höchsten Staat zur großen Audienz bei dem Papst.

Wie es ihr Schicksal nachher erwies, hätte sie bleiben, seine, obwohl späte Rückkehr erwarten sollen. Aber sie konnte vor Schaam in den Kleidern nicht dauern. Ihr ward in der Leere des großen, zum Eintritt dienenden Saales immer voller, immer bänger — und sie fing an *zu weinen!* — Als sie am Strande von Italien, ihrem Kerker, endlich einmal ihrem Bruder Roland zu Füßen gefallen war, da hatte der Griesgram, der leibliche und geistige Hagestolz, beschämt über ihre vermeinte Erniedrigung, und erzürnt über ihr Weinen, als doch nur wegen eines Mannes, ihr die herzzerschneidendsten Worte gesagt. Und Er, und Jeder, der nie die Bezauberung des Liebens und die Seligkeit des Geliebtseins empfunden, und nicht von der Berechtigung und dem Berufe des Weibes zur Liebe und zu Thränen geahnt, wenn er sie jetzt hier wiederum so weinen gesehen — er hätte sagen müssen: „O himmlische Lächerlichkeit der Liebe! Lächerlich in ihrem kindischen Bangen, lächerlich und albern in ihrem unbegreiflichen Trotz nach zwei ganz besonderen Augen, grade nach diesem Haar, dieser Stirn, dieser Nase, diesen Lippen! in ihrem Bestehen darauf, in ihrem unverbrüchlich närrischen Harren, grade von diesen Armen umfangen zu sein! Lächerliche, eitle, überhebende, ja verächtliche Blindheit, kein anderes Schöne der Schönheit-vollen Welt nur zu sehen, geschweige alle ihre Schätze für ihren Schatz zu nehmen! Eigenes, wahnsinniges Wesen! Und doch so Schweigen gebietend! So unantastbar, unberührbar — wie heilig? — wie beneidenswerth? — Was, o was fesselt Dich so? und fesselt auch mich so, Dich nur doch anzuschauen? O himmlische Lächerlichkeit der Liebe! Mich hat Gott bewahrt!" — So hätte er sagen müssen.

Jene aber kehrte mißmuthig, aber noch liebenswürdiger, langsam und immer sich umschauend, aus dem Vatican in ihre Villa; und als sie sich umgekleidet in türkische Frauenkleider, verbrachte sie die meiste Zeit in dem Garten.

Am Abend war kein Rath, wieder in den Vatican zu gehen, am andern Tage nicht; und den dritten nicht. Denn Dschem hatte aus den Worten des Papstes entnommen, daß er noch, noch immer — und wer wußte, wie lange — *ein Gefangener* sei! Er hatte, zurückgekehrt, sich eingeschlossen, ließ keinen Menschen zu sich, und nahm kaum Speise und Trank. Der prächtige Einzug war ein Blendwerk für das Morgenland gewesen, daß Gefängniß blieb die Wahrheit für Dschem. Sie erfuhren im Hause durch die Begleiter desselben, wie es ergangen. Der Großprior von Auvergne und der Botschafter von Frankreich hatten ihn eingeführt; der Papst hatte ihn in feierlicher Audienz vor seinem christlichen Hofstaat, mit dem versammelten Consistorium der Cardinäle, auf seinem, mit dem großen schönen prangenden Pfauenfedern-Rade geschmückten Throne empfangen. Dschem hatte das fürchterliche Oberhaupt der christlichen Kirche, deren Diener die Könige Europas sein sollten, auf *morgenländische* Weise höchst ehrerbietig begrüßt. Da erwarb er sich einen tödtlichen Feind, des Papstes Ceremonienmeister, deren Christus keinen gehabt; der Genuese *Giorgio Bocciardo* hatte von Dschem verlangt, er solle die Kniee beugen, nur Eins! oder doch nur den Kopf entblößen, was für den Morgenländer eine solche Schaam und Schande bedeutete, als wenn das züchtigste Weib im Hemde gehen sollte. Als Bocciardo, auf seine feste kurze Weigerung, ihm nach dem Turban gegriffen, war Dschem mit der Hand nach dem Säbel gefahren; und lächerlich furchtsam hatte der Ceremonienmeister sich geschwind auf den Boden geworfen und geschwind wie ein Kunststückenmacher sich fortgerollt. So war Dschem, mit dem vor Gott selbst nicht entblößten, sondern eben aus Ehrfurcht bedeckten Haupte, ohne sich nur zu verneigen, grade auf den Papst losgeschritten, hatte ihm zuerst die Schultern geküßt und dann allen Cardinälen, hatte sich stolz mit drei Worten dem Schutze derselben empfohlen, und begehrt, mit dem Papste allein zu sprechen. Das war geschehen. Und was dabei vorgefallen, hatte Dschem nachher in seinem Unmuth gesagt. Er hatte die Leiden siebenjähriger Gefangenschaft dem Papst nicht geklagt, sondern geschildert; er hatte ihm Mutter, Weib und Kind in Aegypten geschildert, seine nunmehr — nachdem er alles Andere verloren — gerechte Sehnsucht dahin. Auch, und vielleicht eben über *die Verlorene* waren seine Thränen geflossen; der heilige Vater, doch auch ein Mensch, wie Andere, hatte redlich mit ihm geweint um doch Etwas zu thun, da er ihm abgeschlagen nach Aegypten zu gehen, weil er dadurch die Besitznahme seines Thrones und Reiches aufgäbe, zu welcher der König von Ungarn seine Erscheinung an der Grenze von Rümili fordere. Und er, der Papst, müsse vor Allem fordern .... wünschen .... rathen .... meinen .... daß der neue Sultan zur christkatholischen Kirche übertrete und sich taufen lasse. Dschem hatte, zu ernst gestimmt, nicht lachen, nicht lächeln gekonnt, aber doch das unwiderlegliche Wort gesagt: „Katholisch werden, heißt mich vom Throne stürzen; mich in den Augen des Volkes zum Abscheu machen und mir mein Todesurtheil untersiegeln, ja *verdienen*. Denn meinen Glauben an Einen Gott verlasse ich nicht um das ganze Reich, nicht um die Herrschaft über die ganze Welt!" — Innocenz hatte eingelenkt, wie sogar vernünftige Menschen da thun, wo sie nicht ankommen und durchzukommen verzweifeln, und nur dem Feigen, Irren und Schwachen es bieten.

Ueber alles Das war nun Dschem trostlos, statt sich der Kraft, der Weisheit, und seines Herzens zu freuen.

Da war sein treues, verloren gegebenes, aber ihm so ganz nahes Weib in die Einsamkeit des Gartens gegangen und verweilt bis die Sterne heraufgezogen. — Da ging Jusufs Weib nach ihr; sie sahe sie nicht in den Gängen; sie fand sie an keinem Ruheplatz. Sie getraute sich zu rufen; sie horchte mit klopfendem Herzen — sie rief laut. Keine Antwort. Sie erschrak. Sie lief blaß und voll Angst zu Jusuf. Sie mußte in ihren Harem. Er ging mit Haider, bewaffnet wie immer, jetzt zur Vorsicht, zur Abwehr, zur Nothwehr. Es war ihr etwas geschehen! Sie hatte etwas gethan! wenn sie nicht drunten im Garten wo war und noch lebte. Denn im Hause, das eilig durchflogen ward, war sie in ihrem Zimmer nicht, und in keinem. Ja, sie hatte gesagt: „Ich gehe nur in den Garten, dann will ich zur Nacht essen."

Auch die Männer fanden sie nicht. Der Raum war endlich durchforscht überall. Da fanden sie die kleine, sonst festverschlossene Gartenthür nur angelehnt. Sie stießen sie auf. Sie sahen Spuren der Hufschläge von Pferden, denen nicht nachzufliegen war! die nicht mehr einzuholen waren. Und schien sie mit Willen entflohn? — Warum? Sie ersannen auch nicht den kleinsten Grund. Die Ecke der Mauer draußen umgehend, sahen sie stutzend eine kurze, stehen gelassene Leiter angelehnt. Hatten sie Männer geraubt? und Wer? Im Auftrage? oder ihr Bubenstück selbst ausführend? Aber wer kannte sie? oder schon? Oder kam es von einem Raschen, Klugen, der etwas thut, eh' es sich jemand vermuthet? Hatten die Räuber blos ihren am Leibe getragenen Schmuck stehlen wollen, und am bequemsten und kürzesten mit ihrem Leibe? Oder hatten sie den Leib, das schöne Weib gestohlen? Oder grade *Dschems* Frau, die doch für jeden Andern Lieblose, Feindliche, nur mit roher Gewalt Ueberwindliche, die nur Thränen und Wuth für den Räuber hatte? Oder hatte sich dieser wohl gar nur *vergriffen* — das fiel dem alten Jusuf in seiner Weisheit, jetzt wegen seines Alters und wegen der Jugend und Schönheit seines Weibes ein; und sie war durch ihren Ruf der Schönheit in Rom ja schon Monde lang, den Neugierigen zum Aerger, in ihrer Verborgenheit selber bekannt; ja einige der edelsten Frauen hatten sie auch gesehen. Und galt es ihr — so war sie heimlich treulos, eine

Betrügerin, des Todes werth, des Todes im Sacke, mit Katze und Schlange, um bei Katze und Schlange erst inne zu werden, was eigentlich ein Ehebrecher ist und zu bedeuten hat. Aber sie war ja im Hause. Sie sollte verhört, gemartert mit Worten, eingeschlossen werden, und niemals den Garten, nicht die Schwelle ihres Zimmers betreten.

Was konnte Haider, der Dichter, dazu sagen! Ihn grämte seiner Herrin Verlust. Jetzt mußte er zu seinem Herrn! Jetzt konnte er wissen, daß seine Gemahlin Hebetulla in Aegypten gestorben sei. Jetzt sollte er wissen, daß seine Gemahlin aus Sassenage wiedergefunden, ja daß sie in Rom sei. Und wenn er vor Entzücken weinte, wenn er doch über ihre Treue und Liebe sich satt gefreut die Nacht und den Tag und die Nacht, wenn er heimlich nach ihr kommen wollte, dann erst sollte er mit Schonung erfahren: Sie ist auch wieder verloren; Aber, wie alles Verlorene doch an einem gewissen Orte ist, gewiß noch in Rom! — Wenn sie nicht selber bei Dschem war! Wenn er lächelte zu ihrem Verlust. Denn daß Dschem vielleicht doch von ihr erfahren, daß er vielleicht, des tiefsten Geheimnißes wegen, und wegen der künftig größten Sicherheit, selber sein Weib sich geraubt, die man ihm schon und so lange entzogen, das schien dem alten Jusuf, als einem Gesandten, sehr möglich, dessen Stellung immer erfordert, jeden Menschen stets in Verdacht zu haben, um von Keinem betrogen zu werden, vor Jedem gesichert zu sein.

Aber Dschem lächelte nicht,

Bei der ersten Nachricht: „Sie ist in Rom," war er stumm vor Entzücken, sprang auf, um ihr entgegenzueilen, bei der zweiten Nachricht: „sie ist auch wieder verloren," erblaßte er, stumm vor Erschrecken. Dann hätte er lieber alle Glocken läuten, alle Trommeln wirbeln, alle Pferde satteln, alle Ritter aufsitzen lassen; bis er sich faßte und bedachte, daß sie dem Kloster schon übergeben gewesen sei — und er ließ sich wenigstens ihre Kleider bringen, die er küßte, an sein Gesicht, an seine Brust drückte, sie wehmüthig betrachtete, und zu seinen theuersten Dingen bewahrte. — Er hätte sein eigenes Weib selber nur heimlich, ganz heimlich und noch verkleidet, bei sich zu haben — den Franken, den Christen, dem Bruder getraut, wenn sie nicht leiden, nicht die schmerzlichste Kette werden gesollt, ihn zu binden, oder aufs Herbste zu peinigen. Jetzt, da sie fort war, blieb auch nur heimliches Forschen gerathen und sicher, und er verschwendete das Gold an seine vertrautesten Freunde, an Haider, als Dichter mit allen Gefühlen des Menschen am Born der Gefühle und Leiden und Freuden der Menschen lebend, nämlich in seinem Herzen! Dann an Sinanbeg, Ajasbeg, und vor allen an den getreusten und weltklügsten, an Chatibsade Rassuh. Dann befahl er sein armes unglückliches Weib seinem und ihrem Gott, wie seine ganze Sache. „Ein klagender Unglücklicher ist noch ein Thor, und darum noch nicht so unglücklich, wie er werden kann" Er aber und seine Freunde hatten schweigen gelernt, obgleich das Schicksal das Sprüchwort höhnte, und auch dem Schweigenden erst das größte Unglück vorbehielt und vorbereitete. Es fanden sich Mittelspersonen zu leisen vorsichtigen Ausforschungen —: ein Türke, der vor Jahren bei Dschem, in Nizza, türkische Bubenstücke verübt, den er mit Noth aus der Hand der Richter gekauft und nach Rom entfliehen geheißen; dann der Barbier des Jusuf, der über seine Gänge aber sonderbarerweise einst verloren ging, nicht wiederkam, und an dessen Stelle sich Mustapha, der Barbier des türkischen Gesandten, bei Jusuf meldete, und erst angenommen ward, nachdem der vorsichtige, diesmal aber dennoch schrecklich betrogene Jusuf sich erst überzeugt hatte, daß Mustapha sich mit dem türkischen Gesandten entzweit hatte, und vor allen Leuten aus dem Palaste geprügelt worden war. Der Mann war zu brauchen! Und doch hatte es der türkische Gesandte darauf abgesehen, den zu Allem fähigen Barbier Mustapha, durch Jusufs Haus erst als treubefunden, in den Vatican zu Dschem zu bringen. So fehlte denn nun auch schon unbegriffener Weise die zweite Person aus Jusufs Hause und beide blieben verschwunden. Im Kloster von Trastevere war keine Nonne aufgebracht worden. Die Rechtgläubigen lernten die Verdächtigen von Rom nur durch die gemeinen Leute, durch die Volksstimme kennen, und das Volk nannte den Grafen Cido, den Sohn des Papstes, die Söhne des Cardinals Borgia, den Valentino und den Cesare Borgia, die sich, als die Söhne der mächtigsten Männer der Stadt, wie gewöhnlich, vor Stolz und Uebermuth nicht kannten, verübten, was ihnen nur in den Sinn und in die Sinne kam, und jeglicher Strafe und Nachrede lachten, und noch frische Schandthaten mit noch frischeren bedeckten und so sie vergessen machten. Als Jusuf aber Mustapha, den Barbier, annahm, schloß er seine Unterhaltung mit Haider grade mit diesen Worten, die der Barbier, der Probe barbirte, mit anhören und gleichsam sich selber sagen lassen mußte: „Die Habgierigen, Wollüstigen und Rachgierigen, selber die Mörder und Mordbrenner, zeigen sich überhaupt als die eigenmächtigen Herrn von Hab und Gut, von Ruhe und Glück; diese Schakals der friedlichen Heerde des Volkes, diese Pest, diese Pestkranken und Pestbeulen in allen Landen, diese Rücksichtslosen und Frechen erscheinen — aber scheinen nur — die freiesten Menschen, die allen Gesetzen und Richtern und Herrn zum Trotz und zum Hohn, diesen ungewußt, also von ihnen ungehindert und unhinderbar, ihre Schandthaten überall, und andere immer wieder, vollbringen; da Niemand Gedanken spießen und einkerkern, Niemand in die Herzen sehen kann, nur bei oder nach der That sie ergreifen und strafen. Eine Gerechtigkeit und ein Ersatz, mehr für den Himmel und die Hölle, als für die meist auf immer unglücklich gemachten oder geopferten Menschen!"

Mustapha, der Barbier, während dieser Worte des jetzt in seine Macht gegebenen neuen Herrn dachte: „Du verdienst auch die gefährliche Gewalt eines Barbiers über Leben und Tod zu erfahren, Kahlkopf! Aber ich verschlage mir meine weitern bessern Kunden dadurch! Du bist mir zu gering! nicht einmal eine Ehrenstufe — und wirst mir nicht bezahlt!"

Das wußte nun auch der Gesandte nicht, so wie Niemand wußte, daß der Barbier auch heut um die Dämmerungsstunde in die, dann einsame Kirche der Griechen ging. Er hatte in der Straße Condotti heimlich sich eine Wohnung genommen; darin legte er, wie einen bloßen Carnevals-Maskenanzug, die Türkenkleider ab, trat sie mit Füßen, zog sich wieder einmal als Griechen an und ging so in seines Gottes und seiner Göttin Haus, zu der Panagia. Dort nun war ihm erst wohl, wo das zauberische, als Kind schon angestaunte Rubinlicht der Lampe ihm wieder ins Auge strahlte, wo die, wie eine Riesin, oder ein mächtiges übermenschliches Weib aus der Sonne oder dem Monde erscheinende Panagia, aus dem schimmernden Golde des Grundes mit ihren geisterhaften, großen schwarzen Augen ihn ansah! Da regten sich ihre Lippen; ihre nur durch Umrisse angedeutete hohe Gestalt, die der Capelle ganze Wand von der Erde bis unter den Bogen des Gewölbes einnahm, erfüllte sich mit Kraft und Leben, mit Geist und Blut, mit Gesinnung und Sprache für ihn. Die Heilige war leibhaftig da, sie hörte ihn, sie blickte wehmuthsvoll in seine Wehmuth, seinen unauslöschlichen Gram um das verlorene Vaterland; denn er weinte und trauerte um Constantinopel, wie je ein Jude um Jerusalem. Denn Er und sein Geschlecht empfanden und sahen erst jetzt ganz klar und ganz schrecklich die Folgen von der Griechen vollendeter Unterjochung. Die Eroberung selbst war an dem gemordeten und gefangenen Geschlecht wie eine bittere, bittere Sterbestunde zwar, doch auch rasch vorübergegangen. Staunen und Schweigen und tiefste Versunkenheit nahm alle die Uebriggebliebenen ein, und ging aus den Herzen der armen Mütter und Väter in die Herzen der Kinder und in die, noch wie zum Hohne geborenen Säuglinge über. Und allein nur die Wehmuth war der Geist des als Schatten lebendigen, lebendig begrabenen Volkes, und die blühende grünende Erde mit blauem Himmel und Sonne darüber — nur ihre Unterwelt!

Um Mustapha, den Barbier, in seiner wahren Kraft, Schönheit und Bestrebung erscheinen zu lassen, sagen wir nur, was er betete, und das, was er als Antwort von der Göttin durch sein Herz heraushörte. Denn es ward erfüllt, seine innere Gegenwart ward äußere Zukunft, und die Geschichte bewahrt und bezeugt es. Er betete hingeworfen am Boden mit gerungenen Händen: „Du Allerheiligste, Beschützerin meines Volkes, so lange sein Hirt nicht von Dir abfiel, siehe mich hier in der Fremde zu Dir, und heimlich beten! Du vermagst Alles — laß in dieser Stunde den Schlag gelingen! Mische Dich nur nicht darein, aus zu gutem Herzen! Denn eben der Papst von Rom hat Deinen Griechen das Grab gegraben; und jetzt freuen sich die Kinder des Sultans, der die Stadt und das Reich erobert, des Raubes. Sie thäten noch alles heut, wenn es nicht schon gestern geschehen wäre! Erbarme Dich nur der Bedrängten allein! der Bedränger und Bedrücker aber erbarme Dich nicht!"

Und auf seine Göttin hinstarrend, hörte er die Worte: — „Geduld! Du sollst das Reich Deiner Feinde beherrschen, und Deinem Volke die unabwerfliche Last erleichtern. Was meines Sohnes Vater thut, das thut er nicht eitel! Gott thut auf immer und ewig; auch als er nur die Rose schuf, wie Du nur Eine mir heute geweiht!" —

Die Antwort war ihm nicht recht; so dankte er auch nicht recht; aber dennoch ging, oder schlich er vielmehr, seine Zukunft schon in sich fühlend, ihr unbedenklich und unermüdlich entgegen. Er hob wieder seine griechischen Kleider und sein Betzeug, wie uralte Kinderschätze jenes ersten Menschen, der ein Grieche war, sorgsam auf, legte den Türken wieder an, und war Mustapha, der Barbier. Der Schlag gegen Papst und Türken, seine beiden Todfeinde, war gefallen. Aber wie ausgefallen? Er mochte nicht fragen, ja nicht hören, um nicht zu lachen, zu jauchzen. Er ging zu Bett.

Am andern Vormittag wurden alle fremden Gesandten, der Gesandte von Constantinopel, von Ungarn, Spanien, Frankreich,

Neapel, Venedig und Aegypten zum Papste geladen, um in dem Vatican in den Kammern des Gerichtes der Folter eines läugnenden Verbrechers beizuwohnen, und, wie die verheimlichte Absicht des Wunsches ihrer Gegenwart war, durch Haltung, Bezeigen, Gesichtsfarbe, durch Worte oder durch Schweigen sogar, den angestellten Beobachtern kund geben: Wer das mißlungene Verbrechen veranlaßt, oder, wenn es muthmaßlich nur Derjenige war, welchem das Gelingen nützlich sein konnte, diesem eine Warnung und unausgesprochene Strafe zu geben. Und gewiß war nur den Türken am nützlichsten, wenn Dschem todt war und der Papst todt war, die Seele des Krieges, jetzt gegen die Türken, wie gegen die Mauren in Spanien.

Alle erschienen in dem wohlgeschmückten Nebenzimmer der Folterkammer, und fanden ein prächtiges Frühstück aufgetragen. Der Papst und Dschem waren gleichfalls zugegen. Sie alle hörten bei guter Speise und edlem Trank aus der Folterkammer herein das endlich ausbrechende Stöhnen eines Mannes. Nach langer Zeit erst wieder ein Wimmern. Dann schien er diese Marter gewohnt zu werden, und er fluchte erst, als die Schergen eine neue anwandten. Wieder nach Langem erst fing er an auf Italienisch zu beten, ja er sang vor Schmerz und Wuth und innerem Hülfedrang sogar eine Strophe eines Abendgesanges an die Madonna, „um guten Schlaf." Darauf ging die hohe Gesellschaft sammt und sonders hinein, Jeder, so unmerklich sein sollend, als möglich, von dem Andern mit leiser Schärfe beobachtet. Unsere Freundin würde den auf der Folterbank ausgestreckten Mann sogleich von Ripa grande her erkannt haben. Es war Maerino del Castagno, der sich ein Stück Geld verdient. Er lag, wie eine Leiche blaß, die Augen waren ihm in der kurzen Zeit schon eingefallen und hohl, und ihre Sterne standen weit hervor; die bleichen schmalen Lippen bedeckten die Zähne nicht mehr. Hin und her bluteten seine bloßen Arme ein wenig nach, seine Brust dampfte noch, wie von Räucherkerzchen, von darauf angebrannten Stoffen, und Wohlgeruch von köstlichen Spezereien verbarg das menschenbranstige Wesen im Zimmer. Der Papst und der arme Dschem, als die gewiß Unschuldigen, konnten sich nicht überwinden, ihrem Feinde zu nahen. Denn an ihnen hatte gestern der Doppelmord vollbracht werden sollen, die Vergiftung durch rothen Scherbet, als sie beide im Garten des Vaticans zusammen gewesen. Aber Dschem hatte den Papst errettet und sich, weil er, nach Weise der Sultane, auch dies Getränk erst von dem armen Haider kosten lassen, der noch davon krank lag, aber ohne Todesgefahr. Nur Mustapha, der türkische Gesandte, der wirklich auch den armen Maerino erst hier als Ausführer der That fand, trat nahe zu ihm, redete mit ihm, hieß ihm zu gestehen, besahe die Marterwerkzeuge, um, wie er sagte, diese unschätzbare Erfindung der Folter auch bei sich zu Hause einzuführen. Maerino nahm sich, von solchen hohen Herrschaften beehrt, wie ein alter Römer zusammen. Die Knechte strengten sich frisch wieder an, sich und ihrer Kunst Ehre einzulegen. Man führte, als eine Seelenfolter, Maerino's, einer schönen Mänade ähnliches, Weib herein, und seine beiden kleinen Kinder, ein Mädchen und einen Knaben. Jetzt, da Maerino schon, das Verbrechen begangen zu haben, eingestanden hatte, sollte er nur noch gestehen: Wer es ihm aufgetragen.

— „Eine Maske;" sprach er mit Wahrheit.

Die wiederholt gegebene, ihm nicht anders mögliche Antwort genügte nicht. Die Knechte strengten ihn an.

Sein Weib schrie vor Entsetzen und Mitleid, sie bat ihren Mann, sie kniete besonders vor Jedem der gegenwärtigen Herren nieder, wand nur die Hände, aber neigte das Haupt und konnte nicht reden.

Die Kinder schrien über das Jammern und Schreien der Mutter; sie hob sie auf ihre beiden Arme empor, damit sie der Vater sähe.

Aber der Vater schloß vor ihnen die Augen zu, und starb; und die Knechte, die ihn für schon so erschöpft nicht hielten, streckten den von selbst in den Tod sich Streckenden noch länger aus.

Als Mustapha, der Gesandte, sahe, daß er todt war, gab er durch großes Bedauern ein Zeichen; aber das Bedauern galt nur dem Mißlingen der mit 30 römischen Thalern pro Kopf bezahlten That. Der Gesandte war vom Sultan gekommen, um mit dem Pabste den Vertrag über das Kostgeld für Dschem, mit 40,000 Zechinen jährlich, abzuschließen. Der Großmeister von Rhodus hatte schon über 300,000 Zechinen erhalten. Das lockte den Einen und trieb den Andern. Wohlfeiler aber war es: den Kostgänger mit dem Kostgeber wegzuschaffen; besonders, da der Türke glaubte, das Frankenland, Europa habe nur Einen Herrn, der seine Leute nur zusammenzupfeifen brauche, und dieser Herr sei der Papst. Und in der That hatte der Papst schon die größten Zurüstungen zu einem Vergeltungskriege für die Eroberung von Constantinopel gemacht, gefordert, zugesagt erhalten; alles Geld, sogar geborgtes, und Geld für Erlaß von Sünden darauf verwendet; Cardinal d'Aubusson sollte als Admiral die Flotte führen, und der Tod des Papstes hätte die äußerste Gefahr mit Leichtigkeit sicher in Freude verwandelt. Oft nur zwei Augen zu, und eine neue Welt geht auf.

Dschem weinte beim Anblick des armen Weibes, bei dem Anblick der wieder ruhigen Kinder, die zu dem unbegriffnen Verlust des Vaters nur mit jenem heiligen Schweigen und der himmlischen Unwissenheit und dem unsterblichen Lebensgefühl der Kinder schwiegen. Er beschenkte sie alle Drei mit vollen Händen, er bat ihnen mit Hand und Wort — den Vater ab, an dessen Folter zur Ehre der Andern er ganz unschuldig war. Boeciardo, der Ceremonienmeister, führte die schöne, leise weinende, nun verwittwete Frau und die armen Waisen mit kaum bemerkbarem Lächeln fort.

Aber nicht nur diese That war allen unbewußt aus dem geheimen Sinnen und Wollen in den Tag getreten, sondern jetzt erschien auch aus dem Dichten und Trachten des Königs von Frankreich, Karl VI., der Krieg mit dem Papst und Italien, dessen Eroberung nur ein Schritt zu andern großen Entwürfen des Königs sein sollte. So kam dies Bündniß zum allgemeinen Kriegszug gegen die Türken noch nicht zu Stande. In Florenz kam wieder aus dem geheimen Sinnen und Wollen des Volkes die Verjagung der Mediceer zur Welt, die die schweren Gaben der Stadt und des Landes verbaut, vertempelt, vermalt, verklöstert, verjagt, verstaatet und verschmauset hatten, blos zum leeren Augenschmause der Kostenträger. Pisa wiederum fiel von Florenz ab.

So gingen wiederum fast tausend Tage für Dschem verloren. Aber schon lange regte sich in ihm der menschliche Wunsch: frei zu sein, im Vaterlande zu leben, ja nur am Leben zu bleiben. Wenn er leiblich als Mensch umkam, war auch der Prinz, der Sultan zugleich in ihm todt. Darum hielt er einen geheimen Divan mit seinen Freunden, worin sie berathen wollten: ob er sich nicht seinem Bruder, dem Sultan Bajesid, unterwerfen sollte, auf Gnade wahrscheinlich, nicht auf Ungnade, da Bajesid die Friedensliebe selbst war, ihr die größten Opfer brachte und lieber Gedichte machte. Dschems Freunde sollten aus ihrer Mitgefangenschaft erlöst, an des Sultans Pforte gehen und thätige Männer sein.

In diesem Rathe sprach Dschem lächelnd: „Auch erwachsene Männer sind noch wie Kinder, die im Spiele sagen: jetzt muß ich das thun! jetzt muß ich das haben! jetzt muß ich das sein. So müssen auch die Großen jetzt das thun, jetzt müssen sie das haben, jetzt müssen sie das sein! Und das ganze Müssen ist nur eine Einbildung des Spieles, des spielenden Kindes. So spiele ich fort und muß! Aber muß ich spielen? Den Reichserben! Den Bruderbedroher! Den Schlächter so vieler Menschen, die um meines Spieles willen fallen müssen, auch müssen! Diese spielenden Aemen, die auch die Armen, die Gehorsamen, die Arbeitenden, die Handlanger*) der Sultane spielen, die Jaja! die zu Allem ja sagen und müssen. So spielen sie Alle! und das Kind des Bettlers spielt schon mit des Vaters Bettelstabe und seinem Bettelsacke den kleinen Bettler, wendet sich schalkhaft um, und bettelt den Vater an, und der Vater lacht! Ich aber muß weinen. Wie des Bettlers Knabe vom alten Vater Bettler die Gesinnung und die Gewohnheit zu betteln als einzige Verlassenschaft geerbt, so habe ich von meinem Vater Mohammed die Wuth zu herrschen geerbt, die Herrschsucht, nicht die Unterthansucht, die allgemein mögliche, die mir am Ende auch nur bleibt — mit einem Wort: der Gehorsam! Ich will, ich kann nicht gehorchen — selber im Schlafe, im Traume befehle ich, Schiffen, Heeren, sogar dem Meer und den Bäumen und Bergen! Der Segen aller Kinder, die süße Gewohnheit, gesinnt zu sein wie Vater und Mutter, die sind mir ein Fluch, eine Verachtung, die ich verachten sollte, und endlich auch muß! Denn ich spiele nun 3000 Tage den Gefangenen und hab' ihn gelernt; ich weiß alle seine Gewohnheiten; ich trete seine kurzen Tritte, ich stehe an den Fensterscheiben, ich sehe den Himmel an und zähle am Tage die Wolken, des Nachts die Sterne — o ich kann Alles! von der aufgetragenen Speise weggehen und schon vor Sonnenuntergang zu Bett gehen — ich kann auch nicht schlafen! nicht hoffen! nicht beten! nicht vertrauen; nicht dichten. So bin ich denn aus und zu Ende! Der Sultan ist aus! Das Ei, darin ich stecke, wird nicht ausgebrütet! Der große Vogel hat es aus dem Neste geworfen, und die großen Ameisen können es nicht wieder hineintragen! Der Ibis hält es für ein Krokodilei für seinen Schnabel; der Ichneumon will es aussaugen. Aus Hoffnung, Padischah zu sein, bin ich in der Wirklichkeit schlechter als der Wolf im Walde und als der Löwe in der Wüste. Denn auch verfolgt, sind sie doch frei; die Wüste und der Wald gehören ihnen, und sie entrinnen mit Weib und Kind. Selbst der Bär trägt auf der Flucht seinen Herrn Sohn in den Tatzen

*) Auf türkisch heißt ein Handlanger ein Jaja.

bis in die neue Sicherheit und Freiheit. Alle Menschen reden von Hoffnung, aber keiner bedenkt, wie we'se die gemeinen Leute hoffen. Sie hoffen vom Grunde ihres kleinen Hauses und von den Ihrigen aus. Ihre eigene Thätigkeit und Freiheit, Weib und Kinder sind immer in ihre ehrliche menschliche Hoffnung eingeschlossen. Nur mit diesen, nur in einem bequemen Leben wollen sie leben; Menschen zu sein und zu werden, hoffen sie; das ist die Hoffnung der gemeinen Fellahs, der Bauern, der schlecht so wie Spreu geachteten, aber durch Gottes Eingebung weisesten, glücklichsten Menschen. Ich aber, nunmehr ein Thor, hoffe ohne Grundlage, ohne die Schätze der übrigen Menschen. Uebrige Menschen! Bin ich vielleicht nicht übrig? Wie ich sehe — das Reich der Rechtgläubigen steht und gedeiht ohne mich. Da sind Erndten von der Erde, Sonnenschein und Regen vom Himmel. Bin ich auch ein Sproß aus dem Stamme der Herrscher, so bin ich doch, wie ich sehe, an meinem Verdorren; ich bin nicht der Sproß, der an des alten großen Baumes Stelle wachsen und Früchte tragen soll. Und so ergeht es mir nur wie Millionen Blättern am Baume des Reiches. Ich kann noch ein guter Zweig sein, ein gutes glänzendes Blatt. Die Gabe zu dichten ist mehr werth, als Reich und Krone. Mein Ruhm als Dichter wird neben allen Sultanen dauern, und manchen Rohen überleuchten, wie der Abendstern die Johanniswürmchen im Grase. Ich habe noch eine Mutter, o Gott, Du Gnädiger! Ich habe noch eine Tochter, o Gott, Du Freundlicher! Mein Weib, meine Sassenage, kann ich noch finden! sie ist nur verborgen, nicht verloren, sagt selber ihr einstiger Feind, ihr Bruder Roland, nun ihr Freund, Sucher, Rächer; denn eines Bruders Ehre wird in der Ehre seiner Schwester gekränkt und geschmäht. Lasset denn mich nach Aegypten ziehen! oder nach Jerusalem! Ihr aber, meine Freunde, ziehet nach Constantinopel zum Padischah! Du, mein Haider, machst hier nur Gedichte voll Sehnsucht und Trauer, indeß Dir die Lebenslust noch aus den Augen blitzt. Der Dichter gehört in einen edlen Kreis, wo Großes und Schönes geschieht und gelebt wird. Mein Bruder weiß, daß die Dichter zuerst und zuletzt blos, den Fürsten das Leben erheitern und ihnen ewigen Ruhm gewähren für einfältige armselige paar tausend Zechinen, die sie doch sonst auf Pferde und Hunde verschleudert hätten. Du, Sinanbeg, bist das eingerostete Schwert der Tapferkeit, Bajesid wird dich aus der Scheide ziehen, du wirst blitzen und muthig sein, Mauern und Vesten erstürmen. Du, Ajasbeg, und Du, Dschelalbeg, Euch erwartet Größeres als mein armes Grab! Hüllt das Vaterland nicht in ein Grab! Deine Treue, Chatibsade Nassuh, ist eines bessern Lohnes werth, als heimliches Seufzen und die Faust in der Tasche zu ballen. Selber Du, mein treuer Barbier, mein Mustapha, Dir stehen große Dinge bevor, wenn ich Menschen kenne, und die Eiche aus der Eichel, und den Sprung des Löwen aus seinen Blicken erkenne. Gehe, barbiere den Sultan!"

Die Freunde hätten bald gelacht über diesen Schluß ihres von der rechten Hoffnung heiter gewordenen Gebieters. Aber sie sagten ihm alle: „wir bleiben Dir treu bis zum Tode!"

„Gut," sprach der arme Dschem; „ohne Euch kränken zu wollen, sage ich Euch, dann wird Eure Treue vielleicht nur noch kurz sein!"

Als unübersteigliches Hinderniß der Hoffnung des armen Dschem erwies sich aber seine Gefangenschaft. Denn sie waren noch nicht auseinander gegangen, als er schon durch Wachen in die Engelsburg abgeholt ward, weil der Papst auf dem Tode liege.

Wenig Tage zuvor hatte der Papst endlich das Bündniß zum Türkenkriege zu Stande gebracht. Der türkische Gesandte hatte ihm bei der Abschiedsaudienz sogenannte redende Geschenke vom Sultan Bajesid aus dem eroberten Reliquienkasten verehrt: das Rohr der Verspottung, den Schwamm der Tränkung und die Lanze der Durchbohrung am Kreuze. Aber der arme Dschem hatte auch dem Gesandten ein Schreiben an seinen Bruder, den Padischah, mitgegeben, worin und wodurch er sich ihm völlig unterwarf, und: „nur ein Blatt am Baume des Volkes zu sein," mit herzerweichenden, einen Stein rührenden Worten den Bruder gebeten. So wie er schon längst bei der Rückkehr des ägyptischen Gesandten Jusuf dem Sultan seine einzige Tochter zugesagt und den verlassenen Barbier Mustapha zu sich genommen hatte, der eben auf die Heimkehr des Gesandten schon lange seine Berechnung gemacht hatte.

Aber auch der neue Papst Alexander Borgia mußte sich in die Engelsburg retten, da der König von Frankreich vor Rom kam und es eroberte. Eilf Tage saß er darin in Todesangst und brütete doch Tod und Angst und Mord und Rache. Da ward er erlöst durch den Frieden, laut welchem er, gleichsam als die siegbringende heilige Fahne des Propheten, den armen Dschem dem Könige ausliefern mußte. Der König Karl, Borgia und Dschem kamen zusammen; Borgia, der ihn im Mitgefängniß, der Engelsburg, nur den armen Dschem genannt, und ihn nur, wie ein Jude den ungeschliffenen unschätzbaren Diamant, angesehen hatte, nannte ihn vor dem Könige „Prinz;" aber Dschem nannte ergeben sich nur einen armen Gefangenen. Der Papst konnte auch beschämt scheinen, und übergab ihn, als einen großen Schatz, dem Könige, der ihn wiederum seinem Hofmarschall mit der flachen Hand zuwies. Schon den Tag darauf brach Dschem von Rom nach Veletri auf, wohin ihn der Sohn des Papstes Borgia, Cesare Borgia, begleitete, und fünf Tage dort bei ihm blieb, bis das französische Heer weiter nach Neapel zog, denn es hatte indessen Blutarbeit zu Monte fortino zu thun, und zu morden in Monte san Giovanni.

Hier in Veletri, dem Geburtsort des Kaisers Augustus, lösten sich nun die Dinge; oder die langen und weither gesponnenen Fäden vereinigten sich hier in ein Cocon, das wie dem Seidenwurme, durch seinen eigenen Fleiß und aus der schönsten Hoffnung gesponnen, dem armen Dschem zum Sarge ward.

Denn gleich am späten Abend des ersten Tages ihres Aufenthaltes kam der Papst Alexander Borgia in aller Stille in den Palast Borgondio gefahren, der nach Neapel gehört und den Dschem und der Sohn des Papstes, Cesare Borgia, bewohnten.

Als der Sohn den Vater bei sich eintreten sah, rief er erstaunt, wie die Kinder sogar zur Carnevalszeit rufen, wenn die Leute einander die Moccoli zu Nacht ausblasen: „Eh, sia ammazato, Signor Padre!" (Daß du ermordet werdest, Herr Vater!)

„Nun, nun," sprach der Vater, „wir haben noch nicht Carneval! Setz' ich mich erst!" Dann sprach er leiser, wegen der Ohren der Wände: „Ein Mann wie ich, bewegt sich nicht ohne Noth! Pah, Noth! eine kleine Mühe! für Dich! Du machst das am besten, und hast Deine Leute; ich will meine Leute dasmal nicht geben. Lasse den Dschem doch geschwind vergiften! — eh' das Heer ihn uns fortführt!"

„Und deswegen," sprach Cesare Borgia bedauernd, „läßt sich Deine Heiligkeit 48 Miglien im Kasten her rumpeln, und 48 Miglien heim rumpeln!"

„Heilige Jungfrau, das muß ein Papst gewohnt werden!" sprach der Papst lachend.

„Hätte ich es nur gestern gewußt!" bedauerte Cesare; „in Rom, bei so vielen Menschen, kann der Verdacht auf Hunderte fallen. Hier riechen sie uns einmal heraus."

„Einmal! — — nach unserm Tode — also Keinmal!" entgegnete der Papst.

„Mir kommt es übrigens recht; seine . . . wie soll ich sie nennen . . . sie nennt sich sein Weib, und ich muß es glauben, da sie so lange und rasend mir widerstand, wirklich bis zur Raserei und zur Krankheit. Also meine ich — Punktum! Eine Wittwe hält selten die Treue und seltener die Liebe. Also!"

„Es freut mich, daß unser Vortheil zusammengeht, mio Caro; Vortheil sag' ich! Denn dreimalhunderttausend Dukaten baar für ein Rattenpulver, das ist ein guter Apothekerhandel! Höre nur: Du kennst den ewigen Ceremonienmeister, den Narren in David, den falschen rachsüchtigen Genuesen Giorgio Bocciardo, der sich damals aus Furcht vor Dschem wie eine Mühlwelle auf dem Teppich fortrollte, nun der! Er trug Rache im Herzen; so ein Mensch ist kostbar, darum hatte ich ihn an den Sultan nach Constantinopel geschickt — den der Teufel holen soll oder sollte, wenn einer wäre — um mit ihm zu unterhandeln. Vierzigtausend jährlich für Dschems Wasser und Brot, das heißt: Leben; oder dreimalhunderttausend, versteht sich, Zechinen, einmal für allemal für Dschems Tod, ein für allemal. Ich bin arm wie eine Kirchmaus; die Mauren in Spanien auszurotten, damit wieder Schaafe dort wandeln und blöken, sich melken und scheeren lassen, hat viel Geld gekostet — die Schatzkammer also ist zu vermiethen, wie Marforio, der privilegirte Pasquillant, sehr wahr gesagt hat. Der Kerl hat Einsicht und Geist. Ich will bauen, eine Peterskirche, so groß wie ein Haus! Jeder Papst muß doch etwas zur Ehre Gottes vor Leuten thun, um in das Register der Welt zu kommen, das Niemand liest. Ich habe schwere Dinge in Deutschland auszufechten und auszuführen, die Millionen kosten, die Andere geben sollen, müssen und werden. Aber ich brauche doch das Bestechungsgeld oder die Erkaufssumme solcher pecora und Halunken, welche dann den Andern die Beutel schütteln. Summa summarum: Ich will auch leben! Und Du sollst leben, Cesare! und Valentino soll leben! Also die dreimalhunderttausend Dukaten sind Etwas! Leider Alles! Denn der Schlingel von treuem Diener, der Präfekt von Sinigaglia, Giovanni da Rovere, solche Namen merke ich gleich, der Diener meines Feindes, des Cardinals Giuliani, hat Bajesids Gesandten mit den achtzigtausend Zechinen, zweijährigem Kostgeld für Dschem — mir weggefischt, sag' ich Dir! klag' ich Dir! Der König von Frankreich hat mir den Fisch, den Dschem, sogar aus dem Netze genommen; nun bleibt mir kein Einkommen durch ihn mehr möglich, als durch — mein Haus- und Magenpulver. Hier hast Du quantum satis! Accidenzen sind bei jedem Amt, warum

nicht bei meinem? Und die Fabel von Christo hat uns schon viel eingebracht. Sage das Wort nicht weiter — es entfuhr mir so, — sonst kommt es sogar in die Weltgeschichte. *Welchen* Punkt von beiden nun der Bocciardo vom Sultan approbiren lassen würde, das wußte ich voraus, darum schickte ich ihn — und hier hast Du den Brief vom Sultan Bajesid an meine Heiligkeit*); er empfiehlt mir sogar einen gewissen Bischof zum Cardinal! Nun — pour la rarité du fait — er soll es sein! Der Sultan stößt mir einmal einen Patriarchen dafür im großen Mörser!"

Der Sohn des Papstes gab seinem Vater für dessen Brief den Unterwerfungsbrief Dschems an seinen Bruder Bajesid, mit der Bemerkung: „Mustapha, der Barbier, hat ihn glücklich dem Gesandten weggeblasen. Aber da fällt mir der Barbier ein! Die Barbiere im Morgenlande sind auch die Apotheker und Chirurgen, sie haben und halten Geheimnisse, der Kerl hat Gifte, küssenswerthe! Deuchtolorur! Und ein Insekt zum Goldeinfassen!" Er klingelte und hieß dann den Barbier herbeirufen — „Nicht herbei *schreien*!" sagte er, und der Kammerherr verstand.

Indeß hielt er eine ganz neue kleine Skizze zu einem Weltgericht — das sein Vater, der Papst, nach seinem Worte doch *malen* lassen wollte, damit es irgendwo sei und werde — und sprach in Gedanken: „Cosa funeste! — si succedesse!" (Eine furchtbare Sache, wenn es einträfe!)

„Bist Du auch noch ein Narr, mein Sohn?" sprach der Vater Borgia. „Nur die Seele der Unglücklichen und ihr — quasi — heiliges Rechtgefühl fordert ein Weltgericht. Zahllose Heerschaaren Unglückseliger, ganze erniedrigte Völker sind dahin gefahren, wo alles gleich gut ist, und nur der über der Erde denkende schwebende Geist mitleidiger — rechtsgelehrter — Menschen, fordert für sie noch das Weltgericht. Aber ist denn die Menschheit in ewige Knechtschaft geworfen, in die Folgen des Unrechts, das sie leidet und thut? — Wir suchen nur redlich, sie so lange wie möglich zurückzuhalten zu unserm Besten! Mit Schrecken sahe ich: Jedes Geschlecht wird besser, klarer, gerechter; ihm geschieht immer weniger Grauses — es verübt immer weniger Grauses. Denn ein fester aufgeklärter Geist duldet nicht das Unrecht und übt es nicht aus! Und somit verlischt denn nach und nach — pianin' pianino — jene uralte, aus Sünden entstandene Forderung der unglückseligen — Schächer, durch ein bloßes besseres Leben glücklicher Menschengeschlechter. Und das letzte gute Geschlecht wird vielleicht kaum die Seligkeit fordern, geschweige das Weltgericht. Du siehst also, es muß noch lange bestehen! Ich brauche es! ich brauche es! Und ich lasse es glauben, ja malen. Imo — ich lasse sogar seinetwegen Ablaß aller Sünden verkaufen für ein wirkliches Spottgeld — zum Bau meiner Peterskirche. Nun sei kein Narr! Missa est concio!"

Er zog sich zurück, kurz zuvor ehe *Mustapha, der Barbier*, eintrat. Dies Mal im Innern etwas bang, denn er hatte Dschems geraubtes armes Weib und ihren Aufenthalt ihrem Bruder Roland verrathen, oder wiederum verkauft, denn er verlor nun nichts mehr an Borgia, da sie fortzogen, und jeder Papst war sein Todfeind. Cesare Borgia konnte darüber ermordet werden. Aber die Befreite konnte schon hier sein, wenn Roland sie ihrem Dschem zurückgab, da auch ihr guter Bruder Armand mit ihm war. Darum war ihm unheimlich. Er sahe aber mit einem halben Blick: Cesare wußte noch nichts! Desto freundlicher und bereiter ging er auf ein kurzes Wort vom Sohne des Papstes ein.

„Kannst Du barbieren?" fragte er ihn lächelnd.

„Ja."

„Auch ein wenig schneiden?"

„O ja; ein halbes Loth ist erlaubt!"

„Auch mit vergiftetem Barbiermesser?"

„Das Barbieren ist damit gleich."

Er empfing darauf von Borgia ein tüchtiges Barbiergeld in Golde, dessen er ihm so lange . . . nach und nach jedoch etwas langsamer . . . und so viel hinein zählte, bis dem geduldigen Barbier doch endlich selbst die Hand schwer zu werden schien. Zuletzt bat er um den Namen des neuen Kunden. Er hörte: „*Dschem*!" stutzte, und schwankte doch nicht, sondern fragte nur: „Wann?" — „Morgen!" hörte er und: „Schweigen!" und zuletzt: „Gute Nacht!"

Am Morgen barbierte er denn dem armem Dschem das Haupt und zuletzt das schöne leidende, ergebene Gesicht. Er hatte veranstaltet, daß während dessen von Zeit zu Zeit ein Pistolenschuß falle, damit Dschem rücke und mit Fug ein wenig geschnitten werden könne. Ein Schuß — ein Schnitt — ein wenig Blut. — Bald darauf wieder ein Schuß — ein Schnitt — ein wenig Blut. — So drei Schüsse. — Dschem bat *ihn* um Entschuldigung, daß er ihn um seinen Ruhm bringe. Dafür rieb ihm der Barbier die kleinen Wunden noch mit einer sichern, nicht fühlbaren Heilsalbe ein — und Dschem war vergiftet und mußte unrettbar sterben in kurzen Tagen. Dschem wand seinen Turban sich selbst um den Kopf, empfand ganz leise sich ganz eigen-sonderbar, und stand versunken in tiefe Gedanken.

Da entstand freudiges Geschrei drunten vor dem Palast Borgondio auf der Straße; dann im Flur; die Marmortreppe hinauf — dann ward es stiller, und hastige Tritte erschollen im Vorsaal. Die Thür des Zimmers ging auf, und Roland und Armand traten ein, ihre Schwester, Dschems Weib, in der Mitte. Roland glaubte der Rede und seinen Augen, daß Dschem nun endlich wirklich Sultan zu werden mit dem Könige zöge, und wußte ja auch, daß er jetzt wirklich nur Ein Weib hatte — seine Schwester! So war er denn Alles zufrieden! Ja hoch erfreut darüber!

Sie stand ohne Regung. Sie konnte nicht sprechen, kaum athmen. Sie hielt eine Hand auf der Brust, mit der andern hielt sie sich an ihren Bruder.

Dschem konnte nicht sehen genug, nicht rasch genug ihr entgegenstürzen. Er *fiel* — schon plötzlich vom Gifte verwandelt, aber er fiel nur auf ein Knie, drückte sich beide Hände fest in die Augen, und that einen herzzerreißenden Schrei. Denn er hatte die Blässe des Gesichts seines guten Weibes, ihre ganze abgehärmte Gestalt mit Einemmale übersehen, und ihren schmählichen theuren Gram, ihre Treue, Liebe und Sehnsucht ermessen. Nun flog sie auf ihn zu. Sie hob ihn empor, und die armen edlen Gatten lagen, unaussprechlich beglückt, vor Entzücken weinend, sich lange, gleich Seligen, in den Armen.

Dann wollte sie sprechen, erzählen. Aber er legte ihr den Finger auf die Lippen und sprach nur die drei schweren Worte: „Das Frankenland! die Christen! der heilige Vater!"

Alles kam nach und nach in eine gewisse Ordnung, in die freie Ordnung der Reisenden. Der Papst Alexander Borgia und sein Sohn Cesare machten dem armen Dschem noch einen Abschiedsbesuch, während seine Gemahlin im Nebenzimmer bebte — und schwieg und folgsam ihr Herz bezwingend, sich nur die drei Worte leis wiederholte: „Das Frankenland! die Christen! der heilige Vater!"

Dschems Kräfte schwanden allmälig auf der Reise nach Neapel. Fast konnte er nicht mehr allein auf sein Pferd steigen . . . dann sich nicht mehr darauf halten. Er sah noch Neapel, den Vesuv, das Meer, die Schiffe, die in sein Vaterland segelten! er fühlte die äußerste Sehnsucht — jetzt nur nach einem Grabe in der heimathlichen Erde. Mehr wünschte er nicht. Denn er verging wie ein Schatten; er war schon blaß wie der Tod. Seine bezaubernde Schönheit verblühte; nur sein großes schwarzes Auge blitzte noch manchmal auf. Sein treues, die höchste Angst im Herzen gewaltsam verschließendes Weib hielt ihn, neben ihm sitzend und sein müdes Haupt auf der Schulter tragend, an seiner Hand, und als sie darauf sie wegzog, behielt sie die Nägel seiner Finger darin. Da weinte sie laut. Er aber tröstete sie, sonst mit dem äußersten Leid für sie, mit dem Tode, der *jetzt* für ihn und für sie ein Trost war, der einzige Trost und die seligste Hoffnung.

Es kam ein Brief aus Aegypten von seiner Mutter; er konnte ihn nicht mehr sehen, nur fühlen, aber nicht mehr verstehen. Er hörte, daß sein Besieger, der unbeugsame stolze Vezier Keduck Ahmed Pascha, zur Strafe seines Hochmuths von einem Stummen ermordet worden sei. Da lächelte er nur und flüsterte: „Gott ist barmherzig!" Seine letzte Kraft hatte er zusammengenommen, ein Gedicht zu machen, worin er seinen Bruder um ein Grab in seinem Vaterlande bat. Er blieb mit dem Antlitz über dem Blatte liegen. — Er war gestorben.

Seine Seele war in der Heimath. Seine Freunde konnten kaum sagen: er ist todt! so weinten sie. Ajasbeg und Dschelalbeg wuschen seinen Leichnam und beteten die Gebete des Todes aus dem Koran. Die Brüder Roland und Armand de Sassenage führten ihre wie wahnsinnige Schwester mit fort. Der König Karl schickte Spezereien, den Leichnam einzubalsamiren, und weinte um ihn wie ein Kind. Dann ließ er ihn in Gaëta beisetzen, hoch auf dem Berge über der Stadt und Festung in dem großen leeren runden antiken Grabmal mit doppeltem Kuppelgewölbe, ähnlich dem schönen Grabmal der Cecilia Metella vor Rom. Ajasbeg und Dschelalbeg hüteten das Grab in stiller Trauer und rührender Geduld. Mustapha, der Barbier, aber betete indessen zu seiner Panagia, in jener nur kleinen, doch zauberhaft schönen Grotte, die links ganz drunten in einer mächtigen dunkeln Felsenspalte, die bis in das Meer hinab sich öffnet, zu einer wunderbaren Kapelle eingerichtet ist, welche das Meer bei hoher Fluth mit ihrem Wogenschwalle gänzlich erfüllt, und die Göttin ersäufen würde, wäre sie nicht von Stein. So aber steht sie, auch naß und noch triefend und mit grünem frischem Seegrase wie bekränzt, nur desto wunderbarer in ihrer unverwüstlichen Schönheit, mit lächelndem Antlitz da, und lächelte

*) Siehe Roscoe: Leo X., und Burchard.

holdselig selbst den Barbier an, der die Gnade und Huld auch auf sich bezog, wie den freundlichen Mondenschein. So lange er krank war, verbarg er sich hier vor den Kennern. Sobald er sich aber wieder nothdürftig geheilt hatte, floh er nach Constantinopel; denn vom Einreiben des Giftes in Dschems Haupt waren ihm seine Hände verrätherisch geschwollen, und Dschem, der Künste des Morgenlandes wohl kundig, hatte sie öfter schweigend betrachtet, ihm sanft auf die Schulter geklopft und nur gesagt: „Sein Vaterland verlieren, muß der äußerste Schmerz sein. Ich habe es blos nicht — und sterbe schon! Gott sei Dir barmherzig! Mir — hast Du wohlgethan!" — Durch diesen Aufenthalt war ihm Sinanbeg zuvorgekommen bei dem Bruder Dschems und hatte für die erste Nachricht von dessen Tode die hohe Würde eines Beglerbeg von Anatolien erhalten. Er war aber nur gegangen, um den Sultan zu bewegen, den armen Dschem nach Brusa in sein Vaterland begraben und seinen Leichnam holen zu lassen. Nur Chatibsade Nassuh, sonst der treuste Freund des Lebenden, brachte jetzt die ihm vom Könige anvertraute Verlassenschaft des todten Dschem, statt nach Alexandrien — nach Constantinopel! Aber um Dschem ein Grab im Vaterlande dafür von seinem Bruder zu kaufen. Und Nassuh ging selbst mit trauriger Freude als Gesandter an den König Don Federico von Aragonien nach Neapel, holte den wie heilig gewordenen Sarg mit dem armen Dschem, und bestattete ihn am Grabe seines Großvaters Murad zu Brusa. Dschems arme Mutter kam an demselben Tage nach Brusa, umschlang und küßte den Sarg, und genoß den armselig-seligen Trost einer Mutter, doch zu sehen, wie ihr Kind begraben wird. Der Sultan Kitbai von Aegypten war gestorben, und Sinanbeg hielt darauf bei der Mutter um Dschems schöne junge Tochter an. Der Padischah sah die Vermählung derselben mit einem vom Volke nicht zum Herrscher bestimmt geglaubten Manne sehr gern. Haider durfte sie holen. Sinanbeg that Dschem in seiner Tochter alle Liebe, alle Ehre, alle Güte; sie sah ihm so ähnlich, daß er manchmal von ihr wegging, heimlich zu weinen.

Mustapha, der Barbier, aber vollendete richtig sein Werk. Erst unbegrenzt belohnt für seine Ermordung des größten gefährlichsten Feindes des Reichs und des Lebens des Sultans, ward er darauf Vezier. Endlich Großvezier. Und seine Rache für das verlorene Vaterland führte die schrecklichsten Schläge gegen die Kinder Mahomets des Eroberers. Durch seinen Einfluß und Rath ward der friedliebende Sultan Bajesid von seinem Sohne Selim selbst wieder vom Throne gestoßen und vergiftet. — Selim aber erfüllte das eigene Hausgesetz des Eroberers Mahomet. Er ließ fünf junge Söhne seiner Anverwandten sterben, deren Einer seinen Henker erstach, die andern ihm zu Füßen fielen, und dem Padischah für Einen Asper des Tages Zeit Lebens treu und gehorsam zu dienen gelobten. Er mußte seinen Bruder Korkud tödten. Alle diese Opfer an das türkische Volk wurden um Dschems prachtvolles Grabmal begraben, das ihm seine Mutter setzen dürfen. Mustapha erpreßte unermeßliche Schätze, aber blos um die Armen seines Griechenvolks heimlich damit zu erquicken in ihrer Knechtschaft. Er erlebte die Freude, daß der Papst Borgia aus Versehen von seinem sich vergiftenden Sohne vergiftet ward. Und dennoch starb er mit den Worten des armen Dschem: „Das Vaterland verloren haben ist der äußerste Schmerz! Aber barmherziger Gott! wohin kann ich begraben werden? — In Sklaven-Erde! Ich sage nicht: armer Dschem! — Ich sage mit brechendem Herzen: o Du reicher Dschem!"

Joh. Scheffler, genannt Angelus Silesius,

ward am 9. Jul. 1624 in Breslau geboren, studirte Medicin, wurde dann Leibarzt Kaiser Ferdinands III. und des Herzogs Sylvius von Oels. Durch das Lesen mystischer Schriften in seinen Ansichten irre geleitet, ging er 1663 zur katholischen Kirche über, und ward bischöflicher breslauischer Rath. Er starb im Jesuitenkloster St. Matthiä zu Breslau am 9. Jul. 1677.

Er hinterließ:

Heilige Seelenlust. Bresl. 1657. 97; später führten sie den Titel:
Geistliche Hirtenlieder Breslau 1702. 12.
Die betrübte Psyche. Das.
Cherubinischer Wandersmann. Glogau, 1675. letzte A. Altona 1735.

Tiefe Religiösität, innige Begeisterung, zartes Gefühl und eine reiche Phantasie offenbaren sich in den Poesieen dieses ausgezeichneten Mannes, der zugleich mit jenen Eigenschaften eine seltene Herrschaft über Sprache und Form verband, doch gefiel er sich zu sehr im Spiel mit mystischen Bildern und Anschauungen, und gerade diese falsche Richtung mag Schuld seyn, daß er namentlich in neuester Zeit wiederholt überschätzt worden ist.

Ergebung an Jesum.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht,
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wiederbracht,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geschaffen war,
Liebe, die du Mensch geboren
Und mir gleich wardst ganz und gar,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und gestorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erstritten
. Ew'ge Lust und Seligkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn,
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herze hat dahin,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit,
Liebe, die mich wird umstecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Passionslied.

Die Seele Christi heil'ge mich,
Sein Geist versenke mich in sich,
Sein Leichnam, der für mich verwund't,
Der mach' mir Leib und Seel' gesund.

Das Wasser, welches auf den Stoß
Des Speers aus seinen Seiten floß,
Das sei mein Bad, und all sein Blut
Erquicke mir Herz, Sinn und Muth.

Der Schweiß von seinem Angesicht
Laß mich nicht kommen ins Gericht;
Sein ganzes Leiden, Kreuz und Pein,
Das wolle meine Stärke seyn.

O Jesu Christ! erhöre mich,
Nimm und verbirg mich ganz in dich,
Laß mich in deine Wunden ein,
Daß ich vorm Feind kann sicher seyn.

Ruf mir in meiner letzten Noth,
Und setz' mich neben dich, mein Gott,
Daß ich mit deinen Heil'gen all'n
Mög' ewiglich dein Lob erschall'n.

Suchet den Herrn.

Wollt ihr den Heiland finden,
So suchet ihn noch heut';
Eilt, ihm euch zu verbinden:
Noch ist die Gnadenzeit.
Wollt ihr die Kron' empfangen,
Dringt eifrig hin zum Ziel:
Wer Großes will erlangen,
Der mühet gern sich viel.

Soll er sich zu euch neigen,
So sucht ihn in Geduld;
Gelassen sein und schweigen
Erwirbt euch seine Huld.
Soll er sich euch vereinen,
Sucht ihn in Niedrigkeit:
Die hoch zu stehen meinen,
Verfehlen seiner weit.

Drückt euch das Kreuz hernieder,
Sucht ihn in eurer Pein;
Leicht sind von ihm geschieden,
Die mit der Welt sich freu'n.
Und kommt's mit euch zum Sterben,
Sucht ihn mit gläub'gem Sinn:
Er läßt euch nicht verderben,
Der Tod ist euch Gewinn.

Sucht ihn im Himmel droben,
Im Chor der Seraphim:
Die ihn hier liebend loben,
Sind dort auch noch bei ihm.
Sucht ihn im tiefsten Herzen,
Dies ist sein Heiligthum:
So preist ihr, frei von Schmerzen,
Auf ewig seinen Ruhm.

Joh. Georg Scheffner,

geboren am 8. August 1736 zu Königsberg, studirte Jurisprudenz, ward Secretär des Herzogs von Holstein-Beck, diente hierauf im preußischen Militair, wurde dann 1765 Kammersecretär zu Königsberg und 1767 Kriegs- und Steuerrath zu Gumbinnen. Im Jahre 1775 legte er seine Stelle nieder und lebte auf seinem Gute Sprindlak bei Labiau. Sein Todestag ist der 16. Aug. 1820.

Seine Schriften sind:

Gedichte vom Uebersetzer des treuen Schäfers. Mietau 1773.
Gedichte in Grecourts Geschmack. Frankf. und Leipz. 1771. N. A. Gedichte nach dem Leben. London 1786.
Gedichte. Mietau 1773.
Jugendliche Gedichte. Königsberg 1781.
Poesieen eines Soldaten. Königsb. 1793.
Acheron und Antiacheron. Königsb. 1799.
Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe. 4 Th. Königsb. 1798.
Spätling. 1803. Episteln zu den Spätlingen gehörig. Königsberg 1804.
Ein Vierblatt, gewachsen unter Schnee und Eis. 1813.
Mein Leben. Leipz. 1821. 22.

S. war keinesweges ohne Geist und Talent, aber von dem schlechten Geschmacke seiner Zeit, und von der französischen Frivolität angesteckt, suchte er die letztere in seinen Schriften auf deutschen Boden zu verpflanzen und zog sich mit Recht den Tadel der Besseren zu. Seine Autobiographie, welche ein mannichfach bewegtes Leben schildert, läßt manchen tieferen Blick in die damaligen Zustände thun.

Joh. Adolph Scheibe,

geboren im Jahre 1708 zu Leipzig, widmete sich der Musik, wurde markgräflicher kulmbachscher und 1745 dänischer Kapellmeister zu Kopenhagen. Hier starb er im April 1776.

Er hinterließ:

Thusnelde. Singspiel. Leipzig und Kopenhagen. 1749.
Der wundervolle Tod des Welterlösers, Oratör. Leipz. u. Kopenh. 1754.
Holberg's Peter Paars, kom. Heldengedicht, übers. Leipz. und Kopenh. 1764.

S. ist einer der Ersten, welche sich bemühten einen besseren Geschmack in die Behandlung der Texte für Compositionen, namentlich bei der ernsten Oper, einzuführen.

Joh. Herm. Schein,

geboren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, war Kapellmeister zu Weimar, später Musikdirector zu Leipzig und starb 1631.

Er schrieb:

Neues Gesangbuch. Leipz. 1627. 1645. 1682.
Waldlieder. Dresd. 1643. 4.
Hirtenlust. 1650. 4.

Er war nicht ohne Talent für die leichtere lyrische Poesie, und einige seiner Lieder verdienen noch jetzt freundliche Anerkennung, wenn man die Zeit in Erwägung zieht, in welcher sie entstanden.

Friedrich Wilhelm Joseph v. Schelling.

Dieser große Denker ward am 27. Januar 1775 zu Leonberg im Würtembergischen geboren, und studirte Philosophie und Theologie zu Tübingen, Leipzig und Jena. An letzterer Universität habilitirte er sich als Privatdocent, und wurde 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie daselbst und 1802 Doctor der Medizin. 1803 ging er als ordentlicher Professor der Philosophie nach Würzburg und 1807 als Mitglied der Akademie nach München, wo er 1808 Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste wurde. Im Jahre 1820 verließ er aus Verdruß über eine literarische Fehde mit dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften diese Stadt, und hielt nun in Erlangen philosophische Vorlesungen; in Folge eines Rufes kehrte er jedoch 1827 als ordentlicher Professor der Philosophie mit

dem Titel eines geheimen Hofrathes wieder nach München zurück. Als Dichter nannte er sich Bonaventura.

Von seinen Schriften nennen wir, außer vielen Journalbeiträgen, nur:

Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie. Tübingen 1795.
Vom Ich. Tübingen 1795.
Idee zu einer Philosophie der Natur. Leipzig 1797. 2te Aufl. 1805.
Von der Weltseele. Hamb. 1798. 3te Aufl. 1809.
Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. Jena 1799.
Einleitung zu einem System der Naturphilosophie. Jena 1799.
System des transcendentalen Idealismus. Tübingen 1800.
Zeitschrift für speculative Philosophie. 2 Bde. 1800—1802.
Kritisches Journal der Philosophie (mit Hegel). 2 Thle. Tübingen 1802.
Bruno. Berlin 1802.
Vorlesungen über die Methode des akadem. Studiums. Tübingen 1803.
Philosophie und Religion. Tübingen 1804.
Nachtwachen. Penig 1805.
Ueber das Verhältniß des Idealen und Realen in der Natur. Hamburg 1806.
Darlegung des Verhältnisses der Naturphilosophie zur Fichteschen Lehre. Tübingen 1806.
Anti-Sextus. Heidelberg 1807.
Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur. Landshut 1808.
Philosophische Schriften. 1r Bd. Landshut 1809.
Denkmal der Schriften Jacobi's von den göttlichen Dingen. Tübingen 1812.
Allgemeine Zeitschrift für Deutsche. 4 Hefte. Nürnberg 1813.
Ueber die Gottheiten von Samothrace. Tübingen 1815.

Schelling's philosophisches System zu würdigen und zu charakterisiren ist hier nicht der geeignete Ort, wohl aber muß der bedeutende Einfluß, den dasselbe auf den Fortschritt fast aller Wissenschaften in Deutschland und namentlich auf die Behandlung der Geschichte und der Poesie ausübte, hervorgehoben werden. Dies ist schon so treffend von Menzel in seiner deutschen Literatur (Bd. I. S. 292 ff.) ausgesprochen worden, daß jede andere Entwickelung doch nur eine Wiederholung seiner Worte sein würde, weshalb wir dieselben hier unverändert folgen lassen: „Schelling bezeichnet die Reaction des Mittelalters gegen die moderne, der altklassischen Bildung des Mittelalters huldigende Zeit. Trotz der ausgezeichneten Geistesthätigkeit, die seit der Reformation im gebildeten, und namentlich protestantischen Europa herrschte, hatte man sich doch in einer merkwürdigen Einseitigkeit verfangen. Man dachte und studirte sich gleichsam willkührlich aus der Weltgeschichte, aus dem allgemeinen Zusammenhange der irdischen Dinge hinaus, um eine ideale Traumwelt herzustellen, und wenn man ja ein Vorbild aus derselben für die Vergangenheit annahm, war es das antike Leben der Griechen und Römer. Hier allein sah man einige Helle, die ganze übrige Geschichte war Nacht und Wüste, trostlose Barbarei. Man verachtete die Vorzeit des eigenen Volkes und selbst das Erhabene, Schöne, Bezaubernde der sogenannten barbarischen Zeiten des ungriechischen Orients und des katholischen Mittelalters wurde mißkannt und verhöhnt. Man war so gänzlich verblendet, daß selbst die Wunder der gothischen Baukunst auf die Herzen keinen Eindruck mehr machten, daß man sie, die täglich vor Augen standen, als Werke schwülstiger, geschmackloser Barbarenphantasie beachselguckte, und so durchgängig. Die ganze Weisheit und Poesie der Morgenländer wie der romantischen Zeiten war verworfen, und wer sie gepriesen hätte, würde für wahnsinnig gehalten worden sein. Eine so gänzliche Abtödtung des historischen Gemeingefühls, eine Stockung des von Anbeginn durch die Weltgeschichte ununterbrochen pulsirenden Lebens, konnte nur eine vorübergehende Krankheit, einseitige und temporäre Erstarrung sein. Das Blut mußte, durch einen hastigen Ruck bewegt, wieder zu fließen anfangen. Diesen Stoß bekam das europäische Leben durch die französische Revolution, und seitdem erinnerte man sich wieder an die so lange mißkannte Vorzeit, die Schuppen fielen uns von den Augen und wir erkannten, daß wir für alle Wunder jener Vergangenheit stockblind gewesen. Nun erfolgte freilich in Verbindung mit der politischen Contrerevolution oder Restauration, wie es in dieser Welt der Extreme immer geht, gleich eine Ueberschätzung des Mittelalters und des Orients im Gegensatz gegen das klassische Alterthum und den modernen Protestantismus; allein abgesehen von diesem romantischen Fanatismus war es ein unendlicher Gewinn für die bisherige einseitige Bildung, daß sie die gerechte Würdigung bisher unbekannter oder verkannter Zeiten und ihre überaschend neuen Lehren in ihrem Bereiche aufnahm und aus der Vergleichung des Klassischen mit dem Romantischen erst das Kriterium schöpfte. Es spricht übrigens auf's Neue für die wunderbare Gabe der Deutschen, Alles gleich zur Philosophie zu erheben, daß kaum jene Reaction gegen die bisherige klassische Kleingläubigkeit eingetreten war, als auch schon in Schelling ein Philosoph erstand, der mit dem ersten Blick in die Enttäuschung auch schon in einer einzigen sonnenklaren Idee die tiefste Begründung und Uebersicht der neuen Bildung aussprach.

Bei weitem das wichtigste Ergebniß der Philosophie Schelling's scheint die parteilose, epische Weltansicht zu sein, die sie mit sich bringt, und der die Laien selbst immer mehr entgegen kommen, seit so viele Erfahrungen die Leidenschaft abgekühlt und die endlos verwickelten Widersprüche eine gewisse Duldung und Indifferenz herbeigeführt haben. Im System Schelling's findet jede Partei gegenüber der andern ihren Platz, die Entzweiung wird als eine natürliche nachgewiesen, ihre Widersprüche werden auf einen ursprünglichen, nothwendigen Gegensatz zurückgeführt. Dieses System duldet durchaus nichts Ausschließliches, durchaus keine unbedingte Herrschaft einer Ansicht, keine unbedingte Verfolgung der andern. Es sucht in einer Physik des Geistes und der Geschichte jedem geistigen Wesen, sei es ein Charakter, oder eine Meinung, oder eine Begebenheit, dasselbe Recht zu sichern, wie in der gemeinen Physik jedem materiellen Wesen. Es betrachtet die historischen Perioden wie die Jahreszeiten, die Nationalitäten wie die Zonen, die Temperamente wie die Elemente, die Charaktere wie die Kreaturen, die Aeußerungen derselben in Gesinnungen uud Handlungen, als so nothwendig in der Natur gegründet, und als so verschieden wie die Instinkte. Nach diesem Systeme herrscht ein Wachsthum und ein geheimnißvoller Zug, eine Mannigfaltigkeit und eine Ordnung in der geistigen Welt wie in der Natur. Diese neue epische Ansicht empfiehlt sich allen denen, die in einem weiteren Umkreise das Leben überblickt haben. In ihr allein findet der endlose Meinungsstreit seine Beruhigung, und jeder Widerspruch die einfachste natürlichste Lösung. Ohne mit Schelling und seiner Schule vertraut zu sein, sind viele einsichtsvolle Männer durch eine lange Erfahrung von selbst auf diesen Standpunkt der Betrachtung geführt worden. Nach einer weiten Lebensreise haben sie auf alles zurückgeblickt, was sie gesehen und übersehen, gestrebt und verlassen, gefunden und verloren, und von selbst hat das wilde Drama, in welchem sie als handelnde Personen einseitige Zwecke blind verfolgt, sich ihnen in ein ruhiges Epos verwandelt, und sie sind als Zuschauer dem Dichter zur Seite niedergesessen, um die lange Vergangenheit und sich selbst darin, wie von einem Berge herab in stiller Ferne zu überschauen. Die im religiösen Gebiete eingetretene Indifferenz und die großen, alle Parteien in gleicher Weise

widerlegenden und rechtfertigenden Erfahrungen in Politik und Geschichte haben die epische, ruhige Würdigung des Weltkampfes unterstützt, und selbst in der Poesie ist ihr jetzt durch die Alles überwuchernde Romanenwelt in Walter Scott's Manier ein breites Feld gewonnen worden. Die historischen Romane huldigen der Idee nach der unparteilichsten Betrachtung aller Zeiten, Völker und Parteien, und werden es immer mehr thun müssen."

Eduard v. Schenk,

geboren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, trat frühzeitig nach zurückgelegten Universitätsjahren in den baier'schen Staatsdienst, ward bald wirklicher Rath und erster geheimer Secretär im Staatsministerium der Justiz in München, erhielt die Adelswürde, ward dann Ministerialrath im Ministerium des Innern, später Staatsminister und 1831 Chef der Regierung zu Regensburg. Er starb plötzlich im April 1841.

Seine Schriften sind:

Kanova's Tod. Stuttgart 1823.
König Ludwigs Traum. München 1826.
Kantate auf die Todtenfeier von Klara Westermann. 1828.
Schauspiele. 3 Thle. Stuttgart 1829. 33. 35.
Christliche Psalmblumen. Regensburg 1831.
Ahnen und Enkel. Festspiel. Regensburg 1833.
Charitas. 2 Jahrg. Regensburg 1834. 35.

Eine reiche, aber sehr geregelte Phantasie, seltene Herrschaft über Sprache und Form, verbunden mit hoher Anmuth, Kraft und Wohllaut, Innigkeit und tiefe Religiosität haben diesem Dichter einen bleibenden Ruf verschafft, der jedoch bei größerer innerer Freiheit weit glänzender und allgemeiner geworden wäre. Sein Belisar ist als seine beste dramatische Production zu betrachten.

F. Maximilian G. Schenk v. Schenkendorf,

geboren am 11. December 1790 zu Königsbergin Preußen (nach Einigen zu Tilsit), widmete sich dem Studium der Rechte, verließ aber im J. 1813 seine Heimath und wandte sich nach Süddeutschland. Er starb als Regierungsrath zu Koblenz am Rhein am 11. December 1819.

Wir besitzen von ihm:

Studien. 1s Heft. Berlin 1808.
Christliche Gedichte. 1814.
Die deutschen Städte. Frankfurt 1814.
Gedichte. Stuttgart u. Tübingen 1815.
Auf den Tod der Kaiserin Maria Ludovika Beatrix. 4 Gesänge. Frankfurt 1816.
Poetischer Nachlaß. Berlin 1832.

Schenkendorf war einer der begeistertsten Sänger im Befreiungskriege und hat durch seine edeln und wahrhaft patriotischen Lieder, von denen noch jetzt viele im Munde seines Volkes, besonders der Jugend leben, außerordentlich gewirkt. Hohe Würde, Innigkeit, Enthusiasmus für Freiheit und Recht, glühende Phantasie und seltene Herrschaft über Sprache und Form weisen seinen Poesieen einen hohen Rang auf dem Gebiete deutscher lyrischer Dichtkunst an, nur neigte er sich häufig mit zu großer Vorliebe der mystischen Auffassung des Glaubens, besonders in seinen späteren Liedern zu, die daher auch nicht eine gleich freundliche Aufnahme bei der Nation, wie seine Kriegsgesänge fanden, obwohl sie von Vielen hochgeschätzt werden.

Ausgewählte Gedichte
von
Max. v. Schenkendorf.

Landsturm.

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!

O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm von Gott gesandt!

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Vom blauen Wolkenduft,

Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

Die Wetter oft sich brachen
Von eurem Glockenklang;
Nun führt ihr andre Sprachen,
Es klingt wie Brautgesang.

Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Osterfest —
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.

Wo Tod sind deine Schrecken,
O Hölle, wo dein Sieg,
Und Satan, wie dich decken
In diesem heil'gen Krieg?

Beschritten ist der Grenze
Geweihter Zauberkreis,
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt um's höchste Gut,
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.

Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
„Hie Wagen Gottes, Gottes Reuter,
Hie Schwert des Herrn und Gideon!"

Bei seines Vaters Tod.

† den 24. Januar 1813.

Schlaf' in deiner engen Kammer,
Lieber alter Vater, schlaf',
Glücklich, daß nach langem Jammer
Noch dich frohe Zeitung traf.

Dank dir, daß in unsre Herzen
Du der Ehre Muth gelegt,
Der wohl Hunger, Durst und Schmerzen,
Knechtschaft nie und Schande trägt.

Wenn auch Fremde dich begraben,
Schlaf' in freier Erde nun,
Lieber Vater, schau, wir haben
Jetzt ein beßres Werk zu thun.

Dann erst, wenn die deutschen Auen
Keine Feinde mehr entweihn,
Wollen wir dein Grabmal bauen,
Schreiben deinen Leichenstein.

Oben in den blauen Hallen
Bei den Vätern weile du,
Unser Waffenruf soll schallen
Bis in deine sel'ge Ruh.

Bei den Ruinen der Hohenstaufen Burg.

April 1813.

Schnee und Regen haltet ein!
Nimmer zwingt ihr mein Gebein.
Aber nicht mit kühler Fluth,
Nein, mit Feuer und mit Gluth
Soll man hier die Ritter taufen.
Kommt, ihr Blitze, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen.

Einsam steig' ich auf die Höhn,
Wo die letzten Trümmer stehn,
Will dort wecken meinen Zorn,
Will mir schärfen Schwerdt und Sporn,
An den alten heil'gen Steinen.
Denn mir kam ein Heergebot,
Und im Osten sah ich roth
Schon die Flammenlosung scheinen.

Alte, gute, deutsche Zeit,
Weckest nimmer Gram und Neid;
Nun aus deiner tiefen Gruft
Dich des Volkes Stimme ruft.
Wieder sollen Lieder schallen,
Wieder hört man frohe Mähr
Von der Deutschen Sieg und Ehr',
Wie in Kaiser Friedrichs Hallen.

Zeuch' in Gottes Krieg hinaus,
Altes Hohenstaufen Haus!
Wo man Teufels Künste dämpft,
Wird um Gottes Reich gekämpft.
Hier auch gibt es Sarazenen,
Hier auch ist ein Orient,
Wo die deutsche Liebe brennt,
Hier auch ist ein Platz der Thränen,

Wo man unsre Mutter schlug,
Die uns All' am Herzen trug.
Hier auch ist ein heil'ges Grab,
Wo die Herrin sich hinab
Barg mit vielen tiefen Wunden,
Wo sie einsam harrt und lauscht,
Ob der Sieger Flug nicht rauscht,
Ach, schon viele Tag' und Stunden.

Zieh' dem deutschen Heer voraus,
Altes Hohenstaufen Haus.
Oder wer berufen ist,
Wer ein Deutscher ist, ein Christ —
Und ein Freier wohlgeboren,
Ritter, Priester, Bauersmann,
Zieh' voran dem heil'gen Bann,
Alle haben ihn erkoren.

Flammen lodern, Fahnen wehn,
Und es wird mit Gott geschehn
Was der Weisen Muth erkor,
Was der Treuen Herz beschwor.
Lebet wohl, ihr heil'gen Mauern,
Siegeslust wird bald euch kund,
Und der neue deutsche Bund
Soll euch Steine überdauern.

Schlachtgesang.

Ob Tausend uns zur Rechten,
Zehntausend uns zur Linken,
Ob alle Brüder sinken,
Wir wollen ehrlich fechten.

Zur Rechten nicht noch Linken,
Gen Himmel ist zu schauen
Und muthig einzuhauen,
Wo Feindeswaffen blinken.

Gott kann schon Hülfe senden,
Der Engel Legionen,
Die hatten grüne Kronen
Und Waffen in den Händen.

Er schwor bei seinem Leben,
Er steht an unsrer Seiten,
Wenn wir im besten Streiten
Die Häupter zu ihm heben.

Das Kreuz das ist sein Zeichen,
Wer will es niederreißen,
Das tragen alle Preußen,
Die Hölle muß ihm weichen.

Das Bild in Gelnhausen *).

Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt,
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.

Und das Haupt es scheint zu sprechen:
Starb die ganze deutsche Welt?
Will kein Mann die Unbill rächen,
Bis der Erde Bau zerfällt?

Und das Haupt es scheint zu grüßen,
Fragend und halb streng, halb mild.
Laßt es uns in Demuth küssen,
Das ist Kaiser Friedrichs Bild.

Herrlich hat sein Schloß gestanden
Hier vor langer ferner Zeit,
Als er nach den Morgenlanden
Zog in Gottes heil'gen Streit.

Rothbart, wie so fest gebunden,
Hält ein Zauber dich gebannt?
Fließt hier Blut aus offnen Wunden,
Sind das Thränen an der Wand?

Alter Herr, ich kann dir melden
Reiches, schönes Freudenwort.
Schau, dort ziehn viel tausend Helden
In die Schlachten Gottes fort.

Und die Welschen sind geschlagen,
Und es siegt das heil'ge Kreuz,
Wieder kehrt aus deinen Tagen
Lebensfülle, Lebensreiz.

Magst nun dich zur Ruhe legen,
Altes stolzes Kaiserhaupt,
Deine Kraft, dein Waffensegen
Wird uns nimmermehr geraubt! —

Kaiser Karl der Große.

Nun sind es tausend Jahr,
Daß Kaiser Karl geschlafen.
Wer zählt der Greuel Schaar,
Die in der Zeit uns trafen?

Hat dir von unsrer Welt
Im Grabe nicht geträumet?
O frommer Christenheld,
Du hast sehr viel versäumet.

Das ganze Deutschland schaut
Voll Schmerz nach deinen Zeiten.
Der heil'ge Morgen graut,
Zu dem wir uns bereiten.

---

*) Der alte Kaiserpallast bei Gelnhausen wurde vom Kaiser Friedrich I. erbaut. Ruinen desselben nebst dem alten Steinbilde Friedrich Barbarossa's sind noch vorhanden.

Nun rufen wir dir zu,
Geliebtes Haupt, erwache,
Ersteh' von langer Ruh!
Vollziehe du die Rache!

Steh' auf in Herrlichkeit,
Nimm Schwert und Zepter wieder,
Dann kommt die beßre Zeit
Vom Himmel zu uns nieder.

Brief in die Heimath.

Was locket ihr, was winkest du
O Vaters Hof und Garten?
Wie darf ich nun in schnöder Ruh
Der stillen Felder warten?
Das wäre mir ein schlechter Ruhm,
An Haus und Gut und Eigenthum
In solcher Zeit zu denken.

Mein Preußen, süßes Heimathland,
Du bist mir nimmer ferne,
Du heil'ges Meer, mein Ostseestrand,
Ich grüßt' euch gar zu gerne;
Wo ich die frühste Lust empfand,
Wo mich die erste Liebe band,
Da blüht ein Garten Gottes.

Ich ging im Hain, am Bach, ich trank
Die Luft mit vollen Zügen.
Doch andre Zeit bringt andern Drang,
Das konnte mir nicht gnügen.
Viel Stimmen in mir klangen laut,
Frisch auf, du junges Blut, die Braut
Von fern her heim zu führen.

Und als das Heer der Welschen kam,
In jenen finstern Tagen,
Als Keiner noch die Waffen nahm,
Die Räuber zu erschlagen,
Mocht' ich den Jammer nimmer schaun,
Weit ging ich von der Heimath Au'n,
Dem Rhein die Noth zu klagen.

Ich sah ihn, wie er zürnend floß
Und schmählich trug die Bande;
Ich sah auch manch zerfallnes Schloß
An seinem Felsenstrande.
Da dacht' ich: Weh dir, schnöde Welt,
Wo Kraft und Herrlichkeit zerfällt,
Du liegest recht im Argen.

Und aus den grauen Trümmern klang
Der strengen Geister Schelten:
Die Heimath, die in Schutt versank,
Soll dir nicht alles gelten!
Die alten Steine liegen da,
Der Väter Segen ist euch nah,
Erbaut euch neue Schlösser!

Im hohen Ost, in Moskau stieg
Empor die Oriflamme,
Und alle Völker riefen Krieg
Und Haß dem fremden Stamme.
Da brach hervor aus jeder Brust
Tyrannenhaß und Freiheitlust,
Der alten Völker Leben.

O Knabenlust, o Jugendlust,
Wie mag ich eurer denken;
Jetzt gilt es nur, in Feindesbrust
Den scharfen Speer zu senken.
Zerfallen magst du kleines Haus,
Mit vielen Brüdern zog ich aus,
Ein größeres zu bauen.

Ein Haus der Freiheit und des Ruhms,
Der Weisheit, Schönheit, Stärke.
Ein' Burg des alten Ritterthums,
Ein Rüsthaus jedem Werke,
Das nach dem rechten Ziele strebt,
Ein Haus, in dem der Glaube lebt,
Die Liebe, Zucht und Ehre.

Der edlen Stämme sollen viel
In diesem Hause wohnen,
Bei Gottesdienst und Saitenspiel
Ein Herrscher in ihm thronen.
Der Herrlichste der ganzen Welt,
Ein Priester und ein Rittersheld,
Man heißt ihn deutscher Kaiser.

In diesem Hause soll ein Quell
Durch Gottes Huld entspringen,
Der wird so rein und silberhell,
Durch viele Länder dringen,
Und wo er fließet, blüht ein Strauß,
O Heimath süß, o Vaterhaus,
Euch alle wird er laben.

Kehrt' ich nun heim, ein halber Mann,
Eh' ganz das Werk vollzogen,
So sähen mich wohl fragend an,
Die früher mir gewogen.
Ich selber fühlte mich verbannt,
Die alten Bilder an der Wand,
Ich dürfte sie nicht grüßen.

Doch was ich denke, was ich sinn',
O Heimath! ist dein eigen,
Daß ich dein treuer Kämpfer bin,
Soll Schwert und Zitter zeigen.
Es kommt ein Jahr, es kommt ein Tag,
Daß ich dich wieder sehen mag,
Das wird mir Freude geben.

Und fänd' ich nimmer ein Quartier,
Wär' anders mir gesponnen,
Vielleicht aus schönen Wunden mir
Das heiße Blut entronnen;
Auch noch im Grabe bin ich dein,
Man soll auf meinem Leichenstein
Von meinem Lande lesen.

Du heil'ges Meer, du stiller Strand,
Auch fern euch zu gehören,
Mein Heimathland, mein Preußenland,
Mag ich mich kühn verschwören.
Mein Volk, du bist zuerst erwacht,
So fest, so freudig in der Schlacht,
O Volk zu Gottes Ehre!

Der Schwarzwald.

Wie fröhlich hier im reichen Thal,
Die lieben Bäume stehn,
Gereift an Gottes mildem Strahl,
Geschützt von jenen Höhn.

Ihr Kirschen und ihr Kästen sollt
Noch manches Jahr gedeihn,
Auch du, Gutedel, fließend Gold,
Auch du, Markgrafenwein.

Doch höher, immer höher zieht,
Zum Walde zieht mich's hin,
Dort nach dem dunkeln Gipfel sieht
Mein liebetrunkner Sinn.

O Dreisam, süßer Aufenthalt,
O Freiburg, schöner Ort!
Mich ziehet nach dem höchsten Wald
Die höchste Sehnsucht fort.

Nicht schrecket mich im Höllenthor
Der grause Felsensteg,
Weit über Land und Fels empor
Zum Gipfel geht mein Weg.

Dein Wasser schöpf' ich in der Hand,
O Donau, frohe Fahrt!
Verkünde nur im Morgenland
Des Deutschen Sinn und Art.

Du mit dem weißen Wälderhut
Und mit dem schwarzen Band,
O Mägdlein sittig, schön und gut,
Grüß mir das deutsche Land.

Ich muß hinauf zum schwarzen Wald,
So liebend und allein,
Dort soll fortan mein Aufenthalt
Und meine Kirche sein.

Euch Bäume hat kein Mensch gestreut,
Euch sä'te Gottes Hand,
Ihr alten hohen Tannen seid
Mir meines Gottes Pfand.

Durch eure schlanken Wipfel geht
Sein wunderbarer Gang,
In euren grünen Zweigen weht
Ein schauervoller Klang.

Das ist ein ferner Liebeston,
Er klingt wohl tausend Jahr,
Von Geistern, deren Zeit entflohn
Und deren Burg hier war.

Wie schaurig hier und wie allein
Im höchsten schwarzen Wald,
Nicht fern kann hier die Wohnung sein
Der seligsten Gestalt.

Die Freiheit, die mein Herz gewann,
Der süßen Heldenbraut,
Der ich, ein liebentbrannter Mann,
Für ewig mich vertraut.

O Freiheit, Freiheit komm' heraus,
So kräftig und so fromm,
Aus deinem grünen dunkeln Haus,
Du schöne Freiheit komm!

Dort unten laß dich wieder schau'n,
Im freien deutschen Land,
Bewahre du die treuen Gau'n
Vor welschem Sklavenstand.

Auf dem Schloß zu Heidelberg,

im Julius 1814.

Es zieht ein leises Klagen
Um dieses Hügels Rand,
Das klingt wie alte Sagen
Vom lieben deutschen Land.
Es spricht in solchen Tönen
Sich Geistersehnsucht aus:
Die theuern Väter sehnen
Sich nach dem alten Haus.

Wo der wilde Sturm nun sauset,
Hat in seiner Majestät
König Ruprecht einst gehauset *),
Den der Fürsten Kraft erhöht.
Sänger kamen hergegangen
Zu dem freien Königsmahl,
Und die goldnen Becher klangen
In dem weiten Rittersaal.

Wo die granitnen Säulen
Noch stehn aus Karls Pallast,
Sah man die Herrscher weilen
Bei kühler Brunnen Rast,
Und wo zwei Engel kosen,
Der Bundespforte Wacht,
Zeigt uns von sieben Rosen
Ein Kranz, was sie gedacht.

Ach, es ist in Staub gesunken
All der Stolz, die Herrlichkeit;
Brüder, daß ihr letzter Funken
Nicht erstirbt in dieser Zeit,
Laßt uns hier ein Bündniß stiften,
Unsre Vorzeit zu erneun,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geister zu befrein.

Vor allen, die gesessen
Auf Ruprecht's hohem Thron,
War Einem zugemessen **)
Der höchste Erdenlohn.
Wie jauchzten rings die Lande
Am Neckar jener Zeit,
Als er vom Engellande
Das Königskind gefreit.

Viel der besten Ritter kamen,
Ihrem Dienste sich zu weihn.
Dort wo noch mit ihrem Namen
Prangt ein Thor von rothem Stein,
Ließ sie fern die Blicke schweifen
In das weite, grüne Thal.
Nach dem Fernen soll sie greifen
In des Herzens falscher Wahl.

Da kam wie Meereswogen,
Wie rother Feuerbrand,
Ein bittres Weh gezogen
Zum lieben Vaterland.
Die alten Vesten bebten,
Es schwand des Glaubens Schein,
Und finstre Mächte strebten,
Die Fremden zogen ein.

Weit erschallt wie Kirchenglocken,
Deutschland, deine Herrlichkeit,
Und es weckt so süßes Locken
Immerdar des Welschen Neid.
Wunden mag er gerne schlagen
Dir mit frevelvoller Hand,
Wie er in der Väter Tagen
Die geprief'ne Pfalz verbrannt.

Zu lang nur hat gegolten
Die schmähliche Geduld;
Doch was wir büßen sollten,
Wie groß auch unsre Schuld, —
Sie ist rein abgewaschen
Im warmen Feindesblut,
Und herrlich aus den Aschen
Steigt unser altes Gut.

Lange hielten drum die Wache
Jene Ritter an dem Thurm,
Ob nicht käme Tag der Rache,
Ob nicht wehte Gottes Sturm.
Jetzt erwarmen sie am Scheine
Von dem holden Freiheitlicht,
Daß die Brust von hartem Steine
Schier in Wonn' und Liebe bricht.

So stieg nach dreißig Jahren,
Elisabeth, dein Sohn,
Der manches Land durchfahren,
Auf seines Vaters Thron.
Er that, wie Ritter pflegen,
War seines Landes Schutz,
Und bot mit seinem Degen
Dem Welschen Schimpf und Trutz.

Nimm denn auch auf deinem Throne,
Theurer, höchster Heldenschatz,
Angethan mit goldner Krone,
Deutschland, wieder deinen Platz.
Alles will für dich erglühen,
Alte Tugend ziehet ein,
Und die deutschen Würden blühen
An dem Neckar wie am Rhein.

Das Bergschloß.

Baden-Baden 1814.

Da droben auf jenem Berge,
Da stehet ein altes Haus,
Es schreiten zu Nacht und zu Mittag
Viel Rittergestalten heraus.

Die weilten in herrlichen Tagen
Hier fröhlich am gastlichen Herd.
Sie haben viel Schlachten geschlagen,
Sie haben viel Becher geleert.

Das alles ist leider vorüber,
In Trümmern das alte Thor;
Wer rufet aus Schutt und aus Grüften
Die mächtige Zeit uns hervor?

Und mag sie sich nimmer erheben,
Und hält sie der ewige Neid,
Wir wollen auf's Neue sie leben,
Die alte, die selige Zeit.

---

*) König Ruprecht von der Pfalz († 1410), Erbauer eines Theils des Heidelberger Schlosses.

**) Friedrich V., Gemahl der Elisabeth von England, und Vater des edeln Karl Ludwig.

Wir sind hier zusammen gekommen,
Und sprengen den köstlichen Wein,
Zum Wohnsitz der Freien und Frommen
Das Erbtheil der Deutschen zu weihn.

Sieh, Bürger und Ritter auf's Neue
Erheben zum Schwure die Hand.
Wir meinen es recht in der Treue,
Du liebes, du heiliges Land.

Das Münster.

1814.

In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr,
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibet fest und klar.

So war auch wohl die fromme Welt,
Die solches Werk gedacht,
Zu dem sie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.

Wie sich ein ew'ges Heldenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem ein heller, schlanker Strahl,
Der Thurm gen Himmel strebt.

So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann,
Auf starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan.

Und wie den festen Bau umgiebt
Die schöne Heil'genwelt,
So hatte jeder, was er liebt',
In ihren Schutz gestellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun,
Daß nimmermehr soll fremdes Joch
Auf deutschen Nacken ruhn.

Wir sprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünstiges Gebet,
Daß Gott der Deutschen starker Hort
Verbleibe stet und stet.

Daß, wie der Thurm, der deutsche Sinn,
Entwachse seiner Zeit,
Und nach dem Himmel strebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.

Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unsern Blick,
Und schauen nach des Vasgaus Höhn
Wie nach dem Thurm zurück.

Die Bundesfahn' in Feindes Hand?
Der Thurm in Welscher Macht?
O nein! sie sind voraus gesandt
Als kühne Vorderwacht.

Wir retten euch, wir haben's Eil,
Vergaß euch doch kein Herz,
O Wolkensäul', o Feuersäul',
Schaut immer heimathwärts.

Der Dom zu Speier *).

Ich kenn' ein edles Gotteshaus
An einem schönen Fluß,
Da löschen alle Lampen aus,
Da hört die Jungfrau keinen Gruß;
Der Schiffer, der vorüberzieht
Und seufzend nach den Trümmern sieht,
Erzählt von ferner Tage Feier:
Das ist der hohe Dom zu Speier.

Ich kenn' ein altes Kaisergrab,
Ein tiefes festes Haus,
Da stieg ein Heldenchor hinab,
Zu ruhn von langer Arbeit aus.
Die Kaisergräber sind entweiht,
Die Kaisergräber sind entweiht,
Erbrochen wurden diese Grüfte,
Die Asche flog in alle Lüfte.

Der lang einst unbegraben lag,
Hat wieder keine Gruft,
Der Heinrich, welcher manchen Tag
Ein Pilgrim stand in Winterluft;
Philipp und Albrecht sind vom Schwerdt
So schmerzlich nicht, als hier, versehrt.
O Rudolph, der das Reich errettet,
Wie schimpflich wurde dir gebettet!

Die lagen hier und manches Herz,
Das lang geseufzt nach Ruh,
O Leichenspott, o Leichenschmerz!
Wer rächet dich? wann endest du?
Wer war es, der die Gräber brach,
Und hier die Gotteslästr'ung sprach?
Laut werd' es aller Welt verkündigt:
Die Welschen haben so gesündigt!

O Deutschland, reiches Vaterland,
Ein Grab für deine Herrn!
Nur Stein und Erde, wenig Sand,
In deutscher Erde ruhn sie gern.
Dann grabe du dem Leichenstein
Ein Heldenwort, ein deutsches, ein:
„Die Schmach der Gräber ist gerochen,
Und Babels Mauern sind gebrochen."

O Bischofsthum, o Gotteshaus,
Zu zeugen am Gericht,
Steht immerfort in Schutt und Graus, —
Wir baun euch fürder nicht.
Doch unsern Kaisern wird ein Mal
Erheben sich im Sonnenstrahl:
Man soll das ganze Reich der Freien
Zum Denkmal deutscher Helden weihen.

*) Der alte Dom zu Speier, welcher von Konrad dem Salier im Jahr 1030 gegründet wurde, und in welchem fast alle deutschen Kaiser von Konrad II. bis auf Albrecht I. begraben liegen, ward von den Franzosen im J. 1689 ruchlos zerstört.

Andreas Daniel Berthold von Schepeler.

Dieser als Krieger, Staatsmann und Historiker gleich ausgezeichnete Gelehrte ward 1780 in Göttingen geboren, studirte daselbst Mathematik und Kriegswissenschaften und trat dann 1799 als Cadet in kaiserliche Dienste, und wurde hier bei dem Generalstabe angestellt, und besonders während der Friedenszeiten mit Messungen beschäftigt. Im Jahre 1808 ging er zum preußischen Heere über, nahm Theil am Feldzuge des Herzogs von Braunschweig-Oels und wohnte dann dem spanischen Kriege gegen Napoleon bei, durch Tapferkeit vielfachen Ruhm erwerbend. 1814 trat er in preußische Dienste zurück, und ward als Geschäftsträger nach Madrid gesandt, wo er bis 1817 verweilte. Dann ließ er sich mit dem Range eines Obristen als Privatmann in Aachen nieder und widmete sich ganz künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen, mit besonderer Vorliebe seine reiche Gemäldesammlung pflegend.

Er gab heraus:

Ansichten des politischen Zustandes von Europa u. s. w. nebst zwei Fortsetzungen. Haag 1831—1832. 3 Thle.

Geschichte der spanischen Monarchie von 1810—1823. 3 Thle. Aachen 1829—33.

Beiträge zu der Geschichte Spaniens. Aachen 1828.

Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals. 2 Bde. in 3 Abtheilungen. Berlin 1826—27.

Geschichte der Revolutionen des spanischen Amerika von 1808—23. Aachen 1833—34. 2 Bde.

Mehrere Uebersetzungen aus dem Spanischen, kleinere Aufsätze u. s. w.

Reiche Kenntniß, politischer Scharfblick, seltener Sammlerfleiß und eine lebendige Darstellung verleihen den historischen Forschungen dieses reichbegabten Mannes einen hohen und bleibenden Werth.

Hermann Heinrich Scherm,

zu Anfange des 17. Jahrh. zu Jever geboren, lebte 1638 zu Hamburg.

Er hinterließ:

Neuerbaute Schäferei von der Liebe Dafnis und Chrysilla neben einem Aufzug vom Schaafsdiebe, eine Waldcomödia. Hamburg 1638.

Obwohl im Allgemeinen nur eine Nachbildung italienischer Muster, ist diese Arbeit doch bemerkenswerth als das erste ursprüngliche idyllische Drama, das die Geschichte deutscher Poesie aufzuweisen hat.

Theoderich Schernbeck, s. Minnesinger.

Johann Georg Scherz,

geboren 1678 zu Straßburg, studirte zu Straßburg und Halle Jurisprudenz, machte hierauf Reisen, wurde 1702 in seiner Geburtsstadt Professor der practischen Philosophie, 1710 ordentlicher Professor der Rechte und später Probst des Thomanischen Kapitels und Senior der Universität. Er starb am 1. April 1754.

Von ihm erschien:

Glossarium medii aevi ed. J. J. Oberlin. Argent. 1781. 84. 2 Vol. fol.

Auch nahm er Antheil an dem von ihm herausgegebenen thesaurus Schilteri. 3 Thle. Ulm 1727—28.

Scherz hat sich durch seine lexicographischen Arbeiten seiner Zeit große Verdienste um die Kenntniß der älteren deutschen Sprache und Literatur erworben.

Kaspar Scheyt,

ein Straßburger, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Er schrieb:

Der Todtendanz durch alle Stände und Geschlecht der Menschen. S. l. 1573. 8.

Eine poetische Erklärung zu dem bekannten Gemälde in Basel, welches später von Merian (Frankfurt 1649 in 4.) unter demselben Titel nachgeahmt wurde.

Jakob Schickfusz von Neudorf,

ward am 21. Januar 1574 zu Schwibus in Schlesien geboren, war eine Zeitlang Rector des Gymnasiums zu Brieg, dann fürstlicher Consistorialrath daselbst und zuletzt kaiserlicher Rath und Kammerfiskal zu Breslau. Er starb am 14. Sept. 1636.

Wir besitzen von ihm:

Schlesische Chronik. Jena 1625. Fol.

Eine für jene Zeit recht wackere und gut geschriebene Arbeit.

Daniel Schiebeler,

ward am 25. März 1741 zu Hamburg geboren, studirte seit dem Jahre 1763 Jurisprudenz und schöne Literatur zu Göttingen und Leipzig und wurde 1768 Kanonikus am Domkapitel seiner Vaterstadt. Er starb am 19. Aug. 1771.

Er hinterließ:

Die Israeliten in der Wüste. Singgeb. Leipzig 1767.
Die Großmuth des Scipio. Singgeb. Leipzig 1767.
Romanzen. Hamburg 1767.
Musikalische Gedichte. Hamburg 1769.
Neue Sammlung von Romanzen. Hamburg 1771.
Auserlesene Gedichte, herausgeg. von J. J. Eschenburg. Hamburg 1773.
Poetik des Herzens. Lehrgeb. Itzehoe 1775.

Schiebeler besaß für seine Zeit ein anmuthiges Talent der Form, Innigkeit und Zartheit, aber es fehlte ihm dagegen an Originalität, Correctheit und Kraft. Am Glücklichsten war er in seinen Romanzen, einer Gattung, die er zuerst in Deutschland einführte, jedoch nicht den trefflichen spanischen Vorbildern, sondern französischen Mustern nachahmte. Er wußte die gewählten Stoffe in dieser Form mit naiver Leichtigkeit zu behandeln, bewegte sich jedoch selbst hier in so untergeordneten Kreisen, daß seine derartigen Versuche bald überflügelt wurden und in Vergessenheit geriethen.

Ines von Castro *).

O du, in deren holden Blicken
Des heitern Himmels Glanz sich malt,
O du, die jene Reize schmücken,
Mit welchen Ines einst gestrahlt;
Du, die im Bilde dieser Schönen
Das kältste Herz zu Thränen zwingt,
O lächle deines Dichters Tönen,
Der deiner Ines Schicksal singt.

Noch floß im Schooße stiller Freuden
Der jungen Ines Tag dahin.
Doch ach! ihr droht mit schweren Leiden
Des strengen Glückes Eigensinn!

*) Aus dem Hausschatz deutscher Poesie.

Sie sieht Alphonsus Sohn, und kennet
Des edeln Jünglings seltnen Werth.
Ihr Herz klopft schneller und entbrennet
Von Gluth, die jede Stunde nährt.

Von gleich gewalt'gem Trieb entzündet,
Schlägt Pedro's junges Herz für sie.
Wer singt, was seine Brust empfindet?
Ihr göttlich Bild verläßt ihn nie.
Entfernt von ihr tönt seine Klage,
Fühlt er der Schwermuth ganze Macht.
Sie ist sein einziger Wunsch am Tage,
Sie ist sein süßer Traum bei Nacht.

Die Liebe schaut von ihrem Throne
Des Mädchens Schmerz, des Jünglings Leid,
Und krönet sie mit ihrem Lohne,
Mit ihrer besten Seligkeit.
Beglückter Triebe zarte Zeugen
Befest'gen stärker ihren Bund;
Doch Pedro muß sein Glück verschweigen,
Die Furcht versiegelt ihm den Mund.

Wie ist, sein Herze zu gewinnen,
So vieler Mädchen Blick demüht!
Die Gunst der größten Herrscherinnen
Lacht ihm entgegen; doch er flieht.
Sein Volk wünscht ihn verknüpft zu sehen
An einer Königstochter Hand.
Er hörte seines Volkes Flehen,
Des Vaters Drohn: und widerstand.

Alphonsus dürstet zu ergründen,
Woher des Sohnes Weigrung stammt.
Wie? Sollt' er nicht den Trieb empfinden,
Der jedes Jünglings Herz entflammt?
„Nein, Pedro liebt, er liebt im Stillen!"
So spricht der König, und sein Blick
Dringt schnell durch die geheimsten Hüllen
Von des verschwiegnen Jünglings Glück.

Ihm Ines durch den Tod zu rauben,
Beschließt des harten Vaters Wuth.
Bethörter Unmensch, kannst du glauben,
Der Liebe Flammen lösche Blut?
Zückt auf die Würdigste der Schönen
Des blinden Zorns verruchte Hand
Den Stahl, der einst die Sarazenen
Im Dienst des Himmels überwand.

Schon führt ein Haufe der Barbaren
Sie vor des Königs Angesicht.
Er fühlet Mitleid; doch die Schaaren
Empfinden dieses Mitleid nicht.
„Eilt, ihren Tod uns zu gewähren!"
So brüllt das Volk. Die Schöne weint,
Und jede ihrer bittern Zähren
Beklagt die Kinder und den Freund.

So stand, die Augen voller Thränen
Polyxene am Schlachtaltar,
Als, den Achilles zu versöhnen,
Des Pyrrhus Hand erhoben war.
Sie stand mit unerschrocknem Herzen,
Geduldig wie ein zartes Lamm,
Und achtet nicht der eignen Schmerzen
Und fühlet nur der Mutter Gram.

„Kann dich die Menschlichkeit bewegen,"
Seufzt Ines, „schau die Kinder hier!
Sie sind dein Blut; ach! ihretwegen
Gib, König, gib das Leben mir!
Verbanne fern von deinen Blicken
Mich hin in finstre Wüstenein.
Dort will ich an mein Herz sie drücken;
Dort soll mich Pedro's Bild erfreun."

Alphonsus hört des Mitleids Stimme.
Er wünscht dem Tod sie zu entziehn.
Das kühne Volk im wildern Grimme
Heißt jeden sanftern Trieb entfliehn.
Es stürzt, gleich der empörten Welle,
Auf Ines hin und bohrt mit Lust,
Mit dem Triumph der ganzen Hölle
Ihr tausend Schwerter in die Brust.

Sie sinkt in Staub, und Ströme fließen
Aus ihren Wunden in den Staub;
So wird, dem Zweige früh entrissen,
Die Rose der Verwelkung Raub.

Sie hält den Pfändern ihres Bundes
Den Blick noch sterbend zugewandt,
Vom letzten Seufzer ihres Mundes
Wird Pedro's Name noch genannt.

Siegmar und Adelheid.

Ihr, die ihr eurer Liebe Schmerzen
  Den Schönen klagt mit eitler Müh',
Groß ist die Marter eurer Herzen;
  Doch glaubet mir, verzaget nie!
Die Strengste, welche nichts im Munde
  Als Weisheit führt, und Stolz im Blick,
Hat dennoch eine schwache Stunde;
  Wer diese trifft, der trifft sein Glück.

Was hatte Siegmar nicht gelitten!
  Wie brannt' er nicht für Adelheid!
Doch nie gewann sein heißes Bitten
  Auch nur die kleinste Gütigkeit.
Geschenke, Lieder, Seufzer, Zähren,
  Schon Alles hatt' er angewandt;
Allein, anstatt ihn anzuhören,
  Verstärkt sie ihren Widerstand.

Einst hatt' er laut von seinen Qualen
  Den ganzen Tag ihr vorgeweint;
Schon kam mit seinen sanftern Stralen
  Der Abend, treuer Liebe Freund.
Sie saß und schnitt mit fleißigen Händen
  Sich einen Putz für's schöne Haar;
Und lachte Spott auf den Elenden,
  Der brennentes Verlangen war.

Von Lieb' und Sehnsucht hingerissen
  That er, was er noch nie gethan;
Er will das schöne Mädchen küssen;
  Und nun, nun ging ein Treffen an!
Man kämpft, und in des Kampfes Hitze,
  Indem die Schöne tapfer ficht,
O Jammer! stößt sie ihm die Spitze
  Der Scheere tief ins Angesicht.

Ganz nah am Auge strömt die Wunde
  Vom hellen Blute; Siegmar schweigt,
Indeß aus ihrem Rosenmunde
  Des Mitleids erster Seufzer steigt.
Ihr Blick, von milder Wehmuth trübe,
  Sagt, ihre Seele sei gerührt;
Sie reicht ihm hold zum Pfand der Liebe
  Die Hand, die so viel Schönheit ziert.

Sie wischt das Blut ihm von den Wangen;
  O glücklich's, wohl vergossnes Blut!
Er schmeckt, von ihrem Arm umfangen,
  Den Lohn so oft verschmähter Glut.
Seht, so erhält er von der Schönen,
  Was er zu hoffen kaum gewagt,
Und gleiches Glück wird Jeden krönen,
  Der in der Liebe nicht verzagt.

Pandora.

Ich will euch singen, was ich einst,
Ich weiß nicht wo, vernommen,
Wie alle Plagen in der Welt
Aus einer Büchse kommen.

Prometheus war in Griechenland
Ein weit berühmter Töpfer.
Ach, hätt' ihm dieser Ruhm begnügt!
Doch nein, er spielt den Schöpfer.

Ein Mädchen formte seine Hand
Vom allerfeinsten Thone,
Schön wie die Göttin, die da sitzt
Zu Paphos auf dem Throne.

Schön, wie nur immer ein Poet
Sich seine Phillis bildet,
Wenn über ihm die Phantasie
Das schwarze Dach vergüldet.

Prometheus bat den Jupiter,
Die Schöne zu beleben.
Allein, ihm wollte Zeus das Glück,
Warum er bat, nicht geben.

Er wird voll Zorn, und rüstet sich
Mit Leiter und Laterne,
Klimmt, Licht zu holen, himmelan,
Und maust es einem Sterne.

Kehrt glücklich mit dem kühnen Raub
Nach seiner Wohnung wieder,
Und treibt dem Bilde, das er schuf,
Die Gluth in alle Glieder.

Sie lebt. Nichts kann Prometheus Glück,
Nichts sein Vergnügen mehren.
Nun, ruft er, siehst du, Jupiter,
Man könnte dein entbehren!

Dies hörte Zeus, von Grimm entbrannt,
Und sann auf nichts, als Rache,
Und stellt sich freundlich, daß er sie
Noch schreckenvoller mache.

Er kömmt, das Mädchen selbst zu sehn,
Mit seinem Götterchore;
Sie brachten ihr Geschenke mit,
Und nannten sie Pandore.

Ein schönes Buch gab Pallas ihr
Und Venus eine Rose;
Saturnia das Hausgeräth,
Zeus eine güldne Dose.

Prometheus sah dies Alles an,
Und merkte Jovens Tücke;
Kind, sprach er, diese Büchse droht
Verderben unserm Glücke.

Bei unsrer Liebe schwöre mir,
Sie unberührt zu lassen.
Sie schwur: Ich rühre sie nicht an,
Viel eh' will ich erblassen.

Sie ließ drei ganze Tage lang
Die Dose ruhig stehen.
Am vierten aber fühlt sie Lust,
Sie näher zu besehen.

Die schöne Arbeit! wie das Gold
Von allen Seiten blitzet!
Dies bliebe, weil's ein Mann gebeut,
Von ihr stets ungenützet?

Was wohl darin verborgen liegt,
O möchte sie es wissen!
Sie nimmt sie auf, sie legt sie weg,
Und kann sich nicht entschließen.

Doch endlich siegt der heiße Trieb,
Sie will, sie muß es wagen.
Sie ist allein; wer wird es denn
Dem Mann gleich wieder sagen?

Sie reißt den Deckel plötzlich ab,
Und ach! mit Donnerschlägen
Fährt aus dem schrecklichen Gefäß
Ihr tödtend Feu'r entgegen.

Und mit der Gluth, die sie verzehrt,
Verbreiten auf die Erde
Sich Hunger, Krankheit, Krieg und Tod,
Und jegliche Beschwerde.

Auch flog ein wilder Schwarm heraus
Von Lastern aller Arten:
Die Wollust und die Trunkenheit,
Die Würfel und die Karten.

Dies sind der schnöden Neubegier
Beklagenswerthe Früchte.
Ihr lieben Weiber, bessert euch
Aus dieser Mordgeschichte.

Christian Samuel Schier,

ward am 31. März 1791 zu Erfurt geboren, lebte als Dr. phil. und Privatgelehrter zu Köln, und starb daselbst am 4. December 1825.

Er schrieb:

Gedichte. Leipzig 1813.
Die Fischer. Roman. Erfurt u. Gotha 1813, 2te Aufl. 1818.
Erfurts Entstehung. Vaterl. Ged. Erfurt 1813.
Sonnenwenden. Erfurt 1814.
Joh. Huß. Dram. Gem. Gotha 1819.
Eichenblätter. Gotha 1820.
Raphael Mengs oder Künstlerliebe. Drama. Köln 1822.
Die Macht des Wahns. Trag. Trier 1824.
Der kölnische Carneval vom J. 1824—1826. 1r—3r Jahrg. Köln 1824 ff.
Gedichte. Köln 1824.
Palestrina. Künstlerdrama. Köln 1825.

Nicht ohne Phantasie und Gefühl, aber nur mit geringer Tiefe und Kraft ausgerüstet, gelang es S. nicht, sich über die Mittelmäßigkeit hinauszuschwingen und ein bleibendes Werk zu hinterlassen. Am Glücklichsten war er in seinen lyrischen Versuchen.

Sebastian Wilibald Schießler,

geboren am 17. Jul. 1789 zu Prag, lebt als Kriegskommissar daselbst.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Erzählungen. 2 Bde. Leipzig.
Aurora. Prag 1813.
Jokus. Prag 1813.
Prag und seine Umgebungen. 2 Thle. Prag 1814.
Hirlanda, Legende. Prag 1818.
Taschenbuch des Scherzes und der Laune. Prag 1818.
Unterhaltungen für gebildete Leser. 6 Hefte. Wien 1818. 1819.
Der Kranz. 4 Thle. Prag und Leipzig 1822.
Sinngedichte und Epigramme. Prag 1824.
Thalia. Almanach. Freiburg 1826.
Gedichte. 2 Thle. Prag 1826.
Monatsrosen. 6 Thle. Prag 1826. 1827. Neue Folge für 1828. 2 Bdchen.
Neues deutsches Originaltheater. 3 Thle. Prag 1829.
Der Thurmbrand zu Pilsen am 6. Febr. 1835. Poet. Gem. Prag 1835.

Ein anmuthiges und gefälliges erzählendes Talent besitzend, bewegt sich S. mit Leichtigkeit in der ihm zusagenden mittleren Sphäre der Darstellung des Lebens und wird gern gelesen. Mehrere seiner dramatischen Leistungen erwarben sich ebenfalls freundlichen Beifall.

David Schiff,

ward im Jahre 1806 zu Hamburg geboren, erhielt eine treffliche wissenschaftliche Bildung auf den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt, studirte darauf die Rechte und die schönen Wissenschaften zu Leipzig und lebte seitdem als Privatgelehrter abwechselnd in Berlin, Hamburg, Emden und Leipzig.

Seine Schriften sind:

Lebensansichten des Katers Murr. Dritter Band. Leipzig 1826. Eine Fortsetzung des Hoffmann'schen Werkes.
Höllenbreughel. Novellen. Leipzig 1826.
Pumpauf und Pumprich. Zerbst 1826.
Agnes Bernauerin. Historische Novelle. Berlin 1831.

Das Elendsfell. Drei Novellen nach Balzac. Berlin 1832.
Gundlingen u. s. w. Novellen und Nichtnovellen. Berlin 1835.
Glück und Geld. Hamburg 1836.
Die Ohrfeige. Hamburg 1836.
Außerdem viele Aufsätze, Erzählungen, dramatische Arbeiten u. s. w. in Zeitschriften und Almanachen.

Ein eigenthümliches Talent voll Phantasie, originaler Schöpfungskraft, gewandter Beobachtung, Innigkeit und Wärme, würde S. bei seinen glücklichen Anlagen, namentlich im Gebiete der Erzählung, Bedeutendes leisten können, wenn er sich mehr zu concentriren verstünde, und seiner Laune nicht zu sehr nachzugeben geneigt wäre. In allen seinen Leistungen wird man durch großartige Gedanken, tiefe und feine psychologische Blicke, scharfe, jedoch häufig bizarre Characterzeichnung und interessante, gut erfundene Momente und Situationen überrascht, aber er behandelt diese Gaben zu sorglos und zerstört oder lähmt, eben durch sein beständiges Sich-Gehen-Lassen zu häufig ihre Wirkung so, daß der Totaleindruck dem Effect, welchen Einzelnes hervorbringt, nie gleichkommt, und sich ein stetes Misverhältniß zwischen den Theilen und dem Ganzen fühlbar macht.

Emanuel Schikaneder,

ward im Jahr 1751 zu Regensburg geboren, widmete sich früh der theatralischen Laufbahn und gewann in mehreren östreichischen Städten in verschiedenen Rollen den Beifall der Menge. Sowohl als Theaterdirector zu Prag, wie später an dem Leopoldstädter Theater zu Wien erwarb er sich soviel Vermögen und Credit, daß er ein neues großes Theater an der Wien erbauen konnte, welches 1801 eröffnet ward. S. kam jedoch durch seine Neigung zu einem frohen Lebensgenuß in seinen öconomischen Verhältnissen so weit zurück, daß er am 24. September 1812 zu Wien in sehr dürftigen Umständen starb.

Werke:
Die Lyrenten. Operette. Insbruck 1776.
Das Regensburger Schiff. Lustspiel. Salzb. 1782.
Die Raubvögel. Schauspiel. Salzburg 1783.
Das Laster kommt an den Tag. Schausp. Salzb. 1783.
Der Grandprofos. Trauerspiel. Regensburg 1787.
Theatralische Werke. 2 Thle. Wien u. Leipzig 1792.
Die Zauberflöte. Oper. Altona 1792. N. A. 1799.
Der Spiegel von Arkadien. Oper. Wien 1795. N. A. Augsburg 1815.

Bühnenkenntniß und Practik verschafften seinen dramatischen Leistungen einigen Ruf, der durch die unsterbliche Composition Mozarts, die Zauberflöte, zu der er den Text lieferte, ein bleibender geworden ist, obwohl diese wie seine anderen poetischen Arbeiten eigentlich weiter nichts als gereimte alltägliche Prosa sind.

Jörg Schilcher, s. Minnesinger.

Friedrich von Schiller,

geboren am 10. November 1759 zu Marbach im Würtembergischen, Sohn des würtemberg. Hauptmanns Johann Kaspar Sch., genoß seinen ersten Jugendunterricht von dem Pfarrer Möser in Lorch und besuchte dann seit 1768 die lateinische Schule zu Ludwigsburg. Als er Zögling der von dem Herzog von Würtemberg gestifteten Karlsacademie ward, gab er den früher gefaßten Plan, Theologie zu studiren, auf und entschloß sich plötzlich, als 1775 die Karlsacademie von dem herzoglichen Schlosse Solitude nach Stuttgart verlegt wurde, Medicin zu studiren. Im Jahre 1781 veröffentlichte er als Regimentsarzt seine Räuber, durch welche für ihn auf die von dem durch eine Stelle beleidigten Canton Graubündten eingelaufene Klage von Seiten des Herzogs manche Beschränkungen herbeigeführt wurden, deren er sich 1782 durch heimliche Entfernung von Stuttgart entzog. Er wandte sich nun nach Mannheim und wurde Theaterdichter, ging aber bald von hier nach Mainz, Dresden, Leipzig, lebte kurze Zeit auf Göschen's Gute zu Gohlis, so wie früher zu Bauerbach, dem Gute der geheimen Räthin von Wolzogen. 1784 ernannte ihn der Herzog von Weimar zum Rathe und 1787 ließ er sich in Weimar nieder. 1788 erhielt er auch von Darmstadt den Rathstitel, 1789 auf Goethe's Vermittelung eine außerordentliche Professur der Philosophie zu Jena, im Jahre 1790 vom Herzog von Meiningen den Hofrathstitel. In demselben Jahre vermählte sich Sch. mit Fräulein von Lengefeld, um so auch sein häusliches Glück fester zu begründen; aber leider zerrüttete eine heftige Brustkrankheit, die ihn 1791 ergriff, seinen Körperzustand für seine ganze Lebenszeit. Er mußte aller öffentlichen und auf eine Zeitlang selbst der schriftstellerischen Thätigkeit entsagen und genoß zur Wiederherstellung seiner Gesundheit aus Dänemark, von dem damaligen Erbprinzen und dem Grafen von Schimmelmann eine Pension von 1000 Thlr. auf 3 Jahre. Nach seiner Genesung begann seine Thätigkeit von Neuem mit fast zu angestrengtem Fleiße. Im Jahre 1793 besuchte er seine Eltern und Jugendfreunde in der Heimath, lebte dort mehrere Monate, theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und kehrte erheitert nach Jena zurück. Seit dem Jahre 1801 wählte er nun auf den Rath seines Arztes Weimar für immer zu seinem Wohnsitz, nur dann und wann kleine Ausflüge machend, um ganz in Muße der Dichtkunst zu leben. Von Seiten der französischen Republik erhielt er das Bürgerrecht; vom deutschen Kaiser aber ward er 1802 in den Reichsadelstand erhoben. Er starb allgemein betrauert am ~~10.~~ 9. Mai 1805. Schiller's nähere Lebensverhältnisse finden wir in seinen Biographieen von Dr. H. Döring, Hoffmeister, G. Schwab u. s. w. Das beste Werk über ihn lieferte seine Schwägerin Frau von Wolzogen unter dem Titel: Schillers Leben u. s. w. Stuttgart 1830. 2 Bde. in 8.

Schiller's poetische und dramatische Schriften erschienen zuerst vereinigt in folgenden beiden Sammlungen:
Gedichte. Leipzig 1800—1803.
Theater von Schiller. Tübingen 1805 fgde. 5 Bde.
Seine sämmtlichen Werke: Tübingen 1812—15. 12 Bde. gr. 8. — Stuttgart 1818—19. 18 Bde. in 16. und seitdem in beiden Formaten öfterer. — In einem Bande in 4. Stuttgart 1830 u. ö. — Nachlese dazu von K. Hoffmeister. Stuttgart 1840 fgde. — Nachträge von Ed. Boas. Stuttgart 1839—40. 3 Bde.

Außerdem gab Schiller heraus:
Anthologie auf das Jahr 1782. (Stuttgart) Tobolsko 1781.
Thalia (anfangs Rheinische Thalia). Leipzig 1785—91. 3 Bde. in 8.
Neue Thalia. 4 Bde. Leipzig 1793.
Allgemeine Sammlung historischer Memoires. Jena 1790—1806. 33 Bde. in 8.
Die Horen. Tübingen 1795—97 in 8. 3 Jahrgänge.
Musenalmanach für 1796—1801. Der erste Jahrgang Neustrelitz 1795. Die übrigen Tübingen.

Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen. Leipzig 1788.

Seine Briefe erschienen in folgenden Sammlungen:

Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. 6 Thle. Stuttgart 1828—29.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt. Stuttgart 1830.

Auserlesene Briefe in den Jahren 1781—1805. Herausgegeben von Heinrich Döring. Zeitz 1834. 1 Bd. in 8. und 1835. 3 Bdchen. in 16.

Vgl. Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen seiner Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner (von Karoline von Wolzogen). Stuttgart 1830.

Die schönste und treffendste Würdigung von Schiller's Streben und Wirken hat Menzel in seiner deutschen Literatur geliefert. — Sie ward bereits früher in diesem Werke unter dem Artikel W. Menzel mitgetheilt und wir verweisen daher hier wiederholt auf dieselbe, welche sich im fünften Bande unserer Encyclopädie S. 245 fgde. findet.

Hektors Abschied *).

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Einsam liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Eb'ne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos stehet die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth,
Was blitzt dorther vom Gebürge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn.
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig, hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie braust es fort im schönen wilden Takt!
Und braust durch Mark und Bein.

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleucht es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer —
Laß brausen in Gottes Namen fort,
Freier schon athmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt der Kampf,
Eisern im wolkigen Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich,
Fertig! heult's von P'loton zu P'loton;
Auf die Kniee geworfen
Feuern die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die streifende Kartetsche,
Auf Vormanns Rumpf springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?" — „„Grüße mein Lottchen, Freund!""
Wilder immer wüthet der Streit;
„Grüßen will ich" — Gott! Kameraden! seht,
Hinter uns wie die Kartetsche springt!
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
„Schlumm're sanft! wo die Kugelsaat
„Regnet, stürz' ich Verlass'ner hinein."

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finst'rer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was strampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt —

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang,
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur.
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie uns're Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen gold'nen Wagen
Helios in stiller Majestät,

*) Aus Schillers Werken, Taschenausgabe von 1822 Bd. 1.

Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorber wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Läto Sohn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund:
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt. *)

Finst'rer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne;
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlung'ne seelenvolle Tänze
Kreis'ten um den prangenden Altar;
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn,
Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

---

*) In der ersten Ausgabe finden sich hier folgende Strophen:

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterinn,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitinn.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß,
Niederströmte in Arions Leier,
In den Stein des Phidias sich goß.
Beff're Wesen, edlere Gestalten,
Kündigten die hohe Abkunft an.
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur;
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe,
In Hymerens rosigem Gewand;
Schmelzender erklang die Flöte,
In des Hirtengottes Hand.

Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn:
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar.
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick:
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen;
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eig'nes Schweben hält.

Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitflut weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Die Ideale *).

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens gold'ne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunk'ne Herz geschwellt. **)
Er ist dahin der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

---

*) Aus Schillers Werken, Taschenausgabe von 1822, Bd. 2.

**) Im Musenalmanach vom Jahr 1796, wo dieß Gedicht zuerst erschien, findet sich nach diesen Worten folgende Stelle:

Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt sie schon erstarrt.
Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geist;
Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung schöner Flor zerreißt.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

Und theilend meine Flammentriebe
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quelle Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Heraus zu treten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg.
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dieß wenige, wie klein und karg. *)

Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem gold'nen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich;
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach! allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller ward's und immer
Verlaß'ner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

*) Hier folgt in der ersten Ausgabe die Strophe:

Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt,
Und jezt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt,
Es werfen Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn,
Er aber stürzt mit stolzen Masten
Sich rauschend in den Ocean.

So sprang rc.

Die Kraniche des Ibycus.

Ballade.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn.
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch:
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sey uns der Gastliche gewogen.
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand!
Sie hat der Leyer zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird dort erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder;
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Corinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.

Auf ihres eig'nen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von Fern und Nah
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine irdische Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leyer Klang.

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär',
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!" —

Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man, in schwärzlichem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibycus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well auf Well,
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem! Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen. „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen;
Und ihn, an den's gerichtet war."

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Der Handschuh.

Erzählung.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder.
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor;
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder.
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf; da wird's still',
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis',
Wendet sich Fräulein Kunigund!
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir schwört zu jeder Stund',
Ei so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter im schnellen Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehens die Ritter und Edelfrauen.
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde.
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht: *)
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht,"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Das Ideal und das Leben **).

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl. ***)

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich! †)

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element,
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale,
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dieß Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

---

*) Statt dieser Zeile steht im Musenalmanach von 1798 folgende:
Und der Ritter sich tief verbeugend spricht:

**) In den Horen vom Jahr 1795 erschien dieses Gedicht unter der Aufschrift: Das Reich der Schatten.

***) In der frühern Ausgabe folgt hier die Strophe:
Führet kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

†) Hier finden sich in der ersten Ausgabe noch folgende Strophen.
Und von jenen fürchterlichen Scharen
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht die Heimath zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt;
Selbst die rächende Erinnye schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttinn List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttinn mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Der Spaziergang *).

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch freudig sich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraschend des Tages blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei,
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand;
Aber in freiern Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Aernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung:
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigen Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schlägt in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein;
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie; Ceres vor Allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerinn ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wandrer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
„Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,

*) Elegie war die Ueberschrift dieses Gedichts in den Horen vom Jahr 1795.

Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr,
Auf den Stapel schüttet die Aernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meisel beseelt redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an den Ufern
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur,
In der Herzen vertraulichstem Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerinn gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Wald's plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich! Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Die Verschwörung des Fiesko *)

Fünfter Aufzug.

Nach Mitternacht — Große Straße in Genua — Hier und da leschen Lampen an einigen Häusern, die nach und nach auslöschen — Im Hintergrunde der Bühne sieht man das Thomasthor, das noch geschlossen ist. In perspektivischer Ferne die See — Einige Menschen gehen mit Handlaternen über den Platz; darauf die Runde und Patrouillen — Alles ist ruhig. Nur das Meer wallt etwas ungestüm —

Erster Auftritt.

Fiesko (kommt gewaffnet und bleibt vor dem Palast des Andreas Doria stehen). Darauf Andreas.

Fiesko. Der Alte hat Wort gehalten — im Palast alle Lichter aus. Die Wachen sind fort. Ich will läuten. (Läutet.) He! Holla! Wach auf, Doria! verrathener, verkaufter Doria, wach auf! Holla! Holla! Holla! Wach auf!

Andreas (erscheint auf dem Altane). Wer zog die Glocke?

Fiesko. (mit veränderter Stimme). Frage nicht! Folge! Dein Stern geht unter, Herzog, Genua steht auf wider dich! Nahe sind deine Henker und du kannst schlafen, Andreas?

Andreas (mit Ehre). Ich besinne mich, wie die zürnende See mit meiner Bellona zankte, daß der Kiel krachte, und der oberste Mast brach — und Andreas Doria schlief sanft. Wer schickte die Henker?

Fiesko. Ein Mann, furchtbarer als deine zürnende See, Johann Ludwig Fiesko.

Andreas (lacht). Du bist bei Laune, Freund! Bring deine Schwänke bei Tag. Mitternacht ist eine ungewöhnliche Stunde.

Fiesko. Du höhnst deinen Warner?

Andreas. Ich dank' ihm, und gehe zu Bette. Fiesko hat sich schläfrig geschwelgt, und hat keine Zeit für Doria übrig.

Fiesko. Unglücklicher alter Mann! — traue der Schlange nicht! Sieben Farben ringen auf ihrem spiegelnden Rücken — du nahst — und gählings schnürt dich der tödtliche Wirbel. Den Wink eines Verräthers verlachtest du. Verlache den Rath eines Freundes nicht. Ein Pferd steht gesattelt in deinem Hof. Fliehe bei Zeit! Verlache den Freund nicht!

Andreas. Fiesko denkt edel. Ich hab' ihn niemal beleidigt, und Fiesko verräth mich nicht.

Fiesko. Denkt edel, verräth dich, und gab die Proben von Beidem.

Andreas. So steht eine Leibwache da, die kein Fiesko zu Boden wirft, wenn nicht Cherubim unter ihm dienen.

Fiesko (hämisch). Ich möchte sie sprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu bestellen.

Andreas (groß). Armer Spötter! Hast du nie gehört, daß Andreas Doria Achtzig alt ist, und Genua — glücklich? — (Er verläßt den Altan.)

Fiesko (blickt ihm starr nach.) Mußt' ich diesen Mann erst stürzen, eh' ich lerne, daß es schwerer ist, ihm zu gleichen? (Er geht einige Schritte tiefsinnig auf und nieder.) Nein! ich machte Größe mit Größe wett — wir sind fertig, Andreas! und nun, Verderben, gehe deinen Gang! (Er eilt in die hinterste Gasse — Trommeln tönen von allen Enden. Scharfes Gefecht am Thomasthor. Das Thor wird gesprengt und öffnet die Aussicht in den Hafen, worin Schiffe liegen mit Fackeln erleuchtet.)

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria (in einen Scharlachmantel geworfen). Lomellin. Bediente (voraus mit Fackeln. Alle hastig).

*) Aus Schillers Werken, Taschenausg. v. 1822, Bd. 3.

Gianetto (steht still). Wer befahl Lärmen zu schlagen?
Lomellin. Auf den Galeeren krachte eine Kanone.
Gianettino. Die Sklaven werden ihre Ketten reißen. (Schüsse am Thomasthor.)
Lomellin. Feuer dort.
Gianettino. Thor offen! Wachen in Aufruhr! (Zu den Bedienten.) Hurtig, Schurken! leuchtet dem Hafen zu! (Eilen gegen das Thor.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Bourgognino mit Verschwornen (die vom Thomasthor kommen).

Bourgognino. Sebastian Leskaro ist ein tapfrer Soldat.
Zenturione. Wehrte sich wie ein Bär, bis er niederfiel.
Gianettino (tritt bestürzt zurück). Was hör' ich da? — Haltet!
Bourgognino. Wer dort mit dem Flambeau?
Lomellin. Es sind Feinde, Prinz! schleichen Sie links weg.
Bourgognino (ruft hitzig an). Wer da mit dem Flambeau?
Zenturione. Steht! Eure Loosung?
Gianettino (zieht das Schwert trotzig). Unterwerfung und Doria.
Bourgognino (schäumend, fürchterlich). Räuber der Republik und meiner Braut! (zu den Verschwornen, indem er auf Gianettino stürzt.) Ein Gang Profit, Brüder! Seine Teufel liefern ihn selbst aus. (Er stößt ihn nieder.)
Gianettino (fällt mit Geheull). Mord! Mord! Mord! Räche mich, Lomellino!
Lomellin. Bediente (fliehend). Hülfe! Mörder! Mörder!
Zenturione (ruft mit starker Stimme). Er ist getroffen. Haltet den Grafen auf! (Lomellin wird gefangen.)
Lomellin (knieend). Schont meines Lebens, ich trete zu Euch über!
Bourgognino. Lebt dieses Unthier noch? Die Memme mag fliehen. (Lomellin entwischt.)
Zenturione. Thomasthor unser! Gianettino kalt! Rennt, was ihr rennen könnt! Sagt's dem Fiesko an!
Gianettino (bäumt sich kräftig in die Höhe). Pest, Fiesko — (stirbt).
Bourgognino (reißt den Stahl aus dem Leichnam). Genua frei, und meine Bertha! — Dein Schwert, Zenturione. Dies blutige bringst du meiner Braut. Ihr Kerker ist gesprengt. Ich werde nachkommen und ihr den Brautkuß geben. (Eilen ab zu verschiedenen Straßen.)

Vierter Auftritt.

Andreas Doria. Deutsche.

Deutscher. Der Sturm zog sich dorthin. Werft Euch zu Pferd, Herzog!
Andreas. Laßt mich noch einmal Genua's Thürme schauen und den Himmel! Nein, es ist kein Traum, und Andreas ist verrathen.
Deutscher. Feinde um und um! Fort! Fliehet über die Grenze!
Andreas (wirft sich auf den Leichnam seines Neffen). Hier will ich enden. Rede keiner von Fliehen. Hier liegt die Kraft meines Alters. Meine Bahn ist aus. (Kalkagno fern mit Verschwornen.)
Deutscher. Mörder dort! Mörder! Flieht, alter Fürst!
Andreas (da die Trommeln wieder anfangen). Höret, Ausländer! Höret! Das sind die Genueser, deren Joch ich brach. (Verhüllt sich.) Vergilt man auch so in eurem Lande?
Deutscher. Fort! Fort! Fort! indeß unsere deutschen Knochen Scharten in ihre Klingen schlagen. (Kalkagno näher.)
Andreas. Rettet euch! Laßt mich! Schreckt Nationen mit der Schauerpost: die Genueser erschlugen ihren Vater —
Deutscher. Fort! Zum Erschlagen hats noch Weile — Kameraden, steht! Nehmt den Herzog in die Mitte! (ziehen.) Peitscht diesen welschen Hunden Respekt für einen Graukopf ein —
Kalkagno (ruft an). Wer da? Was gibts da?
Deutsche (hauen ein). Deutsche Hiebe! (gehen fechtend ab. Gianettino's Leichnam wird hinweggetragen.)

Fünfter Auftritt.

Leonore (in Mannskleidern). Arabella (hinter ihr her. Beide schleichen ängstlich hervor.)

Arabella. Kommen Sie, gnädige Frau, o kommen Sie doch —
Leonore. Da hinaus wüthet der Aufruhr — — Horch, war das nicht eines Sterbenden Aechzen? — Weh! sie umzingeln ihn — Auf Fiesko's Herz deuten ihre gähnenden Rohre — Auf das meinige, Bella — Sie drücken ab — Haltet! Haltet! Es ist mein Gemahl! (Wirft die Arme schwärmend in die Luft.)
Arabella. Aber um Gotteswillen —
Leonore (immer wild phantasirend nach allen Gegenden schreiend) Fiesko! — Fiesko! — Fiesko! — Sie weichen hinter ihm ab, seine Getreuen — Rebellentreue ist wankend. (Heftig erschrocken.) Rebellen führt mein Gemahl? Bella! Himmel! Ein Rebell kämpft mein Fiesko?
Arabella. Nicht doch, Signora, als Genua's furchtbarer Schiedsmann!
Leonore (aufmerksam) Das wäre etwas — und Leonore hätte gezittert? den ersten Republikaner umarmte die feigste Republikanerinn? Geh, Arabella — Wenn die Männer um Länder sich messen, dürfen auch die Weiber sich fühlen. (Man fängt wieder an zu trommeln.) Ich werfe mich unter die Kämpfer.
Arabella (schlägt die Hände zusammen). Barmherziger Himmel!
Leonore. Sachte! Woran stößt sich mein Fuß? Hier ist ein Hut und ein Mantel. Ein Schwert liegt dabei. (Sie wägt es). Ein schweres Schwert, meine Bella! doch schleppen kann ich's noch wohl, und das Schwert macht seinem Führer nicht Schande. (Man läutet Sturm.)
Arabella. Hören Sie? Hören Sie? Das wimmert vom Thurm der Dominicaner. Gott erbarme! wie fürchterlich!
Leonore (schwärmend.) Sprich, wie entzückend! In dieser Sturmglocke spricht mein Fiesko mit Genua. (Man trommelt stärker.) Hurrah! Hurrah! Nie klangen mir Flöten so süß — Auch diese Trommeln belebt mein Fiesko — Wie mein Herz höher wallt! Ganz Genua wird munter — Miethlinge hüpfen hinter seinem Namen, und sein Weib sollte zaghaft thun? (Es stürmt auf drei andern Thürmen) Nein! Eine Heldinn soll mein Held umarmen — Mein Brutus soll eine Römerinn umarmen. (Sie setzt den Hut auf, und wirft den Scharlach um) Ich bin Porzia.
Arabella. Gnädige Frau, Sie wissen nicht, wie entsetzlich Sie schwärmen! Nein, das wissen Sie nicht. (Sturmläuten und Trommeln.)
Leonore. Elende, die du das alles hörst und nicht schwärmst! Weinen möchten diese Quader, daß sie die Beine nicht haben, meinem Fiesko zuzuspringen — Diese Paläste zürnen über ihren Meister, der sie so fest in die Erde zwang, daß sie meinem Fiesko nicht zuspringen können — Die Ufer, könnten sie's, verließen ihre Pflicht, gäben Genua dem Meere Preis, und tanzten hinter seiner Trommel — Was den Tod aus seinen Windeln rüttelt, kann deinen Muth nicht wecken? Geh! — Ich finde meinen Weg.
Arabella. Großer Gott! Sie werden doch diese Grille nicht wahr machen wollen?
Leonore (stolz und heroisch). Das sollt ich meinen, du Alberne — (feurig) Wo am wildesten das Getümmel wüthet, wo in Person mein Fiesko kämpft — Ist das Lavagna? — hör' ich sie fragen — den Niemand bezwingen kann, der um Genua eiserne Würfel schwingt, ist das Lavagna? — Genueser! Er ist's, werd' ich sagen, und dieser Mann ist mein Gemahl, und ich hab' auch eine Wunde. (Sacco mit Verschwornen.)
Sacco (ruft an). Wer da? Doria oder Fiesko?
Leonore (begeistert.) Fiesko und Freiheit! (Sie wirft sich in eine Gasse. Auflauf. Bella wird weggedrängt.)

Sechster Auftritt.

Sacco (mit einem Haufen.) Kalkagno (begegnet ihm mit einem andern).

Kalkagno. Andreas Doria ist entflohen.
Sacco. Deine schlechteste Empfehlung bei Fiesko.
Kalkagno. Bären, die Deutschen! pflanzten sich vor dem Alten wie Felsen. Ich kriegte ihn gar nicht zu Gesicht. Neun von den Unsrigen sind fertig. Ich selbst bin am linken Ohrlappen gestreift. Wenn sie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel, wie müssen sie ihre Fürsten bewachen!
Sacco. Wir haben schon starken Anhang, und alle Thore sind unser.
Kalkagno. Auf der Burg, hör' ich, fechten sie scharf.
Sacco. Burgognino ist unter ihnen. Was schafft Verrina?
Kalkagno. Liegt zwischen Genua und dem Meere, wie der höllische Kettenhund, daß kaum eine Anchove durch kann.
Sacco. Ich laß in der Vorstadt stürmen.
Kalkagno. Ich marschiere über die Piazza Sarzana. Rühre dich, Tambour! (Ziehen unter Trommelschlag weiter.)

Siebenter Auftritt.

Der Mohr. Ein Trupp Diebe.
(mit Lunten).

Mohr. Daß ihr's wißt, Schurken! ich war der Mann, der diese Suppe einbrockte — **Mir** gibt man keinen Löffel. Gut. Die Hatz' ist mir eben recht. Wir wollen eins anzünden und plündern. Die drüben balgen sich um ein Herzogthum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erfrornen Apostel sich wärmen. (Werfen sich in die umliegenden Häuser.)

Achter Auftritt.

Bourgognino. Bertha (verkleidet.)

Bourgognino. Hier ruhe aus, lieber Kleiner! Du bist in Sicherheit. Blutest du?

Bertha (die Sprache verändert). Nirgends.

Bourgognino (lebhafter). Pfui, so steh' auf! Ich will dich hinführen, wo man Wunden für Genua erntet — Schön, siehst du? wie diese. (Er streift seinen Arm auf)

Bertha (zurückfahrend). O Himmel!

Bourgognino. Du erschrickst? Niedlicher Kleiner, zu früh eilst du in den Mann — Wie alt bist du?

Bertha. Funfzehn Jahr.

Bourgognino. Schlimm! für diese Nacht fünf Jahre zu zärtlich — Dein Vater?

Bertha. Der beste Bürger in Genua.

Bourgognino. Gemach, Knabe! Das ist nur **einer**, und seine Tochter ist meine verlobte Braut. Weißt du das Haus des Verrina?

Bertha. Ich dächte.

Bourgognino (rasch). Und kennst seine göttliche Tochter?

Bertha. Bertha heißt seine Tochter.

Bourgognino (hitzig). Gleich geh, und überlief're ihr diesen Ring. Es gelte den Trauring, sagst du, und der blaue Busch halte sich brav. Jetzt fahre wohl! Ich muß dorthin. Die Gefahr ist noch nicht aus. (Einige Häuser brennen.)

Bertha (ruft ihm nach mit sanfter Stimme). Scipio!

Bourgognino (steht betroffen still). Bei meinem Schwert! Ich kenne die Stimme.

Bertha (fällt ihm an den Hals). Bei meinem Herzen! Ich bin hier sehr bekannt.

Bourgognino (schreit). Bertha! (Sturmläuten in der Vorstadt. Auflauf. Beide verlieren sich in einer Umarmung.)

Anstatt dieser Scene hat Schiller während seines Aufenthalts in Leipzig im Jahre 1785 folgende für das dortige Theater eingerückt.

(Ein unterirdisches Gewölbe durch eine einzige Lampe erleuchtet. Der Hintergrund bleibt ganz finster. Bertha allein, einen schwarzen Schleier über das Gesicht geworfen, sitzt auf einem Steine im Vordergrunde. Nach einer Pause steht sie auf, und geht umher.)

Noch immer keinen Laut? Keine menschliche Spur? Kein Fußtritt meiner Erretter. — Schreckliches Harren! Schrecklich und undankbar, wie die Sehnsucht eines lebendig Begrabenen unter dem Boden des Kirchhofs. Und worauf harrst du, Betrogene? Ein unverletzlicher Eidschwur hält dich in diesem Gewölbe gefangen. Gianettino Doria muß fallen, Genua frei werden, oder Bertha verschmachtet in diesem Thurme — so lautete der Schwur meines Vaters. Abscheulicher Kerker, zu welchem es keinen Schlüssel gibt, als das Todesröcheln eines wohlbeschützten Tyrannen (sieht sich im Gewölbe um.) Wie grauenvoll ist diese Stille! schauerlich wie die Stille des Grabes! Die leeren Winkel gießen schreckliche Nacht aus. Auch meine Lampe droht zu verlöschen (lebhafter herumgehend). O komm, komm, mein Geliebter, es ist fürchterlich, hier zu sterben. (Pause, dann fährt sie auf und stürzt mit Händeringen durchs Gewölbe mit allen Zeichen des Schmerzens.) Er hat mich verlassen! Er hat seinen Eid gebrochen, er hat seine Bertha vergessen. Die Lebendigen fragen nach den Todten nicht mehr, und dieß Gewölbe gehört zu den Gräbern. Hoffe nichts mehr, Unglückliche. Hoffnung blüht nur, wohin Gott schaut. In diesen Kerker schaut Gott nicht. (Neue Pause, sie wird ängstlicher.)

Oder sind meine Retter gefallen? Die kühne Verschwörung mißlang, und die Gefahr überwältigte den muthigen Jüngling. — O unglückliche Bertha, vielleicht wandeln in diesem Augenblicke ihre Gespenster durch das Gewölbe, und weinen über deine Hoffnung (schrickt zusammen). Gott! Gott! so bin ich ja ohne Rettung verloren, wenn sie nicht mehr sind, ohne Rettung Preis gegeben dem entsetzlichen Tode (stützt sich an die Felsenmauer, nach einer Pause fährt sie mit Wehmuth fort). Und wenn er noch lebt, mein Geliebter — wenn er nun kommen wird, Wort zu halten, und sein Mädchen im Triumph abzuholen, und Alles hier einsam findet und stumm, und der entseelte Leichnam seine Wonne nicht mehr beantwortet — Wenn seine glühenden Küsse das entflohene Leben vergeblich auf meinen Lippen suchen, seine Thränen fruchtlos über mich fließen — wenn der Vater jammernd auf seine Tochter fällt, und das Geschrei ihres Leidens in den kahlen Mauern dieses Gefängnisses wiederhallt — — O dann, dann verschweig' ihnen meine Klagen, Gewölbe! Sag' ihnen, daß ich duldete, wie eine Heldinn, und daß mein letzter Athem Verzeihung war (sinkt erschöpft auf den Stein nieder — Pause — Man hört ein verworrenes Getöse von Trommeln und Glocken hinter der Bühne, über den Soffiten und unter der Bühne. Bertha fährt in die Höhe). Horch, was ist das? Hör' ich recht, oder träum' ich? Fürchterlich schallen die Glocken zusammen. Das ist kein Ton, als wenn man zum Gottesdienst läutete. (Das Getöse kommt näher und wird stärker; sie läuft erschrocken umher.) Lauter, und immer lauter! Gott, das ist Sturm! Das ist Sturm! Ist der Feind in die Stadt gebrochen? Geht Genua in Flammen auf? — Ein wildes schreckliches Getöse, wie das Rennen von tausend Menschen! Was ist das? (es wird stark an die Thür geschlagen.) Es kommt hieher, die Riegel werden aufgeschoben — (mit Lebhaftigkeit gegen den Hintergrund zugehend.) Menschen, Menschen! Freiheit! Rettung! Erlösung!

Bourgognino (stürzt mit bloßem Schwert herein, einige Fackelträger folgen).

Bourgognino (ruft laut). Du bist frei, Bertha, der Tyrann ist todt. Dieß Schwert hier hat ihn erschlagen.

Bertha (ihm in die Arme eilend). Mein Erretter! Mein Engel!

Bourgognino. Hörst du die Sturmglocken? das Getöse der Trommeln? Fiesko hat überwunden. Genua ist frei, der Fluch deines Vaters zernichtet.

Bertha. Gott! Gott! Also mir galt dieses schreckliche Getöse, dieses Glockengeläute?

Bourgognino. Dir, Bertha! es ist unser Brautgeläute. Verlaß diesen abscheulichen Kerker, und folge mir zum Altar.

Bertha. Zum Altar, Bourgognino? Jetzt in dieser Mitternachtsstunde? In diesem entsetzlichen wüthenden Tumult, als wenn die Welt aus den Axen ginge?

Verrina (tritt ungesehen herein, und bleibt, ohne zu reden, am Eingange stehen).

Bourgognino. In dieser schönen herrlichen Nacht, wo ganz Genua seine Freiheit feiert, wie den Bund der Liebe. Dieß Schwert, noch roth vom Tyrannenblut, soll mein Hochzeitschmuck sein. Die Hand, noch warm von der Heldenthat, soll der Priester in die deinige fügen. Fürchte nichts, meine Liebe, und begleite mich in die Kirche.

(Verrina kommt näher, tritt zwischen Beide, und umarmt sie)

Verrina. Gott segne euch, meine Kinder!

Bertha und Bourgognino (zu seinen Füßen fallend). O mein Vater!

Verrina (legt seine Hände auf Beide — Pause — darauf wendet er sich feierlich zu Bourgognino). Vergiß nie, wie theuer du sie erwerben mußtest! Vergiß nie, daß deine Ehe so alt ist, als Genua's Freiheit (mit Ernst und Hoheit sich zu Bertha wendend). Du bist des Verrina Tochter, und dein Mann hat den Tyrannen erschlagen. (Nach einigem Stillschweigen winkt er ihnen, aufzustehen, und sagt mit Beklemmung: Der Priester erwartet euch.

Bertha und Bourgognino (zugleich). Wie, mein Vater? **Sie** wollen uns nicht dahin folgen?

Verrina (sehr ernsthaft) **Dorthin** ruft mich eine furchtbare Pflicht; mein Gebet wird euch folgen. (Man hört Trompeten und Pauken und Freudengeschrei von ferne.) Kennst du dieß Jauchzen?

Bourgognino. Man wird den Fiesko zum Herzog ausrufen, der Pöbel vergöttert ihn, und brachte ihm lärmend den Purpur; der Adel sah mit Entsetzen zu, und konnte nicht Nein sagen.

Verrina (lacht mit Bitterkeit). Also siehst du, mein Sohn, ich muß eilends fort, und der Erste sein, der dem neuen Monarchen den Eid der Huldigung leistet.

Bourgognino (hält ihn erschrocken). Was wollen Sie thun? Ich begleite Sie.

Bertha (hängt sich ängstlich an Bourgognino). Gott! was ist das, Bourgognino? Worüber brütet mein Vater?

Verrina. Mein Sohn, ich habe alle unsre Habseligkeiten zu Gold gemacht, und auf dein Schiff bringen lassen. Nimm deine Braut, und steige unverzüglich an Bord. Vielleicht werd' ich nachkommen, vielleicht nicht mehr — Ihr segelt nach Marseille, und (mit Rührung sie umarmend) und Gott geleit' euch.

Bourgognino (entschlossen). Verrina, ich bleibe; die Gefahr ist noch nicht aus.

Verrina (führt ihm Bertha zu). Stolzer, Unersättlicher, tändle mit deiner Braut. **Deinen** Tyrannen hast du weggeschafft, überlaß mir den meinigen. (Gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Fiesko (tritt hitzig auf.) Zibo. Gefolge.

Fiesko. Wer warf das Feuer ein?
Zibo. Die Burg ist erobert.
Fiesko. Wer warf das Feuer ein?
Zibo (winkt dem Gefolge). Patrouillen nach dem Thäter! (Einige gehen.)
Fiesko (zornig). Wollen sie mich zum Mordbrenner machen? Gleich eilt mit Spritzen und Eimern! (Gefolge ab). Aber Gianettino ist doch geliefert?
Zibo. So sagt man.
Fiesko (wild). Sagt man nur? Wer sagt das nur? Zibo, bei Ihrer Ehre, ist er entronnen?
Zibo (bedenklich). Wenn ich meine Augen gegen die Aussage eines Edelmanns setzen kann, so lebt Gianettino.
Fiesko (auffahrend). Sie reden sich um den Hals, Zibo!
Zibo. Noch einmal — Ich sah ihn vor acht Minuten lebendig in gelbem Busch und Scharlach herumgehen.
Fiesko (außer Fassung). Himmel und Hölle — Zibo! — den Bourgognino laß ich um einen Kopf kürzer machen. Fliegen Sie, Zibo — Man soll alle Stadtthore sperren — Alle Feluquen soll man zusammenschießen — so kann er nicht zu Wasser davon — diesen Demant, Zibo, den reichsten in Genua, Lucca, Venedig und Pisa, — wer mir die Zeitung bringt: Gianettino ist todt — er soll diesen Demant haben. (Zibo eilt ab.) Fliegen Sie, Zibo!

Zehnter Auftritt.

Fiesko. Sacco. Der Mohr. Soldaten.

Sacco. Den Mohren fanden wir eine brennende Lunte in den Jesuiterdom werfen —
Fiesko. Deine Verrätherei ging dir hin, weil sie mich traf. Auf Mordbrennereien steht der Strick. Führt ihn gleich ab, hängt ihn am Kirchthor auf.
Mohr. Pfui! Pfui! Pfui! Das kommt mir ungeschickt — Läßt sich nichts davon wegplaudern?
Fiesko. Nichts.
Mohr (vertraulich). Schickt mich einmal zur Probe auf die Galere.
Fiesko (winkt den Andern). Zum Galgen.
Mohr (trotzig). So will ich ein Christ werden!
Fiesko. Die Kirche bedankt sich für die Blattern des Heidenthums.
Mohr (schmeichelnd) Schickt mich wenigstens besoffen in die Ewigkeit!
Fiesko. Nüchtern.
Mohr. Aber hängt mich nur an keine christliche Kirche!
Fiesko. Ein Ritter hält Wort. Ich versprach dir deinen eignen Galgen.
Sacco (brummt). Nicht viel Federlesens, Heide! Man hat noch mehr zu thun.
Mohr. Doch — wenn halt allenfalls — der Strick bräche? —
Fiesko (zum Sacco). Man wird ihn doppelt nehmen.
Mohr (resignirt). So mags sein — und der Teufel kann sich auf den Extrafall rüsten. (Ab mit Soldaten, die ihn in einiger Entfernung aufhängen.)

Eilfter Auftritt.

Fiesko. Leonore (erscheint hinten im Scharlachrocke Gianettino's).

Fiesko (wird sie gewahr, fährt vor, fährt zurück und murmelt grimmig). Kenn' ich nicht diesen Busch und Mantel? (Eilt näher, heftig.) Ich kenne den Busch und Mantel! (Wüthend, indem er auf sie losstürzt, und sie niederstößt.) Wenn du drei Leben hast, so steh wieder auf und wandle! (Leonore fällt mit einem gebrochenen Laut. Man hört einen Siegesmarsch. Trommeln, Hörner, und Hoboen.)

Zwölfter Auftritt.

Fiesko. Kalkagno. Sacco. Zenturione. Zibo. Soldaten (mit Musik und Fahnen treten auf).

Fiesko (ihnen entgegen im Triumph). Genueser — der Wurf ist geworfen — Hier liegt der Wurm meiner Seele — die gräßliche Kost meines Hasses. Hebt die Schwerter hoch! Gianettino!
Kalkagno. Und ich komme, Ihnen zu sagen, daß zwei Drittheile von Genua Ihre Partei ergreifen, und zu den Fieskischen Fahnen schwören —
Zibo. Und durch mich schickt Ihnen Verrina vom Admiralschiff seinen Gruß und die Herrschaft über Hafen und Meer —
Zenturione. Und durch mich der Gouverneur der Stadt seinen Kommandostab und die Schlüssel —
Sacco. Und in mir wirft sich (indem er niederfällt) der große und kleine Rath der Republik knieend vor seinen Herrn, und bittet fußfällig um Gnade und Schonung —
Kalkagno. Mich laßt den Ersten sein, der den großen Sieger in seinen Mauern willkommen heißt — Heil Ihnen — Senket die Fahnen tief! — Herzog von Genua!
Alle (nehmen die Hüte ab). Heil, Heil dem Herzog von Genua! (Fahnenmarsch.)
Fiesko (stand die ganze Zeit über, den Kopf auf die Brust gesunken, in einer denkenden Stellung).
Kalkagno. Volk und Senat stehen wartend, ihren gnädigen Oberherrn im Fürstenornat zu begrüßen — Erlauben Sie uns, durchlauchtigster Herzog, Sie im Triumph nach der Signoria zu führen!
Fiesko. Erlaubt mir erst, daß ich mit meinem Herzen mich abfinde — Ich mußte eine gewisse theure Person in banger Ahnung zurücklassen, eine Person, die die Glorie dieser Nacht mit mir theilen wird. (Gerührt zur Gesellschaft.) Habt die Güte und begleitet mich zu eurer liebenswürdigen Herzoginn! (Er will aufbrechen.)
Kalkagno. Soll der meuchelmörderische Bube hier liegen, und seine Schande in diesem Winkel verhehlen?
Zenturione. Steckt seinen Kopf auf eine Hellebarde!
Zibo. Laßt seinen zerrissenen Rumpf unser Pflaster kehren. (Man leuchtet gegen den Leichnam.)
Kalkagno (erschrocken und etwas leise). Schaut her, Genueser! Das ist bei Gott kein Gianettinogesicht. (Alle sehen starr auf die Leiche.)
Fiesko (hält still, wirft von der Seite einen forschenden Blick darauf, den er starr und langsam unter Verzerrungen zurückzieht). Nein, Teufel — Nein, das ist kein Gianettinogesicht, hämischer Teufel! (Die Augen herumgerollt.) Genua mein, sagt ihr? Mein? — (Hinaus wüthend in einem gräßlichen Schrei.) Spiegelfechterei der Hölle! Es ist mein Weib!

(Sinkt durchdonnert zu Boden. Verschworne stehen in todter Pause und schauervollen Gruppen.)

Fiesko (matt aufgerichtet mit dumpfer Stimme). Hab' ich mein Weib ermordet, Genueser? — Ich beschwöre euch, schielt nicht so geisterbleich auf dieses Spiel der Natur — Gott sei gelobt! Es gibt Schicksale, die der Mensch nicht zu fürchten hat, weil er nur Mensch ist. Wem Götterwollust versagt ist, wird keine Teufelqual zugemuthet — diese Verirrung wäre etwas mehr. (Mit schreckhafter Beruhigung.) Genueser, Gott sei Dank! Es kann nicht sein.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Arabella (kommt jammernd).

Arabella. Mögen sie mich umbringen, was hab' ich auch jetzt noch zu verlieren? — Habt Erbarmen, ihr Männer — Hier verließ ich meine gnädige Frau, und nirgends find' ich sie wieder.
Fiesko (tritt ihr näher, mit leiser bebender Stimme). Leonore heißt deine gnädige Frau?
Arabella (froh). O daß Sie da sind, mein liebster, guter, gnädiger Herr! — Zürnen Sie nicht über uns, wir konnten sie nicht mehr zurückhalten.
Fiesko (zürnt sie dumpfig an). Du Verhaßte! von was nicht?
Arabella. Daß sie nicht nachsprang —
Fiesko (heftiger). Schweig! wohin sprang?
Arabella. In's Gedränge —
Fiesko (wüthend). Daß deine Zunge zum Krokodill würde — Ihre Kleider?
Arabella. Ein scharlachner Mantel —
Fiesko (rasend gegen sie taumelnd). Geh' in den neunten Kreis der Hölle! — der Mantel?
Arabella. Lag hier an dem Boden.
Einige Verschworne (murmeln). Gianettino ward hier ermordet —
Fiesko (todesmatt zurückwankend zu Arabellen). Deine Frau ist gefunden. (Arabella geht angstvoll. Fiesko sucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum, darauf mit leiser schwebender Stimme, die stufenweis bis zum Toben steigt.) Wahr ist's — wahr — und

ich das Stichblatt des unendlichen Bubenstücks. (Viehisch um sich hauend). Tretet zurück, ihr menschlichen Gesichter — Ah, (mit frechem Zähneblöcken gen Himmel) hätt' ich nur seinen Weltbau zwischen diesen Zähnen — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinsendes Scheusal zu zerkratzen, bis sie aussieht, wie mein Schmerz. — (Zu den Andern, die bebend herumstehen.) Mensch! — wie es jetzt dasteht, das erbärmliche Geschlecht, sich segnet und selig preist, daß es nicht ist, wie ich — Nicht, wie ich! — (In hohles Beben hingefallen). Ich allein habe den Streich — (rascher, wilder). Ich? Warum ich? Warum nicht mit mir auch diese? Warum soll sich mein Schmerz am Schmerz eines Mitgeschöpfes nicht stumpf reiben dürfen?

Kalkagno (furchtsam). Mein theurer Herzog —

Fiesko (dringt auf ihn ein mit gräßlicher Freude). Ah, willkommen! Hier, Gott sei Dank! ist einer, den auch dieser Donner quetscht! (Indem er den Kalkagno wüthend in seine Arme drückt). Bruder Zerschmetterter! Wohl bekomme die Verdammniß! Sie ist todt! Du hast sie auch geliebt! (Er zwingt ihn an den Leichnam, und drückt ihm den Kopf dagegen.) Sie ist todt! (Den stieren Blick in einen Winkel geheftet.) Ah, daß ich stünde am Thor der Verdammniß, hinunterschauen dürfte mein Aug' auf die mancherlei Folterschrauben der sinnreichen Hölle, saugen mein Ohr zerknirschter Sünder Gewinsel — Könnt' ich sie sehen, meine Qual, wer weiß? ich trüge sie vielleicht! (Mit Schauer zur Leiche gehend.) Mein Weib liegt hier ermordet — Nein, das will wenig sagen! (Nachdrücklicher) Ich, der Bube habe mein Weib ermordet — O pfui, so etwas kann die Hölle kaum kitzeln — Erst wirbelt sie mich künstlich auf der Freude letztes glättestes Schwindeldach, schwatzt mich bis an die Schwelle des Himmels — und dann hinunter — dann — o könnte mein Odem die Pest unter Seelen blasen — dann — dann ermord' ich mein Weib — Nein! ihr Witz ist noch feiner — dann übereilen sich (verächtlich) zwei Augen, und (mit schrecklichem Nachdruck) ich ermorde — mein Weib! (Beißend lächelnd.) Das ist ein Meisterstück!

(Alle Verschworne hängen gerührt an ihren Waffen. Einige wischen Thränen aus den Augen. Pause.)

Fiesko (erschreckt und stiller, indem er im Zirkel herumblickt). Schluchzt hier Jemand? Ja, bei Gott, die einen Fürsten würgten, weinen! (In stillen Schmerz geschmolzen.) Redet! Weint ihr über diesen Hochverrath des Todes, oder weint ihr über meines Geistes Memmenfall? (In ernster, rührender Stellung vor der Todten verweilend.) Wo in warme Thränen felsenharte Mörder schmelzen, flüchte Fiesko's Verzweiflung! (Sinkt weinend an ihr nieder.) Leonore, vergib — Reue zürnt man dem Himmel nicht ab. (Weich mit Wehmuth.) Jahre voraus, Leonore, genoß ich das Fest einer Stunde, wo ich den Genuesern ihre Herzoginn brachte — Wie lieblich verschämt sah ich schon deine Wangen erröthen, deinen Busen wie fürstlich schön unter dem Silberflore schwellen, wie angenehm deine lispelnde Stimme der Entzückung versagen! (Lebhafter.) Ha! wie berauschend wallte mir schon der stolze Zuruf zu Ohren, wie spiegelte sich meiner Liebe Triumph im versinkenden Neide! — Leonore — die Stunde ist gekommen — Genua's Herzog ist dein Fiesko — und Genua's schlechtester Bettler besinnt sich, seine Verachtung an meine Qual und meinen Scharlach zu tauschen — (Rührender.) Eine Gattinn theilt seinen Gram — mit wem kann ich meine Herrlichkeit theilen? (Er weint heftiger, und verbirgt sein Gesicht an der Leiche. Rührung auf allen Gesichtern.)

Kalkagno. Es war eine treffliche Dame.

Zibo. Daß man doch ja den Trauerfall dem Volk noch verschweige. Er nähme den Unsrigen den Muth, und gäb' ihn den Feinden.

Fiesko (steht gefaßt und fest auf). Höret, Genueser! — die Vorsehung, versteh' ich ihren Wink, schlug mir diese Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen. — Es war die gewagteste Probe — jetzt fürcht' ich weder Qual noch Entzücken mehr. Kommt! Genua erwarte mich, saget ihr? — Ich will Genua einen Fürsten schenken, wie ihn noch kein Europäer sah — Kommt! dieser unglücklichen Fürstinn will ich eine Todtenfeier halten, daß das Leben seine Anbeter verlieren, und die Verwesung wie eine Braut glänzen soll — Jetzt folgt eurem Herzog! (Gehen ab unter Fahnenmarsch)

Vierzehnter Auftritt.

Andreas. Doria. Lomellino.

Andreas. Dort jauchzen sie hin.

Lomellin. Ihr Glück hat sie berauscht. Die Thore sind bloßgegeben. Der Signoria wälzt sich Alles zu.

Andreas. Nur meinem Neffen scheute das Roß. Mein Neffe ist todt. Hören Sie Lomellino —

Lomellin. Was? Noch? Noch hoffen Sie, Herzog?

Andreas (ernst). Zittere du für dein Leben, weil du mich Herzog spottest, wenn ich auch nicht einmal hoffen darf.

Lomellin. Gnädigster Herr — eine brausende Nation liegt in der Schale Fiesko's — Was in der Ihrigen?

Andreas (groß und warm). Der Himmel!

Lomellin (hämisch die Achseln zuckend). Seitdem das Pulver erfunden ist, kampiren die Engel nicht mehr.

Andreas. Erbärmlicher Affe, der einem verzweifelnden Graukopf seinen Gott noch nimmt! (Ernst und gebietend.) Geh! mache bekannt, daß Andreas noch lebe — Andreas, sagst du, ersuche seine Kinder, ihn doch in seinem achtzigsten Jahre nicht zu den Ausländern zu jagen, die dem Andreas den Flor seines Vaterlandes niemals verzeihen würden. Sag ihnen das, und Andreas ersuche seine Kinder um soviel Erde in seinem Vaterland für soviel Gebeine.

Lomellin. Ich gehorsame, aber verzweifle. (Will gehen.)

Andreas. Höre, und nimm diese eisgraue Haarlocke mit — Sie war die letzte, sagst du, auf meinem Haupt, und ging los in der dritten Jennernacht, als Genua losriß von meinem Herzen, und habe achtzig Jahre gehalten, und habe den Kahlkopf verlassen im achtzigsten Jahr — die Haarlocke ist mürbe, aber doch stark genug, dem schlanken Jüngling den Purpur zu knüpfen. (Er geht mit verhülltem Gesicht. Lomellin eilt in eine entgegengesetzte Gasse. Man hört ein tumultuarisches Freudengeschrei unter Trompeten und Pauken.)

Fünfzehnter Auftritt.

Verrina (vom Hafen). Bertha und Bourgognino.

Verrina. Man jauchzt. Wem gilt das?

Bourgognino. Sie werden den Fiesko zum Herzog ausrufen.

Bertha (schmiegt sich ängstlich an Bourgognino). Mein Vater ist fürchterlich, Scipio!

Verrina. Laßt mich allein, Kinder! — O Genua! Genua!

Burgognino. Der Pöbel vergöttert ihn, und fordert wichernd den Purpur. Der Adel sah mit Entsetzen zu, und durfte nicht Nein sagen.

Verrina. Mein Sohn, ich hab' alle meine Habseligkeiten zu Geld gemacht, und auf dein Schiff bringen lassen. Nimm deine Frau, und stich unverzüglich in See. Vielleicht werd' ich nachkommen. Vielleicht — nicht mehr. Ihr segelt nach Marseille, und (schwer und gepreßt sie umarmend) Gott geleit' euch! (Schnell ab.)

Bertha. Um Gotteswillen! Worüber brütet mein Vater?

Bourgognino. Verstandst du den Vater?

Bertha. Fliehen, o Gott! Fliehen in der Brautnacht!

Bourgognino. So sprach er — und wir gehorchen (Beide gehen nach dem Hafen.)

Sechszehnter Auftritt.

Verrina. Fiesko (im herzoglichen Schmuck).
(Beide treffen auf einander.)

Fiesko. Verrina! erwünscht. Eben war ich aus, dich zu suchen.

Verrina. Das war auch mein Gang.

Fiesko. Merkt Verrina keine Veränderung an seinem Freunde?

Verrina (zurückhaltend). Ich wünsche keine.

Fiesko. Aber siehst du auch keine?

Verrina (ohne ihn anzusehen). Ich hoffe! Nein!

Fiesko. Ich frage, findest du keine?

Verrina (nach einem flüchtigen Blick). Ich finde keine.

Fiesko. Nun, siehst du, so muß es doch wahr sein, daß die Gewalt nicht Tyrannen macht. Seit wir uns Beide verließen, bin ich Genua's Herzog geworden, und Verrina (indem er ihn an die Brust drückt) findet meine Umarmung noch feurig wie sonst.

Verrina. Desto schlimmer, daß ich sie frostig erwiedern muß; der Anblick der Majestät fällt wie ein schneidendes Messer zwischen mich und den Herzog! Johann Ludwig Fiesko besaß Länder in meinem Herzen — jetzt hat er Genua erobert, und ich nehme mein Eigenthum zurück.

Fiesko (betreten). Das wolle Gott nicht! Für ein Herzogthum wäre der Preis zu jüdisch.

Verrina (murmelt düster). Hum! Ist denn etwa die Freiheit in der Mode gesunken, daß man dem Ersten dem Besten Republiken um ein Schandengeld nachwirft.

Fiesko (beißt die Lippen zusammen). Das sag' du Niemand, als dem Fiesko.

Verrina. O natürlich! ein vorzüglicher Kopf muß es sein, von dem die Wahrheit ohne Ohrfeige wegkommt — Aber Schade! der verschlagene Spieler hat's nur in einer Karte versehen. Er kalkulirte das ganze Spiel des Neides, aber der raffinirte Witzling ließ zum Unglücke die Patrioten aus. (Sehr bedeutend.) Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kniff auf die Züge der römischen Tugend zurückbehalten? Ich schwör' es beim lebendigen Gott, eh' die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines Herzogthums gräbt, soll sie auf dem Rade sie zusammenlesen.

Fiesko (nimmt ihn mit Sanftmuth bei der Hand). Auch nicht, wenn der Herzog dein Bruder ist? wenn er sein Fürstenthum nur zur Schatzkammer seiner Wohlthätigkeit macht, die bis jetzt bei seiner haushälterischen Dürftigkeit betteln ging? Verrina, auch dann nicht?

Verrina. Auch dann nicht — und der verschenkte Raub hat noch keinem Dieb vom Galgen geholfen. Ueberdieß ging diese Großmuth bei Verrina fehl. Meinem Mitbürger konnt' ich schon erlauben, mir Gutes zu thun — meinem Mitbürger hofft' ich's wett machen zu können. Die Geschenke eines Fürsten sind Gnade — und Gott ist mir gnädig.

Fiesko (ärgerlich). Wollt' ich doch lieber Italien vom Atlantenmeer abreißen, als diesen Starrkopf von seinem Wahn!

Verrina. Und Abreißen ist doch sonst deine schlechteste Kunst nicht, davon weiß das Lamm Republik zu erzählen, das du dem Wolf Doria aus dem Rachen nahmst — es selbst aufzufressen. — Aber genug! Nur im Vorbeigehen, Herzog, sage mir, was verbrach denn der arme Teufel, den ihr am Jesuiterdom aufknüpftet?

Fiesko. Die Kanaille zündete Genua an.

Verrina. Aber doch die Gesetze ließ die Kanaille noch ganz?

Fiesko. Verrina brandschatzt meine Freundschaft.

Verrina. Hinweg mit der Freundschaft! Ich sage dir ja, ich liebe dich nicht mehr, ich schwöre dir, daß ich dich hasse — hasse wie den Wurm des Paradieses, der den ersten falschen Wurf in die Schöpfung that, worunter schon das fünfte Jahrtausend blutet — Höre, Fiesko — Nicht Unterthan gegen Herrn — Nicht Freund gegen Freund, Mensch gegen Mensch red' ich zu dir. (Scharf und heftig.) Du hast eine Schande begangen an der Majestät des wahrhaften Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenstück führen, und Genua's Patrioten mit Genua Unzucht treiben ließest — Fiesko, wär' auch ich der Redlichdumme gewesen, den Schalk nicht zu merken, Fiesko! bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strick wollt' ich drehen aus meinen eigenen Gedärmen, und mich erdrosseln, daß meine fliehende Seele in gichtrischen Schaumblasen dir zuspritzen sollte. Das fürstliche Schelmenstück drückt wohl die Goldwage menschlicher Sünden entzwei, aber du hast den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen.

(Fiesko erstaunt und mißt ihn sprachlos mit großen Augen.)

Verrina. Besinne dich auf keine Antwort. Jetzt sind wir fertig. (Nach einigem Auf- und Niedergehen.) Herzog von Genua, auf den Schiffen des gestrigen Tyrannen lernt' ich eine Gattung armer Geschöpfe kennen, die eine verjährte Schuld mit jedem Ruderschlage wiederkäuen, und in den Ocean ihre Thränen weinen, der wie ein reicher Mann zu vornehm ist, sie zu zählen — Ein guter Fürst eröffnet sein Regiment mit Erbarmen. Wolltest du dich entschließen, die Galerensklaven zu erlösen.

Fiesko (scharf). Sie seien die Erstlinge meiner Tyrannei — Geh, und verkündige ihnen allen Erlösung!

Verrina. So machst du deine Sache nur halb, wenn du ihre Freude verlierst. Versuch' es und geh' selbst. Die großen Herrn sind so selten dabei, wenn sie Böses thun, sollen sie auch das Gute im Hinterhalt stiften? — Ich dächte, der Herzog wäre für keines Bettlers Empfindungen zu groß.

Fiesko. Mann, du bist schrecklich, aber ich weiß nicht, warum ich folgen muß. (Beide gehen dem Meere zu.)

Verrina (hält stille mit Wehmuth). Aber, noch einmal umarme mich, Fiesko! Hier ist ja Niemand, der den Verrina weinen sieht, und einen Fürsten empfinden. (Er drückt ihn innig.) Gewiß, nie schlugen zwei größere Herzen zusammen, wir liebten uns doch so brüderlich warm — (heftig an Fiesko's Halse weinend) Fiesko! Fiesko! du räumst einen Platz in meiner Brust, den das Menschengeschlecht, dreifach genommen, nicht mehr besetzen wird.

Fiesko (sehr gerührt). Sei — mein — Freund!

Verrina. Wirf diesen häßlichen Purpur weg und ich bin's! — Der erste Fürst war ein Mörder, und führte den Purpur ein, die Flecken seiner That in dieser Blutfarbe zu verstecken — Höre, Fiesko — ich bin ein Kriegsmann, verstehe mich wenig auf nasse Wangen — Fiesko — das sind meine ersten Thränen — Wirf diesen Purpur weg!

Fiesko. Schweig!

Verrina (heftiger). Fiesko — laß hier alle Kronen dieses Planeten zum Preis, dort zum Popanz all seine Foltern legen, ich soll knieen vor einem Sterblichen — ich werde nicht knieen — Fiesko! (indem er niederfällt) es ist mein erster Kniefall — Wirf diesen Purpur weg!

Fiesko. Steh' auf, und reize mich nicht mehr!

Verrina (entschlossen). Ich steh' auf, reize dich nicht mehr. (Sie stehen auf einem Bret, das zu einer Galere führt.) Der Fürst hat den Vortritt. (Gehen über das Bret.)

Fiesko. Was zerrst du mich am Mantel? — er fällt!

Verrina (mit fürchterlichem Hohne) Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach. (Er stürzt ihn in's Meer.)

Fiesko (ruft aus den Wellen.) Hilf, Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog! (Sinkt unter.)

Siebzehnter Auftritt.

Kalkagno. Sacco. Zibo. Zenturione. Verschworne. Volk.

(Alle eilig. Aengstlich.)

Kalkagno (schreit). Fiesko! Fiesko! Andreas ist zurück, halb Genua springt dem Andreas zu. Wo ist Fiesko?

Verrina (mit festem Ton). Ertrunken!

Zenturione. Antwortet die Hölle oder das Tollhaus?

Verrina. Ertränkt, wenn das hübscher lautet — Ich gehe zum Andreas.

(Alle bleiben in starren Gruppen stehen. Der Vorhang fällt.)

Don Karlos *).

Dritter Act.

Zehnter Auftritt.

Der König und Marquis von Posa.

(Dieser geht dem Könige, sobald er ihn gewahr wird, entgegen, und läßt sich vor ihm auf ein Knie nieder, steht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm stehen.)

König

(betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung.)

Mich schon gesprochen also?

Marquis.

Nein.

König.

Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entziehet ihr euch meinem Dank! In meinem
Gedächtniß drängen sich der Menschen viel.
Allwissend ist nur Einer. Euch kam's zu,
Das Auge eures Königes zu suchen.
Weswegen thatet ihr das nicht?

Marquis.

Es sind
Zwei Tage, Sire, daß ich ins Königreich
Zurück gekommen.

König.

Ich bin nicht gesonnen
In meiner Diener Schuld zu stehn — Erbittet
Euch eine Gnade!

Marquis.

Ich genieße die Gesetze.

---

*) Aus S. sämmtl. Werken. Taschenausg. 1822. 5. Bd.

König.

Dieß Recht hat auch der Mörder.

Marquis.

Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden.

König (für sich).

Viel Selbstgefühl und kühner Muth, bei Gott!
Doch das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überschäumt — Ihr tratet
Aus meinen Diensten, hör' ich?

Marquis.

Einem Bessern
Den Platz zu räumen, zog ich mich zurück.

König.

Das thut mir leid. Wenn solche Köpfe feiern,
Wie viel Verlust für meinen Staat — Vielleicht
Befürchtet ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die eures Geistes würdig ist.

Marquis.

O nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
In Menschenseelen, seinem Stoff, geübt,
Beim ersten Blicke wird gelesen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majestät
Durch diese stolze Meinung auf mich häufen;
Doch —

(Er hält inne).

König.

Ihr bedenket euch?

Marquis.

Ich bin — ich muß
Gestehen, Sire — sogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieser Welt gedacht,
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von diesem Schritte Gründe anzugeben.

König.

So schwach sind diese Gründe? Fürchtet ihr
Dabei zu wagen?

Marquis.

Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erschöpfen, Sire — mein Leben höchstens.
Die Wahrheit aber setz' ich aus, wenn Sie
Mir diese Gunst verweigern. Zwischen Ihrer
Ungnade und Geringschätzung ist mir
Die Wahl gelassen — Muß ich mich entscheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor von Ihren Augen gehen.

König (mit erwartender Miene).

Nun?

Marquis.

— Ich kann nicht Fürstendiener sein.

(Der König sieht ihn mit Erstaunen an.)

Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzustellen würdigen, so wollen
Sie nur die vorgewogne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
Der Beifall, den sie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck sein. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erschüf' ich selbst, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht sein sollte.
Und ist das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber soll zum Meißel mich erniedern,
Wo ich der Künstler könnte sein? — Ich liebe
Die Menschheit, und in Monarchien darf
Ich niemand lieben als mich selbst.

König.

Dieß Feuer
Ist lobenswerth. Ihr möchtet Gutes stiften.
Wie ihr es stiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weisen gleich viel heißen. Suchet euch
Den Posten aus in meinen Königreichen,
Der euch berechtigt, diesem edeln Triebe
Genug zu thun.

Marquis.

Ich finde keinen.

König.

Wie?

Marquis.

Was Eure Majestät durch meine Hand
Verbreiten — ist das Menschenglück? — Ist das
Dasselbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menschen gönnt? — Vor diesem Glücke würde
Die Majestät erzittern — Nein! Ein neues
Erschuf der Krone Politik — ein Glück,
Das sie noch reich genug ist auszutheilen,
Und in dem Menschenherzen neue Triebe,
Die sich von diesem Glücke stillen lassen.
In ihren Münzen läßt sie Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht diesem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann — ist das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
Die Sie uns prägen, auszustreun. Ich muß
Mich weigern, diese Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürstendiener sein.

König (etwas rasch).

Ihr seid
Ein Protestant.

Marquis (nach einigem Bedenken.)

Ihr Glaube, Sire, ist auch
Der meinige.

(Nach einer Pause).

Ich werde mißverstanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie sehen
Von den Geheimnissen der Majestät
Durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Wer sichert Sie, daß mir noch heilig heiße,
Was mich zu schrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünsche
Verwesen hier.

(Die Hand auf die Brust gelegt.)

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemälde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem löscht es aus.

König.

Bin ich der erste,
Der euch von dieser Seite kennt?

Marquis.

Von dieser —
Ja!

König.

(steht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber stehen. Für sich.)

Neu zum wenigsten ist dieser Ton!
Die Schmeichelei erschöpft sich. Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Ueberraschende macht Glück. — Wenn ihr
Es so versteht, gut, so will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten —
Den starken Geist —

Marquis.

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menschenwürde denken,
Selbst in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunstgriff eines Schmeichlers sehn, und
Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menschen zwangen Sie dazu; die haben
Freiwillig ihres Adels sich begeben,
Freiwillig sich auf diese niedre Stufe
Herab gestellt. Erschrocken fliehen sie
Vor dem Gespenste ihrer innern Größe,
Gefallen sich in ihrer Armuth, schmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieser traurigen
Verstümmlung — Menschen ehren?

König.

Etwas Wahres
Find' ich in diesen Worten.

Marquis.

Aber Schade!
Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieser neugegossnen Kreatur
Zum Gott Sich gaben — da versahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben selbst noch Mensch —
Mensch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Bereuenswerther Tausch! Unselige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menschen
Zu Ihrem Saitenspiel herunterstürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bei Gott,
Er greift in meine Seele!)

Marquis.

Aber Ihnen
Bedeutet dieses Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um diesen Preis sind Sie ein Gott. — Und schrecklich,
Wenn das nicht wäre — wenn für diesen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freiheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünsche reifen kann! — Ich bitte
Mich zu entlassen, Sire. Mein Gegenstand
Reißt mich dahin. Mein Herz ist voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu stehen,
Dem ich es öffnen möchte.

(Der Graf von Lerma tritt herein und spricht einige Worte leise mit dem Könige. Dieser gibt ihm einen Wink, sich zu entfernen, und bleibt in seiner vorigen Stellung sitzen).

König (zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen).

Redet aus!

Marquis (nach einigem Stillschweigen).

Ich fühle, Sire — den ganzen Werth —

König.

Vollendet!
Ihr hattet mir noch mehr zu sagen.

Marquis.

Sire!
Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes!
Das, dacht' ich, das muß göttlich sein? — Da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine —

(Hier schweigt er still; seine Augen ruhen auf dem Könige, der es versucht, diesen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde sieht).

Sie haben Recht. Sie müssen. Daß Sie können,
Was Sie zu müssen eingesehn, hat mich
Mit schauernder Bewunderung durchdrungen.
O Schade, daß, in seinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem König
Des Opferers ein Loblied anzustimmen!
Daß Menschen nur — nicht Wesen höh'rer Art —
Die Weltgeschichte schreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten!
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich sein.

König.

Wann, denkt ihr, würden diese menschlichen
Jahrhunderte erscheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und diese Ruhe gönn' ich den Flamändern.

Marquis (schnell).

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — Sich dem Rade
Des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menschenarm in seine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tausende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künste unsers Landes
Britannien. Verlassen von dem Fleiß
Der neuen Christen, liegt Grenada öde
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlagnen Wunden sich verbluten.

(Der König ist bewegt, der Marquis bemerkt es, und tritt einige Schritte näher.)

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und säen Tod? Ein so erzwungnes Werk
Wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umsonst ein großes königliches Leben
Zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen,
Und wiederfordern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Busiris wirft
Er Ihren Namen, und — das schmerzt mich, denn
Sie waren gut.

König.

Wer hat euch dessen so
Gewiß gemacht?

Marquis (mit Feuer).

Ja, beim Allmächtigen!
Ja — Ja — Ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Lassen Sie,
Großmüthig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert sich ihm kühn, und indem er feste und feurige Blicke auf ihn richtet.)

O könnte die Beredsamkeit von allen
Den Tausenden, die dieser großen Stunde
Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben,
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren! Niemals — niemals
Besaß ein Sterblicher so viel, so göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem span'schen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.

Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit. —

(Sich ihm zu Füßen werfend).

König

(überrascht, das Gesicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet).

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — stehet auf — ich —

Marquis.

Sehen Sie Sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Noch in den todten Räumen der Verwesung
Die Willkühr sich ergetzen — Ihre Schöpfung
Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freigeist, doch nicht Ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er; die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

König.

Und wollet es ihr unternehmen, dieß
Erhabne Muster in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach so lang' — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte. *)
Wenn nun der Mensch, sich selbst zurück gegeben,
Zu seines Werths Gefühl erwacht — der Freiheit
Erhabne, stolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichsten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann ist
Es Ihre Pflicht die Welt zu unterwerfen.

König (nach einem großen Stillschweigen).

Ich ließ euch bis zu Ende reden — Anders,
Begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen,
Malt sich in diesem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Maßstab euch nicht unterwerfen.
Ich bin der Erste, dem ihr euer Innerstes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieser
Enthaltung willen, solche Meinungen,
Mit solchem Feuer doch umfaßt, verschwiegen
Zu haben bis auf diesen Tag — um dieser
Bescheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergessen, daß ich sie erfahren,
Und wie ich sie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der sich übereilte,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will — Gift also selbst,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Besserm sich veredeln — Aber
Flieht meine Inquisition. — Es sollte
Mir leid thun —

Marquis.

Wirklich? Sollt' es das?

König (in seinem Anblick verloren).

Ich habe
Solch einen Menschen nie gesehen. — Nein!
Nein, Marquis! Ihr thut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero sein. Ich will es nicht sein — will
Es gegen euch nicht sein. Nicht alle
Glückseligkeit soll unter mir verdorren.
Ihr selbst, ihr sollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Mensch zu sein.

Marquis (rasch).

Und meine
Mitbürger, Sire? — O! nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen, Sire? —

König.

Und wenn
Ihr so gut wisset, wie die Folgezeit
Mich richten wird, so lerne sie an euch,
Wie ich mit Menschen es gehalten, als
Ich einen fand.

Marquis.

O! der gerechteste
Der Könige sei nicht mit Einem Male
Der ungerechteste — In Ihrem Flandern
Sind tausend Bessere als ich. Nur Sie —
Darf ich es frei gestehen, großer König? —
Sie sehn jetzt unter diesem sanftern Bilde
Vielleicht zum ersten Mal die Freiheit.

König (mit gemildertem Ernst).

Nichts mehr
Von diesem Inhalt, junger Mann. — Ich weiß,
Ihr werdet anders denken, kennet ihr
Den Menschen erst, wie ich — Doch hätt' ich euch
Nicht gern zum letztenmal gesehn. Wie fang' ich
Es an, euch zu verbinden?

Marquis.

Lassen Sie
Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich bestächen?

König.

Diesen Stolz
Ertrag' ich nicht. Ihr seid von heute an
In meinen Diensten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

(Nach einer Pause).

Aber wie? Was wollte
Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier find' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich ausgefunden, Marquis.
Nicht auch in meinem Hause?

(Da sich der Marquis zu bedenken scheint).

Ich versteh' Euch.
Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichste, kann ich nicht glücklich sein
Als Gatte?

Marquis.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Besitz der liebenswürdigsten
Gemahlinn einem Sterblichen ein Recht
Zu diesem Namen geben, Sire, so sind Sie
Der Glücklichste durch Beides.

König (mit finsterer Miene).

Nein! ich bin's nicht!
Und daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt als eben jetzt —

(Mit einem Blick der Wehmuth auf dem Marquis verweilend.)

Marquis.

Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

*) Die erste Ausgabe enthält hier noch folgende Stelle:

Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne
Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
Zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
Des Denkens hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen.
Nicht in der Vatersorge stillem Kreis
Erscheine der gekrönte Fremdling. Nie
Erlaub' er sich der Liebe heilige
Mysterien unedel zu beschleichen.
Die Menschheit zweifle, ob er ist. Belohnt
Durch eignen Beifall, berge sich der Künstler
Der angenehm betrogenen Maschine.

König.

Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir ersetzen — Eine
So tugendhafte Königinn!

Marquis.

Wer kann
Es wagen, Sire!

König.

Die Welt! Die Lästerung!
Ich selbst! — Hier liegen Zeugnisse, die ganz
Unwidersprechlich sie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichste
Mich fürchten lassen — Aber, Marquis — schwer,
Schwer fällt es mir, an Eines nur zu glauben.
Wer klagt sie an? — Wenn sie — sie fähig sollte
Gewesen sein, so tief sich zu entehren,
O wie viel mehr ist mir zu glaub'en dann
Erlaubt, daß eine Eboli verleumdet?
Haßt nicht der Priester meinen Sohn und sie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib ist mehr werth als sie Alle.

Marquis.

Sire,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben ist
Und über alle Lästerung — Es heißt
Weibliche Tugend.

König.

Ja! das sag' ich auch.
So tief als man die Königinn bezüchtigt,
Herab zu sinken, kostet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menschen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längst gemangelt, ihr seid gut und fröhlich,
Und kennet doch den Menschen auch — Drum hab'
Ich euch gewählt —

Marquis (überrascht und erschrocken).
Mich, Sire?

König.

Ihr standet
Vor eurem Herrn, und habt nichts für euch selbst
Erbeten — nichts. Das ist mir neu — Ihr werdet
Gerecht sein. Leidenschaft wird euern Blick
Nicht irren — Dränget euch zu meinem Sohn,
Erforscht das Herz der Königinn. Ich will
Euch Vollmacht senden, sie geheim zu sprechen.
Und jetzt verlasst mich!
(Er zieht eine Glocke).

Marquis.

Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung? — Dann ist dieser Tag
Der schönste meines Lebens.

König (reicht ihm die Hand zum Kusse).
Er ist kein
Verlorner in dem meinigen.
(Der Marquis steht auf und geht. Graf Lerma tritt herein).
Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelassen.

Wallenstein's Tod *).

Dritter Aufzug.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Max Piccolomini.

Max (mitten in den Saal tretend).
Ja! Ja! Da ist er! Ich vermag's nicht länger,
Mit leisem Tritt um dieses Haus zu schleichen,
Den günst'gen Augenblick verstohlen zu
Erlauern — Dieses Harren, diese Angst
Geht über meine Kräfte!
(Auf Thekla zugehend, die sich ihrer Mutter in die Arme geworfen.)
O sieh mich an! Sieh nicht weg, holder Engel!
Bekenn' es frei vor Allen. Fürchte Niemand.
Es höre, wer es will, daß wir uns lieben.
Wozu es noch verbergen? Das Geheimniß
Ist für die Glücklichen; das Unglück braucht,
Das hoffnungslose, keinen Schleier mehr,
Frei unter tausend Sonnen kann es handeln.
(Er bemerkt die Gräfinn, welche mit frohlockendem Gesicht auf Thekla blickt.)
Nein, Base Terzky! Seht mich nicht erwartend,
Nicht hoffend an! Ich komme nicht, zu bleiben.
Abschied zu nehmen, komm' ich — Es ist aus.
Ich muß, muß dich verlassen, Thekla — muß!
Nur einen Blick des Mitleids gönne mir,
Doch deinen Haß kann ich nicht mit mir nehmen.
Sag', daß du mich nicht hassest. Sag' mir's, Thekla.
(Indem er ihre Hand faßt, heftig bewegt.)
O Gott! — Gott! ich kann nicht von dieser Stelle.
Ich kann es nicht — kann diese Hand nicht lassen.
Sag', Thekla, daß du Mitleid mit mir hast,
Dich selber überzeugst, ich kann nicht anders.
(Thekla, seinen Blick vermeidend, zeigt mit der Hand auf ihren Vater; er wendet sich nach dem Herzog um, den er jetzt erst gewahr wird.)
Du hier? — Nicht du bist's, den ich hier gesucht.
Dich sollten meine Augen nicht mehr schauen.
Ich hab' es nur mit ihr allein. Hier will ich
Von diesem Herzen freigesprochen sein,
An allen andern ist nichts mehr gelegen.

Wallenstein.

Denkst du, ich soll der Thor sein und dich ziehen lassen,
Und eine Großmuthsscene mit dir spielen?
Dein Vater ist zum Schelm an mir geworden,
Du bist mir nichts mehr als sein Sohn, sollst nicht
Umsonst in meine Macht gegeben sein.
Denkt nicht, daß ich die alte Freundschaft ehren werde,
Die er so ruchlos hat verletzt. Die Zeiten
Der Liebe sind vorbei, der zarten Schonung,
Und Haß und Rache kommen an die Reihe.

Max.

Du wirst mit mir verfahren, wie du Macht hast.
Wohl aber weißt du, daß ich deinem Zorn
Nicht trotze, noch ihn fürchte. Was mich hier
Zurück hält, weißt du!
(Thekla bei der Hand fassend.)
Sieh! Alles — Alles wollt' ich dir verdanken,
Das Loos der Seligen wollt' ich empfangen
Aus deiner väterlichen Hand. Du hast's
Zerstört; doch daran liegt dir nichts. Gleichgültig
Trittst du das Glück der Deinen in den Staub,
Der Gott, dem du dienst, ist kein Gott der Gnade.
Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu schließen,
Folgst du des Herzens wildem Trieb' allein.
Weh denen, die auf dich vertrau'n, an dich
Die sich're Hütte ihres Glückes lehnen,
Gelockt von deiner gastlichen Gestalt!
Schnell, unverhofft, bei nächtlich stiller Weile
Gährt's in dem tück'schen Feuerschlunde, ladet
Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
Treibt über alle Pflanzungen der Menschen
Der wilde Strom in grausamer Zerstörung.

Wallenstein.

Du schilderst deines Vaters Herz. Wie du's
Beschreibst, so ist's in seinem Eingeweide,
In dieser schwarzen Heuchlers-Brust gestaltet.
O mich hat Höllenkunst getäuscht. Mir sandte
Der Abgrund den versteckctesten der Geister,
Den lügekundigsten herauf, und stellt' ihn
Als Freund an meine Seite. Wer vermag
Der Hölle Macht zu widerstehn! Ich zog
Den Basilisken auf an meinem Busen;
Mit meinem Herzblut nährt' ich ihn, er sog
Sich schwelgend voll an meiner Liebe Brüsten,
Ich hatte nimmer Arges gegen ihn,
Weit offen ließ ich des Gedankens Thore,
Und warf die Schlüssel weiser Vorsicht weg —
Am Sternenhimmel suchten meine Augen,

*) Aus Schiller's Werken, Taschenausg. v. 1822, 8. Bd.

Im weiten Weltenraum den Feind, den ich
Im Herzen meines Herzens eingeschlossen.
— Wär' ich dem Ferdinand gewesen, was
Octavio mir war — Ich hätt' ihm nie
Krieg angekündigt — nie hätt' ich's vermocht.
Er war mein strenger Herr nur, nicht mein Freund,
Nicht meiner Treu' vertraute sich der Kaiser;
Krieg war schon zwischen mir und ihm, als er
Den Feldherrnstab in meine Hände legte:
Denn Krieg ist ewig zwischen List und Argwohn;
Nur zwischen Glauben und Vertrau'n ist Friede.
Wer das Vertrau'n vergiftet, o der mordet
Das werdende Geschlecht im Leib der Mutter!

Max.

Ich will den Vater nicht vertheidigen.
Weh mir, daß ich's nicht kann!
Unglücklich schwere Thaten sind geschehn,
Und eine Frevelhandlung faßt die andre
In eng geschloßner Kette grausend an.
Doch wie geriethen wir, die nichts verschuldet,
In diesen Kreis des Unglücks und Verbrechens?
Wem brachen wir die Treue? Warum muß
Der Väter Doppelschuld und Frevelthat
Uns gräßlich wie ein Schlangenpaar umwinden?
Warum der Väter unversöhnter Haß
Auch uns, die Liebenden, zerreißend scheiden?
(Er umschlingt Thekla mit heftigem Schmerz.)

Wallenstein
(hat den Blick schweigend auf ihn gerichtet und nähert sich jetzt).

Max! bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir, Max!
Sieh, als man dich im Prag'schen Winterlager
Ins Zelt mir brachte, einen zarten Knaben,
Des deutschen Winters ungewohnt, die Hand
War dir erstarrt an der gewicht'gen Fahne,
Du wolltest männlich sie nicht lassen, damals nahm ich
Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel.
Ich selbst war deine Wärterinn, nicht schämt' ich
Der kleinen Dienste mich, ich pflegte deiner
Mit weiblich sorgender Geschäftigkeit,
Bis du von mir erwärmt, an meinem Herzen,
Das junge Leben wieder freudig fühltest.
Wann hab' ich seitdem meinen Sinn verändert?
Ich habe viele Tausend reich gemacht,
Mit Ländereien sie beschenkt, belohnt
Mit Ehrenstellen — dich hab' ich geliebt,
Mein Herz, mich selber hab' ich dir ergeben.
Sie alle waren Fremdlinge, du warst
Das Kind des Hauses — Max! du kannst mich nicht verlassen!
Es kann nicht sein, ich mag's und will's nicht glauben,
Daß mich der Max verlassen kann.

Max.

O Gott!

Wallenstein.

Ich habe dich gehalten und getragen
Von Kindesbeinen an — Was that dein Vater
Für dich, das ich nicht reichlich auch gethan?
Ein Liebesnetz hab ich um dich gesponnen!
Zerreiß es, wenn du kannst — Du bist an mich
Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Fessel der Natur,
Die Menschen an einander ketten kann.
Geh' hin, verlaß mich, diene deinem Kaiser,
Laß dich mit einem goldnen Gnadenkettlein,
Mit seinem Widderfell, dafür belohnen,
Daß dir der Freund, der Vater deiner Jugend,
Daß dir das heiligste Gefühl nichts galt.

Max (in heftigem Kampf).

O Gott! Wie kann ich anders? Muß ich nicht?
Mein Eid — die Pflicht —

Wallenstein.

Pflicht, gegen wen? Wer bist du?
Wenn ich am Kaiser unrecht handle, ist's
Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörst
Du dir? Bist du dein eigener Gebieter,
Stehst frei da in der Welt, wie ich, daß du
Der Thäter deiner Thaten könntest sein?
Auf mich bist du gepflanzt, ich bin dein Kaiser,
Mir angehören, mir gehorchen, das
Ist deine Ehre, dein Naturgesetz.
Und wenn der Stern, auf dem du lebst und wohnst,
Aus seinem Gleise tritt, sich brennend wirft
Auf eine nächste Welt und sie entzündet,
Du kannst nicht wählen, ob du folgen willst,
Fort reißt er dich in seines Schwunges Kraft,
Sammt seinem Ring und allen seinen Monden.
Mit leichter Schuld gehst du in diesen Streit,
Dich wird die Welt nicht tadeln, sie wird's loben,
Daß dir der Freund das Meiste hat gegolten.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann.

Wallenstein.

Was gibt's?

Neumann.

Die Pappenheimischen sind abgesessen
Und rücken an zu Fuß, sie sind entschlossen,
Den Degen in der Hand das Haus zu stürmen;
Den Grafen wollen sie befrei'n.

Wallenstein (zu Terzky).

Man soll
Die Ketten vorziehn, das Geschütz aufpflanzen.
Mit Kettenkugeln will ich sie empfangen.
(Terzky geht ab.)
Mir vorzuschreiben mit dem Schwert! Geh, Neumann,
Sie sollen sich zurückziehn, augenblicks,
Ist mein Befehl, und in der Ordnung schweigend warten,
Was mir gefallen wird zu thun.
(Neumann geht ab. Illo ist ans Fenster getreten.)

Gräfinn.

Entlaß ihn!
Ich bitte dich, entlaß ihn!

Illo (am Fenster).

Tod und Teufel!

Wallenstein.

Was ist's?

Illo.

Auf's Rathhaus steigen sie, das Dach
Wird abgedeckt, sie richten die Kanonen
Auf's Haus —

Max.

Die Rasenden!

Illo.

Sie machen Anstalt,
Uns zu beschießen —

Herzoginn und Gräfinn.

Gott im Himmel!

Max (zu Wallenstein).

Laß mich
Hinunter, sie bedeuten —

Wallenstein.

Keinen Schritt!

Max
(auf Thekla und die Herzoginn zeigend).

Ihr Leben aber! Deins!

Wallenstein.

Was bringst du, Terzky?

Zwanzigster Auftritt.

Vorige. Terzky (kommt zurück).

Terzky.

Botschaft von unsern treuen Regimentern.
Ihr Muth sei länger nicht zu bändigen,
Sie flehen um Erlaubniß anzugreifen,
Vom Prager — und vom Mühlthor sind sie Herr,
Und wenn du nur die Losung wolltest geben,
So könnten sie den Feind im Rücken fassen,
Ihn in die Stadt einkeilen, in der Enge
Der Straßen leicht ihn überwältigen.

Illo.

O komm! laß ihren Eifer nicht erkalten!
Die Buttlerischen halten treu zu uns.

Wir sind die größre Zahl und werfen sie,
Und enden hier in Pilsen die Empörung.

Wallenstein.

Soll diese Stadt zum Schlachtgefilde werden,
Und brüderliche Zwietracht, feueraugig,
Durch ihre Straßen losgelassen toben?
Dem tauben Grimm, der keinen Führer hört,
Soll die Entscheidung übergeben sein?
Hier ist nicht Raum zum Schlagen, nur zum Würgen;
Die losgebundnen Furien der Wuth
Ruft keines Herrschers Stimme mehr zurück.
Wohl, es mag sein! Ich hab' es lang bedacht,
So mag sich's rasch und blutig denn entladen.

(Zu Max gewendet.)

Wie ist's? Willst du den Gang mit mir versuchen?
Freiheit zu gehen hast du. Stelle dich
Mir gegenüber. Führe sie zum Kampf.
Den Krieg verstehst du, hast bei mir etwas
Gelernt, ich darf des Gegners mich nicht schämen,
Und keinen schönern Tag erlebst du, mir
Die Schule zu bezahlen.

Gräfinn.

Ist es dahin
Gekommen? Vetter! Vetter! könnt Ihr's tragen?

Max.

Die Regimenter, die mir anvertraut sind,
Dem Kaiser treu hinwegzuführen, hab' ich
Gelobt; dieß will ich halten oder sterben.
Mehr fordert keine Pflicht von mir. Ich fechte
Nicht gegen dich, wenn ich's vermeiden kann,
Denn auch dein feindlich Haupt ist mir noch heilig.

(Es geschehen zwei Schüsse. Illo und Terzky eilen an's Fenster.)

Wallenstein.

Was ist das?

Terzky.

Er stürzt.

Wallenstein.

Stürzt! Wer?

Illo.

Die Tiefenbacher thaten
Den Schuß.

Wallenstein.

Auf wen?

Illo.

Auf diesen Neumann, den
Du schicktest —

Wallenstein (auffahrend).

Tod und Teufel! So will ich —

(Will gehen.)

Terzky.

Dich ihrer blinden Wuth entgegen stellen?

Herzoginn und Gräfinn.

Um Gotteswillen nicht!

Illo.

Jetzt nicht, mein Feldherr!

Gräfinn.

O halt ihn! halt ihn!

Wallenstein.

Laß mich!

Max.

Thu' es nicht,
Jetzt nicht. Die blutig rasche That hat sie
In Wuth gesetzt, erwarte ihre Reue —

Wallenstein.

Hinweg! Zu lange schon hab' ich gezaudert.
Das konnten sie sich freventlich erkühnen,
Weil sie mein Angesicht nicht sahn — Sie sollen
Mein Antlitz sehen, meine Stimme hören —
Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Laß sehn, ob sie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht?
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer und schnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der empörte Sinn
Ins alte Bette des Gehorsams wieder.

(Er geht. Ihm folgen Illo, Terzky und Buttler.)

Einundzwanzigster Auftritt.

Gräfinn. Herzoginn. Max und Thekla.

Gräfinn (zur Herzoginn).

Wenn sie ihn sehn — es ist noch Hoffnung, Schwester.

Herzoginn.

Hoffnung! ich habe keine.

Max

(der während des letzten Auftritts in einem sichtbaren Kampf von ferne gestanden, tritt näher).

Das ertrag' ich nicht.
Ich kam hieher mit fest entschiedner Seele,
Ich glaubte recht und tadellos zu thun,
Und muß hier stehen, wie ein Hassenswerther,
Ein roh Unmenschlicher, vom Fluch belastet,
Vom Abscheu Aller, die mir theuer sind,
Unwürdig schwer bedrängt die Lieben sehn,
Die ich mit einem Wort beglücken kann —
Das Herz in mir empört sich, es erheben
Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust,
In mir ist Nacht, ich weiß das Rechte nicht zu wählen.
O wohl, wohl hast du wahr geredet, Vater,
Zu viel vertraut' ich auf das eigne Herz;
Ich stehe wankend, weiß nicht was ich soll.

Gräfinn.

Sie wissen's nicht? Ihr Herz sagt's Ihnen nicht?
So will ich's Ihnen sagen!
Ihr Vater hat den schreienden Verrath
An uns begangen, an des Fürsten Haupt
Gefrevelt, uns in Schmach gestürzt; daraus
Ergibt sich klar, was Sie, sein Sohn, thun sollen:
Gutmachen, was der Schändliche verbrochen,
Ein Beispiel aufzustellen frommer Treu,
Daß nicht der Name Piccolomini
Ein Schandlied sei, ein ew'ger Fluch im Haus
Der Wallensteiner.

Max.

Wo ist eine Stimme
Der Wahrheit, der ich folgen darf? Uns Alle
Bewegt der Wunsch, die Leidenschaft. Daß jetzt
Ein Engel mir vom Himmel niederstiege,
Das Rechte mir, das Unverfälschte, schöpfte
Am reinen Lichtquell, mit der reinen Hand!

(Indem seine Augen auf Thekla fallen.)

Wie? such' ich diesen Engel noch? Erwart' ich
Noch einen andern?

(Er nähert sich ihr, den Arm um sie schlagend.)

Hier, auf dieses Herz,
Das unfehlbare, heilig reine will
Ich's legen, deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann,
Vom unglückselig Schuldigen sich wendet.
Kannst du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe?
Erkläre, daß du kannst, und ich bin euer.

Gräfinn (mit Bedeutung).

Bedenkt —

Max (unterbricht sie).

Bedenke nichts. Sag', wie du's fühlst.

Gräfinn.

An Euren Vater denkt —

Max (unterbricht sie).

Nicht Friedlands Tochter,
Ich frage dich, dich, die Geliebte frag' ich!
Es gilt nicht eine Krone zu gewinnen:
Das möchtest du mit klugem Geist bedenken.
Die Ruhe deines Freundes gilt's, das Glück
Von einem Tausend tapfern Heldenherzen,
Die seine That zum Muster nehmen werden.
Soll ich dem Kaiser Eid und Pflicht abschwören?
Soll ich in's Lager des Octavio
Die vatermörderische Kugel senden?
Denn wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,
Ist sie kein todtes Werkzeug mehr, sie lebt,
Ein Geist fährt in sie, die Erinnyen
Ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückisch sie den ärgsten Weg.

Thekla.

O Max —

Max (unterbricht sie).

Nein, übereile dich auch nicht!
Ich kenne dich, dem edlen Herzen könnte
Die schwerste Pflicht die nächste scheinen. Nicht

Das Große, nur das Menschliche geschehe.
Denk', was der Fürst von je an mir gethan.
Denk' auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten;
O auch die schönen, freien Regungen
Der Gastlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen;
Schwer rächen sie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der sie gräßlich schändet.
Leg' Alles, Alles in die Wage, sprich
Und laß dein Herz entscheiden.

Thekla.

O das deine
Hat längst entschieden. Folge deinem ersten
Gefühl —

Gräfinn.

Unglückliche!

Thekla.

Wie könnte das
Das Rechte sein, was dieses zarte Herz
Nicht gleich zuerst ergriffen und gefunden?
Geh' und erfülle deine Pflicht! Ich würde
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdest edel stets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue soll
Nicht deiner Seele schönen Frieden stören.

Max.

So muß ich dich verlassen, von dir scheiden!

Thekla.

Wie du dir selbst getreu bleibst, bist du's mir;
Uns trennt das Schicksal, unsre Herzen bleiben einig.
Ein blut'ger Haß entzweit auf ew'ge Tage
Die Häuser Friedland, Piccolomini.
Doch wir gehören nicht zu unserm Hause.
— Fort! Eile! Eile, deine gute Sache
Von unsrer unglückseligen zu trennen.
Auf unserm Haupte liegt der Fluch des Himmels!
Es ist dem Untergang geweiht. Auch mich
Wird meines Vaters Schuld mit in's Verderben
Hinabziehn. Traure nicht um mich! Mein Schicksal
Wird bald entschieden sein.

(Max faßt sie in die Arme, heftig bewegt. Man hört hinter der Scene ein lautes, wildes, langverhallendes Geschrei: Vivat Ferdinandus, von kriegerischen Instrumenten begleitet. Max und Thekla halten einander unbeweglich in den Armen.)

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Vorige. Terzky.

Gräfinn (ihm entgegen).

Was war das? Was bedeutete das Rufen?

Terzky.

Es ist vorbei und Alles ist verloren.

Gräfinn.

Wie, und sie gaben nichts auf seinen Anblick?

Terzky.

Nichts. Alles war umsonst.

Herzoginn.

Sie riefen Vivat.

Terzky.

Dem Kaiser.

Gräfinn.

O die Pflichtvergessenen!

Terzky.

Man ließ ihn nicht einmal zum Worte kommen.
Als er zu reden anfing, fielen sie
Mit kriegerischem Spiel betäubend ein.
— Hier kommt er.

Dreiundzwanzigster Auftritt.

Vorige. Wallenstein begleitet von Illo und Buttler. Darauf Kürassiere.

Wallenstein (im Kommen).

Terzky!

Terzky.

Mein Fürst!

Wallenstein.

Laß unsre Regimenter
Sich fertig halten, heut noch aufzubrechen;
Denn wir verlassen Pilsen noch vor Abend.

(Terzky geht ab.)

Buttler —

Buttler.

Mein General?

Wallenstein.

Der Kommandant zu Eger
Ist euer Freund und Landsmann. Schreibt ihm gleich
Durch einen Eilenden, er soll bereit sein,
Uns morgen in die Festung einzunehmen —
Ihr folgt uns selbst mit Eurem Regiment.

Buttler.

Es soll geschehn, mein Feldherr!

Wallenstein

(tritt zwischen Max und Thekla, welche sich während dieser Zeit fest umschlungen gehalten).

Scheidet!

Max.

Gott!

(Kürassiere mit gezogenem Gewehr treten in den Saal und sammeln sich im Hintergrunde. Zugleich hört man unten einige muthige Passagen aus dem Pappenheimer Marsch, welche dem Max zu rufen scheinen.)

Wallenstein (zu den Kürassieren).

Hier ist er. Er ist frei. Ich halt' ihn nicht mehr.

(Er steht abgewendet und so, daß Max ihm nicht beikommen, noch sich dem Fräulein nähern kann.)

Max.

Du hassest mich, treibst mich im Zorn von dir.
Zerreißen soll das Band der alten Liebe,
Nicht sanft sich lösen und du willst den Riß,
Den schmerzlichen, mir schmerzlicher noch machen!
Du weißt, ich habe ohne dich zu leben
Noch nicht gelernt — In eine Wüste geh' ich
Hinaus, und Alles, was mir werth ist, Alles
Bleibt hier zurück — O wende deine Augen
Nicht von mir weg! Noch einmal zeige mir
Dein ewig theures und verehrtes Antlitz!
Verstoß mich nicht —

(Er will seine Hand fassen. Wallenstein zieht sie zurück. Er wendet sich an die Gräfinn.)

Ist hier kein andres Auge,
Das Mitleid für mich hätte — Base Terzky —

(Sie wendet sich von ihm; er kehrt sich zur Herzoginn.)

Ehrwürd'ge Mutter —

Herzoginn.

Gehn Sie, Graf, wohin
Die Pflicht Sie ruft — So können Sie uns einst
Ein treuer Freund, ein guter Engel werden
Am Thron des Kaisers.

Max.

Hoffnung geben Sie mir,
Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln lassen.
O täuschen Sie mich nicht mit leerem Blendwerk!
Mein Unglück ist gewiß, und, Dank dem Himmel!
Der mir ein Mittel eingibt, es zu enden.

(Die Kriegsmusik beginnt wieder. Der Saal füllt sich mehr und mehr mit Bewaffneten an. Er sieht Buttlern dastehen.)

Ihr auch hier, Oberst Buttler — Und Ihr wollt mir
Nicht folgen? — Wohl! Bleibt Eurem neuen Herrn
Getreuer als dem alten. Kommt! Versprecht mir,
Die Hand gebt mir darauf, daß Ihr sein Leben
Beschützen, unverletzlich wollt bewahren.

(Buttler verweigert seine Hand.)

Des Kaisers Acht hängt über ihm, und gibt
Sein fürstlich Haupt jedwedem Mordknecht preis,
Der sich den Lohn der Blutthat will verdienen;
Jetzt thät' ihm eines Freundes fromme Sorge,
Der Liebe treues Auge noth — und die
Ich scheidend um ihn seh' —

(Zweideutige Blicke auf Illo und Buttler richtend.)

Illo.

Sucht die Verräther
In Eures Vaters, in des Gallas Lager.
Hier ist nur Einer noch. Geht und befreit uns
Von seinem hassenswürd'gen Anblick! Geht!

(Max versucht es noch einmal, sich der Thekla zu nähern. Wallenstein verhindert es. Er steht unschlüssig, schmerzvoll; indeß füllt sich der Saal immer mehr und mehr, und die Hörner ertönen unten immer auffordernder und in immer kürzern Pausen.)

Max.

Blas't! Blas't! — O wären es die schwed'schen Hörner,
Und ging's von hier gerad' in's Feld des Todes,
Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß sehn, durchdrängen meinen Busen!
Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reißen? — O treibt mich nicht zur Verzweiflung!
Thut's nicht! Ihr könntet es bereuen!

(Der Saal ist ganz mit Bewaffneten erfüllt.)

Noch mehr — Es hängt Gewicht sich an Gewicht
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab. —
Bedenket, was ihr thut. Es ist nicht wohlgethan,
Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan,
Der Rachegöttinn weih' ich eure Seelen.
Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben;
Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben!

(Indem er sich nach dem Hintergrund wendet, entsteht eine rasche Bewegung unter den Kürassieren, sie umgeben und begleiten ihn in wildem Tumult. Wallenstein bleibt unbeweglich, Thekla sinkt in ihrer Mutter Arme. Der Vorhang fällt.)

Die Braut von Messina*).

Chor. (Cajetan.)

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden,
Und die lange unendliche Zeit?
Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Einer aus dem Chor. (Manfred.)

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der **Krieg** hat auch seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Mensch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweyter. (Berengar.)

Stehen nicht Amors Tempel offen?
Wallet nicht zu dem **Schönen** die Welt?
Da ist das Fürchten! Da ist das Hoffen;
König ist hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben,
Daß sich die graulichen Farben erheben.
Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums;
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter. (Cajetan.)

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das **Schöne**! Und flechte sich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen;
Aber dem männlichen Alter ziemt's
Einem ernsteren Gott zu dienen.

Erster. (Manfred.)

Der strengen Diana, der Freundinn der Jagden,
Lasset uns folgen in's wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelsten nachten,
Und den Springbock stürzen vom Fels.
Denn die Jagd ist ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernsten Kriegsgotts lustige Braut —
Man ist auf mit dem Morgenstrahl,
Wenn die schmetternden Hörner laden
Lustig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermattenden Glieder zu baden
In den erfrischenden Strömen der Lüfte!

Zweyter. (Berengar.)

Oder wollen wir uns der blauen
Göttinn, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schos?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein lustig schwimmendes Schloß?
Wer das grüne krystallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt sich das Glück, dem gehört die Welt;
Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!
Denn das Meer ist der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launisch Reich;
Hier wird der Reiche schnell zum Armen
Und der Aermste dem Fürsten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenschnelle
Läuft um die ganze Windesrose,
Wechseln hier des Geschickes Loose,
Dreht das Glück seine Kugel um;
Auf den Wellen ist alles Welle,
Auf dem Meer ist kein Eigenthum.

Dritter. (Cajetan.)

Aber nicht blos im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresfluth,
Auch auf der Erde, so fest sie ruht
Auf den ewigen alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen.
— Sorge gibt mir dieser neue Frieden,
Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen;
Auf der Lava, die der Berg geschieden,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief schon hat der Haß gefressen,
Und zu schwere Thaten sind geschehn,
Die sich nie vergeben und vergessen;
Noch hab' ich das Ende nicht gesehn,
Und mich schrecken ahnungsvolle Träume!
Nicht Wahrsagung reden soll mein Mund;
Aber sehr mißfällt mir dieß Geheime,
Dieser Ehe segenloser Bund,
Diese lichtscheu krummen Liebespfade,
Dieses Klosterraub's verwegne That:
Denn das Gute liebt sich das Gerade;
Böse Früchte trägt die böse Saat.

(Berengar.)

Auch ein Raub war's, wie wir Alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen,
Denn sie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr schüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen
Auf das sündige Ehebett aus.
Greuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus.

Chor. (Cajetan.)

Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut,
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.
Es ist kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder sich wüthend selbst zerstören,
Denn verflucht ward der Mutterschos,
Sie sollte den Haß und den Streit gebären.
— Aber ich will es schweigend verhüllen,
Denn die Rachgötter schaffen im Stillen,
Zeit ist's, die Unfälle zu beweinen,
Wenn sie nahen und wirklich erscheinen.

(Der Chor geht ab.)

---

*) Aus Schillers Werken, Taschenausgabe von 1822, Band 8.

Die Scene verwandelt sich in einen Garten, der die Aussicht auf das Meer eröffnet. Aus einem anstoßenden Gartensaal tritt

Beatrice.

(Geht unruhig auf und nieder, nach allen Seiten umher spähend. Plötzlich steht sie still und horcht.)

Er ist es nicht — Es war der Winde Spiel,
Die durch der Pinie Wipfel sausend streichen;
Schon neigt die Sonne sich zu ihrem Ziel;
Mit trägem Schritt seh' ich die Stunden schleichen
Und mich ergreift ein schauderndes Gefühl,
Es schreckt mich selbst das wesenlose Schweigen.
Nichts zeigt sich mir, wie weit die Blicke tragen;
Er läßt mich hier in meiner Angst verzagen.

Und nahe hör' ich, wie ein rauschend Wehr
Die Stadt, die völkerwimmelnde, ertosen;
Ich höre fern das ungeheure Meer
An seine Ufer dumpferbrandend stoßen.
Es stürmen alle Schrecken auf mich her;
Klein fühl' ich mich in diesem Furchtbargroßen,
Und fortgeschleudert, wie das Blatt vom Baume,
Verlier' ich mich im grenzenlosen Raume.

Warum verließ ich meine stille Zelle?
Da lebt' ich ohne Sehnsucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig, wie die Wiesenquelle,
An Wünschen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle;
Mich faßt die Welt in ihren Riesenarm;
Zerrissen hab' ich alle früh're Bande,
Vertrauend eines Schwures leichtem Pfande.

Wo waren die Sinne?
Was hab' ich gethan?
Ergriff mich bethörend
Ein rasender Wahn?

Den Schleyer zerriß ich
Jungfräulicher Zucht;
Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle!
Umstrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?
Dem Manne folgt' ich,
Dem kühnen Entführer in sträflicher Flucht.

O komm mein Geliebter!
Wo bleibst du und säumest? Befreie, befreie
Die kämpfende Seele! Mich naget die Reue,
Es faßt mich der Schmerz.
Mit liebender Nähe versich're mein Herz!

Und sollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der in der Welt allein sich an mich schloß?
Denn ausgesetzt ward ich in's fremde Leben,
Und frühe schon hat mich ein strenges Loos
(Ich darf den dunkeln Schleyer nicht erheben)
Gerissen von dem mütterlichen Schoß.
Nur einmal sah ich sie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren.

Und so erwuchs ich still am stillen Orte,
In Lebens Glut den Schatten beigesellt.
— Da stand er plötzlich an des Klosters Pforte,
Schön, wie ein Gott, und männlich, wie ein Held.
O mein Empfinden nennen keine Worte!
Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,
Und schnell, als wär' es ewig so gewesen,
Schloß sich der Bund, den keine Menschen lösen.

Vergib, du Herrliche, die mich geboren,
Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geschick erkoren.
Nicht frei erwählt' ich's; es hat mich gefunden;
Ein dringt der Gott auch zu verschloß'nen Thoren;
Zu Perseus Thurm hat er den Weg gefunden.
Dem Dämon ist sein Opfer unverloren.
Wär' es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.

Nicht hinter mich begehr' ich mehr zu schauen,
In keine Heimath sehn' ich mich zurück;
Der Liebe will ich liebend mich vertrauen;
Gibt es ein schön'res als der Liebe Glück?
Mit meinem Loos will ich mich gern bescheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.

Nicht kenn' ich sie und will sie nimmer kennen,
Die sich die Stifter meiner Tage nennen,
Wenn sie von dir mich, mein Geliebter, trennen,
Ein ewig Räthsel bleiben will ich mir;
Ich weiß genug, ich lebe dir!

(Aufmerkend.)

Horch, der lieben Stimme Schall!
— Nein, es war der Wiederhall,
Und des Meeres dumpfes Brausen,
Das sich an den Ufern bricht,
Der Gelitbte ist es nicht!
Weh mir! Weh mir! Wo er weilet?
Mich umschlingt ein kaltes Grausen!
Immer tiefer
Sinkt die Sonne! Immer öder
Wird die Oede! Immer schwerer
Wird das Herz — Wo zögert er?

(Sie geht unruhig umher.)

Aus des Gartens sichern Mauern
Wag' ich meinen Schritt nicht mehr.
Kalt ergriff mich das Entsetzen,
Als ich in die nahe Kirche
Wagte meinen Fuß zu setzen,
Denn mich trieb's mit mächt'gem Drang,
Aus der Seele tiefsten Tiefen,
Als sie zu der Hora riefen,
Hinzuknien an heil'ger Stätte,
Zu der Göttlichen zu flehn,
Nimmer konnt' ich widerstehn.
Wenn ein Lauscher mich erspähte?
Voll von Feinden ist die Welt,
Arglist hat auf allen Pfaden,
Fromme Unschuld zu verrathen,
Ihr betrüglich Netz gestellt.
Grauend hab' ich's schon erfahren,
Als ich aus des Klosters Hut
In die fremden Menschenscharen
Mich gewagt mit frevelm Muth.
Doch bei jenes Festes Feier,
Da der Fürst begraben ward,
Mein Erkühnen büßt' ich theuer;
Nur ein Gott hat mich bewahrt —
Da der Jüngling mir, der fremde,
Nahte, mit dem Flammenauge,
Und mit Blicken, die mich schreckten,
Mir das Innerste durchzuckten,
In das tiefste Herz mir schaute —
Noch durchschauert kaltes Grauen,
Da ich's denke, mir die Brust!
Nimmer, nimmer kann ich schauen
In die Augen des Geliebten,
Dieser stillen Schuld bewußt!

(Aufhorchend.)

Stimmen im Garten!
Er ist's, der Geliebte!
Er selber! Jetzt täuschte
Kein Blendwerk mein Ohr.
Es naht, es vermehrt sich!
In seine Arme!
An seine Brust!

Wilhelm von Oranien
und
Graf von Egmont*).

So kündigte Philipp den Niederlanden seine Regierung an, und dieß waren ihre Beschwerden, als er im Begriffe stand, sie zu verlassen. Lange schon sehnte er sich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo so vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich diese Entfernung; die Rüstungen Solimans zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, seinen Herrn zu vermissen. Die Wahl eines obersten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beschäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte seit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn diese Stelle bekleidet, welche aber, so lange der König in den Niederlanden selbst anwesend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gad. Seine Abwesenheit machte sie zu dem wichtigsten Amte in der Monarchie und dem glänzendsten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers

*) Aus Schillers Werken, Taschenausgabe von 1822, Band 12.

nur streben konnte. Jetzt stand sie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambresis wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt hatte. Die beinahe unumschränkte Gewalt, welche dem Oberstatthalter verliehen werden mußte, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein so ausgedehnter und delikater Posten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anschläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen sollte, mußten nothwendig diese Wahl erschweren. Das Gesetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberstatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen Provinzen zugleich gebürtig sein kann, so ist es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eifersucht eines Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von seiner Grenze zu Hause wäre, kein größeres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andre Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber schien der Vortheil der Krone selbst einen niederländischen Bürger zu begünstigen. Ein geborner Brabanter, zum Beispiel, dessen Vaterland sich mit uneingeschränkterm Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich schon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über seine geringfügigsten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in Einer Provinz ihre Absichten durchgesetzt, so war die Widersetzung der übrigen eine Kühnheit, die sie auf das strengste zu ahnen berechtigt war. In dem gemeinschaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfassungen gleichsam untergegangen; der Gehorsam einer einzigen war ein Gesetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wußte, war für alle andre verloren.

Unter den niederländischen Großen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so mußte es nothwendig auf Einen von diesen Beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. Wilhelm war im Jahr 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfin Stollberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eignen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eignen Klugheit würden entgangen sein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherrn einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttinn seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wol mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eignen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigen, die Er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Machiavells zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte, und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nah anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicher Weise dem Könige von Spanien in die Hände. Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser, im letzten Akte seines Lebens, auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oestreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, so bald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nichts Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung Statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tollkreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher nicht die Zuversicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr, als ein Fläminger gewesen.

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu sein. Geburt und Ansehn, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont, als für Oranien, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienste hätten Philipp bei einer Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für Einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu diesem Amte in Vorschlag gebracht wurden, war auch Christina, Herzoginn von Lothringen, und Muhme des Königs, die sich als Mittlerinn des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzoginn Christina wurde verworfen, nicht sowol, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deßwegen, weil sie dem niederländischen Volke und dem Prinzen von Oranien willkommen war.

Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?*)

Eine akademische Antrittsrede.

Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine h. H. H., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse, und Jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Anblick so vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her versammelt, und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben, als Wahrheit? — desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Werth

---

*) Aus Schiller's Werken, Taschenausg. v. 1822. B. 16.

desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichen Epoche seines Wirkens empfängt, und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnde Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und Weisheit, seine Verschlimmerung und Veredlung, begleitet sie ihn; von Allem, was er sich *nahm* und *gab*, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist Keiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedene Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande Ihres Fleißes genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig sein, mich *über diesen Zweck Ihrer Studien* selbst vorher mit Ihnen einzuverstehen. Eine vorläufige Berichtigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, unsre künftige akademische Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit sogleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anders ist der Studierplan, den sich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein Solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brotstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das Sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Kursus durchlaufen, und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerinnen — denn wozu weiter sie bemühen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengehäuften Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brotwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brotgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brotgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse *durch sich selbst* ihn belohnen, desto größere Vergeltung heischt er von außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur *Einen* Maßstab, *die Mühe*. Darum hört man Niemand mehr klagen, als den Brotgelehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brotgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag; sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu sein, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweiet sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig, als der Brotgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich Jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — *herzustellen*, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Brotgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Gewissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaften steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauet. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den *Brotgelehrten* niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten, noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: *so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System*, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brotgelehrte in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdiensts, als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brotgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brotgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu Allem, was der Brotgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder wird sein Muth und seine Thätigkeit sein, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brotgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht *was* er treibt, sondern *wie* er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Object seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und *nahe* durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß bereits bei Ihnen entschieden sei, welches von beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie Sich

zum Muster nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwischen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Universalgeschichte empfohlen oder erlassen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Bestreben, sich dem Ersten nützlich zu machen, möchte sich die Wissenschaft selbst allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unsre europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiednen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unsrer eignen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen, und den verlornen Anfang unsers Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch mußte sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.

Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von thierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung fest halten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei Allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Bei andern, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten Knechtschaft und Despotismus ein schauderhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrika's seine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: — hier wurden sie auf seinem Grab abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft sich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetisch, und hier vor einem grausenvollen Scheusal nieder; in seinen Göttern malt sich der Mensch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, so elend ist er hier durch das andre Extrem gesetzloser Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüstet, von jedem Geräusch aufgescheucht, reckt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm Alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein süßes Gastrecht ihn erfreuen. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unsern Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was sind wir jetzt? Lassen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter stille stehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menschliche Fleiß hat sie angebaut, und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahreszeiten hat der Mensch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächse des Orients zu seinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die starke Menschenhand zerriß und dem Sonnenstrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins spiegeln sich Asiens Reben. An seinen Ufern erheben sich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterem Leben durchschwärmen. Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes friedlichem Besitz sicher unter einer Million, ihn, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten. Wohlthätig haben sich seine Sorgen getrennt, seine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieterische Bedürfniß nicht mehr an die Pflugschar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er seine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers schützt er sein Gebiet. Das Gesetz wacht über sein Eigenthum — und ihm bleibt das unschätzbare Recht, sich selbst seine Pflicht auszulesen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wissens, seitdem der Mensch in der traurigen Selbstvertheidigung seine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, seitdem es in seine Willkür gestellt worden, sich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen soll; seitdem er das kostbare Vorrecht errungen hat, über seine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf seines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, seitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeist neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galiläi und Erasmus bescheinen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen heruntergestiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmählig in die Vergessenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung ist geschehen, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von dem Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Gesetze des Anstands und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueberreste aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unschädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzustürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutschland das System seiner politischen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, leistet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatssystem durch Eintracht zusammen: jenes drückte die thätigsten Kräfte der Menschheit in einer sklavischen Einförmigkeit darnieder. Selbst unsre Religion — so sehr entstellt durch die untreuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der bessern Philosophie verkennen? Unsre Leibnitze und Locke machten sich um das Dogma und um die Moral des Christenthums eben so verdient, als — der Pinsel eines Raphael und Corregio um die heilige Geschichte.

Endlich unsre Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verschlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichsten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.

Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt sich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufsuchen! Frei an der Themse, und für diese Freiheit sein eigner Schuldner; hier unbezwingbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel kraftlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen durch seine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradiese. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunstfleiß und politische Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geschieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Thronen, und ließ in Frankreich alle, bis auf Einen, verschwinden? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst daß *wir* uns in diesem Augenblicke hier zusammenfanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Maß von Gewissensfreiheit zusammen fanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die *ganze* Weltgeschichte würde wenigstens nöthig sein, dieses einzige Moment zu erklären. Daß wir uns als Christen zusammen fanden, mußte diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte sie den römischen Staat genau so finden, als sie ihn fand, um sich mit schnellem siegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäsarn endlich selbst zu besteigen. Unsre rauhen Vorfahren in den thüringischen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch seine wachsenden Reichthümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehn zu mißbrauchen, und seine stille *Gewissensmacht* in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem *Gregor* und *Innocenz* alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß, und des geistlichen Despotismus schreiendes Scandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn dieß geschehen sollte, so mußten die Waffen unsrer Fürsten *Karln* V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein *Gustav Adolph* mußte den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Frieden ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten sich in Italien und Deutschland erheben, dem Fleiß ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen *Mittelstande*, dem Schöpfer unsrer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreifen sollte. Deutschlands Kaiser mußten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich seines gefährlichen Ueberflusses in Asiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderischen Faustrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten seinen Empörungsgeist ausbluten — wenn das verworrene Chaos sich sondern, und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewicht ruhen sollten, wo unsre jetzige Muße der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausringen sollte, worin geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt: so mußte der lang erstickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wüthenden Verfolgern aufs Neue hervorbrechen, und ein *Al Mamun* den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein *Omar* an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unsre Vorfahren von den blutigen *Urtheilen Gottes* zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen, der Müssigaang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werkthätigkeit schuf, von ferne einen Ersatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöstern die zerrütteten Reste des *Augustischen* Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. An griechischen und römischen Mustern mußte der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen, wenn sie einen Weg zu den Herzem finden, und den Namen einer Menschenbilderin sich verdienen sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstands emporgedrungen wären, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre *ganze* Geschichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten *zusammentreffen*, diesen neuen noch zarten Keimen von Wissenschaft und Kunst Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unsrer Kultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserm Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unsern Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel, und eben so viele neue Werkzeuge unsers Verderbens — setzen sie nicht einen *Columbus* voraus, der Amerika entdeckte, einen *Vasco de Gama*, der die Spitze von Afrika umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. *Ganz* und *vollzählig* überschauen kann sie nur der unendliche Verstand, dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen oder Beobachter gefunden, oder sie sind durch kein Zeichen festgehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menschengeschlechte selbst und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition und das Organ der Tradition ist Sprache. Die ganze Epoche *vor der Sprache*, so folgenreich sie auch für die *Welt* gewesen, ist für die *Weltgeschichte* verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, so geschah diese Mittheilung anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der *Sagen*. Von Mund zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch eine lange Folge von Geschlechtern fort, und da sie durch Media ging, die verändert werden und verändern, so mußte sie diese Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ist daher eine sehr unzuverläßige Quelle für die Geschichte; daher sind alle Begebenheiten *vor dem Gebrauche der Schrift* für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunst gerettet. Bei weitem der größere Theil ist mit den Aufschlüssen, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die größere Anzahl durch die *Leidenschaft*, durch den *Unverstand*, und oft selbst durch das *Genie* ihrer Beschreiber verunstaltet und unkennbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst, und unter Menschen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthseln: welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geschehenen Abzügen zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Verstande. *Was* und *wieviel* von diesem historischen Stoff gehört nun der *Universalgeschichte*?

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die *heutige* Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines historischen Datums zu der *heutigen* Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln. Die Weltgeschichte geht also von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenstehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge ent-

gegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere mit darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluß über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgesetzt hat bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler; dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieser bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunter zu steigen. Dieß ist die Weltgeschichte, die wir haben und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist, so müssen eben so viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung giebt. So gleichförmig, nothwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, so unterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefügt sein. Es ist daher zwischen dem Gange der *Welt* und dem Gange der *Weltgeschichte* ein merkliches Mißverhältniß sichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geschehen kann, daß der Zusammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zustande des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin sie mit Ereignissen steht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: so ist es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter aufs Genaueste binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehören, nicht selten *isolirt* erscheinen. Ein Faktum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christenthums und besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Faktum für die Weltgeschichte wird: aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung.

So würde denn unsre Weltgeschichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläufen wiederkehren; daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreis unsrer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoffe der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschäftig werden, der nach Uebereinstimmung strebt — der ihn unwiderstehlich reizt, Alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren, und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkannt, zum *Gedanken* zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolge er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: desto mehr wird er geneigt, was er als *Ursache* und *Wirkung* in einander greifen sieht, als *Mittel* und *Absicht* zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ohngefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte eine so heitre Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus, und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Princip in die *Weltgeschichte*. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erscheinung, welche dieser große Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend beistimmende Fakta *bestätigt*, und durch eben so viele andre *widerlegt*; aber so lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für *unentschieden*, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung, und dem Herzen die größere Glückseligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeschichte nach letzterm Plane in den spätesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vorschnelle Anwendung dieses großen Maßes könnte den Geschichtsforscher leicht in Versuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und diese glückliche Epoche für die Weltgeschichte immer weiter zu entfernen, indem er sie beschleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerksamkeit auf die lichtvolle und doch so sehr vernachläßigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen anschließt. Schon der Hinblick auf dieses, wenn auch nur mögliche, Ziel muß dem Fleiß des Forschers einen belebenden Sporn und eine süße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinste Bemühung sein, wenn er sich auf dem Wege sieht, oder auch nur einen späten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulösen, und dem höchsten Geist in seiner schönsten Wirkung zu begegnen.

Und auf solche Art behandelt, m. H. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeschichte eine eben so anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Licht wird sie in Ihrem Verstande, und eine wohlthätige Begeisterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen, und indem sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks, und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu fassen, und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft vorauszueilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen, so breitet sie optisch täuschend sein ganzes Dasein in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Herden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines *Gregors* und *Cromwells* geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: „daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert."

Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Vorurtheil der Zeit sie dahinreißen, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge. Alles, was *aufhört*, hat für sie gleich kurz gedauert: sie hält den verdienten Olivenkranz frisch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem sie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen großen Naturplan gewonnen worden ist; so stellt sie den wahren Maßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und indem sie uns auf unsre eigenen Besitzungen aufmerksam macht, läßt sie uns die gepriesenen goldnen Zeiten *Alexanders* und *Augusts* nicht zurückwünschen.

Unser *menschliches* Jahrhundert herbei zu führen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsre Dankbarkeit rauben: kostbare theure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das *kommende* Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns erglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus *unsern* Mitteln

einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.

Ueber
Bürgers Gedichte *).

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des geselligen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüthen des Geistes in der Fruchtzeit absterben, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden sollte. Vielmehr ließe sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es ließe sich vielleicht darthun, daß, wenn sie von einer Seite höheren Geistesbeschäftigungen nachstehen muß, sie von einer andern nur desto nothwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Bahnen wird sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlichblühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln, und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhundert selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dieß aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. So lange dieß nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied Statt findet, als daß Letzterer zu den Vorzügen des Erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt; so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelten Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen sein, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maßstab in der Hand, den gegenwärtigen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unsrer, nicht ungepriesenen, lyrischen Dichter auf den bessern des Publikums wirkt; auch trifft es sich zuweilen, daß uns einer oder der Andere, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher Gesagten die Anwendung auf Hrn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl diesem Maßstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volkssänger" ankündigt, und Popularität (S. Vorrede z. 1. Theil S. 15 u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hrn. B. mit dem schwankenden Worte „Volk" schikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die Homer'sche nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Kulturunterschied ist es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äußerst unähnlich macht. Es würde daher umsonst sein, willkürlich in einen Begriff zusammen zu werfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsre Zeiten hätte also blos zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl; entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind, und sich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. Bürgers Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen, und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenschaftbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der

*) Aus Schillers Werken: Taschenausgabe von 1822, Bd. 18.

Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem Er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen, und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges, einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. sagt also keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit" erklärt. Aber, indem er dieß behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was Mancher, der ihn liest, bei dieser Behauptung ganz und gar übersehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerläßliche Bedingung ist, einen verschiednen, von der Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen absoluten, innern Werth zu besitzen. „Wenn ein Gedicht," scheint er sagen zu wollen, „die Prüfung des ächten Geschmacks aushält, und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben: dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt." Dieser Satz ist durchaus Eins mit diesem: Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was Allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte; so ist vielmehr zur Bestimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedner Eigenschaften besteht) wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürger'schen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Theil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verläugnet. Hr. B. vermischt sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und, anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Namen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachtfeier der Venus, seine Leonore, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingische Jubelfeier, Männerkeuschheit, Vorgefühl der Gesundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menschengesichter und ähnliche niederschrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksklasse mit irgend einem, ihr besonders genießbaren, Liebe zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liebe jeder Volksklasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte eben so schwer zu verbessern, als zu entschuldigen sein. Rec. muß gestehen, daß er unter allen Bürger'schen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften, Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung, war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedanken entstellendes, Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unächter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei; daß seinen Produkten nur deßwegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat; desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisirkunst vermissen wir zu sehr bei Hrn. Bürger. Außerdem, daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, daß ihm selten Liebe etwas Andres, als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben korrespondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttinn. Man sehe 1. Th. S. 124: Das Mädel, das ich meine, das hohe Lied und mehrere andre. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zusammengeborgt. S. 86 die beiden Liebenden:

> Im Denken ist sie Pallas ganz.
> Und Juno ganz an edelm Gange,
> Terpsichore beim Freudentanz,
> Euterpe neidet sie im Sange,
> Ihr weicht Aglaja, wenn sie lacht,
> Melpomene bei sanfter Klage,
> Die Wollust ist sie in der Nacht,
> Die holde Sittsamkeit bei Tage.

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, daß sie das Gedicht, worin sie vorkommt, eben verunstalte, sondern weil sie uns das passendste Beispiel zu sein scheint, wie ungefähr Hr. B. idealisirt. Es kann nicht fehlen, das dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet; Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind, und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichthum, sondern die weise Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Kraftstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es konnte uns eben darum nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wiederfanden (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Sasa, Trallyrum larum u. dgl. m. nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen, und der zweideutige Beifall des großen Haufens so lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt, wie soll sich der unmännliche kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unsre lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann Rec. das sonst so lieblich gesungene Gedicht: „Blümchen Wunderhold" nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Her B. in dieser Erfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges, und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frei herausgesagt, Tändelei. Wenn es von diesem Blümchen heißt:

> Du theilst der Flöte weichen Klang
> Des Schreiers Kehle mit,
> Und wandelst in Zephyrengang
> Des Stürmers Poltertritt.

so geschieht der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Aether, und ein unächter Reim: blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am meisten vermißt man die Idealisirkunst bei Hrn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, großentheils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diction und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden. Was Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem Lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigenthümliche der Umstände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neuen Bürger'schen Gedichte sind großentheils Produkte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist, als ein Heautontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig, noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht störte. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, blos eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht blos Gemälde dieser eigenthümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters sind nicht blos der Gegenstand, den er besingt; sie sind leider oft auch der Apoll, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst einflößten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst blos leidender Theil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, jemehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hätte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität los zu wickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hrn. B. charakterisirt eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung: „Das hohe Lied von der Einzigen", verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunstrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Product der Bürger'schen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen großen Theil des Lobes mit ein, das sie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichthum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Versündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, daß sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des Wahnsinns verliert, daß sein Feuer oft Furie wird, daß eben deßwegen die Gemüthsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingerissen von dem Affect, der dieses Lied ihm dictirte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Liedes auf seine eigne Lage, die er in demselben, wie in einem Heiligthum, niederlegte, am Schlusse dieses Liedes sich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an sich trage; — aber eben deßwegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, — ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser große und nahe Antheil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen andern Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in diesen Liedern so übertrieben oft an ihn selbst, den Verfasser, erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das sublimi feriam sidera vertice des Horaz mit solchem Mißbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deßwegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Busen gefallen sei; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwenden kann. Aber angenommen, daß an solchen scherzhaften Aeußerungen nur der zehnte Theil sein Ernst sei, so macht ja ein zehnter Theil, der zehnmal wiederkommt, einen ganzen und bittern Ernst. Eigenruhm kann selbst einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingerissene Leser dem Dichter, den er so gern — nur bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns Alles zu sein, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedne einstimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bei seinen Sonnetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Declamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daß sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leyer des pythischen Gottes spielen kann. Gern hätten wir alle blos witzige Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte scherzende Gattung möchten verlassen sehen, die seiner starken nervigen Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das Zechlied 1. Th. S. 142 mit einem anakreontischen oder horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewissen fragte, welchen von Hrn. B. Gedichten, den ernsthaften oder den satyrischen, den ganz lyrischen oder lyrischerzählenden, der Vorrang gebühre, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben; so ist dieß, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. B. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß Vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfließen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten, und so die höchste Krone der Klassicität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue verschönerte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maße der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine verbesserte, ob sie eine vollendete sein soll.

So urtheilte der Verfasser vor eilf Jahren über Bürgers Dichter-Verdienst; er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern, aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen, denn sein Gefühl war richtiger, als sein Raisonnement. Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt, aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Diebold Schilling, s. Minnesinger.

Friedrich Gustav Schilling,

geboren am 25. Nov. 1766 zu Dresden, diente seit 1781 im sächsischen Artilleriecorps, wo er 1788 Unterlieutenant und 1790 Premierlieutenant wurde. Er machte die Feldzüge von 1793, 1806 und 1807 mit und avancirte zum Capitain, nahm aber dann wegen eines chronischen Uebels seinen Abschied, und lebte seit 1807 in Freiberg, seit 1817 in Dresden, wo er im Jahre 1838 starb.

Schillings sämmtliche Schriften erschienen vom Jahre 1828—1839 zu Dresden in 80 Bänden. Sie enthalten an größeren Romanen, neben vielen kleineren Erzählungen und Novellen:

> Das Weib wie es ist. — Laura im Bade. — Der Liebesdienst. — Die Ignoranten. — Verkümmerung. — Gottholds Abentheuer. — Wallow's Töchter. — Clärchens Geständnisse. — Die Familie Bürger. — Die Brautschau. — Röschens Geheimnisse. — Der Mädchenhüter. — Die Vorzeichen. — Das Erbbild. — Leanders Irrfahrten. — Die Ueberraschungen. — Der Hofzwerg. — Wellands Wege. — Stern und Unstern. — Der Leichtfuß und seine Geschwister. — Wolfgang. — Der Hausgenosse u. A. m.

Schilling war lange der Lieblingserzähler eines sehr großen Theils des lesenden deutschen Publicums und viele seiner Schriften werden noch jetzt gern von Solchen zur Hand genommen, denen es darauf ankommt, eine müßige Stunde angenehm zu verbringen. Er besitzt ein bedeutendes Talent lebendiger Darstellung, große Menschenkenntniß, glückliche Laune, Witz und Anmuth neben gewandter Mannichfaltigkeit der Erfindung, aber es fehlt ihm an Tiefe und Schärfe der Characterzeichnung und er bewegt sich mit zu großer Vorliebe nur in den mittleren Regionen des bürgerlichen Lebens, weshalb er auch in der Schilderung von Kleinstädtereien am erfolgreichsten ist. Einen bleibenden, tieferen Eindruck wird daher keine seiner Leistungen in dem Leser zurücklassen, wohl aber oft die Empfindung angenehmer Heiterkeit und ein herzliches Lachen bei ihm hervorrufen.

Der Feiertag.

Lina erwachte, sie vernahm ein Geräusch, sah bei dem Sternenschimmer einen Mann am offenen Fenster — einen muthmaßlichen Dieb, welcher eben ein- oder aussteigen wollte. Die junge Frau entsetzte sich und rief aus hellem Halse: Hugo! Hugo!

Gott's Tausend! fiel ihr Eheherr ein: drückt Dich ein Aelpchen?

Noch zweifelnd fragte sie: Bist Du denn Der am Fenster dort? und er erwiederte: Weh ihm, wenn der ein Andrer wäre. Ich kann nicht schlafen, schöpfe hier Odem und belausche zwei Freundinnen. Die eine schleicht eben heim, die zweite geht erst aus und über Beide kräht der Hahn.

Ist's wahr? flisterte Lina, schnell ermuntert: ei, welche? und wer führt sie denn? Hugo entgegnete:

Die Jungfrau begleiten, nach Bode und Doppelmayer, nicht weniger als neun und vierzig Sonnensterne, Venus aber spaziert mit ihrem Blend-Laternchen herzhaft und einsam vor der Mama her.

Mit Deinen Sternen! schalt sie: aber heute ist ja Feiertag — wir wollten den Domprediger hören und nun wird Dich in der Kirche der Schlaf plagen. Komm, laß die Venus auf-, die Virgo untergehn und lege Dich nieder.

Da schlich er zu ihr hin und sagte schmeichelnd: Wie wär' es, Linchen, wenn wir den nahenden, herrlichen Morgen im großen Heiden-Dome feierten und meinen Herzensfreund, den guten Pastor in Harmsdorf überraschten? Noch kennt er Dich nicht und ich bin gewiß, daß der Ehrenmann und seine holde, Dir so ähnliche Frau — daß die reizende Gegend, die freundliche Wohnung, der herzliche Empfang, Dich für den verkürzten Morgenschlaf entschädigen werden. Der Weg ist zwar drei Stunden lang, ist Anfangs schlecht, läßt nichts als Mühe spüren, doch muß uns sein getreuer Knecht am Abend heim kutschiren.

Spotte nicht! warnte Lina, entschlüpfte darauf, gern jedem billigen Wunsche des liebenden Geliebten begegnend, der süßen Ruhestatt und nahm jetzt selbst an der flammenden Venus Theil, hinter welcher die Rose des Himmels sich aufthat und färbte!

Das junge, glückselige Ehepaar schritt bald darauf, Hand in Hand, bergan und überschau'te auf der Höhe das verklärte Revier seiner Heimath. Vom Thurme der Stadtkirche rief der metallene Mund einer Concordia die Frommen zum Hochamte, über ihnen lobte die schwebende Lerche, tief im Laubwalde die Nachtigall den Quell alles Lebens. Herr, mein Gott! lispelte Lina, von Schauern der Andacht durchdrungen: Du bist herrlich! Du bist schön und prächtig geschmückt — geheiliget werde Dein Name! — Der Gatte sang, bewegt wie sie — „Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort!" und also feierten sie wandelnd den Sabbath und erreichten fröhlich das Ziel.

Der Weg nach dem Pfarrhause führte an der Kirche vorüber. Mein Freund wird eben predigen, sagte Hugo: wir schleichen hinein, damit er Dir im Voraus lieb werde, denn der Geist der Weihe spricht aus ihm in Einfalt und Klarheit und zudem — was das Beste ist, gleicht des Mannes Sinn und Wandel seiner Lehre.

Lina sah, gespannt und eifrig, durch eine offene Seitenthür nach der Kanzel hin und wisperte darauf dem Gatten zu:

Wie man sich täuscht! Er predigt zwar, ich aber hatte mir einen edel gestalteten Mann — einen zweiten Hugo in ihm gedacht und erblicke ein Wesen, das entfärbten, alten Kirchenbildern gleicht und die nicht schlafen, sehn in's Blaue.

Jener neigte sich jetzt auch zu der Oeffnung, er sagte: Nein, die Psyche unsers Magisters waltet in edleren Formen und dieser ist ein Lückenbüßer und Mohnhändler, dazu auch Tezeln, dem Ablaßkrämer ähnlich, dessen Bild daheim im Rathkeller hängt.

Darauf gingen sie weiter, dem Pfarrhause zu, dessen Lage und Nettigkeit die junge Frau mit Sehnsucht nach dem Landleben erfüllte. Ein schneeweißes Windspiel empfing die Gäste liebkosend im Hofe; kollernd blähte sich der feiste Truthahn, welchen Lina's rother Shawl empörte. Mein Leibessen, sagte Hugo: geht es mit nach, so wird dem Rebellen ohne Zögern der Kopf vor die Füße gelegt und er gebraten.

Uebrigens herrschte ringsum tiefe Stille; nicht Herr noch Knecht, nicht Frau noch Magd war zu erblicken. — Sie sind auswärts! klagte Lina, hungerig, durstig und von der ungewohnten Anstrengung erschöpft. Was wird aus uns in diesem Falle?

Sie sind daheim! tröstete der Gatte, denn er nahm den Pastor jetzt, durch's Fenster sehend, wahr. Dieser stand noch im Schlafrocke am Tische des Wohnzimmers, mit Spielsachen seines einjährigen, einzigen Kindes beschäftigt, das dem Pathen zu Ehren Hugo genannt worden war. Bald ließ er den Guguk anschlagen, bald führte er ein Schäfchen an die Lippe und ordnete verbogene Soldaten; der Pathe aber flisterte draußen in Lina's Ohr: Dies Treiben fällt mir auf! Der Mann läßt für sich predigen und spielt hier wie ein Kind.

O, sieh ihn nur an! erwiederte diese: Dein Freund ist krank, mir ahnt ein Unheil! Sprich erst allein zu, liebes Herz! ich nehme indeß dort in der Gartenlaube Platz.

Komme ich denn wohl zur guten Stunde? fragte der Eintretende. Jener erröthete, den unverhofften, willkommenen Gast erblickend, bot ihm die Hand und sprach mit halber Stimme:

Zur dunkeln zwar, doch auch die schwärzesten sind gut, denn alle kommen aus der Hand des Allweisen.

Hugo trat näher, sah in verweinte Augen, in ein schmerzenreiches, erblichenes Gesicht und sprach, von banger Befürchtung gedrängt: Dein Weibchen ist doch wohl und zugegen?

Wohl nicht! entgegnete der Pastor: Ach, unser kleiner Hugo ward um Mitternacht plötzlich todtkrank — zum Engel ward er, denn solcher ist ja das Gottes-Reich. — Ich wollte eben hier aufräumen, fuhr er, sich ermannend, fort: wollte, um der Mutter willen, jedes Herz zerreißende Vergißmeinnicht entfernen, kann mich aber nicht von dem Nachlasse trennen — an sich so werthlos, gäbe ich ihn um Vieles nicht hin. Da, sieh dies Kästchen! sein Liebstes — er war so genügsam. Der Vater bot dem Freunde das gedachte Spielwerk, vom Leide gewältigt, mit zitternder Hand dar. Ward eine Kurbel an der Seitenwand desselben bewegt, so klang es drinnen an und oben drehte sich sofort ein Pärchen nach der Zither des Bergknappen, welcher, scheinbar aufspielend, unter Bäumen stand. Doch gestern war der Tänzer abgebrochen.

Höre die Klagelaute! sprach der Leidtragende und setzte das verbrauchte Spielwerk in Bewegung. Die Saiten erklangen allerdings nur in weichlichen Mißtönen und oben drehte sich das Weiblein, verlassen und mit ausgestreckten Armen, im Kreise.

Elegisch und deutsam, erwiederte Hugo: aber Du Weiser und Geweihter bist gewiß, daß alle irdische Weh- und Mißtöne sich dort in hellen Wohllaut auflösen, daß die ewige Huld ihre Arme nach dem geborgenen Lieblinge ausstreckt, daß ihn der allliebende Großvater aufnahm.

Amen! sagte jener, die Hände gefaltet erbebend: Ich fühle es, „daß mich auch kein Todesbann, ewig von ihm trennen kann!" doch Blut aus solchen Herzenswunden stillt selbst der Glaube nicht und meiner Frauen Zustand bricht vollends dies zerrissene. Sie hält das Kind in ihren Armen fest, schleicht hin und her, als schlafe es nur und schreit laut auf und sträubt sich mit der Hast des Wahnsinns, wenn man es ihr entziehen will. Jetzt rollte ein Wagen in den Hof, welcher des Predigers Mutter und die Schwestern seiner Gattin, lauter Wehklagende, deren Günstling der liebliche Knabe war, von einem Boten herbei gerufen, brachte. Gleichzeitig erschien auch der theilnehmende Gutsherr mit seiner Gemahlin und andere liebende, getreue Nachbar'n; das Zimmer erfüllte sich mit trostarmen Trösterinnen. Da stahl sich Hugo in den Garten hinaus, er suchte sein Weibchen auf und benutzte jenen Wagen zur Heimkehr, denn Lina fühlte sich seit kurzem im Stande der süßesten Hoffnung und mußte, bei der Tiefe und der Reizbarkeit ihres Gemüthes, vor dem erschütternden Eindrucke solcher Nachtstücke bewahrt werden.

Das Dienstmädchen hatte diese indeß mit dem verstörenden Unfalle bekannt gemacht; Lina half ihn während der Rückreise beweinen und zudem kam die Sehnsucht nach dem einzigen, unvergeßlichen Bruder über sie, der, ein wackerer Soldat, in Feindes Land begraben lag.

Sieh, Liebe! sagte Hugo, als sie an des Fürsten Kunstgarten vorüber fuhren: da prangt und duftet ja die Blumenflur, die wir im Herbste sterben sahn, um eins so schön. Und als es dunkelte sprach er wiederum: O sieh, dort glüht nun auch die Jungfrau wieder und alle Sterne die vor Tage versanken, erheben sich, leuchtend und unversehrt, aus dem heiligen Osten. Sind wir denn nicht edler als Blumen und Sonnenstaub? Nicht werbende Serafim? Kinder des ewigen Vaters!

„Spürst Du nicht auch,
Im Abendhauch',
Des Brudergeistes leises Wehen?
Das Vorgefühl vom Wiedersehen?"

Wenc. Schilling,

in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Kettmannshausen in Thüringen geboren, studirte zu Helmstädt und fand, von Soldaten gemißhandelt, seinen Tod bei der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly.

Er schrieb:

Der Lügenmantel Jacobi Martini, welchen er Luthero sich unterstanden zuzuschneiben. —

Ecclesiae metaphysicae visitatio. Magdeb. 1616.

Satyrische Schriften im Interesse der Reformation, welche jedoch zum Theil unterdrückt wurden und daher sehr selten geworden sind. Die letztere gehört zu den heftigsten Streitschriften, welche in jener Zeit erschienen.

Joseph Schiltberger, s. Minnesinger.

Johann Schilter,

am 29. August 1632 zu Pegau geboren, studirte zu Leipzig und Jena und practicirte Anfangs als Dr. jur. zu Naumburg. Von hier ward er als Hof-, Konsistorial- und Kammerrath nach Weimar berufen, und ging 1686 als Rath und Honorarprofessor nach Straßburg, wo er am 14. Mai 1705 starb.

Wir besitzen von ihm:

Thesaurus antiquitatum Teutonicarum edd. Scherz, Simonis et Fricke 3 Vol. Ulm 1723. Fol.

S. war der Erste, welcher die alten Sprachdenkmäler der Deutschen mit großem Fleiße und emsiger Sorgfalt durch den Druck allgemein zugänglich machte. Er erwarb sich dadurch unvergeßliche Ansprüche auf den Dank unserer Nation.

Johann Friedrich Schink

ward am 29. April 1755 zu Magdeburg geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, studirte darauf in Halle Theologie und lebte dann eine Zeitlang (von 1778 bis 1789) als Privatgelehrter abwechselnd in verschiedenen Städten. Im Jahre 1789 wurde er Dramaturg und Bühnendichter bei dem Hamburgischen Stadttheater, gab jedoch diese Stelle 1797 wieder auf, und verweilte nun privatisirend, erst in Ratzeburg, dann im Holsteinischen, bis er 1819 von der Herzogin von Kurland nach Löbichau eingeladen wurde. Hier blieb er bis 1822, wo ihm die Tochter der Herzogin von Kurland, die Herzogin von Sagan, das Amt ihres Bibliothekars übertrug. Er starb zu Sagan am 10. Februar 1835.

Von ihm erschien:

Ausstellungen. Wien 1788.
Coriolan. Trauerspiel. Leipzig 1790.
Romantische Darstellungen. Altenburg 1822.
Dichtermanuscripte. Wien 1781.
Moralische Dichtungen. Berlin 1799—1800. 2 Bde. in 8.

Eigenkraft. Feenmährchen. Hamburg 1798.
Romantische Erzählungen. Hamburg 1804.
Johann Faust. Dramatische Phantasie. Berlin 1804. 2 Thle. in 8.
Dramaturgische Fragmente. Wien 1781—84. 4 Bde. in 8.
Literarische Fragmente. Wien 1786. 2 Bde. in 8.
Frauenhuldigung. Dramatische Dichtungen. Halle 1819.
Die Fügungen. Eine didactisch-dramatische Dichtung. Berlin 1818.
Vernünftig-christliche Gedichte. Berlin 1788.
Gesänge der Religion. Berlin 1823.
Gianetta Montaldi. Trauerspiel. Hannover 1785.
Ein Grab mit der Geliebten. Trauerspiel. Berlin 1821.
Hamlet, Prinz von Dänemark. Marionettenspiel. — Auch unter dem Titel: Momus und sein Guckkasten. Berlin 1799.
Kinder meiner Phantasie. Erzählungen. Altona 1805.
Der König in der Einbildung. Posse. Hamburg 1807.
Launen, Spott und Ernst. Altona 1793. 4 Bde.
Lustspiele. Halle 1821.
Dramaturgische Monate. Schwerin 1790. 4 Bde.
Phantasien und Schilderungen. Rudolstadt 1801.
Satans Bastard. Dramatische Scenen. Berlin 1816.
Dramatische Scherflein. Lüneburg 1810.
Schutz und Strafe, oder die Ruinen von Paluzzi. Oper. Sorau 1826.
Die schöne Schwärmerin. Rudolstadt 1800.
Spiegelbilder. Berlin 1820.
Spiele der Laune und der Satyre. Rudolst. 1801.
Spott- und Jubelalmanach. Hamburg 1815.
Peter Strohkopf. Göttingen 1801. 3 Thle. in 8.
Das Theater zu Abdera. Berlin 1787—89. 2 Thle. in 8.
Zum Behuf des deutschen Theaters. 1r Bd. Grätz 1782.
Grätzer Theaterchronik. 16 Heft. Grätz 1782.
Theaterstücke. Leipzig 1789.
Hamburger Theaterzeitung für 1792. Hamburg. 4 Quartale in 8.
Trauerspiele. Halle 1820.
Zusätze und Berichtigungen zu der Gallerie deutscher Schauspieler und Schauspielerinnen. Wien 1783.

Gemeinschaftlich mit K. Müchler gab er heraus:

Der Kolibri. Eine Unterhaltungsschrift. Berlin 1817. 2 Bde. in 8.

Mit A. G. Eberhard und Tiedge:

Titania, oder Dichter- und Blüthenleben zu Elfenaue. Berlin 1821.

Außerdem einzelne Abhandlungen, Erzählungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften, Almanachen u. s. w.

S. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, dessen Bestreben jedoch allein auf die Befriedigung der nächsten Bedürfnisse des Publicums gerichtet war und welcher daher nur wenig Bedeutendes lieferte. Es fehlte ihm nicht an Geschmack und Talent für die Behandlung der Form, wohl aber an Tiefe, Gründlichkeit und Gediegenheit. Neben einigen gelungenen Leistungen erheben sich seine meisten Arbeiten nicht über das Mittelmäßige, und sind fast sämmtlich schon der Vergessenheit anheim gefallen.

Franz Georg Ferdinand Schläger

ward am 27. Juni 1781 zu Quickborn im Hannöver'schen geboren, besuchte anfangs nur die Schule seines Wohnortes, erhielt aber dann eine wissenschaftliche Vorbildung auf der Domschule zu Ratzeburg, wo er das früher Versäumte mit großem Fleiß einholte und studirte dann von 1801 bis 1804 zu Göttingen Theologie. Nach vollendetem akademischen Cursus lebte er im Mecklenburgischen als Hauslehrer, ward aber bereits 1806 Stadt- und Garnisonprediger in Münden. 1815 ging er von hier als Prediger nach Lauterberg am Harz, wo er bis 1822 verweilte. Als Pastor Primarius nach Hameln berufen, wo er noch jetzt höchst segensreich wirkt. — Bereits 1819 hatte ihn die königl. hannöversche Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt.

Außer vielen Schulschriften, einzelnen Predigten, Abhandlungen u. s. weiter gab er heraus:

Ueber den Einfluß einer öffentlichen Armenpflege auf das Wohl einer Gemeine. Marburg 1811.
Kleine Sammlung von Religions-Vorträgen. Göttingen 1808.
Confirmations-Handlungen. Sondershausen 1817—19. 2 Bde. N. A. Ilmenau 1833.
Materialien zu Religionsvorträgen. Hannover 1811—13. 2 Bde. N. A. 1822.
Vormittägige Gottesverehrung an Sonn- und Festtagen. Göttingen 1813—15. 2 Bde.
Christoph Kalbhenn, der Waisenvater. Heiligenstadt 1823.
Zur Feier des ersten öffentlichen Glaubensbekenntnisses junger Christen. Nordhausen 1823. N. A. Leipzig 1833.
Gedanken über die Fortdauer des Menschen nach dem Tode. Nordhausen 1822.
Der christliche Berg- und Hüttenmann. Erbauungsbuch. Hannover 1827.
Evangelischer Hausspiegel. Hannover 1827.
Der Bußfertige. Hannover 1828.
Geistliche Amtsreden. Ilmenau und Weimar 1833—40. 6 Bde.

Außerdem gab er heraus:

Gemeinnützige Blätter. 1825—1834. 20 Bde.
Der Hannoversche Schulfreund. 1828—1836. 9 Jahrgänge.

Innigkeit, Begeisterung, warmer Eifer für das Wahre und Gute, Klarheit und wirkliche echte Popularität zeichnen die Predigten und Erbauungsschriften dieses überaus verdienstlichen und würdigen Mannes, der unermüdlich für die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in seinem Vaterlande wirkte und dem Hannover neben anderen segensreichen Instituten die Stiftung eines Taubstummeninstituts, so wie die Vorbereitungen zur Gründung eines Blindeninstituts verdankt, höchst vortheilhaft aus.

Kirche und Schule sind unzertrennlich! *)

Eine Rede,

bei der

Einführung des Herrn Rectors Hansen

am 3. Februar 1837 gehalten.

Von F. G. F. Schläger.

Es sei uns diese Stunde gesegnet, die in unsern Kreis einen neuen Mitarbeiter zieht, welcher uns helfen will, daß unsre Jugend zur Freude der Aeltern, zur Zierde unsrer Stadt und zum Segen des theuern Vaterlandes und der Welt durch ihre Tüchtigkeit und Würdigkeit sich auszeichne und ein zufriedenes und ruhiges Leben führe. Und mit dem Wunsche, daß Sie, Herr Hansen, zu dem großen und wichtigen Werke der Jugendbildung uns eine treue Bruderhand reichen mögen, begrüßen wir Sie. Sie wollen eine Stätte einnehmen, welche der jetzige Herr Pastor Hachmeister in verschiedenen Stufen 13 Jahre mit der frohen Erfahrung ausfüllte, daß seine Arbeit nicht vergeblich war, daß unsre Knabenschule unter seiner Leitung dem Ziele, welches die Zeit den höhern Bildungs-Anstalten stellte, immer näher

*) Aus dem Hannoverschen Schulfreunde, Jahrg. 9., Heft 4, 1836.

gebracht wurde, daß so viele Jünglinge mit den schönsten Kenntnissen geschmückt, von hier unmittelbar die vaterländische Hochschule beziehen konnten oder in die obern Klassen der Gymnasien übergingen, für welche Verdienste wir dem Abgerufenen unsern wärmsten Dank schuldig sind. Die entstandene Lücke wollen Sie nun ausfüllen; eine väterliche Sorge wollen Sie unsern Söhnen widmen; Sie wollen Ihre ganze Manneskraft daran setzen, daß bei den geringen Mitteln, welche uns zu Gebote stehen, dennoch viel und das Mögliche geleistet; daß nicht allein das, was durch eine gemeinsame Anstrengung ins Dasein kam, erhalten, sondern auch manches Gebrechen, von welchem kein menschliches Werk, also auch unser Schulwesen nicht frei bleibt, gehoben und das Ganze von Jahr zu Jahr zu höherer Vollkommenheit entwickelt werde. Ein bedeutungsvolles, aber auch ein herrliches Unternehmen, eines mit Begeisterung für die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit erfüllten und mit allen Bedingungen zur Lösung dieser schweren Aufgabe geschmückten Mannes werth! Sie gehen einem ernsten Berufe entgegen, welcher sich von Ihrem bisherigen dadurch unterscheidet, daß nicht Eine Classe Ihre Thätigkeit in Anspruch nimmt, sondern daß der Kreis, welcher Ihre Aufmerksamkeit fordert, sich von nun an um Vieles erweitert und daß Ihre Sorge, Ihre Verantwortlichkeit in dem Grade wächst, in welchem Ihre Pflichten einen größern Umfang erhalten. Sie werden bei der Ausführung Ihrer lebendigen Wünsche um so mehr Kämpfe zu bestehen haben, je größer die Bewegung ist, welche Alles, auch das Schulwesen erschütterte und je schwieriger die Stellung eines Lehrers in einer Zeit wird, wo es auch der umsichtsvollsten Treue und einer eisernen Beharrlichkeit nicht gelingen will, allen Anforderungen zu genügen und den überspannten Erwartungen, die man hegt, zu entsprechen! Wie oft werden die eifrigsten Bemühungen der Schulmänner verkannt, falsch beurtheilt und aufgenommen, rücksichtslos getadelt! Wie oft sind unberufene Hände emporgerichtet, um ohne Ueberlegung niederzureißen, was die Besonnenheit mühsam nach und nach aufbauete! Wie hat der Strom selbst Viele von denen fortgetrieben, welche ihm mit aller Macht hätten einen Damm entgegen stellen sollen. Man ist nicht allein zufrieden, durch übertriebene Forderungen an die Jünglinge ihre intensive Kraft zu vermindern und ihren Geist zu verflachen, sondern auch durch den Druck der Materialien alles Geniale zu tödten, wovon die Literatur zum unersetzlichen Schaden Zeugniß geben wird. Ja man geht noch weiter und will, von dem Geiste der Emanzipation geblendet, die Schulen von den Kirchen trennen. Man ist der Ansicht, daß auch hier eine Ablösung eben so wohl möglich, leicht und wünschenswerth sei, wie bei materiellen Gegenständen und Lasten. So schön es auch ist, das bürgerliche Leben von allen den Banden, welche eine rohere Zeit schlang, frei zu machen, daß es sich fröhlicher entfalte: so zeigt sich's doch selbst dem Unkundigen bei einigem Nachdenken auf den ersten Blick, daß das Verhältniß, in welchem Schule und Kirche zu einander stehen, ganz anderer Art sei. Und dennoch ward selbst von scheinbar erleuchteten Männern der Wunsch laut, daß die Schulen nicht mehr länger mit der Kirche in der engen Verbindung bleiben möchten, welche dieser Beide auf's Innigste verknüpfte. Es wurde als eine Last angesehen, ja als die volle Entwickelung der Schulen hemmend betrachtet, wenn man diese nicht völlig unabhängig von der kirchlichen Aufsicht und Leitung mache. Und bereits das höhere Schulwesen ist zum Theil schon jetzt von der Kirche abgelöset. Obgleich wir uns über diese Frucht unserer die Extreme liebenden Zeit kein Urtheil erlauben, so können wir doch unmöglich eine bange Besorgniß unterdrücken, daß diese Maßregel nicht zum Heil, sondern zum Schaden sowohl der einen und der andern, als auch der Gesammtheit führen dürfte. Wenn die Gymnasien, in welchen doch diejenigen ihre Bildung erhalten, welche als Diener der Gerechtigkeit, als Arbeiter in den Kirchen und in allen Zweigen der Verwaltung dem Vaterlande ihre Kräfte widmen sollen, wenn die Gymnasien, welche früher mit dem Kirchenwesen ganz verwachsen waren und von der Kirche Unterstützung, Geist und Schutz empfingen, während sie dieser in ihren allgemeineren Zwecken zu Hülfe kamen, wenn die höheren Bildungsanstalten, wie sie auch Namen haben mögen, undankbar die bisherigen Verhältnisse verachtend vergessen und den heidnischen Geist dem christlichen vorziehen und das eigentlich religiöse Element, was die christlichen Schulen aller Art belebend durchdringen soll, in den Hintergrund stellen: so muß man ruhig abwarten, welche Resultate eine solche Ablösung hervorbringt. Man vertraut zwar hie und da einem Theologen den Religionsunterricht an und wähnt, damit allen religiösen Bedürfnissen einer ganzen Anstalt Genüge geleistet zu haben. Aber was soll das unter so Viele! Im Königreich Preußen hat man den gethanen Mißgriff schon einzusehen angefangen und man ist bemühet, zu dem Natürlichen wieder umzulenken. —

Wir leben in einem christlichen Staate und dürfen es nie vergessen, daß im christlichen Geist und Glauben Schule und Kirche Eins sind, was Gott zusammengefügt hat und was nach unsrer vollesten Ueberzeugung für die Dauer nicht von einander geschieden werden kann. Aus dem Christenthum hat sich erst nach und nach das Schulwesen zu jener Herrlichkeit erhoben, in welcher wir es sehen und in dem Grade, in welchem der höhere Sinn des Evangelii aufgefaßt und lebendig ward, nahm die Sorge für die Jugendbildung zu Und diese möglichst innige Vereinigung schuf alle die Mittel, welche das wissenschaftliche Leben erleichtern, sammelte Bibliotheken, für welche eben so bereitwillig wie für die Schulen kirchliche Räume gewidmet wurden, gründete Stipendien für Lehrer und Schüler. Man glaube ja nicht, daß, hat man die Kirche aus den Schulen verdrängt, ruhet nicht mehr der fromme Blick auf der Jugendbildung, milde Hände bedeutende Summen zu heiligen Zwecken für arme Jünglinge darreichen werden. Und wenn es wirklich gelänge, das angefangene Werk fortzusetzen und eine förmliche Scheidewand zwischen Kirche und Schule zu stellen und dies allgemein durchzuführen: so will es nicht klar werden, wer die Unterrichtsstätte in der Nähe beaufsichtigen und dafür sorgen soll, daß das kommende Geschlecht nicht zurückbleibe. Wer da sagt, unsre Schulen sind mündig geworden — der spricht im Traume und wer da behauptet, unsre jetzigen Lehrer bedürfen wegen ihrer höhern Bildung keiner Aufsicht, keiner Leitung, keines Spornes, der vergißt, daß sie, wie wir Alle, Menschen sind. Die Kirche hat es immer als eine heilige Pflicht angesehen, die Jugend mit zärtlicher Fürsorge zu beachten, hat ihre Diener mit allem Ernst auf die Kleinen hingewiesen, hat stets mit Freudigkeit Opfer gebracht, daß Alle, jung und alt, in ihrem Schoße dem höheren Ziele entgegengeführt würden. Sie nimmt die Säuglinge mütterlich auf und giebt durch ihre Weihe ihnen eine Richtung für die Unendlichkeit. Sie erleuchtet mit ihrem Geiste des Friedens die lernbegierigen Seelen, daß sie die Erfüllung ihrer Pflicht als den einzigen Weg zur Seligkeit bezeichnet; sie nimmt den herangereiften Jünglingen und Jungfrauen das Gelübde ab, Gott zu fürchten, die Gesetze zu ehren, Niemandem Unrecht zu thun, sondern durch Werke der Liebe ihre und der Brüder Wohlfahrt zu fördern und die Gegenwart würdig anzuwenden, damit die Zukunft auch nach dem Grabe desto erfreulicher für sie sei; sie hört nicht auf, unablässig ihre Kinder zu rufen und einen edlen Feuereifer in ihnen zu erwecken, ihr Gewissen unverletzt zu bewahren und dem Guten allein anzuhangen. Sie begleitet mit ihrem Trost und Segen den Pilger auf seinem letzten Wege. Es liegt am Tage, daß die Schulen in dem Bereich der Kirche sein müssen, wenn diese ihre erhabenen Zwecke mit glücklichen Erfolgen gekrönt sehen soll. Kirche und Schule sind also nur in der äußeren Erscheinung zwei Institute, aber in der Wirklichkeit sind sie Eins. Jede Schule soll eine Kirche im Kleinen sein, wo dem Herrn von den Unmündigen ein Lob zugerichtet wird, daß sie durch Kenntnisse, durch würdige Gesinnungen und Grundsätze sich und Andere beglücke. Die Kirche ist bemühet, das Aufgenommene zu vervollständigen, zu bewahren, zu befestigen. Man sei daher nicht gewissenlos gegen eine Mutter, der man sein Dasein verdankt. Man hemme nur nicht die Kirche und lasse ihr alle die Mittel, mit denen sie Jahrhunderte hindurch so Vieles wirkte und unsre Urväter und Väter zu tüchtigen Arbeitern erzog; man klage sie nicht an, daß sie nicht mehr leistete und erwäge wohl, daß ihre Kraft durch die Stufe, auf welcher sich das bürgerliche Leben befindet, bedingt wird; man vermehre nur ihre Kraft und ihre Diener werden wahrlich zeigen, daß sie es wissen, worauf es in den Schulen ankommt. Ermüdeten sie nicht, bei aller Verkennung, bei allen Beschränkungen, bei allen Verkehrtheiten der Jugend sich hinzugeben und auf das Eine, was Noth thut, unverrückt hinzuweisen — was wird geschehen, wenn man sie ermuntert, wenn man treu hilft? Kirche und Schule sollen nicht mit einander im Streite leben; sonst wird beides wüste. Beide sollen auch nicht neben einander gehen, als wenn sie nicht zu einander gehören, sondern beide sollen wie Mann und Weib, wie Mutter und Kind für einander leben, die Schule für die Kirche und diese für jene. Ein heiliger Geist soll nicht allein in den Kirchen ausgegossen werden, sondern schon früh auch über die Jugend, damit er in den weiteren Räumen desto mehr geöffnete Herzen finde. Beiden wird die Kraft und das Leben genommen, will man sie trennen. Beide überwinden die Welt, bleiben sie sich ihrer natürlichen Verbindung bewußt und wetteifern sie mit einander in der treuesten Vollbringung dessen, was ihnen befohlen ist. Ich kann nur Kurzsichtigkeit und Beschränktheit, nur eine von der Zeit begünstigte Verblendung darin finden, wenn man unter Christen von einer Emanzipation der Schulen redet. Das möge in den Mauern unsrer Stadt nie der Fall sein! Wir Lehrer an Kirchen und Schulen wollen Eins sein, wir wollen uns brüderlich die Hände reichen, um unsern gemeinsamen Beruf uns zu erleichtern, der darin besteht, daß das geistige und sittliche Wohl Aller, mit welchen wir verbunden sind, immer unerschütterlicher begründet und immer weiter gefördert werde. Dazu ist die Schule, dazu die Kirche bestimmt. Und damit wir nicht lehren und selbst verwerflich

werden: so wollen wir uns jene gehässigen Geister fern halten, welche das Leben und jegliches Verhältniß betrüben und verderben. Nicht der Eigennutz, nicht der Neid, nicht der falsche Ehrgeiz, nicht ein aufgeblasener Sinn, keine Leidenschaft, soll unsern Frieden, unser gegenseitiges Vertrauen stören; wir wollen nicht fragen, wer ist Vorgesetzter oder Untergebener, sondern wer unter uns ist am treuesten in seiner Pflicht, wer unter uns leuchtet am meisten durch Liebe, durch Demuth, durch einen frommen Sinn, durch Weisheit und Tüchtigkeit? Und wenn dieser würdige Lehrergeist uns belebt und aus uns wirkt, wenn ein reger Eifer uns beflügelt, um uns auszuzeichnen durch Wissen und Vollbringen, wie werden wir mit brüderlichem Wohlwollen einander zugethan sein, uns nachsichtsvoll begegnen und als Arbeiter an Einem Werke einander dienen und die große Aufgabe, die uns geworden, immer mehr lösen; wie werden wir nicht verwerflich sein vor dem, welcher uns hierher stellte, daß wir seine Kinder zum Himmel führen. Daß es dahin komme, dazu helfen auch Sie, Herr Hansen. Die vorzüglichsten Zeugnisse gehen Ihnen voran und mit den frohesten Erwartungen nehmen wir Sie unter uns auf. Sie treten mit Männern in Verbindung, welche Alle das Gute wollen und schaffen, ein Jeder auf seine Weise. Es wird ein großes Verdienst sein, wenn Sie Alle auf's Innigste zu einem Sinn, zu einem Streben verschmelzen und durch die Verbindung der einzelnen Kräfte zu Einer Gesammtkraft werden Sie Berge versetzen. Durch Ihr schönes Beispiel fesseln Sie nicht allein Ihre Kollegen, sondern auch Ihre Schüler, daß Alle Ihren Wünschen freudig entgegen kommen. Sie wirken sowohl durch den Unterricht, den Sie selbst ertheilen, als auch durch die Aufsicht über die ganze Knabenschule auf jeden Einzelnen und so verbreitet sich Ihre Thätigkeit über unsre ganze Stadt. Die Ordnung, welche Sie hier handhaben, geht in die Familien über; der Fleiß, welchen Sie hier anspornen, bringt in das häusliche Leben ein: die Zucht und Sitte, an welche Sie hier die Söhne gewöhnen, wird alle Kreise verschönern. Geliebt und geehrt werden Sie nach und nach von Tausenden und Ihres Namens Gedächtniß stirbt nicht, wenn Sie auch schon lange ruhen von Ihrer Arbeit.

Ich frage Sie nun, Herr Hansen, wollen Sie allen Verpflichtungen, welche mit dem Amte eines Rektors unsrer Knabenschule verbunden sind, mit der gewissenhaftesten Treue Genüge leisten, so sprechen Sie: Ja mit Gottes Hülfe! So weise ich Sie nun in das Amt, das Ihnen anvertrauet ist, hiermit feierlichst ein und übertrage Ihnen, Herr Rektor, alle die Rechte und Pflichten, welche das Rektorat begleiten und wünsche, daß Ihr neuer Beruf an Früchten für unsre Jugend, für unsre Stadt und an Freuden für Sie möge reich sein. Sie aber, werthe Arbeiter an unsrer Knabenschule, nehmen den neuen Rector als Ihren nächsten Vorgesetzten und Freund liebevoll und mit Vertrauen auf. Glühend für die heilige Sache unsrer Schule kommt er Ihnen entgegen; Sie werden sorgen, daß wir Ursache haben, uns über Ihre Eintracht, über die Strenge zu freuen, mit welcher Sie Ihren Lehrerpflichten nach allen ihren Beziehungen dienen. Das edlere Geschlecht, das Sie gemeinsam schaffen, wird Ihr Ruhm und Ihr Lohn sein. Du, geliebte Jugend, siehst auf's Neue, wie man für dich sorgt, daß du geschickt und glücklich werdest. Benutze die fliehenden Jahre, daß du durch Fleiß, durch Folgsamkeit unsre Schule und dich selbst schmückest und deinen würdigen Lehrern und deinen theuern Aeltern dadurch für die treue Liebe dankest, mit welcher sie dir angehörten.

Ihnen, Herr Konrector Schomburg, der Sie seit fast einem viertel Jahre das Rektorat mit so vieler Umsicht und Kraft geführt, und Ihnen, Herr Rose, der Sie eben so lange Ihre Kraft so wirksam unsrer Schule geschenkt und durch Ihren Beistand uns einer großen Verlegenheit entrissen haben, Ihnen Beiden fühle ich mich gedrungen, hier in dieser Stunde, wo Sie aus dem bisherigen Kreise zurücktreten, meine dankbare Anerkennung nicht zu versagen, die Ihnen gewiß auch von unserm wohllöblichen Magistrate zu Theil werden wird. Und damit wäre denn die gestörte Ordnung wieder hergestellt und wir dürfen um so mehr einer frohen Zukunft entgegen sehen, daß unser ganzes Schulwesen eine solche Gestalt und Vollkommenheit gewinnt, wo alle Beschwerden und Klagen verstummen müssen, da wir so glücklich sind, an allen unsern Anstalten Männer zu besitzen, welche mit jugendlicher Kraft, mit dem besten Willen und mit tüchtigen Kenntnissen unsre Jugend an ihre Herzen legen und nicht aufhören werden, sich selbst und ihre Zöglinge immer mehr zu vollenden.

Unser wärmster Dank werde unsrer theuern Regierung dargebracht, welche durch ihre Ober-Schulbehörde uns einen Mann zugeführt hat, dessen wir uns freuen. Dank dem wohllöblichen Magistrat, welcher auch jetzt wieder seine treue Fürsorge für der Stadt Bestes bethätigte! Dank Ihnen, dem verehrten väterlichen Vorsteher unsrer Stadt. Sie haben unsern Schulen stets die rühmlichste Aufmerksamkeit geschenkt und zeigen auch heute, daß selbst die Kränklichkeit Ihre Theilnahme an unserm Wohle nicht vermindern kann. Dank Ihnen Allen, die Sie zur Freude dieses Tages mitwirkten und uns mit der Hoffnung erfüllen, daß Sie das große Werk unsrer Schulen ferner kräftigst mit Rath und That unterstützen werden. — Dank Allen, die diese festliche Stunde mit ihrer Gegenwart hoben und verschönerten.

Du aber, Vater, der Du nun schon über 600 Jahre über diese ehrwürdigen Räume deine Sonne aufgehen ließest und Lehrer beriefest, auf daß durch sie Dein Wille kund würde Allen, welche unsre Mauern umschließen, laß Dein Licht noch lange von diesen dir geweihten Stätten ausströmen, daß auch wir, wie wir gerührt Alle segnen, welche diese Schule baueten und in ihr lehrten und lernten, auch einst den Segen der kommenden Nachwelt empfangen. Amen.

August Wilhelm von Schlegel.

Dieser ausgezeichnete Geist, der als einer der Gründer einer neuen Richtung in der deutschen Poesie zu betrachten ist, deren Einfluß mehr oder weniger bis jetzt noch immer sich äußert und welche nicht geringen Antheil an einer großen Erweiterung unserer Denk- und Dichtungsweise hat, ward am 5. September 1767 zu Hannover, wo sein Vater als Konsistorialrath lebte, geboren. Nachdem er seine wissenschaftliche Vorbildung theils durch Hauslehrer, theils auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt erhalten, studirte er seit 1786 zu Göttingen anfangs Theologie, dann Philologie und Archäologie und ging darauf als Erzieher nach Amsterdam. Im Jahre 1796 zurückgekehrt, begab er sich nach Jena, wo er sich habilitirte, später Professor wurde und namentlich durch seine Vorlesungen über Aesthetik großes Aufsehn erregte. In genauer Verbindung mit seinem Bruder Friedrich, mit Tieck, Schelling und anderen hochbegabten und gleichgesinnten Männern wirkte er höchst thätig durch Lehre wie Schriften für die Ansichten und die Ausbreitung der sogenannten romantischen Schule. Privatverhältnisse bewogen ihn jedoch 1802 Jena mit Berlin zu vertauschen, wo er Vorlesungen über Literatur und Kunst hielt und schriftstellerischen Arbeiten lebte. Später (seit 1804) begleitete er Frau von Staël auf Reisen und hielt sich mit ihr abwechselnd in Coppet, Italien, Frankreich, in Wien und zuletzt in Stockholm auf, wo ihn der jetzige König von Schweden, damals Kronprinz, kennen lernte und als politischen Schriftsteller in seinem Hauptquartier, während des Befreiungskrieges, anstellte. Seine ausgezeichneten Leistungen wurden mit mehreren Orden und der Erhebung in den Adelstand belohnt. Dann kehrte er wieder nach Coppet zurück und ging darauf nach dem Tode der Frau von Staël als Professor an die neuerrichtete Universität zu Bonn. Hier lebt er gegenwärtig noch als Dr. und ordentlicher Professor der Philosophie, K. Preuß. Geheimerath, Ritter des Wasa-, Wladimir-, rothen Adlerordens, des Ordens der Ehrenlegion u. s. w., Mitglied der Akademieen zu München, Berlin u. s. w.

Seine in deutscher Sprache herausgegebenen Schriften sind:

- Shakspeare's dramatische Werke. Berlin 1797—1810. 9 Th. N. A. 1821.
- R. Walpole's Schriften. Leipzig 1800.
- Ion. Schauspiel. Hamburg 1803.
- Spanisches Theater. Berlin 1803—9. 2 Thle.
- Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie. Berlin 1804.
- Romantische Wälder. Berlin 1808.
- Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Heidelberg 1809—11. N. A. 1817. 3 Thle.
- Poetische Werke. Heidelberg 1811—15. 2 Thle. N. A. 1820.

Recension von Niebuhrs römischer Geschichte. Heidelberg 1817.
Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten der französischen Revolution. Heidelberg 1819. 6 Bde.
Indische Bibliothek. Bonn 1820—30. 3 Bde.
Ueber den Character und die Schriften der Frau von Staël. Straßburg 1820.
Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Kunst. Berlin 1820. in 4.
Kritische Schriften. Berlin 1828. 2 Thle.
Berichtigung einiger Mißdeutungen. Berl. 1828.
Einzelne Abhandlungen, Aufsätze u. s. w. theils besonders gedruckt, theils in Zeitschriften.

Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Friedrich:

Athenäum. Zeitschrift. Berlin 1798—1800. 3 Bde.
Charakteristiken und Kritiken. Königsberg 1801. 2 Thle.

Mit Ludwig Tieck:

Musenalmanach für 1802. Tübingen. 12.

A. W. von Schlegels Verdienste um deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst sind mannichfaltig und groß. Wenn er auch durch manche Einseitigkeit und Kleinlichkeit in neuerer Zeit selbst seinem Ansehn geschadet hat und namentlich von Jüngeren, oft keinesweges ganz mit Unrecht, auf das Heftigste angegriffen worden ist, so darf doch Deutschland nie vergessen was es ihm verdankt. Er war einer der Ersten, welche auf die Einheit des Schönen in der Kunst als Grundbedingung hinwiesen und der wahren Poesie aller Länder freien Eingang bei der vaterländischen bahnten. So öffnete er derselben ein neues Reich und trug selbst durch Lehre und Beispiel Großes zur Vermehrung ihrer Schätze bei. Als ästhetischer Kritiker, als Literärhistoriker und namentlich als Uebersetzer hat er Außerordentliches geleistet, als Dichter eine Vollendung der Form erreicht, wie sie nur selten sich zeigt. Wenn auch alles Andere in seinen Poesieen keinen Anspruch auf Anerkennung machen dürfte, was übrigens durchaus nicht der Fall ist, denn überall offenbart sich ein feiner, seltener Geist, so muß doch seine hohe Meisterschaft in Behandlung der Sprache und der Form, die mit der größten Correctheit gleiche Gewandtheit, Anmuth und Herrschaft verbindet, stets unbedingt anerkannt werden.

Gedichte von A. W. von Schlegel.

An Bürger.

Süßer Sänger, willst du mir vertrauen,
Wo sie wohnt, die dein Gesang erhebt?
Wo sie wandelt, wo ihr Odem weht,
Muß Gedeihn und Lust die Flur bethauen.

Wie? du winkst mir, da hinauf zu schauen,
Wo der Feiertanz der Sterne schwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt sie schon auf Paradiesesauen?

Sänger, deine Müh wird doch belohnt.
Einsam klagst du nicht am Grabeshügel,
Jedem Laute gabst du Seraphsflügel.

Wo bei Laura deine Molly wohnt,
Hören beide, zart, wie Tauben girren,
Durch die Amarantenlaub' ihn irren.

Abendlied.

Hinaus, mein Blick, hinaus ins Thal,
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenstrahl,
Und an der heil'gen Stille.
Da horch nun ungestört, mein Herz,
Da horch den leisen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Sie drängen sich so wunderbar,
Sie regen all' mein Sehnen,
O sag' mir, Ahndung, bist du wahr?
Bist du ein eitles Wähnen?
Wird einst mein Aug' in heller Lust,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einst die oft empörte Brust
Mir sel'ge Ruh umfächeln?

Und rief auch die Vernunft mir zu:
Du mußt der Ahndung zürnen,
Es wohnt entzückte Seelenruh
Nur über den Gestirnen;
Doch könnt' ich nicht die Schmeichlerin
Aus meinem Busen jagen:
Oft hat sie meinen irren Sinn
Gestärkt emporgetragen.

Wenn Ahndung und Erinnerung
Vor unserm Blick sich gatten,
Dann mildert sich zur Dämmerung
Der Seele tiefster Schatten.
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit umweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärst dann du, Menschenleben!

So hoffet treulich und beharrt
Das Herz bis hin zum Grabe;
Mit Lieb' umfaßt's die Gegenwart,
Und dünkt sich reich an Habe.
Die Habe, die es selbst sich schafft,
Mag ihm kein Schicksal rauben:
Es lebt und webt in Wärm' und Kraft,
Durch Zuversicht und Glauben.

Und wär' in Nacht und Nebeldampf
Auch alles rings erstorben,
Dieß Herz hat längst für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben.
Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beschieden.
So schlummr' ich ein, so werd' ich wach,
In Lust nicht, doch in Frieden.

Todtenopfer für Augusta Böhmer.

1. Sinnesänderung.

Ich wollte dieses Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöhn.
Ich fragte nicht nach drüben,
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hienieden schön.

Was die Natur gewoben,
Was Menschen drauf erhoben,
Verband mir Poesie.
So wähnt' ich klar zu lösen
Das Gute sammt dem Bösen
Zu hoher Harmonie.

Was plötzlich abgebrochen,
War dennoch ausgesprochen
Dem ordnenden Gefühl:
Ein Lied war mir die Jugend,
Der Fall der Heldentugend
Ein göttlich Trauerspiel.

Doch bald ist mir zerronnen
Der Muth, so dieß begonnen,
Die G'nügsamkeit in Dunst.
Gefesselt vom Verhängniß
Im irdischen Gefängniß:
Was hilft mir weise Kunst?

Die Rose, kaum entfaltet,
Doch süßer mir gestaltet
Als aller Schmuck der Welt,

Die hat ein Wurm gestochen,
Die hat der Tod gebrochen,
Die hat der Sturm gefällt.

Nun schau' ich zu den Sternen:
Zu jenen ew'gen Fernen,
Wie tief aus öder Kluft;
Und, ihre blauen Augen
Dem Himmel zu entsaugen,
Küss' ich die leere Luft.

O werde mein Orakel,
Du, die du ohne Makel
Der falschen Welt entflohst!
Sieh mich in meiner Demuth,
Und hauch' in meine Wehmuth
Der zarten Liebe Trost.

Wenn dort die Ros' erblühte,
So sei die heil'ge Güte
Endlos gebenedeit.
Zwar sehnlich werd' ich schmachten,
Doch nicht vermessen trachten
Aus dieser Sterblichkeit.

Wo ich mich wieder finde
Bei meinem süßen Kinde,
Muß Heil sein, Wonn' und Licht.
Sie wird, wenn meiner Zungen
Der Klage Laut verklungen,
Mein himmlisches Gedicht.

Den strahlenden Karfunkel
Nahm ich in grausem Dunkel
Der Schlange Tod vom Haupt.
Ich will ihn bei mir tragen,
In allen Lebenstagen
Wird er mir nie geraubt.

---

2. Der erste Besuch am Grabe.

Schon Wochen sind es, seit sie hier versenket
Den süßen Leib, von aller Huld umflossen,
Der das geliebte Wesen eingeschlossen,
Zu dem umsonst mein Sehnen sich nun lenket.

Welk ist der Kranz, dem Grabe frisch geschenket,
Und nicht ein Halm dem Hügel noch entsprossen;
Die Sonne ziele mit glühenden Geschossen,
Noch Thau noch Regen hat den Staub getränket.

Auch werd' ich dazu nicht des Himmels brauchen.
Kehr' dich nur weg, fühlloses Weltenauge!
Ihr Wolken mögt euch anders wo ergießen.

Nur meine Thränen, heil'ger Boden, sauge!
Bei warmem Liebesblick' und kühlem Hauchen
Der Seufzer sollen Wunderblumen sprießen.

---

3. An Novalis.

Ich klage nicht vor dir: du kennst die Trauer;
Du weißt, wie an des Scheiterhaufens Flammen
Die Liebe glüh'nder ihre Fackel zündet.
Der Freuden Tempel stürzt' auch dir zusammen;
Es hauchten kalt herein des Todes Schauer,
Wo Reiz und Huld ein Brautgemach gegründet.
Drum sei mit mir verbündet,
Geliebter Freund, das Himmlische zu suchen,
Auf daß ich lerne, durch Gebet und Glauben
Dem Tod sein Opfer rauben,
Und nicht dem tauben Schicksal möge fluchen,
Deß Zorn den Kelch des Lebens mir verbittert,
Daß mein Gebein vor solchem Tranke zittert.

Du schienest, losgerissen von der Erde,
Mit leichten Geistertritten schon zu wandeln,
Und ohne Tod der Sterblichkeit genesen.
Du riefst hervor in dir durch geistig Handeln,
Wie Zauberer durch Zeichen und Geberde,
Zum Herzvereine das entschwundne Wesen.
Laß mich denn jetzo lesen,
Was deiner Brust die Himmel anvertrauen;
Das heil'ge Drüben zwar entweihen Worte,
Ließ' auch die ew'ge Pforte
Noch wen zurück, er schwiege: laß nur schauen
Mein Aug' in deinem, wenn ich bang erbleiche,
Den Widerschein der sel'gen Geisterreiche.

Es ruft uns mit lebendigem Geräusche
Des Tages Licht zu irdischen Geschäften,
Ihr leiblich Theil verleihend den Naturen.
Die Sonne will auf sich den Blick nur heften,
Und duldet, daß sie allgebietend täusche,
Kein Jenseit an den himmlischen Azuren.
Doch wenn die stillen Fluren
Scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt,
Dann öffnet sich der Räum' und Zeiten Ferne;
Da winken so die Sterne,
Daß unserm Geist ein inn'res Licht entfunkelt.
Bei Nacht ward die Unsterblichkeit erkennen;
Denn sehend blind sind wir im Licht der Sonnen.

Bei Nacht auch überschreiten kühne Träume
Die Kluft, die von den Abgeschiednen trennet,
Und führen sie herbei, mit uns zu kosen:
Wir staunen nicht, wenn ihre Stimm' uns nennet;
Sie ruhn mit uns im Schatten grüner Bäume,
Derweil sich ihre Grüfte schon bemoosen.
Ach! die erblichnen Rosen
Auf dem jungfräulich zarten Angesichte,
Das selbst der Tod, gleich nach der That versöhnt,
Entstellt nicht, nein, verschönet,
Erblühn mir oft im nächtlichen Gesichte,
Daß meine Brust ganz an dem Bilde hänget,
Wovon des Tags Gewühl sie weggedränget.

So ist mir jüngst das theure Kind erschienen,
Wie auferstanden aus der Ohnmacht Schlummer,
Eh' noch das dumpfe Grab sie überkommen.
Uns Traurenden verscheuchte sie den Kummer,
Und waltete mit ihren süßen Mienen,
Als wäre sie der Heimath nie entnommen.
Doch heimlich und beklommen
Schlich sich der Zweifel ein in unsre Seelen:
Ob sie uns angehörig wahrhaft lebte?
Ob sie als Geist nur schwebte,
Den herben Tod uns freundlich zu verhehlen?
Und keiner wagte sie darum zu fragen,
Um nicht den holden Schatten zu verjagen.

Mir hat sich Traum und Wachen so verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich schwankend zaudre
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
Vor allen Blüthen steh' ich fern und schaudre,
Als würden sie von einem Hauch verdorren
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
So muß ich unstät schweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt vom Ird'schen mich entkleiden,
Und an dem Troste weiden,
Daß diese Ding' in leeren Schein zerstieben,
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten, ohne Wanken.

Geh hin, o Lied! und sage:
Du jugendlicher Himmelsspäher, labe
Mit deiner Weihe den, der mich gesungen,
Daß er, empor geschwungen
Zum Ziel des Sehnens, nicht versink' am Grabe.
Ich bring' ein Opfer für zwei theure Schatten;
Laß uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten!

---

4. An Denselben.

Du Theurer, dem ich dieses Lied gesendet,
Muß ich dich selbst schon suchen bei den Todten!
Zur Todtenfeier hab' ich dich entboten:
Nun werd' ein Todtenopfer dir gespendet.

Wer sich zu ferner Lieben Heimath wendet,
Dem wird gar mancher zarte Gruß geboten;
So find' in dir mein Sehnen einen Boten,
Wenn je mein Herz dir liebend sie verpfändet.

Sag' ihr: — doch in der Sprache jener Sphären
Verstummt der Laut des Schmerzes, den ich meine,
Und diese Trauer läßt sich dort nicht nennen.
O könntest du den Perlenschmuck der Zähren
Ihr bringen, die ich ihr und dir nur weine!
Für wen sie fließen, weiß ich nicht zu trennen.

Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarent's Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm,
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wenn ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin." —

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme,
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, schon grüß' ich euch!

Doch, könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!" —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier,
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leyer Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn." —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Beſcheidet er ſie zu ſich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert ſeine Wiederkehr.“ —
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, ſiehe! tritt Arion her.

Gehüllt ſind ſeine ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müſſen ihm zu Füßen ſinken,
Es trifft ſie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er iſt zum Gotte worden:
O ſchläng' uns nur die Erd' hinein!“

„Er lebet noch, der Töne Meiſter;
Der Sänger ſteht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geiſter,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!“

Der heilige Lucas.

Legende.

Sankt Lucas ſah ein Traumgeſicht:
Geh! mach dich auf und zögre nicht,
Das ſchönſte Bild zu malen.
Von deinen Händen aufgeſtellt,
Soll einſt der ganzen Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.

Er fährt vom Morgenſchlaf empor,
Noch tönt die Stimm' in ſeinem Ohr;
Er rafft ſich aus dem Bette,
Nimmt ſeinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkaſten und Geräth,
Und Pinſel und Palette.

So wandert er mit ſtillem Tritt,
Nun ſieht er ſchon Mariens Hütt',
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Namen unſers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau, wende deine Gunſt
Auf mein beſcheidnes Theil der Kunſt,
Die Gott mich üben laſſen!
Wie hoch geſegnet wär' ſie nicht,
Wenn ich dein heil'ges Angeſicht
Im Bildniß dürfte faſſen!“

Sie ſprach darauf demüthiglich:
„Ja, deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obſchon erhöht zur Wonn' und Ruh'
Der himmliſchen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgeſtalt;
Die Erdenhülle ſinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches Alles ſieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet.“ —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel,
Holdſeligſte der Frauen!
Du ſiehſt allein der Schönheit Licht
Auf deinem reinen Antlitz nicht:
Doch laß es Andre ſchauen.

Bedenke nur der Gläub'gen Troſt,
Wenn du der Erde lang' entfloh'ſt,
Vor deinem Bild zu beten.
Einſt tönt dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, dir fleht der Greis,
Sie droben zu vertreten.“ —

„Wie ziemte mir ſo hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge ſelber ſpät und früh
In brünſtigem Gebet die Knie,
Dem Vater aller Gnaden.“ —

„O Jungfrau! weigre länger nicht:
Er ſandte mir ein Traumgeſicht,
Und hieß mir, dich zu malen. —
Von dieſen Händen aufgeſtellt,
Soll vor der weiten Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.“ —

„Wohlan denn! ſieh bereit mich hier.
Doch kannſt du, ſo erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte;
So rufe jene Zeit zurück,
Als einſt das Kind, mein ſüßes Glück,
Im Schooß der Mutter ſpielte.“ —

Sankt Lucas legt ans Werk die Hand;
Vor ſeiner Tafel unverwandt
Lauſcht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein;
Da gaukeln Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsſchaar;
Der reicht' ihm ſorgſam Pinſel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweiten Mal
Ein Jeſus-Kind des Malers Wahl,
Um die ſie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte ſeinen Fleiß die Nacht,
Er legt den Pinſel nieder.
„Zu der Vollendung brauch' ich Friſt,
Bis alles wohl getrocknet iſt;
Dann, ſpricht er, kehr' ich wieder.“

Nur wenig Tage ſind entflohn,
Da klopft von neuem Lucas ſchon
An ihre Hüttenpforte;
Doch ſtatt der Stimme, die ſo ſüß
Ihn jüngſt noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entſchlummert war die Gottesbraut,
Wie Blumen, wann der Abend thaut;
Sie wollten ſie begraben,
Da ward ſie in verklärtem Licht
Vor der Apoſtel Angeſicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erſtaunt und froh ſchaut er umher,
Die Blick' erreichen ſie nicht mehr,
Die er nach droben ſendet.
Obſchon im Geiſt von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und ward auch ſo der Frommen Luſt,
Und regt' auch ſo in jeder Bruſt
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle ſah,
Ward hoher Segnung innen.

Viel tauſendfältig konterfeit
Erſchien ſie aller Chriſtenheit
Mit eben dieſen Zügen.
Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein ſchwacher Umriß gnügen.

Doch endlich kam Sankt Raphael,
In ſeinen Augen glänzten hell
Die himmliſchen Geſtalten.
Herabgeſandt von ſel'gen Höhn,
Hatt' er die Hehre ſelbſt geſehn
An Gottes Throne walten.

Der stellt' ihr Bildniß, groß und klar,
Mit feinem keuschen Pinsel dar,
Vollendet ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er sich wieder himmelan,
Ein jugendlicher Engel.

In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache; so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenen-Laut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach, wie so gerne
Nur ein einzig deutsches Wort.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Busen schmachtet,
Und in bangem Sehnen wallt.

Auf der Reise.

Im Frühlinge 1807.

Flaches Land und flache Seelen,
Die der Erde schöne Zier
Und den Himmel mir verhehlen,
Bleibet endlich hinter mir!
Mir beklemmte Brust und Odem
Dieser freudenlose Boden.

Fernher blinkt der Alpen Kette,
Schon erathm' ich Schweizer Luft.
Sei gegrüßt im Felsenbette,
Rhodan, Sohn der dunklen Kluft!
Du auch kommst ja hergezogen,
Wie ein Gast, mit freien Wogen.

Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt' ich üben her und hin;
Nicht im Herzen angeklungen
Stärkten sie den deutschen Sinn.
Lang ein umgetriebner Wandrer,
Wurd' ich niemals doch ein Andrer.

Theure Brüder in Bedrängniß!
Euch geweiht ist mein Verhängniß;
Fallt ihr, so begehrt mein Herz,
Daß nur bald sich mein Gebeine
Vaterländ'schem Staub vereine.

Zum Andenken.

Du nahtest nur, uns wieder zu verlassen,
Dein rascher Weg hat dich vorbei getragen!
Von deiner Gegenwart beglückten Tagen
Sah ich zu bald den heitern Strahl erblassen.

Dieß kleine Blatt, das du zurückgelassen,
Es soll dir meine Wünsche, meine Klagen,
Dein Bild in mir, dein Angedenken sagen:
Wie könnt' es so viel große Dinge fassen?

Drum dieß nur: wird's in deiner Nähe wohnen,
Wird manchmal seinen Sinn dein Blick entsiegeln,
So neid' ich ihm sein glückliches Gelingen.

O möcht' ein Täubchen dir es überbringen,
Und nähmest du's ihm schmeichelnd von den Flügeln,
Und möcht' ein Kuß die kleine Botin lohnen.

Ewige Jugend.

Nicht blos die Blume welkt, das Duftgewebe
Der Frühe reißt, entflieht des Lenzes Prangen;
Nicht blos erbleichen junge Rosenwangen;
Dem Geist auch droht's, daß er sich überlebe.

Wie kühn er erst auf freien Flügeln schwebe,
Dumpf gnügsam bleibt er bald am Boden hangen.
O wißt ihr, für sein gränzenlos Verlangen,
Weis' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?

Nichts wähn' er sein; Besitzthum ist ihm Schranke;
Ruh' Tod; ein ew'ger Kampf der Freiheit Wesen.
Es kümmr' ihn nie, was hinter ihm versunken.

Vernichtend, schaffend, wechs'le der Gedanke.
Das reinste sei zum Flammengrab erlesen,
Wo ihn verjüngend treffe Gottes Funken.

Johannes in der Wüste.

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreißt Johannes sich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte sich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und sein Geschlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket,
Da steigt vor seiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit sel'gem Staunen überdenket.

Es ist des Menschen Sohn, so groß als mild.
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
Ach, gegen dich wie bin ich streng und wild!

Lauras Thränen.

Nach Petrarka.

Ich sah der höchsten Schönheit zarte Blüthe,
Den Reiz, der meine Sinne so verwirrt,
Daß alles sonst mir Traum und Schatten wird,
Gepaart mit Seelenhuld und Engelgüte,

Und sah, von stummer Wehmuth wie berauscht,
Ihr helles Aug' im Thau der Thränen schwimmen;
Ach, Wald und Waldstrom hätte wohl gerauscht,
Bei ihren Reden, ihren Klagestimmen!

Denn Weisheit, Seelenadel, Lieb' und Gram
Verbanden da harmonisch sich zu Weisen,
Die nimmer noch die Welt so süß vernahm.

Es hallte nach in allen Himmelskreisen;
Es säuselte kein Blatt an Busch und Baum,
Nur Melodie durchfloß der Lüfte Raum.

Pygmalion.

Festlich duften Cypriens Altäre,
Von Gesang ertönet Paphos Hain.
Schön geordnet ziehn geschmückte Chöre
In den myrthumkränzten Tempel ein.
Rosig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen sie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Brust,
Liebe, Reiz und Jugendlust.

Wollust athmet aus den Rosenlauben,
Wo sich willig manches Paar verirrt,
Wo ein Paar von buhlerischen Tauben
Ihrer Ankunft süß entgegen girrt.
Küsse hört man flüstern in den Büschen,
Wo sich Licht und Dunkel lieblich mischen,
Wo der Grund, mit Moosen überwebt,
Sich zum Lager schwellend hebt.

Aber einsam, in sich selbst verschlossen,
Schaut Pygmalion dem Feste zu;
Das Frohlocken muthiger Genossen
Weckt ihn nicht aus seiner ernsten Ruh.
Suchtest du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde sich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunst und Glück,
Und es hob von schnellern Herzensschlägen
Mancher Busen sich vor seinem Blick.
Doch umsonst! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umstrickt ein Herz erwarme,
Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,
Wird von Küssen nie durchglüht.

Höher strebt sein einziges Begehren.
Hingeschmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnsucht ihn verzehren;
Was ihm fehlt, gewährt kein irdisch Weib.
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge,
Schwebt sein Geist, und athmet reine Luft,
Unberauscht von süßem Duft.

Zur Geliebten hat er sich erlesen,
Die noch nie ein sterblich Auge sah;
Nur ein Schatten, doch ein mächtig Wesen,
Ist sie fern ihm und doch ewig nah.
Tief in seines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung sie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich schöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erstauntes Anschaun so versunken,
Fühlt er sich allein, wenn er erwacht.
„Götter! seufzt er dann, nur Einen Funken,
Einen Funken eurer Schöpfermacht!
Bin ich blos zu eitlem Wahn geboren?
Meine Lieb' an einen Traum verloren,
Der von ihrem Odem nie beseelt
Liebevoll sich mir vermählt?"

„Oder thronet, die ich lieb', im Saale
Des Olymps mit sel'ger Allgewalt?
Trinkt sie jeden Tag aus goldner Schale
Jugend und ambrosische Gestalt?
Wird sie zürnend den Vermeßnen tödten,
Der in Lieb' entbrennt, statt anzubeten?
Oder lächelt sie, voll Größ' und Huld,
Seiner hoffnungslosen Schuld?"

„Göttin, deren neugeborne Schöne
Einst das Meer in Purpurglut getaucht!
Du, die in die Brust der Menschensöhne,
Wie der Götter linde Wonne haucht!
Sieh mit unaussprechlichem Verlangen
Mich am Schatten deines Bildes hangen,
Diese Züge hoher Anmuth lieh
Nur von dir die Phantasie."

„Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken,
Wie du bist, wie dich der Himmel kennt;
Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
Einen schnell vernichtenden Moment.
Aber laß, wie Frühlingswehn, dein Lächeln,
Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
Wie die Sonn' im Bache sich beschaut:
Und ich grüße sie als Braut!"

Also fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann seinen Wunsch gewähren,
Die zuerst dem Wunsche Flügel gab.
Hoffst du Labung außer dir? — Vergebens!
In dir fließt die Quelle schönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt
Deine Brust, dein Aug' erhellt.

Eine Stimme, tröstend im Versagen,
Flüstert in die Seel' ihm diesen Rath.
Nein, nicht länger will er schmachtend zagen:
Träume reifen zu Entschluß und That.
Muthig, was er liebt, sich zu erschaffen,
Schärft er seines Geistes goldne Waffen;
Still verheißt dem Sinnenden die Kunst
Hülfe, statt der Götter Gunst.

Jener Zaubrer wandelnder Gestalten,
Dädalus, erzog ihn einst für sie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis sie schön zum Ebenmaas gedieh.
Gern besiegt von seines Meisels Schlägen,
Schien der starre Felsen sich zu regen,
Und er ward auf seines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menschen, seine Brüder,
Bildet' er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Wesen, irdische Heroen,
Doch nicht groß, wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umstrahltes Haupt
Der Unsterblichkeit beraubt.

Und der Künstler wohnt' in ihrer Mitte,
Frei und fröhlich ihnen zugesellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener ersten unschuldsvollen Welt,
Wo die Himmlischen auf stillen Fluren
Oft mit Menschen Freud' und Leid erfuhren,
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt.

Aber seit ein namenloses Sehnen,
Süß und quälend, seine Brust entzweit,
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauscht mit Allvergessenheit,
Ließ er ruhn die kunstbegabten Hände,
Unbesorgt ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein ins Leben stieg.

Nun, da zu der holden Unsichtbaren
Ihn hinan des Muthes Flügel trägt,
Will er seinen Augen offenbaren,
Was sein Busen heimlich längst gehegt,
In der Fluth begeisternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne schwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkstatt Pantheon.

Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die stolzen Bilder da;
Es enthüllt dem staunenden Gesichte
Gottheit sich, wie er sie nimmer sah.
Wie von reinem Nektarthau durchflossen,
Wonnevoller Ewigkeit Genossen,
Schön und furchtbar, scheinen sie erhöht
Zu des Urbilds Majestät.

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königin der Frauen;
Pallas senkt den sinnig ernsten Blick.
Bacchus bietet hold die frohen Gaben,
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und schlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.

Selbstgenügsam, in entzückter Feier,
Schwebt Apoll, mit Daphne's Laub umkränzt,
Haucht Gesänge zu der stummen Leyer,
Die in seinem Arm, ein Kleinod, glänzt.
Und o du, süßlächelnde Dione,
Mit der Anmuth zartem Gürtel, schone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, Urania, dir hin?

Freudig, doch mit ahnungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis,
Richter sind sie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis,
Nicht zu ruhn und feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt
Seinen Göttern dargestellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdest aus den Felsenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht!
Von der Hand Pygmalions erkoren,
Reiner Marmor, wirst du neu geboren.
Was sein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tausendfach das holde Bild.

Wann Aurora kaum noch deine Weiße
Röthet, eilt der Künstler schon herzu,
Und ihn winkt von immer süßerm Fleiße
Nur die Nacht gebieterisch zur Ruh.
Wann des Schlafes Arm ihn leis' umfangen,
Spielt nun ihn das schmeichelnde Verlangen
Zeichnet sein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichste der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich ist das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Rose, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um sich floß,
Kaum den Purpurkelch erschloß.

Hüllenlos, von Unschuld nur umgeben,
Scheint sie sich der Schönheit unbewußt,
Ihre leicht gebognen Arme schweben
Vor dem Schooß und vor der zarten Brust.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder
Deren Umriß von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie sich Well' in Welle schmiegt.

Schön begränzt ihr Dasein stille Gnüge,
Friedlich wohnet es in sich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob sie nimmer traur' und zürne,
Lacht ihr holder Blick, die ebne Stirne,
Ihre halbgeschloßne Lippe schwoll,
Süßer Tön' und Küsse voll.

Selig, festgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion und glüht und schaut.
Bald verstummt er, aufgelös't in Schmachten,
Bald erschallt des Herzens Hymne laut.
Einen Gegenstand der Huldigungen
Hat sich nun die treue Lieb' errungen,
Die nach dem, was nirgends war, zuvor
In der Oede sich verlor.

Seine Seele, die Erwiedrung heischet,
Leihet der Geliebten, was sie fühlt,
Gern vom eignen Wiederschein getäuschet,
Der um jene Jugendfülle spielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er sich so innig zu verweben,
Daß sein Herz, von Lieb' und Lust bewegt,
Wie in Beider Busen schlägt.

Was ersann er nicht, ihr zu liebkosen?
Welche süße Namen nannt' er nicht!
Das Gebüsch verarmt an Myrth' und Rosen,
Die er sorgsam ihr in Kränze flicht.
Aber ach, wann wird ihr holdes Flüstern
Seinen Liebesreden sich verschwistern?
Wann besiegelt der erwärmte Mund
Wiederküssend ihren Bund?

Lächelnd einst, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron;
Von der Menschen Vater und der Götter
Fodert sie der reinsten Treue Lohn:
Sieh! allein von allen Erdensöhnen
Hat Pygmalion, dem höchsten Schönen
Huldigend, und frei vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienst gewandt.

Nicht aus Trotz, zu eitlem Schöpferruhme,
Folgsam lauschend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattin dar, die er sich schuf.
Jener Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben seinem stolzen Haupte,
Gieb ihn mir für den bescheidnen Sinn
Meines Künstlers zum Gewinn.

Sah die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrscherstab,
Locken, den Olymp erschütternd, wallen
Auf die Stirn ambrosisch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz sein Mark durchdrang,
Daß er zagend niedersank.

Doch ihn locken ferne Melodieen
Zauberisch ins Leben bald zurück.
Rosenfarbne Morgenschimmer fliehen
Um das Bild, und laben seinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird sie sanft gewiegt und fortgezogen,
Soll sie eures Himmels Zierde sein?
Götter! Götter! sie ist mein.

Und er fliegt hinzu und schlingt die Arme
Kühn und fest um das geliebte Weib.
Glühend, schauernd fühlt er, sie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es schlägt ihr Herz die ersten Schläge,
Und die Pulse werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebenslust
Schwellt die ungeduld'ge Brust.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schlöß' es sich dem fremden Tage nicht.
Ach, sie drückt mit schüchternem Erröthen
An des Jünglings Busen ihr Gesicht.
Liebe! Liebe! stammeln Beider Zungen,
Und die Seelen, ganz in Eins verschlungen,
Hemmt ein Kuß im schwesterlichen Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

Charakteristik Shakspeare's.

Mir ist er ein tiefsinniger Künstler, nicht ein blindes wild laufendes Genie. Was man hievon schwatzt, halte ich überhaupt nur für eine fabelhafte Sage, für einen blinden wilden Wahn. Bei den übrigen Künsten widerlegt es sich schon von selbst, denn hier ist erworbene Wissenschaft eine unerläßliche Bedingung, um irgend etwas zu leisten. Aber auch bei solchen Dichtern, die man für sorglose Zöglinge der Natur ohne alle Kunst und Schule auszugeben pflegt, fand ich bei näherer Betrachtung, wenn sie wirklich vortreffliche Werke geliefert, ausgezeichnete Kultur der Geisteskräfte, geübte Kunst, reiflich überlegte und würdige Absichten. Dieß gilt eben sowohl vom Homer als vom Dante. Die Thätigkeit des Genie's ist zwar ihm eine natürliche und in gewissem Sinne bewußtlose, wovon also der, welcher sie ausübt, nicht immer augenblicklich Rechenschaft wird ablegen können; es ist aber keineswegs eine solche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Antheil hätte. Eben die Schnelligkeit und Sicherheit der Geisteswirkung, die höchste Klarheit des Verstandes macht, daß das Denken beim Dichten nicht als etwas abgesondertes wahrgenommen wird, nicht als Nachdenken erscheint. Jener Begriff von der poetischen Begeisterung, den manche lyrische Dichter in Umlauf gebracht haben, als wären sie außer sich, und ertheilten wie die Pythia, von einer fremden Gottheit ergriffen, ihnen selbst unverständliche Orakelsprüche: jener Begriff (selbst nur eine lyrische Erdichtung) paßt am allerwenigsten auf die dramatische Komposition, eine der besonnensten Hervorbringungen des menschlichen Geistes. Man giebt zu, Shakspeare habe über Charakter und Leidenschaft, über den Gang der Begebenheiten und menschlichen Schicksale, über die gesellige Verfassung, über alle Dinge und Verhältnisse der Welt gedacht und tief gedacht, man muß es zugeben, denn unter Tausenden seiner Sprüche würde ein einziger zur Widerlegung dessen hinreichen, der es abläugnen wollte. Und nur für den Bau seiner eignen Stücke soll er keinen Gedanken übrig gehabt, diesen soll er dem Zufall, welcher die epikurischen Atomen zusammen weht, überlassen haben? Gesetzt auch, er hätte ohne höheren Ehrgeiz in Bezug auf die Kenner und die Nachwelt, ohne jene künstlerische Liebe, die sich in einem vollendeten Werke selbst zu befriedigen strebt, blos gearbeitet, um der ungelehrten Menge zu gefallen, so hätte ihn ja schon dieser Zweck und die theatralische Wirkung darauf führen müssen. Denn hängt nicht der Eindruck eines Schauspiels ganz besonders von dem Verhältniß der Theile zu einander ab? Und wird nicht eine an sich noch so schöne Scene von Zuschauern, die nur geraden Sinn haben und sich ihrer Natur unbefangen überlassen, verworfen, sobald sie ihrer Erwartung an der Stelle widerspricht, und dem einmal gefaßten Interesse Abbruch thut? Die scherzhaften Einmischungen mögen immerhin als eine Art von Zwischenspiel, zur Erholung von ernsthafteren Spannungen dienlich, angesehen werden, so lange man keine bessere Ansicht dafür zu finden weiß; aber im Gange der Hauptsache, in der Verknüpfung der Erfolge muß der Dichter wo möglich noch mehr Ueberlegenheit des Verstandes bewähren, als in der Darstellung der einzelnen geschilderten Charakter und Lagen, sonst wäre er wie der Lenker eines Marionettenspiels, dem die Drähte in Verwirrung gerathen sind, so daß nun die

Puppen vermöge ihres Mechanismus ganz andre Bewegungen vornehmen, als er eigentlich wollte.

Einstimmig rühmen die englischen Kunstrichter am Shakspeare die Wahrheit und durchgeführte Bestimmtheit seiner Charakteristik, das eindringende Pathos, den komischen Witz. Ferner erheben sie die Schönheit und Erhabenheit einzelner Beschreibungen, Bilder und Ausdrücke. Dieß letzte ist die oberflächlichste und wohlfeilste Art von Kunstkritik. Johnson vergleicht denjenigen, der diesen Dichter durch Stellen, aus dem Zusammenhange gerissen, zu empfehlen gedächte, mit jenem Scholastiker beim Hierokles, der einen Ziegel als Probe eines Hauses herumwies. Und dennoch spricht er selbst so wenig und so höchst unbefriedigend über das Ganze der Stücke. Man stelle nur seine kurzen Urtheile am Schlusse eines jeden zusammen, und sehe, ob die Summe von Bewunderung herauskommt, die er selbst anfangs als den richtigen Maaßstab für die Schätzung des Dichters angegeben. Ueberhaupt war es die herrschende Richtung der bisherigen Zeit, die sich auch in der Naturwissenschaft offenbarte, das Lebendige als eine bloße Anhäufung todter Theile zu zerlegen, zu vereinzeln, was nur in der Verknüpfung besteht und außer ihr nicht begriffen werden kann, statt bis zum Centralpunkt hindurch zu dringen, und alle Theile als so viele Ausstrahlungen von daher zu betrachten. Deswegen ist nichts seltner als ein Kunstrichter, der sich zur Ueberschauung eines umfassenden Kunstwerkes zu erheben weiß. Shakspeare's Kompositionen sind eben wegen ihrer tiefen Absichtlichkeit dem Ungemach ausgesetzt gewesen, mißverstanden zu werden. Ueberdieß läßt jene prosaische Kritik die poetische Form allenfalls in den Einzelnheiten der Ausführung gelten, was aber den Plan der Stücke betrifft, da sucht sie nichts anders als den logischen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, oder eine einseitige triviale Moral als Nutzanwendung, und was sich hierauf nicht zurückführen läßt, erklärt sie für überflüssige oder gar störende Zuthaten. Nach solchen Grundsätzen müßte man in den griechischen Tragödien ebenfalls die meisten Chorgesänge wegstreichen, welche ja auch nichts zur Entwickelung der Handlung beitragen, sondern nur ein harmonisches Echo der vom Dichter bezweckten Eindrücke sind. Man verkennt hierbei ganz und gar die Rechte der Poesie und die Natur des romantischen Drama's, welches eben, weil es pittoresk ist und sein soll, reichere Umgebungen und Contraposte für seine Hauptgruppen erfodert. In aller Kunst und Poesie, vornämlich aber in der romantischen, macht die Phantasie als eine unabhängige Seelenkraft, die sich nach eignen Gesetzen regiert, ihre Ansprüche geltend.

In einem schon vor einer Anzahl Jahre abgefaßten Versuch über Romeo und Julia *) habe ich die sämmtlichen Auftritte nach der Reihe durchgegangen, und die innere Nothwendigkeit eines jeden in Bezug auf das Ganze geprüft; ich habe gezeigt, warum gerade ein solcher Kreis von Charaktern und Verhältnissen um die beiden Liebenden her gestellt sei; ich habe die Bedeutung des eingestreuten Scherzes erklärt, und den Gebrauch der hie und da erhöhten poetischen Farben gerechtfertigt. Aus allem diesem schien mir unwiderleglich hervorzugehen, daß man bis auf einige unverständlich gewordne oder dem heutigen Geschmack fremde Spiele des Witzes (Nachahmungen des damaligen Gesellschaftstones) nichts hinwegnehmen, nichts hinzufügen, nichts anders ordnen könne, ohne das vollendete Werk zu verstümmeln und zu entstellen. Ich wäre bereit, an allen Stücken Shakspeare's aus seiner reiferen Zeit dasselbe zu unternehmen, allein dieß würde ein eignes Buch erfodern. Hier kann ich nur weniges andeuten, seine großen Entwürfe nur mit flüchtigen Zügen nachzeichnen, doch muß ich zuvor noch von seinen hervorstechendsten Eigenschaften im allgemeinen reden.

Shakspeare's Menschenkenntniß ist zum Sprüchworte geworden; seine Ueberlegenheit hierin ist so groß, daß man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkührlichen Aeußerungen des Gemüths zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieser Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menschen-Beobachter; der Scharfsinn, hieraus noch weiter zu schließen, und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrscheinlichkeit zu einem bündigen Zusammenhange zu ordnen, den Menschenkenner. Die auszeichnende Eigenschaft des im Charakteristischen großen dramatischen Dichters ist etwas hievon noch ganz verschiednes, das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfsinn in sich faßt, oder beider überhebt. Es ist die Fähigkeit, sich so vollkommen in alle Arten zu sein, auch die fremdesten, zu versetzen, daß ihr Besitzer dadurch in den Stand gesetzt wird, als Bevollmächtigter der gesammten Menschheit, ohne besondre Instructionen für den einzelnen Fall, im Namen eines jeden zu handeln und zu reden. Es ist die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbständigem Nachdruck auszustatten, daß sie sich nachher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältniß entwickeln, und daß der Dichter an seinen Träumen gleichsam Erfahrungen anstellt, die eben so gültig sind, als die an wirklichen Gegenständen gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, daß die Personen scheinen müssen, nichts um des Zuschauers willen zu sagen oder zu thun, und daß der Dichter dennoch durch die Darstellung selbst, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, sie bis ins Innerste zu durchschauen. Deswegen hat Goethe sinnreich Shakspeare's Menschen mit Uhren verglichen, die ein krystallenes Zifferblatt und Gehäuse haben, und indem sie wie andre Uhren richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dieß bewerkstelligt wird.

Nichts ist dem Shakspeare jedoch fremder, als eine gewisse zergliedernde Darstellung, welche uns mühsam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Mensch so oder anders bestimmt wird. Dieses Motiviren, die Sucht mancher neueren Geschichtsschreiber, immer weiter fortgesetzt, würde zuletzt alle Individualität aufheben, und den Charakter, der sich oft schon in der frühesten Kindheit entschieden kund giebt, aus lauter fremden Einflüssen zusammensetzen. Am Ende handelt ein Mensch doch so, weil er so ist. Und wie jeder ist, das offenbart uns Shakspeare auf das unmittelbarste: er fodert und erhält unsern Glauben auch für das Abweichende und Seltsame. Niemals hat es vielleicht ein so umfassendes Talent für Charakteristik gegeben als das seinige. Es erstreckt sich nicht nur über die verschiednen Stände, Geschlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit hinab, nicht nur handeln bei ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weise und der Narr mit gleicher Wahrheit; nicht nur versetzt er sich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nationen, schildert uns bei scheinbaren Verletzungen des Costüms sehr treffend den Geist der alten Römer, der Franzosen in seiner Darstellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer selbst in einem großen Theil ihrer Geschichte, der südlichen Europäer, (in dem ernsthaften Theil vieler Lustspiele) die damalige gebildete Gesellschaft und die Rauheit und Barbarei einer nordischen Vorzeit; seine menschlichen Charakter haben nicht nur eine solche Tiefe und Bestimmtheit, daß sie nicht unter Classennamen zu fassen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erschöpfen sind, nein, dieser Prometheus bildet nicht blos Menschen, er öffnet die Pforten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster heraufsteigen, Hexen ihren wüsten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Elfen oder Sylphen, und diese nur in der Einbildung lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daß, wären sie auch misgeborne Ungeheuer wie Caliban, er uns dennoch die bestimmende Ueberzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen. Mit einem Worte, so wie er die fruchtbarste, kühnste Phantasie in das Reich der Natur hineinträgt, so trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenseits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantasie hinüber. Wir erstaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten.

Pope und Johnson scheinen sich seltsam zu widersprechen, wenn der erste sagt: alle Personen Shakspeare's seien Individuen, der zweite: sie seien Gattungen. Indessen lassen sie sich vielleicht mit einander ausgleichen. Unstreitig ist Pope's Ausdruck richtiger. Eine Charakteristik, die blos Personification kahler Allgemeinbegriffe wäre, könnte weder sonderlich tief, noch sonderlich mannichfaltig sein. Die Namen der Gattungen und Arten sind ja bekanntlich nur Hülfsmittel für den Verstand, um die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur in einer gewissen Ordnung aufzufassen. Shakspeare's ausführlich gezeichnete Personen haben unstreitig viele ganz individuelle Bestimmungen, aber zugleich eine nicht blos für sie gültige Bedeutung: sie geben meistens eine ergründende Theorie ihrer hervorstechenden Eigenschaft an die Hand. Allein, auch so berichtigt, leidet dieser Ausspruch seine Einschränkungen. Charakteristik ist nur ein Bestandtheil der dramatischen Kunst, und nicht die dramatische Poesie selbst. Es wäre höchst fehlerhaft, wenn der Dichter uns da auf überflüssige Charakterzüge aufmerksam machte, wo er ganz andre Eindrücke bezwecken soll. Sobald das Musikalische oder das Imaginative die Oberhand gewinnt, so tritt das Charakteristische nothwendig zurück. Viele Figuren Shakspeare's tragen daher nur äußerliche Bezeichnungen an sich, bestimmt durch die Stelle, die sie im Ganzen einnehmen: sie repräsentiren, wie Nebenpersonen in einem öffentlichen Aufzug, auf deren Physiognomie man eben auch wenig zu achten pflegt; ihre feierliche Tracht und Verrichtung macht sie allein bedeutend. Shakspeare's Boten z. B. sind meistens nur Boten, aber nicht gemeine, sondern dichterische Boten: die Botschaft, welche sie zu bringen haben, ist die Seele, die ihnen ihre Worte eingiebt. Auch andre Stimmen erheben sich blos als melodische Klage oder Jubel, oder betrachtender Nach-

*) Im ersten Bande der von mir und meinem Bruder herausgegebenen Charakteristiken und Kritiken.

ruf über das Vorgefallene; und in einem ernsten Drama ohne Chor wird dieß immer mehr oder weniger der Fall sein müssen, wenn es nicht prosaisch werden soll.

Eben so wunderwürdig wie in den Charaktern ist Shakspeare in der Darstellung der Leidenschaft, dieß Wort im weitesten Umfange genommen, für jeden Seelenzustand, jede Stimmung, von der Gleichgültigkeit oder dem vertraulichen Scherz, bis zur wildesten Wuth und Verzweiflung. Er giebt uns die Geschichte der Gemüther, er läßt uns in einem einzigen Wort eine ganze Reihe vorhergegangener Zustände entdecken. Seine Leidenschaften stehen nicht vom Anfange an gleich auf derselben Höhe, wie bei so vielen Trauerspieldichtern, die nach Lessings Ausdruck sich vortrefflich auf den Kanzleistyl derselben verstehen. Meisterlich schildert er die allmähliche Steigerung vom ersten Entstehen an; „giebt," wie Lessing sagt, „ein lebendiges Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich ein Gefühl in unsre Seelen einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die es darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen es jede andre Leidenschaft unter sich bringt, bis es der einzige Tyrann unserer Begierden und Verabscheuungen wird." Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er eigentliche Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnsinn, Nachtwandeln, mit so unwidersprechlicher und allseitig bestimmter Wahrheit geschildert, daß der Arzt daran wie an einem wirklichen Falle seine Beobachtung bereichern kann.

Christiane Karoline Schlegel,

die Tochter des geheimen Secretär Lucius zu Dresden, ward daselbst am 7. December 1739 geboren, verheirathete sich mit dem Prediger Schlegel zu Burgwerben bei Weißenfels und lebte nach dem Tode ihres Gatten zuerst in Weißenfels, dann in ihrer Vaterstadt, wo sie am 21. August 1833 starb.

Von ihr erschien im Druck:

Dumal und Charmille. Ein bürgerliches Trauerspiel. Leipzig 1778.

Briefwechsel Gellerts mit Demoiselle Lucius. Herausgegeben von F. A. Ebert. Leipzig 1823.

Ihr freundschaftliches Verhältniß zu Gellert und der mit ihm geführte Briefwechsel, in welchem sie sich eben so liebenswürdig wie geistreich zeigt, haben ihren Namen mit Recht der Vergessenheit entrissen.

Friedrich von Schlegel,

der nicht minder begabte jüngere Bruder A. W. v. Schlegel's, ward am 10. März 1772 in Hannover geboren. Sein Vater bestimmte ihn für den Handelsstand und that ihn zu einem Kaufmann in Leipzig in die Lehre, aber der talentvolle Knabe ruhte nicht eher, als bis er in das väterliche Haus zurückkehren und sich den Wissenschaften widmen durfte. Er studirte nun in Göttingen und Leipzig Philologie, lebte darauf eine Zeitlang in Berlin und Dresden, ließ sich dann von 1800 bis 1802 als Privatdocent in Jena nieder und wirkte hier eifrig im Vereine mit seinem Bruder und andern Gleichgesinnten für die Verbreitung ihrer Ansichten. Im Jahre 1803 trat er mit seiner Gattin, Dorothea, einer Tochter Mendelsohns, in Köln zur katholischen Religion über, verweilte darauf mehrere Jahre in Paris und wurde dann 1808 zu Wien als Hofsecretär bei der Staatskanzlei, wo er durch seine Proklamationen gegen Napoleon mächtig wirkte, 1815 aber als k. k. Legationsrath am Bundestage und später auch als Mitglied der k. k. Akadamie der bildenden Künste angestellt. Sein 1819 lebte er fern von allen Staatsgeschäften. Er starb während kurzer Anwesenheit zu Dresden am 11. Januar 1829.

Von ihm erschien:

Die Griechen und Römer. Hamburg 1797.

Geschichte der Poesie der Griechen und Römer. Berlin 1798. Th. I.

Lucinde. 1r Thl. Berlin 1799.

Alarkos. Trauerspiel. Berlin 1802.

Geschichte der Jungfrau von Orleans. Berlin 1802.

Geschichte der Margaretha von Valois. Leipzig 1803.

Europa. Zeitschrift. Frankfurt 1803—5. 2 Thle.

Lother und Maller. Frankfurt 1805.

Poetisches Taschenbuch für 1806. Berlin in 12.

Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Berlin 1808.

Gedichte. Berlin 1809.

Vorlesungen über die neuere Geschichte. Wien 1811.

Deutsches Museum. Wien 1812—13. 2 Thle.

Geschichte der alten und neuen Literatur. Wien 1815. 2 Thle.

Concordia. Zeitschrift. Heft 1—6. Wien 1820—21.

Philosophie der Geschichte. Wien 1828.

Philosophie des Lebens. Wien 1828.

Philosophische Vorlesungen. Wien 1829.

Sämmtliche Werke. Wien 1822 fgde. 12 Bde in 8.

Gemeinschaftlich mit seinem Bruder gab er das Athenäum und die Charakteristiken und Kritiken heraus. (S. A. W. v. S.)

Die von ihm herausgegebenen Schriften: Florentin. 1r Thl. Leipzig 1801. — Sammlung romantischer Dichtungen. Leipzig 1804. 2 Thle. — Corinna, aus dem Franz. der Frau v. Staël. Berlin 1807—8. 4 Thle. rühren von seiner Frau Dorothea, geborenen Mendelssohn, geschiedenen Veit her, welche 1840 starb.

F. S. übertraf seinen Bruder an originaler Productivität, kam ihm gleich an Tiefe und Reichthum der Kenntnisse und Herrschaft über Sprache und Form und stand ihm nach an Geschmack und Klarheit. Obwohl anfangs ganz der Antike zugeneigt, wandte er sich doch bald mit großem Eifer der Romantik zu, und wirkte hier besonders auf dem Felde der Kritik, wo er auf das Unbarmherzigste mit seinen Gegnern verfuhr. Seine poetischen Leistungen, namentlich Lucinde und Alarkos waren eigenthümliche Verirrungen eines großen Talentes; in seinen früheren lyrischen Dichtungen findet sich dagegen viel Schönes. — Wie sein Bruder August öffnete er der Poesie wie der Wissenschaft in Deutschland neue bisher ungekannte Reiche; er war der Erste, welcher vorzüglich auf die großen geistigen Schätze Indiens aufmerksam machte und die darauf bezüglichen Studien bei uns einführte. — Später, nach seinem Uebertritte, bekämpfte er auf das Entschiedenste die französische Demokratie und Frivolität, wurde aber dann als philosophischer Geschichtsforscher ein Gegner der religiösen und politischen Freiheit und Aufklärung und verlor sich endlich gänzlich in unklare Speculation und politisch-religiöse Träumereien. — Er war wiederum ein Beweis, wie leicht auch das glänzendste Talent vom Charakter zu Grunde gerichtet werden kann.

Gedichte von F. v. Schlegel.

Bei der Wartburg.

1802.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eisen gewaffnet,
Aus steinernen Burgen,
So schau'ten sie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tausend Röhren Erfrischung dufte̦n,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauschen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.

Voll von Gedanken und selig
Stehet der Mann
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen sich drückend,
Schauet verfolgend,
Die schwindenden Züge
Richtiger Wolken,
Riesengebilde und Räthsel;
Dazwischen den fröhlichen Schwarm des Geflügels,
Und lächelt in Freuden,
Wie breit und langsam
Der Strom sich windet,
Bald schwarz, bald silbern,
Durch grünende Anger.
Die lustigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit schlanken Thürmen und Glockenspiele;
Langsam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenster Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So schweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er sich einsam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieh't,
Das bedeutend ihn anschau't
Aus sittsam verständigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen,
Denn himmlisch nah't ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau seines Herzens
Die schweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend
Zum Bunde der Treue.
Und beide vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde versunken,
Schauen in selige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße. —
Freudig umarmt den Helden die Tugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet sie ihn mit gewaltigem Schwerdte,
Alle Lasten zu tilgen
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu seinem Felsen wieder,
Wo die Freunde zusammen
Deutscher Freuden sich freuen.
Wenn aber die braune Erde erstarrt ist,
Die Flüsse leuchten wie Eisen,
In weißem Laube die Wälder schimmern;
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Sie alten Geschichten,
Wie Zwerge künstlich in Höhlen leben;
Sehen im Geiste
Dort unten die dunkelste Tiefe
Von Lichtern durchschienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und schieden sie endlich,
So nahm sie Michael freundlich
In starkem Arme,
Von leuchtendem Eisen umkleidet,
Und trug sie gen Himmel.
Zu Christus und Karl dem Großen,
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt
Ganz brünstig zu schauen
Den himmlischen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis segnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermann't er sich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände schüttelt,
Und Roland und Reinald gebietet,
Ihm volle Becher des Trostes zu reichen.

An Heliodora.

Aus tiefem Herzen wollte Liebe dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Muth
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geist in eigner Gluth,
Verachtend wandt' er sich von allen Dingen,
Zum Raub gegeben seiner Sehnsucht Wuth,
Da klang der dunkeln Tugend Felsenwort:
Befrei' dich Freier selbst, durch heil'gen Mord.

Kraft dieses Strahls ward ich mir neu gegeben,
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blitzt das höchste Leben.
Die große Bildung wuchs auf sicherm Grunde;
Was herrlich war und sein wird, faßt' im Streben
Kunstlieb' und Heldenstolz im festen Bunde.
Der Wissenschaften Geist in Einem Bilde
Erschien dem Zauberrufe schön und milde.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken.
Die Brüder, die mich schonend oft ertragen
Wenn in der Freundschaft Urbild ich versunken
So grenzenlos begehrt' ohn' es zu sagen,
Sie sind mit mir von gleicher Liebe trunken,
Wir alle hoffen, es soll göttlich tagen.
Zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte,
Auch mich erfreut des Witzes zarte Blüthe.

Du warst mir Morgensonne, Heliodora!
Aus deinem Lichte sog ich neue Gluth;
Du bist mir Lebensquelle, Heliodora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht;
Blüh' auf du Wunderblume Heliodora!
Zur ew'gen Poesie hauch' ew'gen Muth.
Ich will nicht länger mit dem Schicksal rechten,
Zu schönem Kranz nur schöne Zweige flechten.

Doch wollen mit Vernunft wir vorwärts schreiten;
Verstand erkenne, was die Lust begonnen.
Durch Klugheit seh' ich selbst die besten gleiten,
Verworrne List ist gar zu bald zerronnen;
Sie irren von sich selbst in ferne Weiten
Und haben nichts als ihre Müh' gewonnen.
Zeigt Weisheit sich in thörichtem Gewande,
So kommt der Dumme leichtlich von Verstande.

Die schwangre Zukunft rauscht mit mächt'gem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken;
Schau' in des klaren Geistes tiefsten Spiegel! —
Da kämpf' ich, Werke bildend sonder Wanken.
Entreiße jeder Wissenschaft das Siegel,
Verkünd'ge Freunden heilige Gedanken,
Und stifte allen Künsten einen Tempel
Ich selbst von ihrem Bund ein neu Exempel.

Will das Geschick mich aber früh zerschlagen,
So sinken wir in Einer Todesfluth;
Der bunten Erde kann ich leicht entsagen,
Denn für die Kunst nur lodert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen!
Der Stahl vermähle hier noch unser Blut.
Dem Geist genügt zu hinterlaßnem Ruhme
Der Liebe Kranz im ird'schen Heiligthume.

Spruch.

Wer gewährt nur Edlen Gunst?
Die hohe Kunst.
Wo verliert man nie die Spur?
In der Natur.
Wie gewinnst du sichres Gut?
Durch eignen Muth.

Tapfer also heil'ge Gluth,
Hoch hinan zum ewig Schönen,
Flamme kühn, und laß sie höhnen,
Eins in Kunst, Natur und Muth.

Farbensinnbild.

Laß edlen Muth den weißen Altar gründen,
Hoch Phantasie in Purpurflammen wehen,
Und Liebe wirst du bald im Centrum sehen,
Wo grün die Feuersäulen sich entzünden;

Durch braune Locken wird sich Myrthe winden,
Der Freund mit goldnen Früchten vor dir stehen,
Die Kinder dann in Blumen zu dir gehen,
Mit Ros' und Lorbeer dich die Schwester binden.

Es war der alten Maler gute Sitte,
Des Bildes Sinn mit einem Strich zu sagen,
Der den Akkord der Farben drunter schriebe;

So mag auch dieses Lied es kühnlich wagen,
Zu deuten auf der Dichtung innre Mitte,
In Farben spielend um die süße Liebe.

Sonett.

Wen hat dein Lächeln reizend wohl getroffen,
Der nicht zu kühn zu hoffen sich erkühne?
Schreckst du ihn gleich, so sieht er bald zur Sühne
Im süßen Augenspiel die Himmel offen?

Wer wollte da nicht froh und froher hoffen,
Wenn froh die Hoffnung schwebt auf heitrer Bühne,
So hold umkränzt von leichter Myrthen Grüne,
Daß ihn, nur ihn der süße Blitz getroffen?

Wo noch nicht ganz der Unschuld Reich zerronnen,
Darf leichter Reiz wohl leicht das Auge reizen,
Das schöner Hoffnung frisches Grün erquicket;

Wer endlich dann die schöne Braut gewonnen,
Läßt andre gern mit leichten Blicken reizen,
Beglückt, wenn er der Unschuld Blum' erblicket.

Deutscher Sinn.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Lust getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl,
Fremder Rechte loses Spiel,
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unser Stern.

Eulenspiegels guter Rath.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr seid auf rechter Spur und Fahrt,
Und falls ihr's fürder noch so treibt,
Sicher der Segen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unsre eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch ihr deutlich seh't,
Wie schön es euch von Statten geh't,
Zu leben, wie man leben soll.
Wer anders denkt, ist sicher toll,
Oder glaubt selbst nicht, was er spricht,
Will sich absondern, der Bösewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So ist's am besten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein also soll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Gesellschaft treiben,
Daß sich die Sitten an n'ander reiben;
So werden sie schön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.
Ist so ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule gesendet.
Da lernt er spielen, stechen, saufen,
Beineben sich in Weisheit taufen,
Kauft sich eine Portion Absolutes,
Und hat er's, kann er dreisten Muthes
Jedwedem lachen in's Angesicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare ist nicht theuer eben,
Für 'nen Gulden wird sie jeder geben.
Dieß sind die Haupterziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich segeln,
Nicht alle können von Renten leben,
Drum muß es Stand' im Staate geben.
Unter all' den Ständen dieser Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der sitzt ruhig an seinem Tisch,
Läßt die andern angeln und ackern frisch.
Wer dreschen mag, der kann auch fasten;
Dem Klugen fließt es so in Kasten.
Zwar machen Viele banquerott,
Doch leiden sie darum nicht Noth,
Leben oftmals nur desto besser;
Und wucherst du glücklich, wer ist größer?
Der Kaufmann lebt, wie ein kleiner König,
Dünkt sich in seinem Hause nicht wenig;
Da kann er nach Lust die Künste beschützen,
Merkwürd'gen Fremden vielmals nützen.
Vielerlei Volk zusammen er bittet,
Seine eigne Frau in der Mitte sitzet,
Wird ihr manch Kompliment gemacht,
Daß sie's in allem so weit gebracht.
Denn das ist nun vor allen nothwendig,
Sie sei es oder sei nicht verständig,
Daß sie von allem zu sprechen weiß,
Wird ihr dabei weder kalt noch heiß.
Die feinste Gesellschaft dieser Art
Ist, wo viel Weiber jung und zart
Uns ihre Reize eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdselig jeden Fremden anlachen,
Das sollt einem wohl Gedanken machen,
Blos weil's die Mode so mit sich führt,
Daß man halbnackend im Winde spaziert.
Wenn sie sich lang genug besehn,
Nüchtern alle nach Hause gehn.
So nennt der Kaufmann alles sein,
Mag er Christ oder Jude sein.
Schlimmer schon ist der Soldat geschoren,
Ihn trösten jedoch die verguld'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.
Stets soll der Rechtsgelehrte schreiben,
Und schreibend so das Recht umtreiben
Je höher wächst der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt sich an's neu'ste System,
Ist er berühmt, so wird er bequem.
Gelahrtheit ist 'ne schlimme Profession,
Wer grob nicht ist, der bleibe davon.
Lügen und Stehlen sind hier am Ort;
So geht man mit der Wissenschaft fort.
Schimpft nur auf die, so ihr bestehlt,
Noch manchen giebt's, der sich redlich quält.
Der Geistliche wird gering geachtet,
Oftmals sein Gut sogar verpachtet,
Er selbst von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.
Wer Gottes Wort von Herzen achtet,

Wird billig von der Welt verachtet.
Der Landmann soll in Städten leben,
Die Aecker mögen verderben eben.
Der Bürger wohn' in blüh'ndem Garten,
Der Kunden mag ein and'rer warten.
So leben die Fürsten in Freuden und Ehren,
Denn lange kann es so nicht währen.
Kein Fürst sei je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,
Der manchem schon ließ Leut' und Land,
Der sich ergab in seine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß sie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieses, hoff' ich, glaubt ihr nicht,
Weil es der Eulenspiegel spricht.

Der alte Pilger
oder
Homo's neueste Wanderungen.

„Nun kann ich und will ich nicht weiter geh'n,
„Sonst ist's um meine Füße gescheh'n;
„Hier will ich unterkauern.
„Dies soll zu Nacht mir ein Obdach sein,
„O seid nur so gut und brecht noch nicht ein!" —
Er meint die alten Mauern.

Der Pilger war ein redlicher Mann,
Nur wandelt der Schlaf ihn oftmals an,
Drum kam er nie zur Stelle.
So saß er und aß sein Abendbrod,
Es war die Stund' um's letzte Roth,
Nicht dunkel und nicht helle.

Es tönt der Glocken Geläut von fern,
Und obwohl schimmert manch heller Stern,
Will nicht die Nacht beginnen.
Schläft oder träumt er mit wachem Gesicht,
Der Pilger weiß es selber nicht,
Und kann sich nicht besinnen.

Da kommen zwei Männer mit greisem Bart,
Gekleidet nach der Doktoren Art,
Die zornig streitend schnaufen.
Der starke dem schwächern am Barte zieht,
Ein Haar ist er nach dem andern bemüht,
Ihm sauber auszuraufen.

Kaum war er damit fertig doch,
So kam ein andrer, der stärker noch,
Und ward sein wieder Meister.
Wie jener stritt, und wie er schrie,
Ein Haar genau nach dem andern, sieh'!
Ihm aus dem Barte reißt er.

So kommt ein vierter und fünfter zum Ort,
Sie treiben's fürder immer fort.
Ein jeder ward bezwungen;
Bis endlich einer, ein Mönch fürwahr,
Wie's an der Kutte zu sehen war,
Dem ist es gut gelungen.

Von Fürsten stand um ihn ein Heer,
Die reichen die goldnen Kronen ihm her,
Er drückt sie all' zusammen.
Als wären sie Wachs, so drückt er und dreh't,
Der Mönch, der im Kreise der Herren steh't,
Beim Scheine nächt'ger Flammen.

„Wie groß ist doch dieser Geister Macht,"
So hat der Pilger bei sich gedacht;
„Die kräftigen Gebehrden!
„Die Herrlichen, wie sie da stehn und gehn,
„Wie glücklich bin ich, dies Schauspiel zu sehn!
„Was wird's nur endlich werden?"

Des Schreiens und Streitens wird mehr und mehr,
Die Ritter klirren und schlagen sehr,
Wie sie die Wuth bethörte.
Es lärmt ein jeder, so viel er will,
Doch plötzlich wird es wieder still,
Daß keinen Laut man hörte.

Da zeigt sich dämmernd fern ein Rauch,
Und hier und dorten Flammen auch,
Die immer heller brennen.
Ach Dörfer sind's, daß Gott erbarm!
Und Weib und Kind, die nackt und arm
Voll Angst durch's Feuer rennen.

Wie aber sind die Menschen denn toll?
Es ist ihrer Leiden Maaß ja voll,
Das Elend ungeheuer;
Nun machen sie sich Musik noch dazu,
Sie haben des Springens nicht Rast noch Ruh,
Und tanzen um das Feuer.

Der Pilger war ein guter Mann,
Der Jammer greift an das Herz ihn an,
Er weint' manch heiße Thräne.
Da tritt ein Zwerglein zu ihm hin,
Der lacht ihn an mit hämischem Sinn,
Und grinst in seine Zähne:

„Du weinest verkehrt, o Menschenwicht,
„Ich zeige dir wohl ein ander Licht
„In dunkler Geisterstunde.
„Die Armen dort wissen nicht, wer sie schlug;
„Man lenkt sie heimlich mit weisem Trug,
„Sie sind nicht mit im Bunde.

„Bald ist vorüber der erste Schreck,
„Dann magst du gebieten jedem Zweck,
„Du wirst es dankbar spüren."
So sprach der Zwerg, that wohl bekannt
Und nahm vertraulich ihn bei der Hand,
Ihn in die Schlucht zu führen.

Hinunter geht es den Felsengrund,
Da liegt der feurige Höllenhund,
Der schleicht voll Grimm zur Seite.
Nach Stiegen und Gängen ohne Zahl,
Steh'n sie im unterird'schen Saal,
Von unermess'ner Weite.

Da sitzen der schweigenden Männer viel,
Die treiben ernsthaft ein seltsam Spiel,
Der Pilger sieht's mit Beben.
Und wie es drei Mal ängstlich klopft,
Hätt' er wie gern die Ohren verstopft,
Er meint, es gilt sein Leben.

Die Männer winken, er soll sich nah'n,
Er soll den Bruderkuß jetzt empfah'n,
Dort oben sitzt der Meister.
Schon glaubt er, beginne der Weihe Fest,
Da hält ihn ein Todtengerippe fest,
Zur Hölle sinken die Geister.

Dem Pilger wird es kalt wie Eis,
Er wischt sich von der Stirne den Schweiß,
Es schildern's keine Worte.
Er sinkt zu Boden in bitterm Gram.
Und wieder war, als er zu sich kam,
Er an dem vor'gen Orte.

„O weh mir, sprach der Pilger zu sich,
„Wie weit noch von dem Lande bin ich,
„Davon man doch geschrieben;
„Wo Milch und Honig sich ergießt,
„Der Wein von selbst in die Fässer fließt,
„Sich alle herzlich lieben." —

Nun war es, als flösse rundum ein Meer,
Das wogte so hoch und wogte daher,
Und zog ihn mit im Kreise.
Da schwammen der Fischlein unzählig viel,
Die trieben sich, reckten die Köpfe zum Spiel,
So wie es der Fischlein Weise.

Wie frei er sich im Meer bewegt,
Die leichte Welle empor ihn trägt,
Er fühlt es mit Entzücken.
Da sieht er, wie hinter dem kleinen drein,
Der große schwimmt und schlingt ihn herein,
O was sind das für Tücken!

Daß einer stets den andern frißt,
Und des Verschlingens kein Ende ist,
Es dünkt ihn nicht geheuer.
Das Meer wird röther und endlich roth
Wie Blut, und schwimmt voll Leichen und Tod,
Es schnauben Ungeheuer.

Das Meer ist gleich, der Fisch ist frei,
Doch dieses Gefressenwerden dabei,
Es will ihm nicht behagen.

„Viel lieber dien' ich dem schlimmsten Herrn,"
So spricht er, „auf festem Lande gern,
„Und will als Knecht mich plagen!"

Hat irgend ein Geist den Wunsch erhört?
Er ruht in warmen Thal und hört
In Blättern Lüfte wehen.
Es gibt ihm Trost der Ruhe Genuß,
Nur daß er die Kleider noch trocknen muß,
Dann will er weiter gehen.

Doch als er in die Höhe schaut,
Hätt' er den Augen kaum getraut,
Es athmet alles Freude.
Am Hügel sieht er Citronen blüh'n,
Es schimmert durch das heitre Grün
Das alte Prachtgebäude.

Wie sind die Marmorstufen so breit,
Die Säulen groß, die Gänge weit,
Es wehen Sommerlüfte.
Wohl muthig steigt der wandernde Gast
Hinan, und es betäuben ihn fast
Die vollen Blumendüfte.

Doch wie er sich müht und wie er steigt,
So hat er nie den Tempel erreicht,
Es wachsen stets die Treppen.
Es zieht ihn nieder, wie Blei so schwer,
Er freut sich nicht der Säulen mehr.
Was mag er nach sich schleppen?

Ist's etwa jenes steinerne Bild,
Zu dem er sich wendet und mit ihm schilt:
„Was gehst du mir zur Seite?" —
Das Bild hat wohl nicht Redens Brauch,
Doch steht er still, so steht es auch,
Und geht er, geht's zur Seite.

Noch will er sich des Mannes befrei'n,
Da wird er gedrückt von andern zwei'n,
Die auf der Schulter sitzen:
Und als er die zu Boden geschwenkt,
Sieht er vier kleine fest gehängt
An seines Kleides Spitzen.

Wie sich vermehrt der Bilder Zahl,
So höher steigt auch seine Qual,
So ärger er umklettet.
Als würd' er selbst zu Stein und Erz,
So fühlt er angstbedrückt sein Herz
Sich innen fest gekettet.

„Was sollen die steinerne Dinge, traun!
„Viel besser wär' es den Acker bau'n
„Und seiner selbst genießen." —
Des Steigens ist er endlich satt,
Er fühlt sich recht von Herzen matt
Und kann sich nicht entschließen.

Jetzt aber erhebt sich ein kühlender Wind,
Es weht ihm um die Stirne lind,
Der Pilger soll erwachen.
Ein Traum nur war gewesen, und Nichts
Die Gaukelei des Schattengesichts,
Zum Spott und Grau'n und Lachen.

Die Morgensonne begann den Lauf,
Da schlug er vollends die Augen auf,
Und furchte sich der Reise. —
„Wie dort der Stier am Pfluge zieht's;"
So sprach er: „der Pflüger singt sein Lied
„Nach ländlich froher Weise.

„Was sollt' ich weiter wandern und geh'n,
„Ich kann es alles am Ort ja seh'n,
„Und nehme Theil am Ganzen.
„Ich habe es weit und breit gesucht,
„Ich habe es wachend und schlafend versucht,
„Nun ist es Zeit zum Pflanzen.

„So wird man doch vernünftiger stets,
„Nicht immer mit der Jugend geht's,
„Das sind nur schöne Worte.
„Wie hab' ich nicht gesorgt und gestrebt,
„Wie manches nicht im Traum erlebt
„Und kam doch nicht vom Orte."

Es war um des Pilgers Muth geschehn,
Sonst hätt' er mögen nach Hause gehn,
Von wo er hergekommen.
Nun blieb er eben wo er war,
Und freut sich all' der Weisheit fürwahr,
Die er im Traum vernommen.

Gelübde.

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du seist befreit;
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremblings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß sich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüh't der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl,
Und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben.
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen.
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Glorreich hinüber wallen.

Johann Adolph Schlegel

ward am 18. September 1721 in Meißen geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf der Schule Pforta und besuchte dann von 1741 bis 1746 die Universität Leipzig, wo er Theologie studirte. Hier lebte er mit seinem Bruder Johann Elias, mit Gellert, Rabener, Gärtner, Cramer, Mylius, Ebert, Giseke, Klopstock u. A. in genauer Verbindung und nahm thätigen Antheil an der Herausgabe der sogenannten Bremischen Beiträge. Nach seinem Abgange von der Universität bekleidete er eine Zeitlang eine Hauslehrerstelle, hielt sich dann anderthalb Jahre bei seinem Freunde Cramer in Crellwitz auf, und unterstützte ihn bei der Herausgabe der Wochenschrift: der Jüngling. 1751 ward er Lehrer und Diakonus an der Schulpforta und 1754 Pastor Primarius an der Dreifaltigkeitskirche und Professor am Gymnasium zu Zerbst. Hier wirkte er bis 1759, wo er als Prediger nach Hannover berufen wurde. Er starb daselbst am 16. September 1793 als Dr. Theol., Consistorialrath, Generalsuperintendent des Fürstenthums Kalenberg und erster Prediger an der Neustädter Kirche.

Seine Schriften sind:

Geistliche Gesänge. Leipzig 1766 — 1772. 3 Sammlungen.
Fabeln und Erzählungen. Leipzig 1769.
Vermischte Gedichte. Hannover 1787—1789. 2 Thle.
Predigten. Leipzig 1754 — 1764. 3 Thle.
Passionspredigten. Leipzig 1769 — 1773. 3 Thle.
Neue Predigtsammlung. Leipzig 1778 — 1786. 4 Thle.

Batteur, Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz. Uebers. von S. 3. Aufl. Leipzig 1770.

Leichtigkeit der Behandlung, Correctheit und Reinheit der Sprache und äußere poetische Darstellung sind seinen Gedichten eigen, welche sämmtlich eine gesunde edle Moral athmen, sich weiter aber durch Nichts auszeichnen. In seiner Predigtweise schritt er auf der von Mosheim eingeschlagenen Bahn fort, und lieferte für jene Zeit Vorzügliches.

Johann Elias Schlegel,

des Vorigen älterer Bruder, ward am 28. Januar 1718 in Meißen geboren, erhielt seinen ersten Unterricht durch Privatlehrer und bezog dann die Schule Pforta, wo er ein Trauerspiel, die Geschwister in Taurien, schrieb, welches bereits, ehe er noch diese Anstalt verließ, 1739 in Leipzig aufgeführt wurde und ihm dort viele Freunde erwarb. Von 1739 bis 1743 studirte er in Leipzig die Rechte, ohne jedoch seine Neigung für die dramatische Poesie zu vernachlässigen, und ging dann mit dem Herrn von Spener, dem sächsischen Gesandten am dänischen Hofe, als dessen Privatsecretair nach Kopenhagen. Hier nationalisirte er sich so rasch, daß er 1748 zum außerordentlichen Professor an der Ritterakademie zu Soröe ernannt wurde; seine rastlose Thätigkeit untergrub aber seine Gesundheit; ein hitziges Fieber ergriff ihn und endete sein Leben am 13. August 1749.

Von ihm erschien:

- Beiträge zum dänischen Theater. Kopenhagen, 1741.
- Saint Foix's Lustspiele, übers. Leipzig 1750—68. 3 Bde. Der dritte Theil ist nicht von ihm, sondern von einem M. Wichmann.
- Werke. Herausgegeben von J. H. Schlegel. Kopenhagen und Leipzig, 1761 bis 1770. 5 Thle. (Sie enthalten seine Trauerspiele: Orest und Pylades, — Dido, — die Trojanerinnen, — Canut, — Hermann, — Elektra, — Lucretia; — seine Lustspiele, dramatische Skizzen und Fragmente, prosaische Aufsätze; Heinrich der Löwe, ein episches Gedicht, zwei Bücher; — allegorische Gedichte, Cantaten, Episteln, Oden; — J. E. Schlegel's Leben, — der Fremde, eine Wochenschrift, u. s. w.

Ueber J. E. Schlegel's Leistungen urtheilt Manso in seiner Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie (Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste Bd. 8, St. 1, S. 97) sehr treffend mit folgenden Worten: Wenn irgend ein Dichter der damaligen Zeit sich rühmen darf, die Aufnahme der deutschen Bühne gefördert zu haben, so ist es unstreitig Johann Elias Schlegel. Bei allen Unvollkommenheiten, welche eine nicht überschätzende Kritik auch seinen bessern Stücken, dem Canut, den Trojanerinnen und dem Hermann zuerkennen muß, offenbart sich dennoch überall der günstige Einfluß, den die Griechen, mit denen er sich frühzeitig befreundete, auf ihn hatten. Seine Plane sind gerade nicht auf die Hervorbringung einer theatralischen Wirkung berechnet, aber einfach und in einandergreifend; seinen Charakteren und den Verhältnissen, in die er sie versetzt, fehlt das Große und Leidenschaftliche, welches die Erwartung spannt, und die Einbildung aufregt, aber die ersteren sind gut gehalten und die anderen natürlich herbeigeführt; seine Sprache ermangelt noch des nöthigen Feuers und der tragischen Kraft, und erinnert zuweilen durch die abgemessenen Gegensätze und die gehäuften Sittensprüche an Euripides schlimme Manier, aber sie ist durchgängig wahr, ungezwungen und edel; sein Vers fließt endlich nicht blos rein, sondern leicht und zierlich dahin. Eben so wenig mißlang ihm das Lustspiel, selbst da nicht, als er noch den Gebrauch der Reime, den er als Theoretiker vertheidigt hatte, praktisch geltend und allgemein zu machen versuchte. Seine stumme Schönheit erklärte Lessing noch im Jahre 1767 für das beste deutsche Lustspiel in Versen, und dem Triumphe der guten Frauen, der in Prosa geschrieben ist, gestand Mendelssohn Leben, echten Witz und den Ton der feinen Welt zu.

Aus Johann Elias Schlegel's Hermann.

Sigmar. Hermann. Flavius.

Flavius.

Mein Vater, es wird spät.
Wie kömmt's, daß man noch nicht in Varus Lager geht?

Sigmar.

Bist du ein Deutscher?

Flavius.

Wie? mein Vater, kannst du fragen?
Bin ich denn nicht dein Blut? — Was kann ich weiter sagen?

Sigmar.

Die Antwort ist dir leicht, sprich, was dein Herze spricht.

Flavius.

Mein Vater, ich bin deutsch, doch hass' ich Rom auch nicht.

Sigmar.

Wer Rom nicht hassen kann, kann nicht die Deutschen lieben:
Was theilest du dein Herz? Sei treu mit ganzen Trieben,
Sei römisch oder deutsch. Jetzt wähle deinen Freund;
Rom, oder deinem Volk sei günstig oder feind!

Flavius.

So kann denn beider Wohl nicht mehr vereint bestehen?
So wird man heute nicht in Varus Lager gehen?

Sigmar.

Mein Sohn, ich habe noch zu Cäsars Zeit gelebt,
Vor dem der Erdenkreis und selber Rom erbebt'.
Dies war ein andrer Held als diese trägen Seelen,
Die nur geboren sind, durch Geiz die Welt zu quälen;
Auf fremde Siege stolz, in feiger Wollust ruh'n,
Und nichts aus Ehrbegier, aus Geldsucht alles thun.
Selbst Cäsar konnte nur bei Andern Furcht erwecken.
Uns zu besiegen stark, zu schwach, uns zu erschrecken!
Und den Ariovist hat nie sein Drohn gebeugt,
Daß er vor Cäsars Macht mit Schmeicheln sich geneigt.
Umsonst hieß dieser ihn nur näher zu ihm kommen;
Was jetzund Varus hört, hat Cäsar auch vernommen.
Nein! sprach Ariovist, wollt' ich den Cäsar sehn,
So wär ich nicht zu stolz, und wollte zu ihm gehn.
Dies kann auch Cäsar thun, wenn Cäsar mich begehrt.

Flavius.

Doch ist der leichte Dienst dem Varus bald gewähret.

Sigmar.

Ein leichter Dienst wird schwer, wenn er die Ehre kränkt.

Flavius.

Wer weiß, ob Varus uns in Schimpf zu bringen denkt?

Sigmar.

Soll sich ein freier Fürst nicht des Gehorsams schämen?
Und soll ich ein Gesetz von fremden Richtern nehmen?

Flavius.

Wir bleiben dennoch frei, spricht Rom uns gleich das Recht.

Sigmar.

Wem Rom Gesetze gibt, der ist der Römer Knecht.

Flavius.

Rom lehrt uns Kunst und Witz, und zähmt die wilden Sitten.

Sigmar.
Rom jagt die Unschuld weg aus den beglückten Hütten.

Flavius.
Ich habe Rom geseh'n, und trau' ihm Gutes zu.

Sigmar.
Ich hab' es nicht geseh'n, und kenn' es mehr, als du.

Flavius.
Verwirfst du Kunst und Witz, die doch den Völkern nützen?

Sigmar.
Verflucht sei Kunst und Witz, wo sie die Laster stützen!
Mein Sohn, der Himmel schenkt dem Menschen Witz und Kunst,
Als Mittel unsers Wohls und Zeichen seiner Gunst,
Doch der bethörte Sinn hat ihren Zweck verkehret;
Was seinem Glücke dient, hat seine Noth vermehret.
Kaum hat der Künste Glanz die Rauhigkeit verdrängt;
So wird das Herz erweicht, das am Vergnügen hängt,
Zur Wollust sinnreich wird, auf Pracht und Schätze dichtet,
Und sich von andrer Wohl auf seinen Vortheil richtet:
Bis endlich Eigennutz die Treu' für's Vaterland,
Und fauler Müßiggang den Trieb nach Ruhm verbannt.
So liegt die Einigkeit sammt Kraft und Muth darnieder,
Und was durch Künste stieg, das fällt durch Künste wieder.
Sohn, sieh doch Rom einmal mit diesen Augen an:
Ein Blick von solcher Art, ist, was dir nützen kann.

Flavius.
So soll der Deutsche stets in schlechten Hütten wohnen?

Sigmar.
Hier frei sein gilt mir mehr, als in Palästen frohnen.

Flavius.
Mich kränkt, daß man in Rom mich einen Barbar heißt.

Sigmar.
Du bist gesittet gnug, wenn du zu kriegen weißt.

Flavius.
Auch wie ich kriegen soll, wird Rom mich besser lehren.

Sigmar.
Du irrest. Zwar sein Witz wird deine Waffen mehren,
Doch seine Wollust schwächt den Arm, der sie gebraucht.
Was nützt die Kriegeskunst, wo Kraft und Muth verraucht?

Flavius.
Was aber nützt der Muth, wenn niemand von mir höret?

Sigmar.
Du schätzest es für nichts, wenn dich dein Volk verehret?

Flavius.
Blüht Witz und Kunst durch mich, so kennt mich alle Welt.

Sigmar.
Was hilft dir's, wenn sie dich für feig und weibisch hält?

Flavius.
Von Tapferkeit und Muth soll Rom mich nicht entfernen;
Roms Laster will ich fliehn, und seine Künste lernen.

Sigmar.
Du trauest dir zu sehr. Nimm deiner Wohlfahrt wahr!
Wer bösen Meistern folgt, begibt sich in Gefahr.

Flavius.
Mein Vater, prüfe mich, ob du mich träge findest.

Sigmar.
Wohl! aber denke nach, wozu du dich verbindest.
Du kannst ja nicht zugleich ein Held und Sklave sein.
Wo du nicht träge bist, mußt du dein Volk befrei'n.
Rom wird, wenn du ihm dienst, dich mit Verachtung nennen.
Geh', jage Rom in Furcht, soll es dich näher kennen?
Verlangst du Ehr' und Lob; sie sind dein Eigenthum!
Thu recht, und laß der Welt die Sorg' um deinen Ruhm.
Auch ich bin hoffnungsvoll. Das Lob, das ich erworben,
Soll bei den Enkeln blühn, wenn ich schon längst gestorben;
Obgleich mein fester Sinn, der nur die Tugend schätzt,
Sich fremder Weichlichkeit und Macht entgegen setzt.
Ich geh, das deutsche Volk in seinem Muth zu stärken.
Laß, Hermann, diesen Tag des Herzens Adel merken!
Sei du der Römer Feind, und dann so siehe zu,
Wer mehrern Ruhm erjagt, dein Bruder, oder du.

Hermann. Flavius.

Hermann.
So hast du, Flavius, in Rom nur dies gelernet,
Wie sich ein edles Herz von seiner Pflicht entfernet?
An aller Tugend statt, die du vordem geehrt,
Hat Roms gerühmter Witz dich untreu sein gelehrt?
Hast du den Namen selbst, der dir von Rom gekommen
Und der dir süße klingt, nur darum angenommen,
Damit, wenn einst dein Arm mit deinen Bürgern ficht
Für dein verrathnes Volk kein deutscher Name spricht?
Hat mich nicht Rom, wie dich, gelehret und ergötzet?
So oft ein wildes Thier, das man zum Kampf verhetzet,
Im Schauplatz brüllend sprang; so oft auf ebnem Sand
So manch erhitztes Paar geübter Fechter stand;
So oft der Rosse Lauf auf den geschwinden Wagen
Der Jugend muntre Schaar nach Ziel und Sieg getragen:
Hast du bei solcher Lust mich jemals kalt gesehn?
Doch dieses lasse nie des Himmels Schluß geschehn,
Daß ich, wenn meine Pflicht mein Blut zum Opfer wollte,
Um eitler Spiele Pracht mein Volk verrathen sollte!

Flavius.
Ach, Hermann, martre doch des Bruders Seele nicht!
Wenn Deutschland Rom bekriegt, so weiß ich meine Pflicht,
Doch kann ich ohne Schmerz mich meinem Trieb entreißen?
Auch Rom hat noch ein Recht, mein Vaterland zu heißen;
So lange dieser Ring an unsern Fingern prangt,
Mit dem wir Bürgerrecht und Ritterschaft erlangt.

Hermann.
Erwähne mir nur nicht dies nichtige Geschenke.
Meinst du, daß ich mit Lust an meine Knechtschaft denke?
Nein, Bruder, dieser Ring schimpft eines Deutschen Hand,
Die Freiheit adelt mich und nicht ein fremdes Land.
Ich schwör' in diesem Hain: Ihr Götter seid zugegen!
Dies Zeichen meiner Schmach will ich nicht von mir legen,
Bis ich mein Volk durch's Schwert von seiner Dienstbarkeit
Und mich vom Bürgerrecht des stolzen Roms befreit;
Und euch, als Sieger, dann zugleich mit diesem Ringe
Auch manchen güldnen Ring erschlagner Römer bringe.

Flavius.
Ach! du erwägest nicht, daß Varus Geißel hat.

Hermann.
Thusnelden meinest du, durch die, an Geißels statt,
Der knechtische Segest die Deutschen Rom verpfändet,
Der seiner Jugend Ruhm im späten Alter schändet.
Ach! der Verräther hat die mir versprochne Braut,
Als unsrer Knechtschaft Pfand, den Feinden anvertraut.
Doch, wo die Götter nur es diesem Arm erlauben,
Will ich sie heute noch aus ihren Händen rauben.
Ich will sie wiedersehn: wo nicht, so will ich ihn,
Der sie verrathen hat, dafür zur Strafe ziehn.
Komm! willst du langsam sein, für's Vaterland zu streiten,
Wenn alle hurtig sind, die Waffen zu bereiten?

Flavius.
Wen seh ich? Markus kömmt. Mein Bruder, laß es zu,
Daß ich für diesesmal der Freundschaft Gnüge thu.

Hermann.
So thu nur, was du willst, bis alle Zeit verstrichen.

Krieg der Schönheit und des Verstandes.

Allegorie.

Der du in deiner Braut Verstand und Schönheit findest,
Mein Gellert, der du liebst, und beider Macht empfindest!
Ich singe dir den Streit von Schönheit und Verstand.
Wie herrschsuchtsvoller Stolz der Schönheit Brust entbrannt,
Den Thron an sich zu ziehn, den beide sonst bestiegen:
Der Liebesgötter Kampf und bürgerliches Kriegen.

O Dichtkunst! zeige mir das waffenvolle Feld,
Wo gegen den Verstand die Schönheit sich gestellt;
Und male mir genau die göttlichen Personen,
Die selbst der Reizung Land nicht ohne Zwist bewohnen.
Du, Gellert, bring' dies Lied vor Christianens Ohr,
Und lies es deiner Braut zum Siegesliede vor!
Denn laß der Schönheit Heer, laß den Verstand erliegen;
Die Braut, die beides krönt, wird doch mit Einem siegen.

Die Schönheit trat geschmückt zum schmeichlerischen Glas,
Aus dem ihr Auge sich ein täglich Urtheil las.
Sie sah sich; und ein Strahl der feuervollen Blicke
Schoß von dem Spiegel ab, und ihr in's Herz zurücke.
Sie betete sich an, und ward in sich entflammt.
Wie der geperlte Thau, der aus der Erde stammt,
Zur Erde wiederkehrt, und wenn die Nacht verdrungen,
Den Boden wieder tränkt, aus dem er erst entsprungen;

So schwängerte der Blick, der aus der Schönheit ging,
Sie selbst mit Zuversicht, die alles unterfing.
„Ich,“ sprach sie, „hab' allein den Schlüssel aller Herzen,
„Und niemand wirkt, als ich, der Menschen süße Schmerzen.
„Warum hat der Verstand mit mir den Thron gemein?
„Ich bin Beherrscherin; und er soll Sklave sein!“
Sie sprichts. Die Hand indeß durchirrt, mit stolzer Freude,
Der Locken leichten Zwang und flüchtig Kunstgebäude;
Hält sich geschäftig auf und mustert jedes Haar,
Und bessert oft mit Fleiß, wo nichts zu bessern war.
Kaum hört des Schmeichelns Gott der Stimme lieblich Tönen;
Ein Abgott und zugleich Vergöttrer eitler Schönen,
Der Schönheit größter Rath und auch ihr größter Knecht,
So lacht er dreimal laut, und saget: Du hast Recht!
Sein Lachen und sein Wort bläst ihre Glut zu Flammen.
Sie winkt. Ihr Heer gehorcht, und dränget sich zusammen.
Der schwarzen Augen Gott, der Herzen Furcht und Fall,
Ein andrer Jupiter mit Blitz, doch ohne Knall;
Der blauen Augen Schütz, ein Held mit scharfen Pfeilen,
Ließ den geraden Flug nach seiner Göttin eilen:
Auch der, den reizend Haar, der, den der Stirne Pracht,
Der, den der Lippen Roth geehrt und mächtig macht.
Das Grübchen in dem Kinn, das Grübchen in den Wangen,
Sah seinen Liebesgott den Streit mit Lust verlangen.
Der Brust erhabner Schmuck, ein listig Zwillingspaar,
Das zwar verstecket schien, und dennoch sichtbar war;
So mancher starker Reiz der Schönen Glieder zieret,
So mancher Gott erschien und ward in's Feld geführet,
Mit Werkzeug ohne Zahl kam dort ein dichtes Heer.
Der ging von Gold und Stoff, der von Geschmeide schwer.
Der Nachttisch läßt zum Streit auch seine Götter reisen.
Dem stählt die tapfre Faust ein hitzend Kreiseleisen;
Den drückt des Puders Last; der führet reiches Band;
Der Fischbein aus dem Nord; der Spitzen aus Brabant;
Der hat die weiße Haut mit Pflästerchen beflecket.
Man sagt, daß das Gesicht mit Larven überdecket,
Des Bleikamms falscher Gott, der Schönheit letzter Troß
Zusammt des Rosentuchs gefärbtem Gotte, schloß.
O Dichtkunst, welches Heer war des Verstandes Retter?
Auch ihn krönt tapfre Macht, auch er hat Liebesgötter.
Du, feuerreicher Witz! sein Liebling und sein Herz;
Du, angenehmer Ernst! du männlich schöner Scherz!
Und du, des Lächelns Gott, sein Bruder und Begleiter!
Du, des Verdrusses Feind, und du, des Zwangs Bestreiter!
Auch eurer Götter Schaar, Gefälligkeit und Huld
Ergebne Zärtlichkeit! Vergnügen ohne Schuld!
Du süßer Klagen Gott! Du Gott beliebter Strenge!
Ihr kamt an Kräften stark, obgleich nicht stark an Menge.
Du, Tugend, eiltest auch zu seiner Fahne hin!
Du Zierde seines Reichs und schönste Bürgerin;
Die nur, weil in der Brust zufriedne Demuth grünte,
Den Thron nicht selbst besaß, so sehr sie ihn verdiente.
Durch offner Ebnen Raum streckt sich ein schönes Land,
Das alte Königreich von Schönheit und Verstand;
Dem Frost und Hitze nie den schönen Schmuck entreißet,
Und das der Anblick selbst das Land der Reizung heißet.
Von dannen gehet aus, und theilt sich durch die Welt,
Was schöne Kinder schmückt, den Herzen Netze stellt.
Im Mittel stund der Thron, der kühne Zweck vom Streite,
Sonst beider hoher Sitz, und itzt des Siegers Beute.
Im Mittel stund bewehrt auch des Verstandes Heer;
Sein Führer weckt es auf und spornt's zur Gegenwehr.
„Auf,“ sprach er, „rettet mir den Thron, den ich verliere!
„Der Krone bin ich werth, indem ich euch regiere.
„Mein Ansehn stammt von euch, und euer Ruhm ist mein;
„Ihr habet Macht und Kraft; drum muß ich König sein.
„Kann euch dies Erdreich nicht vom Bürgerrecht verjagen:
„So muß der stolze Thron stets zween Regenten tragen.“
So schwellt die rege Luft die schwangern Segel auf;
Und lenkt der Schiffe Bahn, trotz schneller Ströme Lauf;
Wie sich auf dieses Wort die muntern Krieger brüsten,
Der Fluth entgegen gehn, die festen Sinne rüsten.
Die Wollust sieht erfreut den angeglommnen Zwist.
Dies Weib voll süßen Gifts und heuchlerischer List,
Von ferne göttlich schön, und häßlich in dem Rücken,
Läßt vor der Schönheit nun ihr trügend Antlitz blicken;
Itzt, glaubt sie, da der Zorn der Häupter Herzen trennt,
Ruft ein gelegner Tag auch sie zum Regiment.
„O Schönheit,“ fängt sie an, „nur dir gebührt die Krone!
„Es weiche der Verstand an deinem Königsthrone.
„Sein ekler Eigensinn, sein eingezogner Geiz
„Vergällte dieses Land, und störte manchen Reiz.
„Hat seine Tyrannei, die selbst die Lust sich raubet,
„Von dieser Auen Frucht, die der Genuß erlaubet?
„Du weißt, welch Leid er mir und was er dir gethan.
„Wir beide sind ihm feind; nimm mich zur Freundin an!
„Dies Land, das du regierst, will ich dir erst entdecken.
„Was du bisher versäumt, sollst du gedoppelt schmecken.“
Sie spricht und regt sich oft; doch wendet sie sich nicht.
So dreht der Mond um uns sein glänzend Angesicht,
Der zwar sein schwankend Haupt oft da, oft dort hin neiget,
Doch stets das Antlitz weist und nie den Nacken zeiget;
Wie ihr bewegter Leib, der jeden Ton beseelt,
Den weggewandten Greul des Rückens stets verhehlt
Und in der Schönheit Brust, die sich vom Rath entblößet,
Und dem Verstande trotzt, vergeblich Hoffen flößet.
Die Schönheit sprach: „Es sei! Dein Herz verräth der Blick,
„Und glauben muß man dir. Auf! zeige mir mein Glück!
„Sei, wo du helfen kannst, Gehülfin meiner Thaten!
„Komm mit mir in den Kampf. Ich streite; du sollst rathen.“
Sie thut's, und folgt ihr nach. Die Schönheit eilt zum Streit.
Ihr Wagen fasset kaum ihr aufgespanntes Kleid
Und zeigt schon, eh' sie kämpft, ein triumphirend Prangen.
Ihr Fächer schlägt die Luft, weht Sehnsucht und Verlangen
Auf alles um sich her, und Seufzer auf sie zu.
Sie rief nur: „Kämpft und siegt!“ drauf blieb der Mund in Ruh'.
Doch ihr entbrannter Blick war ihre stärkre Stimme,
Und redete zugleich von Anmuth und von Grimme.
Ein tönend Feldgeschrei verkündigte den Krieg.
Es jauchzt der Schönheit Volk. Das andre stund, und schwieg:
Doch jenes schießt von fern; dann folgt es seinen Pfeilen,
Und fördert durch die Luft der Flügel flatternd Eilen.
Man sah schon gegen sich erzürnte Waffen stehn;
Hier auf den muntern Witz der Augen Götter gehn;
Dort dräute manchem Gott, der in der Brust regieret,
Das brüderliche Paar, das sie von außen zieret.
Dort stund der hohen Stirn, und dort der Lippen Schutz;
Der bot dem Gott der Huld und der dem Scherze Trutz:
Wenn dort im heißen Kampf des Lächelns Götter kamen,
Vom Ansehn beide gleich, und gleich in ihrem Namen.
Der geht, dem Schmerz verknüpft; der einsam, nackend, leer.
Der stützet den Verstand: der stärkt der Schönheit Heer.
Durch die, die auf der Pracht gewaltig Werkzeug pochten,
Sah man die Tugend selbst umringet und befochten.
Die Wollust ruft zum Kampf, und reizt mit frechem Spott
Den Gott der Zärtlichkeit, der edlen Strenge Gott.
Des Anfalls erste Kraft beugt des Verstandes Krieger,
Der überlegne Feind erkennt sich für den Sieger.
Der weichende Verstand, den nicht sein Muth verläßt,
Ruft: „Krieger, seid beherzt! verbindet euch, steht fest!
„Laßt nur durch jener Mund ein früh Triumphlied schallen.“
Er schwieg. Der Schönheit Fuß besteigt im Geiste schon
Den leergelassnen Sitz, und nun ihr eignen Thron;
Und glaubt, ihr sei gewiß die süße Macht verschrieben,
Der Herzen Tyrannei allein und frei zu üben,
Es jauchzet ihr Soldat. — Und diesen Augenblick
Wirft ihn des Waffenglücks verdrehter Wind zurück.
Wie der geschlanke Stahl die Macht, die ihn gebogen,
So weit zurücke schlägt, als sie ihn erst gezogen,
Vom Weichen Kräfte nimmt, und zitternd saust und springt,
Bis ihn sein erster Ort zur ersten Ruhe bringt;
So wehrt sich der Verstand mit tapfrer Schwerter Streichen.
Wer erstlich wich, verfolgt; und die Verfolger weichen.
Der schwarzen Augen Gott schießt allzuschwachen Blitz;
Es kämpft mit stärkrer Glut der niemals matte Witz.
Der Schönheit wankend Volk macht sich umsonst zu schaffen;
Es schwingt ihr müder Arm nur wirkungslose Waffen.
So manches Reizes Gott erlag, und kämpfte doch.
Der Sieg war schon gewiß; der Ausgang säumte noch.
Indessen regt die Zeit der Flügel leichte Ruder;
Ihr Sohn heißt Untergang, und der Verfall ihr Bruder.
Dies Weib, das dem Verstand vor allen günstig ist,
Und wenn es ihn verzehrt, ihn doch am letzten frißt,
Eilt, das erhitzte Volk der Schönheit zu vernichten,
Und mit bewehrter Hand den kühnen Zwist zu richten.
Die Wollust sah von fern, welch ein geschwinder Flug
Die raubgewohnte Zeit, sie zu verderben, trug.
Sie eilt zur Schönheit hin, und bebt in ihren Armen.
„Ach!“ sprach sie, „siehst du nicht die Feindin ohn' Erbarmen?
„Es freut sich der Verstand, und jene siegt für ihn.
„Doch da man fliehen muß; laß uns vereinigt fliehn.
„Entfliehn ist dein Geschick. Man mißgönnt dich der Erde.
„Auf! fördre deine Flucht, daß sie dir süßer werde!
„Fleuch mit mir!“ Jene hört der Wollust feigen Rath,
Und fliehet vor der Zeit, eh' sie sich ihr genaht.
Doch da sie eilt und flieht entdeckt sich ihren Blicken
Der Wollust schlimmrer Theil und ungestalter Rücken.

Wie den gejagten Hirsch, dem alles Furcht erweckt,
Auf der verzagten Flucht ein breites Wasser schreckt;
Doch stärker noch das Horn der Jäger, die ihn hetzen:
So wirkt der Anblick ihr ein schauerndes Entsetzen;
Doch mehr bedränget sie die Macht der schnellen Zeit,
Die ihr im Rücken ist, und den Verzug verdeut.
Nun steiget der Verstand zu dem verlaßnen Throne:
Doch nimmt er nicht für sich die ungetheilte Krone.
Er spricht: „Ich stürze nicht, was mich zu stürzen meint;
„Mein und der Schönheit Reich sei, wie vorhin, vereint.
„Die Schönheit kämpfe nur, die Herzen zu erhitzen;
„Was sie erobern wird, soll meine Kraft beschützen."
Er spricht: Die Schönheit kömmt, und willigt in dies Band,
Und neue Ruh' beglückt der Reizung edles Land.

Johann Heinrich Schlegel,

des Vorigen jüngerer Bruder, ward 1724 in Meißen geboren, erhielt dieselbe Erziehung wie sein jüngerer Bruder und studirte darauf in Leipzig Jurisprudenz, Geschichte und Literatur. Dann ging er nach Kopenhagen als dänischer Kanzleisecretär und wurde später Professor der Geschichte an der dortigen Universität, Königlicher Historiograph und Justizrath. Er starb daselbst am 18. October 1780.

Von ihm erschien:

Thomson's Sophonisbe. Uebers. Leipzig 1758.
Thomson's Agamemnon und Koriolan. Leipzig 1760.
Trauerspiele aus dem Englischen. Leipzig 1764.
Geschichte der dänischen Könige aus oldenburgischem Stamme. Leipzig 1777. 2 Thle.

S. erwarb sich das Verdienst, durch seine Uebersetzungen zuerst den reimlosen fünffüßigen jambischen Vers in die deutsche dramatische Literatur eingeführt zu haben; auch zeugen diese Uebertragungen sowohl wie sein selbstständiges historisches Werk von Fleiß, Correctheit und Geschmack.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher.

Dieser in vielfachster Hinsicht ausgezeichnete Mann, einer der geistvollsten und scharfsinnigsten neueren Theologen, ward am 25. November 1768 zu Breslau geboren, erhielt seine Erziehung in der Brüdergemeine, sagte sich aber von derselben los und studirte in Halle Theologie. Nach vollendetem akademischen Kursus wurde er 1802 Hofprediger in Stolpe, 1805 Professor der Theologie und Universitätsprediger in Halle und 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, so wie später ordentlicher Professor an der neu errichteten Universität daselbst, Mitglied der Akademie, Ritter des rothen Adlerordens 3. Klasse u. s. w. — Nach langem segensreichen Wirken starb er in Berlin am 12. Februar 1834.

Er gab heraus:

An Hrn. Dr. Ammon üb. seine Prüfung der Harmesischen Sätze. Berlin 1818. 8.
An den Hrn. Geh. Rath Schmalz, auch eine Recension. Ebend. 1815. gr. 8.
Ueber das Berliner Gesangbuch. Ein Schreiben an Hrn. Bischof Dr. Ritschl in Stettin. Ebend. 1830. 8.
Darstellung des theolog. Studiums. 2. Aufl. Ebend. 1830. 8.
Fawcetts Predigten. A. d. Engl. Ebend. 1798. 8.
Gedanken über Universitäten. Ebend. 1808. 8.
Der christl. Glaube nach den Grundsätzen der evangel. Kirche im Zusammenhange dargestellt. 2 Bde. 2. Aufl. Ebend. 1831.
Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen d. protestant. Kirchenwesens, zunächst in Beziehung auf den preuß. Staat. Ebend. 1804. 8.
Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. Ebend. 1803. 8.
Katechismus der wahren Religion. Leipzig 1818. 8.
Kritik der Sittenlehre. Berlin 1803. 8.
Ueber d. neue Liturgie f. d. Hof- u. Garnison-Gemeine zu Potsdam u. f. d. Garnisonkirche zu Berlin. Ebend. 1816. 8.
Ueb. d. Schriften d. Lucas. 1. Thl. Ebend. 1817. gr. 8.
Monologen. Neujahrsgabe. 3. Aufl. Ebend. 1822.
Ueber den sog. ersten Brief d. Paulus an d. Timotheus, ein krit. Sendschreiben an Gaß. Ebend. 1807. gr. 8.
Platons Werke, übers. Ebend. 1804.. 11 Bände.
Predigt bei Eröffnung d. Gottesdienstes d. Friedrichs-Universität d. 3. Aug. 1806. Ebd. 1806.
Predigt üb. d. rechte Verhältniß d. Christen z. Obrigkeit. Ebend. 1809. gr. 8.
Predigt am 28. März 1813. Ebend. 1813. gr. 8.
Predigt am zweiten Tage d. Reformations-Jubelfestes. Ebend. 1818. gr. 8.
Predigt am 18. Weinmond 1818. Ebend. 1818. gr. 8.
Predigt am 1. Adventsonntag 1819. Ebend. 1820. gr. 8.
Predigt am 2. Sonntage d. Advents 1830, in der Dreifaltigkeitskirche gesprochen. Ebend. 1831. gr. 8.
Predigt, gehalten bei d. Wiedereröffnung d. deutsch-evangel.-lutherischen Kirche, in der Savoy, zu London am 16. Sonntage nach Trinit. d. 21. Sept. 1828. Ebend. 1829. gr. 8.
Predigt am 25. Sonntage n. Trinit. 1828, als am Todtenfeste, in d. Dreifaltigkeitskirche gesprochen. Ebend. 1829. gr. 8.
Predigt am 4. Sonntage n. Trinit. 1820. Ebd. 1821. gr. 8.
Predigt am 17. Nov. 1822, in d. Dreifaltigkeitskirche zu Berlin. Ebend. 1823. gr. 8.
Predigt am 3. Adventssonntage 1821. Ebend. 1821. gr. 8.
Predigt am Todtenfeste am 23. Sonntage n. Trinit. 1824. Ebend. 1825. gr. 8.
Predigt am Todtenfeste 1826. Ebend. 1827. gr. 8.
Predigt üb. d. Worte des Erlösers: Hast Du mich lieb? Joh. 31, 16. Ebend. 1824. gr. 8.
Zwei Predigten, geh. in d. Dreifaltigkeitskirche zu Berlin. Magdeburg 1824. gr. 8.
Predigten. 1.—6. Sammlung. Berlin 1801—31.
Predigten. 1.—3. Reihe. Ebend. 1830. gr. 8.
Zwei Predigten, am 22. Juli u. am 5. Aug. (1810) gesprochen. Ebend. 1810. gr. 8.
Reden an Gebildete über die Religion. Berlin 1804. 3. A. 1822.
Rede am Grabe des Hrn. Saunier. Magdeburg 1825. gr. 8.
Ueb. d. f. die protestant. Kirche des preuß. Staats einzurichtende Synodalverfassung. Berlin 1817. 8.
Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch. Halle 1806. 2. Aufl. Berl. 1827. 8.
Theol. Zeitschrift, herausgeg. v. Schleiermacher, de Wette u. Lücke. Berlin 1819—22.

Zur nähern Würdigung des Geistes und der Schriften dieses seltenen und hochbegabten Mannes verweisen wir auf Bd. I. S. 161 dieser Encyclopädie, wo sich eine treffliche Charakteristik derselben von L. F. O. Baumgarten-Crusius mitgetheilt findet.

Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen keinen Werth haben *).

Ueber 1 Corinth. 12, 31. — 13, 1.

Man nennt unser Zeitalter das aufgeklärte, und spricht viel von großen Fortschritten, welche alle Abtheilungen der Gesellschaft in der Bildung des Geistes, in der Berichtigung und Erweiterung ihrer Einsichten sollen gemacht haben; und, wie mißlich es auch, näher betrachtet, um diese Fortschritte stehen mag, soviel kann wenigstens nicht geläugnet werden, daß das allgemeine Bestreben nach dieser Seite hin gerichtet ist. Wissenschaften und Künste werden auf allerlei Geschäfte des Lebens fleißiger und scharfsinniger angewendet, als sonst; alle Gewerbe entfernen sich mehr und mehr von der Sklaverei alter Gewohnheiten, man forscht darin nach Gründen, und findet auf diese Weise Veebesserungen; Beobachtung der Natur und des Menschen sucht den Aberglauben in allen seinen Schlupfwinkeln auf; Untersuchungen und Mittheilungen über den Zusammenhang großer Ereignisse und über die allgemeinen Angelegenheiten der Menschen finden immer mehr aufmerksame Ohren; und mildere Sitten, welche sich unter allen Ständen verbreiten und sie einander näher bringen, machen zugleich das Gemüth urbar, um den Saamen jeder Erkenntniß aufzunehmen, und auch solchen Wahrheiten Gedeihen zu sichern, die ursprünglich in andern Gegenden der geselligen Welt einheimisch sind. Dies Alles ist kein geringer Ruhm; aber leider ist mit diesen Fortschritten sehr allgemein der große Nachtheil verbunden, daß der Verstand und die Bildung desselben auch unabhängig von der Gesinnung geschätzt und viel zu hoch geschätzt wird. Sich in seinen Berufsgeschäften durch Geschicklichkeit und verständige Benutzung alles Fremden und Neuen auszeichnen; auch jenseit derselben über alle gemeinen menschlichen Dinge eine eigne und begründete Meinung haben; im Kreise der Gesellschaft durch Munterkeit und Gewandtheit des Geistes gefallen, durch ein schneidendes Urtheil sich Ansehn erwerben, durch funkelnden Witz blenden: das ist jetziger Zeit das Bild der Vollkommenheit, das ist das einzige Mittel, um geliebt, geschätzt und bewundert zu werden. Seid daneben rechtschaffen und treu, man wird dessen nur im Vorbeigehen erwähnen; besitzt diese Tugenden ohne jene Vollkommenheiten des Verstandes, so bleibt ihr ganz unbemerkt im Hintergrunde stehen. Die einfältige Redlichkeit, wie aufrichtig und thätig sie auch sei, gilt nichts; Verstand und Talente, das ist die allgemeine Losung. Ich bin weit entfernt auf das, was man so gemeinhin ein gutes Herz nennt, großen Werth zu legen. Die Bereitwilligkeit, mit Andern und für sie zu empfinden, sich zum Werkzeuge von ihnen gebrauchen zu lassen, und sich an Alles, was in ihnen gut und groß zu sein scheint, bewunderungsvoll anzuschließen, ist etwas sehr zweideutiges, und oft nichts Anderes, als Leerheit des eigenen Sinnes, Unfähigkeit selbst etwas zu wollen, Gefühl des Bedürfnisses, sich von Andern leiten und stoßen zu lassen. Aber ohne einen wahehaft guten Willen, ohne eine ächt sittliche Gesinnung, ohne die feste und immer thätige Richtung aller Kräfte auf das selbsterkannte Gute, ohne treuen Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze, sind alle jene Vorzüge des Geistes — und wenn ihr sie bis zum höchsten Gipfel der Vollendung ausgearbeitet hättet — nichts, gar nichts. Dagegen diese gute Gesinnung — die freilich unausbleiblich alle Mal mit dem Bestreben verbunden ist, alle Anlagen, welche wir von Gott empfangen haben, auf's Beste zu benutzen — wenn sie auch durch ungünstige Umstände gehindert wird, sich in die höheren Kreise der Bildung hinaufzuschwingen, und sich mit mancherlei Vorzügen auszuschmücken, dennoch überall denselben, alles Andere verdunkelnden, Werth behält. Das ist meine Ueberzeugung, welche ich gern durch den folgenden Vortrag in euch Allen hervorbringen oder erneuern und befestigen möchte.

Text,

1 Cor. 12, 31. — 13, 1.

Strebet aber nach den besten Gaben, und ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

In der Gemeine, an welche dieser Brief gerichtet ist, war über einen an sich löblichen Gegenstand ein Wetteifer entstanden, der der brüderlichen Einteacht nachtheilig war. Jeder suchte durch die Gaben, welche ihm die göttliche Gnade verliehen hatte, zur Erbauung der Gemeine oder zu ihrer Verherrlichung unter den Ungläubigen etwas beizutragen. Dieser Eifer für das allgemeine Wohl war aber nicht unverfälscht. Jeder wollte sein Talent für das vorzüglichste gehalten wissen; man verglich und forschte, welches unter allen wohl den meisten Glanz auf den Besitzer zurückwerfe, und so mischte sich auf allen Seiten Stolz, Eigendünkel und Eifersucht ein. Der Apostel ertheilt deshalb seinen Lesern zuerst die Lehre, daß ein Talent, welches nicht zum Wohl der Gemeine beiträgt, auch nichts Ehrenvolles sein kann, und geht dann in den Worten unseres Textes zu der allgemeineren Weisung über, daß sie sich überhaupt nicht auf den richtigen Gesichtspunkt gestellt hätten, um ihren Werth zu beurtheilen. Er sagt, wenn sie sich auch Alle der herrlichsten Gaben befleißigten, so gäbe es doch noch etwas köstlicheres, nämlich die wahrhaft tugendsame sittliche Gesinnung, der er hernach unter dem Namen der Liebe die bekannte so beredte und begeisterte Lobrede hält. Diesen Ausspruch laßt uns jetzt besonders auf dasjenige anwenden, was in unsern Tagen so auszeichnend geschätzt wird; laßt uns bedenken,

daß alle Vorzüge des Geistes, getrennt von einer sittlichen und würdigen Gesinnung, gar keinen Werth haben.

Ich werde dies deutlich zu machen suchen, indem ich zeige: erstlich, daß aus ihnen für sich kein gegründeter Anspruch auf unsere Achtung entsteht; zweitens, daß sie sich mit Recht unsere Zuneigung nicht erwerben können; und drittens, daß sie so allein nicht einmal einen entschiedenen Werth für die Gesellschafe haben.

1) Wenn ich behaupte, daß alle Vorzüge des Geistes für sich allein einem Menschen unsere Achtung nicht verdienen: so berufe ich mich dabei auf euer eignes Gefühl. Und wenn ihr auch die leidenschaftlichsten Bewunderer dieser Vorzüge wäret; versteht nur eure Empfindungen recht, so werdet ihr mir gewiß Beifall geben. Dieses Gefühl der Achtung, der Hochschätzung ist etwas ganz eigenthümliches; es ist lediglich an unser Urtheil über den sittlichen Werth eines Menschen angeknüpft, und sobald die Rede davon ist, muß Alles, was hierzu nicht gerechnet werden kann, bei Seite gesetzt werden. Schmückt einen Menschen mit Allem aus, was ihm von außen her gegeben werden kann, er wird damit vielleicht alle andere Empfindungen in Anspruch nehmen, nur diese nicht. Er habe die lieblichste Gestalt, sie wird euer Wohlgefallen erregen; er sei mit den schärfsten Sinnen begabt, und genieße der unerschütterlichsten Gesundheit, ihr werdet ihn mit Freuden als ein Beispiel von der natürlichen Vollkommenheit des Menschen aufstellen; er besitze ein großes Uebermaaß an den Gütern dieser Welt, ihr werdet ihn vielleicht glücklich preisen; er sei mit einer gebietenden Macht in der Gesellschaft ausgerüstet und von großem Einfluß auf ihr Gedeihen, so werdet ihr aufmerksam sein auf Alles, was er unternimmt und was mit ihm vorgeht: aber wenn man euch zumuthet, ihn hochzuachten, werdet ihr euch ohne Zweifel nach ganz andern Dingen umsehen. Ja selbst dasjenige, was zu seinem Innern gehöet, aber was ihr schon an ihm findet, ehe er ein Gegenstand eurer Beurtheilung sein kann, betrachtet ihr nur als einen solchen Besitz. Weiset man euch auf seine natürlichen Anlagen, auf eine Stimmung seines Gemüths, auf eine Richtung seiner Neigungen, die er schon in den frühesten Jahren seines Lebens bekommen hat: ihr werdet sie mit in Anschlag bringen, wenn von der Achtung die Rede ist, welche er verdient; aber nur um zu sehen, wie er sich ihrer bedient und sie gehandhabt hat. Handlungen also wollet ihr, um ihn achten zu können, und zwar Handlungen, die in dem Willen des Menschen ihren Ursprung haben, und von diesem Zeugniß geben; denn was er etwa auf andere Art bewirkt, setzt ihr gänzlich bei Seite. Er kann gelegentlich und ohne Absicht die wohlthätigsten Entdeckungen gemacht, er kann durch ein Bestreben, das auf etwas ganz Anderes gerichtet war, die Bosheit zurückgehalten, die Unschuld gerettet und großes Unglück verhütet haben; das kann ihn auf mancherlei Art in euer Gedächtniß zurückrufen, es kann seinen Namen merkwürdig machen in der Geschichte wichtiger Begebenheiten: aber eure Achtung für ihn wird dadurch nicht den geringsten Zuwachs erhalten. — Laßt uns nun sehen, wie es denn mit den Vorzügen des Geistes beschaffen ist, in Absicht auf dieses nothwendige Erforderniß? Freilich sind sie ein Besitz, der ganz ohne eigne Thätigkeit Niemanden zu Theil werden kann. Die herrlichsten Naturanlagen, wenn gar nicht auf ihnen weiter fortgearbeitet wird, werden vielleicht durch einzelne Gedanken und Aeußerungen ihr Dasein verrathen: aber zusammenhängende Einsichten und sichere Fertigkeiten können ohne Fleiß niemals erlangt werden. Nehmt den genauesten Unterricht und die herrlichsten Gelegenheiten; werden sie nicht von eigner Lust unterstützt, ist kein wahrer Trieb vorhanden, sie zu benutzen: so mögen sie höchstens nur das Gedächtniß bereichern mit einem Vorrath, der bei jedem Andern besser aufbewahrt wäre. Aber aller Fleiß würde doch auch nichts helfen ohne Unterricht, und alle Lust nichts ohne Gelegenheit und Muße. Hattet ihr nicht nöthig, eure Zeit Geschäften zu widmen, die den Geist mehr herabziehen, als erheben, besaßt ihr Vermögen und Verbindungen, um die nöthigen Hülfsmittel herbeizuschaffen, war es euch vergönnt, mit kenntnißreichen und vorzüglichen Menschen umzugehen; und ihr habt euch nun Geschicklichkeiten und Kenntnisse erworben und euern Geist ausgebildet: so erwartet nicht, daß ich euch dafür in dem Maaße achten soll, als etwa diese Vorzüge an sich,

*) Aus S. Predigten, erste Sammlung. 2. Aufl. Berlin 1806.

oder der Grad der Vollkommenheit, in dem ihr sie euch zu eigen gemacht habt, selten sind; sondern nur in dem Maaß, als die Anstrengung und der Eifer ausgezeichnet sind, die ihr dabei bewiesen habt. Es wäre unbillig, wenn ich nicht mehr Werth auf euch legen wollte, als auf den, welcher gleiche Vortheile mit euch genoß, und sich doch nicht gleiche Vorzüge erwarb, sondern in niedriger Sinnlichkeit lebte, oder sorglos seine Zeit mit Kleinigkeiten verdarb: aber es wäre noch unbilliger, wenn ich euch höher schätzen wollte, als den, dem es an gleicher Lust und gleichem Eifer nicht fehlte, den aber ein minder günstiges Geschick in eine andere Gegend der Gesellschaft verwies, wo er die Schätze der Erkenntniß nicht erreichen konnte. Erwirbt sich dieser in einem eben so ausgezeichneten Grade die Geschicklichkeiten, die zu seinem Berufe gehören; benutzt er die Erfahrungen und Beobachtungen, die er anstellen kann, um sein Urtheil über Alles, was in seinen Gesichtskreis kommt, zu berichtigen: so ist er mir vollkommen eben so lieb als ihr, weil er, wenn auch weniger erlangt, doch eben soviel gethan hat als ihr. Ja, ich will noch mehr sagen: ehe ich etwas näheres von euch weiß und zu einem gründlichen Urtheile berechtiget bin, werde ich eher geneigt sein, ihm für seinen wohlangewendeten, wenn gleich unbereicherten, Verstand, für seine eingeschränkten Talente und seine einfache ungekünstelte Lebensweisheit meine Achtung zu schenken, als euch für eure Gewandtheit und euren Scharfsinn, eure Wissenschaften und eure Belesenheit, weil ich bei ihm nicht so leicht falsche Bewegungsgründe voraussetzen kann als bei euch.

Denn daß diese entfernt sein müssen, ist das zweite, was unumgänglich erfordert wird, wenn ihr eurer Geistesvorzüge wegen irgend einen Anspruch auf Achtung machen wollt. Thätigkeit allein, wie anstrengend und ausdauernd sie auch sein mag, giebt dem Menschen keinen bestimmten Werth; dieser hängt lediglich davon ab, was denn eigentlich dasjenige ist, worauf seine Thätigkeit gerichtet gewesen ist. Leidenschaften, welche eben ausbrechen wollen, zu unterdrücken, ist gewiß etwas Großes, wozu viel Kraft gehört; wenn aber Jemand die Aufwallung seines Zorns unterdrückt, um heimlich eine desto sicherere Rache zu nehmen: so werdet ihr diese Stärke vielleicht bewundern, aber ihn gewiß nicht dafür achten, denn, indem er Herr über seinen Zorn war, diente er nur seiner Rachsucht, welche eben so verwerflich ist, als jener. Wir müssen also erst untersuchen, was euch antrieb zu der wiederholten und ausdauernden Thätigkeit, durch welche ihr eure Talente erworben habt? Jeder rechtschaffene Mensch wird allerdings beflissen sein, seine Fähigkeiten immer weiter auszubilden; er wird aber damit fortschreiten nach Maaßgabe, als sein Beruf es erfordert, und als dieser sich wiederum mit seinem Wachsthum in der Vollkommenheit erweitert und veredelt. Bleibt ihr also mit eurem Streben nach Einsichten und Geschicklichkeiten in dieser Bahn, so wird es selten zweifelhaft sein, was für ein Ziel ihr im Auge habt; je weiter aber ihr euch von ihr entfernt und außerhalb derselben zu glänzen sucht, desto zweideutiger werden uns eure Bemühungen erscheinen. Es kann eine wunderbare Gewalt der Natur sein, die euch nöthiget, eine Gewalt, welche ihr weder recht versteht und achtet, noch in Uebereinstimmung mit dem Uebrigen in euch zu bringen sucht. Eine zwecklose Wißbegierde kann eure Bemühungen geleitet haben, welche nur Bilder von allerlei Gegenständen aufsammeln will; der Eigennutz kann Antheil daran gehabt haben, denn solche Vorzüge, welche in der Gesellschaft gelten, geben auch eine schnelle Fahrt nach dem Hafen des Glücks; die Eitelkeit kann Triebfeder gewesen sein, denn es ist ja der Gebrauch sich zu bilden, und Talente sind ein Schmuck, ohne den man nicht in der guten Gesellschaft erscheinen kann; der Stolz kann euch angefeuert haben, denn mit entschiedenen Vorzügen dieser Art braucht ihr Keinem zu weichen: und wenn ihr euch in irgend einem dieser Fälle befindet, so kann ich euch für eure Bildung und eure Talente nicht höher achten, als ich ein Thier achte für seinen unerkannten Trieb, oder als ich einen verwerflichen Menschen achte für seinen Eigennutz und seine Eitelkeit; denn diese waren es doch, die euer Thun geleitet haben. Eure Anstrengungen mögen dann noch so groß gewesen sein, und die Vorzüge, die ihr erreicht habt, noch so vollendet: vielleicht werde ich euch bewundern müssen, aber achten kann ich euch nicht, wenn es nicht die Liebe war, die euch also drängte und trieb, nach der Vollkommenheit zu streben. Und um zu wissen, welches die Quelle sei, aus der euer Eifer und eure Betriebsamkeit in dem Geschäft eurer Bildung geflossen ist, bleibt mir nichts übrig, als von andern Seiten euer Leben und eure Gesinnung zu erforschen. Beweiset ihr euch sonst eigennützig und eitel, stolz und ehrsüchtig, warum sollte gerade in diesem Einen Theile eures Verhaltens etwas besseres gesucht werden? Behauptet ihr aber, daß ihr nach diesen Vorzügen gestrebt habt, um das euch anvertraute Pfund als treue Haushalter zu benutzen, um die Summe menschlicher Vortrefflichkeiten zu vermehren und der Welt nützlich zu werden: so wird gewiß eure Fähigkeit, Einsichten und Geschicklichkeiten zu erwerben, nicht der einzige Gegenstand sein, bei dem ihr an die Gott schuldige Rechenschaft denkt, dies nicht die einzige Art der Vortrefflichkeit, der ihr nachtrachtet; sondern dieser nämliche Geist wird auch euer übriges Leben bestimmen, und euch nicht minder nach den Vorzügen des Herzens, nach Gerechtigkeit und Liebe trachten lehren. Ob diese also vorhanden sind, das ist die einzige sichere Probe, welche über den Werth, den eure Talente euch selbst geben, entscheidet; ohne diese Vorzüge des Herzens, ohne die sittliche Gesinnung, welche immer beide übereinstimmend hervorbringt, verdient ihr eurer Talente wegen keine Achtung, denn es liegt gewiß etwas unreines und unwürdiges dabei zum Grunde.

2) Eben so wenig können, zweitens, Vorzüge des Geistes allein einem Menschen unsere Liebe gewinnen. Natürlich rede ich hier nicht von jener genauen und vertrauten Freundschaft, welche in der Vereinigung aller Kräfte, in der Eröffnung der innersten Geheimnisse des Herzens besteht, nicht von jener innigen Liebe, welche den ganzen Weg des Lebens Hand in Hand zu vollenden wünscht. Solche Verbindungen werden in der Welt überhaupt zu selten angetroffen, als daß sie hier in Anschlag gebracht werden könnten; aber gewiß hat auch überdies noch Niemand geglaubt, daß sie ein Werk bloßer Talente und Geschicklichkeiten wären. Hier kommt es auf Uebereinstimmung der Denkart, auf Aehnlichkeit der Empfindungen an; und was die Ausbildung des Geistes betrifft, so suchen wir bei dem Freunde unsers Herzens nicht sowohl eine außerordentliche Höhe derselben, als vielmehr eine solche Gleichheit mit uns, daß wir alles Vortreffliche an ihm verstehen und genießen können, und auch wiederum er nichts, was ihm wichtig ist, an uns vermißt. Es ist hier nur die Rede von dem vorzüglichen Wohlwollen, wodurch wir einige Menschen vor Andern auszeichnen, von der herzlichen Zuneigung, die uns Manche, wie mit einer zauberischen Gewalt, ablocken, indem ihre Gegenwart und ihr ganzes Wesen auf die Stimmung unsers Gemüths eine entschieden wohlthätige Wirkung hat.

Dieser Zauber scheint allerdings eben in den Vorzügen des Geistes größtentheils seinen Sitz zu haben. Es werden euch hier Menschen aus dem Kreise eurer Bekanntschaft in's Gedächtniß kommen, welche sich die Kunst eines angenehmen und fröhlichen Umgangs in hohem Grade zu eigen gemacht haben. Keine Unterhaltung ist ungeschickt oder schläfrig, welche sie anfangen; zu jeder, welche sie bereits finden, wissen sie einen angenehmen Beitrag zu liefern und sie auf's Neue zu beleben; Witz und gute Laune stehen ihnen immer zu Gebot; kurz, wo sie erscheinen, flieht die lange Weile, und das anständige Vergnügen schlägt seinen Sitz auf. Diese vorzüglich wünscht ihr überall zu finden, wo ihr, ermattet von Geschäften, die Freuden der Geselligkeit aufsucht: ihr liebt sie, Alle lieben sie, welche sich ihrer angenehmen Talente erfreuen. Ihr werdet Anderer gedenken, die euch durch höhere Reize fesselten. Alle Gegenden der Welt, alle Gebiete der Wissenschaft haben beitragen müssen, ihren Verstand zu bereichern, und über Alles, was sie wissen, haben sie auch ein eignes Urtheil; ihre Mittheilungen regen neue Gedanken in euch auf, enthüllen euch etwas bisher Unbemerktes, oder zeigen euch überhaupt die Gegenstände von einer neuen Seite. Sie sind nicht nur unterrichtet, sondern auch klug; sie kennen die Menschen und das Innere ihrer größern und engern Verbindungen; ihr beobachtender Geist hört nie auf, zu sammeln und zu vergleichen; überall können sie irgend einen richtigen Aufschluß geben, und dies Alles erhöht noch der Zauber einer angenehmen und geistreichen Rede. Nie besinnt ihr euch von ihnen gegangen zu sein, ohne daß ihr um irgend eine nützliche Einsicht reicher geworden wäret; darum fühlt ihr euch immer wieder auf's Neue zu ihnen hingezogen, ihr seid ihnen zugethan mit einer dankbaren Anhänglichkeit, als milden Wohlthätern eures Geistes. Ihr werdet noch Andere zu nennen wissen, die euch auf eine ganz eigne Art an sich ziehn, nicht durch die leichte Heiterkeit, nicht durch das umständlich Belehrende, sondern durch die auserlesene Feinheit ihres Umganges. Jedes Wort und jede Geberde ist bei ihnen voll Ausdruck, darum bedürfen sie zu Vielem immer nur sehr Weniges; in zarten Wendungen und mit sparsamen Worten wissen sie euch zu erkennen zu geben, daß sie alles Gute in euch bemerken, und daß es ihnen Freude macht; ihre Theilnahme wissen sie zu äußern, ohne viel davon zu reden, und selbst ihren Tadel wissen sie von sich zu geben, ohne zu verletzen, Alles in den Grenzen der Würde und des Anstandes; Anmuth und Wahrheit vereint scheinen jedes ihrer Worte einzugeben, und jede Bewegung zu leiten. Das ist mehr, als angenehm und unterrichtend, es liegt eine Kraft darin, zum Guten anzufeuern; ihr wollt dieser Aufmerksamkeit und dieser Theilnahme noch würdiger werden, ihr wollt noch mehr von dem Lobe verdienen, das in einem so köstlichen Gefäße dargereicht wird. Solche gute Bestrebungen werden durch sie immer in euch erregt, und wie solltet ihr euch nicht diejenigen, welche sie auf eine solche Art hervorzurufen wissen, als die liebenswürdigsten unter den Menschen erscheinen; wie sollte sich euer Herz nicht mit einem starken Zuge zu ihnen hingewendet fühlen?

So ist es allerdings: aber ich bitte euch, ist es denn das gesellige Talent, ist es der ausgeschmückte Verstand, ist es das verfeinerte Betragen *allein*, was so auf euch wirkt? Nein, gewiß nicht: sondern es ist die Vereinigung dieser Vorzüge mit wohlmeinender Güte, mit einer edlen Denkungsart und einem theilnehmenden Herzen, ohne welche sie sich kaum denken lassen; es ist, daß ich es kurz sage, die Liebe, welche mit darin ist, und ohne welche alle diese Vorzüge nichts wären, als ein leerer Schall, und auch nichts mehr auf euch wirken würden. Ich will euch nicht aufmerksam darauf machen, wie alle diese herrlichen Gaben sich ausnehmen in der Gesellschaft offenbar schlechter Eigenschaften des Gemüths; ich will euch nicht fragen, ob ihr den witzigen und angenehmen Gesellschafter auch noch lieben werdet, wenn er verläumderisch ist und auf Unfrieden ausgeht; den feinen Weltmann, wenn er zweizüngig und arglistig ist; den Klugen und Erfahrnen, wenn ihr wißt, daß er alle Schätze seiner Weltkenntniß auf dem Wege des Lasters gefunden hat, und daß er sie jetzt wieder auslegt auf Betrug und auf Eigennutz, wenn ihr fürchten müßt, daß er auch mit euren unbefangenen Aeußerungen einen schändlichen Mißbrauch treibe: ich will euch nur zu bedenken geben, wie es schon alsdann werden wird, wenn diese köstlichen Vorzüge nicht unter dem Schutz und der Aufsicht des wahren Wohlwollens und der aufrichtigen Liebe stehen. Ohne diese bläht das Wissen und Alles, was dahin gehört, auf; es erzeugt Eigendünkel, Stolz, Unlust, sich mit den Andern zu vermischen, und dieses unselige Wesen macht den Geist scharf und das Herz bitter. Ohne Liebe werden eure witzigen und angenehmen Gesellschafter die Schwächern am Geiste mit Spott und Uebermuth behandeln — und wen werden sie denn nicht schwächer am Geist halten? Sie werden sich ein Geschäft daraus machen, Lächerlichkeiten aufzusuchen, und ihr Scherz darüber wird keine Spur von Gutmüthigkeit und Wohlwollen an sich haben. Würdet ihr, wenn sie so wären, auch wenn ihr nicht für euch selbst und die, welche euch lieb sind, zu fürchten hättet, sie wohl aufsuchen und lieben? Könntet ihr eine reine Freude haben an ihren Talenten? Ohne Liebe werden eure kenntnißreichen Freunde euch zwar auch noch belehren können, aber es wird nicht an Stolz und Anmaßung fehlen, nicht an mancherlei beleidigenden Aeußerungen des Bewußtseins ihrer Ueberlegenheit; die schöne Kunst, die Lehre lieblich zu machen *), werden sie verabsäumen, weil sie es nicht der Mühe werth halten würden, sie zu verschwenden. Würdet ihr auch so noch eben so gern euch Rath bei ihnen erholen, oder nicht lieber Manches nicht wissen, als es von ihnen hören zu müssen? Ohne Liebe im höchsten Sinne des Wortes werden eure feinen anmuthigen Weltleute ihre Aufmerksamkeit und ihr wohlthuendes Lob auch nicht auf die Vorzüge eures Herzens richten, sondern auf eben jene glänzenden Eigenschaften, welche für sie selbst das Höchste sind: und so wird es euch bald fade erscheinen, für dasjenige gepriesen zu werden, worauf ihr den wenigsten Werth leget. — Freilich giebt es einen künstlichen Schein in unserer Welt, in der so viel Schein ist, um auch diesen Mangel der Liebe zu verdecken; freilich können Viele sich Zwang anthun, den Eigendünkel und Stolz ihres Herzens nicht hervorbrechen zu lassen, und so werden sie denn geliebt, ohne daß Liebe in ihnen ist. Aber das kann euch nicht irre machen an der Wahrheit meiner Behauptung; es ist auch hier der Schein der Liebe, der das Wohlgefallen erzeugt. Vielmehr ist dies nur ein neuer Beweis, wie tief es in unserer Natur liegt, daß nur die Liebe geliebt wird: denn wenn dieser Schein aufgedeckt wird, so flieht mit dem Irrthum auch die gemißbrauchte Zuneigung. Aufgedeckt wird er nun zwar gewiß früher oder später; denn Keinem, auch dem Ausgelerntesten nicht, ist es möglich, den Schein der Tugend lange unverletzt zu erhalten: aber wohl dem, der nicht erst durch das Ohr sein Herz beschmeicheln läßt von so kaltem tönendem Erz, von so leeren klingenden Schellen! der gleich, ohne sich blenden zu lassen von glänzenden Eigenschaften, darauf sieht, wie es mit den Herzen eines Menschen steht, der lieber gleich die Hütte der Freundschaft baut bei der ungeschmückten Tugend und der einfachen Redlichkeit!

3) *Drittens hat ein Mensch mit ausgezeichneten Talenten und den größten Vollkommenheiten des Geistes, aber ohne ächt tugendhafte Gesinnung, nicht einmal für die Gesellschaft einen größeren Werth, als Andere.* Ich will keinesweges läugnen, was die Geschichte aller Zeiten und aller Völker laut genug bezeugt, daß gerade solche der Gesellschaft, der sie angehörten, in den bedrängtesten Umständen einzelne höchst wichtige Dienste geleistet haben. Ich sage nur, wenn ihr sie betrachtet, wie sie sind, so werdet ihr in ihnen keinen Grund finden, warum sie nicht Andern eben so verderblich werden könnten, als sie ihnen nützlich gewesen sind; und gewiß wird euch die Geschichte eben so viele Beispiele zeigen, daß Menschen von dieser Art das Unglück ihres Vaterlandes, ihrer Familie und ihrer Freunde gemacht haben. Ich sage ferner, daß, wenn ihr die Gesellschaft betrachtet in dem ruhigen Zustande, in welchem sie sich eigentlich immer befinden sollte, ihr gewiß gestehen werdet, daß Mitglieder von mäßigen Gaben, aber von einer sichern und festen Denkungsart zu ihrem Wohlergehen mehr beitragen, als Menschen von ausgezeichnetem Geiste, aber ohne gute Gesinnung. Ich hoffe, ihr werdet hierin mit mir übereinstimmen, wenn ich euch auf zwei Punkte werde aufmerksam gemacht haben.

Der erste ist dieses, daß ohne eine sittliche Gesinnung gar keine Sicherheit darüber statt findet, ob und wie ausgezeichnete Talente und Geistesgaben in der Welt werden angewendet werden. Wer nicht von dem Triebe, seine Pflicht zu erfüllen, beherrscht wird, wen dabei weder die Noth drückt, noch der Eigennutz spornt, noch eine heftige Leidenschaft hinausjagt in das Getümmel der Welt, warum sollten für den die Vollkommenheiten, die er besitzt, ein Antrieb sein, der Welt seine Ruhe aufzuopfern? Auf die rühmlichen Anstrengungen seiner frühern Jahre folgt eine behagliche Trägheit, Bequemlichkeit und Genuß ist das Einzige, was er sucht, und alles Gute, was er sich erworben hat, verkommt, ohne einen weitern Nutzen, als die Annehmlichkeit, die es dem engern Kreise seiner Freunde gewährt. Ob diese so oder auf eine minder edle Art unterhalten werden, ob ein angenehmer Müßiggänger zugleich ein gebildeter und mit Kenntnissen ausgerüsteter Mann ist, das ist der Gesellschaft sehr gleichgültig; und ein gewöhnlicher Mensch, der rüstig seinen Platz ausfüllt, muß ihr weit ehrenwerther sein. — Aber abgesehen von diesen, wenn nun Andere mit ihren natürlichen und erworbenen Vollkommenheiten sich in einen Kreis geselliger Thätigkeit hineinbegeben: haben sie keine feste und tugendhafte Denkungsart, so müssen wir mehr vor dem Uebel zittern, welches sie wahrscheinlich anrichten werden, als auf das Gute rechnen, welches sie allerdings ausrichten könnten. Laßt sie schwach sein, unentschlossen, ohne Kraft, selbst etwas zu wollen und zu unternehmen, in wessen Hände werden sie fallen? Wer wird sich ihrer zum Werkzeuge bedienen können? Offenbar diejenigen, die ihnen schmeicheln, die in Kleinigkeiten unbedingt ihren Wünschen dienen. Und wer läßt sich zu diesen kleinen Künsten herab? Nur die, welche mit dem gemeinen Wohl im Kriege sind, und immer eigennützige oder sträfliche Absichten durchzusetzen haben. Ist es nicht ein bloßer Zufall, wenn es sich anders trifft? und wäre es nicht besser, wenn jene gefährlichen Mitglieder der Gesellschaft keine so vortrefflichen und zierlichen Werkzeuge fänden? Kann der wohl der Gesellschaft werth sein, der höchst wahrscheinlich nur ein brauchbares Mittel in der Hand ihrer Feinde wird? Und er kann es werden, worauf auch diese ausgehen mögen: denn alle Talente sind eben so brauchbar zum Bösen als zum Guten. Ueberredungskunst kann die Ohren der Mächtigen der Weisheit geneigt machen, und die Gemüther besänftigen, die von Leidenschaften zerrissen sind, aber sie kann auch das Böse beschönigen, der guten Sache ihre kräftigsten Stützen rauben, und das Feuer der Zwietracht anfachen. Klugheit kann manches Hinderniß des Guten aus dem Wege räumen, aber auch das Böse schneller zur Reife fördern; Gewandtheit und Leichtigkeit in Geschäften kann gute Anordnungen schnell in Gang bringen, aber auch schlechten Menschen schnell zu einer Unentbehrlichkeit verhelfen, die ihnen Nachsicht verschafft bei Vergehungen und Ungerechtigkeiten. Laßt nun so begabte Menschen von Eigennutz oder von Ehrsucht und andern heftigen Leidenschaften regiert werden: so werden wir eher des Segens sicher sein können, den Sturmwinde und Erdbeben unsern Feldern und Wohnungen bringen, als des Guten, welches diese in der menschlichen Gesellschaft stiften werden. Was soll ich erst Beispiele anführen, da ihr nur die Augen aufschlagen dürft, um sie leider nur zu zahlreich auf allen Seiten zu finden im Großen und im Kleinen. Hätten alle menschliche Verbindungen eine solche Einrichtung, daß nothwendiger Weise auch der Eigennutz alle ihre Mitglieder antreiben müßte, das gemeinschaftliche Wohl zu befördern, und daß dagegen die Uebertretung der Gesetze Keinem einen Vortheil gewähren könnte, daß für keine Leidenschaft eine Befriedigung möglich wäre, außer in den Grenzen des Erlaubten und durch Handlungen, welche den gemeinschaftlichen Endzweck der Gesellschaft befördern: dann möchtet ihr sagen, daß Talente für sich einen sichern Werth für die Gesellschaft hätten, und daß von ihnen auch ohne Tugend keine Gefahr zu besorgen wäre.

Der zweite ist dieses: wenn auch Menschen von vielen Geistesgaben, aber ohne ächte Tugend, es geschehe nun aus welcher Ursache es wolle, nichts Böses stiften, so hat doch auch das Gute, welches sie ausrichten, weniger Werth, weil ihm der Geist der Ordnung und des Gehorsams fehlt, der es zugleich zu einem nachahmungswürdigen Beispiel macht. Ich will nicht sagen, daß dies etwas Nothwendiges ist, aber es ist, wie die allgemeine Erfahrung zeigt, etwas sehr natürliches und gewöhnliches. Mit jeder ausgezeichneten Vollkommenheit pflegt, wenn sie in einem selbstsüchtigen, an höhere Gesetze sich nicht freiwillig bindenden, Gemüthe wohnt, ein gewisser Eigensinn in der Ausübung ver-

Ep. Gal. 15, 2.

bunden zu sein. Man glaubt so leicht, was nicht alle Menschen leisten können, dürfe man auch von dem, der es leisten kann, nicht zu jeder Zeit fordern; man glaubt, je außerordentlicher die Talente und die Geschicklichkeiten eines Menschen sind, um desto weniger habe er sie in seiner Gewalt, und man könne also nicht verlangen, daß sie ihm gerade dann zu Gebote stehen sollen, wenn es der Gesellschaft am wünschenswerthesten ist, oder wenn ihre Ordnung es erfordert. So entschuldigt jeder Einzelne dieser Art sich selbst, so jeden auch Andere; so wird ihm vergönnt, zu unterlassen, was er thun sollte, hie und da schlechter zu machen, was er besser machen könnte. Mag dann auch dieses Schlechtere noch besser sein, als viele Andere es gemacht hätten, weit mehr, als dieser Vortheil, geht dennoch verloren dadurch, daß ein verderbliches Beispiel gegeben wird. Habt immer weniger Talente, aber habt jene Selbstbeherrschung, nach welcher nur ein wahrhaft rechtschaffener Sinn trachtet: so wird der Gesellschaft weit mehr mit euch geholfen sein. — Je mehr sich ein Mensch von ausgezeichnetem Verstande mit einem Geschäft einläßt, worüber, weil mehrere Menschen darin zu gemeinschaftlicher Thätigkeit vereinigt sind, Ordnungen verfaßt und Gesetze gegeben werden mußten: desto deutlicher sieht er die Unvollkommenheit dieser Ordnungen und Gesetze ein. Der Rechtschaffene, dem Alles, was diesen Namen führt, heilig ist, wird sie dennoch nie verletzen; wem aber dieser Sinn fehlt, wer mehr Werth auf dasjenige setzt, was geschieht, als auf die Art, wie es gethan wird: wo sollte der ein Unrecht darin finden, wenn er, um, wie er meint, das gemeine Wohl zu befördern, Gesetze verletzt, die doch nur zu jenem Zweck gegeben sein können? Solche Handlungen sind dann die gefährlichen Geschenke, welche die Welt von Talenten ohne Tugend empfängt! o! sie sollte sie nicht anrühren, denn sie sind jener Frucht gleich, durch welche sich der Same des Bösen über das menschliche Geschlecht verbreitet hat. Rein, Ordnungsliebe, Gehorsam, Selbstverläugnung, das ist überall in der Gesellschaft das Erste; und wo diese Eigenschaften nicht walten, da sind die köstlichen Gaben des Geistes nur ein leerer Schall, nicht ein leerer, sondern ein solcher, der die Nähe eines gefährlichen Feindes, eines drohenden Unglücks verkündigt.

Im Namen der Religion also und des Gewissens fordere ich euch auf, diese so offenbar dem Sinn der Schrift und dem Geiste des Christenthums angemessene Denkart zu der eurigen zu machen! Im Namen der Gesellschaft und der guten Sache fordere ich euch auf, sie bei jeder Gelegenheit so stark zu äußern, als euch möglich ist. Seid ihr so glücklich auf Menschen von ausgezeichnetem Geiste zu treffen, deren Sinn und Denkart zugleich den Forderungen entspricht, welche wir an einander machen: so werdet nicht müde, auf jede Weise zu bezeugen, daß es nur ihre rechtschaffene Gesinnung ist, welche ihr achtet, nur ihr wohlwollendes Herz, welches ihr liebt, und daß ohne dieses eure Bewunderung und euer Wohlgefallen von ganz anderer Art sein würden. Habt ihr mit Menschen zu thun, denen es, bei einer seltenen Ausbildung des Geistes, bei ungewöhnlichen Einsichten und Geschicklichkeiten, an diesem vornehmsten Stücke fehlt: so stellt dicht neben ihnen die schlichte und einfältige Rechtschaffenheit auf, als den Gegenstand eurer Achtung; zeigt ihnen und der Welt, wie nur ein liebreiches, gefühlvolles, der Tugend gehorsames Gemüth eure herzliche Liebe gewinnen kann, und beweiset durch euer ganzes Leben, daß die Liebe, wie sie der Apostel beschreibt, das Erste ist, dem ihr nachtrachtet.

Die Reflexion*).

Auch die äußere Welt, mit ihren stetigsten Gesetzen wie mit ihren flüchtigsten Erscheinungen, strahlt in tausend zarten und erhabenen Allegorien, wie ein magischer Spiegel, das Höchste und Innerste unsers Wesens auf uns zurück. Welche aber den lauten Aufforderungen ihres tiefsten Gefühles nicht horchen, welche den leisen Seufzer des gemißhandelten Geistes nicht vernehmen, an diesen gehen auch die wohlthätigen Bilder verloren, deren sanfter Reiz den stumpfen Sinn schärfen soll und spielend belehren. Selbst von dem, was die eigene Willkühr erdacht hat, und immer wieder hervorbringen muß, mißverstehn sie die wahre Deutung, und die innerste Absicht. Wir durchschneiden die unendliche Linie der Zeit in gleichen Entfernungen, an willkührlich durch den leichtesten Schein bestimmten Punkten, die für das Leben ganz gleichgültig sind, nach denen nichts sich richten will, weil alles abgemessene Schritte verschmäht, weder das Gebäude unserer Werke, noch der Kranz unserer Empfindungen, noch das Spiel unserer Schicksale; und dennoch meinen wir mit diesen Abschnitten etwas mehr als eine Erleichterung für den Zahlenbewahrer, oder ein Fest für den Meßkünstler; bei Jedem knüpft sich daran unvermeidlich der ernste Gedanke, daß eine Theilung des Lebens möglich sei. Aber wenige dringen ein in die heilige Allegorie, und verstehen den Sinn dieser Verknüpfung, zu welcher die Natur sie auffordert.

Der Mensch kennt nichts als sein Dasein in der Zeit, und dessen gleitenden Wandel hinab von der sonnigen Höhe in die furchtbare Nacht der Vernichtung. Vorstellung und Empfindung abwechselnd entwickelnd und in einander verschlingend, so meint er, ziehe eine unsichtbare Hand den Faden seines Lebens fort, und drehe ihn jetzt loser jetzt fester zusammen, und weiter sei nichts. Je schneller ihre Folge, je reicher ihr Wechsel, je harmonischer und inniger ihre Verbindung, desto herrlicher sei das bedeutende Kunstwerk vollendet, und könnten sie seinen ganzen Zusammenhang mechanisch erklären, so ständen sie auf dem Gipfel der Menschheit und des Selbstverständnisses. So nehmen sie den zurückgeworfenen Strahl ihrer Thätigkeit für ihr ganzes Thun, die äußeren Berührungspunkte ihrer Kraft mit dem was nicht sie ist für ihr innerstes Wesen, die Atmosphäre für die Welt selbst, um welche sie sich gebildet hat. Wie wollten sie die Aufforderung verstehn, welche in der Handlung liegt, der sie nun gedankenlos zusehn. Der Punkt, der eine Linie durchschneidet, ist nicht ein Theil von ihr: er bezieht sich auf das Unendliche eben so eigentlich und unmittelbarer, als auf sie, und überall in ihr kannst du einen solchen Punkt setzen. Der Moment, in welchem du die Bahn des Lebens theilst und durchschneidest, soll kein Theil des zeitlichen Lebens sein: anders sollst du ihn ansehn, und deiner unmittelbaren Beziehungen mit dem Ewigen und Unendlichen dich bewußt werden; und überall wo du willst, kannst du einen solchen Moment haben. Dein freue ich mich, erhabene Andeutung der Gottheit in mir, schöne Einladung zu einem unsterblichen Dasein außerhalb des Gebietes der Zeit, und frei von ihren harten Gesetzen! Die aber um den Beruf zu diesem höhern Leben nicht wissen, mitten im Strom der flüchtigen Gefühle und Gedanken, finden ihn auch dann nicht, wenn sie ohne zu wissen was sie thun, die Zeit messen und das irdische Leben abtheilen. Wenn sie lieber nichts merkten von dem was ihnen gesagt werden soll, daß nicht ihr eitles Thun und Treiben so schmerzlich mein Gemüth ergriffe, wenn es der heiligen Einladung zu folgen strebt. Sie wollen doch auch einen Punkt haben, den sie nicht ansehen als flüchtige Gegenwart, nur daß sie nicht verstehn ihn als Ewigkeit zu behandeln. Oft auf einen Augenblick bisweilen auf eine Stunde, nun gar auf einen Tag sprechen sie sich los von der Verpflichtung, so emsig zu handeln, so eifrig Genuß und Erkenntniß anzustreben, wie auch der kleinste Theil des Lebens es von ihnen verlangt, wenn er sie erinnert, daß er eben so bald Vergangenheit sein wird, als er noch kürzlich Zukunft war. Dann ekelt es sie Neues wahrnehmen, oder genießen, wirken oder hervorbringen; sie setzen sich ans Ufer des Lebens, aber können nichts thun, als in die tanzende Welle lächelnd hinabweinen. Gleich wilden Barbaren, die am Grabe des Vaters Weiber, Kinder, oder Sklaven morden, so schlachten sie am Grabe des Jahres den Tag, der in leeren Fantasien vergeht, ein vergebliches Opfer.

Für den soll es kein Nachdenken und keine Betrachtung geben, der das innere Wesen des Geistes nicht kennt; der soll nicht streben sich loszureißen von der Zeit, der auch in sich nichts kennt, als was ihr angehört: denn wohin sollte er ihrem Strome entsteigen, und was könnte er sich erstreben, als fruchtloses Leiden und Vernichtungsgefühl? Vergleichend wägt der Eine ab Genuß und Sorge der Vergangenheit, und will das Licht, das ihm aus der zurückgelegten Ferne noch nachschimmert, in ein einziges kleines Bild vereinigen, unter dem Brennpunkt der Erinnerung. Ein Anderer schauet an, was er gewirkt, den harten Kampf mit Welt und Schicksal ruft er gern zurück, und froh, daß es noch so geworden, sieht er hie und da auf dem neutralen Boden der gleichgültigen Wirklichkeit ein Denkmal stehen, das er sich aus dem trägen Stoff herausgebildet, obwohl Alles weit hinter seinem Vorsatz zurück geblieben. Es forscht ein Dritter, was er wohl gelernt, und schreitet stolz im viel erweiterten und wohlgefüllten Magazin der Kenntnisse daher, erfreut, daß sich alles so in ihm zusammendrängt. O kindisches Beginnen der eiteln Einbildung! Es fehlt der Kummer, den die Fantasie gebildet, und den aufzubewahren das Gedächtniß sich geschämt; es fehlt der Beistand, den Welt und Schicksal selbst geleistet, die die sie jetzt nur feindlich begrüßen wollen; das Alte, was von dem Neuen verdrängt ward, die Gedanken, die sie unter dem Denken, die Vorstellungen, die sie unter dem Lernen verloren, werden nicht mit in Anschlag gebracht, und niemals ist die Rechnung richtig. Und wäre sie es, wie tief verwundert mich, daß Menschen denken mögen, dies sei Selbstbetrachtung, dies heiße sich erkennen. Wie elend endet das hochgepriesene Geschäft! die Fantasie ergreift das treue Bildniß der vergangenen Zeit, malts mit schönern Umgebungen nicht sparsam in den leeren

*) Aus Schleiermachers Monologen. Berlin 1800.

Raum der nächsten Zukunft, und sieht oft seufzend auf das erste noch zurück. So ist die letzte Frucht nur eitle Hoffnung, daß Besseres kommen werde, und die leere Klage, daß dahin sei, was so schön gewesen, und daß der Stoff des Lebens mehr und mehr von Tag zu Tag verrinnend der schönen Flamme bald das Ende zeige. So zeichnet die Zeit mit leeren Wünschen und mit eitlen Klagen brandmarkend schmerzlich ihre Sklaven, die entrinnen wollten, und macht den Schlechtesten dem Besten gleich, den sie eben so sicher sich wieder hascht. Wer statt der Thätigkeit des Geistes, die verborgen in seiner Tiefe sich regt, nur ihre äußere Erscheinung kennt und sieht, wer statt sich anzuschaun nur immer von fern und nahe her ein Bild des Lebens und seines Wechsels sich zusammenholt, der bleibt der Zeit und der Nothwendigkeit ein Sklave; was er sinnt und denkt, trägt ihren Stempel, ist ihr Eigenthum, und nie, auch wenn sich selbst er zu betrachten wähnt, darf er das heilige Gebiet der Freiheit betreten; denn in dem Bilde, was er sich von sich entwirft, wird er sich selbst zum äußern Gegenstande, wie alles andere ihm ist, alles ist darin durch äußere Verhältnisse bestimmt. Wie es ihm erscheint, was er dabei sich denkt und fühlt, alles hängt ab vom Inhalte der Zeit, und von desjenigen Beschaffenheit, was ihn berührt hat. Wer mit thierischem Gemüthe nur den Genuß gesucht, dem scheint das Leben arm oder reich, nachdem der angenehmen Augenblicke viel oder wenig verstrichen sind in gleicher Zeit, und dieses Bild betrachtet er mit Wohlgefallen oder nicht, je wie das Gute drin das erste oder letzte war. Wer Schönes bilden und genießen wollte, hängt ab vom Urtheil über sich, vom Boden auf dem er stand, und von dem Stoff, den seiner Arbeit das Schicksal vorgelegt. So auch wer Gutes zu wirken strebte. Es beugen alle sich dem Scepter der Nothwendigkeit, und seufzen unter dem Fluch der Zeit, die nichts bestehn läßt.

Wie ihnen beim Leben, so ist mir zu Muthe, wenn mannigfaltiger Töne kunstreiche Harmonie dem Ohr vorbeigerollt und nun verhallt ist, mit dürftigem Nachklang sich die Fantasie zermartert, und die Seele dem nachseufzt, was nicht wiederkehrt. So freilich ist das Leben nur eine flüchtige Harmonie, aus der Berührung des Vergänglichen und des Ewigen entsprungen: aber es ist der Mensch ein bleibendes Werk, der Anschauung ein unvergänglicher Gegenstand. Nur sein innerstes Handeln, in dem sein wahres Wesen besteht, ist frei, und wenn ich dieses betrachte, fühle ich mich auf dem heiligen Boden der Freiheit, und fern von allen unwürdigen Schranken. Auf mich selbst muß mein Auge gekehrt sein, um jeden Moment nicht nur verstreichen zu lassen als einen Theil der Zeit, sondern als Element der Ewigkeit ihn heraus zu greifen, und in ein höheres freieres Leben zu verwandeln.

Nur für den giebts Freiheit und Unendlichkeit, der weiß was Welt ist und was Mensch, der klar das große Räthsel, wie beide zu scheiden sind, und wie sie in einander wirken, sich gelöst; ein Räthsel, in dessen alten Finsternissen tausend noch untergehn, und sklavisch, weil das eigne Licht verloschen, dem trügerischsten Scheine folgen müssen. Was sie Welt nennen, ist mir Mensch, was sie Mensch nennen, ist mir Welt. Welt ist ihnen stets das erste, und der Geist ein kleiner Gast nur auf der Welt, nicht sicher seines Orts und seiner Kräfte. Mir ist der Geist das erste und das einzige: denn was ich als Welt erkenne, ist sein schönstes Werk, sein selbstgeschaffener Spiegel. Es drücken sie mit Ehrfurcht und mit Furcht danieder, die unendlich großen und schweren Massen des körperlichen Stoffes, zwischen denen sie sich so klein, so unbedeutend scheinen; mir ist das alles nur der große gemeinschaftliche Leib der Menschheit, wie der eigne Leib dem Einzelnen gehört, ihr angehörig, nur durch sie möglich und ihr mitgegeben, daß sie ihn beherrsche, sich durch ihn verkünde. Ihr freies Thun ist auf ihn hingerichtet, um alle seine Pulse zu fühlen, ihn zu bilden, alles in Organe zu verwandeln, und alle seine Theile mit der Gegenwart des königlichen Geistes zu zeichnen, und zu beleben. Giebts einen Leib wohl ohne Geist? ist nicht der Leib nur, weil und wann der Geist ihn braucht und seiner sich bewußt ist? Mein freies Thun ist jegliches Gefühl, das aus der Körperwelt hervorzubringen scheint, nichts ist Wirkung von ihr auf mich, das Wirken geht immer von mir auf sie, sie ist nicht etwas von mir verschiedenes, mir entgegengesetztes. Darum nenne ich sie auch nicht mit dem Namen Welt, dem hohen Worte, das Allgegenwart und Allmacht in sich schließt. Was Welt zu nennen ich würdige, ist nur die ewige Gemeinschaft der Geister, ihr Einfluß auf einander, ihr gegenseitig Bilden, die hohe Harmonie der Freiheit. Nur das unendliche All der Geister, setz ich mir dem Endlichen und Einzelnen entgegen. Dem nur verstatt ich zu verwandeln und zu bilden die Oberfläche meines Wesens, um auf mich einzuwirken. Hier, und nur hier ist der Nothwendigkeit Gebiet. Mein Thun ist frei, nicht so mein Wirken in der Welt, das folget ewigen Gesetzen. Es stößt die Freiheit an der Freiheit sich, und was geschieht, trägt der Beschränkung und Gemeinschaft Zeichen. Ja, du bist überall das erste, heilige Freiheit! du wohnst in mir, in Allen; Nothwendigkeit ist außer uns gesetzt, ist der bestimmte Ton vom schönen Zusammenstoß der Freiheit, der ihr Dasein verkündet. Mich kann ich nur als Freiheit anschaun; was nothwendig ist, ist nicht mein Thun, es ist sein Widerschein, es ist die Anschauung der Welt, die in der heiligen Gemeinschaft mit Allen ich erschaffen helfe. Ihr gehören die Werke, die auf gemeinschaftlichem Boden mit Andern ich erbaut: sie sind mein Antheil an der Schöpfung, die unsere inneren Gedanken darstellt. Ihr gehören die Gefühle, die bald steigen und bald fallen; ihr die Bilder, die kommen und vergehn, und was sonst wechselnd ins Gemüth die Zeit bringt und hinweg nimmt: sie sind das Zeichen, daß Welt und Geist sich liebevoll begegnet, der Kuß der Freundschaft zwischen beiden, der sich anders immer wiederholt. Dies gehe, der Tanz der Horen, melodisch und harmonisch nach dem Zeitmaaß; doch Freiheit spielt die Melodie und wählt die Tonart, und alle zarten Uebergänge sind ihr Werk. Sie gehen aus dem innern Handeln und aus dem eignen Sinn des Menschen selbst hervor.

So bist du Freiheit mir in allem das ursprüngliche, das erste und innerste. Wenn ich in mich zurückgeh, um dich anzuschaun, so ist mein Blick auch ausgewandert aus dem Gebiet der Zeit, und frei von der Nothwendigkeit Schranken; es weichet jedes drückende Gefühl der Sklaverei, es wird der Geist sein schöpferisches Wesen inne, das Licht der Gottheit geht mir auf, und scheucht die Nebel weit zurück, in denen jene Sklaven irrend wandern. Wie ich betrachtend mich erkennen und anschaun soll, hängt nicht mehr ab vom Schicksal oder Glück, noch auch davon, wie viel der frohen Stunden ich geerndtet, oder was zu Stande gekommen ist und feststeht durch mein Thun, und wie die äußere Darstellung dem Willen ist gelungen: das alles ist nur Welt, nicht ich. Es mochte das Handeln, welches ich betrachte, darauf gerichtet sein, der Menschheit ihren großen Körper zu eignen, ihn zu nähren, die Organe ihm zu schärfen, oder mimisch und kunstreich ihn zu bilden zum Abdruck der Vernunft und des Gemüthes: wie ich ihn bei dem Geschäft zu meinem Dienst schon tüchtig fand, wie leicht zu bildend und zu beherrschend die rohe Masse durch des Geistes Macht, das ist ein Zeichen von der Herrschaft nur, die schon die Freiheit Aller über ihn geübt, ein Blick auf das, was noch zu thun verbleibt, und nicht ein Maaßstab meines Handelns; es ändert nicht die Anschauung von meiner That, das Bild von meinem ganzen Sein; mich fühl ich darum nicht besser und nicht schlechter, ich finde mich nicht als den Sklaven, dem die Welt die eiserne Nothwendigkeit bezeichnet, was er sein darf. Wie dem starken gesunden Geist der Schmerz die Herrschaft über seinen Leib nicht gleich entreißet: so fühl auch ich mich frei beseelend und regierend den rohen Stoff, gleichviel ob Schmerz ob Freude folge. Es zeigen beide das innere Leben an, und inneres Leben ist des Geistes Werk und freie That. Und war mein Thun darauf gerichtet, die Menschheit in mir zu bestimmen, in irgend einer endlichen Gestalt und festen Zügen sie darzustellen, und so selbst werdend Welt zugleich zu bilden, indem ich der Gemeinschaft freier Geister ein eignes und freies Handeln darbot: es bleibt dasselbe dem darauf gewandten Blick, ob nun unmittelbar etwas daraus entstand, das gleich mir selbst als Welt begegnet, ob mein Handeln gleich dem Handeln eines Andern sich verband, ob nicht. Mein Thun war doch nicht leer, bin ich nur in mir selbst bestimmter und eigener geworden, so hab ich durch mein Werden auch Welt gebildet, ob nun früher oder spät das Handeln eines Andern anders und neu auf meines trift und sichtbare That vermählend stiftet. Nimmer kehr ich traurig von der Betrachtung meiner selbst zurück, und singe dem gebrochenen Willen, dem überwundenen Entschlusse Klagelieder, gleich denen welche nicht ins Innere dringen, und nur im Einzelnen und Aeußern sich selbst zu finden wähnen.

Klar wie der Unterschied des Innern und Aeußern vor mir steht, weiß ich es, wer ich bin, und finde mich selbst im innern Handeln nur, im Aeußern nur die Welt, und beides weiß der Geist zu unterscheiden, nicht ungewiß wie Jene zwischen beiden schwankend in verwirrungsvoller Dunkelheit. So weiß ich auch, wo Freiheit ist zu suchen und ihr heiliges Gefühl, das dem sich stets verweigert, dessen Blick nur auf dem äußern Thun und Leben der Menschen weilet. Wie sehr er sich vertiefen mag in tausend Irrgängen der Betrachtung sinnend und denkend hin und her, und alles mag erreichen: den Begriff versagt sein Denken ihm. Er folgt nicht nur dem Winke der Nothwendigkeit: in abergläubiger Weisheit in knechtischer Demuth muß er auch sie suchen, und sie glauben, wo er sie nicht sieht, und Freiheit scheint ihm nur ein Schleier über die verborgne und unbegriffne Nothwendigkeit betrügerisch gebreitet. So sieht der Sinnliche mit seinem äußern Thun und äußern Denken auch Alles einzeln nur und endlich. Er kann sich selbst nicht anders fassen als einen Inbegriff von flüchtigen Erscheinungen, da immer eine die andern aufhebt und zerstört, die nicht zusammen zu begreifen sind; ein volles Bild von seinem Wesen zerfließt in tausend Widersprüchen

ihm. Wohl widerspricht im äußern Wirken das Einzelne dem Einzelnen, das Wirken hebt Leiden auf, das Denken zerstört Empfindung, und das Anschauen bringt unthätige Ruhe dem Willen ab. Im Innern ist alles Eins, ein jedes Handeln ist Ergänzung nur zum andern, in jedem ist das andere auch enthalten. Drum hebt auch weit über das Endliche, das in bestimmter Folge und festen Schranken sich übersehen läßt, die Selbstanschauung mich hinaus. Es giebt kein Handeln in mir, das ich vereinzelt recht betrachten, und keins, von dem ich sagen könnte, es sei ein Ganzes. Ein jedes Thun stellt mir mein ganzes Wesen dar, nichts ist getheilt, und jede Thätigkeit begleitet die andere; es findet die Betrachtung keine Schranken, muß immer unvollendet bleiben, wenn sie lebendig bleiben will. Mein ganzes Wesen kann ich wieder nicht vernehmen, ohne die Menschheit anzuschauen, und meinen Ort und Stand in ihrem Reich mir zu bestimmen; und die Menschheit, wer vermöchte sie zu denken, ohne sich mit dem Denken ins unermeßliche Gebiet und Wesen des reinen Geistes zu verlieren.

Sie ist es also die hohe Selbstbetrachtung, und sie ist es allein, was mich in Stand setzt, die erhabene Forderung zu erfüllen, daß der Mensch nicht sterblich nur im Reich der Zeit, auch im Gebiet der Ewigkeit unsterblich, nicht irdisch nur, auch göttlich soll sein Leben führen. Es fließt mein irdisch Thun im Strom der Zeit, es wandeln sich Erkenntniß und Gefühle, und ich vermog nicht eines fest zu halten; es fliegt vorbei der Schauplatz, den ich spielend mir gebildet, und auf der sichern Welle führt der Strom mich Neuem stets entgegen: so oft ich aber ins innere Selbst den Blick zurückwende, bin ich zugleich im Reich der Ewigkeit; ich schaue des Geistes Handeln an, das keine Welt verwandeln, und keine Zeit zerstören kann, das selbst erst Welt und Zeit erschafft. Auch bedarf es nicht etwa der Stunde, die Jahre von Jahren trennt, um mich aufzufordern zum Genuß des Ewigen, und das Auge des Geistes zu wecken, welches schlafen kann, wenn auch das Herz schlägt, und die Glieder sich regen. Immer möchte das göttliche Leben führen, wer es einmal gekostet hat: jegliches Thun soll begleiten der Blick in die Mysterien des Geistes, jeden Augenblick kann der Mensch außer der Zeit leben, zugleich in der höheren Welt.

Es sagen zwar die Weisen selbst, mäßig sollest du dich mit Einem begnügen; Leben sei Eins, und im ursprünglichen und höchsten Denken sich verlieren ein Anderes; indem du getragen werdest von der Zeit geschäftig in der Welt, könnest du nicht zugleich ruhig dich anschauen in deiner innersten Tiefe. Es sagen die Künstler, indem du bildest und dichtest müsse die Seele ganz verloren sein in das Werk, und dürfe nicht wissen was sie beginnt. Aber wage es, mein Geist, trotz der verständigen Warnung! eile entgegen deinem Ziele, das ein anderes vielleicht ist, als das ihre. Mehr kann der Mensch als er meint; aber auch dem Höchsten entgegenstrebend, erreicht er nur Einiges. Kann das heiligste innerste Denken des Weisen zugleich ein äußeres Handeln sein, hinaus in die Welt zur Mittheilung und Belehrung: warum soll denn nicht äußeres Handeln in der Welt, was es auch sei, zugleich sein können ein inneres Denken des Handelns? Ist das Schauen des Geistes in sich selbst die göttliche Quelle alles Bildens und Dichtens, und findet er nur in sich, was er darstellt im unsterblichen Werk: warum soll nicht bei allem Bilden und Dichten, das immer nur ihn darstellt, er auch zurückschauen in sich selbst? Theile nicht was ewig vereint ist, dein Wesen, das weder das Thun noch das Wissen um sein Thun entbehren mag, ohne sich zu zerstören! Bewege Alles in der Welt, und richte aus was du vermagst; gieb dich hin dem Gefühl deiner angebornen Schranken, bearbeite jedes Mittel der geistigen Gemeinschaft; stelle dar dein Eigenthümliches, und zeichne mit deinem Geist alles was dich umgiebt; arbeite an den heiligen Werken der Menschheit, ziehe an die befreundeten Geister: aber immer schaue in dich selbst, wisse was du thust, und in welcher Gestalt dein Handeln einhergeht. Der Gedanke, mit dem sie die Gottheit zu denken meinen, welche sie nimmer erreichen, hat doch für dich die Wahrheit einer schönen Allegorie auf das was der Mensch sein soll. Durch sein bloßes Sein erhält sich der Geist die Welt, und durch Freiheit giebt er sich die Thätigkeit, die immer ein und dieselbe sein wechselndes Handeln hervorbringt: aber unverrückt schaut er zugleich jene Thätigkeit an, in diesem Handeln immer neu und immer dieselbe, und dies Anschaun ist Unsterblichkeit und ewiges Leben, denn es bedarf der Geist nichts als sich selbst, und es vergeht nicht die Betrachtung dem zurückbleibenden Gegenstand, noch stirbt der Gegenstand vor der überlebenden Betrachtung. So haben sie auch gedichtet die Unsterblichkeit, die sie allzugenügsam erst nach der Zeit suchen statt neben der Zeit, und ihre Fabeln sind weiser als sie selbst. Es erscheint ja dem sinnlichen Menschen das innere Handeln nur als ein Schatten der äußern That, und ins Reich der Schatten haben sie die Seele auf ewig gesetzt, und geweint, daß dort unten nur ein dürftiges Bild der frühern Thätigkeit ein dunkles Leben ihr friste: aber klarer als der Olymp ist das, was der dürftige Sinn verbannte in unterirdische Finsterniß, und das Reich der Schatten sei schon hier mir das Urbild der Wirklichkeit. Jenseit der zeitlichen Welt liegt ihnen ja die Gottheit, und die Gottheit anzuschaun und zu loben haben sie den Menschen nach dem Tode auf ewig befreit von den Schranken der Zeit: aber es schwebt schon jetzt der Geist über der zeitlichen Welt, und ihn anzuschaun ist Ewigkeit und unsterblicher Gesänge himmlischer Genuß. Beginne darum schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht: aber sorge dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.

Friedrich Christian Schlenkert,

ward am 8. Februar 1757 zu Dresden geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Schule Pforta und studirte dann die Rechte in Leipzig. Später als Accessist bei der Generalaccisrechnungsexpedition in Dresden beschäftigt, mißfiel er durch den, in seinen Schriften vorherrschenden freien Ton, seinen Vorgesetzten, nachdem er bereits seit 1784 als Finanzsecretair angestellt worden, und man enthob ihn seines Amtes 1791. Bis 1815 lebte er nur als Privatgelehrter zu Dresden und erhielt dann die Professur der deutschen Sprache an der Forstacademie zu Tharand, wo er am 16. Juni 1826 starb.

Er gab heraus:

Almanach od. Darstell. aus d. Gesch. d. Menschheit, f. 1795—98. Leipzig. 8.
Agathon und Psyche. Drama. Eb. 1780. 8.
Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar, ein histor. Gemälde. Leipzig 1803.
Die Bürger und Bergknappen von Freiberg. Eb. 1799. 8.
Elegieen. Erfurt 1799. 8.
Friedrich mit der gebissenen Wange. 4 Thle. Eb. 1785—88. 8.
Kein Faustrecht mehr. Schausp. Regensburg 1798. 8.
Altdeutsche Geschichten, romant. Inhalts. 1r Thl. Zürich 1790. 8.
Graf Wiprecht von Groïtzsch. Eb. 1789—95. 8. 3 Thle.
Habsburgs Meistersänger. Prag 1791.
Hermanns Schlachten. Leipzig 1818. 8.
Kaiser Heinrich IV. Eb. 1788—95. 5 Thle.
Lombardische Gemälde, histor.-romant. bearb. Eb. 1796. 8.
Moritz von Sachsen. Zürich 1799. 1800. 8. 2 Thle.
Panorama, ein Taschenbuch f. 1802. Leipz. 8.
Rudolph von Habsburg. Leipzig 1792—94. 8. 4 Thle.
Unterhaltendes Taschenbuch f. 1802. Leipz. 8.
Unterhalt. Taschenbuch. Leipzig 1814. 12.
Die Thäler von Hohenbergen, oder die Menschen wie sie sind. Leipzig 1801. 8.
Beschreibung von Tharand. 16 Bdchn. Dresden 1797. 8. Dann unt. d. Titel: Tharand, ein histor.-romant. Gemälde nach d. Natur. Eb. 1804.
Theudelina. Leipzig 1803. 8.
Weisheit und Thorheit, eine Monatsschrift. 1r Jahrg. Dresden 1782. 83.

S. war einer der Ersten, welche historische Stoffe dem deutschen Romane aneigneten; seine Leistungen wurden deshalb eine Zeitlang vielfach und eifrig gelesen, geriethen aber dann eben so schnell in Vergessenheit, da er die Geschichte zu sehr mißhandelte, interessante Momente keineswegs interessant darzustellen wußte, und obendrein eine steife dialogische Form wählte, welche auf die Länge auch den fleißigsten Leser durch ihr schleppendes Wesen matt und müde machte.

Johann Ferdinand Schlez,

ward am 27. Juni des Jahres 1759 zu Ippesheim in Franken geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, bereitete den Jüngling für das Gymnasium zu Windsheim vor, das er 1773 bezog. Erst seit 1778 in Jena Student, ward er schon 1780 Vikar und 1788 Nachfolger seines Vaters; doch blieb er es nicht lange, da er im Jahre 1800 mit dem Titel eines großherzoglich-hessischen Kirchenraths als Inspector und Oberprediger nach Schlitz bei Fulda berufen ward.

Er schrieb:

Der Kinderfreund. 2 Thle. Nürnberg 1789.

Geschichte des Dörfleins Traubenheim. Ebendaselbst 1791.

Vermischte Gedichte. Ebend. 1793. (zuerst 1784 unter dem Titel: Gedichte.)

Gregor Schlaghart und Lorenz Richart. Eb. 1795. 2 Thle.

Schmerler's Lebensgeschichte. Eb. 1795.

Lorenz Richarts Unterhaltungen über den Kinderfreund. Eb. 1796—97. 6 Hefte.

Der Volksfreund. 1797—1800.

Kleine romantische Volksschriften. Heilbronn 1802. 2 Thle.

Kinderdeclamationen. Gießen 1809.

Der Denkfreund. Eb. 1811.

Handbuch dazu. Eb. 1815—21. 5 Thle.

Parabeln. Eb. 1822. (2te vermehrte Ausgabe. 16. Eb 1835.)

Förster Oswald's Gespräche. Darmstadt 1822.

Der hessische Hausfreund. Eb. 1822.

Ein sehr wackerer Jugend- und Volksschriftsteller hat S. namentlich auf dem Gebiete der Parabel Ausgezeichnetes geleistet und schließt sich hier Krummacher würdig an.

Adolph Heinrich Friedrich von Schlichtegroll,

ward am 8. December 1765 zu Waltershausen bei Gotha geboren und studirte in Jena und Göttingen, hier besonders durch Heyne's Geist angeregt. Er wurde Doctor der Philosophie und erhielt 1789 eine Collaboratur, 1791 eine Professur in Gotha. Seine Kenntnisse und sein Geschmack, durch das Vertrauen des Herzogs Ernst II. vollkommen gewürdigt, — erhoben ihn 1809 zum Rath, Condirector des Münzkabinets und Bibliothekar. Im Jahre 1807 ward er als Generalsecretair der Akademie der Wissenschaften nach München berufen, wo er der Akademie, die ihm unendlich viel verdankte, und allen Guten ein beklagenswerther Verlust, als Ritter des Civilverdienst- und St. Michaelhausordens am 4. December 1822 starb

Seine Werke sind folgende:

Ueber den Schild des Hercules. Gotha 1788.

Abbildungen ägyptischer, griechischer und römischer Gottheiten, mit Erklärungen. Nürnberg 1793—94. 2 Lieferungen.

Gallerie altdeutscher Trachten. Leipzig 1801. 4. 2 Hefte.

Annalen der gesammten Numismatik. 2 Thle. Gotha 1804.

Nekrolog. Ebend. 1790—1800. 28 Bde.

Er gab heraus: Die Schriften der Akademie seit 1808.

Andenken an Törring und Krenner. München 1812. 4.

Teutoburg. Ebend. 1815 2 St.

Turnierbuch Herzog Wilhelms von Bayern. Ebend. 1818—21. 4 Hefte.

Archiv des heiligen Bundes. Ebend. 1818. 2 Hfte.

(Mit Weiller und Thiersch): F. H. Jacobi's Leben. Ebend. 1819.

(vergl. Schlichtegroll's Leben, geschrieben von K. von Weiller. Ebend. 1823.

S. erwarb sich vorzüglich durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Archäologie und Numismatik einen geachteten Namen in der literärischen Welt. Am bekanntesten wurde er jedoch durch seinen Nekrolog, der eine Reihe vortrefflich gearbeiteter Biographieen deutscher Zeitgenossen des Verfassers darbietet.

Ulrich Gustav von Schlippenbach,

am 18. Mai 1774 zu Groß-Wormsathen in Kurland geboren, studirte in Königsberg und Leipzig Jurisprudenz. 1797 wählte ihn das ambothensche Kirchspiel zu seinem Bevollmächtigten; bald ward er Landnotar und Landrath, endlich 1818 als Oberhofgerichtsrath zu Mitau angestellt. Für den patriotischen Eifer, den er als Mitglied einer Commission für die Verbesserung des kurischen Bauernstandes bewiesen hatte, belehnte ihn der Kaiser, ein Jahr darauf, 1815 auf 12 Jahre mit dem Krongut Kannenecken. 1816 begründete er eine „kurische Gesellschaft für Literatur und Kunst." — Er war Ritter des Johanniter-, Maltheser- und des russischen Sct. Annenordens 2. Classe und starb am 1. April 1826.

Er hinterließ:

Kuronia, vaterländische Gedichte. 3. Sammlung. 8. Riga 1806—8.

Wega, ein poetisches Taschenbuch für den Norden. Ebend. 1809.

Iconologie des jetzigen Zeitalters. Ebend. 1808.

Malerische Wanderungen durch Kurland. Ebendaselbst 1809.

Gedichte. Mitau 1812.

Lebensblüthen aus Süden und Norden in Wahrheit und Traum. 2 Thle. Hamburg 1816—17.

Erinnerungen von einer Reise nach Petersburg im Jahre 1814. Ebend. 1818. 2 Thle.

Lebhafte Einbildung, Reichthum der Gedanken und glühende Begeisterung zeichneten von Schlippenbach besonders als lyrischen Dichter aus, aber zu wenig Gewicht auf die Gesetze der Form legend, kann er dem strengen Kritiker nicht genügen, da seine meisten Gedichte regellos und incorrect sind.

Friedrich Christoph Schlosser,

Doctor der Philosophie, geheimer Hofrath und Professor der Geschichte zu Heidelberg. Dieser große Historiker, ein Norddeutscher von Geburt und Sinn, ist am 17. November 1776 zu Jever in Holstein-Oldenburg, nicht fern von der Nordseeküste geboren. Man sagt, daß Meerluft den Freiheitsinn, dieser den Historiker erwecke. Schlosser studirte in Göttingen Theologie; wie auch Luden, der berühmte Geschichtschreiber aus seinem Nachbarlande, einige

Jahre später in demselben Studium seinen wahren Beruf, in dem Leben der Völker den heiligen Geist zu erforschen, erkannte. Nachdem er mehrere Hauslehrerstellen bekleidet hatte, ward er 1808 an der Schule seiner Vaterstadt Conrector, doch blieb er nur ein Jahr in diesem Amt. Er fand in Frankfurt am Main eine befriedigendere Stellung, wo er 1812 Professor am Lyceum und 1814 Stadtbibliothekar ward. Doch in reichster Blüthe entfaltete sich erst seine Kraft in Rede und Schrift, seitdem er auf dem Katheder nach Heidelberg berufen wurde, den Wilke's Abgang nach Berlin erledigt hatte. Dort wirkt er noch in ungebeugter Kraft und der norddeutsche Student freut sich doppelt der Begeisterung, mit der der süddeutsche Genoß dem schweren Ton der fremden Mundart zuhört, in welcher so großartige Gedanken und Ansichten ihm vorgetragen werden.

Schlosser's Werke sind:

- Abälard und Dulcin. Gotha 1807.
- Leben des Theodor de Beza und Peter Martyr Vermili. Heidelb. 1809.
- Geschichte der bilderstürmenden Kaiser. Frankfurt 1812.
- Weltgeschichte. Ebend. 1815 ff. 2 Bde.
- Ständische Verfassung. Ebend. 1817.
- Die Geschichte des 18. Jahrhunderts in gedrängter Uebersicht. Heidelberg 1823.
- Uebersicht der Geschichte der alten Welt. Frankfurt 1826 ff. 3 Bde.
- Historisches Archiv. Herausgegeben von A. Bercht und Schlosser. Ebend. 1830.
- Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Ebd. 1836. 2 Bde.

Durch strenge Kritik, gründlichstes und nach allen Seiten hin ausgebreitetes Quellenstudium, außerordentlichen Scharfsinn und eine großartige Weltansicht hat sich Schlosser den ersten Historikern aller Nationen gleich gestellt, und namentlich für die Behandlung der Geschichte in Deutschland sich dadurch unvergängliche Verdienste erworben, daß er die Darstellung der geistigen Entwickelung und Fortbildung des Menschengeschlechtes nach ihren Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie, Litteratur und Kunst mit der Darstellung der historischen Thatsachen verband; ein Verfahren, durch welches die Geschichtschreibung in unserem Vaterlande auf das Entschiedenste gefördert wurde und welches immer mehr und mehr segensreiche Früchte tragen wird, da nur auf diese Weise eine tief eindringende und zugleich freie und universelle Behandlung aller Geschichte überhaupt erreicht werden kann. Seine Gegner haben ihm Schwerfälligkeit und Einseitigkeit vorgeworfen, jedoch mit großem Unrecht; ein Historiker wie er konnte nur so entwickeln und darstellen und seine Eigenthümlichkeit ist es eben, welche seinen Werken neben ihrem hohen Werthe für den denkenden und prüfenden Leser auch noch einen hohen Reiz verleiht.

Drittes Kapitel.

Geschichte der Zeit vom 23. Juni 1789 bis zur Errichtung der Republik *).

---

§. 1.

Vom 23. Juni bis zur Flucht des Königs.

Seit der Sitzung im Ballhause und dem trotzigen Verweilen des dritten Standes im Saale nach der königlichen Sitzung am 23. war der Zauber des Thrones verschwunden, und das Volk und die Armeen hatten keine Furcht und kein Vertrauen mehr zu einer gebietenden Gewalt aus alten Elementen, es mußte daher eine bedeutende Zeit vergehen, ehe eine neue geschaffen war, die Polizei konnte auf die bisherige Weise nicht fortbestehen, und alle Tiger, die diese sonst gefesselt hält, mußten sich der Bande ledig fühlen. Hieraus erklärt sich eine Reihe von Gräueln, die von diesem Tage an in der Hauptstadt und in den Provinzen begangen wurden; andere Abscheulichkeiten muß man daraus herleiten, daß beide Partheien für den guten Zweck auch die schlechten Mittel nicht mißbilligten, daß Religion längst keinen Einfluß mehr gehabt hatte, und daß die schlechtesten Menschen in Zeiten entschiedener Veränderungen die brauchbarsten und thätigsten sind. Die Ursache der Bewegungen in Paris im Juli war übrigens weit weniger die Armee, die unter Broglio den Bewohnern zu drohen schien, das Beispiel der französischen Garde zeigte, daß man die Soldaten nicht fürchten dürfe, da sie förmlich vom Könige abgefallen waren, sondern vielmehr ein Sieg, der von der aristocratischen Parthei am Hofe erfochten war, und durch die Entlassung Neckers, so wie durch die völlige Veränderung des Ministeriums kund ward. Am 11. Juli ward Necker entlassen und verließ heimlich das Reich, wie er es dem Könige versprochen hatte; am 12., Morgens, regte der junge Advokat Camille Desmoulins, nachher als Verfasser des brabantischen Couriers einer der wüthendsten Feinde jeder monarchischen Verfassung, durch seine Reden im Palais Royal das Volk auf, und die in den längst gestifteten und unter sich verbundenen Clubbs innig vereinigten Patricten ließen ihre Maschinen wirken. Wohl mag es gegründet sein, daß das Geld des bethörten Orleans auch eine Anzahl der Elenden, die jede große Stadt einschließt, erkaufte und ernährte, und die französischen Gardisten, die an diesem Tage auf die Schweizer und deutschen Truppen feuerten, bezahlen half; doch glaubten auch edle Menschen, daß die Stunde der Entscheidung da sei, und ganz Paris griff zu den Waffen. Die ganze Nacht vom 13—14. Juli war die Stadt im Aufstande, die Soldaten mußten weichen und die bisherige städtische Obrigkeit und Polizei verschwand. Schon vorher hatten sich auf ein, man wußte nicht wie, gegebenes Signal in Paris und Versailles und bald hernach in allen Städten des Königreichs die Bürger bewaffnet, ohne nur eine förmliche Erklärung der Nationalversammlung abzuwarten, und seit dem Augenblick war Verwirrung, Aufruhr, Mord und Brand überall mit Jubel und Freude über die bevorstehende Rückkehr in einen der Natur mehr angemessenen Stand verbunden. Den Augenblick der Ohnmacht der Regierung nahmen die Pariser Wähler wahr, um sich zu einer vorläufigen obrigkeitlichen Würde zu constituiren, Flesselles, der bisher an der Spitze des Magistrats gestanden hatte, ließ sich bewegen, den Vorsitz in der neuen Stadtverwaltung zu nehmen, der Polizeilieutenant gab ihr die Nachweisungen, die sie verlangte, und legte dann seine Stelle nieder. Paris ward nun in sechszehn Quartiere getheilt, und die Einrichtung der sechzig Wahldistriete auf eine sehr verständige Weise zur neuen Organisation benutzt. Die gesammte Bürgerschaft ward in eben so viele bewaffnete Legionen eingeschaart, als Quartiere waren: alles ohne die eigentliche Staatsbehörde zu befragen. Mit der ruhigen Bewaffnung der Bürger war leider eine gewaltsame des zahlreichen Gesindels verbunden, es erfolgte ein förmlicher bewaffneter Aufstand, und eine Plünderung der Waffenvorräthe. Das unbedeutend befestigte Staatsgefängniß der Bastille ward vom Pöbel mit Sturm genommen, weil der Gouverneur feig und seine Leute unzuverlässig waren, Mord reihte sich an Mord, und im Jubel, daß die neue Zeit nun beginne, Willkühr Einzelner ein Ende habe, mußte auch der beste Theil der Bürger, um dem Plane der Freunde des Alten entgegen zu arbeiten, geschehen lassen, was der niedrige Haufe aus natürlicher Wuth, oder auf Antrieb der Orleanisten und seiner eignen Raubgierde verübte. Die erste Nachricht, die der Moniteur von allen diesen Unruhen gibt, faßt in wenige Worte alles, was die Verkündigung der vernichteten Macht des bisherigen Gesetzes und der Ordnung Schreckliches hat, zusammen, und diese Nachricht brachte den König außer aller Fassung. Die Characterschwäche des Königs, der in dem Augenblicke, als die Versammlung über das Vorgefallene berathschlagte, und immer neue Greuel kund wurden, den Ständen meldete, daß er die Truppen zurückgezogen habe, daß er die Errichtung der neuen Miliz und der neuen Auctorität gebilligt, vermehrte die Dreistigkeit seiner Gegner in dem Maße, daß die Parthei des Herzogs von Orleans durch Sillery eine Adresse vorschlagen ließ, in welcher man die Minister treulose Rathgeber nannte, und drohend foderte, daß sie als eine Pest des Staats entfernt würden. Schrecklicher als die Scenen, die in Paris vorfielen, sind übrigens die Berichte darüber, die Prüdhomme durch Andre abfassen ließ, und Camille Desmoulins selbst abfaßte, denn der letzte ist unverschämt genug, sich den General-Procurator der Laterne zu nennen und das Aufknüpfen ohne Urtheil und Recht zu rühmen. Auch die Armee bei Paris sollte der König entfernen, der jetzt erst end-

---

*) Aus Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts. Heidelberg 1823. Bd. II. S. 49 flgde.

lich einen langen Staatsrath hielt, ob er nicht abreisen sollte. Die Königin hatte Alles eingepackt, er selbst war bereit zu gehen, auf einmal wollte er wieder, als die Mehrzahl gegen seine Abreise gestimmt hatte, zur Popularität zurückkehren, und nicht mehr mit den Waffen, sondern durch Nachgeben dem Uebel steuern. Er begab sich ohne alle Feierlichkeit selbst zu Fuß in die Versammlung, versprach die Soldaten nicht zu gebrauchen, und überließ seinen Ständen die Maßregeln, die Ruhe in Paris herzustellen, die von ihm hätten ausgehen sollen. Die Versammlung schickte zu Folge des königlichen Auftrags drei Deputirte nach Paris, von denen zwei gleich darauf von den Parisern in den neugeschaffenen Aemtern angestellt wurden, la Fayette als oberster Anführer der Bürgermiliz und Bailly als regierender Stadtbürgermeister. Gleich hernach ließ der König der Versammlung kund thun, daß auch sein neues Ministerium weiche, und rief endlich sogar Necker zurück. Von diesem Augenblicke an war der Sieg der Nation über den Hof entschieden, diejenigen, welche den Haß des Volks besonders auf sich geladen hatten, begannen daher auszuwandern, und veranlaßten dadurch Uebel, deren Folgen bis auf unsre Tage fortdauern. Der König begab sich zwar zum Besuch nach Paris (den 17. Juli) und ward dort gewissermaßen im Triumph geführt; er nahm auch die Cocarde, die man ohne seinen Willen zum Nationalzeichen gemacht hatte, und bestätigte die neugeschaffenen Gewalten in der Stadt; allein er versuchte zugleich kleinliche Mittel, sich Freunde und Hülfe zu schaffen, konnte den Schmerz über die neue Ordnung und die Uebel, die davon unzertrennlich waren, nicht verbergen, und man traute ihm also um so weniger, je mehr er nachgab. Die unglückliche Spannung des Verhältnisses des Königs und der Nationalversammlung dauerte daher fort und ward durch die bekannte Abneigung der Königin und ihrer nächsten Umgebungen gegen jede Verbesserung und jede Veränderung natürlich sehr vermehrt. Als Necker, von dem damals das Volk noch das Unmögliche hoffte, zurückkam, wurden die Mordthaten, Vernichtungen der alten Anstalten und Zerstörungen der Schlösser und Adelssitze täglich häufiger. Die Disciplin des Heers schien sich aufzulösen, der König war genöthigt, den Abfall seiner Garden zu billigen, wie er die Desertion der Soldaten gebilligt hatte; und dennoch erwartete man von Necker unter diesen Umständen die Herstellung der Finanzen! Während die eigentlichen Leiter und Urheber der Revolution durch das Volk und selbst durch Schaaren von Gesindel, die Freunde des Alten erschreckten, arbeitete die Nationalversammlung unter allen den Unruhen an einem neuen Bau. Sie suchte die Materialien des Neuen ganz richtig in den Aufträgen der verschiedenen Wahlversammlungen, und man kann nicht läugnen, daß die Puncte, über welche alle Wahlbezirke einig waren, die Grundsätze jeder vernünftigen monarchischen Verfassung enthalten, so wie diejenigen, über welche eine Abweichung Statt fand, vortreffliche Probleme aufgaben, welche nur eine Stände-Versammlung lösen konnte. Unglücklicher Weise mischte man in die historisch zu lösende Frage über Verbesserung des Bestehenden reine Speculation, ging von dem traurigen Zustande, in dem die Regierung und Verwaltung von Frankreich bisher gewesen war, bis an die äußersten Gränzen der menschlichen Gesellschafts-Verhältnisse hinaus, wollte in Frankreich, wie in Amerika die Urrechte der Menschen und Bürger proclamiren und vergaß dabei ganz, erst zu überlegen, ob und wie weit diejenige unter den unendlich vielen möglichen Theorien, der man den Vorzug gab, mit der Ausführung bestehen könne. Während man in der besten Meinung mit Talent und Beredsamkeit über Grundsätze und Verfassung stritt, ward von vielen Seiten her ein System der Anarchie überall eingeführt, Reisende angehalten, Aristocraten verfolgt, die Versammlung genöthigt, eine Commission zur Untersuchung politischer Umtriebe aus ihrer Mitte zu bestellen, und der Zustand der Finanzen ward seit Neckers Rückkehr nicht gebessert, sondern sie sanken von Tage zu Tage tiefer. Will man nicht mit denen, die durch jene Veränderung Rechte verloren, nur Jammer und Noth in dieser Zeit sehen, wo eine ungewohnte Begeisterung auch gemeine Seelen sogar ergriffen hatte, so muß man bedenken, daß der Natur der Dinge nach, wie Mirabeau richtig erkannte, und in seiner bekannten Definition von der Revolution aussprach, wenn Verbesserung erfolgen sollte, völlige Zerstörung vorausgehen mußte, und man kann nicht läugnen, daß diese durch den Enthusiasmus der wahrhaft edlen Mitglieder der Nationalversammlung erleichtert wurde. Diese tonangebenden Mitglieder der Adelscaste in der Versammlung nämlich waren es selbst, welche in der berühmten Nacht vom 4. August plötzlich alle Vortheile, die aus dem Feudalwesen für sie selbst flossen, freiwillig aufopferten; und auch die Deputirten des Clerus, vom Enthusiasmus fortgerissen, entsagten dem geistlichen Zehnten. Leider ward diese ganze ungeheuere Angelegenheit, die den Zustand des Reichs und der Vermögensumstände von hundert Tausenden veränderte, in einem Augenblicke und ohne alle vorhergehende Prüfung der Ausführbarkeit beschlossen. Seit dieser Zeit setzte die Versammlung ihre Arbeiten an einer neuen Constitution mit einer bewundernswürdigen Thätigkeit fort; allein die Absichten der Mitglieder waren zu verschieden, und die Umgebungen des Königs wirkten zu ungünstig auf ihn ein, als daß eine Einheit hätte entstehen können. Ein Theil der Deputirten war allen Veränderungen abgeneigt, ein andrer wollte die englische Constitution, ein Plan, gegen den Sieyes schon in seiner Schrift über den dritten Stand, als gegen einen unvernünftigen Aristocratismus eifert. Andre, wie Lafayette und seine enthusiastischen Freunde, wollten ein ganz neues Werk schaffen, und Barnave, die Lameths, Adrian Düport arbeiteten dahin, das Monarchische in der Constitution so gering zu machen, daß es bedeutungslos werde, und kamen auf die Weise einem Chapelier, Pethion, Büzot, Robespierre und andern, die alle Monarchie vernichten wollten, zu Hülfe. Die Letztern nutzten schon in diesen Zeiten die durch unzählige Anschläge, Proclamationen, fliegende Zettel, Zeitungen, Journale, Declamationen, Lieder und Bücher erbitterte Stimmung des fanatisirten Haufens, um durch Schrecken die größere Zahl der Edlern und Geschicktern ihrer Collegen zu Beschlüssen zu treiben, die sie aus freier Ueberlegung nie gefaßt hätten. Der König trug damals nicht ganz ohne Grund Bedenken, die am 4. August von der Nationalversammlung erlassenen Decrete eilig zu bestätigen, und in der Versammlung selbst erhob sich über die Art von Verweigerung der Bestätigung, die man ihm zugestehen wollte, ein heftiger Zwist. Um den König zur Bestätigung zu treiben, machte man wieder von derselben Tactik Gebrauch, deren man sich stets bedient und die man nun völlig eingeübt hatte. Man erregte Schreien und Toben unter der unverständigen Menge; doch war es damals nicht sowohl die Masse der Vorstädter, als der Theil des Pariser Publicums, der sich im Palais Royal mit Politik abgab, den man in diese Staatssache mengte. Der König war aufs neue schwach genug, das, was er ruhiger Bitte verweigert hatte, am 21. Sptbr. den stürmischen Forderungen zuzugestehen und den Beschlüssen über die Abschaffung des Feudalwesens und der Weltlichkeiten der Hierarchie eine gezwungene Bestätigung ungern zu ertheilen. Die Bewegungen des Volkes wurden übrigens jetzt immer leichter zu organisiren, da Männer, wie Mirabeau und Sieyes, der Eine geistreich, heftig und in allem Staatswesen, vom Preußischen bis zum Niederländischen, aus eigner Ansicht erfahren; der Andere kalt, finster, denkend, hart, durch Menschen, wie Danton, Camille Desmoulins, eine Art von Hierarchie des Haufens einrichteten, und die von ihnen verlachten Enthusiasten und historischen Namen das Geld hergaben. Außerdem war die alte Polizeimiliz (Marechaussée) aufgelöst, die Armee war nicht mehr vom Könige allein abhängig, und der Brodmangel in der Stadt, der entweder eine Folge der Umstände und des Mißwachses der letzten Jahre, oder auch boshaft veranstaltet war, veranlaßte an den Bäckerläden und in den Straßen, in welchen diese lagen, ein Gedränge und Gewühl, dessen man sich zu jeder Stunde zum Aufstande bedienen konnte. In dieser gespannten Lage, beim Mangel aller Ordnung, in einer Zeit, wo allein Mirabeau Einfluß und Festigkeit genug hatte, Maßregeln anzugeben, die den wilden Planen der Lieblinge des Haufens steuern konnten, hatte die Königin den unglücklichen Einfall, sich bei einem Gastmahle, welches die dem Hofe getreuen Gardes dü Corps den Offizieren eines neulich nach Versailles berufenen Regiments am 1. October gaben, nicht blos zu zeigen, sondern auch Theil an der Vertheilung von Cocarden zu nehmen, die ein Zeichen der Trennung zwischen den Freunden des Hofes und den Freunden der neuen Verfassung werden sollten. Die Unbedachtsamkeit des Hofes, die thörichte Weise, wie sich einige Offiziere und Soldaten bei dem Feste benahmen, der bei dem Frühstück der Gardes dü Corps am 2. October vorgebrachte lächerliche Vorschlag, gegen die Nationalversammlung zu marschiren, gaben den wüthenden Demagogen freies Spiel. Man übertrieb die Gefahr der Versammlung, man verbreitete die abgeschmacktesten Gerüchte, und Mirabeau klagte die Königin fast förmlich vor der ganzen Nation an, wenigstens bezeichnete er sie so deutlich, daß man ihn durchaus nicht mißverstehen konnte. In demselben Augenblicke, als dies in der Nationalversammlung vorging, erfolgte in Paris eine Bewegung, die höchst wahrscheinlich mit jenen Reden im engsten Zusammenhange stand; es erschien eine ganze Armee von Weibern und Pöbel der scheußlichsten Art vor dem Pariser Stadthause, klagte über den Brodmangel, schimpfte auf die Königin und verlangte nach Versailles zu ziehen, weil der König allein dem Mangel abhelfen könnte. Die Absicht der Anstifter dieses Lärms war offenbar, die Flucht des Königs zu hindern, und seine bekannte Schwäche zu benutzen, um die Scene der folgenden Auftritte nach Paris zu verlegen. Die neue Pariser Obrigkeit versuchte vergebens die Rasenden aufzuhalten, Lafayette sah sein Ansehn verkannt, seine Popularität in Gefahr, er erklärte der Versammlung der Repräsentanten der Gemeinde, daß er dem Uebel nicht steuern

könne, und ließ sich den Befehl geben, den Haufen zu begleiten, um durch die Nationalgarde, die er mitnähme, wenigstens das Unheil zu mäßigen. Gegen 3 Uhr langten die Pariser Horden in Versailles an, und ein Maillard, der sich selbst den Kopfabschneider betitelte, und den man überall vorschob, wo man Gräuel stiften wollte, erschien in der Nationalversammlung als Kläger über das Fest in Versailles. Die Nationalversammlung und das Schloß wurden abwechselnd von den Weibern und dem Haufen auf eine empörende Weise belagert, die Gardes du Corps wie Feinde behandelt, der König mußte eine Deputation der Weiber vor sich lassen, das Regiment Flandern, das ihn hätte schützen können, ward verführt, und die berüchtigte Amazone Theroigne de Mericourt spielte hier zum ersten Mal die glänzende Rolle, die sie hernach bei allen Gräueln wieder übernahm. Nachdem der König mehrere Stunden lang unter dem tobenden Geschrei der Menge eine eigentliche Belagerung ausgehalten hatte, und in steter Besorgniß um sein Leben gewesen war, langte endlich Lafayette mit der Nationalgarde an, und besetzte die Zugänge zum Schlosse. Die Nationalversammlung nutzte die unseligen Augenblicke des Tumults, um vom Könige die unbedingte Anerkennung der Constitution so weit sie beendigt war, und der ihr vorausgeschickten Menschenrechte, die er vorher nur bedingt ertheilt hatte, zu erhalten. Auf welche Weise Morgens den 6. October, als Lafayette sich einen Augenblick schlafen gelegt hatte, den wilden Horden der erste Eingang ins Schloß von Versailles eröffnet ward, ist schwer zu bestimmen, daß es auf die Ermordung der Königin abgesehen war, scheint aus allem hervorzugehen; denn wie der wüthende Haufe hereindrang, und die wachthaltenden Gardes du Corps mordete, stürmte er sogleich auf das Zimmer der Königin los. Kaum konnte sich die Königin halb angekleidet zum König retten, dieser selbst sah einige seiner getreuen Beschützer vor seinen Augen ermorden, und mußte sich hernach gefallen lassen, seinen Wohnsitz nach Paris zu verlegen, wo nicht einmal die Zimmer eingerichtet waren, ja er mußte unmittelbar am 6. October einen Zug begleiten, dem die gedungenen Cannibalen der Orleanisten die Köpfe seiner getreuen Vertheidiger vorantrugen. Der Hauptzweck des Zugs ward völlig erreicht, der König, von einer Deputation der Nationalversammlung begleitet, ward wie ein Gefangener nach Paris gebracht, der ganze Glanz königlicher Pracht verschwand, der Nimbus der Herrlichkeit vieler Jahrhunderte war zerstreut, der Haufe hörte auf, das Königthum im König zu sehen, und sah fortan nur einen gewöhnlichen Menschen in ihm. Freilich glaubte auch der König, daß alles, was er, von dem ihm und der Königin verhaßten Lafayette umlagert, der Nation gewährt habe, erzwungen sei und ihn nicht binde; von beiden Seiten entwich daher alles Zutrauen. Schon am 12. October decretirte die Nationalversammlung ihre Versetzung nach Paris, am 19. ward sie vollzogen. Der Herzog von Orleans, den der Moniteur jener Tage schon gegen die Beschuldigung, daß er und die Seinigen den Tumult veranlaßt hätten, durch eine lange Deduction und durch eine furchtbare Gegen-Anklage der Königin zu rechtfertigen sucht, schien damals dem Markis von Lafayette so gefährlich, daß er ihn zwang, auf eine Zeitlang das Land zu verlassen, ohne daß dadurch der Fortgang der Vernichtung des königlichen Ansehns wäre aufgehalten worden. Vom Augenblick der Verlegung der Nationalversammlung an ward die Einrichtung der neuen Constitution, Gerichts- und Rechtsverfassung unter die Aufsicht des Pariser Haufens und derer, die diesen in Bewegung setzten, gebracht, auch verzweifelten unglücklicher Weise nach und nach sogar die Anhänger der gemäßigten Monarchie an sich selbst, verließen die Nationalversammlung und gaben dadurch den Freunden der Pöbelherrschaft freies Spiel. Ein offner Brief des Königs, in welchem er versicherte, daß er kein Gefangener sei, eine Erklärung von Lally Tolendal, der als Freund gemäßigter Freiheit bekannt war, der sich aber damals nach Genf geflüchtet hatte, ein Decret der Versammlung, keinem Deputirten ferner einen Paß zu geben, wenn nicht seine Gründe zur Reise erst in der Versammlung erwogen worden, vermehrten die Besorgnisse der Freunde gemäßigter Freiheit. Boshafte Freude erfüllte die blinden Bewundrer des Alten, die gern sahen, und alles Mögliche beitrugen, daß die wilden Dämagogen freies Spiel erhielten, weil Frechheit die Freiheit zerstören, und willkührlicher Herrschaft eines Einzigen den Weg bahnen mußte. Die Güter des Clerus und seine politische Existenz, die damit innig zusammenhing, wurden um diese Zeit ebenfalls geopfert; weder des Abbé Maury Beredsamkeit, noch der Vorschlag Gregoires, der sich schon vergeblich für die Mönchsorden bemüht hatte, doch wenigstens die Pfarrer auf liegende Gründe zu ihrer Besorgung anzuweisen, bewirkten eine Aenderung in den Ansichten der Versammlung. Die Mehrzahl hatte dieselbe geringe Vorstellung von der Wichtigkeit der moralisch-religiösen Institute, die sich in den mehrsten süddeutschen Ständeversammlungen gezeigt hat; die Güter wurden Hypothek der Staatsschuld, und die Geistlichen sollten künftig besoldete Staatsdiener sein. Auch die aristocratisch-pedantische Gerichtsverfassung mußte gestürzt werden, und diese fiel ohne allen Lärm, denn die Parlamente wurden mit einer Leichtigkeit suspendirt, später aufgelöset, welche allein hinreichend beweiset, wie tiefe Wurzeln schon damals die Revolution gefaßt hatte, und wie allgemein die Veränderung der Ideen war. In dieser Zeit hob sich durch Marat und durch eigne Wuth Robespierre, Mirabeau aber dachte an das Ministerium, fing an, einzusehen, daß er bald einlenken müsse, und hätte vielleicht die Leitung des Ministeriums später erhalten, wenn nicht Robespierre und Lanjuinais aus ganz verschiedenen Gründen es ihm unmöglich gemacht hätten, zugleich Mitglied der Versammlung zu bleiben und Minister zu werden; dies hielt ihn noch eine Zeitlang bei seinen bisherigen Freunden. Robespierre hatte übrigens schon zweimal vorher gewagt, seine Idee der Herrschaft der Ungebildeten über die Verbildeten, und sein Verfolgungs-System der Politik Mirabeaus entgegenzustellen, und schon erhob sich die Macht des eigentlichen Volks von Tag zu Tage mehr. Man sieht leicht ein, daß die Versuche der Mitglieder der Versammlung, die das Königthum erhalten und der Anarchie steuern wollten, vergeblich bleiben mußten, und daß das Gesetz gegen Zusammenrottungen und die rothe Fahne am Stadthause, die das Zeichen des Kriegsgesetzes sein sollte, ohne Soldaten und Polizei ein leeres Wort war, wenn eine mächtige Parthei im Rathe der Nation Unruhen und Zerstörungen noch für nöthig hielt. In diese Zeit fiel auch die unglückliche Spaltung im Innern des Clubbs, im Saale in der Straße St. Honoré, wo der Jacobiner-Mönche Bibliothek gewesen war; der Clubb hatte schon damals in ganz Frankreich verbrüderte Gesellschaften veranlaßt, und unterhielt mit diesen Correspondenz. In seiner ersten Entstehung schloß er alle die Personen in sich, die eine Veränderung wollten, jetzt ward er den vornehmen Leuten, einem Crillon, Talleyrand, Rochefoucauld Liancourt, dem Advocaten Emmery zu gemein und zu stürmisch, man bildete erst im Hotel Crillon, dann an zwei andern Plätzen neue Clubbs, und gab dadurch die Popularität gänzlich auf. Die Lameths, Barnave, Adrien Düport, de la Borde, Aiguillon, waren anfangs Hauptglieder der Verbindung bei den Jacobinern, sie zogen sich jetzt zurück, weil sie zwar das Hohe niedrig, nicht aber das Niedrige hoch machen wollten. Sie glaubten ohne die Andern bestehen zu können, sahen aber bald ihre Clubbs zergehen, dagegen machte ihre Entfernung Robespierre, Danton, Sieyes, die damals noch zusammen in e i n e m Clubb waren, im ganzen Reiche allmächtig. Alle neuen Einrichtungen wurden indeß rasch hinter einander ins Leben eingeführt, alle Institute wurden in der neuen Monarchie, die man errichten wollte, rein-democratisch gemacht. Das Reich ward neu eingetheilt, alle Verwaltungen der Departemente, der Cantons-Districte, Municipalitäten unter sich unabhängig, durchs Volk in unruhigen Versammlungen erwählt, sogar die Richter sollten gewählt werden, so unnöthig und schädlich dies bei der Einführung der Geschwornen auch sein mochte. Natürlich litten in der Zeit der Verwirrung die Einnahmen, es ward also Papiergeld unter dem Namen Assignate auf die Güter der Geistlichkeit ausgegeben und zugleich kam man auf den unglücklichen Einfall, sich in die nach den Grundsätzen der katholischen Religion völlig vom Staate getrennten innern Verhältnisse der Geistlichkeit mischen zu wollen. Jetzt begann Mirabeau langsam einzulenken und er allein rettete dem Könige das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen; dafür ward er dann freilich auf allen Plätzen und Straßen als Verräther der guten Sache ausgeschrieen. Wenn gleich fast alle Departements-Verwaltungen aus wohlhabenden, der Freiheit wie dem Königthum ergebenen Männern bestanden, so bildete doch nach der neuen Constitution der ungeheure Stadtrath von Paris eine stets unruhige Republik für sich allein; und in Toulon, Marseille, Montauban und Bordeaux gaben die neuen Einrichtungen Anlaß zu schrecklichen Unruhen, so daß ein hoher Gerichtshof für Verbrechen verletzter Nation längst hätte errichtet werden müssen. Der neue Gerichtshof, hieß es nun, sollte die Aristocraten und die aufruhrpredigenden Pfaffen vernichten; um aber den Hof vor der Nation bloß zu stellen, holte man das sogenannte rothe Buch hervor, und bei der unglücklichen Geschichte des Favras, den man der Conspiration gegen die Nation überführte, entging der älteste Bruder des Königs nur mit Mühe einem förmlichen Prozeß. Der König verhielt sich die ganze Zeit hindurch leidend, und bestätigte aus Schwäche und nicht aus Ueberzeugung alle ihm vorgelegte Artikel einer Constitution, die ihm durchaus allen Einfluß im Staate nahm. Jene Constitution, welcher Frankreich die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, und die mehrsten der Wohlthaten verdankt, um derentwillen die Enkel einst die Revolution segnen werden, und um derentwillen schon die Söhne in den Urhebern derselben lauter Heroen sehen möchten, hatte den wesentlichen Mangel, daß sie eine förmliche Democratie in die Gesetze und Einrich-

tungen brachte, und dadurch späterhin, als Bonaparte die Gesetze nicht wesentlich veränderte, die Einrichtungen aber seinem Despotismus anpaßte, die sonderbare Erscheinung veranlaßte, daß die Regierung despotisch und das Gesetz republicanisch war. Auch die deutschen Staaten, die in Frankreich Besitzungen hatten, und welche durch Friedensschlüsse im Genusse ihrer Lehnsrechte gesichert waren, sollten sich die neuen Einrichtungen gefallen lassen, das Urrecht des Menschen sollte dem Recht der Tractaten vorgehen; sie beschwerten sich, sie erhoben sich endlich ernstlich gegen die Beraubung. Wie die Sache der deutschen Fürsten an die Nationalversammlung kam, war Mirabeau, nach seiner Art, um eine Antwort auf das Conclusum des oberrheinischen Kreises freilich durchaus nicht verlegen, im Ganzen zeigte sich aber die Versammlung, die damals noch dem Grundsatz der Billigkeit und des Rechts jeden Eingang verstattete, nicht abgeneigt, sich mit den Ausländern abzufinden. Zum Glück für die Bewohner der Rheinlande ward daraus nichts. So schnell man indessen mit den Veränderungen fortschritt und so schneidend dabei verfahren wurde, so nahm doch die Popularität der Versammlung immer mehr ab. Ein Theil der Nation hing noch am Alten, der größere Theil wandte sich lieber zur furchtbaren Consequenz eines Marat und Robespierre, eines Camille Desmoulins und andrer, als zur Sentimentalität der Constitutionellen oder zu der sonderbaren Verblendung eines Gregoire, der die christliche Religion mit den Grundsätzen der eifrigen Jacobiner oder vielmehr mit der Wuth gegen alles Hohe und Glänzende im Königthum zu verbinden hoffte; im Ganzen verlor daher die constitutionelle Parthei täglich mehr in der öffentlichen Meinung. Um sich in der Meinung wieder zu heben, suchten die eigentlichen Urheber der Revolution durch allerlei künstliche Mittel den Enthusiasmus neu zu beleben, und das schaulustige Volk der Pariser zu beschäftigen. Der 14. Juli 1790, als der Jahrstag der Einnahme der Bastille, ward ausersehen, um eine Vereinigung der Linientruppen und Nationalgarden, die noch häufig im Streit waren, zu Stande zu bringen, und die den Neuerungen Günstigen aus allen Theilen Frankreichs in Paris zu vereinigen. Vor der Militärschule, auf auf einem Platze am Ufer der Seine, sollten 60000 Deputirte der Armee, der Nationalgarden, der Gemeinden und einige hunderttausend Zuschauer vereinigt und bei der Gelegenheit der König öffentlich in einer Reihe mit dem Präsidenten der Versammlung gezeigt, und die ganze Versammlung vor den Augen der Franzosen aufs Theater gebracht werden. Ehe dieses ausgeführt werden konnte, machten sich aber die Enthusiasten der gemäßigten Monarchie, durch den Spott und die Cabalen der Altgläubigen gereizt, in einer und derselben Sitzung in den Augen aller Vernünftigern lächerlich und verächtlich, weil sie einen lächerlichen Auftritt, der einer Mummerei ähnlich sah, duldeten, und eine Angelegenheit, die der reifsten Ueberlegung bedurfte, in einem Augenblick abmachten. In der Sitzung vom 19. Juni decretirte man nämlich erst den Leuten, die die Bastille eingenommen hatten, deren moralischer und politischer Charakter aber niemanden unbekannt war, Ehren und Belohnungen, dann ließ man den durch seinen Atheismus lächerlichen preußischen Baron Cloots dû Val de Grace mit einer Anzahl gedungener Menschen, als Deputirte des gesammten menschlichen Geschlechts vor die Versammlung, und endlich schaffte man auf den Vorschlag eines Deputirten aus Rouergue, den Lameth und Lafayette unterstützten, den Adel und alle seine Titel ab. Bei Gelegenheit der Feier des 14. Julius, als König und Nationalversammlung beschworen, was weder der Eine, noch die Andere halten konnte oder wollte, war allein das Volk aufrichtig (denn selbst der Bischoff, der die Messe hielt, hat hernach bewiesen und laut gesagt, daß er an das Geheimniß, das er verkündigte, nicht glaubte), und die Schriftsteller aller Partheien gestehen, daß das Gefühl der Wiedergeburt der Nation, der Rückkehr in einen bessern Stand, der Größe eines Volks, das von den Gränzen von Flandern bis ans mittelländische Meer nur eine Familie sei, alle ohne Unterschied erfüllte, alle belebte, und den trüben Tag, ungeachtet des unaufhörlichen Regens, zu einem der heitersten in der ganzen französischen Geschichte machte. Leider kam gleich darauf die Zuflucht aller Schlechten, der Herzog von Orleans, aus England zurück, zerfielen die Jacobiner und die Constitutionellen völlig, und vereinigten sich die Alt-Königlichgesinnten mit den Erstern, um Unruhen zu veranlassen, Alles zu verwirren, und so die Unhaltbarkeit der neuen Einrichtungen zu beweisen. Das Letztere geschah schon bei der Gelegenheit der blutigen Händel in Nancy; denn als diese von Bouillé, den die Constitutionellen unterstützten, gedämpft wurden, legten die Dämagogen und die Freunde des alten Systems fast einerlei Unzufriedenheit an den Tag. Auf dieselbe Weise, wie Marat, Danton und die Seinigen in dieser Angelegenheit mit den Freunden des alten Systems einig waren, so auch bei der Vertreibung Neckers, den alle drei Hauptpartheien jetzt verwünschten. Die Königlichen, weil er nach ihrer Meinung alles Unheil veranlaßt hatte; die heftigeren und einsichtsvollen Constitutionellen, weil er ihnen, seitdem er die Dienste geleistet hatte, die sie brauchten, im Wege war; die Jacobiner, weil seine Feinheit, Menschlichkeit und Rechtlichkeit in ihr System gar nicht paßte. Am 2. September 1790 schon entzog er sich einem Anfall des Pöbels, dem Lafayette nicht steuerte, weil er seine Ohnmacht einzusehen anfing, obgleich er immer noch nicht begreifen wollte, daß er ein bloßes Instrument in Andrer Händen sei, nur durch eine schnelle Flucht auf sein Landgut. Von dort rettete er sich über die Grenze, doch ward er zu wiederholten Malen angehalten und verdankte seine Rettung nach Genf nur einem Decret der Nationalversammlung. Seit dieser Zeit vermehrten sich zwar die Verwirrungen, es faßten aber zugleich die neuen Einrichtungen tiefe Wurzel. Alles ward anders, das Volk riß überall die Rechte, Güter, Vorzüge an sich, die es seit Jahrhundert verloren hatte — es fehlte nichts, als daß eine reine Moral und eine milde Religion des Herzens ein inneres Band geknüpft hätte. Statt eine strenge Ordnung der Sitten zu begründen und dadurch abergläubische Ceremonien entbehrlich zu machen, suchten die Männer, die nun den Ton angaben, die Moral der Politik und die bestehende Religion, die man nach und nach hätte verbessern sollen, dem äußern Gesetze unterzuordnen. Das Letztere ward besonders auffallend, als die bürgerlichen Gesetzgeber sich in die Disciplin des geistlichen Standes einmischten, und einen Eid von den Geistlichen foderten, der, wenn man consequent verfahren ließ, ganz überflüssig war. Die Härte, mit welcher man diesen Eid auf die von weltlicher Macht gegebene bürgerliche Ordnung des geistlichen Wesens foderte, würde zu jeder andern Zeit die ganze Popularität der Nationalversammlung vernichtet haben; allein der Cultus hatte schon längst seine innere Bedeutung verloren, die Weigerung der Geistlichen vermehrte daher nur den Haß, den die vielen Spötter der christlichen Religion schon längst gegen sie geäußert hatten, veranlaßte in den Gegenden, wo der Aberglauben noch stark war, Unruhen und blutige Kriege gegen die Freunde der Revolution und erbitterte beide Partheien. Uebrigens leisteten von allen Bischöffen nur vier, und unter den Pfarrern sehr wenige, den Eid, den man von ihnen foderte: es erfolgte ein völliges Schisma, die Nationalversammlung wüthete durch Decrete gegen die unbeeidigten Priester, die wilden Feinde aller Religion und aller Ordnung durch Aufhetzung des Pöbels, die Geistlichen aber gaben durch ihre Heftigkeit Anlaß zum Scandal. Die Tanten des Königs verließen damals, hauptsächlich um nicht beeidigte Priester dulden zu müssen, das Reich, und der König konnte sich lange Zeit nicht entschließen, Decrete, die seinem Glauben zuwider waren, zu bestätigen. Um diese Zeit wurden auch die fremden Mächte besorgt, ward eine bedeutende Menge Waffen an die Nationalgarden vertheilt, begnügten sich die furchtbaren Feinde aller Ordnung, die leider von den Republikanern in der Versammlung für brauchbar zu ihrem Zweck gehalten wurden, nicht mehr wie vorher mit Schreien. Die bürgerlich-rechtlichen, aber enthusiastischen Mitglieder der Versammlung waren es damals, die aus Haß gegen den Hof und die eleganten und eiteln Constitutionellen das Volk zu Thätlichkeiten reizten, bis sich dieses selbst zum Wächter des Königs bestellte, und dann natürlich mehr auf Marat, als auf die Tugend-Redner horchte. Mirabeau dagegen, der sich jetzt für die Erhaltung der Ordnung mit einer Energie erhob, die kein andrer in der ganzen Versammlung besaß, starb zur unglücklichen Stunde (den 2. April 1791). Gerade jetzt lieh der schwache König sein Ohr wieder den Rathschlägen der Königin und der verhaßten Freunde des alten Systems. Nichts konnte den Menschen, die nur Verwirrung wollten, erwünschter sein, als das Schwanken Ludwigs; sie waren dadurch völlig entschuldigt und gerechtfertigt, auch hatte jetzt schon der Jacobiner-Clubb vier Ausschüsse gebildet, und die Correspondenz und das Aufspüren der Absichten der Gegenparthei systematisch eingerichtet. Auch der Clubb bei den Franziscanern (Cordeliers), an dessen Spitze hernach Danton stand, dessen Aeußeres schon seine wilde Seele anzeigte, begann seine Thätigkeit; der König aber suchte im Auslande Hülfe, trat mit dem Grafen Artois, dessen bloßer Name der Nation schon verhaßt war, in Verbindung, wollte in eine seiner eignen Festungen fliehen und schwankte doch dabei zwischen drei Planen. Endlich bestimmte sich Ludwig, gegen Bouillés Rath, der Valenciennes oder Besançon zu wählen anrieth, für Montmédi, nahm aber die Maßregeln so verkehrt, daß seine Absicht der Flucht schon zwei Monat vorher kein Geheimniß mehr war. Bei allen Anstalten zur Flucht des Königs, so wie bei den Unterhandlungen mit den fremden Mächten, den Reisen des Grafen Artois und dem, was er in Coblenz schreiben und veranstalten ließ, zeigte sich der Geist der Cabale und der Verblendung der elenden Hofschranzen des alten Systems, und Calonne und Breteuil beneideten sich um den Vorzug des von dem Einen oder Andern entworfenen Planes, als wenn es eine Ministerielle gegolten hätte, und dem Grafen Fersen, einem

der verhaßten Lieblinge der Königin, wurden alle Anstalten der Flucht übertragen. Der unglückliche Entschluß der Flucht konnte übrigens für die Gegenparthei des Hofs zu keiner bessern Zeit gefaßt werden. Für die constitutionelle, weil sie den König dadurch in ihre Gewalt bekam; für die wilden und abscheulichen Feinde alles Edlen, wie Marat und Danton, weil dadurch ihre grundlosen Anklagen und das wilde Geschrei, das sie seit Monaten erhoben hatten, einen Schein von Wahrheit erhielt; für die edlern Republikaner, weil sie, wenn der König die Andern verrathe, ihr wohlgemeintes, aber durchaus unpassendes Luftgebilde einer Republik durch den Sturz der monarchischen Constitution wirklich zu machen hoffen konnten, und Leute wie Dumourier fanden die Gelegenheit äußerst günstig, um sich wichtig zu machen. Die edelsten Männer in der Versammlung, die aus unrichtiger Vorstellung von den römischen und den griechischen Freistaaten aus ihrem Vaterlande eine Republik machen wollten, waren dabei am mehrsten zu bedauern. Sie hatten selbst alle Wahlen von der unwissenden Volksmasse abhängig gemacht, wie war es aber möglich zu verkennen, daß diese wählende, also regierende Masse und ihre Führer durch die Beredsamkeit eines Marat und einer großen Zahl Andrer, die in ähnlichem Styl schrieben, mehr würden bewegt werden, als durch alle schöne Redensarten wahrhaft hochsinniger und edler Männer in der Versammlung? Diese Männer kannten übrigens ihre Zeit und ihr Volk so wenig, daß sie dem Staat ein Opfer zu bringen glaubten, wenn sie gerade in dieser Zeit einem Robespierre, dessen Absichten nicht zweideutig sein konnten, beistimmten, und den Beschluß faßten, daß keiner von ihnen, d. h. kein Mitglied der constitutiven Versammlung, in die nächste der Legislation wählbar sein solle. Da schon seit Mirabeaus Tode Cazalès, der mächtigste Redner der rechten Seite, täglich in Todesgefahr war und ganz allein stand, weil das Flüchten immer zunahm, da besonders seit der Mitte des Mai Pethion, Bûzot, Robespierre, Reubel, das Wort in der Versammlung allein hatten, und die Constitutionellen ganz in Schatten traten, so war es nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit, was jetzt jedermann besser weiß, wenn man hernach vorgab, Lafayette habe von der Flucht des Königs gewußt, und habe seine Popularität durch die Verhaftung desselben neu anfrischen wollen. Er selbst läugnete es immer standhaft, und behauptet jetzt, die Königin habe sich gefreut, daß das Volk ihn morden werde, weil er sich dem Volke für den König zum Bürgen gegeben hatte. In der Nacht vom 20. bis 21. Juni 1791 verließen der König, die Königin und der älteste Bruder des Königs mit seiner Gemahlin Paris, nahmen aber alle Anstalten so verkehrt, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn der König seinen Zweck erreicht hätte. Der Aufschub der Reise vom 19. auf den 20. war nicht so nachtheilig, als Bouillé behauptete. Der Bruder des Königs, der sich nach Valenciennes wandte, erreichte indessen glücklich die Gränze, der König ward schon in Chalons bemerkt, von dem wüthenden Jacobiner Drouet und seinem Sohn in St. Menehould erkannt und nach Varennes verfolgt, und in dem letztgenannten Orte vom Volke aufgehalten. An der Art, wie Regnaud, Vernier und Camus in der Sitzung vom 21. ganz fertige Vorschläge aus dem Stegreife hervorbringen, und einer von den Deputirten von der Rückkehr der executiven Gewalt zu ihrer Quelle redet, erkennt man so deutlich, daß das Ereigniß von gewissen Leuten vorausgesehen war. Wahrscheinlich waren also die Deputationen von Kindern und andere Gaukelspiele der Volksbewegungen in den letzten Tagen vor der Flucht nur darum veranstaltet, um den Schrecken zu vermehren und die Flucht zu beschleunigen, die man alsdann zu den schrecklichsten Beschuldigungen benutzte. Der Verhaft des Königs in Varennes, 10 Stunden von Montmédi, wohin er sich hatte begeben und sich mit Bouillés Armee decken wollen, dauerte so lange, bis der Adjutant des General Lafayette, der ihm auf dem Fuße folgte, ihn eingeholt hatte. Das Betragen des Volks, der geringe Eifer der Husaren, die Bouillé zu seiner Bedeckung abgeschickt hatte, konnte dem Könige am besten beweisen, wie sehr die ganze Stimmung sich geändert habe, und wie unmöglich eine Rückkehr zum Alten sei; was die Emigranten nie begreifen wollten.

§. 2.

Von der Flucht des Königs bis zur Errichtung der Republik.

Da die Nationalversammlung seit langer Zeit schon im Besitz der Art von executiven Gewalt war, die man im Reiche übrig lassen wollte, und der König blos der Form wegen da zu sein schien, ward keine wesentliche Veränderung verspürt, als die Gesetzgebung auch der Form nach die ausübende Gewalt in sich vereinigte und die Minister in Pflicht und Aufsicht nahm, während sie Commissarien aus ihrer Mitte in die Provinzen schickte, um die königliche Auctorität auch dort zu versehen. Gegen alle diese Schritte, so wie gegen die dreimonatliche Suspension und Bewachung des Königs protestirten 290 Mitglieder der Versammlung vergeblich, Latour Maubourg, Pethion, Barnave wurden abgeschickt, die königliche Familie zurückzubringen und eine Commission der Versammlung sollte die Erklärung des Königs und der Königin über ihre Flucht vernehmen. Das Letzte war im Grunde ein förmliches Verhör, weil sich der König in einem offnen Brief an alle Franzosen, den er bei seiner Abreise erlassen hatte, über seine Gründe erklärt und die Nationalversammlung ein Gegenmanifest erlassen hatte. Bei der Untersuchung der Umstände der Flucht des Königs zeigte es sich, daß die Constitutionellen, an die sich seit diesem Augenblicke auch Barnave anschloß, bei weitem das Uebergewicht in der Versammlung und in der Nation behaupteten, ungeachtet die Jacobiner und Orleanisten die Hefe des Volks aufwühlten, und die Hauptstadt mit stetem Schrecken erfüllten. Unglücklicher Weise fanden es auch die Freunde der Constitution rathsam, das Schwert über dem Nacken des Königs schwebend zu erhalten, bis er ihre Arbeit unbedingt gebilligt habe, und so gaben auch sie dem Volke Zeit, sich des königlichen Ansehens zu entwöhnen, und erbitterten alle zahlreichen Freunde der königlichen Familie tödtlich gegen sich. Am 12. Juli ward die Suspension der königlichen Gewalt verlängert, ungeachtet man stillschweigend erklärt hatte, daß der König nicht könne zur Verantwortung gezogen werden; und seine völlige Wiedereinsetzung ward an die unbedingte Annahme der Constitutions-Acte gebunden. Dies hieß die Annahme mit Gewalt erzwingen, und dem König jeden Antheil an der Einrichtung des Staatswesens entziehen, besonders da man am 15. und 16. der fertigen Constitution noch drei Artikel beifügte, die auch jeden künftigen Rückschritt verhindern sollten. Die Republikaner, besonders Bûzot, Brissot, Pethion in Verbindung mit den Orleanisten, wütheten indessen schon darüber, daß man nur den Namen König übrig ließ; der Clubb der Jacobiner aber, der jetzt eine Art öffentlicher Auctorität war, weil die Wahlen der künftigen Deputirten von ihm abhängig werden mußten, gab dem Vorschlage eines seiner Mitglieder, den König nicht mehr als solchen zu erkennen, einen lauten Beifall. In den Unruhen, die unter dem Vorwande, Petitionen gegen die Beschlüsse der Constitutionellen einzureichen, erregt wurden, kam es endlich am 17. Juli zu einem blutigen Kampf zwischen dem Pöbel der Jacobiner und der ehemaligen französischen Garde, die den Kern von Lafayettes Nationalgarden ausmachten. Der Befehl, auf den Pöbel zu feuern, den Bailly als Bürgermeister dem Gesetze nach ertheilt hatte, ward ihm späterhin zum Verbrechen gemacht und kostete ihm das Leben, Lafayette ward Gegenstand des Hasses, und war doch so verblendet, den Sieg nicht zu nutzen. Die Nationalgarde hätte damals gern dem ganzen Jacobiner-Wesen durch Vernichtung des Versammlungsorts ein Ende gemacht, und war im Begriff den Entschluß auszuführen, als Lafayette selbst die wacken Bürger und Soldaten aufhielt, weil er der Jacobiner gegen den Hof bedurfte. Im September war man endlich mit der Revision einer Constitution fertig, die niemand befriedigte, als die Leute, die noch bis auf den heutigen Tag fortträumen, um eben die Zeit fast hatte sich aber auch Kaiser Leopold mit Preußen verständigt. Preußen und Oesterreich versprachen (freilich höchst unbestimmt) auf der Zusammenkunft in Pillnitz dem Grafen von Artois und den Emigranten, die sich an den deutschen Rheinprovinzen schaarenweise einfanden, und anfingen Heere zu bilden, bewaffneten Beistand, weil man dem eiteln Vorgeben der erbitterten und unverbesserlichen Hofleute über die Stimmung der Nation thörichter Weise glaubte. Der Pillnitzer Vertrag war indessen sehr zweideutig, Ludwig XVI. schwach, Barnave, Lameth und die von ihnen dem Könige gegebenen Minister (Montmorin ausgenommen) riethen ihm rein und einfach (purement et simplement) das übereilte Machwerk der democratisch-monarchischen Constitution anzunehmen. Ein unglücklicher Rath! Wie konnte eine Verfassung bestehen und ein Zutrauen erwachsen, wo der Vertrag zwischen der Nation und ihrem Haupte erst mit Gewalt aufgedrungen, dann mit der Absicht, nicht zu halten, angenommen, von der Minorität derer, die ihn entwarfen, nie gebilligt, vom empörten Haufen schon ehe er fertig war angegriffen und verhöhnt, vom Könige, seinen Verwandten und fremden Mächten mit dem Schwerte bedroht war? Während der Revision der Constitutions-Acte schon wollten die Jacobiner ein Verfolgungsgesetz gegen die Emigranten und eine intolerante Verordnung gegen die, welche den Eid auf die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit nicht hatten leisten wollen, decretiren, allein glücklicher Weise verstand Chapelier durch eine geschickte Benutzung des Enthusiasmus für die Constitution einen Vorschlag abzuwenden, den der König durchaus nicht annehmen konnte oder wollte. Am 3. September, sobald man mit der Revision der Constitution fertig war, hob man die Art von Arrest auf, in welchem Lafayette bis dahin den König gehalten

hatte, ließ ihm noch um 9 Uhr Abends die Constitutions-Acte durch sechzig Deputirte überreichen, und bis an das Ende des Monats, wo die bisherigen Deputirten einer neuen Versammlung Platz machen sollten, beschäftigte man sich blos mit der Gesetzgebung. Leider befand sich unter den damals gemachten Gesetzen auch das über die definitive Vereinigung von Avignon mit Frankreich, das den reinen Grundsätzen, denen die Constitutionellen zu huldigen vorgaben, ganz zuwider war. Am 13. schon erklärte der König schriftlich seinen Entschluß, die Constitution anzunehmen, am 14. erschien er in der Versammlung zum ersten Mal in der demüthigen Gestalt, welche die Constitution einem Könige übrig ließ, in einem Range mit dem Präsidenten und eine Zeitlang stehend vor der sitzenden Versammlung; doch begleiteten ihn bei seinem Weggehen alle Deputirte in feierlichem Zuge bis in seine Wohnung. Eine finstre Vorbedeutung war es übrigens, daß der Moniteur zu derselben Zeit, als er die Constitutions-Acte bekannt machte, in fünf langen Columnen eine Erklärung der Brüder des Königs, des Kaisers Leopold und des Königs von Preußen, so wie aller emigrirten Prinzen, die den Worten des Königs geradezu entgegen war, zur Kenntniß der Franzosen brachte. Am 30. September erschien der König wieder in der Versammlung, deutete in seiner Rede an, daß er zwar alles thun wolle, die Verfassung zu erhalten, daß man ihm aber zu wenig Einfluß übrig gelassen habe, und der Präsident schloß die Sitzungen. Das Sonderbarste scheint, daß die Stände, der Finanzen wegen berufen, gerade diese jetzt in einem schlechtern Zustande ließen, als sie vorher waren, weil zu allen andern Uebeln jetzt noch Papiergeld kam. Mit Jubel wurden allein Pethion und Robespierre, jetzt öffentlicher Ankläger, so wie Pethion später Oberbürgermeister von Paris, vom Volke begrüßt. Die Wahl des scheußlichen Danton zum Deputirten der neuen legislativen Versammlung, und die Menge junger Leute, Theoretiker, Schwärmer, wohlmeinender, aber phantastischer Republikaner, die man ebenfalls gewählt hatte, zeigte hinreichend, daß die neue Verfassung dem Haufen eben so wenig gefalle, als sie practischen Staatsmännern gefallen konnte, und doch war eine Vereinigung von Talenten und Kenntnissen, eine Mischung von Edelmuth, Theorie und Praxis, Altem, Neuem und Populärem der ersten Versammlung eigen gewesen, die der neuen ganz fehlte. Die Republikaner, unter denen Pethion und Brissot damals eine bedeutende Rolle spielten, und welche von Condorcet mit Metaphysik auf dieselbe Weise unterstützt wurden, wie Mirabeau in der frühern Versammlung von Sieyes damit war unterstützt worden, so verschieden sonst ihre Ansichten und Plane waren, zeigten ihre ähnlichen Absichten gleich in den ersten Sitzungen, als sie die Titel Majestät und Sire abschafften, dem Könige keinen hohen Sessel vergönnten, und ihn durchaus mit ihrem Präsidenten gleichsetzen wollten. Die lächerlichen Anstalten der Emigranten, der wunderliche Entwurf des Königs von Schweden, den Brissot in einer Rede bei den Jacobinern nicht ganz unbillig den nordischen Don Quixote nannte, mit russischer Unterstützung 36000 Mann von der See aus nach Paris zu führen, die Unruhen, welche im Innern dadurch veranlaßt wurden, daß man dem Volke die beeidigten Priester aufbringen wollte, gaben die ängstlich gesuchte und gut benutzte Gelegenheit, den König mit der Nation in Widerspruch zu bringen. Um diesen Widerspruch grell zu zeigen, gab man gleich in der ersten Zeit (9. — 12. November) ein Gesetz gegen die Emigranten an der Gränze und gegen die widerspenstigen Priester; der König gebrauchte, wie man geahndet hatte, sein constitutionelles Recht, verweigerte seine Zustimmung, wie die Constitution ihm erlaubte, und ward nun von unaufhörlichem Toben des Volks bestürmt. Wenn der König die Vollziehung dieser Decrete eine Zeitlang verzögerte, wenn er den Emigrirten heimlich einiges Geld verschaffte, wenn er die Correspondenz mit den fremden Mächten fortsetzte, so war dies alles zum Vortheil der republikanischen Parthei, die in dieser Versammlung am stärksten war, und Marat, Fréron, die Menschen, die für Prudhomme arbeiteten, bedienten sich des Vorwands, den Ludwigs Schwachheit gab, um alles Edle und Hohe zu verhöhnen. Die Versammlung erließ nun zuerst ein Decret gegen die Prinzen, dies bedurfte der königlichen Bestätigung nicht: dann einen Beschluß gegen die Freunde des Königs, die aus der Ferne Hülfe erwarteten, diesem durfte er seine Zustimmung nicht versagen, endlich mußte er sogar sein Ministerium aus den Republikanern bilden, denen Dumourier, ein Mann ohne Grundsatz oder System als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zugesellt ward. An Talent fehlte es Dumourier nicht, auch war er vor Zeiten in diplomatischen Geschäften gebraucht worden und brachte jetzt zur Freude der Marats in die diplomatische Sprache den barschen Ton, den die Franzosen bis auf die Restauration beibehalten haben. Seit dem October schon hatte ein Theil der Versammlung aus mancherlei Gründen den Krieg mit den deutschen Fürsten und dem Kaiser gewünscht und gefodert. Man wollte Krieg theils wegen der Plane gegen den Hof und die Constitution, theils weil auch die den Emigranten dienenden Jacobiner darauf arbeiteten, theils, weil man wußte, daß die französische Revolution, die von Adelsstolz, Lasten der Feudalität und willkührlicher Regierung gedrückten Deutschen am Rhein ungeduldig über die Mißbräuche ihrer Regierungen und geneigt zu Veränderungen machte. Das neue Ministerium bot sich willig zu den Absichten seiner Freunde, und der Krieg ward erklärt, während im Innern ein weit furchtbarerer zwischen den Behörden, den Ständen und sogar in Familien selbst sich erhoben hatte. Die Erfüllung des Wunsches der Republikaner, den Krieg ausbrechen zu sehen, ward damals durch den Tod des Kaiser Leopold beschleunigt, weil Franz II., der im 24sten Jahre die Regierung der Erblande übernahm (März 1792), nicht wie sein Vater, alte Wunden zu heilen vorfand, und dem System Josephs geneigter war, als dem seines Vaters. Die auswärtigen Mächte hätten übrigens auch damals noch gezögert, wenn Dumourier nicht in einem peremtorischen Ton auf eine Erklärung gedrungen wäre, wenn nicht durch den Ton der französischen Zeitungen und durch die Verbindung, die die kosmopolitischen Grundsätze, welche man öffentlich aussprach, zwischen allen Freunden vernünftiger Freiheit in allen Ländern knüpfte, die Gefahr der Monarchien immer dringender geworden wäre. Die Antwort des österreichischen Cabinets auf Dumouriers Foderung machte endlich den Krieg unvermeidlich. Nach der französischen Constitution konnte der König zwar Krieg und Friede beschließen, aber ohne ein Decret des gesetzgebenden Körpers konnte er nicht erklärt werden, der König erschien daher am 20. April in der Versammlung und machte den Antrag einer Kriegserklärung gegen Oesterreich, welche noch in derselben Nacht auf den 21sten mit Jubel angenommen und gleich darauf förmlich erlassen ward, ohne daß man gerüstet gewesen wäre; denn der Hof hoffte den Sieg des Kaisers. Die verschiedenen Partheien, welche ein Zweck damals vereinte, Enthusiasten, welche von Rom und Griechenland in Paris, wie an der Garonne und an der Loire träumten, schmutzige Schufte, wie Chabot, Bazire, Merlin von Thionville, Collot d'Herbois u. a.; giftige Feinde alles Hohen, wie Robespierre, Marat, Dantons Schaar hatten jetzt ihren Wunsch erreicht; der Pöbel war in Bewegung, die Macht, die ihn hemmen konnte, gelähmt. Die Departementalverwaltungen, aus guten Bürgern, die der Constitution treu waren, gebildet, befanden sich mit den Municipalverwaltungen im Reiche in offnem Kriege, in der Hauptstadt war in der obersten Magistratur Pethion, der in Verbindung mit seinen Freunden den bewaffneten Pöbel besoldete und den Aufstand organisirte, auch aus der Nationalgarde die rechtlichen Bürger durch die Pikenmänner verdrängte. Lafayette war seit dem Ausbruch des Kriegs beim Heer an der Gränze, auch war kein Generalanführer der Pariser Nationalgarde nach ihm wieder bestellt worden, sondern die sechs Legionschefs sollten wechselnd jeder zwei Monat lang den Oberbefehl führen. Der Vorwand war, daß ein solcher General-Anführer zu viel Einfluß habe, den wahren Grund erkannte man aber am 10. August 1792, als dieselbe mit der Freiheit unverträglich genannte Stelle von den Republikanern erneut und dem furchtbaren Anführer des rohsten Bataillons der St. Antons-Vorstadt, Santerre, übertragen ward. Die Constitution ward jetzt überall verhöhnt, ihre schwachen Vertheidiger, die den Clubb der Feuillans bildeten, in ihrer Ohnmacht dargestellt, der Nationalsinn der Franzosen erregt, und der Unwille gegen die Pöbelführer durch die Furcht vor dem äußern Feind gefesselt: aus allem diesem erklärt sich das Folgende leicht. Sobald der Krieg erklärt war, vermehrten sich die Deputationen und gewaltsamen Auftritte; auf öffentlichen Plätzen und in Straßen ward der König auf die gröbste Weise durch die Deputirten selbst und durch den Pöbel, den man in und um seinen Palast versammelte, beschimpft und geschmäht, und die Tribunen der Nationalversammlung mit gedungenen Schreiern erfüllt. Weil man von den Schweizergarden und der constitutionellen Garde, die eigentlich nur 1800 Mann stark sein sollte, damals aber viel stärker war und Brissac an der Spitze hatte, Widerstand befürchtete, wenn man den König selbst angriffe, so richtete man sich zunächst gegen diese. Kersaint zuerst (also einer der edlern Freunde der Freiheit) trat mit einer Beschwerde über jene Garde und über die Schweizer des Königs am Ende April in der Versammlung auf, konnte aber seinen Vorschlag nicht durchsetzen, weil die constitutionelle Parthei noch zu stark war. Im Mai ward die Sache noch einmal in Anregung gebracht, und damals schon führten Pethion und seine Freunde den ewigen Krieg mit den Constitutionellen so glücklich, organisirten den Aufstand des Pariser Volks so geschickt, verbreiteten den falschen Lärm, die Unruhe über eine neue Flucht des Königs, über einen österreichischen Ausschuß am Hofe so allgemein, daß in ganz Frankreich Bürger und Bauern über die Treulosigkeit des Hofs erbittert waren. Dies nutzten Chabot und Guadet, sie trugen am 28sten im Vertrauen auf den erbit-

terten Haufen darauf an, die Sitzung der Versammlung für fortdauernd zu erklären, und setzten trotz aller Bemühungen der erklärtesten Freunde der Freiheit endlich durch, daß die Garde des Königs entlassen und seine Bewachung denjenigen Nationalgarden übertragen ward, welche Pethion, Manuel, und ihre Freunde durch Sansterre zu ihren Absichten brauchen zu können hofften. Eine Republik zu errichten war einmal der feste Entschluß eines Vergniaud, Guadet, Kersaint, Gensonné, einer Madame Roland und vieler edlen, aber im Leben und der Geschichte unerfahrnen Männer, und alle, ohne Unterschied, die Freunde der Mißbräuche ausgenommen, fanden es nützlich, daß der König von seiner Stelle auf irgend eine Weise entfernt werde, weil alle, die den alten Zustand verwünschten, deutlich einsahen, daß früher oder später die Freunde der Mißbräuche diese durch ihn als alte Rechte reclamiren und durch ihn mit Gewalt in Besitz nehmen würden. Leider bot sich nur die Hefe der Menschheit, die ein Marat, ein Danton, ein Robespierre, Chabot und andre Nichtswürdige aufwühlten, als brauchbares Werkzeug dazu, man öffnete also diesen den Zugang und glaubte ihnen die Ausführung überlassen zu können; so ward die Scene des 20. Junius, ein ewiger Schandfleck in der französischen Geschichte, herbeigeführt. Die Schändlichkeiten, welche vor jenem Tage, um König und Freunde der monarchischen Constitution zu verderben und um den Aufruhr zu rechtfertigen, auf Veranstaltung und zum Theil auf Befehl der Versammlung unter das Volk gebracht werden mußten, wollten und konnten die begeisterten Redner der Gironde, Guadet, Vergniaud. Gensonné und andere nicht in den Mund nehmen, man ließ sie also, als sie vorgetragen werden sollten, von dem verächtlichen Capuziner Chabot ausspeien. Doch verunglückte dieser erste Angriff, weil Chabot abscheuliche Lügen gegen Lafayette, der damals an der Spitze der Armee stand, in seine unverschämten Schmähungen gegen den König einmischte. Dies war am 3. Juni, schon am 6ten kam ein neuer Vorschlag gegen König und Constitution ans Licht. Unter dem Vorwande, das Heer zu verstärken und das Fest vom 14. Juli zu begehen, sollte eine Armee von zwanzigtausend wüthenden Menschen bei Paris vereinigt werden, dies ward spät am Abend vorgeschlagen und gleich durchgesetzt; denn die Berathschlagungen dauerten die Nacht hindurch und das Decret ward abgefaßt, als die Deputirten der andern Parthei müde das Feld geräumt hatten. Von diesem Augenblicke an standen sich die Freunde der Constitution und die herrschende Parthei im Convent feindlich gegenüber, und die Municipalität von Paris war im offnen Kriege mit der Departemental-Verwaltung. In der letztern benahmen sich Röderer, damals Generalprocurator Syndicus, und Larochefoucault, Administrator des Departements der Seine, auf eine ganz entgegengesetzte Weise: der Erste handelte, wie alle die Leute gehandelt haben, die erst Freunde und Diener Robespierres, dann Republikaner, dann Barone, Grafen und Sklaven des Kaiserreichs geworden sind; der Letztere dagegen zeigte sich als einen edlen und festen Mann. Leider konnte man nicht läugnen, daß auf der andern Seite die Seele des Hofs auf ausländische Hülfe hoffte und die Verbindung mit den erklärten Feinden der neuen Verfassung unterhielt. Der König ward um diese Zeit von seinen eignen Ministern bestürmt, daß er seine Zustimmung zu Maßregeln, die ihm verderblich schienen, geben sollte, er weigerte sich, und sie drohten ihn in einer Zeit zu verlassen, wo keiner das Ministerium zu übernehmen wagte. So wie die republikanischen Minister wegen der Sanction zweier Decrete mit dem Könige in heftigem Zwist waren, so zerfielen sie auch mit Dümourier über die Art der Berathung und die Anstellung gewisser ihnen verhaßten Männer, und Dümourier traute sich zu, ein ihm und dem Hofe freundlicheres Ministerium bilden zu können, und bestärkte den König in seinem Vorsatze, nicht nachzugeben, was von der Gegenparthei augenblicklich als eine Gelegenheit zum Verläumden und Anklagen benutzt ward. Frau Roland dictirte endlich ihrem Mann einen heftigen Brief, in dem er dem König die derbsten Wahrheiten auf die derbste Weise sagte, Roland und mit ihm das ganze Ministerium ging ab, der Brief ward in der Nationalversammlung unter lautem Jubel vorgelesen, und in alle Departemente gesendet. Der König stand allein. Dümourier sah schon am 10. Juni bei Gelegenheit seines ersten Rapports, daß er sich nicht halten, noch viel weniger aber ein Ministerium bilden könne, und verließ den König unter dem Vorwande, daß dieser das Decret über die Verfolgung der unbeeidigten Priester nicht unterschreiben wolle. Er nahm nun als abgefeimter Intrigant seine Zuflucht zu den Jacobinern der niedern Gattung, und erhielt sich durch diese im Sattel. So wie er vorher auf kurze Zeit das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Kriegs-Ministerium vertauscht hatte, so vertauschte er nun das letztere gegen einen Oberbefehl bei dem Heer an den Gränzen der Niederlande, wo die Widersacher der Constitutionellen, oder der sogenannten Feuillans, damals Lafayette stürzen wollten, weil er den Jacobinern mit der Armee drohte. Aus der besten Absicht beschleunigte gleich darauf Lafayette durch seinen drohenden Brief an die legislative Versammlung (am 16. Juny) und durch den ermahnenden an den König den Ausbruch des schändlichen Complotts, wodurch die eine Parthei die republikanischen Minister wieder einsetzen, und die Andere, wenn es möglich wäre, die königliche Familie ausrotten wollte. Die Abfassung einer Bittschrift und die lächerliche Ceremonie der Errichtung eines Freiheitsbaums gab den Vorwand, die Menschenmasse, die den Palast stürmen sollte, zu versammeln, doch war die eigentliche Absicht kein Geheimniß, man wußte sogar, daß die Stadtobrigkeit die Sache begünstige. Die Minister machten die Anzeige, daß ein Mordplan entworfen sei, sie forderten die Departements-Verwaltung auf, Maßregeln zu treffen, und diese that alles, was sie der Constitution nach thun konnte und sollte; aber die Municipalität hatte Pethion an ihrer Spitze, und war aus guten Ursachen taub. Umsonst erschien Röderer vor der legislativen Versammlung, um ein Gesetz gegen das Verfahren der Anführer des Pöbels zu erhalten — die Republikaner hielten diesmal für einen großen Zweck eine schreckliche That und einen Tag der Gräuel für nöthig und erlaubt — und hinderten daher jede Gegenanstalt oder Maßregel. Schon am 19ten erschien in der Nationalversammlung eine Schaar von dem Gesindel, das man unter dem Namen Föderirte berufen hatte, als man das Decret abfaßte, 20000 Mann in einem Lager bei Paris zu vereinigen; diese Menschen und ihr Redner tadelten laut die Unthäligkeit der Deputirten und kündigten an, daß sie handeln würden. Am 20sten waren von 8 Uhr Morgens an alle drei von Arbeitern bewohnte Vorstädte in Bewegung, Santerre, Pethions Maschine, führte die wüthenden Menschen durch den Saal der Nationalversammlung, und man war schamlos genug, den Druck der Rede des Cicero jener Horden zu verlangen; doch hob endlich der Präsident, weniger aus Schaam, als aus Klugheit, die Sitzung auf. Von 4—8 Uhr wüthete hernach der Haufe in den Tuillerien und hielt den König und seine ganze Familie in beständiger Todesangst. Der König verweigerte zwar die Foderung, die Decrete in dieser Lage zu bestätigen, und das republikanische Ministerium wieder anzunehmen sehr standhaft, er war aber schwach genug sich die rothe Jacobiner-Mütze aufsetzen zu lassen, und sie die ganze Zeit hindurch aufzubehalten, auch stellte er sich dem elenden Gesindel zu Gefallen, als wenn er aus einer Flasche trinke, die ihm ein Kerl aus dem Haufen reichte. Endlich erschien die Deputation, welche die legislative Versammlung zum Schutz des Königs abgeordnet hatte, Vergniaud stieg auf die Schultern zweier Männer und versuchte seine Beredsamkeit an dem Haufen, ganz zuletzt kamen Pethion und die eigentliche Nationalgarde, und der Haufe zog schimpfend und tobend ab. Alle Partheien erschracken über sich selbst und über die Lage des Reichs, wie sie erfuhren, daß ein in den Schenken, auf den Märkten und Sammelplätzen der Vagabunden gesammelter Haufe König und Nation entehrt habe. Man stellte Untersuchungen an, man erließ Proclamationen, und Lafayette eilte von den Gränzen in die legislative Versammlung, um im Namen der Armee Vorstellungen gegen Pöbelwuth und Partheisucht zu thun, allein das ganze Talent der begeisterten Gironde wandte sich gegen ihn, und seine Freunde bewirkten mit Mühe, daß seine Bittschrift nur angenommen wurde. Eine Zeitlang schien der König gleichwohl durch die Scene des 20. Juny gewonnen zu haben, es fehlte ihm aber an aller Energie, um schnell seinen Vortheil zu nutzen. Wohl merkte und wußte die Nationalversammlung, daß der König auf fremde Hülfe hoffe; die Schritte der Prinzen im folgenden Monat, so sehr er ihnen widersprechen und so viele offne Briefe er gegen sie ausgehen lassen mochte, schadeten ihm in der öffentlichen Meinung, die von dem Augenblick an bis auf unsere Tage unter den Emigranten die Freunde der Jacobiner und die Begünstiger der Ausschweifungen suchte, beide aber auf gleiche Weise als Feinde der bestehenden Ordnung dem Hasse bezeichnete. Neben allem Angeführten erweckte die bekannte Gesinnung der Königin den nicht ganz ungegründeten Gedanken, daß auch der König im Herzen völlig einstimmig mit den ausgewanderten Prinzen sei. Die Anführer des Haufens verstärkten sich, während der König zauderte und die Constitutionellen sich ruhig hielten, durch neues Gesindel, das sie aus dem ganzen Reiche unter dem Vorwand der Föderation des 14. Julius an sich zogen. In dieser Zeit gab Preußen eine feindliche Erklärung (Anfang Jul.), die von Frankreich in gleichem Tone beantwortet ward (den 6. Jul.); am Ende des Monats aber (den 25. Jul.) setzte der Herzog von Braunschweig, als Befehlshaber der preußischen Armee, seinen Namen unter ein Manifest, das sich auf eine beleidigende Weise gegen die Nation für den König aussprach; der Kaiser hatte es in seiner härtesten Form gebilligt, die Preußen nur hie und da gemildert. Dies Manifest war das Machwerk eines Herrn von Limon, eines ehemaligen Orleanisten, war auf eine für die französische Nation schmähliche Weise entworfen, und kam denen, die auch die letzte Spur des Alten vertilgen wollten, sehr er-

wünscht. Die Gironde war damals besonders thätig, denn sie war es, die durch Barbaroux die achthundert Marseiller nach Paris kommen ließ, welche sich dort mit Santerres Vorstädtern verbinden sollten. Marat, Hébert und ihre Genossen erklärten jetzt ihre mörderischen Absichten gegen den König und die Constitutionellen laut und öffentlich, und die Republikaner, in Ideen verloren, stimmten ein. Schon im Juli deutete Brissot in einer trefflichen Rede die mögliche Absetzung des Königs an, unzählige Bittschriften drangen auf dieselbe Maßregel, welche kurz vor dem neuen Sturm des Pöbels auf die Tuillerien (am 10. Aug.) noch einmal und zwar von der Gironde (am 8ten), die doch damals schon vor dem Abgrunde, den sie selbst eröffnet hatte, zu erschrecken anfing, in der Nationalversammlung in Anregung gebracht wurde. Wer fühlte hier nicht tiefes Bedauern über die Beschränktheit aller unter Schmeichlern und in welker Eleganz erzogenen Seelen, wenn er Bertrand von Molleville, der gerade in dieser Periode der Vertraute der Königin, der Prinzen und fremden Mächte war, und die Königin selbst, wie sie der Frau von Campan ihr Herz ausschüttet, über die Plane des Königs und seiner Vertrauten zur Flucht oder zur Bestechung eines elenden Santerre lieset und betrachtet? Wer fühlt nicht, wenn er auf der andern Seite das liberale Mitglied der legislativen Versammlung, Paganel und die Denkschriften der Freunde und des republikanischen Systems über ihre Unterhandlungen mit dem Hofe zu Rathe zieht, daß auch sie nicht wußten, wo und mit wem sie eigentlich zu thun hatten, und daß bei diesem Schwanken des Hofes und der Republikaner die Consequenten und unverschämten Führer der Masse, die immer vorwärts drängte, und Männer, die nichts scheuten und nichts fürchteten, wie Danton, Chaumette und die Redner der Jacobiner- und Franciscaner-Clubbs allein das Feld behaupten mußten? Sie lachten mit Recht der Thoren, die in einer solchen Zeit mit der Idee, Freiheit, und mit dem Wort, Tugend, die stürmenden Wogen des Frevels zu stillen hofften. Um Paganel zu verstehen, muß man wissen, daß die Republikaner mit dem Hofe über eine einstweilige ruhige Entfernung des Königs von den Geschäften unterhandelten, weil sie durch die Gährung der Menge, durch die Störung der Debatten der Nationalversammlung vermittelst des unverschämten Lärmens der Tribunen des Versammlungs-Saals erschreckt waren, und fürchteten, daß endlich alle Gewalten im Reiche von der Pariser Gemeindeverwaltung und ihren Leitern abhängig werden möchten. Leider erschien auch hier der König wieder bevormundet und die Königin war bei diesen Unterhandlungen persönlich anwesend, doch hatte im Vertrauen auf den Ausgang der Conferenzen Guadet schon eine Addresse an den König vorgeschlagen, und Brissot gegen die Anarchisten geeifert; allein es zeigte sich bald, daß aus so unnatürlichen Unterhandlungen der Natur der Sache nach nichts werden könne, und die Gironde gab sich nun dem Strom hin. Am 3. August erneute Pethion, im Namen der Pariser Gemeinde, das Ansuchen um Absetzung des Königs in der allergröbsten Form, mehrere Deputationen foderten dasselbe in den folgenden Tagen, Gegenvorstellungen kamen zwar häufig ein, das Schreien der Tribunen ließ aber niemand zu Wort kommen, als wer zu den Feinden des Königs gehörte, und Brissot selbst erklärte rund heraus, daß nur die Ohnehosen wahre Patrioten seien. Weil der König und die Constitutionellen mit einem und demselben Sturze fallen sollten, so versuchte Brissot alle Kraft seiner Beredsamkeit am 9. August, um einen Beschluß der Anklage des General Lafayette von der Versammlung zu erhalten. Lafayette hatte längst mit seiner Armee gedroht, nach der (am 9ten) erneuten und wiederum gescheiterten Anklage, mußten König und Constitutionelle, wie es schien, nothgedrungen sich vereinigen, um sich wechselseitig zu retten, oder sie mußten den Untergang ruhig erwarten; ihre tödtliche Feindschaft allein hinderte ihre Verbindung. Im Zweifel, ob nicht eine Aussöhnung erfolgt sei, mußten Leute, wie Chabot, Bazire und andere, selbst Pethion fühlen, daß sie entweder in steter Besorgniß vor Lafayette, seinem Heer und seinen zahlreichen Freunden bleiben, oder den König schnell stürzen und in seinem Sturz die ganze Parthei der Constitutionellen verwickeln müßten; sie beschlossen natürlich das Letztere. Um Mitternacht vom 9—10ten ward das Signal gegeben. Die gemietheten Horden, an ihrer Spitze die von der Gemeinde besoldeten Marseiller, hinter ihnen her die ganze Masse neugieriger und raubsüchtiger Vorstädter stürmten den königlichen Palast, und der König war von 7 Uhr Morgens bis 9 Uhr in steter Todesangst. Wie immer zeigte auch jetzt Ludwig nur leidenden Muth, nicht die geringste Kraft, Würde, Besonnenheit, Ueberlegung, oder auch nur festen Entschluß, dem Tode ins Auge zu sehen, vielweniger ihn an der Spitze der Schweizer und treuen Nationalgarden zu suchen. Kein Gedanke an das alte Wort, daß Ehre verloren Alles verloren sei, hielt ihn ab, dem, vielleicht gar im Einverständniß mit den Urhebern der Gräuel, gegebenen Rath Röderers zu folgen, und sich mit seiner Familie in die Nationalversammlung zu begeben, wo er in einem Stübchen, das dem sogenannten Logotachygraphen bestimmt war, von 9 bis 2 Uhr Nachts blieb, und alles Schmähliche, was man über ihn beschloß, anhörte. Daß bei einer verständigen Leitung und fester Entschlossenheit des Königs, ehe man die groben Canoniere der Nationalgarde einließ und sich in die engen Höfe einsperrte, Widerstand möglich gewesen wäre und eine Aussicht der Rettung, das bewiesen dem schwachen Könige die Schweizer, die, bis er ihnen zu ihrem Verderben befehlen ließ, nicht weiter zu feuern, das Gesindel tüchtig bekämpften. Der Widerstand der Schweizer und die dadurch veranlaßte Mordscene, daß das Volk die Wehrlosen würgte, kostete einigen tausend Menschen das Leben, doch blieben die Haupturheber hinter der Scene und ließen einen Danton, Legendre, Santerre, Panis, Chaumette, Chabot die Ehre der ersten Rolle. Noch wütheten in der Nähe der Nationalversammlung Mord und Gräuel, Plünderung und Brand, noch dauerte die Herrschaft des Frevels und der Marseiller fort, als die beredeten und hochherzigen Enthusiasten für Rom und Griechenland auf die Bühne traten, doch freilich in der lästigen Gesellschaft derer, die nur Mord und Raub und ihren eignen Vortheil suchten, und ihnen bald dasselbe Spiel spielten, das sie selbst den Constitutionellen gespielt hatten. Vergniaud und Guadet nämlich, in der üblen Gesellschaft eines Jean Debry, brachten über die Suspension des Königs (suspension provisoire) die Einrichtung einer interimistischen Verwaltung und die Art, wie man über die völlige Vernichtung der Monarchie im Staat das Volk befragen wolle, in der schrecklichen Nacht vom 10ten bis zum 11ten in Gegenwart des Königs Decrete vor, die unmöglich in Eile konnten entworfen sein. Ein Nationalconvent sollte berufen, mit der ganzen Volksgewalt bekleidet, eine neue Constitution verfaßt werden, zugleich ward eine allgemeine Gleichheit proclamirt und der König auf eine unwürdige Weise erst als geringer Privatmann, gleich darauf im Thurm des Tempels als Gefangener behandelt. Das letzte geschah am 13ten, und die verhaßten Feinde der unglücklichen Maria Antoinette, der Maire Pethion und der Gemeinde-Procurator Manuel, sonst keine der gemeinen Seelen, hatten die Grausamkeit, sich der königlichen Familie als Begleiter ins Gefängniß aufzudringen. Von diesem Augenblicke an stand Frankreich völlig unter der Pariser Gemeinde-Verwaltung, die sich in der Nacht des 10. Augusts im Namen des Volks selbst eingerichtet und bestellt hatte. In dieser neuen Municipalität hatte Pethion durchaus keine Bedeutung mehr, obgleich er noch eine Zeitlang scheinbar an der Spitze derselben stand. Auf dieselbe Weise wie die Enthusiasten, Redner und reinen Republikaner in der Gemeindeverwaltung nur Figuranten blieben, so waren sie es auch in den Ministerien, denn diese wurden zwar scheinbar mit der Mehrzahl von Girondisten oder Republikanern besetzt; im Grunde lachte aber Danton, der das Justizministerium erhielt, der pedantischen Enthusiasten, die sich einbildeten, auf einer Grundsäule von Verbrechen eine wahre und reine Democratie, die Verfassung der reinsten Tugend, wie selbst Montesquieu sie hätte lehren sollen, gründen zu können. Während die Gironde träumte, sorgte der Jacobiner Jean Debry, der bekanntlich die Freiheit so weit liebte, als sie ihm nützlich war, durch den Vorschlag, daß die Wahl der neuen constitutiven Versammlung, die über das Schicksal des Königs und des Reichs definitiv entscheiden sollte, allen Franzosen, ohne Ausnahme, nur Bettler und Vagabunden ausgenommen, sollte überlassen werden, hinreichend dafür, daß die Jacobiner und ihre Freunde ans Ruder kämen; und um Uebertreibung in jede Verwaltung zu bringen, ward der heftigen Jugend der Zugang zu allen Stellen eröffnet. Alle Statuen voriger Könige, alle Zeichen königlicher Gewalt wichen jetzt, nicht etwa der blinden Wuth der Schaaren, die man die Marseiller nannte, und des Pöbels, der den Kindern gleich am Zerstören seine Freude hat, sondern dem kaltblütig entworfenen Gesetz des Thúriot, eines gemäßigten Republikaners. Kurz darauf wurden alle, die eine monarchische Constitution für Frankreich dem Schatten einer Republik vorzuziehen schienen, vor ein Tribunat gerufen, das blos zu ihrer Verdammung ernannt war. Vergebens würde man übrigens hier nur das Werk einer Faction suchen; nein, der Enthusiasmus eines freudeberauschten Volks und seine Wuth gegen eine Menschengattung, die alles, was nicht vornehm oder reich ist, so tief verachtet, wie die französische Aristocratie zu thun gewohnt war, zeigte sich vielmehr in allen Provinzen und besonders in der Hauptstadt gränzenlos. Eine lange gedrückte, zum Theil von den Lastern derer, die sie gedrückt hatten, angesteckte Bevölkerung einer großen Stadt, bald des ganzen Landes, fühlte sich auf einmal frei von allen innern und äußern Fesseln; warf die Religion mit dem Pfaffenthum und den Gehorsam mit der Furcht vor dem Könige hinweg, und schien erst jetzt zu empfinden, wie tief es Jahrhunderte lang herabgedrückt, und zum Lasttragen oder bloßen Genießen verdammt gewesen sei. Keine menschliche Macht hätte jetzt die Ausgelassenheit plötzlich gehemmt, und keine

fremde Armee hätte erzwungen, was allein die Zeit und die der Masse inwohnende Trägheit hernach möglich machte. Zum Glück für Europas Monarchen verstanden Robespierre und seines Gleichen nur den Mißbrauch der Waffen, die sie jetzt in der Hand hatten, nicht aber ihren furchtbaren Gebrauch.

Johann Georg Schlosser,

ward im Jahre 1739 zu Frankfurt am Main geboren, und studirte die Rechte in Gießen und Altdorf, wo er 1762 Doctor ward. In Diensten des Prinzen Friedrich von Würtemberg ging er nach Mömpelgard, dann nach Karlsruhe, wo er den Titel eines Hofraths erhielt; von dort als Amtmann nach Emmendingen im Hochbergischen und kehrte als geheimer Hofrath 1787 in die Residenz zurück. 1790 wurde er daselbst zum wirklichen geheimen Rath und Director des Hofgerichts ernannt, forderte aber 1794 seinen Abschied, weil ein von ihm zu Gunsten der ärmeren Klasse vorgeschlagenes Gesetz nicht durchging. 1796 suchte er vor den Schrecken des Revolutionskrieges in Anspach und Eutin Zuflucht. 1798 rief ihn seine Vaterstadt als Syndicus in ihre Mauern zurück und diesem Amte stand er, wie allen früheren, mit unermüdlicher Berufstreue vor, bis am 17ten October 1799 ein schneller Tod ihn dahinraffte.

Wie unverdrossen seine Feder jedem guten Zwecke diente, beweisen seine zahlreichen Schriften:

Kleine Schriften. Basel 1779—94. 6 Th.
Longin vom Erhabenen. Uebers. 1781. Ebend.
Aristophanes Frösche. Ebend. 1783.
Aeschylus Prometheus in Fesseln. Ebend. 1784.
Platos Briefe. Frankfurt 1795.
Fortsetzung des platonischen Gesprächs von der Liebe. Hannover 1796.
Schreiben an einen jungen Mann, der Philosophie studiren wollte. Lübeck 1796.
Homer und die Homeriden. Erzählung. Hamburg 1798.
Aristoteles Politik und Fragment der Chronomik. Uebers. Lübeck 1798.

S. zeichnete sich zu seiner Zeit durch einen trefflichen und blühenden Styl höchst vortheilhaft aus und leistete namentlich als Uebersetzer sehr Gelungenes.

Johann Ludwig Schlosser (der Aeltere),

ward 1726 zu Graitz geboren und lebte zu Wien als wirklicher geheimer Rath und Vicekanzler bei der böhmisch-östreichischen Hofkanzlei. Er starb im Jahre 1786 und hinterließ:

Theatralische Werke. 1772—73. 3 Bände.

Seine dramatischen Arbeiten fanden zu ihrer Zeit Beifall, waren aber nicht bedeutend genug um sich im Andenken der Menge zu erhalten und fielen sehr bald in gänzliche Vergessenheit.

Johann Ludwig Schlosser (der Jüngere),

ein Hamburger von Geburt. Am 20sten October 1738 geboren, vollendete er den Schulcursus nach der Weise seiner Vaterstadt, studirte in Jena und ward heimkehrend bald erster Prediger in Bergedorf, wo er segensreich aufklärend wirkte. Aber er hatte als Candidat einige Lustspiele geschrieben und der Pastor ließ sie, wenn gleich ohne seinen Namen, drucken. Nicht lange entging dies dem Blick des durch seinen Feind berühmten Zionswächters zu Hamburg, des Hauptpastors Melchior Goetze, der damals Lessings Belehrungen noch nicht erhalten hatte: er suchte ihn hier durch Volksaufwiegelung, dort durch Facultätsgutachten zu stürzen. Es ist schön, daß der hamburgische Senat auch in jener dunkelen und verworrenen Zeit so klar blickte, daß er den Dichter schützte; das Volk hat sie immer geschützt. Schlosser starb ruhig und hochbetagt, den 10ten Februar 1815; er sah noch seine Stücke mit Beifall aufgeführt und seinen Feind von jenem Geist der Zukunft, der auch ihn erfüllt, bewältigt, unterliegen.

Er gab heraus:

Neue Lustspiele. (8.) Hamburg 1767. N. Ausg. Bremen 1768.
Nachricht an das Publikum, betreffend J. M. Goetze's Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne. Hamburg 1769.

Seine Lustspiele, welche sämmtlich zu der zuerst von Lessing in die deutsche Literatur eingeführten Gattung der sogenannten bürgerlichen Rührstücke (comédies larmoyantes) gehören, waren nicht ohne Talent französischen Mustern, jedoch mit freiester Behandlung, nachgebildet und erfreuten sich zu ihrer Zeit freundlichen Beifalles.

August Ludwig von Schlözer,

ward am 5ten Juli 1735 zu Jagstädt im Hohenlohe'schen geboren, und voll strebenden wissensdurstigen Geistes, mannigfach in Ländern und Studien umhergetrieben, bis er dem Fach sich bleibend widmete, in dem er groß geworden ist. Sein Vater, ein Prediger, ließ ihn in Wittenberg Theologie studiren, doch, hier unbefriedigt, wandte er sich, nach einem kurzen Zwischenaufenthalt zu Stockholm, in Göttingen der Arzneiwissenschaft zu. Aber auch in ihr fand er nicht seinen wahren Beruf, den er, als Hauslehrer und Gehilfe des Historiographen Müller in Petersburg, erkannte. Politik und Geschichte ergriff er mit der ganzen Kraft seines geschmackvollen Geistes und ward 1769 auf ihren Katheder nach Göttingen zurückberufen. Am 9ten September 1809 starb er daselbst als Doctor der Rechte, geheimer Justizrath und Professor der Geschichte, auch Ritter des russischen Wladimirordens.

Er gab heraus:

Versuch einer Handlungsgeschichte. Stockholm 1758.
Schwedische Biographien. Altona 1760—68. 2 Thle.
Proben russischer Annalen. Göttingen 1768.
Neuverändertes Rußland. Riga 1771—72. 2 Bde.
Beilagen. Ebend. 1769—70. 2 Thle.
Universalgeschichte. Göttingen 1772. 2 Bde.
Vorbereitung zur Weltgeschichte. Ebend. 3te Aufl. 1790.

Briefwechsel. Ebend. 1775–82. 10 Thle.
Staatsanzeigen. Ebend. 1782–94. 18 Bde.
Russische Annalen. Göttingen. 1802–9. 5 Thle.
(Sein Leben, von Christ. von Schlözer. 2 Thle. Leipzig 1828.)

Schlözer war einer der Ersten in Deutschland, welche eine neue Art und Weise die Geschichte zu behandeln einführten, indem er namentlich die historische Kritik erweiterte; Geschmacklosigkeit verführte ihn jedoch dazu, sich in einem Lakonismus zu gefallen, welcher mitunter in eine Barbarei des Styles ausartete, jedoch im Einklang mit seinen übrigen Ansichten war, denen zufolge er das Studium der Geschichte barbarischer Nationen auf Kosten der Geschichte Griechenlands zu erheben und zu rühmen pflegte.

Moritz Ferdinand Schmaltz,

Doctor der Theologie (1830 von der Universität Leipzig creirt), Hauptpastor und Scholarch zu Hamburg. Dieser große Kanzelredner wurde am 18ten Juni 1785 zu Stolpen, der kleinen sächsischen Bergstadt, geboren und seit 1798 in den stillen Klostermauern der Fürstenschule St. Afra in Meißen für die höhere Wissenschaft vorgebildet. 1804 begann er in Leipzig seine Studien, die er in Wittenberg beschloß. Nachdem er einige Jahre als Hauslehrer gewirkt hatte, ward ihm 1814 ohne sein Zuthun das Pfarramt zu Stadt Wehlen bei Pirna übertragen. In den Drangsalen des Krieges und den Schmerzen des allzutheuer erkauften Friedens, wuchs seines Glaubens Begeisterung zum Heil der Gemeinde und zu des Redners Ruhm. Schon nach 2 Jahren berief ihn die evangelische Gemeinde zu Wien als zweiten Prediger an ihre Kirche und er fühlte sich getrieben diese bedenkliche Stellung einem Ruf nach dem friedlichen Tharand vorzuziehen; im Jahre 1816 zog er in die katholische Kaiserstadt. Sein Ruf verbreitete sich schnell, das ferne Lemberg machte ihm vertrauensvolle Anträge, doch diese schlug er aus. Aber freudig willigte er ein, als 1818 ihn sein Vaterland, das er auf einer Reise wiedersah, nicht länger sich entrissen sehen wollte. Er wurde in großer freudiger Aufregung nicht bloß seiner künftigen Gemeine zum Pastor in Neustadt-Dresden gewählt, und bestieg am Neujahrstage 1819, zuerst als die seinige, jene Kanzel, die fast 15 Jahre lang durch seiner Rede Geist eine Hauptburg evangelischer Glaubensfreiheit blieb. Die Heimath hatte ihn zu rechter Zeit gerufen, neue Stürme wollten Kirche und Staat erschüttern; bald galt es, um die Rechte des Evangeliums vor Kränkungen zu schützen, nach dem Schwerte des Geistes zu greifen, bald der Beruhigung in bürgerlich bewegter Zeit, und seine Friedensworte halfen immer mehr, als Maßregeln des Mistrauens schaden konnten. Seine Reformationsfeier fand, in weiten Fernen begeisternd, lange nachhallenden Anklang und sein offner Angriff „der überhandnehmenden Scheinheiligkeit" war vollkommen zeitgemäß in einer Stadt, die schändliche Geheimnisse nicht lange mehr verbergen konnte. So lebte er, wenn gleich der Arbeit fast erliegend, doch von der Liebe und Begeisterung seiner Zuhörer getragen und gegen die Anfeindungen geschützt, die seine edle Freimüthigkeit erwarten mußte. Ihm zu Ehren ward 1826 eine Schulcasse nach nach seinem Namen gestiftet, die 1833 einen Fonds von 9000 Thlr. hatte. Viele Jahre, bis zu seinem Abschiede von Dresden, hielt er in seinem Hause mit großer Aufopferung und Freude ein Predigercollegium zur Bildung junger Kanzelredner, dem viele Gemeinden in fernen Kreisen lichtvoll-fromme Geistliche verdanken. Standhaft hatte er viele Versuchungen, eine so theure Gemeine zu verlassen, zurückgewiesen, bis die immer mehr sich häufenden und bei der Eigenthümlichkeit der Verhältnisse erschöpfenden Geschäfte seine Gesundheit öfter zum Wanken brachten und ihn fast nöthigten, Hamburgs wiederholtem Rufe Folge zu leisten. Im Herbst 1833 trat er sein Amt als Hauptprediger an der St. Jacobi-Kirche an, und auch in der weltlichen Handelsstadt erlangte bald sein Geist eine große Wirksamkeit. Findet er dort nicht eines von dem Hohen leicht und lebhaft entzündlichen Volksgeistes schöne Anregung, so gehört ihm doch eine sehr große Gemeine, aus allen Stadtgemeinen allsonntäglich zusammenströmend, mit treuer Liebe und inniger Verehrung an, und noch die späte Nachwelt wird seine Thaten preisen. Durch unermüdliche Rede ist es ihm gelungen, des Perikopenzwanges vielhundertjährige Fessel zu brechen; sein, des Angefeindeten, Schweigen hat den hamburger Mysticismus — der, nach Rheinwalds Wort, von der schlechtesten Sorte ist — an Haupt und Gliedern, hoffentlich auf lange überwunden, und sein erleuchtendes Wort pflanzt, in seinen gedruckten Reden in viele Länder verbreitet, in weiten Fernen evangelischen Glauben für das fromme Leben fort. —

Die meisten seiner Predigten sind gedruckt, in Hamburg werden alle sonntäglich herausgegeben.

- Die Vorfeier des Reformations- Jubel- und Dankfestes in Wien. Wien 1816. Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien. Erster Jahrgang. 2 Bde. Dresden 1820; zweite Aufl. 1822; zweiter Jahrgang. 2 Bde. Dresden 1822. Epistelpredigten für alle Sonn- und Festtage des Jahrs. 3 Bde. Leipzig 1825. 2. Aufl. 1828–29. Predigten über auserlesene Abschnitte der heil. Schrift. 2 Bde. Leipzig 1827. Blicke des Glaubens in das bewegte Leben der Menschen. Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. 2 Bde. Leipzig 1831. Zweite Aufl. 1834. Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien und einige im Königreich Sachsen vorgeschriebene Texte, im Jahre 1819 in der Kirche zu Neustadt-Dresden gehalten. 2 Bde. 1835.
- Predigten, in Hamburg gehalten von 1834–40. Predigten zur Beförderung des evang. Glaubens und Lebens. 4 Bde. 1834–35; dann die im Jahr 1835 gehaltenen. 4 Bde. 1835–36. Apostolische Mahnungen und Rathschläge zum christlichen Leben im Glauben und in der Liebe. Epistelpredigten. 1836. 4 Bde.
- Das menschliche Leben im Lichte der evangelischen Geschichte. 1837. 4 Bde. Predigten über die sonntäglichen evangel. Perikopen. 1838. Stimmen aus der apostolischen Zeit. 1839. Epistelpredigten. 2 Bde. Der Glaube für das Leben. 2 Bde. 1840.
- Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen. Leipzig 1823. Achte Aufl. Hamburg 1840.
- Passionspredigten. Hamburg, von 1834–40.

Ein unermüdlicher Kämpfer für Recht, Wahrheit und Aufklärung hat S. seit seinem ersten Eintritte in das geistliche Amt ununterbrochen segensreich, vorzüglich als Kanzelredner gewirkt. Klarheit, Tiefe der Gedanken, feurige Begeisterung für die Verherrlichung des echten Glaubens, edle Freimüthigkeit und ein zu allen diesen großen Eigenschaften im vollsten Einklange stehender Styl zeichnen seine Predigten auf das Glänzendste aus und weisen dem Verfasser derselben einen sehr hohen Rang unter den deutschen Kanzelrednern aller Zeiten an.

Am Reformationsfeste*).

Gelobt sei Gott, der aus der Finsterniß das Licht schaffet und auch uns berufen hat zu seinem wunderbaren Licht. Amen.

Festgeläute hat uns zum Tempel des Herrn gerufen, und zur Feier eines hohen Festes sind wir versammelt: aber erfüllet auch Euch Alle ein festlicher Sinn? Lasset mich es offen gestehen, meine Geliebten, ich richte an Euch diese Frage nicht ohne schmerzliche Besorgniß. So lange mich Gott gewürdiget hat, das öffentliche Lehramt in der Gemeinde seines Sohnes zu verwalten, sahe ich immer dem Stiftungsfeste der evangelischen Kirche mit großer Bewegung meines Herzens entgegen und mit der größten Freudigkeit habe ich stets an diesem feierlichen Tage das Evangelium Jesu verkündigt. Er versetzet uns in eine so großartige Zeit voll Geist und Leben; er vergegenwärtiget uns das ehrwürdige Bild der heldenmüthigsten Streiter Gottes für den Herrn und seine Wahrheit, die in ihrem lichten und vesten Glauben sich unüberwindlich fühlten; er läßt uns die unermeßlichen Segnungen überschauen, welche die Läuterung der christlichen Wahrheit und Kirche nicht nur den evangelischen Bekennern, sondern auch denen gebracht hat, die sich ihrer Gemeinschaft nicht angeschlossen haben; er offenbaret uns so sichtbar das Walten des allmächtigen Schirmherrn seines Reiches auf Erden, „der da will, daß allen Menschen geholfen werde und daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen" (1 Timoth. 2, V. 4), und der alle redlichen Kämpfer für ihn und sein Wort in seinen heiligen Schutz nimmt und ihre Bestrebungen segnet: so eröffnet er jedem erleuchteten und redlichen Freunde des Herrn ein unermeßliches Feld der erhabensten und fruchtbarsten Betrachtungen, und wem es vergönnt ist, an diesem glorreichen Gedächtnißtage zu einer evangelischen Gemeinde zu reden, kann seinen Mund nicht ohne fromme Begeisterung aufthun.

Aber das Feuer dieser Begeisterung kann sich kaum in voller Kraft und Wärme behaupten, wenn Jemand der lebhaften Theilnahme derer nicht gewiß ist, an welche seine Rede sich wendet. Darf ich der Eurigen vollkommen gewiß sein, meine Theuren? das ist die Frage meiner Besorgniß. Als ich vor sieben Jahren diesen Tag zum Erstenmale unter Euch feierte und mit der erwecklichen Mahnung in Eure Mitte trat: „halte was Du hast, daß Niemand Deine Krone raube!" (Offenb. Joh. 3, V. 11) da war es, als würdet Ihr von solchem Aufrufe überraschet, von der Feier selbst, zu der ich Euch aufforderte, fast befremdet, und ich schien die offenen Herzen zu vermissen, die mir sonst an anderen Orten jederzeit an diesem Tage entgegengebracht wurden. Doch das war in sofern wenigstens nicht unerklärbar, als Euch damals noch die äußere Anregung fehlte. Der Gedächtnißtag der Kirchenverbesserung war damals in unserer Stadt noch kein allgemeines Fest für die evangelischen Gemeinden, und wenn die Lehrer des Evangeliums in ihren Vorträgen seiner gedachten, so thaten sie das aus freiem Antriebe und an einem beliebigen Tage. So traf Euch die Feier desselben ganz unvorbereitet und es konnte Euch schwer werden, augenblicklich die rechte Feststimmung zu gewinnen. Jetzt aber ist diesem Mangel unter uns abgeholfen. Seit vier Jahren ist dieser Gedächtnißtag zu einem hohen Festtage erhoben, seine Feier gesetzlich angeordnet, und sie wird Euch jedesmal durch Festgeläute verkündiget. Man kam damit einem wahren Bedürfnisse der evangelischen Gemeinden entgegen und hoffete ihrem eigenen Verlangen zu entsprechen. Hat man sich nun bei dieser Hoffnung nicht getäuscht? Habt Ihr sie bisher durch die That gerechtfertiget? Ist dieser Tag nun für Euch Alle ein hohes Fest und bringet Ihr ihm die lebendige Theilnahme und den frommen Eifer der Freude an Eurem Glauben entgegen? Oder lassen alle Anzeichen das Gegentheil fürchten?

Es soll kein kränkender Vorwurf für Euch sein, den ich hier ausspreche, m. Gel.; Ihr nehmet ja sonst immer an unsern andächtigen Versammlungen den lebhaftesten Antheil und kommet an allen Sonn- und Festtagen zahlreich genug zu der heiligen Stätte: ich müßte unbillig sein und würde Euch Unrecht thun, wollte ich das nicht mit dankbarem Herzen vor Gott rühmen. Aber die gedrängten Schaaren, welche sonst an unsern hohen Festen zum Hause Gottes wallen, pflegte doch bisher dieser Tag nicht hereinzurufen, und die allgemeine lebhafte Theilnahme, die Ihr sonst unsern Festandachten schenket, schienen ihm kaum Wenige zu widmen. Das ist betrübend und in mehr als Einer Hinsicht bedenklich. Wie heiß aber mein Wunsch ist, weil ich die Nothwendigkeit fühle, daß es anders werden möge, ich würde doch diese schmerzliche Bemerkung nicht ausgesprochen haben, wenn ich nicht die Hoffnung hegte, es könne unter uns anders werden. Gewiß waren es unklare oder irrige Ansichten, von denen jene niederschlagende Lauigkeit ausging. Jahrhunderte lang wurde das Andenken an die Stiftung der evangelischen Kirche in den Mauern Eurer Stadt nicht hochfestlich erneuert: so wollte Euch die volle Bedeutung und Unentbehrlichkeit dieses Festes nicht sogleich einleuchten. Würde sie Euch recht offenbar — das Vertrauen habe ich zu Euch — so brächtet Ihr auch gewiß der Feier dieses Tages die regsame und freudige Theilnahme entgegen, die Ihr anderen hohen Festen niemals versaget. So lasset es mich versuchen, des Festes hohe Wichtigkeit Euch anschaulich zu machen. Die Erscheinungen unsrer Zeit und die Lage unsrer Kirche will ich in das Auge fassen, um Euch zu der Ueberzeugung zu führen, wie sehr wir gerade in unsern Tagen Ursache haben, das Gedächtniß der Kirchenverbesserung festlich zu erneuern. So wollen wir uns erwecken, dir die Ehre zu geben, Vater des Lichts! und immer würdiger zu werden des unermeßlichen Heils, das du uns in dem lauteren Evangelio deines Sohnes bereitet hast. Du stehest seiner Kirche mächtig zur Seite, ein heiliger Hort: so werden keine Stürme der Zeit ihre Grundvesten erschüttern:

> Auf, Christen, die ihr ihm vertraut,
> Laßt Euch kein Drohn erschrecken!
> Der Gott, der von dem Himmel schaut,
> Wird mächtig uns bedecken.
> Der Herr, der große Gott,
> Hält über sein Gebot,
> Giebt uns Geduld in Noth
> Und Kraft und Muth im Tod:
> Was will uns denn erschrecken?

Text:

2. Joh. V. 8.

Sehet Euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen.

Es ist eine rührende Bitte, welche hier der Apostel an die Christengemeinden richtet, denen er das Evangelium verkündiget hat. Für alle wahrhaft väterliche Liebe und Treue, womit er für sie gesorget und gewirket hat, will er „den vollen Lohn" darin allein empfangen, „daß seine Arbeit nicht vergeblich gewesen sei in dem Herrn" (1 Cor. 15, V. 58), daß sie standhaft bleiben in dem Glauben, den er in ihre Seelen gepflanzet und fortfahren, ihm Ehre zu machen durch einen gottseligen Wandel in der Liebe (1. Cor. 15, V. 4 bis 6). Aber „es sind viele Verführer in die Welt gekommen" (V. 7), und er siehet die Seinen in Gefahr, irre geleitet, in ihrem Glauben wankend, dem Herrn und seinem Reiche untreu zu werden. Darum will er sie zur Wachsamkeit erwecken und ihren Eifer erwärmen. In dieser Absicht erinnert er sie daran, was Alles er für sie gethan, welche Anstrengungen er für sie übernommen, wie unermüdet er für sie gearbeitet hat; mit dankbarem Herzen sollen sie fleißig seiner Treue gedenken und dadurch sich ermuntert fühlen, auf dem Pfade des ächt christlichen Glaubens und Lebens standhaft zu beharren. — Euer Herz muß es Euch sagen, m. Gel., ganz dieselbe Bitte richten heute an uns die verklärten Stifter der evangelischen Gemeinschaft, zu welcher wir uns bekennen. Auch sie rufen aus ihrem Himmel uns zu: „sehet Euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen." An das, „was sie erarbeitet," welche unvergängliche Verdienste sie sich erworben, welche Segnungen sie mit großer Aufopferung auch uns errungen haben, heißt uns die Feier des heutigen Festes gedenken, damit wir erwecket und gestärket werden, allen Eifers dafür zu sorgen, „daß sie ihren vollen Lohn empfangen." Und eine aufmerksame Beobachtung unserer Zeit muß es uns sagen, wie sehr wir dieser wiederholten Erweckung bedürfen. Auch wir müssen bekennen: „es sind viele Verführer in die Welt gekommen;" um so nothwendiger ist es, daß wir nicht vergessen, was die Stifter unsrer Glaubensverbrüderung erarbeitet, welche seltsame und bleibende Umwandelung der christlichen Kirche sie zu Stande gebracht haben. Lasset uns das weiter erwägen.

Wie sehr wir in unsrer Zeit Ursache haben, das Gedächtniß der Kirchenverbesserung festlich zu erneuern,

lasset uns andächtig ermessen. In unsern Tagen wird uns das zur heiligen Pflicht, weil I. die Nothwendigkeit der einst gestifteten Kirchenverbesserung bezweifelt, ihr Segen II. verdächtiget, und endlich III. ihr Bestehen bedrohet wird. In dem Allen aber liegen bedenkliche Versuchungen, gegen welche wir uns durch das feierliche Andenken an die Zeit, wo die evangelische Kirche gegründet wurde, am mächtigsten waffnen können. Möge denn auch die heutige Feier uns erwecken und stärken, in allen Anfechtungen die Krone des Glaubens zu behaupten.

---

*) Aus M. F. Schmalz „der Glaube für das Leben" Predigten. Hamburg 1840. Bd. II. S. 290 ff.

I.

Es ist gewiß nicht eine der geringsten dieser Anfechtungen, welche uns damit bereitet wird, daß man in unsern Tagen zuweilen *die Nothwendigkeit* der vor drei Jahrhunderten gestifteten Kirchenverbesserung *bezweifelt.* Wie man überhaupt nicht müde wird, gegen die evangelische Glaubensgemeinschaft immer wieder Behauptungen aufzustellen, deren Grundlosigkeit schon tausendmal nachgewiesen ist; so scheuet man sich auch nicht, immer wieder ihren Ursprung verdächtig zu machen. Ihre Stiftung, sagt man, sei ein ganz unnöthiges, muthwilliges Beginnen gewesen. Sträfliche Neuerungssucht und ehrgeizige Widersetzlichkeit gegen das rechtmäßige Bestehen habe sie unternommen. Hinreichende Ursachen zu einer allseitigen Läuterung der christlichen Lehre und zu einer durchgreifenden Umwandelung der kirchlichen Verfassung und der religiösen Gebräuche hätten keinesweges stattgefunden. Einzelne Mißbräuche zwar wären hier und da sichtbar gewesen; aber ihre Abstellung hätte man getrost von der Zeit erwarten und dem Oberhirten der Christenheit anheim geben sollen, unter dessen weiser und kräftiger Leitung die christliche Welt Jahrhunderte lang alle Segnungen der göttlichen Gnade empfangen und den beseligenden Frieden des Glaubens genossen hätte. Solche Behauptungen können für Unkundige und Schwache etwas sehr Gefährliches haben, und Niemand kann sich mit voller Geistesfreudigkeit zu der evangelischen Kirche bekennen, wenn er durch solche Zweifel über die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit ihrer Entstehung beunruhiget und außer Stande ist, sie sich gründlich zu lösen. Die Gedächtnißfeier ihrer Stiftung aber soll und kann eben dazu die evangelischen Bekenner des Herrn befähigen. Sie versetzet uns in die Zeit, wo der glaubensstarke Luther seine donnernde Stimme der Wahrheit erhob, welche in der ganzen Christenheit wiederhallete. Es ist wahr, der schnöde Handel, den man unter seinen Augen mit der Sündenvergebung trieb, war es zunächst, wogegen sich sein reines sittliches Gefühl und sein frommer Eifer empörte. Aber damit wurden nur seine Augen geöffnet, daß er das furchtbare Verderben erkannte, welches in die gesammte christliche Kirche eingedrungen war. Ihre Genossen schmachteten in der allerschmählichsten Knechtschaft, in der Knechtschaft des Geistes und Gewissens. Unter die geistige Vormundschaft der Priester und ihres Hauptes gestellet, war ihnen alles eigene Denken und Prüfen in Sachen des Glaubens als verbrecherisches Beginnen verboten. In der Schrift heißt es: „der Gerechte wird *seines* Glaubens leben;" aber einen eigenen, durch Selbstdenken errungnen Glauben sollte kein Christ haben, wenn er nicht dem Stande der Priester angehörte. Christus selbst fordert die Seinigen auf: „forschet in der Schrift!" aber die heilige Schrift war seinen Gläubigen entrissen; das Lesen derselben sollten sie der Priesterschaft überlassen, und was von dem Obersten derselben als Glaubenslehre geboten ward, das sollte Jedermann unbedingt annehmen, ohne nur die Frage zu wagen: warum? Ueberdem wollte man noch eine andere Quelle göttlicher Offenbarungen und Vorschriften kennen, aus welcher aber das sichtbare Oberhaupt der Kirche allein mit Sicherheit die Wahrheit zu schöpfen vermöge. Die Apostel, hieß es, haben in ihren Schriften nicht Alles aufgezeichnet, was sie von dem Herrn empfangen hatten; manche Lehre und manche Vorschrift, deren Befolgung zur Seligkeit unerläßlich ist, haben sie nur mündlich vorgetragen, und diese ihre Verkündigungen sind, unter höherer Einwirkung des heiligen Geistes, unverfälscht fortgepflanzt worden von Einem Bischofe auf den anderen, und das jedesmalige Haupt derselben ist der untrügliche Dolmetscher dieser Ueberlieferungen. Hatte man nun einmal auf Petrus Stuhl einen sichtbaren Statthalter Christi gesetzet, die Entscheidung über die christliche Lehre den Bischöfen und Kirchenversammlungen und die ganze Christenheit dem blinden Gehorsam gegen menschliche Führer und Häupter unterworfen: so war auch jedem Irrthum und jeder Verfälschung des göttlichen Wortes der Zugang eröffnet. Nun wurde das christliche Lehrgebäude immer mehr ausgebauet und durch unzählige menschliche Zusätze entstellet; die einfache vollendete Urgestalt des Evangeliums war kaum noch zu erkennen. Nun vergaß man des Herrn Wort: „ich gebe mein Leben dahin zur Erlösung für Viele," und die apostolische Lehre: „Christus ist Einmal geopfert, wegzunehmen Vieler Sünden, nicht, daß er sich oftmals opfere, gleichwie der Hohepriester gehet alle Jahre in das Heilige mit fremdem Blute;" (Matth. 20, V. 28. Ebr. 9, V. 28 und 25.) — Diesem deutlichen Ausspruche gerade entgegen, ordnete man die tägliche Wiederholung des unblutigen Opfers an, in der Messe. Nun achtete man nicht mehr die evangelische Wahrheit: „wir werden ohne Verdienst gerecht, aus Gottes Gnade" (Römer 3, V. 24.); — im geraden Widerspruche mit ihr behauptete man, der Mensch müsse sich die Straflosigkeit für seine Sünden verdienen, verwandelte die Buße in Abbüßungen durch vorgeschriebene Gebete, Wallfahrten, Pilgerreisen, Schenkungen an Priester und Kirchen und andere sogenannte gute Werke. An den Ausspruch des Herrn: „wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet, wir sind unnütze, verdienstlose Knechte, wir haben nur gethan, was wir zu thun schuldig waren," und an das Wort des Apostels: „sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollen" (Luc. 17, v. 10. Röm. 3, v. 23.), dachte man nicht mehr; — nein, sagte man, es hat Auserwählte gegeben, welche mehr gethan haben, als sie zu thun schuldig waren, und aus ihren verdienstlichen Leistungen ist ein Schatz überflüssiger guter Werke gebildet, den der Oberpriester der Christenheit zu verwalten hat und aus dem er den gefallenen Sündern mittheilen kann, so viel sie bedürfen, um selig zu werden; so entstand der sittenverderbliche Ablaß für begangene, selbst für zukünftige Sünden, der zu gewinnen war um verschiedenen Preis. Nun entriß man den Nachfolgern Jesu das selige Recht der Kindschaft, in ihren Gebeten vor Gott zu treten, wie Kinder vor ihren Vater, und alle ihre Anliegen vertrauensvoll vor dem Allwissenden selbst auszusprechen und „alle ihre Sorgen auf den Herrn zu werfen;" — an den Thron des Unendlichen wurde die Mutter des Erlösers gestellet, sammt unzähligen Heiligen, die im irdischen Leben Sünder gewesen waren, wie alle Menschen sind, jetzt aber die Vermittler und Fürsprecher sein sollten, die man verehren und anrufen müsse, weil sie allein die Gebete der Sterblichen vor den Allvater bringen könnten. Nun hatte man an den von Christo selbst eingesetzten Sakramenten nicht mehr genug; sie wurden verdoppelt und verdreifacht, und unzählige sogenannte fromme Uebungen wurden ersonnen, durch welche man wohlgefällig vor Gott werden könne. Fasten und Kasteiungen wurden den Gläubigen aufgelegt, den Priestern wurde die Ehelosigkeit geboten, um sie vor dem blinden Volke mit einem Heiligenscheine zu umgeben, frommer Müßiggang in Klöstern wurde für größere Tugend ausgegeben, als ein thätiges, nützliches und pflichtgetreues Leben und Wirken unter den Menschen und für sie, Gebeine der Heiligen stellete man als Gegenstände frommer Verehrung dar, und Splitter vom Kreuze und andere Ueberreste aus der heiligen Zeit empfahl man als Schutzmittel gegen Krankheiten und Seuchen und verkaufte sie um hohen Preis. Ach, meine Freunde, mit welchen Ketten der Finsterniß war die Christenheit gebunden, in welchen tiefen und alles ächt sittliche und fromme Leben zerstörenden Aberglauben war sie versenkt worden! Und es sollte leichtsinnige Neuerungssucht und ein muthwilliges Beginnen gewesen sein, in diese Nacht wieder Licht zu bringen und die Menge der Gläubigen aus solcher schmählichen Knechtschaft zu erlösen? Nein! die dringende Nothwendigkeit einer Verbesserung der christlichen Kirche an dem Haupte und an den Gliedern war schon von vielen Erleuchteten und Frommen in früheren Jahrhunderten empfunden worden, und die Sehnsucht nach ihr mußte allgemein und laut werden, sobald das Licht der Wissenschaften wieder aufging, die Kenntniß der alten Sprachen aus den verborgenen Schlupfwinkeln der Mönchszellen hervorging und wieder auflebte, und so das Verständniß der heiligen Schrift möglich wurde. Da mußte es sein, „als fielen Schuppen von den Augen der Menschen," da mußte jeder Unbefangene das ursprüngliche, von menschlichen Satzungen entkleidete Evangelium mit einer gewissen heiligen Begierde ergreifen; und wenn denn das sichtbare Haupt der Christenheit bei den alten Satzungen und Gebräuchen hartnäckig beharrete und der Verkündigung des lauteren Gotteswortes Bannfluch und Gewaltmaßregeln entgegensetzte: so konnte es nicht anders kommen, die Bekenner des ursprünglichen Evangeliums mußten von der bisherigen Kirche sich trennen, eine eigene Gemeinde der Gläubigen bilden, nicht eine neue, sondern die alte apostolische Kirche wieder herstellen und gründen, von welcher Jesus Christus der Eckstein und sein Evangelium die Grundveste ist. So sei uns das Gedächtnißfest ihrer Stiftung gesegnet, gesegnet zumal in unsrer Zeit! So lange wir es öffentlich und andächtig feiern, wird unsre Treue gegen sie Niemand wankend zu machen vermögen. Da erscheint uns ihre Stiftung jedesmal als ein Werk der Nothwendigkeit, das unter der sittlichen Weltregierung Gottes nicht ausbleiben konnte, als die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse der Christenheit, und was immer für Zweifel dagegen von denen erhoben werden mögen, die unsrer Glaubensgemeinschaft nicht angehören, sie können uns nicht irre machen und nimmer beunruhigen.

II.

Denn wahrlich, wir dürfen ihrer Stiftung uns freuen und unsrer Theilnahme an ihr uns rühmen. Ihre Folgen sind die heilbringendsten gewesen, obschon man auch das ferner in Abrede stellet und *ihren Segen verdächtiget.* Daß die Welt die eigenthümlichen Vorzüge derselben anerkennen sollte, kann man freilich nicht erwarten; sie würde ja damit sich selbst anklagen, würde ihre Verpflichtung eingestehen, sich auch dem

lauteren Evangelio zuzuwenden, und ihre Schuld, daß sie nicht demselben sich hingiebt. Aber sie gehet noch weiter, sie möchte gern das Wachsthum der evangelischen Kirchengemeinschaft hindern und den Lauf ihrer Wahrheit aufhalten: darum sagt sie ihr sogar manches Böse und Verderbliche nach. Der Grundsatz schon, von dem sie ausgehet, wird zuweilen als gefährlich bezeichnet. Unterwirft sich der Mensch in Sachen des Glaubens und in göttlichen Dingen nicht mehr dem menschlichen Ansehen und fühlt er hier sich von aller menschlichen Macht entbunden, so wird er auch in weltlichen Dingen keine Schranken mehr anerkennen wollen und auch der bürgerlichen Obrigkeit den Gehorsam verweigern: so sagt man, und jedes gesetzlose Auflehnen der Völker gegen ihre Regierungen will man aus einem gewissen Geiste der Ungebundenheit herleiten, der durch die evangelische Kirche und die Glaubensfreiheit ihrer Genossen geweckt sein soll. Und welche Unsicherheit und Unzuverlässigkeit, setzt man hinzu, ist dadurch in die Ueberzeugungen der Christen gekommen! Dunkel und vieldeutig ist die heilige Schrift, und Niemand kann sicher sein, sie recht zu verstehen und den rechten Weg zur Seligkeit betreten zu haben, wenn nicht ein untrüglicher Ausleger das rechte Verständniß eröffnet. — Seltsame und grundlose Behauptungen! Nein, am Stiftungsfeste der Kirche werden sie uns nicht anfechten. Da fühlen wir uns gedrungen, zu fragen, mit welchem Rechte es für uns ein hohes Freudenfest ist? die Jahrhunderte ihres Bestehens zu überschauen und nach ihren Früchten zu forschen. Und wahrlich! da bieten sich uns ganz andere, die allererfreulichsten Erscheinungen dar. Ja! „als die Freie" (Gal. 4, V. 26.) kündiget sie vom Anfange an sich an, und die Freiheit des Glaubens und Gewissens betrachtet sie als ihr kostbarstes Gut, als das unveräußerliche Erbtheil, das Christus selbst den Seinen hinterlassen hat: „die Wahrheit, spricht er, wird Euch frei machen, und so Euch der Sohn frei macht, seid Ihr recht frei" (Joh. 8, V. 32 u. 36.) In gesetzloser Willkühr und Ungebundenheit aber suchet sie nicht ihr Heil. Sie unterweist ihre Bekenner dem göttlichen Ansehen der heiligen Schrift und erkennet in Christo „den Weg, die Wahrheit und das Leben," den Auserwählten, „der allen Menschen gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung." In seinen Aussprüchen suchet und findet sie die untrügliche Wahrheit und die zuverlässige Offenbarung des göttlichen Willens, sein heiliges Vorbild gilt ihr für die unzweideutigste Auslegung seiner heiligen Vorschriften, und als das höchste Ziel ihrer Bestrebungen stellet sie ihren Genossen den Beruf vor Augen, „nachzufolgen seinen Fußtapfen und gesinnet zu werden wie Er war." Jede Einmischung irgend einer menschlichen Macht in die Bestimmung des christlichen Glaubens wehret sie ab, als unevangelisch und dem Geiste des Herrn gerade entgegen, der da spricht: „Ihr sollet Euch nicht Rabbi nennen lassen, denn Einer ist Euer Meister, Christus, und Ihr sollet Niemand Vater heißen auf Erden, denn Einer ist Euer Vater, der im Himmel ist" (Matth. 23, V. 8.). Und diese ihre Freiheit hat unermeßlichen Segen geschaffen. Sie hat den Forschungsgeist der Menschen gewecket und ihm offene Bahn gemacht, und nicht nur in dem rechten Verständniß der heiligen Schrift, auch in allen andern Wissenschaften hat sie die glänzendsten und entscheidendsten Fortschritte veranlasset und sie zu einem Gemeingute aller Menschen erhoben. Auf Erziehung und Jugendunterricht hat sie wohlthätig eingewirket, nicht nur, nach dem Vorgange des ehrwürdigen Luther, für zweckmäßige Schulen und eine gründliche Unterweisung in den Wahrheiten des christlichen Glaubens gesorgt, sondern auch, entfesselt von allen beengenden und zwingenden Schranken, immer mehr die naturgemäßesten Wege zur Heranbildung eines kräftigen und frommen Geschlechtes gesuchet. Dem bürgerlichen Leben hat eben sie die heilsamsten Früchte getragen. Die freie evangelische Kirche hat in ihrem Bereiche überall so viel Licht verbreitet, daß man Gesetze und Obrigkeiten für „eine göttliche Ordnung" und für die größte Wohlthat der Völker erkennet, die edelste Vaterlandsliebe hat sie in ihren Genossen erwecket, eben weil sie die Freiheit des Glaubens und Gewissens ihnen zurückgab, und die treueste Anhänglichkeit an ihre Fürsten und Regierungen hat man stets unter ihnen gefunden, weil sie kein fremdes, ausländisches Oberhaupt anerkennen, dessen Vorschriften mit den Gesetzen des heimischen Regenten in Widerspruch treten könnten. Selbst für die Länder und Völker, die sich ihr nicht angeschlossen haben, ist ihr Dasein und Wirken nicht ohne segensreiche Folgen geblieben. Wenn auch in ihnen der weltliche Scepter sich nicht mehr vor dem geistlichen Hirtenstabe sclavisch beuget, wenn dadurch größere Einheit in ihrer Verwaltung, ein vesteres Vertrauen zwischen Regenten und Unterthanen und eine freiere Bewegung in Wissenschaften und Künsten, in Handel und Gewerbe erzeugt worden, und wenn ein milderer Geist in die Beurtheilung und Feststellung der Rechte und Pflichten der verschiedenen Stände im bürgerlichen Leben gekommen ist: so muß jeder Parteilose und Unbefangene darin heilsame Früchte der Geistesfreiheit erblicken, welche die Stifter unsrer Kirche der christlichen Welt wiedergewonnen haben. — Und die Bekenner des Evangeliums selbst, fürwahr, sie dürfen eines vesten und zuversichtlichen Glaubens sich rühmen, eben weil sie seine ewig unerschütterlichen Gründe in der heiligen Schrift selbst suchen und von dem göttlichen Erlöser selbst sich sagen lassen können, „was sie thun sollen, um selig zu werden." Wahre Befriedigung kann uns doch der Glaube allein geben, der nicht von Außen uns vorgeschrieben und aufgezwungen, sondern aus unserem eigensten Geistesleben erwachsen ist. Wie kein Mensch für mich denken kann, so kann auch Niemand für mich glauben, und ewig unwiderleglich bleibt das Gotteswort, daß der Mensch nur seines Glaubens lebet, nicht eines fremden. Was zu unserem Heile zu wissen uns Noth thut, das finden wir deutlich ausgesprochen von dem Herrn und seinen Aposteln in der heiligen Schrift; je mehr diese unzweideutigen Aussprüche uns Licht und Trost geben, desto weniger grübeln wir ängstlich über dunkele und vieldeutige Worte, und wir dürfen getrost uns rühmen, „daß wir unsrer Meinung gewiß sind und Rechenschaft geben können von der Hoffnung, die in uns ist." Mag denn, wen nach geistiger Bevormundung und Knechtschaft gelüstet, einer unfreien Kirche sich anschließen: wir lieben die freie und preisen Gott, daß er uns zu ihrer Gemeinschaft berufen hat. Am Gedächtnißfeste ihrer Stiftung wird sie uns auf's Neue recht theuer, und wir feiern es zu dieser Zeit mit doppelter Freude, weil es uns alle Verdächtigungen des Segens der Kirche als grundlos und nichtig betrachten läßt.

III.

Um so schmerzlicher aber würde es sein, m. Freunde, sollte uns ihr ferneres Bestehen unsicher und gefährdet erscheinen; und wir können uns nicht verschweigen, daß es allerdings in unsern Tagen wieder bedrohet ist. Die Kirche, von der sie sich ausgeschieden hat, betrachtet ihre Bekenner als treulose Kinder, welche die Mutter verlassen haben, und sie ist vom Anfange an darauf ausgegangen, die entflohenen wieder in ihre mütterlichen Arme zurückzuführen. Diese ihre Absicht hat sie nicht aufgegeben, bis auf den heutigen Tag, und manche ernstliche Bestrebungen, sie zu erreichen, sind gerade in der neuesten Zeit sichtbar geworden, manche sind wenigstens theilweise nicht ohne Erfolg geblieben. Schon ist es gelungen, das Mönchsgelübde hier und da wieder mit einem Heiligenscheine zu umgeben, neue Klöster zu bauen, Wallfahrten und Pilgerreisen wieder zu Ehren zu bringen. Ein geistlicher Orden, der nach dem Namen des Herrn sich nennet, während er dessen Geiste widerstrebet, ist nach mehrjährigem Schlummer wieder zum Leben erweckt worden, hat schon in manchen Ländern öffentlich, in anderen heimlich vesten Boden gefunden, sendet überallhin seine Boten aus und manche Anzeigen lassen darauf schließen, daß er auch unsere Stadt in das Auge gefaßt hat; und dieser Orden wurde einst hauptsächlich in der Absicht gestiftet, die neu entstandene evangelische Kirche zu untergraben und ihr den Untergang zu bereiten. Ueberdem werden ja die alten Ansprüche auf geistige Alleinherrschaft wieder laut genug, und jeder günstige Zeitpunkt wird klüglich ergriffen, sie geltend zu machen. Und in der Mitte unserer eigenen Glaubensgemeinschaft werden so viele bedenkliche Zeichen der Zeit sichtbar. Auf der Einen Seite bald die betrübendste Lauheit gegen Glauben und Kirche, in welcher alles Bewußtsein der Krone, die wir besitzen, untergegangen zu sein scheint, bald ein übermüthiger und bodenloser Unglaube, der von Christo und seiner Wahrheit unverhohlen sich lossaget, auf der anderen Seite wieder das Bestreben, aus Liebe und Verehrung für den ehrwürdigen Stifter unserer Glaubensgemeinschaft, aber ganz im unlutherischen*) Geiste, der wissenschaftlichen Forschung in den Tiefen des Evangeliums hemmende Schranken entgegen zu stellen, seinen Geist durch den Buchstaben zu tödten und seine fortschreitende Entwickelung aufzuhalten. Die viele Zwietracht, welche in dem Bereiche unserer Kirche gesäet wird, vielleicht oft von fremder Hand, die mancherlei Spaltungen und Sekten, welche den inneren Frieden derselben stören und ihre innere Kraft nothwendig schwächen: fürwahr! das Alles sind

*) Luther selbst eifert gegen jede übertriebene Verehrung, die man ihm und seiner Lehre erweiset. „Es gefällt mir übel, sagt er, daß ihr schreibet, ihr habt mir, als dem Haupte dieser Sache, um meines Ansehens willen gehorcht. Ich will nichts heißen, auch nichts befehlen. Wahr ist's, daß du ja bei Leib und Seele nicht sollst sagen: ich bin lutherisch oder päpstisch. Denn derselben ist keiner für dich gestorben noch dein Meister, sondern allein Christus und sollst Dich Christen nennen." S. die Schrift: Von beider Gestalt des Sacraments. — An einem anderen Orte schreibt er: „es liegt einem Jeglichen seine eigene Gefahr daran, wie er glaubet, und muß für sich selbst sehen, daß er recht glaube. Denn so wenig ein Anderer für mich in die Hölle oder den Himmel fahren kann, so wenig kann er auch für mich glauben oder nicht glauben. Weil es denn einem Jeglichen auf seinem Gewissen liegt, wie er glaubt oder nicht glaubt, und damit der weltlichen Obrigkeit kein Abbruch geschieht, soll sie auch zufrieden sein und ihres Dinges warten und lassen glauben sonst oder so, wie man kann und will, und Niemand mit Gewalt dringen. Denn es ist ein frei Werk um den Glauben." S. die Schrift: Wie weit sich weltliche Obrigkeit erstrecket.

betrübende und drohende Zeichen der Zeit. Ist nun etwa für das Bestehen unserer Glaubensgemeinschaft das Schlimmste zu fürchten? Wäre es möglich, daß sie früher oder später wieder unterginge? — Erklärbar wäre es, wenn in verzagten Gemüthern die Erscheinungen der Zeit einmal besorgliche Gedanken erweckten. Aber sie fliehen aus unserer Seele und jede kleinmüthige Furcht muß verschwinden, so oft wir das Stiftungsfest der evangelischen Kirche andächtig begehen. Da blicken wir hin auf den kleinen Anfang eines unermeßlichen Werkes. Ein schlichter Freund der Wahrheit hat in der Tiefe des Evangeliums geforschet, und unerschrocken verkündiget er laut das Licht, welches ihm aufgegangen ist. Seine Lehre weichet von dem herrschenden Glauben der ganzen Christenheit unermeßlich weit ab, sie lehnt sich wider ihn auf, und er stehet ihr wehrlos gegenüber, nur von wenigen gelehrten und gleichgesinnten Freunden umringet. Es erhebet sich wider ihn die ganze geistliche Macht; sie hat in ihrer Hand Bannstrahl und Reichsacht, heimliche Glaubensgerichte, Kerker und Blutgerüste, und er besitzet nichts, als „das Schwerdt des Geistes, den Schild des Glaubens, den Helm des Heils und die Waffen der Gerechtigkeit." Da schien doch fürwahr nichts zu hoffen, Alles zu fürchten zu sein, und doch hat er Alles gewonnen und unermeßlichen Segen der ganzen christlichen Welt errungen. Sehet da die Erfüllung der großen Verheißung: „vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott der Herr für dich streiten!" Ja! auf der Seite des Lichtes und Rechtes stehet immerdar der allmächtige Gott. Nein! die evangelische Kirche wird nicht untergehen, so lange der Heilige im Himmel die Welt regieret. Sie hat vor zwei Hundert Jahren einen dreißigjährigen blutigen Kampf siegreich bestanden, und sie wird in allen künftigen Anfechtungen das Feld behaupten. Das Reich des Lichtes, welches sie angezündet, hat viel zu sehr an Umfang gewonnen, ist selbst in die Herzen Unzähliger eingedrungen, die sich äußerlich nicht zu ihr bekennen, und die heilige Schrift ist ausgebreitet in aller Welt, in mehr denn zwei Hundert Sprachen, und liegt in vieler Millionen Händen: so ist es umsonst, wenn man versuchet, das Reich der Finsterniß wieder aufzubauen und den gesunkenen Aberglauben früherer Jahrhunderte wieder zurückzurufen. Die evangelische Gemeinde der Gläubigen ist noch heute mit den mächtigen Waffen gerüstet, die einst den frommen Luther siegreich machten und der Herr im Himmel, der seine Sache mächtig hinausführte, stehet noch immer ihr helfend und schirmend zur Seite. Wie du in den Zeiten der Finsterniß dein Schöpferwort sprachst: „es werde Licht!" und dein heiliges Zion auf dem unerschütterlichen Grunde des ewigen Evangeliums deines Sohnes erbauetest, heiliger, allmächtiger Gott! so bist und bleibst du fort und fort deiner Kirche vesteste Burg. Sei es, daß ihr noch manche harte Kämpfe bevorstehen und daß sie noch viele heiße Anfechtungen zu überwinden hat: mit dir, Vater des Lichts, werden die Kinder deines Lichtes überwinden. Kämpfen sie nur jederzeit mit heiligen Waffen, werden sie nur nicht müde zu wachen und lassen sie ihren Glaubenseifer nicht erkalten, ringen sie nur unablässig darnach, die Kraft ihres Glaubens zu bewähren durch einen dir wohlgefälligen Wandel und „durch Werke in dir gethan:" so bist du mit ihnen und bedeckest sie mit dem Schilde deiner Allmacht. Du wirst den Sieg ihnen behalten, die Segnungen ihres Glaubensbundes schirmen und mehren, der Wahrheit immer herrlichere Triumphe bereiten und alle Welt es sehen lassen, daß deine Kirche „auf einen Felsen gegründet ist, den auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen können." Amen.

Theodor Anton Heinrich Schmalz,

ward am 17. Febr. 1760 zu Hannover geboren, studirte zu Göttingen von 1777—1780 Theologie, wurde dann Hauslehrer, faßte Neigung zur Jurisprudenz und studirte zum zweiten Male in Göttingen seit 1783. Nach 2 Jahren habilitirte er sich daselbst, erhielt aber 1787 eine außerordentliche, 1788 eine ordentliche Professur der Rechte zu Rinteln. 1789 ward er nach Königsberg berufen, wo er, obwohl 1798 Consistorialrath, 1801 Kanzler und Director der Universität geworden, dennoch nur bis 1803 blieb. In diesem Jahre ging er nämlich mit dem Titel eines geheimen Justizraths als Universitätsdirector nach Halle; als diese Stadt aber westphälisch ward, nach Memel zum Könige in der Hoffnung auf eine Anstellung an der zu begründenden Berliner Akademie. 1809 kam er in Berlin in den Oberappellationssenat und wurde 1810 zum ersten Rector und Ordinarius der juristischen Facultät an der jungen Universität ernannt. Er starb daselbst am 20sten Mai 1831 in nicht glücklichem Alter; die seinem Geiste befreundet hätten nahe stehen können, hatte er sich in den Zeiten der Erhebung Deutschlands, die ihm, dem unglücklichen Volksverdächtiger, zum Sturz gereichte, zu unversöhnlichen Feinden gemacht. Er war Dr. der Philos. und der Rechte, k. preuß. Geheimerrath, ordentlicher Professor der Rechte, Ritter des rothen Adler- und würtemb. Civilverdienstordens.

Seine Schriften sind:

Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe. Hannover 1783.

Das Recht der Natur. Königsberg 1792—95. 3 Th.

Annalen der Rechte des Menschen. 1794. Ebend. 2 Hefte.

Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers. Ebend. 1798.

Ueber bürgerliche Freiheit. Rede. Halle 1804.

Annalen der Politik. Berlin 1809—13. 5 Hfte.

Rechtsphilosophie. Ebend. 1807.

Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle. Ebend. 1809—10. 2 Thle.

Rede am Geburtsfeste des Königs. Berlin 1811.

Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für 1808. Ebend. 1815.

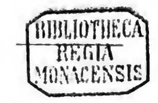
Ueber Herrn Niebuhrs Schrift wider die genannte. Ebend. 1816.

Letztes Wort über polit. Vereine. Ebend. 1816.

Staatswirthschaftlehre in Briefen. Ebend. 1817. 2 Th.

Juristische Schriften.

Als einer der ersten Prediger des Absolutismus gleich nach den Befreiungskriegen ward Schmalz auf das Heftigste von seinen Gegnern angegriffen und das Gute in seinen Schriften hartnäckig verkannt und geläugnet; auch bei ihm zerstörte, wie so oft im Leben, der Character das Talent, denn Kenntnisse, Scharfsinn und eine große Gewandtheit in der Behandlung und Darstellung seines Gegenstandes, sind ihm keineswegs abzusprechen. Seine beste Arbeit bleiben die Denkwürdigkeiten des Grafen zu S. Lippe.



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.